This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

B 1,420,002

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
READING
ROOM

LIBRARY
U. S. PATENT OFFICE.
No. ______ Class ______
Case 207 Shelf 2

AE
27
A4
v.11

17^{65}

Allgemeine
Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte

von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

ENCYKLOPÄDIE.

ERSCH & GRUBER.

VOL. XI.

D — Demeter.

U. S. PATENT OFFICE.

By transfer from
Pat. Office Lib.
April 1914.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wiſſenſchaften und Künſte
in alphabetiſcher Folge
von genannten Schriftſtellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Erſch und J. G. Gruber.
Mit Kupfern und Charten.

Erſte Section
A — G.
Herausgegeben von
J. G. Gruber.
Dreiundzwanzigſter Theil.

D — DEMETER.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1832.

LIBRARY OF CONGRESS
DUPLICATE
EXCHANGED

D.

D 1) als **Sprachlaut**. D iſt der gelinde Zahnlaut, und kann inſofern mit allen gelinden Lauten und mit allen Zahnlauten wechſeln. Die letztere Art des Lautwechſels kömt am häufigſten vor; ſofern aber *d* zu denjenigen Zahnlauten gehört, bei welchen die Zunge an die Zähne ſchlägt, ſo wechſelt es auch ebenſo häufig mit *r*, wobei die Zunge an den Gaumen ſchlägt, als mit dem reinen Zungenlaute *l* und dem reinen Zahnlaute *s*. In Verbindung mit dieſem Sauſelaute erzeugt es das griechiſche ζ, welches unſerm ß oder dem lateiniſchen *ſs* entſpricht, bei dem aber, welcher kein *s* zu ſprechen vermag, zu *j* oder einem zum Conſonanten erſtarrten *i* wird. Weil nun das *j* ſo leicht wieder in den Ziſchlaut übergeht, ſo erklärt ſich daraus eben ſowol die häufige Verbindung eines Ziſchlautes mit dem *d*, als der Übergang eines Zahnlautes in den Gaumenlaut, welcher weit häufiger iſt, als der Übergang in den Lippenlaut. Wird bei der Vereinigung eines *d* mit dem Sauſelaute der Zahnlaut zugleich verhärtet, ſo entſpringt daraus unſer z, wie bei der Vereinigung mit dem Ziſchlaute das *tsch*, und bei dem Übergange in den Gaumenlaut das *ch*. Hieraus erklärt ſich der merkwürdige Lautwechſel in den verſchiedenen Mundarten der Mixteca-Sprache im Plateau von Mexico, welche, ungeachtet des Mangels faſt aller Lippenlaute und des *r*, dennoch in den Lauten alſo wechſeln, daß mehre Dialekte *j* oder *ch* für *d* oder *s* ſetzen, der Dialekt in Mactlañtongo aber *d* und *dz* ſehr häufig in *l* verwandelt. So ſpricht dieſer Dialekt *luhu* für *duhu* (ich), wofür andere Mundarten *juhu* oder *chuhu* ſagen. Gleich merkwürdig iſt die dialektiſche Verſchiedenheit, welche Falkner von der moluckiſchen oder araukaniſchen Sprache Südamerika's anführt, der zufolge die Pehuenche und ihre Nachbaren, die Huilliche bis Chiloe, weder *d* noch *r* haben, ſondern ſtatt beider *s* ſetzen; die Picunche dagegen, die kein *s* haben, oft dafür *d* oder *r*, wie *t* ſtatt eines *ch* ſprechen, ſo daß z. B. die Wörter der erſtern somo (Frau), vucha (groß), huasanca (tauſend), bei den letztern domo, vuta, huaranca lauten. Nicht minder auffallend iſt das Lautverhältniß zwiſchen den maypuriſchen Dialekten im Mittel von Amerika; denn wo die eigentlichen Maypuren *j* ſprechen, ſetzen die Guipunaven häufig *d*, die Kavèren aber *sc*, und die Avanen auch bald *d*, bald umgekehrt *j*, ſtatt des maypuriſchen *t*. Weit einfacher iſt die Lautverſchiebung, welche Grimm (teutſche Grammatik. 1. Thl. S. 584.) in unſerer Sprache nachgewieſen hat, und der die Lautverſchiebung zwiſchen den Lippen- und Gaumenlauten analog auf folgende Weiſe beſtimt:

Griechiſch:	Gothiſch:	Althochteutſch:
D.	*T.*	*Z.*
Th.	*D.*	*T.*
T.	*Th.*	*D.*

oder

Griechiſch:	*D.*	*Th.*	*T.*
Gothiſch:	*T.*	*D.*	*Th.*
Althochteutſch:	*Z.*	*T.*	*D.*

Als Beiſpiele jener Lautverſchiebung mögen θυγάτηρ, gothiſch dauhtar (ſpr. dochtar), althochteutſch tohtar, und dens, ὀδούς (ſanskritiſch danta), gothiſch tunthus, althochteutſch zand, im Plural dentes, ὀδόντες, gothiſch tunthjus, althochteutſch zendi, mittelhochteutſch zende, dienen. Wenn in dem erſten Beiſpiele die Lautverſchiebung nur zu Anfange des Wortes Statt findet, ſo geſchieht das wegen des vor dem zweiten *t* im Teutſchen vorangehenden ſtarken Hauchlauts: und ebenſo wurde das althochteutſche zand, weil am Ende eines Wortes das d ſich zu verhärten pflegt, eigentlich zant geſchrieben. Schon früh ſchrieb man aber bloß zân, und im Plural zêni, welche Apokope des Zahnlautes nach n Grimm für das einzige Beiſpiel im Althochteutſchen erklärt, da hingegen in den neuhochteutſchen Verben, das einzige ſind ausgenommen, das urſprüngliche *unt* oder *ent* in der dritten Perſon des Plurals durchaus nur noch *en* lautet, ſowie auch wol der Infinitiv der Future eigentlich das Particip iſt, wenn man das mit werde gebildete Paſſiv, und iſt zu lieben mit dem zu liebenden vergleicht. Dieſes letzte Beiſpiel lehrt zugleich, wie gern der Teutſche dem *n* noch ein *d* anhängt, was man auch im Lateiniſchen *tendo* für τείνω bemerkt, ſtatt deſſen in *scindo* für σχίζω das *n*, in *cando* für καίω aber *n* und *d* zugleich eingeſchoben iſt, wie in ſtand von ſtehen. So ſchrieb man im Mittelhochteutſchen *vâsant*, *vâsandes* für das franzöſiſche *faisan* oder *faisand* (phasianus), und *tristant*, *tristandes*, oder *tristrandes* für *tristram*; und im Neuhochteutſchen haben wir noch Niemand, Mond, Jahrzehend und unzählige andere Wörter, in welchen nicht nur nach *n*, wie in minder, ſondern auch nach *r*, wie in vorder, und nach andern Lauten das *d* eingeſchoben ſcheint, welches nach *s* ſich zu *t* verhärtet. Daß eben dahin die Namen der Weltgegenden Oſt, Süd, Weſt und Nord, oder wie man ehemals ſagte: Oſtern, Südern, Weſtern, Nordern, gehören, erhellet aus *Essex*, *Sussex*, *Wessex*, *Norwegen* mit den Normannen, Wiſigothen und Sygambern für Südgambern. Die Griechen vermittelten durch *d* das *n* und *r*, wie in ἄνδρες; die Lateiner zwei zuſammen-

287118

ſtoßende Vocale, wie in *redeo*, *prodeo*, wogegen ſie es nach *x* auch abwarfen, wie in *exuo*, im Gegenſatze von *induo*. Die ältern Lateiner hängten überhaupt gern den Vocalen ein *d* an, woraus ſich noch *id*, *quod*, *illud*, *aliud* u. dergl. erhalten haben, und unterſchieden ſich dadurch ſehr von ihren Stammverwandten, den Umbriern und Osken, welche in das tuskiſche Alphabet, das gar keine weichen Laute kante, zwar ein beſonderes *b*, aber kein *d* einſchoben. Statt daß die Lateiner *ad* aus *a*, *apud* aus ἀπό bildeten, ſchufen die Griechen εἰς aus ἐν für ἕνς und ἄλλοσε aus ἄλλο; dennoch ließen ſie in den Verben auch δ ſtatt σ zwiſchen zwei Vocale treten, wie ἐῤῥάδαται von ἐῤῥάσμαι. Daß nicht blos die europäiſchen Sprachen zwiſchen Vocalen ein *d* einſchieben, oder dem *d* noch ein *n* vorſetzen, beweiſen die Zuſammenſetzungen *kepèdare* (unſer Vater) bei den Waikuren in Californien, und *dzutundoo* (Vater unſer) von *dzutu* (Vater) und *doo* (unſer) in der Mixteca-Sprache. Die Teutſchen lieben aber das *d*, oder auch, was wegen der obenerwähnten Lautverſchiebung gleich gilt, das *t* und *th* in der Wortbildung ſo ſehr, daß man ſich billig wundern muß, wenn der Plattteutſche, dem ganz entgegen, in der Mitte der Wörter die Zahnlaute ſo oft abwirft, gleich dem engländiſchen *or* für *oder*.

Faſt alle Demonſtrative werden im Teutſchen durch *d* gebildet, wie im Lateiniſchen und Griechiſchen durch *t*, im Engländiſchen durch *th*. Dahin gehört auch der Artikel der als Antwort auf die Frage wer? durch deſſen Vorſatz vor das zendiſche *bee* das Zahlwort zwei, gothiſch *twai* (ſpr. *twä*), wie durch den Nachſatz deſſelben beide, oberteutſch *beede*, entſtand, indem die Oberteutſchen *beede*, *bode*, *beide* in der Mitte, wie *zween*, *zwo*, *zwei* am Ende flectiren, wodurch ſich auch das engländiſche *both* neben *two* erklärt, ſtatt daß das lateiniſche *bis*, wie *viginti* zeigt, gleich dem griechiſchen δίς, aus *duis* oder δυίς entſprang, ſowie die Lateiner auch aus dem griechiſchen ζ für δι erſt *dj.*, dann *j* bildeten, z. B. Ζεύς, Διός, *Jovis*, welches man fälſchlich mit *deus* für θεός in Verbindung zu bringen pflegt. Wie ward aus war hervorging, ſo reden aus rethen; und wie ſich die Würde zum Werthe für Währung verhält, ſo die Rede zum Rathe: man muß daher auch das Schluß-t ſo vieler teutſcher Subſtantive, wie That, Haft, Schaft, nicht als eine Abkürzung aus heit betrachten; ſondern es ward dadurch nur das Wort gekräftigt, wie in den Adverbien einſt, ſonſt, ſelbſt, die, wie einsmals beweiſet, aus der Genitivform hervorgingen. In den zeitbeſtimmenden Adverbien liebte man eine ſolche Kräftigung des Lautes ſo ſehr, daß man aus der Genitivform *its* für id temporis erſt itzt, und dann noch provinciell aus itzo mit vorgeſchobenem n ein itzund oder itzunder bildete: ja! wie der Engländer *whilst* für *while* oder *whiles* ſpricht, ſo ſagt der Rheinländer ſogar wennſt du für wenn du. So darf man dann auch Formen, wie weſentlich, nicht aus weſenheitlich, verkürzt glauben; ſondern das *t* ſoll, wie in ordentlich, wiſſentlich, erkentlich, das n nur kräftigen, weshalb auch für meinetwegen eigentlich meintwegen geſchrieben werden ſollte, obwol man von dieſem auch ein unſertwegen, euertwegen, ihrertwegen ohne ein vorangehendes n nachgebildet hat. Daß das st der Superlative aus dem griechiſchen τατος hervorging, beweiſen die blos auf te ausgehenden Ordnungszahlen; wenn aber der Teutſche den griechiſchen Comparativ auf τερος, gothiſch *za*, mit *er* vertauſcht hat, ſo bildet er dafür die Verbalendüngen neben n durch den Zahnlaut ganz allein; der Plattteutſche läßt ſogar alle Pluralperſonen des Präſens, welche im Engländiſchen alle Endungen abgeworfen haben, auf ein *d* oder *t* ausgehen. Der Zahnlaut ſpielt überhaupt in allen mit der unſerigen verwandten Sprachen eine ſo große Rolle, daß man wohl behaupten darf, kein anderer Laut habe ſo vielen Wörtern ihren Urſprung gegeben. Man erwäge nur in der griechiſchen Sprache, der mit τ, θ, σ, ζ beginnenden Formen nicht zu gedenken, die Stammformen δάω, δέω, δίω, δόω, δύω, um ſich von dem weiten Umfange des Zahnlautes zu überzeugen. Daß überhaupt *da* einer der erſten Laute in der Sprache ſei, erkent man aus der Sprache der Mandſchu, in welcher dadurch unter anderm der Anfang, Urſprung, die Wurzel und das Oberhaupt bezeichnet wird. Im Lateiniſchen bildet dieſer Laut auch das einzige Verbum, welches durch alle Vocale umlautet: do, dedi, datum, duim für dem. Schon die ruſſiſche Kaiſerin Catharina machte, als ſie das Petersburger Vergleichungs-Wörterbuch über europäiſche und aſiatiſche Sprachen entwerfen ließ, die Bemerkung, daß *Daedae* oder *Taetae*, womit die ruſſiſchen Kinder alle Perſonen benennen, denen ſie Liebe und Achtung bezeugen wollen, bei einer großen Zahl von Völkern die vertraulichen Benennungen für Vater, Großvater, Erzieher und Wohlthäter bilden. Grimm iſt ſelbſt geneigt, den Namen der Teutſchen vom gothiſchen *thiuth* (gut) abzuleiten, obwol deutſch nur eine adjectiviſche Nebenform für deutlich oder verſtändlich iſt.

So mannigfaltig auch der Gebrauch des D-lautes in den Sprachen der gemäßigten Zone unſerer Halbkugel iſt; ſo fehlt er doch nicht nur den Sprachen aller Völker, welche, wie die alten Etrusker, nur an eine harte Ausſprache gewöhnt ſind, ſondern ſogar manchen Völkern, die andere weiche Laute ſowol als Zahnlaute haben. Vorzüglich neigen ſich zwar die Völker des äußerſten Nordens, wie die Finnen und Lappen, bei welchen ſich wenigſtens die weichen Buchſtaben von den harten kaum unterſcheiden laſſen, zur harten Ausſprache hin; aber in Amerika herrſcht dieſe nicht bloß im Plateau von Mexico, ſondern auch in der Quichua-Sprache in Peru und in andern Sprachen Mittelamerika's. Während die Huronen, denen, weil ſie den Mund beim Sprechen nicht ſchließen, alle Lippenlaute fehlen, und bei denen außer dem *n* auch die fließenden Laute ſelten ſind, von allen weichen Conſonanten nur *d* zu ſprechen vermögen; fehlen der Moſſa-Sprache im Oſten von Peru, ſo ſanft und angenehm übrigens ihre Ausſprache ſeyn ſoll, außer *f*, auch die Buchſtaben *d* und *l*, deren Mangel in der Muysca-Sprache weniger auffällt, weil ſie ſehr guttural iſt, und in dieſer Hinſicht einige unſern Sprachen fremde Laute hat. Wenn die Einwohner des von la Perouſe unter 58° 89′ gefundenen Port des François, die, außer vielen andern Lauten welche die Franzoſen nicht zu ſchreiben wußten, auch einen aus *k*, *h*, *l*, *r*, *l* zuſammengeſetzten Laut hatten, wie in der Benennung des Haars *khlrleies*, aller Mühe und Geſchicklichkeit im Nachahmen ungeachtet, die franzöſiſchen Laute eines *d*, *l*, *x*, *j*, *g* nicht auszuſprechen vermochten, wie ſie auch weder *p*, noch *f*, noch *v* gebrauchten; ſo fällt dieſes weniger auf, als daß die Tarahumara in Neu-Biscaya zwar oft *b* ſtatt *p* ſetzen, aber, gleich den Grönländern, doch kein *d* haben. Bei ſolcher Verſchiedenheit der Sprachen im Gebrauche einzelner Laute kann es denn auch nicht befremden, wenn die Benennung der Zähne, wozu man vorzugsweiſe die Zahnlaute wählte, dennoch in verſchiedenen Sprachen ſo verſchieden lautet. Weil man aber aus keinem Beiſpiele die Lautverhältniſſe verſchiedener Sprachen in Bezug auf den D-laut ſo gut erkennen kann, als aus der Benennung der Zähne (denn die Zunge, zu deren Benennung unſere Sprache ebenfalls den Zahnlaut gebraucht, wird in den meiſten Sprachen, andere Laute abgerechnet, durch ein *l* zu Anfange oder in der Mitte des Wortes bezeichnet); ſo ſcheint eine kurze Überſicht derſelben hier nicht überflüſſig zu ſeyn. Die einfachſte Benennung für die Zähne hat die vokalenreiche Sprache der Nadoweſſier in Nordamerika, welcher, des dieſem Volke gegebenen Namens ungeachtet, nach den bekant gewordenen Sprachproben, das *d* gänzlich fehlt: denn ſie nent den Zahn, wie ſie überhaupt ſich durch die Ausſprache vermittelſt der Kehle auszeichnet, blos *i*, dem andere benachbarte Völker noch den Hauchlaut zum Theil blos vor, zum Theil auch nachſetzen. Die Lamuten in Siberien verbinden damit den Zahnlaut am Ende, und ſagen *it*, wie die Wogulen *wit*. Wie man hiemit die Benennungen *issii* auf den Sundainſeln, *wessi* in Auſtralien, *oos* bei den Tſchikitos in Südamerika, und *ods* in der Atacapa-Sprache in Nordamerika vergleichen kann; ſo mit dem tunguſiſchen *itto*, *ikto*, *ikta* oder *iktal* die ſüdamerikaniſchen Benennungen *aïtsche* und *eïtsche*, womit das einzeln ſtehende und vielleicht nur durch das keltiſche *izgitr* zu vermittelnde *aguin* der Basken nur eine entfernte Ähnlichkeit zeigt, und mit dem mantſchuriſchen *weiche*, wo nicht das irländiſche *fiacul* und virginiſche *wippit* im ehemaligen Neu-Schweden, doch *wadya* und *woï* auf den Sundainſeln, und *watig* auf Formoſa.

Die Jakuten in Siberien ſetzen den Zahnlaut dem *i* zugleich vor und nach, und ſagen *tit*, *tis* oder *tiss.*, wie die Kirgiſen, das bei den Uiguren, Tataren und Türken in Aſien und Europa *tisch*, *tysch*, *tjesch* oder *disch*, bei den Jukegiren *tody*, bei den Totokaka in Nordamerika *tatzan*, bei den Tſchuwaſchen aber *schit* lautet. Sowie ſich nun mit jenem das ſanskritiſche *daschana* und hindoſtaniſche *dessen* vergleichen läßt; ſo mit dieſem *ſsila*, *tsiul*, *tsułwe*, *sołwot* bei einigen Lesghi-Stämmen am Kaukaſus, womit *tsoisla* in der Mobimah-Sprache Südamerika's eine entfernte Ähnlichkeit hat. Da nun andere Lesghi-Stämme theils *ſsuda*, theils *kizu* und *kertschi*, die Awaren mit ihren Nachbaren *sibi*, *záhbi*, *zawi* oder *ſsiw* ſagen; ſo laſſen ſich mit dem erſten das kalmückiſche *schüdün* oder *schüden*, und das mongoliſche *schidu* vergleichen, wie mit dem zweiten das kamtſchadaliſche *kytshöp* und grönländiſche *kigut* einerſeits, das armeniſche *kérik* oder *agorik* andererſeits, dem wieder einige ſüdamerikaniſche Benennungen *khéri*, *kero*, *kiru* ähnlich lauten, ſowie *tirsſá* in der Argúbba-Sprache Abeſſiniens, *tirszehd* in der Sprache von Tigyey in der afrikaniſchen Stadt Hámaſa, wofür in der Sprache von Szavanne *tekoréh*, im Reiche Burnu *szarén kó* geſagt wird, mit den kaukaſiſchen Benennungen *tzerka* bei den Tuſchi, *tzergisch* bei den Juguſchen, und *tzargisch* oder *tseriksch* bei den Tſchetſchenzen zuſammenſtimmen; mit dem dritten endlich das ſlawiſche *sub*, das liwiſche und lettiſche *sobs*. Der Grundlaut aller dieſer Formen iſt theils das tibetiſche *ſso* in Congut, das in Awa *sua*, in Pégu *schua*, in Birman *swa* oder *swa* lautet; theils das chineſiſche *si* oder *tschi* in Indien, oder das tſcherkaſſiſche *dze*, *dza* am Kaukaſus, womit *dschu* in der Kongo-Sprache des ſüdlichen Afrika's ebenſo zuſammenſtimt, wie *dschi* im großen Ocean, *tsi* im mittlern, und *dza* im ſüdlichen Amerika. In Awa und Birman findet man aber auch die Benennung *tabu*, welche vermittelſt des oſtiakiſchen *tewu* oder *tiwu* mit dem ſamojediſchen *tiú*, *tibe* oder *tibie* zuſammenhängt, womit wieder *tibit* der Algonkins in Nordamerika zuſammenſtimt. Da nun andere Samojeden auch *timia* oder *temja* ſagen, die Karaſinski am Imiſei ſogar *dinyda*, die Koibalen im Krasnojerſchen Gebiete aber *temae* oder *tyme*, wie die Albanier zugleich die Benennungen *dem*, *dambe* und *deiba* haben; ſo läßt ſich damit nicht nur das armeniſche *adamn* oder *atamunk* vergleichen, ſondern auch *timmi* im afrikaniſchen Burnu nebſt dem äthiopiſchen *ten*, und *temati* in der Kora-Sprache des mittlern Amerika, nebſt *domo* im Araukaniſchen, *tanha* im Braſiliſchen, *taï* bei den Guarany, und *daï* oder *saï* in der Homagua-Sprache. Obgleich nun dieſes ſchon ſich ſehr den Bezeichnungen der gebildetern europäiſchen Sprachen nähert, ſo müſſen wir doch erſt die Benennungen roherer Sprachen aufzählen, welche den Zahnlaut mit einem Gaumen- oder Lippenlaut vertauſchten. So führt uns das eſthniſche *hammaſs*, kareliſche *chammasch* und finniſche *hammoſs*, *hampa* oder *ampat*, theils auf *himak* oder *imak* der Kurilen, theils auf den gutturalen Grundlaut *a*, *ja*, *ga*, *je*, *ge*, *ka* in den verſchiedenen Mundarten der Chineſen, der im Afghaniſchen *chach* oder *chak*, im Japaniſchen aber *kiba* lautet. An jene Form reihet ſich das pehlwiſche *kaka*, chaldäiſche *keke*, aſſyriſche *kika*, malayiſche *gigi* und darfurſche *kagih*, welches in der Sprache von Móbba *szattih* lautet; an die letztere aber *kob* im mittlern Amerika und *kibri* bei den Lazi am Kaukaſus, *kibiri* in Mingrelien und *kbili* in Georgien.

Sowie nun die Chineſen dem Grundlaute *ga* auch ein *n* vorſchlagen, ſo haben mehre Völker fremder Erdtheile dem *i* ein *n*, *gn* oder *ng* vorgeſetzt, wie auf den Carolinen, der Halbinſel Korea, und in Bambarra des weſtlichen Afrika; ſowie ſich ferner an *nihi* auf den Sundainſeln und *nio* in Neu-Seeland, *nif* in Madagascar, *nifo* auf den Freundſchaftsinſeln, *nifine* auf den Marianen, *nipun* oder *ngipun* auf den Philippinen reihet; ſo an *ning* der Mandingo-Neger, *nhierre* bei den Fulah, *nengoï* oder *noinge* bei den Yolofs, *názinjá* oder *nganah* in Begirma des mittlern Afrika: und ſowie ſich mit dem koptiſchen *nagi* die ſüdamerikaniſchen Benennungen *nogué* in Mbaya, *nawué* bei den Abiponen, *nuoï* in der Moſſa-Sprache und *noho* in der Mixteca vergleichen laſſen; ſo mit dem berberiſchen *nîta* und bungaliſchen *nelk*, das maypuriſche *nati* und caraibiſche *nari*. Statt des *n* haben die Tunkireſen in Anom das *r* zum Grunde gelegt, indem ſie den Zahn *ran* nach franzöſiſcher Ausſprache nennen. Durch das ſanskritiſche *rad* oder *radana* und das hindoſtaniſche *reden* wird dieſes mit *ritti* bei den wandernden Tſchuktſchen in Verbindung gebracht; indem aber die Rennthier-Tſchuktſchen *ryttyntae* ſagen, welches bei den Tſchuktſchen am Anadyr *Wuttinka* lautet, ſo gehört auch *gutyk* am Tſchuktſchen-Vorgebirge hieher. Wohin aber *wannalgyn* bei den Korjäken zu zählen ſei, läßt ſich eben ſo wenig beſtimmen, als *canablec* in der Huaſteca-Sprache in der Nähe von Mexico, wenn man nicht etwa das gleich folgende *pandlu* damit vergleichen will. Das cafferſche *sinyu* ſtimt zum chaldäiſchen *schinu*, hebräiſch *schēn*, arabiſch *sinn*; das telugiſche *pandlu* im ſüdlichen Aſien, aber und *foni* der Alfurier auf den moluckiſchen Inſeln zum ſiameſiſchen *pfān* oder *fan*, deſſen Grundlaut in Japan *ha*, *fa* oder *pha* lautet. Mit *ha* läßt ſich nur noch das ſiameſiſche *hieu* nebſt *t'hey* der Buſchmänner im ſüdlichen Afrika; aber mit *fa* das ungariſche *fog*, *pegi* auf Van Diemensland, *pits* bei den Abaſſen am Kaukaſus, *paei* bei den Morduinen, *péi* bei den Mokſcha, *pü* oder *püi* bei den Tſchermiſſen, *pin* bei den Permiern, *ping* oder *pankt*, nebſt *tusspanga*, *schöppang*, *tosskwor* und *onssor*, bei den Wogulen, *pek*, *penk*, *ponk*, *ippjumk* bei den Oſtiaken, *pane*, *padne* oder *pande* bei den Lappländern, *pind* bei den Eſthen. Statt dieſes Lippenlautes haben die gebildetern Sprachen den Zahnlaut gewählt, deren Reihe das Sanskrit mit den Formen *danta*, *denta* und *dut* eröffnet, das im Hindoſtaniſchen *dant*, *dent* oder *dat*, im Zigeuneriſchen *dand* lautet. Mit dem Plural *dendan* ſtimt das zendiſche *dentânô*, pehlwiſche *dandán*, malabariſche *dandam*, tamuliſche *dendam*, neuperſiſche *dendán*, *dindan* oder *dandan*; mit dem kurdiſchen *danan* oder *tendasch* das oſſetiſche *dandak* oder *dendag* und *dangeta* auf den Sundainſeln. Das griechiſche ὀδούς muß nach dem neugriechiſchen *dondia*, und das lateiniſche *dens* nach dem provençalen *dente* beurtheilt werden: zu jenem ſtimt das lithauiſche *duntis* und altpreußiſche *dandes*; zu dieſem das walachiſche *dinte* und keltiſche *dant*, welches im Bretoniſchen wie im Franzöſiſchen *dent*, in Cornouaille *dans* lautet. In der teutſchen Sprache herrſcht zufolge der oben angegebenen Lautverſchiebung das *t*, welches im Hochteutſchen, wie im Namen der Zunge zu z wurde. Mit dem gothiſchen *tunthus* ſtimt das isländiſche *tonn*, ſchwediſche und däniſche *tand*, frieſiſche *tan*, holländiſche *tand*, angelſächſiſche *toth*, engländiſche *tooth*, im Plural *teeth*, wozu man noch die Benennung eines Hauers *tusk*, altfrieſiſch *tuske* oder *tosken*, angelſächſiſch *tyxaf* fügen kann. Merkwürdig iſt es, daß auch in ſehr vielen Sprachen die Zehenzahl mit ähnlichen, obwol dennoch verſchiedenen Lauten, wie die Zähne, bezeichnet wird.

2) Als Schrift- und Kürzungszeichen. D iſt der vierte Buchſtabe des phönikiſchen Alphabetes, aus welchem alle europäiſche Alphabete hervorgegangen ſind, und ſcheint daher auch unſerm Zahlzeichen 4 den Urſprung gegeben zu haben: wenigſtens iſt die Geſtalt eines phönikiſchen D nach Büttner's Vergleichungstafeln nicht ſehr verſchieden von der, welche das Zahlzeichen 4 theils noch hat, theils gehabt hat. Seine urſprüngliche Geſtalt muß jedoch, wenn ſie mit dem Namen *Daleth* oder *Delta*, welcher eine Thür bezeichnet, zuſammenſtimmen ſoll, mehr derjenigen ähnlich geweſen ſeyn, welche Kopp im zweiten Bande der Bilder und Schriften der Vorzeit dem ſamaritaniſchen oder althebräiſchen Daleth gibt: denn wenn Geſenius die Quadratfigur des Neuhebräiſchen als Zeichen einer Thür erkent, ſo kann der dieſer fehlende ſchräge Strich den Umriß des aufgeſchlagenen Vorhanges andeuten, mit welchem man eine Thür zu verſchließen pflegte. Hug's Hypotheſe, welche die Erfindung der Schreibkunſt durch einen Phöniken in Ägypten vorausſetzt, daß das griechiſche Δ ein pyramidaliſches Haus bezeichne, verträgt ſich weder mit dem Namen, noch mit der urſprünglichen Geſtalt des Buchſtabens. Auch iſt man noch nicht einmal gewiß, ob die Ägyptier ein *D* in ihrer Schrift hatten, da weder die gemeine noch hieroglyphiſche Schrift ein D vom T unterſcheidet. Auch im koptiſchen Alphabete wird das *Tau* wie *Dau* ausgeſprochen, und das *Dalda* iſt nur als ein fremder Buchſtabe aufgenommen, obwol das ägyptiſche wie *dsh* zu ſprechende Zeichen *Genga* demſelben ähnlich ſieht. Was für verſchiedene Geſtalten das D in den orientaliſchen Schriften erhalten hat, findet man in Kopp's oben erwähnter Schrift ausgeführt; merkwürdig iſt es aber, wie verſchieden ſich das D in den europäiſchen Schriften vom R geſtaltet hat, von welchem es ſich in den altorientaliſchen Schriften kaum merklich unterſcheidet. Auch die alten Griechen ſchrieben zum Theil ſowol D als R in der runden oder dreieckigen Geſtalt des altlateiniſchen *D*, obwol das *R* gewöhnlich einen Fuß gleich dem lateiniſchen *P* bekam, von welchem die Lateiner das *R* noch durch einen ſchrägen Strich unterſchieden, welcher die ganz verſchiedene Geſtalt unſers R veranlaßt hat. Die Etrusker, welche gar kein D hatten, ſowie auch die älteſte Runenſchrift deſſelben entbehrte, gebrauchten die Geſtalten eines lateiniſchen *D* und griechiſchen *P* ohne Unterſchied für R: die umbriſche Schrift der Eugubiriſchen Tafeln unterſcheidet zwar beide Zeichen nicht nur, ſondern hat auch noch ein Zeichen in der Geſtalt eines lateiniſchen *b*, oder weil ſie, wie die tuskiſche Schrift, von der Rechten zur Linken ſchreibt, eines *d*; aber keines dieſer Zeichen iſt ein D. Dagegen hat die Keilſchrift, wie der Name des Darius zeigt, D und R durchaus ſehr verſchieden geſchrieben, und auch im phönikiſchen Alphabete kann die Geſtalt der beiden Buchſtaben urſprünglich nicht gleich geweſen ſeyn, ſofern der Name des einen eine Thür, der Name des andern einen Kopf bezeichnet. Der Name der angelſächſiſchen Rune *daeg* (Tag) und des ruſſiſchen *dobro* (gut) haben mit dem Zeichen nichts gemein, und bedür-

ſen daher hier keiner Erklärung; aber die griechiſche Benennung einer Schreibtafel δέλτος ſcheint von der dreieckigen Form der älteſten Schreibtafeln hergenommen zu ſeyn. Durch *Delta* bezeichneten überhaupt die Griechen, was eben dafür ſpricht, daß die Phöniker die Thür nicht, wie die neuhebräiſche Quadratſchrift durch ein offenes, ſondern wie die ſamaritaniſche oder althebräiſche Schrift durch ein geſchloſſenes D in der Geſtalt eines Dreiecks bezeichneten, jede dreieckige Geſtalt, weshalb ſie dieſen Namen auch auf die fruchtbare Nilinſel in Unterägypten, wie ſpäter die Römer auf die von den Alpen und dem Pofluſſe eingeſchloſſene Gegend Oberitaliens, übertrugen. *Δελτωτόν* heißt daher auch das Geſtirn des Triangels zwiſchen dem Fußſterne der Andromeda und dem Widder, von deſſen Geſtalt man auch die Figur des phönikiſchen *Delta* ableiten könte, wenn man das Zeichen des *Alpha* vom Stierkopfe, und *Beta* vom Zeichen des Widders im Thierkreiſe ableitet. Wenigſtens hat Hermann im dritten Bande ſeines Handbuches der Mythologie wol nicht Unrecht, wenn er unter dem Hermes, dem Ordner der Geſtirne, welcher nach Eratoſthenes den erſten Buchſtaben des *Δίς* im Triangel darſtellte, vergl. Hygin. P. A. II, 19. den ägyptiſchen *Thoyth* oder phönikiſchen *Taaut* verſteht. Unſere Mathematiker bezeichnen noch jedes Dreieck mit dem griechiſchen *Δ*.

Bei denjenigen Völkern, welche die Zahlen nach der Folge der Buchſtaben im Alphabete bezeichneten, hatte das D den Werth von 4; die Griechen begannen aber ſchon früh die Zeichen ihres Zahlenſyſtemes, das dem römiſchen oder etruskiſchen gleich, von den Anfangsbuchſtaben ihrer Zahlwörter herzunehmen, da denn *Δ* wegen des Wortes *δέκα* den Werth von 10 erhielt. Die Römer, welche, wie die Etrusker, die Zahlen ihres Syſtemes durch geometriſche Figuren darſtellten, und für die Zahl 500 das Zeichen eines Quadrates wählten, ſchufen dieſes durch Abrundung der einen Seite in *D* um, deſſen gegenſeitige Verdoppelung in der Figur CIↃ den Werth von 1000 bekam; und ſowie der Werth dieſes letztern Zeichens durch jedes zu beiden Seiten hinzugefügte C einen zehnfach höhern Werth erhält, ſo ſteigt auch der Werth des D in der Figur IↃ mit jedem zugeſetzten Ↄ um einen zehnfach höhern Werth. Weil aber die Römer eigentlich nur für die Zahlen von 1—1000 beſondere Zeichen hatten, ſo pflegten ſie bei Geldberechnungen nach Seſterzien, im Werthe eines 5 Kreuzerſtückes oder 2 Mgr., für Tauſende von Seſterzmünzen, die ſie mit dem Namen *Sestertium* (*pondo*) oder HS Seſterzien bezeichneten, dieſelben Zeichen mit einem Querſtriche darüber zu gebrauchen, und D̄ für 500,000 zu ſchreiben: und weil man die Bezeichnung einer Million durch *millies mille* ſcheute, ſo ließ man die Seſterzpfunde nur bis 100,000 aufſteigen, und wählte zur Bezeichnung einer Million die Redensart *decies sestertium*, in welchem Falle *sestertium* den Werth von 100,000 hatte, und durch zwei Querſtriche bezeichnet wurde, ſo daß *D* mit zwei Querſtrichen darüber nun 50 Millionen galt. In den Vornamen der Römer dagegen, welche man mit den bloßen Anfangsbuchſtaben zu ſchreiben pflegte, bezeichnete *D* den Namen *Decimus*, welcher nicht mit dem Geſchlechtsnamen *Decius* verwechſelt werden darf: eben dieſe Bezeichnung wurde dann in ſpätern Inſchriften auch auf *decuria* und *decurio* übertragen. Einen *Denarius*, welchen die alten Römer mit einem durchſtrichenen X bezeichneten, wie einen *Sestertius* oder dritthalb Aß mit HS, deuteten aber erſt die Neuern durch ein geſchwänztes kleines *d* oder ꝺ an, welche Bezeichnung dem franzöſiſchen *denier* analog zuletzt bis zum Werthe eines Pfennigs oder Hellers herabſank. Hieraus erklärt ſich nun leicht die gleiche Bezeichnung des den bei einem Datum durch ꝺ, welchem übrigens die Correctoren auch die Bezeichnung für *deleatur* oft ähnlich ſchreiben, die, wie *dl* geſtaltet, im Engländiſchen *dollar* oder Thaler bedeuten kann. Wird ein Datum lateiniſch angegeben, ſo bezeichnet *d. die*, wofür jedoch die alten Römer lieber *a. d. ante diem* ſchrieben; und wird dieſem *a. d.* in Unterſchriften römiſcher Briefe noch ein *D.* vorgeſetzt, ſo iſt dieſes durch *Datum*, oder, nach römiſchem Briefſtyle, durch *dabam* zu erklären. Bei Bezahlungen pflegen wir *dedit* durch *ddt* zu bezeichnen; in römiſchen Inſchriften wird aber dafür blos *D.* geſchrieben, da dann die Verdoppelung den Plural *dederunt* ausdrückt, obwol dieſe auch für *dedicavit* und *dedicarunt* ſtehen kann, woher bei unſern Dedicationen die Bezeichnung D.D.D. für *dat, donat, dedicat,* aufgekommen iſt. Auch wird D.D. durch *dono dedit* erklärt, welches in Inſchriften der ſpätern Römer aber auch *decurionum decreto* bedeuten kann, wie D.D.D. *datum decurionum decreto*, oder D.D.D.D. *dono datum decurionum decreto*. Wenn die Erklärer römiſcher Abkürzungen bei Gothofredus und Putſchius von D.D.D.D. auch die Bedeutung *dignum Deo donum dicavit* angeben, ſo darf man nicht überſehen, daß dieſe nach vieler Willkür verfuhren, und keinen unbedingten Glauben verdienen. Übrigens hat *D* als Abkürzung ſo vielerlei Bedeutungen, daß ſie ſich faſt nur nach den Umſtänden, unter welchen ſie gebraucht werden, vollſtändig erklären laſſen. Die üblichſten außer den ſchon angegebenen möchten folgende ſeyn.

D. für *Deus* oder *Dea*, als deſſen Plural jene Erklärer ohne Grund *DD.* angeben, findet man vorzüglich in Votiv-Inſchriften, wie D.I.M. für *Deae Isidi Magnae* oder auch *Deo Invicto Mithrae*, und D.M.M.I. für *Deae Magnae Matri Isidi* oder *Idaeae*, dem gemäß auch unſere Kirchen- und Dom-Inſchriften D.O.M. für *Deo Optimo Maximo* zu ſchreiben pflegen. D.J., welches am Ende der Votiv-Inſchriften *dari jussit* heißt, wird, oben angeſtellt, auch durch *Diis immortalibus* erklärt, wie D.D.Q., was auch *dedit donavitque* heißen kann, durch *Diis deabusque*, in welchem Falle D.D.Q.S. für *diis deabusque sacrum* deutlicher iſt. D.B.J. für *diis bene juvantibus* oder *Deo bene juvante*, und D.V. für *diis volentibus* oder *Deo volente*, welches in römiſchen Grab-Inſchriften vielmehr *dies quinque* bezeichnen kann, wie D.P.M.V. für *dies plus minus quinque*, iſt aus neuerer Zeit; für D.I. *Diis Inferis*, iſt aber in Grabſchriften D.M. *Diis Manibus* oder D.M.S. *Diis Manibus sacrum* üblich, wovon ſich die Recepten-Signatur unſerer Ärzte M.D.S. für *misceatur, detur signetur*, oder D S *detur*.

signetur, durch die Buchſtaben-Ordnung unterſcheidet. Weit häufiger iſt D. für *Divus*, wie D. C. für *Divus Caesar*, D. C. A. für *Divus Caesar Augustus*, D. A. S. für *Divo Augusto sacrum*, weshalb auch D. F., welches zu Ende der Votivinſchriften für *donum fecit* ſteht, ebenſowol *Divi filius*, als *Decimi filius*, bedeuten kann. Fl. D. heißt dagegen *Flamen Dialis*, und die Überſchrift aller Widmungen in der ſpätern Kaiſerzeit *In* H. D. D. *in honorem divinae domus*, oder zur Ehre des kaiſerlichen Hauſes. Hinter Namen militäriſcher Perſonen bedeutet *D* in alten Inſchriften auch *domo* für zu Hauſe oder gebürtig; hinter Kaiſernamen aber *Dominus*, wofür auch D N. oder D. N. *Dominus Noster* geſchrieben wird, da dann zwei Kaiſer durch DD. NN., drei durch DDD. NNN. bezeichnet werden. So wurden im Mittelalter die Jahre nach Chriſti Geburt durch A. D. *anno Domini* angedeutet. Die Ergebenheit gegen die Kaiſer ſpäterer Zeit bezeichneten die römiſchen Krieger durch D. N. M. Q. E. *devotus numini majestatique ejus*; in Grabſchriften konte aber D. *depositus* bezeichnen, wie Chriſten zu ſchreiben pflegten DEP. E. I. P. für *depositus est in pace*. Wir bezeichnen in Grabſchriften die Sterbezeit durch den. *denatus* oder def. *defunctus*; wie die alten Römer die Vorbeſtimmung zu einem Statsamte durch DES. *designatus* bezeichneten. D. für *Dux* oder *Ducatus* geht blos unſere Herzoge an, wie D. F. für *Defensor fidei*, das britiſche Königshaus, und D. oder Dr. für *Doctor*, z. B. M. D. *Medicinae Doctor*, J. V. D. *Juris utriusque Doctor*, unſere Gelehrten, für welche man auch V. D. *Vir doctus*, und im Plural VV. DD. *Viri docti* ſchreibt. Auch D. S. A. für *diversae scholae auctores* iſt eine neuere, obwol nicht mehr übliche, Bezeichnung, wie bei den Mathematikern die Formel i. q. e. d. für *id quod erat demonstrandum*. In römiſchen Senatsbeſchlüſſen findet man die Bezeichnungen D. C. S. *de consilii sententia*, D. Q. R. *de qua re*, und D. E. R. I. S. C. *de ea re ità senatus censuit*. Auf dieſe Weiſe wird auch ſonſt oft D. für *de* geſchrieben; z. B. D. F. HS. C. für *de fisco sestertia centum*, D. S. F. für *de suo fecit* und D. S. P. *de suo posuit* oder *de sua pecunia*, wie D. S. I. für *de sua impensa*. B. D. S. M. heißt *bene de se merenti*, aber D. B. M. *dedit bene merenti*, wie D. D. M. *dono dedit monimentum*, D. Q. S. kann *de quo supra* oder *die quo supra* bedeuten, wie D. M. *dolo malo* oder *dies malus*, z. B. in den Formeln D. M. A. für *dolus malus abesto*, D. M. S. C. *dies malus sequitur cras*. D. C. heißt *dicis causa*, und D. E. *damnas esto*, wie D. D. E. *dare damnas esto*. Wie der Römer in Briefüberſchriften S. D. für *salutem dicit* und S. P. D. für *salutem plurimam dicit* ſchrieb, ſo ſetzen wir auch wol zu Ende der Reden D. für *Dixi*.

In Büchercitaten pflegt man *de* als kurzes Wort entweder ganz auszuſchreiben, wie Cic. de Orat. für *Cicero de Oratore*, oder auch, wenn es nicht zur Unterſcheidung von einer andern Schrift nothwendig iſt, es ganz wegzulaſſen, wie Cic. N. D. für *Cicero de natura Deorum*. Wollte man aber alles aufzählen, was D. in neuern Schriften bezeichnen kann; ſo würde dieſes eine unnütze Weitſchweifigkeit ſeyn, weil jeder leicht von ſelbſt erkent, daß z. B. in der Aufzählung der Casus *D.* einen Dativ, in der Aufzählung der Numeri einen Dual, in der Aufzählung der Verbarten ein Deponens, wie in der Aufzählung der Wochentage im Kalender einen Dienſtag und Donnerſtag bezeichnet. Dergleichen mag hier eben ſowol übergangen werden, als die Münzzeichen; nur über den Gebrauch des D in der Syllogiſtik muß noch etwas bemerkt werden. Es iſt ſchon im Artikel *C* bemerkt, daß man in der Lehre von den Vernunftſchlüſſen den dritten Fall der erſten Schlußfigur, in welchem aus einem allgemein bejahenden Oberſatze, vermittelſt eines beſonders bejahenden Unterſatzes, ein beſonders bejahender Schlußſatz abgeleitet wird, durch D als dritten Conſonanten des Alphabetes bezeichnet, und nach den im Artikel *A* angeführten Verſen über den logiſchen Gebrauch der Vocale a, e, i, o, das Wort *Darii* gewählt hat, um damit diejenige Schlußart anzudeuten, auf welche ſich alle Schlüſſe der übrigen Figuren, deren Bezeichnung mit einem D begint, zurückführen laſſen. Dergleichen Schlüſſe finden ſich vorzüglich in der dritten Figur, deren Schlußſatz ſtets particulär iſt, unter den Namen *Darapti*, *Datisi* und *Disamis*, wozu noch *Dimatis* in der vierten Figur kömt, weil von dieſer nur die allgemein bejahenden Schlußſätze ausgeſchloſſen ſind, ſtatt daß man in der zweiten Figur nur verneinend ſchließen kann. (*Grotefend.*)

D iſt in der Muſik die große zweite Stufe, oder die große Secunde von C, welches C in neuern Zeiten als der erſte Hauptton des ganzen Notenſyſtems angenommen worden iſt. Daß man die leitereignen Töne durch die Octave auch die natürlichen Töne nent, obwol unpaſſend, iſt Jedem bekant; nicht minder, daß unſere jetzigen Tonarten und Tonleitern in Dur und Moll eingetheilt werden. Auch in dieſer Hinſicht wird C als Normalton betrachtet, nach welchem ſich die übrigen Töne in gleichmäßig nachgebildeter Fortſchreitung richten. Man nent alle andern Tonleitern und Tonarten deshalb transponirte, worunter alſo natürlich auch D gehört. Es erhält folglich, um gleiche Verhältniſſe mit der Normaltonart zu gewinnen, als Dur-Tonleiter zwei Kreuze, fis und cis vorgezeichnet; D moll pflegt noch immer nur mit der Vorzeichnung b angedeutet zu werden. Wird D durch ein Kreuz ♯ chromatiſch, oder um einen ſogenanten halben Ton erhöht, heißt es Dis; mit einem Doppelkreuz (+) Disis: wird es durch ein b erniedrigt, wird es Des genant, und mit bb Deses. Jede Erniedrigung und Erhöhung beträgt einen chromatiſchen oder halben Ton.

(*G. W. Fink.*)

Dabaritta ſ. Daberath.

DABBUSIE, eine kleine Stadt in Mawarannahr (Transoxanien), am Fluſſe des paradieſiſchen Thales Soghd, zwiſchen Bochâra und Samarkand, doch näher dem letztern. Aus ihr ſtammte der arabiſche Rechtsgelehrte Obeidallah ben Omar, welcher daher den Beinamen Dabbuſi führt. Er ſtarb im J. 432 der Hedſchra, und hinterließ einige Schriften. S. D'Herbelot, orient. Biblioth. Art. Daboussi. (*E. Rödiger.*)

DABELOW, Christian Christoph von, der älteſte Sohn des mecklenburg-ſchweriniſchen Juſtizrathes Dabelow, wurde geboren den 19. Juli 1768 in Neu-Buckow bei Schwerin. Vorgebildet auf dem Gymnaſium zu Roſtock, beſuchte er die Univerſität Jena, wo er Jurisprudenz ſtudirte. Nach geendigten Studien advocirte er bis 1789, in welchem Jahre er auf der damaligen Univerſität Bützow durch Vertheidigung einer Inaugural-Diſſertation: *Natus ex sponsa successionis in feudo expers. Bützow* 1789, die juriſtiſche Doctorwürde erlangte. Dies weckte in ihm die Idee, eine akademiſche Laufbahn zu betreten, und er begab ſich deshalb nach Halle, wo er mit Beifall zu leſen anfing. Als 23jähriger Jüngling erlangte er dort 1791 eine außerordentliche Pr[illegible]ur, und ſchon im J. 1793 wurde er ordentlicher Proſ[illegible]or der Rechte und Beiſitzer des Spruch-Collegiums daſelbſt, nachdem er mehre, nicht ohne Beifall aufgenommene, Schriften über das römiſche und teutſche Recht geſchrieben. Als ordentlicher Profeſſor ſetzte er dieſe ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fort, ſchrieb eine allgemeine Einleitung in das poſitive Recht der Teutſchen, eine Encyclopädie und Methodologie des Rechts, ein Syſtem des geſamten heutigen Civilrechts, ein Lehrbuch des Stats- und Völkerrechts der Teutſchen, eine Entwickelung der Lehre vom Concurs, welche im J. 1801 völlig umgearbeitet wieder erſchien, über die Verjährung, ein Lehrbuch des teutſchen peinlichen Rechts und mehre andere Werke. — Als nach der Schlacht bei Jena die Univerſität Halle 1806 von Napoleon ſuspendirt wurde, machte er eine Reiſe nach Italien und Frankreich 1806 u. 1807. Nach der Wiederherſtellung der Univerſität Halle kam er zwar zurück, verließ aber den weſtphäliſchen Statsdienſt, weil er keine Profeſſur in Göttingen erhalten konte. In dieſer Periode verfaßte er mehre Schriften über das franzöſiſche Recht, namentlich über den Code Napoléon und den Code de procedure civile. Er lebte 2 Jahre zu Leipzig als Privatgelehrter, ſchrieb wieder mehre Schriften über das franzöſiſche Recht und Frankreichs damalige Lage, und wurde dann 1811 vom damaligen Herzoge von Köthen als wirklicher Geheimer-Rath zur neuen Einrichtung ſeines Ländchens berufen, und von dieſem ſeinem neuen Oberherrn, der ihm ein glänzendes Loos bereitete, zum Freiherrn ernant. — Zu Unterhandlungen mit dem Großherzoge von Heſſen-Darmſtadt gebraucht, erwarb er ſich auch deſſen Achtung in einem ſolchen Grade, daß dieſer ihm das Commandeurkreuz des heſſiſchen Hausordens ertheilte. Nach dem Tode des Herzogs von Köthen legte er ſeine Stelle nieder, begab ſich nach Heidelberg und Göttingen, um die Bibliotheken zu benutzen, und ging dann 1814 wieder nach Halle, wo er als Privatdocent ſeine Vorleſungen wieder eröffnete und 5 Jahre lang verweilte. Im J. 1817 erhielt er einen Ruf nach Dorpat, und nahm ihn an. — Während der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes in Teutſchland ſchrieb er auch mehre Schriften politiſchen Inhalts, namentlich „Gedanken über den durch den pariſer Frieden vom J. 1814 verheißenen teutſchen Statenbund," dann „über den 13. Artikel der teutſchen Bundesakte, die landſtändiſchen Verfaſſungen betreffend," und „über Souverainität, Statsverfaſſung, Repräſentation mit Berückſichtigung der Ancillonſchen Grundſätze und mit Anwendung auf Teutſchland." Doch verfaßte er um dieſe Zeit auch noch ein Handbuch des Pandectenrechtes, einen Inſtitutionen-Conſpect und einen Grundriß der römiſchen Stats- und Rechtsgeſchichte. — In Dorpat, wo er im April 1819 ankam, eröffnete er ſeine Vorleſungen mit großem Beifall. Die Studirenden hatten ein beſonderes Vertrauen und eine große Hochachtung gegen ihn, indem er nicht nur in den öffentlichen Vorträgen ihnen nutzte, ſondern ſich auch durch Herausgabe neuer Schriften, über das römiſche und nun auch über das livländiſche Privatrecht, und durch Privatanleitungen bei ihren Studien um ſie verdient machte. Er beabſichtigte eine neue Ausgabe des Textes des Corpus juris, und ſchon hatte die kaiſerlich-ruſſiſche Regirung mit wahrer kaiſerlicher Freigebigkeit 20,000 Rubel zur Unterſtützung ihm dabei bewilligt, als mit einem Male drei andere kleinere und zum Handgebrauche bequemere Ausgaben des Corpus juris angekündigt wurden, worauf er von dieſem Unternehmen abſtand. Seit dem Jahre 1828 litt er an einzelnem Blutauswurfe. Bei einem ſolchen wiederholten Blutſturze ſtarb er 1830 in der Nacht vom 27. zum 28. April a. St. (*H.*)

DABER, auch Dober, Stadt im Kreiſe Naugard des pommer. Reg. Bezirks Stettin. Das Jahr ihrer Erbauung iſt unbekant. Früher gehörte ſie zum Biſthum Kammin und Tempelherren reſidirten hier. Später [1] war ſie im Beſitz der Herren von Dewitz, die auch mit wenigen Unterbrechungen in demſelben bis auf die neueſte Zeit geblieben ſind. — Die Stadt liegt [2] zwiſchen den unbedeutenden [3] Seen Daber und Teetz in einer wieſenreichen Gegend. Ihr Haupterwerb iſt Ackerbau und Viehzucht. Das hieſige Schloß, deſſen neuerer Theil 1588 von dem bekanten fürſtlich-pommerſchen Statthalter und Hauptmann auf Wolgaſt, Joſt von Dewitz [4], erbauet ward, iſt verfallen. — Daber hat 1 Kirche, 1 Hoſpital zum heil. Geiſt und im J. 1782: 180 Privat-Wohnhäuſer ohne 70 Scheunen und 649 Einwohner; im J. 1825: 183 Priv.-Wohnhäuſer ohne 81 Scheunen und 1194 Einwohner [5].

(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DABER-NAUGARD - nnd DEWITZSCHE KREIS, (der) in Hinterpommern, enthielt vor der neuen Kreis-Eintheilung vom J. 1817 größtentheils die Ortſchaf-

---

1) Der ſämtlichen Herren v. Dewitz Confirmation des Privilegii oder Fundations-Briefes der Stadt Daber v. J. 1461, confirmirt den 15. Sept. 1499 von Franz von Dewitz — findet man in Dähnert's Pomm. Bibliorhek, II. Band, Seite 548. — 2) Wutſtrack, S. 531, gibt ihre Lage ſo an: Länge 30° 10′; Breite 53° 34′, welches inzwiſchen keineswegs genau richtig iſt. 3) d. h. kleiner als 300 Morgen. 4) Kanzow's Pomerania, I. Bd., S. 380, und II. Bd., S. 461. — 5) Vergleiche: Fr. von Reſtorff's topographiſche Beſchreibun der Provinz Pommern. Berlin u. Stettin 1827. S. 182.

ten des jetzigen naugardſchen Kreiſes. S. Naugard. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DABERATH (דָּבְרַת) oder nach anderer Ausſprache Dobrath, in der Vulgata Dabereth, eine Stadt in Paläſtina auf der Grenze der Stämme Iſaſchar und Sebulon (Joſ. 19, 12), doch zu Iſaſchar gehörig und Levitenſtadt (Joſ. 21, 28. 1 Chron. 6, 57). Schon aus dieſen Bibelſtellen und aus dem Zuſammenhange, in welchem die Stadt hier genant wird, geht deutlich hervor, daß ſie ganz in der Nähe des Berges Tabor lag. Es iſt aber ohne Zweifel derſelbe Ort, welchen Maundrell (Reiſe, S. 115 der 6. Ausg.) am weſtlichen Fuße des Tabor unter dem Namen Dabora kennen lernte, alſo in kleiner Entfernung ſüdöſtlich von Nazareth. Maundrell nent ihn nur noch ein kleines Dörfchen, das bei Burckhardt Dabury heißt (Reiſen in Syrien, S. 579 der teutſchen Überſ.). Auch Buckingham u. A. erwähnen daſſelbe. Euſebius im Onomaſticon führt es unter dem Namen Dabira (*Δάβειρα*) auf als einen Flecken am Berge Tabor, in der Gegend von Diocäſarea. Verſchieden davon iſt der von Joſephus erwähnte Flecken Dabaritta (*Δαβάριττα*), an den äußerſten Grenzen Galiläa's in einer großen Ebene. (S. Joſephus von ſ. Leben §. 62; jüd. Krieg 2, 21, 3.) (*E. Rödiger.*)

DABERSTADT, ein ehemaliges katholiſches Küchendorf im erfurter Stadtamte, ¼ Stunde von Erfurt, mit 29 Wohnhäuſern, 130 Selen, 1 Kirche, 1 Schule, 775 Äck. Arth., 14 Äck. Weinberg. Es heißt Küchendorf, weil es in frühern Zeiten für die Küche des Erzbiſchofs von Mainz, wenn er ſich in Erfurt aufhielt, ſorgen mußte, wofür es einige Erleichterung in ſeinen Abgaben genoß. In ältern Urkunden wird es auch Dagobertsſtadt (Pagus S. Dagoberti), Tapferſtadt, Daberſtedte genant, und da es in dem (verfälſchten) Dotationsbriefe des aufgehobenen Peterkloſters zu Erfurt aufgeführt wurde, ſo hat man es für ein Kammergut Dagoberts I. oder II., ſogar für eine Stadt (ſtatt Ställe) erklärt. Im 30jährigen Kriege hatte der ſchwediſche General Stallhaus bei der Belagerung der Stadt ſein Hauptquartier im Dorfe; es litt ſehr, aber der Name blieb doch, und es erholte ſich durch die Nähe der Stadt und durch ſchöne Anlagen, die im Umfange gemacht wurden. Den 20, 21. und 28. Oct. 1813. von den Franzoſen nach der Schlacht bei Leipzig ausgeplündert, ward es den 29. October auf Befehl des franz. Gouverneurs, Freih. von D'Alton, oder vielmehr auf Veranlaſſung des Genie-Commandanten Emy gänzlich abgebrant. Auf den verſchütteteu Häuſern wächſt Gras, und nur an den Trümmern erkent man ſein Daſeyn, das auch wol für immer erloſchen bleibt, weil es nicht wieder aufgebauet werden darf. (*Dominicus.*)

Dabir ſ. Debir.

DA CAPO, oder abgekürzt D. C., heißt vom Anfange. Der muſikaliſche Satz (meiſt eine Arie oder Menuett) ſoll von vorn wieder angehen; 2) bis zu dem Worte Fine (Ende) geſpielt werden, was auch durch das Zeichen 𝄐 ausgedrückt wird. (*G. W. Fink.*)

DACELO *Leach* (Ornithologie), Gattung aus der Familie der Halkyoniden, über deren Begrenzung unter den Neueren keine Übereinſtimmung ſtatt findet. Gemeiniglich begreift man unter dieſem Namen die den Eisvögeln ähnlichen Vögel, welche nicht, wie dieſe, am Waſſer, ſondern in feuchten Wäldern und von Inſektenlarven leben, zu denen ſie durch Einbohren ihres Schnabels in die Erde gelangen. Als Kennzeichen derſelben werden angegeben: ein dicker, ſtarker, ſchneidender, an den Seiten aufgetriebener Schnabel; deſſen oberer Rücken erweitert, gefurcht, gewölbt, dann plötzlich eingedrückt und an der Spitze gekrümmt, während die untere Hälfte breit, kürzer als die obere und zugeſpitzt iſt; ſchräge, ſeitliche Naſenlöcher, die zur Hälfte durch eine befiederte Haut verſchloſſen [illegible] Flügel, an denen die zweite und dritte Schwungfe[illegible] die längſten ſind.

Die Arten ſind in Neuholland, Neuguinea und auf dem öſtlichen Archipelagus einheimiſch, von beträchtlicher Größe und haben ein weiches, nicht dicht anſchließendes Gefieder. Hieher:

1) Alcedo gigantea Lath. Leach miscell. 2. pl. 106. Mit langem Schwanze und ziemlich langen Federbuſche. Oberleib olivenbraun; Unterleib weißlich, mit dunkelbraunen Querlinien; auf der Mitte der Flügeldeckfedern ein hellbläulich grüner Fleck. Schwanz weißroth. Länge 18 Zoll.

Dieſer Vogel bewohnt den Fiſh-river in Neuholland und die denſelben einfaſſenden Encalyptus-Gebüſche in beträchtlicher Anzahl und truppenweiſe; lebt von Inſekten, die er aus dem Schlamme hervorſucht, und erhebt beſonders Abends ein betäubendes Geſchrei.

2) Dacelo Leachic Lath. Linnean. transact. T. XV. p. 205. Weißlich, Kopf gelbbraun geſtrichelt, Nacken, Oberrücken und Flügel gelbbraun, letztere mit azurblauen Abzeichen; Steiß blau, Schwanz azurblau mit weißer Spitze. Von der Südküſte von Neuholland. Länge 20 Zoll.

8) Dacelo macrorhynus Lesson (Voyage de la Coquille, zoologie pl. 31 bis. Mit ſonderbar geſtaltetem Schnabel, deſſen obere Hälfte ſchwarz und die untere weiß iſt. Oberkopf braun, graulich-gelb geſtrichelt, von den Augen laufen 2 braune ultramarinblau eingefaßte Streifen aus, und umgeben den Hinterkopf. Flügel gelblich-braun. Von der untern Kinnlade laufen zwei ſchwärzliche Striche aus. Um den Hals ein weißes Band. Obere Theile bräunlich, heller gerändert, Schwanzfedern braun mit gelbbrauner Einfaſſung der äußern Fahnen. Ruderfedern ſchwarzbraun. Untere Theile weißlich, Bruſt und Seiten rothbraun geſtrichelt. Länge 9 Zoll 6 Linien. Aus den Wäldern am Hafen Dorery auf Neu-Guinea.

Annoch hieher gezählte Arten ſind: Dacelo cyanotio Temm. col. 262, Dacelo pulchella Horss. col. 277., Dacelo concreta col. 346. Alle von Sumatra.

Die Nothwendigkeit, dieſe Gruppe von dem europäiſchen Eisvogel und den dieſen ähnlichen Arten zu trennen, entging ſchon dem Scharfblicke Le Vaillants nicht. In Betracht des Weiteren verweiſen wir auf den Artikel Halkyonidae Vigors. (*Boie.*)

DACH, heißt derjenige integrirende Theil eines Gebäudes, der den innern Raum deſſelben gegen Regen und Schnee, ſowie gegen die heißen Sonnenſtrahlen ſchützt. In ihrer urſprünglichen Form beſtanden die Wohnungen der Menſchen nur aus dem Dache allein (die Seitenwände wurden erſt ſpäter zur Bequemlichkeit hinzugefügt), das zu beiden Seiten bis auf den Erdboden herunterreichte, und den Zelten oder Bivouachütten der Kriegsleute ähnlich war. Als jedoch die Wohnungen ſich in weitläufigere Bauwerke verwandelten, von hohen und ſtarken Mauern umſchloſſen, auf deren oberem Gipfel nun das Dach ruhete, ward auch dadurch die Form des letztern auf mancherlei Weiſe verändert, die ſich gegenwärtig nach ihrer Geſtalt und Höhe von einander unterſcheiden.

a) Das einfachſte unter allen iſt das Pultdach (auch Taſchen- oder Halb-Dach, von Vitruv Deliciata genant), das nur aus einer Dachfläche beſteht, und ſich ſchräg von der niedrigern Vorderwand zu der, bis an den Gipfel (Firſten) des Daches reichenden Hinterwand erhebt. Es wird gewöhnlich zu Seitengebäuden, Schuppen und Ställen angewendet.

b) Ein Sattel- oder Giebel-Dach hat zwei Dachflächen, die oben in dem Firſten zuſammenſtoßen und zwiſchen den beiden Giebelmauern liegen. Weil dieſe Art ſich häufig in den alten Städten Teutſchlands findet, den einen Giebel — mit mancherlei Schnörkeln, auch wol mit kleinen Bildſäulen verziert — vorn, werden ſie auch teutſche Dächer genant, wo aus Liebe zu den Giebeln ſelbſt ein ſolcher bisweilen in der Mitte der Seitenfläche angebracht iſt, wenn das Haus der Länge nach in der Gaſſe ſteht. Andere Giebel aus dem Mittelalter haben die Geſtalt von Thürmen mit Zinnen und darunter runden Schießlöchern durchbrochen, wie man mehre in Thorn findet. Ja, in Halle a. d. Saale iſt ſogar das ganze Dach der Domkirche durch mehre, neben einander aufgeführte Giebel umgeben und verſteckt, daß es von unten gar nicht wahrgenommen werden kann.

c) Liegen auch Dachflächen auf den beiden Giebelmauern, die entweder mit den Hauptmauern in gleicher Höhe abgeſchnitten, oder noch ⅓ der Breite des Gebäudes über jene hinaufgeführt ſind, heißen die dadurch entſtehenden Flächen Walme oder halbe Walme (Krüppel, Kühlenden oder welſche Hauben), und das Ganze bekomt den Namen eines Walmendaches, das ſich gewöhnlich auf frei ſtehenden Häuſern, oder in den Städten an den Straßenecken befindet.

d) Eine Untergattung der Walmdächer ſind die Zeltdächer (Pavillons), welche flache Pyramiden auf einer regelmäßigen quadratiſchen Grundfläche bilden; ihre — in einer Spitze zuſammenſtoßenden — Dachflächen ſind daher von einerlei Größe. Sie haben bisweilen, ſowie auch die folgenden,

e) Kuppeln — die ſich oben theils halbkugel-, theils eiförmig ſchließen — ein kleines Thürmchen (die Laterne) auf ihrem obern Schluß, das ½ bis höchſtens ⅔ des Halbmeſſers der Kuppel hoch iſt.

f) Die Helmdächer oder Chorhauben, die ſich zugleich ein- und auswärts biegen, und nur allein an alten Kirchthürmen gefunden werden.

Alle dieſe Dächer, mit Ausnahme der beiden letztern, unterſcheiden ſich nach Verſchiedenheit ihrer Höhe wieder: 1) in ganz flach liegende, platte oder Altan-Dächer, auf denen man bequem herumgehen kann, und die in der Mitte oder an einer Seite nur ſo viel erhaben ſind, daß der Regen abfließen kann. Sie werden mit Steinplatten, verzinntem Blech, Kupfer oder Zink bedeckt, von denen die erſtern in waſſerdichten Cement-Mörtel geſetzt werden müſſen, damit das Regenwaſſer nicht in die Fugen eindringen und das Gebälke verderben kann. Auch 2) die griechiſchen Dächer, die unter ¼ ihrer Tiefe (Breite) zur Höhe haben, erfodern eine Bedeckung von Metall, weil die Dachſteine keine gute Auflage haben, ſondern leicht vom Winde gehoben und herabgeworfen werden. Erſt bei 3) den italieniſchen Dächern, deren Höhe ⅓ der Tiefe beträgt, und die gegenwärtig auch in Teutſchland häufig angewendet werden, findet eine Bedeckung von Schiefer oder Dachziegeln ſtatt. Bei ihnen haben die Sparren 0,6009 der Tiefe zur Länge, und eine Neigung von 33° 41′; der friſch gefallene Schnee rollt nicht von ſelbſt herab, ſondern muß mit der Schaufel herunter geworfen werden, wenn man das zu lange Verweilen deſſelben auf dem Dache für zu nachtheilig hält. 4) Die ſeit etwas über ein Jahrhundert in Teutſchland beinahe allgemein üblichen Winkeldächer, deren Sparren oben unter einem rechten Winkel zuſammenſtoßen, und daher unten eine Neigung von 45° haben. Ihre Länge beträgt 0,7071 der Tiefe des Gebäudes. 5) Früher als jene ſind die neufranzöſiſchen oder Manſarden-Dächer in Gebrauch gekommen, die gleichſam aus zwei beſondern, auf einander geſetzten Dächern beſtehen, einem ſteilen untern und einem flachen obern. Sie haben ihren Namen von dem franzöſiſchen Baumeiſter Franz Manſard (geb. 1598), der mehre Kirchen und Hotels in Paris erbaute und die — von dem alten Louvre nachgeahmt — gebrochenen Dächer dabei anbrachte. Schübler (Zimmermanns-Kunſt. Nürnberg. fol. 1731.) giebt eine leichte Conſtruction derſelben, vermittelſt eines, mit der halben Tiefe des Gebäudes gezogenen Halbkreiſes, aus deſſen Mittelpunkte zu beiden Seiten unter einem Winkel von 45° Radien gezogen werden, welche den Halbkreis durchſchneiden, und dadurch das Zuſammenſtoßen der beiden Dachflächen beſtimmen, deren Firſten ebenfalls in dem Kreiſe liegt. Man hat dieſe Dachform lange nachgeahmt, theils um einen beſſern Bodenraum zu erhalten, theils um dem Gebäude ein gefälligeres Anſehen zu geben; ſie wird jedoch von neuern Baumeiſtern verworfen, weil weder mehr Bequemlichkeit erlangt, noch die Feuergefährlichkeit verringert, wol aber Arbeit und Koſten vermehrt werden, da im Gegentheil eine gerade aufgeſetzte Fachwerkswand anſtatt des ſteilen, untern Daches, eine Erſparniß von beinahe ⅓ des nöthigen Bauholzes gibt. 6) Die altfranzöſiſchen Dächer, die vor den Manſarden gewöhnlich waren, haben 0,559 der Haustiefe zur Höhe, und ¾ von jener zur Länge der Balken; dieſe aber eine Neigung von 48° 12′. 7) Die altteutſchen Dächer machen ein gleichſeitiges Dreieck, denn die Länge ihrer Sparren iſt der Balkenlänge gleich; ihr Neigungswinkel iſt 60° und ihre Höhe 0,866 der Breite. 8) Bei den gothiſchen Kirchendächern endlich iſt die Höhe der Tiefe gleich; folglich die Länge der Sparren 1,118 der Tiefe des Gebäudes, und der Neigungswinkel 63° 26′.

Die ſo ſehr veränderliche Höhe der Dächer muß nothwendig auf die Frage führen, ob die größere oder die geringere Höhe vorzuziehen ſey? Man hat die Entſcheidung darüber bisher der Gewohnheit und dem Vorurtheile überlaſſen, in dem jene öfters nur allein begründet iſt. So hat man lange in dem Wahne geſtanden, daß eine nördlichere Breite höhere Dächer erfodere; während in den höchſten Nordländern, wie Norwegen und Island, die Häuſer der Landleute ganz flache Dächer haben, auf denen der Schnee den ganzen Winter hindurch als eine wärmende Decke liegen bleibt, und die im Sommer den heftigen Stürmen ungleich weniger ausgeſetzt ſind, als die höhern, noch an vielen Orten in Teutſchland üblichen Dächer. Nur ſolche Gebäude, die eines größern Bodenraumes bedürfen, bedingen eine höhere Bedachung, welche als das Maximum die Hälfte ihrer Breite zur Höhe haben; bei andern Häuſern hingegen kann man die letztere bis auf ¼ oder ⅕ verringern, wenn man anders Freiheit hat, die Materie der Bedachung zu wählen, weil Dachziegel alsdann nicht mehr anwendbar ſind.

Jedes Dach im Allgemeinen beſteht aus zwei beſondern Haupttheilen: A) dem Geſparre oder Dachſtuhl, und B) der auf demſelben ruhenden Bedeckung. Zu jenem gehören 1) die Dachbalken, die nach ihrer verſchiedenen Stelle unter dem obern Boden auch beſondere Benennungen erhalten: α) Giebelbalken, welche bei Giebeln aus Fachwerk als Schwelle unmittelbar auf die untere Mauer, bei ganz maſſiv aufgemauerten Giebeln aber innerhalb und neben dieſelbe gelegt werden. β) Die Bund- oder Wandbalken, je nachdem ſie auf den Stielen einer hölzernen Querwand verzapft ſind, oder auf einer Scheidemauer liegen, die ſich im obern Stocke endigt und nicht bis auf den Dachboden hinaufreicht. γ) Die Dachbinder-Balken in demjenigen Punkte, wo der Walm des Daches eintrifft. Dieſer iſt gewöhnlich ſo weit von der Giebelwand entfernt, als die halbe Breite des Gebäudes beträgt, damit der Walm mit dem Dache einen gleichen Neigungswinkel bekomt. Man ſieht, daß alle die hier aufgeführten Balken ihre beſtimten Stellen haben; zwiſchen ihnen werden daher δ) die übrigen ledigen Balken dergeſtalt eingetheilt, daß ſie bei 10—12 Zoll Breite und 14—16⅘ Zoll Höhe, 3½ bis 4 Fuß aus einander liegen. Bei einer ſehr ſchweren Bedachung aber, deren Laſt von den Latten nicht zwiſchen den Sparren getragen werden könte, ohne ſich zu biegen, werden zu Erſparung der Koſten ſchwächere Balken, 7 Zoll breit, 8—9 Zoll hoch, 16—18 Fuß frei liegend, 2½ Fuß mit ihrer Mitte von einander gelegt. Über die erfoderliche Stärke der Balken geben die Baumeiſter folgende Vorſchrift:

Entfernung der Balken mit ihrer Mitte.	Länge des frei liegenden Balken.	Breite deſſelben.	Höhe deſſelben.
Fuß.	Fuß.	Zoll.	Zoll.
2½	20,1	11	15,4
	27,2	10	14
	21	9	12,6
	24,2	8	11,2
	17,7	7	9,8
	14,4	6	8,4
	11,3	5	7
3	28,6	11	15,4
	25,8	10	14
	22,6	9	12,6
	20	8	11,2
	16,5	7	9,8
	13,4	6	8,4
3½	27	11	15,4
	23,6	10	14
	21,6	9	12,6
	18,4	8	11,2
	15,6	7	9,8
4	28,8	12	16,8
	25,9	11	15,4
	23,2	10	14
	20,4	9	12,6
	17,5	8	11,2

Man könte zwar 14″ hohe, 10″ breite Balken, bei 21,6′ Spannung im Lichten, bis 5 Fuß mit ihrer Mitte aus einander legen; allein nach der Erfahrung können 1½ Zoll ſtarke Dielen nicht über 4″ frei liegen, wenn ſie jede Laſt tragen ſollen, wodurch nothwendig die Entfernung der Balken von einander auf das beſtimte Maaß von 4 Fuß, als das Maximum, beſchränkt wird.

Man findet übrigens ſehr häufig die Balken bei Gebäuden nicht nach ihrer Höhe, ſondern nach der Breite gelegt; wodurch nothwendig ihre Tragekraft verringert und ein Beweis von der Unwiſſenheit oder Nachläſſigkeit der Bauleute gegeben wird. Es iſt auch wol vorgeſchlagen worden, die Balken ſowol nach der Höhe als Breite, am Stammende zunehmend zu beſchlagen, auf das ſchwächere Gipfelende aber keilförmig geſchnittene Futterſätze aufzulegen, um ſo zugleich eine ebene Deckenfläche und wagerechten Boden zu bekommen. Bei den Dachbalken hat jedoch das Abbinden und Einzapfen der Sparren beſondere Schwierigkeiten, die, verbunden mit dem vermehrten Arbeitslohne, für das Zurichten, Auflegen und Abgleichen der Futterhölzer und mit dem Preiſe derſelben und der Nägel ſich dieſer Aushilfe entgegenſetzen, und den dabei gehofften Gewinn aufheben. Es iſt jedoch dabei zu bemerken, daß ein durchaus gleich beſchlagener Balken in der Mitte 10 Zoll Höhe, hingegen 12 Zoll, wenn er nach ſeiner wachſenden Dicke beſchlagen wird. Er würde demnach im erſtern Falle nur 100 Centner, im letztern aber 140 Centner tragen, und beide ſich bei gleicher Breite in Hinſicht ihres Widerſtandes wie 5:7 verhalten.

Sind nicht alle Balken bei der gehörigen Stärke auch von genugſamer Länge zu bekommen, müſſen ſie geſtückt, d. h. an einander geſtoßen werden. Dieſes kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen, indem man die beiden Enden der Balken auf die Länge ihrer 4—8fachen Höhe zur Hälfte einſchneidet, und dieſe genau in einander paſſenden Ausſchnitte durch eiſerne Bolzen und Bänder zuſammenhält, welches eine Verblattung genant wird. Dachbalken, deren Länge, ohne Auflegen, 18 Fuß überſteigt, müſſen durch Unterzüge oder Überzüge, auch wol durch Sprengwerke und Hängewerke verſtärkt werden und die nöthige Sicherheit gegen das Zerbrechen erhalten, wie man weiter unten ſehen wird.

ε) Der Kehlbalken iſt derjenige, welcher in dem eingehenden Winkel eines Gebäudes, das eine Wiederkehr macht, dem Kehlſparren zur Unterlage dient, und ganz oder zum Theil unter dem Dachboden hindurch geht. Im letztern Falle iſt er als ζ) Stichbalken mit dem andern, nicht auf der Umfangsmauer ruhenden Ende, in einem andern durchgehenden Balken eingezapft. Dies iſt nämlich die Benennung aller Balkenſtücke, die den Fuß eines Walmdaches machen, und bei denen die eben erwähnte Bedingung ſtatt findet. Jeder ſchräge Stichbalken aber auf den Ecken des Gebäudes, in den die Gradſparren geſetzt werden, heißt η) ein Grad-Stichbalken. Die einen wie die andern ſind auf dem ihnen zunächſt liegenden, auch wol abwechſelnd auf dem erſten und dritten oder vierten Balken, mit einem ſchwalbenſchwanzförmigen Zapfen eingelaſſen, mit dem andern Ende aber, gleich allen andern Dachbalken, auf die Mauerlatte oder Sohle aufgekämt. Es iſt dieſes eine 5—6 Zoll breite, 4 Zoll hohe Schwelle, welche auf die Oberfläche der Mauer gelegt wird, um den Balken und Sparren eine gleichförmigere und richtigere Lage zu verſchaffen. Sie erſcheint dadurch bei den Dachbalken als nützlich, bei den Balken der andern Stockwerke aber als durchaus überflüſſig und entbehrlich.

Die Sparren, der zweite Theil einer jeden Bedachung, tragen die auf ſie genagelten Dachlatten, die der eigentlichen Bedeckung als Unterlage dienen. Sie ſtehen unten mit ihren 2″ ſtarken, 3″ langen Zapfen in den Balken, und ſtreben oben mit ihren verſchornen (d. h. mit dem Zapfen und der Scheere zuſammen verbundenen) Spitzen unter einem Winkel gegen einander, der durch die Höhe des Daches bedingt iſt, wie ſchon oben geſagt worden. Um ihnen aber gegen die Laſt der Bedachung eine Unterſtützung zu gewähren, werden ſie um die Hälfte ihrer Länge durch ein horizontales, mit ſeinen beiden Enden in die zuſammen gehörigen Sparren verzapftes, Querſtück, den Kehlbalken, verbunden, der ſeinerſeits auf ein oder zwei, nach der Länge des Daches laufende Rähmenſtücke eingekämmt iſt, je nachdem das Gebäude weniger oder mehr als 24—30 Fuß Tiefe hat, um letzteres dadurch in eine zuſammenhängende und feſte Verbindung zu bringen, die bei dem Kehlbalken für ſich allein nicht ſtatt findet. Die Rähmenſtücke oder Pfetten ihrerſeits werden von 16 zu 16 Fuß durch Stuhlſäulen (Stützpfoſten) getragen, die ſenkrecht unter ihnen auf den Balken — auch wol bei tiefen Gebäuden auf einer, nach der Länge liegenden Schwelle — ſtehen, und gewöhnlich oben noch von ſchrägen Bändern gehalten werden. Eine ſolche Vorrichtung von einem Rähmen mit den Säulen und Bändern heißt eine Stuhlwand, oder ein ſtehender einfacher Dachſtuhl; und wenn die Kehlbalken von 2 oder 3 Stuhlwänden unterſtützt werden, ein doppelter oder dreifacher Dachſtuhl. Jedes Paar von der Stuhlwand unterſtützter Sparren wird ein Gebind genant, und zwar ein Gradgebind, wenn es diagonal über den Winkelbruch eines Gebäudes hinweg geht. Insbeſondere heißen diejenigen Sparren, unter denen Stuhlſäulen ſtehen, Dachbinder, die andern hingegen, wo dies nicht der Fall iſt, Leergeſpärre. Die Länge und Stärke der Sparren hängt von der Breite und Höhe des Daches ab, und iſt nach der vom Herrn Wolfram angeſtellten Berechnung für ein doppelt eingedecktes Dach von Breitziegeln oder Biberſchwänzen.

Tiefe oder Breite des Gebäudes.		Höhe des Daches, die Tiefe = 1.	Länge der Sparren.		Entfernung von Mitte zu Mitte.	Die Sparren sind:	
						breit	hoch
22′	6″	½	16′	—″	2½′	4″	6″
24	4½	½	14	7	2½	4	6
20	6	½	14	6	3	4	6
22	6	½	13	6	3	4	6
19	5	½	13	8	3½	4	6
21	1	½	12	7	3½	4	6
28	8	½	20	4	2½	5	7
30	8	½	18	5	2½	5	7
26	6	½	18	8	3	5	7
28	7½	½	17	3	3	5	7
24	10	½	17	6	3½	5	7
27	—	½	16	2	3½	5	7
34	6	½	24	5	2½	6	8
37	6	½	22	6	2½	6	8
32	2	½	22	8	3	6	8
35	—	½	21	—	3	6	8
30	2	½	21	4	3½	6	8
32	8	½	19	7	3½	6	8
29	6	½	20	10	3	5½	7½
31	9	½	19	2	3	5½	7½
23	8	½	16	9	3	4½	6½
25	8	½	15	5	3	4½	6½
37	9	½	26	8	3	7	9
41	—	½	24	6	3	7	9

Das Reſultat dieſer Tafel ſetzt voraus, daß die Sparren zwiſchen ihren Enden ohne Unterſtützung — wofür jedoch die vorhandenen Kehlbalken nicht anzuſehen ſind — frei liegen; ſind Dachſtühle angebracht, ſo iſt hier die Länge zwiſchen ihnen, als den Unterſtützungspunkten, anzunehmen. Der Würfelfuß Holz iſt zu 40 Pfd. angeſetzt, und das Gewicht eines Quadratfußes Doppeldach von Biberſchwänzen zu 16½ Pfd. Nach der Formel

$$L = \sqrt{B^2 + 4\beta^2 B^2} = B\sqrt{1 + 4\beta^2}; \text{ wird}$$

$$B^2\sqrt{1 + 4\beta^2}.(G + g) = 60\,b\,h^2, \text{ daher}$$

$$\frac{B^2\sqrt{1 + 4\beta^2}.(G + g)}{60\,h^2} = b; \sqrt{\frac{B^2\sqrt{1 + 4\beta^2}.(G + g)}{60\,b}} = h$$

wo B die halbe Tiefe des Gebäudes iſt, L die frei liegende Länge des Dachſparren im Fußmaaße, g das Gewicht eines laufenden Fußes deſſelben, G das Gewicht eines Quadratfußes der darauf liegenden Bedeckung, β das Verhältniß der Höhe des Daches zur Tiefe des Gebäudes, b die Breite des Sparren, und h die Höhe deſſelben in Zollen. Bei andern Dachbedeckungen muß man G veränderlich machen, und

= 22 Pfd. bei einem Lehmſchindeldache,
= 16 „ — — Schieferdache,
= $8\frac{1}{2}$ „ — — einfachen Breitziegeldache,
= 8 „ — — Hohlziegel- und Strohdache,
= $10\frac{1}{2}$ „ — — Rollbleidache,
= 5 „ — — Kupfer- oder Schwarzblechdache,
= $4\frac{3}{8}$ „ — — Weißblechdache ſetzen.

In dem Falle, wo es aus beſondern Gründen für nöthig gefunden wird, den Bodenraum ganz frei zu haben, wird eine Schwelle unten längs der Sparren auf die obern Balken gelegt, und die Stuhlſäule in dieſelbe eingezapft, ſo daß ſie dicht an den Sparren anliegt, und den auf ihr ruhenden Rähmen trägt. Oben iſt der Spannriegel in ſie verzapft, und wird von Strebe- oder Jagdbändern gehalten, um das Richten des Daches und das Auflegen der Kehlbalken zu erleichtern, weil er bis dahin die Stuhlwand in ihrer unverrückten Lage erhält. Bei ſehr tiefen Gebäuden, wo daher die Kehlbalken eine bedeutende Länge haben, will Gilly (Landbaukunſt, 2. Theil) noch einen oder mehre Träger zwiſchen ihnen und den Spannriegeln anbringen, die aber Wolfram (Handbuch für Baumeiſter, 3. Theil), nicht ohne Grund, für überflüſſig erklärt, weil die ſehr ſchrägen Jagdbänder keine Sicherheit gewähren; wogegen er bei zu langen Kehlbalken entweder neben dem hier beſchriebenen liegenden Stuhle in der Mitte eine ſtehende Stuhlwand nach der Länge, oder eine Verſtrebung über dem Kehlbalken empfiehlt. Überhaupt aber tadeln die Baumeiſter den Gebrauch dieſer, unter dem Namen des liegenden Dachſtuhles bekanten Vorrichtung, weil mehr und ſtärkere Hölzer dazu nöthig ſind, als zu dem ſtehenden Dachſtuhle, die ſich wie $154\frac{2}{3}$ W. F. zu $35\frac{1}{2}$ W. F. verhalten, wodurch der Preis des Materials und des Arbeitslohnes erhöhet wird, während der liegende Dachſtuhl auch kein niedrigeres, als ein rechtwinkliches Dach zuläßt. Leideritz (Ausführliche Anleitung zur Zimmerkunſt) hat eine Verbeſſerung des liegenden Dachſtuhles angegeben, indem er die liegenden Stuhlſäulen ſo weit von den Sparren abrückt, daß der Zapfen unten im Balken einen feſten Stand hat und die Schwelle dadurch entbehrlich wird. Jene ſind oben unmittelbar in dem Kehlbalken eingezapft, und mit demſelben durch das in ihn verſetzte Jagdband verbunden. Sie tragen ihn auf ihrem Rähmen, ohne Spannriegel, deſſen Stelle bei dem Richten des Dachſtuhles durch Hilfshölzer vertreten wird, ſo daß nur ebenſo viel — obgleich etwas ſtärkere — Holzſtücke erfodert werden, als bei dem ſtehenden Dachſtuhle, und ſich die Vorrichtung zu dieſem verhält, wie $79\frac{1}{2}:35\frac{1}{2}$ W. F. Der liegende Dachſtuhl wird am gewöhnlichſten bei dem gebrochnen (Manſarde-) Dache angewendet, deſſen ſchon oben erwähnt worden iſt; und vertreten dabei die Dachſtuhlſäulen, die unten nicht auf dem Balken, ſondern auf den Schwellen ſtehen, die Stelle der Sparren. Man gewinnt dadurch mehr Freiheit zu Eintheilung der Dachfenſter, wobei außerdem die Lage der Dachbalken öfters hinderlich und unbequem iſt.

Weil auf letzteren die Sparren nicht immer vorn an der Spitze ſtehen, muß ein oben ſchräg zugeſchnittenes Holzſtück auf jene gelegt werden (ein Aufſchiebling oder Leiſten), um unten den Raum auszufüllen und die Dachbedeckung bis herunter legen zu können, ohne daß hier ein Einbug entſteht, der Gelegenheit zum Eindringen des Regenwaſſers und zum Faulen der Balken geben würde. Mehre gute Baumeiſter verwerfen jedoch dieſe Conſtruction ganz, und fodern dagegen das Herausrücken des Sparren bis an das Ende des ſchräge abwärts (dachrecht) geſchnittenen Balkens.

Um eine Holzerſparniß zu erzeugen, und größere Räume ohne koſtbare Conſtructionen zu bedachen, erfand ſchon in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts der Franzoſe Philipert de l'Orme die ſogenanten Bohlendächer, die zuerſt von Gilly 1797 in Teutſchland bekant gemacht, und nachher von mehren Baumeiſtern, beſonders in den preußiſchen und ſächſiſchen Staten, häufig angewandt wurden. Sie beſtehen anſtatt der gewöhnlichen Sparren aus krumm geſchnittenen, zwei- oder dreifach über einander genagelten und dergeſtalt zuſammengeſtoßenen Bohlenſtücken, daß die eine Lage die Fuge der andern deckt, und das Ganze durch eiſerne oder hölzerne Nägel eine feſte und dauerhafte Verbindung und das Dach das äußere Anſehen eines ſpitzen oder gothiſchen Gewölbes erhält (Gilly Landbauk. II. Thl. S. 201). Als Vortheile dieſer Dächer wird angeführt: a) vor allem die bedeutende Holzerſparniß, weil bloße Bretſtücke und Abgänge von höchſtens 6 Fuß Länge dazu nöthig ſind, die ſelbſt aus ſchadhaften und krummen Bäumen geſchnitten werden können. Dennoch haben die Bohlenſparren, weil die Bretter auf ihrer hohen Kante ſtehen, weil ſie einen Bogen bilden, und weil ihre Spannung durch die Lage der aus einem Mittelpunkte gezogenen Fugenſchnitte verſtärkt wird, einen großen Widerſtand gegen jede auf ſie drückende Kraft. b) Die Bohlenſparren üben einen weit geringern Seitenſchub aus, als die ſchrägen Sparren eines gewöhnlichen Daches; ſie können deshalb mit größerer Sicherheit auf die Rähmen und abgetrumpften Balken geſtellt werden. c) Weil die Schornſteine unter dem Dache kein Holz berühren, ſind dieſe Dächer weit weniger feuergefährlich, als andere, und auch wegen des wenigen, in ihnen enthaltenen Holzes minder geſchickt, den in ihnen entſtandenen Brand zu verbreiten. d) Gewährt das Bohlendach einen freien Bodenraum, weil hier Dachſtuhl, Schwelle ꝛc. wegfallen, und man den vollen Raum ungehindert benutzen kann. Dem ſoll jedoch die Erfahrung entgegen ſtehen, daß die Bohlenſparren öfters im untern Drittheile ihrer Länge auf der äußeren Seite zerbrechen, weil ſie zu ſchwach ſind, dem vereinten Drucke ihrer eigenen Schwere, der Belattung und der Dachziegel zu widerſtehen, den man beiläufig auf 4840 Pfd. ſetzen kann, wenn die beiden Sparren 1363 Pfd., die 122 Latten 694 Pfd., 732 Dachſteine aber 2928 Pfd. betragen. Der Druck wirkt im Scheitel des Bogens nach 2 Richtungen, welche aus dem Durchſchnittspunkte der äußern Linien nach dem Fußpunkte der beiden innern Linien laufen. Dieſe Richtungen machen auf dem Horizonte einen Winkel, deſſen Tangente $\frac{26{,}03527}{25}$, der daher 46° 9′ 44″ iſt; folglich wird der Druck auf jeder Seite = 2420 : sin. 46° 9′ 44″ oder 3355 Pfd. Da nun aber für Kiefernholz, das Moment des Gewichtes, von dem ein ſolcher Bogen im erſten Momente des Druckes zerbrochen würde, $2878 \,.\, 2 \,.\, 1\frac{1}{2} \,.\, 12 \,.\, 12 = 1242096$ iſt; da ferner die vorerwähnte Kraft in dem von ihrer Richtung am weiteſten entfernten Punkte das Zerbrechen der Sparren bewirkt, ſo kann man die Länge des Hebelarmes hier zu $4\frac{1}{3}$ Fuß, und daher das Moment der Kraft zu $4\frac{1}{3} \,.\, 12 \,.\, 3355 = 174460$ annehmen, das $\frac{1}{7}$ des vorerwähnten iſt, und folglich keine genugſame Sicherheit gegen das Zerbrechen des Sparren gewährt. Es dürfen aber oben nur 2 Bretſtücke in Rechnung kommen, weil ein Stoß in der dritten Lage dicht am Brechpunkte liegt. Sobald aber *ſtärkere* Bohlenſparren angewendet werden ſollen, verſchwindet die Erſparniß ganz; ſie findet blos bei Kirchen und ähnlichen tiefen Gebäuden ſtatt, die weitläufige und große Dachſtühle, oder wol gar koſtbare Hängewerke und ſchwere Gebälke erfodern. Die *Bohlenbogen* können Halbkreiſe oder gothiſche Spitzbögen bilden, die in Hinſicht der Feſtigkeit und Dauer jenen vorgehen; denn die Laſt drückt den Bogen im Gipfel niederwärts, wodurch das Ausweichen ſeiner Schenkel verurſacht wird, ſobald ihr Fuß auf der Mauerlatte feſt ſtehet. Es wird daher unter jedem Dachſparren — die über dem Bogen liegen — eine oder mehre Stützen angebracht, um durch die Laſt des Daches das erwähnte Ausweichen zu verhindern, zugleich aber auch das Emportreiben des Gipfels durch zu ſtarken Druck auf die Schenkel zu hindern. Bei den Spitzbögen iſt nun der Druck auf den Gipfel, und folglich die Neigung der Schenkel zum Ausweichen in der Mitte geringer; zugleich iſt auch der horizontale Seitenſchub auf die Umfangsmauern ſchwächer.

Dieſer *Seitenſchub* muß bei dem Bau mit *Bohlenſparren* ganz beſonders in Betracht gezogen werden, weil er auf die Feſtigkeit des Daches und folglich des ganzen Gebäudes Einfluß hat. Die Umfangsmauern müſſen nämlich hinreichend ſtark — nicht unter $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß — oder wenigſtens durch eiſerne Anker verſtärkt ſeyn. Die *Bohlenſparren* des erſten, merkwürdigen Gebäudes dieſer Art, der 120 Fuß weiten, 100 Fuß hohen Kornhalle in Paris, lehnten ſich an eine, um die ganze Kuppel herumlaufende Bogenſtellung; andere Gebäude, auf dieſe Weiſe bedacht, haben ſich gut und dauerhaft erwieſen, ſobald nur die Mauern im Stande waren, dem Seitenſchube das Gleichgewicht zu halten; bei zwei rechteckigen, 44 Fuß weiten Kirchen mit Bohlendecke hingegen, deren Mauern vom Sockel bis zur Mauerſchwelle 28 Fuß hoch und 3 Fuß dick waren, dann aber vollends 2 Fuß ſtark bis an die 11 Fuß höher liegenden Stichbalken gingen, zeigte ſich nach einiger Zeit ein nachtheiliger Schub gegen die Mauern, und bewog zu einer Veränderung der Bedachung in ein *Hängewerk*; eine dritte aber blieb, mit denſelben Dimenſionen unverändert.

Sehr große Gebäude wurden vor Einführung der Bohlenbögen, und werden auch noch häufig jetzt durch aufgeſetzte *Spreng-* und *Hängewerke* bedacht, wo die *Dachbalken* — wenn ſie aus Gründen unterhalb zwiſchen ihren beiden Enden keine Auflage oder Unterſtützung finden, — entweder durch angebrachte Streben geſtützt und getragen, oder aber von einer, über ihnen ſtehenden *Hängeſäule* gehalten werden.

Die *Streben* kommen in einem *Sprengwerke* gewöhnlich in der Mitte des Dachbalkens zuſammen, und ſtützen einander zugleich mit jenem wechſelſeitig; oder ſie haben einen *Spannriegel* zwiſchen ſich, der unter der Fläche des Dachbalkens liegt und ihm zur Unterſtützung dient.

Die *Hängewerke* unterſcheiden ſich 1) nach der Zahl der *Hängeſäulen*, die aufrecht über dem Balken ſtehen; 2) nach ihrer Stellung auf dem *Träger*, auf dem zugleich die Deckenbalken liegen, oder unter dem ſie in winkelrechter Richtung mit Schraubenbolzen hängen; oder auf einem *Deckbalken*, auf oder unter dem ſich der Träger für die übrigen Balken befindet. Es finden ſich demnach a) Hängewerke mit einer *Hängeſäule*, die auf der Mitte des Balken ſteht, und durch die, mit Zapfen und Verſetzung in denſelben, befeſtigten *Streben* getragen wird, während ſie ihn unten mit dem Hängeeiſen faßt und trägt. Weil die *Streben* um ſo kräftiger tragen, je mehr ihre Stellung ſich der ſenkrechten nähert, werden b) bei noch tieferen Gebäuden von 40—54 Fuß, zwei *Hängeſäulen* angebracht, durch einen *Spannriegel* verbunden. Bei niedrigen Dächern kann man ſich hier anſtatt der *Hängeſäule* auch eines ſtarken Bolzens (*Hängeeiſens*) bedienen. c) Steigt endlich die Weite des Gebäudes bis auf 60 und mehr Fuß, können auf dieſelbe Weiſe 3, 4 bis 5 Hängeſäulen angebracht, durch *Spannriegel* vereinigt, und jedes Paar, deren Höhe von beiden Seiten gegen die Mitte hin wächſt, durch *Streben* geſtützt werden. Die Zimmerkunſt hat auf ſolche Art hie und da bei Kirchen, Schauſpiel- und Exerzirhäuſern Großes geleiſtet, wo vorzüglich Paris, Berlin, Potsdam und Darmſtadt anzuführen ſind; das Exerzirhaus in letzterer Stadt iſt 319 Fuß lang und 151 Fuß breit, und wird von *Gilly* (*Landbaukunſt*, 2r Thl.) als ein Muſter guter Conſtruction empfohlen. Die Anwendung der Hänge- und Sprengwerke bei Brücken iſt ſchon oben (Art. *Brücken*) gezeigt worden, deren Einrichtung beſonders *Reiſer* in ſeiner Zimmerkunſt praktiſch zeigt.

Wenn bei den *Dachwalmen* die kürzeren Sparren ſich auf den Ecken an die längeren legen, müſſen ſie zu dem Ende an ihren Spitzen ſchräge zugeſchnitten werden, damit ſie bei dem Aufrichten des Daches ſogleich an dieſelben paſſen. Die Beſtimmung dieſes ſchrägen Zuſchnittes ſowol, als der angemeſſenen Länge der kürzern

Sparren wird das Schiften, und die letztern werden Schiftſparren genant. Von dem Verfahren ſelbſt findet ſich in Gilly und Wolfram a. a. O. deutliche Anweiſung.

Die Dachfenſter, um den obern Räumen Licht und Luft zu verſchaffen, ſind nach Verſchiedenheit der Dächer und Gebäude auch von verſchiedener Art: 1) die gewöhnlichen, welche aus einer, auf die Sparren aufgekämmten Unterſchwelle, auf der in gehöriger Entfernung zwei Stiele ſtehen und einen Rähmen tragen, auf welchem die Dachfenſterſparren ruhen, und hinten unter einem möglichſt ſpitzen Winkel an die Dachſparren ſtoßen, wenn ſie nicht unmittelbar bis zum Firſten hinauf laufen. Es wird auch wol ein niedriges Dach mit einem Rücken in der Mitte über die Fenſter gemacht, das eine flache Rundung bekommt, wenn es mit Blech eingedeckt werden ſoll. 2) Die runden oder ovalen Ochſenaugen (oeil de boeuf) finden ſich gewöhnlich an den beſſern Häuſern in Städten, haben aber mit jenen den Fehler gemein, daß ſich da, wo ihre Bedeckung mit dem Dache zuſammenſtößt, das Regenwaſſer leicht einzieht, und die Fäulniß der Sparren und Latten herbeiführt. Um dieſem Übelſtande zu begegnen, hat man 3) die Fledermäuſe eingeführt, die ſich von jenen dadurch unterſcheiden, daß ihre Bedeckung zu beiden Seiten ſich in das Dach verläuft. Sie gewähren noch außerdem den Vortheil, daß ihre Stellung keinen Einfluß auf die Lage der Dachſparren hat, und dieſe weder ausgeſchnitten, noch durch eingeſetzte Hilfsſparren vermehrt werden dürfen, um die Seitenwände der Fenſter ausmauern zu können. 4) Eine neuere, nur wenig gebräuchliche Conſtruction ſind die mit der Fläche des Daches gleich liegenden Fenſter, die zwar das meiſte Licht gewähren, dagegen aber nur ſchwer gegen das Eindringen des Regens zu verwahren ſind, und leicht durch den Hagel bei Gewittern zerſchlagen werden. 5) Die letzte Art ſind die auf den Kuppeln runder Gebäude ſtehenden Laternen, die gewöhnlich rings herum mit eingeſetzten Scheiben verſehen, und blos oben mit Blech, Kupfer oder Zink bedeckt ſind. Neuere Baumeiſter verwerfen übrigens alle Arten Dachfenſter, und wollen die Beleuchtung des Bodenraums in frei ſtehenden Häuſern blos durch Fenſter in den Giebeln, oder aber durch eine, als Halbgeſchoß auf die Dachbalken geſetzte ſenkrechte Wand bewirken.

B) Die Dachbedeckung mit irgend einer dauerhaften, dem Regen- und Schneewaſſer genugſam widerſtehenden Materie: Holz, Stroh, Rohr, Steine oder Metallbleche, welche über die, auf die Sparren genagelten Latten gelegt wird, vollendet das Dach. Am gewöhnlichſten ſind die aus Thon geformten und gebranten Dachſteine oder Ziegel, die mit den vorerwähnten Eigenſchaften noch die der möglichſten Feuerſicherheit verbinden. Sie unterſcheiden ſich nach Form und Größe a) in Kehlziegel, als flache Rinnen geſtaltet, um die Kehlen in Dächern und an den Dachfenſtern damit zu bedecken; was aber gegenwärtig mit irgend einer Art Metallblech geſchieht. b) Hohl- oder Firſtenziegel, eben ſo geformt, ſind zu Bedeckung ſowol der obern als der Seitenkanten des Daches beſtimt, auf den ſie in Kalk gelegt, und — beſonders an den Meeresküſten — zu mehrer Feſtigkeit angenagelt werden. c) Die Dachpfannen, entweder als ein liegendes *S*, oder auch wie die vorhergehenden geſtaltet, nur etwas kleiner (12″ lang 8″ breit), finden ſich an den Küſten der Nord- und Oſtſee, in Preußen, am Fichtelgebirge, auf der hohen Rhön u. ſ. w. Sie werden dergeſtalt auf die Latten gelegt, daß bei der erſtern Gattung die Krümmungen in einander greifen; bei der zweiten aber die untern Reihen mit der hohlen Seite oben, mit den Rändern aber dicht an einander liegen, damit die obern Steine darüber geſtürzt werden können. Die untern werden dann Nonnen und die obern Mönche genant. Obgleich ſie beim Sturme feſter liegen, und nicht ſo leicht herabgeworfen werden, laſſen ſie doch bei Schlagwetter den Regen durch, wenn ſie nicht eine Verſchalung der Sparren mit Bretern unter ſich haben, ſtehen überdies höher im Preiſe als d) die ſogenanten Biberſchwänze oder Breitziegel (auch wol Ochſenzungen), die an ihrer untern Seite abgerundet, an der obern aber mit einer hervorſtehenden Naſe verſehen ſind, um ſie an den über die Sparren geſchlagenen Latten aufhängen zu können. Sie werden gegenwärtig beinahe ausſchließend zu Bedekkung der Dächer angewendet, ſind 15 Zoll lang, 6″ breit, ½″ ſtark, und müſſen aus gutem Thone hart gebrant ſeyn, einen glatten, glänzenden Bruch haben und nicht ſpringen, wenn ſie glühend mit kaltem Waſſer begoſſen werden. (S. Baumaterialien und Ziegel.) Man pflegt in Holland und England häufig die Dachſteine bei dem Brennen mit Bleiglätte (7 Thle. u. 1 Thl. Braunſtein), mit Kochſalz, Klauen von Thieren, Steinkohlengrus oder grünem Laubholz zu glaſiren, damit ſie weniger Feuchtigkeit aufnehmen. Nicht minder hat man verſucht, aus den friſch geſtrichenen Steinen vor dem Trocknen das überflüſſige Waſſer auszupreſſen, wodurch ſie beträchtlich leichter werden und das Dach weniger beſchweren, dagegen aber von jedem heftigen Winde aufgehoben und hinweggeführt werden können, wenn ſie nicht einzeln gut in Kalk eingelegt ſind. Endlich iſt auch wol ein Firnißanſtrich für die Dachſteine vorgeſchlagen worden, der jedoch theils die Koſten der Bedachung ſehr erhöhet, theils zu umſtändlich iſt.

Es gibt dreierlei Arten, die breiten Dachziegel (Biberſchwänze) bei dem Dachdecken anzuwenden. 1) Zu dem einfachen oder Spließdache ſind die Latten 7½ bis 8 Zoll von einander auf die Sparren genagelt, und die Fugen der über einander greifenden Ziegel werden mit Dachſpähnen (Spließen oder Splitten) unterlegt, wovon es auch ſeinen Namen hat. 2) Bei dem Kronen- oder Ritterdache iſt die Entfernung der Latten von einander 4 Zoll weniger als die Länge der Ziegel, deren Reihen (Schaare) alle doppelt über einander liegen, aber keine Spließe unter ſich haben. Daſſelbe iſt auch der Fall 3) mit dem eigentlichen Doppeldache, wo die Entfernung der Latten 2″ weniger iſt, als die halbe Länge des Ziegels, und der erſte Stein noch 4″ über den dritten hinweg reicht. Spließe finden auch hier nicht ſtatt; die obere und untere Reihe wird hier, wie bei dem einfachen Dache, doppelt belegt, und der Firſten, ſowie die Kanten des Walmdaches mit Hohlziegeln bedeckt. e) Die Geviertziegel, von gleicher Länge und Breite, werden nach der Diagonale auf die Latten gehangen. weshalb ſich die Naſe in einer Ecke befindet. f) Die römiſchen Ziegel ſind mit ihren beiden Seitenrändern in die Höhe gebogen, worauf bei dem Eindecken halb runde Hohlziegel gedeckt werden.

Die zweite nicht minder gewöhnliche Art der Bedeckung iſt der Schiefer, der an mehren Orten häufig in der Erde gefunden, und wegen ſeiner langen Dauer beſonders zu Kirchthürmen und öffentlichen Gebäuden in Frankreich und einigen Gegenden von Teutſchland, aber auch zu den Dächern gewöhnlicher Häuſer angewendet wird. Ja, in den Naſſauiſchen Gebirgsſtädten ſind ſelbſt die Umfangswände bis zur Erde herunter mit Schiefer belegt. Dieſer wird in Tafeln geſpalten, die von 5″ bis 2 Fuß breit und lang ſind, und mit 2 oder 3 Nägeln auf die Verſchalungsbretter der Dachſparren genagelt werden. 1 Zentner Schiefer gibt 6 Quadratfuß Dach, und zu einem Thurmdache von von 860 Quadratfuß werden 143 Zentner Schiefer und 216 Schock Schiefernagel erfodert.

Sehr flache Dächer und Altane werden mit Metallblechen gedeckt, worunter das Blei, zu 8 Fuß langen, 2—3 Linien ſtarken Tafeln gewalzt, das wohlfeilſte aber auch das ſchlechteſte iſt, denn ſelbſt ein Anſtrich mit Ölfarbe vermag das Oxydiren deſſelben durch die feuchte Luft nicht zu hindern; es beſchwert die Dächer außerordentlich, auch ſchmilzt es leicht bei entſtehendem Feuer, und fließt auf die zum Löſchen Herbeikommenden herab. Es wird daher auch in Teutſchland nicht mehr angewendet, nur im Auslande waren hie und da Paläſte und Arſenale damit bedeckt, wie der Palaſt der Signoria zu Venedig.

Gewöhnlicher ſind verzinntes Blech und Kupfer, von denen das letztere zwar den Vorzug der größern Dauer hat, aber auch die Koſten um mehr als das Doppelte erhöhet. Sowol bei dem Kupfer als Eiſenblech wird das Dach auf den Sparren mit Bretern verſchalet, auf dieſe aber jenes — in lange Streifen, die auf dem Dache von oben bis unten reichen, zuſammengefalzt und mit Zinn verlöthet — mit eiſernen Nägeln befeſtigt, die aber nicht durch die Blechtafeln ſelbſt, ſondern durch beſonders angelöthete ſchmale Streifen geſchlagen werden. Die ſchon zubereiteten Falzen der ſenkrechten Bänder werden hierauf ebenfalls umgebogen und nachher verlöthet, damit das ganze Dach einen ununterbrochenen, zuſammenhängenden Überzug bekomt, der auf beiden Seiten mit irgend einer beliebigen Firnißfarbe angeſtrichen wird. Obgleich hier ſchwarz ſich als dauerhaft und wohlfeil vorzüglich empfiehlt, iſt doch roth, blau oder grau häufiger. So ſind in Moskau nicht allein alle Kirchen und Paläſte, ſondern auch viele Privathäuſer mit Kupfer oder Blech bedeckt und gemalt, die Hauben der Kirchthürme aber vergoldet, was bei Sonnenſchein einen prachtvollen Anblick gewährt. Das zu dem Dachdecken anwendbare Blech iſt, verzinnt, $12\frac{1}{4}''$ lang, $9\frac{1}{4}''$ breit, daher jede Tafel, nach Abzug des Falzes, $86\frac{2}{3}$ Quadratzoll bedeckt; es ſind daher auf 50 Quadratfuß Dach, mit Einſchluß der Heftſtreifen, 87 Blechtafeln und 180 Rohr- oder Blechnägel nöthig. Das ſchwarze, nicht verzinnte Blech und das Kupfer werden in 2 Fuß großen Tafeln angewendet, wovon jede 462 Quadratzoll deckt, ſo daß zu 50 Quadratfuß 17 Tafeln erfodert werden. Das gewalzte Kupfer wird auch öfter in Tafeln von 20′ Länge und $1\frac{1}{2}'$ Breite angewendet.

In neuerer Zeit iſt auch der Zink als ein neues Bedeckungsmaterial hinzugetreten, wozu er in Bleche von 2 Fuß Breite und 2′ 9″ Länge ausgewalzt, und gleich dem Kupfer und Blech zuſammengefalzt und auf das verſchalte Dach genagelt wird. Dieſe Bedachungsart findet ſich beſonders häufig in Berlin, wo das Zinkblech auf dem 7 Meilen davon entfernten Hüttenwerke Stegermühle bereitet wird. Die in Sachſen gemachten Erfahrungen haben jedoch minder günſtig für den Zink geſprochen; nach ihnen ſcheint es, daß ſich derſelbe ſehr bald um die eiſernen Nägel herum oxydirt, wodurch ſich die Nagellöcher erweitern und Gelegenheit zu dem Eindringen des Regenwaſſers geben. Man bedient ſich daher des Zinkes dort weniger häufig zu Dächern, als in den preußiſchen Staten.

Schon 1785 iſt von Hrn. Arvad Faxe ſogenante Steinpappe — aus 2 Theilen gewöhnlicher Papiermaſſe, 1 Theil Kalk und 1 Theil eiſenhaltiger Erde — erfunden worden, die in Tafeln von 2 Fuß Länge und 1 Fuß Breite zu Bedeckung der Dächer angewendet, Feuerſicherheit und Dauer im Regen und Schnee zeigt, während in Hinſicht der Koſten gegen die Ziegelbedachung 40 bis 50 Procent gewonnen werden. Dieſe Erfindung ward entweder gleichzeitig in Schleſien von Herrn F. Herzberg gemacht, oder nachgeahmt, und hat bei dem Gebrauche zu Bedachung einiger Gebäude ſich ebenſo vortheilhaft erwieſen; dennoch ſcheint die Steinpappe noch immer keine allgemeine Anwendung gefunden zu haben; vielleicht aus Vorurtheil der Baumeiſter, das öfters vielem Guten entgegen ſtrebt; oder wegen Schwierigkeit der Verfertigung, wodurch es unmöglich wird, dem täglich ſteigenden Bedürfniſſe zu genügen; oder endlich, weil ſich andere Mängel gefunden haben, welche die Vortheile dieſer Bedeckungsart wieder aufheben, wenigſtens verringern.

Geringere Wohnungen der Armen und Landleute werden, nach Verſchiedenheit der Länder, mit wohlfeileren, wenn auch weniger dauerhaften und brennbaren Materien, als Holz, Stroh oder Rohr bedacht. Das Holz iſt für dieſen Behuf entweder in Breter geſchnitten, wohin auch die ſogenanten Schwarten, oder äußeren, halb runden Abſchnitte der Bretklötzer gehören, die auch wol Schalen, Schmalbreter, oder Zaundielen heißen; oder es wird in Schindeln oder Spließen geſpalten, und nachher gleich dem Schiefer auf die Dachlatten genagelt. Dieſe Schindeln ſind 18—24 Zoll lang, 5 Zoll breit, $\frac{1}{4}''$

dick, auf der einen langen Seite zugeſchärft, auf der andern aber mit einer ½″ breiten, 1″ tiefen Nuth ausgeſtoßen, damit die Schärfe der andern Schindel in dieſe paßt und kein Regenwaſſer hindurch dringen kann. Aus Eichenholz dauern dergleichen Schindeln über 50 Jahre, aus Kienenholz gegen 30, aus Tannen- oder Fichtenholz aber nur etwa 20 Jahre. Die Schindeln werden auch in den teutſchen Gebirgsgegenden hie und da ohne Falz und Abſchärfung verfertigt, daß ſie die Form der Breitziegel haben, und ebenſo, wie dieſe, auf die Dachlatten gelegt und mit Nägeln befeſtigt werden. Sie ſind jedoch in mehren Ländern, wegen der Feuergefährlichkeit und Holzverſchwendung, gänzlich verboten, und ſollen alle neue Gebäude Ziegeldächer bekommen. Ebenſo verhält ſichs mit den Dächern von Bretern, die theils bei Schuppen, Buden ꝛc., theils zu Gartenhäuſern gebraucht werden. Sie werden gewöhnlich unmittelbar auf die Sparren genagelt, daß ſie einander 2 Zoll überdecken; oder ſie werden — wie vorhin bei den Schindeln geſagt — mit Nuthen verſehen, und bei dem Aufnageln auf die Dachlatten in einander geſchoben. Man bedeckt auch oft die Fugen mit darüber genagelten Latten, oder man überzieht das ganze Dach mit grober Leinwand, die einen Anſtrich von Theer mit darauf geſtreuetem Hammerſchlag oder feinerm Sande bekomt. Für dieſen Behuf wird vorzüglich das in England verfertigte Steinkohlen-Theer und die, mit demſelben zubereiteten Körperfarben empfohlen.

Hieher ſind auch die in Rußland üblichen Bedachungen der Bauernhäuſer mit birkener Rinde zu rechnen, die entweder auf die Latten mit hölzernen Nägeln geheftet, oder wol nur durch übergelegte, mit weidenen Ruthen befeſtigte, Stangen gehalten werden.

Auf dieſe folgen die mit Schilfrohr und Stroh gedeckten Dächer, von denen man die erſtern in den Marken und Pommern, dem Mecklenburgiſchen, überhaupt in der Nähe großer Landſeen und in ſumpfigen Gegenden findet, die eine hinreichende Menge Schilf als Bedeckungsmaterial liefern. Das Rohr wird gewöhnlich im Winter auf dem Eiſe, oder auch im Herbſte mit Sicheln abgeſchnitten, das längſte und beſte zu dem Berohren der Gypsdecken und Wände beſtimt, das geringere, nur etwa 3—4′ lang, aber zu Bedeckung der Dächer verwendet, deren Latten hiezu 14—15 Zoll auf den Sparren aus einander genagelt ſind, und auf beiden Giebelſeiten mit ihren Enden an die Windbreter ſtoßen, die zu verhindern beſtimt ſind, daß bei heftigen Stürmen die Bedeckung nicht aufgehoben und von dem Dache herabgeworfen wird. Die unterſte Lage der Schoben oder Gebunde iſt von Stroh, weil dieſes ſich feſter zuſammen binden läßt, als das Rohr, deſſen Halme leichter einzeln herausfahren. Über dieſe kommen alsdann die Rohrſchöben zu liegen, von denen, ebenſo wie bei dem Strohdache, jede Lage durch 5 bis 6 Fuß lange Bandſtöcke (aus kienenem Scheitholz geſpalten) befeſtigt wird, indem man dieſe auf den darunter hinlaufenden Latten an den Enden und in der Mitte mit Weidenruthen feſt bindet. Auf den Firſten (die obere Kante des Daches) kommt wieder eine Lage Strohſchoben zu liegen, die über den Firſten hinweggebogen und auf der andern Seite unter die Dachlatte geſteckt wird. Zu beſſerem Halt gegen Näſſe und Wind wird zuletzt der Firſten mit Lehm oder auch nur mit feſtgeſchlagener Erde belegt. Andere hängen oben am Firſten 4 oder 5 Reihen Breitziegel ein, und bedecken ſie — wie bei gewöhnlichen Ziegeldächern — oben mit Hohlpfannen, die in Kalk eingelegt, den obern Theil des Daches am beſten ſichern, obgleich ſie ſowol anfangs als bei vorkommenden Reparaturen in entfernteren Gegenden, wegen Mangel an Ziegeln, mehr Schwierigkeit und Koſten verurſachen. In den nördlichern Gegenden gegen die Oſtſee hin, ſucht man das Herabwerfen der Bedeckung durch, an Strohſeilen über den Firſten gehangene ſtarke Holzkloben (Windklötze) zu ſichern, das aber in den Marken, Pommern und Preußen, wegen der Holzverſchwendung, unterſagt worden.

Das Eindecken mit Stroh unterſcheidet ſich von dem Rohre ſo gut als gar nicht, die Latten aber liegen hier nur 12 Zoll aus einander auf den Sparren, ſo daß jeder Schoben drei Mal angebunden werden kann. Letzteres geſchieht entweder vermittelſt der vorerwähnten Band- oder Dachſtöcke, oder ohne dieſelben, indem man die gebundenen Schoben in der Hälfte ihrer Stärke theilt, um dadurch das Band feſter anziehen und nun die ganze Lage vermittelſt eines Strohſeiles an die abgerundeten Latten binden zu können.

Die Rohr- und Strohdächer ſind zwar für den Landmann die wohlfeilſten, deren Reparatur ihm faſt gar keinen Aufwand verurſacht, während ſie auch in den nördlichen Gegenden die Winterkälte am beſten abhalten; ſie haben jedoch mit den hölzernen Dächern den großen Nachtheil gemein, leicht Feuer zu fangen, und dadurch bei einem entſtandenen Brande gewöhnlich die Einäſcherung ganzer Dörfer herbeizuführen, weshalb auch die Regirungen mehrentheils darauf bedacht ſind, ſie aus dem Gebrauch zu ſetzen. Localverhältniſſe machen dies jedoch an vielen Orten unausführbar, und mehre Baumeiſter haben als Auskunft die Lehmſchindeln vorgeſchlagen, die aus dünne ausgebreitetem und auf einer oder auch wol auf beiden Seiten mit Lehm beſtrichenem Stroh beſtehen, und auf dieſe Art zum Dachdecken angewendet werden. Der größern Schwere wegen werden bei einem ſolchen Dache von Lehmſchindeln die Sparren von Mitte zu Mitte 4 Fuß geſetzt und mit 1 Fuß Zwiſchenraum belattet. Um aber die Lehmſchindeln mit ſchwachen Weidenruthen an die Latten binden zu können, wird in jede der erſtern ein, auf jeder Seite 3 Zoll über die Schindel hervorragender Stock von 1″ Stärke, mit dem umgeſchlagenen Stroh oben eingebunden und durch aufgeſtrichenen Lehm befeſtigt. Die Lehmſchindeln ſelbſt ſind von verſchiedener Größe 2—3 Fuß breit, 3½ — 12 Fuß lang, und vorzüglich in Preußen gewöhnlich, wo ſie um Marienwerder ſo groß gemacht werden, daß ſie große Tafeln bilden, und drei Reihen derſelben das ganze Dach bedecken; allein ſie ſind ſehr unbequem auf das Dach zu bringen und müſſen an Seilen hinaufgezogen werden.

Werden die Lehmſchindeln aus Stroh und Rohr 4 Zoll dick verfertigt, ſo daß ſie durch übergeſtrichenen Lehm auf dem Dache eine Dicke von 12 Zoll, bei 6¼ Fuß Länge und 3′ Breite bekommen; ſo heißen ſie Speckſeiten, und die aus ihnen verfertigten Dächer werden Speckdächer genannt, die eine 50jährige Dauer haben, ehe ſie einer Ausbeſſerung bedürfen, dem Feuer aber ganz unzugänglich ſind. Man findet ſie häufig in den Marken, beſonders im Oderbruch, nur ſteht das bei ihnen nöthige, etwas ſtärkere Dachgeſpärre ihrem Gebrauche einigermaßen entgegen. (*v. Hoyer.*)

DACH, Simon, wurde am 29. Juli 1605 zu Memel in Oſtpreußen geboren, wo ſein Vater Dolmetſcher der lithauiſchen Sprache war. Er beſuchte anfänglich die öffentliche Schule ſeiner Vaterſtadt, zeichnete ſich frühzeitig durch Talente aus, und erlernte insbeſondere die Muſik faſt ohne allen mündlichen Unterricht. Seit ſeinem vierzehnten Jahre bildete er ſich auf auswärtigen Schulen, zuerſt in Königsberg, von wo ihn im Jahre 1620 die Peſt auf einige Zeit vertrieb, dann zu Wittenberg, und zuletzt auf der Domſchule zu Magdeburg, wo er eine Diſſertation in griechiſcher Sprache ſchrieb und vertheidigte, im J. 1626 aber wiederum durch Peſt und Kriegsunruhen zum Abgange bewogen wurde. Er kehrte über Hamburg und Danzig nach Königsberg zurück, ſtudirte hier mit Eifer die Theologie und Philoſophie, und übte ſich fleißig im Predigen und Disputiren. Im J. 1633 wurde er Collaborator, und im J. 1636 Conrector an der Domſchule zu Königsberg. Seine Geſundheit war ſchon damals durch allzu angeſtrengte Arbeit geſchwächt. Er widmete ſich nun ganz der Dichtkunſt, vornehmlich auf Anrathen ſeines Freundes, des Regierungsſecretärs Roberthin, der, durch weite Reiſen gebildet, ſich ſelbſt als Dichter einen Namen erworben hat und mit Opitz in freundſchaftlicher Verbindung ſtand. Als Letzterer im J. 1638 zum Beſuch ſeines Freundes nach Königsberg kam, wurde er von den Verehrern ſeiner Muſe mit einer öffentlichen Abendmuſik und einem Gedicht begrüßt, deſſen Urheber Dach war, und welches Lindner in ſeine Lebensbeſchreibung Opitzens aufgenommen hat. Entſcheidender für Dachs Schickſal war ein poetiſcher Glückwunſch, welchen er in demſelben Jahre 1638 dem Kurfürſten von Brandenburg *) bei deſſen Anweſenheit zu Königsberg widmete. Er wurde ſo wohl aufgenommen, daß Dach die im J. 1639 erledigte Profeſſur der Dichtkunſt zu Königsberg auf der Stelle erhielt. Er trat ſie 1640 mit einer öffentlichen Disputation an, worin er folgende drei Sätze vertheidigte: daß die Fabeln der Poeten keine Lügen ſind; daß ein Trauerſpiel auch einen fröhlichen Ausgang haben könne; daß Urheber unzüchtiger Verſe nicht den Ruhm von Poeten verdienen. Bei dem brandenburgiſchen Hofe ſtand er fortwährend in großer Gunſt, und als er einſt dem Kurfürſten in Verſen um etwas Acker bat, ſchenkte ihm dieſer das Gut Cuxheim. Im J. 1641 trat er in den Eheſtand. Überhäufte Arbeiten erſchöpften ſeine Kräfte; er verfiel in Hypochondrie und zuletzt in Schwindſucht. Nach einem zwölfmonatlichen Krankenlager ſtarb er endlich am 15ten April 1659 im 54. Lebensjahre, nachdem er fünf Mal Decanus der philoſophiſchen Facultät und im J. 1656 Rector magnificus der Univerſität Königsberg geweſen war. Er hinterließ eine große Anzahl lateiniſcher und teutſcher Gedichte, geiſtlichen und weltlichen Inhalts, die er nie geſammelt herausgab, und von denen man auch jetzt noch keine vollſtändige Ausgabe beſitzt. Einige derſelben wurden von ſeiner Witwe und Erben nach ſeinem Tode herausgegeben, unter dem Titel: Churbrandenburgiſche Roſe, Adler, Löw und Scepter, von Simon Dachen poetiſch beſungen. Königsberg (ohne Druckjahr). 4. (1 Alphabet 10⅓ Bogen). Dieſe Ausgabe iſt jetzt äußerſt ſelten. Viele von ſeinen Gedichten wurden als Gelegenheitsgedichte einzeln in verſchiedenem Format gedruckt. Eine Samlung derſelben beſaß Gottſched, und eine andere, ziemlich vollſtändige, der im J. 1784 verſtorbene breslauſche Profeſſor, Johann Caſpar Arlet. Beide hatten die Abſicht, eine Ausgabe der Dachſchen Gedichte zu veranſtalten, gelangten aber nicht zur Ausführung derſelben. Die aus ſechs Bänden beſtehende Arletſche Samlung befindet ſich jetzt auf der Rhedigerſchen Bibliothek zu Breslau. Ein Theil der lyriſchen Gedichte Dach's findet ſich, in Muſik geſetzt, in den Samlungen muſikaliſcher Compoſitionen, die ſein Zeitgenoſſe, der Organiſt Heinrich Albert, zu Königsberg herausgab, beſonders in deſſen Arien zum Singen und Spielen, wovon ſeit 1648 acht Theile erſchienen ſind. Hier nennt ſich Dach durch Verſetzung ſeiner Namensbuchſtaben mehrmals Chasmindo oder Sichamond, zuweilen hat er S. D., zuweilen ſeinen wahren Namen unterzeichnet. Auch in Gabriel Voigtländers Oden und Liedern mit Melodien (Lübeck 1650), finden ſich Gedichte von Dach, desgleichen in einigen ältern nicht muſikaliſchen Samlungen. In neuern Zeiten haben beſonders Herder in ſeinen Volksliedern, und Matthiſſon in der lyriſchen Anthologie, desgleichen Gramberg u. a. Bearbeitungen Dachſcher Gedichte geliefert. Die neueſte Auswahl derſelben iſt in der Bibliothek teutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Wilhelm Müller, Bd. 5. (Leipzig 1824.) enthalten. Dach gehört als lyriſcher Dichter zu den bedeutendſten und glücklichſten Nachfolgern Opitzens, obwol er nicht frei von Auswüchſen, nicht im höhern Grade originell und ſchwungreich iſt. Seine geiſtlichen Lieder ſind fromm und herzlich, die erotiſchen natürlich und meiſt heiter. Unter jenen ſind die beiden in viele ältere Geſangbücher aufgenommenen Lieder: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht" (von ihm auf Veranlaſſung des 1648 erfolgten Todes ſeines Freundes Roberthin gedichtet), und: „O wie ſelig ſeid ihr doch, ihr Frommen," am bekannteſten; ſie erreichen die Muſterlieder von Paul Gerhard aber nicht ganz. Das durch Herders Erneuerung in den Volksliedern ſehr bekannt und beliebt gewordene „Ännchen von Tharau" ſang er in der preußiſchen plattteutſchen Mundart; das Lied galt einer Geliebten, die ihm durch einen Andern entriſſen wurde. In ſeinen Gelegenheitsgedichten zeigte er den wärmſten Patriotismus und die reinſte Bewunderung ſeines Landesherrn, des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm. Seine Sprache iſt meiſt einfach und rein; ſein Versbau wohllautend. Seine wenigen dramatiſchen Verſuche, namentlich das Schäferſpiel Sorbuiſa, welches er 1644 auf die erſte Jubelfeier der Univerſität Königsberg dichtete, haben geringen Werth **). (*Rese.*)

---

*) Einige der von uns gebrauchten Quellen nennen dieſen Kurfürſten Friedrich Wilhelm den Großen. Allein im J. 1638 regirte noch deſſen Vater, Georg Wilhelm.

DACHAU, baierſches Landgericht im Iſarkreiſe, welches auf 12,20 Quadratmeil. 21556 Einw. in 2 Marktflecken, 38 Hofmarken und Edelſitzen, 142 Dörfern, 84 Weilern und 4399 Feuerſtellen enthält. Es iſt wellenförmig eben und von der Glon und Amber, welche hier die Maiſach aufnimt, durchſchnitten; im O. zieht ſich auf der rechten Seite der Amber das große Dachauer Moos hin, ein mit Schilf- oder Riedgras bewachſener 5 Meilen langer und 1 Meile breiter Moraſt, auf dem ſeit 1802 die Kolonien Auguſtenfeld, Karlsfeld und Ludwigsfeld entſtanden ſind; der übrige Theil des Landgerichts iſt ziemlich fruchtbar. Die Einwohner betreiben Getreide- und Flachsbau, Viehzucht und Bierbrauerei. — Der Sitz des Landgerichts und Rentamts iſt der Marktflecken Dachau, auf einer Höhe an der Amber, aus welcher ein Kanal nach dem Luſtſchloſſe Schleisheim führt, mit 1 Schloſſe, 1 Pfarrkirche, 1 Almoſenhauſe, 1 Fournirſchneidemühle, 166 Häuſern und 950 Einwohnern. — Die alten Grafen von Dachau, welche hier ihren Sitz hatten, ſind 1175 ausgeſtorben, ihre Herrſchaft aber ſchon früher von Uchtild, Gemahlin des Grafen Konrad von Dachau, an Herzog Otto I. verkauft. In den J. 1633 und 1648 wurde Dachau von den Schweden nach langem Widerſtande erobert. (*Leonhardi.*)

DACHERÖDEN, Dachröden, Ernst Ludwig Wilhelm, Freiherr von, aus dem freiherrlich von Dacherödiſchen Hauſe Talebra abſtammend, und den 11. November 1764 zu Minden in Weſtphalen geboren, wo ſein Vater, Karl Friedrich, königl. preußiſcher Kammerpräſident war, der aber ſeit 1774 zu Erfurt privatiſirte, und daſelbſt den 20. November 1809 als Director der kurmainziſchen Akademie der Wiſſenſchaften in ſeinem 78ſten Jahre ſtarb. In den Akten dieſer Akademie ſtehen Abhandlungen von ihm, auch iſt er Herausgeber und größtentheils Verfaſſer eines anonym erſchienenen Magazins der Regirungskunſt, der Stats- und Landwirthſchaft. Leipz. 3. St. 1775—79. 8. — Der Sohn ſtudirte, nachdem er zu Erfurt Privatunterricht genoſſen und einige Vorleſungen beſucht hatte, zu Göttingen und Leipzig, und machte 1787 eine Reiſe nach Paris. Nach ſeiner Rückkunft wurde er kurmainziſcher Kammerherr und Regirungsrath zu Erfurt, mit Sitz und Stimme in der Regirung. Die Verbeſſerung der Landwirthſchaft und des Schulunterrichts, Verſchönerung der Stadt und ihrer Umgebung waren die Gegenſtände, für die er mit Einſicht und Erfolg wirkte, und viele Anſtalten, die zum Theil nach veränderter Verfaſſung noch fortdauern, erhalten ſein Andenken. Als Mitglied der Univerſitäts-Commiſſion arbeitete er mit raſtloſer Thätigkeit an Verbeſſerung der Lehranſtalten und der Beſoldungen der Lehrer, und die Akademie der Wiſſenſchaften zählte ihn unter ihre thätigſten Mitglieder. Er war ſeit 1789 Domherr zu Naumburg, ging 1793 als Stifts- und Conſiſtorialrath nach Zeitz, wurde 1802 Domdechant zu Naumburg, und ſtarb zu Zeitz den 30. Januar 1806. Seine Religioſität, Anſpruchloſigkeit und die ſittliche Würde ſeines Charakters erhöheten die Achtung, die ſeinen Verdienſten und nützlichen Leiſtungen gebührte. Er ſchrieb einen Verſuch eines Statsrechts, Geſchichte und Statiſtik der freien Reichsdörfer in Teutſchland. Leipz. 1785. (Th. 8.), der ihm als jugendlicher Verſuch um ſo mehr Ehre machte, als er darin viel Beleſenheit und Kenntniſſe zeigte, und einen nützlichen Beitrag für eine Lücke in der Literatur dieſes Faches lieferte. Bei ſeiner Aufnahme in die erfurter Akademie ſchrieb er eine, in den Akten derſelben, und auch einzeln (Erf. 1786. 4.) gedruckte „Unterſuchung der Frage: wer für den eigentlichen Verfaſſer der goldenen Bulle zu halten ſei?“ Er trit der Meinung derer bei, welche Kaiſer Karl IV. ſelbſt dafür halten. In einer andern Abhandlung erörtert er die Verdienſte der Römer um die Erdkunde. Frankfurt 1789. 4. *). (*Baur.*)

Dachs ſ. Taxus.

DACHSBACH (Markt), ein Marktflecken im königl. baierſchen Landgerichtsbezirk Neuſtadt an der Aiſch vom Rezatkreiſe, an der Aiſch liegend, mit 91 Feuerſtellen und 80 Familien. Früherhin war hier der Sitz eines Juſtizamtes. (S. Thl. IV. dieſer Encyclopädie. S. 210. N. 5.). (*Fenkohl.*)

Dachsburg ſ. Dagsburg und Leiningen.

Dachschiefer ſ. Schiefer und Thonschiefer.

Dachsfelden ſ. Tavannes.

Dachslanden ſ. Daxlanden.

DACHSTEIN. 1) Eine der höchſten Spitzen der noriſchen Alpen bei Hallſtadt im öſtreichſchen Traunkreiſe, 9285,83 W. Fuß über dem Meere. — 2) Dachſtein, früher Dagſtein, Dagobertſtein, Dabichenſtein, Stadt an der Breuſch, in einer ſchönen Ebene im Bezirk Strasburg, des franz. Depart. Niederrhein, mit 350 Einwohnern. Sie hatte ehemals ein feſtes Schloß, welches 1675 von den Franzoſen zerſtört wurde. (*Leonhardi.*)

DACHSTUHL, Herrſchaft und Schloß im vormaligen oberrheiniſchen Kreiſe des teutſchen Reichs, unweit Birkenfeld an der Saar, gehörte früher einer gleichnamigen adeligen Familie, nach deren Abgang der von Rollingen und ſeit 1389 den Freiherren von Fleckenſtein, von welchen ſie 1644 Kurfürſt Philipp Chriſtoph von Trier, aus dem Hauſe Sötern, für ſeine Familie erkaufte. Des Grafen Philipp Franz von Sötern Erbtochter, Marie Sidonie, Gemahlin des Grafen Notgen Wilhelm von

---

**) S. über ihn beſonders: Wittens Memoriae Philosophorum. Dec. VII. pag. 330 sqq. (Küttners) Charaktere teutſcher Dichter und Proſaiſten. S. 140 fg. Lexicon teutſcher Dichter und Proſaiſten von Jördens. Bd. 1. und 6. (mit reichhaltigen literar. Nachweiſungen). Wachlers Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen National-Literatur. Thl. 2. S. 39.

*) Meuſels gel. Teutſchl. Allgem. Literaturzeitung 1806. Intelligenzbl. Nr. 66. Sein Bildniß findet man vor dem 44ſten Bde der Krünitzſchen Encyclop., und in Knötzſchers jun. Alman. 1794.

Öttingen-Baldern, brachte dieſe Herrſchaft an die Fürſten von Öttingen-Wallerſtein, welche davon Sitz und Stimme auf der oberrhein. Grafenbank und geben 50,000 Fl. jährliche Einkünfte hatten. Durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 kam ſie an Frankreich (Saardepart.), und im J. 1815 mit dem Fürſtenthum Birkenfeld an Oldenburg. (*Leonhardi.*)

DACHWICH, ein evang. Pfarrdorf im erfurtſchen Amte Gisperſleben mit 600 Selen, 5812 Äck. Arth. 298 Äck. Wieſen, 172 Wohnhäuſer, 2 Mühlen, 1 Gut, 1 Schenke, 1 Kirche, 1 Schule, 60 Pferde, 194 Ochſen und Kühe, 500 Schafe. Geſchichtlich iſt das Dorf unter dem Namen Tachebeche, Dachebegi, Tagwich bekannt, und ein Grundſtück, das noch den Namen Sorbeler Grund trägt, beweiſt, wie ſeine eigene Benennung, den wendiſchen Urſprung. Man folgert zu viel, wenn man nach der noch gebräuchlichen Vehme das weſtphäliſche Vehmgericht bis hieher erſtrecken will; Vehme war auch eine Gutsgerichtsbarkeit, und als ſolche kommt ſie im Erfurtſchen häufig vor. Das Dorf ward ſtückweiſe durch den erfurter Rath von dem Landgraf Albert dem Unartigen erworben. Die Reformation war ſchon 1578 hier verbreitet. — Von dem alten Geſchlechte der Herren von Dachwich findet man wol im 12ten, aber keine Spur mehr im 16. Jahrhundert. (*Dominicus.*)

Dacia und Dacische Kriege ſ. am Ende des Bandes.

Dacier (Biogr.) ſ. am Ende des Bandes.

Dacne ſ. Engis.

DACNIS *Cuvier* (Ornithologie), nicht umſtändlich charakteriſirte Gattung, von deſſen Familie der Kegelſchnäbler, welche die Gattung Icterus der Neueren mit den Sängern verbinden ſoll. Als Kennzeichen derſelben wird ein koniſcher, harter und zugeſpitzter Schnabel angegeben. Typus iſt die zuerſt von Buffon beſchriebene Motacilla cayana Gml. enl. 669. von azurblauer und ſchwarzer Farbe, welche über den größten Theil von Südamerika verbreitet iſt. (*Boie.*)

Dacqx ſ. Ax (Thl. VI. S. 611.).

DACRYDIUM. Eine von Solander geſtiftete Pflanzengattung aus der Gruppe der Taxeen, der natürlichen Familie der Zapfenbäume (Coniferae) und aus der vorletzten Ordnung der 22ſten Linnéſchen Klaſſe. Char. Diöciſche Blüthen: die männlichen Kätzchen tragen auf der untern Seite ihrer Schüppchen je zwei ungeſtielte Antheren; die weiblichen Blümchen, welche von einer einblätterigen, becherförmig-kugeligen Hülle eingeſchloſſen werden, ſind nach dem Stiele des kahnförmigen Blattes, auf deſſen Mitte ſie ſitzen, knieförmig eingebogen. Die Frucht, ein eichelförmiges Nüßchen, wird an der Baſis von einer fleiſchigen, becherförmigen Hülle umgeben. Die einzige bekante Art, D. cupressinum Soland. (in Forst. plant. esc. p. 80. und Prodr. p. 92. Thalamia cupressina Spr.) wächſt als ein ſehr hoher, äſtiger Baum mit hängenden Zweigen, an deren Enden die Blüthen ſitzen, und kleinen, kreuzförmig gegenüber ſtehenden, drehrunden, ſpitzen Nadeln, in dichten Wäldern auf der ſüdöſtlichen Küſte von Neuſeeland. Aus den jungen Trieben dieſes ſchönen Baumes, welcher einen harzigen, bittern Stoff enthält, ließ Cook, als er an der neuſeeländiſchen Küſte vor Anker lag, ein Bierſurrogat nach Art des spruce-beers (aus Pinus canadensis) bereiten, welches zwar gegen den Scharbock gute Dienſte that, aber, nüchtern genoſſen, Übelkeit und Schwindel erregte. Abb. Lambert pin. t. 41., Richard conifer. t. 2. f. 2. (*A. Sprengel.*)

DACRYOMYCES Nees. Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze, und aus der letzten Ordnung der 24ſten Linnéſchen Klaſſe. Die hieher gehörigen Gewächſe ſind gallertartige, ſcheiben- oder kugelförmige, mit Flocken und nackten eingeſtreuten Sporidien gefüllte Pilze. Die ſieben bekanten Arten: D. fragiformis Nees (Pers. ic. pict. t. 10. f. 1.), D. moriformis Fries (Engl. bot. t. 2446.), D. violaceus Fries, D. virescens Fries (Fl. dan. t. 1857. f. 1.), D. stillatus Nees (Syſt. S. 89. Fig. 90., Grevill. crypt. scot. t. 159.), D. Syringae Fries (Fl. dan. t. 1857. f. 3.) und D. giganteus Spr. (Botrytis spongiosa Schweiniz.), von denen die meiſten bei früheren Schriftſtellern zu Tremella (einer Bauchpilz-Gattung) gerechnet wurden, kommen auf dürren Zweigen und faulendem Holze nicht ſelten vor; die zuletzt genante Art hat Schweiniz in Carolina auf Buchenſtämmen gefunden. (*A. Sprengel*)

(Andere mit Dacr. beginnende Artikel ſ. unter Dakr.)

DACSÓ (Datſchó) Thomas, Commandant des dem Rebellen Meinhard Balaſſa gehörigen Schloſſes Léva oder Lewenz, als dieſer vor dem ſich nähernden Heere des Königs Ferdinands I., unter dem tapfern Heerführer Nikolaus Grafen Salm, im J. 1549 nach Siebenbürgen floh. Dacſó hielt die Belagerung durch den Grafen Salm lange ſtandhaft und tapfer aus. Als die Mauern bereits ziemlich durchſchoſſen waren, bot der Graf Salm den Belagerten freien Abzug an. Dacſó bat um einen einmonatlichen Waffenſtillſtand, Der Graf willigte nicht ein, ſondern befahl ſeinen ungriſchen und teutſchen Truppen durch die Breſchen einzudringen. Seine Truppen wurden zwar von den Belagerten eine Zeit lang tapfer zurückgeſchlagen, drangen aber endlich dennoch in das Schloß ein und pflanzten ihre Fahnen auf den Mauern auf. Als Dacſó die Fahnen wehen ſah, ſprang er in einen bei dem Schloſſe befindlichen Teich, und ließ uur ſeinen Kopf hervorragen. Dennoch wurde er entdeckt und gefangen. Es glückte ihm, aus der Gefangenſchaft zu entweichen, und er ging zu Balaſſa und zur Witwe des Gegenkönigs Johann Zápolya, Iſabella, nach Siebenbürgen. Im J. 1558 ſandte Balaſſa ihn und den Caſpar Peruſics nach Gyulafejérvár (Karlsburg), um den Franz Bebék aus dem Wege zu räumen. Im J. 1563 zog er mit Ladislaus Radák gegen den moldauiſchen Woywoden Jakob aus. (*Rumy.*)

Dactylanthis Haw. ſ. Euphorbia.

Dactyli Idaei ſ. unter Dak.

DACTYLIFORMES (*Radiar. foss.*), Meerdatteln, Meerfinger, wurden von den ältern Oryktographen fingerförmige foſſile Echinitenſtacheln genannt. (*D. Thon.*)

DACTYLIS L., Knaulgras. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräſer und der zweiten Ordnung der dritten Linnéſchen Klaſſe. Char. Der Kelch vielblumig, zweiſpelzig mit gekielten Spelzen, deren eine breit, convex und halbeiförmig, deren andere ſchmal und concav iſt; die Corolle zweiſpelzig. Der einzige Unterſchied dieſer Gattung von der Gattung Festuca liegt an der Form der Kelchſpelzen, welche bei Festuca gleichmäßig gebildet und lang zugeſpitzt ſind. Da dieſer Unterſchied ſehr unbedeutend iſt, ſo vereinigte ſchon Allioni beide Gattungen. Einige Arten der Gattung Dactylis (D. maritima Willd., repens und pungens Desfont.) gehören zu der Gattung Calotheca von Paliſot-Beauvois, welche ſich durch den Blüthenſtand (hier eine Ähre, bei Dactylis und Festuca eine Riſpe), dadurch, daß die Kelchſpelzen kürzer ſind, als die Corollen, und dadurch, daß die äußere Corollenſpelze nur einen kurzen Stachel hat, unterſcheidet. Die bekannteſte Art der Gattung Dactylis, D. glomerata L. (Festuca glomerata Allion.) iſt ein perennirendes Gras mit ſcharf anzufühlenden, faſt gekielten Blättern, hohem Halme und einſeitiger, knaulförmiger Riſpe. Es findet ſich durch ganz Europa auf Wieſen und in Gärten, und gibt ein mittelmäßiges Heu. Abb. Flor. dan. 743., Engl. bot. 335., Sturm Teutſchl. Fl. I, 6. Abarten dieſes Graſes ſind: Dact. glauca Willd., villosa Tenor., glauca und hispanica Roth. (*A. Sprengel.*)

DACTYLITES (Radiar. Moll. foss. Carpol.), verſteinerte Datteln, nannte man theils diejenigen dicken Echinitenſtacheln, deren unteres Ende abgebrochen, theils eine foſſile Frucht aus den Braunkohlenlagern (Carpolithes amygdalaeformis, *Schlotheim's*). Auch erhielten Orthoceratiten foſſile Dentolien und Solen-Arten mitunter dieſen Namen. (*D. Thon.*)

DACTYLIUM Nees. Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze, und aus der letzten Ordnung der 24ſten Linnéſchen Klaſſe. Nees (Syſt. S. 58. Fig. 58.) charakteriſirt dieſe Gattung folgendermaßen: einfache, aufrechte Fäden mit drei bis vier auf der Spitze aufſitzenden, kurzgliedrigen, länglich-keulenförmigen Sporen. Da die Gattung Helmisporium Link. ſich nur durch zerſtreut an den Fäden hängende Sporen unterſcheidet, ſo kann Dactylium füglich mit der ältern Gattung Helmisporium vereinigt werden. D. candidum Nees (Helmisporium cand. Spr. syst. IV. p. 554.) iſt ein ſehr kleiner, weißer, geſelliger Pilz, den Nees auf der innern Fläche abgeſprungener Eichenrinde fand. (*A. Sprengel.*)

DACTYLOCERUS, *Latreille* (Crustacea), gleichbedeutend mit Phrosine, welcher Name, als älterer, den Vorzug hat. (S. d. Art.) (*D. Thon.*)

Dactyloctenium Willd. ſ. Eleusine Gärtn.

DACTYLOPORA (Zoophyt.). Lamarck hat in ſeiner Hist. des animaux sans vertebres mit dieſem Namen unnöthig Reteporites belegt. (*D. Thon.*)

DACTYLUS, *Schumacher* (Mollusc.). Unter dieſem Namen hat Schumacher in ſeinem Essai d'un nouveau système des habitations des vers testacés, Copenhag. 1817. p. 234. eine Conchyliengattung mit folgenden Kennzeichen aufgeſtellt. Die Schnecke (Schale) iſt eiförmig, die Mündung iſt länglich, nach vorn erweitert, hinten verengt; die äußere Lippe iſt dünn, ſcharf; die innere, ganz ſchwach, iſt aufgewachſen; die Spindel iſt vorn mit ſchiefen Falten beſetzt, von welchen eine in die äußere Lippe fortſetzt. Als Typus der Gattung iſt angeführt: D. punctatus (franz. Datte ponctuée, Bulla solidula, *Linn.* Voluta solidula, *Chemnitz.* Conchyl. Kab. X. t. 149. f. 1405. Auricula punctata, *Martini.* ib. II. t. 43. f. 440. 441.) (*D. Thon.*)

Dacus ſ. Tephritis.

DACZICZE, Datſchitz, gräfl. Oſteinſche Stadt an der Taya, im Iglauer Kreiſe Mährens, mit 1 Schloſſe, 1 Dechantkirche, 1 Franziskanerkloſter, 258 Häuſer und 1575 Einwohner. (*Leonhardi.*)

Dadan ſ. Dedan.

DADASTANA, Stadt in Bithynien auf der Grenze von Galatien, in welcher im J. 364 der Kaiſer Jovianus ſtarb. (*Amm. Marc.* 25, 10.) (*H.*)

DADDAJA, Hafen auf der Nordſeite der ſpaniſchen Inſel Minorca, vor dem die gleichnamige Inſel liegt. (*H.*)

Daden ſ. Dedan.

Dades ſ. Kypros.

Dad-gah ſ. Derimher.

DADIAN, iſt der Titel des ſeit dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts von der karthueliſchen oder georgiſchen Oberherrſchaft befreiten, jetzt unter ruſſiſcher Hoheit ſtehenden Mingreliſchen Fürſten, deſſen Land (ſ. Mingrelien) daher auch Sa-Dadiano genant wurde. (*Rommel.*)

Dadres ſ. Messalianer.

DADUCHEN (δᾳδοῦχοι). Sie gehören zu dem Perſonal der Eleuſiniſchen Myſterienfeier, und ihre Verrichtung iſt im Allgemeinen durch den Namen ſelbſt (Fackelhalter) beſtimmt. Sie ſind aber ſogleich abzuſondern von den πυρφόροι, λαμπαδοφόροι und ähnlichen; denn während dieſe letztern dem vielfach getheilten niedern Officiantenperſonal [1]) angehören, bildet die Daduchie (δᾳδουχία) eine der obern Würden in der eleuſiniſchen Cultusordnung. Und zwar iſt die Stellung des Daduchen die, daß er zwiſchen dem eigentlichen Hohenprieſter, dem Hierophanten, und dem Hierokeryx in der Mitte ſteht [2]), während ein Altarprieſter (ὁ ἐπὶ βωμῷ) die ganze Oberprieſterſchaft als viertes und unterſtes Glied abſchließt. Es iſt nun in geſchichtlicher Hinſicht das Charakteriſtiſche jener Würden, daß ſie an beſtimmte Familien oder vielmehr Geſchlechter (γένη) geknüpft waren, und in dieſen — vielleicht immer auf den Älteſten — forterbten. Dieſes einfache Sachverhältniß hat das nothwendige Reſultat zur Folge, daß die Würden lebenslänglich waren, was, ſchon von Jean de Meurs, van Dale und Bougainville behauptet, mit Unrecht bezweifelt worden [3]. Die für die genannten Würden (wenigſtens die drei erſten) in Betracht kommenden attiſchen Geſchlechter ſind zunächſt die der Eumolpiden und Keryken, welche neben anderweitigen, mehr oder weniger namhaften, die hauptſächliche Veranlaſſung gegeben haben zu der vor den neuern Forſchungen immer mehr zurücktretenden Annahme eines berechtigten Prieſterſtandes und fortgepflanzter Prieſter-Disciplin in der Vorzeit Griechenlands [4]; da doch vielmehr urſprüngliche Gentil-Sacra, erſt im Verfolg zum Statscultus erhoben, die Vorberechtigung einzelner Geſchlechter bedingen mußten. Wird nun gleich das Geſchlecht der Keryken ſelbſt wieder von den Eumolpiden abgeleitet [5], ſo widerſprach doch ſchon die Tradition der Keryken ſelbſt, die ſich auf den Keryx, Sohn des Hermes, als Ahnherrn zurückführten [6]; und jedenfalls ſtanden beide in der geſchichtlichen Zeit als entſchieden getrente Geſchlechter neben einander, wie ſich dies an den eleuſiniſchen Amtsverhältniſſen ſicher bewährt. Von den vier Epimeleten der Myſterienfeier waren immer zwei je aus den Eumolpiden und den Keryken gewählt, zwei aus allen übrigen, wovon die Ausführung nicht weiter hieher gehört [7]. — So war nun die Hierophantenwürde das Erbamt (obgleich keine *ἀρχή* in griechiſchem Sinne) der Eumolpiden, die Daduchie das der Keryken. Das Kerykengeſchlecht theilte ſich indeß ſelbſt wieder in mehre Linien, deren vier gezählt werden [8]. Von ihnen war aber nur eine die für die Eleuſinienfeier bevorrechtete, *τὸ γένος τῶν Κηρύκων τὸ τῆς μυστηριώτιδος* bei Athenaeus VI, p. 234. E., während die drei andern zu anderweitigen Verrichtungen bei Wettkämpfen, Feſtzügen u. ſ. w. qualificirt waren; ſ. Pollux VIII, §. 103. — In der geſchichtlichen Zeit nun finden wir als Inhaber der Daduchie zunächſt die durch Anſehen und Reichthum ausgezeichnete Familie der Hipponikos und Kallias, deren Mitglieder, auch in Beziehung auf die Fackelträgerwürde, nach Palmerius, Perizonius, Heindorf u. a. ausführlich nachgewieſen worden ſind in Böckhs Statshaush. II, 15 ff. [9]. Nach ihrem Ausſterben erſcheinen durch einen langen Zeitraum hindurch, als mit der Daduchie bekleidet, die Lykomeden [10], die ſich als ſolche bis mindeſtens zu einem Alter von 200 J. vor Chriſtus (Ol. 145) nachweiſen laſſen, in den Nachkommen des Themiſtokles (des berühmten), der eben ſelbſt jener Familie angehört [11]. Noch Pauſanias kennt die Lykomeden als Daduchen, wie aus IX, 27. §. 2 zu ſchließen iſt. In ſpäter Zeit finden ſich Fabier als Daduchenfamilie, die, wie Böckh [12] wahrſcheinlich gemacht, ebenfalls Lykomeden waren. — Daß aber der Daduchenwürde Glanz und Ehre in hohem Maße zukam, bezeugt der Umſtand, daß die Kallias und Hipponikos zugleich Feldherren, Geſandte, Statsmänner waren; wenn nicht ſchon die Heiligkeit des religiöſen Amtes ſelbſt genügte, deſſen Übernahme ſelbſt durch eine vorgängige Prüfung bedingt war [13]. Dafür ſpricht ferner die Ehre der Aiſitie, der regelmäßigen öffentlichen Speiſung, welche der Daduch nebſt dem Hierophanten, dem Hierokeryx und dem Altarprieſter (vereinzelt auch dem Pyrphoros) als ſogenannte Paraſiten der Prytanen genoſſen; worüber die Belege am vollſtändigſten im Corp. Inscr. zu Nr. 190. — Der Fackelträger Kallias II. hielt ſein Prieſterthum ſo hoch, daß er ſelbſt im prieſterlichen Feſtſchmuck die Marathonſchlacht mitkämpfte, wo er durch Haupthaar und Kopfbinde (Diadem) einem um Gnade flehenden Perſer als ein König erſchien [14]. Außerdem kam ihm gemeinſchaftlich mit dem Hierophanten und auch wol den übrigen Würdenträgern höherer Ordnung der Schmuck des Myrtenkranzes und des Purpurgewandes zu [15], — Was nun die eigentlichen Amtsverrichtungen betrifft, die mit der Daduchie verknüpft waren, ſo ſind wir darüber im Einzelnen nicht vollſtändiger unterrichtet, als bei dem übrigen Myſterienperſonal. Mit dem Hierophanten theilte der Daduchos die Leitung des hymnodiſchen Cultusgeſanges [16]. Vereinzelt erſcheint auch ſeine Mitwirkung bei den Reinigungsceremonien, die der Aufnahme in die kleinen Myſterien vorhergingen, wovon das Nähere bei Sainte-Croix S. 179. Lenz. Dergleichen Verrichtungen ſind untergeordneter Art; den eigentlichen Glanz- und Lichtpunkt der Daduchie gewährte die Feier der großen Myſterien, und zwar der fünfte Tag der Feier (der 19te des Boedromion). Es war dieſes der ſogenannte Fackeltag, *λαμπάδων ἡμέρα*, an welchem die Eingeweihten mit Fackeln, die man in der Luft ſchwang, und von Hand zu Hand reichte, und in deren Flamme und Dampf man göttliche Reinigungskraft fand, paarweiſe in ſchweigender Stille zum Tempel der Demeter in Eleuſis zogen. Dieſe feierliche Proceſſion nun führte der Daduchos in vollem Cultusornate an, ſelbſt eine große brennende Fackel in den Händen tragend 17). Dies iſt das in Erwähnungen und Andeutungen des Alterthums häufig wiederkehrende Feuer der Demeter, *δαδοῦχον πῦρ* u. ſ. w., deſſen Beziehung auf die Irren der Göttin, welche mit Fackeln die verlorene Tochter ſucht, einer Darſtellung der eleuſiniſchen Myſterien anheimfällt. Eben dahin gehört die Erörterung der richterlichen Eigenſchaft der Eumolpiden- und Kerykengeſchlechter, die eine Art Rath, Synedrium bildeten, an welchem den Daduchen ein gewiſſer Antheil zukam. S. im Allgemeinen Tittmanns Darſtellung der griech. Statsverfaſſ. S. 606. 607. O. Müllers Prolegom. zu einer wiſſenſchaftl. Mythol. S. 252. (*Fr. Ritschl.*)

---

[1]) Davon Creuzer Symb. und Myth. Th. IV. S. 485 f. 2. Ausg. nach Sainte-Croix I S. 237 ꝛc. des Origin. 2te Ausg. (S. 144 ff. Lenz.)

[2]) Anders zu ſtellen iſt O. Müller geneigt, Minerv. Pol. p. 11. not. 3, und wieder eine verſchiedene Ordnung ſcheint aus Inſchriften hervorzugehen, von denen Böckh Corp. inscr. p. 325. Die hieſige Folge (nach Sainte-Croix S. 132. Lenz.) ſcheint die bewährteſte.

---

[3] S. Sainte-Croix, Silveſtre de Sacy, Larcher, nachgewieſen b. Creuz., S. 359 u. 483. 84. Anm. 292. Es geht aus den hiſtoriſch bekannten Daduchenfamilien, folglich allerdings auch aus Pauſan. I, 37. §. 1. hervor. Die Data bei Sainte-Croix, S. 138. 139. Lenz., laſſen ſich ohne Schwierigkeit beſeitigen und zurechtſtellen.

[4] S. die Namen bei Tittmann, Darſtell. der griech. Statsverfaſſ. S. 605 ff. — Gegen Prieſterthum und Kaſtenſyſtem. O. Müller Prolegom. zu einer wiſſenſchaftl. Mytholog. S. 249 ff.; de Minerv. Pol. u. a. Vergl. K. F. Hermann, Lehrb. der griech. Statsalterth. S. 12—14.

[5] Porphyr. ap. Procl. ad Plat. Tim. p. 51. und die Genealogie des Pausan. I, 38. §. 3. Vergl. Creuz. IV, 356 f.

[6] Die Stellen bei Schweighäuſ. ad Athen. XIV, p. 660. A.

[7] S. Creuz. IV, 359 in zu kärglichen Andeutungen, oder Sainte-Croix, S. 131. Lenz.

[8] Schol. Aeschin. ap. Creuz. Symb. II, p. 753. Nach O. Müll. Min. Pol. p. 10. not 5. Tittm. griech. Statsverf. S. 607. S. vor Allen Böckh im Corp. Inscr. n. 397. 399, zugleich für das Folgende.

[9] Vergl. Meinek. Quaest. scen. I. p. 51 seq.

[10] *Λυκομίδαι* in Inſchriften: Boeckh. Corp. Inscr. p. 441. nach deſſen Annahme ſie ſpäter auch in die Würde der Hierophanten und der *ἐπὶ βωμῷ* einrückten.

[11] O. Müller Min. Pol. p. 44 seq. Prolegom. z. Mythol. p. 252. deſſen Genealogien weiter verfolgt hat Böckh zur 385. Inſchrift im C. I. — Über die Dauer der Daduchie bis nach Conſtantin d. Gr. ſ. Sainte-Croix, S. 139. Lenz.

[12] Corp. Inscr. n. 488. p. 473. Über die Daduchennamen Pompejus und Älius ebenda S. 325; ſowie zugleich über das angebliche Namensgeheimniß, die Umtaufung und dahin bezügliche Verbote, wovon früher Sainte-Croix S. 141—144. Lenz. Hauptſtelle Lucian Lexiph. c. 10. (*ἱερώνυμοι*). —

[13] Schol. Aphthon. ebendaſelbſt S. 137. Nr. 5. — Von einer Rechenſchaftspflichtigkeit der Eumolpiden und Keryken überhaupt Aeschin. c. Ctes. p. 405. —

[14] Plutarch. Aristid. p. 321. D.

[15] Schol. Soph. Oed. Col. 673. — Lyſias und Plutarch b. St. Croix, S. 141. Nr. 2. Lenz.

[16] Suid. v. *Δᾳδουχεῖ*.

DÄDALA. DÄDALOS. Wer ſich nur etwas mit dem Studium der griechiſchen Mythologie beſchäftigt, der fühlt es bald, daß es nirgends ſo ſehr, als bei dieſem, der leitenden Ideen bedarf, um nur einiges Licht in dem unendlichen Gewirre der Sagen zu gewinnen. Ich will hier nichts von dem Wege erwähnen, den man einſchlagen muß, um die Mythe in ihrer erſten Geſtalt, und ſo die Uridee zu finden, welche durch ſie bezeichnet ward. Darüber ſind ja die Mythenforſcher bis hiezu noch in ihren Meinungen getheilt, obwol bei weitem die meiſten ſich jetzt zu der Anſicht hinneigen, daß der Urſprung des größten Theils der griechiſchen Mythen im Orient geſucht werden müſſe. Demnach wäre der hiſtoriſch-kritiſche Weg der einzig richtige, welcher zum Ziele führt; aber auch der mühſamſte von allen, den wenige mit Genauigkeit zu verfolgen Hilfsmittel, Geduld und Ausdauer genug beſitzen. Denn es genügt hier nicht, bis zur Quelle der Mythe hinauf zu dringen, und die Idee zu ergründen, welche der ſymboliſirende Orient damit bekleidete; man muß auch die Wege nachweiſen, auf welchen ſie in Griechenland einwanderte; nachweiſen, in welcher Geſtalt ſie hier eintrat, wie ſie im Laufe der Zeit allmälig bei den Hellenen von Dichtern, Künſtlern u. a. unverſchmolzen, oder, was gewöhnlich geſchah, verſchmolzen mit einheimiſchen Mythen, umgeſtaltet und ausgebildet ward, wobei ſelbſt den Gründen, die ſie zu dieſer Umgeſtaltung wahrſcheinlich beſtimmten, möglichſt nachzuſpüren iſt; und wie Hiſtoriker, Philoſophen und Grammatiker ſie anwandten und deuteten, Anwendungen und Deutungen, die von den Urideen oft himmelweit verſchieden ſind. Nur dies will ich hier bemerken: daß man ſelbſt bei der ſtrengen Verfolgung dieſes hiſtoriſch-kritiſchen Weges der leitenden Ideen bedarf, um in ſeinen Anſichten nicht irre zu werden. Dahin gehört z. B., daß Wanderungen eines Götterweſens, Verbreitung ſeines Cultus, Bezwingung der Völker, zu denen es kommt, oft nach blutigem Kampf gewaltſame Einführung des Cultus und Unterdrückung einheimiſcher Prieſterſchaften durch eingewanderte Prieſterſchaften mit fremden Götterſymbolen, die Geburt eines Götterweſens an verſchiedenen Orten, Aufkommen ſeines Cultus daſelbſt, Vermählung von Götterweſen manchmal Verſchmelzung ihres Cultus bezeichnet; daß manche Namen Collectivnamen ſind, die ganze Stämme, wie z. B. Dardanos die Wanderungen der Dardaner und mit ihnen die Verbreitung des Cultus der großen Göttermutter, oder ganze Klaſſen von Einzelweſen bedeuten, wie Olen, Orpheus, Muſaios, Homeros u. a. Sowie man unter dieſen Namen ſich einzelne Sängerſchulen zu denken hat; ſo iſt auch

Dädalos unſtreitig alter Collectivname einer ganzen Gattung von Künſtlern, die von den beſondern Schnitzbildern, welche ſie verfertigten, dieſen Namen erhielten. Dieſe einzig richtige Anſicht, die man um die abweichenden Mythen der Griechen von dieſem angeblichen Künſtler ſich nur einiger Maßen zu erklären, nicht aus dem Auge verlieren darf, hat Sickler, ein ſehr verdienter und höchſt ſcharfſinniger Forſcher, in den „Hieroglyphen im Mythus des Äſculapius, nebſt zwei Abhandlungen über den Dädalus und die Plaſtik unter den Chananäern.“ Meiningen 1819. S. 34 u. f., von Paus. X, 2 u. 3, und der höchſtwahrſcheinlich uralten Verbindung der Hellenen mit ſemitiſchen Stämmen ausgehend, mit Hilfe ſprachlicher Erklärung der in jener Stelle vorkommenden bedeutenden Namen begründet. Hier zuerſt die Hauptergebniſſe ſeiner Unterſuchungen, ehe ich einen Blick auf die abweichenden Mythen der Hellenen von dieſem Künſtler werfe.

Nach der von Pauſanias (l. c.) aufbewahrten Sage entwich einſt Hera, aus einer unbekannten Urſache über Zeus erzürnt, nach Euböa; und, da Zeus ſie nicht wieder zu beſänftigen vermochte, wandte er ſich an Kithäron, den klugen Beherrſcher von Platää, und verfertigte auf deſſen Rath ein hölzernes Bild, das angekleidet und verhüllt auf einen mit Rindern beſpannten Wagen geſetzt wurde, vorher das Gerücht ausgeſprengt: es ſei die Platäa, die Tochter des Aſopos, die Zeus als Gemahlin heimführe. Als Hera dies hörte, eilte ſie ſchnell zu dem Wagen, riß die Hülle von der Bildſäule weg, und ſöhnte ſich, als ſie ſich betrogen ſah, mit Zeus wieder aus. „Zum Andenken daran,“ ſagt Pauſanias, „feiert man nun ein Feſt, die Dädala, weil man ſchon in der Vorzeit die hölzernen Bildſäulen Dädala nannte. Man nannte ſie aber früher ſo, ehe Dädalos, des Palamäon Sohn, zu Athen geboren war, und ich glaube vielmehr, daß er dieſen Namen eben davon nur als Beinamen, nicht als Geburtsnamen, erhalten habe. Wie mir der Erklärer der Alterthümer in dieſer Gegend berichtete, feiern die Platäer dieſes Dädalenfeſt alle ſieben Jahre; in einem kürzern Zeitraum; denn wenn man die Entfernung von einem Dädalenfeſte zum andern genau

---

17) Die betreffenden Zeugniſſe der Alten ſ. bei St. Croix S. 191 der Überſetz., den Creuzer wiederholt Symb. IV, S. 527. Zu weſentlicher Ergänzung dient eine von Spon und Wheler aufgefundene Relief-Darſtellung dieſes eleuſiniſchen Fackelzuges.

berechnet, ſo kommt dieſer Zeitraum nicht heraus. Das Feſt aber wird auf folgende Weiſe begangen. Unweit Alalkomenä in Böotien befindet ſich ein großer Eichwald mit ſtarken Eichſtämmen. Zu dieſem kommen die Platäer, und ſtellen darin kleingeſchnittene Stücke von gekochtem Fleiſch aus. Hier haben ſie nun weniger auf die übrigen Vögel, als auf die Menge der heranfliegenden Raben ihre Aufmerkſamkeit gerichtet, und ſuchen dieſe davon abzuhalten. Hat aber einer davon ein Stück Fleiſch entführt, ſo geben ſie genau Acht, auf welchen Baum er ſich ſetze, und dieſen Baum hauen ſie um, und verfertigen daraus das Dädalon, das ſie auch Xoanon (Holzbild) nennen. Dieſes Feſt iſt nun ein beſonderes Feſt der Platäer, und wird das kleine Dädalenfeſt genannt. Nur das größere Dädalenfeſt feiern alle Böotier mit ihnen zugleich, jedes Mal alle ſechszig Jahre, indem, wie ſie ſagen, eine ſo lange Zeit einſt das Feſt wegen der Flucht der Platäer unterlaſſen war." — Ein Grund, der, wie Hr. Sickler nicht bemerkt, hiſtoriſch unrichtig iſt und daher in ſich zuſammenfällt. Denn das erſte Mal waren ſie nur von Ol. 88, 1—98, 2. alſo 41, und das zweite Mal von 101, 4—110, 2. alſo 35 Jahre vertrieben geweſen. — „Von den in jedem Jahre der kleinern Dädalenfeſte verfertigten Holzbildern beſitzen ſie vierzehn vorräthig. Dieſe werden durch das Loos unter die Platäer, Koronäer, Theſpier, Tanagräer, Chäroneier, Orchomenier, Lebadeier und Thebäer vertheilt: denn auch dieſe würdigten die Platäer der Aufnahme in den Bund und der Theilnahme an dem Dädalenfeſte, nachdem Kaſſandros, Antipaters Sohn, Thebä wieder hergeſtellt hatte. Die Städte alſo (die ſieben), die von geringerer Bedeutung ſind, thun ſich nun zuſammen, ſchmücken an dem Fluſſe Aſopos eine Bildſäule aus, und ſetzen ſie neben einer Braut in einen Wagen. Dann loſen ſie über die Ordnung des Feſtzuges, wie er vor ſich gehen ſoll, und ſonach fahren ſie die Wagen von dem Fluſſe aus bis zur Spitze des theb. Berges Kithäron. Daſelbſt ſteht für ſie auf des Berges Gipfes ein Altar bereit, den ſie folgendermaßen zugerichtet haben. Sie ſchichten viereckige Scheiter genau zuſammen, als ob ſie einen Wall von Steinen bauen wollten, und darauf häufen ſie Reißholz hoch auf. Eine jede der Städte opfert dann der Hera Teleia mit einer Kuh, dem Zeus mit einem Stier, dann bedecken ſie das Opferthier mit Wein und Weihrauch, und ſtellen die Holzbilder zugleich mit auf den Altar."

Alſo die Schnitzbilder ſowol, als die Feſte hießen Dädala, und der angebliche alte Bildſchnitzer Dädalos aus Athen hatte von dieſen, und nicht dieſe von ihm den Namen. Auch gab es der Schnitzbilder, ehe die Geſchichte eines wirklichen Dädalos gedenkt. Mag alſo der Grieche von dem Künſtler, den er ſich unter Dädalos dachte, ſein δαιδάλλειν, künſtlich arbeiten, ſchmücken gebildet und alles Künſtliche dädaliſch benannt haben; der Name Dädalon oder Dädala iſt damit nicht erklärt. Sickler findet ihn in dem ſemitiſchen Dedah-allòn, die Eiche wandelt, von dadah, im Talmud und bei Rabbinen dedah, langſam im Feſtzuge einherwandeln, und allah oder allòn Eiche. Die Dädala ſind demnach eichene Proceſſionsbilder und Proceſſionsfeſte mit Eichbildern zur Erinnerung an den Vorfall, wo die Hera ſtatt der Nymphe Platäa ein Eichbild in dem Wagen entdeckte. Beide Dädala; die großen wie die kleinen, waren unſtreitig nichts anders, als regulative Zeitfeſte der alten, von dem Phöniker Kadmos belehrten Böotier, wodurch die Annäherung des Mondenjahres (Hera) mit dem Sonnenjahre (Zeus) — vergl. Creuzers Symbolik, Th. II. S. 383 — nachdem jenes vom letztern abgewichen, allmälig nach beſtimter Ausrechnung angegeben ward. Jedes Mal im faſt vollendeten ſiebenten Sonnenjahre ward das ſchon ganz vollendete ſiebente Mondenjahr oder das Feſt der ſich nahenden Hera Teleia — die kleineren Dädala — gefeiert; jedes Mal im völlig vollendeten ſechs und fünfzigſten Sonnenjahre, wenn die kleinen Dädala zum achten Mal wiedergekehrt waren, und zugleich im ſechszigſten Mondenjahre wurden die großen Dädala begangen, und der Hera Teleia Beilager als Mond mit Zeus als Sonne, auf dem Berge Kithäron im Beiſeyn des ganzen böotiſchen Volkes unter feierlichen Opfern vollzogen.

Alle ſemitiſchen Völker hatten ein vollkommenes Mondenjahr von 12 Monaten, jeden anfangs nur von 28 Tagen = 336 Tagen; aber bald ein 12monatliches Sonnenjahr, jeden Monat von 30 Tagen = 360 Tagen daneben, wodurch einigermaßen eine Annäherung an die wahre Zeit erfolgte. Sieben völlig abgelaufene Mondenjahre trafen mit dem letzten Viertel des ſiebenten Sonnenjahres zuſammen. Daher ſagt Pauſanias, daß die (kleinen) Dädala nicht völlig am Ende jedes ſiebenten (Sonnen-) Jahres gefeiert wurden. Indeß war dieſe Annäherung doch nur unvollkommen und blos die erſte Nothhilfe zur Berichtigung der Zeit. Die vollkommenſte Annäherung, wobei jedoch Einſchaltungen nöthig geweſen ſeyn mögen, fand bei der Feier der großen Dädala, nach der achten Wiederkehr der kleinen, im 60ſten Mondenjahr und im 56ſten Sonnenjahr ſtatt. Denn 7 Dädala mit 8 multiplicirt, geben 56 Sonnenjahre, und dieſe mit 360 multiplicirt, geben 20160 Tage, und dieſelbe Summe von Tagen geben 60 Mondenjahre, jedes von 336 Tagen. Alle Namen ſind übrigens in der von Pauſanias überlieferten Mythe bedeutend. 1) Die Nymphe Platäa von palat, abweichen, benannt, ſpricht den abgewichenen Mondcyclus aus. 2) Das Eichbild Allon oder Allah wird dem Zeus, der als Sonnengott El, Eljon, Aelàh oder Alah der Höchſte und Stärkſte heißt, von ùl ſtark, kräftig ſeyn, und alah hoch, erhaben ſeyn, als ſeine Hieroglyphe geweiht. 3) Der Aſopos iſt der Strom der Verſamlung, von dem der Feſtzug des Volkes ausgeht, von asaph, verſammeln. 4) Der Kithäron, auf deſſen Spitze der Zug ſich endet, und alle 7, und alle 60 Jahre das große Opfer verbrant wird, iſt der Rauchopferberg, von kithèr, räuchern, Opfer anzünden. 5) Die vierzehn Dädala oder Eichbilder, die mit 14 Rindern, welche urſprünglich die 7 böotiſchen Städte gaben, in dem Rinderlande Böotien auf dem Kithäron verbrant wurden, ſcheinen auf die 28 Tage des Mondenmonats anzuſpielen.

Sonach wäre Sinn und Bedeutung der Dädalenfeſte und der Künſtlername Dädalos als Träger einer eignen Gattung von Bildſchnitzern befriedigend erklärt. Es fragt ſich nun: ob die übrigen Mythen der Hellenen von Dädalos dieſer Anſicht zuſagen?

Sehen wir auf die uralten Kunſtwerke, die dem fabelhaften Dädalos zugeſchrieben werden, ſo finden wir: daß es Holzbilder waren, und beſonders Darſtellungen des phönikiſchen Heros Herakles. Ein ſolcher hölzerner Herakles fand ſich von ihm in dem Tempel der Chalinitis zu Korinth, Paus. 11, 4, 5, im Hermäon unweit Phädria, an der Grenze zwiſchen den Meſſeniern und Megalopolitern, Id. VIII, 35, 2, zu Thebä in dem hölzernen Tempel des Heros, Id. IX, 11, 2 und 3, und zu Erythrä in Jonien, Chios vorüber, welches Bild, der Sage nach, auf einem Floß von Tyros angekommen ſeyn ſollte, und in einem Style gearbeitet war, den man weder mit dem äginetiſchen, noch mit dem attiſchen vergleichen konnte, Id. VII, 5, 3. Außer dieſen galten noch für ſeine Werke eine Britomartis und Athene auf dem von Phönikern angebauten Kreta, eine Aphrodite auf Delos, und ein Trophonios in Lebadeia, Id. IX, 40, 2. Dies, ſowie das, was von ſeinen Reiſen nach Kreta, Opike, Tyrrhenien und dem alten Trinakrien bei Pauſanias an verſchiedenen Orten und Diodor IV, 77 und 78 erzählt wird, ſcheint nichts anders, als eine Verbreitung altphönikiſcher Kunſt, durch Griechenland, Kleinaſien und die erwähnten Länder mittelſt Kolonien zu bezeichnen, und mit dem athenäiſchen Dädalos, den man zwiſchen 1200 und 1500 v. Chr. ſetzt, nicht in Verbindung gebracht werden zu können.

Allein die Griechen faßten die Einkleidung dieſer Idee nicht; ſondern nahmen den Collectivnamen für den individuellen Namen eines wirklichen Dädalos, den ſie bei ſich ſuchten. Aber auch der athenäiſche Dädalos iſt offenbar Collectivname, welcher die Anfänge der Kunſt bei den Athenäern, und die Erfindungen und Werke mehrer Meiſter befaßt, vorzüglich eines ſikyoniſchen Künſtlers dieſes Namens; vergl. Bieſter zu Anacharſis Reiſen, Bd. 3. S. 428. Dies iſt unſtreitig der Grund der abweichenden Sagen von dieſem Künſtler, ſowie der großen Verſchiedenheit in Hinſicht der Zeit, in welche man ihn ſetzt. Denn, wenn ihn die fabelnde Sage zum Zeitgenoſſen des Theſeus und älteren Minos macht, alſo drei Menſchenalter über den trojaniſchen Krieg hinaufrückt, ſo drückt ihn der ſorgfältige Plinius dagegen XXIV, 4, bis zum Anfange der Olympiaden 776 v. Chr. hinab — vergl. Böttigers Ideen zur Archäologie der Malerei, Thl. I, S. 27 u. f. Daher iſt man auch in Anſehung ſeines Vaters nicht einig; obwol man dieſen immer hoch genug in der Geſchichte hinaufrückt. Denn man macht ihn zum Sohne des Metion und der Iphinoe, und zum Enkel des Eupalamos, Diod. IV, 76. Pherecyd. Fragm. ed. Sturz, p. 210; und umgekehrt zum Sohn des Eupalamos und Enkel des Metion und der Alkippe, alſo zum Abkömmling des Erechtheus, Apollod. III, 15, 8; ferner des Palamaon, Paus. XX, 3, 2, vielleicht eine Verwechſelung mit Eupalamos, da er ihn VII, 4, 5, auch königlichen Stammes nennt, und des Euphemus Hyg. F. 39, wo jedoch wahrſcheinlich auch Eupalami zu leſen iſt.

Das Alterthum ſchildert ihn als einen ausgezeichneten Künſtler in der Bildſchnitzerei, Bildhauerei, Baukunſt und Mechanik, den die Pallas ſelbſt unterrichtet hat, Hyg. l. c. Er wird beſonders als derjenige Künſtler geprieſen, der zuerſt aus den rohen Hermen eigentliche Bildſäulen mit geöffneten Augen, mit freien Armen und Beinen in ſcheinbarer Bewegung hervorarbeitete und ihnen Leben und Ausdruck gab, weshalb man ſagte: er habe wandelnde und beſelte Bildſäulen verfertigt; Schol. in Eurip. Hec. 848; Diod. IV, 76; Palaeph. 23, vergl. Exc. II. in Plat. Men. cur. *Biester*.

Ja man erzählte ſogar: er habe eine Bildſäule der Aphrodite verfertigt, und durch hineingegoſſenes Queckſilber bewirkt, daß ſie ſich wirklich bewegte, Arist. de anim. I, 3, ein Fortſchrit der Kunſt, der gewiß nicht von den Zeiten, in die man den Dädalos ſetzt, zu erwarten iſt. Die Erfindung der Axt, Richtwage und anderer Werkzeuge, Plin. VII, 56, der Maſtbäume mit Segel, Paus. IX, 11, ſchreibt man ihm zu. Neidiſch auf ſeinen Lehrling, ſeinen Schweſterſohn, Talos, der Töpferſcheibe, Dreheiſen und Säge erfand, meldet die Sage, die hier eine Thatſache vor ſich zu haben ſcheint, ſtürzte er dieſen von der Akropolis hinab (Diod. l. c. Apollod. III, 16, 8), ward vom Areiopag zum Tode verurtheilt (Schol. in Eurip. Hec. 1648), und rettete ſich durch die Flucht zu Minos von Kreta, bei dem er zu Gnoſſos freundliche Aufnahme fand, der Ariadne eine Gruppe von Tänzern und Tänzerinnen aus weißem Stein bildete, (Il. XVII, 591 u. f. Paus. IX, 40), die hölzerne Kuh zur Befriedigung der unnatürlichen Liebe der Paſiphaë — Dädalos Schande Suid. ed. *Küster* I. p. 752, *Zenob.* Prov. IV, 6 — verfertigte (Apollod. III, 1, 3, u. f. und 15, 9; Diod. IV, 77; Hyg. F. 40, vergl. *Winckelmann* Monum. ined. T. 93, 94) und das berühmte Labyrinth anlegte (Diod. I, 61; IV, 77. Plin. XXXVI, 16), wahrſcheinlich jedoch ein ſpäteres Gebäude, wozu man natürliche Höhlen oder Bergwerksſtollen nutzte, (Eustath. in Odyss. XI, p. 16, 88; Etym. M. *Λαβυρινθ*.) Bei Minos in Ungnade gefallen, entweder wegen des Dienſtes, den er der Paſiphaë geleiſtet, oder wegen des Fadens, den er der Ariadne für Theſeus gegeben hatte, ward er ſelbſt mit ſeinem Sohne Ikaros ins Labyrinth geſperrt, und entkam, indem er ſich mit ſeinem Sohn Flügel von Wachs und Leinwand verfertigte, — wie er dieſe dem Sohne anſetzt, wird häufig auf Gemmen, (*Beger*, Specil. antiq. p. 64; *Wilde*, Gemm. sel. nr. 161; *Maffei* III, T. 88; *Lippert*. Dactyl. II, 12 u. f.) und in Basrelief (*Winckelmann* Monum. ined. 95) vorgeſtellt — glücklich aus demſelben, nur daß der Sohn ins Meer ſtürzte. (Diod. IV, 79; Metam. VIII, 183 u. f.; Schol. in Il. II, 145; Zenob. IV, 92.) Nach Serv. in Aen. IV, 14, kam er zuerſt nach Sardinien, dann nach Kymä, und endlich zum Kokalos auf Sicilien.

Nach Diodor l. c. kam er unmittelbar zum Kokalos, und fand bei ihm Aufnahme, Minos aber ſetzte ihm nach und foderte ſeine Auslieferung, ward aber von der Tochter des Kokalos im Bade erſtickt. Diod. IV, 77 und 79; Paus. VII, 4, 6. Dankbar für Aufnahme und Schutz bauete er auf Sicilien dem Kokalos eine unüberwindliche Bergfeſtung, legte ein Baſſin, Kolymbethra genannt, an, durch welches ſich der Alabo ins Meer ſtürzte, und eine Schwitzgrotte durch heiße Erddünſte, ebnete den Platz um den Tempel der Aphrodite von Eryx, und bildete der Göttin ſelbſt eine goldene Honigwabe treu nach der Natur, Diod. IV, 78. Eine andere Sage läßt ihn nach Memphis in Ägypten kommen, und dort durch ſeine Werke ſogar Vergötterung gewinnen. Diod. I, 97. Man läßt ihn mit der Kreterin Japyx oder Naukrate den Ikaros, und mit der Tochter eines gewiſſen Gortys die berühmten Bildhauer Skyllis und Dipcinos erzeugen, die andere ſeine Schüler nennen (Paus. II, 15), aber nach Plin. XXXVI, 4, in eine weit ſpätere Zeit fallen.

Wie will man doch alle dieſe ſo verſchiedenen Sagen zuſammen reimen, wenn man ſie alle auf die Perſon eines einzelnen Künſtlers bezieht? Nur, wenn man annimt, daß die Beſtrebungen mehrer Künſtler an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten, vermiſcht mit ins Wunderbare hinüber geleiteten Thatſachen aus dem Leben einzelner Perſonen, unter dieſem Namen befaßt wurden, iſt ihr Entſtehen begreiflich. Aber dies Chaos zu entwirren, und jeder Perſon Ort und Zeit und einzelne Thatſachen anzuweiſen — wie ſollte dies bei dem Mangel an hinlänglichen Nachrichten der ſpäten Nachwelt noch möglich ſeyn, da es die Alten ſelbſt nicht mehr vermochten?
(*Ricklefs.*)

DÄDALA. 1) Ort in Karien an der Grenze von Lykien, in welchem Dädalos am Schlangenbiß geſtorben ſeyn ſoll. (Strabo 14, p. 448.) — 2) Indiſche Stadt in der Landſchaft Kaſpiria. (*H.*)

DAEDALEA Pers., Labyrinthſchwamm. Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Schwämme der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24ſten Linnéſchen Klaſſe. Char. Ein kork- oder lederartiger Hut, welcher gewöhnlich ohne Strunk ſeitlich an Baumſtämmen aufſitzt und eine buchtig-netzförmige Schlauchſchicht hat. Von den 17 bekannten Arten wird D. quercina Pers. (Syn. fung. 500. 1., Agaricus quercinus L., labyrinthiformis Bulliard), ein ziemlich großer, korkartig-holziger, weißlicher Schwamm mit krumm-buchtiger Schlauchſchicht, häufig auf Baumſtämmen, beſonders auf Eichen gefunden und zum Blutſtillen, wie auch als Zunder benutzt. Abb. Nees Syſt. Fig. 227.
(*A. Sprengel.*

DÄDALEAE INSULAE, zwei kleine Inſeln an der Küſte Kariens, nach dem Orte Dädala benannt. (*H.*)

DADALION, Sohn des Phosphoros, Bruder des Keyx, Vater der Chione, die, weil ſie ſich für ſchöner geprieſſen hatte, als Artemis, den Pfeilen derſelben erlag. Aus Gram hierüber ſtürzte Dädalion ſich vom Parnaß herab, wurde aber von Apollon in einen Habicht verwandelt. (*Ovid. Met.* 11, 295.) (*H.*)

DÄHNERT, Johann Karl, ſchwediſcher Kanzleirath und Profeſſor zu Greifswald, Sohn eines Kaufmanns zu Stralſund, wo er den 19. Nov. 1719 geboren war. Von dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt kam er 1738 auf die hohe Schule zu Greifswald, ſtudirte die Theologie, predigte fleißig, und lernte meiſt ohne mündlichen Unterricht die franzöſiſche, italieniſche, engländiſche und ſchwediſche Sprache. Er wurde 1748 Bibliothekar und Profeſſor der Philoſophie, erhielt 1758 das Lehramt des ſchwediſchen Statsrechts, 1775 den Charakter eines ſchwediſchen Kanzleiraths, und den 5. Julius 1785 ſtarb er. Mit ſeltener Leichtigkeit ging er von einer Arbeit zur andern über, wirkte nach verſchiedenen Seiten zugleich hin, war ein ebenſo geſchickter Geſchäftsmann als Literator, und machte ſich als Schriftſteller rühmlich bekant. In der pommerſchen und ſchwediſchen Geſchichte beſaß er ausgebreitete Kentniſſe, und um die erſtere beſonders machte er ſich als fleißiger Samler ihrer öffentlichen Urkunden und Verfaſſungs-Grundgeſetze verdient: Samlung gemeiner und beſonderer pommerſcher und rügiſcher Landesurkunden, Geſetze ꝛc. Stralſund 1765—69. 3 Bde. fol. Supplemente, Greifswald 1782—86. 2 Bde. fol. Hiſtoriſche Einleitung in das pommerſche Diplomaweſen mittlerer Zeiten. Ebd. 1786. 4. Allgemeines pommerſches Geſetz-Repertorium. Stralſ. 1770. fol. u. a. m. Einige erhebliche Geſchichtswerke, die er ins Teutſche überſetzte, waren dem Geſchichtsſtudium förderlich: Dalins Geſchichte des Reiches Schweden, aus dem Schwediſchen überſ. (gemeinſchaftlich mit J. J. Benzelſtjerna), Greifsw. 1756—62. 4 Thl. 8. Deguignes Geſchichte der Hunnen und Türken, aus dem Franz. überſetzt. Ebd. 1768—71. 4 Bde. Genealogiſch-chronologiſche Einleitung. Eb. 1770. 4. *). Die Frucht eines langen verdienſtlichen Fleißes war die von ihm herausgegebene Academiae Grypeswaldensis bibliotheca; catalogo auctorum et repertorio reali universali descripta. Grypesw. Vol. III. 1775. 4.; merkwürdig in der Geſchichte der Bibliothekwiſſenſchaft wegen des angefügten Standortes-Repertoriums, welches ſpäter die Baſis von A. C. Kayſers Syſtem wurde, das jedoch keine weſentlichen Vortheile gewährte. Mit Sprachforſchungen beſchäftigte ſich Dähnert von frühen Jahren an, gab ſchon 1748 ein Liber memorialis germanico-latino-suecicus heraus, und ſeine letzten Arbeiten waren: Plattteutſches Wörterbuch, nach der alten und neuen pommerſchen und rügiſchen Mundart. Greifsw. 1781. 4., und ein kurzgefaßtes teutſch-ſchwediſches und ſchwediſch-teutſches Handlexikon. Stockh. 1784. 4. Dieſes mit Fleiß bearbeitete Wörterbuch enthält 1) ein teutſch-ſchwediſch-franzöſiſches alphabet. Wörterbuch; 2) ein ſchwediſch-teutſches; 3) ein Regiſter der franzöſiſchen Wörter, mit beigefügten Seiten, wo ſie zu finden ſind. Unter ſeiner thätigſten Theilnahme erſchienen die Pommerſchen Nachrichten von gel. Sachen. 4 Bde. 1743—46. 8. und deren Fortſetzung: Kritiſche Nachrichten. 5 Bde: 1750—54. 4., und die Pommerſche Bibliothek, 5 Bde. 1750—56. 4.; ein ſchwediſches ökonom. Wochenblatt, 4 Thl. 1765. 8. Zum Druck beförderte er: J. Erichſon's Bibliotheca Runica. Upsala 1766. 4. **). (*Baur.*)

---

*) Bei dieſer Überſetzung befinden ſich noch beträchtliche Ausgaben anderer franzöſiſcher Schriften verwandten Inhalts. Was davon vor dem 2. u. 3. Bde der Überſetzung des Deguigniſchen Werks, aus dem Journal des Savants entlehnt, ſteht, kam beſonders heraus unter dem Titel: Geſammelte Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande des chineſiſchen Reichs. Greifsw. 17[illegible]. 8.

Daeira ſ. Daduchen.

DAELE, Johann van, ein niederländiſcher Maler, der ſich vorzüglich in Landſchaften und Darſtellung der Felſen auszeichnete; vielleicht derſelbe Johann van Dalen, welcher das Altargemälde in der Kirche Nôtre-Dame zu Brüſſel, die heilige Dorothea, ausführte. Er lebte um 1560. (Descamps Thl. 1. S. 148; deſſen Reiſe durch Flandern und Brabant. S. 50.) (*A. Weise.*)

Dämme ſ. Orgel.

DÄMMERUNG, heißt die Helligkeit, welche wir noch einige Zeit nach dem Untergange, oder einige Zeit vor dem Aufgange der Sonne in der Atmoſphäre wahrnehmen, und man unterſcheidet hiernach Abend- und Morgendämmerung. Befindet ſich die Sonne unter dem Horizonte, ſo werden die obern Regionen der Atmoſphäre noch von direkten Lichtſtrahlen getroffen, dieſe von den Luft- und Dampftheilchen reflectirt und zerſtreut; ſowie die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte größer wird, nimt die Zahl der Lichtſtrahlen, welche nach den obern Regionen gehen, ab, und es findet auf dieſe Art ein allmähliger Übergang von der Helle des Tages zur Dunkelheit der Nacht ſtatt.

Achten wir in unſern Gegenden an einem heitern, wolkenloſen Tage auf den Verlauf der Dämmerung, ſo iſt dieſer folgender. Sowie ſich die Sonne dem Horizonte nähert, wird das Blau im Zenith immer heller, das in dem der Sonne gegenüber liegenden Punkte des Himmels geht immer mehr in Weiß über, während die Region in der Nähe der Sonne ein gelbliches oder röthliches Anſehen hat. Wenn die Sonne den Horizont berührt, ſo behält das Zenith die blaue Farbe, dagegen iſt der weſtliche Theil des Himmels je nach den Umſtänden roth oder gelb gefärbt. Dieſer Lichtſchimmer, welchen wir mit dem Namen Abendröthe bezeichnen, iſt in der Nähe der Sonne am lebhafteſten, und von hier nimt die Lichtſtärke immer mehr ab. Gleichzeitig bemerkt man an dem der Sonne gegenüber liegenden Theile des Himmels eine eben ſolche Röthe, welche jedoch meiſtens intenſiver Roth gefärbt iſt, als der weſtliche Theil. Iſt die Sonne unter dem Horizonte, ſo bemerkt man am öſtlichen Horizonte, der Sonne gegenüber, einen bogenförmig begrenzten dunkelblauen Raum, über welchem dieſe dunkle Röthe noch fortdauert. Die größte Höhe des Bogens liegt der Sonne gegenüber, und dieſer befindet ſich ebenſo viel über dem Horizonte, als die Sonne unter dieſem. Wenn die Umſtände günſtig ſind, ſo kann man zwiſchen dieſem dunkelblauen Segmente und dem rothen Lichte einen weißen und gelben Rand unterſcheiden, meiſtens iſt dieſer aber nicht zu erkennen 1). Das Roth über dieſem blauen Segmente wird gegen das Zenith hin matter, geht in Weiß über, während das Zenith noch ſeine blaue Farbe behält. Nach und nach ſteigt das blaue Segment höher, größere Sterne erſcheinen am öſtlichen Himmel; erreicht das Segment das Zenith, ſo ſind ſeine Grenzen nur mit Mühe zu erkennen; das rothe Segment am weſtlichen Himmel wird dabei immer niedriger, man unterſcheidet über ihm einen weißen bogenförmigen Raum, welchen man, nach Brandes, Dämmerungsſchein nennen kann 2). Die Zahl der ſichtbaren Sterne wird immer größer, die Helligkeit immer geringer, endlich kann man alle, auch die kleinſten Sterne ſehen, und nun hat die aſtronomiſche Dämmerung ein Ende.

Dieſer Vorgang, welcher ſich bei der Morgendämmerung in umgekehrter Ordnung zeigt, läßt ſich im Allgemeinen einfach erklären. Wäre die Luft vollkommen durchſichtig, ſo würde ſogleich nach dem Untergange der Sonne völlige Finſterniß entſtehen; ſo aber wird ein großer Theil der auffallenden Strahlen reflectirt, und unter dieſen werden vorzüglich die blauen reflectirt, während die rothen hindurchgehen; dieſer Umſtand, welcher, wie ich im Artikel Himmel gezeigt habe, die Urſache der blauen Farbe des Himmels iſt, wird immer wirkſamer, je tiefer die Sonne ſinkt. Iſt dieſe dem Horizonte nahe, ſo müſſen die in unſer Auge gelangenden Strahlen einen weiten Weg durch die Atmoſpähre nehmen; jedes Lufttheilchen abſorbirt einen Theil der Strahlen, unter dieſen beſonders die auf der blauen Seite des Spectrums liegenden, daher iſt in ihnen das Roth überwiegend, wie ſich Haſſenfratz durch directe Meſſungen der einzelnen Theile des Spectrums überzeugt hat (ſ. Himmel). Eben dieſes gilt von dem Lichte, welches uns von den Lichttheilchen in der Nähe der Sonne reflectirt wird. Je tiefer die Sonne ſinkt, deſto mehr nimt dieſe Röthe an Dunkelheit zu. Diejenigen Strahlen, welche durch die ganze Atmoſphäre nach dem öſtlichen Theile des Himmels gegangen ſind, verlieren offenbar noch mehr Blau, als die in unſer Auge gelangten, und daher iſt das Roth am öſtlichen Horizonte meiſtens dunkler, um ſo mehr, da dieſe Strahlen, welche durch Reflexion von den Lufttheilchen in unſer Auge gelangen, auch auf dieſem Wege einen Theil ihres Blau verlieren. Iſt die Sonne untergegangen, ſo erſcheint jenes blaue Segment, welches Mairan 3) Gegendämmerung nannte. Es iſt dieſes weiter nichts, als der auf die Atmoſphäre projicirte Erdſchatten, welcher von dem zerſtreuten Lichte der Atmoſphäre beſchienen wird, in welchem viel Blau vorherrſcht.

Wäre uns die Höhe der Luftſchichten genau bekannt, welche noch im Stande ſind, eine hinreichende Menge Licht zu reflectiren, und ließe ſich die Menge des von ihnen reflectirten Lichtes mit Schärfe angeben, dann ließe ſich auch die Dauer der Dämmerung, d. h., die Zeit zwiſchen dem Untergange der Sonne und dem Anfange der Nacht, leicht berechnen. Es ſei nämlich (Fig. 1.) ABC die Oberfläche der Erde, EFG die Grenze der

---

**) Pipers Gedächtnißrede auf ihn. Greifsw. 1786. 8. Neueſte krit. Nachr. 1785. S. 424. Weidlichs biogr. Nachr. 4. Thl. 42. Meuſels Lexik. der verſtorb. Schriftſt. 2. Bd.

1) Bergmann phyſ. Beſchr. der Erdk. 1825. Bd. II. S. 63. 2) Gehlers Wörterbuch, N. A. II, 271. 3) *Mairan* Traité de l'aurore boréale. Ed. 2. p. 79.

Luftſchicht, welche noch im Stande iſt, Licht zu reflectiren. Einem in A befindlichen Beobachter gehe die Sonne eben unter, ſo geht der direct von der Sonne kommende Strahl bis E, und der Theil der Atmoſphäre EAD wird noch von der Sonne direct erleuchtet. Aber der Lichtſtrahl DE wird nach EF reflectirt, und eben dieſes gilt von allen auf DE fallenden Strahlen. So wird alſo das Segment EF von reflectirten Strahlen erleuchtet, und ein in B befindlicher Beobachter ſieht die Grenze des Dämmerungsſcheines in E. Ganz auf dieſelbe Art können die nach EF reflectirten Strahlen nach FG reflectirt werden. Auf dieſe Art können wir theoretiſch wenigſtens eine Hauptdämmerung (crep. primarium) von einer zweiten Dämmerung (crep. secundarium) unterſcheiden 4).

Da es uns aber an der Kenntniß der wichtigſten Bedingungen zur Löſung dieſer Aufgabe fehlt, ſo müſſen wir uns nach einem andern Mittel umſehen, die Grenze der Dämmerung zu beſtimmen. Im gemeinen Leben nimt man das Ende der Dämmerung da an, wo die meiſten Arbeiten im Freien aufhören müſſen, und wo die Helligkeit ſehr ſchnell abnimt. Man bezeichnet dieſe mit dem Namen der bürgerlichen Dämmerung, und ihr Ende trit dann ein, wenn die Sonne eine Tiefe von 6° 30′ unter dem Horizonte hat 5). Die Grenze der eigentlichen aſtronomiſchen Dämmerung wird gewöhnlich dann angenommen, wenn die Sterne ſechſter Größe in der Nähe des Zenithes erſcheinen. Die Tiefe aber, welche alsdann die Sonne haben muß, wird ſehr einfach angegeben. Folgende ſind einige der wichtigſten Beſtimmungen:

Strabo 6)	17°	30′
Alhazen 7) und Vitellio 8)	19	0
Nonius 9)	16	0
Joſeph Blancarus 10) und Gaſſendi 11), denen auch die meiſten Phyſiker und Aſtronomen beiſtimmen	18	0
Tycho de Brahe 12) und Caſſini 13)	17	0
Rothmann 14)	24	0
Riccioli 15) nach eigenen Beobachtungen zu Bologna bei der Nachtgleiche		
für die Morgendämmerung	16	0
für die Abenddämmerung	20	30
beim Sommerſolſtitium, Morgendämmerung	21	50
beim Winterſolſtitium, Morgendämmerung	17	25

Gewöhnlich wird angenommen, daß die Tiefe der Sonne bei dem Ende der Dämmerung 18° betrage, und wenn wir dieſes annehmen, ſo läßt ſich die Dauer für jeden Ort der Erde und für jeden Tag leicht berechnen.

Der Portugiſe Pedro Nunnez (Petrus Nonius) löſte in der genannten Schrift dieſes Problem zuerſt für den Kardinal Heinrich, indem es den Portugiſen bei ihren erſten Reiſen ſehr auffallend war, daß die Dämmerung in niederen Breiten nur ſo kurze Zeit dauerte, und in der Folge haben ſich viele Aſtronomen mit derſelben Aufgabe beſchäftigt. Betrachten wir dieſen Gegenſtand unter dem obigen Geſichtspunkte, wonach die Sonne am Ende der Dämmerung eine Tiefe von 18° unter dem Horizonte, alſo einen Zenithabſtand von 108° hat, ſo hat die Aufgabe gar keine Schwierigkeit. Bezeichnet nämlich z die Zenithdiſtanz, φ die Polhöhe des Ortes, δ die Declination der Sonne, und s der Stundenwinkel der Sonne, ſo iſt bekantlich

$$\cos. s = \frac{\cos. z}{\cos. \delta. \cos. \varphi} - \operatorname{tang} \delta \operatorname{tang} \varphi,$$

alſo wird der Stundenwinkel am Ende der Dämmerung beſtimmt durch die Gleichung

$$\cos s = \frac{\cos. 108^\circ}{\cos \delta. \cos \varphi} - \operatorname{tang} \delta \operatorname{tang} \varphi.$$

Beim Anfange der Dämmerung, wo die Sonne unter dem Horizonte verſchwindet, beträgt ihr Zenithabſtand 90°, der Stundenwinkel s' in dieſem Falle ergibt ſich aus dem Ausdrucke

$$\cos. s' = - \operatorname{tang} \delta \operatorname{tang} \varphi.$$

Die ganze Dauer der Dämmerung in Zeit ausgedrückt, wird dann $\frac{5-5'}{15}$ Stunden. Wenn alſo δ und φ bekannt ſind, ſo läßt ſich auch die Dauer der Dämmerung leicht berechnen.

Wenn man dieſes thut, ſo ergibt ſich, daß bei derſelben Declination der Sonne die Dauer der Dämmerung nicht allenthalben gleich iſt; ſo dauert ſie am Äquator zur Zeit des Winterſolſtitiums 1 Stunde 18 Minuten, in der Breite von 50° aber 2 Stunden 4 Minuten. Ebenſo überzeugt man ſich, daß an demſelben Orte der Erde die Dämmerung nicht gleich lange dauert; ſie erreicht zwei Mal im Jahre ein Minimum. Die allgemeine Beſtimmung der Tage, an welchen die Dämmerung am kleinſten iſt, hat die Aſtronomen vielfach beſchäftigt. Namentlich waren es die Brüder Jacob und Johann Bernoulli, welche länger als fünf Jahre bemüht waren, das Problem allgemein zu löſen 16). Ohne bei der Herleitung der Formel zu verweilen 17), genüge es, das Endreſultat anzugeben. Die Dämmerung iſt an dem Tage am kürzeſten, an welchem die Declination der Sonne δ beſtimmt wird durch den Ausdruck

$$\sin \delta = \sin \varphi \operatorname{tang}. 9^\circ,$$

indem 18° die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte am Ende der Dämmerung iſt. Hätten wir für dieſe Tiefe einen beliebigen Winkel x angenommen, ſo hätten wir erhalten

$$\sin \delta = - \sin \varphi \operatorname{tang} \frac{x}{2}.$$

Für den Äquator iſt alſo die Dämmerung am kürzeſten am Tage der Äquinoctien, wo $\delta = 0$; dann dauert die-

---

4) *Brandes* l. l. p. 272. *Lambert* photometria 8. Aug. Vindel. 1760. p. 444.

5) *Lambert* photometria. p. 454.

6) Geogr. Paris 1620. p. 135.

7) Er lebte in Spanien. De Crepusculis in Risneri thesaurus. p.

8) In Risneri thesaurus lib. X. prop. 6.

9) De Crepusculis prop. XVI. nach eigenen Beobachtungen in Portugal.

10) Sphaera mundi lib. VI. c. 5. l. X. c. 16.

11) Inst. Astron. Paris 1647. p. 52.

12) Epist astron Lib. I. p. 129.

13) Gregorii Astron. geom. et phys. ed. 2. T. I. p. 188.

14) Bei Tycho l. l.

15) Almagest. nov. T. I. p. 39. Eben daſelbſt eine ausführliche Literatur.

16) *Joh. Bernoulli* Opera omnia. 4. Lausan. 1742. I, 64. *Jac. Bernoulli* Opera. 4. Genf 1744. I, 516. II, 1075.

17) Brandes in Gehler's Würterb. N. A. II, 268. Schmidt mathem. u. phyſ. Geogr. I, 72. §. 102.

ſelbe 1 Stunde 12 Minuten in der Breite von Halle, alſo 51½° iſt ſie am kleinſten am 2. März und 11. October, und dauert dann 1 Stunde 57 Minuten.

So groß auch die Zahl der Aſtronomen iſt, welche ſich mit dieſer Unterſuchung beſchäftigt haben, und ſo hohe Auctoritäten wir auch darunter finden, ſo halte ich doch alle jene Arbeiten, deren Reſultate ich in der Kürze angegeben habe, für völlig nutzlos; indem die Geometer die Aufgabe zu löſen bemüht waren, behielten ſie nur den mathematiſchen Theil des Problemas vor Augen, und überſahen dabei ganz den phyſikaliſchen. Alle ſuchten den Moment auf, wo die Sonne eine Tiefe von etwa 18° unter dem Horizonte hatte, vergaßen aber ganz zu fragen, ob denn dieſes wirklich allenthalben auf der Erde die Zeit ſei, wo die Dämmerung ein Ende erreiche. Dieſe Frage muß aber mit Nein beantwortet werden, und wir ſind in der Beſtimmung der Dauer der Dämmerung unter verſchiedenen Breiten und in derſelben Breite zu verſchiedenen Jahreszeiten noch um keinen Schritt weiter, als zu der Zeit, wo Nonius von dem Kardinal Heinrich zu dieſer Unterſuchung aufgefodert wurde. Einige Bemerkungen mögen zum Beweis dieſes hart ſcheinenden Ausſpruches genügen.

Unter dem Ende der Dämmerung verſtehen wir nach dem oben Geſagten den Moment, wo die Dunkelheit der Nacht eine beſtimmte Größe erreicht; ältere Aſtronomen haben in dieſer Hinſicht die Regel gegeben, daß Sterne der ſechſten Größe in der Nähe des Zenithes erſcheinen müßten. Aber die Zeit, wo dieſe Sterne erſcheinen, wird von zwei Urſachen bedingt, von der Schwächung der vom Sterne kommenden Strahlen in der Atmoſphäre, ſodann von der Menge des in der Atmoſphäre durch vielfache Reflexionen zerſtreuten Sonnenlichtes, welches bei einer gewiſſen Stärke verhindert, daß das Licht von einem kleinen Punkte einen hinreichenden Eindruck aufs Auge macht. Dieſe beiden Urſachen aber hängen ſelbſt innig zuſammen. Wird das Licht in der Atmoſphäre ſehr geſchwächt, ſo findet eine Menge partieller Reflexionen ſtatt, wodurch das zerſtreute Licht eine weit größere Intenſität erhält. Verſuche, welche Leslie mit ſeinem Photomaten anſtellte, und welche ich bei demſelben Inſtrumente häufig beſtätigt fand, zeigen, daß das zerſtreute Himmelslicht an ſolchen Tagen am helleſten war, wo die Sonne bei weißlichem Himmel (feine Cirrostrati) nur ſehr matt ſchien, und die Schatten irdiſcher Gegenſtände ſchlecht begrenzt waren. Das Licht in der Atmoſphäre wird aber vorzüglich durch niedergeſchlagene Dünſte geſchwächt und zerſtreut. In Gegenden alſo, wo nur wenig oder gar keine niedergeſchlagenen Dünſte vorhanden ſind, wo der Himmel mit tiefer blauer Farbe erſcheint, wird das ankommende Sternenlicht nur wenig von ſeiner Stärke verlieren; das mehrfach reflectirte Licht der untergegangenen Sonne nur eine geringe Intenſität haben, und die Dämmerung dauert hier nur kurze Zeit. Im Innern Afrika's, wo Bruce in Sennaar die Venus am Tage mit bloßen Augen ſah, folgt die Nacht kurz nach dem Untergange der Sonne. Auch in am Meere gelegenen Gegenden zwiſchen den Wendekreiſen dauert die Dämmerung in der trockenen Jahreszeit nur kurze Zeit; ſo nach Acoſta in Chile eine Viertelſtunde [18]); in Cumana, nach Humboldt, nur wenige Minuten [19]); ebenſo nach den Berichten von Adanſon an den Mündungen des Senegal, und nach Winterbottom an der Sierra-Leone-küſte, wie dieſes auch Cunningham von Paramatta (Neu-Süd-Wales) bemerkt [20]). Dieſes ſind freilich Angaben für die Dauer der Dämmerung, welche von der oben durch Berechnung gefundenen kleinſten Dauer von 1 Stunde 12 Minuten bedeutend abweichen. Wir müſſen daher nothwendig annehmen, daß in jenen Gegenden die Tiefe der Sonne am Ende der Dämmerung geringer ſei, als in höhern Breiten; wie groß dieſelbe aber in verſchiedenen Gegenden ſei, das muß durch künftige Beobachtungen von Reiſenden und Aſtronomen näher beſtimmt werden.

Auffallend iſt es ſchon in der obigen Tafel, daß Nonius, welcher ſeine Beobachtungen bei dem heiteren Himmel Portugals anſtellte, die Tiefe nur zu 16° beſtimmt, während Rothmann in einer höhern Breite dieſe Tiefe bis zu 24° wachſen läßt. So gering die Zahl von Beobachtungen über Durchſichtigkeit und Farbe der Atmoſphäre iſt, ſo geht doch aus den Meſſungen, namentlich von Humboldt, und den beiläufigen Schätzungen der Reiſenden hervor, daß der Himmel ein immer weißeres Anſehen erhält, je weiter wir, unter übrigens gleichen Umſtänden, nach Norden gehen. Indem hier alſo das von den Sternen kommende Licht durch die größere Menge niedergeſchlagener Dünſte mehr geſchwächt wird, während die Menge des mehrfach reflectirten Lichtes zunimt, ſo muß die Sonne eine größere Tiefe unter dem Horizonte haben, wenn die Sterne ſichtbar werden ſollen, als in niedern Breiten; daher dieſe Differenz zwiſchen den Angaben von Nonius und Rothmann, und daraus laſſen ſich die ſo lange dauernden Dämmerungen im hohen Norden ableiten [21]), indem hier die Sonne vielleicht eine Tiefe von faſt 30° haben mag.

Da hiebei niedergeſchlagene Dämpfe eine ſo bedeutende Rolle ſpielen, ſo folgt, daß die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte nicht einmal an demſelben Orte zu allen Zeiten gleich iſt. Es wird durch mehre Umſtände ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Dämpfe im Sommer weit höher ſteigen, als im Winter [22]), daher dauert die Dämmerung im Sommer nach den Erfahrungen Riccioli's länger als im Winter. Eben jene Dämpfe ſenken ſich während der Nacht herab, ſie verſchwinden in den höhern Regionen [23]), und da hiedurch die Luft durchſichtiger wird, ſo iſt die Tiefe der Sonne an demſelben Tage bei dem Anfange der Morgendämmerung kleiner, als am Ende der Abenddämmerung.

---

18) *Riccioli* Almageſt. nov. I, 38. und Bergmann in den Schwed. Abh. 1760. S. 241.

19) *Humboldt* Voyage XI, 17.

20) Cunningham, zwei Jahre in Neu-Süd-wales, S. 112. Es ließen ſich noch viele ähnliche Beiſpiele anführen; die obigen mögen genügen, da faſt jeder Reiſende nach den Äquatorialgegenden hievon ſpricht.

21) *Gorſäi* descriptio Grönlandica c. XIV.; *la Peyrere* Voyage au Nord, I, 126 und andere.

22) S. mein Lehrb. d. Meteorologie, I.

23) Daſ. I.

Die Dämmerung iſt dazu benutzt worden, um die Höhe der Atmoſphäre zu beſtimmen. Schon Alhazen und Vitellio führten dieſe Auflöſung aus, ohne dabei auf die Strahlenbrechung Rückſicht zu nehmen. In der Folge beſchäftigten ſich Halley[24], Smith und Käſtner[25], Lambert[26], Brandes[27] und Andere mit demſelben Gegenſtande. Befindet ſich nämlich ein Beobachter in H, und ſieht dieſer in E die Grenze der Hauptdämmerung in dem Verticalkreiſe, in welchem ſich die Sonne befindet, ſo iſt E der höchſte Punkt der Atmoſphäre, welcher noch im Stande iſt, Licht zu reflectiren. Der Winkel, welchen EH mit dem Horizonte des Beobachters macht, gibt die Höhe des hellen Bogens, welchen die Hauptdämmerung darſtellen würde, ſobald ſich keine zweite Dämmerung damit miſchte. Iſt alſo A derjenige Punkt der Erde, an welchem die Sonne ſcheinbar untergeht, ſo ſind in dem Vierecke KAEH alle Winkel und die beiden Seiten $KH = KA$ (Halbmeſſer der Erde) gegeben, und es läßt ſich alſo KE berechnen. Es iſt nämlich der Winkel HKA gleich der Tiefe der Sonne unter dem Horizonte, minus der Horizontalrefraction, und daher läßt ſich HA in Theilen des Erdradius angeben. Wir haben mithin im Dreiecke EHA die Seite HA, den Winkel $EAH = 90° -$ Horiz. Refr. $- HAK$; aber $< HAK = 90° - \frac{1}{2} HKA$, alſo $EAH = \frac{1}{2} HKA -$ Horiz. Refr. Eben ſo iſt $< EHA = 180° - ZHE - AHK$, wo ZHE der wegen der Refraction verbeſſerte Zenithabſtand des höchſten Punktes der Hauptdämmerung iſt. Wir können daher in dem Dreiecke EAH die Seite EH berechnen. In dem Dreiecke EHK ſind alſo EH, HK und $< EHK$ gegeben, folglich iſt EK bekannt und die Höhe der Atmoſphäre wird $EK - HK$.

Lambert (l. l.) iſt der einzige mir bekannte Beobachter, welcher den Gang der Dämmerung genauer verfolgte. Am 19. Nov. 1759 zeichnete er die Höhe des hellen Segmentes am weſtlichen Horizonte auf, und leitete aus dem Gange der Uhr die Tiefe der Sonne her. Betrug die Tiefe der Sonne, ſo war die Höhe des hellen Segmentes

8° 3′ — — — 8° 30′
9 35 — — — 7 0
15 5 — — — 3 15

Lambert nimt für die Horizontalrefraction 0° 33′, den neueren Unterſuchungen zufolge ſcheint 0° 31′ 41″ der Wahrheit näher zu kommen. Wird dieſe Größe angewendet, ſo gibt die

Beobachtung 1 Höhe der Atmoſphäre 3,95 geogr. Meilen
— 2 — — 6,1 — —
— 3 — — 9,29 — —

Jede ſpätere Beobachtung gibt alſo eine größere Höhe, und eben dieſes zeigen auch die übrigen hier nicht mitgetheilten Meſſungen Lamberts. Die Angaben anderer Mathematiker kommen der zuletzt gefundenen Größe ſehr nahe, aber die meiſten derſelben hatten ſich damit begnügt, den höchſten Punkt des Dämmerungsſcheines in den Horizont zu legen, wenn die Sonne eine Tiefe von 18° hätte.

Auf dieſem ſo oft empfohlenen Wege erfahren wir alſo gar nichts über die Höhe der Atmoſphäre, wovon Brandes die Gründe genügend entwickelt hat. Während nämlich die Sonne in dem Orte A untergeht, wollen wir uns drei verſchiedene Beobachter in a, b und H denken, die alle drei ihre Augen nach dem Punkte E, der in unſerer Figur gegebenen Grenze der Hauptdämmerung, richten; a ſieht dieſe Grenze nahe am öſtlichen Horizonte, und wenn er nach dem Punkte e ſieht, ſo geht faſt die ganze Geſichtslinie durch Luft, die von der Sonne erleuchtet iſt. Die nicht weit davon entfernte Geſichtslinie af liegt ganz im Schatten der Erde; da nun die Luft um ſo heller erſcheint, je länger die in der erleuchteten Luft fortlaufende Geſichtslinie iſt, ſo ſieht der Beobachter in a im Punkte e noch lebhafte Helligkeit, in f relatives Dunkel, und die Grenze E läßt ſich ziemlich ſcharf erkennen. Der zweite Beobachter b hat die Grenze der Hauptdämmerung im Zenith, ſieht er nach e, ſo geht freilich ſeine Geſichtslinie noch durch einen kleinen Theil der bei e von der Sonne beſchienenen Luft, aber die Länge dieſes Theiles der Geſichtslinie iſt klein, und überdies gelangt nach e nur Licht, welches auf dem weiten Wege De ſehr geſchwächt iſt; der Beobachter b kann daher die durch ſein Zenith gehende Grenze der Dämmerung nicht genau erkennen. Noch mehr gilt dieſes von dem in H befindlichen Beobachter, deſſen Geſichtslinie durch einen großen Theil der von der zweiten Dämmerung erleuchteten Luft geht. Je tiefer alſo der Dämmerungsbogen ſinkt, deſto unſicherer wird dieſe Beſtimmung.

Ganz daſſelbe, was von der Unſicherheit dieſer Höhe geſagt wurde, gilt auch von Lamberts Berechnung der Lichtſtärke der Dämmerung bei verſchiedener Tiefe der Sonne[28]. Wäre nur die Hauptdämmerung wirkſam, und hätte das Segment allenthalben gleiche Lichtſtärke, dann wäre die Erleuchtung proportional mit der Größe dieſer hellen Fläche. Sehen wir daher die letztere als von einem größten Kreiſe begrenzt an, und bezeichnen die Lichtſtärke in dem Momente, wo die Grenze des Dämmerungsſcheines ſich im Zenith befindet, mit 1, ſo iſt die Größe der Erleuchtung gleich $1 \pm \cos a$, wo a die Höhe des Dämmerungsſcheines iſt, und das obere oder untere Zeichen gewonnen wird, je nachdem ſich die Grenze des letztern öſtlich oder weſtlich vom Zenith befindet. Lambert gibt eine Tafel, welche die Abnahme der Erleuchtung für verſchiedene Tiefen der Sonne gibt, und wenn ſich dieſe auch wegen der zweiten Dämmerung ſehr bedeutend von der Wahrheit entfernen dürfte, ſo zeigt ſie doch, der Erfahrung gemäß, die ſchnelle Abnahme des Lichtes bei einer Tiefe der Sonne von etwa 6°. Beträgt letztere nämlich

6° 5′, ſo iſt die Lichtſtärke 1,749
6 14 — — — 1,500
6 23 — — — 1,000
6 32 — — — 0,500
6 41 — — — 0,251

Obgleich der Artikel Abendroth, Thl. I. S. 79. auf Tageszeiten verwieſen iſt, ſo hängt derſelbe doch ſo innig mit dem hier behandelten Gegenſtande zuſammen, daß ich ihn hier ſogleich mitnehmen will. Es entſteht dieſes Roth, wie oben bemerkt wurde, daher, daß die rothen Strahlen mit größerer Leichtigkeit durch die Atmoſphäre hindurch gehen, als die blauen, und daß daher das durch eine große Luftmaſſe gegangene weiße Sonnenlicht durch das Vorherrſchen rother Strahlen röthlich erſcheint, was auch von dem Lichte gilt, welches von den in der Nähe der Sonne befindlichen Lichttheilchen reflectirt wird. Daß dieſe Erklärung die richtige ſei, und daß dieſe rothe Farbe des Horizontes mit der blauen Farbe des Himmels (ſ. Himmel) innig zuſammenhängt, geht beſonders daraus hervor, daß wir im Stande ſind, das Anſehen der Abendröthe aus der Färbung des Himmels am Tage zu beſtimmen. Iſt der Himmel während des Tages tief blau gefärbt, ſo iſt die Menge abſorbirter Strahlen ſehr klein, die Sonne erſcheint dann noch in der Nähe des Horizontes ſehr hell, und die Abendröthe erſcheint dann mehr oder weniger gelb. Wenn dagegen die Menge niedergeſchlagener Dämpfe ſehr groß iſt, der Himmel ein mattes Anſehen hat, ſo wird ein großer Theil der vorkommenden Strahlen abſorbirt, und der weſtliche Himmel erſcheint dann mehr oder weniger dunkelroth. Da dieſe Farbe des Himmels von der Menge niedergeſchlagener Dämpfe herrührt, ſo iſt auch die Morgenröthe im Durchſchnitte weniger dunkel, als die Abendröthe, weil ein Theil der Dämpfe während der Nacht aus den obern Regionen in die Tiefe geſunken iſt.

---

[24] Phil Trans. No. 181. [25] Käſtner, vollſtänd. Lehrbegriff der Optik nach Smith. S. 418. [26] Photometria p. 444. [27] Gehlers Wörterb. N. A. II. 273.

[28] Photometria §. 1024.

Befinden ſich am weſtlichen Himmel tief geröthete Wolken, ſo erſcheint der heitere Himmel zwiſchen dieſen meiſtens ſchön meergrün, wie dieſes Frézier, J. R. Forſter, Pleiſchl, Vieth, Muncke, Brandes und andere geſehen haben. Daſſelbe Phänomen bemerkt man noch an ſtark gerötheten Gletſchern, oder über den Eisfeldern der Polargegenden. Es iſt dieſes Grün die complementäre Farbe zum Roth und ſubjectiv; die rothen Strahlen der Wolken haben das Auge ermüdet, daher macht das Roth, welches in den meiſten Strahlen des hellen Himmelsraumes zum Auge gelangt, auf dieſes keinen Eindruck, und der Raum erſcheint mithin grün (ſ. Farben, subjective).

Das Anſehen der Abend- und Morgenröthe iſt häufig dazu benutzt worden, die Beſchaffenheit des Wetters am folgenden Tage vorauszuſagen. Wenn bei heiterm Wetter die Sonne in der Nähe des Horizontes ſehr hell erſcheint, der Himmel ein gelblich-röthliches Anſehen hat, die Helligkeit ſich nicht ſehr weit erſtreckt, und nur einzelne feine Wolken geröthet ſind, ſo dürfen wir noch auf die Fortdauer der guten Witterung rechnen [29]). Ja ſelbſt nach Regenwetter deuten einzelne geröthete Wolken, die ſehr hell erleuchtet ſind, häufig auf die Wiederkehr beſſeren Wetters [30]). Wenn aber dieſe Wolken tief geröthet ſind, ſo folgt nicht ſelten neuer Regen oder Wind. Iſt die Abendröthe weißlich-gelb, erſcheint die Sonne matt, dann dürfen wir nicht ſicher auf heiteres Wetter rechnen. War der Himmel am Tage ſehr weißlich, ſo erſcheint die untergehende Sonne meiſtens dunkelroth, die Abendröthe hat entweder dieſelbe Farbe, oder der Himmel erſcheint grau, abwechſelnd mit blutrothen Stellen. Hier folgt meiſtens Regen [31]); unter den Cirrostratis, welche den ganzen Himmel bedecken, bilden ſich bald Cumuli, und es findet eine Bildung von Regenwolken ſtatt.

Erſcheint die Morgenröthe ſehr dunkel, ſo folgt meiſtens Regen; iſt ſchon beim Sonnenaufgange die Zahl niedergeſchlagener Dämpfe ſehr groß, ſo wird dieſelbe am Tage noch weit mehr zunehmen und Niederſchlag folgen. Dagegen bedeutet eine ins Graue ſpielende Morgenröthe meiſtens gutes Wetter [32]), indem die graue Färbung wahrſcheinlich von der in der Nacht in niederen Regionen gebildeten Nebelſchicht herrührt, wobei die höheren Schichten der Atmoſphäre einen Theil ihrer Dämpfe verloren haben. *(L. F. Kämtz.)*

DÄMONOLOGIE. Sind gleich die Nachrichten über die Gottheiten der morgenländiſchen Völker ebenſo gering, als unbefriedigend und entſtellt, ſo blickt doch aus dem Dunkel, in welches ſie gehüllt ſind, ihr Grundcharakter deutlich durch. Es ſind Himmelskörper und Sterngötter. Vorzüglich hing ihr Götterglaube an den ſich bewegenden Sternen, Sonne, Mond und fünf Planeten, die ſie als Götter und Lenker der menſchlichen Schickſale ſich dachten. Man beobachtete ſorgfältig dieſe Himmelskörper, ihre Bewegungen, ihren Stand gegen einander, und deutete dieſe Verhältniſſe auf die Schickſale der unter dieſer Conſtellation Gebornen. Aſtrognoſie und Aſtrologie waren verbunden. In der heiligen Sage des Zendvolkes genießen die 12 Sternbilder des Thierkreiſes, als Diener des Ormuzd bei der Weltſchöpfung und als Wächter der Welt, große Verehrung, welche auch in der Religion der abgöttiſchen Hebräer nicht zu verkennen iſt [1]). In enger Verbindung ſtehen bei den Ägyptern Religion und Sterndienſt. Ohne hier das große Syſtem von Stufen und Unterordnungen der Götter, und am Ende alle in einer großen Pyramide darzuſtellen, darf ich nur an die 6 verſchiedenen Ordnungen der Dämonen (Genien) erinnern, von denen die dritte den göttlichen Selen die Schöpferkraft mittheilt, und die höhern Einflüſſe auf ſie herableitet. Sie gehen in den Ort der Geburt, um Wohlthäter der geringern Selen zu werden. Sie ſtellen die aufs Gute gerichtete Vorſehung der Götter dar [2]). — Einen beſondern Einfluß auf das Glück und Schickſal der Menſchen ſchrieben die abgöttiſchen Juden den Gottheiten oder Geſtirngenien Gad und Meni zu [3]), welche ſie durch

---

29) Brandes in Gehlers Wörterbuch I, 13. *Arati* Diosemeia 93. 30) *Arati* Diosemeia 126.

31) *Brandes* l. l. *Humboldt* Voyage II, 129. 32) Th. Forſter, Wolken. S. 141.

1) Geſenius Commentar zu Jeſaia; Beilage 2. am Ende des 5ten Theiles, S. 329. 2) Creuzer Myth. u. Symb. Thl. 1. S. 392. 2te Aufl. 3) *David Millius* de Gad et Meni in den Dissertat. select. Traject. ad Rhen. 1724. 4. Nr. 4. nimt ſie für zwei Bezeichnungen des Mondes: Lakemacher in Observatt. philol. IV, p. 18. für Hekate und Mona; Huetius in Origenianis. T. II, p. 109; Jurieu in Origine de cult. p. 701. Vitringa und Roſenmüller zu Jeſ. 65, 12 für Sonne und Mond; höchſt unwahrſcheinlich aber J. G. Koch de mensa Gad et libamine Meni. Jena 1650. 4., und G. G. Zeltner, der letztere für Götter großer Fruchtbarkeit und namentlich der Geldgier der heutigen Juden.

die Babylonier kennen lernten. Wunderliche Anſichten von beiden haben die Gelehrten verbreitet. Offenbar ſind es zwei ſehr genau mit einander verwandte himmliſche Geſtirngenien den verſtändigeren Juden; wenn auch Gad den Babyloniern in ihrem Hauptnationalgott Bel, Belus, den Arabern in dem glänzendſten der Sterne, dem Jupiter, und Meni in der Venus unter einem andern Namen erſcheint; denn ſie genießen gleiche Verehrung. Man brachte ihnen gemeinſchaftlich ein Lectiſternium, was im morgenländiſchen Cultus gewöhnlich war, und wahrſcheinlich in den abendländiſchen überging 4). — Daß neben den guten, hilfreichen Genien auch böſe, ſchadenfrohe ſtanden, und die letztern gefürchtet wurden, läßt ſich erwarten; daher neben den Amſchaspands, Izeds und Feruers der Perſer Ahriman und ſein Gefolge, und in Ägypten Typhon, der Böſe, und ſeine Geiſter. Aus dem Glauben und dem Cultus dieſer Völker wanderte ſicher die Dämonologie zu den Israeliten und Hebräern. Die auf Welt und Menſchen einwirkenden Kräfte des Sternenhimmels empfingen durch die Bildung eines beſtimmteren Begriffs von Gott, als Schöpfer und Regenten der Welt, mit dem ihnen angewieſenen engern Wirkungskreiſe auch eine beſchränktere Bedeutung. Die Keime der Dämonologie liegen in den Kinderbegriffen der Völker, und ſo auch der Hebräer. Nicht erſt während und nach dem Exil bildete ſich ihr Engelſyſtem; ſchon in der Schöpfungsgeſchichte jauchzen die Götterſöhne und die Morgenſterne — Anklang des Urſprungs der Engel — die nach dem Glauben der Chaldäer von ihnen bewohnt waren 5). Sie erſcheinen ſpäter, nachdem der Polytheismus ſank, als Diener und Boten Gottes. Daher ihr Name. In der Anſicht der Hebräer ſind ſie höhere, von Gott geſchaffene, aber keineswegs fehlerfreie 6) Weſen, die, wie himmliſche Räthe, den Thron Jehovah's umgeben 7), und von dieſem in außerordentlichen Fällen als Verkündiger und Vollſtrecker ſeines, wenn auch den Menſchen Unheil bringenden, Willens auf die Erde geſandt werden 8). — In den älteſten Büchern des A. T. kommen ſie am häufigſten, oft in menſchlicher Geſtalt, vor 9). Durch den Einfluß der chaldäiſch-zoroaſtriſchen Philoſophie geſtaltete ſich die Genienlehre bedeutend um 10). Die Genien wurden in beſondere Ordnungen getheilt, ihnen beſondere Ämter anvertrauet und beſondere Namen gegeben. Schutzengel für Länder und Städte (von dieſen weiter unten) und für gute Menſchen werden angeführt. Jakob begegnen Heere von Engeln 11); bei Daniel ſtehen tauſend mal tauſend und zehn tauſend vor Jehovah 12). Sie ſind ſtarke Helden 13), behüten den Frommen auf allen ſeinen Wegen, daß er in keine Gefahr gerathe 14); vertreten den Menſchen bei Gott, thun ſeine Frömmigkeit kund, daß er ſich ſeiner erbarme und ihm das Leben friſte 15). Raphael wird geſandt, die Tugend des alten Tobias zu belohnen 16), begleitet den jungen Tobias auf ſeiner Reiſe, rettet ihn, daß er nicht von dem Fiſche verſchlungen wurde, und gibt die Mittel an, wie man den böſen Geiſt Asmodi vertreiben könne. Auch die Kinder haben ihre Engel vor Gott 17). Beſonders ausgebildet iſt die Dämonologie in der Offenbarung des Johannes.

Unterſchieden werden, wie im Parſismus, die böſen Engel von den guten. Man nante einen böſen Engel הַשָּׂטָן, Satan, Widerſacher, und dachte ihn als Feind des Guten unter Gottes Leitung und auf ſeinen Wink 18). Es erſcheinen aber auch böſe Geiſter in der Mehrzahl, *δαιμόνια* 19), die an wüſten Orten wohnen 20) und Götzen der Heiden ſind 21). Zu ihnen gehört Asmodi 22). Andere böſe Geiſter meinten die Juden in den ſchreienden Unglücksvögeln, dem Uhu, der Eule 23) und in den tanzenden Waldteufeln 24) in der Wüſte, fabelhaften Bocksgeſtalten, Waldmenſchen, Satyrn und in einem weiblichen Weſen, Lilith, nocturna, genannt, zu ſehen 25). Das weibliche Nachtgeſpenſt hat im hebräiſchen Volksglauben die Geſtalt eines ſchön geputzten Weibes, ſtellt vorzüglich den Kindern nach und tödtet ſie. Dieſer Aberglaube iſt alt und allgemein. Die ſpätern Rabbinen fabeln Lilith zu einem Weibe Adams, mit welchem er viele Dämonen gezeugt, die die Macht hätten, überall umher zu ſchweifen, Männer zu beſchlafen und Kinder zu tödten, welche durch Amulette nicht geſchützt ſind. Man fürchtete Morgens, Mittags und Nachts böſe Geiſter 26).

Über den Urſprung der Dämonenlehre in Griechenland entſcheiden die Alten nicht genau. Sie reden von Dämonen als Mittelweſen, die den Menſchen den Göttern nahe bringen, die Menſchen mit ihnen vereinigen, und leiten ſie bald von Orpheus aus Thracien, bald aus Ägypten 27) und Phrygien her 28). „Der alte Magismus", urtheilt **Creuzer** 29), „iſt ganz gewiß eine Hauptquelle dieſer ſo äußerſt wichtigen Lehre." In welchem Zweige deſſelben, und an welchem Orte dieſer fruchtbare Satz zuerſt gekeimt ſei, ob in Bactriana, Medien oder Babylon, möchte wol jetzt noch ſchwer zu beantworten ſeyn.

---

4) Hinc antiqui lectum splendidum, ſchreibt Buxtorf im Lex. talmud. et chald. p. 307, singuli in aedibus stratum habebant, nec ulli serviebat, nisi לשר הבית principi vel angelo domus, sive למזל sideri, constellationi, fortunae, ut ea benignior esset. Hic ערסא דגדא lectus bonae fortunae vocabatur, ut videre est in Nedarim fol. 56, 1. et in Sanhedrin fol. 20, 1. 5) Korradi krit. Geſchichte des Chiliasmus. Thl. 1. S. 30. 6) Hiob 4, 38. 7) 1 König 22, 19. 8) 2 Sam. 24, 16. — Jeſ. 37, 36. 9) 1 Moſ. 18, 8. — Richt. 13, 6. 10) Heeren Ideen. Thl. 1. S. 437. 3te Aufl. 11) 1 Moſ. 32, 1. 2. 12) Dan. 7, 10.

13) Pſalm 103, 20. 14) Pſalm 34, 8. 94, 11 ff. 15) Hiob 33, 23—28. מַלְאָךְ מֵלִיץ Rosenmüller Schol. Part. V. Vol. II. p. 793, wo die Meinungen der meiſten Ausleger angeführt und beurtheilt ſind. 16) Tob. 3, 25. 17) Matth. 18, 10. Dagegen ſpricht Paulus in ſ. Comment. Thl. 2. S. 700, und findet nur Schutzgeiſter der Völker und Länder. 18) 1 Chron. 21, 1—2. — Sam. 24, 1. — Zach. 3, 1. — Hiob 1, 7. 2, 2. Gegen die Anſicht Herders, Ilgens, Eichhorns, welche in ihm einen indifferenten Reichsfiscal ſehen. 19) Tob. 6, 7. 20) Baruch 4, 35. 21) Baruch 4, 7. 22) *πειράζων*. Tob. 3, 8. 23) אֹחִים Jeſ. 23, 21. 24) שְׂעִירִים Jeſ. 23, 21. 25) Jeſ. 34, 14. 26) Pſalm 121, 6. — 90, 6. Vergl. Geſenius Comment. Thl. 2. S. 916. 27) Herodot II, 50 widerſpricht: *νομίζουσι δ' ὦν Αἰγύπτιοι οὐδ' ἥρωσι οὐδέν*. 28) Plutarch. de def. orac. p. 699. ed. Wyttenb. 29) Symbol. u. Mythol. Thl. III, S. 58.

Die Griechen, deren Religion der Kunſt Idealität, und dieſe wieder der Religion neue Weſen ſchuf, ſuchten ihre Götter unter einander und mit den Menſchen ſtets verbunden darzuſtellen, und konnten jene geiſterhaften, geſtaltloſen Mittelweſen, wie man die Dämonen ſich dachte 30), in ihren Glauben und Cultus nicht aufnehmen. Homer und andere Dichter vom Äſchylus bis zu den Alexandrinern gebrauchen δαίμων immer in der Bedeutung: Gott, und δαιμόνιον das Göttliche, und knüpfen bisweilen, wie in der Odyſſee, Nebenbegriffe von Glück und Unglück daran 31). Man dachte dabei an die höhere, dunkle Macht, die ohne der Menſchen Zuthun ihre Schickſale lenkt, jedes göttliche Weſen überhaupt, deſſen Kraft das Maß menſchlicher Kräfte überſteigt. Ausgebildeter erſcheint die Dämonenlehre ſchon bei Heſiod, welcher mehre Ordnungen derſelben nennt und näher bezeichnet. Von den Menſchen des goldenen Zeitalters nach ihrem Tode ſingt er 32):

Werden ſie fromme Dämonen der obern Erde genennet,
Gute, des Weh's Abwehrer, der ſterblichen Menſchen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der ſchnöden Vergebung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
Geber des Wohls; dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt.

Solcher Unſterblichen nennt er drei Miriaden, 30000 33). Sie ſind die Menſchen der ſeligſten, früheſten Vorzeit, und treten in einer Würde auf, die der göttlichen zunächſt ſteht. Sie ſind Mittler zwiſchen Göttern und Menſchen, unſichtbare Aufſeher über der Menſchen Thun, Handhaber der Gerechtigkeit. Ihnen iſt das Reich der Freiheit, wie das der Natur angewieſen. Hier geben oder nehmen ſie die Güter der Erde und die guten Gaben, dort lohnen oder ſtrafen ſie; beides nach ſittlichen Begriffen. Eine zweite Ordnung, die Menſchen des ſilbernen Zeitalters, bezeichnet Heſiod mit folgenden Worten 34):

Aber nachdem auch dieſes Geſchlecht einhüllte die Erde,
Werden ſie ſterbliche Götter der obern Erde genennet,
Als die Zweiten; jedoch ward ihnen auch Ehre zu Antheil.

Dieſe ſind beſtimmt ſterblich; ſie leben nur 9720 Jahre 35). Das Nebelhafte, Schwimmende, Charakterloſe iſt der Charakter dieſer geiſterhaften Sphäre. Darum ſcheint Homer ſie nicht näher gezeichnet zu haben, deſſen helles Epos beſtimmte Umriſſe foderte. Noch gedenkt Heſiod der Heroen aus dem vierten Weltalter 36):

Jener Heroen Geſchlecht, das göttliche, welche die Vorwelt,
Einſt Halbgötter genannt, in der Erd' unendlichen Räumen.

Er weinte die vor Troja und Theben gefallenen Helden, welche nach Zeus Rathſchluß am Rande des Weltalls in den ſeligen Inſeln des Oceanus ein ſeliges Leben führen.

Vorausgeſetzt, daß Heſiod die Glaubensſätze ſeiner Schule treu aufbewahrt 37), ſo finden wir in der nächſten Vorzeit Heroen, und in der fernſten dunkeln Vorzeit zwei Dämonengeſchlechter, die ſich ſelbſt bedeutſam unterſcheiden. Durch dieſes Sondern und näheres Bezeichnen, wie durch das Schwankende in Begriffen, trit Heſiod, als der Erſte, welcher über die Dämonen Aufſchluß gibt, in die Mitte zwiſchen den Glauben der Prieſter und des Volkes 38). Der Begriffsbeſtimmung wegen muß hier über δαίμων und ἥρως ein Wort eingeſchaltet werden. Bisweilen werden von einem und demſelben Weſen beide Wörter von den Alten gebraucht, aber immer mit Unterſcheidung der beſondern Bezeichnung. Der Heros von Temeſſa hieß auch δαίμων 39). — Unter Heros dachte man ſich den ganzen natürlichen Menſchen, wie er durch Geiſtes- und Körperkräfte vor andern ausgezeichnet als Held hervortrit, einen körperlich-ſtarken, über Andere hervorragenden Menſchen der Vorzeit in ſeinem ganzen Seyn und Handeln; unter δαίμων aber den vom Leibe getrennten Geiſt, Perſonification einer wohlthätig oder ſchädlich wirkenden Kraft, einen böſen oder guten Geiſt, und zwar den Elementen, Vegetabilien oder Menſchen inwohnend. Jede Kraft, mit welcher eine große, ausgezeichnete That verrichtet wird, heißt eine dämoniſche; der Geiſt aber, der zu der That treibt und ſie in die Wirklichkeit ruft, der Thatendurſt, heißt δαίμων oder Genius. Indem man dieſen Geiſt perſonificirte, trat er als ſolcher in die Myſterien ein; daher in denſelben ſo häufig Genien, durch welche der menſchlich gedachte Gott, z. B. Bacchus, bald freundlich, bald zürnend erſcheint 40). Aus dieſer alles perſonificirenden Volksprieſterlehre entſtand ſpäter die Sitte der Vergötterung, Apotheoſe. — Woher auch die Dämonenlehre ſtammen mag; ſoviel iſt gewiß, durch Einführung der geheimnißvollen Weihen kam ſie zu den Griechen, und in den Schulen der alten Philoſophen erhielt ſie eine tiefere, wiſſenſchaftliche Begründung. Thales ſoll zuerſt den Unterſchied der Götter, Dämonen und Heroen genauer vorgetragen haben 41). Nach ihm treten die Dämonen als pſychiſche Weſen, die Heroen als vom Leibe getrennte Menſchenſelen hervor. Die Luft iſt nach Pythagoras von ihnen erfüllt, ſie ſenden Träume und geben Menſchen und Thieren Heilmittel in

---

30) Nach den verſchiedenen, von den griech. Philoſophen aufgefaßten Anſichten von den Mittelweſen richtete ſich auch die Ableitung des Wortes δαίμων und deſſen Bedeutung. Nimt man als Grundwort δαίω, ſo iſt δαήμων einſichtvoll; Interpret. graec. ad Hom. Il. p. 222. Nimt man δάω oder δαίω, eintheilen, ſo gibt δαίμων oder δάμων (Schol. in Plat Cratyl. p. 52. Heind.) den Eintheiler, Austheiler, Ordner, Lennep Etymol. l. graec. p. 167. Inſofern nun nach dem Glauben der Griechen die Götter Geber der menſchlichen Freude und des menſchlichen Weh's waren, dachten ſie bei ihren Dämonen an Götter nur. So wird das Wort von Homer Il. VII, 291. XVII, 98. XIX, 188, in der Odyſſee aber ſtets mit einem Nebenbegriffe gebraucht, auch wenn es Gott bedeutet. Creuzer M. u. S. Thl. III. S. 4 ff. Baur Symbolik u. Mythologie, Thl. II. 2te Aufl. S. 274 ff. Dieſe Bedeutung führt am ſicherſten zu dem Begriff von Genius, der weiter unten entwickelt wird. 31) Barth Advers. XXXV, 17. 32) Ἐργ. κ. Ἡμερ. 122 ff. 33) Ibid. 231. 34) Ibid. 140. 35) Plutarch. de def Orac. p. 700. ed. Wyttenb 36) Ἐργ. κ. Ἡμερ. 142—144.

37) Wir verweiſen der Kürze wegen auf Völckers Mythol. des Japet. Geſchlechts. Gießen 1824. S. 264 ff. 38) Creuzer, über das Verhältniß Homers und Heſiods zur Religion der Altväter und zu der ihrer Zeitgenoſſen. Myth. u. Symb. Thl. II. S. 442 ff. — Buttmann, Abhandl. der Berl. Akademie. 1814—1815. Über den Mythos von den älteſten Menſchengeſchlechtern. S. 141—162. 39) Pausan. VI, 6, 3. 40) Böttiger, Vaſengemälde. Bd. I. Heft 1. S. 157, welcher das ganze Genienweſen der Etrusker von den Geniusknaben, Camillis, in den Myſterien ableitet. 41) Athenagoras Legat. pr. Christ. p. 28.

Krankheiten an 42). Er kennt drei Ordnungen: Götter, θεοί; Dämonen und Heroen, τὸ μέσον αἰθέρων; und Menſchen, χθόνιον. Dieſer Pneumatologie huldigte auch Empedokles, welcher die Selen (δαίμονες) von den Göttern abſtammen läßt und in die Körper der Menſchen gleichſam verbannt denkt, damit ſie, während ſie von den Göttern entfernt ſind, ſich reinigen 43). Heraklit denkt ſich alles mit Selen und Dämonen angefüllt, und an den verborgenſten Orten Götter 44). Am meiſten verdient machte ſich Platon um die Dämonologie der Alten, wiewol er ſie von mehren Standpunkten aus betrachtet. Die Menſchenſelen ſchafft Gott und weiſet ihnen vor ihrer Verbindung mit ihrem ſterblichen Körper die Sterne als Wohnung an. Die Dämonen gleichen göttlichen Hirten, νομεῖς θεῖοι 45), die lebende Weſen nach ihren verſchiedenen Gattungen hüten. Anderwärts 46) nennt er die Dämonen heilige Thiere, ζῶα, welche in zuſammenhängender Stufenfolge den Himmel bewohnen. Sichtbar ſind die Götter in den Sternen, Dämonen aber nicht. So nahe auch die Dämonen um uns ſind, ſie erſcheinen uns doch nicht offenbar. Aber mit bewundernswürdiger Einſicht, mit hellem, ſcharfem Geiſt begabt, durchſchauen ſie alle unſere Gedanken. Den trefflichen, edeln Menſchen lieben ſie außerordentlich, den böſen haſſen ſie; denn dieſe Weſen ſind nun ſchon durch Schmerz und Freude rührbar; — Empfindungen, die der vollendete Gott nicht kennt. Zwiſchen den höhern Göttern und der Erde herrſcht ein beſtändiger Verkehr. Die Dämonen können ſich mit leichtem Fluge herablaſſen, ſowie ſich zum Himmel erheben. Deutlicher an den Zuſammenhang der Dämonologie mit den Myſterien erinnert Platon im Gaſtmahl 47). Vollkommen entſpricht dieſer Begriffsbeſtimmung von Dämonen die von Menander herrührende Bezeichnung deſſelben, als eines μεταγωγὸς τοῦ βίου 48), welcher jedem Menſchen beigegeben ſei. Dieſer Anſicht traten die meiſten der ſpätern Philoſophen bei. Die Menſchen zu veredeln, war der Dämonen Aufgabe und Zweck, und ſo konnten auch, wie ſchon Platon andeutet, furchtbar züchtigende, δαίμων ἀλάστωρ, durch Blut und Tod rächende Genien, δαίμονες προστρόπαιοι, παλαμναῖοι, nicht fehlen. Unter den guten nennt Pollux 49) löſende, λύσιοι, abwehrende, ἀποτρόπαιοι, die Übel abwendende, ἀλεξίκακοι. Unverkennbar wandelte ſich unter den Seleuciden und Ptolemäern durch den Verkehr der Juden mit dem Orient und den Griechen der Begriff von δαίμων und δαιμόνιον in den eines böſen, plagenden Geiſtes, und bildete eine eigene Geiſterlehre, die aus pythagoriſchen, orphiſchen und platoniſchen Sätzen beſtand.

Bevor wir das ganz ausgebildete römiſche Genienweſen beleuchten, wird, was wir von einzelnen guten und böſen Dämonen der Griechen wiſſen, hier am rechten Orte ſtehen. Sokrates Genius leuchtet vor allen andern und repräſentirt den Genius in ſeinem ganzen Umfange, nämlich die perſonificirte Individualität, den Geiſt jedes Einzelnen, ſofern er objectiv über ihm ſteht, und ſubjectiv wieder er ſelbſt iſt, mit Beziehung auf die eigenthümliche Miſchung des Angenehmen und Unangenehmen, die den Inhalt jedes Menſchenlebens ausmacht, das Lebensſchickſal und die Lebensanſicht.

Mag man die Kraft ſeines gebildeten Geiſtes, die Reinheit ſeiner edeln Geſinnung, den Inhalt ſeiner vortrefflichen Belehrungen, den Umfang ſeines nützlichen Wirkens, oder das Ende ſeines göttlich geführten Lebens betrachten, ſo giebt uns Alles das ſicherſte Unterpfand, daß er ſich unter dem beſondern Einfluß eines höhern Weſens fühlte, wenn wir auch die Art ſeines Einfluſſes nicht erklären können. In den Unterredungen mit ſeinen Schülern ſprach er oft von einem Genius, welcher ihn von Jugend an begleite, deſſen Eingaben ihn zwar nie etwas zu unternehmen antrieben, wol aber ihn oft abhielten, wenn er etwas unternehmen wolle. — Er wird als Gotteslengner angeklagt, und vertheidigt ſeinen Glauben an Dämonen, und, wenn er an dieſe glaube, auch an Götter. Er ſchreibt nur allein dem leitenden Genius zu, daß er als Lehrer unter ſeinen Landsleuten ſtehe. Nicht gewöhnliche Beweggründe, ſondern eine göttliche, übermenſchliche Stimme rufe ihn zu ſeinen Handlungen. Er behauptet, durch Götterſprüche, Träume und alle Weiſen, wodurch Götter ihren Willen zu erkennen geben, in ſeinen Wirkungskreis gerufen zu ſeyn. Aus dem Stillſchweigen der innern Stimme ſchließt er, daß ſeine Reden und Handlungen dem Willen der Gottheit entſprechen. Wie Platon ſich über des Sokrates Genius in den bekannten Stellen ſeiner Schriften erklärt, ſo auch Xenophon und Plutarch. Der ſpätere Apulejus de Genio Socratis zählt den ſokratiſchen Genius wirklich zu den Genien, weil er immer von einer Stimme, σημεῖον, rede. Wir wollten nur, was uns hieher zu gehören ſchien, berühren, und verweiſen auf Sokrates und die dieſen Gegenſtand behandelnden Schriften, namentlich auf Meiners 50). — Sokrates glaubte an die Offenbarung des göttlichen Weſens durch allerlei Erſcheinungen der ſinnlichen Erfahrung. Ihm ſelbſt that ſie ſich durch ein ihn ſtets begleitendes δαιμόνιον kund, welches ihn warne und von dieſem und jenem abrathe. — Vergeblich iſt es, wie überall, ſo auch hier, die Überzeugung eines das Göttliche unmittelbar vernehmenden Selbſtbewußtſeins auf einen Erfahrungsbegriff zurückführen zu wollen. Muß nicht jeder höhere Geiſt das unmittelbare Ergreifen der Wahrheit von einer Wirkung der Gottheit ableiten? Vernünftele, oder beſſer, deutele an dieſer Vorſtellung, wer da will, nur taſte er nicht mit ſeinem beſchränkten Verſtande das an, was das reinſte Urbewußtſeyn der das Ideale und Überſinnliche vernehmenden und ſchauenden Vernunft als gewiß durch ſich ſelbſt vernimt.

---

42) Diogen. Laert. VIII, 32. Ganz ähnlich den Sonambülen unſerer Zeit, welche den ihrer Leitung anvertrauten Kranken die wirkſamſten Heilmittel verordnen ſollen. 43) Plutarch. de exil. p. 607. C. — Stobaei Serm. 38. p. 230. ed. Gesner. 3te Aufl. — Sturz Empedocl. p. 448 sqq. 44) Diogen. Laert. IX, 7. — Aristoteles de part. anim. I, 5. 45) Polit. p. 277. ed. Becker. 46) Epinom. c. 8. p. 984 sqq. p. 510 sqq. Ast. 47) Cap. 28. p. 202. der Schleiermacherſchen Überſetzung, welche Creuzer S. u. M. Thl. III, S. 66 anführt. 48) Ammian. Marcell. XXI, 14. wo die Interpret. in der Wagner-Erfurdt. Ausgabe Tom. II, p. 421. nachzuleſen. 49) Onomastic. V, 26. 131.

50) Vermiſchte philoſ. Schriften. Thl. 3. S. 5—49.

Wie die Griechen die Anſicht von den guten Dämonen läuterten, und einen reinern Begriff, eine geiſtigere Thätigkeit von ihnen lehrten, als die Ägypter und andere Völker, ſo duldeten ſie auch nicht jene geiſterhaften Weſen in ihrem Glauben, wie ſie das Morgenland hegte. Nur dem Volksglauben war noch eine Scheu vor böſen, unſichtbaren Mächten beigemiſcht, wie ſie ſich in der Natur des rohen, unverdorbenen Gemüths vorfindet. Man fürchtete in Griechenland ebenfalls auch in der Mittags- und Mitternachtsſtunde erſcheinende Götter und Geſpenſter, gern mieden, wenn ſie konnten, die Hirten in Pallene den Ort, wo die Poltergeiſter der Giganten auflebten [51]. Auch den Griechen war, wie den Juden Lilith, Empuſa [52] als böſer Geiſt furchtbar [53]. Mit Blut war ſie überall gefärbt, ihr Geſicht glänzte wie Feuer [54]. Einige geben ihr nur einen Fuß, daher ihr Name; Andere zwei, nämlich neben einem menſchlichen einen eiſernen oder Eſelsfuß [55]. Unter den verſchiedenſten Geſtalten erſcheint ſie als Rind, als Eſel, als ſchöne Dame, als Natter, als Brummfliege, überhaupt als Scheuſal [56]. Daher bei Erasmus das Sprichwort: Embusa mutabilior. Die Reiſenden pflegte ſie vorzüglich zu necken, dieſe ſie aber durch Schimpfen und Schreien zu verjagen [57]. — Von Böttiger wird Empuſa als eine Carricatur auf die Furien in der alten Komödie angeſehen, zu welcher der ſpringende, mit einem Satz die Beute erhaſchende Gang der Furien — daher ἔμπουσα, die Einfüßige, der andere ein Eſelsfuß, ὀνοσκελίς, erinnernd an des Teufels Pferdefuß — Veranlaſſung gegeben [58]. Es verräth die ſo verſchiedene Verwandlung optiſche Täuſchung, und des Angeſichtes Feuerglanz, wie die Gewohnheit der Reiſenden, welche ſie durch Schreien und Schimpfen, durch Aushauchen des Odems verjagen, deuten auf ein Irrlicht, welches Reiſende immer auch in ſumpfigen Gegenden als irreführenden Geiſt fürchten, und durch Fluchen und Verwünſchen von ſich entfernen.

Verwandt dem Geſchlechte und der Natur der Empuſa waren die Lamiae [59], die ſich in allerlei Geſtalten zeigenden, Jünglinge an ſich lockenden und an ihrem Blute ſich labenden — Vampyrs — mit Blut roth gefärbten weiblichen Scheuſale, gleich den häßlichen Gorgonenmaſken mit weit aus dem Munde geſtreckten Zungen, μορμωλύκεια, und die Striges, welche Kindern in der Wiege das Blut ausſaugen [60]. Nach Philoſtrat [61] ſind es Feen, welche junge Leute verführen, und durch Schmähen und Schelten entfernt werden. Unter ihnen iſt Sybaris merkwürdig durch ihre Furcht erregende Größe und ihre Grauſamkeit. Sie hauſete bei Kriſſa am Fuße des Parnaß, und mancher ſchöne Jüngling fiel ihr als Opfer, bis Eurybates, des Euphemus (des guten Wunſches) Sohn, ſie vom Felſen herabſtürzte. Aus dem Steine, an welchem ihr Kopf zerſchmettert wurde, ſprang ein Quell, der Sybaris, wie nachher die Stadt der Locrier in Italien, genannt wurde [62]. Geſetzgeber und Statenordner, wie Charondas zu Rhegium, und Zaleukus unter den Locriern, gründeten auf dieſen Volksglauben das Gebot des Gehorſams der Unterthanen gegen ihre Geſetze. Die Übertreter derſelben ereile, ſagten ſie, die Strafe der den Altar im Prytaneum bewachenden Dämonen, ἑτιοῦχοι.

Wir übergehen Hypnos, Oneiros und Thanatos, welche Mehre noch zu den Genien der Griechen zählen, aber zweckmäßiger in beſondern Artikeln behandelt werden, um das römiſche, vollkommener ausgebildete Genienweſen kennen zu lernen.

Durch Fortpflanzung ſamothraziſcher Lehre und Cultus nach Etrurien, welches mit dem Orient geiſtig verkehrte, kam auch das vollkommenere Syſtem von Weſen, die in herabſteigender Ordnung die höheren Götter mit den niederen, und die Götter mit den Menſchen verbanden, nach Alt-Italien. Jeder Gott, jeder Menſch, jedes Haus, jede Stadt hatte ihren Genius. Nigidius [63] theilt die Genien in vier Klaſſen: Genien des Tina (Juppiter), des Neptunus, der unterirdiſchen Götter und der Menſchen. Sie bilden ſämtlich eine große Pyramide, deren Fuß auf allen vier Weltgegenden ruht, und auf deren Höhe Tina thront, als Weltregent. Jeder individuellen Perſonalität, dem Charakter und Sinne jedes Menſchenlebens ſteht als Regirer ein Genienpaar vor, von denen der eine ſorgſam und freundlich über die ihm anvertrauete Sele waltet, der andere finſter und drohend ihren Ausflug hemmt. In dieſen Anſichten liegt der Grund der römiſchen Genienlehre geborgen. Der römiſche Genius [64] führt den Menſchen ins Leben, leitet ihn wohlwollend und ſanft durch daſſelbe, und genießt, als treuer Gefährte, was dem ſeiner Pflege Anvertraueten zu Theil wird. Er hängt ganz an und von dem Menſchen ab. Sein Loos iſt Sterblichkeit, memor brevis aevi [65], und, wie er ſich deſſen erinnert, mahnt er auch ſeinen Liebling daran [66]. Doch ſcheint dies nicht allgemein angenommen zu ſeyn [67]. Dem Frohſinne und der Freude ſein Herz nicht verſchließen, heißt: dem Genius huldigen, indulgere Genio 68), ſich die darbietenden Freuden verſagen, heißt ihn täuſchen, ihm ſeine Rechte verkümmern, defraudare Genium 69). Dieſe Anſicht des menſchlichen Lebens, ſeine Licht- und Schattenſeite, ſowie die Stimmung des menſchlichen Gemüths, bald heiter, bald trübe, gab der Phantaſie einen doppelten, ebenſo veränderlichen, einen holden und abholden, einen weißen und ſchwarzen Genius, Genius mutabilis, albus et ater 70). Nur in dieſer Rückſicht glaubte der Römer an einen ſchwarzen Genius, wenn auch die Religion der Alten an feſte Begriffe nicht band, und ihre Meinungen willkürlich hin und her ſchwankten. Genius bona vult, iſt Hauptanſicht 71). Dies leitet natürlich auf das Verhältniß, in welchem der Menſch zum Genius ſtand. Er übt keine Zwangherrſchaft über den Menſchen, ſondern trit freundlich ihm nahe und merkt ihm ab, ob er ſeinen ſanften, Warnungen Gehör leiht. Denn nur Gutes, nur das Beſte will er für den Menſchen und durch ihn wirken. Verſagt man ihm den Gehorſam, ſo wird er zornig, und er muß verſöhnt werden; er wirft ſeine liebliche Geſtalt ab, und trit in furchtbarer, ater, zu ihm. Die Beweiſe für dieſe Behauptung giebt Horatius 72):

---

[51] Philostrat. Her. 1, 4. Voß zu Virgil Georg. IV, 401. 4ter Thl. S. 869.

[52] Man dachte ſich unter ihr Hekate. Kanne in den erſten Urkunden Bd. 1. S. 138 leitet es aus dem koptiſchen, wo embon, ombon, ira furere bedeutet, und der Grieche durch ουσα den Namen weiblich machte.

[53] Schol. Aristoph. Ran. 295.

[54] Aristoph. Ecclesiaz. 1049.

[55] Aristoph. Ran. 295.

[56] Ibid. 290.

[57] Philostrat. Vit. Apoll. II, 4.

[58] Die Furienmaske, S. 61.

[59] Von λῆμος, λάμος, deren Wurzel λάω, aushöhlen, ausgraben; daher die in Höhlen Wohnenden. Schwenck etymol.-mythol. Andeutungen. S. 174 u. 357.

[60] Ovid. Fast. VI, 139, und daſelbſt Gierig.

[61] Philostrat. Vit. Apoll. IV, 25.

[62] Antonin. Lib. 8.

[63] Rerum divinar. lib. XVI. apud Arnobium adv. gent. III, 40. p. 132. ed. Orell. und Appendix ad Arnob. p. 44 seqq.

[64] Wir bemerken neben der weiter unten genannten Monographie Manſo's folgende Schriften: Wonna de Genio, zuerſt Jenae 1663, ſpäter in Syntagmat. II, Dissertatt. philolog. 1700. — Caspar Barth ad Rutil. v. 328. Gyrald in Syntagm. 15. und Passeri de Deo domestico. — Censorinus de die natali. c. 3. Genius est Deus, cuius in tutela, ut quisque natus est, vivit. Hic, sive quod, ut genamur, curat, sive, quod una genitur nobiscum, sive etiam, quod nos genitos suscipit ac tuetur: certe a genendo Genius appellatur.

[65] Epp II, 1, 144.

[66] Ibid. II, 2, 188.

[67] Virgil. Aen. V, 95. Famulus parentis (Anchisae) iſt der Genius zu verſtehen. Vid. Passeri de Deo dom. P. III. — Burmann ad Valer. Flacc. IV, 520., wo unter *famuli* und *famulae deorum* dii seu deae minores vel aliae naturae, quarum ministerio utuntur, verſtanden werden.

> Woher das komt, — warum von zweien Brüdern
> der eine ſeinen lieben Müßiggang,
> ſein unter allerlei alltäglichen
> Vergnügungen ſanft hingetändelt Leben
> nicht um Herodes Palmenthäler tauſchte;
> der andere reich, doch niemals ſatt und froh,
> vom Morgen in die Nacht ſich härmt und plagt,
> um wohlfeil angekaufte dürre Lehden
> mit Feu'r und Eiſen zu bezwingen, und
> in reiche Korngefilde umzuſchaffen:
> das mag der Genius von beiden wiſſen,
> der Gott der menſchlichen Natur, der mit uns
> geboren wird und ſtirbt, veränderlich
> von Angeſicht und Laune, weiß und ſchwarz.

und Appian 73). Ein ägyptiſcher Geiſterſeher antwortet dort Antonius: „Dein Genius iſt edel und hohen Sinnes; allein vor dem Genius deines Schwagers Octavius beſteht er nicht, ſondern wird klein und muthlos." — Hieraus erklärt ſich auch der Urſprung der Idee. Nicht Wieland 74), welcher ſie als Folge der Vorſtellungsart von dem allgemeinen ſich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geiſte anſieht, und in ihr das findet, was jedem Dinge Beſtandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Sele giebt, was einen jeden zum individuellen Menſchen macht, ſeine Perſönlichkeit, hat richtig gefolgert, ſondern vielmehr Manſo 75), welcher ſich ſo erklärt: den mit ſich und den Wirkungen ſeiner Sele bekanten Menſchen befremden immer mehre Abweichungen und Erſcheinungen: Woher die Verſchiedenheit der Temperamente und Neigungen bei aller Gleichheit der Organiſation? Woher in dem Einen die Trägheit und Unempfindlichkeit, die hervorſtechende Anlage und Thätigkeit in dem Andern? Woher hier die unüberwindliche Apathie, dort die ſanfte Hinneigung der Herzen? Woher in dem Einen die Unempfänglichkeit für die Freuden des Lebens, und in dem Andern der verderbliche, gefahrvolle Hang dazu? Man konnte ſich das Alles nicht erklären, und ſchuf — einen Genius. Alles, was der Menſch iſt und wird, iſt und wird er durch Gott. In dieſem Glauben riefen die Dichter ihren Gott an beim Beginn ihrer Werke. Nicht er ſchafft das Werk, aber er befeuert, begeiſtert dazu. Nicht die Sele, das belebende, thätige Prinzip iſt er, ſondern die Kraft perſonificirt, durch welche die Fähigkeiten und Anlagen der Sele ſich entwickelten, ihre Empfindungen ſich läuterten, ihr ganzes Weſen ſich ausbildete.

Wie man den Genius bildete in Etrurien und Rom, zeigen noch vorhandene Denkmäler jener Zeiten. Die ſinnvollen Etrusker, im Geiſte ihrer Religion bedeutſam bildend, und mehr dem Glauben der Altväter, als den Foderungen der Sinne huldigend, ſtellten auf einer alabaſternen Urne, gefunden unter den Trümmern altetruskiſcher Städte 76), den böſen Genius von fürchterlichem Anſehen, mit einem Hammer bewaffnet, vor, wie er einer auf einem Pferde ſitzenden verſchleierten weiblichen Figur vorangeht und ſie durchs Leben geleitet. Eine ſchöne jugendliche Figur, die ihr folgt, will ſie ſchützen. Es iſt der gute Genius. — Aus den Grotten bei Corneto (dem alten Tarquinii), liefert Creuzer 77) ein Gemälde, auf welchem eine verſchleierte weibliche Figur auf einem Wagen von einem weißen und ſchwarzen Genius gezogen wird, dem zwei ſchwarze geflügelte und mit Hämmern verſehene Genien folgen. Einer derſelben bleibt am Eingange in ein Thor ſtehen, und unterhält ſich mit dem guten Genius. Freundlicher iſt ſein Bild in Griechenland und Rom. In der lieblichen Geſtalt des Knaben und Jünglings in einem ſternſchimmernden und mit Blumen beſäumten Gewande, faſt nackt und geflügelt, bisweilen auch ſymboliſch in der Geſtalt einer ſich um den Hausaltar windenden Schlange. Noch ſind uns treffliche Geniengeſtalten übrig. Der älteſte ſogenante Barberiniſche von Bronce, vielleicht aus dem Zeitalter des Rhöcus und Theodor, hat zwar breite Schultern, eine platt geformte und ſtark hervortretende Bruſt, Geſichtszüge, die nicht ganz lieblich und roh alterthümlich ſind; aber die Schenkel zeugen von des Künſtlers Geſchicklichkeit und deſſen Streben nach Wohlgeſtalt 78). Als Knabe von 12 Jahren iſt auf der Seitengalerie des Vatican-Palaſtes ein Genius, halber Leib ohne Arme, aber unvergleichlich ſchön. Ein im Stehen ſchlafender befindet ſich im Vati-

---

68) Horat. Epp. I, 1, 144.

69) Terent. Phorm. I, 1, 10. Belligerare cum Geniis suis. Plaut. Trucul. I, 2, 81.

70) Horat. Epp. II, 2, 189. ater. Pers. Sat. IV, 27.

71) Servius ad Aen. IX, 184. Primo dixerunt (Philosophi), mentes humanas moveri sua sponte; deprehenderunt tamen, ad omnia honesta impelli nos Genio, et numine quodam familiari, quod nobis nascentibus datur; prava vero nostra mente nos cupere et desiderare. Nec enim potest fieri, ut prava numinum voluntate cupiamus, quibus nil malum constat placere.

72) Epp. II, 2, 283—289.

73) In bell. Parth.

74) Anmerk. zu Horaz Briefen. 2r Thl. S. 181, 2te Aufl.

75) Manſo, über den Genius der Alten und ſeine Verbindung mit den Menſchen. In den Verſuchen über einige Gegenſtände. S. 464—490.

76) Micali Italia avanti il dominio dei Romani. Con. 61. tav. Firenz. 1810. Nr. 10.

77) Abbildungen Taf. LIX. Inghiramis Osservazioni sopra i monumenti antichi uniti etc. p. 133—140.

78) Meyer, Geſchichte der bild. Künſte. Thl. 1. S. 33. Thl. 2. S. 32.

can-Palaſte im Zimmer der Muſen, und ein anderer Geniuskopf in der Villa Pamfili zu Rom, Antinous genannt. Ganz vorzüglich aber iſt der geflügelte Genius in der Villa Borgheſe, jetzt in Paris, von welchem Winckelmann [79] ſchreibt: „Hier wünſchte ich eine Schönheit beſchreiben zu können, dergleichen ſchwerlich aus menſchlichem Geblüte erzeugt worden; es iſt ein geflügelter Genius in der Villa Borgheſe, in der Größe eines wohlgemachten Jünglings. Wenn die Einbildung mit dem einzelnen Schönen in der Natur angefüllet und mit Betrachtung der von Gott ausfließenden und zu Gott führenden Schönheit beſchäftigt ſich im Schlafe die Erſcheinung eines Engels bildete, deſſen Angeſicht von göttlichem Lichte erleuchtet wäre, mit einer Bildung, die ein Ausfluß der Quelle der höchſten Übereinſtimmung ſchien; in ſolcher Geſtalt ſtelle ſich der Leſer dieſes ſchöne Bild vor. Man könnte ſagen, die Natur habe dieſe Schönheit mit Genehmhaltung Gottes nach der Schönheit der Engel gebildet." Doch wollen die Herausgeber das Bild nicht für einen Genius, ſondern für eine Copie des berühmten theſpiſchen Amors von Praxiteles [80] halten, denen Hirt [81] beiſtimmt, und eine Copie deſſelben in der königl. preuß. Samlung, beſonders den Bauch und die Hüften noch ſchöner, als an jenem, findet. Sein Bild ſiehe bei Hirt [82].

Wie und wann ehrte man den Genius? Tempel und Altäre foderte er nicht, nur Beweiſe inniger Zuneigung. In ſeinem Haare eine Blume, um ſeine Schläfe Platanenzweige, eine Weihrauchſchale, ein Becher mit Wein ſind ihm lieb.

Der Genius ſei ſelbſt zugegen und ſeiner Verehrung Zeuge!
Mit Blumen ſei ſein heiliges Haar umkränzt;
Von köſtlichem Balſam träuflen ſeine Schläfe;
Er ſei von Kuchen geſättigt und von Wein berauſcht [83]!

Hätte man dem Genius geopfert, ſo bewirthete man ſich gaſtlich unter einander, und auch dieſe Bewirthung war Fortſetzung der Verehrung einer Gottheit, welche dem Leben Frohſinn und Heiterkeit leihet. Reiner Wein und ein zweijähriges Schwein waren die Gerichte [84]. Ein oder zwei Mal jährlich, vorzüglich am Geburtstage, nahm er mit Freuden den Zoll der Verehrung [85]; und am Erntefeſte, welches Horatius [86] ſo trefflich darſtellt und Wieland nachahmt:

Wenn unſ're alten, biederherzigen,
mit Wenigem vergnügten Ackerleute,
nachdem ſie ihres Schweißes Früchte in die Scheunen
gebracht, am Erntefeſt mit ihren Kindern
und treuem Weibe, den Gehilfen ihrer Arbeit,
an Leib und Sele (denn auch dieſe trug
in Hoffnung dieſes Tages, ihren Antheil
der Laſt des langen Jahres) ſich gütlich thun
und pflegen, und zur künft'gen Arbeit wieder
erfriſchen wollten — machten ſie vorerſt
mit Opf'rung eines Mutterſchweins die Erde,
mit Milch den Waldgott, und mit Wein und Blumen
den Genius des Lebens ſich gewogen.

Wohl kanten die Alten die Zeit fröhlicher Luſt und weiheten ſie dem Genius. Virgil ſingt [87]:

Nackend gepflügt und nackend geſä't; im Winter gefeiert.
Während der Kälte geneußt des Erworbenen gerne der Landmann;
Froh mit der Nachbarſchaft umgehende Schmäuſe beſorgend.
Feſtlich (genialis) ruft der Winter zur Luſt, und zerſtreuet die Sorgen.

Daher wurde auch der Monat December von Dichtern „dem Genius willkommen," acceptus geniis [88], genant, weil die Larentalien, ein fröhliches Volksfeſt, am 28ſten deſſelben gefeiert wurden [89].

Wir finden es nicht zweckmäßig, die Genien der Länder, Völker, Städte u. ſ. w. hier beſonders anzuführen, da wir bei den Lares und Penates ihnen einen ſchicklichern Platz anzuweiſen gedenken. (Übrigens vergleiche man auch den Art. Pneumatologie.) (*D. Schincke.*)

DÄNEMARK, Daennemark, Dannamark, Danmark *) das kleinſte der Nordiſchen Reiche, welches theils durch ſeine Lage, theils durch ſeine Nähe und Verbindung mit dem Germaniſchen Statenvereine, von jeher eine wichtige Rolle in der Nordiſchen Geſchichte und Politik geſpielt hat. Die

I. **Geſchichte Dänemarks** iſt, wie die des ſcandinaviſchen Nordens überhaupt, bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts n. Ch. in ein tiefes Dunkel gehüllt, das ſelbſt die gründlichſten Forſchungen bis jetzt nicht aufzuklären vermochten. Für die älteſten Zeiten auf die nordiſchen Sagenſamlungen als Quellen **), beſchränkt, iſt die Literatur der däniſchen Geſchichte zwar reich an Verſuchen, die Sagen der Heldengedichte zur hiſtoriſchen Wahrheit zu erheben, indeß erſt für die Geſchichte der mittleren und neueren Zeit bieten ſich uns Quellen dar, welche dieſe gewähren ***).

---

79) Werke. Thl. 4. S. 81. Dresdn. Ausgabe. 80) Ebendaſelbſt. S. 297. 81) Archäol. Bilderbuch. S. 218. 82) Taf. XXX, Nr. 4. 83) Tibull. Eleg. II, 2, 5. und I, 7, 49. 84) Horat. Od. III, 17, 15. und dazu Jani. 85) Censorinus c. [illegible] 86) Epp. II, 1. 139 sqq.

87) Georg. I, 299 sqq. 88) Ovid. Fast. III, 58. 89) Ovid. Fast. III, 57.

*) *Dania*, *Danonia* — durch Misverſtändniß der Schriftſteller des Mittelalters *Dacia* (Bert. Germ. II, 15.) — die **Mark** oder das Land der **Dänen**, deren Name — von der „großen Ebene" welche ſie bewohnten (Cherſoneſus Cimbrica), oder von der Dina (j. Eider) zuerſt im 6. Jahrhund. n. Chr. von Gregorius Turon. und zu Anfang des 7. Jahrh. von Venantius Fort. (X, 7, 50.) erwähnt wird. **) Unter dieſen beſonders die Edda, weche indeß vor dem 11. Jahrh. wol nicht aufgeſchrieben iſt (ſ. **Edda**). Von den übrigen nordiſchen Sagen ſind eine Menge von den däniſchen Gelehrten **Wedel** und **Peter Syf** geſammelt, welche jetzt von **Rabeck**, **Nyerup** und **Abrahamſon** herausgeg. werden. Vgl. **Erasmus Müller** über Urſprung und Verfall, der isländiſchen Hiſtoriographie ꝛc. Kopenh. 1813 8. ***) Als **Quellen** verdienen genannt zu werden: Sibbern Bibliotheca historiae Dano-Norwegicae. Hamb. et Lips. 1716 8. G. L. **Baden**: **Däniſch-Norw. Bibliothek.** Odenſee 1815. 8. **Engelstorf** und **Müller**: **hiſtor. Kalender** für 1815. 16. 17. **Raske**: **isländiſches Lexikon**, Vorrede dazu Quistgaard index chronologicus sistens foedera pacis, defensionis etc a Regibus Daniae et Norv. et comitibus Holsatiae conclusa. Götting. 1742. 8. (geht von 1200—1719.) — **Älteſte Geſchichtſchreiber**: Adamus Bremensis in ſeiner Historia ecclesiastica Bremensis und in ſeinem Tractat de situ Daniae. — Sveno Agonis oder Swen Ageſſen in einem kleinen Tractat, der im Langenbeck abgedruckt iſt und Glauben verdient. — Saxo Grammaticus in ſeiner Historia Danorum Regum heroumque. Paris 1514 seq. — Arischedae seu libellus de Islandia ein treffliches kleines Werk

Nach einem, aus der Entwickelung und Ausbildung des däniſchen Volks und aus den Schickſalen und Veränderungen des däniſchen Statskörpers hervorgehenden innern Princip zerfällt die Geſchichte Dänemarks in vier Perioden: 1) von den älteſten Zeiten bis auf Harald Blauzahn 972, oder bis zur Einführung des chriſtlichen Glaubens. 2) Von da bis auf das Oldenburgſche Haus 1448. 3) Von da bis zur Einführung der Souveränetät und Erblichkeit der Krone 1660. 4) Von da bis auf die neueſte Zeit. —

Aus der ältern Sagengeſchichte heben wir nur die Auswanderung der Angelſachſen unter Hengis und Horſa 449 n. Ch. hervor, durch welche wahrſcheinlich die Cimbriſche Halbinſel ſehr entvölkert ward; nur ein kleiner Theil trägt noch den Namen Angeln. — An unſere Geſchichte knüpft ſich an der Krieg des jütiſchen Königs Gottfried oder Goderik mit Karl d. Gr. (808—810). Gottfried unterſtützte lange die Sachſen in ihrem Widerſtande gegen Karl, errichtete den Dannewerk (Dänenwall) und drohte mit einem Überfall in Achen. Seine Söhne vertrieben einen andern jütiſchen König Harald, der ſich am Hofe Ludwig des Frommen mit den Seinigen taufen ließ; Ludwig ſetzte ihn wieder ein, und ſchickte den h. Ansgar und Audibert, Äbte aus Corwey, zur Bekehrung der Heiden nach Dänemark; ſie gründeten die erſten chriſtlichen Kirchen zu Haddeby und Ripen. In Hamburg ward ein Erzbisthum errichtet (831). Indeß machte die Bekehrung keine ſchnellen Fortſchritte, denn die Abhängigkeit der Sachſen von dem erzbiſchöflichen Stuhle ſchreckte die Dänen vom Chriſtenthume ab. Harald ward vertrieben, Hamburg verbrannt, und der Sitz des Erzbiſchofs nach Bremen verlegt 845. — Die Züge der Normannen, an welchen die Dänen unter ihren Seekönigen (Königlichen Prinzen, die anſtatt Land und Leute, eine Flotte erhielten), vielfach Theil nahmen, werden andern Orts behandelt; hier iſt nur zu bemerken, daß ſie keineswegs immer als Seeräuberzüge zu betrachten ſind, vielmehr als politiſche Maßregeln gegen Unzufriedenheit der jüngern Prinzen. Am bedeutendſten waren die Züge der Dänen nach England, wo ſie mit wechſelndem Glücke ſich anſiedelten, und an die Züge nach Friesland erinnert noch heute der Name Dännemark, den eine Gegend auf der Inſel Walchern trägt. Unter den Königen der damaligen Zeit iſt Gorm der Alte zu nennen, der ein Feind des Chriſtenthums, aber ein mächtiger Herr war; er vereinigte alle kleinen Königreiche und beunruhigte die Nachbarländer, bis er von Heinrich dem Vogler beſiegt und, wie behauptet wird, ſeine Krone vom teutſchen Kaiſer als Lehn anzunehmen gezwungen ward. — Die innere Verfaſſung Dänemarks war der alten teutſchen ziemlich ähnlich. Der König ward auf den Thingverſamlungen gewählt, doch hielt man ſich an die Familie, und gab dem älteſten Sohne den Vorzug. Der Thing war zugleich Gericht, und beſtand aus einer Verſamlung der Jarle, der Prieſter und der Freien des Volkes unter dem Vorſitz des Königs. Thingſtäten waren zu Leire (jetzt Lethraborg), Lund und Viborg, kenntlich durch einen Kreis großer Feldſteine. Die kleinen Nebenkönige waren Dynaſten, deren Abhängigkeit von dem Oberkönig ſich nach der Fähigkeit deſſelben richtete. Die Jarle waren große Kronbeamten, Statthalter, gleich den teutſchen Grafen; ihr Amt ward leicht erblich und bildete den Anfang zum Lehnweſen. Die Abgaben beſtanden hauptſächlich in Naturalien und, wie es ſcheint, auch damals ſchon in einem Kopfgelde, der älteſten Steuer im Norden. — Der Sohn und Nachfolger Gorms des Alten, Harald Blauzahn, ward durch einen kölniſchen Geiſtlichen zum Chriſtenthume bekehrt, verließ den alten heiligen Königsſitz Leire und zog nach Roeskilde, wo er eine Kirche baute, ſowie in Aarhus; die in Haddeby und Ripen ließ er wieder herſtellen. Mit den Ottonen gerieth er über die, von denſelben in Anſpruch genommene Lehnsherrlichkeit in blutige Kriege [2]. —

Nachdem Harald Norwegen erobert hatte, fiel er 989 in einer blutigen Schlacht gegen Palnatoke, einen beleidigten Großen, deſſen Geſchichte merkwürdig mit der des Wilhelm Tell übereinſtimmt. Sein Nachfolger Sven Doppelbart, ein Verfolger des Chriſtenthums, war gleichfalls glücklich in Norwegen und bezwang England gänzlich, welches er angegriffen

---

von Are Frode. — Snorro Sturleson † 1241; ſein Werk, nach dem Anfang Heims-Kringla, der Erdkreis, genannt, gehört zu den ſchätzenswertheſten, die vollſtändige Ausgabe iſt von Schöning. Kopenhagen 1777—1813. 4 Vol. 4. — Quellenſamlungen: Lindenbrogii script. rerum Germanicarum septentrionalium. Francof. ad M. 1609 und 1706. — a Westphalen monumenta inedita rerum Germanicarum; Lips. 1739—45. 4 Vol. f. — J. Langenbeck: scriptores rerum Danicarum medii aevi. Havniae 1772—92. 7 Vol. f. — Thorkelin: diplomatarium Arna-Magnaeanum. Havniae 1784. entſtanden aus der Urkundenſamlung des bekannten Isländers Arnas Magnäus. — Langenbeck Danske Magazin; 1752. 6 Vol. 4. — Suhm und andere: nye danſke Magazin. — Zuſammenſtellungen: Albert Cranz regnorum Aquilonarium — — chronicon. Argentini 1546. — Arild Hvitfeld, Reichskanzler von Dännemark: Danemarkis Rigis Krönike; Kiobh. 1650 f. ein noch unentbehrliches Werk. — Joh. Isaac Pontanus rerum Danicarum historia et chorographica Daniae descriptio Amstel. 1631. 4. — Ejusd. historia rerum Danicarum sub Regibus Christiano I, Johanne, Christiano II., Friderico I., Christiano III. et Friderico II.. — Joh. Meursius historiae Daniae libr. XIII. Amstel. geht bis auf Friedrich I. — L. Freih. v. Holberg däniſche Reichshiſtorie; teutſch von Reichard. Altona 1743. — Desroches de Parthenay histoire de Dannemark. Amsterd. 1740. 7 Vol — Mallet histoire de Dannemark. Genève 1763. 4 Vol. 8. (gut in Bezug auf Sitten). — J. W. Schlegel Geſchichte der Könige von Dännemark aus dem Oldenburger Stamm 1771. — Gebhardi Geſchichte von Dännemark und Norwegen; Halle 1770. 2 Vol. 4. ein mühſames Werk. — P. F. Suhm Hiſtorie af Danmark 1782—1812. 11 Vol. 4. iſt das Hauptwerk. — Handbücher von Hover, Spittler, Hüllmann; auch iſt nachzuſehen: Hoffman portraits historiques des hommes illustres de Dannemark Koppenh. 1771—79. — Kirchengeſchichte: Erici Pontopidani annal. eccles. Dan. 4 Vol. 4. Havn. 1741. — F. Munter danſke Reformationshiſtorie. Kopenh. 1822. — Statiſtik: Pontopidan den danſke Atlas. 1763—81. 3 Vol. 4. — Nyerup Hiſtoriſk-Statiſtiſk Skildrie 1803—6. — Thaarupp Statiſtik der däniſchen Monarchie 1795. —

[2] Über die angebliche Lehnspflicht Dännemarks, ſ. C. L. Scheidii demonstratio quod Danis Imperio Germanico nexu feudali nunquam fuerit subjecta; in script. Societ. Havn — D. a Reventlow; Diss. de nexu feudorum inter Imp Rom.

hatte, um die Ermordung der dort anſäſſig geweſenen Dänen zu rächen. Er ſtarb 1014 und hinterließ ſeine Kronen ſeinen Söhnen Kanut und Harald, welcher letzterer aber ſchon im folgenden Jahre ſtarb. Kanut der Große befeſtigte ſeine Herrſchaft in allen drei Reichen, indem er in England die ſächſiſche Königsfamilie zerſtreute. Er vermählte ſeine Tochter Kaiſer Heinrich III. und that einen Pilgrimszug nach Rom. Verdient machte er ſich durch ſeine Sorge um Geſetzgebung und um Kirche; er ſtiftete die Bisthümer zu Odenſee und Röskilde, und errichtete eine Adelsgarde, Thinglieth, für welche er Kriegsartikel, Witterlag genannt, gab, die uns in einer lateiniſchen Überſetzung als Leges castrenses erhalten ſind (ſ. Langenbek script. tom. 3.). Über die darin feſtgeſetzten Strafen ſollte ein eignes Hofgericht der Huskarle (Hansleute) erkennen. Dadurch bildete ſich nach und nach ein privilegirter Gerichtsſtand, der die Formirung des Lehnsweſens begünſtigte. Kanut ſtarb 1035. In England folgte ihm Harald, in Dännemark Harde Knut, in Norwegen Sven. Sven ward vertrieben und Harde Knut ging mit dem Norwegiſchen Könige Magnus dem Guten einen Erbvergleich ein, durch welchen Magnus nach Harde Knuts Tode 1042, Dännemark mit Norwegen vereinte. Die engländiſche Krone ward nach ſeinem Tode von den Großen des Reichs Eduard dem Bekenner übertragen, und war ſeitdem für Dännemark verloren. Magnus hatte während ſeiner ganzen Regirung mit Empörern zu kämpfen, und ſtarb 1047. Ihm folgte Sven Eſtritſon, Schweſterſohn Kanut des Großen. Seine Abſichten auf Norwegen verwickelten ihn in blutige Kriege, durch welche er aber ſeinen Zweck nicht erreichte. Anfangs mit der Geiſtlichkeit zerfallen, wußte er ſich dieſelbe nachher zu befreunden und den Ruf eines wiſſenſchaftlichen Mannes zu erwerben. Sein Zug zu Gunſten Heinrich IV. blieb erfolglos; er ſtarb 1076 zu Apenrade. Sein Sohn Harald, der manches für die Milderung der Sitten und Urbarmachung des Landes that, ſtarb 1080. Sein Bruder Knut der Heilige beabſichtigte einen Zug gegen Wilhelm den Eroberer, und hatte bereits eine große Flotte im Limfiord verſammelt, welche er aber durch einen Einbruch der Wenden zu verlaſſen gezwungen ward. Da ſie vor ſeiner Rückkehr auseinander gegangen war, legte er dem ganzen Volke ein Bußgeld auf, welches eine Empörung herbeiführte, in welcher er nach mannigfachen Irrſalen in der Kirche zu Odenſee 1086 ermordet ward. Die Krone ging auf ſeinen nächſten Bruder Oluf Hunger über, der ſich in Flandern in Gefangenſchaft befand, aus welcher er nunmehr gegen ein ſchweres Löſegeld befreit werden mußte. Seine Regirung iſt durch nichts ausgezeichnet als durch eine furchtbare Hungersnoth, über welche im Gram er ſein Leben 1095 endete. Ihm folgte ſein Bruder Erich Eingod, ein tapferer und gebildeter und überall fähiger Regent. Er war glücklich gegen das neu entſtandene Wendiſche Reich an den Oſtſeeküſten; machte eine Reiſe nach Rom und errichtete zu Piacenza ein Hoſpital, zu Lucca eine Herberge für ſeine Landsleute, und erhielt vom Papſte die Erhebung Lunds zum Erzbisthum. Endlich führte er ein Heer von Kreuzfahrern durch Rußland und Griechenland, wo er den Alexander Comnenus begrüßte, nach Paläſtina und ſtarb auf Cypern 1103. Da Eriks Sohn Harald ſich verhaßt gemacht hatte, ſo ward ſein Bruder Nils zum König erwählt. Mit den Wenden ſchloß er durch Vermittelung von Knut Lawar einen vortheilhaften Vergleich, welcher dem Reiche lange Ruhe verſchaffte. Knut Lawar, ein Sohn des vorigen Königs, hatte ſich bei den Wenden ſo beliebt gemacht, daß er zum Nachfolger ihres dermaligen Königs ernannt ward, auch wirklich zum Wendiſchen Throne gelangte und als Wendiſcher König dem Kaiſer huldigte; zugleich blieb er indeß als Herzog von Jütland däniſcher Vaſall. Nils und ſein Sohn Magnus, der den Titel eines Königs von Südgothland angenommen hatte, beneideten Knuten ſeine Macht und das Anſehen, welches er genoß. Sie beſchloſſen ſeinen Untergang, und Magnus ermordete ihn bei den Freuden des Jualfeſtes. Knut Lawar war ein gebildeter Fürſt, er hatte viele Teutſche ins Land gezogen, teutſche Sitte und Tracht eingeführt, und zugleich die Liebe des Volkes zu erringen gewußt. Seine Ermordung empörte das Volk, und man wählte ſeinen Bruder Erik zum König, der von Kaiſer Lothar II. unterſtützt ward. Magnus wußte zwar den Lothar durch ein bedeutendes Bußgeld und durch das Verſprechen, daß keiner die däniſche Krone ohne kaiſerliche Bewilligung tragen ſollte, zu beſänftigen, verlor aber in einer blutigen Schlacht ſein Leben, und Nils ward, landflüchtig, 1134 erſchlagen. Erik Emun konnte ſich nicht eines ruhigen Beſitzes der erkämpften Krone erfreuen, denn er lag fortwährend mit den Wenden in Fehde, die er zwar mehrmals kräftig ſchlug, ohne ſie jedoch demüthigen zu können; er fiel endlich durch die Hand eines Mörders, deſſen Vater er wegen freier Rede auf dem Thing am Leben geſtraft hatte. Sein Schweſterſohn Erik Lam folgte ihm 1137, zog ſich aber ſchon 1147 in ein Kloſter nach Odenſee zurück. Drei Prinzen, Swen Grate, ein Sohn Erik Emunds, Knut ein Sohn von Magnus, und Waldemar ein Sohn von Knut Lawar ſtritten um die Krone; Knut entfloh, da er ſich nicht halten konnte, nach Teutſchland, und Friedrich Barbaroſſa entbot die beiden andern zu ſich nach Merſeburg, wo er Swen zwang, die kaiſerliche Lehnsherrlichkeit anzuerkennen, ihm dagegen Knut und Waldemar als Lehnsleute unterordnete. Swen erwarb ſich große Verdienſte um Bekämpfung der Wenden, in welcher ihn beſonders die Rothſchilder Brüder (Wetemann), eine religiös-politiſche Geſellſchaft, unterſtützten. Knut und Waldemar hatten ſich indeß verſtändigt, überfielen Swen auf einem Rückzuge aus Schweden und ſchlugen ihn in die Flucht.

---

et regn. Dan. Lips. 1735. 4. — G. A. Detharding de Dania Germaniae nunquam subjecta. Hamb. 1744. 4. — J. J. Mascovii obs. de Ottonis M. bello adversus Danos etc. v. ejus Comm. de rebus. Imp. R. — J. A. Matthiessen diss. de ficto quodam marchionatu Slesvicensi. . . . Helmst. 1766. 4. — J. H. F. Freih. von Krohne Dännemarks beſtändige Unabhängigkeit. . . . Hamb. 1777. 8. — L. v. Heß: Hiſtoriſcher und ſtatiſtiſcher Beweis, daß Dännemark dem teutſchen Reich lehnpflichtig geweſen ſei. Frankf. 1777. — W. E. Chriſtiani Dännemarks ſtets freie Königskrone. . . . Flensb. 1780. 8. —

Swen ließ auf einer zu Roeskilde veranſtalteten Zuſammenkunft beide überfallen, Knut ward ermordet, Waldemar entkam nach Jütland, kehrte mit einem Heere zurück, gegen welches Swen Krone und Leben verlor. Waldemar I. oder der Große trat 1157 die Regirung unter großen Schwierigkeiten an; zuerſt wandte er ſich mit Heinrich dem Löwen gegen die Wenden, erſtürmte 1168 die Veſte Arcona, ließ das alte Götzenbild, Svantewiet, vor den Augen der beſtürzten Heiden verbrennen, zwang ſie zur Taufe, unterwarf Rügen der däniſchen Krone, und legte es zum Bisthume Roeskilde. (S. Pommerania von Thomas Kantzow († 1542) herausg. v. Koſegarten, Greifswalde 1816.) Bald darauf kam Waldemar auch in Beſitz des ſüdlichen Norwegens. Mit Friedrich Barbaroſſa befreundet, erkannte er deſſen Lehnsherrlichkeit zwar an, doch iſt es zweifelhaft, ob blos für die Wendiſchen Länder oder auch für Dännemark ſelbſt. Waldemars treueſter Freund, trefflichſter Rath und muthigſter Feldherr war Biſchof Abſalon von Roeskilde, er gründete das Kloſter Sorö, baute Axelhuus und Axelſtadt (das nachmalige Kopenhagen) und begleitete den König auf allen ſeinen Zügen; 1178 ward er Erzbiſchof von Lund. Waldemar begünſtigte den Adel und die Geiſtlichkeit, that viel für die innere Ausbildung des Reiches, wie für die äußere Sicherheit, und ſtarb, des Nachruhmes gewiß, zu Wordinborg 1182. Die Regirung ſeines Sohnes Knut VI. begann mit einer Empörung der Bauern gegen Adel und Geiſtlichkeit, in welcher die Bauern unterlagen. Kaiſer Friedrich verlangte auf's Neue die Anerkennung der Lehnsherrlichkeit, und, da Knut dieſe verweigerte, ſchickte er ſeine Gemahlin, eine Schweſter Knuts zurück; nicht beſſer erging es Knuts Mutter, die dem Landgrafen Ludwig von Thüringen verlobt war; und ebenſo wollte Philipp Auguſt von Frankreich ſeine Gemahlin Ingeborg, Knuts jüngere Schweſter, verſtoßen, ward aber von Innocenz III. genöthigt, ſie wieder aufzunehmen. Übrigens war Knut in ſeinen Unternehmungen glücklich; er zwang den Pommerſchen Herzog Bugislaw, ſein Lehnsmann zu werden, bekriegte mit Erfolg die Eſthländer, eroberte ganz Holſtein, wo er ſich um 1200 huldigen ließ, ernannte ſeinen Schweſterſohn Grafen Albert von Orlamünde zum Statthalter von Lauenburg und Transalbingien, und ſeinen Bruder Waldemar zum Herzog von Schleswig. Er ſtarb 1202. — Unter ihm ſchrieben Saxo Grammaticus und Sveno Agonis, auch die Knutlinga Saga endigt mit ihm. — Waldemar II., der Sieger, gründete ein Baltiſches Reich, welches Dännemark, Gothland, die Herzogthümer Meklenburg, Pommern, Danzig und Eſthland umfaßte. Seine Kriegsmacht beſtand nach einer alten Urkunde in 160,000 Mann, ſeine Flotte zählte 1200 Schiffe, täglich wurden ihm 60 Laſt Korn und 70 Schiffspfund Butter geliefert. Sein Reich ſtürzte endlich zuſammen, da ein kleiner Vaſall Graf Heinrich von Schwerin, ihn und ſeinen Sohn auf einer Jagd gefangen nahm. Der Kaiſer freute ſich der Gelegenheit, die teutſchen Lande zurück zu erhalten, und nur der Papſt nahm ſich des Gefangenen an. Der Reichsverweſer Graf Albert von Orlamünde verlor eine Schlacht gegen die Verbündeten, und gerieth ebenfalls in Gefangenſchaft. Endlich 1225 kam es zu einem Vergleich, nach welchem Waldemar ein Löſegeld von 45,000 Mark Silber zahlen, die Reichskleinodien abgeben, und alle von ihm, ſeinem Vater und ſeinem Bruder erworbenen Länder abtreten ſollte. Umſonſt verſuchte Waldemar, durch den Papſt von ſeinem Eide entbunden, ſein Reich wieder herzuſtellen, er ward bei Bornhöft gänzlich geſchlagen, und gab, nachdem bald darauf ſein hoffnungsvoller Sohn Waldemar geſtorben war, ſeine Kriegspläne gänzlich auf, verglich ſich mit den teutſchen Rittern über die Grenzen der öſtlichen Provinzen, ſtiftete das Bisthum Reval und Kurland und ſchloß, nachdem er ſeinen Sohn Erik zum Thronerben, Knut für die ſchwediſchen Provinzen, und Abel für Schleswig eingeſetzt hatte, ſein thatenreiches Leben 1241. — Die Regirung der letzten Könige hatte auf die innere Ausbildung mannigfach gewirkt, Lehnsadel und Geiſtlichkeit hatten ihren Einfluß erweitert, an die Stelle der alten Thingverſamlungen, auf welchen jeder freie Mann erſchien, traten die Herredage, Provinzialverſamlungen für die hohe Geiſtlichkeit, die Prinzen, Jarle und Herre (Herremon); für die Geſetzgebung war viel geſchehen, Schleswig hatte durch Sven Grate ſein Stadtrecht, Schonen und Seeland durch Waldemar I. ein Land- und Kirchenrecht erhalten, Waldemar II. gab das Jütſke Low, welches bis heute im Schleswigſchen Giltigkeit hat. Die Einnahmen der Krone waren durch mehre Steuern bedeutend vermehrt. — Erik Plogpenning gerieth mit ſeinen Brüdern über die Lehnfolge in Streit und machte ſich durch Auflagen, welche ihm ſeinen Beinamen gaben, bei dem Volke verhaßt, in ſeinen Kriegsunternehmungen war er unglücklich, und ward auf Anſtiften ſeines Bruders Abel 1250 ermordet. Abel ward noch in demſelben Jahr zu Roeskilde gekrönt, wobei zuerſt Deputirte der verſchiedenen Stände gegenwärtig waren; er verlor aber auf einem Zuge gegen die Frieſen 1252 ſein Leben. Nachfolger ward ſein Bruder Chriſtoph, deſſen Regirung durch eine Empörung der hohen Geiſtlichkeit, durch fortwährende Fehden mit dem Erzbiſchof von Lund, welcher auf einer Synode zu Weile eine Conſtitution zur Sicherung der Hierarchie veranlaßte, und endlich durch ein päpſtliches Interdikt beunruhigt war; Chriſtoph ſtarb, wahrſcheinlich an Gift, 1258. — Durch die Thätigkeit Margarethens, der Witwe Chriſtophs, gelangte ihr unmündiger Sohn Erik Glipping zur Krone. Auch dieſer hatte mit der Geiſtlichkeit zu kämpfen, brachte zwar ein großes Heer gegen ſie auf, gerieth aber in einer Schlacht bei Schleswig mit ſeiner Mutter in Gefangenſchaft; das Land ward vom Papſte mit dem Banne belegt, der König zu einem bedeutenden Bußgelde und Entſagung auf das Beſtätigungsrecht der Biſchöfe gezwungen. Durch die Handveſte, welche er den Großen hatte ausſtellen müſſen, war ohnehin die königliche Macht geſchwächt. Er ward 1286 ermordet. Unter ſeinem Sohne Erik Menve dauerte dieſer traurige Zuſtand des Landes fort; er ſtarb 1319. — Sein Bruder Chriſtoph mußte eine harte Capitulation unterzeichnen, und da er ſie nicht halten konnte, das Land verlaſſen, der Reichstag ſetzte ihn ab, ernannte den unmündigen Herzog Waldemar 1326 zum König und Graf Gerhard den Großen von Holſtein zum Reichsverweſer und Herzog von Schleswig. Gerhards Regirung gefiel indeß nicht, Chriſtoph ward zurückgerufen, und Waldemar legte ſeine Krone nieder. Jedoch bald gerieth Chriſtoph mit dem Grafen Gerhard auf's Neue in Fehde und ward in einer blutigen Schlacht auf der Lohhaide ſo geſchlagen, daß er in eine Theilung des Reichs zwiſchen ſich, dem Herzog Waldemar, und den Grafen Johann und Gerhard von Holſtein, willigen mußte. Er ſtarb 1331, nachdem die Provinzen Schonen und Halland, in welchen Graf Johann von Holſtein ſich verhaßt gemacht hatte, durch einen Aufſtand der Bauern an die ſchwediſche Krone gebracht und von Dännemark auf immer getrennt worden waren. Neun Jahre lang blieb Dännemark jetzt ohne König, bis Graf Gerhard in Jütland erſchlagen ward, und die allgemeine Sehnſucht nach Ruhe den jüngern Sohn Chriſtophs, Waldemar IV., Akkerdag 1340 auf den Thron rief; ſeiner Thätigkeit gelang es, die verpfändeten Länder und feſten Plätze wieder zu erobern oder einzulöſen, was ihn zur Strenge bei Eintreibung der Steuern nöthigte. Um Ruhe zu gewinnen, beſtätigte er die Abtretung der Überſundiſchen Provinzen, verkaufte Eſthland, welches er doch mit der Zeit verloren glaubte, an den teutſchen Orden, machte eine unglaublich ſchnelle Reiſe nach Jeruſalem, ſtand darauf dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg gegen den falſchen Waldemar und Karl IV. bei, und ward zum Schiedsrichter unter den ſtreitenden Parteien erwählt. Seine Thätigkeit und Strenge hatten ihm manche Feinde gemacht, die, unterſtützt von den Holſteinſchen Grafen, in Jütland ein Heer von Rebellen zuſammenbrachten, welches er aber glücklich nach einer entſcheidenden Schlacht bei Glamborg vernichtete. Er machte mehre Züge nach Schweden, eroberte Visby, und nahm ſeitdem den Titel eines Königs der Gothen an. Er machte eine Reiſe nach Polen, Teutſchland und Avignon, und ſtarb 1375, nachdem eine kurz vor ſeinem Ende ausgebrochene Revolution ihn genöthigt hatte, das Reich zu verlaſſen und die Rückkehr ſich dadurch zu bahnen, daß er den Hanſeaten den Beſitz von Schonen auf 15 Jahre überließ und ihre Rechte beſtätigte. Waldemar war ein kluger und gebildeter Fürſt. Er hatte das Schießpulver eingeführt, und eine Runenſchrift erfunden, welche ſeinen Namen trägt. Mit ihm ſtarb der Mannsſtamm des Königshauſes aus; er hinterließ nur zwei Töchter Ingeborg und Margarethe. Die erſte, vermählt mit Herzog Heinrich von Meklenburg, hatte einen Sohn Albert und eine Tochter Maria, vermählt mit dem Herzog von Pommern zu Stolpe, dem ſie einen Sohn, Erik, gebar. Die zweite, Margarethe, war mit König Hakoe von Norwegen vermählt, von dem ſie einen Sohn Olaf hatte. Beide Prinzen machten Anſprüche auf die Krone; Olaf erhielt ſie, und erbte die Norwegiſche hinzu, Margarethe machte ſich als Vormünderin höchſt verdient, die Hanſeſtädte mußten Schonen wieder herausgeben; und als beide Kronprätendenten ſtarben, ward Margarethe zur Reichsverweſerin ernannt. Im Jahre 1388 erwählten die Norwegiſchen Stände Prinz Erik von Pommern-Stolpe zum König von Norwegen, unter Margarethens Vormundſchaft. Die Schweden waren dazumal mit ihrem Könige Albert, einem Meklenburgiſchen Prinzen höchſt unzufrieden; Margarethe erklärte ihm den Krieg, eroberte Schweden, ließ darauf dem jungen Erik auch dort und in Dännemark huldigen, und ihn 1397 zu Calmar als König der drei vereinigten Reiche krönen. Sie ſtarb 1412, nachdem ſie Erik mit einer ausgezeichneten Prinzeſſin Philippa von England, und Eriks Schweſter Katharina mit dem Pfalzgrafen Johann, viertem Sohne des Kaiſers Ruprecht vermählt, und dadurch dem Reiche mächtige Verbündete verſchafft hatte [3]. — König Erik war der ſchweren Aufgabe, dies Reich zu regiren, nicht gewachſen, beſonders machten ihm die Holſteinſchen Grafen und die Hanſeſtädte zu thun. Seine treffliche Gemahlin, welche während einer Reiſe, die er nach Jeruſalem machte, gedeihlich regirt hatte, ward von ihm ſo mishandelt, daß ſie in ein Kloſter ging. Karlskrona und Hölſingör ſind von ihr gegründet. Obwol man in allen Reichen mit Eriks Regirung ſehr unzufrieden war, vereinigte man ſich doch zu ſeinen Gunſten noch einmal in der zweiten Unionsacte 1436; als er aber die Beſtimmungen derſelben nicht hielt, beſchloß der däniſche Reichsrath zuerſt, ihn des Thrones zu entſetzen, und erwählte darauf 1440 Chriſtoph, den Sohn des Pfalzgrafen Johann, zum König, als welcher er auch in den andern beiden Reichen, alsbald anerkannt wurde. Er reſidirte zuerſt in Kopenhagen, gab ein däniſches Stadtrecht, und ſchaffte das Tragen der Waffen ab. Er ſtarb 1448. Die Schweden verwarfen die Union und wählten Karl Knutſon zum Könige; in Dännemark wählte man Herzog Adolf VIII. von Holſtein, der aber die Krone ſeinem Vetter Chriſtian von Oldenburg zuwandte, der von mütterlicher Seite von Erik Klipping abſtammte. —

Chriſtian I. ward bald auch in Schweden und Norwegen anerkannt, nachdem Karl Knutſon vertrieben war; er beerbte gedachten Adolf VIII. von Holſtein 1460, und ſtiftete eine geiſtliche Brüderſchaft, deren Abzeichen eine Kette mit einem Gnadenbild und einem Elephanten war. (Anfang des Elephantenordens). Schweden verlor er wieder an Sven Sture, den Nachfolger Karls. Er machte eine Reiſe nach Rom; ließ ſich von Friedrich III. mit Holſtein und Dithmarſchen belehnen; gründete 1479 die Kopenhagener Univerſität, und ſtarb 1481. Ihm folgte ſein Sohn Johann, der aber erſt 1483 in Schweden und Norwegen anerkannt ward. Seine Regirung iſt durch nichts ausgezeichnet, als durch fortwährende Empörungen, der Schweden unter den Stures, und durch eine unglückliche Unternehmung gegen die Dithmarſchen, er ſtarb 1513. Sein Sohn Chriſtian II. erhielt die Anerkennung in allen drei Reichen. Er war vermählt mit einer Schweſter Karls V., ſtand aber unter dem Einfluß der ſchönen Holländerin Düveke. Durch dieſe geſchah viel für die untern Stände, namentlich wirkte eine durch ſie hereingezogene Colonie. Nach der Düveke Tode begann Chriſtians Härte, die ihm viele Feinde machte, namentlich in Schweden, wo er endlich die Stures beſiegte, und 1520 ſeinen Einzug in Stockholm hielt, wo er ſich als erblicher König krönen ließ und die Feſtlichkeiten mit der Hinrichtung zweier Biſchöfe, einer Menge Adeliger, und der Ausrottung ganzer Familien beſchloß. Nach dieſen Gräueln wollte er die Reformation einführen, wagte aber nicht der Sache Nachdruck zu geben, aus Achtung vor Karl V., den er in Holland beſuchte, wo er häufige Zuſammenkünfte mit Erasmus hatte. Indeß war die Unzufriedenheit in Schweden auf's Höchſte geſtiegen, ſo daß Guſtav Waſa, als er ſich unterſtützt von der Hanſe zum Befreier anbot, freudig begrüßt und zum König ernannt ward. In Dännemark verſagten ihm die Stände ebenfalls den Gehorſam und trugen ſeinem Oheim Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein die Krone an. Vergebens wandte Chriſtian ſich an ſeinen Schwager Karl V. Von 1522 an iſt Friedrich I. als König zu betrachten. Chriſtian hatte übrigens um die Verbeſſerung der Verwaltung unleugbare Verdienſte; er gab eine Polizei- und Handlungs-Verordnung, ein Strandrecht, und ſetzte ein Kammergericht ein, dem die Thinggerichte untergeordnet wurden; namentlich der Zuſtand der untern Stände war weſentlich von ihm verbeſſert, und da die Revolution nur von Adel und Geiſtlichkeit ausging, ward Friedrich gezwungen, eine harte Capitulation zu unterzeichnen. Friedrich ſuchte ſich zuvörderſt nach außen zu ſichern, indem er Guſtav als König von Schweden anerkannte. Im J. 1526 ging er zur lutheriſchen Kirche über, und die Reformation machte reißende Fortſchritte. Chriſtian, der indeſſen zum Katholicismus zurückgekehrt war, ging, von Kaiſer und Papſt unterſtützt, nach Norwegen, ward aber bei einer Zuſammenkunft mit Friedrich von dieſem feſtgehalten und nach Sonderburg gebracht, wo er zwölf Jahre gefangen ſaß. Norwegen unterwarf ſich darauf für immer der däniſchen Dynaſtie. Friedrich ſtarb 1583. Da die katholiſchen Stände einen katholiſchen Fürſten wünſchten, hatte ſein älteſter Sohn wenig Heffnung zur Nachfolge; als aber Graf Chriſtian von Oldenburg, unterſtützt von der Hanſe, die ſogenannte Grafenfehde gegen Dännemark begann, erwählte der Reichsrath 1534 Chriſtian III. zum König, dieſer züchtigte zuerſt Lübeck, dann durch Rangau Jütland; Kopenhagen mußte ſich ergeben, und auf einem daſelbſt 1536 gehaltenen Reichstage, ſchaffte er die biſchöfliche Gewalt ab, hob die Klöſter auf, zog ihre Güter ein, und übertrug die weltliche Gewalt dem adeligen Reichsrath. Darauf rief er Bugenhagen in's Land, und ließ von ihm eine Kirchenordnung ausarbeiten, welche auf einem ſpätern Herrentag zu Odenſee revidirt ward; auch die Kopenhagener Univerſität erhielt eine neue Fundation. Karl V. und der Pfalzgraf Friedrich machten mehre Verſuche, Chriſtian II. zu befreien. Endlich kam es 1541 zum Frieden, in Folge deſſen Chriſtian eine mildere Haft erhielt. Kurz vor ſeinem Ende gab der König eine Deichordnung und den Koldingſchen Receß, ein Geſetzbuch über mehre Gegenſtände (Westphal. mon. ined. Tom. 4.). Er ſtarb allgemein betrauert 1559. Friedrichs II. Regirung begann mit der endlich glücklichen Unterwerfung der Dithmarſen, beſonders durch Adolf von Holſtein und Johann von Rangau ausgeführt. In Norwegen ward die königliche Gewalt, durch die Beſchränkung der Hanſeatiſchen Coloniſten in Bergen befeſtigt; ein neues Hof- und Burgrecht milderte die Sitten des Adels; der Handel ward durch ein allgemeines Seerecht begünſtigt. Mit Schweden gerieth der König in einen ſiebenjährigen Krieg, der beide Länder entkräftete, und 1570 durch den Stettiner Frieden beendigt ward. In dieſem Kriege hatte Daniel Rangau ſich ausgezeichnet; um die innere Verwaltung machte ſich der Oberhofmeiſter Peter Oxe verdient. Er verminderte die Ausgaben, vermehrte die Einkünfte der Krone, wirkte für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft und die öffentliche Bildung, berief den berühmten Tycho Brahe und andere Gelehrte. Für den jüngern Bruder des Königs Magnus waren die Provinzen Eſthland und Kurland gekauft. Dieſer hatte ſich dort als König von Liefland proclamirt, und als ſolcher dem Ruſſiſchen Czaren gehuldigt, mußte aber hernach, da er bei dieſem in Ungnade fiel, ſein Land verlaſſen und den Königstitel ablegen. Friedrich ſtarb 1588 und nahm die Verehrung ſeiner Unterthanen mit in's Grab. Von ſeinen Einrichtungen iſt die Eintheilung des Reiches in Stiftsämter geblieben, und die Schlöſſer Frederiksborg und Kronenborg ſind ſeiner würdige Denkmale. Da ſein Sohn Chriſtian IV. erſt 11 Jahre alt war, ſo mußte eine Regirung ernannt werden. Dieſe verwaltete ihr Geſchäft ſehr gut. In den Herzogthümern trat Chriſtian 1593, im Königreich 1596 die Regirung an. Er machte eine Reiſe nach Teutſchland, und vermählte ſich mit einer Prinzeſſin von Brandenburg. Einen Krieg mit Schweden führte er mit wechſelndem Glück; in die Reichshändel und den 30jährigen Krieg ward er durch ſeine Verhältniſſe mit den proteſtantiſchen Fürſten, durch die Verwandtſchaft mit Friedrich von der Pfalz, und durch die Ausſicht der Prinzen von Dännemark auf das Erzbisthum Bremen verwickelt. Er ward 1625 Kreisoberſter von Niederſachſen, und rückte dem Grafen Tilly mit 25,000 M. entgegen; er ward aber gänzlich geſchlagen, und da die kaiſerlichen Heere ſeine Staten überſchwemmten, genöthigt, in dem Frieden von Lübeck 1629 ſein Unternehmen aufzugeben. Neidiſch ſah er die Schweden ausführen, was ihm mislungen war; er fürchtete ihre wachſende Macht, und war daher bei den Friedensunterhandlungen ihr ſteter Gegner. Dies veranlaßte den Zug Torſtenſohns nach Jütland, durch welchen das Land unſäglich litt. Zugleich brach Horn über die Schwediſche Grenze und Wrangel ſchlug die Däniſche Flotte bei Laaland. So ward Chriſtian, da der Reichsrath fernere Kriegsgelder verſagte, gezwungen, 1646 den Frieden von Brömſebö zu ſchließen, durch welchen Schweden die Zollfreiheit in den Däniſchen Gewäſſern, und die Abtretung von Herredalen, Hjemteland, Gothland und Öſel, ſo wie Halland auf 25 Jahre als Unterpfand erhielt. Zugleich verzichtete der König für ſeinen Sohn auf Bremen und Verden. Chriſtian ſtarb 1648. Seine Regirung war durch Thätigkeit ausgezeichnet; ein ſtehendes Heer von Landtruppen und Matroſen ward eingeführt, die oſtindiſche Compagnie und die Kolonie in Trankebar wurden gegründet, eine Menge Städte, als Chriſtiania, Chriſtiansſand, Chriſtiansgries und Glückſtadt erbaut, die Wiſſenſchaften und der Handel begünſtigt. — Meurſius, Cragius, Pontanus, Stephanius, Wedel, Arnim Jonas, Olans Wormius, Caſpar Bartolinus; Umſchiffung der Nordküſten Amerika's durch Admiral Munk. — Nach dem Tode der Königin, war Chriſtian in Morganatiſcher Ehe mit Chriſtina Munk verheirathet. Sein Sohn Friedrich III. mußte bei ſeiner Thronbeſteigung eine noch härtere Capitulation unterzeichnen, als ſeine Vorgänger. Bald nach ſeinem Regirungsantritt, brach ein höchſt verderblicher Krieg mit Schweden aus. Karl Guſtav ſtand, nach einem glücklichen Kriege in Polen, vor Danzig, als er die Däniſche Kriegserklärung bekam. Nach Schweden zurückgeeilt, ging er mit einem Heer über das Eis, und erzwang den Frieden von Röskilde 1658, durch welchen Halland, Schonen, Bleckingen, Bornholm, Barhuus und Drontheim an Schweden, die Souverainität in Schleswig und Holſtein-Gottorp abgetreten ward. Der Krieg brach noch in demſelben Jahre über die Inſel Hven wieder aus. Guſtav erſchien von Neuem in Seeland, und wagte einen jedoch vergeblichen Sturm auf Kopenhagen, und ſtarb während der Belagerung deſſelben. Sterbend hatte er zum Frieden gerathen, und dieſer kam 1660 in Kopenhagen ſo zu Stande, daß Schweden, Drontheim und Bornholm wieder abtrat. In demſelben Jahre ward das Wahlreich in eine erbliche Alleinherrſchaft verwandelt. Der König hatte nämlich, zur Wiederherſtellung der Finanzen, einen Reichstag berufen, und zu demſelben auch Geiſtlichkeit und Bürgerſtand zugezogen; dieſe beiden Stände beſchloſſen, da der Adel rückſichtslos ſein Privatintereſſe verfolgte, die Capitulation zu vernichten und die Krone erblich zu machen. Der Adel ward durch die Thätigkeit des Biſchofs Svane und des Bürgermeiſters Nanſen gezwungen, die Erblichkeit auch für die Weiberſtämme anzuerkennen. Da eine zur Umarbeitung der Verfaſſung niedergeſetzte Commiſſion nicht einig werden konnte, ſo ſtellte man alles dem König anheim. Dieſer nahm feierlich die Erbhuldigung an, ſetzte die fremden Höfe davon in Kenntniß, und proclamirte am 10ten Januar 1661 die Acte über die abſolute Erbherrſchaft. Die großen Reichsämter und der Reichsrath wurden aufgehoben, und an deren Stelle traten fünf Collegien: 1) das Oberhof- und Statscollegium, für die allgemeine Geſetzgebung; 2) die Kanzelei für Juſtiz und Verwaltung des Innern; 3) die Rentekammer für die Finanzen; 4) das Kriegscollegium; 5) die Admiralität; die Dirigenten bildeten einen engern, dieſe und die Mitglieder den größern Statsrath; auch ward das höchſte Gericht und das Conſiſtorium inſtallirt. Vom 5ten November 1665 iſt das Königsgeſetz, welches aber der König nicht während ſeines Lebens zu publiciren wagte. Es iſt darin die unumſchränkte Gewalt des Königs feſtgeſetzt, der König an nichts als an das Lutheriſche Glaubensbekenntniß und Unveräußerlichkeit der Gebiete gebunden, die Succeſſion ausführlich angeordnet, und auch der Fall der Minderjährigkeit eines Königs bedacht. Verfaſſer des Geſetzes war Peter Schumacher, nachmaliger Graf von Griffenfeld. Friedrich III. ſtarb 1670. — (Über die Revolution ſ. Hämerlin umſtändliche Nachricht von der Einführung der Souverainität in Dänemark, Wolfenbüttel 1760. 4. — Spittlers Geſchichte der däniſchen Revolution. Berlin 1796. 8. — Das Königsgeſetz iſt herausgegeben von Jüge Rothe 1756.) —

---

[3] F. C. Münchberg historia pragmatica pacti Calmariensis. Havn. 1749. 4. — Hiſtoriſches Portefeuille 1784. St. 12. S. 647. Gedanken über die in den Nordiſchen Reichen ſo berühmte Calmariſche Union. — Berl. Monatſchrift 1782. Jan. S. 36.

Friedrichs Sohn, Chriſtian V., wünſchte die teutſchen Herzogthümer mit der Krone zu vereinigen und die verlornen überſundiſchen Provinzen wiederzugewinnen, und daraus ging ſein Bündniß, mit dem Kaiſer, den Generalſtaten und Brandenburg gegen Frankreich und Schweden hervor. Er zwang den Herzog von Holſtein zu dem Rendsburger Receß, durch welchen derſelbe auf die Souverainität verzichtete, und ſeine Feſtungen und das Steuerungsrecht abtrat. Als der Herzog ſpäter gegen den Receß, als erzwungen, proteſtirte, wurden ſeine Länder ſequeſtrirt. Gegen Schweden ward der Krieg, beſonders zu Anfang durch die klugen Rathſchläge des Grafen Griffenfeld und den kräftigen Beiſtand des großen Kurfürſten glücklich geführt; zur See erhielten der Niederländiſche Admiral Trong, und der Däniſche Admiral Juul, das Übergewicht der Däniſchen Flagge; doch war im Ganzen der Erfolg des Krieges nur eine allgemeine Erſchlaffung, und in dem Frieden zu Tenneblaa und Lund 1679 mußte Dännemark alles Gewonnene wieder herausgegeben. Die Streitigkeiten mit dem Hauſe Holſtein-Gottorp dauerten indeß fort, da dieſes in Schweden immer Unterſtützung fand. Chriſtian hatte viel für die Sicherung des Handels, Ruhe und Ordnung im Innern und den Glanz der Krone gethan; er führte die großen Lehnsgrafſchaften und Lehnsbaronien ein, und errichtete den Danebrogsorden. Nach ſeinem Tode im J. 1699 verbündete ſich Friedrich IV. mit Schwedens Feinde Peter dem Großen, ward aber durch eine Landung Karls XII. auf Seeland gezwungen, in dem Travendahler Frieden jenem Bündniſſe zu entſagen, und ſich mit dem Gottorpſchen Hauſe zu vergleichen. Auf einer Reiſe nach Italien verband er ſich auf's Neue mit dem Czar und dem König von Sachſen gegen Schweden. Dieſer Krieg endigte erſt nach Karls Tode mit dem Frieden von Frederiksborg 1720, durch welchen Schweden die Freiheit vom Sundzoll, und das Holſteinſche Haus ſeinen Schleswigſchen Antheil verlor. Friedrich ſchaffte die Leibeigenſchaft ab, und errichtete zur Verſtärkung ſeiner Heere eine Landmiliz. Er zog die Reichsgrafſchaft Ranzau, und das Amt Norborg nach dem Ausſterben der davon benannten Königlichen Linie ein. Er war in zweiter Ehe vermählt mit Anna Sophie Reventlow, und ſtarb 1730, nachdem kurz vor ſeinem Tode, die Reſidenz von einer Feuersbrunſt eingeäſchert war. Chriſtian VI. verſchwendete den ihm von ſeinem Vater hinterlaſſenen Schatz durch ſeine Prachtliebe. Er baute das prächtige

Schloſs Chriſtiansborg, verſtärkte die Flotte, hinterließ aber eine Schuldenmaſſe von mehren Millionen. Die politiſche Lage Dännemarks verſchlimmerte ſich ohne ſeine Schuld ungemein, indem zwei Prinzen des Gottorpſchen Hauſes die Kronen von Rußland und Schweden erwarben. Er ſtarb 1746. Friedrichs V. Regirung iſt beſonders wichtig durch die große Fürſorge, welche der König ſelbſt und ſeine trefflichen Miniſter, die Grafen Bernſtorf und Moltke, für die innere Wohlfahrt und für das Aufblühen der Künſte und Wiſſenſchaften hegten, und welches vorzüglich Klopſtock verewigt hat. In dem 7jährigen Kriege vermittelte Dännemark die Convention von Kloſter Zeven; die Misverſtändniſſe mit dem Gottorpſchen Hauſe wurden drohender, da Plön durch Erbſchaft an Dännemark fiel. Kaiſer Peter III. beſchloß den Krieg, und ſchon ſtand ſein Heer in Meklenburg, als er abzudanken gezwungen, das Heer zurückberufen und eine friedliche Unterhandlung von dem Großfürſtlichen Hauſe angeknüpft wurde. Friedrich ſtarb 1766, allgemein geliebt und betrauert, nachdem er auf ſeinem Todtenbett dem Kronprinzen eine rührende Ermahnung ertheilt hatte. — Chriſtians VII. Regirung fing glänzend an. Er machte eine Reiſe durch Frankreich, Teutſchland und England, und ließ ſeiner Liebenswürdigkeit huldigen. Die Reichsfreiheit Hamburgs ward in Übereinſtimmung mit dem Gottorpſchen Hauſe anerkannt; Graf Struenſee machte im Innern eine Menge leider übereilter Verbeſſerungen, ward aber von der Königin Juliane und dem misvergnügten Adel geſtürzt und, wegen angeblich verbotenen Verhältniſſes mit der Königin Mathilde, nebſt ſeinem Freunde Brandt auf's Schaffot gebracht. (Authentiſche und höchſt merkwürdige Aufklärungen über die Geſchichte der Grafen Struenſee und Brandt, aus dem Manuſcript eines hohen Ungenannten. Germanien 1788. — Marquis D'Ives geheime Hof- und Statsgeſchichte des Königreichs Dännemark. Germanien 1790.) — Die Streitigkeiten mit dem Gottorpſchen Hauſe, wurden 1773 für immer dahin abgethan, daß Dännemark der jüngern Linie die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt und die Anwartſchaft des Prinzen Friedrich auf das Bisthum Lübeck abtrat, dafür aber den ganzen Gottorpſchen Antheil der Herzogthümer erhielt. Da Dännemark 1780 der bewaffneten Neutralität beigetreten war, ward es in einen Krieg mit England verwickelt, der 1801 mit einer mörderiſchen Seeſchlacht bei Kopenhagen und mit dem Beitritte Dännemarks zu der Ruſſiſch-Engländiſchen Convention endigte. Die Begebenheiten in Frankreich, das Umſichgreifen Napoleons, veranlaßten England, ſich der Däniſchen Flotte zu verſichern; ſie ward ohne vorgängige Kriegserklärung 1807 erobert, nachdem Kopenhagen bombardirt worden war. Dies nöthigte das Däniſche Cabinet, ſich Frankreich anzuſchließen. Im J. 1808 ſtarb Chriſtian, nachdem in den letzten Jahren der Kronprinz die Regirung geführt hatte. Eine Menge innerer Verbeſſerungen waren gemacht worden, die man beſonders den beiden Bernſtorfs zu danken hatte; der Sclavenhandel und die Leibeigenſchaft waren abgeſchafft, Preßfreiheit eingeführt; der Schleswig-Holſteinſche Kanal ſetzte die Nord- und Oſtſee in Verbindung. — Friedrich VI. begann ſeine Regirung in einer unglücklichen Zeit; das Continentalſyſtem hatte den Handel und Verkehr Dännemarks gelähmt, der Wohlſtand war zerrüttet und aller Muth zu merkantiliſchen Unternehmungen geſunken. Die Verbindung mit Napoleon führte den traurigen Krieg mit Schweden und den Verbündeten herbei, der mit dem Frieden zu Kiel (14. Jan. 1814) und mit der Abtretung von ganz Norwegen, an Schweden, und der Inſel Helgoland, an Großbritannien, endete. Dänemark erhielt dafür Schwediſch-Pommern, welches daßelbe unterm 4. Jun. 1815 an Preußen, gegen das Herzogthum Lauenburg und eine Geldentſchädigung, vertauſchte. Seitdem iſt die Bedeutſamkeit dieſes einſt anſehnlichen States ſehr vermindert, und die Thätigkeit der Regirung auf die innern Verhältniſſe beſchränkt. (*Magnus Graf v. Moltke.*)

II. Geographie und Statiſtik. Öſtlich von der Ausmündung der Elbe zieht ſich ein langer Erdſtrich in das Nordmeer hin, der, nordöſtlich in eine ſandige Landſpitze (Skagen) ausläuft und g. S. in ſeiner ganzen Breite durch die Eider und den Kieler Kanal begrenzt wird. Dieſe Halbinſel — Chersonesus cimbrica der Alten, das heutige Jütland —, bildet mit dem unmittelbar daran ſtoßenden, zwiſchen der Nordſee (g. W.), der Elbe (g. SW.) und der Oſtſee (g. N.) gelegenen Erdſtrich — Holſtein und Lauenburg —, das däniſche Feſtland und mit den Inſelgruppen zwiſchen dem Kattegat (Sinus codanus) und der Oſtſee, welche, ſchon in früher Zeit von der Oſtküſte der Halbinſel losgeriſſen, durch die beiden Belte und den Sund vom Feſtland und von einander geſchieden werden, ſowie dem in der Oſtſee gelegenen Bornholm, der Faröergruppe und Island im Nordmeer, das europäiſche Statsgebiet des däniſchen Königreichs. Dieſes umfaßt ein Areal von 2845 QM. mit über 2 Mill. Einw. [4]) und beſteht aus: a) dem (eigentlichen) Königreich Dänemark mit dem Herzogthum Schleswig; b) der nach der däniſchen Kanzleipraxis als Nebenländer betrachteten Faröergruppe (24 QM. mit 5900 Einw.) und Island (1800 QM. mit 50000 E.); und c) den zu dem teutſchen Statenbunde gehörigen Herzogthümern Holſtein und Lauenburg (170 QM. mit 450000 E.) — Außerdem beſitzt Dänemark 1) in Aſien: die Stadt Trankebar auf der Küſte Koromandel (20 QM. mit 50000 E.) und die Factoreien zu Portonoro, Kalikut, Friedrichsnagor, Balſora und Patna, von denen einige gegenwärtig verlaſſen ſind; 2) in Afrika: die Forts Chriſtiansburg, Friedensburg und Prinzenſtein und die Factoreien Afflahur und Lille Poppo auf der Küſte von Guinea (11 QM. mit 3000 E.); 3) in Nordamerika: einen Flächenraum von 300 QM. mit 6000 E. auf der Weſtküſte von Grönland, und 4) in Weſtindien: die Jungferninſeln S. Thomas, S. Croix, S. Jean mit einem Antheile an der Krabbeninſel, zuſammen 8½ QM. mit 42787 Einwohnern [5]).

Das eigentliche Dänemark, auf dem nördlichen

---

[4] Volger Handbuch d. Geographie. 2. Aufl. S. 513. Nach Haſſel im Weimar. Handb. Bd. 10. S. 6 nur 246,097 Q.M. mit 1,714,000 E.

[5] Haſſel a. a. O. S. 60 f.

Saume der gemäßigten Zone, zwiſchen 25° 87′ bis 32° 52′ ö. L. und 54° 12′ bis 57° 44′ 10″ n. B. gelegen, beſteht aus den Inſeln Seeland, Samſöe, Möen, Falſter, Laaland, Fünen, Langeland, Arröe, Alſen, Femern, Bornholm, Anholt, Fanöe, Röm, Sylt, Föhr, Amrom, Pellworm u. m. a. kleinern Inſeln in der Oſtſee, dem Kattegat und der Nordſee — zuſammen gegen 235 QM. mit 600000 E. —, und der Halbinſel Jütland, welche das eigentliche (Nord-)Jütland und das Herzogthum Schleswig (Süd-Jütland), mit ungefähr 900000 E. auf 600 QM., umfaßt *). Der Flächeninhalt des ganzen Landes (mit Ausſchluß Islands und der Faröer) beträgt, nach Volger 851 QM., die Volksmenge 1,564100; nach Haſſel 6) 847,^{21} QM. und 1,521278 E. — Von der Oſtſee und Nordſee (hier Weſtſee genannt) umſchloſſen, ſteht es nur in S. mit Teutſchland in Verbindung und trägt den Charakter des nordteutſchen Flachlandes.

Die Oberfläche der Halbinſel, wie der Inſelgruppen iſt größtentheils eben, durch zum Theil ſchroffe, beſonders nach dem baltiſchen Meere hin, zum Theil ſandige Küſten geſchloſſen; und nur ein ſchmaler Landrücken ziehet ſich auf der Halbinſel von der Mündung der Steckenitz faſt in der Mitte durch das ganze Land, und endet mit dem Vorgebirge Skagen. Dieſer Landrücken, deſſen höchſter Punkt der Himmelsberg (27° 25′ ö. L. 56° 5′ n. B.) 1200 Fuß über d. M., iſt eine Fortſetzung des teutſchen ebenſo niedrigen Höhenzuges, welcher von der Lauſitz aus das Flußgebiet der Elbe von dem der Oder und der Küſtenflüſſe der Oſtſee ſcheidet. Er bildet die Waſſerſcheide zwiſchen der Nordſee, dem Kattegat und der Oſtſee, im Ganzen aber neigt ſich das Land mehr nach der Nordſee hin.

Das ganze Land hat angeſchwemmten Boden, deſſen Grundlage Kalk- und Gypsfelſen ſind, welche größtentheils die Oſtküſte der Halbinſel und die ſteilen Uferwände einiger Inſeln bilden; im W. hat die Halbinſel größtentheils dürren Sandboden, im O. mehr Lehm und daher ein oft ſehr ergiebiges Erdreich; in dem S.Theile der Weſtküſte beginnt die herrliche Marſch, die ſich längs der Nordſee bis Holland hinzieht. Die Inſeln haben einen fruchtbarern Boden und, wie in den öſtlichen Gegenden der Halbinſel, zum Theil ſehr reizende Landſchaften, deren herrliche Fluren durch waldreiche Hügel und liebliche Landſeen verſchönert werden.

Die beiden großen Meere, das teutſche Meer oder die Nordſee, und das baltiſche Meer oder die Oſtſee, umkreiſen und durchſchneiden die verſchiedenen Ländertheile. Die erſte bildet zwiſchen Jütland und Norwegen den großen Meerbuſen Kattegat (Skager-Rak), der durch die drei Meerengen: den kleinen Belt, den großen Belt und den Sund (Oreſund) mit dem baltiſchen Meere in Verbindung ſteht. Eine Menge größerer und kleinerer Buſen (Fiords) haben ſich von allen Seiten in das Land eingeſpühlt, unter welchen der ausgebreitete Lymfiord — der ſeit 1825 die nördlichſte Spitze Jütlands vom Feſtlande trennt, — der Stavningfiord, der Apenrader-Fiord, das Eckernförder-Wyk und der Schley auf Jütland, ſowie auf Seeland der Iſefiord, welcher rechts mit dem Röskilderfiord und links mit dem Lammefiord zuſammenhängt, die wichtigſten ſind. Unter den Landſeen ſind die bemerkenswertheſten der Viborg-, Lange- und Garboelſee auf Jütland; der Arreſee, Esromſee, Siälſee, Füreſee und Tiisſee auf Seeland; der Arreskov- und Brendegaardſee auf Fünen und der Marienböerſee auf Laaland. — Die Flüſſe der Halbinſel ſind vermöge der Formation des Landes größtentheils unbedeutend, die der Inſeln nur Bäche; auf Jütland, wo ſie den allgemeinen Namen Aa führen, ſind die vornehmſten: die Gudensaa, welche aus den Moräſten von Rye, im Stifte Aarhuus, kommt und ſich in den Kattegat ergießt; die Skierneaa, welche in den Stavningfiord geht; die Ripſaa, welche bei Ribe in die Nordſee mündet, wohin auch die Bredeaa, Widaa und die Scholmaa ihren Weg nehmen; endlich die in einem kleinen See bei Bördesholm entſpringende Eider, der alte Grenzfluß Teutſchlands, welche rechts die Sorge und Trenne aufnimt, bei Rendsburg ſchiffbar wird und unterhalb Tönningen das teutſche Meer erreicht. Sie hat flache, zum Theil ſumpfige und eingedeichte Ufer (die Eiderbrüche), und verbindet mittels des Schleswig-Holſteiner- oder ſogenannten Kieler-Kanals das teutſche mit dem baltiſchen Meere. Dieſer Kanal erſtreckt ſich von der Kieler Föhrde, unweit Friedrichsort, bis zur Obereider bei Forth (6852 Ruthen oder beinahe 4⅛ M. lang), iſt 100 Fuß breit, 10 Fuß tief, hat 6 Schleußen und trägt Schiffe von 100 Fuß Länge, 26 Fuß Breite und 9 Fuß Tiefe. — Der vom Grafen Danneskiold projectirte Kanal, welcher die korn- und waldreichen Gegenden Seelands mit der Küſte vereinigen ſoll, iſt noch unvollendet.

Mineralwaſſer finden ſich nur bei Glücksburg in Schleswig, doch nicht von großem Rufe.

Dänemarks Klima iſt gemäßigt, beſonders auf den größern Inſeln, doch überall rauher als in Teutſchland; die Temperatur veränderlich, häufig Nebel, Regen, Stürme, ein ewiger klimatiſcher Wechſel und eine feuchte Atmoſphäre, die beide wohlthätig auf die Fruchtbarkeit wirken. Die Naturerzeugniſſe des Thierreichs beſtehen in guten Pferden, ſchönem Rindviehe, Schafen und Schweinen, einer dem Lande eigenthümlichen guten Hunderace, Katzen mit geflammten Pelzen und Federvieh; wenig Wildpret, aber viel wildes Geflügel, beſonders Strandvögel und darunter Eidergänſe auf Bornholm und Sylt; auf den Küſten, vorzüglich auf Anholt, werden Seehunde gefangen. Das größte Raubthier iſt der Fuchs. Fiſche ſind im Überfluß, auch Auſtern und Hummern liefert das Meer; Bienen. Das Pflanzenreich liefert viel Getraide aller Art: Buchwaitzen, Gartengewächſe und Hülſenfrüchte, Rübſamen, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Senf, Kümmel, Färberröthe und Obſt. Holz iſt in einigen großen Waldungen, aber nicht hinreichend, dagegen Torf im Überfluß vorhanden und Seetang ſeit einigen Jahren Handelsartikel. Das Mineralreich iſt arm und gewährt nur etwas Eiſen in Jütland aus Sümpfen, gute Mahl- und Bauſteine, Thonerde, Töpfer- und Alaunthon, Kreide, Kalk, Marmor, Gyps, Wal-

---

*) Über dieſe Beſtandtheile D.'s vergl. die beſond. Art.

6) Gen.-hiſt.-ſtat. Almanach für 1831. S. 412.

kererde, Salz, Salpeter, Vitriol, Steinkohlen, Bernſtein und vorzüglichen Cement auf Bornholm *).

Die Bewohner des Landes ſind ein ſchöner Menſchenſchlag, von ſtarkem, kräftigem Bau, der ſich in dem weiblichen Geſchlechte zu dem ſanfteſten Reize veredelt. Zwar haben ſie nicht die Lebhaftigkeit der Bewohner des weſtlichen und ſüdlichen Europa, vielmehr geben ihnen Klima und Lebensart eine gewiſſe Langſamkeit; aber ſie ſind ſtandhaft, ausdauernd, von mannhaftem Muthe beſelt, ein edles, hochachtbares, gebildetes Volk, das in Geſtalt, Sitte und Sprache ſeine Abkunft von dem großen germaniſchen Urſtamme verräth. Das Gros der Nation bilden die Dänen (1,320000 Selen), welche auf den Inſeln, in Jütland und einem Theile von Schleswig einheimiſch ſind, das größtentheils von eigentlichen Teutſchen bewohnt wird. Die Weſtküſte von Jütland und die kleinen Eilande des teutſchen Meeres bewohnen die Frieſen (gegen 40000 Köpfe), aber nur noch in dem Amte Tondern, in Bredeſtedt und auf einigen Inſeln unvermiſcht mit reinem Frieſendialekt; das Land zwiſchen der Flensburger Bucht und dem Schley am baltiſchen Meere, die Angeln (etwa 30000 Köpfe), welche beſonders wegen ihres kräftigen Körperbaues und ihrer Sittlichkeit bekannt ſind. — Mit Ausnahme von etwa 4000 Juden und 2000 Katholiken und Reformirten, bekennen ſich ſämtliche Einwohner zur evangeliſch-lutheriſchen Kirche.

Dänemark iſt ein völlig ackerbautreibender Stat, doch wird der Ackerbau im Ganzen nicht mit gehöriger Thätigkeit betrieben; der Grund hievon liegt aber weniger am Klima und in der Kargheit des Bodens, als in dem Mangel an Betriebscapital und den, ungeachtet der Aufhebung der Leibeigenſchaft, ungünſtigen Verhältniſſen der Bauern; gleichwol überſteigt die Production an Getraide und Rübſamen den Bedarf der Bevölkerung *), den der Ertrag des Gemüſe- und Obſtbaues erreicht. Viehzucht, beſonders Pferde- und Rindviehzucht, wird mit Vorliebe betrieben; dagegen ſteht die Schafzucht, obſchon es bedeutende Heerden im Lande gibt, im Wöllertrag gegen Teutſchland weit zurück, und die Bienenzucht iſt nur in Falſter, Fyen und Bornholm von einiger Bedeutung. — Die Lage des Landes, von ſo langen Küſten und zahlreichen Buchten eingeſchloſſen, begünſtigt die Fiſcherei außerordentlich; beſonders betrieben wird der Häringsfang im Lymfiörden, der Schollen- und Stockfiſchfang bei Skage und Fladſtrand, die Lachsfiſcherei in den Buſen von Mariager und Randers; am Strande von Eiderſtedt ſchlägt man Robben und Seehunde, in der Eider erlegt man Meerſchweine, und in vielen andern Buchten und Baien treibt man auf Aale, Flindern, Makrelen, Steinbutten, Rochen, Hummern, Auſtern und Muſcheln. — Bei dem Mangel an Waldungen iſt die Jagd von geringem Belang, und hauptſächlich nur auf Strandvögel beſchränkt. Ebenſo unbedeutend iſt auch die Gewinnung von Bergbauprodukten, und nur auf der Hize, an der Weſtküſte Jütlands, wird einiger Bernſtein geſammelt.

Der Kunſtfleiß der Einwohner beſchränkt ſich zunächſt auf die Fertigung eines groben wollenen Zeuges, Wadmel genannt, des Itvergarns aus Leinen und Wolle und verſchiedener Arten von Hanf- und Flachsleinwand. Die Spitzenklöppelei beſchäftigt bei Tondern gegen 10000 Perſonen, welche damit 500000 Guld., ſowie die 4400 Holzſchuhmacher von Jütland jährlich 400000 Gulden verdienen. Baumwollenfabriken ſind zu Kopenhagen und Fridericia; Ledergärbereien in mehren Städten Jütlands, eine der wichtigſten in Kopenhagen; berühmt ſind die däniſchen Handſchuhe von Randers und Odenſee. Zuckerſiedereien gibt es mehre, vorzüglich in der Hauptſtadt, ſowie Fabriken für Gegenſtände des Luxus; eine Menge von Tabaksfabriken, Seifenſiedereien und (über 3000) Brantweinbrennereien; ferner eine Porzellanfabrik, 16 Kupfer- und Meſſinghämmer, die Gewehrfabrik Hammermöllen zu Hellebeck (4000 Stück), 1 Kanonengießerei, Pulvermühlen, Salpeterfabrik, Eiſen- und Kupferhammer und Eiſengießerei zu Friedrichswerk. Außerdem iſt noch der Schiffsbau zu bemerken, der an mehren Orten große Thätigkeit erweckt. — Die Regirung hat von jeher ſehr viel für die Aufnahme des Fabrikweſens gethan, zu welchem Zweck ein beſonderer Commerz- und Induſtriefonds beſteht, ohne jedoch die Induſtrie im Allgemeinen über das Mittelmäßige und zu der Bedeutſamkeit des Handels erheben zu können. Für dieſen iſt die Lage des Landes zwiſchen zwei ſtark befahrenen Meeren ſehr vortheilhaft, wenn auch die Schifffahrt im Kattegat vier Monate im Jahre unterbrochen iſt. Die Freiheit, Handel zu treiben, Magazine und Kramladen zu errichten, und Jahrmärkte zu halten, iſt nur mit der Stadtgerechtigkeit eines Orts verbunden und wird nur von den Städten am Meere und den Fiorden gehörig benutzt. Der Binnenhandel, welcher meiſtens auf den Seeplätzen durch Küſtenſchiffe unterhalten wird, erſtreckt ſich blos auf Umtauſch von Landesproducten und Fabrikartikeln; der auswärtige Handel dehnt ſich aber auf alle europäiſche Nationen, Amerika, Afrika, China und Oſtindien aus. Das ganze Handelscapital ſchlägt Oluſſen *) auf 25 Mill., den Gewinn auf 2,600000 Gulden an. Ausgeführt wird vorzüglich: Getraide, Malz, Brantwein, Pferde, Ochſen, eingeſalzenes Fleiſch, Butter, Käſe, Fiſche, beſonders Häringe, Auſtern, Gartenfrüchte, Häute, Talg, Leinwand, Spitzen und Handſchuhe; dagegen führt man ein: Colonialwaren, Wein, Brantwein, Tabak, Salz, edle Früchte, engl. baumwollene Zeuge, Droguerien, Gold, Silber, Galanterie-, Mode-, Glas- und Metallwaren, Glastafeln und Mineralien **). Die wichtigſten Handelsplätze ſind Kopenhagen, Flensburg, Aalborg, Rendsburg, Randers, Aarhuus, Korſöer, Fridericia, Kallundborg, Horſens, Apenrade, Hadersleben, Tondern und Schleswig; die vorzüglichſten Häfen ſind auf den Inſeln und nächſt dieſen die von Eckernförde, Flensburg, Horſens, Aarhuus, Aalborg und Fridericia an der Oſtküſte der Halbinſel; die vier Häfen an der Weſtküſte: Rinköping, Hoyer, Huſum und Tönningen ſind nur für kleinere Schiffe fahrbar*). Zur Beförderung des Handels dienen außerdem, der durch weiſe Handelsgeſetze erleichterte Verkehr, Handelsgeſellſchaften (die königl. aſiatiſche, von 1812 auf 30 Jahre oktroyirt, die Kopenhag. Häringsgeſellſchaft und eine Seeaſſekuranzgeſellſchaft) und ſeit 1813 die Reichsbank, welche am 1. Aug. 1827 2,250947 Rthlr. 85 Sch. Silber und 2,020241 Rthlr. 79 Sch. in Zetteln beſaß. (G. u. ſtat. Ephem. 25. Bd. S. 61.)

---

*) Vergl. v. Schlieben Geogr. 2. Bd. 2. Abth. S. 268 f.

**) G. u. St. Ephemeriden. 28. Bd. Weimar 1829. S. 255. 480. Malchus Statiſtik u. Statenkunde. S. 110 f.

*) Beitr. zu einer Überſ. d. Nationalinduſtrie in D., überſ. v. Ollemann. Altona 1820. 8.

**) G. u. St. Ephem. 25. Bd. S. 352.

In Dänemark kurſirt gemünztes und Papiergeld; die Mark fein wird in Kopenhagen zu 68 Mark däniſch oder 17 Gulden ausgeprägt, Buch und Rechnung aber nach Reichsbankthalern zu 6 Mark, die Mark zu 16 Schillingen, der Schilling zu 12 Pf. geführt. 1 Reichsthaler = 1 Gulden $45\frac{1}{2}$ Kr.; vom Papiergelde rechnet man 35 Arten, deren Nominalwerth zuſammen 160 Mill. Gulden überſteigt; im J. 1816 waren blos an Reichsbankozetteln 83,582652 Reichsthaler im Umlaufe, und der Kurs iſt ungemein ſchwankend. — Der däniſche Fuß iſt dem rheiniſchen gleich, 2 Fuß machen eine Elle, 5 Ellen eine Ruthe, und 12000 Ellen eine Meile. — Das Flächenmaß wird nach Tonnen Hartkorn = 210280 Par. Fuß, nach Tonnen Saatkorn = 52570, und nach Q.Ruthen = $93\frac{1}{3}$ Q.Fuß berechnet. — Ein Laſt Korn hat 12 Tonnen, 1 Tonne 8 Scheffel, und 1 Scheffel 4 Viertel = eine Tonne = 7,013 Cubikzoll. — Ein Fuder Wein hat 6 Ohm, 24 Anker, 240 Stübchen, 465 Kannen, 930 Pott und 3720 Putte; ein Ohm = 7548, eine Tonne Bier oder Öl aber 6624 Par. Cubikzoll. — Handelsgewicht: 1 Schiffpfund hat 20 Liespfunde, 1 Liespfund 16 Cntr., 1 Cntr. 100 Pfunde, 1 Wog 3 Bismerpfund, das Bismerpfund 12 Pfund, letzteres = 10,397 Holl. Aſen [7]).

Wie Dänemark der Ruhm gebührt, unter allen ſeefahrenden europäiſchen Staten zuerſt (1803) dem ſchändlichen Sklavenhandel entſagt zu haben, ebenſo verdient auch die Sorgfalt für Beförderung der Volksbildung geprieſen zu werden. Jede Commune hat ihre eigene aus dem Pfarrer des Orts und vier achtbaren Einwohnern beſtehende Unterrichtscommiſſion, welche den regelmäßigen Schulbeſuch ebenſo, wie die Verwaltung der Fonds und das Verhalten der Lehrer beaufſichtigt. Alle Eltern ſind geſetzlich verpflichtet, ihre Kinder — in den Städten vom 6., auf dem Lande vom 7. Jahre an — in die öffentlichen Schulen zu ſchicken oder ſie durch Hauslehrer unterrichten zu laſſen, welche dann ebenfalls von der Commiſſion controlirt werden. Alle Wochen muß der Pfarrer eine Schulinſpection vornehmen, wobei er zugleich die Fähigkeit der 14 Jahre alten Zöglinge rückſichtlich der Zulaſſung zu dem geſetzlich angeordneten beſondern Unterricht zur Vorbereitung auf die Confirmation zu prüfen hat. Jede Propſtei hat wieder eine, aus dem Propſte und vornehmſten Ortsvorſtande beſtehende Oberſchulcommiſſion, durch welche die meiſten Landſchullehrerſtellen beſetzt und Schulangelegenheiten zur Entſcheidung in letzter Inſtanz an die königl. Kanzlei gebracht werden. Jede Schule beſteht aus zwei Klaſſen; in der untern wird Leſen, Schreiben, Rechnen, beſonders Kopfrechnen, Geographie, Religion und in mehren auch Zeichnen nach der Methode des wechſelſeitigen Unterrichts gelehrt; in der obern Klaſſe, in welcher Simultanunterricht Statt findet, außerdem die Elemente der Grammatik und Naturgeſchichte, in beiden Klaſſen aber gymnaſtiſche Übungen betrieben [8]). — Außer dieſen beſtehen auch noch in Kopenhagen und andern Städten Sonntagsſchulen. — Für tüchtige Schullehrer ſorgen die Seminarien zu Tondern in Schleswig, Borris in Jütland, Brahe-Trolleborg und Skaarup auf Fyen, Weſterborg auf Laaland ꝛc. — Auch hinſichtlich der wiſſenſchaftlichen Cultur ſteht Dänemark auf einer nicht unbedeutenden Stufe und beſonders ſeit der Wiederherſtellung der, ſchon von Chriſtian VII. im J. 1770 gewährten Preßfreiheit, unter der gegenwärtigen Regirung ſind bedeutende Fortſchritte gemacht worden [9]). Für die gelehrte Bildung beſtehen 1) die Gymnaſien zu Kopenhagen, Röskild, Helſingör, Friedrichsborg, Slagelſe und Herlufsholm auf Seeland, zu Odenſee und Nyborg auf Fünen, zu Naskow und Nykiöbing auf Laaland und Falſter, zu Aalborg, Wiborg, Aarhuus, Randers, Horſens, Ribe, Kolding und Fridericia auf Jütland und zu Schleswig, Hadersleben, Huſum und Flensburg in Schleswig, und 2 gelehrte Mittelſchulen zu Wordingborg und Rönne; — 2) die im J. 1478 geſtiftete Univerſität zu Kopenhagen, unter einem Rector aus vier Fakultäten beſtehend, mit einer anſehnlichen Bibliothek, botaniſchem Garten (G.-Examinat.-Commiſſion), Muſeum, Sternwarte (Längenbüreau) u. a. dahin gehörigen Anſtalten; 3) das Seminar für die gelehrten Schulen und das theologiſche Seminar zu Kopenhagen. — Beſondere Lehranſtalten ſind: die königl. chirurgiſche Akademie und das chirurgiſche akademiſche Collegium, ſo wie die Veterinärſchule zu Kopenhagen; die Ritterakademie zu Sorö, das Land- und Seekadetteninſtitut zu Kopenhagen, die Taubſtummen- und Blindenanſtalten zu Kopenhagen und Schleswig u. a. m. — Unter den gelehrten Geſellſchaften ſteht die königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen an der Spitze; ſie iſt 1743 geſtiftet und hat insbeſondere die geogr. Landesvermeſſung und das Chartenweſen unter ſich, beſorgt auch die Herausgabe eines däniſchen Wörterbuchs. Außer dieſer beſtehen die Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und des Geſchmacks ſeit 1763, die Skandinaviſche Literaturgeſellſch. ſeit 1797, die Claſenſche Literaturgeſ. ſeit 1809, die Geſellſch. für vaterländ. Geſchichte und Sprache ſeit 1810, die mediziniſche Geſellſch. ſeit 1772, die Landhaushaltungsgeſ. ſeit 1769, die Geſ. zur Beförderung der Veterinärwiſſenſchaften ſeit 1807, die Geſ. zur Beförderung des inländiſchen Fleißes ſeit 1808, und die Isländiſche Landaufklärungsgeſ. ſeit 1794 in Kopenhagen, ſowie die Schleswig-Holſteinſche patriotiſche Geſellſchaft ſeit 1812. — Außer den bereits angeführten Hilfsanſtalten für die gelehrte

---

*) Im J. 1828 hat D. 1416 Handelsſchiffe von 29611, die Herzogthümer 1750 von 28935 Laſt. G. u. ſtat. Eph. 29. Bd. S. 384.

[7] Haſſel Statiſtik S. 427. Vergl. Riemann Handb. d. Münzen ꝛc. Quedlinb. 1830. 8.

[8] Blätter f. lit. Unterhalt. Lpzg. 1830. S. 404.

[9] Weim. Handb. 10. Bd. S. 33 f. Blätter f. lit. Unterhalt. Lpzg. 1830. S. 600 u. 696. Vergl. d. Art.: Dän. Sprache u. Literatur.

Bildung bemerken wir noch: 1) die von Friedrich III. gegründete königl. Bibliothek zu Kopenhagen mit 400,000 Bänden, die daſige Univerſitätsbibliothek mit 100,000 Bänden und die von J. F. Claſen und ſeinem Bruder im J. 1792 gegründete Bibliothek mit 30,000 Bänden ebendaſelbſt[10], die Stiftsbibliotheken zu Aalborg (10,000 Bde.) und Odenſee (6000 Bde.), die Schulbibl. zu Huſum (4000 Bde.) und die der Ritterakademie zu Soröe (3000 Bde). — Zur Beförderung der ſchönen Künſte beſteht ſeit 1734 die königl. Akademie zu Kopenhagen, welcher Thorwaldſen ſeine frühere Bildung verdankt und die königl. Gemäldegalerie zu Kopenhagen, die beſte des Reichs.

Die Halbinſel und die Inſeln, ſamt dem ſüdlich der Eider gelegenen Holſtein und Lauenburg, und Island und die Faröer, bilden eine uneingeſchränkte in männlicher und weiblicher Linie erbliche Monarchie, deren drei Fundamentalgeſetze die Souverainitäts- und Erbgerechtigkeitsacte von 1661, das Königsgeſetz von 1665 und die Indigenatsacte von 1776 ſind. Der Titel des Monarchen iſt „König von Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holſtein, Stormarn, der Dithmarſchen und zu Lauenburg wie auch zu Oldenburg.“ Der präſumtive Thronfolger heißt Kronprinz, die übrigen Kinder Prinzen und Prinzeſſinnen von Dänemark. Die Reſidenz des Königs — ſeit 1808 Friedrich VI. — iſt Kopenhagen; Luſtſchlöſſer ſind Frederiksborg, Fredensborg, Hirſchholm und Charlottenlund; der Hofſtat iſt ſehr einfach und koſtet wenig über 100,000 Rthlr. — Das Wapen des Reichs beſteht in einem durch das Danebrogskreuz quadrirten Hauptſchild mit den Wapen von Dänemark, Schleswig, Jütland, Lauenburg ꝛc. und einem Mittel- und Herzſchilde, welche die Familienwapen enthalten. Um den von einer offenen Königskrone bedeckten Schild, den zwei wilde Männer mit Keulen halten, hängt die Kette oder das blaue Band des Elephantenordens. — Den Glanz der Krone erhöhen 1) der von Chriſtian II. 1458 geſtiftete oder erneuerte Elephantenorden; 2) der von Waldemar II. 1219 geſtiftete Danebrogorden und 3) der von der Gemahlin Chriſtian VI., Sophie Magdalene, 1732 geſtiftete Orden de l'Union parfaite.

Die Staatsbürger theilen ſich in drei Klaſſen: 1) Adel mit großen Vorrechten und bedeutendem Grundbeſitz, aus dem hohen (Freiherren, Grafen und, ſeit 1818, einem Herzog) und niedern Adel beſtehend; 2) Bürger, ebenfalls mit beſondern Vorrechten; aber blos die Bürger von Kopenhagen haben das Vorrecht, adelige Güter zu beſitzen; 3) Bauern, ſämtlich frei, nachdem 1788 die Hofhörigkeit und 1800 die Leibeigenſchaft aufgehoben iſt; doch iſt die Zahl der freien Eigenthümer noch ſehr gering und die meiſten Landleute ſind nur Erbpächter und Fäſtebauern, bloße Zeitpächter und Frohnebauern, welche letzten den Gutsherren und dem Staate zugleich frohnden müſſen. Überdem laſtet auf dem Bauer der größere Theil der Steuern, und aus ſeinem und dem Bürgerſtande wird allein die Land- und Seemacht ergänzt. Beſondere Vorrechte haben die Landleute auf Amack und in den Schleswigſchen Kögen. — Nach Haſſel (ſtatiſt. Umriß II. S. 162. 164.) bewohnte im J. 1823 die geſamte Volksmenge des eigentlichen Dänemarks und Schleswigs 81 Städte, 22 Marktfl., 1744 Kirchſpiele, 4359 Dörfer und Weiler, 8685 einzelne Höfe und 273950 Häuſer *).

Die höchſte Reichsbehörde iſt der ſeit 1660 angeordnete und 1814 neu eingerichtete, aus ſechs Statsminiſtern beſtehende Statsrath, in welchem — mit Ausnahme der auswärtigen Angelegenheiten — alle Verwaltungs-Angelegenheiten collegialiſch berathen und beſchloſſen werden. Die ſpeciellere Leitung der verſchiedenen Hauptzweige iſt, jeder unter der obern Direction eines der Mitglieder des Statsrathes, beſonderen Central-Collegien übertragen, nämlich die Angelegenheiten im Reſſort der Juſtiz, des Innern und des Cultus, der Däniſchen und der Schleswig-Holſtein-Lauenburgſchen Kanzlei; 2) jene der Finanzen, der Finanzdeputation und der Statsſchuldendirection; 3) des Commerzweſens, der Rentkammer, Generalzollkammer und dem Commerzcollegium. -- Die Marineangelegenheiten werden durch das Admiralitätscollegium und die Militärangelegenheiten durch das Generalcommiſſariatscollegium verwaltet[11].

Rückſichtlich der Provinzialverwaltung iſt das eigentliche Dänemark in 7 Stiftsämter von ungleicher Größe getheilt, deren jedes eine Anzahl Ämter in ſich begreift, die ſelbſt wieder in Herreder oder Harden (Bezirke) zerfallen. An der Spitze eines jeden Stifts ſteht ein Stiftsamtmann für die Aufſicht und Leitung der Verwaltung im Allgemeinen, insbeſondere aber jener der Städte, der allgemeinen Landespolizei ꝛc., überhaupt als Mittelbehörde zwiſchen den höheren und den ihm untergeordneten untern Behörden — Amtleute und Voigte; Bürgermeiſter und Rath in größern und Stadtvoigte in kleinern Städten. — Das Herzogthum Schleswig iſt in Ämter, und dieſe in Harden und Kirchſpielgerichte eingetheilt und ſteht mit Holſtein unter einem gemeinſchaftlichen Statthalter, welcher zugleich Präſident der Obergerichte zu Gottorp (für Schleswig) und Glückſtadt (für Holſtein und Lauenburg) iſt. — Die Polizeipflege auf dem Lande und in den Städten iſt gewöhnlich mit den Ämtern und Magiſtraten verknüpft und nur in größern Städten beſtehen eigene Polizeiämter und Polizeidirectionen, zu Kopenhagen auch ein Polizeigericht. Sie iſt in mehren Zweigen muſterhaft und für einige Zweige der Statspolizei vortrefflich geſorgt[12].

---

[10] Blätter f. lit. Unterhalt. Lpzg. 1830. S. 32. Abweichende Angaben ſ. bei Malchus Statiſtik S. 584. — Der auf Befehl des Königs im J. 1817 angefangene Generalkatalog über die königl. Bibliothek, wurde nach Moldenhauer's Tode (1823) durch ſeinen Nachfolger, den Oberbibliothekar Werlauff vollendet. Bl. f. lit. Unterh. 1830. S. 1460.

*) Vergl. Malchus Stat. S. 201 f.

[11] Malchus Statiſtik S. 510. Haſſel Stats- u. Addr.-Handb. 1816. 2. Bd. S. 46 f. u. d. 2. Abth. S. 3 f.

[12] Die Anſtalten zur genauern Kenntniß des Stats gehen in das kleinſte Detail. Jährlich werden Volks-, Ehe-, Geburts- und Sterbeliſten, in gewiſſen Perioden Vieh-,

Die kirchlichen und Schulangelegenheiten verwaltet als Mittelbehörde in jedem Stiftsamte ein Biſchof, unter ſeiner Leitung in jedem Amte ein Propſt, welche, unter dem Vorſitze des erſteren vereint, das Landesconſilium des Stifts bilden [13]. — Die Zahl der Geiſtlichen beträgt 1063. — In Schleswig beſteht ein Oberconſiſtorium zu Gottorp, in welchem der Kanzler den Vorſitz hat, und an der Spitze der Geiſtlichkeit ſteht der General-Superintendent zu Schleswig, dem 10 Pröpſte und 213 Prediger untergeordnet ſind [14]. — Stifter und Klöſter ſind zu Wallöe, Wemmetofte, Röskild, Odenſee, Giſſelfeldt, Stövringgaard, Eſtvadgaard, Schleswig und das Harböſche Witwenkloſter in Kopenhagen, wo auch eine Hauptbibelgeſellſchaft und ſeit 1714 ein evangel. Miſſions-Collegium beſteht.

Die oberſte Inſtanz in Juſtizſachen iſt das höchſte Gericht in Dänemark zu Kopenhagen, welches alljährlich vom König ſelbſt im Anfange des März mit beſondern Feierlichkeiten eröffnet wird. Unter dieſem ſtehen die Landesobergerichte zu Kopenhagen und Wiborg und das Hof- und Stadtgericht zu Kopenhagen, als Gerichte zweiter Inſtanz. Die Untergerichte ſind entweder königl. Thinggerichte in jedem Herred, oder Patrimonialgerichte, wohin die Birketinge des Adels und die Stadtrichter gehören. In Schleswig ſteht die niedere Gerichtsbarkeit bei den Stadtmagiſtraten, Patrimonialgerichten und königl. Ämtern. Der Prozeßgang iſt einfach und kurz, die Zahl der Prozeſſe ſelbſt aber, ſeit Einführung angeordneter Vergleichscommiſſionen (Friedensrichter) im J. 1795, verhältnißmäßig ſehr gering [15].

Das Statseinkommen beträgt über 10½ Mill. Guld. C. M. [16]. Es fließt aus Domainen, die jedoch nicht mehr beträchtlich ſind, aus einigen Regalien, aus dem Sundzoll, aus der Rangſteuer nach neun Klaſſen, aus einer Beſoldungsſteuer, aus der Stämpel- und Hypothekenſteuer, aus den Abgaben vom platten Lande, die unter ſieben, und aus jenen von den Städten, die unter neun Rubriken erhoben werden. Die Statsausgaben überſtiegen, bis auf die neueſte Zeit, faſt jedes Jahr die Einkünfte (1786 ſchwankte die Bilanz mit 944,250 G.); jetzt aber ſoll das Gleichgewicht völlig hergeſtellt ſeyn. Die Statsſchuld mag ſich mit der neuen Anleihe von 1822 zu 30 Mill. Guld., wofür Sundzoll und Colonien zum Unterpfande geſetzt ſind, wol auf 120 Mill. Gulden belaufen, wovon der Stat etwa 45 Mill. dem Auslande, den Überreſt aber ſeinen eignen Unterthanen ſchuldig iſt, und meiſtens Papiergeld circulirt, deſſen Realwerth freilich tief unter dem Nennwerthe ſteht. Im J. 1777 hatte der Stat erſt 17,190,946 Rthlr. Schulden, wovon das Ausland 7,139,762 Rthlr. zu fodern hatte; dabei betrugen die ausſtehenden Kapitalien 8,469,718 Rthlr. Es beſteht ſeit 1785 ein Tilgungsfond, der ſeit 1816 außerordentliche Zuſchüſſe erhalten hat [17].

Dänemark hat ſein ſtarkes Landheer, das bis 1809 noch gegen 108,000 M. betrug und wol das Meiſte zu ſeinem Verfalle beigetragen hat, ſeit 1815 auf 38,819 M. herabgeſetzt, nämlich 31,026 Mann Infanterie, 3302 Cavalerie, 4421 Artillerie, 21 Genie und 47 Generalſtab, eingetheilt in 1 Leibgarde, 13 Regimenter Inf., 9 R. Cav., 16 Comp. Jäger, 18 C. Art., 1 Raketenbatterie, 1 Genie- und 1 Cadettencorps, deren Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüſtung gut, der Sold aber ſehr gering iſt. Vorzüglich gut iſt die Cavalerie beritten und eingeübt und der Artillerie fehlt nichts zu ihrer Zweckerfüllung [18]. — Der Stat hat 7 Feſtungen: Kopenhagen und Kronburg auf Seeland, Nyeborg auf Fünen, Fridericia in Jütland, Frederiksort in Schleswig, Rendsburg und Glückſtadt in Holſtein. — Die Seemacht (1807 faſt ganz von den Briten weggenommen), beſteht gegenwärtig aus 4 Linienſchiffen (2 zu 80, 1 zu 74 und 1 zu 64 Kanonen), 8 Fregatten (4 zu 43 und

---

Ausſaat-, Ernte-, Conſumtions- und Handelstabellen eingereicht und von dem Tabellencomtoir in Kopenhagen geordnet; man hat ziemlich genaue Steuerkataſter und Lagerbücher. Die Medizinalanſtalten ſind vortrefflich; ſie ſtehen unter dem königl. mediz. Geſundheitscollegium zu Kopenhagen. In den meiſten größern Städten ſind gut eingerichtete Kranken-, Gebär- und Findelhäuſer; Quarantaineanſtalten zu Kopenhagen, Helſingör, Odenſe, Naskov, Aalborg ꝛc. In der Hauptſtadt befindet ſich die allg. Witwen- und Waiſenverſorgungsanſtalt, 3 Tontinen- und Leibrentengeſellſchaften, eine Rettungsgeſellſchaft für Verunglückte und hier, wie in andern großen Städten, ausgezeichnete Armenanſtalten. Die Anſtalten gegen Feuersgefahr und das Brandverſicherungsweſen, das Deichweſen und die Einrichtung des Poſtweſens ſind gut, dagegen läßt der Zuſtand der Landſtraßen noch viel zu wünſchen übrig, obſchon ſeit 1809 ein eigenes Wegecorps (Allg. Militärzeitung 1829. S. 279.) beſteht. Überall herrſcht vollkommene Sicherheit und die Straf- und Beſſerungsanſtalten in Kopenhagen, auf Mön, zu Odenſee, Wiborg ꝛc. ſind muſterhaft eingerichtet.

13) Malchus Stat. S. 523.

14) Nach einer Verordnung vom 1. December 1816 ſollen für die moſaiſchen Gemeinden außerhalb Kopenhagen (wo ſchon ſeit dem 17. Juli n. J. dieſe Einrichtung getroffen war), zu Odenſee auf Fünen, Naskov auf Laaland, Aalborg und Fridericia in Jütland, 4 eigene Prediger oder Katecheten angeſtellt werden, die zugleich Schullehrer ſind, von der Civilobrigkeit ſtreng geprüft und von ihren Gemeinden unterhalten werden. Stein Lex. 1, 931.

15) Die Geſetze, wornach in Dänemark Recht geſprochen wird, ſind: 1) Das Danske Lov von K. Chriſtian V., welches 1683 eingeführt iſt; 2) das Kirkeritualet oder die Kirchenordnung; 3) der Artikulsbrief und die Kriegsgerichtsinſtruction K. Chriſtian V., für das Heer verbindlich; 4) der Soekriegs-Artikels-brev K. Friedrich V. für die Marinetruppen; 5) die königl. Verordnungen, welche zur Ergänzung des Geſetzbuchs gegeben ſind und gegen 40 Bände ausmachen; 6) die königl. Privilegien, Statuten u. ſ. w. für einzelne Stände und Städte. — In dem Herzogthume Schleswig gelten das alte Schleswig-Jütiſche Geſetzbuch Waldemar II. von 1240, die Landesordnung von 1636, die Polizeiordnung von demſelben Jahre, die Schleswig-Holſteinſche Kirchenordnung und für einige Diſtricte das Nordfrieſiſche Landrecht von 1559. S. Weimar. Handb. X. Bd. S. 47.

16) Malchus Stat. S. 366. Nach Haſſel (Umriß II. S. 161) 10,200,000 Guld. C. M., wovon auf das eigentliche Dänemark 5,580,000, auf Schleswig und Holſtein 3,200,000, auf Lauenburg 120,000, auf Weſtindien 500,000 und auf den Sundzoll 800,000 Guld. kommen. Nach Stein (Lex. I. S. 938) 11 Mill. G., wozu Dänemark 4,800,000, die Herzogthümer 2,650,000, Weſtindien 900,000 und der Sundzoll 300,000 G. beitragen. Nach Crome (Überſicht S. 533) 13 Mill. G., wovon auf D. 7,850,000, auf die Herzogth. 4,620,000 und auf den Sundzoll 4 bis 600,000 (ehemals 900,000) G. kommen.

17) Haſſel Statiſtik S. 429.

18) Meineke Lehrb. d. Geogr. 2. Aufl. II. 269. Die Kriegsreſerve beträgt 27,450 M. Stein Lex. II. Nachtr. S. 27.

4 zu 36 K.), 4 Corvetten, 3 Briggs, 10 Kutter und Schooner und 86 Kanonenbooten. Auf den Werften befinden ſich 2 Linienſchiffe zu 80 K. und 1 Corvette [19].

Dänemark gehört gegenwärtig zu den europäiſchen Staten dritten Ranges und ſteht durch ſeine beiden Herzogthümer Holſtein und Lauenburg im engen Vereine mit dem teutſchen Bunde, in deſſen Areopage es die zehnte Stelle einnimt, in der Plenarverſamlung drei Stimmen führt, 3600 M. zum zehnten Heerhaufen ſtellt und 2000 G. zur Bundeskanzlei zahlt [20].

Das (eigentliche) Königreich Dänemark wird eingetheilt in die ſieben Stifter: 1) Seeland oder Ställand, mit der Hauptſtadt des Stifts und Königreichs Kopenhagen (Kiöbenhavn); 2) Fünen oder Fyen, mit der Hptſt. Odenſee; 3) Laaland oder Lolland, mit der Hptſt. Mariebõe; — dieſe drei Stifter umfaſſen die däniſchen Inſeln. — 4) Aalborg mit der Hptſtadt gl. N., die nördlichſte Spitze der Halbinſel; 5) Wiborg mit der Hptſt. gl. N. in der Mitte Jütlands; 6) Aarhuus mit der Hptſt. gl. N., der ſüdöſtliche Theil der Halbinſel; und 7) Ribe oder Ripen, mit der Hptſt. gl. N., der ſüdweſtliche Theil Jütlands. (S. dieſe Art.). — 8) Das Herzogthum Schleswig (oder Südjütland) mit d. Hptſt. gl. N. (ſ. d. Art.). (*Leonhardi.*)

Dänische Sprache und Literatur ſ. am Ende d. Bds.

DÄNHOLM, früher Strela auch Strale, eine kleine zu 1 Hufe 19 Morgen und 40 Quadratruthen ſteuerbare [1]), der Stadt Stralſund [2]) zugehörige Inſel, ganz nahe bei dieſer Stadt, ihr im Südoſt gelegen, mit einem Ackerhofe. Kantzow [3]) erzählt, daß in oder nach dem Jahr 1326 die Dänen Nachts von dieſer Inſel aus Stralſund überfallen wollten, aber von den Bürgern nach hartem Kampfe gänzlich überwunden wären, und ſchließt ſo: „vnd ſider hat der Holm von jnen Denholm geheißen." Bei allen Belagerungen Stralſunds hat man um den Beſitz der Inſel geſtritten, die daher auch immer mit einer Schanze verſehen war. In Friedenszeiten diente ſie ſchon lange den Stralſundern zum Beluſtigungsort. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DÄNISCHERWALD, Diſtrikt an der Nordſeite des Herzogthums Schleswig, eingeſchloſſen von der Oſtſee, dem Lande Schwanſen, der Eider und dem Schlesw. Holſt. Kanal, jetzt nur als ein in zwei Hälften getheilter Landſtrich von 37 darin liegenden adeligen Gütern bekannt; urſprünglich eine waldreiche Gegend, wahrſcheinlich im Gegenſatze des an der Grenze Holſteins im Lauenburgiſchen liegenden Sachſenwaldes alſo genannt. (*Dörfer.*)

DÄSIOS, der Name eines Monats im makedoniſchen Kalender, entſprechend dem Antheſterion im atheniſchen Kalender. Nachdem Philipp, Alexanders Vater, die metoniſchen Monate eingeführt hatte, begann mit dem Däſios das Jahr, in unſerm Februar. (*H.*)

DÄTZINGEN, ein katholiſches Pfarrdorf im Oberamte Böblingen und Neckarkreiſe des Königreichs Würtemberg, das früher dem Johanniter-Orden gehörte, mit 490 Einwohnern und einem ſchönen, dem Grafen v. Dillen gehörigen Schloßgute. (*Memminger.*)

DAFAR, arabiſche Stadt an der Küſte der Provinz Hadramaut, mit einem Hafen, hat den beſten arabiſchen Weihrauch, womit ſie Handel treibt. (*H.*)

Daganus ſ. Magdeburg: Bischöfe.

DAGEN oder **DAGDEN** (ſchwediſch Dagö), eine Inſel im baltiſchen Meere, zwiſchen dem 58 und 59° der Breite und 40 — 41° der Länge, zur Statthalterſchaft Ehſtland gehörig, ungefähr 12 Quadratmeilen groß, durch eine ſchmale, kaum 1 teutſche Meile breite Meerenge von der Inſel Oeſel getrennt, 5 Meilen von Habſal und vom feſten Lande entfernt, 2 Meilen von der Inſel Worms, über welche man gemeiniglich den Weg dahin nimt. Sie enthält 3 Kirchſpiele, Kainis, Rööks und Pühhalep, und gehört den beiden Familien von Stackelberg und von Ungern-Sternberg. Sie würde beinahe ein Dreieck bilden, hätte ſie nicht einige weit in die See hinein ſich erſtreckende Landſpitzen, darunter die Sarcriſche, die Takkonaſche und die Köppoſche die größten ſind. Auf der letzteren, als der weſtlichen Spitze, ſteht bei Dagerort ein Leuchtthurm, den man ganz deutlich ſieht, wenn man von Lübeck nach Reval fährt, welcher auf Koſten der Krone vom Oktober bis in den März mit Feuerung unterhalten wird. Bei dem Dorfe Paden hat die Inſel einen kleinen Hafen, dahin bisweilen ein Schiff kommt, das Landesprodukte ladet. So ſicher ſonſt die Ueberfahrt vom feſten Lande auf Böten iſt, welche von 3 — 4 Bauern gerudert werden, ſo gefährlich iſt die Schifffahrt wegen der vielen Untiefen, Sandbänke und kleinen Inſeln in der Nähe, ſo daß hier nicht ſelten Schiffe ſtranden. Beſonders war dies der Fall im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, als ein adeliger Seeräuber, der Baron von Ungern-Sternberg, an mehren Stellen der Inſel, wo das Meer durch Klippen und Sandbänke ſehr unſicher iſt, falſche Leuchten und Blendwerke, dazu einer ſeiner Pavillons beſonders eingerichtet war, hatte anlegen laſſen, wodurch mehre Schiffe, die ſich dadurch leiten ließen, in die Untiefen geriethen, ſcheiterten und in ſeine Gewalt fielen. Die Bevölkerung der Inſel iſt beträchtlich, daher auch hier, wie auf der Nachbarinſel Oeſel, manche Gutsherren — ſonderbar genug! — ihre Menſchen nicht zu benutzen wiſſen. Den Sommer hindurch gehen deswegen viele nach dem feſten Lande, wo ſie durch allerlei Handarbeit, Grabenſtechen, Maurerei, Ziegelſtreichen, Kalkbrennen u. dergl. ihren Unterhalt verdienen. Ehedem wurden hier bisweilen ganze Bauernfamilien verkauft, welcher grauſame Mißbrauch erbherrlicher

---

19) Ausland 1830. S. 1268. Vergl. Biſinger Darſtellung der Grundmacht ꝛc. S. 393. 20) Haſſel Stat. S. 434 f.

1) Dähnert's Landes-Urkunden II. Suppl. Band, S. 697. 2) Eigentlich der Marien-Kirche daſelbſt. 3) I. Bd S. 324. Die Urkunde Wizlaff's IV. vom J. 1314 [Dähnert's Landes-Urkunden. II. Bd. S. 6] erwähnt bei Beſtimmung der Fiſcherie-Scheden eines Deneholmes, den ich für dieſen, jetzigen Dänholm halte, wonach die von Kantzow erzählte Begebenheit früher ſich zugetragen haben müßte. Fr. v. Reſtorff's Beſchreibung Pommerns, S. 329 Z. 16 von unten muß hienach berichtigt werden.

Gewalt jedoch in den neueſten Zeiten nachgelaſſen hat und durch den Kaiſer Alexander I., nach Aufhebung der Leibeigenſchaft, ganz verboten iſt. Die Inſel bringt nicht ſo viel hervor, als zu dem Unterhalte ihrer Bewohner erfodert wird, daher legen ſich viele derſelben auf allerlei Künſte und Handwerke, und bringen es in einigen ſehr weit. Man findet unter ihnen geſchickte Tiſchler, Schloſſer, Maurer, Zimmerleute, Büchſen- und andere Schmiede, ja ſelbſt Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Ebeniſten u. ſ. w. Sie ſind meiſtens Ehſten, doch findet man auch viele ſchwediſche Bauern unter ihnen, die ihre Sitten und Sprache beibehalten haben, dabei aber auch eſthniſch reden. Der Boden der Inſel iſt mehrentheils ſchlecht und nicht ſehr fruchtbar und beſtehet aus Sand, Kies, Lehm, Fels- und Kalkſteinen, mit Ausnahme nur weniger Gegenden, daher auch nicht alle Feld- und Gartenfrüchte wohl gedeihen. Wieſen, Weide und Viehzucht ſind gut, aber das Vieh iſt klein. Die Höfe, Kirchen und Dörfer liegen meiſtens nach dem Strande zu; die Mitte der Inſel beſteht aus Wieſen, Waldung, Moräſten, Weideplätzen und unfruchtbaren Sandhaiden. Die Ufer ſind ziemlich hoch, ſandig, lehmig und ſteinig. An manchen Stellen des Strandes wächſt wegen des tiefen Sandes kein Gras. In der Mitte gibt es ganze Striche, wo man nichts als kahlen Sand findet, beſonders da, wo die Wälder ausgebrannt ſind. Kein Wunder alſo, daß die Felder ſehr eingeſchränkt ſind und mancher Hof ſeine Bauern nicht hinlänglich beſchäftigen kann. Die meiſte Nahrung der Einwohner beſtehet daher in Viehzucht, Fiſchfang (der beſonders im Frühjahr und Herbſte ſehr ergiebig iſt), zur Winterszeit in Verfertigung allerlei hölzerner Geräthſchaften, auch ſonſt in allerhand Handarbeit für Tagelohn auf Oeſel und dem feſten Lande. Weil die Volksmenge auf dieſer Inſel ſo beträchtlich iſt (welches daher rührt, daß die Peſt im Jahre 1710 nicht hieher gedrungen iſt), ſo ſind die Fälle nicht ſelten, daß 5—6 Familien in einer Hütte friedlich bei einander wohnen, wie denn überhaupt die hieſigen Ehſten viel verträglicher ſind, als ihre Brüder auf dem feſten Lande, daher man an einem Tiſche oft 20 und mehrere Perſonen ganz zufrieden mit einander eſſen ſiehet, welches unter andern ehſtniſchen Stämmen etwas Ungewöhnliches iſt. — Die Wälder ſind voll des herrlichſten Wildes, als Auerhühner, Birk-, Haſel-, Schnee- und andere Hühner, Schnepſen u. ſ. w., auch gibt es viele Haſen. Von Raubthieren findet man nur Wölfe und Füchſe, die im Winter über das Eis herüber kommen. Im Frühlinge, wenn das Eis anfängt aufzugehen, iſt ein guter Seehundsfang, wobei die Leute ſo verwegen ſind, daß mancher ſeinen Tod im Waſſer findet. Die 2—3 adeligen Familien der Inſel halten ſich den größten Theil des Jahres über auf dem feſten Lande auf, daher man außer den daſigen 3 Predigern wenig Gelegenheit zu einem angenehmen Umgange hat. Um Dagen herum liegen mehre größere und kleinere Inſeln, z. B. Kaſſar, auf welcher 2 Güter und eine Filialkirche ſind, und dahin man bei ſeichtem Waſſer (wenn der Wind nicht aus der See her kommt) mit einem Wagen fahren kann. Zwiſchen Dagden und Worms liegt mitten im Fahrwaſſer der große Steinriff Erik, den man wegen ſeiner Höhe weit ſehen kann. *(Petri.)*

DAGERSHEIM, ein evang. Pfarrdorf im Oberamt Böblingen und Neckarkreiſe des Königreichs Würtemberg mit 1020 Einwohnern, welche ſich viel mit Wollenſpinnerei und Wollenweberei beſchäftigen. *(Memminger.)*

DAGHESTAN, d. h. auf katariſch Bergland, iſt der allgemeine geographiſche Name des öſtlichen Abhanges des Kaukaſus bis zum Ufer des kaſpiſchen Meeres. In dem weſtlichen und höchſten Theile dieſes bei Strabo (B. 11.) unter dem Namen Albanien (d. i. Bergland) begriffenen Landes *) wohnen die zahlreichen Stämme der Lesgher (ſ. Lesghistan), deren Bezirk von einigen Geographen geſchieden, von andern hier untergeordnet wird. Zu Dagheſtan im engeren Sinne rechnet man vom Terek an das Gefilde der Kumuken, das Gebiet des Schamchal von Tarku, Buinaki, Dſchengutal, das Gebiet des Uzmey der Kaitaken, den Diſtrikt von Derbent, von Thabaſſeran, das Gebiet des Kura-Chamutay, weiter ſüdlich nach der Grenze von Schirwan, welches die Alten ebenfalls unter Albanien begriffen, das von Kuba und von Muſch-Kud **). Die Dagheſtaner ſind, mit Ausſchluß der lesghiſchen Stämme, Tataren (Kumuken und Truchmenen, mit denen auch die hier wohnenden Nogaier zu einem Hauptſtamm gehören), Araber und Juden. — 1) Tataren. Die Kumuken leben im Nordoſten des Kaukaſus, in Geſellſchaft georgiſcher und armeniſcher Kaufleute, in einer fruchtbaren Niederung, in leichten geflochtenen Weidenhütten, theils vom Ackerbau, der ihnen Weizen, Gerſte, Hafer, Hirſe, und vorzüglich Reis verſchafft, theils von Fiſcherei und Viehzucht. Auch bereiten ſie Baumwolle und Seide. Es ſind ihrer 1200 Familien (ohne Tarku), welche unter Bey's ſtehen. Unter und zwiſchen ihnen wohnen unter Zelten etwa 1000 Familien von Nogaiern, Nomaden von mongoliſcher Geſichtsbildung, aber einer katariſchen mit dem Kumukiſchen und Truchmeniſchen verwandten Sprache, hier weniger räuberiſch als am Kuban. Die Truchmenen oder Terechmenen, welche den türkiſchen Dialekt der katariſchen Sprache reden, haben die meiſten oſt-kaukaſiſchen Diſtrikte unter Kuba eingenommen (ſ. Schirwan). Alle dieſe Tataren Dagheſtan's tragen die Spuren arabiſcher Vermiſchung, ſind hager, blaß, ſtolz, träge, wenn gleich gewandt und ſtark, und ächte Moslemen. Sie tragen entweder hohe und weite Mützen von Lämmerfellen oder anderem Pelz mit einem großen umgeſtülpten Rande (wie die Truchmenen) oder eine halbkugelförmig in der Länge gefurchte tſcherkeſſiſche Mütze (wie die Kumuken). 2) Die dagheſtaniſchen Araber, welche eine gemiſchte katariſch-arabiſche Sprache reden, ſtammen von den Colonien des 7. und 8. Jahrhunderts ab. (Vergl. die Auszüge des Derbend-Nameh in Reineggs Beſchreibung des Kaukaſus und in Klaproth's: Rußlands Vergrößerung im Süden. 1815.) Sie wohnen je zu 100 Hütten oder

---

*) Vergl. meine Strabon. Caucas. reg. et gentium descriptio. Lips. 1804. p. 44.

**) S. hierüber die einzelnen Artikel.

Zelten, die mit Filzdecken und Schilfmatten bedeckt, auf Ochſen oder Kameelen transportirt werden können, Familienweiſe unter ſelbſtgewählten Hundertmännern (Jusbaſchen), im Sommer wegen des Waſſermangels in den Gebirgen, wo ihre Brunnen ſind und wo ſie den Grundherren eine Abgabe zahlen (Jeilak), im Winter in den Ebenen, an Flüſſen und Seen, wo ſie den Weidezoll entrichten müſſen (Kiſchlak). Sie ſind friedliebende Muhammedaner, denn ihr Feuergewehr, Bogen und Pfeile brauchen ſie mehr zur Vertheidigung als zum Angriff. 3) Die Juden haben ſich in Dagheſtan und Schirwan in einer reinen und ſchönen Raſſe erhalten, ſie mögen nun Ureinwohner ſeyn oder von jenen Iſraeliten abſtammen, welche aus der alten aſſyriſch-mediſchen Gefangenſchaft, in ſpäteren Jahrhunderten gedrängt durch die Perſer, hieher wanderten und, zum Erſatz für Samaria, in Schirwan Alt-Schamachi (unter Schach Nadir zerſtört) erbauten. Von den Moslemen ſelten gedrückt zahlen ſie allenthalben das Kopfgeld (Karadſch), leben in ihren Dörfern von Ackerbau und Viehzucht ziemlich unabhängig unter Älteſten und Rabbinern, ſprechen neben ihrer Mutterſprache das Tatariſche nach dem Dialekt ihres Diſtrikts, und bedienen ſich der zu Conſtantinopel oder Amſterdam gedruckten Ausgaben des Pentateuch's. — In Dagheſtan wird ſelbſt an den ſteilſten Gebirgen Getreide gebaut, Weizen zur Sommerſaat, Gerſte zur Winterſaat, auch Hirſe, und beſonders in den durch Kanäle bewäſſerten Ebenen Reis; Wein in Betracht des dazu ſo tauglichen Bodens viel zu wenig und zu ſchlecht, welches mit einer Bemerkung Strabo's über Albanien übereinkommt; (denn ungeachtet die dagheſtaniſchen Reben ſchon im zweiten Jahre Früchte tragen, ſo werden ſie doch hier wie in Schirwan in der Regel nur alle fünf Jahre beſchnitten). Der Safran von Baku und Derbent (vergl. beide Artikel) wird bis nach Perſien verführt. Der Seidenbau dieſer Gegenden iſt durch die ruſſiſche Generaldirection ſchon vor der neueſten Vergrößerung Rußlands mehr in Aufnahme gekommen, welches man beſonders den Verdienſten des Herrn von Bieberſtein zuſchreiben muß. (Vergl. überhaupt, außer Güldenſtädt, Gmelin, Klaproth's Reiſe in den Kaukaſus B. II. am Ende: tatariſche Sprachen. v. Bieberſtein's Beſchreibung der Länder zwiſchen den Flüſſen Terek und Kur am kaſpiſchen Meere. 1800.) (*Rommel.*)

Daghöe ſ. Dagen.

DAGOBERT I. war der Sohn König Chlotars II., welcher im Jahre 613 die bisher getrennten und entzweiten Theile des fränkiſchen Reiches wieder unter ſeinem Zepter vereinigt hatte. Zu dem Beſitze von Auſtraſien war er aber nicht durch die Waffen, ſondern durch Verrath und Abfall der Großen gelangt; er mußte daher allen, welche ihm behilflich geweſen waren, reichliche Belohnungen ertheilen, Niemanden aber reichlicher, als den beiden Männern, welche die ganze Verſchwörung angezettelt und geleitet hatten, dem Biſchof Arnulf von Metz und dem mit dieſem innig verbundenen Pippin von Landen. Pippin wurde Majordomus von Auſtraſien und regirte in Gemeinſchaft mit Arnulf in Chlotars Namen das auſtraſiſche Franken. Zwiſchen dieſem und dem neuſtriſchen Franken hatte ſich aber die Nationaltrennung und Nationaleiferſucht ſchon ſo ſtark ausgebildet, daß ſich vorausſehen ließ, beide würden nicht lange unter einem Zepter bleiben können; es erhoben ſich auch bald Stimmen in Auſtraſien, welche einen eigenen König verlangten, und Pippin und Arnulf unterſtützten dieſe Forderung, um im Namen eines unmündigen Sohnes von Chlotar noch ſelbſtändiger regiren zu können, als im Namen Chlotars ſelbſt. Wenn dieſer Auſtraſien nicht wieder verlieren wollte, ſo mußte er nachgeben; im Jahre 622 wurde alſo ſein älteſter Sohn, Dagobert I., zum König von Auſtraſien erklärt, d. h. er wurde, wie ſich eine Chronik ausdrückt, dem ehrwürdigen und heiligen Biſchof Arnulf übergeben, damit dieſer ihn nach ſeiner Weisheit erziehen und ſein Aufſeher und Hofmeiſter ſeyn ſolle [1]). So lange ſich Dagobert dem Einfluſſe Arnulfs und Pippins fügte, kann der unter dem Namen Fredegarius bekannte Chroniſt, der im Intereſſe derſelben ſchreibt, von ihm nicht Rühmliches genug ſagen; wo er hingekommen ſei, hätten die Mächtigen gezittert und die Armen ſich gefreut; denn er habe gerichtet ohne Anſehen der Perſon; ja es ſei kein Schlaf in ſeine Augen und kein Biſſen in ſeinen Mund gekommen, als bis er allen ihr Recht verſchafft habe. Der Chroniſt legt ein Lob, das den Miniſtern des Königs gebührt, dieſem ſelbſt bei. Auf einmal aber ändert ſich der Ton in Fredegars Chronik; der nämliche König, deſſen Gerechtigkeit ſo eben bis in den Himmel erhoben worden iſt, verliert auf einmal alle Neigung zur Gerechtigkeit; ſein Herz, ſeufzt Fredegar, ſei wie das des Königs Salomo durch Weiber verkehrt worden, er habe nun nach den Gütern der Kirche und des Landes gegriffen, und alle Welt habe ſich nun ebenſo über ſeine Bösartigkeit betrübt, als vorher über ſeine Tugend gefreut [2]). Dieſe Veränderung in dem Urtheile eines der pippiniſchen Familie ergebenen Geſchichtſchreibers hängt ſo zuſammen: Chlotar II. ſtarb im Jahre 628, und Dagobert wurde nun auch König von Neuſtrien, von welchem er ſeinem Bruder Charibert nur einen kleinen Theil, das Herzogthum Aquitanien, abtrat. Er machte eine Reiſe durch Neuſtrien, und es kam ihm vor, als ob er einem Käfig entronnen ſei, ſo drückend war ihm das Gefühl der Abhängigkeit geworden, in welcher ihn der Biſchof Arnulf und der Majordomus Pippin gehalten hatten. Während er auf dieſer Reiſe war, ſtarb der Biſchof Arnulf, und der König beſchloß nun, das Gängelband, an dem er bisher geleitet worden war, ganz zu zerreißen; er kehrte nicht mehr nach Auſtraſien zurück, ſondern ſchlug ſeinen Sitz in Paris auf. Pippin eilte zwar nach Paris, um ſeinen alten Einfluß über den König geltend zu machen, allein er fand ſchon einen andern in des Königs Vertrauen, den neuſtriſchen Majordomus Auga; Dagobert, der Pippins Anſehen bei den Auſtraſiern kannte und von dem gekränkten Ehrgeize deſſelben gefährliche Folgen fürchtete, ließ ihn nicht wieder nach Auſtraſien zurückkehren, ſondern behielt ihn in einer Art ehrenvoller Gefangenſchaft an ſeinem Hofe [3]).

---

1) Vita Dagoberti Regis ap. du Chesne. T. I. p. 574. 2) Fredegar. Chron. cap. 58. u. cap. 60. 3) Dies grün-

Unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Paris ließ ſich Dagobert von ſeiner Gemahlin Gomatrud ſcheiden, um ein bisheriges Hoffräulein derſelben, Nantechild, zu heirathen; nicht lange darauf nahm er noch eine zweite Gemahlin, Ragnetruda, die ihn noch in demſelben Jahre (629) mit einem Sohne, Siegbert, beſchenkte. Während ſich aber Dagobert in Neuſtrien aufhielt, ging in Auſtraſien eine Veränderung vor. Die Unruhen nämlich, welche Dagobert von Pippin fürchtete, ließen ſich erregen, ohne daß dieſer perſönlich nach Auſtraſien zurückkehrte; war ja doch Pippins Sohn Grimoald, ſein Schwiegerſohn Anſigis und ſein Vetter, der Biſchof Kunibert von Cöln, in Auſtraſien, ſo daß es nur eines Winkes bedurfte, um durch dieſe alles auszuführen, was Pippin haben wollte. Die Machinationen der pippiniſchen Familie und des pippiniſchen Anhangs ſind alſo von nun an darauf gerichtet, die Auſtraſier mit Unzufriedenheit über des Königs Entfernung nach Neuſtrien zu erfüllen; ſie ſtellen die Verlegung der Reſidenz nach Paris als den Anfang einer ſchmählichen Abhängigkeit von den verhaßten und verachteten Neuſtriern dar; ſie ſuchen fortwährend dahin zu wirken, daß der König gezwungen werde, entweder ſelbſt ſeinen Sitz wieder in Auſtraſien zu nehmen, oder, was ſie noch lieber ſehen würden, ihnen ſeinen unmündigen Sohn Siegbert zum Könige zu geben. Ein Mittel, um ſchnell und glücklich zu ihrem Zwecke zu gelangen, bot ſich ihnen bald dar. Seit der Völkerwanderung waren nämlich Böhmen, Meißen, die Oberpfalz und Kärnthen von ſlaviſchen Völkern beſetzt worden, die von den Franken unter dem allgemeinen Namen Winidi zuſammengefaßt werden. Ein Theil dieſer Wenden hatte ſich aber den Avaren unterwerfen müſſen; ſie wurden von dieſem rohen Volke aufs ärgſte mißhandelt; avariſche Kriegsleute legten ſich zu ihnen ins Haus und zu ihren Weibern und Töchtern ins Bett. Dies alles reizte die Wenden zur Rebellion; ein Franke, Namens Samo, ſtellte ſich an ihre Spitze und lehrte ſie ihre Kräfte kennen und ſo gut gebrauchen, daß er ihnen die Unabhängigkeit erkämpfte; aus Dankbarkeit dafür wurde Samo von ihnen zum Könige gewählt. Die Handelsverbindung, welche ſchon vorher zwiſchen den Franken und dieſen Slaven Statt gefunden hatte, wurde natürlich noch lebhafter, ſeitdem ein Franke König der letzteren geworden war; ſie wurde aber im Jahre 630 durch die Beraubung und Ermordung einiger fränkiſchen Kaufleute unterbrochen. Denn als Samo die dafür verlangte Genugthuung verweigerte, befahl der König Dagobert den Auſtraſiern, die Slaven anzugreifen; zugleich bewog er die Langobarden von Italien aus zu einem Einfalle in das ſlaviſche Gebiet. Hier war nun den auſtraſiſchen Optimaten eine Gelegenheit gegeben, die Nothwendigkeit eines eigenen Königs zu beweiſen; ſie zogen nämlich auf des Königs Befehl zwar ins Feld, allein ſie ließen ſich von den Slaven ſchlagen und von denſelben Auſtraſien weit und breit verheeren, blos damit alle in den Wunſch einſtimmen möchten, einen eigenen König zu erhalten[4]. Auf eine ächt ariſtokratiſche Weiſe opferte alſo der pippiniſche Anhang das Volk und deſſen Intereſſen auf, um ſeine Unabhängigkeit und das verlorene Regiment zurückzubekommen. Das Mittel ſchlug gut an; denn dem Volke, das jährlich von den Einfällen der Slaven zu leiden hatte, ſagten die Optimaten, dieſem Übel wäre nicht anders abzuhelfen, als durch einen eigenen König. Das Volk verlangte alſo einſtimmig Dagoberts vierjährigen Sohn Siegbert zum Könige, und Dagobert mußte im Jahre 633 dies Verlangen erfüllen. Von dieſem Augenblicke an hört man nichts weiter von verheerenden Einfällen der Slaven; muthvoll und glücklich vertheidigten die Auſtraſier ſelbſt ihre Gränzen, eine Veränderung, welche natürlich nicht durch den unmündigen König Siegbert bewirkt wurde, ſondern dadurch, daß nun die Urſache wegfiel, um derentwillen die Optimaten eine Zeitlang ihre militäriſche Ehre und das Wohl des Landes Preis gegeben hatten.

Im Jahre 634 wurde dem König Dagobert von ſeiner erſten Gemahlin Nantechild ein Sohn Chlodwig geboren. Die Neuſtrier, welche auf ihre Unabhängigkeit ebenſo eiferſüchtig waren, als die Auſtraſier, ließen ſich ſogleich dieſen neugebornen Prinzen als ihren künftigen König deſigniren, und damit dies um ſo unverbrüchlicher gehalten würde, mußten die auſtraſiſchen Großen feierlich ſchwören, daß ſie Chlodwig als König von Neuſtrien anerkennen und unangefochten laſſen wollten. Nachdem Dagobert auf dieſe Weiſe die künftige Nachfolge geordnet hatte, bekümmerte er ſich nicht mehr um Auſtraſien, ſondern wendete alle ſeine Aufmerkſamkeit und Sorge auf Neuſtrien. Er vergrößerte daſſelbe durch Aquitanien, welches er nach ſeines Bruders Chariberts und deſſen Sohnes Tode wieder mit ſeinem Reiche vereinigte; auch bekämpfte er die Baſken mit Glück, und nöthigte den Herzog von Bretagne zur Unterwerfung. Als er ſeinen Tod nahe fühlte, übergab er dem Majordomus Anga ſeinen Sohn Chlodwig und deſſen Mutter Nantechild zur Beſchützung; er ſtarb im Jahre 638 und wurde in der von ihm beſonders begünſtigten und bereicherten Kirche des Kloſters St. Denys begraben. Dagobert I. war der letzte unter den merovingiſchen Königen, der noch mit Selbſtändigkeit und Kraft regierte, obgleich auch er ſchon fühlen mußte, daß die Optimaten in Auſtraſien der königlichen Gewalt über den Kopf hinausgewachſen waren.

(*Fr. Lorentz.*)

DAGOBERT II. wurde geboren, als die unter ſeinem Großvater Dagobert I. noch ſelbſtändige und kräftige Königsgewalt ſchon gänzlich zu Boden getreten war. Sein Vater Siegbert war als Kind auf den auſtraſiſchen Thron gekommen, nicht um ſelbſt zu herrſchen, ſondern um als Puppe zu dienen, unter deren Namen und Auctorität die Großen die Zügel der Regirung führen konnten.

---

det ſich auf eine Stelle Fredegars, wo es heißt, daß der Majordomus Pippin und die übrigen auſtraſiſchen Optimaten, qui usque in transitu Dagoberti suae fuerant ditioni retenti, erſt nach Dagoberts Tode wieder nach Auſtraſien zurückgekehrt ſeien. Vergl. Vales. rer. Francicarum lib. XIX, p. 114.

[4] Fredegar. Chron. cap. 68: Istam victoriam, quam Winidi contra Francos meruerunt, non tantum Sclavinorum fortitudo obtinuit, quantum dementatio Austrasiorum, dum se cernebant cum Dagoberto odium incurrisse, et assidue expoliarentur.

Die pippiniſche Familie hatte in Auſtraſien das größte Anſehen; viele Biſchofsſtellen waren mit ihren Anhängern beſetzt, viele Beneficien an ihre Creaturen vertheilt, der Schatz war in ihren Händen und der König Siegbert in ihrer Gewalt. Pippins Sohn Grimoald glaubte daher, daß es nicht ſchwer ſeyn würde, die königliche Würde von dem merovingiſchen Hauſe auf das ſeinige zu übertragen. Sobald alſo Siegbert im Jahr 656 geſtorben war, ſchickte Grimoald den Sohn deſſelben, Dagobert II., nach Irland in ein Kloſter; er trat ſodann mit der Bekanntmachung hervor, der kleine Dagobert wäre geſtorben, ſein eigener Sohn Childebert aber wäre von Siegbert an Kindesſtatt angenommen und zum Thronerben eingeſetzt worden. Dieſer Verſuch war jedoch unzeitig; nicht blos alle über die pippiniſche Familie Mißvergnügte, ſondern ſelbſt viele Anhänger derſelben, erhoben ſich gegen dieſe Uſurpation. Noch betrachteten die Großen die Karolinger zu ſehr als ihres Gleichen, um ihnen ſchon jetzt einen ſolchen Vorrang zu gönnen; ihr Neid gegen die Karolinger ließ ſie ihre Abneigung gegen die Neuſtrier vergeſſen; ſie riefen den neuſtriſchen König Chlodwig herbei, und ohne Mühe wurde Grimoald nebſt ſeinem Sohne gefangen genommen und dem Merovinger zur Beſtrafung ausgeliefert.

Der auſtraſiſche Thron war alſo jetzt wieder für den rechtmäßigen Erben Dagobert II. offen, aber da Niemand wußte, daß und wo derſelbe lebe, ſo beſtieg ihn Chlodwig ſelbſt, und nach deſſen Tode ſein zweiter Sohn Childerich. Unterdeſſen war Dagobert in Irland herangewachſen, und hatte ſich, nachdem er über ſeine Abkunft und ſeine Rechte auf irgend eine Art Nachricht erhalten, von Irland nach England begeben, wo er bei dem Erzbiſchof Wilfried von York eine ehrenvolle Aufnahme fand. Von hier aus erhielten die Auſtraſier Kunde von ſeinem Leben, und gerade in dem Augenblicke, als ihr König Childerich im Jahr 673 ermordet worden war. Ein Theil der auſtraſiſchen Großen ließ ihn daher zur Rückkehr auf den Thron ſeiner Väter einladen, und Dagobert folgte dieſer Einladung; ſein Anhang war mächtig genug, um ihn auf den Thron zu ſetzen, aber nicht, um ihn darauf zu erhalten. Er wurde nämlich im Jahr 678 ermordet, wahrſcheinlich eben ſo ſehr auf Anſtiften des neuſtriſchen Majordomus Ebwin, als zur Freude der karolingiſchen Familie, welche jetzt wieder aus ihrer Zurückgezogenheit hervortritt, um die Leitung der auſtraſiſchen Angelegenheiten für immer in ihre Hände zu bringen *).

(*Fr. Lorentz.*)

DAGOBERT III. ſtellt ein Bild von der letzten und tiefſten Erniedrigung der merovingiſchen Königswürde dar. Das Übergewicht der Großen, welches ſich unter Dagobert I. geltend zu machen anfing und unter Dagobert II. ſchon ſo weit gediehen war, daß die karolingiſche Familie nach der Krone ſelbſt zu greifen wagte, hatte ſich in der Zeit, in welcher Dagobert III. geboren wurde, ſchon völlig ausgebildet, und neben dem von dem Majordomus ausgeübten Principat erſchien die königliche Gewalt als ein bloßes Schattenbild. Der Majordomus ſtand an der Spitze des Heeres und der Reichsgeſchäfte, während der König in ſeinem Palaſte blieb, mit nichts beſchäftigt, als mit der Fortpflanzung ſeines Geſchlechts; man ließ ihn alt genug werden, um Kinder erzeugen zu können, und ſobald er einen Sohn hatte, verſchwand er; er hörte auf zu leben, ſagen die Chroniſten, nicht zu regiren; denn an eine Regirung von ſeiner Seite iſt nicht zu denken. Der König war indeſſen ſelbſt in dieſer herabgewürdigten Geſtalt ein ſo weſentliches Element des fränkiſchen Staatsweſens, daß ihn der karolingiſche Princeps nicht zu beſeitigen wagte. Einmal im Jahre erſchien er vor dem verſammelten und in militäriſcher Ordnung aufgeſtellten Volke; er fuhr auf einem ſaubern mit Ochſen beſpannten Wagen zu dieſer Verſamlung und wurde mit lebhaften Ehrfurchtsbezeigungen aufgenommen. Vor den Augen des Volkes beſtieg er alsdann einen Thron, und der karolingiſche Princeps, der ſonſt alle Gewalt in ſeinen Händen hatte und der den König den ganzen übrigen Theil des Jahres in einer Art von Gefangenſchaft hielt, durfte es ſich nicht herausnehmen, hier anders, als in derſelben Subordination, wie die übrigen Optimaten, zu erſcheinen. Dem Könige wurden die fremden Geſandten vorgeführt, und der Princeps ertheilte denſelben auf Befehl des Königs laut und öffentlich Beſcheid; alle neue Geſetze wurden, nach erhaltener Zuſtimmung der Optimaten, im Namen des Königs bekannt gemacht und den anweſenden geiſtlichen und weltlichen Beamten mitgetheilt, um ſie in ihren Diſtricten auszuführen. Waren die Regirungsgeſchäfte beendigt, ſo führ der König unter den Abſchiedsgrüßen des Volkes auf dieſelbe Art, wie er gekommen war, nach ſeinem Landſitze zurück, und hier lebte er von ſpärlichen Einkünften und mit einer kleinen Dienerſchaft, bis ihn das nächſte Jahr wieder zu einer öffentlichen Figuration rief. Von Dagobert III. läßt ſich nun nichts weiter ſagen, als daß er eine ſolche Figurantenrolle geſpielt habe. Er war der Sohn Childeberts III. und folgte dieſem im Jahre 711 auf dem Schattenthrone. Er erlebte zwar den Tod des karolingiſchen Princeps, Pippin von Herſtal, und die auf denſelben folgenden Unruhen, allein ohne in dieſen eine Rolle zu übernehmen; er ſtarb vielmehr im Jahre 715, gerade als die Neuſtrier ſich gegen die Herrſchaft des karolingiſchen Hauſes erhoben und einen eigenen Majordomus mit einem von den Karolingern unabhängigen König aufzuſtellen ſuchten.

(*Fr. Lorentz.*)

Dagoe, Dagö ſ. Dagen.

DAGON (דָּגֹן), eine von den Philiſtäern verehrte Gottheit. Unter dem Richter Eli verloren die Israeliten gegen die Philiſter die Schlacht bei Aphek. Sie beſchloſſen darauf, die heilige Bundeslade zu ſich ins Lager zu nehmen, um ſo unter dem unmittelbaren Schutze Jehova's zu kämpfen. Dies geſchah; aber ſie wurden von

---

*) Weder von dem Verfaſſer der gesta regum Francorum, noch von allen denen, die ihm nachgeſchrieben, wird Dagobert II. nach ſeiner Entfernung nach Irland wieder erwähnt, und lange Zeit ward ſeiner als eines Königs von Auſtraſien in der Geſchichte nicht gedacht, bis Valeſius zuerſt darauf aufmerkſam machte und bewies, daß Dagobert nach Childerichs Ermordung in ſein väterliches Reich zurückgekehrt ſei. Die Hauptquelle dafür iſt des Eddius vita S. Wilfridi. Vergl. *Hadriani Valesii* Epistola de Dagoberto, Sigiberti filio, ap. Bouquet Recueil. T. II. p. 727 sq.

neuem geſchlagen und ſelbſt die Bundeslade kam in die Gewalt der Philiſter. Indeß gereichte das den Siegern nur zum Verderben; denn überall, wohin auch die heilige Lade gebracht wurde, richtete ſie Unheil an unter dem unbeſchnittenen Volke, ſie wurde von einem Orte zum andern transportirt und endlich den Iſraeliten mit einem Sühngeſchenke zurückgeſandt. Auf dieſen Wanderungen kam ſie u. a. nach Asdod oder Azotus. Sie wurde in dem daſigen Tempel des Dagon niedergeſetzt. Als man am andern Morgen den Tempel beſuchte, war über Nacht das Bild des Dagon auf den Boden gefallen, als habe es ſich vor dem Heiligthume des höheren Gottes demüthigen wollen. Man ſtellt es wieder auf, findet aber am zweiten Morgen alles ebenſo: „Und das Haupt des Dagon, heißt es 1 Sam. 5, 4, und die beiden Hände lagen abgebrochen auf der Schwelle, nur Dagon (d. i. der bloße Fiſchrumpf) war noch an ihm übrig (Luther: daß der Strumpf allein darauf lag).“ Hieran knüpft der Verfaſſer des bibliſchen Buchs die Notiz: „Darum treten die Prieſter Dagon's und alle, die zum Hauſe Dagon's kommen, nicht auf die Schwelle des Hauſes Dagons zu Asdod, bis auf dieſen Tag;“ (der griechiſche Überſetzer fügt hinzu: „ſondern ſie ſchreiten darüber hinweg)“ [1]). Dies iſt die Hauptſtelle der Bibel über den philiſtäiſchen Gott. Außerdem finden ſich noch folgende Nachrichten. Simſon war von den Philiſtern zu Gaza ins Gefängniß gelegt. Sie feierten ihrem Gotte Dagon ein Opfer- und Freudenfeſt, und ließen zu ihrer Beluſtigung den geblendeten Simſon herbeiführen, welcher nun die letzte Rache an ſeinen Feinden nahm, indem er ſich mit vielen der verſammelten Philiſter unter den Trümmern des Dagon-Tempels begrub. Richt. 16. Nach 1 Chron. 10, 10 ferner legten die Philiſter die Rüſtung des erſchlagenen Saul, ſowie ſein Haupt, im Tempel ihres Gottes Dagon als Spolien nieder. Endlich nach 1 Makkab. 10, 83, vgl. 11, 4 wurde die Stadt Asdod ſamt ihrem Dagon-Tempel von Jonathan dem Makkabäer eingeäſchert. — Nach dem allen ſcheint der Hauptſitz des Dagoncultus zu Asdod geweſen zu ſeyn. Aber er hatte auch zu Gaza ſeinen Tempel, und die weitere Verbreitung dieſes Cultus auf der ſyriſchen Küſte kann man daraus folgern, daß nicht nur in der Nähe des Philiſterlandes in der ſogenannten Niederung (Sephela), ſondern auch weiter nördlich, im ſüdlichen Theile des Stammgebietes Aſcher, Ortſchaften des Namens Beth-Dagon, d. i. Dagonhaus, vorkommen. S. Joſ. 15, 41 u. 19, 27. Aus der Etymologie des Namens, zuſammengehalten mit jener erſten Bibelſtelle, läßt ſich auch auf die Geſtalt des Götzen ſchließen. Der Name bedeutet ohne Zweifel großer Fiſch; man hat ſich daher einen Fiſchrumpf mit menſchlichem Haupt, Armen und Händen zu denken. (Ob auch mit Füßen, wie einige Handſchriften der griechiſchen Überſetzung einſchwärzen, und wie manche Rabbinen glauben, bleibt unentſchieden). Die Verehrung eines Götzen in Fiſchgeſtalt kann bei dem Küſtenvolke, das noch dazu über Caphtor (d. i. vermuthlich Creta) aus Ägypten eingewandert, wo die Ichthyolatrie ebenfalls zu Hauſe war (Herodot II, 72), gewiß nicht auffallen [2]). Dem Dagondienſte völlig analog war die Verehrung der Derketo oder Atergatis, einer weiblichen Gottheit ebenfalls in Fiſchgeſtalt, die nach Herodot und Diodor zu Askalon verehrt wurde. (S. den Art. Derketo). Manche haben daher beide Gottheiten für ein und dieſelbe halten wollen, wie z. B. Jahn; Andere vermengen noch den babyloniſchen Oannes, oder die phöniciſche Aſtarte damit [3]). Der Grundtext der Bibel, wie auch die griechiſch-alexandriniſche Überſetzung bezeichnen Dagon ganz deutlich als eine männliche Gottheit, welcher immerhin die Derketo zur Seite ſtehen mochte, wie dem phöniciſchen Baal die Aſtarte. Als höchſt unſicher iſt endlich noch die Meinung zu bezeichnen, daß Dagon insbeſondere Schutzgott (oder Göttin) der Saaten geweſen, was man daraus geſchloſſen hat, daß die Philiſter den Iſraeliten mit der Bundeslade als Weihgeſchenk fünf Mäuſe, aus Gold gearbeitet, überſandten, weil ſolche Thiere in jener Zeit das Land verwüſteten (1 Sam. 6, 4. 5). Die Art, wie dies erzählt wird, macht eine ſolche Folgerung durchaus nicht wahrſcheinlich, und noch mislicher iſt es, wenn man ſich dabei auf die Etymologie des Namens ſtützt, ſofern man dieſen mit דָּגָן (dagan) Getreide combinirt. Freilich iſt jene Meinung ſchon alt, bereits Philo Byblius [4]) deutet ſie an, wenn er ſagt, daß Dagon ſo viel als *Σίτων* bedeute, daß er das Getreide und den Pflug erfunden, und daher ein *Ζεὺς ἀρότριος* ſei. Sie hat aber darum nicht mehr Gewicht, als manche andere ſchiefe Parallele, die dieſer Phönicogräcus gezogen.

(*E. Rödiger.*)

DAGONAU, Jean, Sieur de Vaux, aus Charollois, war Richter (nach Andern Pachter) der Abtei Cluni, und ſtarb 1580. Als Proteſtant wurde er nach der Bartholomäusnacht unter einem nichtigen Vorwande mit ſeinen beiden Brüdern verhaftet, und mußte ſich mit einer anſehnlichen Summe loskaufen. Er iſt der wahre Verfaſſer der Legende de St. Nicaise. 1574. 8.; bekannter unter dem Titel: Legende de Dom Claude de Guise, abbé de Cluni. 1581. 8., und (von Lenglet zum Druck befördert) in dem Suppl. aux mém. de Condé. Londr. (Par.) 1743. 4.; es iſt eine bittere Satire auf den Herzog Cl. de Guiſe. Irrig wurde Gilbert Regnault für den Verfaſſer gehalten [*]). (*Baur.*)

Dagoty ſ. d'Agoty.

DAGOUMER, Guillaume, aus Pontaudemer, Profeſſor der Philoſophie, Principal des Collegiums von Harcourt, und endlich Rector der Hochſchule zu Paris, ſtarb 1745 zu Courbevoie. Man hat von ihm eine, nach der Methode der Scholaſtiker geſchriebene: Philosophia ad usum scholae accommodata. 1701. Vol. III; 1746.

---

[1] Auf dieſe Sitte, als eine abgöttiſche, beziehen manche Ausleger auch Zeph. 1, 9; doch läßt ſich die Stelle anders erklären.

[2] Vergl. überhaupt *J. L. Götze*, diss. de *ἰχθυολατρείᾳ*. Lips. 1723. 4.

[3] S. Jahn's bibl. Archäologie. Th. 3. S. 508 ff. *Selden*, de dîs Syris syntagm. II. cap. 8.

[4] S. deſſen Worte bei Euſeb. praepar. evang. I, 10. in den Fragm. Sanchoniathon's S. 26 u. 32 der Ausg. von Orelli.

[*] Thuani hist. sui tempor. ed. Genev. lib. 41. tom. 2. p. 445. Le Long et Fontette bibl. hist. de la Fr. T. II. 269. Biogr. univ. T. X. (von Weiß).

Vol. IV. 12; und eine bemerkenswerthe Requête de l'univ. de Paris contre les Jesuites. 1724. fol., wieder abgedruckt in den Requêtes au roi etc. 1761. Vol. II. 12. — Wegen mancher Seltſamkeiten, durch die ſich Dagoumer auszeichnete, hat ihn le Sage im Gilblas unter dem Namen Guyomar (Buch 4. Kap. 6.) lächerlich gemacht *). (*Baur.*)

Dagsburg, Dachsburg, ehemal. Grafſchaft im Unter-Elſaß, ſ. Leiningen. (*H.*)

DAGSNÄS, ein anmuthiger Landſitz in der ſchwediſchen Provinz Weſtgothland, 1½ Meile ſüdlich von der Stadt Skara, berühmt durch ſeinen im J. 1620 verſtorbenen Beſitzer, den Hofintendanten Tham, einen der eifrigſten Freunde und Forſcher vaterländiſchen Alterthums, der auf ſeine Koſten diejenigen Landſchaften Schwedens, in welchen ſich die meiſten Antiquitäten finden, namentlich Weſtgothland, Bohus und Gottland, durchreiſen ließ. In Dagsnäs ſchuf er aus Sümpfen liebliche Anlagen aller Art, und vereinigte dort eine zahlreiche, auserleſene Bibliothek mit trefflichen Samlungen von Ölgemälden ſchwediſcher Meiſter, Kupferſtichen, Petrefacten, Runenſtäben und allerlei Alterthümern aus ſchwediſcher Vorzeit, Münzen, Kannen, Holzarten in geſchnittenen Tafeln, Büſten von Sergell. (S. Reiſe durch Schweden ꝛc. Bd. 3. S. 278. 279.) (*v. Schubert.*)

DAGWUMBA (Degombah bei ältern Reiſenden), ehemals ein mächtiges Reich im Innern Afrika's, welches aber in neuern Zeiten dem Könige der Aſhantees unterworfen iſt. Es liegt auf der großen Handelsſtraße von Coomaſſie, der Hauptſtadt der Aſhantees, nach dem Niger, und wird im S. O. von Dahomey, im S. W. von Inta begrenzt, während im Norden das unbekannte Plateau der Kong-Gebirge liegt. Die Hauptſtadt Yahndi verlegt Bowdich nach 8° 38′ N. und 55′ O. [Greenwich] 1). Schon ſeit alten Zeiten war dieſe Stadt, welche ſo weitläufig iſt, daß man ſich in den Straßen verirren kann, ein wichtiges Emporium, in welchem die Kaufleute aus allen Gegenden des Innern zuſammentrafen. Obgleich das Land kein Gold enthält 2), wurden die Bewohner durch den Handel reich, verloren aber dabei ihren kriegeriſchen Muth. Als daher in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der König der Aſhantees vom Könige von Dagwumba Tribut forderte, dieſer ihn verweigerte, wurde das muthloſe Volk von Dagwumba geſchlagen; in dem darauf geſchloſſenen Vertrage wurde Dagwumba ein Vaſallenſtat der Aſhantees 3). Wenn der König der Aſhantees einen Krieg führt, ſo fodert er Dagwumba nicht auf, ihm Hilfstruppen zu geben, weil die Truppen, ſeiner Ausſage zufolge, zu ſchlecht ſind, als daß er ſie gebrauchen könnte 4). — Noch jetzt zeichnen ſich die Bewohner von Dagwumba durch ihren Kunſtfleiß aus, ſie ſind weit beſſere Goldarbeiter, als die Aſhantees; ebenſo verſtehen ſie es, das Eiſen zu bearbeiten, jedoch gibt man zu beſſern Arbeiten dem europäiſchen Eiſen den Vorzug; das Leder wird gut von ihnen gegärbt 5); ſie ſind das einzige Negervolk, welches die Wolle der Schafe benutzt, indem ſie grobe Decken daraus verfertigen 6); auch ihre ſeidenen Zeuge werden von den Aſhantees gerühmt. Lucas hörte von dem Sheriff Imhammed, daß die Bewohner ſich damit beſchäftigten, Elephanten zu zähmen 7), jedoch läugnet Bowdich dieſe Thatſache 8). Seit langer Zeit ſind die Bewohner Muhamedaner. (*L. F. Kämtz.*)

Dahab ſ. Deheb.

DAHALAK (Dalaca, Dohalack, Doheleck), Inſel im rothen Meere, in der Nähe der afrikaniſchen Küſte Samhara, deren nördliches Cap nach Bruce in 15° 54′ 30″ liegt. Alvarez, welcher ſich hier im J. 1520 aufhielt, rühmt die geſunde Luft, das heiße Waſſer und die großen Heerden von Ziegen, Kameelen und Ochſen, welche auf den trefflichen Weiden graſen, jedoch fand er keine Bäume. Bruce, der hier im J. 1769 landete, erwähnt Pflanzungen von Akazien und Cocosnüſſen, keine vierfüßigen Thiere, außer Ziegen von einer ſchönen Art, Eſel, wenige, halb verhungerte, Kameele und eine große Menge Antelopen, die ſich von Binſen nähren. Das Waſſer iſt Regenwaſſer, welches in Ciſternen geſammelt wird; da aber dieſe nie gereinigt werden, ſo hat das Waſſer, nach Bruce, einen ekelhaften Geruch und Geſchmack. Zu Alvarez Zeit konnte der Beherrſcher der Inſel 500 Mann ins Feld ſtellen, die aber ſchlecht bewaffnet waren; Bruce hielt die Einwohner für ein einfältiges, furchtſames und unſchädliches Volk, keiner trug Waffen. Die Inſel wurde zu Bruce's Zeiten von einem Statthalter regirt, der von Raſuah abhängt. Seine Einkünfte beſtehen in einer Ziege, die ihm monatlich von den zwölf Dörfern auf der Inſel geliefert wird, und einem geringen Geſchenke, welches er von den landenden Schiffen erhält. Zu Alvarez Zeit wurden in der Nähe dieſer Inſel viele Perlen geſammelt, und den Gewinn davon hat der Beherrſcher; zu Bruce's Zeit war die Perlenfiſcherei, die noch zu Poncet's Zeit auf Rechnung des Großſultans, an deſſen Paſcha ſie verpachtet war, lebhaft betrieben wurde, ganz eingegangen, hauptſächlich durch die Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen der Türken. Die Hälfte der Bewohner geht abwechſelnd nach der Wüſte Arabiens, um dort als Tagelöhner zu arbeiten, und ſich von da aus mit Getreide (Durrha) zu verſorgen. Die Armen leben von Schmalthieren und Fiſchen. Die Weiber ſind beherzte und erfahrene Fiſcherinnen. (Nach Bruns Afrika II, 191). (*L. F. Kämtz.*)

Dahchour ſ. Dajior.

DAHHÂN oder Ibn Dahhân (أبن الدّهان d. i. der Sohn des Öl- oder Salbenhändlers), ein arabiſcher Grammatiker und Dichter des 6. Jahrhunderts der Hidſchra. Sein ganzer Name iſt Wedschîh-ed-dîn Abubekr el-Mobârek ben Abi-taleb el-Mobarek el-dahhân 1), oder, wie ihn Abulfeda 2) angibt, El-wedschih el-Mobarek ibn Abi-'l-esher (أزهر) Saîd ibn el-dahhân. Er war geboren zu Waſit am Tigris im J. 532, und ſtarb zu Bagdad 612 der H. Er war ein Schüler des berühmten Ibn el-Enbâri, und er ſelbſt, obgleich frühzeitig erblindet, hatte doch viele Schüler. Er hat mehre Werke über grammatiſche Gegenſtände, ſowie einige Proben ſeiner Poeſie hinterlaſſen. Von letztern gibt Reiske ein paar Verſe bei D'Herbelot u. d. Art. (*E. Rödiger.*)

---

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. X. (von Beuchot).

1) Bowdich Reiſe zu den Aſhantees in der Weimar. Neuen Bibl. der Reiſebeſchr. XXI, 259.

2) Lucas erzählt, es liefere Gold in Menge, aber Bowdich läugnet dieſe Thatſache S. 426 u. 438.

3) Bowdich S. 316.

4) Bowdich S. 421.

5) Bowdich S. 415.

6) Bowdich S. 440.

7) Bruns Africa V, 241.

8) Bowdich S. 280.

DAHL, Michael, geb. zu Stockholm im J. 1656, wurde von ſeinem Landsmann Ernſtraen Klocke unterrichtet, und reiſte in ſeinem 22ſten Jahre nach London, dann nach Paris und Rom, wo er das Bildniß der Königin Chriſtine von Schweden malte, und kehrte 1688 nach England zurück. Obgleich Kneller durch ſeine Bildnißmalerei in London in großem Anſehen ſtand, ſo ſcheuete ſich Dahl doch nicht, neben ihm aufzutreten, ja er übertraf denſelben durch Treue der Natur, fleißigere Ausführung in allen Theilen und ein lieblicheres Colorit. Zu ſeinen wichtigſten Gemälden gehören Karl XI. von Schweden, zu Pferde, im Palaſt zu Windſor, und einige Bildniſſe in der Galerie der Admirale zu Hamptoncourt u. a. (*A. Weise.*)

DAHL, Johann Christian Wilhelm, Profeſſor der Theologie zu Roſtock, von Eltern aus dem Handwerksſtande daſelbſt den 1. Sept. 1771 geboren. Vorzügliche Talente und ungemeiner Fleiß förderten ſeine Fortſchritte auf der Schule ſeiner Vaterſtadt und in den akademiſchen Hörſälen derſelben, die er ſeit Michaelis 1785 beſuchte. Oſtern 1792 begab er ſich nach Jena, Michaelis 1793 nach Göttingen, und nach der Rückkehr in ſein Vaterland war er bis 1797 Hofmeiſter in einem angeſehenen Hauſe zu Güſtrow. Nach Roſtock zurückgekehrt, hielt er daſelbſt bibliſch- und altklaſſiſch-philologiſche Vorleſungen, wurde 1802 ordentlicher Profeſſor der griechiſchen Literatur, und ging 1804 zu einer ordentlichen theologiſchen Lehrſtelle über. Außer ſeinen Vorleſungen, die er mit der größten Sorgfalt ausarbeitete und mit unermüdeter Treue hielt, beſorgte er auch die Leitung des theologiſch-pädagogiſchen Seminariums, war ſeit 1807 zugleich Aſſeſſor des großherzoglichen Conſiſtoriums; allein die allzu große Anſtrengung erſchöpfte ſeine Kräfte, und er ſtarb am 15. April 1810. Als klaſſiſcher und bibliſcher Philolog, geſchmackvoller Exeget, ſcharfſinniger Kritiker und ſelbſtdenkender, freiſinniger Theolog hat er ſich durch mehre gelehrte Arbeiten rühmlich bekannt gemacht. Schon durch ſeinen Amos, neu überſetzt und erläutert Gött. 1795. 8., den er als Kandidat der Theologie ſchrieb, kündigte er ſich vortheilhaft an. Die metriſche Überſetzung in einem freien jambiſchen Sylbenmaße iſt wohlklingend, und die ſehr ausführlichen erläuternden Anmerkungen liefern ſowol eine genaue fortgehende Interpretation, als auch beſonders eine kritiſche Benutzung und Prüfung der alten Verſionen. — Zu den gelungenſten Bearbeitungen der Klaglieder des Jeremias gehört ſeine Überſetzung derſelben im 2ten Bande von Juſti's Blumenleſe, und in ſeinen Observatt. philolog. atque crit. ad quaedam prophetarum minorum loca, subjuncta vernacula Chabacuci interpretatione. Neustrel. 1798. 8. zeigt er nicht blos kritiſchen Scharfſinn, ſondern auch eine glückliche Divinationsgabe in der Wiederherſtellung des echten Textes, gegründet auf eine ſolide Sprachkenntniß und auf ein feines Gefühl des echten Genius der hebräiſchen Sprache. In ſeiner Commentatio exegetico-crit. de *αὐθεντία* epistolarum Petrinae posterioris atque Judae. Rost. 1807. 4. vertheidigt er die Echtheit des zweiten Briefes des Petrus, und zeigt, daß der Brief Judä aus 2 Petr. 2 entlehnt und mit einigen Zuſätzen überarbeitet ſei, und keinen Apoſtel, ſondern den Presbyter Judas zum Verfaſſer habe. Eine verdienſtliche Arbeit, die einem ſchon von Erneſti, und ſeitdem vielfach geäußerten Wunſche entſpricht, iſt ſeine Chrestomathia Philoniana. Hamb. 1800. Vol. II. 8., die durch eine verſtändige Auswahl, zahlreiche philologiſche und beſonders hiſtoriſche Anmerkungen, einige Exkurſe, einen philologiſchen Index der ſchwerſten Wörter, und überdies einen beſſern Text, als man in irgend einer Ausgabe findet, ihre Zweckmäßigkeit beurkundet. Ähnliche Vorzüge empfehlen auch ſeine zur Profan-Philologie gehörigen Schriften: Salluſts Catilina. Braunſchw. 1800. 8. Erklärende Anmerkungen zu demſelben. Eb. 1800. 8. Theocriti carmina, rec. et annotatt. instr. Lips. 1804. 8. Animadversiones crit. in Taciti Agricolam. Rost. 1802. 4. u. e. a., auch Aufſätze in Zeitſchriften, Beiträge zu Gablers theol. Journal und Recenſionen in der neuen allg. teutſch. Bibl., der halleſchen u. jen. allg. Literaturzeitung. Seine letzte Arbeit war ein in vieler Rückſicht ſchätzbares Lehrbuch der Homiletik Roſt. 1811. 8., deſſen Abdruck er nicht erlebte *). (*Baur.*)

DAHLBERG, Erich, ſchwediſcher Graf, Feldmarſchall und General-Gouverneur über Liefland, iſt zu Stockholm den 10. Okt. 1625 geboren, und ebendaſelbſt den 16. Jan. 1703 geſtorben. Die ausgezeichneten Verdienſte, die er ſich um das Fortifikationsweſen von ganz Schweden erwarb, gereichen ihm zu deſto größerem Ruhme, da er alles, was er war, durch ſich ſelbſt geworden war, und da er ſeine ſeltenen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten nicht etwa glücklichen Familienverhältniſſen, ſondern allein ſeiner eigenen Anſtrengung und einer weiſen Benutzung vielfältiger Erfahrungen zu verdanken hatte. Nach dem frühen Verluſte ſeines Vaters, des Landkämmerers über Weſtmannland, Jöns Erichſön Dahlberg, der 1629 ſtarb, genoß er in verſchiedenen Orten Unterricht, bis ihn ſeines Vaters Bruder erſt nach Lübeck, dann nach Ham-

---

1) S. de Sacy zu Abdallatif S. 479. 2) Abulfeda's Annalen Th. IV. S. 256. D'Herbelot ſpricht offenbar von demſelben Gelehrten unter d. Art. Dahhan, ob er gleich in der Angabe des Namens ſowol als des Geburts- und Sterbejahres differirt. Er wurde nach ihm geboren im J. 494 und zwar zu Bagdad (was ein Mißverſtändniß: Bagdadi heißt er, weil er dort gelebt); als Todesjahr giebt D'Herbelot in Übereinſtimmung mit Hadſchi Chalfa das Jahr 569 an.

*) Sein Leben in Zieglers Progr. de sensu nominis etc. 1807. vor der Homiletik vom Prediger Krey, und in deſſen Andenken an die Roſtock. Gel. 8. S. 55—59. Leipz. Litztg. Intbl. 1810. St. 18. S. 280.

burg ſchickte, wo er in den Schreibſchulen die ſchöne Handſchrift lernte, die ihm nachher bei ſeinen Übungen im Zeichnen und in anderem Betrachte ſo große Vortheile gewährte. Vom J. 1641 an hielt er ſich beim ſchwediſchen Generalkämmerer Renſköld auf, der ihn während des damaligen Krieges zu verſchiedenen geheimen und wichtigen Kriegsverrichtungen mit beſtem Erfolge gebrauchte. Im J. 1646 übernahm Dahlberg, der inzwiſchen zum Kammerſchreiber bei der pommerſchen Kammer war ernannt worden, das ſchwierige Geſchäft, eine Anzahl von 86 in den teutſchen Seeſtädten mit Proviſion befrachteten Fahrzeugen zuſammen zu bringen und ſie zum Succurs der ſchwediſchen Armee, die deſſen ſehr bedurfte, von Rügen aus nach Kalmar überzuführen; und es gelang ihm zur vollkommenen Zufriedenheit der Königin Chriſtine. Im J. 1647 fand ihn der berühmte Feldmarſchall Mardefeld tüchtig, den Zuſtand ſämtlicher ſchwediſcher Feſtungen in Pommern, der Mark Brandenburg, Mecklenburg, Bremen und Weſtphalen zu unterſuchen und ſich die nothwendigſten Ausbeſſerungen derſelben von ihm angeben zu laſſen; hiedurch bahnte Dahlberg ſich den Weg zu einer Ingenieurſtelle unter dem Generaliſſimus der ſchwediſchen Armee, dem nachmaligen Könige Karl Guſtav. Einen dreijährigen Aufenthalt zu Frankfurt a. M., wo Dahlberg eine Summe von 120,000 Spec. Thlr. ſogenannter Satisfactionsgelder für die Krone Schweden von verſchiedenen teutſchen Kreiſen einzukaſſiren hatte, benutzte er dazu, um ſich in der Mathematik, der Fortifikation, der Zeichnenkunſt und anderen, einem Militair nothwendigen Wiſſenſchaften und Künſten zu vervollkommenen. An der Vollendung einer Reiſe, die er 1654 von Wien aus mit einem jungen Franzoſen de la Hay nach Konſtantinopel und weiter zu machen die größeſte Begierde hatte, wurde er eben ſowol, wie an einer andern, die er 1655 als Führer der ſchwediſchen Freiherren Kronſtjerna nach Jeruſalem zu machen gedachte, durch die Kriegsumſtände gehindert; er kam auf jener Reiſe nur bis Gomera und Gran, auf dieſer nicht viel weiter, als bis nach Venedig. Ein wiederholter Verſuch, Jeruſalem zu ſehen, wurde durch den fortdauernden Türkenkrieg vereitelt; ſchon von Palermo aus folgte er dem an ihn ergangenen Rufe, wieder in ſchwediſche Dienſte zu treten, und er erhielt die Stelle eines Generalquartiermeiſter-Lieutenants bei der Hauptarmee. Die Peſt, welche ihn um dieſe Zeit unweit Tolkernit ergriff, ſetzte ihn 3 Wochen lang der augenſcheinlichſten Lebensgefahr aus; aber er überwand ſie glücklich, und war bald wieder im Stande, den von ſeinem Könige erhaltenen Befehl, bei Thorn neue Feſtungswerke anzulegen, auszurichten. Bei allen den großen Unternehmungen, wodurch Karl Guſtav in dem damaligen polniſchen Kriege ſich auszeichnete, war Dahlberg zugegen, und erwarb ſich als Stellvertreter des verſtorbenen Generalquartiermeiſters durch ſeine Gewandtheit, Treue und Eifer im Dienſte, des Königs vorzügliches Vertrauen. Nicht geringere Dienſte leiſtete er ihm in derſelben Eigenſchaft während des nachherigen Krieges mit Dänemark, wo unter andern auch die Feſtung Kronenburg bei Helſingör durch ihn große Verbeſſerungen erhielt. Nach des Königs 1660 erfolgtem Tode wurde Dahlberg zum Obriſtlieutenant ernannt, und zugleich in den Adelſtand erhoben. Auch unter Karl Guſtavs Thronfolger leiſtete Dahlberg als Commandant von Malmöe und Direktor der Feſtungen in Schonen und Halland, nachher als Generalquartiermeiſter und Direktor ſämtlicher Feſtungen in Schweden, und beſonders während des Krieges mit Dänemark von 1675 an, ſolche große Dienſte, daß ihm die Commandantenſtelle erſt über die Feſtung Chriſtianſtadt und dann über die neu angelegte wichtige Feſtung zu Landskrona anvertraut wurde. Zur Belohnung der Geſchicklichkeit und Treue, welche Dahlberg ſpäterhin in dem Verbeſſerungsgeſchäfte ſämtlicher Reichsfeſtungen, in dem Grenzberichtigungswerke zwiſchen Schweden und Dänemark, und in der Milizeintheilung im Jönköpinger Lehn bewies, wurde er 1687 zur Würde eines Landhauptmanns über das Lehn Jönköping, mit Generalmajors Rang, 1688 in den freiherrlichen Stand, 1692 zum Generalfeldzeugmeiſter, 1693 zum königlichen Kriegsrath und zugleich zum ſchwediſchen Reichsgrafen, Feldmarſchall und Generalgouverneur über die Herzogthümer Bremen und Verden, und 1696 über Liefland erhoben. Noch als 75jähriger Greis diente er unter Karl XII., und vereitelte Flemmings Anſchlag auf Riga durch Verbrennung der Vorſtädte dieſer Stadt — weshalb er ſich jedoch durch eine beſondere Schrift bei ſeinem Könige zu rechtfertigen genöthigt war. — Obgleich Dahlberg in ſeiner Ehe mit Marie Eleonore geb. Drakenhjelm vier Söhne gezeugt hatte, ſo hinterließ er doch bei ſeinem Tode keine männlichen Erben und ſein Name ſtarb mit ihm aus. Übrigens waren ſeine Verdienſte um die ſchwediſchen Feſtungen, die er alle theils neu angelegt, theils vom Grund aus verbeſſert hatte, ſo groß, daß man ihn den Vauban und Coehorn der Schweden nannte. Sein prachtvolles Werk: *Suècia antiqua et hodierna*, enthält die unverwerflichſten Zeugniſſe von ſeiner ſeltenen Einſicht und Geſchicklichkeit, Städte, Feſtungen mit ihren Umgebungen, Schlachten und Belagerungen zu zeichnen; auch in Pufendorfs Geſchichte des Königs Karl Guſtav ſind faſt alle Kupferſtiche von ſeinem Griffel. (Siehe A. L. Schlözers ſchwed. Biographie ꝛc. Th. 1. S. 624 ff.)

(*v. Gehren.*)

DAHLEN 1) Gräfl. Bünauſche Stadt im meißniſchen Amte Oſchatz des Königr. Sachſen, mit einem Schloſſe, einer Kirche, 236 Häuſern und gegen 1300 Einwohnern, deren Hauptnahrungszweig Leinen- und Barchentweberei, Torfgräberei und Krappbau iſt. Unweit der Stadt befindet ſich ein ziemlich reichhaltiger Salzquell, der in älteren Zeiten gefaßt geweſen, jetzt aber verfallen iſt. Die Stadt iſt von Sorbenwenden erbauet und ſoll nach der Stadt Dalen in Dalmatien (ſ. Dalemenci) benannt ſeyn. — 2) Preußiſche Stadt im Kreiſe Gladbach, des Regirungsbezirks Düſſeldorf, mit 844 Häuſern, zwei katholiſchen Kirchen und 4478 Einwohnern (mit Inbegriff des Militairs), deren Hauptgewerbe in Seiden- und

Sammetfabriken, Leinwand- und Damaſtwebereien, Flachsbau und Leinhandel beſteht. — (*H.*)

3) Dahlen oder Dahlholm, ein Kirchſpiel des Rigaſchen Kreiſes im Herzogthum Liefland oder der Rigaſchen Statthalterſchaft, mit einem ſandigen und moraſtigen Kornboden, der ſtarke Kultur erfodert, wenn er tragbar ſeyn ſoll. Es beſteht aus 3 Theilen: 1) aus einem in der Düna liegenden Holm (Inſel), $1\frac{1}{2}$ Meile lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit. Dieſer Holm hat zu dem Namen Dahlholm Veranlaſſung gegeben, nach welchem oft, aber fälſchlich das ganze Kirchſpiel, das Dahlholmſche, und das in demſelben liegende Gut Dahlen, zuweilen Dahlholm genannt wird. Auf dieſem Holm befinden ſich: das Gut und der Hof Dahlen; erſteres gröſtentheils auf dem feſten Lande mit 3 Ziegelöfen, 1 Kalkofen (die in Riga hinlänglich Abſatz finden), und 1 Windmühle. Das ehemalige Schloß zu Dahlen war eins der erſten in Liefland, von dem noch bis jetzt einige Trümmern übrig ſind; ferner das Paſtorat, ein paar Schenken (Krüge) und 50 Bauernfamilien, die theils zum Hofe, theils zum Paſtorate gehören; — 2) aus Nolperholm, ebenfalls einer in der Düna liegenden Inſel, auf der ſich aber nur eine Bauernwohnung befindet; — 3) aus feſtem Lande, auf welchem die übrigen Güter des Kirchſpiels liegen, als Kirchholm, Pullkern, Berſenmünde ꝛc. (*Petri.*)

DAHLIA. So nannte Cavanilles eine Pflanzengattung zu Ehren des Schweden Andreas Dahl, welcher Bemerkungen zum Linnéſchen Syſtem, verbunden mit einer Vertheidigung des jüngern Linné gegen die Angriffe eines Rec. in den Leip. Commentarien, als Inaugural-Diſſertation herausgab (Observationes botanicae circa Systema vegetabilium divi a Linné, quibus accedit justae in manes Linnaeanos pietatis specimen; Hafn. 1787). Dieſer Gattungsname ward von Willdenow in *Georgina* umgewandelt, da ſchon früher Thunberg eine ganz andere Pflanzengattung mit dem Namen Dahlia belegt hatte. Aber auch dieſe Thunbergſche Gattung wurde von Perſoon umgetauft: er nannte ſie *Trichocladus*. So führt denn eigentlich keine Pflanzengattung mehr den Namen Dahlia, welcher überdies dem Namen Dalea (den eine Leguminoſen-Gattung trägt) zu ähnlich klingt. (*A. Sprengel.*)

DAHLIA pinnata *) enthält 1) in ihren Wurzelknollen, die als ſehr nährend angeprieſen werden, nach Payen **) folgende Beſtandtheile: Waſſer 76, Dahlin (ſ. unten) 10, apfelſauren und citronenſauren Kalk und Ammonium, Holzfaſer, phosphorſ. Kalk, Kieſelerde, Eiweisſtoff, ätheriſches Öl, fettes Öl, bittere, gewürzhafte Subſtanz; ſalpeterſaures Kali, ſalzſauren Kalk, Citronenſäure, dem Osmazom ähnliche Stickſtoff hältige Materie; ſchwefelſauren Kalk und Farbſtoff. Die Oberhaut der Knollen gibt mehr Farb- und Gewürzſtoff, als dieſe ſelbſt, und riecht hervorſtechend Vanille ähnlich; auch enthält ſie mehr Kieſelerde, Salpeter und phosphorſauren Kalk. Ihr flüchtiges Öl erſcheint in gelben, undurchſichtigen concreten Fäden, und riecht, wie das aus den Knollen gewonnene, welches leichter als Waſſer, und ſchwerer, als 28gradiger Alkohol iſt, ſehr ſtark, ſchmeckt aber wenig ſcharf. Aus ſeiner Auflöſung in 36gradigem Alkohol ſcheidet es ſich beim Verdampfen in Form ambragelber Tropfen aus, und wird mit der Zeit zu einer harzigen, braunrothen Materie. Das fette Knollenöl ſieht braun aus, ſchmeckt mild und etwas würzig, wird ranzig, ohne bitter zu ſchmecken, und iſt viel leichter, als Waſſer. — Über Bereitung des Dahlienknollenmehls und des Zuckers daraus ſ. Dingler's polytechn. Journ. ꝛc. 1830. XXXVII. 4. S. 289. — 2) Die verſchiedentlich gefärbten Blumenblätter der Dahlien geben, nach Payen (a. a. O. S. 429, und bei Schweigger a. a. O. S. 345 ꝛc.; vergl. Stoltze's Berl. Jahrb. der Pharm. XXVI. 1. S. 197 ꝛc.), auf weißes Papier mancherlei Farben-Nüancen, die von ſehr verdünnten kaliſchen und ſauren Auflöſungen abweichend verändert werden; am beſtimmteſten geſchieht dies bei der Tinktur der violetten Blätter. So wird das violette Dahliapapier durch eine, auch doppelt mit Waſſer verdünnte Kalilöſung, die auf Curcumapapier und geröthetes Lackmuspapier nicht einwirkt, ſehr deutlich bläulich-grün. Ein gleiches Verhalten findet bei Anwendung ſehr verdünnter Säuren Statt, nur daß die dadurch geröthete Farbe des Dahliapapiers nach einigen Minuten blaßgrün wird. — Die violette Farbe der Tinctur aus violetten Blumenblättern wird durch ſtarke Kalilaugen mehr gelblichgrün, durch verdünnte mehr blaugrün. Dieſe Tinctur gehört alſo unter die empfindlichſten Prüfungsmittel auf Säuren und auf Kalien. (*Th. Schreger.*)

DAHLIENÖL wird erhalten durch Deſtillation der zu feinem Brei geſchabten Wurzelknollen der *Dahlia pinnata* L. mit Waſſer in ſchönen ambragelben Tropfen, welche faſt den ſehr ſtarken Geruch der Knollen beſitzen, wenig ſcharf ſind, leichter als Waſſer, ſchwerer als Alkohol von 28° B., und mit erſtem eine bleibende trübe Emulſion bilden. Mit der Zeit wird das Öl zu einer harzigen, braunrothen Materie. Wenn es zu 20° C. erwärmt, und dann langſam abgekühlt wird, ſo ſchießen Kryſtalle darin an, welche Benzoëſäure zu ſeyn ſcheinen. (S. *Payen* im Journ. de Pharm. X. 239; vergl. Schweigger's Journ. d. Ch. ꝛc. Neue Reihe. IX. 339). (*Th. Schreger.*)

DAHLIN, (Dahline), Dahlinium nennt Payen *) eine eigene, aber in allen Stücken mit Roſe's Inulin (ſ. unten *Inulin*) übereinkommende und, nach Braconnot, dem Salzmehl der Wurzelknollen von *Helianthus tuberosus* analoge Subſtanz, die aus den Zwiebelknollen der Dahlien folgender Maßen entwickelt wird: man ſtößt die gewaſchenen Knollen zu feinem Brei, wäſcht dieſen auf Leinwand öfters mit wenigem Waſſer aus, kocht ihn $\frac{1}{2}$ Stunde mit doppelt ſo vielem Waſſer, wel-

---

*) Die Dahlia pinnata bei Cavanilles iſt Willdenows Georgina purpurea. **) Im Journ. de Pharm. Nr. 7. u. 8. 1823. Im Auszug in Schweiggers Journ. d. Ch. u. Ph. 1823. IX. 3. S. 338 ꝛc.

*) Im Journ. de Pharm. Nr. 7 u. 8. Juillet et Aug. 1823; im Auszuge bei Schweigger in deſſen Journ. f. Ch. u. Ph. 1823. IX. 3. S. 338 ꝛc.; vergl. Stoltze Berlin. Jahrb. f. d. Pharm. XXVI. 1. S. 165 ꝛc. und S. Stratingh in d. Algem. Konst- et Letterbode. 1824. Nr. 25. etc., teutſch in Buchner's Repertor. f. d. Pharm. 1825. XXI. 3. S. 419 ꝛc.

chem 0,05 Kreide zugeſetzt iſt, bringt das Ganze auf ein linnenes Filter, und zieht den Rückſtand nochmals mit Waſſer aus; die vereinigten Auszüge verdampft man nun bis auf $\frac{1}{4}$ ihres Volums, ſetzt erſt 0,04, dann noch die Hälfte Thierkohle nebſt Eiſchaum hinzu und kocht das Ganze, welches, gehörig abgeklärt, filtrirt und bis zum Häutchen abgeraucht wird. Nach dem Erkalten fällt das Dahlin zu Boden, und wird mit kaltem Waſſer abgewaſchen. Aus den Abwaſchwaſſern läßt ſich durch Kreide und etwas mehr Kohle noch Dahlin abſcheiden, und ſo in Allem wenigſtens $\frac{1}{10}$ davon gewinnen.

Es iſt ein weißes, geruch- und geſchmackloſes, äußerſt zähes Pulver, von 1,355 ſpec. Gewicht, auflöslich im Waſſer, doch mehr im warmen, als im kalten; die bis zum Häutchen verdampfte Auflöſung geſteht beim Erkalten zu einer körnigen Maſſe, und bildet ein durchſichtiges Hydrat, das, auf ein Filter gebracht, etwas Flüſſigkeit abtröpfeln läßt. Ein Theil des Dahlin verbindet ſich mit der Faſer des Papiers, und macht es nach dem Trocknen halb durchſcheinend, während das trockne Dahlin ſelbſt halb durchſichtig, wie Horn erſcheint. Es iſt feſt, ſpröd, bricht leichter als trockene Gallerte, wird durch ſchnelle Aufnahme eines Theils kalten Waſſers undurchſichtig, und zergeht darin, doch löſt das Waſſer bei 0 Grad nur 0,002 Dahlin auf. Abſoluter Alkohol wirkt nicht darauf, ſondern ſchlägt es aus der wäſſerigen Auflöſung als ein unfühlbares Pulver nieder. Kali löſt es in der Kälte vollſtändig auf, und bildet eine farbloſe, durchſichtige Auflöſung. Mit Hefe gährt das in Waſſer vertheilte Dahlin, und gibt Alkohol, Kohlenſäure nebſt Spuren von Ammonium. Barytwaſſer bildet in einer wäſſerigen Dahlin-Auflöſung einen weißen Niederſchlag, der nur bei Überſchuß von Baryt, durch Salpeter- und Eſſigſäure, ohne Gasentwickelung, wieder aufgelöſt wird. Die wäſſerige Dahlinauflöſung wird durch ſalzſauren Baryt nicht gefället, außer nach einem Zuſatz von einigen Tropfen Kali. Öfters mit warmen Waſſer behandeltes Dahlin wird etwas verändert, und löslicher im kalten Waſſer und Alkohol. Baryt macht in dieſen Auflöſungen häufige Niederſchläge. Bei 75° wird das Dahlin von 0,02 Schwefelſäure in Zucker verwandelt, der weiß, nicht kryſtalliſirbar, gährungsfähig und ſüßer, als Stärkmehlzucker iſt. Der durch Eſſigſäure daraus gebildete Zucker fällt weniger ſüß aus, am ſüßeſten aber der mit verdünnter Phosphorſäure erhaltene, welcher in 40gradigem Alkohol auflöslich iſt, und durch Gährung gänzlich in Alkohol, Kohlenſäure und Spuren von Ammonium zerlegt wird. Mit Waſſer gekocht färbt er ſich gelb. Jod und andere Reagentien wirken nicht auf die Dahlinauflöſungen, außer Galläpfeltinktur, die darin einen leichten, ſchuppigen, bei 50° auflöslichen Niederſchlag bildet.

Nach allen dieſen dürfte das Dahlin als ein nahrhaftes Mittel ſelbſt in manchen Krankheiten anwendbar ſeyn, und durch ſeine Auflöslichkeit als Zuſatz zu den meiſten Getränken ſich noch mehr empfehlen. (Vergl. *Braconnot* in d. *Ann. de chimie et de phys.* T. XXV. p. 358; teutſch in Hänle's Magaz. f. d. n. Erfahr., Entdeck. u. Berichtigungen im Gebiete der Pharmacie. VI. Juniheft. *Gay-Lussac* in d. Journ. de Pharm. 1824. S. 408.) (*Th. Schreger.*)

DAHLMANN, Karl und Laurens, gelehrte Schweden, die ſich um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch mehre nützliche landwirthſchaftliche Schriften bekannt machten, in welchen ſie mancherlei anwendbare Vorſchläge zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft und des Gartenbaues thaten. Von Karl hat man: Svenska hushalls roen. Stockh. 1746—50. Vol. III. 8. und Enledning til swenska humlegards skogs ock angs skoetsel. Ib. 1748. 8. Laurens ſchrieb: De conservatione sylvarum in patria. Lips. 1741. 4. Eskilsons, swenska landhushaeldning. Stockh. 1745—50. Vol. III. 8. Haste botare. Ib. 1749. 8. Om Akerbruket. Ib. 1752. 8. Humle-Skoys-angs-skiötsel. Ib. 1760 *). (*Baur.*)

DAHLMANN, Peter, ein teutſcher Gelehrter, der um 1709 zu Halle lebte, bekannt als Verfaſſer zweier ziemlich mangelhafter, doch nicht werthloſer Kompilationen, unter dem Titel: Schauplatz der maskirten und demaskirten Gelehrten. Leipz. 1710. 8. Hiſtoriſcher Schauplatz vornehmer und berühmter Stats- und Rechtsgelehrten. Erfurt und Leipz. (Berlin) 1710—15. 2 Th. 8. — Das erſte Buch iſt eigentlich ein Auszug aus Placcii theatro anonymorum et pseudon., und das zweite legen einige auch einem gewiſſen Rühlmann bei †). (*Baur.*)

Dahman ſ. Parsismus.

DAHME, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, im Kreiſe Jüterbock des Regirungsbez. Potsdam, an dem Flüßchen Dahme gelegen, mit 354 Häuſern, 1 Schloß, 2 Kirchen, 2882 Einwohnern, deren Hauptnahrungszweige in Tuch- und Wollzeug-, Leinwand- und Tabaksfabriken beſtehen. Der Ort iſt mit Mauern und Gräben umſchloſſen und hat ein Stadt- und Landgericht, ein Domänen- und ein Poſtamt. (*H.*)

DAHOMEY (Dahomy, Dahome, Dahomet), einſt ein mächtiges Reich an der Guineaküſte auf den ſüdlichen und öſtlichen Terraſſen des Plateaus, auf welchem der Niger, Gambia und andere größere Flüſſe entſpringen. Das Reich wurde erſt im Anfange des 17ten Jahrhunderts bekannter; um das Jahr 1708 zeichnete ſich das Volk unter dem Könige Guadſcha Prudo durch Kriegsthaten aus, und mehre benachbarte Reiche, wie Whydah, Ardrah und andere wurden von ihm erobert. Dalzel[1]) und Norris[2]) haben uns die einzigen vollſtändigeren Nachrichten geliefert; an neueren Thatſachen fehlt es aber ganz, ſo daß ſich wenig über den jetzigen Zuſtand des Reichs ſagen läßt. — Der König iſt unumſchränkter Despot, alle Unterthanen erkennen ſich als ſeine Sklaven an, alle ſind darin einverſtanden, daß der König das Recht habe, über ihr Eigenthum und Leben nach Gutdünken zu ſchalten; nur der erſte Miniſter iſt der einzige im Reiche, welchem der König nicht nach Belieben den Kopf darf abſchlagen laſſen. Es giebt bei dem Volke keine Feierlichkeit, bei welcher nicht Menſchenblut vergoſſen wird. Auf Pfählen geſpießte Köpfe, an den Füßen aufgehängte Leichname, die von Raubthieren verzehrt und ſogleich darauf durch andere erſetzt werden, an den Eingang des königlichen Palaſtes hingeworfene Hirnſchädel, werden als Zeichen der königlichen Größe angeſehen. An dem Feſte der jährlichen Zollentrichtung tränkt der König die Gräber ſeiner Vorfahren mit dem Blute von Hingerichteten. Vierzig bis funfzig Sklaven werden auf Befehl des Königs hingerichtet, ihm das Blut gereicht und darauf ſteckt er den Finger hinein, von welchem er das Blut ableckt. Die Körper werden um das königliche Begräbniß geworfen und die Köpfe auf Stangen geſteckt. Der Ruhm des Königs iſt, wenn das Volk ſagt: „der König geht in Blut von ſeinem Throne bis zu ſeinem Grabe, und bewäſſert jedes Jahr die Gräber ſeiner Vorfahren mit Menſchenblut.“ Das Volk glaubt, daß der König nicht eſſe; er ſpeiſet auch nie öffentlich, ſcheut ſich aber nicht, öffentlich zu trinken. Die Meiſten, welche ihn beſuchen, werden ſehr gaſtfrei aufgenommen. In den Städten ſind öffentliche Gebäude zur Aufnahme von Reiſenden. Geſandte, aus welchem Lande ſie auch kommen mögen, ſind nicht genöthigt, das Ceremoniell des Hofes zu beobachten, ſondern ſie begrüßen den König nach der in ihrem Lande üblichen Sitte. Europäiſche Gouverneurs ſitzen mit bedecktem Haupte auf Stühlen. Iſt der Monarch ſehr gnädig, ſo nimt er den Fremden bei der Hand. Den Weißen wird ein Glas, von dem Könige ſelbſt mit geiſtigem Getränke gefüllt, überreicht; es würde Beleidigung ſeyn, dieſes auszuſchlagen. Die Unterthanen ſind ſehr begierig nach dieſer Ehre; derjenige, welchem ſie widerfährt, legt ſich rücklings auf die Erde, wenn der König mit eigener Hand ihm die Flaſche an den Mund ſetzt, und darf nicht eher mit Trinken aufhören, als bis der König die Flaſche fortnimt, oder bis ſie ausgeleert iſt. Der König hat das Monopol, die Frauen zu verkaufen. Nur wer 20,000 Kowries bringt und ſich vor dem Thor des Palaſtes in den Staub wirft, erhält eine Frau. — Bei feierlichen Gelegenheiten wird von den Hofſängern die ganze Geſchichte des Landes vor der Thür des königlichen Palaſtes geſungen. Die Erzählung dauert einige Tage, und die Jünglinge bemühen ſich, dieſe Geſänge auswendig zu lernen, um einſt die Stelle der Sänger zu erlangen.

---

*) Boehmeri bibl. scriptor. hist. nat. Regiſter. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars).

†) Jugleri bibl. hist. lit. T. II. 1317. Adelungs Zuſ. z. Jöcher.

[1] History of Dahomey, an inland Kingdom of Africa. London 1795.

[2] Magazin von Reiſebeſchreibungen. Berlin 1791. Bd. V.

Das Volk führt einen lebhaften Handel mit dem State Inta 3), auch hat der König von Dahomey neuerdings den Wunſch geäußert, mit den Engländern aufs Neue Handelsverbindungen anzuknüpfen 4).

(*Kämtz.*)

Dajabon ſ. Daxabon.

DAIGNAN oder d'Aignan (Guillaume), Arzt, zu Lille 1734 geboren, erhielt zu Montpellier, wo er ſtudirte, die medizinische Doctorwürde und übte ſeit ſeinem 25. Jahre die Kunſt in den franzöſiſchen Militärhoſpitälern. Nachdem er dieſe als Oberarzt verlaſſen hatte, kaufte er zu Paris den Charakter eines ordentlichen Arztes des Königs, verlor ihn aber zur Zeit der Revolution, wurde Mitglied des militäriſchen Geſundheitsrathes, in der Folge als erſter Armeearzt in Ruheſtand verſetzt, und ſtarb zu Paris den 16. März 1812. In ſeinen zahlreichen Schriften findet man, neben vielen längſt bekannten, doch auch manche eigene gute Beobachtung, aber auch mancherlei Vorſchläge und Plane, die mehr gutgemeint und menſchenfreundlich, als ausführbar ſind: Maladies traduites du lat. de Bagliri. Par. 1757. 12. mit lehrreichen Anmerkungen. Mémoires sur les effets salutaires de l'eau de vie de genièvre dans les pays-bas et marécageux. St. Omer 1777. 4.; Dunkerk. 1778. 8. Réflexions sur la Hollande. Par. 1778. 12.; 1812. 8. Topographie médicale du Calaisis. 1778. 8. Remarques et observat. sur l'hydropisie. Par. 1778. 8.; ſchätzbare Anmerkungen. Adnotationes breves de febribus (zugl. franz.). Par. 1783. 8. Ordre du service des hospitaux militaires. Ib. 1785. 8. Tableau des varietés de la vie humaine. Ib. 1786. 8.; zweimal verteutſcht: Leipz. 1788; Gera 1789. 8.; bekannte Lehren, angenehm und unterhaltend vorgetragen, nur bisweilen nicht beſtimmt genug. Gymnastique des enfants convalescents, infirmes, faibles et delicats. Par. 1787. 8. Gymnastique militaire. Besanç. 1790. 8. Conservatoire de santé. Par. 1802. 8., Suppl. Ib. 1801. 8. Plan général pour remedier aux principales causes, qui nuisent à la constitution de l'homme. Ib. 1802. 8. Rélation d'un voyage en Normandie et dans les pays-bas. Ib. 1806. 8. Echelle de la vie humaine. Ib. 1811. 8. u. e. a. *).

(*Baur.*)

Daikoku ſ. Japan.

DAILLÉ, lat. Dallaeus (Jean), reformirter Prediger zu Charenton, geb. den 6. Jan. 1594 zu Chatellerault, aber erzogen zu Poitiers, wo ſein Vater Einnehmer war. Seine Bildung zum gelehrten Theologen erhielt er zu Saumur. Hier kam er in das Haus des geiſtreichen und freiſinnigen, dem proteſtantiſchen Glauben mit Enthuſiasmus ergebenen, und als gelehrten Vertheidiger deſſelben rühmlich bekannten Statthalters Du-pleſſis-Mornay, und der Umgang mit demſelben wirkte vortheilhaft auf den jungen Wahrheitsforſcher. Sieben Jahre lang war er Erzieher der beiden Enkel deſſelben, und begleitete ſie 1619 auf einer Reiſe nach Italien. Als er einen von ihnen zu Padua durch den Tod verlor, ſandte er deſſen Leichnam, um den Neckereien der Inquiſition zu entgehen, als einen Ballen Bücher eingepackt, mit 2 Bedienten nach Frankreich, damit er in ſeinem Familienbegräbniſſe beigeſetzt werden konnte. Mit dem andern ſetzte er die Reiſe durch bie Schweiz, Teutſchland, Holland und England fort, und nach ſeiner Rückkunft wurde er 1623 Prediger zu Foreſt, einem dem Dupleſ-

---

3) Bowdich Reiſe zu den Aſhantees (Weimar. Überſ.) S. 255. 4) Ebend. S. 448 Anm.

*) Erſch gel. Frankr. Biogr. univ. T. X. (von Renauldin).

ſis-Mornay gehörigen Schloſſe an der Sevre in Nieder-Poitou, 1625 aber zu Saumur. Schon im folgenden Jahre wurde er als Vorſteher der reformirten Gemeinde zu Charenton nach Paris berufen, und dieſes Amt verwaltete er, bis er den 13. April 1670 ſtarb. Unter den reformirten Theologen Frankreichs war Daillé einer der berühmteſten und gelehrteſten, ein gründlicher Forſcher, mit den kirchlichen Alterthümern ſehr vertraut, ein Mann hellen Geiſtes, beredt, in der Entwicklung ſeiner Meinungen klar und faßlich, und ohne ſeine Ueberzeugungen irgend zu verheimlichen, ſo tolerant und gemäßigt, daß ſelbſt die katholiſchen Theologen, deren Lehren und Behauptungen er beſtritt, ihm ihre Achtung nicht verſagen konnten. Seine ſittlichen Eigenſchaften erhöheten die Achtung, die ſeine gelehrten Verdienſte einflößten. Er war redlich, menſchenfreundlich, offen, immer heiter, im Umgange angenehm und lehrreich. Die tiefſinnigſten Forſchungen vermochten ſeine natürliche gute Laune nicht zu ſtören, daher liebten auch Perſonen jedes Standes ſeinen Umgang, und Allen wußte er ſich gefällig zu machen. Die Waffen, mit denen er die Lehren und Gebräuche der römiſchen Kirche bekämpfte, nahm er hauptſächlich aus der Geſchichte, und erſchütterte durch ſeine grundgelehrte und freimüthige Darſtellung des chriſtlichen Alterthums die katholiſchen Lehren von der Verehrung der Heiligen, der Reliquien, der Bilder und Kreuze, von Pönitenzen und Satisfactionen, von der Firmung und letzten Ölung, vom Faſten und der Ohrenbeichte, indem er zeigte, daß die Lehre wie die Praxis der älteren Jahrhunderte in dieſen Stücken ganz von der neueren verſchieden ſei. In dieſer Beziehung haben ſeine hiſtoriſch-polemiſchen Schriften ihren Werth nicht verloren, indem ſie dem Forſcher lehrreiche Aufſchlüſſe über den Urſprung und die allmähliche Einführung der wichtigſten Dogmen und Gebräuche in der katholiſchen Kirche geben. Eine der wichtigſten in dieſer Beziehung iſt ſeine Disputatio adversus Latinorum de cultus religiosi objecto traditionem, qua demonstratur, vetustissimis ad a. D. 300 Christianis ignotos et inusitatos fuisse eos cultus, quos nunc in romana communione solent-Eucharistiae, Sanctis, Reliquiis, Imaginibus et Crucibus, deferre. Gen. 1664. 4. Dieſelbe Tendenz haben folgende von ſeinen Schriften: De cultibus religionis Latinorum lib. IX. Ib. 1671. 4. De poenis et satisfactionibus humanis lib. VII. Amst. 1649. 4. De jejuniis et quadragesima. Devent. 1654. 8. De confirmatione et extrema unctione. Gen. 1669. 4. De sacramentali sive auriculari Latinorum confessione. Gen. 1661. 4. De pseudographis apostolicis. Harderw. 1658. 8. De scriptis quae sub Dionysii Areopagitae, et sancti Ignatii Antiocheni nominibus circumferuntur. Gen. 1666. 4. Das größte Aufſehen aber und den heftigſten Widerſpruch erregte ſein Traité de l'employ des SS. Peres, pour le jugement des differents de la religion. Gen. 1632. 4.; ins Lateiniſche überſetzt von Mettayer: De usu Patrum ad ea definienda religionis capita, quae sunt hodie controversa. Ib. 1656 und 1686. 4. Engliſch von Th. Smith. Lond. 1651 oder 1675. 4. Daillé ſetzt darin das Anſehen der Kirchenväter ſehr tief herab, indem er zeigt, daß ſie in den Religionsſtreitigkeiten zwiſchen Proteſtanten und Katholiken keine Richter ſeyn könnten, weil man ihre eigentliche Meinung über ihnen unbekannte Fragen nicht wiſſen könne, hauptſächlich aber, weil ſie nicht untrüglich, ſondern wie alle Menſchen dem Irrthume unterworfen geweſen ſeien. Unter ſeinen Gegnern war der heftigſte Matth. Scrivener, der eine Apologia pro S. ecclesiae patribus adversus Dallaeum. Lond. 1672. 4. herausgab, aber er wurde widerlegt von Ittig in ſeiner Orat. pro Dallaeo. Lips. 1697. 4., von Whitby in ſeiner Diss. de sacrar. script. interpret. secundum Patrum commentarios. Lond. 1714. 4. u. A. — Von Daillé's übrigen Schriften bemerken wir: Apologie des églises reformées. 1633. 8.; von ihm ſelbſt lat. Amſt. 8. u. engl. von Th. Smith. Lond. 1653. La foi fondée sur les saintes écritures. Charent. 1634. 8.; von ihm ſelbſt lat. Genf 1660. 8. De la créance des Pères sur le fait des images. Gen. 1641. 8.; von ihm ſelbſt lat. Leiden 1642. 8. Oeuvres diverses. Par. 1634. Vol. VI. 8. Opera theol. Antw. 1700. fol. Von ſeinen ſehr geſchätzten Predigten wurden 724 gedruckt: Sermons sur le Catechisme des églises. ref. Gen. 1701. Vol. III. 8. Sermons etc. Ib. 1701. Vol. XVII. 8. — Er hinterließ einen einzigen Sohn, Adrian Daillé, geboren zu Paris 1628, Prediger zu Rochelle 1653, geſtorben zu Zürich 1690; von ihm hat man eine anziehend geſchriebene Biographie ſeines Vaters *). (*Baur.*)

DAIMBACH, Dainbach, evangeliſches (lutheriſches) Pfarrdorf im ſtandesherrlichen Fürſtenthume Leiningen, dem großherzogl. badenſchen Bezirksamte Boxberg zugetheilt, ⅜ teutſche Meilen faſt oſtnördlich von der Amtsſtadt, mit 410 Einw., wovon über 80 katholiſch ſind, 1 Kirche, 2 Schulen, 1 Getreidemühle und Trümmern eines alten Bergſchloſſes, ehemals mit dem Orte, der ſonſt ein freier Flecken war, ein freies Beſitzthum der Dynaſten von Roſenberg, welche es aber kraft eines Vergleiches vom J. 1561 von Kurpfalz zu Lehen empfangen mußten. Nach Erlöſchung des Roſenbergſchen Geſchlechts im J. 1632 wurde das Lehen eingezogen und Burg und Ort mit dem ehemaligen kurpfälziſchen Oberamte Boxberg auf immer vereinigt.

(*Th. A. Leger.*)

DAINTS nennen frühere franzöſiſche Reiſende nach verdorbener Ausſprache die Daitjâs (ſ. dieſen Art.). So z. B. noch Polier, Mythologie des Indous, wo im 2. Th. Cap. 12 u. 13 von dieſen Daints gehandelt wird, aber nach ſehr getrübten und unſichern Quellen.

(*E. Rödiger.*)

DAIRA *Edwards* (Crustacea). Dieſe von Milne Edwards (Annales des Sciences naturelles XX. p. 392.) aufgeſtellte Gattung wird von ihm zur Familie

---

*) Adr. Daillé abregé de la vie de Jean Daillé, avec un catalogue de ses oeuvr. Gén. 1671. 8. Bayle dict. Mém. de Niceron. T. III. 66. Teutſch 3. Th. 154. Koenig bibl. vet. et nov. voc. Pope-Blount censur. 1017. Baillet jugem. T. II. 90. Crenii animadv. philol. P. XIX. 40. Fabricii hist. bibl. P. III. 450; VI. 511. Schröckhs Kirchengeſch. ſeit d. Ref. 5 Bd. 85. Stäudlins Geſch. d. theol. Wiſſ. 2. Bd. 56. 176.

Hypérines und der Tribus Sauteurs in der Ordnung Amphipoda gerechnet. Es werden von derſelben a. a. O. folgende Kennzeichen angegeben: Der Kopf dick und aufgeſchwollen; die Fühler nur rudimentar, griffelförmig; Thorax kegelförmig, hinten ſehr ſchmal, das erſte Segment deſſelben ſehr kurz; die zwei erſten Fußpaare haben eine unvollſtändige, zweifingerige Hand, deren beweglicher Finger durch die beiden letzten Glieder gebildet wird; am Hinterleib ſtehen ſechs Paar falſcher Füße. Die einzige angeführte Art D. Gabertii iſt nicht näher charakteriſirt. (*D. Thon.*)

DAIRE, Louis François, Mitglied der Akademie zu Rouen, war den 22. Juli 1713 zu Amiens geboren. Er trat in ſeinem 19. Jahre in den Cöleſtiner-Orden, bekleidete in demſelben verſchiedene Aemter, und wurde endlich Bibliothekar der Cöleſtiner zu Paris. Als die Nationalverſamlung die geiſtlichen Orden aufhob, begab er ſich nach Amiens, dann nach Chartres, und ſtarb daſelbſt den 18. März 1792. Ein fleißiger und genauer Forſcher, der beſonders über die Geſchichte ſeiner Vaterſtadt und der Pikardie aus unbenutzten Quellen mancherlei ſchätzbare Nachrichten bekannt machte, die aber in Hinſicht auf Compoſition und Styl nicht befriedigen: Histoire civile et ecclésiast. de la ville d'Amiens. 1757. Vol. II. 4. Hist. liter. de la ville d'Amiens. 1782. 4. Tableau hist. des sciences, des belles lettres et des arts dans la province de Picardie, depuis les prémiers temps jusqu' aujourdhui. 1769. 12. Specialgeſchichten von Montdidier, Doullens, Encre, Grainvilliers, und außerdem: Tableau de la bataille donnée près de Mastricht. 1747; 1756. 12. Dictionnaire des épithétes franç. Lyon 1758. 12. Vie de Gresset. 1779. 12. Mehre Jahre ſchrieb er den Almanach de Picardie *). (*Baur.*)

Dairi ſ. Japan.

DAÏS L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Thymeläen und der erſten Ordnung der zehnten Linnéſchen Klaſſe. Char. Knopfförmige, mit einer Hülle verſehene Blüthen; der Kelch röhrig, an der Baſis bauchig, mit faſt fünfſpaltigem Saume; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt; die Beere einſamig. Die drei bekannten Arten ſind Sträucher. 1) D. cotinifolia L. (Sp. pl., Lam. ill. t. 368. f. 1.; D. laurifolia Jacqu. ic. rar. I. t. 77.) mit umgekehrt eiförmigen, ablangen Blättern und fünfſpaltiger Corolle. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) D. octandra n. L. Burm. (ind. t. 32. f. 2.) mit eiförmig-lanzettförmigen, aderigen, ſpitzen Blättern und vierſpaltiger Corolle. In Oſtindien. 3) D. disperma Forst. (Prodr. n. 192.) mit eiförmig-lanzettförmigen, ungeaderten Blättern und vier- oder fünfſpaltiger Corolle. Auf den Freundſchaftsinſeln. — D. madagascarensis und linifolia Lam. (Enc., ill. t. 368. f. 2. 3.) gehören nach Willdenow als Varietäten zu Gnidia daphnefolia L. fil. (*A. Sprengel.*)

DAISBACH, evangeliſches (lutheriſches) Pfarrdorf im großherzogl. badenſchen Bezirksamte Sinsheim, ½ teutſche Meile nördlich von der Amtsſtadt, dem Hauſe der Freiherren Göler von Ravensburg, als Grundherrn und ehemaligem Vogtsjunker, zuſtändig, mit bedeutenden Waldungen und 550 Einw., worunter über 40 katholiſche, nach Zutzenhauſen eingepfarrt, und 20 Menoniſten gezählt werden. — Der Anfang des Ortes war das ehemalige Lobenfelder Nonnengut, zum erſtenmale aus dem J. 1211 unter dem Namen Dagesbach und unter der Advocatie des uralten Dynaſtengeſchlechtes von Schauenburg bekannt [1]). Der Ort gehörte zum alten rheinfränkiſchen Elſenzgaue [2]). In dem Dorfe liegt die alte Ritterburg Daisbach, noch wohl erhalten und mit Waſſergräben umfangen, ſchon in älteren Zeiten ein Reichslehen, das verſchiedene adelige Geſchlechter im Beſitze hatten. Konz von Venningen bekam es um die Mitte des 14. Jahrh. von ſeinem Vater Seifried, dem alten Ritter, und ſtiftete dadurch eine beſondere Linie dieſes Hauſes, Venningen-Daisbach genannt. Kaiſer Rupprecht verlieh im J. 1401 „Kuntzen von Venygen das Burglin mit dem Dorfe zu Daspach“ mit der beſonderen Gnade, daß, wenn er ohne Leibes-Lehenerben abgehen würde, das Lehen an ſeine Tochter kommen ſollte [3]). Daher fiel es auch durch Verheirathung Venningiſcher Töchter nach und nach ganz an das alte Rittergeſchlecht der Rammungen, und als im Anfange des 16. Jahrh. Johann von Rammungen mit Tode abgegangen war, kam es an deſſen Tochter Katharina, die ſich an Albrecht Göler von Ravensburg verehlichte [4]), bei deſſen Geſchlecht Schloß und Dorf bis auf den heutigen Tag verblieben iſt. Die oberlandesherrlichen Rechte hatte aber von jeher Kurpfalz ausgeübt [5]), unter deſſen Regierung es zur Meckesheimer Cent des alten Oberamtes Heidelberg gezogen war. — Die alte Kirche, zur Ehre der Himmelfahrt Mariä eingeweiht, ſonſt ein Filial von Neidenſtein, wurde im J. 1601 durch den Ortsherrn und die Gemeinde mit Hilfe einer Collecte neu aufgebaut und zu einer Mutterkirche erhoben, worüber die Gemeinde anfangs in den Kirchenbann kam, bis die Sache mit dem Biſchofe von Worms abgeglichen wurde [6]). (*Th. A. Leger.*)

DAITJÂS oder Daitejâs oder Ditjâs ſind die Titanen der indiſchen Mythologie. Sie heißen ſo als Kinder der Ditis, die eine Tochter des Dakſcha war (ſ. d. Art.) und jene dämoniſche Rieſenbrut dem Kasjapa gebar, ſo wie derſelbe durch eine andere ſeiner Frauen, die Aditi, der Vater der guten Geiſter oder der (untern) Götter überhaupt war. Letztere heißen von ihrer Mutter Aditjas oder auch Suras im Gegenſatz der Aſuras, wie die Kinder der Ditis auch genannt werden [1]). Ein anderer Name der Ditis iſt Danu, und nach dieſem heißen ihre Kinder auch Dânawâs. Die beiden Brü dergeſchlechter liegen in ewigem Streite mit einander, wovon u. a. folgende Stelle aus den Puranas Zeugniß giebt [2]): „Wie die Aſuren fort und fort die Götter höhnen, ſo höhnſt du, o Thor, mich; drum werde du ein Aſur." Einen langen und heftigen Kampf kämpften ſie ſchon um das Amritam oder die Ambroſia, bei deren Bereitung durch das Buttern des Oceans alle Suren und Aſuren thätig waren [3]). Die Dichter gedenken zahlreicher Kämpfe, die die Götter, vorzüglich unter Indra's Anführung mit den Daitjâs beſtanden. Es wurden da häufig nicht Tauſende, ſondern Millionen und Billionen ſolcher böſer Geiſter getödtet [4]). Außer jenem Streite um die Götterſpeiſe werden als einzelne Kämpfe angeführt: 1) der, welcher durch Erlegung des Daitja Sambaras endigte, 2) ein anderer, in welchem Indras den Vritras tödtete, 3) der mit Balas, 4) der mit Sundas und Upaſundas und noch andere [5]). Glänzend iſt die Beſchreibung des Streites gegen die Dämonen, zu deſſen Führung Indras den Ardſchunas ausſendet; ſie findet ſich im Mahabharata [6]). Mit Indras Waffen, ſelbſt mit dem Donnerkeil ausgerüſtet und auf dem Prachtwagen des Gottes fahrend, zog Ardſchunas über's Meer und traf jenſeits auf die wunderſame Daitja-Stadt. Nachdem die Bewohner derſelben den erſten Schrecken überwunden, beginnt erſt ein offener Kampf mit unaufhörlichem Pfeilregen. Darauf nehmen die Aſuren ihre Zuflucht zum Zauber. Sie erregen mittelſt deſſelben einen Steinregen, Waſſermaſſen ſtürzen aus der Luft, ein wüthender Orkan hüllt alles in ſchwarze Nacht. Endlich machen ſie ſich unſichtbar und thürmen hohe Berge um und über ihren Feind. Alle dieſe Zauber weiß Ardſchunas durch ſeine Götterwaffen zu vernichten und als Sieger zieht er in die herrliche Stadt ein, in welcher jetzt nur noch die Daitja-Frauen klagend umherirren. Hierauf bezwingt er in ähnlicher Weiſe noch eine zweite zauberhafte Stadt der Daitjâs, und kehrt zum Indras zurück. — Die Gewalt dieſer böſen Geiſter der indiſchen Mythe iſt groß. Sie waren den Göttern zweiten Ranges nicht ſelten überlegen, vertrieben ſie wol aus einem Wohnſitze, den ſie inne gehabt, und befeſtigten ſich in ihrer Übermacht zu wiederholten Malen durch lange und ernſtliche Bußübungen, nach deren Vollbringung das höchſte Weſen Brahma ihren Bitten um Sieg und Gewalt nicht widerſtehen konnte [7]). Doch erſcheint dieſer Gegenſatz von guten und böſen Geiſtern in der indiſchen Religionslehre überhaupt bei weitem untergeordneter als in der verwandten Parſenlehre, in welcher ſich der Dualismus viel ſchärfer ausgebildet hat. (*E. Rödiger.*)

---

*) Erſch gel. Frankr. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. XX.

[1]) *Gerhardus de Schowenburg* in Transact. publ. Act. anno gratie MCCXI. etc. in Cod. diplom. monast. Schoenaug. No. XXXIII. [2]) *Act. Acad. Palatin.* Tom. VI. histor. pag. 98. [3]) Urkundliche Nachrichten bei Widder in geogr. hiſtor. Beſchreib. d. Kurpfalz. I., 398. [4]) Widder a. a. O. S. 399. [5]) *Alef* in Tractat. exeget. über den Cent-Vertrag. S. 11. [6]) *Schannat* Histor. Episcopat. Wormat. pag. 43.

[1]) Über die Entſtehung des letztern Namens iſt zu vergleichen Ramajana I, 45. Sl. 36—38 der Ausg. v. Schlegel.

DAITU iſt der mongoliſche Name für Peking oder doch für einen Theil dieſer Stadt. Ihre erſte Anlage erhielt ſie in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. durch den mongoliſchen Fürſten Setſen Chaghan. (S. Schmidt's Geſchichte der Oſtmongolen S. 112. 136. 395. *Gaubil* Hist. des Mongols p. 146. (*E. Rödiger.*)

Dakel ſ. Oase, Sect. III. Thl. 1. S. 12.

DAKKE, Decke, Dukkey, el Guaren, vielleicht das alte Pſelcis, Ort in Nubien auf dem linken Ufer des Nils, dem jetzigen Kobban gegenüber, welches Burckhardt für das Contra-Pſelcis der Alten hält [1]). Es befinden ſich hier die Ruinen eines Tempels, von welchem Norden [2]) und Belzoni [3]) Anſichten, und Burckhardt (a. a. O.) einen Grundriß gegeben haben und welchen der zuletzt gedachte Reiſende für einen der beſten Ueberreſte des Alterthums hält, die wir im Nilthale antreffen; Legh [4]) bemerkt, daß es die am beſten erhaltenen Ruinen ſüdlich von Aſſuan ſind. Die Berge am linken Ufer des Nils entfernen ſich hier weit von dem Fluſſe und laſſen eine weite Ebene übrig, welche einſt ſehr bebaut ſeyn mochte, jetzt aber nur ein arabiſches Dorf enthält und ſo wenig cultivirt iſt, daß über dem Nilſchlamm eine drei Fuß hohe Sandſchicht liegt [5]). Der Tempel ſteht etwa 100 Ellen vom Ufer. Vor demſelben ſteht ein großes Propylon 30 Schritt (nach Burckhardt, 75 Fuß nach Light) lang, an 50 Fuß hoch und 40 Fuß breit, in deſſen Mitte ſich ein Thor befindet. Vor dieſem liegen Stücke einer Sphinx. Auf den Wänden des Propylons ſind weder Hieroglyphen noch andere Figuren; in beiden Flügeln ſind ſehr viele Gemächer über einander. Auf der Seite des Propylons, welche gegen den Tempel gerichtet iſt und im Innern des Thores ſind Sculpturen. 16 Schritte (nach Burckhardt, 48 Fuß nach Belzoni) vom Propylon befindet ſich der Eingang in den Pronaos zwiſchen zwei Säulen mit Sculpturen. Der Pronaos iſt 10 Schritt lang und 7 breit; ſein Dach iſt mit Steinen von wenigſtens 15 Fuß Länge bedeckt. Durch ein nur 4 Schritt breites Gemach führt eine reich verzierte Thür in das Adytum. Auf einer Seite von dieſem befindet ſich eine kleine dunkle Kammer, in welcher ſich ein tiefes Grab befindet mit einem großen Löwen in der Wand; auf der andern Seite befindet ſich eine Treppe, die nach oben führt. Das Adytum hat etwa 6 Schritt im Quadrat. Hinter ihm liegt noch ein größeres Gemach, das durch eine kleine Thür mit einem engen Gange communicirt, der durch eine Steinmauer gebildet wird, die den Tempel auf drei Seiten umgab. An dem Fuße der Wände ſind Lotosblumen in Blüthe, denen Opfer vorgeſetzt ſind. — In keinem Theile des Tempels finden ſich hiſtoriſche Sculpturen, aber die äußern Wände ſo wie das Innere der Gemächer iſt dick mit Figuren bekleidet, welche religiöſe Handlungen darſtellen [6]); alle Figuren ſind ſchön ausgeführt; in kei-

---

2) S. Brahma-Vaivarta-Purana in dem Specimen, das von Stenzler edirt iſt (Berlin 1829.) II. Sl. 99.

3) Dieſe phantaſtiſche Butterung des Oceans wird im Mahabharat erzählt, ſ. Wilkins Anmerk. zu Bhagavad-Gita und im Ramajana I, 45.

4) S. z. B. Ardſchunas Rückkehr V, 21.

5) Ebend. V, 20. VIII, 17—20. Devimahâtmjam Abſchn. 2. u. 3. Ardſchunas Himmelsreiſe S. 65 ff. Ausg. v. Bopp.

6) Ardſchunas Rückkehr. Geſang V—X.

7) Ebend. IX, 29. X, 7 ff.

1) *Burckhardt* travels in Nubia. 4. London 1819. p. 106.

2) Voyage d'Egypte et de Nubie ed. Langlès. T. III. Tab. CLIV.

3) *Belzoni* Narrative of the operations and recent discoveries in Egypt and Nubia. 4. London 1820. Atlas Tab. 21.

4) Bei Ritter Erdkunde I, 641.

5) *Belzoni* Narrative p. 72.

6) C. Ritter, Erdkunde S. 642, ſagt: „Im Innern des Tempels ſind keine hiſtoriſche Sculpturen, aber das Äußere iſt ganz damit überdeckt; ſie ſtellen vorzüglich religiöſe Ceremonien dar." Die Worte bei Burckhardt (S. 106), dem ich gefolgt bin, lauten: There are no histori-

nem ägyptiſchen Tempel traf Burckhardt eine ſo correcte Zeichnung und Grazie des Umriſſes; einige der Figuren würden in griechiſchen Tempeln eine Zierde geweſen ſeyn. Er glaubt, daß der Tempel nach dem Muſter deſſen auf der Inſel Philä erbaut ſey; der Maßſtab iſt kleiner, aber die Ausführung ſorgfältiger als beim Originale. Nach einer Bemerkung Niebuhr's 7) zu urtheilen, die ſich wol auf eine Inſchrift gründen mag, die wir bis jetzt nicht kennen, ward dieſer Tempel von Schiffern dem Ptolemäus Evergetes und der Cleopatra zu Ehren erbaut. — Die griechiſchen Chriſten bedienten ſich deſſelben in der Folge bei ihrem Gottesdienſte, und auf den Wänden befinden ſich noch verſchiedene Abbildungen von Heiligen. (*L. F. Kümtz.*)

DAKRYOLITHEN (Thränendrüſenſteine) nennt P. v. Walther jene ſeltenen harnſauren Kalkſteinkerne, die ſich aus der Thränenfeuchtigkeit krankhaft bilden, und, aus dem Auge täglich genommen, ſich leicht wieder bilden; (ſ. deſſen und v. Gräfe's Journ. d. Chir. und Augenheilk. 1820. I, 1.). Die kryſtalliniſchen Eiterabſätze von Hanfſamenkorngröße aus dem Augenwinkel hielt Lentilius für Alaun; allein man muß aus ſeinen Verſuchen und den daraus erhaltenen Reſultaten ſchließen, daß ſie aus Natron, ſchleimiger Materie, phosphorſauren Salzen und Spuren von Eiſenoxyd (?) zuſammengeſetzt waren; (ſ. Abhandl. d. kaiſ. Akad. d. Naturforſch. zu Petersb. 1777. S. 418, vergl. v. Crell's chem. Arch. II. S. 54 ꝛc.). Haller gedenkt eines Steinconcrements, welches im Menſchenauge mit der Markhaut verwachſen war (ſ. deſſen Opp. pathol. Lausanne 1755. p. 136.). Mohrenheim u. A. fanden dergleichen in den Augenbraunen, Wimpern und in der Kryſtalllinſe (ſ. Wiener Beitr. z. prakt. AK., WAK. u. GH. I. ꝛc.), ja Heiſter (in deſſen Wahrnehm. II.), ſah den ganzen Kryſtallkörper, und Petit die Thränendrüſen durchaus verſteint. Fourcroy (ſ. deſſen Syst. des connaissances chim. X. p. 314, und d. Mém. de l'inst. IV. a. IX.), erhielt aus ein Paar Thränenſteinen phosphorſauren Kalk, und Thierleim, als Bindemittel. Nach dem Bericht älterer Autoren: eines Gartias ab Horto, Venette, Wittich u. A. ſoll ſich auch in den Augenwinkeln der Hirſche eine wallnußgroße ſteinige Concretion bilden, eine Art indiſchen Bezoards, welche vormals gegen den Genuß giftiger Dinge angeprieſen wurde. (*Th. Schreger.*)

DAKSCHAS war nach der indiſchen Mythe einer der ſieben Brahmadikas oder Brahmagebornen. Er entſtand aus dem Daum der rechten Hand Brahma's; zuweilen wird er auch als ein Avatâram oder eine Vermenſchlichung des Brahma ſelbſt betrachtet. Seine Beſtimmung war, zur Bevölkerung der Welt beizutragen. Zugleich erſcheint er als der perſonificirte Horizont, der den Himmel trägt, gleichſam der indiſche Atlas. Er hatte 60 Töchter, von denen 27 an den Tſchandras (Mond) verheirathet ſind und den Mondsaſterismen vorſtehen. Die eine derſelben, Rohini mit Namen (die vierte Station im Sternbilde des Stier), wurde von Tſchandras ſo ſehr begünſtigt, daß er die andern darüber vernachläſſigte. Dieſe beklagten ſich deshalb bei ihrem Vater Dakſchas, welcher, nach fruchtloſen Ermahnungen, ſeinen Schwiegerſohn mit einem Fluche belegte, kraft deſſen dieſer kinderlos blieb und an der Auszehrung litt. Auf Verwendung der Weiber milderte Dakſchas ſeinen Fluch dahin, daß er feſtſetzte, die Abzehrung ſolle nur periodiſch ſeyn und in dieſer Weiſe mit Herſtellung abwechſeln. Daher ſchreibt ſich, wie in den Puranas erzählt wird 1), das Ab- und Zunehmen des Mondes. — Dreizehn andere von Dakſchas Töchtern waren an Kaſjapa verheirathet, unter dieſen die Ditis und die Aditis. Von erſterer ſtammen die Daitjas (ſ. d. Art.), von letzterer die guten Geiſter oder Götter insgemein, insbeſondere aber die Aditjas, welche den Stationen der Sonne in den zwölf Bildern des Thierkreiſes vorgeſetzt ſind. Endlich iſt auch Sati oder Durga (ſ. d. Art.), das Weib des Sivas, eine Tochter Dakſchas. Als letzterer einſt ein großes Opfer veranſtaltete, lud er dazu alle Weiſen und Götter ein, jedoch mit Uebergehung ſeines Schwiegerſohnes Siva und deſſen Gattin. Um ſich an Dakſchas zu rächen, ſchickte Sivas ſeine dienſtbaren Geiſter aus, das Feſt zu ſtören, was ſie denn auch in ſolchem Maße thaten, daß ſelbſt die Götter gemißhandelt und Dakſchas geköpft wurde. So ungefähr wird die Sage im Mahabharata erzählt. Später erhielt ſie einige Zuſätze und Modificationen. Namentlich wird hinzugefügt, daß Sati ſelbſt bei der Feier erſchienen und daß dieſelbe, als ſie ihrem Vater keine Achtung für Sivas einflößen konnte, ſich in die Opferflamme geſtürzt und verbrannt habe. Dakſchas ſowohl als Sati wurden ſpäter ins Leben zurückgerufen; jener erhielt jedoch bei dieſer Wiederbelebung einen Widderkopf, und Sati wurde als Tochter des (Berges) Himâlaja wiedergeboren und von neuem an Sivas vermählt. Sie hieß jetzt Parvati das Bergmädchen, oder Giridſcha die Bergerzeugte. In den Höhlentempeln von Elephanta und Ellora finden ſich Abbildungen der Hauptmomente dieſer Legende. Auch iſt ſie in der neueſten Zeit als Stoff zu einem Drama benutzt worden, von welchem Wilſon im Theater der Hindus Nachricht gegeben 2). (*E. Rödiger.*)

Daktyliomanteia ſ. Ring.

Daktyliothek ſ. am Ende.

Daktylische Versarten ſ. am Ende.

DAKTYLONOMIE oder Cheironomia nennt man die jetzt veraltete Kunſt, durch verſchiedene Haltungen der Finger und Hände Zahlen zu bezeichnen. Da dieſe Art von Zeichen rein conventionel ſind, ſo laſſen ſich ſo viele verſchiedene Syſteme davon bilden als man will. Einige ſolche Syſteme, die von Beda, Aventin, Ign. Belwer und Pet. Apian herrühren, findet man be-

---

cal sculptures in any part of this temple, but the exterior wales, as well as all the apartments within, are thickly covered with figures representing religious subjets.

7) *Niebuhr* Inscript. Nubiens. p. 16. bei Ritter Erdkunde I, 643.

1) Man ſ. Wilſons Theater der Hindus Th. I. S. 338 f. der teutſchen Überſ. (Weimar 1828).

2) S. daſ. II, 286. der teutſchen Überſ.

ſchrieben und abgebildet in Leupold's Theatrum arithmetico-geometricum §. 3—6. und Tab. I—III. (*Gartz.*)

DAKUKA [دقوقا 1)]. Jakut im Moſchtarek führt zwei Örter dieſes Namens an. Der eine iſt ein unbedeutender Flecken in Bahrain. Bekannter iſt der andere, welchen Abulfeda zu Meſopotamien rechnet. Dieſes letztere Dakuka liegt öſtlich vom Tigris und, wie Jakut die Lage beſtimmt, zwiſchen Bagdad und Irbil (Arbela), von letzterer Stadt ungefähr 5 Tagereiſen entfernt, nach Abulfeda, was genau mit Niebuhrs Nachrichten übereinſtimmt. Der Ort liegt an einem kleinen Fluſſe (Niebuhrs Reiſebeſchr. Bd. II. S. 337), der von der benachbarten Bergkette Hamrin herabkommt, in einer fruchtbaren Gegend. Ehedem war hier der Sitz eines Biſchofs 2). Die Stadt ſelbſt war durch ein Caſtell befeſtigt (nach Jakut), und die Überreſte aus älterer Zeit, welche noch Niebuhr ſah, zeugen von ehemaliger Wichtigkeit. Gegenwärtig iſt der Ort unter dem Namen Tauk 3) nur ein großes Dorf, meiſtens aus Erdhütten beſtehend. Es dient zur Station auf der öſtlichen Straße von Moſul nach Bagdad 4). In der Nähe finden ſich zwei Gräber von muhamedaniſchen Heiligen, denen der fromme Volksglaube eine Univerſalheilkraft beilegt, und welche deshalb jährlich eine große Anzahl andächtiger Muhamedaner bei dieſem Dorfe verſammeln (Niebuhr). (*Tuch.*)

DAL oder Dalsland (Thalland), eine Provinz des mittleren Schwedens, 9 Meilen lang und 5 Meilen breit; im Norden grenzt ſie an Wermeland, im Weſten an Norwegen und Bohuslän, im Süden an Weſtgothland, im Oſten wird ſie durch den großen Landſee Wenern beſpült. In politiſcher Hinſicht gehört ſie zum Län Elfsborg (Wenersborg); in kirchlicher zum Stifte Carlſtad, mit 3 Propſteien (Nord-, Süd- und Weſt-Dal), 12 Paſtoraten, 42 Kirchen und, im J. 1815, 40,862 Selen auf 40 Q. Meilen. Die Provinz hat nur Eine Stadt, Åmål, im J. 1815 mit 1093 Selen (ſ. Åmål); Berge, zum Theil mit Tropfſteinhöhlen von anſehnlicher Länge, aber auch ſchöne und fruchtbare Thäler füllen das Land aus; die nördliche Hälfte, Wermelands-Dal, iſt bergig; die ſüdliche Hälfte, Weſtgötha-Dal, iſt ebener. Das Getreide gedeihet gut, falls nicht frühe Nachtfröſte, Wirkungen der vielen Brüche und Sümpfe, ſchaden; der Roggen gibt das 12te, Erbſen das 14te, Kartoffeln, die viel gepflanzt werden, das 10te Korn. Auch Flachs und Hopfen wird gebauet. Im Waldlande wird geſchwendet, man verbrennt aber nur die Zweige, und ſäet den Roggen in die noch heiße Aſche, was am vortheilhafteſten iſt. Die Heuwerbung iſt geringe, der Wieſenbau ſchlecht. Seit an den Küſten von Bohus der Häringsfang abgenommen hat, iſt auch der Abſatz an Holz für die Thrankochereien vermindert worden. Der Wald beſteht aus Laub- und noch mehr Nadelholz; Eichen finden ſich. Hüttenwerke ſind vorhanden. Kohlen- und Theerbrennen, Verkauf von Zimmerholz und Brettern, Hopfen, Butter, Käſe und Talg gewähren einen nicht ganz unbedeutenden Ertrag. In den Kirchſpielen Färglanda, Ödeborg und Ertemark hat man neuerdings Tropfſteinbrüche entdeckt. Auch Mühlenſtein- und Schieferbrüche trifft man. Die für Elfsborgs-Län zu Wenersborg beſtehende Landhaushaltungsgeſellſchaft wirkte bereits auch auf Dalsland ein. — Die Einwohner ſind abgehärtet, einfach und mäßig, aber unreinlich; übrigens dienſtfertig und arbeitſam, von kräftiger und ſchöner Körperbildung. Durch den Drang der Zeiten hat die ländliche Induſtrie ſehr zugenommen, und der Luxus, der auch ſchon hier ſich verbreitete, nimt wieder ab. Im J. 1824 ließen ſich 10 oder 11, zum Theil ſehr angeſehene und wohlhabende Familien aus Stockholm in dem rauhen Waldlande der Provinz, zwiſchen der norwegiſchen Gränze und dem Wenern, in der Einſamkeit nieder, um die alte ſchwediſche Einfachheit zurückzuführen; ſie leben, abgeſchieden, von ihrer Hände Arbeit in Häuſern nach altgothiſchem Geſchmack. — In juridiſcher Hinſicht gehört Dalsland unter das gothiſche Hofgericht zu Jönköping und Weſtgötha och Dals Lagmansdöme (Provinzialgericht), und zerfällt in 5 Häreder (Kreisgerichtsbezirke). In bergmänniſcher Hinſicht gehört Dalsland zu Wermelands Bergslag. (*v. Schubert.*)

DAL, Nicolaus, däniſcher Miſſionar zu Tranquebar, im April 1690 in dem ſchleswigſchen Dorfe Anolet geboren, ſtudirte zu Jena und Halle, ging 1718 als Miſſionar nach Oſtindien, und ſtarb den 5. Mai 1747. Zum Behuf ſeines Miſſions-Geſchäfts hat er viele Bücher in portugiſiſcher Sprache herausgegeben *). (*Baur.*)

DALABORG oder Dalahus, Ruinen einer Schloßfeſte, welche im J. 1304 durch die ſchwediſchen Herzoge Erich und Waldemar gegen ihren Bruder, den ſchwediſchen König Birger Månsſon errichtet wurde; erſtere beide überfielen 1306 mit gewohnter Treuloſigkeit letzteren, und machten ihn bei einem freundſchaftlichen Beſuche zu Håterna zu ihrem Gefangenen; nur die Dazwiſchenkunft von Birgers Schwager, des Königs Erik Menved von Dänemark, mittelſt eines Heeres, ſtiftete den Frieden zu Helſingborg; 1317 ladete Birger ſeine beiden Brüder zu ſich nach Nykōping ein, wo er ſie, nach freundſchaftlichen Mahlen, gefangen nehmen und 1318 den 16. Febr. ermorden ließ; worauf aber dieſer ſcheußliche Bruder aus dem Reiche fliehen mußte. Das Schloß Dalaborg ward im J. 1434 auf Befehl des Feldherrn Engelbrecht, der die Dalekarlier gegen den treuloſen König Erich XIII. von Pommern anführte, durch Peder Ulfsſon zerſtört. (*v. Schubert.*)

Dalai-Lama ſ. Lamaismus.

---

1) Urſprünglich دقوقي nach Jakut. 2) S. *Assemani*, Bibl. orient. Bd. 4. S. 741. Vergl. Bd. 2. S. 432. 3) Der neuere Name Taûk bedeutet im Türkiſchen eine Henne. Er entſpricht auch ſonſt dem oſttürkiſchen داقوق. Ulug Beigi epochae celebriores ed. Gravius p. 5. und Herbelot Or. Bibl. Bd. II. S. 192. der teutſch. Überſ. Niebuhr u. a. hörten als den alten Namen ausdrücklich Dakuk angeben. 4) S. Buckingham's Reiſen in Meſopotamien. S. 384 der teutſch. Überſ. Berl. Ausg.

*) Miſſions-Nachr. 67. Centur. S. 1206. Beitr. zu den Act. hist. eccles. 2. Bd. 657.

DALARNE (Dalekarlien), d. i. auf teutſch die Thäler, eine Provinz des nordweſtlichen Schwedens, faſt ganz aus Bergen und Thälern beſtehend; die Einwohner nennen ſich Dalkarlar, d. i. die Männer des Thals; daher die Teutſchen das Land ſelbſt oft Dalekarlien nennen, welcher Name bei den Einwohnern unbekannt iſt, die hingegen ihr Land Dalarne, auch Stora-Dalarne (die großen Thäler) oder Siljans-Dalarne (vom See Siljan), zum Unterſchiede von der Provinz Herjeådalen, die auch Dalarne heißt, nennen. Die Länge des Landes ſchätzt Tuneld (Geographie öfver Sverige, 3te Aufl. 1793. B. 1. S. 316.) auf 40, die Breite auf 26 Meilen; welche Angabe durch die genaue Karte Hermelin's beſtätigt wird (Charte öfver Dalarne. 1800.); die Angabe in Rühs Schweden. 1807. (20 M. lang, 15 M. breit) iſt zu geringe. Der Flächeninhalt beträgt 288 Q. M., im J. 1819 mit nur 122,729 Selen, des vielen unwirthbaren Landes wegen, wiewol volkreiche Dörfer die Thäler ausfüllen, und die Bevölkerung durch vielfache Theilungen der Familiengrundſtücke (Hemmansklyfning) gleichzeitig mit der Armuth gewachſen iſt. Zwiſchen 59° 50′ u. 62° 50′ der Br. (nach Tuneld) und unter 29° 20′ der Länge, grenzt es im Norden an Herjeådalen, im Oſten an Helſingland und Geſtrikland, im Süden an Weſtmanland, im Weſten an Norwegen und Wermeland; nur mit Weſtmanland und Geſtrikland war es bisher durch Fahrwege verbunden; jüngſt iſt ein Fahrweg auch nach Helſingland angelegt worden, wie an einem Fahrwege nach Wermeland im J. 1817 gearbeitet wurde; nach Norwegen und Herjeådalen gibt es keine Fahrwege, wie denn auch hier an vielen Stellen ungeheure Alpen, für deren höchſte man die ſich über den nahen norwegiſchen See Fåmund auf 2000 Ellen erhebende Alpe Svuckuſtöt hält, die Grenze bilden; gegen dieſe Alpen hin erhöhet ſich das Land; doch kommen hohe Berge auch im Innern vor, welches überall von Bergketten, Seenzügen, Sümpfen und Flüſſen durchſchnitten iſt. Anſehnliche Erzlager ſind vorhanden: man gewinnt auch Gold (2- bis 300 Dukaten; die Koſten überſteigen den Werth); Silber (4- bis 800 Mark), Kupfer und Eiſen; der Bau auf Kupfer iſt der bedeutendſte: man gewinnt hier mehr Kupfer, als in irgend einer andern ſchwediſchen Provinz; überhaupt berechnet man, daß ſämtliche Bergwerke jährlich einen Werth von 1½ Millionen Bankthalern an ausführbaren Metallen produciren; das zu Fahlun, wo die große Kupfergrube iſt, gewonnene Roh- oder Schwarzkupfer wird zu Aveſta durch eine neue Umſchmelzung und einen beſondern Prozeß, das Garmachen (garning), nochmals gereinigt, und iſt nun erſt Handelsware. Der Ackerbau gewährt, zumal in der rauhen nördlichen Hälfte, nicht das Nothwendige; durch Induſtrie, Auswanderungen und große Sparſamkeit wird das Fehlende erſetzt; die Viehzucht, insbeſondere auf den Alpen, iſt vorzüglich. Wald trifft man viel, am meiſten Nadelwald. Der anſehnlichſte der vielen Seen iſt der Siljan, in der Mitte des Landes, 5 Meil. lang, 3 M. breit; der anſehnlichſte der Flüſſe iſt der Dalelf, welcher mittelſt zweier Arme das Land in zwei Hälften, Öſterdalarne und Weſterdalarne, ſcheidet; der eine Arm, der weſtliche Dalelf, entſteht im Bezirk der zum Paſtorat Lima gehörigen Kapellgemeinde Trandſtrand, durch Vereinigung der aus dem Bezirke der zwiſchen Herjeådalen und Norwegen mitten inne liegenden Kapellgemeinde (der nördlichſten in Dalarne) Idre, Paſtorats Särna, herabkommenden Flüſſe des Löra, der in 3 Armen an der norwegiſchen Grenze, und des Fulu, der etwa zwei Meilen weſtlich von der Kapelle Idre, aus den Fuluſeen entſpringt; der zweite Arm, der öſtliche Dalelf, entſpringt im Bezirk der genannten Kapelle Idre, an der norwegiſchen Grenze, in mehren Armen aus der Alpe Salfjället, dem See Gröfvelſjö und andern Seen. Nachdem der Öſterdalelf den See Siljan durchſtrömt, vereinigt er ſich bei Djurſås, im Paſtorate Gagnef, mit dem breiten und reißenden Wäſterdalelf; der vereinigte Strom erhält nun den Namen Dalelf, und fließt durch das ſüdweſtliche Dalarne und längs der Grenze von Geſtrikland, Weſtmanland und Upland dem Meere zu, in welches er ſich bei Elfkarleby in Upland, an der Grenze von Geſtrikland, 2¼ M. unterhalb Geſle, nachdem er einen majeſtätiſchen Waſſerfall gebildet (v. Schubert Reiſe durch Schweden ꝛc. Bd. 2. S. 8 u. 9.), ergießt.

In politiſcher Hinſicht bildet Dalarne die Landshauptmannſchaft (Höfdingedöme) Stora-Kopparbergs-Län, mit 7 Vogteien, aus 6 Theilen beſtehend: 1) dem eigentlichen Kopparberg's-Län mit der Hauptſtadt Fahlun; 2) Säthers-Län mit der Stadt Säther; 3) Näsgårds-Län mit der Stadt Hedemora; 4) Öſterdalarne, ohne Stadt; 5) Weſter-Bergslagen (die weſtlichen Bergwerksdiſtrikte), ohne Stadt. 6) Weſterdalarne, ohne Stadt. In älteſter Zeit hatte das Land eigene Könige; auch ein eigenes Geſetz, Dala-Lag, wie es überhaupt in Schweden viele Provinzialgeſetze gab; jetzt bildet es mit Weſtmanland ein Lagmansdöme (Sprengel eines Lagman, d. i. Provinzialrichters) unter dem Svea-Hofgericht zu Stockholm. Es ſtellt ein Regiment Infanterie. Der Bergwerksſtat beſteht aus 2 Diſtrikten: 1) Stora-Kopparbergs-Bergslag und 2) Öſter- och Weſter-Bergslagen.

In kirchlicher Hinſicht iſt Dalarne Theil des Biſthums (Stift) Wäſterås, und enthält 7 Propſteien:

1) Norrbärke,	mit 4	Paſtoraten	und 6	Kirchen;	
2) Weſterdal,	— 4	—	— 9	—	
3) Lekſand,	— 4	—	— 6	—	
4) Rättvik,	— 3	—	— 5	—	und 1 Bethauſe;
5) Mora,	— 5	—	— 8	—	und 2 Bethäuſern;
6) Stora Tuna,	— 9	—	— 14	—	
7) Hedemora,	— 6	—	— 8	—	
	35	Paſtoraten	und 56	Kirchen	und 3 Bethäuſern.

Die Dalekarlier (Dalkarlar) ſind ein kräftiger Menſchenſchlag, hager, aber von ſtarkem Knochenbau; ſie haben eine hochgewölbte Stirne mit großen, mächtig hervorblitzenden Augen, und blonde, oder ſchwarze, bis auf die Schultern herabhängende Haare; in ihren Blicken ſpricht ſich Offenheit und Heiterkeit neben Ernſt und Einnigkeit aus; ſie ſind dienſtfertig und höflich; ihre unerſchütterliche Treue gegen König und Vaterland iſt einer der leuchtendſten Punkte in der älteren, wie in der neueren Geſchichte des Nordens, wobei es freilich nicht verkannt werden kann, daß bei den Männern das Lob, welches man zu reichlich dem Volke der Dalekarlier ſpendete, ein übertriebenes Selbſtgefühl, Eigendünkel und Eigenſinn erzeugt hat, auch bei ihnen viel Eigennutz gefunden wird, während bei dem weiblichen Geſchlechte alte Einfachheit, Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit, eine thätige Gottesfurcht noch immer im hohen Grade vorherrſcht; dies alles gilt vom nördlichen (oberen) Dalekarlien; im ſüdlichen (niederen) Dalekarlien trifft man, bei Männern wie bei Weibern, nur wenige Spuren alter Einfalt und Unſchuld; vielmehr zeigen ſich unterhalb Fahlun Eigennutz und Sittenverderbniß in hohen Graden. Die alte Sitte, jedermann, auch Vorgeſetzte, ſelbſt den König, mit Du anzureden, findet man jetzt nur noch im Paſtorate Mora (im nördlichen Dalekarlien), wo, nebſt Orſa und Elfdal, auch vorzugsweiſe die uralte, dem Gothiſchen nahekommende dalekarliſche Sprache in vielen Modifikationen an den verſchiedenen Orten ſich erhalten hat *); daneben verſteht man Rein-ſchwediſch, was man mit Fremden redet. Manche eigenthümliche Gebräuche, beſonders bei den Hochzeiten, haben ſich in Dalekarlien erhalten; in den Paſtoraten Mora und Orſa werden in mehren Bauernhäuſern noch Runenſtäbe, als immerwährender Kalender, gebraucht. Neben den meiſtens ſehr großen Dörfern trifft man Johannisſtangen, geſchmückt mit Kränzen, Vögeln, Dalpfeiler (zum Gedächtniß des ſiegreichen Kampfes der Dalekarlier fürs Vaterland gegen den tyranniſchen König Chriſtian ꝛc.), um welche man am Abende des Johannisfeſtes, auch wol am Vorabende, tanzt. Da das Land zu arm und zu bevölkert iſt, um, auch bei größter Sparſamkeit, die den Dalekarliern, insbeſondere im Norden, eigen iſt, alle Einwohner zu ernähren, wandern (wie oben bemerkt) ſeit alter Zeit Tauſende von Männern und Weibern in die Provinzen des mittleren Schwedens, insbeſondere nach Stockholm, aus, Arbeit zu ſuchen; wobei ihnen das ſogenannte Präſtbetyg, oder das vom Selſorger ausgeſtellte Zeugniß über Alter, Theilnahme am heiligen Abendmahle, chriſtliche Erkenntniß, ſittliches Betragen — zugleich als Paß dient; theils arbeiten dieſe Dalekarlier auf Tagelohn vorzugsweiſe bei großen und ſchweren Arbeiten, z. B. Erbauung ſteinerner Brücken in reißenden Gewäſſern, Urbarmachungen ꝛc., theils verkaufen ſie allerlei Produkte dalekarliſcher Induſtrie, als Webekämme, Wanduhren, gemalte Schränke und andere hölzerne Geräthe; — in Stockholm verſammeln ſie ſich ſonntäglich auf gewiſſen öffentlichen Plätzen, um einander zu ſprechen, die gemeinſamen Angelegenheiten zu ordnen ꝛc.; ihre Briefe faſſen ſie gemeinſchaftlich auf einem Blatte hinter einander ab, und ebenſo erhalten ſie die Antworten. Viele dalekarliſche Mädchen vermiethen ſich auch im obern Schweden, insbeſondere in Helſingland, als Hirtinnen. Alle wandernden Dalekarlier kehren in der Regel ebenſo rein und ſittlich in ihr Vaterland zurück, wie ſie daſſelbe verließen.

Im obern Dalekarlien herrſcht in der Kleidung viel alterthümliche Einfachheit; die Männer tragen kurze, oft weiße Überröcke, blaue Strümpfe und Schuhe; die Frauen und Mädchen weiße Jacken und Mützen, weiße ſtehende Halskragen, farbige wollene Schürzen und rothwollene Strümpfe, alles eigen gewebt und gefertigt. Die Männer tragen den Dalkarlshut, einen niedrigen runden Hut, mit etwa 2 Hände breitem Rande und hübſch ausgenäheter Litze, einer Bräutigamsgabe. Die Schuhe der Weiber, zum Theil mit Sohlen von Birkenrinde, haben, ein wenig vom hintern Ende entfernt, hohe Abſätze. Man trägt auch Pelze, an welchen das Rauche nach innen gewandt wird; alltäglich bei der Arbeit tragen Männer und Weiber lederne Schürzen, auf welchen erſtere zugleich rechnen, mit Kreide, die ſie immer mit ſich zu führen pflegen. Überall herrſcht in der Sonn- und Alltagstracht große Reinlichkeit. Ganz, wie im angrenzenden Helſingland, hat jeder Hof ein eigenes Zimmer zur Aufbewahrung der Kleidung, die, bis zu den Strümpfen und Handſchuhen herab, hier an den Wänden und mitten im Zimmer in größter Ordnung nebeneinander hängt. Die Weiber haben häufig auch die Äcker zu beſtellen und zu dreſchen. Die Viehzucht wird im obern Dalekarlien als Sennenwirthſchaft durch Mädchen betrieben; zu den Sennhütten gehören gewöhnlich auch Äcker und Wieſen; daher ſie oft ebenſo vollſtändig, als der Wohnhof eingerichtet ſind, und in der Heuernte und im Herbſte von der ganzen Familie bewohnt werden. Im ärmſten Paſtorate Dalekarliens, Särna (12 M. lang, 5 M. breit, mit 677 Seelen im J. 1815) an der norwegiſchen Grenze (1644 durch die muthigen Dalekarlier unter Anführung des von ihnen erbetenen Heerführers, eines Geiſtlichen, des damaligen Kaplans in Elfdalen, Daniel Joh. Buſchovius — † 1677 als Paſtor zu Kumla in Weſtmanland — von Norwegen, ohne Blutvergießen erobert), war einſt die Sitte, wenn man aus den Dörfern zu den Sennhütten zog, einen Span zurückzulaſſen, auf welchem der Fremde leſen konnte, wo er den Schlüſſel zum Vorrathshauſe (neben den Wohnhäuſern auf Pfählen, wie in ganz Nordſchweden), zu ſuchen habe. Noch heute iſt die ſchwediſche Gaſtfreiheit den Dalekarliern in hohem Grade eigen. — Den eigentlichen Daltanz, mehr Promenade, als Tanz, doch verſchieden von der Polonaiſe, tanzt jedes Geſchlecht für ſich. — Im niederen Dalekarlien herrſcht viel Kleiderluxus, und das Alterthümliche iſt geſchwunden.

In acht Paſtoraten, nämlich den Paſtoraten Mora, Rättwik, Orſa, Svärdſjö (im öſtlichen), Näs (im ſüdweſtlichen), Grangärde, Norrbärke und Söderbärke (im ſüdlichen Dalekarlien) wohnen Finnen; ſie verſtehen Schwediſch, ſprechen aber unter einander Finniſch, was

---

*) Das Eigenthümliche beſteht theils in Verwechſelung einzelner Buchſtaben, theils in abweichender Beugung, theils in erhaltenen altgothiſchen Wörtern. Vergl. *Näsman* historiola linguae Dalecarlicae. Upsal. 1733. *Arborelius* conspectus lexici linguae Dalecarlicae. Upsal. 1813. *Arborelius* conspectus grammatices linguae Dalecarlicae. Upsal. 1813.

nigſtens in Orſa, Svärdſjö und Grangärde. Wann ſie ins Land gekommen, ob, wie man vermuthet, im 16ten Jahrhunderte, iſt ungewiß; ſie wohnen insbeſondere in entlegenen Walddiſtrikten, wo Fiſcherei und Jagd ihre Hauptnahrungszweige bilden; weniger bedeutend iſt die Viehzucht der Finnen; für den geringen Ackerbau wird viel Wald geſchwendet (niedergebrannt); Kartoffeln werden viel gebauet; die Finnen ſind ſtill, ernſt, ſinnig, offen und ungekünſtelt, gottesfürchtig und ſtreng ſittlich im Lebenswandel, lieben ſehr die Reinlichkeit, und haben, wenigſtens in Mora und Orſa Finmark (Finnendiſtrikt), viel Sinn für Muſik. *(v. Schubert.)*

DALARÖ, ein vorzüglicher Hafen, ſtadtähnlich mit mehr denn 100 Häuſern, mit Poſtcomptoir und Zollſtätte, an der Küſte der ſchwediſchen Provinz Södermanland (Kirchſpiels Tyreſjö), am großen Fahrwaſſer nach Stockholm, wohin der Seeweg für große Schiffe 10, für Jachten und Boote 5 Meilen, der Landweg aber nur 4⅛ Meile beträgt. Der Ort iſt meiſt von Lootſen bewohnt; es wird viel Fiſcherei, beſonders Strömlingsfang, getrieben. Der Einlauf iſt 10 bis 12 Faden tief. Kahle Berge umgeben den Ort. — ¼ Meile ſüdlich von hier liegt die Schanze Dalarö auf einer kleinen Inſel. (Nach Tuneld.) *(v. Schubert.)*

DALBERG, Freiherren von, Kämmerer von Worms. Eines der verdienſtvollſten, vorzüglichſten, älteſten, edlen teutſchen Geſchlechter. In den älteren Urkunden ſchrieben ſie ſich (Dalburg bisweilen) Kämmerer von Worms, genannt Dalberg; die neuere Zeit ſchreibt ſie öfterer: Freiherren von Dalberg, Kämmerer von Worms. Den Namen: Kämmerer von Worms, führen ſie von dem Erb-Kämmerer-Amt des Hochſtifts Worms, welches ſie ſeit undenklichen Zeiten bekleideten; den Namen Dalberg ſoll zuerſt Gerhard, Kämmerer von Worms, der Gemahl Gretens, Tochter des letzten Herrn von Dalberg, zugleich mit dem Erbe der Burg und Herrſchaft Dalberg, ungefähr im J. 1330 auf das ganze Geſchlecht der Kämmerer von Worms übertragen haben.

Dieſes herrliche, in den neueſten Zeiten auch herzogliche und gräfliche Geſchlecht, fand für das lobenswerthe Streben, ſeinen Ruhm in den ſpäteſten Nachkommen zu verewigen, die dankbarſte Anerkennung durch die ihm von jeher gewordene Verleihung der angeſehenſten Würden im State und in der Kirche; ſowie es als das Geſchlecht der erſten Erbritter des heil. röm. Reichs bis zum Erlöſchen der teutſchen Kaiſerwürde der Ehre genoß, daß bei den Kaiſerkrönungen nach dreimaligem Ausrufen des kaiſerlichen Herolds: „Iſt kein Dalberg da?“ ein Sprößling deſſelben in vollſtändiger Rüſtung hervortrat, und von dem gekrönten Kaiſer feierlichſt den erſten Ritterſchlag erhielt. Aber auch nachher erinnerte ſich Napoleon an dieſes Herkommen, indem er feſtſetzte, daß der Ritterſchlag der Dalberge künftig ein Attribut der franzöſiſchen Kaiſerwürde ſeyn und vor Frankreichs Throne derſelbe feierliche Akt Statt finden ſolle. Von Kaiſer Karl V. erhielt es das Privilegium exemtionis et de non evocando subditos. Seit länger als 200 Jahren führt es den freiherrlichen Charakter. Es gehörte ſonſt zur rheiniſchen Ritterſchaft, indem es bei der unmittelbaren Reichsritterſchaft am Oberrhein viele Güter beſaß, war aber auch bei den fränkiſchen Kantonen Rhönwerra und Baunach immatrikulirt und begütert.

Nach dem allmäligen Erlöſchen der verſchiedenen Zweige, in welchen dieſes Geſchlecht viele Jahrhunderte hindurch geblüht hatte, beruhte ſein Mannsſtamm im J. 1722 allein noch auf der Nachkommenſchaft des kaiſerl. wirkl. Geh.-Raths und Kammer-Gerichts-Präſidenten zu Speier, Philipp Franz Eberhard K. v. W. Freiherrn v. Dalberg, welche ſich von zweien ſeiner Söhne, Franz Eckenbert und Wolfgang Eberhard aufs Neue bis nach Anfang des 19. Jahrh. in zwei Hauptlinien, in 1) die ältere Mainzer oder Dalberg-Dalbergiſche, und in 2) die jüngere Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie abtheilte, bei Gelegenheit aber, als im April 1807 nach Erlöſchen des Freiherrl. von Erthaliſchen Mannsſtammes der Fürſtprimas Karl Theodor v. Dalberg das erledigte Mannslehn zu Rodenbach im Speſſart dem Geſamtgeſchlechte der Freiherren von Dalberg verlieh, theilte er die Familie in 4 Linien nach folgender Ordnung:

1) die des verſtorbenen Badenſchen Statsminiſters und Oberhofmeiſters, Wolfgang Heribert, Freiherrn von Dalberg;

2) die des Fürſtlich-Primatiſchen Geh. Raths und Ritter-Hauptmanns, Friedrich Franz Karl, Freiherrn von Dalberg;

3) die des Fürſtl. Primatiſchen Kammerherrn, Karl Alexander, Freiherrn von Dalberg, und

4) die des Großherzogl. Badenſchen Kammerherrn, Emich, Freiherrn v. Dalberg und deſſen Bruders, Philipp Karl, Freiherrn v. Dalberg, damaligen Großherzogl. Badenſchen Ober-Lieutenants.

Von dieſen vier Linien gehören die erſte allein zur jüngern, und die drei letztern zuſammen zur ältern jener zwei Hauptlinien.

In den älteſten Zeiten iſt vorzüglich bekannt Heribert, Kämmerer von Worms. Er ward im J. 990 zum Erzbiſchof von Cöln erwählt und beſtätigt, krönte im J. 1002 Kaiſer Heinrich II., den Heiligen, und ſtarb nach 30jähriger Regirung den 16. März 1021 und wurde unter die Zahl der Heiligen verſetzt *). Weiterhin zeichnen ſich in den Turnieren zu Worms im J. 1209 Friedrich, zu Würzburg im J. 1235 Hans, zu Schafhauſen im J. 1392 Diether und zu Darmſtadt im J. 1403 Wolff von dieſem vortrefflichen Geſchlechte aus. Zu Zeiten der Fehde-Kriege waren die Kämmerer von Worms bisweilen fürchterlicher als der berühmte Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, denn ſie beſaßen nicht nur viele Bergfeſtungen, ſondern ſtellten auch öfters ein anſehnliches Kriegsvolk von Reiſigen zu Pferd und zu Fuß.

---

*) Sein Leben und ſeine Wunderwerke hat Matthäus Agricius in lateiniſchen Verſen beſchrieben, und zu Cöln im J. 1572 in Druck gegeben.

In ununterbrochenem Zuſammenhange ſtellt Humbracht in ſeinem Werke: die höchſte Zierde Teutſchlands benannt, auf der 13ten bis 16ten Stammtafel, die Geſchlechtsreihen dieſes Hauſes von dem Ritter Conrad, Kämmerer von Worms, herab dar. Dieſer lebte im J. 969, ſoll nach dem Berichte der ältern Schriftſteller von Cajus Marcellus, welchen Quintilius Varus nach Wiedererbauung der Stadt Worms als Befehlshaber der römiſchen Beſatzung anſtellte, abſtammen und mit der Tochter eines edlen Herrn im Wormsgau, außer den obengenannten Erzbiſchof Heribert von Cöln, den Vater; 1) des Ritters Rugemar, Kämmerers des Biſchofs zu Worms, und 2) Erhard's, Kämmerers von Worms, welcher im J. 1079 lebte, gezeugt haben. Von dieſen zeugte Erſterer: Eckenbert, welcher im J. 1132 als Stifter und zweiter Propſt des Kloſters Frankenthal ſtarb und ſelig geſprochen wurde. Eckenbert zeugte: 1) Wolffram, Kämmerer von Worms und 2) Cuno, K. v. W. den Vater: a) Burckhards, b) Atzo und c) Rugila, welche im J. 1180 auf dem Reichstage zu Regensburg erſchienen. Wolfframs Sohn Friedrich, K. v. W., Ritter, wohnte im J. 1165 dem Turniere zu Zürich bei und iſt der Vater folgender 3 Söhne: 1) Gerhards, K. v. W., Ritters, um das Jahr 1200, deſſen Nachkommenſchaft den Stamm erhielt und gleich folgen wird; 2) Wolfgang's, K. v. W., lebte 1209, deſſen Nachkommen in der 7ten Generation mit Peter V., K. v. W., um die Mitte des 15. Jahrh. erloſchen; und 3) des oben erwähnten Friedrichs, K. v. W., welcher ſich im J. 1209 auf dem Turniere zu Worms befand, deſſen Urenkel gleichen Namens gegen Ende des 13. Jahrh. ſeine Linie beſchloß.

Der gleicherwähnte Gerhard, K. v. W., Friedrichs Sohn, zeugte Gerhard, K. v. W., den Großen, Ritter zu Ehrenberg. Er lebte im J. 1239, Vater von 4 Söhnen: 1) Ulrich, K. v. W., ſtarb ohne Erben im J. 1250. 2) Heinrich, K. v. W., Ritter, geſt. 1301, deſſen Nachkommenſchaft in der 5ten Generation um die Mitte des 15. Jahrhunderts erloſch; 3) Gerhard, K. v. W., den Jüngern, deſſen Nachkommenſchaft ſich allein dauerhaft erhielt und gleich nachher weiter ausgeführt werden wird; 4) Emerich, K. v. W., deſſen Stammlinie ſich in ſeinen Urenkeln endete. Ritter Gerhard, K. v. W., der Jüngere, der eben angeführte dritte Sohn Gerhards des Großen, lebte 1251 und pflanzte ſein Geſchlecht durch 2 Söhne fort. Die Linie des jüngern Sohnes, Emerich, erloſch in deſſen Urenkel, Friedrich, im erſten Viertel des 15. Jahrh. Der ältere Sohn Gerhards des Jüngern gleichen Namens, auch Erhard genannt, K. v. W., Ritter, ſtarb den 8. Jan. 1297. Deſſen Sohn, Johann, K. v. W., Ritter, erhielt durch ſeiner Gemahlin Schweſter Sohn, Anton v. Dalberg, die Mitbelehnſchaft auf einen Antheil an Dalberg, ſtarb 1350 und hinterließ 3 Söhne, welche insgeſamt männlicher Nachkommen ſich erfreuten: 1) Diether, K. v. W., Ritter, ſtarb 1371, deſſen Nachkomme im vierten Grade, Adam, K. v. W., nach dem Jahre 1550 dieſe ältere Linie, welche ſich wieder in mehre Zweige verbreitet hatte, beſchloß; 2) Winand, K. v. W., pflanzte das Geſchlecht dauerhaft fort, deſſen weitere Ausführung bald folgen wird; 3) Gerhard, K. v. W., Ritter, geſtorben den 21. Jan. 1353. Dieſer vermählte ſich mit Greta von Dalberg, der Letzten ihres alten Geſchlechts, wodurch er bewogen ward, außer den bedeutenden Gütern auch den Namen deſſelben ſeinem eignen Geſchlechte zu übereignen. Zu Worms finden ſich beider Gatten Grabſteine, auf welchen ihre Abbildung befindlich iſt *). Ihr Sohn, Heinrich, K. v. W., zu Dalberg, Schultheis zu Hagenau, ſetzte, da er von ſeiner Gemahlin, Hedwig Boos von Waldeck, keine Kinder hatte, ſeinen Vetter, Johann, K. v. W., zum Erben ein.

Winand, K. v. W., Johanns mittelſter Sohn, Ritter, ſtarb 1365. Von ſeinen 5 Söhnen: 1) Johann, K. v. W.; 2) Cuno, K. v. W., Ritter 1388, geſt. 1406; 3) Foys, K. v. W.; 4) Peter, K. v. W., Ritter des teutſchen Ordens; 5) Johann, K. v. W., Kurpfälziſcher Hofmeiſter und Rath, war allein dieſer Letzte verheirathet. Er wurde ſeines Vetters, Heinrichs, Erbe, nannte ſich von Dalberg, ſtarb den 9. Oct. 1415, und hinterließ von ſeiner Gemahlin, Anna, Freiin von Bickenbach, einen Sohn: Hans, K. v. W., genannt von Dalberg, geb. 1390, Ritter 1420, geſt. 1441. Dieſer zeugte mit Anna von Helmſtatt zwei Söhne: 1) Wolfgang, von welchem das Nähere gleich nachher, und 2) Philipp, K. v. W., genannt v. Dalberg, Ritter 1465, geſt. 1492, welcher eine eigene Linie ſtiftete, die ſich durch zwei ſeiner Söhne: Wolfgang, K. v. W., genannt von Dalberg, den Schwarzen, und Hans, K. v. W., genannt von Dalberg, bereits zweimal verzweigte; aber ſie erloſch ſchon mit des älteſten Sohn, Eberhard, K. v. W., genannt von Dalberg, am 25. September 1559, nachdem dieſem der einzige Sohn, Philipp, den 6. Sept. n. J. im Tode vorangegangen war.

Wolfgang, K. v. W., gen. v. Dalberg, Hanſens älterer Sohn, wurde bei einem feierlichen Ritterſchlage zu Rom 1446 und zwar in Folge des der Familie Dalberg zuſtehenden alten kaiſerl. Privilegiums mit Behauptung des Vorgangs vor allen andern, ſelbſt höheren Standesperſonen bei dergl. Solennität, zuerſt zum Ritter geſchlagen; er ſtarb 1476, nachdem er mit ſeiner Gemahlin, Gertraud Greiffenklau von Vollraths, 16 Kinder gezeugt hatte, von welchen folgende 5 Söhne bemerkenswerth ſind: 1) Johann, K. v. W., genannt v. Dalberg, geb. 1445, ausgezeichnet durch ſeine Gelehrſamkeit (ſ. über ihn den beſondern Artikel); 2) Diether, K. v. W., gen. v. D., diente Kaiſer Maximilian I. im Felde und ſtarb 1507 unvermählt; 3) Friedrich, K. v. W., gen. v. D., Ritter, ſtarb 1506, der Stammvater der nach ihm genannten ältern Friedrichſchen Hauptlinie, welche ſich durch zwei ſeiner Söhne, Wolfgang und Philipp, in zwei Äſte verbreitete und mit des Letztern Enkel, Eberhard, K. v. W., gen. v. D. zu Herrnheim, im J. 1614 wieder erloſch; 4) Dietrich, K. v. W., gen. v. D., der glückliche Fortpflanzer des Geſchlechts, deſſen gleich nachher mehr Erwähnung geſche-

---

*) S. Rheiniſche Geſchichte u. Sagen von Niclas Vogt, Bd. II. u. Nürnberg. Correſpondent v. 1817. No. 352.

hen wird; 5) Wolfgang, K. v. W., gen. v. D., Ritter, mit dem Beinamen des Langen, ſtarb 1522 und war der Stifter der nach ihm ſogenannten Wolfgangiſchen Hauptlinie, deren männliche Nachkommenſchaft im J. 1616 mit ſeinem Enkel Wolfgang, K. v. W., gen. v. D., völlig ausging.

Der nur erwähnte Dietrich, K. v. W., gen. v. D., Ritter, Wolfgangs Sohn, ſtarb im J. 1530 und hinterließ von Anna von Helmſtatt: Friedrich, K. v. W., gen. v. D., Kurpfälz. Oberamtmann zu Oppenheim, welcher am 21. Febr. 1574 mit Tode abging. Mit ſeiner Gemahlin, Anna von Fleckenſtein, zeugte Friedrich 10 Söhne und 4 Töchter. Von Erſteren ſind folgende ſechs bemerkenswerth: 1) Ludwig, K. v. W., gen. v. D., zu Wachenheim, vermählte ſich mit Marie Jacobe Eckbrecht von Dürckheim, ſtarb aber kinderlos; 2) Hans, K. v. W., gen. v. D., Stammvater der nach ihm genannten Johanniſchen Hauptlinie, welche gleich nachher abgehandelt werden wird; 3) Dietrich, K. v. W., Hr. v. D., ſtarb 1585, ohne von ſeiner Gemahlin, Eliſabeth v. Hirſchhorn, Kinder erhalten zu haben; 4) Damian, K. v. W., Hr. v. D., Kurpfälz. Fauth zu Germersheim, ſtarb 1598, ſtiftete die nach ihm genannte Damianiſche Linie, deren männliche Nachkommenſchaft mit des Stifters Urenkels, Friedrich Anton, K. v. W., Freih. v. D., Domherrn zu Mainz, Kurfürſtl. Mainziſch. geh. Raths und Hofraths-Präſidenten, Abſterben ſich im J. 1705 endigte. 5) Wolfgang, K. v. W., Hr. v. D., war erſt Domherr zu Mainz und Speier, ward 1582 als Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz erwählt und ſtarb nach neunzehnjähriger ſtiller und friedlicher Regierung am 5. April 1601. 6) Friedrich, K. v. W., Hr. v. D., zu Krobsberg, deſſen Nachkommenſchaft ſich allein bis auf den heutigen Tag dauerhaft erhalten hat und weiter unten ausgeführt werden wird.

Hans, K. v. W., Hr. v. Dalberg, Friedrichs II. Sohn, Stifter der Johanniſchen Hauptlinie, Kurfürſtl. Mainziſcher Rath und Oberamtmann zu Lohnſtein, ſtarb den 29. Juli 1607 und hinterließ von ſeiner erſten Gemahlin, Katharine Waldpott von Baſſenheim: Wolf Dietrich, K. v. W., Hr. v. Dalberg, Kurfürſtl. Mainziſch. Oberamtmann der Grafſchaft Rheineck, welcher den 18. Juli 1618 ſtarb, nachdem er mit ſeiner erſten Gemahlin, Magdalene von Kronberg, außer noch 3 andern Söhnen und 3 Töchtern, gezeugt hatte: Wolfgang Hartmann, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Herrn zu Bucholt, Kurfürſtl. Mainziſch. Rath und Oberamtmann zu Höchſt. Er führte zuerſt den Freiherrl. Character, welchen Kaiſer Ferdinand III. in einem eigenen Diplom unterm 6. April 1654 beſtätigte, und ſtarb in demſelben Jahre. In der Ehe mit Maria, Freiin Echter von Meſpelbrunn, zeugte Wolfgang Hartmann 2 Söhne und 3 Töchter, von welchen der älteſte Sohn: Friedrich Dietrich, K. v. W., Freih. v. Dalb., Ritter, die Stellen als Kaiſerl. wirkl. Rath, Kurfürſtl. Mainziſch. geh. Rath und Vitzthum zu Mainz und Director der unmittelbaren Reichsritterſchaft am Rheine bekleidete und im J. 1712 ſtarb, nachdem er mit Maria Klara, Freiin von Schönborn, 5 Söhne und ebenſo viel Töchter gezeugt hatte. Von dieſen 5 Söhnen iſt beſonders zu bemerken: Johann Friedrich Eckenbert, K. v. W., Freih. v. Dalb., erſt Domherr zu Mainz und Würzburg, und nach geſchehener Reſignation dieſer Stellen Kurfürſtl. Mainziſch. geh. Rath und Oberamtmann zu Lohr, wurde 1711 bei der Kaiſerl. Krönung zum Ritter geſchlagen. Da derſelbe mit ſeiner erſten Gemahlin, Marie Katharine Erneſtine, K. v. W., Freiin von Dalberg, keine Kinder und mit der zweiten, Marie Suſanne Lucretia, Freiin Kottwitz von Aulenbach, nur eine Tochter, Marie Klara Philippine, vermählt an den Kaiſerl. u. Kurfürſtl. Mainziſch. wirkl. geh. Rath und Obermarſchall, Grafen Joh. Philipp von Ingelheim, genannt Echter von und zu Meſpelbrunn, gezeugt hatte, ſo erloſch bei ſeinem im J. 1722 erfolgten Tode mit ihm die Johanniſche Hauptlinie.

Friedrich, K. v. W., Herr von und zu Dalberg, zu Krobsberg, der oben erwähnte Sohn Friedrichs, ſtiftete die jüngere Friedrichſche Hauptlinie, und hinterließ von ſeiner Gemahlin, Barbara von Roſenberg, folgende 8 Kinder: 1) Wolfgang Friedrich, deſſen gleich weiter gedacht werden wird; 2) Anna, vermählt an Jobſt Philipp von Bicken; 3) Balthaſar, K. v. W., Freih. v. Dalb., Kurfürſtl. Mainziſch. Rath und Amtmann zu Miltenberg, vermählte ſich 1599 mit Anna Margarethe von Kronberg, ſtarb aber, ohne von derſelben Kinder geſehen zu haben, den 7. Dec. 1667.

Wolfgang Friedrich, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Friedrichs älteſter Sohn, Kurfürſtl. Mainziſch. Rath und Oberamtmann zu Nieder-Ulm und Algesheim im J. 1598, ſtarb 1629. In erſter Ehe lebte er ſeit 1595 mit Urſula von Kerpen, geſt. 1611, in zweiter ſeit 1612 mit Margarethe Kunigunde Löwin v. Steinfurt, geſt. 1626. Die mit der Erſten gezeugten 2 Söhne und 5 Töchter und die einzige Tochter der Letzten waren folgende: 1) Wolf Johann, K. v. W., Freih. v. Dalb., geb. 1596, geſt. 1632, deſſen mit Marie Agnes Katharine von Hoheneck erzeugten 3 Kinder: Johann Philipp Franz, Marie Urſula und Marie Katharine, frühzeitig mit Tode abgingen; 2) Philipp Balthaſar, K. v. W., Freih. v. D., deſſen und ſeiner glücklichen Nachkommenſchaft gleich nachher weitere Erwähnung geſchehen wird; 3) Anne Margarethe, geb. 1599, vermählt an Hans Gernand Ulner von Diepurg; 4) Anna Katharine, geb. 1600, vermählt zum erſten Mal an Diether Echter von Meſpelbrunn, zum zweiten Mal an Georg Chriſtoph, Freih. v. Haßlang; 5) Urſula, geb. 1602, verm. 1619 an den Kur-Mainziſch. Rath und Oberamtmann zu Biſchofsheim, Hans Schweickard v. Sickingen; 6) Marie Barbara, geb. 1603, verm. 1630 an den Kur-Mainziſch. geh. Rath und Vitzthum zu Aſchaffenburg, Johann Philipp, Freih. v. Hoheneck; 7) Anna Magdalene, geb. 1610 und geſt. 1611; 8) Marie Eva, die einzige Tochter aus der zweiten Ehe, verm. an den hochfürſtl. Speierſchen Hofmarſchall, Wolf Eberhard, K. v. W., Freih. v. Dalberg.

Philipp Balthaſar, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Wolfgang Friedrichs jüngerer Sohn, geb. 1597, geſt. den 10. April 1639, war ſeit 1621 mit Magdalene von

Warsberg, geſt. 1647, vermählt, mit welcher er nachfolgende Tochter und 4 Söhne zeugte: 1) Marie Margarethe, geſt. 1671, verm. 1655 an Jacob Friedrich, Herrn zu Eltz; 2) Philipp Chriſtoph, 3) Georg Samſon, ſtarben beide 1629 als Kinder; 4) Wolf Friedrich, ſtarb ebenfalls in der Kindheit 1635; 5) Philipp Franz Eberhard, K. v. W., Freih. v. Dalberg, Ritter, geb. den 15. März 1635. Der gemeinſchaftliche Stammvater aller jetzt blühenden Zweige dieſes herrlichen Geſchlechts, Herr in Hernsheim, Eßingen und Krobsberg, war Kaiſerl. wirkl. geh. Rath und Kammergerichts-Präſident zu Speier und Wetzlar, und nach dem Tode ſeiner Gemahlin, Dompropſt zu Worms. Er ſtarb den 26. Decemb. 1696. In der Ehe lebte er ſeit 1662 mit Anna Katharine Franziske, K. v. W., Freiin v. Dalberg, geb. den 4. Dec. 1644, geſt. in Kindesnöthen den 31. Juli 1693. Mit derſelben zeugte er folgende 13 Kinder: 1) Johann Karl, geb. und geſt. 1663; 2) Damian Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 11. Juni 1665, gelangte 1676 nach Reſignation Franz Emerich Wilh. v. Bubenheim auf das hohe Domſtift zu Würzburg und ging den 26. Nov. 1692 zu Kapitel; wurde 1696 Domküſter und 1721 Jubiläus. Dabei war er auch Kapitular zu Mainz und zu Trier und wurde den 20. Sept. 1700 als Prieſter geweiht. Er ſtarb zu Mainz den 28. Dec. 1725; 3) Johann Franz Eckenbert, geb. 1666 u. geſt. 1668; 4) Johann Heribert, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 20. Aug. 1667, beſetzte 1683 im hohen Domſtifte zu Würzburg die Präbende des verſtorbenen Franz v. Riedheim und ward als Domherr aufgenommen den 3. März 1695, ſtarb zu Würzburg den 29. Dec. 1712 und liegt daſelbſt im Kapitelhauſe begraben; 5) Friedrich Eckenbert, geb. 1668 und geſt. 1669; 6) Franz Anton, K. v. W., Freih. v. D., fürſtbiſchöfl. Würzburg. geh. Rath, Generalfeldmarſchall-Lieutenant, Oberſter über ein Regiment zu Fuß, auch Commandant und Oberamtmann der Stadt und Feſtung Königshofen, geb. 1669, ſtarb den 24. Febr. 1725; 7) Philipp Wilhelm, K. v. W., Freih. v. D., Domherr zu Worms und Kanonicus des Ritterſtifts bei St. Alban zu Mainz und zu Bleidenſtadt, geb. 1671, ſtarb 1721; 8) Hugo Ferdinand, geb. 1673 und geſt. 1674; 9) Franz Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., Stifter der noch jetzt blühenden ältern Mainzer oder Dalberg-Dalbergiſchen Linie, welche nach den 1807 geſchloſſenen Verträgen in drei verſchiedenen Äſten blüht. Ihre genauere Darſtellung wird gleich folgen; 10) Damian Caſimir, K. v. W., Freih. v. D., des hohen teutſchen Ordens Comthur zu Aachen, Oberſter und Commandant des hochteutſchmeiſteriſchen Regiments und Kaiſerl. Generalfeldwachtmeiſter, geb. d. 11. Nov. 1675, blieb 1717 vor Belgrad; 11) Marie Katharine Erneſtine, geb. 1676, ſtarb 1704 als die erſte Gemahlin ihres Couſins, Joh. Friedrich Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., Kurmainziſch. geh. Raths und Oberamtmann zu Lohr, des Letzten der Johanniſchen Linie; 12) Adolph, K. v. W., Freih. v. D., des heil. röm. Reichs Fürſt und Abt zu Fulda, der römiſchen Kaiſerin Erzkanzler, durch Germanien und Gallien Primas, geb. den 29. Mai 1678, war Anfangs Propſt zu Zelle, bis er den 8. April 1726 zum Fürſt-Abt zu Fulda erwählt ward. Hier ſetzte er den unter der Regirung ſeines Vorgängers bereits angefangenen Prozeß mit den Herzogl. Sächſ. Häuſern Eiſenach und Meiningen, wegen Einlöſung der vormals vom Stifte verpfändeten Ämter Salzungen und Lichtenberg, mit Eifer fort. Den größten Ruhm erwarb er ſich durch die von ihm zu Fulda angelegte röm.-kathol. Univerſität, welche den 19. Aug. 1734 mit großen Solennitäten eingeweiht und bei allen 4 Fakultäten Promotionen vorgenommen wurden. Er ſtarb den 3. Nov. 1737 nach eilfjähriger Regirung in der kleinen Fulda'ſchen Stadt Hamelburg an der fränkiſchen Saale. 13) Wolfgang Eberhard, K. v. W., Freih. v. D., Stifter der noch jetzt blühenden jüngern Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie, welche zur Zeit vom Herzoge von Dalberg erhalten wird. Ihre ausführliche Beſchreibung wird weiter unten vorkommen.

1. Die ältere Mainzer oder Dalberg-Dalbergiſche Linie.

Franz Eckenbert, K. v. W., Freiherr von Dalberg, geb. den 28. Febr. 1674, Herr zu Eßingen, Krobsberg, Eſtall, Ruppersberg, Heßloch, Gabsheim ꝛc., Kaiſerl. wirkl. geh. und Reichshofrath, Kurfürſtl. Mainz. und Trierſcher, wie auch Fürſtl. Würzburgſcher geh. Rath, Vitzthum zu Mainz, Oberamtmann zu Kirweiler und Deudesheim im Biſthum Speier und erbetener Ritterhauptmann der unmittelbaren oberrheiniſchen reichsfreien Ritterſchaft und im J. 1736 Geſchlechtsälteſter. Er vermählte ſich im J. 1701 zum erſten Mal mit Johanne Franziske, Freiin Fuchs v. Dornheim, geb. 1679, geſt. 1706, welche ihm 2 Söhne gebar, und zum zweiten Mal mit Anna Louiſe, K. v. W., Freiin v. Dalberg, des Kaiſerl. wirkl. Raths, Friedrich Dietrich, K. v. W., Tochter, Mutter von 3 Söhnen und 4 Töchtern. Sämtliche 9 Kinder ſind folgende: 1) Hugo Philipp Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., geb. 1702, deſſen Nachkommen in zwei beſondere Branchen getheilt ſind, deren gleich ausführlicher gedacht werden wird; 2) Lothar Friedrich Heribert, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 12. Juli 1703, Domherr zu Trier, Würzburg und Speier, ſtarb den 17. April 1720 zu Würzburg und ruht daſelbſt im Kapitelhauſe; 3) Friedrich Anton Chriſtoph, K. v. W., Freih. v. D., geb. 1709, deſſen Nachkommen in einer beſondern Branche blühen und bald näher berührt werden ſollen; 4) Klara Joſephe Amalie, ſtarb als Kind; 5) Marie Magdalene Lucretia, vermählt den 23. Juli 1730 an Franz Alexander Caſimir, Freih. v. Dehren; ſie ſtarb 1733; 6) Anna Sophie, ſtarb in der Kindheit; 7) Marie Anne Henriette Gabriele Conſtantia, geb. den 21. Oct. 1715, verm. den 9. Jan. 1735 an Johann Heinrich, Freih. v. Zievel, Herrn zu Bettenburg, Itteren und Merzenhofen, Oberamtmann zu Luxemburg; 8) Karl Adalbert, ſtarb als Kind; 9) Franz Karl Anton Eberhard, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 27. Aug. 1717, Kapitular des Erzſtifts Mainz, Dompropſt zu Trier und Domherr zu Worms, auch Kurtrierſcher und Kurpfälziſch. wirkl. geh. Rath, Ritter des Kurpfälziſch. Löwenordens, ſtarb 1781.

Hugo Philipp Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., fürſtl. Würzburg. Hof- und fürſtl. Fuldaſcher geh. Rath und Oberamtmann zu Hamelburg, der älteſte Sohn Franz Eckenberts, geb. den 29. März 1702, geſt. 1754, verm. ſich den 4. Oct. 1729 mit Marie Anna Joſephe Sophie, Freiin Zobel von Giebelſtadt, geb. 1713, welche ſich nach ſeinem Tode zum zweiten Mal mit einem Freiherrn v. Münſter vermählte und den 18. Juni 1774 ſtarb. Ihre neun Kinder ſind: 1) Adolf Franz Wolfgang Eckenbert, K. v. W., Freih. v. D., Kapitularherr zu Bamberg und Minden, Kurfürſtl. Trierſch. und fürſtl. Augsburgſcher geh. Rath, geb. den 14. Oct. 1730, ſtarb 1794; 2) Marie Anna Joſephe Franziska Sophie, geb. den 18. Sept. 1731, wurde 1736 Stiftsdame zu St. Mergen in Cöln, vermählte ſich mit einem Freih. von Eberſtein, und ſtarb als Witwe und Sternkreuzordens-Dame den 21. Jan. 1798 zu Mannheim; 3) Karl Friedrich Valentin Anton Bonifacius Peter von Alcantara, geb. 1732, geſt. 1736; 4) Lothar Gottfried Joh. Heribert, geb. 1733, geſt. 1734; 5) Marie Magdalene Joſephe Philippine, geb. 1735, ſtarb jung; 6) Marie Anna Antoinette Thereſe, geb. den 28. Aug. 1738, war vermählt an einen Herrn von Radenhauſen; 7) Gottlob Amand Leopold Auguſtin Benedict, K. v. W., Freih. v. D., Herr zu Eßingen ꝛc., geb. den 30. Oct. 1739, fürſtl. Speierſcher wirkl. geh. Rath, iſt ſeit vielen Jahren todt. Er war mit Sophie, Freiin von Reuß, genannt v. Haberkorn, vermählt, aus welcher Ehe folgende 2 Töchter und 2 Söhne entſproſſen ſind: a) Franziske, geb. den 25. Nov. 1776; b) Karoline, geb. den 20. Jan. 1779. Die Söhne conſtituiren zufolge der im J. 1807 vom verſtorbenen Fürſten-Primas, Karl Theodor, feſtgeſetzten Ordnung eine beſondere:

Die Linie Emich und Philipp Karl Dalberg.

c) Emich Karl, K. v. W., Freih. v. Dalberg, großherzogl. Badenſcher Kammerherr, geb. den 10. März 1781 und d) Philipp Karl, K. v. W., Freiherr v. Dalberg, (im J. 1820) großherzogl. Badenſcher Major, geb. den 10. Mai 1782.

8) Franz Karl, K. v. W., Freih. v. Dalberg, auf Wallhauſen bei Kreutzenach, fürſtl. Fuldaſcher Kammerjunker, geb. den 18. Juli 1746, ſtarb, nachdem er mit ſeiner Gemahlin, Auguſte, Johann Phil. von Guttenberg zu Sternberg Tochter, einen Sohn, welcher nach der 1807 feſtgeſetzten Ordnung:

Die Linie Karl Alexander Dalberg,

gründete, gezeugt hatte. Es iſt: Karl Alexander Heribert, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 4. Febr. 1775. Anfangs fürſtl. Fuldaſcher Oberamtmann zu Geiß, dann großherzogl. Frankfurt. und fürſtl. primatiſcher und ſeit 1814 königl. Baierſcher Kammerherr. Er iſt Geſchlechtsälteſter und wohnt zu Aſchaffenburg. Im J. 1806 vermählte er ſich mit Johanne, Freiin von Sturmfeder.

9) Thereſia, geb. 1749, vermählt an einen Baron Köth von Wanſcheid.

Friedrich Anton Chriſtoph, K. v. W., Freiherr v. Dalberg, Franz Eckenberts dritter Sohn, Herr zu Heßloch, Gabsheim, Mommernheim und Bechtolsheim, des heil. röm. Reichs erſter Erbritter, kaiſerl. wirkl. Rath, Kurmainziſch. geh. Rath, Vice-Hofkämmerpräſident und Intendant von der Muſik, Kurpfälz. Oberamtm. zu Veldenz und Lautereck, erbetener Hauptmann der oberrheiniſchen Reichsritterſchaft, Comthur des kaiſerl. St. Joſephordens, geb. den 28. April 1709, gründete die vormals von ſeinem Hauptgute ſogenannte Heßlocher Linie, und ſtarb zu Mainz den 15. Juli 1775. Seine mit Sophie Eliſabeth Xaverie, Freiin Wambold von Umſtadt, mit welcher er ſich den 17. Nov. 1738 vermählt hatte, erzeugten 3 Kinder ſind: 1) Marie Anna Louiſe Sophie Walpurgis Charlotte, geb. den 8. Aug. 1739, Sternkreuzordens-Dame, ſtarb den 20. März 1805, verm. ſeit den 23. Jan. 1759 an Graf Joh. Friedr. Karl Maximilian v. Oſtein, regir. Grafen der freien Reichsherrſchaft Buxheim ꝛc., Herrn zu Maleſchau in Böhmen, Datſchitz und Markwaretz in Mähren, K. K. geh. Rath und Kämmerer. Er ſtarb als der Letzte ſeines alten gräfl. Hauſes im J. 1809, da ihm dieſe ſeine Gemahlin nur eine einzige, jung verſtorbene Tochter, geboren hatte. 2) Franz Friedrich Chriſtoph Ernſt, geb. den 20. Dec. 1740, ſtarb jung. Der jüngſte Sohn ſtiftete nach der im J. 1807 gemachten Eintheilung:

Die Linie Friedrich Franz Karl Dalberg.

Es war: 3) Friedrich Franz Karl, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 21. März 1751, war erſt Kurmainziſcher Oberamtmann zu Miltenberg, weltlicher Statthalter zu Worms, Vice-Ritterhauptmann der unmittelbaren Reichsritterſchaft bei dem Canton Oberrhein, Ritter des St. Joſephordens; ſpäter großherzogl. Frankfurt. und fürſtl. primatiſcher geh. Rath und Älteſter ſeines Geſchlechts. Im J. 1792 bei der Kaiſer-Krönung Franz II. zu Frankfurt, wurde er von dieſem Monarchen zum erſten Reichsritter geſchlagen. Bei ſeinem den 8. März 1811 erfolgten Ableben hinterließ er von ſeiner Gemahlin, Marie Anna, Freiin von Greiffenklau zu Volbaths, mit welcher er ſich den 12. Aug. 1776 verbunden hatte, 2 Söhne und 2 Töchter: 1) Marie Sophie, geb. den 16. Jan. 1785; 2) Friedrich Karl Anton, K. v. W., Freih. von und zu D., geb. den 8. Oct. 1787. Von ſeinem Oheim, dem letzten Grafen von Oſtein, zum Erben eingeſetzt, wurde er vom Kaiſer von Öſtreich im J. 1810 in den Grafenſtand erhoben und nahm den Namen: Graf von Oſtein-Dalberg, an. 3) Marie Ludovike, geb. den 23. Nov. 1790; 4) Karl Anton Maximilian, K. v. W., Freih. von und zu Dalberg, geb. den 3. Mai 1792, lebt zu Aſchaffenburg, war früher großherzogl. Frankf. u. fürſtl. primat. Kammerherr, jetzt K. K. Öſtreich. Kämmerer.

II. Die jüngere Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie.

Wolfgang Eberhard, K. v. W., Freih. v. Dalb., Stifter der zur Zeit noch in dem Herzoge von Dalberg blühenden jüngern Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Linie, der jüngſte Sohn Philipp Franz Eberhards, Herr zu Hernsheim und Abenheim, Kaiſerl. wirkl. geh. Rath, Kurpfälziſch. geh. Rath, Kammerpräſident und Oberamtmann zu Oppenheim, des St. Hubertusordens Ritter und Kanzler, ſtarb den 9. Dec. 1787. Er und ſein Bruder, Franz Eckenbert, zeichneten ſich als große Kenner und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften aus. Im J. 1713 vermählte er ſich mit Marie Anna, Freiin Greiffenklau von Vollraths, aus welcher Ehe folgende 4 Söhne und 2 Töchter entſproſſen ſind: 1) Johann Philipp, geb. 1714, geſt. 1723; 2) Franz Heinrich, K. v. W., Freih. v. D., deſſen und ſeiner Nachkommen gleich mehr Erwähnung geſchehen wird; 3) Karl Philipp Damian Joſeph Ferdinand, K. v. W., Freih. v. D., geb. den 10. Oct. 1717, Jubilarius und Domdechant zu Mainz, auch wirkl. geh. Rath und Statthalter zu Mainz, Chorbiſchof zu Trier, Dompropſt zu Worms, Kurtrierſcher geh. Rath und des adel. St. Michaelisordens Großkreuz, ſtarb 1778; 4) Auguſte Philippine, geb. 1718, geſt. 1719; 5) Marie Thereſie, geb. 1721, vermählte ſich im Nov. 1739 an Joh. Wilhelm Ulner von Diepurg, Kurpfälz. Kammerherrn und Regirungsrath, ſtarb aber ſchon im Nov. des folgenden Jahres 1740 im Wochenbette; 6) Wolfgang Wilhelm, geb. 1723, ſtarb jung.

Franz Heinrich, K. v. W., Freih. v. D., Wolfgang Eberhards zweiter Sohn, geb. den 8. Febr. 1716, des heil. röm. Reichs Burggraf zu Friedberg, Herr zu Hernsheim, Abenheim und Gerolsheim ꝛc., des Kaiſerl. St. Joſephordens Großprior, Kaiſerl. Kammerherr, Kurmainz. und Trierſch. geh. Rath, weltlicher Statthalter zu Worms, Kurpfälz. Oberamtmann zu Oppenheim und erbetener Oberrhein. Reichsritterſchafts-Deputirter, ſtarb den 9. Dec. 1776. Mit Marie Sophie Anne, Graf Karl Anton Erhards von Elz-Kempenich, Kaiſerl. und Kurmainz. geh. Raths und Kurtrierſchen Land-Hofmeiſters Tochter, geb. den 5. Oct. 1722, vermählt den 19. März 1743, geſt. zu Mainz den 30. Nov. 1763, zeugte er folgende 3 Söhne und 2 Töchter: 1) Karl Theodor Anton Maria, K. v. W., Freiherr v. Dalberg, letzter Kurfürſt von Mainz und Kurerzkanzler, ſpäterhin Fürſtprimas der rheiniſchen Conföderation und Großherzog von Frankfurt, geb. auf dem Stammſchloſſe Hernsheim bei Worms den 8. Febr. 1744, zum Coadjutor und Nachfolger im Kurfürſtenth. Mainz erwählt den 5. Juni 1787, zu Worms den 18. deſſelb. Mon. und zu Conſtanz den 18. Juni 1788, wird zu Bamberg den 31. Aug. 1788 als Erzbiſchof von Tarſus conſecrirt, ſuccedirt als Fürſtbiſchof zu Conſtanz den 17. Jan. 1800 und als Kurfürſt zu Mainz und Biſchof zu Worms den 25. Juli 1802, erhält vom Papſte das Pallium den 11. Oct. deſſelb. Jahres, wird als Fürſt zu Regensburg gehuldigt den 23. April 1804, vom Papſte als Erzbiſchof zu Regensburg beſtätigt den 2. Febr. 1805, trit zuerſt der rheiniſchen Conföderation bei den 12. Juli 1806, als ſouverainer Fürſt zu Frankfurt gehuldigt den 2. Jan. 1807, vom Kaiſer von Frankreich zum Großherzog ernannt den 1. März 1810 und in Folge des mit demſelben unterm 16. Febr. deſſelben Jahres geſchloſſenen Tractats in den Beſitz geſetzt: von Hanau den 16. und von Fulda den 19. Mai, entſagt zu Gunſten ſeines Regirungsnachfolgers, des Prinzen Eugen, Vicekönigs von Italien, der Regirung im Nov. 1813 und zieht ſich als Erzbiſchof von Regensburg in den Privatſtand zu dem Sitze ſeiner hohen Kathedralkirche zurück. Er ſtarb zu Regensburg den 10. Febr. 1817. Sein Leichnam ruht in der Domkirche zu Regensburg, ſein Herz in dem Familienbegräbniſſe zu Aſchaffenburg. (Über dieſen höchſt merkwürdigen Fürſten ſ. den beſondern Art.) 2) Marie Anne Helene, geb. den 21. März 1745, verm. ſich den 16. Sept. 1765 mit Franz Karl, reg. Grafen von und zu der Leyen und Hohengeroldsegg, K. K. wirkl. geh. Rath und Kämmerer, Witwe den 26. Sept. 1775, ſeit welcher Zeit ſie Obervormünderin und Landesregentin bis 1791 zum Regirungsantrit ihres Sohnes, des nachmaligen Fürſten von der Leyen, war. Sie war Sternkreuzordens-Dame, auch Ehrenmitglied der phyſikaliſch-ökonom. Geſellſch. zu Mannheim, und ſtarb zu Frankfurt am Main den 10. Juli 1804; 3) Wolfgang Heribert, K. v. W., Freih. v. D., geb. 1750, von welchem das Nähere gleich folgen wird; 4) Antoinette Marie, Freifrau von Dalberg, geb. den 11. Jan. 1757, Stiftsdame zu St. Maria im Kapitel zu Cöln, lebte gemeinſchaftlich mit ihrem jüngſten Bruder zu Aſchaffenburg, und befindet ſich wahrſcheinlich noch daſelbſt am Leben; 5) Johann Friedrich Hugo, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 16. Mai 1760, Kurtrierſcher geh. Rath, auch geweſener Domkapitular von Trier, Worms und Speier, lebte theils bei ſeinem Bruder, Karl Theodor (damals Statthalter zu Erfurt), theils bei ſeiner Schweſter, Antoinette, zu Aſchaffenburg. Er war, wiewol körperlich etwas mißgebildet, ein höchſt ausgezeichneter geiſtvoller Mann, ein tiefer Kenner der Tonkunſt, die er meiſterhaft ausübte. Seine Forſchungen über die Äſthetik und Archäologie der Muſik bleiben allen Verehrern der Tonkunſt ſtets klaſſiſch. In ſeinem Privatleben war er einfach, beſcheiden, gefällig, zuvorkommend, und von vielen Seiten höchſt verehrungswürdig. In der Pflege der Muſen und im Umgange mit ſeinen edeln Geſchwiſtern, beſonders mit ſeiner Schweſter Antoinette, fand er ſeinen Himmel auf dieſer Erde. Er ſtarb Ende Juli 1812 zu Aſchaffenburg. Seine gelehrten Forſchungen finden ſich größtentheils bei Meuſel, im gelehrten Teutſchland, Bd. 2. S. 9 verzeichnet.

Die Nachkommenſchaft des vorhin erwähnten zweiten Sohns Franz Heinrichs, Wolfgang Heriberts, gründete nach den im J. 1807 gemachten Beſtimmungen eine eigene Linie. Es würde einer beſondern Benennung dieſer Linie nicht bedürfen, da ſie ſelbſt einzig und allein die jüngere Mannheimer oder Dalberg-Hernsheimer Hauptlinie ausmacht; allein der Analogie in den Benennungen der 3 Branchen der ältern Hauptlinie angemeſſen, nennen wir ſie hier:

Die Linie Wolfgang-Heribert-Dalberg.

Wolfgang Heribert, K. v. W., Freih. v. Dalberg, geb. den 18. Nov. 1750, war erſt Kurpfalzbaierſch. geh. Rath und Oberappellationsgerichtspräſident zu Mannheim, dann ſeit 1803 nach dem Übergang der Rheinpfalz an das Kurfürſtenth. Baden, Badenſcher Statsminiſter und Oberſthofmeiſter, Ritter des K. Baier. St. Hubertus-, des Öſtr. St. Joſeph- und des Johanniter-Maltheſerordens, ſtarb zu Mannheim den 28. Sept. 1806. Von Kaiſer Leopold II. wurde er 1790 bei der Krönung zu Frankfurt zum erſten Reichsritter geſchlagen. Er war ein großer Gönner und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte. Mannheim verdankt ihm ſehr viel. Die dortige teutſche Geſellſchaft erhielt durch ihn neues Leben und lange Zeit war er ihr Präſident. Das Mannheimer Theater brachte er durch ſeine Thätigkeit und ſeine einſichtsvolle Leitung auf eine ſo hohe Stufe der Kunſt, daß es lange Jahre als die erſte Pflanzſchule Teutſchlands für die dramatiſche Kunſt anerkannt wurde. Seine vielen Schriften ſind von Meuſel, im gel. Teutſchl. im 2. Bd. S. 11 u. f. verzeichnet. Er hatte ſich 1771 mit Marie Eliſabeth Auguſte, des Freiherrn Johann Ullner von Dieburg Tochter, vermählt, welche er als Witwe hinterließ. Sie iſt ſeit 1781 Dame des Pfälz. Eliſabethordens. Wolfgang Heribert zeugte mit ihr folgende 3 Kinder: 1) Emmerich Joſeph, K. v. W., Herzog von Dalberg, geb. den 30. Mai 1773. Im Laufe ſeiner erſten Erziehung im väterlichen Hauſe zu Mannheim, wirkten die öftern Verſamlungen ausgezeichneter gebildeter Männer ſehr vortheilhaft für die Entwickelung ſeiner glänzenden Geiſtesfähigkeiten. Nach zurückgelegter akademiſcher Laufbahn zu Göttingen, reiſte er nach Erfurt, Wien, Regensburg ꝛc. Er trat in großherzogl. Badenſche Dienſte als geheimer Rath und Geſandter am Kaiſerl. franzöſ. Hofe. Hier wurde er von Napoleon den 14. Octob. 1810 zum Herzog des franzöſ. Reichs erhoben, nachdem er bereits früher die Badenſchen Dienſte verlaſſen und wegen ſeiner elterlichen Stammgüter, die auf dem linken Rheinufer, mithin in dem damaligen Frankreich, lagen, das teutſche Statsbürgerrecht mit dem franzöſiſchen vertauſcht hatte. Bei dem Einzuge der alliirten Monarchen zu Paris war er ein Mitglied der, von dem franzöſ. Senat am 1. April 1814 aufgeſtellten proviſoriſchen Regirung, ging hierauf als zweiter Königl. franzöſ. Geſandter zu dem Congreſſe nach Wien, und war vom J. 1816 bis 1820 als franzöſ. Ambaſſadeur bei dem Königl. ſardiniſchen Hofe zu Turin angeſtellt. Er iſt ein Statsmann von großen ausgezeichneten Eigenſchaften und ein würdiger Abkömmling des berühmten Dalbergiſchen Geſchlechts. König Ludwig XVIII. ließ ihm zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Dienſte zur Zeit der Wiederherſtellung der alten Ordnung der Dinge beim Wiener Congreſſe ein neues Herzogspatent zuſtellen. Er vermählte ſich im J. 1810 mit Pelina, Marquiſe de Brignole aus Genua, Dame du Palais der franzöſ. Kaiſerin Louiſe, doch gehen uns die weitern Nachrichten ab, ob aus dieſer Ehe Kinder erfolgt ſind. 2) Franziske, geb. den 7. Juni 1777, Gemahlin des Königl. Baier. Statsminiſters, Maximilian, Freiherrn von Lerchenfeld; 3) Marie Anna, geb. den 27. Sept. 1778, Gemahlin des Großherzogl. Badenſchen Oberſt-Silber-Kämmerers, Fr. Anton, Freih. von Venningen.

Beſchreibung des Dalbergiſchen Wapens.

Das alte Wapen der Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, beſteht in einem blauen Felde, deſſen Obertheil in drei kleine Spitzen ausgehend, ein vom Felde noch beſonders abgetheiltes, goldnes kleines Schildeshaupt bildet. Im blauen Felde ſtehen ſechs ſilberne Lilien in dieſer Ordnung: oben 3, darunter 2 und zu unterſt 1. Auf dem gekrönten adeligen Turniershelm: einen blauen geſchloſſenen, die Sachſen rechtskehrenden Adlersflug mit dem ſo eben beſchriebenen Schilde belegt. Die Helmdecken ſind ſilbern und blau. Die Beſchreibung eben dieſes alten Wapens iſt zu finden bei v. Meding, in den Nachrichten von adel. Wapen, Bd. I. S. 108. Die Abbildung in Siebmachers großem Nürnberg. Wapenbuche, Thl. I. Tafel 122. No. 2. Hartard v. und zu Hattſtein Hoh. des teutſch. Reichsadels, Thl. I. S. 66.

Das ſpäter vermehrte Wapen der Kämmerer von Worms, Freiherren von Dalberg, beſteht in einem in vier Felder abgetheilten Schilde, in deſſen erſtem und viertem Felde das eben beſchriebene alte adel. Dalbergiſche Wapenſchild aufgenommen iſt; im zweiten und dritten goldnen Felde ein ſchwarzes Ankerkreuz. Es ruhen darauf zwei (nach Hattſtein ungekrönte, nach Humbracht, Weigel und Köhler mit adeligen, nach Tyrof mit Freiherren-Kronen gezierte) Helme; auf dem zur Rechten ein die Sachſen linkskehrender geſchloſſener blauer Adlersflug mit dem alten Dalbergiſchen Lilienſchilde belegt, auf dem zur Linken ein offener goldener Adlersflug, deſſen beide Flügel mit dem ſchwarzen Ankerkreuze belegt ſind. Die Helmdecken rechts blau und golden, links ſchwarz und golden. Die vom Herrn v. Meding erwähnten und von Hattſtein und Tyrof abgebildeten fünf Straußfedern am geſchloſſenen Adlersflug zur Rechten, ſowie die von Köhler an ebendemſelben Adlersfluge dargeſtellten goldenen Federn ſcheinen ein Phantaſieerzeugniß der Wapenmaler zu ſeyn. Die Beſchreibung dieſes vermehrten Dalbergiſchen Wapens findet ſich bei v. Meding, a. a. O. Bd. I. S. 108 u. f. und bei Siebenkees, in den Geſchlechts- und Wapenbeſchreibungen zu dem Tyrofſchen neuen adel. Wapenwerk, Bd. I. Abſchn. I. S. 303 u. f. Die Abbildung bei Humbracht, die höchſte Zierde Teutſchl. u. Vortrefflichk. des teutſch. Adels, auf der 13. Stammtafel; bei v. Hattſtein, a. a. O. Thl. I. S. 69; im 2. Supplementbde des großen Nürnb. Wapenb. Taf. 13; in Köhlers Geſchichts-, Geſchlechts- und Wapenkalender a. d. J. 1735, fürſtl. Fuldaiſches Wapen zur 25. Stammtaf. des Abts v. Fulda, Adolfs, K. v. W., Freih. v. Dalberg gehörig; in Tyrof's adel. Wapenwerke, 38. Ausgabe. Das Wapen des Herzogs von Dalberg befindet ſich auf der 12. Tafel des Armorial général de l'empire françois par *Sicmon*. Das Wapen Sr. königl. Hoh., Karl Theodors von Dalberg, Großherzogs von Frankfurt, im Stats- und Addreß-Handbuch der Staten des rheiniſchen Bundes f. d. J. 1812, von Dr. Heinrich Schorch, S. 88. Das Herzſchild dieſes Wapens ſtellt das Dalbergiſche Familienwapen dar. Die Beſchreibung iſt S. 91 beigefügt *).

(*Ludw. Heinr. Kabisch, Freiherr v. Lindenthal.*)

---

*) Die Schriftſteller, welche das Dalbergiſche Geſchlecht beſchrieben haben, führt Herr von Hellbach im Adelslexicon, Bd. 1. S. 258 u. f. auf. Faſt durchgängig, mehr oder weniger nach Verhältniß ihrer Zuverläſſigkeit, ſind die Schriften derſelben hier benutzt worden. Es ſind folgende: *Bucelini* Germania topochronostemmatographica, P. II. in den Geſchlechtsbeſchr. unter Dallburg, und unter den Ahnentaf. S. 103 und P. III. S. 256

DALBERG, Johann von, Biſchof zu Worms, war einer der thätigſten Beförderer der wiederauflebenden Wiſſenſchaften in Teutſchland. Seine Jugendgeſchichte iſt zwar ganz unbekannt, doch gehet aus ſeinem nachherigen Leben hinlänglich hervor, daß er eine, für damalige Zeiten vortreffliche Erziehung genoſſen haben muß. Im 21. Jahre ſeines Alters bezog er, was noch kein früherer Schriftſteller angemerkt hat, die Univerſität Erfurt, in deren Matrikel er 1466 unter dem Rector Jodocus Sartoris von Herborn, eingeſchrieben ſteht, auch nahm er 1470 in der Faſten hier die Würde eines Baccalaureus der Philoſophie an. Da ſich um dieſelbe Zeit der gelehrte Florentiner Jacob Publicius hier als Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften aufhielt, ſo iſt es wol kaum zu bezweifeln, daß Dalbergs Liebe zu dieſem Fache hier geweckt oder genährt wurde. Nachher ſcheint er ſich auch auf der Univerſität Heidelberg aufgehalten zu haben, wiewol die eigentliche Zeit und Dauer dieſes Aufenthaltes nicht bekannt iſt. Gewiß iſt es aber, daß er bald darauf eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Italien machte, wo damals die alte Literatur von neuem aufzublühen anfing. Hier beſuchte er die berühmteſten Univerſitäten, und machte die Bekanntſchaft ſehr ausgezeichneter Männer, z. B. Rudolf Agricola's, beſonders legte er ſich auch auf das Studium der Rechte, und erhielt in demſelben die Doctorwürde, wahrſcheinlich zu Ferrara, wo er ſich 1476 befand. Nach ſeiner Rückkehr aus Italien beſuchte er 1478 erſt noch die Univerſität Ingolſtadt, doch nur auf kurze Zeit. Bald nachher berief ihn der Kurfürſt Philipp von der Pfalz an ſeinen Hof, und ernannte ihn zum Kanzler. Von nun an widmete er ſeine Thätigkeit vorzüglich der Univerſität Heidelberg, die unter ihm den Zeitpunkt ihrer höchſten Blüthe erreichte. Inzwiſchen hatte er ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, und war ſchon Dompropſt zu Worms, als am 12. Auguſt 1482 der daſige Biſchof, Reinhard von Sickingen, ſtarb, worauf ohne lange Zögerung Dalberg unter dem Namen Johanns III. zum Biſchof von Worms erwählt wurde; doch mußte er erſt durch eine päpſtliche Bulle für fähig dazu erklärt werden, weil er das geſetzmäßige Alter von 40 Jahren noch nicht erreicht hatte. Die neuen Geſchäfte, die ihm mit dieſer biſchöflichen Würde zu Theil wurden, und die Streitigkeiten, in die er mit der Stadt Worms kam, die ihn ſogar 1499 nöthigten, bei einem Volksaufſtande mit allen Geiſtlichen aus Worms nach Ladenburg zu fliehen, hielten ihn doch nicht ab, ſich auch der Wiſſenſchaften und der Univerſität Heidelberg noch mit Eifer anzunehmen. Die letztere ſuchte er mit den vorzüglichſten Lehrern zu verſorgen und machte ſelbſt aus ſeinen eignen Mitteln zu ihrem Beſten einen großen Aufwand. Einer der vorzüglichſten Männer, die durch ihn nach Heidelberg berufen wurden, war Rudolf Agricola. Auch die Heidelberger Univerſitätsbibliothek verdankt ihm ihre Gründung. Im J. 1498 errichtete Kurfürſt Philipp zu Heidelberg ein beſonderes Collegium für Juriſten, unter dem Namen der neuen Burſe, deſſen Abſicht die Beförderung des Studiums der bürgerlichen Rechte war. Dalberg war der Urheber deſſelben und mußte auch als Biſchof die neue Anſtalt beſtätigen und einweihen. Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften war ſo groß, daß er zur vollkommeneren Befriedigung derſelben ſich nicht ſcheute, noch als Biſchof ſich von Rudolf Agricola in der griechiſchen, und von Johann Reuchlin in der hebräiſchen Sprache unterrichten zu laſſen. Beſonders aber wird ſein Eifer für die Ausbildung der teutſchen Sprache gerühmt. Faſt alle Gelehrten Teutſchlands bemühten ſich um ſeine Bekanntſchaft, und eigneten ihm ihre Werke zu; viele wurden auch durch ihn zu ſchätzbaren Werken veranlaßt; die ausgezeichnetſten, ein Trithemius, Eitelwolff vom Stein, Reuchlin, Celtes u. a. m. ſtanden mit ihm in beſtändigem Briefwechſel, und die rheiniſche gelehrte Geſellſchaft, die Conrad Celtes gegen das Ende des 15. Jahrh. ſtiftete, wählte ihn zu ihrem Präſidenten. Trithemius, der ebenfalls Mitglied dieſer Geſellſchaft war, aber auch außerdem mit Dalberg in genauer Verbindung ſtand, ertheilt ihm das Lob, er ſei unter den Doctoren der gelehrteſte, unter den Rednern der beredteſte, unter den Philoſophen ein Plato, unter den Muſikern ein Timotheus, unter den Rednern ein Demoſthenes, unter den Aſtronomen ein Firmicus, unter den Arithmetikern ein Archimedes, unter den Dichtern ein Virgil, unter den Geographen ein Strabo, unter den Geiſtlichen ein Auguſtin, und unter den Verehrern der Gottesfurcht ein Numa geweſen. Andere Nachrichten laſſen ſchließen, daß er beſonders ein Beförderer der Münzkunde und der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften überhaupt war. Als Redner hatte er beſondere Gelegenheit ſich hervorzuthun, da er 1485 im Namen des Kurfürſten von der Pfalz nach Rom reiſte, um dem neuen Papſt Innocenz III. Glück zu wünſchen. Wenn alſo Dalberg auch nicht ſelbſt als Lehrer und Schriftſteller ſich eigne Verdienſte um die Wiſſenſchaften erwarb, ſo muß man ihm doch Verdienſte genug als einem der größten Kenner und Beförderer derſelben zuſchreiben, der ſowol durch ſein Beiſpiel, als durch Aufmunterung und Unterſtützung anderer Gelehrten

---

u. f.; der gleich im Anfange genannte Humbracht, auf der 13. bis 16. Stammtafel. v. Hattſtein, Hoheit des teutſch. Reichsadels, Thl. 1. S. 66 bis 94. *Schannat*, Clientela Fuldensis, S. 69. Gauhe, geneal. hiſtor. Adelslexicon, Thl. 1. S. 230 bis 232. Biedermann, Geſchlechtsregiſter der Reichsfrei-unmittelbaren fränkiſch. Ritterſch. löbl. Orts Rhön und Werra, Tab. 245 bis 258. Salver, Proben des hoh. teutſch. Reichsadels, S. 637. 644. 649. 671. 686. 715 und 734. Schumann, Geneal. Handbuch a. d. J. 1737. S. 166 bis 168. Albrecht, Geneal. Handbuch a. d. J. 1776. Thl. 1. S. 29 bis 32; a. d. J. 1777. S. 49 bis 53; a. d. J. 1778. S. 48 bis 51 und Nachtrag im J. 1780. S. 21 u. f. Allgem. Geneal. u. Stats-Handbuch a. d. J. 1811. S. 89 bis 91. Außer dieſen angeführten ſind noch benutzt worden: Das Zedler'ſche Univerſal-Lexic. Bd. 5. S. 78 u. f. und Supplementbd. 4. S. 1212 bis 1215. Allgem. hiſtor. Lexicon. Thl. 1. S. 739. Die allgemeine teutſche Real-Encyclopädie (6. Aufl. Lpzg. b. Brockhaus, 1824.) Bd. 3. S. 8 u. f. Supplement zu Ritter v. Lang's Adelsbuch des Königr. Baiern, S. 37 u. f. Auguſt Krämer, Lebensbeſchreib. Karl Theodors v. Dalberg, Fürſtprimas des rheiniſchen Bundes und Großherzogs zu Frankfurt (in den Zeitgenoſſen 6. Bds. 3. Abtheil.) von Seite 85 bis 90 und einige geneal. Manuſcripte. — Klaſſiſch für die Geſchichte des Dalbergiſchen Geſchlechts iſt folgendes Werk.: Genealogiſche und hiſtoriſche Beſchreibung der Herren Kämmerer von Worms, Herren von Dalberg, von Nikolaus Bickard, des hohen Domſtiftes zu Mainz Genealogiſten. Mainz. Fol.

nicht wenig zu der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften beitrug. Zu früh und allgemein betrauert, ſtarb er am 28. Juli 1503.. Von ſeinen Schriften iſt wenig auf uns gekommen. Außer der Rede an den Papſt und einigen Briefen an Reuchlin, ſcheint gar nichts von ihm gedruckt zu ſein; doch führen andere gleichzeitige, oder bald nach ihm lebende Schriftſteller, z. B. Conrad Gesner in ſeiner Bibliotheca universalis (Tigur. 1545. fol.) S. 396 b. noch folgendes von ihm an: 1) Carmina et orationes variae. 2) De morte Rudolphi Agricolae liber. 3) De moneta liber. 4) Collectio aliquot millium graecorum et teutonicorum vocabulorum, quae utraque lingua idem significant. — Dieſe Schriften liegen wahrſcheinlich noch hier und da in Bibliotheken verborgen *). (*G. A. Erhard.*)

DALBERG, Reichsfreiherr von, (Karl Theodor Anton Maria), letzter Kurfürſt von Mainz und Kurerzkanzler, ſpäter Fürſtprimas des rheiniſchen Bundes und Großherzog von Frankfurt, wurde geboren auf dem Stammſchloſſe Hernsheim bei Worms den 8. Febr. 1744, und genoß zu Mainz einer vortrefflichen Erziehung unter der Leitung ſeines kenntnißreichen und weiſen Vaters, des Kurfürſtl. Mainziſch. geh. Raths, Franz Heinrich, Freiherrn von Dalberg. Bei frühzeitiger Entwickelung ſeiner Anlagen, bezog er ſchon im 15. Jahre die Univerſität Göttingen und vollendete die hier angefangenen akademiſchen Studien zu Heidelberg, wo er im J. 1761 vor ſeinem Abgange die Würde eines Doctors der Rechte erlangte. Auf den hierauf in verſchiedenen Gegenden Teutſchlands angeſtellten Reiſen beſuchte er mehre teutſche Höfe, wo er manche ihm für das ſpätere Leben ſehr nützliche Erfahrungen einſammelte, und ſich jene Feinheit des Benehmens erwarb, welche ſeinen perſönlichen Umgang ſo liebenswürdig und angenehm machte. Nach ſeiner eigenen Beſtimmung, vorzüglich aber nach dem Wunſche ſeines Vaters, hatte er ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet. Die ausgezeichneten Eigenſchaften des Sohnes belebten hierin die Hoffnung des Vaters, den Glanz des Hauſes Dalberg durch ihn nur noch mehr befördert zu ſehen. Er beſchäftigte ſich daher nach der Rückkehr von der Univerſität beſonders mit dem Studium des kanoniſchen Rechts und vollendete zu Worms, Mannheim und Mainz den theologiſchen Curſus. Die Kenntniß der verſchiedenen Zweige der Statsverwaltung verdankte er den um den Kurſtat Mainz ſo verdienten Statsmännern Groſchlag und Benzel und dem öſtreich. Statsminiſter, Grafen Firmian; er übte ſie praktiſch als Mitarbeiter im kurfürſtl. Miniſterium. Sehr bald aber wurde er Domicellar bei dem Erzſtifte Mainz und den Hochſtiftern Würzburg und Worms, ſpäterhin in dem erſtern Kapitularherr und in den beiden andern Domherr. Die bedeutenden Einkünfte von dieſen Stellen verwendete er ſeiner Neigung zum Wohlthun, dem vorherrſchenden Zuge ſeines edlen Charakters, gemäß faſt ganz zu den Zwecken ſtiller Wohlthätigkeit.

Der damalige Kurfürſt von Mainz, Emmerich Joſeph, überzeugt von den trefflichen Eigenſchaften und Geiſtesfähigkeiten Dalbergs, ſuchte ihn auszuzeichnen, und ernannte ihn im J. 1772 zum wirkl. geh. Rath und Statthalter zu Erfurt. Als bedeutender Statsmann jetzt in die Geſchäftswelt eingeführt, beginnt von dieſer Zeit an die glänzendſte Periode ſeines gemeinnützigen, ſegensreichen Lebens. Mit muſterhafter Treue, Ordnung und Genauigkeit ſeinem Berufe lebend, faßte er in allen ſeinen Geſchäften immer das allgemeine Beſte, Wahrheit und Recht, ins Auge. Er gab Geſetze, welche alle von ſeiner aufgeklärten, liberalen und menſchenfreundlichen Denkungsweiſe zeugten, hielt auf ſtrenge Handhabung des Rechts, beförderte den Handel, die Gewerbe, Landwirthſchaft, den Gartenbau und jede Art nützlicher Betriebſamkeit. Die lange Zeit zwiſtig geweſenen katholiſchen und lutheriſchen Landesbewohner verſöhnte er. Der Kirchen und Schulen beider Confeſſionen nahm er ſich gleich liebevoll aufs thätigſte an. Und ſo ſtand die von ihm in ſeiner trefflichen und klaſſiſchen Schrift: Betrachtungen über das Univerſum (erſte Aufl. 1777, ſechste 1819) ausgeſprochene Maxime: „Willſt du deine Unterthanen glücklich machen, ſo ſtrebe nach drei Dingen, daß Keiner hungere, daß Jeder beſchäftigt ſei, daß Alle gerecht und wo möglich liebend ſeyen," mit ſeiner Handlungsweiſe immer in größter Übereinſtimmung.

Eben ſo wurde er der damals ſehr geſunkenen Erfurter Univerſität eine neue Stütze und der daſelbſt beſtehenden Akademie nützlicher Wiſſenſchaften wahre Zierde. Die von ihm für dieſe Geſellſchaft geſchriebenen Abhandlungen gehörten mit zu den gelungenſten. Sein Haus war ſtets der Sitz gelehrter, geiſtreicher und belebender Unterhaltung. In dem nachbarlichen Weimar ſtand er mit den Heroen der ſchönen Literatur, mit Wieland, Herder, Göthe und Schiller in den vertrauteſten Verhältniſſen; häufig beſuchte er auch das Hoflager des geiſtvollen Herzogs Ernſt zu Gotha, ſo wie er mit Letzterem, dem Herzoge von Sachſen-Weimar und dem Fürſten von Schwarzburg als Grenznachbar des kleinen States Erfurt das freundlichſte Vernehmen herzuſtellen und zu erhalten wußte.

Durch dieſe ehrenvolle Wirkſamkeit zog Dalberg bald die Aufmerkſamkeit Kaiſer Joſephs und König Friedrichs des Großen auf ſich, und deren Wohlwollen und den Bemühungen beider Höfe verdankte er es vorzüglich, daß er am 5. Juni 1787 beinahe einſtimmig zum Coadjutor und Nachfolger im Kurfürſtenthum Mainz erwählt ward, indem der damals regirende Kurfürſt, Friedrich Karl Joſeph, aus dem freiherrl. Geſchlechte v. Erthal, anfangs den damaligen Domherrn, Freiherrn von Dienheim, Kurmainz. geh. Rath und Hof-Kammerpräſidenten, begünſtigte. Am 18. deſſelben Monats wurde er auch zum Coadjutor im Hochſtifte Worms erwählt und proclamirt. Am 3. Febr. 1788 erfolgte zu Mainz ſeine feierliche Einſetzung ins Prieſteramt. Am 18. Juni deſſelben Jahres wurde er zum Coadjutor und Nachfolger des Fürſtbiſchofs zu Conſtanz, Maximilian Chriſtoph, Freiherrn von Rodt, erwählt, worauf am 31. Auguſt deſſelben Jahres vom Kurfürſten von Mainz zu Aſchaffenburg die Weihung zum Erzbiſchof von Tarſus erfolgte. Auch traf ihn am 15. Oct. 1797 die Wahl zum Propſte des Domkapitels zu Würzburg und Celle mit 30,000 Fl. jährl. Einkünfte. Noch immer aber führte er jetzt als Coadjutor die Statthalterſchaft zu Erfurt fort.

---

*) G. W. Zapf, über das Leben und die Verdienſte Johann von Dalbergs. Augsb. 1789. 8. war vorzüglich mein Führer, doch habe ich manche der obigen Nachrichten auch aus gleichzeitigen Schriftſtellern, Dalbergs Aufenthalt in Erfurt beſonders aus der dortigen Univerſitätsmatrikel geſchöpft.

Aber gerade ſeit jener Zeit, wo ihn ein günſtiges Geſchick auf eine ſo überaus glänzende Laufbahn leitete, ſeit dem Jahre 1797, ſtellte ſich auch ein anderes ungünſtiges ihm entgegen, das oft ſeine ſchönſten Unternehmungen hemmte. So blieb das blos Ideal, was ſein mit dem unvergeßlichen Kaiſer Joſeph im J. 1787 geführter Briefwechſel zum Zwecke hatte, das ſo vielſeitig getheilte Intereſſe der teutſchen Fürſten in einen Brennpunkt zu vereinigen und dadurch die Kraft und Würde der teutſchen Nation zu erheben und zu befeſtigen. Beiden vortrefflichen Fürſten waren härtere Prüfungen vorbehalten. Joſeph unterlag im Kampfe mit ſeinen eigenen Unterthanen als Opfer; auch Dalberg unterlag als Opfer einer fremden Politik, welche ihn, der ſtets das Gute bezweckte, tauſendfach umſtrickend, in einer ſturmbewegten, gefahrvollen Periode, zu Maßregeln verleitete, die nicht immer die gerechte Anerkennung fanden.

Im J. 1789 brach die franzöſ. Revolution aus, ein fürchterliches Verhängniß bedrohte Teutſchland; mit Energie trat Dalberg am 22. März 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg auf gegen Frankreich, den rieſenhaften Nachbar, und indem er in dem Erzherzog Karl von Öſtreich den Retter Teutſchlands erſah, erklärte er öffentlich: „In der Gefahr eines nahe bevorſtehenden Umſturzes iſt der Beifall wahrer teutſcher Patrioten und die ſtillſchweigende Billigung rechtſchaffener Männer hinreichend, um diejenigen Mittel als rechtmäßig zu gebrauchen, welche allein die öffentliche Sache retten können, und, wenn es nicht anders ſeyn kann, ſo biete der Erzherzog die Mannſchaft in Maſſe auf, und taub bei den Klagen einiger Übelgeſinnten und den furchtſamen Bedenklichkeiten einiger Kurzſichtigen, ergreife er das Ruder, um das Schiff aus dem Schiffdruche zu retten. Wenn Mack in Italien und Erzherzog Karl in Teutſchland dieſe Energie nicht entfalten, ſo iſt zu befürchten, daß die Franzoſen im Laufe dieſes Jahres dem Statsſyſtem von ganz Europa den Todesſtoß verſetzen werden.“ Aber Dalberg ſah ſeine ſchönſten Wünſche nicht befriedigt, Teutſchlands Energie war geſunken, Einzelne entzogen ſich der gemeinſchaftlichen Sache, Frankreichs Übermacht gebot, es hatte ſeine Grenzen bis zum Rheine ausgedehnt; mit blutendem Herzen ſah er noch als Coadjutor, wie ſeine berühmte Stadt Mainz, der Sitz ſeines hohen Domkapitels und der kurfürſtl. Regirung, mit dem ganzen jenſeitigen Bezirke des Kurſtates an Frankreich abgetreten werden mußte. Am 17. Januar 1800 folgte er dem Fürſtbiſchof Maximilian Chriſtoph in dem Biſthume Conſtanz, und am 25. Juli 1802 dem Kurfürſten Friedrich Karl Joſeph, Erzbiſchof von Mainz und Biſchof von Worms, aber nur in dem Überreſte des Kurſtates: dem Fürſtenthume Aſchaffenburg, dem Gebiete Erfurt und dem Eichsfelde. Die Beſitzungen aller geiſtlichen Staten dieſſeit des Rheins wurden gerade zu jener Zeit ſäculariſirt und als Entſchädigung für die überrheiniſchen Verluſte den weltlichen Fürſten zugetheilt. Nur der Kurfürſt von Mainz, deſſen Functionen zu feſt in die Reichsverfaſſung eingriffen, Karl Theodor, der groß durch perſönliche Eigenſchaften, der neuen Verfaſſung Teutſchlands Geiſt und Haltung geben konnte, blieb der erſte und einzige geiſtliche Fürſt des Reichs, dem der Reichsdeputations-Hauptſchluß einen Stat aus dem Fürſtenthum Regensburg, Aſchaffenburg und der Grafſchaft Wetzlar bildete. Die ſonſtige Entſchädigung, an einer Million Gulden Revenüen im Ganzen, wurde ihm auf die Rheinzölle angewieſen. Der Stuhl zu Mainz wurde auf die Domkirche zu Regensburg übergetragen, und die Würde eines Kurfürſten nebſt den damit verbundenen Vorrechten blieben damit vereinigt. Er wurde zu Regensburg am 25. April 1804 als Fürſt gehuldigt. Die päpſtl. Beſtätigung als Erzbiſchof zu Regensburg erfolgte ſpäter am 2. Febr. 1805. So unverhältnißmäßig dieſe Entſchädigung war, entſagte doch Dalberg gern ſeinem eigenen Vortheile, wenn es das Wohl des Ganzen erheiſchte. Die franzöſiſche Kaiſerkrönung beſtimmte ihn zu Ende des Jahres 1804, eine Reiſe nach Paris zu unternehmen, hauptſächlich in der Abſicht, mit Papſt Pius VII. über die Angelegenheiten der katholiſchen Kirche in Teutſchland und mit Napoleon über verſchiedene obwaltende Irrungen zwiſchen Frankreich und Teutſchland ſich zu beſprechen. Seit jener Zeit wurde Dalberg immer mehr eines Einverſtändniſſes mit Frankreich beſchuldigt. Indeſſen müſſen ihn ſein beim Ausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und Öſtreich den 8. November 1805 an alle Stände des Reichs erlaſſener Aufruf, wo er mit reiner teutſcher Vaterlandsliebe die Gefahren der franzöſ. Invaſion auf das freimüthigſte und lebhafteſte ſchildert, und die Verantwortung hierüber, zu welcher er kurz hierauf zu München von Napoleon gezogen ward, bei jedem unbefangen Urtheilenden Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Mit gebeugtem Herzen über den künftig unvermeidlichen Untergang des teutſchen Statenbundes kehrte Dalberg von München nach Regensburg zurück. Daher konnte ſein kurz hierauf gethaner, ſehr getadelter Schritt, daß er den Cardinal Feſch zu ſeinem Regirungsnachfolger ernannte, blos in der Abſicht geſchehen ſeyn, ſeine jetzt von allem Schutze des Reichs entblößten Länder dem des groß- und übermächtigen Kaiſers zu empfehlen. Um ſo mehr fand, als kurz darauf Napoleon den Rheinbund ſtiftete, die Meinung Eingang, Dalberg habe hierzu die erſte Veranlaſſung gegeben. Allein auch hier traf ihn ein neuer falſcher Verdacht. Nichts wußte er von dem großen Project des Kaiſers; geſchäftig für die Sorge der Erhaltung des teutſchen Statenbundes lebte er eben auf ſeinem Stammſchloſſe Wörth unweit Regensburg, als die Bildung des Rheinbundes bereits in Paris decretirt war. Er verſagte anfangs dem Benehmen ſeines Geſandten zu Paris, des Grafen von Beuſt, welcher die Rheinbundsakte in der Nacht zum 12. Juli 1806 ganz unvorbereitet unterſchrieben hatte, ſeine Zuſtimmung; von Schmerz ergriffen rief er aus: „Was wird Teutſchland, was wird die Welt von mir ſagen, wenn ich als Kurerzkanzler dieſem Teutſchlands Verfaſſung zernichtenden Bunde beitrete!“ und die Bitten ſeines Miniſters, des Freiherrn v. Albini, drangen nur erſt durch, als ihn endlich die Rückſicht, daß es die Erhaltung ſeines States gelte, und daß er in dieſem neuen Verhältniſſe dem Vaterlande ebenfalls die bedeutendſten Dienſte werde leiſten können, zur Unterzeichnung jener wichtigen Akte beſtimmte. Sie übertrug ihm, in Verbindung mit der fortbeſtehenden Würde eines Erzbiſchofs zu Regensburg, den Rang und Titel eines ſouveränen Fürſtenprimas des Rheinbundes mit dem Vorſitze in der Bundesverſamlung und, falls ſich dieſe in 2 Collegien theilte, mit dem Vorſitze in dem königl. Collegium; zugleich erhielt er durch ſie die vormalige Reichsſtadt Frankfurt mit ihrem Gebiete und alle Souveränetätsrechte über die Beſitzungen der Fürſten und Grafen von Löwenſtein-Wertheim, welche auf der rechten Seite des Mains liegen, und über die Grafſchaft Rheineck. Im Rückblicke auf die jetzt vernichtete alte teutſche Reichsverfaſſung erkannte er noch eine Pflicht darin, der in dieſem Umſturze der alten Ordnung brodlos gewordenen Diener und Beamten ſich anzunehmen; er erfüllte ſie treulich, namentlich gegen das Perſonal des Reichskammergerichts zu Wetzlar, und unterſtützte ſie bei mehren andern Fürſten mit gutem Erfolge. Dalberg ſetzte ſich nun in den Beſitz der Stadt Frankfurt und der ihm in der Rheinbundsakte angewieſenen andern Entſchädigungen und wählte Frankfurt zu ſeiner Reſidenz, welche zugleich als Sitz des Rheinbundes beſtimmt ward; er wurde als ſouveräner Fürſt daſelbſt am 2. Januar 1807 gehuldigt. In dieſer von Frankreich immer abhängiger gewordenen Stellung mußte er ſich gefallen laſſen, daß ſeine Anordnung im Betreff des Cardinals Feſch als Regirungsnachfolgers, vom Kaiſer Napoleon am 1. März 1810 zum Beſten deſſen Stief- und Adoptiv-Sohnes, des Prinzen Eugen Napoleon, Vicekönigs von Italien, abgeändert wurde, nachdem in dem kurz vorher am 16. Febr. zu Paris abgeſchloſſenen Vertrage ſeine Beſitzungen durch den größten Theil der ſeit 1806 unter kaiſerl. Adminiſtration geſtandenen Fürſtenthümer Hanau und Fulda vermehrt worden waren, und nun zuſammen ein Großherzogthum, das Großherzogthum Frankfurt, bildeten. Dagegen mußte der Großherzog Karl das Fürſtenthum Regensburg an Baiern und die Hälfte der Rheinſchifffahrts-Octroi an den Kaiſer der Franzoſen abtreten und alle die Renten übernehmen, wie ſie der Reichsdeputationsreceß namhaft macht.

Nicht blinde Hinneigung zu Frankreich, denn das bewunderte Benehmen, die feſte Sprache, welche er Napoleon im J. 1810 zu Paris in kirchlichen Angelegenheiten, wo er ſich des Papſtes mit ſo vieler Wärme annahm, entgegenſetzte, befreit ihn von dieſem Verdachte, ſondern das Wahrnehmen, daß nach ſeinem Tode alle franzöſiſchen Statseinrichtungen mit einem Male rückſichtslos im Großherzogthume eingeführt werden möchten, ließ ihn in ſeiner letzten Regirungszeit die Einführung dieſer von fremden Boden entlehnten Einrichtungen mit eigener ſchonender Hand vornehmen. Seine Civilliſte ſetzte er ſehr gering an, er ordnete die Finanzen, ſorgte für das Schul- und Armenweſen, erleichterte den Zuſtand der Judenſchaft und bewies ſich, ſo wie er es überall gethan hatte, als Vater ſeines Volkes. Unter ſeiner Regirung wurden mehr als hundert Schulhäuſer auf dem Lande erbaut oder erweitert, der Gehalt von mehr als 80 gering beſoldeten Schullehrern vermehrt, eine Normalſchule für die Bildung der Volksſchullehrer geſtiftet, eine Witwenkaſſe für die Witwen verſtorbener Schullehrer errichtet; gelehrte Inſtitute zu Aſchaffenburg, Frankfurt, Hanau, Wetzlar, Fulda, Regensburg wurden gegründet oder zu einem höheren Flor gefördert; der Fonds des Schmerlebacher Kloſters wurde für das Seminar der Geiſtlichen, und der anſehnliche Stiftsfonds zu Aſchaffenburg dem Schulweſen überwieſen. So wirkte er überall für Geiſtesbildung. Aber dieſe ſegensvolle Regirung war auch hier von kurzer Dauer. Der verhängnißvolle, im J. 1812 von Napoleon gegen Rußland begonnene Krieg, endigte ſich mit des Erſtern Untergang; auch den edeln Dalberg hieß er vom Fürſtenthrone herabſteigen; er that es mit männlicher Entſchloſſenheit. Kurz vor der Schlacht bei Leipzig begab er ſich nach Conſtanz, Zürich und Luzern, um den Zudringlichkeiten des franzöſiſchen Geſandten zu Aſchaffenburg zu entgehen. Im November 1813 ſandte er zur Rechtfertigung ſeines politiſchen Benehmens ſeinen geh. Rath und Kammerherrn, Baron v. Varicourt, in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu Frankfurt; allein dieſe Sendung lief fruchtlos ab; das Großherzogthum Frankfurt war bereits den 6. November von den verbündeten Mächten unter proviſoriſche Verwaltung geſtellt worden und am 14. December ward der Stadt Frankfurt ihre vorige Unmittelbarkeit wieder geſchenkt. Im November hatte aber auch Dalberg ſchon ſeine großherzogl. Regirung zu Gunſten ſeines Regirungsnachfolgers, des Prinzen Eugen, niedergelegt. Dieſe Reſignation wurde von den verbündeten Monarchen nicht angenommen, da ſie das Großherzogthum für erloſchen erklärten. Der faſt ſiebenzigjährige Fürſt entſchloß ſich nun, den Abend ſeiner Tage als Erzbiſchof von Regensburg im Dienſte der Kirche zu beſchließen; er kehrte nach Regensburg zurück, wo er am 5. Januar 1814 anlangte. Hier bezog er eine Privatwohnung in einer abgelegenen Straße. Jetzt widmete er noch die drei letzten Jahre ſeines Lebens ſeinem erzbiſchöflichen Berufe, einem kleinen auserleſenen Kreiſe ſeiner Freunde, vorzüglich aber kannte auch jetzt, wo ihm ſelbſt bisweilen faſt Mangel drohte, ſein Wohlthätigkeitsſinn noch immer keine Grenzen. Da ging er in jener bangen Zeit der Theurung, wo die Armen ſeiner Hilfe noch am meiſten bedurften, hinüber in das Land der Vergeltung; er ſtarb den 10. Febr. 1817 zu Regensburg und wurde den 14. deſſelben Mon. daſelbſt in der Domkirche feierlich beerdigt. Sein Herz wird in einer ſilbernen Kapſel zu Aſchaffenburg in dem Dalbergiſchen Erbbegräbniſſe aufbewahrt. Der geringe Nachlaß dieſes Fürſten an barem Gelde und Mobilien betrug im Ganzen nicht mehr als 9245 fl. 48 Kr. Sein Vermögen beſtand beinahe ganz aus Rückſtänden theils ſeiner Suſtentation, theils der Rheinſchifffahrts-Octroi, theils freiwillig von ihm gemachter Vorſchüſſe. Im J. 1813 ſtiftete er in der Freude ſeines Herzens wegen des von

969.

r v. Worms.

Erhard, K. v. W., 1079.

Cuno, K. v. W.

Azo. Rugila, 1180.

Wolfgang, K. v. W., 1209.

Friedrich, K. v. W., turnierte zu Worms 1209.

v. W., 1237.

Philipp.

Friedrich, K. v. W., 1235.

97.

Giſelbert, gen. Foys.

Wolf, 1284.

Friedrich, K. v. W., 1267.

Foys, K. v. W.

Wolf, 1296.

Friedrich, K. v. W., 1284, beſchließt dieſe Nebenlinie.

K. v. n.

Giſelbert, gen. Foys, Ritter, 1330.

Wolf, K. v. W., 1337 d. letzte dieſ. Nebenlinie.

W

en.

7.

Foys, K. v. W., Ritter, † 1386 als der letzte dieſer Nebenlinie.

Wipre

†

Napoleon mit dem Papſte abgeſchloſſenen Concordats, den Concordienorden, welcher gegenwärtig als erloſchen anzuſehen iſt. So wie er im Buche der Menſchheit als edeldenkender Fürſt ſtets genannt werden wird, ſo glänzt auch im Gebiete der Literatur ſein Name ehrenvoll. Die Biographie Karl Theodors von Dalberg, Fürſtprimas des Rheinbundes und Großherzogs von Frankfurt, von Auguſt Krämer (in den Zeitgenoſſen, 6. Bds. 3. Abtheil. von Seite 83 bis 201), welche zu dieſem kurzen Entwurfe vorzüglich benutzt worden iſt, enthält das Verzeichniß ſeiner Schriften von S. 186 bis 191, an der Zahl 35, ohne die zu öffentlichen wiſſenſchaftlichen Blättern von ihm gelieferten Beiträge. Unter ihnen heben wir beſonders hervor: 1) Die ſchon oben erwähnten Betrachtungen über das Univerſum; 2) Verhältniß zwiſchen Moral und Statskunſt. Erf. 1786. 4.; 3) Grundſätze der Äſthetik. Erf. 1791 8. Eine kürzere Lebensbeſchreibung des merkwürdigen Fürſten finden wir in den Denkmälern verdienſtvoller Teutſchen des 18. und 19. Jahrh. im 2. Bändch. S. 1 bis 18.

(*Ludw. Heinr. Kabisch, Freiherr v. Lindenthal.*)

DALBERG, Nic., ein ausgezeichneter ſchwediſcher Arzt, geb. zu Linköping im Jahre 1736, geſt. 1820 in einem Alter von 85 Jahren. Seine erſte Bildung erhielt er in ſeinem Geburtsorte, ging von da 1752 nach Upſala, wo er den Unterricht Linné's, Roſenſteins u. a. genoß, und unter dem Vorſitz des Erſtern ſeine Inauguraldiſſertation: de metamorphosi plantarum 1755 vertheidigte. Im J. 1763 ward er Leibchirurg des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Guſtav III., den er auch 1770 und 1771 nach Paris begleitete, wo er in genauer Verbindung mit den berühmteſten Gelehrten ſtand. Später ward er bei der Thronbeſteigung Guſtav's königlicher Leibarzt, bekam Sitz und Stimme im Geſundheitsrathe, und wurde 1781 zum Bergrathe des ganzen Reiches ernannt. Er iſt als der Verfaſſer mehrer ſchätzbaren literariſchen Arbeiten in Schweden bekannt, welche in den Kongl. Vetensk. Academ. Handlingar för Ar 1821 verzeichnet ſind. — Ihm und ſeinem Bruder, dem Oberſten Karl Guſtav, der mehre Jahre in Surinam lebte und ſeine Pflanzenſamlung an Linné ſchenkte, zu Ehren nannte Linné eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülſenpflanzen, zu den eigentlichen Diadelphiſten, und zur Diadelphie Decandrie des Linn. Syſtems gehörig, Dalbergia (ſ. den folgenden Art.). (*Th. Schreger.*)

DALBERGIA. 1) Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminoſen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéſchen Klaſſe. Der Charakter der Gattung Dalbergia iſt: Ein unmerklich gezähnter Kelch; der Wimpel der Schmetterlingsblume ausgerandet; der Kiel an der Baſis zweitheilig; die Staubfäden in zwei Bündeln; die Hülſenfrucht geſtielt, nicht aufſpringend, 1 — 3 ſamig. Die hieher gehörigen Arten ſind tropiſche Bäume und (bisweilen kletternde) Sträucher, welche oft einen rothen Färbeſtoff enthalten und ungepart gefiederte Blätter haben. Wenn man die Gattungen Pongamia Venten. (Malm. n. 28), Galedupa Lam. (Encycl., ill. t. 601), Eysenhardtia Kunth (Humb. et Bonpl. nov. gen. VI. p. 489. t. 592) und Lonchocarpus Kunth (l. c. p. 383., Cand. prodr. II., p. 259) hieher rechnet, wie man dies thun muß, wenn man nicht auf unweſentliche Unterſchiede Gewicht legt; ſo beläuft ſich die Zahl der Arten auf 20, von denen die mehrſten in Oſtindien, einige in Südamerika und einige in Guinea einheimiſch ſind. Der jüngere Linné kannte nur zwei Arten: D. Lanceolária L. fil. (Suppl. p. 316. Abb. Rheede malab. VI. t. 22), ein oſtindiſcher Baum mit hängenden Zweigen, gefiederten, unten ſteifhaarigen Blättern, ablangen, wellenförmigen Blättchen und in den Blattachſeln ſtehenden, zuſammengeſetzten, langen Blüthentrauben. D. Monetária L. fil. (l. c. p. 217., Ecastaphyllum Monetaria Pers. syn. II, 277., Cand. prodr. II, 421), ein Strauch mit gedreyten, eiförmigen, unbehaarten Blättern und ährenförmigen Blüthen. Dieſer Strauch, welcher in Surinam wächſt, liefert ein Harz, welches dem Drachenblute ähnelt. — 2) Die Gattung Dalbergia, welche Tuſſac geſtiftet hat, iſt ganz verſchieden und von Perſoon mit Besleria vereinig worden. (*A. Sprengel.*)

DALBORD, der obere Rand eines Schiffes; beſonders bei Ruderfahrzeugen und Flußkähnen eine, nach der Breite liegende Diele, auf welcher die Riemen ruhen, wenn gerudert (geroyet) wird. (*v. Hoyer.*)

DALBOSJÖN, See Dalbo, heißt der anſehnliche ſüdweſtliche Buſen des ſchwediſchen Landſee's Wenern. Der Dalboſee beſpült weſtlich die Ufer der Landſchaft Dalsland, nördlich im Nordoſten eine Südſpitze von Wermeland (weiter gegen Oſten hängt er mit dem großen Wenern zuſammen), ſüdlich läuft er zwiſchen Dalsland und Weſtgothland in einen ſpitzen Buſen aus, welcher Dalboviken (Dalbobuſen) heißt. (*v. Schubert.*)

DALBY, Dorf und Station in der ſchwediſchen Provinz Schonen, 1 Meile ſüdlich von der Stadt Lund. Hier errichtete der däniſche König Sven Eſtridsſon im Jahre 1046 ein Bisthum für das ſüdliche Schonen und Blekingen; jedoch noch vor Abſterben des erſten Biſchofs, Eginus, ward das Bisthum Dalby, im J. 1062 mit dem Bisthum Lund (ſeit 1046 für Nordſchonen und Halland) vereinigt. Der oben erwähnte König Sven gründete zu Dalby auch ein Nonnenkloſter, und bauete um 1065 die noch vorhandene geräumige Kloſterkirche, aus deren weſtlichem Ende man auf Stufen zu einer kleinen unterirdiſchen, ſogenannten Krafts-Kirche, herabſteigt, die aber nicht ſo tief liegt, als die größere unterirdiſche Kirche am Dom zu Lund. In der Kraftskirche zu Dalby befindet ſich ein Brunnen, in welchem ehemals geopfert wurde; ebenſo in der Kraftskirche zu Lund. — Jetzt iſt die Kirche Dalby Filial des Paſtorats Helleſtadt. (*v. Schubert.*)

DALE, 1) Anton van, Alterthumsforſcher, geb. zu Harlem den 8. November 1638. Seine Eltern, die ſich zu den Mennoniſten oder Taufgeſinnten hielten, beſtimmten ihn gegen ſeine Neigung zum Handelsſtand, allein alle ſeine Mußeſtunden widmete er dem Studium der alten Sprachen, und in ſeinem 30. Jahre verließ er die Handelsgeſchäfte gänzlich, nahm die mediziniſche

Doctorwürde an, und praktizirte als Arzt. Einige Zeit war er Prediger bei den Mennoniſten, kehrte aber wieder zur Ausübung der Arzneikunſt zurück, wurde Hoſpitalarzt zu Harlem, und ſtarb als ſolcher den 28. November 1708. Er beſaß in den Schriften der Griechen und Römer eine ſehr große Beleſenheit[1]), war ungemein arbeitſam, ſammelte viel, widmete ſeinen Fleis beſonders der Erläuterung und Aufklärung verſchiedener Theile der Religionsgeſchichte alter Völker, ſchrieb aber ohne Ordnung und feſte hiſtoriſche Geſichtspunkte, häufte die Citate bis zur Ungebühr, und vernachläßigte den Styl. Indeſſen haben ſeine Materialien-Magazine den geſchmackvolleren und kritiſcheren Nachkommen nützliche Dienſte geleiſtet, und ſichern ſeinem Namen ein ehrenvolles Andenken: De oraculis veterum ethnicorum dissertationes duae. Amst. 1683. 8. longe auctior, ib. 1700. 4. Holländ. etwas verändert, eb. 1687. 8. Er beweiſt in dieſem Werke, daß nicht der Teufel, ſondern Prieſterbetrug aus den alten heidniſchen Orakeln geſprochen habe. Dissertationes de origine et progressu idololatriae et superstitionum; de vera et falsa prophetia, uti et de divinationibus idololatricis Judaeorum. Ib. 1696. 4. Dissertationes novem antiquitatibus quin et marmoribus cum romanis, tum potissimum graecis illustrandis inservientes. Ib. 1702, 1743. 4.[2]). Dissertatio super Aristeae de LXX interpretibus, cui ipsius Aristeae textus subjungitur, cum versione lat. Ib. 1704. 4. Er widerlegt darin die alte fabelhafte Erzählung von dem Urſprunge der alexandriniſchen Überſetzung; angehängt iſt eine Dissert. super Sanchoniathone, und eine Historia baptismorum cum judaicorum, tum christianorum, worin er die Kindertaufe beſtreitet. Dale trug überall ſeine Meinung frei und unbefangen vor, war ein erklärter Feind des Aberglaubens und der Heuchelei, und ein ſehr angenehmer Geſellſchafter, dem ſeine große Beleſenheit und ſein treues Gedächtniß unerſchöpflichen Stoff darbot, um durch Anekdoten und Erzählungen zu unterhalten[3]).

(*Baur.*)

2) **Dale, Samuel**, ſ. Dalea.

DALEA *L.* Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminoſen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéſchen Klaſſe hat ihren Namen erhalten zu Ehren **Samuel Dale's** (geb. 1659, geſtorb. 1739), Apothekers zu Braintree in der Grafſchaft Eſſex, dann Arztes zu Bocking, welcher, ein Freund Ray's und Catesby's mehre naturhiſtoriſche Abhandlungen in den Philosophical Transactions und in Silas Taylor's Geſchichte von Harwich, ſowie eine Pharmakologie lieferte (in acht Auflagen, zuerſt Lond. 1693. 12., zuletzt Leyd. 1751. 4.). — Der Charakter der Gattung Dalea beſteht in einem halbfünfſpaltigen Kelche, einer fünfblättrigen, mit der Röhre, welche die Staubfäden trägt, verwachſenen Corolle und einer eiförmigen, einſamigen Hülſenfrucht, welche der Kelch umgibt. Von den 28 bekannten Arten dieſer Gattung, welche als perennirende oder Sommergewächſe Amerika angehören, weichen ſechs von den übrigen dadurch ab, daß ſie in jeder Corolle nur fünf Staubfäden haben; dieſe Arten, welche in den ſüdlichen Staten Nordamerika's einheimiſch ſind, begriff Michaux und nach ihm Nuttall unter dem Namen Petalostemon; hieher gehören auch die Gattungen Kuhnistera Lamarcks und Cylipogon von Rafineſque. Die übrigen 22 Arten, von denen Cavanilles mehre unter dem Gattungsnamen Psoralea zuerſt beſchrieb, haben in jeder Corolle zehn Staubfäden und wachſen im tropiſchen Südamerika.

(*A. Sprengel.*)

DALECHAMPS, eigentlich de la Champ, lat. Dalecampius, **Jacques**, ein berühmter franzöſiſcher Arzt und Botaniker, aus einer adeligen Familie zu Caen in der Normandie, geb. 1513, ſtudirte zu Montpellier, erhielt 1547 die mediziniſche Doctorwürde, übte die Arzneikunſt ſeit 1552 zu Lyon, und ſtarb daſelbſt 1588. Als praktiſcher Arzt und gelehrter Kenner ſeiner Wiſſenſchaft nach ihrem ganzen Umfange, ſtand er in großem Anſehen, und von ſeiner umfaſſenden und gründlichen antiquariſchen Gelehrſamkeit zeugen ſeine Ausgaben des Athenäus, den er ins Lateiniſche überſetzte, und des Plinius, denen er einen vieljährigen Fleis widmete: Athenaei deipnosophisticarum lib. XV.; cura et stud. Is. Casauboni; cum interpret. Dalecampii (Genev.). 1597. fol. Dieſe Ausgabe wurde lange als die beſte geſchätzt; Dalechamps Überſetzung erſchien zuerſt zu Lyon 1552. Fol. Plinii historiae mundi libri XXXVII. Opus nunc ex vetustissimorum excusorum et complurium codd. mss. collatione et auctoritate detersum ac emendatum. Acc. ad varias lectt. castigationes et adnotationes. Una cum indice copiosissimo. Omnia novissima laboriosis observatt. conquisita et solerti judicio pensitata Jac. Dalecampii. Lugd. 1587. fol. oft; enthält eine neue Recenſion nach Manuſcripten und alten Ausgaben, doch war des Herausgebers Fleis größer als ſein Scharfſinn, und der Werth der häufigen Anmerkungen iſt ſehr verſchieden. Als Freund und Kenner der Botanik entwarf er frühe ſchon den Plan, eine allgemeine Geſchichte aller entdeckten Pflanzen zu bearbeiten, unterhielt deswegen Jahre lang einen Briefwechſel mit gelehrten Botanikern in den meiſten Ländern Europas, und ließ die auf dieſem Wege erhaltenen Pflanzen zeichnen und in Kupfer ſtechen. Da ihn aber ſeine vielen praktiſchen und andere gelehrte Arbeiten an der Vollendung ſeines Plans hinderten, ſo übernahm dieſelbe der Arzt **Desmaulins** (Molinaeus) zu Lyon, und gab das Werk heraus unter dem Titel: Historia generalis plantarum in libros XVIII. per certas classes artificiose digesta etc. Lugd. P. I. 1587. P. II. ib. 1586. fol. mit 2686 eingedruckten Holzſchnitten, welche die meiſten Abbildungen von Cordus, Fuchs, Cluſius, Tragus, Matthiolus, Dodonäus und Lobel enthalten. Über 200 Figuren ſind zwei bis dreimal vorgeſtellt, die wenigen eige-

---

1) Montfaucon ſagt in praefat. ad antiq. expl. T. I. p. 7: Dalerius in hac palaestra multam retulit laudem.

2) Den Inhalt der meiſten gibt Meuſel in der bibl. hist. an; ſ. das Regiſter beim 2. Bde.

3) Eloge par le Clerc., in der bibl. choisie. T. XVII, 312. Mém de Niceron. T. XXXVI. S. Teutſch 24. Thl. 101. Chaufepié Dict. T. II. Unſchuld. Nachr. 1708. S. 826. Saxii Onomast. T. V, 312. Biogr. univ. T. XLVII. s. v. Van Dale (von Weiß).

nen ſehr ſchlecht, und überhaupt entſprach das, für die damaligen Zeiten nützliche Werk Dalechamps Ideen nur ſehr unvollkommen [1]). Es wurde von Deſmoulins ins Franzöſiſche überſetzt. Lyon, 1615; verm. 1653. 2. Bd. Fol. mit 2752 Holzſchnitten [2]). Dalechamps ſchrieb außerdem: De peste lib. III, Lugd. 1552. 12. Traité de chirurgie, Ib. 1570; 1573. 8. Par. 1610. 4. mit Kupf. und Zuſätzen von J. Gerault. Administrations anatomiques de Claude Galien, traduites fidelement du grec en franç. Lyon, 1566. und 1572. 12. Coelii Aureliani liber de tardis et acutis passionibus c. n. Ib. 1567. 8. Er überſetzte auch ins Franzöſiſche das ſechste Buch des Paul von Ägina, mit einem Commentar und einer Vorrede über die Chirurgie. Plumier hat ſein Andenken durch ein Pflanzengeſchlecht, Delechampia genannt, geehrt [3]). (*Baur.*)

DALECHAMPIA Plum. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Trikocken und der eilften Ordnung (Icósandria) der 16ten Linnéſchen Klaſſe (nach Willdenow aus der achten Ordn. der 21ſten Kl.). **Char.** Monöciſche Blüthen (d. i. männliche und weibliche Blüthen auf derſelben Pflanze); die Blüthenhülle zweiblättrig, drei- oder mehrblumig; der Kelch faſt fünftheilig; ein Griffel; die Frucht beſteht aus drei mit einander verwachſenen Kapſeln. Die 19 bekannten Arten dieſer Gattung ſind Schlingpflanzen, welche vorzüglich im heißen Südamerika einheimiſch ſind. Außerhalb Amerika ſind nur drei Arten bekannt, eine in China (D. parvifolia Lam. enc.), eine in Oſtindien (D. tamnifolia Lam. enc., ill. t. 788.) und eine am Vorgebirge der guten Hoffnung (D. capensis*). (*A. Sprengel.*)

Dalelf, ein Fluß, und Dalekarlien ſ. Dalarne.

DALEMENCI (Dalamince, Dalminice, Dalaminze, Dalamantia, Delemenci, Demelchion, Demelcion, Talemencha, Thalaminci, Glomaci, Glomuczi, Glomuzi, Zlomizi, Zlomekia), — ein großer ſlaviſcher Gau auf dem linken Ufer der Elbe in der Gegend von Meißen. Seine Bewohner hießen Daleminzier (Dalemincii), werden auch von den Chroniſten des Mittelalters Dalamanti und Dalmanci, von einigen ſogar Dalmatae oder Dalmatii genannt [1]). Alfred der Große, König von England, bezeichnet ſie in der bekannten, in die angelſächſiſche Überſetzung des Oroſius eingewebten Beſchreibung Teutſchlands ſeiner Zeit mit dem Namen Dalamenson [2]). Sie gehörten als Unterabtheilung zu dem großen Stamme der Sorben-Wenden, und der von ihnen bewohnte und nach ihnen benannte Gau Dalemenci wurde zu der wendiſchen Provinz Sworbia, Suirbia oder Zrbia gerechnet, welche das ganze, von ſlaviſchen Anſiedlern bevölkerte Gebiet zwiſchen der ſächſiſchen Saale und Elbe umfaßte [3]). Die Zeit der Einwanderung der ſlaviſchen Völker in dieſe Gegenden läßt ſich nicht mit diplomatiſcher Sicherheit angeben, weil dieſes Ereigniß in eine Periode fällt, in welcher es uns faſt an allen hiſtoriſchen Nachrichten über die Begebenheiten im nordöſtlichen Teutſchland gebricht. Das Gebiet zwiſchen der Elbe und Weichſel war durch die häufigen Auswanderungen der germaniſchen Ureinwohner ſehr entvölkert worden; die ſlaviſchen Stämme benutzten im fünften und ſechſten Jahrhundert, nachdem ſie ihre alten Sitze in Sarmatien verlaſſen hatten, die günſtige Gelegenheit, auf dieſer Seite neue Wohnſitze zu erwerben. Daß die Daleminzier an der Elbe mit den wendiſchen Einwanderern in Servien, Slavonien und Dalmatien gleiches Stammes geweſen ſind, iſt eine Anſicht, die ſehr viel Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Dieſe, die man in ihrer Urheimath in dem Sarmatenlande mit dem Namen Antes oder Antae benannt und im frühesten Alterthume mit dem Namen Spori bezeichnet hatte [4]), waren unter Juſtinian's Regirung in die Donaugegenden vorgedrungen, hatten dieſen Strom überſchritten und den Ländern Slavonien und Serbien, dem alten Pannonien und Ober-Möſien, nach ihren Volsſtämmen den Namen gegeben. Schon Plinius [5]) nannte eine Völkerſchaft in der Nähe des Palus Mäotis Serbi, und Ptolemäus [6]) hat denſelben Namen auf ſeinen Tafeln in dem Gebiete zwiſchen dem Palus Mäotis und dem Fluſſe Rha (Wolga) aufgezeichnet. Der Oſtgothenkönig Hermannrich hatte dieſe Völker in Sarmatien unterjocht und zu ſeinem großen Gothenreiche am Pontus Euxinus hinzugezogen [7]). Als Hermannrich dem gewaltigen Völkerſturme der Hunnen unterlegen war, ſcheinen die Slaven den ſiegreichen

---

[1] Die Anordnung der Gewächſe iſt willkürlich, nach ihrer Größe, äußeren Ähnlichkeit und ihren Heilkräften. Das Verdienſtliche dieſes Werkes iſt ebenſo unverkennbar, als ſeine Mängel nicht zu läugnen ſind. Oft ſtimmen die Beſchreibungen der Pflanzen nicht mit den beigeſetzten Abbildungen überein; ſehr häufig ſind auch dieſelben Pflanzen an verſchiedenen Orten des Buches angeführt. Dieſen und anderen Mängeln ſuchten Jakob Pons (Animadversiones in hist. gen. pl., Lugd. 1600. 8.) und Kaſpar Bauhin (Animadverss. in hist. gen. pl., Francof. ad M. 1601. 4.), erſterer zum Theil aus Dalechamps ſchriftlichem Nachlaſſe, abzuhelfen. (*Sprengel.*)

[2] Boehmeri biblioth. scriptor. hist. nat. Vol. I, 129.

[3] Eloges de quelques auteurs franç. par Joly 350. Baillet jugem. T. II, 187, 269. Crenii animadv. philol. T. X, 206. Fabricii hist. bibl. T. III, 225. Haller ad Boerhavii method. stud. med. T. I. 176, 181. T. II. 726. Ejusd. bibl. chirurg. T. I. 224. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars). Willdenows Grundriß der Kräuterkunde. Berl. 1792. S. 399. (*Baur.*)

[1] *Witichindi Corbeiens. Annal.* p. 7. et 12. ed. Meibom. *Ruodolfi Fuldens. Annal.* ad ann. 856. *Annal. Fuldens. pars III.* ad ann. 880. *Monum. Germ. Histor.* ed. Georg. Heinr. Pertz. Tom. I. p. 370, 393, 418.

[2] Die vorzüglichſte Handſchrift dieſes königlichen Werks befindet ſich auf der Cotton-Bibliothek zu London, und iſt 1783 zu London mit einer engliſchen Überſetzung von Daines Barrington herausgegeben worden. Hier im zweiten Kapitel finden wir folgende bemerkenswerthe Stelle: Be northan eastan (westan) Maroaro sindon Dalamenson, and be eastan Dalamensam sindon Horithi; and be northan Dalamensam sindon Surpe, and be westan him sindon Sysele. Die Maroaro ſind die Einwohner Mährens und die Horithi die Bewohner Schleſiens und der Lauſitzen, die ſonſt auch Hrusti heißen. Die Surpe aber ſind die Sorabi oder Surbi, und die Sysele die Siusli der Chroniſten. Fr. Lorentz, Geſch. Alfreds des Großen. Hamburg, 1828. S. 168[illegible] Kruſe, teutſche Alterthümer. Bd. II. Hft. II. S. 6.

[3] *Annalista Saxo ad ann.* 782. Sorabos Sclavos, qui campos inter Albiam et Salam jacentes incolebant. *Einhardi Ann. ad ann.* 782. Pertz. Tom. I. p. 163.

[4] *Procopius de Bell. Goth.* Lib. III, c. 14. Nomen etiam quondam Sclavenis Antisque unum erat; utrosque enim appellavit Sporos antiquitas.

[5] *Plin. Hist. Nat. VI*, 7.

[6] *Claud. Ptolem. Geogr.* lib. V. cap. 9.

[7] *Jernandes de Reb. Get.* cap. 23.

Waffen Attila's gefolgt zu ſeyn, und hiedurch die Richtung gewonnen zu haben, in welcher wir ſie nach dem Sturze des hunniſchen Reiches in den weſtlichen Gegenden als Eroberer wiederfinden. Hier zeigt ſie uns die Geſchichte faſt in beſtändigem Kampfe mit den benachbarten teutſchen Völkern; aber ihre Waffen ſind nicht mehr ſiegreich, und ihren Eroberungen ſind bereits von den Teutſchen beſtimmte Grenzen angewieſen. In dieſen Grenzen nun finden wir ſie als fleißige Coloniſten des von den andern Völkern verlaſſenen Landes. Sie lieben die Landwirthſchaft, einen Vorrath von Heerden und Getreide, auch mancherlei häusliche Künſte, und eröffnen mit den Erzeugniſſen ihres Landes und Fleißes zur Zeit des Friedens einen einträglichen Handel. Auch ſtehen ſie nicht mehr auf der unterſten Stufe der Cultur; ſie verſtehen ſich auf das Schmelzen und Schmieden der Metalle, bereiten Salz, verfertigen Leinwand, brauen Meth und Bier, pflanzen Fruchtbäume und führen nach ihrer Art ein glückliches Leben. Die Gleichnamigkeit der Wenden an der Elbe, die von den Chroniſten Dalmanci oder Dalmatae, Sorabi oder Serbi, Slavi oder Slaveni genannt werden, und eine Menge gleichnamiger Orte in beiden Gebieten [8]) ſind gewiß nicht zufällig und deuten auf Colonien hin, die von dem Ufer der Donau an das Ufer der Elbe oder umgekehrt geſendet worden ſind. In den Kämpfen Karls des Großen gegen die wendiſchen Völker, und in denen Heinrichs I. gegen die Ungern zeigt ſich dieſe Stammverwandtſchaft; denn die Ungern ſuchten bei ihren Einfällen ihre alten Freunde und Bundesgenoſſen [9]) am Ufer der Elbe wieder auf und ſtrebten mit allen Kräften, wiewol vergeblich, dieſelben von der teutſchen Bothmäßigkeit wieder frei zu machen.

Die hiſtoriſchen Nachrichten von den Daleminziern nach ihrer erſten Anſiedelung an dem Ufer der Elbe bis zu ihrer Unterwerfung unter die ſächſiſche Oberherrſchaft durch Heinrich I. ſind uns nur ſparſam zugemeſſen; der Spezialname des Volks trit nicht gleich hervor, und es bleibt unter dem Allgemeinnamen der Wenden (Vuinidi) verborgen, deren weitere Ausdehnung weſtwärts an den Grenzen Thüringens, das unter fränkiſcher Bothmäßigkeit ſtand, ſcheiterte. Bis in das Zeitalter Klothar's (627) ſcheinen ſie in der drückendſten Abhängigkeit von den Hunnen oder Avaren geſtanden zu haben. Damals befreiten ſich mehre wendiſche Völkerſchaften mit Hilfe eines fränkiſchen Kaufmanns, Namens Samo, der ſie in der Kriegskunſt unterrichtete, und den ſie aus Dankbarkeit zu ihrem Könige machten. Die Sorben zwiſchen der Saale und Elbe wählten den Derwan zu ihrem Fürſten und fielen unter Samo's Schutz häufig in das fränkiſche Thüringen ein. Im Jahre 630 bekam der Frankenkönig Dagobert Krieg mit dem Samo, weil die Wenden einige fränkiſche Kaufleute erſchlagen hatten und keine Genugthuung geben wollten. Die Auſtraſier rückten vor die wendiſche Feſte Vogaſtisburg (castrum Vocastense, Voigtsberg im Vogtlande), wurden aber mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchlagen [10]). Hierauf erneuerten die Wenden ihre Angriffe auf Thüringen, und Dagobert ſah ſich genöthigt, einen Herzog über das fränkiſche Thüringen zu ſetzen, der das Land gegen die Wenden ſchützen ſollte. Dieſer Herzog war Radulf, der Sohn Chamars; er behauptete ſich mannhaft in ſeiner neuen Würde, benutzte aber ſogleich nach Dagoberts Tode die günſtige Gelegenheit zu einer Empörung, und machte ſich im Jahre 640 faſt ganz unabhängig von dem Reiche der Franken, nachdem er zuvor mit den Wenden unter Samo in ein freundſchaftliches Verhältniß getreten war. Samo ſtarb im Jahre 658.

Bis dahin finden wir bei den fränkiſchen Schriftſtellern blos den Allgemeinnamen Wenden, Vuinidi, wenn von den Völkern zwiſchen der Saale und Elbe die Rede iſt, und nun herrſcht über ſie und die bei ihnen vorgefallenen Begebenheiten ein tiefes Stillſchweigen, bis ſie hundert Jahre ſpäter unter dem Namen Sorabi Slavi wieder zum Vorſchein kommen. Im J. 748 unterſtützten ſie Pippin den Kurzen bei dem Heerzuge gegen ſeinen Stiefbruder Griſo, der zu den Oſtſachſen geflohen war, mit einem bedeutenden Kriegsheer, das 100,000 Kämpfer gezählt haben ſoll [11]). Es ſcheint alſo zwiſchen ihnen und den Franken damals ein freundſchaftliches Verhältniß ſtatt gefunden zu haben; aber im Jahre 782 fielen die Sorabi Slavi, wahrſcheinlich durch die Sachſen gegen Karl den Großen aufgereizt, in das fränkiſche Thüringen ein, und die gegen ſie abgeſchickten Feldherren Adalgis, Geilo und Worado erlitten an dem Ufer der Weſer von den Sachſen eine ſchwere Niederlage [12]). Ob die Sorben für ihren Einfall von Karl gezüchtiget worden ſind, wiſſen wir nicht; die Sachſen wurden es auf eine höchſt grauſame Weiſe, und jene traten bald wieder, ſei es nun geſchreckt durch das Beiſpiel der Sachſen oder durch Waffengewalt dazu gezwungen, in ein freundliches Verhältniß zu den Franken; denn im Jahre 789 wurde Karl der Große von den Sorben durch zahlreiche Hilfsvölker auf ſeinem Feldzuge gegen die Wilzen unterſtützt [13]). Im Jahre 805 rückten die fränkiſchen Heere, von Karls des Gr. Sohne Karl geführt, gegen die Wenden an das Ufer der Elbe; dieſe wurden unter ihrem Könige Semela in die Flucht geſchlagen, und der jüngere Karl drang durch die Provinz Demelchion (Daleminzien) bis nach Böhmen an das Ufer der Agara (Eger) vor. In dem nächſten Jahre wurde der Feldzug von Karl dem Gr. wiederholt; der Feldherr oder König der Sorben, Miliduoch oder Melito ward erſchlagen, das ſorbiſche Land mit Feuer und Schwert verwüſtet, und Karl ließ an dem Ufer der Saale und Elbe zwei Feſtungen bauen, die eine zu Halle, die andere bei Magdeburg, um dieſe Provinzen im Zaume zu halten [14]). Ihre

---

[8]) Diplomatiſche Nachleſe von Schöttgen und Kreiſig. Thl. II. S. 180.

[9]) *Annal. Saxo ad ann* 934. Ungari iter agentes per Dalmantiam ab antiquis opem petunt amicis.

[10]) *Fredegarii* Chron c. 68. *Aimonius* de Gest. Franc. IV, 23.

[11]) Annal. Mettens. ad ann. 748. Pertz, Tom. I. pag. 330.

[12]) *Einhardi* Annal. ad ann 782. Pertz, Tom. I. pag 163.

[13]) *Einhardi* Annal. Fuldens. ad ann. 789. Pertz, Tom. I. p. 350.

[14]) Chronic. Moissiacense ad ann. 805 et 806. *Einhardi* Annal. Fuldens. ad ann. 805 et 806. Pertz, pag. 307. 308. 353.

Unterwürfigkeit war deſſenungeachtet [illegible] von kurzer Dauer, denn ſchon im Jahre 816 ſah [illegible] Ludwig der Fromme genöthiget, ſeine oſtfränkiſchen und ſächſiſchen Vaſallen gegen ſie auszuſenden, und erſt nach der Eroberung einer ſorbiſchen Stadt wurde der Friede wiederhergeſtellt [15]. Während der Uneinigkeit zwiſchen den Söhnen Ludwigs des Frommen ſcheinen die Sorben ſich wieder empört zu haben; Ludwig der Teutſche ſuchte ſie zu beruhigen, und um ſie deſto beſſer in Aufſicht zu behalten, wurde ein gewiſſer Thaculf von ihm als Dux Sorabici limitis beſtätiget [16]. Dennoch ſah ſich Ludwig gezwungen, um ihre Einfälle in das oſtfränkiſche Gebiet abzuwehren, im Jahre 851 in eigener Perſon gegen ſie zu Felde zu ziehen, wo das fränkiſche Heer weite Landſtriche der Sorben mit Feuer und Schwert verwüſtete. Im Jahre 856 unternahm Ludwig einen Feldzug gegen die Daleminzier, machte ſie ſich zinspflichtig und drang durch ihr Land nach Böhmen vor. Zwar empörten ſie ſich zwei Jahre ſpäter von neuem, nachdem ſie ihren Anführer Ziſtibor, der den Franken günſtig war, ermordet hatten; aber ihre Empörung ſcheint bald wieder beigelegt worden zu ſeyn und keine bemerkenswerthen Folgen gehabt zu haben [17]. Ernſtlicher war ihr Angriff auf Thüringen im Jahre 869, wo ſie ſich mit den ihnen benachbarten Siuslen-Wenden und mit den Böhmen vereiniget hatten. Die Siusli wohnten nordweſtlich von den Daleminziern an der Mulde und Elbe, bei Delitzſch und im Anhaltiſchen Lande [18]. Aber auch dieſer vereinte Angriff wurde von König Ludwig zurückgewieſen. Im Jahre 873 ſtarb der fränkiſche Dux Sorabici limitis Thaculf, und deſſen Stelle wurde durch einen gewiſſen Rathulf oder Rodulf erſetzt, der in dem Monat Januar des folgenden Jahres mit dem Erzbiſchof Luitbert von Mainz über die Saale ging und gegen die Sorben und Siusler, die ſich ſogleich nach Thaculfs Tode empört hatten, ſiegreich kämpfte. Im Jahre 877 wollten die Sorben den ihnen aufgelegten Tribut nicht mehr entrichten; aber Ludwig brachte ſie ſchnell wieder zur Folgſamkeit. Hierauf benutzten die Daleminzier und die ihnen benachbarten Slaven im Jahre 880 die Siege der Nordmannen über die Sachſen zu einem Einfalle nach Thüringen, und fingen damit an, die Saalgegenden zu verwüſten. Allein Herzog Poppo, der damals Dux Sorabici limitis war, rückte mit ſeinen Grenztruppen gegen ſie, ſchlug ſie in einer blutigen Schlacht und brachte ihnen eine ſo große Niederlage bei, daß von ihrem Heere auch nicht einer entkommen ſeyn ſoll [19]. Im Jahre 892 fand Arno, Biſchof zu Würzburg, auf der Grenze des Daleminzierlandes am Ufer des Chemnitzfluſſes, im Gaue Chutizi, den Märtyrertod. Er hatte auf Anrathen des Herzogs Poppo, dem die Aufſicht über die ſorbiſche Mark oblag, einen Feldzug gegen die Böhmen unternommen und wurde auf dem Heimwege in jener Gegend, als er eben in ſeinem Zelte Meſſe las, von den benachbarten heidniſchen Wenden überfallen und zugleich mit ſeinem Gefolge erſchlagen [20].

Otto der Erlauchte, Herzog zu Sachſen, gab im Jahre 908 ſeinem Sohne Heinrich, dem nachmaligen Könige der Teutſchen, den Auftrag, die Daleminzier zu bekriegen und zu unterwerfen [21]. Die Daleminzier riefen damals die Magyaren zu ihrem Beiſtande herbei und gaben auf dieſe Weiſe Veranlaſſung zu den verheerenden Einfällen dieſer in Ungern hauſenden Barbaren in die teutſchen und beſonders in die ſächſiſchen Provinzen. Das Land der Daleminzier mag von ſeinen Bundesgenoſſen nicht wenig gelitten haben, und Heinrich hatte ſpäter alle Kraft und Feldherrnklugheit nöthig, um die beuteſüchtigen Barbaren von ſeinen Erblanden zurückzuhalten. Im Jahre 928 rückte Heinrich I. als König der Teutſchen, indem er den vier Jahre zuvor mit den Ungern auf neun Jahre erneuerten Waffenſtillſtand benutzte, gegen die Daleminzier ins Feld, unterwarf ſich nach Eroberung ihrer feſten Burg Gana dieſelben völlig, und machte ſie durch Errichtung der ſächſiſchen Markgrafſchaft Meißen in ihrem Lande und durch Erbauung der Feſtung Meißen an der Elbe für immer zinspflichtig und dienſtbar [22]. Das wendiſche Grundeigenthum vertheilte der Sieger an ſeine ſächſiſchen Kampfgenoſſen; die Slaven wurden leibeigen, und ſo entſtand in dem Meißnerlande der oberſächſiſche Adel. Die Grafen waren Befehlshaber über gewiſſe größere Diſtricte, jedoch ohne erblich zu ſeyn; die Burgwarten aber, deren es in dem Daleminziſchen Gaue ſehr viele gab, waren unter einem adeligen Gouverneur mit ſächſiſchen Soldaten beſetzte feſte Orte, um die ſorbiſche Bevölkerung des Landes in Unterwürfigkeit zu erhalten. Auch bei dem erneuerten Einfalle der Ungern im Jahre 933, welche von Heinrich I. in jener berühmten Schlacht bei Merſeburg aufs Haupt geſchlagen wurden, waren die Daleminzier treu geblieben. Aber hier ſchließt ſich die Geſchichte der ſlaviſchen Daleminzier an die Geſchichte der ſächſiſchen Markgrafſchaft Meißen an, und der Name des Volkes lebt nur noch einige Zeit lang fort in dem Namen des nach ihnen benannten Gaues Dalemenci, den wir jetzt etwas genauer ins Auge faſſen müſſen.

Die älteſte Schreibart des Gaunamen iſt Demelchion oder Demelcion, und dieſe finden wir in dem Chronicon Moissiacense [23] bei dem Jahre 805, wo von dem Feldzuge, den Karl der Gr. durch ſeinen Sohn Karl gegen die ſlaviſchen Landſtriche am Ufer der Elbe unternehmen ließ, die Rede iſt. Nach Diethmar von Merſeburg [24] war der bei den teutſchen Völkern herkömmliche Name Delemenci, bei den Slaven aber Glomaci. Der Gau hatte den ſlaviſchen Namen von einer Quelle erhalten, welcher die heidniſchen Bewohner der Umgegend eine prophetiſche Kraft beimaßen. Dieſelbe war nur zwei Meilen von der Elbe entfernt, hieß Glomuzi und bildete

---

15) *Einhardi* Fuldens. Annal. ad ann. 816. Pertz, p. 356.

16) *Ruodolfi* Fuldens. Annal. ad ann. 849. Pertz, p. 366.

17) *Ruodolfi* Fuld Annal. ad ann. 851. 856. 858.

18) Es ſind die im Eingange dieſer Abhandlung erwähnten Syſele Alfred's des Großen.

19) Annal. Fuld. pars III. ad ann. 869. 873. 874. 877 et 880.

20) *Reginonis* Chron. ad ann 892. *Dithmari* Chron. p. 4. ed. Wagner.

21) *Witich* Corbeiens. pag 7. ed. Meibom. *Dithmari* Chron. pag 4. ed. Wagner.

22) *Witich* Corbeiens. p. 12. Sigebert Gemblacens. ad ann. 928. Annal Saxo ad ann. 927 et 929. *Dithm.* Chron. p. 12.

23) Monumenta Germaniae Historica. Tom. I. p. 307. Tom. II p. 258.

24) *Dithmari* Chron. pag. 4. ed. Wagner.

bei dem Hervorbrechen eine Art Sumpf. Wenn ſie ruhige und friedliche Zeiten und fruchtbare Jahre verkündete, dann war ſie mit Hafer, Weizen und Eicheln angefüllt, und das hinzuſtrömende Volk freute ſich der glücklichen Vorbedeutung. Wenn aber des Krieges Stürme bevorſtanden, dann gab ſie durch Blut und Aſche ein ſicheres Anzeichen der Zukunft. Auch noch nach ihrer Bekehrung huldigten die Bewohner der Umgegend dieſem heidniſchen Aberglauben und hatten eine größere Hochachtung und Scheu vor jener Quelle, als vor den chriſtlichen Kirchen [25]. Daß die Sitte der Verehrung heiliger Quellen und Flüſſe den wendiſchen Völkern von Alters her eigenthümlich war, und daß ſie auf ähnliche Weiſe die Zukunft zu erforſchen ſuchten, ſehen wir aus einer Stelle des Procopius, in welcher er uns eine Schilderung von den Donau-Wenden [26] ſeiner Zeit aufbehalten hat. In dem Namen Glomaci iſt der heutige Name der Stadt Lomatzſch an dem Flüßchen Jahne, nordweſtlich von Meißen, nicht zu verkennen, und die heilige Quelle, welche dem Orte und dem ganzen Gaue den bei den Wenden gebräuchlichen Namen gab, iſt der ſogenannte Polzſchener See bei dem Dörfchen Polzſchen in der Nähe von Lomatzſch, dem man noch in ſpäterer Zeit eine heilſame Kraft und eine unergründliche Tiefe zuſchrieb. Jetzt hat ſich die Erde daſelbſt ſehr eingeſenkt, und ſo iſt von dem alten Wunderbrunnen nicht viel mehr zu ſehen, als ein mit hohem Riethgraſe bewachſener Sumpf, in welchem das Vieh ſeine Nahrung ſucht. Nach Diethmar erſtreckte ſich der Gau Dalemenci oder Glomaci von der Elbe bis zum Fluſſe Caminici und ſtieß hier an den Gau Chutizi. Den Namen Caminici finden wir in dem Flußnamen Chemnitz wieder. Aber es gibt zwei Flüßchen dieſes Namens in jener Gegend; das eine fällt zwiſchen den Dörfern Mulde und Randeck in die Freiberger Mulde, und das andere vereiniget ſich unter dem Schönburgiſchen Schloſſe Wechſelburg mit der Zwickauer Mulde und gibt im Vorüberfließen der Stadt Chemnitz den Namen. Das letztere iſt das bedeutendere, und dieſes iſt auch nach den Urkunden der von Diethmar genannte Grenzfluß der Gaue Dalemenci und Chutizi. Die Südgrenze bildete der wendiſche Gau Niſeni, der zwiſchen Böhmen und dem Gau Dalemenci lag; denn im Jahre 984 betrit das Heer des Herzogs Bolislav, nachdem es die böhmiſche Grenze überſchritten hat, den pagus Niseni und dringt dann durch den pagus Dalemenci bis zum Orte Moglini (das Städtchen Mügeln in Sachſen) vor [27].

Nach den Urkunden lagen folgende Orte in dieſem Gaue: die Stadt und Feſtung Meißen nach der Stiftungsurkunde des Papſtes Johanns vom 2. Jan. 968. Die Orte Doblin (Döbeln) und Hwoznic (vielleicht Leisnig) nach einer Schenkungsurkunde des Kloſters Memleben von Otto II. vom 21. Juli 981. Die Stadt Chorin (Köhren bei Wurzen oder Kohren bei Rochlitz) nach einer Urkunde deſſelben Kaiſers vom 31. Jan. 983. Die Orte Gluſ[redacted]chen bei Mügeln); Diſſnowocettla, Zeinici (viellei[redacted]hleinitz) und Mirathinacethla nach einer Urkunde Heinrichs II. vom 20. Juli 1013. Die Burgwart Serebitz (Schrebitz bei Mügeln) nach einer Urkunde vom 13. Juni 1064. Die Burgwart Zadili (Zadel im Amte Meißen) und Rothibgresdorf (vielleicht Rothersdorf bei Grimma) nach einer Urkunde vom 29. Juni 1074, und die Burgwart Nimucava (vielleicht Nimbitz im Amte Meißen) und das Dorf Wiſca an dem Fluſſe Jane nach einer Urkunde vom 14. Jan. 1090 [28]. Dann die Orte Grimmi (Grimma), Rocheletz (Rochlitz), Oszechs (Oſchatz), Leisnik (Leißnig) und Porutz (Poritz bei Rieſa) nach Naumburgiſchen Urkunden [29], und endlich die Burgwart Mochowa (Mochau bei Roſſen) nach einer Urkunde des Markgrafen Otto zu Meißen vom Jahre 1160 [30].

Außer dieſen werden noch folgende Orte als in dem pagus Dalemenci gelegen von den Chroniſten angegeben. Die feſte Stadt Gana ſcheint die Hauptſtadt der Daleminzier geweſen zu ſeyn. Heinrich I. nahm dieſelbe im Jahre 928 nach einer zwanzigtägigen Belagerung ein und machte ſich nach dieſem Siege die Daleminzier für immer unterwürfig und zinspflichtig [31]. Ohne Zweifel finden wir die Spuren von dieſer alten Stadt in dem Dorfe Jahne bei Lomatzſch an dem Flüßchen Jahne, und von hieraus ſetzte König Heinrich ſeinen Feldzug gegen die böhmiſchen Slaven fort und drang bis nach Prag vor. Ferner erwähnt Diethmar von Merſeburg [32] die Stadt Strela und das Schloß Cirin. Strehla an der Elbe hat den Namen unverändert behalten, und Cirin iſt das Dorf Zehren bei Lomatzſch. Der Herzog Boleslav war nämlich bei Strehla über die Elbe gegangen und rückte mit ſeinem Heere über Cirin nach Meißen vor, welches der gerade Weg iſt. Damals (im Jahre 1003) wurde dieſer blühende Gau mit Feuer und Schwert verwüſtet. Derſelbe Boleslav drang im Jahre 1012 mit einer großen Armee abermals in den Gau Dalemenci ein und eroberte die neu angelegte Stadt Coloci, das heutige Colditz an der Mulde [33].

Nach dieſen urkundlichen Beſtimmungen laſſen ſich die Grenzen des Gaues Dalemenci auf folgende Weiſe feſtſtellen. Die Südgrenze ging von dem Ufer der Elbe zwiſchen Meißen und Dresden, bei Scharfenberg, bis zum Chemnitzfluſſe in der Gegend der Stadt Chemnitz; jedoch läßt ſich die Richtung und Ausdehnung nicht mehr ganz genau angeben, da der Sprengel des Bisthums Meißen ſich nicht nach der alten Gaugrenze richtete, ſondern in den benachbarten Gau Niſeni hinübergriff. Durch den Chemnitzfluß und durch die Zwickauer Mulde wurde der Daleminziſche Gau von dem großen Gau Chutizi geſchieden, und von dem Ufer der Mulde lief die Grenzlinie aus der Gegend von Wurzen nach dem Ufer der Elbe bei Belgern herüber. Bei Wurzen und Eilenburg grenzte der Gau Dalemince an den Gau Neletburgi oder Neletice, und bei Belgern an den wendiſchen Gau Nitaze, Niſtzi, Nizizi, der auch den Namen Nikikiwelme Zumroka führte, und der ſich von hieraus an dem Ufer der Elbe hinunter bis zur Mündung der Mulde erſtreckte 34). Nach einer ſpätern Urkunde ſcheint Belgern (Belgor pagus) ſelbſt ein kleiner Untergau geweſen zu ſeyn 35). Von hier lief die Grenzlinie dann am linken Ufer der Elbe über Strehla und Meißen wieder bis nach Scharfenberg hinauf, doch ſo, daß Zadel (Zadili) jenſeits der Elbe auch noch dazu gehörte. Auf der Nordweſtſeite des Gaues wohnten die Siusler-Wenden und auf der Oſtſeite über der Elbe die Milciener-Wenden als Grenznachbaren.

---

[25] *Dithm.* Chron. l. c. [26] De Bell. Goth. Lib. III. c. 14. Praeterea fluvios colunt, et nymphas, et alia quaedam numina. quibus omnibus operantur, et inter sacrificia conjecturas faciunt divinationum. [27] *Dithm.* Chron. pag. 67. ed. Wagner.

[28] *Schutes* Directorium diplomaticum. Bd. I. S. 85. 108. 112. 136. 178. 192 u. 209. [29] Acta et facta Praesulum Nuenburgens. in Syntagm. Paullini pag. 131. *Sagittarii* Hist. Episc. Numburg. §. 8. [30] *Henr. de Bünau,* Vita Friederici Barbarossae. Append. pag. 426. [31] *Witichind.* Corbeiens. p. 12. ed. Meibom. wird die Stadt fälſchlich Grona genannt. *Conrad* Urspergens. ad ann. 928. Grava. Sigerb. Gemblacens. ad ann. 928. Gana. Annal. Saxo ad ann. 927. Gundlingius de *Henr.* Aucupe. pag. 167. [32] Chron. pag. 129. ed. Wagner. Annal. Saxo ad ann. 1003. Zirin. [33] Chron. Quedlinburgense Leibnitii. Tom. II. pag. 288. *Menckenii* Script. Rer. Germ. Tom. III. p. 193.

Man hat verſchiedene Ableitungen des Namens der Daleminzier verſucht, und ſo ſoll Dalmantz, Dalmatia, ein fernes, weit entlegenes Land, von Dale, weit, entfernt, bedeuten 37). Auch ſoll das Volk den Namen von dem Städtchen Dahlen bei Oſchatz erhalten haben. Ich möchte dafür halten, daß der Name Daleminzier aus dem Worte Dalmatier verunſtaltet iſt, weil unſer Wendenſtamm aus jenen ſüdlichen Gegenden einwanderte und auch längere Zeit mit den dortigen Wenden in Verbindung blieb. Deshalb ſcheint auch dieſer Name mehr bei den Teutſchen, als bei ihnen ſelbſt im Gebrauche geweſen zu ſeyn, wie ſchon Diethmar 38) bemerkte. Ihr eigenthümlicher, bei ihnen gebräuchlicher Specialname war wol Glomazi, und dieſer ſcheint aus dem wendiſchen Worte Chlum, der Berg, gebildet, den ſie wahrſcheinlich von ihrem Wunderbrunnen, einem Bergquell, angenommen hatten. Ihr eigentlicher Stammname war Sorabi, Suurbi oder Siurbi. (*Aug. Wilhelm.*)

DALEN, Cornelius van, geb. zu Antwerpen um 1626. Sein Vater, Cornelius van Dalen, der Alte genannt, war Kupferſtichhändler in derſelben Stadt und mit Cornelius Viſſcher des Sohnes Lehrer im Kupferſtechen. Dieſer zeichnete ſich ſowol durch vortreffliche Bildniſſe als auch im hiſtoriſchen Fach aus; ſeine Blätter ſind mit viel Geſchmack behandelt, und man kann in ſeinen Werken den glücklichen Nachahmer ſeines Lehrers Viſſcher nicht verkennen. Viele ſeiner Blätter ſind C. D. bezeichnet. (S. Hüber und Roſts Handbuch ꝛc. Bd. 6. S. 170.) (*Weise.*)

DALENS, Dirk, geb. zu Amſterdam 1659 und geſt. 1688, übertraf ſeinen Vater Wilhelm, der ihn im Landſchaftsmalen unterrichtete, bald. Wegen der Kriege, die ſein Vaterland beunruhigten, verließ er daſſelbe und hielt ſich einige Zeit zu Hamburg auf. Seine Werke ſtehen in großem Anſehen. Sein Sohn Thierry, einige Wochen nach des Vaters Tode geboren, widmete ſich unter Theodor van Pee ebenfalls der Landſchaftsmalerei, hielt ſich aber mehr an die Manier ſeines Vaters. Seine Landſchaften ſind mit Thieren und Ruinen ausgeſchmückt. Auch beſaß er viele Geſchicklichkeit mit Waſſerfarben zu malen. Er ſtarb 1753 im 65. Jahre. (S. Descamps T. 3. S. 397. van Goot T. 2. S. 134.) (*Weise.*)

DALERNE, eine kleine und ſehr arme, baumloſe Provinz im ſüdweſtlichen Norwegen, Stifts Chriſtianſand, Amts Stavanger; hier liegt die Stadt Stavanger, mit etwa 2600 Einwohnern, und das Städtchen Eggerſund, beide am Meere (ſ. Stavanger und Eggersund). (*v. Schubert.*)

DALESME, André, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, als beſoldeter Mechaniker, geſtorben 1727. Er iſt durch mehre nützliche mechaniſche Erfindungen bekannt, die in den Recueils de l'académie des sciences, von den Jahren 1705 und 1717, beſchrieben werden. Nach ihm wurde die von ihm erfundene Art von Ofen benannt, in denen der Rauch wieder zur Flamme niederſteigen und ſich verzehren muß, woraus die Erfindung der Thermolampen hervorging †). (*Baur.*)

DALHAM a St. Theresia, (Florian), Piariſt, zu Wien den 22. Juli 1713 geboren. Mehre Jahre verwaltete er das Lehramt der Philoſophie, Mathematik und Geſchichte an der Savoyſchen adeligen Akademie zu Wien, kam dann als geiſtlicher Rath, Hofbibliothekar und Hoftheolog nach Salzburg, und ſtarb daſelbſt den 19. Jan. 1795. In der alten Literatur, Geſchichte und Diplomatik beſaß er gute Kenntniſſe, und ſeinem ſorgfältigen Forſcherfleiße dankt man ein in ſeiner Art einziges Werk, das als ein ſchätzbarer Beitrag zur Geſchichte der teutſchen Kirche, Kirchenverfaſſung und Kirchenzucht nicht nur, ſondern auch teutſchen Kultur, Sitten und Geſetze zu betrachten iſt: Concilia Salisburgensia provincialia et dioecesana, jam inde ab hierarchiae hujus origine, quoad codices suppetebant, ad nostram usque aetatem celebrata. Adjectis quoque temporum posteriorum recessibus ac conventis inter Archiepiscopos et vicinos Principes rerum ecclesiasticarum causa initis. Recensuit, digessit etc. Aug. Vind. 1788. fol. 7 Alph. 22 Bogen m. 2 Landkarten *). Früher ſchrieb er: Institutt. physicae et mathemat. Vienn. 1754; ed. III. 1775. Vol. III. 4. Psychologia. Ib. 1756. 4. De ratione recte cogitandi, loquendi et intelligendi. Aug. Vind. 1762. 4. Canon dogmatum christianorum et disciplinae ecclesiasticae. Vienn. 1784. Vol. II. 4. m. Kupf. **). (*Baur.*)

DALHEIM (Dallau und Dalla in der gemeinen Volksſprache), altes großes Pfarrdorf und Marktflecken nächſt der Oſtgrenze des Odenwaldes, an der Elzbach, im ſtandesherrlichen Fürſtenthume Leiningen und groß-

---

34) *Schutes* Direct. Diplomat. Bd. 1. S. 72 u. S. 98.

35) Daſelbſt Seite 297 nach einer Urkunde vom Jahre 1130.

36) Schöttgen und Kreyſig Diplomat. Nachleſe. Thl. III. S. 384.

37) Chron. p. 4. ed. Wagner. In provinciam, quam nos Teutoni Delemenci vocamus, Slavi autem Glomaci appellant.

†) Biogr. univ. T. X. (von Pillet).

*) Allgem. Litztg. 1792. No. 223. S. 409—414. Hartlebens juriſt. Lit. 3. Bd. 2. St. 156. Schotts jur. Lit. 1. Th. 19.

**) de-Luca's gel. Öſterr. 1. Bd. 1. St. 88. Oberteutſch. Litztg. 1795. 1. Bd. 208. Hübners Beſchr. von Salzb. 397. Gerkens Reiſen 2. Bd. 20. Baaders Reiſen. 1. Bd. 228. Deſſen gel. Baiern. 1. Bd. 280. Meuſels Lex. der verſt. Schriftſt. 2. Bd.

herzogl. Badenſchen Bezirksamte Mosbach, ¾ teutſche M. faſt nordöſtlich von der Amtsſtadt, mit 2 Pfarrkirchen, 2 Schulen, einem alten Schloſſe im Flecken, etwa 180 bürgerl. Wohnhäuſern, 2 Schäfereien, 2 Getreidemühlen, einer rühmlich bekannten, um das Jahr 1770 angelegten, Linnenzeug-Manufactur und einer Bevölkerung von 1100 Einw., die über 700 evangel., gegen 400 kathol., ſich ſeit 60 Jahren um mehr als die Hälfte ihrer jetzigen Anzahl vermehrt haben. Dafür hat aber auch dieſer Ort eine ſehr große Gemarkung. Sie beſteht aus 3286 Morgen Landes, wovon faſt die Hälfte Waldung, meiſtens der Gemeinde und zum geringſten Theile dem State eigenthümlich, und faſt die andere Hälfte Äcker ſind, etwa 150 Morgen ausgenommen, welche in Wingert, Wieſen und Gärten beſtehen. Auch ziehen beiderſeits vom Orte Landſtraßen vorbei, die eine von Mosbach nach Würzburg, die andere von dort nach Miltenburg. — Schon im 4ten Regirungsjahre Karls des Großen, am 3. Juli 772, ſchenkte Merolf in der Dalaheimer Marka im Gaue Wingartheiba zwölf Tagewerke Landes (jurnales) dem heil. Nazarius zu Lauresham [1], und von nun an bis in das Jahr 833 vermehrten die fränkiſchen Grundbeſitzer in Daleheim und in ſeiner Mark den Reichthum jenes berühmten fürſtlichen Kloſters mit Abtretung ihrer Güter an Feld, Wieſen, Wäldern, Waſſern, Huben, Manſen, Gebäuden und Leibeigenen, die in 19 uns erhaltenen Briefen aufgezählt ſind, und Dalheims ſchon in jenen entfernten Zeiten bedeutende Kultur wahrnehmen laſſen [2]. Faſt alle dieſe Briefe ſetzen den Ort in den Gau Wingartheiba, und zwar einer von dem Jahre 797 in den Scaflenzgowe [3], der einen Theil jenes großen oſtfränkiſchen Gaues ausmachte. Von dreien, aus den Jahren 788, 790 und 791, wird die Villa Dalaheim und die Dalaheimer Mark dem weiter gegen Nordoſt gelegenen Gaue Waldſaze, vielleicht aus Unkenntniß des Lorſcher Mönchs, der jene drei Briefe verfaßt hat, zugeſchrieben [4]. Auch hatte Dalheim in dieſen uralten Zeiten ſchon Weinbau, wie die beträchtlichſte der genannten Schenkungen bezeugt, durch welche der dortige Grundherr Mor im 30. Regirungsjahre Karls des Großen, am 23. März 791, all ſein Eigenthum in der Dalaheimer Mark im Gaue Wingartheiba dem heil. Nazarius in Lorſch abtrat. Es beſtand in Hausplätzen, Wieſen, Wäldern und Waſſern, ſodann in fünf Hubengütern, einem Hofe mit darauf ſtehenden Gebäuden, einem Wingert (vinea) und 15 Leibeigenen [5]. Nach hierauf folgenden dunkeln Zeiten wird der Ort erſt wieder im J. 1371 urkundlich wahrgenommen, wo Walter von Hohenried, ein Ritter, ſeinen Theil an Thalheim dem feſten Knechte Kunz München von Roſenberg verkaufte [6]. Aus lange hernach ausgeſtellten Urkunden wird endlich bekannt, daß die Hälfte des Ortes und des Schloſſes Thalheim zur Burg Lorbach gehörte [7], und mit ihr gleiche Schickſale hatte, die andere Hälfte aber dem teutſchen Ritterorden zuſtändig war, welcher im Schloſſe ſeinen Amtmann ſitzen hatte [8]. Im J. 1416 wurde Dalheim an Kurpfalz verpfändet [9], aber wegen der dadurch in der Folge mit dem teutſchen Orden veranlaßten Zwiſtigkeiten endlich nach dem Anfange des 18. Jahrh. durch einen Vergleich des Teutſchmeiſters Franz Ludwig, eines gebornen Pfalzgrafen, mit ſeinem Bruder, dem Kurfürſten Karl Philipp, an das Kurhaus abgetreten, wodurch die ganze Vogtei ſamt mehren Gütern, Rechten und Gefällen an die Pfalz kam, und der Kellerei Lorbach des alten Oberamtes Mosbach gänzlich einverleibt wurde, bis die bekannten großen Statsveränderungen unſerer Zeit den obenangedeuteten heutigen Zuſtand herbeiführten. — Die alte Kirche des Ortes gehörte zum Landkapitel Buchheim und war dem Erzengel Michael geweiht. Kurpfalz hatte daran das Patronatrecht. In der Kirchentheilung kam ſolche an die Reformirten, die darauf einen eigenen Prediger beſtellt, und ihm die Filialkirche zu Auerbach eingepfarrt haben. Die Katholiſchen haben im J. 1726 eine eigene Kirche zur Ehre der unbefleckten Empfängniß Mariä erbaut und zu einer Pfarrei gemacht, der Sulzbach und Burkheim als Töchter angehören [10]. Vormals war hier auch eine beſondere, dem heil. Nikolaus geweihte Kapelle [11], vielleicht dieſelbe, auf welche die dort im Munde des Volkes nach Art der Odenwälder gehenden Sagen Bezug haben [12]. (*Th. A. Leger.*)

DALIAH war eine kleine Stadt am weſtlichen Ufer des Euphrat, zwiſchen Anah und Rahabah malik-ben-Thauk, von letzterer Stadt 30 arab. Meilen entfernt (nach Edriſi). Sie wurde zu Meſopotamien gerechnet. Urſprung und Geſchichte der Stadt liegen im Dunkeln; ſie iſt niemals von politiſcher Wichtigkeit geweſen. Um die Mitte des 6. Jahrh. aber wurde Daliah berühmt durch die Gelehrſamkeit des Johannes, welcher vorzugsweiſe von ihr den Namen Joannes Daliathensis führt [1]. Später, zu Anfange des 10. Jahrh., erſcheint Daliah wieder bei Gelegenheit der karmathiſchen Unruhen. Nachdem dieſe unter der Leitung des Hoſain, auch Abu-Schamah und Saheb al-khâl [2] genannt, durch eine Reihe von Gräuelthaten in Syrien einen günſtigen Fortgang gehabt hatten, wurden die Rebellen zu Anfange des Jahres 291 (am 29. Nov. 903 n. Ch.) vom Heere des Khalifen Moktafi „an einem Orte, der 12 Meilen von Hamah entfernt iſt," wie Abulfeda (Ann. T. II. p. 290) ſagt, angegriffen und gänzlich zerſtreut. Hoſain ſelbſt ſamt Modattſar, dem Sohne ſeines Bruders, fielen auf der Flucht den Siegern in die Hände und zwar bei Daliah, wie Ibn Batrik (Ann. Tom. II. p. 493) und Ibn Haukal (bei Abulfeda Tab. Mesop. Nr. 250) angeben, wodurch Abulfeda's unbeſtimmte Angabe (in den Annal. l. l.) in loco campestri näher beſtimmt wird 3). (*Tuch.*)

---

[1] Codicis Lauresham. diplomatici carta MMDCCCVI. [2] Ejusdem Codicis cartae MMDCCCIII ad MMDCCCXV, MMDCCCXVIII, MMMDLXV, MMMDLXVI, MMMDLXXVII, MMMDLXXXIII et MMMDCLIV. [3] Ejusd. Cod. carta MMMDLXXXIII. [4] Ejusd. Cod. cartae MMMDLXV ad .... LXVI et ..... LXXVII. [5] Ejusd. Cod. carta MMDCCCX. [6] Widder in d. geogr. hiſt. Beſchreib. d. Kurpfalz II, 110.

[7] S. Lorbach. [8] Widder a. a. O. [9] Acta compromissi in causa Aurelian. apud Clingensperg. pag. 132. [10] Widder a. a. O. Seite 110—111. [11] *Würdtwein* in subsid. diplomatic. Tom. V. pag. 375. [12] Hievon etwas in Schreibers Badenſcher Wochenſchrift vom J. 1807, Spalte 286—288.

[1] S. *Assemani* bibl. orient. Bd. 3. S. 103. [2] Fälſchlich macht d'Herbelot (Or. Bibl. Th. 3. S. 500. d. teutſch. Überſ.) hieraus zwei verſchiedene Perſonen.

DALIAS, Villa in der ſpaniſchen Provinz Granada, im mittleren Küſtenſtrich oder dem Alpujarrathal, hat mit dem Dorfe Cenil über 6000 Einwohner. Über ihnen erhebt ſich die Sierra de Gador, in der ſonſt Blei- und Antimonium-Gruben betrieben wurden. (*H.*)

DALIBARD, Thomas François, ein franzöſiſcher Botaniker aus Maine, der um die Mitte des 18. Jahrh. zu Paris lebte und daſelbſt drucken ließ: Florae Parisiensis prodromus, ou catalogue des plantes, qui naissent dans les environs de Paris, rapportées sous les denominations et arrangées suivant la methode sexuelle de Linnaeus. Par. 1749. 12. m. Kupf. *) Zur Grundlage diente ihm Vaillants Botanicon parisiense. Da er in Frankreich der erſte war, welcher Linné's Syſtem annahm, ſo legte dieſer aus Dankbarkeit einer canadiſchen Pflanze den Namen Dalibarda bei. Im erſten Bande der Mémoires des savants étrangers, welche die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris herausgab, findet man von Dalibard Observations sur le réséda à fleur odorante, auch war er in Frankreich der erſte, welcher Franklins Entdeckungen über Electricität und Blitzableiter nicht nur bekannt machte, ſondern auch ihre Anwendung beförderte. Man ſehe ſeine Traduction des expériences et observat. sur l'électricité faites par Mr. Franklin. Par. 1752. 12. Aus dem Spaniſchen des Garcilaſſo de la Vega überſetzte er deſſen Histoire des Incas, avec des additions sur l'hist. nat. de ce pays. Par. 1744. 12. Von ſeiner Gattin, Françoiſe Thereſe Aumele de St. Phalier Dalibard, aus Paris, geſtorben 1757, hat man hiſtoriſche Briefe, Gedichte, eine Komödie und einen Roman (les caprices du sort), die wenig Beifall fanden **). (*Baur.*)

DALIBARDA L. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Potentilleen (Roſaceen) und der letzten Ordnung der zwölften Linnéſchen Klaſſe, hat ihren Namen erhalten nach dem Naturforſcher Dalibard (ſ. den vorigen Art.) — Die Gattung Dalibarda hat zum Charakter: einen fünfſpaltigen Kelch, fünf Corollenblättchen; fünf bis zehn mit den hinfälligen Griffeln gekrönte Karyopſen liegen auf dem trocknen Fruchtboden. Die Gattung Rubus, zu welcher Linné ſpäter die Dalibarden rechnete, unterſcheidet ſich durch eine ſaftige, zuſammengeſetzte Beerenfrucht. Unbedeutender iſt das unterſcheidende Merkmal, nach welchem Neſtler (Potent. p. 16. t. 1.) und ſpäter Candolle (Prodr. II. p. 555.) die neue Gattung Comaropsis (auch der Name iſt übel gebildet!) ſtifteten; es beſteht dies in dem aufrecht ſtehenden Samenkern, welcher bei Dalibarda hängend iſt. Die vier bekannten Arten der Gattung Dalibarda ſind perennirende amerikaniſche Kräuter. 1) D. repens L. (Sp. pl. ed. 1., D. violaeoides Mich. bor. am. I. 299. t. 27., Rubus Dalibardae L. sp. pl. ed. 2.) mit kriechenden Ranken, welche, wie die einfachen, herzförmigen, gekerbten Blätter, zottig behaart ſind und mit einblumigen Blüthenſtielen. In Nordamerika. 2) D. geoides Pers. (Syn., Rubus geoides Smith ic. t. 19.) mit einfachen und gedreiten, ſtumpfen, geſägten, unbehaarten Blättern und einzeln ſtehenden, kurzen Blüthenſtielen. An der Magelhansſtraße. 3) D. fragarioides Mich. (l. c. p. 300. t. 28. Comaropsis frag. Nestl. l. c., Dryas trifoliata Pall. in Willd. sp. pl.) mit gedreiten Blättern, keilförmigen, eingeſchnitten-geſägten, gewimperten Blättchen, vielblumigen Blüthenſtielen, und umgekehrt kegelförmiger Kelchröhre. In Nordamerika und auf den aleutiſchen Inſeln. 4) D. pedata Steph. (Mém. de Mosc. I. p. 92., Rubus pedatus Sm. ic. t. 63., Comaropsis Nestl. Cand. ll. cc.) mit gefünft-gefußten, eingeſchnittenen Blättern, fadenförmigen, in der Mitte mit Stützblättchen verſehenen Blüthenſtielen und kriechendem Stengel. An der Weſtküſte von Nordamerika.

(*A. Sprengel.*)

DALIMIL, Böhmiſcher Schriftſteller zu Anfange des 14. Jahrh., angeblicher Verfaſſer einer Chronik in Verſen. (S. den Art. Czechische Sprache Thl. 20. S. 443.) (*H.*)

DALIN, Olof von, eines Predigers in Halland Sohn, war daſelbſt im J. 1708 geboren und ſtarb zu Stockholm 1763 als königl. ſchwediſcher Hiſtoriograph und Hofkanzler. Die äſthetiſche Literatur in Schweden erhielt durch ihn ein gänzlich verändertes, in manchem Betrachte verbeſſertes, Anſehn. An die Stelle des ungelenkigen, derben und ſchwerfälligen Ernſtes bisheriger Dichter trat mit Dalin der Scherz und Witz, die Gewandtheit und Leichtigkeit, das Bezaubernde in Darſtellung und Einkleidung, welches ſonſt nur den Franzoſen eigen war. Wie aber die unleugbaren Verdienſte, die er ſich als Proſaiker um die Bildung der ſchwediſchen Sprache erwarb, dadurch verdunkelt wurden, daß er derſelben durch Einmiſchung von einer Menge fremdartiger Wörter, franzöſirender Redensarten und Wendungen, vieles von ihrer eigenthümlichen Kraft und Fülle nahm; ſo that es auch ſeinem anerkannten Dichterwerthe keinen geringen Abbruch, daß es ihm an lebendiger Phantaſie und dem höheren komiſchen Talente mangelte, und daß ſein Witz nicht immer gefeilt, nicht eigentlich attiſch war. Gleichwol fanden ihn die Mitglieder der ſchwediſchen Akademie, deren Geſchmack eben ſeine Sprachvermiſchung zuſagte, würdig, eine Schaumünze zum ehrenvollen Andenken an ihn prägen zu laſſen, auf welcher Dalin, übertrieben, Schwedens erſter Dichter genannt wird. Neuere ſchwediſche Dichter, ein Leopold und Frantzen, haben ihn, jener in ſ. Läsning i blandade Aemnen (1799), dieſer in einem Liede (1796), worin er ihn mit einem „bei feſtlichen Gelegenheiten vor der Königin Luiſe Thron flüchtig auflodernden Luſtfeuer" vergleicht, ſtrenger und

---

3) Die Schwierigkeiten, welche Reiske zu Abulf. Annales zu finden ſcheint, ſind nur ſcheinbar, da offenbar der Ort, wo Hoſain gefangen genommen wurde, gänzlich vom Schlachtfelde verſchieden war.

*) Nova acta erudit. 1750. p. 307. Leipz. gel. Zeit. 1750. S. 1. **) Formey franç. lit. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars).

richtiger gewürdigt. Auch als Proſaiker betrachtet, ſo viel Licht er übrigens in die ſchwediſche Geſchichte, beſonders für Ausländer, gebracht hat, hält er doch mit ſeinem Zeitgenoſſen, dem däniſchen Holberg, dem er ſo oft an die Seite geſetzt wird, dem er aber an Genialität, Umſicht, Gründlichkeit und anziehender Darſtellungsgabe weit nachſteht, die Vergleichung nicht aus, ob er gleich dieſem ſeltenen Gelehrten in ſeinem hiſtoriſchen Werke oft widerſpricht. Hatten nun auch beide Männer, jeder auf ſein vaterländiſches Publikum, zu ihrer Zeit einen gleich ſtarken Einfluß, ſo erlebte doch Dalins Hauptwerk bis jetzt nur eine ſchwediſche Ausgabe, während Holbergs däniſche Reichsgeſchichte allein in Dänemark bereits vier Mal aufgelegt worden iſt. Indeſſen hat ſich doch Dalin durch ſeine Svenska Argus (1733—34), ſ. Satyren (1729), ſ. Gedicht auf die ſchwediſche Freiheit (1742), ſ. poëtiska Arbeten (1756 ꝛc., in 4 B.), und beſonders durch ſ. Svea Rikes Historia (Stockh. 1743 ꝛc. 3 B. in 4., ins Teutſche überſetzt von Dähnert, Greifswald 1756 ꝛc. 4 B. in 4.) den Namen eines vorzüglichen Schriftſtellers im Fache der Dichtkunſt und ſchwed. Vaterlandsgeſchichte erworben; zu einer kritiſchen Behandlung der ſchwed. Geſchichte legte er den erſten Grund, und ihm gebührt zugleich das Verdienſt, an der von der Königin Ulrike Eleonore geſtifteten Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften weſentlichen Antheil gehabt zu haben. (Nach Chr. Molbachs Udsigt over Epokerne i den svenske Nationalliteraturs Historie. S. 225 ꝛc. vergl. mit L. Wachlers Handb. d. allgem. Geſchichte d. liter. Cultur S. 799 ꝛc.) (*v. Gehren.*)

Dalkarl ſ. Dalarne.

DALKEITH, Marktflecken in der ſüdſchottiſchen Grafſchaft Edinburgh, 2½ Stunden nordweſtlich von Edinburgh, am Esk, gut gebaut, mit einer Kirche, 2 Armenſchulen und 4700 Einwohnern, die Fabriken in Leder, Hüten, Seife und Lichtern unterhalten. Der Ort hat große Korn- und Viehmärkte und einen jährlichen Pferdemarkt im Mai. Nahe dabei liegt Dalkeithhouſe, die ſchöne Villa des Herzogs von Buccleugh, mit einer vortrefflichen Gemäldeſamlung, einem Park und Thiergarten; hiſtoriſch merkwürdig als das Hauptquartier des Generals Monk, wo der Plan zur Wiedereinſetzung Karls II. entworfen wurde. — Das gleichnamige Kirchſpiel enthält 725 Häuſer und 5169 Einwohner. (*H.*)

DALKEY, eine britiſche Inſel auf der Südſeite des Meerbuſens von Dublin, hat gute Weide. (*H.*)

Dallaeus ſ. Daillé.

Dallau ſ. Dalheim.

DALLES, heißen auch die Steinplatten, womit die obere Fläche der Terraſſen und Altane, ſo wie der Schleuſenmauern bedeckt wird. (*v. Hoyer.*)

DÁLLYA, Szász-Dállya (Sächſiſch-Dállya), ſiebenbürgiſch-ſächſiſch: Dredorf oder Thalendorf, walachiſch: Dájá, großes Pfarrdorf in Siebenbürgen, im mittleren Schäsburger Stuhl, an der Landſtraße liegend, 2½ Stunde von Schäsburg, mit einer evangeliſch-luther. und walachiſch-griechiſchen Kirche, von Sachſen, Walachen und Zigeunern bewohnt, die aus 208 Familien beſtehen. — Auch heißt Dállya, Dallendorf, Dájja, ein Pfarrdorf in Siebenbürgen, im Udvarhelyer Szekler-Stuhl, im unteren Kreiſe und Homoroder Bezirk, an der Grenze des Repſer Stuhls und Albenſer Comitats, mit einer reformirten Kirche; Dállya, Dolman oder Thalheim, walach. Dajie, ein freies ſächſiſches Pfarrdorf in dem ſiebenbürg. Hermannſtädter Stuhl, mit einer evang.-luther. Pfarre und Kirche, und Oláh Dállya (walachiſch Dállya), Dallendorf, walach. Dájá, ein weitſchichtiges walach. Dorf in der niedern Albenſer Geſpanſch., im niederen Kreiſe und Albenſer Bezirk, größtentheils dem Karlsburger Biſthum gehörig, mit einer griech. unirten und nicht unirten Pfarre. (*Rumy.*)

DALMASI, Lippo, geb. zu Bologna, und blühend um 1400, erhielt den Beinamen Lippo delle Madonne, weil er in Darſtellung von Bildniſſen der Mutter Gottes alle ſeine Zeitgenoſſen übertraf. Viele dieſer lieblichen Darſtellungen bewundert man noch an verſchiedenen Orten Bologna's. Der Künſtler verſtand, ihnen einen ſolchen Zauber von Heiligkeit und Unſchuld zu verleihen, daß ſelbſt Guido Reni ſie oft mit Wohlgefallen betrachtete. Man ſagt, dieſer Meiſter habe ſich ſpäter in dem Orden der Carmeliter einkleiden laſſen, was aber irrig iſt; er verheirathete ſich und erzeugte Kinder. (S. *Baldinucci* ed. Turino T. 2. p. 3. und *Fiorillo* T. 2. S. 450.) (*A. Weise.*)

Dalmata ſ. Dalmatien.

DALMATIEN. A. Geographie. I. Lage und Größe. Das Königreich Dalmatien liegt zwiſchen 42° 15′ und 44° 54′ nördlicher Breite und 32° 11′ bis 36° 44′ öſtlicher Länge und bildet mithin den ſüdlichſten Theil der öſtreichiſchen Monarchie. Das Gebiet beſteht theils aus einer Menge von Inſeln, welche am öſtlichen Rande des adriatiſchen Meeres zerſtreut liegen, theils aus einem langen, ſchmalen Landſtücke am Oſtrande dieſes Meerbeckens. Begrenzt wird es in Weſten und Südweſten vom ádriatiſchen Meere, im Norden und Nordoſten vom Karlſtädter Generalate, im Oſten von der Türkei. In dem ſüdlichſten Theile gehören zwei Erdzungen zu der Türkei, die eine von ihnen befindet ſich zwiſchen Dalmatien und dem Kreiſe von Raguſa, die andere zwiſchen Raguſa und Cattaro.

Die Länge des Feſtlandes beträgt nach Liechtenſtern vom Triplex confinium an der Croatiſchen Grenze bis Paſtrovichio 76¾ geographiſche (75 öſtreichiſche) Meilen. Die größte Durchſchnittslinie der Breite iſt die von Knin bis Zara, 14 Meilen lang; im Macaraner Kreiſe erſtreckt ſie ſich nur bis auf 6 bis 7, bei Narenta auf 1½, im Kreiſe von Raguſa zwiſchen ¼ und 1, in dem von Cattaro zwiſchen ⅛ und 5 Meilen. Nach einer Berechnung, welche Hauptmann von Zuchari nach der großen Karte des venedigſchen Ingenieurs Zavoreo vornahm, beträgt der Flächeninhalt mit Einſchluß der Inſeln 304 geogr. Quadratmeilen [1]). Dieſe Beſtimmung iſt viel zu groß. Nach den Vermeſſungen des k. k. Ge-

---

1) Liechtenſtern Öſtreich. Monarchie III. 1826.

neralquartiermeiſterſtabes iſt die Größe des Landes 273,75 Quadratmeilen und davon kommen auf den

Kreis von Zara	101,13	geogr. Quadr. M.
„ „ Spalato	126,50	„ „ „
„ „ Raguſa	28,49	„ „ „
„ „ Cattaro	17,63	„ „ „ [2].

II. Beſchaffenheit des Bodens. Eine Reihe von Bergzügen, welche Fortſetzungen der Alpen ſind und parallel mit dem Oſtrande des adriatiſchen Meeres laufen, bildet das Feſtland und die Inſeln. Das Wellebith- oder Morlacher Gebirge bildet die Grenze zwiſchen Kroatien und Dalmatien, und fällt gegen die Seeſeite ſteil ab. Südlich von dieſem Gebirge iſt das Land im nördlichen Theile von Dalmatien flacher, es treten zwar noch einzelne Berge vor, und die ganze Fläche iſt von Schluchten häufig zerſchnitten, aber ordentliche Gebirgsjoche finden ſich nicht mehr, nur die Inſeln Uglian und Groſſa, Zara gegenüber, beſtehen jede aus einem Gebirgsjoche, in der Richtung von Mitternacht nach Mittag. Nur wenige Meilen ſüdlich von Zara beginnen bei Oſtravizza ſchon wieder die Vorgebirge der Monti Tartari, die beinahe die ganze Zagorie einnehmen und gegen Süden bei Trau ſich an das Moſſor-Gebirge anſchließen, welches immer näher und näher an die See herantrit und endlich bei Salona unmittelbar an die See anſchließt. Die Flüßchen Salona und Xernovizza trennen das Moſſor-Gebirge von einem gleichlaufenden ſüdlicheren Gebirgszuge, der an der Küſte hinabläuft und als höchſten Punkt den Monte Biocova bei Macarska hat. Ihm gleichlaufend gehen die Gebirgsjoche, welche die Inſeln Brazza, Solta, Leſina, Curzola und die Halbinſel Sabioncello bilden. Alle dieſe Gebirgsjoche haben das Eigene, daß ſie auf der Weſtſeite ſehr ſchroff und ſteil abfallen, was ſich ſogar bis auf die einzelnen Abhänge, die durch Thäler und Schluchten gebildet werden, erſtreckt.

Die ganze Gebirgsmaſſe beſteht aus Kalk, von dem jedoch zwei, obwol keineswegeſ durch ſcharfe Grenzen geſchiedene Formationen anzunehmen ſind. Der ältere in Kroatien und im nördlichen Dalmatien vorkommende, iſt reiner und weit ſeltener geſchichtet, als der der ſüdlichen Gebirge. Verſteinerungen kommen ſelten darin vor und wo ſie vorkommen, ſollen ſie lagenweis liegen. Dieſe Formation wird an den tieferen Punkten von der zweiten Kalkformation (Jurakalk) mantelförmig umſchloſſen, und bildet durchgängig die ſüdlichen Gebirge. Sie iſt voller Verſteinerungen, faſt überall geſchichtet, mit Lagen von Feuerſteinen, und beſteht aus Kalkſtein, Sand und Thon, abwechſelnd zuſammengeſetzt [3].

In den ſüdlichſten Theilen, bei Cattaro, ſcheint die ältere Kalkſteinformation wieder vorzukommen. Grauer Kalkſtein mit weißen Kalkſpathadern, ohne Spur von Verſteinerungen, ganz den Gebirgen bei Trieſt ähnlich, iſt die Maſſe der hohen Felſen bei Cattaro. Die etwas dunkle Färbung hat dieſem Gebirge den Namen Monte nero oder negro zugezogen, deſſen Bewohner die Montenegriner ſind [4].

Auf beſondern Lagerſtätten kommen im Jurakalke noch folgende Mineralien vor: Erdpech, welches z. B. bei Vergoraz bis 8 Klafter mächtig iſt, aber wegen ſtreitiger Rechte nicht benutzt wird; Thoneiſenſtein bildet ſtockförmige Lagermaſſen, beſonders bei Imoſhi als jaspisartiger Thoneiſenſtein; er ſcheint ſich an die Sandſtein-Parallele zu halten und wo er fehlt, durch eiſenreiche Schiefer erſetzt zu werden; Gyps ſoll an mehren Punkten zwiſchen rothen Sandſteinſchiefern vorkommen; Braunkohlen im Keſſel von Dernis im Kreiſe Zara [5]. Gold ſoll in alten Zeiten reichlich gefunden worden ſeyn, und namentlich wird die Salona als goldführend genannt, aber jetzt iſt keine Spur da, und in dem dortigen Kalkgebirge läßt ſich auch kein Gold erwarten, wenn nicht etwa der hier und da einbrechende Schwefelkies goldhaltig iſt. Silber erwähnt Chriſogono am Monte di Promina zwiſchen Knin und Dernis, ferner bei Viſoka ohnweit Trau und bei Pagine im Gebiete von Knin. Zinnober ſoll am Fuße der Monti Tartari im Gebiete von Sebenico und im Gebirge Prachia bei Suhidolaz unweit Trau vorkommen [6]. Merkwürdig iſt die Knochenbreccie, welche wegen der darin vorkommenden Anthropolithen einſt ſehr viel Aufſehen machte. Das Gebirgsgeſtein dieſer Formation iſt eine Breccie von ſcharfeckigen Bruchſtücken eines Kalkſteins, der wol dem alten Kalke dieſer Gegenden angehören dürfte. Dieſe Kalkſtücke ſind theils durch einen rothen eiſenſchüſſigen Thon, theils durch Kalkſpath und Kalkſinter zuſammengekittet. Je höher man ſie trifft, um ſo kleiner ſind die Bruchſtücke. Sie bedeckt den Abhang und den Fuß der Berge; auf der Oberfläche iſt das Bindemittel immer mehr verwittert als die eingekitteten Kalkſteinſtücke, die nur wenig angegriffen ſind. Außer der Auflagerung an den Abhängen füllt ſie alle zufällig vorhanden geweſenen Spalten, Mulden ꝛc. aus. Dieſe Breccie iſt von ganz neuer Bildung, Knochen von Säugethieren kommen darin häufig vor, Menſchenknochen ſollen ebenfalls darin vorkommen, aber die von Germar beobachtete Thatſache, welcher darin ein Stück Glas fand, beweiſt hinreichend den neuen Urſprung dieſer weit verbreiteten Formation [7].

III. Klima. Einigen Einfluß auf das Klima von Dalmatien zeigt allerdings die Stellung der Gebirge und noch mehr die große Ausdehnung dieſes Landes von Norden nach Süden, aber er iſt nicht ſehr bedeutend, indem der Unterſchied der mittleren Temperatur zwiſchen dem ſüdlichſten und nördlichſten Theile kaum 1°,3 beträgt, wobei die mittlere Wärme zu Raguſa mit 11°,8, die als höchſte unter den wenigen beobachteten angenommen wurde. Einen weit größern augenfälligen Einfluß hat aber die Gebirgsſtellung auf den Windſtrich und den Niederſchlag. Denn da der trockene Oſt und Nordoſt die vorherrſchenden Winde in dieſem Lande ſind, ſo treiben ſie die Ausdünſtungen des adriatiſchen Meeres meiſtens der

---

[2] J. Rohrer Statiſtik des öſtreich. Kaiſerthums. 8. Wien 1827. Bd. 1. S. 46.

[3] Germar Reiſe nach Dalmatien S. 300 f.

[4] Ehrenberg Reiſen durch Nordafrika. Berlin 1828. Bd. 1. S. 10.

[5] Partſch bei Keferſtein Teutſchland IV, 282.

[6] Germar S. 299.

[7] Daſ. S. 307 f.

Lombardei zu und der Niederſchlag ſteigt in Dalmatien kaum des Jahres auf 12 Zoll, wie dies ſowol zu Cattaro als Zara (alſo in den beiden äußerſten Theilen des Landes) gemachte Beobachtungen gezeigt haben [8].

IV. Hydrographie. Das herabfallende Regenwaſſer dringt mit Leichtigkeit in die vielen Höhlen, welche hier wahrſcheinlich in eben ſolcher Menge vorhanden ſeyn werden, als in dem Kalke der nördlichen Gegenden, es treten daher auf den Höhen keine Quellen zu Tage. Waſſerarmuth iſt ein großer Übelſtand in ganz Dalmatien. In den meiſten Gegenden muß man ſich mit Ciſternenwaſſer behelfen, und faſt in allen Städten herrſcht große Klage über Waſſermangel [9]. In tiefen Gründen und unter der Oberfläche des Meeres treten dann einzelne Quellen hervor, die ſich durch einen ungemein großen Reichthum an Waſſer auszeichnen.

Mehre Mineralquellen ſollen im Lande vorhanden ſeyn [10]; bekannt ſind nur die Schwefelquellen, welche im Hafen von Salona entſpringen [11], aber nicht benutzt werden.

Die Landſeen, deren es mehre gibt, ſind klein und haben zu verſchiedenen Jahreszeiten einen ſehr ungleichen, von Regen und Verdunſtung abhängigen Waſſerſtand. Zu den bedeutenderen gehören die Seen von Vrana, Nadine, Poglizza, Scordona, Zablachie, Morigne, Jeſero, Jeſeratz, Desna, Bachinsko-Blato und Raſtok.

Die wichtigſten Flüſſe ſind Zermagna, Kerka, Cettina, Narenta, Suikorina und Ombla.

Das adriatiſche Meer, in welchem eine große Zahl zu Dalmatien gehöriger Inſeln liegt, bildet mehre bedeutende Meerbuſen. Zu den größten gehört der von Cattaro, welcher zugleich den beſten Hafen bildet. Die Kanäle erhalten ihren Namen größtentheils von den Inſeln, zwiſchen denen ſie liegen, oder von einer bedeutenden ihnen zunächſt liegenden Stadt, wie der Kanal von Zara. Sie zeichnen ſich meiſtens durch tiefes Waſſer aus, und wegen der geringen Breite findet hier kein hoher Wellenſchlag ſtatt, daher nehmen die Schiffer, welche aus dem nördlichen Theile des adriatiſchen Meeres nach der Levante gehen, den Weg durch dieſe Kanäle [12].

V. Benutzung des Bodens. Der große Waſſermangel des Landes macht einen ſorgfältigen Anbau des Bodens unmöglich. Fährt man an der Küſte entlang, ſo ſieht man ein ſchroffes, wol nahe an 3000 Fuß hohes, kahles Gebirge, welches ſich dicht ans Meer lehnt; ſeinen Fuß bedecken wellenförmige Hügel, deren grüne Bekleidung durch zerſtreut liegende Wohngebäude angenehm unterbrochen wird [13]. Betrachtet man dagegen das Land von einem höher liegenden Punkte, ſo ſieht man eine Reihe kahler Bergkoppen, welche das Anſehen von Meereswellen haben [14]. Allenthalben geben die nackten Kalkfelſen als Hauptgebirge das Bild einer todten Natur. Nur ſparſam und kümmerlich ſtehen hier und da einzelne holzige und verſengte Pflanzen des europäiſchen Heliotropiums, einige Arten von Pfefferkraut (Satureja montana und S. olla) und eine Wolfsmilch (Euphorbia epithymoides).

Getreide wird nicht in hinreichender Menge gebaut, die Zahl der fruchtbaren Stellen iſt unbedeutend; man kann annehmen, daß ſelten für 6 bis 8 Monate das im Lande erzeugte zum Bedarf ausreicht [15]. Das meiſte Getreide wird aus der Türkei und aus Ungern eingeführt. Man rechnet überhaupt im eigentlichen Dalmatien 191191 Paduaner Campi Ackerland, die an Weizen 50000, an Roggen 30000, an Hafer 100000, an Mais 70000, an Gerſte 150000, an Hirſe 50000, an Saggina 10000, an Moorhirſe 34000 und an Hülſenfrüchten 6000 Stajo erzeugen [16].

Die **Feigen** ſind eins der wichtigſten Produkte Dalmatiens. Sie wachſen ohne Cultur von der Inſel Arbe, längs der ganzen Küſtenſtrecke bis zum äußerſten Punkte im Kreiſe Cattaro. Man findet ſie nicht nur in gutem Boden, ſondern auch zwiſchen Felſen und Mauerritzen, in jeder ſteinigen, auch noch ſo unfruchtbar ſcheinenden Gegend, im üppigen Wuchſe, reich mit Früchten beladen, in manchen Gegenden, wie um Boſſiglina, in ganzen Wäldern. Während der Dauer ihrer Reife, faſt zwei Monate hindurch, ernähren ſie ganze Dorfſchaften. Ein großer Theil wird ausgeführt, man rechnet jährlich 845000 libbre di peso; am berühmteſten ſind die Feigen von Leſina, welche mit großer Sorgfalt getrocknet werden und ſich lange halten [17].

Ölbaumpflanzungen ſind ſehr bedeutend, und das Klima eignet ſich ſehr für dieſes Gewächs. Das gewonnene Öl iſt weit beſſer als in den meiſten übrigen Gegenden Italiens. Überhaupt preßt man 21739 Eimer. Davon kann die Ebene Caſtelli 13000, die Bocche di Cattaro 4500 Barili ausführen, und die Ausfuhr des Landes würde noch ſtärker ſeyn, wenn der eigene Verbrauch, bei dem gänzlichen Mangel an Butter, nicht ſo vieles wegnähme und man mehr Fleis auf die Pflege der Bäume wenden wollte [18].

Weinbau ebenfalls ſehr bedeutend. Die Weine in Dalmatien ſind alle ſtark und ſpirituös, und zwar deſto mehr, je ſüdlicher man kommt. Man kann die Güte und Stärke des Weins nach der Farbe beurtheilen; je dunkler, deſto ſtärker; der rothe Wein (vino nero) iſt faſt ganz ſchwarz und der weiße faſt ſo dunkel wie Mallaga-Wein. Ein Übelſtand iſt, daß die Weine oft den Geſchmack der Schläuche annehmen, in denen ſie häufig aufbewahrt werden [19]. Der Wein verträgt den Transport ſehr gut, wird auch in Menge nach Fiume, Zeng, Trieſt und Venedig verführt. Unter die beſſern Sorten gehören der Marzemin del Teodo, aus der Bocheſe, aber den ſtärkſten Bau hat die Ebene Caſtelli, die jährlich 60000 Tonnen, und die Inſel Brazza, die gegen 100000

---

[8] Dieſe kurze Notiz, welche ich aus Liechtenſtern, Öſtr. Mon. III. 1826 entlehnt habe, macht genauere Unterſuchungen ſehr wünſchenswerth.

[9] Germar Reiſe S. 108. 131.

[10] Liechtenſtern Öſtr. Mon. III. 1828.

[11] Germar Reiſe S. 117.

[12] Sieber Reiſe nach Kreta. I, 13.

[13] Ehrenberg Reiſen I, 5. Sieber Reiſe nach Kreta I, 16.

[14] Hacquet Reiſe aus den Dinariſchen durch die Juliſchen in die Noriſchen Alpen S. 5.

[15] Jahrbücher des k. k. polytechn. Inſt. in Wien IX, 133.

[16] Haſſel im Weimar. Handb. II, 651.

[17] Jahrbücher des polyt. Inſt. zu Wien IX, 131.

[18] Haſſel im Weimar. Handb. II, 651.

[19] Germar Reiſe S. 94.

Barillen ausführen kann. Überhaupt ſchätzt Blumenbach die ganze Weinerzeugung auf 650000, Liechtenſtern auf 507800 Eimer.

Obſt von gutem Geſchmack geräth in Menge, beſonders werden auf den Inſeln ſehr viel ſaure Kirſchen gezogen, um davon den beliebten Maraskino abzuziehen.

Außerdem findet man viele Citronen-, Granat- und Kaſtanienbäume, Myrthen, Piſtacien, Lorbeern, Tamarisken u. ſ. w. Die Zäune der Weingärten werden durch Granatſträucher, Roſen, Brombeeren, Weißdorn und Mäuſedorn unterhalten. In jedem Weinberge iſt ein Plätzchen für italiſches Rohr, um aus ihm Stützen für die Weinſtöcke zu ziehen.

Holz könnte Dalmatien in ſeinen Waldungen im Überfluß haben, ſelbſt noch das beſte Schiffbauholz, aber meiſtens liegen die Waldungen zu tief im Lande, und es fehlt ſowol an Kanälen, um es herabzuflößen, als an Landſtraßen, und die an den Küſten belegenen Waldungen ſind ſo abgetrieben, daß ſtrichweiſe ſogar fühlbarer Holzmangel herrſcht; wo ſich hier ſonſt die dichteſten Wälder erhoben, ſieht man nichts weiter als Gebüſch. Beſonders ſind die Gemeindewaldungen, welche faſt ⅔ von der Oberfläche des Landes einnehmen ſollen, faſt durchaus verwüſtet. Die Privatwaldungen ſtehen noch gut und Öſtreich wendet auf die Verbeſſerung der hieſigen Forſtwirthſchaft ſein ganzes Augenmerk, weil Dalmatiens Wälder die Werfte von Venedig und Fiume mit Schiffsbauholz verſehen ſollen [20].

VI. Benutzte Produkte des Thierreiches. Die *Fiſcherei* iſt ſehr bedeutend, auch beinahe das einzige Geſchäft von 8000 Küſtenbewohnern, jedoch iſt ſie nicht mehr ſo bedeutend als ehemals, beſonders zwiſchen 1740 bis 1758, wo auf manchen Poſten an der Küſte in einigen Nächten mit zwei bis drei Zügen über 1200 Milliarden Sardellen und Scombern gefangen wurden. Venedigſche Monopole unterdrückten dieſes Gewerbe ſehr. Man zählt 21 verſchiedene Fiſcharten, die einen Hauptgegenſtand dieſes Gewerbes ausmachen; aber die Sardellenfiſcherei und der Fang der Thunfiſche ſind am bedeutendſten [21]. Auch die Flüſſe ſind ſehr fiſchreich, beſonders iſt die Lachsforelle allen fließenden Gewäſſern Dalmatiens gemein, wo ſie bisweilen eine unglaubliche Größe erreicht, denn man hat Beiſpiele, daß ſie ein Gewicht von 40 Pfund erreicht, wie in der Gegend von Cattaro [22]. Die Fiſche, theils geſalzen, theils gedörrt, geben einen ſehr wichtigen Handelsartikel ab. Man ſchätzt den mittleren Ertrag jährlich auf 3½ Million Gulden. An einigen Stellen dieſes Meeres iſt auch die Corallenfiſcherei ſehr erheblich, beſonders um Sebenico.

Die *Viehzucht* iſt nicht ſo bedeutend, als man bei der Größe des Landes erwarten könnte. Im Frühjahre 1818 zählte man an Ochſen 53164, an verſchiedenen Gattungen andern Schlachtviehes 717121, an Zug- und Saumpferden 22481, nebſt 3946 Maulthieren [23]. Das Vieh ſelbſt iſt meiſtens ſchlecht. Die Hausthiere ſind klein, ungeſtaltet und bilden die Gegenſätze zu dem Hornvieh der Schweiz, den Schafen Spaniens, den Roſſen Andaluſiens; aber ſie haben ſich dem Lande angepaßt, erklettern die Treppengänge der Berge, nehmen mit karger Nahrung vorlieb, und löſchen ihren Durſt aus der ſchmutzigſten Pfütze [24].

Seidenzucht und *Bienenzucht* ſind wenig bedeutend.

VII. Bewohner. Am Ende des Jahres 1825 betrug die Zahl der Bewohner 323112, und dieſe waren folgendermaßen vertheilt:

	Fläche.	Bewohner.	Auf der Quadr. M.
Kreis Zara	101,13 M.	114986	1138 Bewohner.
〃 Spalato	126,50 〃	134739	1061 〃
〃 Raguſa	28,49 〃	41136	1466 〃
〃 Cattaro	17,63 〃	32251	1895 〃

Im Durchſchnitte kommen alſo auf die Quadratmeile 1183 Menſchen [25], eine ſehr unbedeutende Zahl, wovon wir den Grund theils in den früheren politiſchen unruhigen Verhältniſſen, theils in der Unfruchtbarkeit des Landes ſuchen müſſen.

Die Bewohner des Landes ſind ſlaviſchen Urſprunges und heißen *Morlaken* oder *Morlachen* (von dem ſlaviſchen More, das Meer, und Vla, der Walach, alſo Walachen, die am Meere wohnen). In den ſüdlichen Kreiſen, beſonders in Cattaro, finden wir viele Montenegriner, in den Städten haben ſich viele Italiäner niedergelaſſen. Die gewöhnliche Kleidung der Morlaken iſt ſehr einfach und ſparſam. Die Opanken dienen Männern und Frauen zu Schuhen. Die Beinkleider ſind von ſtarkem weißen Raſch, und um die Lenden mit einer wollenen Schnur gebunden, die nach Art eines Reiſeſacks zuſammen gezogen wird. Das kurze Hemd reicht kaum bis an die Beinkleider. Über dieſem tragen ſie eine kurze Jacke, über welche ſie im Winter noch ein Oberkleid von grobem rothen Tuche werfen. Auf dem Kopfe tragen ſie eine ſcharlachene Mütze und über derſelben eine Art von cylindriſchen Turban, den ſie Kalpak nennen. Die Haare werden abgeſchoren und nur ein kleiner Büſchel bleibt ſtehen. Sie gürten ſich mit einer rothen wollenen oder ſeidenen, von ſtarken Schmüren netzartig gemachten Binde, und ſtecken zwiſchen dieſelbe und die Beinkleider ihre Waffen, eine oder zwei Piſtolen hinten und vorn ein großes Meſſer in einer meſſingenen, mit falſchen Steinen gezierten Scheide, das öfters an eine um den nämlichen Gürtel herumgehende Kette vom nämlichen Metall angehängt, und wo zugleich auch ein kleines verziertes Büchſchen angebracht iſt, in welchem ſie das Fett aufbewahren, womit ſie ihre Gewehre im Regen ſchützen. An eben dieſem Gürtel hängt eine Taſche, worin ſie ihr Feuerzeug und Geld haben. Auch der Rauchtabak hängt an dieſem Gürtel in einer getrockneten Blaſe. Die Flinte hängt immer über der Schulter, wenn der Morlak auch nur einen Schritt aus ſeinem Hauſe thut.

Die Morlaken in Kolan, in den Ebenen von Seign

---

20) Haſſel im Weimar. Handb. II, 652. 21) Liechtenſtern Öſtr. Mon. III. 1830. 22) Germar Reiſe nach Dalmatien S. 174. 23) Liechtenſtern S. 1830.

24) Germar Reiſe S. 164. Ehrenberg Reiſe nach Afrika I, 14. 25) Rohrer Statiſtik S. 49.

und Knin ſind blond, haben breite Geſichter und eingedrückte Naſen, dabei artig, ſanft, höflich und gelehrig. Dagegen haben die von Duare und Vergorat kaſtanienbraune Haare, lange olivenfarbige Geſichter, einen hohen Wuchs, dabei eine rohe, heftige, kühne und unternehmende Gemüthsart. Da ſie in unfruchtbaren und unzugänglichen Gebirgen wohnen, ſo rauben ſie aus Noth und Langeweile, ſchonen aber die einzelnen fremden Reiſenden. Einige von dieſen legen ſich eigens aufs Rauben, wohnen in Höhlen und heißen alsdann **Haiduken**[26]. Gegen Reiſende, die dem Morlaken freundlich begegnen, zeigt er ſich ſehr gaſtfrei. Nur die leiſeſte Empfehlung macht, daß ein Fremder wie ein Bruder aufgenommen wird. Noch ehe er das Haus betrit, werden ihm die Leute und die Kinder zum Willkommen entgegen geſchickt; der Arme wie der Reiche empfängt mit gleicher Freude den Fremden, und der Unterſchied liegt nur in dem Mehr oder Weniger, was er geben kann. Noch weit auffallender iſt dieſe Gaſtfreiheit unter ihnen ſelbſt. So lange ein Morlak noch Nahrung hat, verzehrt er ſie mit ſeinem Nachbar, daher findet man bei ihnen keine Bettler.

Freundſchaften, welche die Morlaken unter einander geſchloſſen haben, werden ſehr treu gehalten, ja es iſt die Freundſchaft bei ihnen Religionsſache. Das ſlavoniſche Ritual hat einen beſondern Segen für die Verbindung zweier Freunde oder Freundinnen in Gegenwart des ganzen Volkes. Die auf ſolche Weiſe verbundenen Freunde heißen Pobratini und die Freundinnen Poſeſtrine. Dieſe haben alles mit einander gemein. Sonſt waren Trennungen ſolcher Bündniſſe ohne Beiſpiel; aber ſeit drei Jahrhunderten hat der Brantwein und der Einfluß der Italiäner zuweilen Trennungen verurſacht; doch wird das an dem Orte immer als ein Volksunglück betrachtet. — Ebenſo treu als ihre Freundſchaft, ebenſo unverſöhnlich iſt ihre Feindſchaft; Blutrache iſt gewöhnlich.

Geiſtliche und Mönche ſind eben nicht ſehr geachtet. Das Volk meint, wer das Frommſeyn zu einem Gewerbe mache, könne nicht ſehr fromm ſeyn.

Die Weiber, welche ſich gern putzen, ſtehen in keiner großen Achtung. Sie werden meiſtens mit ihrer Einwilligung entführt.

Zum Zeichen der Trauer um Todte laſſen die Männer den Bart wachſen, die Weiber erſcheinen mit fliegendem Haar, zerkratztem Geſicht und ſtimmen Klagelieder an. Manche ſchneiden ſich das Haar ab, binden es mit dem des Verſtorbenen zuſammen und ſetzen den Haarbuſch auf das Grab.

Im Allgemeinen ſind ſie ſehr zur Fröhlichkeit aufgelegt. Gern ergreifen ſie jede Gelegenheit zu Feſten und da verzehren ſie alles, was ſie einige Monate hindurch reichlich ernährt haben würde. Kein Feſt wird ohne Geſang beendigt; immer nehmen Sänger daran Theil, die meiſtens Heldengedichte von ſlaviſchen Kriegern (ſ. nachher **wiſſenſchaftliche Cultur**) oder ſonſt eine, meiſtens traurige Begebenheit, nicht ſelten voll hoher Einfalt ſingen. Auch des Nachts ſingt der Morlake auf Reiſen, in den Wäldern und Bergen dieſelben Geſänge, jede Strophe wird mit einem Geſchrei intonirt. Wird des Wanderers Geſang von einem andern gehört, ſo antwortet ihm dieſer unfehlbar mit demſelben Liede, und ſo entſteht in der Nacht ein düſterer Wechſelgeſang, der ſo lange fortgeſetzt wird, als man ſich gegenſeitig nur hören kann[27].

VIII. **Bergbau.** Unbedeutend, da die Erdharzgruben von Vergoraz und Vallona kaum Beachtung verdienen. Außerdem wird Seeſalz gewonnen, aber nicht in hinreichender Menge.

IX. **Handwerke und Künſte.** Kaum zur Nothdurft ausreichend. Nur in den Städten findet man einige Handwerker. Die Roſolibrennereien und der Schiffbau ſind am bedeutendſten. Die zur Kleidung nöthigen Zeuge verfertigen die Weiber ſelbſt. Waffen, Angeln und einige Schmiedewerkzeuge ſind die einzigen Bedürfniſſe, die er kaufen muß.

X. **Handel und Schifffahrt.** Die Dalmatiner ſind die geübteſten Seefahrer im adriatiſchen und mittelländiſchen Meere, und ihre Schiffe werden von den italiäniſchen Handelsleuten aus vielen Gegenden für ihren Verkehr in dieſen Gewäſſern geſucht; aber ein großer Theil derſelben wird zu dem eigenen Handel dieſes Landes verwendet. Im Jahre 1815 zählte man 2995 Schiffe in der See, welche blos Dalmatien gehörten, und ſo unbequem der Landtransport iſt, ſo waren doch in dem nämlichen Jahre 1035 Frachtwagen bei dem Landhandel verwendet. Die meiſten und beſten Schiffe beſitzen die Einwohner des Kreiſes von Cattaro.

Der ſtärkſte Verkehr, der von Dalmatien aus betrieben wird, findet nach der Türkei, dem öſtreichſchen Seeküſtenlande und Italien ſtatt. Nach letzteren beiden werden durchaus zur See an eigenen Landeserzeugniſſen ausgeführt: Wein und Weinſtein, Öl und Oliven, Brantwein, Feigen, Caroben, mineraliſcher Schiffstheer, Baumharz, geſalzene Fiſche, Pökelfleiſch, Unſchlitt, rohe Häute, Schafwolle, Wachs und Honig; und an fremden Waren, die hier blos als Tranſito vorkommen: Hornvieh, Pferde, Schafe, rohe und bearbeitete Thierhäute, Wolle, rohes Eiſen u. ſ. w. Der ſtärkſte Handel nach der Türkei geſchieht mit Wein und Weinſtein, Oliven und Öl, Liqueurs, geſalzenen Fiſchen, Eſſig und Feigen, ferner mit vielen fremden Artikeln, beſonders Seiden-, Wollen- und Leinenzeugen, Glas-, Metall- und Farbewaren, Hanf, Flachs, Strohdecken, Papier, Colonialwaren u. ſ. w., wogegen Dalmatien eine Menge anderer Artikel, beſonders Schlachtvieh und Pferde, Kühe, Wachs, Honig, rohe und verarbeitete Thierhäute, Leder- und Metallwaren, Schaf- und Baumwolle, Tabak, Getreide, rohes Eiſen u. ſ. w., theils zum eigenen Verbrauche, theils zur weiteren Verführung größtentheils zu Lande erhält[28].

XI. **Wiſſenſchaftliche Cultur.** 1) **Sprache und Literatur.** Der Dialekt, deſſen ſich die Dalmaeiner bedienen, iſt dem Serbiſchen ſehr nahe verwandt; derſelbe Wohlklang, dieſelbe bilderreiche Poeſie iſt beiden gemein. Während aber die Serben ſich nur der verſtümmelten griechiſchen Schrift bedienen, müſſen wir in der Literaturgeſchichte der Dalmatiner die Kirchen- und die Profan-Literatur unterſcheiden. Jener iſt die altſlaviſche Kirchenſprache mit dem glagolitiſchen, dieſer die gemeine Landesmundart mit lateiniſchem Alphabet eigen.

---

[26] Über die Bedeutung dieſes Ausdruckes ſ. Sect. II. Thl. I. S. 210.

[27] Nach Ehrenberg, Engel (in Debrowſky's Slavin S. 105), Germar, Ritter u. a.

[28] **Liechtenſtern** Öſtr. Mon. III. 1832.

Obgleich die Bekehrung der Dalmatiner von Rom aus geſchehen war, ſo riſſen ſich doch die dalmatiſchen Slaven nach Bekanntwerdung von Method's Unterricht von der lateiniſchen Sprache bei der Liturgie los und ſchloſſen ſich willig an die ſlaviſche an. Später verfiel irgend ein Dalmatiner auf den Gedanken, zum Behuf der ſlaviſchen Liturgie und für die Anhänger der lateiniſchen Kirche, neue, von den cyrilliſchen verſchiedene Buchſtaben zu erkünſteln. Dieſes iſt das glagolitiſche Alphabet, deſſen ſich die ſlaviſchen Prieſter der abendländiſchen Kirche in Kroatien und Dalmatien bedienen. Durch dieſe Abänderung der Schreibart, welche wahrſcheinlich um das Jahr 1220 von einem Mönche auf der Inſel Arbe ausging, hoffte man die Slaven des griechiſchen Ritus zu gewinnen. Der Papſt Innocenz IV. genehmigte dieſes Vorhaben um das Jahr 1248. Das älteſte, mit dieſen Schriftzügen geſchriebene Denkmal iſt ein Pſalter, mit welchem ein Clericus von Arbe um 1220 auftrat.

Die Päpſte waren anfänglich Beſchützer dieſer Schreibart, und bald nach Entdeckung der Buchdruckerkunſt erſchienen einzelne gedruckte Werke. Das älteſte von dieſen iſt ein im J. 1483 ohne Angabe des Druckortes erſchienenes Miſſal in Folio. In Tübingen, Rom und Venedig wurde in der Folge mit dieſen Typen gedruckt. In der Mitte des 17. Jahrh. erwarben ſich Levakovich, und die Erzbiſchöfe Zmajevich und Caraman große Verdienſte um die glagolitiſche Literatur. Der Erzbiſchof Zmajevich, welcher die altſlaviſche Kirchen- und die Vulgarſprache gleich hoch achtete, errichtete ein eigenes ſlaviſches Seminarium zu Zara. Er drang bei einer neuen Ausgabe des Miſſals auf eine Verbeſſerung des Textes.

Die Literalſprache der Glagoliten hatte lange Zeit die Cultur der gemeinen Redeſprache verhindert, aber endlich erhielt dieſe das Übergewicht. Italiens Nachbarſchaft, die Schwerfälligkeit der glagolitiſchen Züge bewirkten bald, daß dieſes ſich aus dem gemeinen Leben verlor und nur in den Kirchenbüchern gebraucht wurde; lateiniſche Buchſtaben mit einigen Abänderungen dienten als Schriftzeichen, doch wich ihre Schreibart ſehr von der polniſchen und böhmiſchen ab. Die Anwendung der lateiniſchen Buchſtaben ſcheint bald nach der Bekehrung des Volkes zum Chriſtenthume ſtatt gefunden zu haben. Der älteſte dalmatiſche Schriftſteller iſt ein unbekannter Prieſter zu Dioklea, der auf Verlangen ſeiner Mitbürger ums Jahr 1161 eine Geſchichte der ſüdlichen Slaven verfaßte.

Der allgemeinere Gebrauch der lateiniſchen Buchſtaben ſtammt wahrſcheinlich aus Raguſa, welches ſeit langer Zeit eine mit römiſch-italiäniſchen Lehrern beſetzte Schule hatte. So war Johann von Ravenna, ein Schüler und Hausgenoſſe Petrarcas und zuletzt Profeſſor und Kanzler der Univerſität zu Padua, zwiſchen 1370 und 1400 Profeſſor zu Raguſa und Secretär des Senates. Die wiſſenſchaftliche Bildung erhielt an dieſem Orte einen neuen Aufſchwung durch die freundſchaftliche Aufnahme, welche die fliehenden Griechen fanden. In der Dichtkunſt wurden die lateiniſchen Buchſtaben zuerſt gebraucht. Dieſe wurde durch Blaſius Darxich (geb. 1474), Sigismund Menze (geb. 1475, geſt. 1524), Mauro Vetranich (geb. 1482, geſt. 1576) und Stephan Gozze mit Glück bearbeitet. In den hierauf folgenden Zeiten der Ruhe und des Friedens, beſonders in der Zeit, als der gelehrte Ludwig Becatelli (1555—60) Erzbiſchof von Raguſa war, erreichten die lateiniſchen Studien und in ihrem Gefolge auch die Nationalliteratur den höchſten Glanz. Aber noch fehlte es ſtets an einer beſtimmten Orthographie und Grammatik. Den erſten Schritt zu ihrer Bearbeitung machte der Jeſuit Barth. Caſſius in ſeinen Instit. linguae illyr. 1604.

Im Laufe des 17. Jahrh., wo die Ruhe der Republik Raguſa im Ganzen fortdauerte, hob ſich die Literatur. Der Dichter Joh. Gondola, Sohn des Geſchichtsſchreibers Franz Gondola (geſt. 1638), überſetzte Taſſo's Jeruſalem und verſorgte das ſlaviſche Theater zu Raguſa, das erſte unter den Slaven, mit verſchiedenen Dramen; Junius Palmota (geſt. 1657) verfaßte die Chriſtiade und mehre Dramen. Das ſchreckliche Erdbeben von Raguſa im J. 1666 vernichtete den Wohlſtand der Republik in einigen Minuten auf Jahrhunderte. Jakob Palmota (geſt. 1680), Joh. Gondola (geſt. 1721), Marinus Tudiſi, Stephan Roſa u. a. lieferten zwar noch gute Werke, aber die Blüthezeit der Literatur war vorüber. Hauptſächlich lag der Grund darin, daß Jeſuiten die Erziehung der Jugend leiteten und ſie mehr die lateiniſche als die ſlaviſche Nationalliteratur zu heben ſuchten.

Seit Peter Boscovich (geſt. 1727), dem Überſetzer von Cid und einigen Heroiden Ovids, und Ignat. Giorgi (geſt. 1737), verſuchten ſich ohne vorzüglichen Ruhm Ignat. und Anna Boscovich ums Jahr 1758, dann die Frauen Lucretia Bogascini, Maria Faccenda; Katharina Sorgo und die Brüder Joſeph und Damian Bettordi in kurzen ſlaviſchen Gedichten, meiſt heiligen Inhalts. Junius Reſti (geſt. 1735), Seraph. Cerva (geſt. 1759) und Seb. Dolci (geſt. 1777) bearbeiteten die Geſchichte von Raguſa lateiniſch.

In der neueſten Zeit haben ſich um die dalmatiſch-raguſaniſche Mundart vorzüglich Appendini, Voltiggi und Stulli verdient gemacht. Der Piariſt Franz Maria Appendini, Rector und Präfect zu Raguſa, gab 1808 eine brauchbare Grammatik heraus. Des Iſtrianers Joſeph Voltiggi Wörterbuch (Wien 1803) enthält auch eine Grammatik. Das neueſte Werk iſt das große Wörterbuch von Joachim Stulli, einem Franciskaner von Raguſa, eine Arbeit, auf welche er volle 50 Jahre verwendet hat [29].

---

[29] Nach Franz Sartori Hiſtoriſch-ethnographiſche Über-

2) **Die wiſſenſchaftlichen Anſtalten** ſind bis jetzt auf wenige beſchränkt; nämlich auf eine philoſophiſche Lehranſtalt und ein Gymnaſium der Piariſten zu Raguſa. Unter der öſtreichſchen Regirung ſind Gymnaſien zu Zara und Spalato errichtet.

XII. **Verfaſſung.** Dalmatien hat keine Landſtände, wie die übrigen Staten der Monarchie, jedoch hat Öſtreich den Städten und einzelnen Diſtricten beſondere Vorrechte gelaſſen, die ſie früher beſaßen. Das höchſte politiſche Collegium iſt das Gubernium zu Zara, welchem die fünf Kreisämter zu Zara, Macarsca, Spalato, Raguſa und Cattaro untergeordnet ſind. Es ſteht unmittelbar unter der k. k. Hofkanzlei und dem Miniſterium des Innern zu Wien.

XIII. **Kirchenſtat.** Die Religion, wozu ſich die Mehrheit der Bewohner bekennt, iſt die katholiſche. Sie hat drei Erzbisthümer (Zara, Spalato, Raguſa) und neun Bisthümer (Arbe, Brazza, Leſina, Liſſa, Cattaro, Curzola, Macarsca, Nona, Scordona, Sebenico und Trau), welche jedoch nicht immer beſetzt ſind. Die Zahl der Klöſter (aus denen jedoch der größte Theil des Curat-Clerus für 378 Pfarren genommen wird) beläuft ſich auf 60, ferner 9 Nonnenklöſter. Die Nichtunirten haben einen Biſchof zu Sebenico und einen Generalvicar zu Cattaro; ihm ſind auch die Pfarren der nicht unirten Griechen zu Pola in Iſtrien, die in Dalmatien beſtehenden 11 Klöſter und 119 Pfarren untergeordnet [30]).

XIV. **Finanzen.** Die Einnahmen fließen aus den Domänen, der Salzregie, directen und indirecten Steuern. Ihre Größe iſt unbekannt. (*L. F. Kämtz.*)

B. **Geſchichte.** Der Name Dalmatien hat ſich, obwol nicht ſtets in gleicher Ausdehnung, an der öſtlichen Küſte des adriatiſchen Meerbuſens, von den älteſten Zeiten bis auf den heutigen Tag erhalten. Er diente weniger zur Bezeichnung einer beſtimmten Nation, als vielmehr eines Landſtriches, der im Laufe der Zeiten von verſchiedenen Völkerſchaften beſetzt, niemals den Mittelpunkt irgend einer beſondern politiſchen Geſtaltung ausmachte, ſondern durch benachbarte Staten beſtimmt und in ihren Kreis hineingezogen wurde. Der öſtliche Küſtenrand des adriatiſchen Meeres gehörte urſprünglich zu dem Königreich Illyrien. Schon ehe dieſes Reich mit den Römern in die Kriege gerieth, welche zuerſt ſeine Demüthigung und dann ſeinen Untergang zur Folge hatten, riß ſich die reiche und mächtige Handelsſtadt **Delminium** von ihm los und behauptete nicht allein ihre Unabhängigkeit, ſondern vergrößerte auch ihr Gebiet, das nach ihr als dem Haupte und Mittelpunkte den Namen **Dalmatia** erhielt. Illyrien wurde nach der Beſiegung des Königs Gentius im Jahr 170 vor Chr. Geb. in eine römiſche Provinz verwandelt, Dalmatien dagegen blieb von den Römern, wenn auch nicht unangefeindet, doch wenigſtens unbezwungen, bis der Conſul C. Marcius Figulus im Jahre 158 vor Chr. vor die Stadt Delminium zog und dieſelbe nach einer langen Belagerung eroberte [1]). Es waren, wie es ſcheint, Räubereien zur See und zu Lande geweſen, wodurch ſich die Dalmatier den Unwillen und die Feindſchaft der Römer zugezogen hatten; der Conſul begnügte ſich daher mit der Zerſtörung von Delminium, um ſie ihres Seehafens zu berauben und ſie zu ſchrecken. Nach dem Abzuge der Römer kamen aber die Dalmatier von neuem aus ihren Bergen hervor und ſetzten ſich durch die Gründung von Salona wieder am Meere feſt. Die Erneuerung ihrer Räubereien hatte verheerende Streifzüge der Römer in ihr Land zur Folge; Aſinius Pollio machte im Jahr 40 vor Chr. einen Einfall in Dalmatien, allein da ſich alles in die Gebirge geflüchtet hatte, wohin ihnen zu folgen ebenſo ſchwierig als gefährlich war, ſo zog er ſich nach Verheerung des flachen Landes wieder zurück. Nicht eher als bis die Pannonier beſiegt und bezwungen waren, ließ ſich an eine Dauer der Unterwerfung Dalmatiens denken. Dies unternahm Cäſar Octavianus und führte es im Jahre 36 vor Chr. glücklich aus; die Unterjochung der Völkerſchaften im Norden und Oſten von Dalmatien zog auch die Unterwerfung dieſes Landſtrichs nach ſich [2]). Zwei römiſche Legionen erhielten von nun an in Dalmatien ihre Standquartiere, während zugleich eine römiſche Flotte im adriatiſchen Meere kreuzte, um den erzwungenen Gehorſam ſo lange durch fortgeſetzten Zwang zu erhalten, bis mit der Einführung der römiſchen Civiliſation die Abneigung gegen die römiſche Herrſchaft verſchwunden ſeyn würde [3]). Die Geſtalt des Landes änderte ſich bald zum Vortheile deſſelben. Mit den römiſchen Einrichtungen drang auch römiſche Bildung ein; die von Hirten nomadiſch durchzogenen Fluren verwandelten ſich in fruchtbare mit Dörfern und Höfen bedeckte Felder, und an den Buchten, welche vorher blos den Seeräubern zu Schlupfwinkeln und Zufluchtsörtern gedient hatten, ſtiegen reiche und blühende Handelsſtädte empor. Nirgends zeigt ſich der großartige und wohlthätige Einfluß römiſcher Bildung ſchöner als an dieſen Küſten, die nur einmal eine Zeit gebildeter Verhältniſſe gehabt haben, die Zeit der römiſchen Herrſchaft; der Name Dalmatien erhielt zugleich eine größere Ausdehnung: er bezeichnete eine Unterabtheilung von Illyricum und umfaßte den ganzen Seeſtrand von Macedonien bis an die Grenzen von Italien, ſo daß die Namen Liburnien und Japydien ſich in ihm auflöſten.

Dalmatien und die angrenzenden Länder lieferten dem römiſchen Reiche die beſten Soldaten und, ſeit das Heer Kaiſer abſetzte und ernannte, auch einige der tüchtigſten Imperatoren. Zu den letzteren gehörte namentlich Diocletianus, der ein geborener Dalmatier war und der ſich nach der freiwilligen Niederlegung ſeiner Würde in ſeine Heimath zurückzog und dort ſein Leben beſchloß. Er nahm ſeinen Aufenthalt in der Nähe von Salona und baute daſelbſt an einem reizenden Punkte der Küſte einen Palaſt, der ſowol durch ſeine Größe und Feſtig-

---

ſicht der wiſſenſchaftlichen Cultur, Geiſtesthätigkeit und Literatur des öſtreichſchen Kaiſerthums nach ſeinen mannichfaltigen Sprachen und deren Bildungsſtufen. 8. Wien 1830. Bd. 1. S. 63 f.

[30]) Liechtenſtern S. 1835.

[1]) Flor. lib. IV. cap. 12.

[2]) Dion. Cass. hist. Rom. lib. XLIX. cap. 34—38.

[3]) Tacit. Ann. lib. IV. cap. 5.

keit als durch den Umſtand merkwürdig iſt, daß aus ihm die heutige Stadt Spalatro entſtand [4]. Bei der Theilung des römiſchen Reiches in das occidentaliſche uns orientaliſche Kaiſerthum blieb Dalmatien mit dem Theile der illyriſchen Präfectur, welcher zu dem Occident geſchlagen wurde, unter der Herrſchaft der occidentaliſchen Imperatoren. Es begann aber bereits die Folgen des Verfalls der römiſchen Macht zu fühlen, und erhielt namentlich einen gefährlichen Feind an den Hunnen, als dieſe bis Pannonien vordrangen und ſich daſelbſt feſtſetzten. Doch waren die Leiden und Verwüſtungen, welche Dalmatien durch die Einfälle der Hunnen auszuſtehen hatte, nur vorübergehend, da mit Attila's Tod die hunniſche Macht wieder auseinander fiel. Das Schickſal, welches ihm nach der gänzlichen Auflöſung des occidentaliſchen Reiches zu Theil wurde, war in Vergleich mit den Drangſalen, denen andere Provinzen ausgeſetzt waren, nicht blos ein erträgliches, ſondern ſelbſt ein glückliches. Dalmatien kam nämlich mit Einwilligung des Kaiſers Zeno im Jahr 489 unter die Herrſchaft des oſtgothiſchen Königs Theoderich des Großen und bildete, nachdem dieſer auch Italien erobert hatte, einen Theil des oſtgothiſchen Königreichs Italien. Kaum war aber zwiſchen Theoderichs Nachfolgern und dem oſtrömiſchen Kaiſer Juſtinian ein Krieg ausgebrochen, als Dalmatien auch ſogleich den Oſtgothen wieder entriſſen und mit dem orientaliſchen Reiche vereinigt ward. Allein dieſes Reich war nicht mehr mächtig genug, um ſeine entfernteren Provinzen gegen die Anfälle barbariſcher Völker zu vertheidigen; auch Dalmatien wurde daher ſeit dem Jahre 548 von verſchiedenen Volksſtämmen überſchwemmt und verheert, und veränderte nun ſeine Bewohner und ſeine Geſtalt ganz und gar. Es waren zuerſt die Sclavinen, welche nach ihrem Übergange über die Donau im Jahre 543 in Thracien einbrachen und bis nach Dalmatien vordrangen; was ihrer Wuth nicht erlag, flüchtete ſich in die feſten Städte oder ſuchte auf unzugänglichen Felſen Schutz. Auf einem ſolchen Felſen wurde von Flüchtlingen aus dem verheerten Epidaurus damals die Stadt Raguſa angelegt. Noch größere Verwüſtungen richteten die Avaren an, obgleich ſie Dalmatien nicht blos durchſtreifen und plündern, ſondern es ihrer Herrſchaft unterwerfen wollten. Unter andern Städten hatte auch Salona das Unglück, von den Avaren erobert und zerſtört zu werden. Die Einwohner, welche mit dem Leben davon kamen, flüchteten ſo lange auf die Inſeln, bis ſie nach dem Abzuge der Avaren zurückkehren konnten. Statt aber ihre zerſtörte Stadt wieder aufzubauen, ſiedelten ſie ſich in dem naheliegenden Palatium Diocletians an, und aus dieſer Anſiedlung ging bald die bedeutende und feſte Stadt Spalatro hervor. Die Städte Zara und Trau widerſtanden durch ihre ſtarken Mauern den Avaren und bildeten von nun an nebſt den Städten Raguſa, Spalatro und Juſtinopolis und den Inſeln Arbe, Veglia und Oſorno eine Art von beſonderem Stat, der zwar die Oberhoheit des griechiſchen Kaiſers anerkannte, aber dieſelbe bald auf ſehr geringe Rechte beſchränkte. Der Kaiſer beſtellte allerdings einen Statthalter von ganz Dalmatien, welcher gewöhnlich ſeine Reſidenz in der Stadt Zara hatte, allein die Gewalt deſſelben beſchränkte ſich auf die Einnahme des Schutzgeldes und auf die Sorge, daß die Oberhoheit des Kaiſers in Formalitäten erhalten würde. Der Name des Kaiſers ward daher auf Münzen und in Inſchriften, ſo wie die Jahre ſeiner Regirung in Urkunden fortgeführt; ſeine eigentliche Herrſchergewalt war dagegen in den dalmatiſchen Städten ebenſo ſehr im Schatten, wie in Rom und Venedig. Wie in Rom der Biſchof ſich wirklich an die Spitze der Stadt und der dazu gehörigen Landſchaft emporſchwang, und der Patriarch von Aquileja in Venedig ein Gleiches wenigſtens verſuchte: ſo bildete auch in Dalmatien der erſte Geiſtliche, der Erzbiſchof von Spalatro, den politiſchen Mittelpunkt; die Ehrfurcht vor ſeiner heiligen Würde vereinigte ſich mit dem Vertrauen, welches die Bürger der dalmatiſchen Städte in ihn als den Vertheidiger ihrer Freiheit ſetzten, um ſein Anſehen über das des kaiſerlichen Statthalters zu erheben.

Das übrige Dalmatien lag unter der rohen Herrſchaft der Avaren wüſt und entvölkert da, bis die Slaven in der erſten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts anfingen, das avariſche Joch abzuwerfen. Von dieſer Zeit an ſank die Macht des avariſchen Chans ſo herab, daß er Dalmatien zu vertheidigen nicht mehr im Stande war. In der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts zogen daher ſlaviſche Stämme in Dalmatien ein. Die Serben beſetzten nicht blos das heutige Servien und Bosnien, ſondern auch den Theil von Dalmatien, der zwiſchen den Städten Durazzo, Raguſa und Narenta lag, die Kroaten dagegen ließen ſich in dem weſtlichen Dalmatien nieder. Sie nahmen das Chriſtenthum, welches ihnen durch römiſche Geiſtliche gebracht wurde, an und gingen auf das Verlangen des Papſtes gegen den heiligen Stuhl die Verpflichtung ein, ſich aller Räubereien und Angriffskriege enthalten zu wollen. Ihr Land theilten ſie in vierzehn Zupanate, von denen eilf einen Archizupan und die drei übrigen einen Ban an der Spitze hatten. Ihre Geſchichte iſt indeſſen im Anfange ebenſo arm als dunkel [5].

---

4) Eine Beſchreibung dieſes Palaſtes hat *Gibbon* hist. of the decline etc. Vol. II. p. 148, eine Abbildung deſſelben findet man in den von dem Jeſuiten Farlati herausgegebenen Illyricum sacrum (Venet. 1751. fol.) T. II. p. 389.

5) Die ausführliche Erörterung der kroatiſchen Geſchichte gehört in den Artikel Kroatien, auf welchen ich den Leſer hiemit verweiſe. Wie dunkel und unſicher die Geſchichte der Kroaten in ihrem Anfange iſt, beweiſt ſchon die angebliche fränkiſche Oberherrſchaft, unter welcher die Kroaten bei ihrer Niederlaſſung geſtanden und gegen welche ſie ſich erſt empört haben ſollen, als der fränkiſche Herzog Gotzilin ſeine Gewalt zu unerträglichen Bedrückungen misbrauchte. Da ſich die fränkiſche Oberherrſchaft in dieſen Gegenden mit der fränkiſchen Geſchichte des ſiebenten Jahrhunderts ſchwer in Übereinſtimmung bringen läßt, ſo haben die dalmatiſchen Geſchichtsſchreiber und unter ihnen auch Farlati dieſelbe erſt in das neunte Jahrhundert geſetzt, ich glaube indeſſen, daß ſich die Sache auf folgende Art erklären läßt, die mehr als bloße Vermuthung ſeyn dürfte. Die Slaven befreiten ſich bekanntlich von der Herrſchaft der Avaren unter der Anführung eines Franken Namens Samo, und machten denſelben aus Dankbarkeit zu ihrem Könige. Daß Samo viele Landsleute an ſeinen Hof zog und daß durch ihn

Die Städte Dalmatiens ſowol, als auch die ſlaviſchen Stämme, die ſich um dieſelben her niedergelaſſen hatten, blieben ſo lange zum Theil unter der Oberhoheit, zum Theil unter dem Einfluſſe der griechiſchen Kaiſer, bis der fränkiſche König Karl der Große nach Beſiegung und Vernichtung der Avaren die Grenzen ſeines Reiches ihnen näher rückte. Durch die Beſetzung von Krain war für die Franken ein Punkt gewonnen, von wo aus ſich auf die jenſeits der Sau gelegenen kleinen Reiche der Slaven wirken ließ. Die Folgen dieſer Einwirkung zeigten ſich darin, daß nicht allein die Kroaten unter die Oberhoheit Karls des Großen traten, ſondern daß auch die dalmatiſchen Städte von dem griechiſchen Kaiſer abfielen und ſich im Jahr 806 unter den Schutz des fränkiſchen Kaiſers begaben. Der Kaiſer Nicephorus ſchickte ſogleich den Patricius Nicetas mit einer Flotte in das adriatiſche Meer, um dieſen Abfall zu züchtigen; die Franken brachten indeſſen ebenfalls eine Flotte zuſammen, und ſchlugen im Jahr 809 den griechiſchen Admiral Paulus bei Commacchio. Karls zweiter Sohn, Pippin, beſuchte darauf die dalmatiſche Seeküſte, mußte ſich aber vor der überlegenen Flotte, mit welcher der griechiſche Admiral Paulus erſchien, wieder zurückziehen. Die beiden Kaiſer wurden indeſſen dieſes Krieges bald überdrüſſig, und ſobald ſich der griechiſche Hof dazu verſtand, Karls des Großen Kaiſertitel anzuerkennen, war dieſer zum Frieden bereit. Der Friede wurde im Jahr 812 geſchloſſen. Der griechiſche Kaiſer trat den Franken ſeine Oberhoheit über Liburnien, Dalmatien, Iſtrien und Pannonien ab, behielt aber die dalmatiſchen Freiſtädte Juſtinopolis, Zara, Trau, Spalatro und Raguſa nebſt den Inſeln Oſorno, Arbe und Veglia, die nun noch längere Zeit zu ihm in demſelben Verhältniß blieben, in welchem Venedig zu ihm ſtand 6).

Die durch den Frieden zwiſchen den Franken und Griechen geordneten Verhältniſſe waren indeſſen von keiner langen Dauer. Schon unter Ludwig dem Frommen begann der fränkiſche Einfluß auf Dalmatien zu erſchlaffen, und obgleich dieſe Gegenden bei den verſchiedenen Theilungen des fränkiſchen Reiches bald dem Königreich Baiern, bald dem Königreich Italien zugetheilt wurden, ſo war doch das Band, welches ſie an die Franken knüpfte, ſo ſchwach, daß es ſich nach und nach ohne gewaltſame Zerreißung auflöſte. Die Zeit, in welcher dies geſchah, läßt ſich durch die Thatſache beſtimmen, daß die dalmatiſchen Biſchöfe ſich von der römiſchen Kirche zu der griechiſchen wandten; denn eine Folge ihrer Anerkennung des Patriarchen von Conſtantinopel war, daß ihre Gemeinden auch den griechiſchen Kaiſer Baſilius I. als ihren weltlichen Oberherrn anerkannten, zumal da derſelbe im Jahr 868 die dalmatiſche Küſte mit Glück gegen die Sarazenen vertheidigte, die von Afrika und Sicilien aus mit ihren Raubflotten in den adriatiſchen Meerbuſen eingedrungen waren. Der damalige Patriarch von Conſtantinopel, Photius, wich aber in ſeinen Glaubensſätzen von dem bisherigen Lehrbegriff der dalmatiſchen Kirche ab. Die dalmatiſchen Biſchöfe ſagten ihm daher als einem Ketzer im Jahr 879 den Gehorſam auf und traten in ihre frühere Verbindung mit dem römiſchen Papſte zurück. Auch die kroatiſchen Fürſten riſſen ſich von dem griechiſchen Kaiſer los, und die ſlaviſchen Seeräuber, beſonders die Narentaner, begannen das adriatiſche Meer unſicher zu machen. Die Freiſtädte kamen dadurch in die größte Bedrängniß; da der griechiſche Kaiſer nicht im Stande war, ſie zu ſchützen, ſo erlaubte er ihnen, das Schutzgeld, welches ſie bisher an den kaiſerlichen Statthalter in Zara bezahlt hatten, an die ſlaviſchen Fürſten zu entrichten, um ſich damit Frieden und Freundſchaft von denſelben zu erkaufen. Die Kroaten erhielten alſo gegen das Ende des neunten Jahrhunderts die Oberhoheit über die dalmatiſchen Seeſtädte, die ſie indeſſen in ihrer alten Verfaſſung beſtehen ließen; in der kroatiſchen Kanzleiſprache hießen von nun an die Städte Zara, Trau und Spalatro mit den dazu gehörigen Gebieten und Inſeln Regnum Dalmatiae 7). Durch den Beſitz der Seeküſte wurden die Kroaten die mächtigſte Nation an dem adriatiſchen Meere, und es konnte daher nicht anders ſeyn, als daß ſie bald mit den Venedigern über die Herrſchaft auf dieſem Meere in Streit geriethen. Der kroatiſche Herzog Creſcimir brachte durch die Vereinigung aller Kroaten unter ſeine Herrſchaft ſeine Macht auf eine ſo hohe Stufe, daß ſein Sohn Dirzislav im Jahr 970 den Titel eines Königs von Kroatien annahm. Dirzislav gab darauf auch den Rechten, die bisher ſeine Vorgänger in den dalmatiſchen Städten ausgeübt hatten, eine größere Ausdehnung; er ließ nämlich das Schutzgeld, welches ihm die Städte zu entrichten hatten, auch von den fremden Kaufleuten fodern, die dieſelben beſuchten. Dieſer neue Zoll brachte den Städten ebenſo großen Schaden, als den Venedigern, welche mit ihnen in Handelsverbindung ſtanden; die dalmatiſche Stadt Zara fiel daher von den Kroaten ab und begab ſich in venedigſchen Schutz. Die Venediger hatten ſchon längſt ihre Augen auf die dalmatiſche Küſte geworfen und ergriffen daher die ſich ihnen jetzt darbietende Gelegenheit zur Eroberung derſelben mit Freuden. Ihr Doge Peter Urſeolus II. kam im Jahre 997 mit einer mächtigen Flotte nach Dalmatien, und ſeine Erſcheinung war das Signal zu einem allgemeinen Abfall von Dirzislav; nicht blos die dalmatiſchen

---

eine Menge Franken bei den Slaven zu Anſehen und hohen Ehren gelangten, liegt in der Natur der Dinge. Auf dieſe Art mag auch der Franke Gotzilin an die Spitze der Kroaten gekommen ſeyn, als dieſe in Dalmatien einwanderten. Er regirte alſo die Kroaten auf ſeine eigene Hand, nicht aber als Statthalter eines der fränkiſchen Könige. Das ihm von den Kroaten freiwillig übertragene Anſehen misbrauchte aber Gotzilin zur Ausübung von Bedrückungen, die alle Gemüther gegen ihn erbitterten. Er hatte natürlich ein Gefolge von fränkiſchen Kriegsleuten um ſich, ſonſt würde er es ſchwerlich gewagt haben, den Unwillen der Kroaten zu reizen; als aber dieſer in einer Empörung zum Ausbruche kam, war Gotzilin mit ſeinen Franken zum Widerſtande zu ſchwach und wurde ſamt allen ſeinen Leuten niedergemacht.

6) Einhard. Ann. a. 806—812. Einhard ſagt in der vita Caroli M. cap. 15. Karl habe beherrſcht Daciam, Histriam quoque et Liburniam atque Dalmatiam, exceptis maritimis civitatibus, quas ob amicitiam et junctum cum eo foedus Constantinopolitanum imperatorem habere permisit.

7) Vergl. *Joh. Lucii* de regno Dalmatiae et Croatiae. libr. VI. (Amstelod. 1688). p. 144.

Städte und Inſeln, ſondern auch viele kroatiſche Fürſten huldigten dem Dogen. Nachdem er einige Seeräuberſtädte zerſtört und andere zu der Verpflichtung gezwungen hatte, daß ſie keine Schiffe, die von oder nach Venedig fahren würden, angreifen wollten, kehrte er nach Venedig zurück, und legte ſich den Titel eines Herzogs von Dalmatien bei. Weder Dirzislav, noch ſein Bruder Svätoslav erlaubten ſich weitere Feindſeligkeiten gegen Venedig, der letztere um ſo weniger, da ſein Sohn Stephan von dem Dogen als Geißel mitgenommen worden war und in Venedig erzogen wurde; der dritte Bruder Crescimir dagegen erneuerte, ſobald er zur Regirung gelangte, den Krieg gegen Zara. Dies hatte zur Folge, daß der Doge Otto Urſeolus im Jahr 1018 mit einer Flotte herbeikam und die belagerte Stadt entſetzte. Die Misverhältniſſe zwiſchen den Kroaten und Venedigern wurden völlig ausgeglichen, als der in Venedig erzogene Neffe Crescimirs, Stephan, den kroatiſchen Thron beſtieg. Durch ſeine Vermählung mit der Schweſter des venedigſchen Dogen Otto Urſeolus war er mit den vornehmſten Geſchlechtern in Venedig verwandt oder befreundet, und nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin heirathete er die Witwe eines Patriciers in Zara, wodurch er auch mit dieſer Stadt in freundſchaftliche Verhältniſſe trat. Unter dieſen Umſtänden ſcheinen es die dalmatiſchen Städte vortheilhaft gefunden zu haben, unter die Schutzhoheit des kroatiſchen Königs zurückzukehren; wenigſtens nannte ſich Stephans Sohn und Nachfolger, Crescimir Peter, ſeit dem Jahre 1052 König von Dalmatien, und die Venediger willigten entweder in dieſen Titel und den daran geknüpften Beſitz, oder ſie wagten nicht, aus Furcht vor der Macht des Königs, ihm denſelben ſtreitig zu machen [8]. Crescimir Peter hatte aber keinen Sohn und auch keinen Verwandten, der kräftig genug war, um die von ihm gehobene Macht der Kroaten zu behaupten; er nahm zwar ſeinen Neffen Stephan zum Thronfolger an, allein er ließ denſelben wieder fallen, als er, wie es ſcheint, deſſen Unfähigkeit erkannt hatte. Nach ſeinem Tode brachen daher unter den kroatiſchen Großen Thronſtreitigkeiten aus; Stephan wurde von Slavizo verdrängt, und dieſer durch den Ban Demetrius Zwonimir vom Throne geſtürzt. Während der Verwirrung dieſer Streitigkeiten begab ſich Dalmatien unter den Schutz des griechiſchen Kaiſers. Kaum war aber Demetrius Zwonimir auf dem Throne befeſtigt, als er auch ſogleich die Schutzherrſchaft über Dalmatien in Anſpruch nahm und ſie durch den Einfluß des Erzbiſchofs Laurentius von Spalatro wieder gewann. Auf den Rath dieſes Prälaten beſchloß der König, ſich dem päpſtlichen Stuhle zu unterwerfen und durch eine von dem Papſte ausgegangene Belehnung und Weihe ſein Recht zum Throne über allen Widerſpruch zu erheben. Der König von Kroatien und Dalmatien fügte ſich freiwillig in das Syſtem, welches Gregor VII. damals aufſtellte, und nahm ſein Reich von demſelben zu Lehen. Gregor ſchickte im Jahr 1076 einen Legaten zu der kroatiſchen und dalmatiſchen Reichsverſamlung, die im October zu Altſalona gehalten wurde. Nachdem Demetrius Zwonimir zuerſt von den geiſtlichen und weltlichen Großen zum König erwählt worden war, wurde er von dem päpſtlichen Legaten geſalbt und gekrönt, und legte dann in die Hand deſſelben den Lehenseid ab. Als Lehensabgabe bezahlte er jährlich die Summe von 200 Byzantinern an die päpſtliche Kammer.

Obgleich der griechiſche Kaiſer ſich dieſer Veränderung nicht widerſetzte, ſo gab er doch ſeine Anſprüche auf Dalmatien nicht auf; er benutzte dieſelben vielmehr, um ſich bald darauf durch ihre Übertragung auf Venedig den Beiſtand dieſer Seemacht gegen den normänniſchen Herzog von Apulien zu verſchaffen. Im Jahr 1085 trat der Kaiſer Alexius dem venedigſchen Dogen Vitalis Faledrus die Städte Dalmatiens und Iſtriens förmlich ab, wodurch der Titel eines Herzogs von Dalmatien, welchen der Doge ſeit Peter Urſeolus II. geführt hatte, rechtmäßig wurde. Vitalis Faledrus dehnte ihn indeſſen auch auf Kroatien aus und nannte ſich Herzog von Kroatien und Dalmatien. Er ließ es aber bei der Annahme des Titels bewenden, ohne einen Verſuch zur Eroberung Dalmatiens zu machen. Demetrius Zwonimir behauptete ſich ruhig im Beſitze ſeines Reiches bis zum Jahre 1089, wo er ſtarb. Zu ſeinem Nachfolger wurde jener Stephan gewählt, dem ſchon Crescimir Peter die Thronfolge zugeſichert, aber wieder abgeſprochen hatte, und der während Zwonimirs Regirung in einem Kloſter gelebt zu haben ſcheint. Seine Regirung war kurz und nur dadurch merkwürdig, daß mit ihm die Herrſchaft der kroatiſchen Nationalkönige erloſch. Nach ſeinem Tode erhoben ſich nämlich ſo viele Kronprätendenten, als es mächtige Große in Kroatien gab; ſie ergriffen die Waffen gegen einander, und es entſpann ſich ein Kampf, deſſen Ende nicht abzuſehen war, da die Thronbewerber an Macht und Anhängern ſich ſo gleich waren, daß keiner über die andern ein entſchiedenes Übergewicht gewinnen konnte. Unter dieſen zerrütteten Umſtänden des Landes mußte das Auftreten einer fremden Macht in demſelben von den größten Folgen ſeyn; es waren aber nicht die Venediger, ſondern die Ungern, welche ſich dies zu Nutze machten. Der König Wladislav von Ungern hatte ſchon als Bruder der kroatiſchen Königin Lepa, die mit Demetrius Zwonimir vermählt geweſen war, eine Auffoderung, ſich in die Angelegenheiten der Kroaten zu miſchen; außerdem wurde er noch von einigen Großen herbeigerufen. Er drang daher im Jahr 1091 in Kroatien ein und eroberte das ganze Land bis an die dalmatiſchen Gebirge faſt ohne Widerſtand; die Bezwingung der Bergkroaten und der feſten Städte Dalmatiens war aber nicht ſo leicht, und Wladislav hatte kaum den Anfang damit gemacht, als ihn ein Einfall der Cumanen in Siebenbürgen nach Ungern zurückrief. Er ließ ſeinen Vetter Almuz, den er zugleich zu ſeinem Nachfolger auf dem ungriſchen Throne beſtimmt hatte, in Kroatien zurück; allein nach Wladislavs Tode im Jahre 1095 bemächtigte ſich des Almuz Bruder Coloman der ungriſchen Krone, und ließ ſich auch von ſeinem Bruder gegen eine Entſchädigung das kroatiſche Reich abtreten. Coloman beſchloß nun, die Eroberung ſeines Vorgängers durch die Unterwerfung der Bergkroaten und der dalmatiſchen Seeſtädte zu vollenden. Zu dieſem Zwecke zog er in Slavonien ein Heer zuſammen, aber auch die Kroaten rüſteten ſich zum Widerſtande. Sie beſeitigten ihre Streitigkeiten und rückten nach ihren zwölf Stämmen in zwölf Abtheilungen, und von ebenſo viel Zupanen nach alter Weiſe geführt, an die Drau, um einen Kampf auf Leben und Tod zu beſtehen. Coloman wagte nicht, dieſe entſchloſſenen Männer anzugreifen, ſondern verſuchte, ſie durch Überredung zu gewinnen. Da er vortheilhafte Bedingungen anbot, ſo kam im Jahr 1102 ein Vertrag zu Stande, dem zufolge die Kroaten Coloman als ihren König anerkannten. Sie geleiteten ihn darauf nach Belgrad am Meere, wo er ſich durch den Erzbiſchof von Spalatro krönen ließ. Von den dalmatiſchen Städten war Spalatro die erſte, welche ihm am 15. Juli 1103 die Thore öffnete. Der König beſtätigte der Stadt ihre Vorrechte und Freiheiten, und verlangte für ſich keine anderen Vortheile, als die, welche bisher der griechiſche Kaiſer aus ſeiner Oberhoheit über Dalmatien gezogen hatte. Unter denſelben Bedingungen unterwarf ſich auch die Stadt Trau; blos Zara hielt bis zum Jahr 1105 eine Belagerung aus, allein da die venedigſche Macht, auf deren Beiſtand ſie rechnete, damals in Paläſtina war, ſo öffnete ſie ebenfalls dem König von Ungern ihre Thore und leiſtete demſelben die Huldigung.

---

[8] Lucius l. c. p. 133. Crescimir Peter nannte ſich bald Rex Dalmatiae Croatiaeque, bald Croatorum Rex Dalmatinorumque. In einer Urkunde vom Jahr 1069 ſagt er: Deus omnipotens terra marique nostrum prolongavit Regnum.

Durch die Unterwerfung unter die ungriſche Herrſchaft ging in Dalmatien keine bedeutende Veränderung vor. Zur Verwaltung des Landes wurde ein Ban von Kroatien und Dalmatien eingeſetzt; in den dalmatiſchen Seeſtädten lag ein königlicher Dux mit einer kleinen Beſatzung, um für die Erhaltung des Gehorſams und für die Entrichtung des herkömmlichen Schutzgeldes zu ſorgen. Dagegen durfte ſich kein Unger ohne Erlaubniß der Obrigkeit in den Städten niederlaſſen; denn obwol der König von Ungern die Beſchützung der Privilegien mit einem Eide verbürgt hatte, ſo trauten doch die Dalmatier ſeiner Zuſage nicht. So lange indeſſen Coloman regirte, hatten ſie keine Urſache zu Beſchwerden; allein die vormundſchaftliche Regirung, die nach Colomans Tode im Jahr 1114 für deſſen Sohn Stephan angeordnet wurde, ſuchte ihre Gewalt in Dalmatien auszudehnen. Ein Verſuch des ungriſchen Dux in Spalatro, dieſe Stadt ſich mit Gewalt zu unterwerfen, mislang und vernichtete das Zutrauen der Dalmatier zu den Ungern. Die dalmatiſchen Städte begannen daher ſich wieder nach venedigſchem Schutz umzuſehen. Von nun an begann ein Kampf zwiſchen Venedig und Ungern, der abwechſelnd die dalmatiſche Seeküſte in die Gewalt der einen und der andern Macht brachte. Den Venedigern war Dalmatien um ſo unentbehrlicher, da ſie nirgends leichter das nöthige Holz zur Erbauung von Schiffen und gewandte Matroſen, ſo wie tapfere Soldaten zur Bemannung derſelben erhalten konnten, als hier; außerdem war ihre Schifffahrt und Herrſchaft auf dem adriatiſchen Meere unſicher und unvollſtändig, ſo lange die dalmatiſche Küſte ihnen nicht unterworfen war. Sobald daher die dalmatiſchen Städte ihnen ſelbſt die Hand reichten, kündigten ſie dem König Stephan von Ungern den Krieg an. Der Doge Orbelafo Falieri eroberte im Jahr 1115 die Städte Zara und Belgrad; der Ban von Kroatien wurde bei Zara im folgenden Jahre geſchlagen, worauf mehre Städte den Venedigern freiwillig die Thore öffneten und einige Stämme der Bergkroaten dem Dogen huldigten. Die ungriſchen Stände gingen zwar mit dem Dogen einen fünfjährigen Waffenſtillſtand ein, allein ſie brachen ihn im Jahre 1117 wieder, als ſie ein Heer zuſammengebracht hatten, mit dem ſie die Venediger bei Zara angriffen. Dieſe wurden nicht allein geſchlagen, ſondern verloren auch ihren Dogen Falieri, der in dem Gefechte blieb. Zara mußte ſich den Ungern von neuem unterwerfen. Während der an Falieri's Stelle gewählte Doge, Dominico Michieli, mit der venedigſchen Seemacht in Paläſtina war, vereinigte ſich der König Stephan von Ungern mit dem griechiſchen Kaiſer, Kalo Johannes, zur Vertreibung der Venediger aus Dalmatien. Der griechiſchen Flotte und dem ungriſchen Landheere konnten oder wollten die dalmatiſchen Städte nicht widerſtehen; ſie unterwarfen ſich daher im Jahre 1124 den Ungern wieder, und der ungriſche König Stephan ward zu Belgrad gekrönt. Mit derſelben Leichtigkeit kehrten ſie aber unter die venedigſche Herrſchaft zurück, als der Doge im folgenden Jahre auf der Rückfahrt aus Paläſtina mit ſeiner Seemacht im adriatiſchen Meere erſchien. Die ungriſchen Beſatzungen flüchteten nach Belgrad, mußten aber die Stadt übergeben, die nun völlig zerſtört wurde. Der griechiſche Kaiſer hatte ſich bisher geweigert, den Venedigern eine goldene Bulle über die Abtretung von Dalmatien auszuſtellen; im Jahr 1131 verſtand er ſich endlich dazu, da ihm die Feindſchaft der Venediger mehr Schaden zuzog, als die Behauptung eines bloßen Scheines von Oberherrſchaft werth war.

Um Dalmatien dem Einfluſſe des Erzbiſchofs von Spalatro zu entziehen, der ſich als ein ungriſcher Reichsſtand für die Aufrechthaltung der Hoheit ſeines Königs bemühte, beſchloß die venedigſche Regirung, ein neues Erzbisthum in Zara zu ſtiften und die dalmatiſche Kirche ihrem Patriarchen von Grado als geiſtlichem Oberhaupte zu unterwerfen. Die Errichtung des erzbiſchöflichen Stuhles zu Zara kam im Jahre 1146 zu Stande, allein die Zaratiner wollten nicht zugeben, daß ihr Erzbiſchof von dem venedigſchen Patriarchen abhängig werde, obwol die Venediger von dem Papſte Honorius eine Bulle ausgewirkt hatten, durch welche die kirchlichen Verhältniſſe Dalmatiens nach ihren Wünſchen geordnet wurden. Aus dieſem Widerſtande entſpann ſich ein langer Streit zwiſchen Zara und Venedig, der oft durch die Waffen ausgeglichen werden mußte, ohne entſchieden zu werden. Überhaupt unterwarfen ſich die Dalmatier jeder Herrſchaft, die ihnen durch eine fremde Macht aufgezwungen ward, ohne bedeutende Gegenwehr, aber nur ſo lange, als ſie durch die Furcht vor den anweſenden Streitkräften im Gehorſam gehalten oder durch ihren Vortheil dazu bewogen wurden. Auf dieſe Art kehrten ſie im Jahr 1168 unter die griechiſche Herrſchaft zurück, als der griechiſche Kaiſer Manuel angeblich für ſeinen Schwiegerſohn, den ungriſchen Prinzen Bela, in der That aber für ſich ſelbſt ein Heer in ihr Land einrücken ließ, vor dem die ungriſchen Beſatzungen weichen mußten. Die Venediger behielten blos Trau und Raguſa, die ſie im Jahr 1171 eroberten, und Zara, welches ſie im folgenden Jahre für ſeine häufigen Empörungen durch die Niederreißung der Stadtmauern beſtraften.

Durch den Tod des griechiſchen Kaiſers Manuel im Jahr 1180 änderte ſich die Lage Dalmatiens; die Griechen räumten die dalmatiſchen Städte dem König Bela ein, in deſſen Namen ſie dieſelben früher in Beſitz genommen hatten; auch Zara unterwarf ſich dem König, der ſogleich die von den Venedigern abgetragenen Mauern wieder aufführen ließ. Die Abneigung der Zaratiner gegen die venedigſche Herrſchaft und beſonders gegen den Primat des venedigſchen Patriarchen war ſo groß, daß ſie nicht, wie gewöhnlich, ſich dem Dogen bei deſſen Erſcheinung mit einer Seemacht unterwarfen, ſondern ihm den mannhafteſten Widerſtand leiſteten. Sie hielten mehre Belagerungen mit ebenſo viel Standhaftigkeit als Glück aus, und behaupteten ihre Unabhängigkeit bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Im Jahr 1202 führte aber der vierte Kreuzzug eine Menge franzöſiſcher und niederländiſcher Ritter in Venedig zuſammen. Dieſe hatten mit den Venedigern einen Vertrag wegen ihrer Überfahrt nach Paläſtina abgeſchloſſen, konnten aber die dafür bedungene Summe nicht bezahlen; auf den Vorſchlag des Dogen Dandolo beſchloſſen ſie daher, ihre Schuld durch Kriegsdienſte abzutragen. Die venedigſche Flotte nahm die Kreuzfahrer an Bord und lief gegen Zara aus. Nachdem die Hafenkette geſprengt und die Ritter ans Land geſetzt worden waren, mußte ſich die Stadt nach einer fünftägigen Belagerung ergeben; ihre Mauern und die in ihr befindlichen feſten Häuſer wurden niedergeriſſen. Die Flotte, welche in Zara überwinterte, war indeſſen kaum im Frühjahr 1203 abgeſegelt, als auch die Zaratiner die venedigſche Beſatzung vertrieben und ſich wieder unter ungriſchen Schutz begaben. Da indeſſen die Venediger damals den höchſten Gipfel ihrer Macht erreichten, weil ſie mit Hilfe der Kreuzfahrer Conſtantinopel eroberten und über ein Viertheil des griechiſchen Reiches an ſich riſſen, ſo glaubte Zara ſich nicht halten zu können und trat unter venedigſche Hoheit zurück. Es behielt zwar ſeine Verfaſſung, mußte aber einen von Venedig geſchickten Grafen annehmen, und außerdem einen jährlichen Tribut entrichten; daß endlich die Zaratiner auch ihre Kirche unter den Sprengel des venedigſchen Patriarchen ſtellen mußten, verſteht ſich nach der Wichtigkeit, welche die Venediger bisher auf dieſes Verhältniß gelegt hatten, von ſelbſt [9]).

Nicht lange nachher wanderte ein fremder Volksſtamm in Dalmatien ein und ſetzte ſich auf dem Gebirge zwiſchen Zengh und Zara feſt. Er kam aus der kleinen Walachei oder Maurovlachia, und erhielt daher von den Italiänern und Teutſchen den Namen der Morlachen oder Morlaken. Bei ſeinen kriegeriſchen Eigenſchaften und der feſten Lage ſeiner Wohnſitze war er ſchwer zu bezwingen, und es dauerte lange, ehe er zum Theil der venedigſchen, zum Theil der ungriſchen Oberherrſchaft unterworfen ward [10]).

Verheerender und furchtbarer, obgleich nur vorübergehend, war der Einfall der Mongolen. Vergebens hatte der König Bela IV. von Ungern den Fortſchritten derſelben Einhalt zu thun geſucht, er mußte im Jahr 1242 nach Dalmatien entfliehen. Seine Flucht zog ihm die Mongolen nach, die nun in Dalmatien dieſelben Verwüſtungen wie in Ungern anrichteten. Sie traten aber noch in demſelben Jahre ihren Rückzug an, nachdem ihre Angriffe an den feſten Seeſtädten geſcheitert waren. Die Anweſenheit des Königs Bela in Dalmatien hatte die Folge, daß die Stadt Zara den venedigſchen Grafen Giovanni Michieli vertrieb und ſich dem König von Ungern unterwarf. Der venedigſche Doge ſchickte aber ſogleich eine Flotte gegen die Stadt. Nachdem dieſe die Hafenkette geſprengt hatte, zogen ſich die Ungern, welche die Stadt vertheidigen ſollten, aus derſelben heraus, und da die vornehmſten Bürger nach Rom entwichen, ſo fiel es den Venedigern nicht ſchwer, ſich am 5. Juni 1243 von neuem der Stadt zu bemächtigen. Anfangs beſetzten die Venediger Zara mit einer Militärcolonie, allein da die geflüchteten Zaratiner den Kampf fortführten, ſo nahm Venedig jene Maßregel, welche alle Ausgleichung unmöglich gemacht haben würde, zurück. Die Zaratiner erhielten darauf die Verzeihung, um welche ſie baten, und die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterſtadt. Sie mußten ſich aber gefallen laſſen, daß die Mauer am Hafen niedergeriſſen und ein Kaſtell errichtet wurde, in dem eine venedigſche Beſatzung zurückblieb [11]).

Nach dem Abzuge der Mongolen lag Dalmatien in einem ſo verödeten Zuſtande da, daß es aus demſelben nicht anders als mit einer großen Veränderung ſeiner Verhältniſſe hervorgehen konnte. Dem König von Ungern fehlte es an Mitteln, um die verwüſteten Gegenden auf eigene Koſten wieder in Flor zu bringen; er überließ daher andern, die das dazu nöthige Geld beſaßen, ganze Landſtriche auf eine Weiſe, die ihre Macht bald zu einer beinahe unabhängigen und fürſtlichen erheben mußte. Auf dieſem Wege gelangte das Haus Subich ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts zu einer überwiegenden Macht in Dalmatien. Stephan, einer der angeſehenſten kroatiſchen Barone aus dieſem Hauſe, erhielt von dem König zwei Grafſchaften zu erblichem Beſitz, und das Banat über ganz Slavonien auf Lebenszeit. In dieſer Stellung wußte er ſich die Zuneigung der Kroaten und die Freundſchaft der dalmatiſchen Seeſtädte zu verſchaffen, ſo daß die Stadt Trau bereits ihn zu ihrem Grafen wählte. Die übrigen Städte folgten dieſem Beiſpiele und übertrugen den Söhnen Stephans ihre Grafenwürde. Dalmatien und Kroatien kam auf dieſe Art nach und nach ganz in die Gewalt der Söhne Stephans; Gregor Subich nahm ſogar gegen das Ende des 13. Jahrhunderts den Titel eines Grafen von Dalmatien an. Er hatte nämlich in den Städten Nona, Scardona, Sebenico, Cliſſa, Almiſſa, Trau und Spalatro das Grafenamt an ſich gebracht, ſo daß der Name Dalmatien, der, wie oben bemerkt worden iſt, eigentlich nur die Städte Trau, Spalatro und Zara umfaßte, von nun an auf die ganze Seeküſte übertragen zu werden anfing.

---

[9]) Der Krieg zwiſchen Venedig und Zara ward mit Unterbrechungen durch Waffenſtillſtände von 1183 bis 1188, von 1190 bis 1191, von 1192 bis 1193, und von 1199 bis 1204 geführt.

[10]) Die Morlaken nennen ſich ſelbſt Ulaſſen. S. Viaggio in Dalmazia dell' Abbate Fortis. Venez. 1774. Aus dieſem Werke iſt der die Morlaken betreffende Abſchnitt beſonders ins Teutſche überſetzt worden und unter dem Titel: Die Sitten der Morlachen, im Jahr 1775 zu Bern erſchienen.

[11]) Leo Geſchichte der italiäniſchen Staten (Hamburg 1829). Bd. 3. S. 25.

Nach dem Ausſterben des arpadiſchen Königsgeſchlechts beſtieg der König beider Sicilien, Karl Robert, im Jahr 1301 den ungriſchen Thron. Man erwartete von dieſer Veränderung, daß der neue König von Ungern ſeine italiäniſche Flotte auf der einen, und ſeine ungriſche Landmacht auf der andern Seite benutzen werde, um die dalmatiſchen Seeſtädte in eine größere Abhängigkeit, als die bisherige, zu bringen, und um die kroatiſchen Großen, namentlich die Familie Subich einzuſchränken. Allein der König fand in Ungern ſo vielen Widerſtand, daß er Dalmatien und Kroatien mehr durch die Begünſtigung der Großen, als durch Zwang, in Gehorſam erhalten mußte. Statt daher die Macht des Hauſes Subich zu beſchränken, vermehrte er dieſelbe durch neue Verleihungen; nach dem Tode des Bans Paul Subich gab er im Jahr 1312 dem Sohne deſſelben, Mladin dem Älteren, das Banat von Kroatien und das Seebanat unter dem Titel eines Fürſtenthums von Dalmatien. Mladin verſchaffte ſich die Freundſchaft der Venediger dadurch, daß er ihnen die Stadt Zara Preis gab. Dieſe Stadt war im Jahr 1302 von Venedig abgefallen, und wurde im Jahr 1312 von den Venedigern eingeſchloſſen. Mladin erhielt zwar von dem König von Ungern den Befehl, ſie zu entſetzen, ſtatt aber dieſen Befehl auszuführen, beredete er vielmehr die Zaratiner, ſich dem Dogen von Venedig von neuem zu unterwerfen, und er gewann dadurch die Freundſchaft der Republik, ohne das Vertrauen des Königs zu verlieren, weil er bei dieſem ſein Verfahren auf das genügendſte zu rechtfertigen wußte. Die Morlaken und die übrigen kriegeriſchen Gebirgsbewohner zog er in ſein Intereſſe, und ſeine Macht war in der That groß genug, um ihn zum Streben nach der unabhängigen Herrſchaft über ganz Dalmatien anzutreiben, wäre nur auch ſein Verſtand fein genug geweſen, um dieſem Streben einen glücklichen Erfolg zu ſichern. Er fing es aber ſo grob an, daß ſeine Abſicht ſchon kein Geheimniß mehr war, als er kaum begann, ſie auszuführen; auch beſtand ſeine Energie weniger in der feſten und unerſchütterlichen Verfolgung eines beſtimmten Plans, als in Grauſamkeit gegen die, welche ſich ihm widerſetzten, und in Gewaltthätigkeiten gegen Schwächere. So verlangte er von der Stadt Trau ein mit ihrem Stadtſiegel verſehenes unbeſchriebenes Pergament, um ſich alsdann ſelbſt Rechte zu ertheilen, wie es ihm gefiel; als die Stadt ſein Verlangen abſchlug, verheerte er ihr Gebiet und beunruhigte ihren Handel. Ebenſo verfuhr er gegen die übrigen Städte; ſelbſt gegen die Kroaten benahm er ſich hart und grauſam, und mit der Kirche verdarb er es durch die offenbarſten Gewaltthätigkeiten, die er wider die Geiſtlichkeit ausübte. Als die Klagen der Bedrückten bei dem Könige kein Gehör oder wenigſtens keine Abhilfe fanden, war es natürlich, daß die Seeſtädte ſich den Venedigern in die Arme warfen, und daß die kroatiſchen Barone ſich gegen den Tyrannen empörten. Von allen und ſelbſt von ſeinen nächſten Verwandten verlaſſen, flüchtete Mladin mit ſeinen Schätzen zu dem Könige; dieſe Schätze wurden aber ſein Unglück, denn um ſie zu bekommen, ließ ihn der König verhaften und bis zu ſeinem Tode auf einem feſten Schloſſe in Ungern verwahren.

Die Folge von Mladins Übermacht und dem Misbrauch derſelben war, daß die ganze dalmatiſche Seeküſte den Venedigern in die Hände fiel. Die Stadt Trau ſtellte ſich zuerſt im Jahr 1322 unter venedigſchen Schutz; dieſem Beiſpiel folgten im Jahr 1327 Spalatro und Sebenico und im folgenden Jahre auch Nona. Sobald aber Ludwig I. den ungriſchen Thron beſtiegen hatte, war das erſte, was er that, ein Verſuch, die kroatiſchen Großen der königlichen Gewalt wieder zu unterwerfen und die Venediger aus Dalmatien zu vertreiben. Er erſchien daher mit einem Heere Ungern und Bosniaken im Jahr 1345 in Dalmatien; die Städte Trau und Spalatro hatten mit den Grafen Paul und Mladin dem Jüngern aus dem Hauſe Subich ein Bündniß geſchloſſen und fühlten ſich ſtark genug, dem Könige die gefoderte Unterwerfung zu verweigern; Zara dagegen fiel demſelben zu. Als die Venediger die abtrünnige Stadt ſogleich einſchloſſen, that zwar der König Ludwig I. alles, um ſie zu entſetzen, aber die Ermordung ſeines Bruders Andreas in Neapel vereitelte alle ſeine Plane. Denn er verlor dadurch nicht allein die Hilfe der Seemacht, die ihm Andreas zuführen ſollte, ſondern er mußte ſich auch ſelbſt nach Neapel begeben, um ſeines Bruders Tod zu rächen. Er ſchloß daher mit den Venedigern einen achtjährigen Waffenſtillſtand, worauf ſich Zara im November 1346 denſelben aufs neue unterwerfen mußte. Ludwig verlor indeſſen ſeinen Plan nicht aus den Augen. Nach dem Ablaufe des Waffenſtillſtandes begann er den Krieg gegen Venedig mit einer größeren Kriegsmacht und einem glücklicheren Erfolge als das erſte Mal. Die Republik war auf einen ſolchen Angriff nicht gefaßt; während der König ſelbſt Iſtrien, Friaul und Trevigo wegnahm, rückten ſeine Feldherren im Jahr 1357 vor die dalmatiſchen Städte; Trau und Spalatro öffneten freiwillig die Thore, und Zara ward nach hartnäckiger Vertheidigung von den Ungern genommen; da die Venediger zu gleicher Zeit einen Aufruhr in Candia und die immer weiter um ſich greifende Seeräuberei der Türken zu bekämpfen hatten, ſo ſchloſſen ſie am 20. Febr. 1358 mit dem König von Ungern Frieden. Sie traten demſelben die dalmatiſchen Städte und Inſeln ab und tilgten in dem Titel ihres Dogen den Namen eines Herzogs von Kroatien und Dalmatien aus [12].

Ludwig behandelte Dalmatien als eine Eroberung und ſchränkte ebenſo ſehr die Macht der kroatiſchen Großen als die Freiheiten der dalmatiſchen Städte ein. Die Familie Subich verlor einen großen Theil ihrer Beſitzungen, und einer ihrer Zweige verlor ſich unter den Nobili der Stadt Raguſa, während ein anderer der Stamm des gräflichen Geſchlechtes Zrini wurde [13]. Die Städte erlitten den bitterſten Verluſt. Die Aufhebung ihrer Privilegien, welche der königlichen Gewalt nachtheilig waren, brachte ihren Handel herunter und veranlaßte eine ſo ſtarke Auswanderung, daß die dalmatiſche Schifffahrt beinahe völlig aufhörte. Die Venediger trugen ſo viel ſie konnten zur Beſchränkung des dalmatiſchen Handels bei, um Misvergnügen und Empörung zu erregen; als ſie indeſſen ſo weit gingen, auch die Ausfuhr des dalmatiſchen Salzes zu verbieten, erklärte ihnen der König Ludwig den Krieg und führte denſelben, da die Venediger zu gleicher Zeit von den Genueſern bedrängt waren, ſo vortheilhaft, daß die Republik den Frieden mit den härteſten Bedingungen erkaufen mußte. Sie verpflichtete ſich nämlich zu einem jährlichen Tribut von 7000 Ducaten und verſprach, ſich nicht ohne beſondere königliche Erlaubniß mit ihren Schiffen an die dalmatiſchen Inſeln und Küſten zu wagen. Dieſer Friede ward im Auguſt 1381 geſchloſſen, und ſchon im folgenden Jahre ſtarb Ludwig. Da er keine Söhne hinterließ, ſo fehlte es dem Gemahl ſeiner älteſten Tochter Maria, dem nachherigen Kaiſer Siegmund, den er zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte, nicht an Gegnern, und dieſe Thronſtreitigkeiten hatten einen weſentlichen Einfluß auf die Lage der Dinge in Dalmatien. In dieſem Lande war durch Ludwig am meiſten verändert worden; hier war daher die Unzufriedenheit am größten. Um ihrem Ausbruche zuvorzukommen, begab ſich die Königin Maria nebſt ihrer Mutter Eliſabeth im Jahr 1383 nach Zara, ließ ſich huldigen und ſuchte durch die Beſtätigung der älteren Privilegien die Gunſt der Städte und Großen wieder zu gewinnen. Nach ihrer Entfernung wandte ſich aber eine zahlreiche Partei an den König Karl von Neapel. Dieſer erſchien auch mit einem Heere und bemächtigte ſich nicht blos Dalmatiens, ſondern ſelbſt Ungerns ohne Widerſtand; er wurde indeſſen ſchon nach einigen Monaten, am 13. Januar 1386, ermordet. Obgleich nun Maria's Gemahl, Siegmund, in Ungern das Übergewicht behielt, ſo trat doch in Dalmatien des ermordeten Karls Sohn und Nachfolger, Ladislaus, als Gegenkönig auf. Er ſelbſt kam im Jahre 1403 nach Dalmatien, und ließ ſich im October zu Zara von dem päpſtlichen Legaten Angelus krönen.

---

[12] Leo a. a. O. S. 85.

Die Beliebtheit des Ladislaus in Dalmatien dauerte indeſſen ebenſo kurz, als ſein dortiger Aufenthalt. Während er ſich in Italien in weitausſehende Unternehmungen einließ und in allen unglücklich war, wandten ſich die Dalmatier von ihm ab und ſeinem Gegner, dem König Siegmund, zu. Seine Anſprüche auf Dalmatien und Kroatien waren ihm daher bald ebenſo unnütz, als der Beſitz der Orte, die noch in ſeiner Gewalt blieben, unſicher war; er konnte nichts damit machen, als ſie verkaufen, wenn er anders einen Käufer fand. Die Republik Venedig ging auf den ihr angetragenen Kauf ein; ſie bezahlte dem König Ladislaus 100,000 Ducaten und ſchickte im Jahr 1409 vier Proveditoren mit einer Flotte nach Zara, um dieſe Stadt in Beſitz zu nehmen. Die Zaratiner wurden mit dem venedigſchen Bürgerrecht beſchenkt und unterwarfen ſich, nachdem ſie den Verkauf als einen giltigen anerkannt hatten. Die Stadt Sebenico ergab ſich im October 1412 freiwillig den Venedigern. Der Krieg, der deshalb zwiſchen der Republik und dem König Siegmund ausbrach, brachte nach und nach ganz Dalmatien in die Hände der Venediger. Die Stadt Trau wurde von ihnen im Juni 1420 mit Sturm eingenommen und Spalatro ebenfalls nach einem hartnäckigen Widerſtand zur Übergabe gezwungen. Ebenſo kamen alle dalmatiſchen Inſeln in ihre Gewalt, und alle dieſe Eroberungen wurden ihnen bei dem Friedensſchluſſe von König Siegmund abgetreten. Sie blieben auch von Siegmunds Nachfolgern unangegriffen in ihrem Beſitz, weil dieſe zum Theil durch innere Unruhen, hauptſächlich aber durch die Vertheidigung Ungerns gegen die Türken an erfolgreichen Unternehmungen zur Wiedereroberung ihrer dalmatiſchen Herrſchaft verhindert wurden.

Die Venediger erhielten zwar durch die Türken vor den Ungern Ruhe, allein ſie erhielten auch zugleich an den Türken ſelbſt einen für ihre dalmatiſchen Beſitzungen gefährlichen Feind. Durch das Vordringen der Türken wurden ganz neue Verhältniſſe an der Oſtküſte des adriatiſchen Meeres hervorgebracht. Die Türken ließen ſich im Jahre 1429 zum erſtenmal in Dalmatien ſehen, allein blos auf einem Streifzuge; erſt nach ihrer Eroberung von Servien und Bosnien begannen ſie ſeit dem Jahre 1462 regelmäßige Unternehmungen gegen Kroatien und Dalmatien, die zwar an den feſten Städten ſcheiterten, aber dem offenen Lande deſto größeren Schaden zufügten. Ein beſtändiger Kriegszuſtand war die natürliche Folge dieſes Verhältniſſes; ſelbſt durch Friedensſchlüſſe zwiſchen den Türken und den Regirungen, welchen dieſe Gegenden unterworfen waren, wurde derſelbe nicht unterbrochen, weil es für erlaubt und für keinen Friedensbruch galt, auf Streifzügen in das benachbarte Gebiet ſo viel Beute zu machen, als man erlangen konnte, und ſelbſt feſte Orte wegzunehmen und zu behalten. Zur Abwehr und Erwiederung ſolcher Raubzüge bildete ſich in Dalmatien eine ſtehende Grenzmiliz größtentheils aus ſolchen Leuten, die ſich aus den türkiſchen Provinzen geflüchtet hatten; man nannte ſie daher Uskoken, welches Wort ſo viel als Flüchtlinge oder Überläufer bedeutet. Der Erzherzog Ferdinand von Oſtreich, dem ſein Schwager, der König von Ungern, im Jahr 1522 die wichtigſten Feſtungen in Dalmatien und Kroatien einräumte, um ſie gegen die Türken zu vertheidigen, wies den Uskoken Cliſſa zu ihrem Aufenthalte an. Von hier aus machten dieſe unaufhörliche Einfälle in das türkiſche Gebiet und ſchlugen mehre Male die Angriffe der Türken ab. Nachdem aber die Türken den größten Theil von Slavonien in ihre Gewalt gebracht, und mehre feſte Plätze in Dalmatien und Kroatien erobert hatten, ergab ſich ihnen auch Cliſſa im Jahr 1537. Die Uskoken zogen ſich darauf nach Zengh zurück, von wo aus ſie ihren Kampf gegen die Türken fortſetzten und denſelben auch auf das Meer ausdehnten[14].

---

[13] Car. *du Fresne* Illyricum vetus et novum seu historia regnorum Dalmatiae, Croatiae etc. p. 287.

Während Kroatien und Slavonien durch die Türken ſo viel litten, daß die Einwohner entweder ſcharenweiſe nach Teutſchland auswanderten, oder den Ungläubigen huldigten und ſich beſchneiden ließen, genoß das venedigſche Dalmatien unter dem Schutze der mächtigen und von den Türken gefürchteten Republik einer glücklichen Ruhe. Dieſe drohten aber die Uskoken dadurch zu ſtören, daß ſie oft in dem venedigſchen Dalmatien landeten, um von dieſer Seite her die Türken unerwartet zu überfallen. Die deshalb von den Türken gemachten Vorſtellungen in Venedig hatten zwar die Wirkung, daß die Venediger den Uskoken den Seeraub und beſonders die Landung an ihrer Küſte verboten, allein ohne ſich an die venedigſchen Verbote und Drohungen zu kehren, überfielen die Uskoken im Jahre 1596 die Feſtung Cliſſa und eroberten ſie. Sie konnten dieſelbe indeſſen nicht behaupten, weil die Türken ſie ſogleich wieder einſchloſſen, und die Venediger dem chriſtlichen Heere, das zum Entſatze heranzog, den Durchzug nicht blos verweigerten, ſondern auch mit Gewalt ſtreitig machten. Daraus entwickelte ſich ein ſo heftiger Zwiſt zwiſchen den Uskoken und Venedigern, daß er in einen förmlichen, mit großer Grauſamkeit geführten Krieg ausbrach. Die Venediger wußten ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie den Erzherzog Ferdinand durch einen Angriff auf ſeine teutſchen Erbländer zwangen, die Uskoken im Jahre 1612 aus Zengh zu verweiſen. Dieſe ſetzten ſich aber darauf an andern Orten der Küſte feſt und führten den Krieg mit um ſo größerer Rachſucht fort, je mehr ihre Erbitterung durch ihre Vertreibung aus Zengh geſtiegen war. Da indeſſen durch die Richtung, welche die Uskoken gegen die Venediger genommen hatten, der Zweck, um deſſentwillen ſie urſprünglich von der öſtreichſchen Regirung aufgenommen und beſoldet worden waren, ganz und gar nicht mehr erfüllt wurde, ſo willigte Ferdinand im Jahr 1617 in ihre gänzliche Entfernung von der Seeküſte. Alle ihre Schiffe wurden verbrannt und ſie ſelbſt ins Innere von Krain abgeführt bis auf einige der Verwegenſten, die mit ihren Schiffen vor Ausführung jener Maßregel in die See ſtachen und, nachdem ſie ihre Rache durch Verheerung venedigſcher Inſeln noch einmal geſättigt hatten, ſich in neapolitaniſche Dienſte begaben.

Die Venediger behaupteten ſich nicht allein in ihren dalmatiſchen Beſitzungen, ſondern ſie vergrößerten dieſelben auch durch Eroberungen, die ſie in den von ihnen mit den Türken geführten Kriegen machten. In dem Kriege, welcher im Jahre 1647 zwiſchen der Republik und der Pforte ausbrach, waren die Venediger in Dalmatien den Türken ſo überlegen, daß ſie die meiſten Feſtungen in dem türkiſchen Dalmatien und Kroatien einnahmen, und bei dem im Jahre 1669 erfolgten Friedensſchluſſe behielten. Da ſie aber alle eroberten türkiſchen Grenzfeſtungen geſchleift und das dazu gehörige Gebiet völlig verheert hatten, ſo behaupteten die Türken, daß die Venediger eben ſo wenig das Recht hätten, die von feſten Plätzen entblößten Gegenden als Eroberungen zu betrachten, als die von ihnen ſelbſt geſchleiften Befeſtigungen wieder herzuſtellen. Um nicht den Krieg von neuem anfangen zu müſſen, ließ ſich die Republik im Jahr 1671 eine neue Grenzbeſtimmung gefallen, durch welche ſie von ihren Eroberungen blos die Städte Cliſſa, Novigrad, Salona und Il Saſſo nebſt dem Lande zwiſchen Cliſſa und Spalatro behielt. Die venedigſche Regirung war jedoch nicht immer im Stande, die von ihr abhängigen Morlaken im Zaume zu halten. Ermuthigt durch die Niederlage, welche die Türken im Jahre 1682 bei ihrer vergeblichen Belagerung von Wien erlitten hatten, begannen die Morlaken Feindſeligkeiten gegen die Türken und zwar mit ſo großem Glück, daß die Republik es für das Beſte hielt, an dem Kriege gegen die Pforte Theil zu nehmen. Obgleich ſie ihn nicht mit großer Anſtrengung führte, wurde doch ihre Theilnahme mit bedeutenden Abtretungen, zu denen ſich die Türken in dem Karlowitzer Frieden (1699) verſtehen mußten, belohnt. Sie erhielt nämlich Knin, Sign, Ciclut, Galatta, Cataro, Rizano und Caſtelnuovo, während die Pforte zugleich dem ungriſchen Kroatien alles, was ſie jenſeits des Unnafluſſes beſaß, abtreten mußte. In dem letzten Türkenkriege, den die Republik Venedig im Jahre 1717 anfing, aber auch ſchon am 21. Juli 1718 wieder beendete, erlitt Dalmatien keine bedeutenden Grenzveränderungen. Der venedigſche Antheil erſtreckte ſich von der Inſel Cherſo und der äußerſten Spitze des Golfo di Carnero an bis nach Narenta hinab; was von Dalmatien zu Ungern gehörte, lag am Golfo di Carnero und wurde mit Kroatien und Slavonien zu einem Reiche vereinigt, wiewol die ungriſchen Könige den Titel eines Königs von Dalmatien fortführten. Den Türken gehörte das ehemalige ſerbiſche Dalmatien nebſt der Schutzherrſchaft über die Republik Raguſa[15].

In dieſem Zuſtande der Oſtküſte des adriatiſchen Meeres ging bis zu dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution keine Veränderung vor. Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte der Verfall von Venedig die ehemals große Macht dieſer Republik ſo gelähmt, daß ſie bei dem Eindringen der Franzoſen in Italien weder für dieſe noch für die Öſtreicher Partei ergriff, ſondern ſich zu einer Neutralität bekannte, die ohne die Stütze eines Heeres und einer Flotte nur ein Beweis ihrer Schwäche war. Statt ſich durch völlige Wehrloſigkeit die gehoffte Schonung zu erwirken, gab ſie ſich vielmehr dadurch als eine leichte Beute ihren Feinden Preis. Der venedigſche Stat wurde die Entſchädigung, für welche Öſtreich die Lombardei an die von dem franzöſiſchen General Bonaparte geſtiftete Cisalpiniſche Republik überließ. Durch den Frieden von Campo Formio kam daher im Jahre 1797 ganz Dalmatien unter öſtreichſche Herrſchaft. Dieſer Beſitz, den auch der Lüneviller Friede beſtätigte, war indeſſen nicht von langer Dauer. Aus dem unglücklichen Kriege, den Öſtreich im Jahre 1805 in Verbindung mit Rußland gegen den Kaiſer der Franzoſen Napoleon führte, konnte es nicht anders, als mit bedeutenden Verluſten hervorgehen. Es entſagte in dem zu Preßburg am 26. Dec. 1805 geſchloſſenen Frieden ſeinen venedigſchen Beſitzungen, die mit dem von Napoleon geſtifteten und beherrſchten Königreich Italien vereinigt wurden. Napoleon nahm darauf von dem ehemals venedigſchen Dalmatien Beſitz, obgleich er aus einem Theile deſſelben erſt die Ruſſen vertreiben mußte. Er faßte hier feſten Fuß, um ſich bei der erſten günſtigen Gelegenheit noch weiter auszubreiten und die beiden Küſten des adriatiſchen Meerbuſens ganz in ſeine Gewalt zu bringen. Die Gelegenheit dazu bot ſich ihm dar, als Öſtreich im Jahr 1809 ſich noch einmal gegen ihn erhob. Mit gewohntem Glücke entſchied Napoleon den Krieg in demſelben Jahre, in welchem er begonnen hatte, zu ſeinen Gunſten, und gewährte den Frieden nur gegen Abtretungen, welche das öſtreichiſche Kaiſerthum zu einem State zweiten Ranges herabdrückten. Unter denſelben war auch Kroatien und das ungriſche Dalmatien. Aus dem ganzen Dalmatien bildete Napoleon mit Hinzufügung der von Öſtreich auf dem rechten Ufer der Sau abgetretenen Gebiete die ſogenannten illyriſchen Provinzen ſeines Kaiſerreiches. Zwei ſeiner Marſchälle erhielten von dieſen Eroberungen ihren herzoglichen Titel, der Marſchall Soult den Titel eines Herzogs von Dalmatien und der Marſchall Marmont den Titel eines Herzogs von Raguſa.

---

[14] Storia degli Uscocchi scritta di Minucio Minuci e continuata dal P. Paolo Sarpi. Venez. 1676.

[15] Alter und Neuer Stat des Königreichs Dalmatien. Nürnberg 1718. De regnis Dalmatiae, Croatiae, Sclavoniae notitiae praeliminares studio Dn *B. A. Kercselich de Corbovia*. Zagrab. fol. Gebhardi Geſchichte der mit Hungarn verbundenen Staten, in Guthrie's u. Gray's allg. Weltgeſchichte, Bd. 15. Abth. 3. S. 384—525. Da Raguſa eine eigne Geſchichte hat, ſo habe ich die Geſchichte dieſer Republik von der allgemeinen Geſchichte Dalmatiens getrennt, um auf den beſondern darauf bezüglichen Artikel der allg. Encyclop. zu verweiſen.

Vom Jahre 1809 blieb Dalmatien unter franzöſiſcher Herrſchaft bis zum Umſturze des Napoleoniſchen Reiches. Die Regirung der Franzoſen hatte nicht lang genug genug gedauert, um eine Veränderung in dem Leen der Bewohner des adriatiſchen Küſtenrandes herorzubringen, aber wol lang genug, um die Wiedereinahme des Landes durch die Öſtreicher als eine Befreiung on einem ſchweren und drückenden Joche erſcheinen zu laſſen. In Folge der neuen Organiſation jener Gegenen vom 10. Auguſt 1816 wurde Dalmatien als ein eigees Gouvernement von dem Königreich Illyrien getrennt, nd dem Gouverneur ſeine Reſidenz in Zara angewieſen. (*Fr. Lorentz.*)

DALMATIKA, ein Kleidungsſtück, das ſeinen Namen von Dalmatien hat (dalmatica vestis), wo es ahrſcheinlich gewöhnlich war. Es iſt ein vorn nicht ofnes, bis zu den Knieen reichendes, Unterkleid, das am Halſe weit ausgeſchnitten und entweder mit langen und vorn engen, oder mit kurzen und weiten Ärmeln verſehen iſt. Weil es die Form eines Kreuzes bildet, wurde es vom Papſt Sylveſter I. als kirchliche Kleidung eingeführt für die Biſchöfe und, bei feierlichen Gelegenheiten, auch für die Diakonen. Von Purpur trugen es die Kaiſer und önige bei der Krönung (ſ. Murr Journal zur Kunſtgeſchichte unter: Reichskleinodien). (*H.*)

DALMATIN, Georg, lutheriſcher Prediger in Oberkrain, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.; ein gelehrter und thätiger Mann, und erſter Überſetzer der ganzen Bibel in die ſogenannte wandaliſche oder windiſche Sprache. Durchdrungen von dem großen Bedürfniſſe einer ſolchen Überſetzung, vollendete er ſie im J. 1568 und wußte nun auch die Landſtände von Steiermark, Kärnthen und Krain*) dahin zu vermögen, daß ſie den Druck deſſelben beſchloſſen, und deshalb im J. 1530 mit Johann Manlius Buchdrucker zu Laibach, in Unterhandlung traten. Da jedoch der Landesherr, Herzog Karl von Steiermark, die Unternehmung unterſagte; ſo wandte man ſich nach Wittenberg, wo er nichts zu gebieten hatte. Nachdem die Überſetzung von mehren ſprachkundigen Gottesgelehrten, als Jeremias Homberger, Paſtor von Grätz und Superintendenten von Steiermark, Bernhardt Steinert, Paſtor zu Klagenfurt, Chriſtoph Spindler, Paſtor und Superintendenten zu Laibach, Adam Bohoritſch, Rector daſelbſt und noch andern, im J. 1581 geprüft und gebilligt worden; ſchickte man damit im April des J. 1583, den Überſetzer Dalmatin und den Rector Bohoritſch nach Wittenberg, um dort den Druck derſelben beſorgen zu laſſen. Man wurde mit dem Buchhändler Samuel Seelfiſch für 1500 Exemplare, jedes von 280 Bogen auf größtem Papier mit ſchöner Schrift und Holzſchnitten um 8000 Gulden eins; und der Druck begann zu Ende Mai deſſelben Jahrs (1583) bei Johann Krafts Erben und wurde ſo eifrig fortgeſetzt, daß er bereits am erſten Tage des folgenden Jahres beendigt war, und die Bibel konnte ausgegeben werden. Sie hat den Titel: Biblia, tu je vse Soetu Pismu Stariga, inu noviga Testamenta, Slovenski tolmazhena, Scusi *Juria Dalmatina*, und iſt den gedachten Landſtänden zugeeignet. — Dreißig Jahre früher (1553) erſchien zu Tübingen auch ſchon eine Überſetzung der heiligen Schrift in wendiſcher Sprache; aber ſie umfaßte nur das N. Teſtament. Dieſe beſorgten die drei gelehrten Slavonier Primus Truber, Pfarrer zu Kempten, Antonius Dalmata, und Stephan Conſul, von welchen der mittlere mit Dalmatin nicht zu verwechſeln iſt. Dieſer wurde nach ſeiner Rückkehr von Wittenberg, Pfarrer zu Sanct Kaziam, einem Dorfe in der Nähe des Schloſſes Auerſperg in Krain, und als er von da im J. 1598 vertrieben wurde, fand er in dem Schloſſe des Barons Chriſtoph von Auerſperg Schutz und Obdach. Wahrſcheinlich beſchloß er auch ſein Leben daſelbſt. S. Johann Weichard Valvaſſors († 1693) Ehre des Herzogthums Krain (Laibach 1689. Fol.) und Bayle's Wörterbuch. (*Gamauf.*)

DALMENY, Kirchſpiel in der ſüdſchottiſchen Grafſchaft Linlithgow, am Frith of Forth, 3 Stunden weſtnordweſtlich von Edinburgh; hat 202 Häuſer und 1495 Einwohner. Die Kirche iſt von Normänniſcher Bauart und 800 Jahre alt. In der Nähe liegt der ſchöne Landſitz des Grafen von Roſeberry, Dalmeny-Park, mit dem in gothiſchem Geſchmack aufgeführten Schloſſe Barnbougle-Caſtle. (*H.*)

---

*) Bekanntlich waren damals die meiſten Landesſtände von Steiermark, Kärnthen und Krain Luthers Lehre zugethan.

Dalminum, *Δάλμινον* (bei Stephanus), ſ. Delminium.

Dalmium, *Δάλμιον* (Strabo), Hauptſtadt in Dalmatia, ſ. Delminium.

DÁLNOKI, Benkö Martin, Rector des reformirten Collegiums zu Maros-Vásárhely zu Ende des 17ten und Anfang des 18ten Jahrh., geb. zu Enyed in Siebenbürgen, und theils in dem daſigen reformirten Collegium, theils auf auswärtigen Univerſitäten gebildet, überſetzte die vier Bücher der römiſchen Geſchichte von Florus in die magyariſche Sprache und ließ ſeine Überſetzung zu Klauſenburg 1702 in 12. drucken. In der Vorrede erzählt er die Univerſalgeſchichte nach der zu ſeiner Zeit beliebten Eintheilung in vier Monarchien bis auf Kaiſer Leopold I. (*Rumy*.)

Dalnotterhill ſ. Kilpatrik.

DALQUHARN, Dorf in der ſüdſchottiſchen Grafſchaft Dunbarton (ſ. d. Art.), Geburtsort des Dichters Smollet, mit einer blühenden Kattundruckerei. (*H.*)

DALRY, Kirchſpiel in der ſüdſchottiſchen Grafſchaft Ayr, 5 Stunden nördlich von Ayr, am Garnock, hat 478 Häuſer und 3318 Einwohner. In der Nähe liegt die Höhle von Achinskeith, und ein ſehenswerther künſtlicher Hügel, auch iſt hier eine Schwefelquelle. (Weimar. Handb. VII, 395. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi.*)

DALRYMPLE, Fluß und Hafen auf der Inſel Vandiemens Land (ſ. d. Art.) in Auſtralien. (*H.*)

DALRYMPLE, Alexander, Eſq; Mitglied der königl. Societät der Wiſſenſchaften in London, Bruder des folgenden, in Schottland aus einer adeligen Familie 1737 geboren. Schon im Jünglingsalter trat er in die Dienſte der oſtindiſchen Compagnie, und benutzte ſeinen Aufenthalt zu Madras, um in den Archiven der Compagnie über ferne Länder und Entdeckungsreiſen Kenntniſſe zu ſammeln. Seine Aufmerkſamkeit war vorzüglich auf die Südſeeländer gerichtet, und da er ſich überzeugte, daß hier viel zu entdecken und reicher Gewinn zu hoffen wäre, ſo machte er ſeit 1759 mehre ſüdliche Reiſen, und entwarf Zeichnungen von den beſuchten Küſten. Die Reſultate dieſer Arbeiten findet man in den von ihm bekannt gemachten Karten, welche d'Après Neptune oriental. (Par. 1775—1781. Vol. II. fol.) einverleibt worden ſind. Die Compagnie ernannte ihn zu ihrem Hydrographen, und als die engländiſche Regirung beſchloß, eine Entdeckungsreiſe nach der Südſee, nach Dalrymple's Ideen, unternehmen zu laſſen, erhielt er den Auftrag, den Entwurf zu derſelben zu machen. Seine Vorſchläge wurden gebilligt, und in Gemäßheit derſelben machte Cook 1768—1771 ſeine erſte Reiſe um die Welt. Er erhielt zuletzt die Stelle eines königlichen Hydrographen, und ſtarb den 19. Juni 1808. Um Erweiterung der Erd- und Länderkunde hat er ſich durch die ſorgfältigſten Forſchungen vielſeitig verdient gemacht, und ſeine Karten, namentlich die von Oſtindien, gehören zu den vorzüglichſten, die man hat. Zum Behuf ſeiner Arbeiten in dieſem Fache legte er ein ungemein reichhaltiges Archiv an, und wurde ſowol aus der oſtindiſchen als aus der Hudſonsbay-Geſellſchaft mit großen Vorräthen freigebig unterſtützt. Eine vortreffliche Samlung von Seekarten findet man in der von ihm herausgegebenen General collection of nautical publications. Lond. 1783. 4. und in dem Oriental repertory from April 1791 to January 1795. Ib. 1791. Vol. II. 4. (jeder Band aus 4 Heften beſtehend), mit lehrreichen Abhandlungen in Bezug auf die indiſche Schifffahrt [1]. Überhaupt hat alles, was er mit dieſer Tendenz ſchrieb, einen entſchiedenen Werth: Discoveries made in the South pacific Ocean. Edinb. 1767. 8.; eigentlich nur der Vorläufer folgenden reichhaltigen Werks: The historical collection of the several voyages and discoveries in the South pacific Ocean. Lond. 1770. Vol. II. 4. m. 4 Karten u. 12 Kupf. (franz. abgekürzt, von Freville. Par. 1774. 8.), wozu noch gehört Collection of voyages chiefly in the Southern atlantic Ocean, published from original manuscripts. Ib. 1775. 4. mit 3 Karten; enthält 5 meiſtentheils handſchriftliche Reiſenachrichten. Ein teutſcher Auszug aus den beiden letzten Werken: Hiſtoriſche Samlung der verſchiedenen Reiſen nach der Südſee im 16., 17. und 18. Jahrhundert (bis 1722), und der daſelbſt gemachten Entdeckungen (von C. D. Ebeling). Hamb. 1786. 8.; auch im 8. Bde. der Ebelingſchen Samlung von Reiſebeſchreibungen S. 175 ꝛc. [2]. Von ſeinen übrigen Schriften bemerken wir: Journal of a voyage to the East-Indies in the ship Grenville in the year 1775; in den philosoph. transact. 1778. p. 389. Account of the loss of the Grosvenor Indiaman. 1783. 8. Account of the Gentoo made of collecting the revenues of the coast of Coromandel. 1783. 8. Retrospective view of the ancient system of the East-India company. 1784. 8. Description of the coast of India by John M'Cluer, 1787 and 1788, published at the charge of the East-India company. Lond. 1789. 4.; ſchätzbar, beſonders auch in naturhiſtoriſcher Hinſicht [3]. Mehre Abhandlungen, einzeln und in den Asiatick researches und den Philosoph. transactions [4]. (*Baur.*)

DALRYMPLE, Sir David, Lord New-Hales, Bruder des vorigen, zu Edinburg 1726 geboren. Er beſuchte die Schule zu Eton, und vollendete die Rechtsſtudien auf der hohen Schule zu Utrecht. Ausgerüſtet mit gründlichen Kenntniſſen trat er 1748 in ſeinem Vaterlanbe als gerichtlicher Anwald auf, fand aber wegen ſeines trockenen, reizloſen mündlichen Vortrags wenig Beifall, wenn man gleich ſeiner richtigen Beurtheilung und klaren Darſtellung das verdiente Lob nicht verſagen konnte. Er wurde 1766 Mitglied des Obergerichts, 1776 Lord-Commiſſair des Juſtizhofes, und nahm als ſolcher den Titel Lord Hawles an. Sein Amt verſah er bis drei Tage vor ſeinem 1792 erfolgten Tode. Er war in ſeinem Wirkungskreiſe als Richter ein ſehr hochgeachteter, einſichtsvoller, ſtreng rechtlicher, dabei wohlwollender und patriotiſcher Mann. Seine Mußeſtunden widmete er der Unterſuchung und Aufklärung der ſchottiſchen Geſchichte, deren Quellen er umſichtig, genau und mit unermüdetem Eifer erforſchte, und die Reſultate ſeiner Forſchungen theilte er mit bewährter Wahrheitsliebe in Schriften mit, die auch durch Darſtellung und Styl ſich über das Gemeine erheben: Historical memorials. 1769. 4. Remarks on the history of Scotland. 1773. 8. Annals of Scotland from the accession of Malcolm III. surnamed Canmore to the accession of Robert I. Edinb. Vol. II. 4.; 1797. Vol. III. 8.; ein reichhaltiges Werk, das über die Periode von 1057 bis 1304 ſchätzbare Aufſchlüſſe gibt. Zu bemerken ſind ferner: Memorials and lettres relating to the history of Britain in the reign of James I. 1762. 8. Memor. and lett. relat. to the hist. of Brit. in the reign of Charles I. 1766. 8. Secret correspondence of Sir Robert Cecil with James VI. King of Scotland. 1766. 8. Tracts relative to the hist. and antiquities of Scotland. Lond. 1804. 4.; eine Samlung mehrer einzelner Aufſätze: Canons of the church of Scotland drawn up 1242 and 1269. 1769. 4. Streitſchriften gegen Gibbon, Abhandlungen und biographiſche Aufſätze im Gentlemans magazine, Edinbourgh mag. u. a. O. *). (*Baur.*)

---

[1] Götting. gel. Anz. 1791. S. 1714—19. Goth. gel. Zeit., ausländ. Lit. 1792. S. 273. Jahrg. 1793. S. 33. Zimmermanns Annalen a. d. J. 1791. 1. Heft. S. 60—72.

[2] Ebelings Auszug enthält verſchiedene nicht unwichtige Nachrichten, aber nicht alle in der angeführten Zeit vorgenommene Reiſen in die Südſee, von mehren nur wenige magere Notizen, iſt folglich nicht befriedigend. Allg. Litztg. 1786. No. 283. S. 398. Goth. gel. Zeit. 1786. S. 757. Von dem ſehr reichhaltigen, mit Umſicht u. britiſchen Fleis bearbeiteten Original ſ. die Götting. gel. Anz. 1771. S. 449—453. 642—644. Fortgeſ. Betracht. über die neueſten hiſt. Schr. 4. Bd. und Meuſels bibl. hist. Vol. III. P. II. 132. Die neueſte in dieſer Samlung befindliche Reiſe, iſt Jak. Roggenweins, eines Holländers, im Jahre 1722.

[3] Zimmermanns Annalen a. d. J. 1790. Heft 9. S. 237—241.

[4] Reuß gel. Engl. Biogr. univ. T. X. (von Eyriès). Wachlers Geſch. d. hiſt. Forſch. 2. Bd. 2. Abth. 669.

DALRYMPLE, Sir John, ſchottiſcher Baronet, auch Dalrymple Hamilton Maggil genannt, geboren ums Jahr 1726. Er war viele Jahre Baronet der königlichen Schatzkammer in Schottland, und ſtarb 1810. Als ein Mann von Geiſt und beſtimmtem, freiſinnigem Charakter, und als ein für die Geſchichtſchreibung mit nicht gemeinen Talenten ausgerüſteter, gelehrter Statsmann hat er ſich bekannt gemacht durch ſeine reichhaltigen Memoirs of Great-Britain and Ireland from the dissolution of the last Parliament of Charles II. (1680) untill the Seabattle of la Hogue (1692). Edinb. 1771—73. Vol. II. 4. nebſt der Fortſetzung, die bis zur Expedition von Vigos (1702) geht. Ebend. 1788. 4. New edit. Lond. 1790. Vol. III. 8. Franz. (von Blavet). Lond. Genf) 1776. 2 Bde. 8. Teutſch (mit ſchätzbaren erläuternden Anmerkungen) von J. G. Müller. Winterthur 1792—1795. 4 Bde. 8. Aus vorher unbenutzten Quellen, die der Verfaſſer ſowol in als außer dem Reiche mit großer Mühe ſammelte, hat er die letzten Jahre der ſtürmiſchen Regirung Karls II., die kurze Herrſchaft ſeines Bruders Jakobs II., die Gährungen und Beſchwerden, welche zur Revolution 1688 führen mußten, und Wilhelms III. Kriege und einheimiſche Unruhen bis zum Jahre 1702 beſchrieben. Das Werk iſt, außer Macphersons (den Zeitraum von 1660—1714 umfaſſenden) History of Great-Brit. Lond. 1775. Vol. II. 4., die Hauptquelle für die genannte thaten- und folgenreiche Periode, verbreitet ungemein viel Licht über dieſelbe, deckt die vorher unbekannten Triebfedern der vornehmſten Theilhaber mit überraſchender Wahrheit auf, und ſchildert manchen für einen Patrioten gehaltenen Statsmann von einer weniger vortheilhaften Seite. Durch die gute chronologiſche Eintheilung, Klarheit der Beſchreibungen, einen Reichthum gelungener Perſonalſchilderungen, Mannigfaltigkeit in kleinen unterhaltenden Zügen und viele ſcharf treffende Bemerkungen hat der Verfaſſer überdies ſeinen Beruf zum Geſchichtſchreiber genugſam beurkundet. Bei allen dieſen Vorzügen iſt er aber doch dem Vorwurfe der Einſeitigkeit in Darſtellung einiger Begebenheiten und des Mangels an Kritik im höheren Sinne nicht entgangen, auch iſt der Styl hier und da geſucht, ungleich und vernachläſſigt. Nicht ohne Bitterkeit haben Miſtriß Macaulay (eine heftige Republikanerin) und Fox dieſe Fehler gerügt. Dalrymple ſchrieb, außer einigen andern, auch: Essay towards a gen. history of Feudal proprery in Great Brit. 1757. 8., ein in England in großer Achtung ſtehendes Werk *). (*Baur.*)

DALRYMPLEA. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe hat Roxburgh wahrſcheinlich zu Ehren Alexander Dalrymple's ſo genannt. Da dieſe Gattung mit der früher von Ventenat geſtifteten Turpinia übereinſtimmt, ſo iſt die einzige von Roxburgh angeführte Art, D. pomifera, unter Turpinia zu ſuchen. (*A. Sprengel.*)

DAL SEGNO, d. i. beim Zeichen, nach dem Zeichen: Das Muſikſtück wird alſo von dieſem Zeichen an wiederholt und fortgeführt bis zum Schlußzeichen: 𝄐 Deshalb ſteht auch zuweilen gleich dabei: dal segno al 𝄐. (*G. W. Fink.*)

DALSHEIM, Marktflecken in dem Canton Pfeddersheim der großherzogl. heſſiſchen Rheinprovinz, mit 1 kathol. und 1 reform. Kirche und 518 Einwohnern. (*H.*)

DALTON, Marktflecken in der engl. Grafſchaft Lancaſter, an der iriſchen See, in der Nähe eines fruchtbaren Thales, hat 165 Häuſer und 714 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte halten. In der Nähe ſind Eiſenwerke und die Ruinen der von König Stephan im J. 1127 gegründeten und von Heinrich VIII. im J. 1537 aufgehobenen Abtei Furneß. (Weim. Handb. VII, 289. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi.*)

DALTON, zwei Ortſchaften in den vereinigten Staten von Nordamerika: 1) in der Grafſchaft Coß des States Neuhampſhire, am Connecticut, wo der Strom ſich durch eine enge Schnelle ſtürzt, mit 235 Einw., und

---

*) Reuß u. Wachler S. 712 a. a. O. Biogr. univ. (von Suard).

*) Reuß u. Wachler S. 732 a. a. O. Biogr. univ. (von Suard). Götting. gel. Anz. 1771. S. 1137—1143. J. 1775. S. 801—809. Allg. Litztg. 1793. No. 311. S. 270.

2) in der Grafſch. Berks des States Maſſachuſetts, mit einem Poſtamte und 779 Einw. (*H.*)

DALTON, Richard, Maler und Kupferſtecher aus England. Um ſeine Kenntniſſe zu bereichern, reiſete er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Neapel, und ſchiffte, begleitet von einigen Landsleuten, in einem kleinen Fahrzeuge nach den Häfen von Calabrien, Sicilien, Griechenland und Ägypten, wo er die verſchiedenen Völker treu nach der Natur malte und viele Bemerkungen ſammelte. Seine Anſichten von Conſtantinopel ſind von Baſire, Viveres und andern berühmten Künſtlern geſtochen. Seine Zeichnungen nach antiken Statuen, von John Boydell 1770 herausgegeben, fanden weniger Beifall. Nach ſeiner Rückkehr nach England ernannte ihn der König zum Aufſeher der Gemälde und Antiken. Nun zur Ruhe zurückgekehrt, gab er mit einer gewandten Radirnadel über 20 Köpfe nach Holbeins Zeichnungen, und dreizehn Studien nach Leonardo da Vinci heraus. Seine letzten Arbeiten, zehn große Kupferſtiche nach Holbein, in der königlichen Samlung, welche die berühmteſten Männer aus der Zeit Heinrich VIII. darſtellen, erſchienen 1774. Er ſtarb im J. 1791. Die vorzüglichſten der von ihm herausgegebenen Werke ſind: Antiquities and Views in Greece and Egypt, with the manners and customs of the inhabitants: from drawings made on the spot a D. 1794 by R. Dalton. Lond. 1791. fol. XLII. Tabb. Als Anhang 10 Blätter Bassorilievo's discovered in Cairo, drawn, etched and published by R. Dalton. — A Collection of twenty antique Statues drawn after the Originals in Italy by Richard Dalton, Esq. and engraved by Mrs. Ravenet, Grignon, Wagner, Baron D. etc. London 1770. — Remarks on 12 historical designs of Raphael, and the Museum Graecum et Aegyptium; or Antiquities of Greece and Egypt, intended to be published from Mr. Dalton's Drawings. 1752. 8. — Remarks on the Pyramids of Egypt. — An Account of the Views and Sections published by Mr. D. — A short Dissertation on the ancient musical instruments used in Egypt, with some Remarks on Bruce's Travels. — An Account of Turkey. m. Kupfern. 8. — Etchings of a Collection of portraits by Holbein, found in the Cabinet of Queen Carolina. — (S. Biographical Anecdotes of Mr. Dalton, in Gentleman's Magazine. T. 61. P. 1. p. 159 (March 1791), wo auch die andern Schriften angegeben ſind. Vergl. Fiorillo Geſchichte der Malerei in England. S. 640.) (*A. Weise.*)

DALTONIA. So nannte Hooker (Musc. brit. p. 80.) zu Ehren des um die Mooskunde verdienten engländiſchen Geiſtlichen Jakob Dalton eine Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Laubmooſe und der 24. Linnéſchen Klaſſe. Char. Ein doppelter Beſatz der Kapſelmündung (Periſtom): der äußere beſteht aus 16 freien Zähnen, aus deren Seiten und mit ihnen abwechſelnd gerade Wimpern (der innere Beſatz) entſtehen; die Kapſelhaube iſt mützenförmig, an der Baſis gefranzt; der Kapſelſtiel ſeitlich. Die Gattung Anomodon Hook. unterſcheidet ſich blos durch die halbirte Kapſelhaube, Neckera Hedw. durch dieſe und durch ein ſchmales Häutchen, welches die Wimpern des Periſtoms verbindet. Hooker rechnete nur zwei Arten hieher: 1) *D. splachnoides* Hook. (l. c. t. 22., Neckera splachn. Engl. bot. t. 2564), deren Vaterland Irland iſt; und 2) *D. heteromalla* Hook. (l. c., Sphagnum arboreum L., Fontinalis secunda Dicks., Neckera heteromalla Hedw., Engl. bot. t. 1180), welche auf Baumſtämmen in England, Frankreich und Italien vorkommt. Zu dieſen kommen noch drei exotiſche: 3) *D. composita* Spr. (Syst. IV. p. 187., Neckera composita Hedw. sp. musc. t. 46. f. 8—13., Neck. affinis Hook. musc. exot. t. 122), in Weſtindien und Penſylvanien; 4) *D. patula* Spr. (Hypnum patulum Swartz fl. Ind. occ., Neckera patula Schwägr. suppl. II. t. 165), in Jamaika und Braſilien; und 5) die zweifelhafte *D. imbricata* Spr. (Hypnum imbricatum Palis. Beauv. aetheog., Hypn. pentastichum Brid. musc.), auf den Mascarenhas und in Braſilien. (*A. Sprengel.*)

DALUM, Kirchſpiel mit dem Edelhofe Chriſtiansdal in dem Amte Odenſee des däniſchen Stiftes Fünen. (*H.*)

DÁLYA oder Dalja, Marktflecken in Slavonien, Veröczer Geſpanſchaft, Eßeker Bezirk, am rechten Donauufer, zum griechiſchen nicht unirten Carlowitzer Erzbisthum gehörig, mit 2 nicht unirten griechiſchen Pfarren und einer römiſch-katholiſchen Pfarre, deren Patron der nicht unirte griechiſche Erzbiſchof zu Carlowitz iſt, 690 katholiſchen und 2740 nicht unirten ſerbiſchen Einwohnern, einer Überfuhr in die Batſcher Geſpanſchaft, einem fruchtbaren Getreideboden, ergiebiger Viehweide, einträglicher Fiſcherei. Auch Hauſen werden hier manchmal gefangen *). (*Rumy.*)

DALWIGK, eine altadelige, jetzt freiherrliche Familie, im Kurfürſtenthum Heſſen und im Fürſtenthum Waldeck begütert, welche wahrſcheinlich ihren Namen von dem ehemaligen Orte Dalwig (Dalewic, Dalewich) bei Corbach im Waldeckiſchen, von dem man noch die Reſte einer Kapelle wahrnimt, führt. Der Ort, deſſen Name ſchon in einer Urkunde vom Jahr 1126 vorkommt, lag im Ittergau, worüber der Graf Siegfried von Boimeneburg geſetzt war.

Die Brüder Bernhard und Elgar ſind die erſten, die mit dieſem Geſchlechtsnamen als Zeugen in einer Urkunde des Kloſters Werbe 1240 erſcheinen. Von dieſem Zeitpunkt fangen ſich vollſtändige genealogiſche Nachrichten über dieſes Geſchlecht an. In der dritten Generation war Theoderich Abt zu Corvey (1321); ſein Bruder Reinhard der ältere mit ſeinen Söhnen Elgar, Reinhard dem jüngeren, Ludwig und Bernhard wurden vom Erzbiſchof Peter von Mainz mit dem Schloß Schauenburg und Zubehör wegen des thätigen Antheils in der berühmten Fehde gegen Otto Landgrafen von Heſſen (1332) beliehen, und zu Burgrafen und Erbamtmännern des Erzſtifts ernannt. Reinhard der jüngere iſt dadurch merkwürdig, daß er Herzog Ernſt von Braunſchweig und deſſen Sohn in einer Fehde gefangen nahm, daher auch dieſe in der Sühne, ſich nicht rächen zu wollen, ſchwören mußten (1370). Um dieſe Zeit ſtarb auch ein Reinhard, welcher Fürſt-Abt von Corvey war (1365). Ein Enkel von Reinhard dem jüngeren gleiches Namens, erhielt das Schloß Lichtenfels; er wird der Ungeborne genannt (weil er aus dem Leibe ſeiner Mutter geſchnitten werden mußte); er war ein tapferer Kriegsmann, der nicht allein unter Kaiſer Siegesmund in den türkiſchen Feldzügen ſich ausgezeichnet hatte und dadurch bei dem Kaiſer beſonders beliebt war, ſondern auch zu einem ſolchen Anſehen unter dem Landgrafen Herrmann von Heſſen als deſſen heimlicher Rath gelangte, daß er die Schlöſſer Weidelsberg und Falkenſtein erhielt (1428) und ſolch einen gräflichen Stat führte, daß andere Edelleute unter ihm dienten und beſtändig 20 Reiſige zu ſeinem Gebote ſtanden. Doch als er in Streitigkeiten mit dieſem Landgrafen Hermann gerieth, wurde das Schloß Weidelsberg innerhalb acht Tagen von demſelben erobert (1448), welches der Landgraf nebſt mehren Dörfern und Zehnten an ſich zog, und Reinhard mußte ſogar auch auf Falkenſtein verzichten. Seine Söhne Johann und Reinhard III. waren Stifter der Linien zu Lichtenfels und Schauenburg, die bis jetzt noch blühen.

---

*) Eine ſchöne lithographirte Anſicht von Dálya enthält das Werk: 264 Donauanſichten vom Urſprunge des Stromes bis zu ſeinem Ausfluſſe ins ſchwarze Meer, von Adolph Kunike, erklärt in pittoresker, topographiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht von Dr. Rumy. Wien 1826. in Querfolio. No. 159.

Es haben ſich eine große Anzahl aus dieſem Geſchlecht ſowol im Kriege als auch im Cabinet rühmlichſt ausgezeichnet. Die Namen der Vorzüglichſten mögen hier aufgezeichnet zu werden verdienen. Franz und ſein Bruder Joſt, erſterer als k. franzöſiſcher Obriſt und letzterer als Obriſt des Markgrafen Albrecht von Brandenburg ſind in der Geſchichte der damaligen Kriege durch ihre Thaten bekannt (1555). Johann Georg als heſſiſcher Geheimer Rath empfing die Reichslehen in Wien vom Kaiſer Ferdinand III. (1628). Seine Brüder Kurt und Franz Elgar blieben beide als heſſiſche Obriſtlieutenants der Cavallerie in der Schlacht von Lützen (1632). Damals commandirte ihr Vetter Otto Heinrich das rothe ſchwediſche Regiment Fußvolk und ſtarb darauf als Commandant von Ziegenhain (1636). Deſſen Bruder Hans Wilhelm blieb als heſſiſcher Obriſt der Cavallerie bei dem berühmten Entſatz von Hanau gegen den k. k. Generalfeldmarſchall Graf von Lamboy (1636), was noch jedes Jahr durch das ſogenannte Lamboyfeſt gefeiert wird. — Außer den genannten werden noch in dieſer Zeitperiode die Namen der Brüder als Reinhard Ludwig heſſiſcher Obriſt († 1650), Bernhard, Commandant des feſten Schloſſes Pyrmont († 1632) und Georg als heſſiſcher Obriſtlieutenant († 1668) aufgeführt. Johann Philipps v. D., zu Schauenburg (kurbrandenburgiſcher Obriſtlieutenant † 1686), ſieben Söhne hatten ſich ebenfalls dem Kriegsdienſte gewidmet, und ſind größtentheils in den Feldzügen in Italien und Morea als Stabsofficiere geblieben; nur Ravan Ludwig blieb übrig und ſchwang ſich bis zum heſſiſchen Generallieutenant der Cavallerie und Gouverneur von Ziegenhain empor († 1755).

Die Lichtenfelſer Linie hat ſich von jeher mehr dem Civil-Statsdienſt gewidmet. Johann Reinhard heſſiſcher Geheimer Rath und Kammerpräſident wurde als Geſandter nach dem Haag geſchickt 1712, um dann im folgenden Jahre den 5, April 1713 den Utrechter fünffachen Frieden mit abzuſchließen; er ſtarb 1737. Sein Bruder Ferdinand Ernſt war kurpfälziſcher Geheimer Rath und Hofgerichtspräſident zu Düſſeldorf († 1739). Von deſſen zehn Söhnen war Philipp Anton kurpfälziſcher Hofkammerpräſident und Oberamtmann zu Leuteneck und Veldenz (1775). — Eine Seitenlinie zum Schloß Sand (1550) zeichnet ſich in der Perſon von Johann Georg aus, der als Obriſter in holländiſchen Dienſten den ſpaniſchen Erbfolgekrieg mitmachte und als fürſtlich-fuldaiſcher und fürſtlich-waldeckiſcher Geheimer Rath und Hofmarſchall mit Hinterlaſſung zweier Söhne 1719 ſtarb, wovon Franz Ernſt kurkölniſcher Geheimer Rath und Kammerherr (1750) und Anton Ludwig fürſtlich-hildesheimiſcher Geheimer Rath und Oberhofmarſchall war (1769). Georg kurfürſtlich-heſſiſcher General der Cavallerie und Ritter beider heſſiſcher Orden ſtarb 1812. Mit ſeinem Sohn Wilhelm Friedrich Obriſtlieutenant der Cavallerie und Generaladjudant des Kurfürſten Wilhelm II. erloſch 1814 dieſe Seitenlinie.

Johann Friedrich aus dem Schauenburgiſchen Stamm, fürſtlich-waldeckiſcher Geheimer Rath und Oberhofmarſchall († 1810) hinterließ vier Söhne, die ſich alle in den Statsdienſten auszeichneten: Georg und Reinhard, beide Generallieutenants in kurfürſtl. und großherzoglich-heſſiſchen Dienſten, mit den Orden ihrer Souveraine geziert; Alexander kurfürſtl. heſſiſcher Hofmarſchall und Karl Friedrich herzoglich-naſſauiſcher wirklicher Geheimer Rath und Ober-Appellationsgerichtspräſident, Großkreuz und Ritter mehrer Orden († 1826), auch bekannt durch ſeine juridiſchen Schriften*).

Das nachſtehende bekannte Diſtichon ſoll auf eine Frau von Dalwigk, welcher das beſondere Glück zu Theil geworden war, ihre Kinder vom 6. Grad an bei ſich zu ſehen, gemacht worden ſeyn;

mater ait; nata, dic natae, filia natam
ut moneat natae plangere filiolum.

Die Beſitzungen der Familie von D. ſind jetzt noch in Niederheſſen die ehemalige Herrſchaft mit der Ruine Schauenburg nebſt den dazu gehörigen Dörfern: Hof, Breitenbach, Elmshagen, Martinshagen und Elmſer-

---

*) Dalwigk, K. v., kl. juriſt. Abhandlungen. 8. Frankf., Eichenberg 1788. — Juriſt. Abhandlungen. 8. Frkf., Andreä 1786. — Handb. d. franz. Civil-Prozeſſes. 2 Bde. 8, Hadamar, Gelehrt. Buchhandl. 1813. — Über Volksrepräſentation u. d. künft. landſtänd. Verfaſſung in Teutſchland. gr. 8. Ebend. 1814. — Die Auſträgalinſtanz zur Erläuterung des Art. 11. der teutſchen Bundesacte. 8. Mainz, Kupferberg 1817. — Verſuch einer philoſoph. jur. Darſtellung d. Erbrechts nach Anleitung des römiſchen Rechts, neuerer Geſetzbücher und mehrer Landesſtaten mit Geſetzesvorſchlägen. 3 Thl. Wiesbaden, Schellenberger 1820—1822. — Auch ein Wort über die Anwendbarkeit der mündlichen öffentlichen Rechtspflege bei bürgerlichen Rechtsſachen in Teutſchland. Frankf. a. M., Hermann 1818. — Praktiſche Erörterungen auserleſ. Rechtsfälle. 4. (43 Bde.) Hannov., Hahn. 1823. — Eranien zum teutſchen Privatrecht, mit Urkunden. 1. Liefr. gr. 8. (10 Bde.) Heidelb., Oßwald. 1825.

hof, die Herrſchaft Dillig nebſt Neuenhagen, Stolzenbach, Willingshain und Lützelwig; im Fürſtenthum Waldeck das Städchen Züſchen; die Herrſchaft Lichtenfels nebſt Sand und Kamp. — Das Wapen iſt ein ſchwarzes Hirſchgeweih, deſſen Spitzen mit weißen und rothen Roſen wechſelweis geziert ſind im ſilbernen Felde; auf dem goldnen Helm fünf Pfauenfedern in deren Mitte drei Straußenfedern ſich erheben **).
(*Alb. Fr. Boyneburg Lengsfeld.*)

DALWITZ, 1) Dorf im elbogner Kreiſe des Königreiches Böhmen, mit einer Steingutfabrik und mehren Kämelhaar- und Wollenzeuchfabrikanten. — 2) Ein dem Domſtift St. Petri in Budiſſin zugehöriges Dorf; wird auch Dahlowitz genannt. (*H.*)

DAM, Apingadam, Hauptſtadt des gleichnamigen Bezirks in der Provinz Gröningen des Königreichs der Niederlande, an der Fivel, welche von derſelben den Namen Damſter Diep hat, mit 2800 Einwohnern, die ſich mit der Fiſcherei beſchäftigen. — Der Bezirk Apingadam enthält vier Kantone: Apingadam, Loppersum, Middelſtum und Winſum, mit 40741 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

DAM oder Tam (Franz Werner), Maler, geb. zu Hamburg 1658. Seine Lehrer waren Theodor van Soſten und Johann Pfeiffer. In Rom, wohin er ſich begab, ſuchte er ſich nach den Werken berühmter Geſchichtsmaler zu bilden; allein die vielen Schwierigkeiten, die er in dieſem Fach vorfand, ſchwächten ſeinen Muth, und er fand es leichter ſich durch Früchte-, Blumen- und Thiermalen auszuzeichnen. In dieſer Abſicht ſtudirte er Anfangs nach Mario Nuzzi, fand aber eine beſſere Lehrerin in der Natur ſelbſt. Die Trefflichkeit ſeiner Werke verſchaffte ihm einen Ruf nach Wien, wo er viel für den kaiſerlichen Hof malte, und auch Aufträge für auswärtige Fürſten erhielt. Er ſtarb geehrt, zu Wien 1724. Er malte in verſchiedenen Manieren, bald ſind ſeine Pinſelſtriche keck, jedoch iſt, wiewol alles nur leicht hingeworfen ſcheint, überall die treffliche Zeichnung vorherrſchend; bald offenbart ſich in ſeinen Werken der niederländiſche Geſchmack, wo alles bis auf das feinſte ausgearbeitet iſt. — Zwei ſeiner Söhne, Caspar und Franz, folgten dem Vater in der Kunſt; ein anderer machte ſein Glück als Tanzmeiſter. (*Hagedorn* Lettre à un Amateur de la Peinture etc. p. 202.)
(*A. Weise.*)

DAMAJAVAY nennt Girond ſein Galläpfel-Surrogat, das nichts anders iſt, als ein Extract aus den Schalen der eßbaren Kaſtanie, oder aus der Rinde, dem Holze und Safte des im Frühjahr angebohrten Kaſtanienbaumes. — Bei mäßiger Wärme getrocknet und gepulvert, kann es die Stelle der Galläpfel vertreten (ſ. dieſen Art.). Vergl. Lond. Journ. of Arts. Vol. XIV. Nr. 88. Febr. 1828. und Buchner's Repertor. f. d. Pharm. 1830. XXXIII. 3. S. 418 ꝛc.)
(*Th. Schreger.*)

DAMAIS (Entomologie). Eine von Fabricius aufgeſtellte, aber noch wenig bekannte Fliegengattung, welche der Gattung Hybos verwandt ſeyn möchte. Fabricius gibt folgende Kennzeichen dafür an: Der Schöpfrüſſel kurz, an der Spitze pfriemenförmig, ſehr ſcharf, mit drei (?) Borſten, an der Wurzel zwei kurze, am Ende mit einer Borſte verſehene Taſter tragend. Die Fühler vorgeſtreckt, dreigliederig, das letzte Glied gerundet mit einer Endborſte. Die Augen nehmen (wenigſtens bei den Männchen) faſt den ganzen Kopf ein, auch ſind drei Nebenaugen vorhanden. Der Hinterleib iſt lang, walzig, die Beine ſind lang, und haben verdickte, oft gezähnelte Hinterſchenkel. Die vier von Fabricius aufgeführten Arten, die eine geringe Größe beſitzen, ſind theils in Südamerika, theils in Oſtindien einheimiſch.
(*Germar.*)

Daman, Damaner, ſ. Afghanen, Thl. II. S. 142.

DAMANHOUR, koptiſch Timi-an-Hor, d. h. die Stadt des Horus [1]), wahrſcheinlich das alte Hermopolis parva [2]), im Delta Ägyptens an einem Nebenmeer des Kanals von Roſette, in der Mitte zwiſchen dieſem und dem Mareotiſchen See, welcher Kanal davon den Namen des Kanals von Damanhour hat. Dieſer Ort iſt Sitz eines Beys, und die umher wohnenden Kopten haben hier eine Kirche. Die ganze Umgegend iſt ſehr im Verfall. — 2) Dorf am rechten Ufer des Nils, nördlich von Kairo in der Nähe von Heliopolis (On).
(*L. F. Kämtz.*)

DAMANSCHE SEE, der, eigentlich die Damansche, wird von der Oder gebildet, grenzt in S. an den Dammiſchen See, und ergießt ſich durch drei Arme, nämlich die große, die kleine Strewa und die Pölitzer (auch Jaſenitzer) Fahrt in das Papenwaſſer. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMÂR (ذمار), eine große, aber offene Stadt in Jemen, zwei Stationen, oder nach Niebuhr 12½ teutſche Meilen ſüdlich von Sanâ, 4 M. nördlich von Jerîm und eine Tagereiſe öſtlich von Sebîd. Sie liegt in einer fruchtbaren Ebene, die wegen ihrer vorzüglichen Pferdezucht berühmt iſt. Als Hauptſtadt des Diſtrictes Mechareb el-anes iſt ſie der Sitz eines Dola. Sie iſt ziemlich gut, aber weitläufig gebaut, und hat nach Niebuhr's Schätzung noch nicht 5000 Häuſer. Es befindet ſich dort eine Schule für die Secte der Seiditen. Nahe bei der Stadt ſteht ein großes Caſtell. (Man ſ. Niebuhr's Beſchreibung von Arabien. S. 235. Deſſen Reiſe. Th. I. S. 406 f. Voyage de l'Arabie heureuse S. 197. Auch Edriſi und Abulfeda erwähnen ihrer.)
(*E. Rödiger.*)

DAMARIN, (St.), St. Amarin, St. Emmerin, Stadt und Hauptort eines Cantons in dem Bezirk Be-

---

**) Ausführlicheres findet man in den: Nachrichten über das Geſchlecht der von Dalwigk aus authentiſchen Quellen geſchöpft und chronologiſch geordnet. Darmſtadt 1831. Der Verfaſſer, Reinhard Freih. v. Dalwigk, hat dieſe Schrift ſeinen Brüdern Ludwig Georg Wilhelm Friedrich und Alexander Felix gewidmet. (*H.*)

[1]) Nach Champollion bei Ritter Erdkunde. S. 864.

[2]) Vergl. Hermopolis Sect. II. Thl. VI. S. 362.

fort des franz. Dep. Niederrhein, mit 1398 *) Einw., welche Handel mit den in der Nähe verfertigten Sicheln und Senſen treiben. Die Stadt liegt am Thur, in dem von dieſem durchfloſſenen St. Amariner Thale, welches gute Wieſen und Weiden, ergiebige Steinkohlengruben und bedeutende Eiſenwerke und Fabriken zu Bitſchweiler und Weſſerling hat. Am Eingange des Thales liegt die Stadt Thann am Thur. — St. Amarin war ſchon im J. 1276 vorhanden und Hauptort der Vogtei gl. N. im Ober-Elſas, welche zum Gebiete der unter Ludwig XV. im J. 1759 ſäculariſirten Benedictinerabtei Murbach gehörte. Das hier geſtandene Schloß Friedburg oder Frideberg wurde 1637 von den Schweden zerſtört. (Vgl. Weim. Handb. VIII, 302. Büſching III, 964.) (*Leonhardi.*)

DAMASCENER KLINGEN, nach der Stadt Damaskus benannt, (ſ. Damasciren), wurden in Europa zuerſt durch die Kreuzzüge bekannt, und zeichnen ſich ſowol durch ihre außerordentliche Härte als durch ihre Feſtigkeit aus, die durchaus keine Vergleichung zuließ. Man konnte mit dem Säbel der Sarazenen weiche und harte Gegenſtände, ſelbſt Nägel, ohne Hinderniß und ohne daß ſich der geringſte Eindruck auf der Klinge zeigte, durchhauen. Dieſe Säbel, welche die Türken noch gegenwärtig führen, ſind nicht ſehr lang, und vorn an der Spitze breiter als am Gefäß, wodurch ſie, in Verbindung mit ihrem ſtarken Rücken und ihrer Schwere, einen ſehr ſtarken Zug im Hiebe bekommen. Die beiden Flächen der Klinge, welche die Schneide bilden, machen einen Winkel von 40 Graden mit einander und unterſcheiden ſich durch einen Wohlgeruch, ſowie durch ihr flammiges und wellenartiges Anſehen, das man ſpäter auch in europäiſchen Fabriken nachzumachen, auch zum Theil ihnen dieſelbe Härte und Güte zu geben lernte. Der erſte, dem es gelang, ſoll Peter Simmelpuß aus Solingen, im Herzogthum Berg, geweſen ſeyn, welcher Degen- und Säbelklingen von erprobter Güte verfertigte. Man hat auch in dieſer vorzüglichen Fabrik das Einlegen der Klingen mit Silber verſucht, jedoch ohne Erfolg; hingegen in der 1816 zu Slatuſt am Ural, in Rußland, wo Remſcheiter und Solinger Meiſter unter der Leitung des ehemaligen k. preuß. Kriegsrath Eversmann, ſehr gute Klingen liefern, hat man nebſt der Damaszirung auch dieſe Arbeit zu Stande gebracht. Nach den Verſuchen des Engländers Nicholſon beſtehen die Damascener Klingen aus mechaniſch zuſammen vereinigtem Eiſen und Stahl. Sie erhalten dadurch auf ihrer Fläche das wellenartige Anſehen (das Waſſer), das zwar bei dem Schleifen der Klinge verſchwindet, aber durch Beſtreichen mit Citronenſäure bei einer, ins Blaue ſpielenden Farbe, wieder ſichtbar wird. Man bekommt in Damaskus den Stahl aus dem oberen Dekan, wo er Sonlodehind (indiſcher Stahl) heißt und in großer Menge vorhanden iſt, doch eben nicht ſehr geſucht wird, denn man ſcheint den, unter dem Namen Wooz bekannten Schmelzſtahl den Vorzug zu geben; von dieſem nehmen einige Klingenſchmiede zur Schneide, zum Rücken Eiſen, zu den beiden Seitenflächen aber den vorerwähnten Damascener Stahl; andere machen die Klinge aus einer flachen Stahlplatte, die ſie auf beiden Seiten mit Eiſen belegen, um die erfoderliche Zähigkeit und Feſtigkeit hervorzubringen. Die vorzüglichſten Klingen ſind, wo die Arbeiter abwechſelnd weichen und harten Schmelzſtahl über einander legen, gepulvertes Gußeiſen mit Borax dazwiſchen ſtreuen und es ſo lange heizen und ausſchmieden, bis der flache Stab die Länge der Klinge um ⅓ überſteigt. Die Schmiede biegen dieſe hierauf doppelt über einander, und heizen, ſchmieden und flechten ſie auf dieſelbe Weiſe zu wiederholten Malen aus, bis ſie ihr zuletzt die gehörige Form einer Säbelklinge geben. — Der Schwede Laureaus gibt ein beinahe ähnliches Verfahren an, um gute Degenklingen zu verfertigen: man ſoll 4 ſchwache Stahlſtangen zu einem 1″ ins Gevierte haltenden Stabe zuſammenſchweißen, ſie nachher weißglühend mit zwei Zangen möglichſt zuſammendrehen, in 4 Stücke zertheilen und das Schweißen und Drehen wiederholen, endlich aber die Klinge daraus ſchmieden.

Das Härten iſt, wie bei allen ſtählernen Werkzeugen, die wichtigſte Operation, von der hauptſächlich die Güte der Klinge abhängt. Gewöhnlich wird der Stahl vor dem Härten gelinde durchglühet und nachher gehämmert, um den Glühſpan hinweg zu bringen. Hierauf wird er mit einer lebhaften Hitze von Laubholzkohlen nochmals geglühet, ſo daß harter Brennſtahl eine dunkelrothe, der minder harte Gußſtahl eine blaßrothe, der weichere Gerbſtahl endlich eine Roſenfarbe bei dem Glühen bekommt; worauf er in kaltes Waſſer geworfen wird. Die indiſchen Arbeiter überziehen ihre Klingen mit einem Brei von gleichen Theilen Barille, klar geriebenen Eyerſchalen, Borax und Kochſalz, ehe ſie dieſelben glühen. Sobald hiebei das dunkle Roth zu verſchwinden anfängt, wird die Klinge in kaltem Brunnenwaſſer abgelöſcht.

Um dem Stahle die zu große Sprödigkeit zu nehmen, dienet das Anlaſſen, indem man ihn nach und nach von 430° bis zu 580° Fahrenh. erhitzt, wobei er erſt gelblich, dann (unter 460°) ſtrohgelb, immer dunkler, endlich gelbbraun und zuletzt dunkelblau, die gewöhnliche Farbe der Degenklingen, wird.

Die verſchiedenen Arten der Damascener Klingen führen nach ihrer inneren Güte folgende Namen: 1) Kermani Daban; 2) Lahori Kare Khorasan; 3) Lahori Neiris; 4) Dishi Daban; 5) Herkek Daban; 6) Elif Stambol; 7) Eski Sham; 8) Bayaz Khorasan; 9) Suri Hindi; 10) Koum Hindi. Hat eine ſolche Klinge ihr Anſehen verloren, wird ihr das Waſſer, welches die Indier Giohar nennen, folgendergeſtalt wieder gegeben: man legt ſie flach auf ſtark glühende Holzkohlen, die zwiſchen Steinen auf der Erde ausgebreitet ſind, und bedeckt ſie mit ſchwarzen Kohlen, die vermittelſt eines türkiſchen Federfächers ebenfalls angefacht werden. Sobald ſie eine kirſchrothe Farbe bekommt, wird die Klinge zum Abkühlen in einen 4 Zoll tiefen hölzernen Trog mit

---

*) Nach Volger 1600 Einw.; nach Pradhomme, mit dem Dorfe Vogelbach 3672 Einw.

Bergöl (Naphta), Seſamöl, Hammeltalg und weißem Wachs zu gleichen Theilen gelegt und einige Minuten darinnen gelaſſen. Sie kommt nun auf friſche Kohlen von Fichten- oder Tannenholz, um das daran hängende Fett hinweg zu brennen, bis daßelbe nicht mehr raucht, worauf nach dem Erkalten die anhängende Aſche mit einem ſtumpfen Meſſer abgeſchabt wird. Iſt die Klinge durch das Glühen verbogen, wird ſie gerade gerichtet, abgeſchliffen, auf einem Brete mit Öl und Schmirgelpulver abgerieben und zuletzt mit einem Stahl polirt, wozu 5 — 6 Stunden nöthig ſind. Um alles Fett hinwegzunehmen, das dem guten Anſehen nachtheilig iſt, wird ſie mit trocknem Kalk, und nachher mit Waſſer und Tabaksaſche abgerieben. Man löſt nun ſchwefelſaures Eiſen (Sagh) in einem gläſernen oder bleiernen Becher mit Waſſer auf, womit die Klinge möglichſt ſchnell und ſtark acht bis zehn Mal beſtrichen, dazwiſchen aber einige Mal in reinem Waſſer abgewaſchen wird. Sobald ſie völlig wellenartig erſcheint, wird ſie vollends trocken gewiſcht und im Winter mit Öl beſtrichen.

In den europäiſchen Fabriken wird der gewöhnlich polirten Degenklinge die Damascirung folgendergeſtalt gegeben: nachdem ſie mit Kalkmehl abgerieben, wird friſch gelöſchter Kalk mit einer Feder oder einem Pinſel flammenartig oder wellenförmig aufgetragen und an der Sonne oder an einem Feuer getrocknet, um ſchwefelſaures Eiſen, in Waſſer aufgelöſt, darüber ſtreichen zu können, daß nach etwa 10 Minuten alles abgewaſchen werden kann, wodurch die Damascirung erſcheint. Dieſe iſt jedoch weniger dauerhaft, ſondern verſchwindet durch das Schleifen und Poliren wieder. Eben ſo verhält ſich's mit dem Wohlgeruch, den man der Klinge vermittelſt einer Miſchung von 8 Gr. Ambregris, 6 Gr. Biſam oder Moſchus, 4 Gr. ſſ. Zibeth, mit feinem Zucker in einem gläſernen Mörſer abgerieben und mit Beben-Öl flüſſig gemacht, gibt, die man mit einem Schwamm auf die über Kohlen heiß gemachte, doch nicht glühende, Klinge trägt.

Die damascirten Gewehrläufe haben wahrſcheinlich mit den Säbeln einerlei Urſprung, und werden auch ungefähr auf dieſelbe Art verfertiget, jedoch nicht aus Stahl, ſondern aus gutem zähen Eiſen, um der ausdehnenden Kraft des Pulvergaſes zu widerſtehen. Es werden zu dem Ende ſchwache Stäbe von grünem und weißem Eiſen über einander gelegt, zuſammen geſchweißt, und zu wiederholten Malen zuſammen gedrehet, um nachher die ſogenannte Platine (einen flachen, 3 bis 5″ breiten, 36″ langen Stab) daraus zu ſchmieden, die über einem Dorn zu einem Flintenlauf mit $1\frac{1}{2}$ bis 5 Pfund ſchweren Hämmern in einem Geſenk-Ambos mit halbrunden Vertiefungen zuſammen geſchweißt wird. Man fängt damit in der Mitte an, und ſchmiedet nach beiden Enden zu, indem man jedem 2 Zoll langen Stücke 3 Weißglüh-Hitzen gibt. Das durch das Schmieden länger gewordene Rohr wird durch ſtarke Hammerſchläge auf das dickere Ende des ſenkrecht geſtellten Rohres bis zur gehörigen Länge verkürzet (geſtuchet) und, nachdem es in Rückſicht des guten gleichförmigen Schweißens genau unterſucht worden, ausgebohrt und äußerlich abgeſchliffen.

In Spanien und Frankreich pflegt man auch eine 6 — 7 Fuß lange, 8 Linien breite, 2 Linien dicke Schiene aus alten Nägeln, Senſen, Hufeiſen u. d. gl. geſchmiedet, um ein ſchwaches Rohr zu winden und über einem Dorn zuſammen zu ſchweißen. Der Dorn wird nachher herausgezogen und das Rohr nochmals rothglühend überſchmiedet, um das Eiſen dichter zuſammen zu ſchlagen. Dieſe Art Flintenläufe heißen Bandröhre (Canons à ruban), weil die ſchlangenförmige Schweißnath nach dem Abſchleifen wieder zum Vorſchein kommt.

Ein beſſeres Anſehen haben diejenigen, auch in Abſicht ihrer Dauer ſehr geſchätzten Läufe, wo ein altes gutes Rohr dicht mit ausgeglühetem Eiſendrath, von der Stärke einer Rabenfeder, dergeſtalt bewunden wird, daß die Lagen kreuzweiſe gegen einander laufen und an der Mündung 2, an dem hinteren, ſtärkeren Theile aber 4 bis 6 derſelben liegen. Der Drath wird anfangs über einem, den alten Lauf genau füllenden, nachher aber über einem ſchwächeren Dorn zuſammen geſchweißt und muß über zwanzig Hitzen bekommen, ehe die Schweißung vollendet iſt. Um die Adern der Damascirung erſcheinen zu machen, wird das Rohr nach dem Schleifen und Poliren in einem ſchmalen hölzernen Troge mit Eſſig, ſchwefelſaurem Eiſen (Vitriol), faulen Citronen und Scheidewaſſer einige Stunden lang gebeizt und endlich mit reinem Waſſer abgewaſchen.

Die in Bombay aus den eiſernen Reifen, welche mit den engländiſchen Fäſſern aus Europa gebracht werden, geſchmiedeten damascirten Flintenläufe werden in Indien ſehr geſchätzt. Man wählt dazu die am meiſten verroſteten Reifen, oder legt ſie ſo lange in einen feuchten Keller, bis ſie ſich oxydiren. Sie werden nun in 1 Fuß lange Stücke gehauen und in 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll dicke Stöße über einander gelegt, daß ſie genau auf einander paſſen und durch ein längeres umgebogenes Stück im Feuer zuſammen gehalten werden. Der Stoß wird nun zuſammengeſchweißt und zu einem 1 Zoll breiten, 4 Linien dicken Stabe ausgeſchmiedet, den man mehre Male über einander biegt, zuſammenſchweißt und wieder zu einem Stabe ſchmiedet. Dieſer wird zuletzt drei Mal auf ein Drittheil ſeiner Länge geheizt und auf den Kanten in entgegengeſetzter Richtung gegen ſeine vorige Lagerung geſchmiedet, damit auf dem Zain die Adern nach außen kommen. Der Lauf wird auf die gewöhnliche Art ausgeſchmiedet; jedoch ſtärker geſtuchet, als es in England geſchieht. Jeder, dem Feuer ausgeſetzte Theil wird dabei mit Thon, Koth oder Kuhmiſt überzogen, um das Eiſen gegen das Oxydiren zu ſchützen. Der fertige, abgeſchliffene Lauf wird endlich in eine Auflöſung von ſchwefelſaurem Eiſen gelegt, bis das Geflecht (der Damaſt) völlig ſichtbar wird.

Um eine noch ſchönere Locke oder Damascirung (Curl) zu machen, werden die Zaine in ſchwache Stäbe von $\frac{1}{4}$ Zoll ins Gevierte ausgezogen, und rechts und links über einander geflochten; von jeder Gattung wird hierauf einer geſchweißt, doppelt zuſammengebogen, nochmals geſchweißt und wieder ausgezogen, wodurch nach dem vorerwähnten Beizen ein ſehr verworrenes Geflechte erſcheint. Um Arbeit und damascirtes Eiſen zu ſparen, feilen die indiſchen Arbeiter auch wol einen engländiſchen Flintenlauf rauh, und ſchweißen einen oder mehre ſpiralförmig gewundene Stäbe damascirtes Eiſen darüber. Sie arbeiten dabei nie mit Steinkohlen, ſondern immer nur mit leichten Holzkohlen.

Die ſchlechteſte Art von Damascirung iſt die, wenn in das fertig abgeſchliffene und mit Wachs überzogene Rohr mit einem Grabſtichel mancherlei Züge und Figuren gezogen werden, in welche ſich die Beize (zu der hier immer Scheidewaſſer genommen wird), einfrißt, daß ſie nachher erſcheinen, wenn das Rohr blau anläuft. Man ſieht jedoch von ſelbſt, daß die gute Beſchaffenheit des Laufes dadurch nicht erhöhet wird. (*v. Hoyer.*)

Damascenus ſ. Johannes Damascenus.

DAMASCIREN heißt: Eiſen- und Stahlarbeiten auf die Weiſe zurichten, wie es in der Fabrik zu Damaskus üblich iſt, wozu dreierlei gehört, daß ſie blau angelaufen ſind, ein flammiges Anſehen haben, und mit Gold- und Silberfiguren ausgelegt ſind. — In Karlsbad verfertigte Waren ſolcher Art nennt man Karlsbader Arbeit. (Vgl. Damascener Klingen.) — Nachmals iſt dieſer Ausdruck auch auf andere ähnliche Arbeiten übergetragen worden. So ſagt man in der Heraldik, daß ein Schild oder eine Figur damascirt ſei, wenn eine Malerei von Laubwerk ſich umher zieht. Gewebte Zeuge werden wol auch damascirte genannt, wenn ſie damaſtartig ſind; denn Damaſt (ſ. d. Art.) hat ebenfalls ſeinen Namen von Damaskus. (*H.*)

DAMASCIUS, zu Damaskus gegen das Ende des 5. Jahrh. n. Chr. G. geboren, philoſophirte und ſchrieb zu der Zeit, als Theodorich Italien beherrſchte, und ſpäter als Juſtinian auf dem Throne ſaß [1]. Seine Bildung erhielt er zuerſt zu Damaskus, nachher zu Alexandria und zu Athen. Als ſeine Lehrer werden von ihm genannt Theon und Ammonius, der Sohn des Hermias zu Alexandria, Zenodotus, Marinus und Iſidorus zu Athen. Als der letztere ſich von ſeinem Lehramte zurückzog, wurde Damascius ſein Nachfolger. Er war der letzte, welcher zu Athen die Neu-Platoniſche Philoſophie öffentlich lehrte, denn im Jahre 529 verbot Juſtinian die Philoſophie zu Athen zu lehren [2], und ſelbſt die Sicherheit und Freiheit der Philoſophen ſcheint durch die Verordnungen dieſes Kaiſers in Gefahr gerathen zu ſeyn. Daher wanderten dieſe nach Perſien aus, von dem Rufe, welchen der König Chosroes ſich erworben hatte, und vielleicht noch mehr von der guten Meinung, welche ſie von der Heiligkeit des Lebens bei den Orientalen hegten, angezogen. Aber ſie fanden die Lage der Dinge in Perſien anders, als ſie erwartet hatten, und obgleich der König ſie gütig aufnahm, fanden ſie es doch gerathener, bald wieder in das römiſche Reich zurückzukehren. Dieſe Reiſe nach Perſien war jedoch der Philoſophie nicht ohne Nutzen, denn in den Friedensbedingungen zwiſchen den Römern und Perſern wurde bald darauf feſtgeſetzt, daß ſie in ihren heidniſchen Meinungen und Gebräuchen ſollten ungeſtört leben dürfen [3]. Was ſeit ſeiner Rückkehr aus Perſien dem Damascius geſchehen, iſt unbekannt. Es werden mehre Schriften deſſelben erwähnt, Commentare zu einigen Schriften des Platon, zu welchen auch die Zweifel und Löſungen zum Parmenides des Platon, die noch handſchriftlich zu München vorhanden ſind [4], gehört zu haben ſcheinen, auch ein Commentar zu der Schrift des Ariſtoteles über den Himmel, eine philoſophiſche Geſchichte, wahrſcheinlich daſſelbe Werk, aus welchem Photius unter dem Titel: „Leben des Iſidorus“ Auszüge gegeben hat [5], wunderbare Erzählungen [6] und Zweifel und Löſungen über die Principien, welche kürzlich, doch nicht ganz vollſtändig, herausgegeben worden ſind [7]. Die Auszüge des Photius und die Schrift über die erſten Urſachen, beweiſen hinlänglich, wie ſehr Damascius von heidniſchem Aberglauben erfüllt war, welches wir jedoch weniger ihm, als der Klaſſe von Philoſophen, zu welchen er gehörte, als Schuld anzurechnen haben. So geht überhaupt auch Damascius nicht über den Kreis der Gedanken hinaus, in welchem die ſpätern Neu-Platoniker ſich bewegten, und die Länge der Reden, in welchen er weſentlich immer wieder dieſelben Gedanken umwälzt, iſt ſehr ermüdend. Alles läuft ihm zuletzt darauf hinaus, daß eine unergründliche und unausſprechbare überweltliche Tiefe, welche Alles in Einem, aber ungetheilt iſt, als Urgrund aller Dinge angeſehn werden müſſe. Dies Eins ſoll unausſprechbar und unerkennbar ſeyn und auch wieder nicht unausſprechbar und unerkennbar, ſondern erkennbar durch die Einfachheit des Gedankens; wir aber ſind immer in unſern Gedanken getheilt und ohne Metaphern ließe ſich gar nichts über die erſten Urgründe reden. Aus dem erſten Urgrunde gehen drei andere Gründe hervor, welche aber auch nicht drei Gründe ſind, ſondern welche wir nur menſchlicher Weiſe drei nennen; die Vernunft iſt nicht die Vernunft, ſondern nur wie die Vernunft, das Leben nicht das Leben, ſondern nur wie das Leben, das Weſen nicht das Weſen, ſondern nur wie das Weſen, und überhaupt das Hervorgehen nicht das Hervorgehen, ſondern nur wie das Hervorgehen [8]. So müht ſich Damascius mit einem unfruchtbaren Scharfſinn ab, das Unausſprechbare auszuſprechen, und was er auf der einen Seite bejaht, das verneint er wieder auf der andern Seite. Man ſieht hier wohl, daß die Unfruchtbarkeit der Neu-Platoniſchen Schule zu ihrem Ziele gelangt iſt. Übrigens kann man aus den Auszügen des Photius manches Geſchichtliche über die Neu-Platoniſche Schule, und aus der

---

[1] Phot. cod. 181. 242; Suid. s. v. Δαμάσκιος.

[2] Joannes Malalas II. p. 187.

[3] Agathias p. 49. f. ed. Venet. [4] Kopp ad Damascii quaestiones de primis principiis p. XIII. [5] Cod. 181 u. 242. [6] Phot. cod. 130. [7] Damascii philosophi platonici quaestiones de primis principiis ed. Jos. Kopp. Francof. ad M. 1826. Über die Schriften des Damascius ſ. Suid. l. l., Fabr. bibl. gr. ed. Harl. III. p. 484 sq., Kopp l. l. p. XI. sq. Kopp erwähnt auch noch einen handſchriftlichen Commentar zu den Aphorismen des Hippokrates unter dem Namen des Damascius, welchen er aber unſerm Damascius abſpricht. [8] Cf. de primis princip. c. 2, 6, 7, 22, 39, 49, 56, 106, 107, 118.

Schrift über die erſten Principien mancherlei über die Mythologie der Griechen und auch der Orientalen lernen. (*H. Ritter.*)

DAMASCUS, Ortſchaft in der Grafſchaft Wayne des nordamerikan. Stats Penſylvania, am Delaware, mit 391 Einwohnern. (*H.*)

DAMASIA war die Hauptſtadt oder vielmehr die Hauptfeſtung der Likater oder Likattier (Licates, *Λικάττιοι*), einer Vindelikiſchen Völkerſchaft, welche am obern Lech, im heutigen Vorarlberg, wohnte und von dem Fluſſe Lech (Licus, *Λίκος*, *Λίκιος*, *Λικίας*), den Namen empfangen hatte. Der Name dieſer Stadt findet ſich nur bei Strabo, der ihn wahrſcheinlich aus den Armeeberichten des Druſus und Tiberius, welche er bei der Schilderung Rhätiens in ſeinem geographiſchen Werke 33 Jahre nach der Eroberung dieſer Provinz benutzte, entlehnt hat. Er ſagt im vierten Buche[1]), wo er die Vindelikiſchen Völkerſtämme aufzählt: „Für die verwegenſten unter den Vindelikern hält man die Likattier, die Klautinatier und die Vennonen; unter den Rhätern die Rhukantier und die Kotuantier. Auch die Eſtionen und Brigantier gehören zu den Vindelikern, und ihre Städte ſind Brigantion und Kampodunon, und die Stadt der Likattier, gleichſam eine Bergveſte, Damaſia."

Im Jahre Roms 739, unter dem Conſulat des M. Druſus Libo und des Luc. Calpurnius Piſo, im 15. Jahre vor Chriſtus, hatte Auguſtus, der ſich damals, um dem Kriegsſchauplatze näher zu ſeyn, in Gallien aufhielt, den Beſchluß gefaßt, die noch unabhängigen Alpenvölker der römiſchen Botmäßigkeit zu unterwerfen. Ihre häufigen Raubzüge gegen die galliſche Provinz und überhaupt gegen das den Römern dienſtbare Niederland machte dieſen Krieg nothwendig; auch mochte Auguſtus bei den Eroberungsplänen gegen Groß-Germanien, mit denen er ſich bereits beſchäftigt zu haben ſcheint, die Unterwerfung dieſer wichtigen Zwiſchenländer für ſtrategiſch wichtig halten. Druſus und Tiberius wurden daher zu gleicher Zeit mit dem Kriege gegen Rhätien beauftragt, und beide Feldherren, welche, von verſchiedenen Seiten das Gebirgsland angreifend, dennoch in vollkommener Übereinſtimmung handelten, vollzogen ihren Auftrag in dem Sommer des genannten Jahres vollſtändig. Die Operationslinie des Tiberius ſcheint ſich auf Gallien oder vielmehr auf die damals neu errichtete Provinz Ober-Germanien geſtützt und den Rhein aufwärts über den Bodenſee erſtreckt zu haben, während Druſus über die Tridentiniſchen Alpen, durch die Gebirgspäſſe des Vinſchgaues und des Engadins, unter furchtbaren Kämpfen ſich nach derſelben Gegend hin Bahn brach. Das Andenken an jene Begebenheit hat ſich in dem Namen Druſanaſpitze und Druſerthor bis auf unſere Tage erhalten. Ob wir nun die Kunde von der Bergveſte Damaſia der Armee des Druſus oder des Tiberius verdanken, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Für den Tiberius ſcheint der Umſtand zu ſprechen, daß wir durch Strabo wiſſen, daß Tiberius die Inſel Reichenau auf dem Bodenſee zum Stützpunkte ſeiner Unternehmungen wählte und ſogar auf dem Bodenſee mit Schiffen gegen die Vindeliker kämpfte[2]). Er war es alſo, der die Eſtionen und Brigantier beſiegte und ihre feſten Städte Brigantion (Bregenz am Bodenſee) und Kampodunon (Kempten), einnahm, und ſo iſt es auch ſehr wahrſcheinlich, daß ſeine Legionen durch das Rheinthal gegen die Likater in das heutige Vorarlberg und nach dem obern Lech vorgedrungen ſind und die Bergveſte Damaſia erobert haben. In dieſer Gegend muß daher die alte Burg der Likater geſucht werden, über deren Lage man früher nicht einig werden konnte. Man räumte fälſchlich dem Vindelikiſchen Stamme der Likater das ganze Lechgebiet ein, und dies gab Veranlaſſung zum Irrthume. Cluver war der Meinung, daß Damaſia auf der Stelle der nachmaligen römiſchen Colonieſtadt Augusta Vindelicorum (Augsburg) gelegen habe, und daß der alte Name durch den neuern verdrängt worden ſei. Marcus Welſer ſetzte ſie höher hinauf an das öſtliche Ufer der Wertach, und Andere hielten gar den Ort Dieſſen auf der Südweſtſeite des Ammerſee's dafür. Aber bis in dieſe Gegenden hinunter hat ſich das Gebiet der Likater wol ſchwerlich erſtreckt.

Daß Damaſia eine hochgelegene Bergveſte geweſen ſey, bezeugt deutlich der Beiſatz Akropolis bei Strabo; wir haben ſie alſo nicht in dem Niederlande, ſondern in dem Hochlande der Likater zu ſuchen. Wie nun aus dem alten Namen Amaſia oder Amaſias ſich im Laufe der Jahrhunderte unſer Flußname Ems gebildet hat, ſo mag auch der alte Name Damaſia ſich auf gleiche Weiſe umgeſtaltet haben. Im heutigen Vorarlberg finden wir nicht fern von dem Städtchen Ems am Ufer des Rheins einen Bergort, Hohen-Ems genannt, und zwar in einer Lage, wo einſt das Gebiet der Likater an das der Brigantier grenzte. Dieſes Hohen-Ems ſcheint mir daher die alte Akropolis Damaſia zu ſeyn. Es liegt zwei und eine halbe Meile oberhalb Bregenz auf der rechten Seite des Rheinthales, alſo in einer Gegend, welche die Legionen Tiber's, wenn ſie von dem Bodenſee gegen das Land der Likater vordrangen, nothwendig berühren mußten. Ob örtliche Auffindungen aus jener frühen Zeit herrührender Alterthümer zu Hohen-Ems meine Vermuthung beſtätigen, die ſich allerdings blos auf allgemeine geographiſche Grundſätze ſtützt, kann ich leider nicht ſagen. (*Aug. Wilhelm.*)

Damasippos ſ. Ikarios.

DAMASIPPUS, 1) L. Junius, zur Zeit der Sullaniſchen Unruhen Prätor zu Rom, berief — nach Livius Epit. 86. in des Marius Auftrag — im J. R. 671 den Senat zuſammen, und ließ die Vornehmſten ermorden, den L. Carbo, den Pontifex Maximus Q. Mucius Scävola (Liv. a. a. O.), den Domitius und Antiſtius (Vellej. 2, 26.). Appian, der dieſe Thatſache auch anführt, nennt den Prätor, der dies that, Brutus (B.

---

1) Strab. Rer. Geogr. Lib. IV. c. 6. §. 8. pag. 206. *Ἰταμώτατοι δὲ τῶν Οὐϊνδελικῶν ἐξητάζοντο Λικάττιοι καὶ Κλαυτινάτιοι καὶ Οὐέννωνες· τῶν δὲ Ῥαιτῶν Ῥουκάντιοι καὶ Κοτουάντιοι. Καὶ οἱ Ἐστίωνες δὲ τῶν Οὐϊνδελικῶν εἰσι καὶ Βριγάντιοι· καὶ πόλεις αὐτῶν, Βριγάντιον καὶ Καμπόδουνον, καὶ ἡ τῶν Λικαττίων, ὥσπερ ἀκρόπολις, Δαμασία.*

2) Strab. Rer. Geogr. VII. p. 448.

civ. 1, 88. Vergl. Duker zu Florus 8, 21, 20.) und verlegt die Scene an einen andern Ort. — 2) Ein Kunſtliebhaber zu Rom, der mit Leidenſchaft Statuen, Gemälde, Gemmen, auch ſchöne Häuſer und Gärten ankaufte. Zur Zeit Cicero's, gegen Ende des 7. Jahrh. d. St. R., war er noch in guten Umſtänden, denn Cicero hätte ihm die für ihn gekauften und ihm zu theuern Statuen gern verhandelt (Epp. ad div. 7, 23.); nachher ward er ein Kunſthändler, machte aber bankerott, und legte ſich ſeitdem auf die ſtoiſche Philoſophie. Dies alles muß bis zum Jahre Roms 721 geſchehen ſeyn, wo Horaz ihn in ſeiner dritten Satire des zweiten Buches aufführt, um — mit ſich ſelbſt ſcherzend und Anderer ſpottend — durch einen Narren ſich beweiſen zu laſſen, daß auch er ein Narr ſei. (*H.*)

DAMASK, zu allen Zeiten eine der bedeutendſten Städte Syriens. Sie heißt im A. T. gewöhnlich Dammesek (דַּמֶּשֶׂק), in den Büchern der Chronik jedoch Darmesek (דַּרְמֶשֶׂק), bei den Syrern Darmesuk (ܕܰܪܡܶܣܘܩ), bei den Arabern Dimeschk (دِمَشْق, oder دِمْشْق) oder auch, nach der Gewohnheit, die Hauptſtadt mit dem Namen des Landes zu benennen, Schâm (الشام), bei Griechen und Römern endlich *Δαμασκός*, Damascus. Die Stadt iſt ſehr alt und wird ſchon in der Geſchichte Abrahams erwähnt (1 Moſ. 14, 15. 15, 2.), woher ſich die unter den Arabern, wie unter den dortigen Chriſten gangbare Meinung ſchreibt, daß ſie von Abraham ſelbſt erbaut worden [1]). Sie liegt am Fuße des Antilibanus in einer weiten und außerordentlich anmuthigen Ebene, genannt El-ghuta (الغوطة), welche von den Morgenländern als das ſchönſte der vier irdiſchen Paradieſe geprieſen wird [2]). Dieſe Ebene iſt weſtlich und nördlich von Bergen eingeſchloſſen, ſüdlich und öſtlich ſtößt ſie an die Wüſte. Sie erhält von den nördlichen und nordweſtlichen Höhen einige Bäche, von denen zwei auch in der Bibel namhaft gemacht werden, nämlich Amana (אֲמָנָה oder auch אֲבָנָה) und Pharphar (פַּרְפַּר) 2 Kön. 5, 12. Die beiden bedeutendſten heißen jetzt Barade (بردى) und Feidſche (فيجة), die man wol mit den in der Bibel genannten identificiren muß. Die griechiſchen und römiſchen Geographen nennen nur den Chryſorrhoas, welcher Name vermuthlich die vereinigten Flüſſe von Damask bezeichnet [3]). Der Barade theilt ſich oberhalb Damask bei dem Dorfe Dumar nach und nach in mehre Arme, die Reiſenden nennen fünf, Andere ſieben. Der Hauptarm fließt durch die Stadt, die übrigen ſind einer über dem andern am Abhange des Berges hin geleitet. Unterhalb der Stadt kommen ſie wieder zuſammen und gehen vereinigt in ſüdöſtlicher Richtung fort, bis ſie ſich einige Meilen von Damask in einem fiſchreichen See verlieren, der Boheiret-el-Merdſch heißt, von Moräſten umgeben und ohne ſichtbaren Abfluß iſt [4]). Der Feidſche entſpringt bei dem gleichnamigen Dorfe, ein paar Stunden nordweſtlich von der Stadt, und vereinigt ſich bald mit dem Barade [5]). Durch dieſe Flüſſe und eine Menge Kanäle, die man von ihnen abgeleitet hat, erhält das Thal um Damask wie die Stadt ſelbſt reichliche Bewäſſerung. Faſt kein Haus iſt ohne einen ſolchen Kanal, und in Stadt und Gärten gibt es unzählige Baſſins und Springbrunnen. Dies macht die Luft ungeſund und erzeugt viele Fieber. Aber der Boden wird dadurch ausnehmend für den Obſt- und Gartenbau, weniger für Getreidebau geeignet. Daher iſt Damask in einer Entfernung von einigen Stunden nach allen Seiten von Gärten umgeben, die das herrlichſte Obſt liefern, als Äpfel, Citronen, Feigen, Kirſchen, Apricoſen, Pflaumen, deren Ruf durch ganz Europa verbreitet iſt. Dazu kommt der ſchönſte Blumenflor, vorzüglich Roſen.

Die Ebene von Damask faßt über achtzig Dörfer [6]), und die Ausſicht auf Stadt und Umgegend von den benachbarten Höhen iſt wahrhaft entzückend. Schon Muhammed ſoll nach der Sage, als er der Stadt anſichtig wurde, vor Verwunderung ſtill geſtanden und nicht gewagt haben, ſeinen Fuß in dies Paradies zu ſetzen, weil er nur an einem Paradieſe Theil zu haben glaubte und dieſes nicht auf Erden ſuchte. Der engländiſche Reiſende Maundrell überblickte die Stadt von den nordweſtlichen Höhen; er ſchreibt [7]): „Wir blieben ziemlich lange auf dieſer Stelle; und es iſt in der That ſchwer, einen Platz zu verlaſſen, der eine ſo reizende Landſchaft dem Auge darbietet. Man ſieht ein Paradies unter ſich, und doch kann man ſich nicht entſchließen hineinzugehen, man wird gereizt, zur Stadt zu gehen, und das Vergnügen, was ſie zu verſprechen ſcheint, zu genießen, und doch wird man durch den Reiz der Ausſicht zurückgehalten.“ Auch die muhammedaniſchen Schriftſteller reden mit Entzücken von dem Anblick, den dieſe paradieſiſche Gegend gewährt. Sie nennen ſie das Mahl auf der Wange der Welt, das Gefieder des Paradiespfauen, den farbigen Kragen der Ringeltaube, das Halsband der Schönheit [8]). Desgleichen heißt ſie bei Julian [9]) „das Auge des ganzen Orients.“

Damask war ſchon zur Zeit des Königs David von politiſcher Bedeutung. Syrien zerfiel damals in mehre kleine Reiche, und auch Damaskus war der Sitz eines

---

[1]) S. d'Herbelot's orient. Biblioth. Art. Damaschk u. Demschak. Daſelbſt auch andere Fabeleien dieſer Art. Vergl. noch *Fraehn*, Mus. Sprewitz. S. 10 und Lee zu Ibn Batuta S. 28.

[2]) S. z. B. *Abulfedae* tabula Syriae ed. Köhler S. 100.

[3]) Strab. XVI. p. 520. Plin. Nat. Hist. V, 18. Doch Stephanus nennt *Βαρδίνης*, d. i. Barade. Gegen Cellarius Zweifel ſ. Vitringa zu Jeſ. 17. Anf.

[4]) Abulfeda a. a. O.

[5]) S. über dieſes Flußgebiet beſonders Otto v. Richter, der die Gegend im J. 1815 beſuchte, Wallfahrten im Orient S. 156 ff., ferner Pococke's Beſchreibung des Morgenlandes Th. II. S. 179, Golius zu Alfergani S. 128, Edriſi's Syrien von Roſenmüller (im 3. Heft der Analecta arab.) S. 9, Ibn Haukal bei Abulfeda Syrien S. 15.

[6]) Burckhardts Reiſen in Syrien S. 446 der teutſchen Überſ.

[7]) Maundrell's Reiſe von Aleppo nach Jeruſalem. 6. Aufl. S. 123 in Paulus Samlung v. Reiſen Bd. 1. S. 254.

[8]) v. Hammer's Geſch. des osman. Reichs. Bd. 2. S. 482.

[9]) Epist. 24 ad Serapion.

Königs. Er leiſtete dem König von Zoba gegen David Hilfe. David unterjochte ihn und legte Beſatzungen in ſein Gebiet (2 Sam. 8, 5 ff. 1 Chron. 18, 5 ff.). Doch ſchon unter Salomo machte ſich Damaſk wieder unabhängig. Reſon, ein Sclav des Königs von Zoba, ſtiftete dort von neuem ein Reich und beunruhigte Salomo unaufhörlich (1 Kön. 11, 23 ff.). Es ſcheint ſich ſchnell wieder zu ſeiner alten Macht erhoben zu haben; denn als Baëſa, der König von Iſrael, das Reich Juda bedrängte um 940 v. Ch., rief Aſſa von Juda den damaligen Beherrſcher des damaſceniſchen Syrien, Benhadad I., zu Hilfe, welcher im Reiche Iſrael einfiel und mehre Städte eroberte (1 Kön. 15, 16 ff.). Benhadad II. zieht im Bunde mit 32 Königen ebenfalls gegen Iſrael, wird aber von Ahab in drei Feldzügen zurückgeſchlagen, um das J. 900 (1 Kön. 20 und 22. vergl. Joſephus jüd. Alterth. VIII, 14. 15.). Sein Nachfolger Haſaël bringt das damaſceniſche Reich auf den höchſten Gipfel der Blüthe. Er demüthigt die Könige von Juda und von Iſrael zu wiederholten Malen, nimt dem letztern das ganze transjordaniſche Gebiet, brandſchatzt Jeruſalem und bemächtigt ſich ſelbſt des für den Handel ſo wichtigen Hafens Elath am rothen Meere (2 Kön. 12, 17. 13, 3. 2 Chron. 24, 23. Joſeph. Archäol. 9, 8.). Sein Sohn Benhadad III. verliert durch drei Schlachten alle Eroberungen wieder an Joas von Iſrael (2 Kön. 13, 25.). Jerobeam II. vollendet die Unterdrückung Syriens, indem er ſich den Benhadad tributpflichtig macht (2 Kön. 14, 25.). Auch brachte Uſia den Hafen Elath wieder an Juda (2 Kön. 14, 22.). Noch einmal raffte Rezin alle Kräfte des Reichs zuſammen und verſtärkte ſich durch ein Bündniß mit Pekah, dem König von Iſrael. Er bedrängte den Ahas und vertrieb die Juden aus Elath (2 Kön. 15, 37. 16, 5. 6. vergl. Jeſ. 7.). Ahas rief aber Aſſyrien zu Hilfe, und Tiglath-Pileſer machte dem damaſceniſchen Reiche ein Ende. Die Einwohner mußten als Exulanten in ihre ehemalige Heimath nach Kir (d. i. an die Ufer des Fluſſes Kur) wandern, und ganz Syrien wurde aſſyriſche Provinz 740 vor Chr. (2 Kön. 16, 9. vergl. Amos 1, 3—5. Jeſ. 17, 1 ff.). — Daß die Stadt ſelbſt damals von Grund aus zerſtört worden wäre, folgt aus 2 Kön. 16, 9. durchaus nicht [10]). Auch gedenken ihrer noch die Propheten Jeremias (49, 23 ff) und Ezechiel (27, 18.), letzterer in Bezug auf ihren Handel mit Tyrus.

Über die Schickſale von Damaſk während der aſſyriſchen, der chaldäiſch-babyloniſchen und der perſiſchen Herrſchaft fehlt es uns faſt gänzlich an Nachrichten. So viel läßt ſich wenigſtens aus der eben angeführten Stelle des Ezechiel ſchließen, daß ſie, wenn auch politiſch unbedeutend, immerfort eine gewiſſe Celebrität durch ihren Handel ſich erhielt. Nach der Schlacht bei Iſſus kam mit ganz Syrien auch Damaſk, wo ſich das Harem und die Schätze des Darius befanden, in Alexanders Gewalt; die Stadt wurde durch den perſiſchen Präfecten an den Parmenio verrathen [11]). Die Seleuciden Herrſcher Syriens nahmen ihren Sitz nicht zu Damaſk, ſondern zu Antiochien. Da ſie anfangs Paläſtina und Cöleſyrien gegen die Ptolemäer nicht immer behaupten konnten, ſo wird auch Damaskus in dieſer Zeit öfter in ägyptiſchen Händen geweſen ſeyn. Erſt im J. 111 vor Chr., als die Stiefbrüder Antiochus Grypus und Antiochus Kyzikenus ſich durch eine Theilung Syriens verſtändigten, erhielt der letztere Phönicien und Cöleſyrien, und er machte Damaſk zu ſeiner Reſidenz [12]). Auf Rechnung dieſes ſchwachen Fürſten bereicherten ſich die Juden unter Johann Hyrkan und Ariſtobul mit neuem Gebiet, und mehre Seeſtädte machten ſich unabhängig. Zwar nahm er nach dem Tode ſeines Bruders 96 vor Chr. Antiochien weg, wurde aber ſchon im J. 93 von dem älteſten Sohne des letztern beſiegt, gefangen und gemordet. Sein Sohn Antiochus Euſebes verband ſich mit Ägypten und kämpfte gegen Philippus, den dritten Sohn des Grypus. Beide können es nicht hindern, daß des Grypus vierter Sohn, Demetrius Eukärus, von Ptolemäus Lathurus unterſtützt, als König in Damaſk einzieht. Er theilt, nachdem Euſebes verjagt worden, mit ſeinem Bruder Philippus die Herrſchaft über Syrien [13]). Von der phariſäiſchen Partei nach Paläſtina gerufen, ſchlug Eukärus den Alexander Jannäus bei Sichem im J. 88. Kaum zurückgekehrt, wendet er ſich im J. 86 gegen ſeinen Bruder, wird aber mit Hilfe der Parther geſchlagen und nach Parthien geſchickt, wo er ſtirbt. Bald darauf eroberte Philipps jüngſter Bruder, Antiochus Dionyſius, Damaſk für ſich und beherrſchte Cöleſyrien an drei Jahre lang. Er blieb im Kriege gegen die Araber im J. 84. Die Damaſcener riefen den Anführer der letztern, Aretas (d. i. حارث) auf den Thron. Er nahm ihn an und vertrieb den Prätendenten Ptolemäus Mennäus [14]). Tigranes mußte ganz Syrien an die Römer abtreten, Metellus beſetzte Damaſk, und Pompejus nahm daſelbſt im J. 64 die Geſandſchaften und Geſchenke in Empfang, die ihm die Könige rings umher zukommen ließen. Im J. 63 wurde dann Syrien römiſche Provinz. Die Proconſuln Syriens haben meiſt Antiochien bewohnt; nur zuweilen wählten ſie Damaſk zu ihrem Aufenthalt. Dort ſuchte z. B. der junge Herodes den Sextus Cäſar auf, von dem er gegen eine Abgabe die Verwaltung von Cöleſyrien erhielt. Herodes der Große baute zu Damaſk, wie in andern Städten außerhalb der Grenzen ſeines Gebiets, Theater und Bäder [15]). Zur Zeit des Apoſtel Paulus ſtand Damaſk unter einem arabiſchen König Aretas, der dort einen Statthalter oder Ethnarch hatte [16]). Wahrſcheinlich iſt er als ein Vaſall der Römer zu betrachten.

---

[10]) Mit Unrecht haben dies Manche aus der ungenauen Überſetzung der Vulgate geſchloſſen. Was hier durch vastavit eam ausgedrückt iſt, heißt im Grundtexte nur: er nahm ſie ein.

[11]) Arrian II, 15. Curtius 3, 12. 13. [12]) Diodor v. Sicilien, Fragm. XXXIV, 30. Porphyrius bei Euſeb. S. 62 Scalig. [13]) Joſeph. Archäol. XIII, 13 4. Porphyr. a. a. O. S. 67. [14]) S. Joſeph. Arch. XIII, 14. 15. und jüd. Krieg. I, 4. [15]) Joſeph. jüd. Krieg I, 21, 11. [16]) 2 Korinth. 11, 32. Vergl. Tertull. adv. Marc. 4, 13. adv. Jud c. 9. *J. G. Heyne*, de Ethnarcha Aretae, Arabum regis, Paulo apostolo insidiante. Diss II. Viteberg. 1755. 4.

In den nächſten Jahrhunderten vor Chriſti Geburt hatten ſich bereits viele Juden in Damask niedergelaſſen; beſonders waren dort, wie Joſephus berichtet [17], faſt alle Weiber der jüdiſchen Religion zugethan. Paulus trat in den dortigen Synagogen auf; aber er fand auch ſchon einige Jünger Chriſti daſelbſt [18]. So hatte alſo das Chriſtenthum frühzeitig in dieſer Stadt Wurzel gefaßt, und ſpäterhin war ſie ein Biſchofsſitz. So wird im J. 518 ein monophyſitiſcher Biſchof von Damask, Namens Thomas, erwähnt, und mehre andere ſpäter. Im 9. Jahrh. war es auch der Sitz eines Metropoliten der Neſtorianer. Statt der jakobitiſchen Biſchöfe wurden ſeit Anfang des 18. Jahrh. von Rom aus orthodoxe (Maroniten) beſtellt [19]. Von den jetzigen kirchlichen Verhältniſſen ſ. nachher.

Von den Arabern wurde Damask im J. 635 erobert unter dem Chalifen Omar, welcher den Chaled ben Welid und einige andere von ſeinen Heerführern mit dieſer Expedition beauftragte. Kaiſer Heraklius ſchickte der Stadt Truppen zu Hilfe, aber vergebens. Sie wurde nach etwa zweimonatlicher Belagerung theils mit Gewalt, theils durch Capitulation genommen [20], nach andern Nachrichten durch den Verrath des Vaters des Johannes Damascenus [21]. Die Omajjaden (ſ. dieſen Art.) reſidirten zu Damask. Die abbaſidiſchen Chalifen hielten da einen Präfecten. Nur Motewakkel brachte dort einen Monat zu, fand aber die Luft nicht zuträglich genug, um ſeinen bleibenden Sitz daſelbſt zu wählen, was er anfangs im Sinne hatte. Im J. 877 wurde Damask, und nach und nach ganz Syrien von Achmed dem Tuluniden dem Chalifate entriſſen [22]. Sein Nachfolger behauptete daſſelbe und brachte es dahin, daß ihm außer Ägypten auch Syrien auf 30 Jahre vom Chalifen Motamed vertragsweiſe überlaſſen wurde 886. Moktefi vernichtet die Tuluniden, aber Karmaten ziehen verheerend über Damaskus her. Weiterhin ſteht es unter den Ikhſchiditen, dann unter den Fatemiden, welche wiederum von den Seldſchukiden vertrieben wurden im J. 1075. Am Schluſſe des 11. Jahrh. nahm ein Seldſchukide aus Haleb in Damask ſeinen Sitz und gründete hier ein eignes kleines Reich, welches um die Mitte des 12. Jahrh. an Nureddin Mahmud, bald darauf an Saladin kam. Den Kreuzfahrern gelangen faſt nur kleine Streifereien in dieſem Gebiet. Dem Hulagu ergab ſich Damask freiwillig, nur das Caſtell widerſetzte ſich und wurde geſchleift 1260. So zogen manche Stürme der Zeit und der Wechſel der herrſchenden Dynaſtien über Damaskus hin, bis Selim I. im Herbſt des Jahres 1516 Stadt und Gebiet den Mamlucken entriß und dem türkiſchen Reiche einverleibte [23]. Nun war es fortdauernd der Sitz eines türkiſchen Statthalters, in der neuern Zeit eines Paſcha's von drei Roßſchweifen [24]. Gegen Ende des Jahres 1831 unternahm der Vicekönig von Ägypten, Mohammed Ali, eine Expedition nach Syrien, die bereits die glänzendſten Erfolge hatte, und in dem Augenblicke, wo dies niedergeſchrieben wird, haben vielleicht die ägyptiſchen Truppen auch Damask ſchon beſetzt.

Nach dieſen kurzen Andeutungen über die Geſchichte von Damask fügen wir noch das Wiſſenswürdigſte über das Statiſtiſche und Topographiſche bei. Das Paſchalik Damask begreift zur Zeit das ſüdliche Syrien, den größten Theil von Paläſtina, einen Theil des Landes der Druſen und ein Stück der ſyriſchen Wüſte; es hält zehn Sandſchakſchaften. Der Paſcha zahlt der Pforte nur geringe Abgaben, er muß aber alle Koſten der alljährlich zu Damask ſich verſammelnden heiligen Karavane tragen, welche er nach Mekka und wieder zurück zu escortiren verpflichtet iſt. Daher führt er den Ehrentitel Emir Hadſchi. Durch den Miri oder die Grundſteuer pflegt er ſich für jene bedeutenden Ausgaben gehörig zu entſchädigen [25]. Er hat eine nicht unbedeutende Truppenmaſſe, die um ſo nöthiger iſt, da beſtändig arabiſche Stämme das Paſchalik umſchwärmen.

Die Stadt ſelbſt iſt noch jetzt nicht unbedeutend, und macht einen großen Eindruck. Sie hat etwa 40,000 Häuſer, welche von außen zwar meiſt unſcheinbar, im Innern aber gewöhnlich deſto eleganter ſind. Die Straßen ſind enge, aber zum Theil außerordentlich lang. Die Mauern der Stadt ruhen auf alten Fundamenten, ſind meiſt doppelt, von einem Graben umgeben und mit Thürmen beſetzt, aber ſchlecht gebaut. Nach Niebuhr's Grundriß zu urtheilen [26], hat die Stadt ungefähr 8000 Schritte im Umfange. Von Thoren werden bei arabiſchen Schriftſtellern und europäiſchen Reiſenden namhaft gemacht: das Thor der Gärten, das kleine, das Thomasthor, das Thor des Heils, das Oſtthor, bei den Chriſten das Paulsthor genannt, das Gottesthor, durch welches die heilige Karavane zieht u. a. Von dem zuletzt genannten Thore her macht der Zugang zur Stadt einen beſonders großartigen Eindruck, wie Burckhardt bemerkt [27]. Eine 150 Schritt breite Straße führt hier über eine Stunde weit in gerader Linie fort, zu beiden Seiten mit einem Walde von Ölbäumen beſetzt. — Die öffentlichen Gebäude ſind meiſt prächtig. Unter den Moſcheen, welche außerordentlich zahlreich ſind, wird als eine der ſchönſten im ganzen türkiſchen Reiche diejenige gerühmt, welche vom ſechſten Omajjaden Welîd ben Abd el-Melik eingerichtet wurde im J. 707. Sie war früher eine chriſtliche Kirche, Johannes dem Täufer, nach Andern dem Johannes Damascenus geweiht [28]. Das mit

---

17) Jüd. Kr. II, 20, 2. Daſelbſt wird erzählt, daß die Bürger von Damask kurz vor dem Beginn des jüdiſchen Krieges in ihrer Stadt auf einmal gegen 10,000 Juden umbrachten.

18) S. Apoſtelgeſch. 9, 2. 10 ff.

19) *Assemani* biblioth. orient. T. II. diss. de Monophysitis. und T. IV. S. DCCXLII.

20) Abulfeda's Annalen I. S. 222. Elmakin S. 21.

21) Elmakin S. 27. *Assemani* biblioth. or. II. S. 97.

22) Abulfeda's Annalen II, 250.

23) S. v. Hammer's Geſch. des osman. Reiches. Bd. II. S. 481 ff.

24) Einige Züge aus der neuern Geſchichte dieſes Paſchalik's ſ. in Volney's Reiſe nach Syrien.

25) Die Unkoſten des Hadſch ſchätzt man nach Volney auf 6000 Beutel oder 7,500,000 Livres. Die Hauptausgaben beſtehen in Miethgeld für die Kameele und in den Summen, welche den am Wege ſtreifenden Beduinen-Stämmen für freien Durchzug gezahlt werden müſſen; auch muß der Paſcha für den Proviant der Karavane ſorgen. Dagegen beerbt er immer die Pilger, die unterwegs ſterben.

26) Niebuhr's Reiſe. Th. II. Tafel LI.

27) Reiſen in Syrien S. 43.

28) Das letztere glaubt z. B. Reiske nach

Thürmen verſehene Schloß liegt im weſtlichen Theile der Stadt und ſtammt nach Richter aus den Zeiten der Kreuzzüge; es iſt von großem Umfang und gleicht inwendig einer kleinen Stadt. Sonſt findet man auch mehre glänzende Privathäuſer und ſchön gezierte Kaffeehäuſer, unter welchen der Chan el Wardi (d. i. zu den Roſen) ſeiner Lage am Barade und ſeiner Roſenbäume wegen der anmuthigſte iſt. — Damask erſtreckt ſich der Länge nach von N.O. nach S.W., und ungefähr in dieſer Richtung läuft eine lange Straße, welche man für die in der Apoſtelgeſchichte (9, 11.) erwähnte gerade oder (nach Luther) richtige Straße hält. Etwa eine halbe Stunde öſtlich vor der Stadt zeigt man den Ort, wo der Apoſtel Paulus bekehrt wurde, ferner auf jener Straße ſelbſt das Haus des Judas, wo er einkehrte (A. G. 9, 11.), auch das Haus des Ananias, der ihn heilte (A. G. 9, 17 f.), ſo wie das Fenſter, durch welches der Apoſtel in einem Korbe hinabgelaſſen wurde (2 Cor. 11, 33.). Das angebliche Haus des Naaman, jenes ſyriſchen Hauptmann's, welchen der Prophet Eliſa vom Ausſatz heilte (1 Kön. 5.), hat man zu einem Hoſpitale für Ausſätzige verwendet[29]. Auch für die Muhammedaner gibt es hier manche Gegenſtände der Verehrung, namentlich die Gräber mehrer Chalifen, des Nureddin, des Saladin, ſowie vieler Gelehrter, z. B. des Philoſophen Farabi[30]. Die Hauptmoſchee ſoll das Koran-Exemplar des Osman bewahren u. ſ. f. Viel Sehenswerthes bieten endlich die nächſten Umgebungen der Stadt dar, worüber die Reiſenden nachzuſehen ſind, vorzüglich Maundrell, Belon, v. Richter u. A. Letzterer bemerkte auch Trümmer, die ihm Spuren von den Erdbeben zeigten, welche Damask beſonders im Mittelalter und noch im J. 1759 betrafen.

Die Einwohnerzahl ſchätzt man auf 100,000, meiſt Türken und Araber, gegen 20,000 Chriſten von allen Parteien, und etwa 1000 Judenfamilien, die in einem beſondern Quartier wohnen. Es gibt ein Kloſter der Väter de terra sancta, ein Kapuzinerkloſter, eine griechiſche Kirche; auch hat der Patriarch von Antiochien hier ſeinen Sitz, ſeit er von dort durch die Lateiner verdrängt iſt. Die Muhammedaner beſeelt hier ein ſtarker Fanatismus; ſie rechnen Damask zu den heiligen Städten, und nennen ſie eine Pforte zur heiligen Caaba; jedoch werden ſelbſt Druſen und Motavelis geduldet[31]. Den Chriſten iſt alles Reiten in der Stadt verboten[32]. — Die Induſtrie und der Handel von Damask war ſeit alten Zeiten berühmt, und er wird ſehr lebhaft, wenn ſich die Pilger zur Wallfahrt nach Mekka verſammeln. Dann gleicht die Stadt einem großen Jahrmarkte; denn nicht der geringſte Theil der Pilger macht aus jener Wallfahrt eine Handelsſpeculation[33]. Vorzüglich werden Baumwollen- und Seidenzeuche (Damaſt) verfertigt, und die Damascener Stahlarbeiten ſind weltberühmt; nicht unbedeutend iſt endlich der Abſatz an getrockneten Früchten und Confituren von Roſen, Apricoſen, Pfirſichen u. ſ. w., dergleichen in ungeheuern Maſſen, namentlich nach Conſtantinopel gehen[34]. Demnach herrſcht im Ganzen zu Damask ein guter Wohlſtand; daneben gibt es jedoch viel Müſſiggang, und die Bettler von Damask machen jedes Frühjahr einen Streifzug nach Hauran, um zu plündern[35]. (*E. Rödiger.*)

DAMASONIUM. Eine von Schreber (gen. n. 624.) geſtiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Alismeen und der fünften Ordnung (Hexagynia) der ſechſten Linnéſchen Klaſſe. Char. Die Blüthenſcheide einblätterig, fünfflügelig; der Kelch über dem Fruchtknoten, dreitheilig; die Corolle dreiblätterig; drei Nektardrüſen; die Frucht eine ſechsklappige, vielſamige Beere; die Placenten auf den Klappen. Die beiden bekannten Arten ſind Waſſergewächſe. 1) *D. indicum* Willd. (Sp. pl., Stratiotes alismoides L., Forsk. descr. Aeg. p. 101., Roxb. corom. II. t. 186., Ottelia alism. Pers. syn.), wächſt in den ſüßen Gewäſſern Ägyptens und Oſtindiens als ein Kraut mit nierenförmig-herzförmigen, ſtumpfen, glattrandigen Blättern, welche aus der Wurzel hervorkommen, mit einblumigem Blüthenſchafte und weißer Blume. 2) *D. ovalifolium* R. Br. (Prodr. p. 344.), von Robert Brown bei Port Jackſon in Neuholland gefunden, hat ovale Blätter, welche viel kürzer, als der Blüthenſchaft ſind, und neun bis zwölf Staubfäden in jeder Blume. (*A. Sprengel.*)

Damastweberei ſ. die Nachträge.

DAMASUS I. (Papſt), wahrſcheinlich nicht in Spanien, ſondern in Rom geboren, wo er an der Kirche des heil. Laurentius Diakonus war, wurde im J. 366 zum röm. Biſchof doch in zwieſpältiger Wahl erkoren, denn eine Gegenpartei ernannte zu dieſem Amte den Diakonus Urſinus. Es kam in Rom zum förmlichen Bürgerkriege und zu vielem Blutvergießen, da das geſamte Volk der Stadt bis zum gemeinſten Haufen herab von den Parteien gewonnen, an dem Wahlſtreite mit Antheil nahm[1]; es erfolgten häufig Gefechte in den Straßen Roms, bis Juventius, der Stadtpräfect, nach einigen von Damaſus durch Geld gewonnen, den Gegenbiſchof Urſinus aus der Stadt verbannte und mit Hilfe eines durch Damaſus bewaffneten Volkshaufens die Kirche

---

einem alten Reiſebericht (zu Abulf. Annalen Th. I. Note 195); das erſtere iſt das faſt allgemein angenommene. Man ſ. über dieſe Moſchee Edriſi's Syrien S. 9 fg. Abulfeda's Ann. I. S. 428. 432, deſſen Tabula Syriae ed. Köhler. S. 15 fg. Ibn el-Wardi ebend. S. 172 ff. Die chriſtlichen Reiſenden, denen der Zutritt nicht geſtattet wurde, rühmen wenigſtens die äußere Pracht des Baues, die herrlichen Portale u. ſ. w. S. Maundrell S. 125 fg. v. Richter S. 141. Die vollſtändigſte Beſchreibung nach muhammedaniſchen Schriftſtellern liefert v. Hammer Geſch. des osman. Reichs. Th. II. S. 484 ff.

29) So die Berichte der Jeſuiten-Miſſionäre, wiewol wir bei andern Reiſenden, die ſonſt wol dergleichen Dinge berichten, davon nichts geleſen zu haben glauben.

30) S. v. Hammer's Geſch. des osman. Reichs. II. S. 487 ff. Khalil bei Roſenmüller's Edriſi S. 21.

31) Burckhardt a. a. O. S. 345.

32) Schulze Leitungen des Höchſten V, 423. Dieſer Reiſende wurde gleich bei ſeinem Eintritte in die Stadt von den Vorübergehenden mit dem Schimpfworte Schwein! begrüßt, was er klüglicher Weiſe ruhig hinnahm.

33) S. Volney II, 205. der teutſchen Überſ. Burckhardt S. 113. Maundrell (S. 127) beſchreibt einen Abzug der heiligen Karavane, dem er beiwohnte.

34) S. Edriſi a. a. O. S. 10. Volney II, 207.

35) Burckhardt a. a. O. S. 380.

1) *Ammian. Marcellin.* ed Erfurt. L. XXVII. c. 3. *Faustin.* Libell. precum p. 5—6. *Socrates* H. E. L. IV. c. 24.

erſtürmte, wohin ſich die Anhänger des Urſinus geflüchtet, und unter einem wilden Gemetzel 160 von ihnen ermordete 2). Eine andere Zahl ſtarb an den erhaltenen Wunden. Ohne Zweifel trugen beide Biſchöfe gleiche Schuld an dem blutigen Volksaufruhr, denn beide beherrſchte gleiche Leidenſchaft und gleiche Luſt nach Herrſchaft vom röm. Biſchofsſtuhle herab 3). Damaſus behielt den Sieg; allein die unruhige Bewegung in Rom dauerte noch mehre Jahre lang, zumal da Urſinus mit des Kaiſers Valentinians Erlaubniß im J. 367 dahin zurückkehren durfte, und ſelbſt nach ſeiner abermaligen Verbannung nach Gallien ſeine Anhänger in Rom fort und fort für ihn noch thätig blieben, bis auf des Kaiſers Befehl der neue Stadtpräfect Prätextatus die vornehmſten Häupter derſelben aus der Stadt verwies und nun auf einige Jahre Ruhe erfolgte 4). Der Kaiſer Valentinian hatte ſchon in dieſem Streite entſchieden auf der Seite des Damaſus geſtanden, vermehrte aber bald deſſen Anſehen auch noch durch ein Geſetz, nach welchem forthin der Biſchof von Rom die Streitigkeiten anderer Biſchöfe beizulegen die Macht haben, Religions- und Kirchenſachen aber ferner nicht mehr zur Entſcheidung weltlicher Richter gebracht werden ſollten 5). Zunächſt bezog ſich freilich dieſe Verordnung nur auf den dem röm. Biſchofe untergebenen Kirchſprengel; allein dieſelben zwieſpältigen und unruhigen Verhältniſſe der röm. Kirche, welche dieſes Geſetz veranlaßt hatten, bewogen auch nachmals im J. 378, als Urſinus von neuem in Oberitalien erſcheinend die alten Unruhen wieder aufweckte und Damaſus in Rom ein Concilium verſammelte, die hier zuſammenberufenen Biſchöfe zu dem Geſuche an den Kaiſer Gratian, jenes Geſetz noch zu erweitern und namentlich dahin auszudehnen, daß ein vom römiſchen oder andern rechtgläubigen Biſchöfen verurtheilter Biſchof ſich ſogleich aus ſeinem Biſthum entfernen, wenn er ſich weigere, vor dem Gerichte der Biſchöfe zu erſcheinen, er ſich in Rom vor dem römiſchen Biſchof, oder bei zu großer Entfernung wenigſtens vor ſeinem Metropolitan ſtellen ſolle, ein beklagter Metropolitan ſelbſt aber entweder in Rom vor dem röm. Biſchof ſelbſt oder doch vor deſſen bevollmächtigten Vicarius erſcheinen müſſe 6). Es iſt ungewiß, was der Kaiſer den verſammelten Biſchöfen geantwortet; in einem Reſcripte indeſſen an den Vicarius von Rom erklärte er den Beſchluß, daß die von einer Kirchenverſamlung verurtheilten Biſchöfe von ihren Sitzen vertrieben und hundert Meilen von Rom entfernt werden, daß der Biſchof von Rom das Gericht über angeklagte Biſchöfe jeder Zeit mit fünf oder ſieben andern Biſchöfen als Beiſitzern vollführen, doch laſterhafte und verläumderiſche Menſchen weder als Kläger, noch als Zeugen gegen Biſchöfe vor Gericht angenommen werden ſollten 7). So wichtig dieſe Verordnungen der beiden Kaiſer für die Zukunft waren, indem ſie nicht mit Unrecht mit den Sardicenſiſchen Beſchlüſſen verglichen worden ſind 8), ſo wenig war doch ihr eigentlicher Zweck, dem röm. Biſchofe in ihnen ein Vorrecht oder auch nur einen Vorzug vor anderen Biſchöfen einzuräumen, denn die Kirchenverſamlung ſprach gegen den Kaiſer ausdrücklich noch den Satz aus, daß jener Biſchof wegen des Vorranges des apoſtoliſchen Stuhles zwar höher ſtehe als die übrigen Biſchöfe, doch aber in Rückſicht ſeines Amtes ihnen völlig gleich ſei. — An den damaligen Streithändeln der morgenländiſchen Kirche und den deshalb gehaltenen Verſamlungen ihrer Biſchöfe und Patriarchen nahm Damaſus keinen lebendigen Antheil, obgleich es nicht an Anlaß fehlte 9); denn ihn beſchäftigten viel zu ſehr bald die Anklagen und Verläumdungen ſeiner Feinde, die ihn ſpöttiſch den Damenohrlöffel 10) nannten, weil er gern reichen Damen Huldigungen bewies, um ihre Schätze zu ſeinen Zwecken zu benutzen, worüber er ſelbſt in den Verdacht eines unerlaubten Umgangs fiel, theils war er, veranlaßt durch ein Geſetz des Kaiſers Valentinian wegen der zur Modenſache gewordenen und äußerſt verſchwenderiſchen Freigebigkeit röm. Frauen an die Geiſtlichen der Stadt, gezwungen, der Habſucht der Geiſtlichkeit durch Bekanntmachung und Aufrechthaltung der kaiſerlichen Befehle mit Nachdruck entgegen zu arbeiten; denn der Aufwand und die Pracht und das Wohlleben der röm. Geiſtlichen vom Papſte an durch alle Rangordnungen hindurch war damals ſo außerordentlich, daß Ammianus Marcellinus, damals in Rom lebend, ſich nicht ſtark genug darüber auszuſprechen weiß 11), und in dieſer üppigen Genußſucht lag auch der eigentliche Grund zu den Zwiſtigkeiten, die um den Stuhl zu Rom geführt wurden. Daß Damaſus in dem vom Kaiſer Gratian an den morgenländiſchen Kaiſer Theodoſius abgetretenen Oſt-Illyrien den Biſchof Aſcolius von Theſſalonich zu ſeinem Vicarius mit bedeutender Vollmacht in den kirchlichen Angelegenheiten Achaja's, Theſſaliens, Epirus, Creta's, Daciens ꝛc. ernannt habe, um dieſe Provinzen in ihren kirchlichen Verhältniſſen am röm. Stuhle feſtzuhalten, wird von gründlichen Forſchern als unerwieſen befunden. — Damaſus hat ſich auch als Schriftſteller und Dichter bemerkbar gemacht. Seine Schriften betreffen jedoch meiſt nur kleine Aufſätze über einzelne Gegenſtände der damaligen Ketzerſtreitigkeiten oder Briefe an den mit ihm in genauem Umgange lebenden Hieronymus über Fragen aus der heil. Schrift 12). Übrigens war, wie aus dieſen Schriften hervorgeht, Damaſus nichts weniger als gelehrt und mit den Verhältniſſen der morgen-

---

2) *Faustin.* l. c. *Ammian. Marcell.* gibt 137 Todte an. *Ruffini* Hist. Eccles. L. II. c. 10. Llorente Geſchichte der Päpſte Bd. I. S. 99 zählt mehre Tauſende Ermordete. 3) Über die Frage: wer zuerſt von beiden gewählt ſei? ſ. die Berichte in Bowers Hiſtorie der Päpſte Bd. I. S. 273 — 274. Schröckh Kirchengeſch. Bd. VIII. S. 112. 4) *Ammian. Marcellin.* L. XXVII. c. 10. *Baronii* Annal. eccles. an. 368. 5) Append. Cod. Theodos. 6) Codex Theodos.

7) Rescript. Grat. et Valent ad Aquilinum Vicar. Urb. in Append. Cod. Theod. 8) Gieſeler Lehrb. der Kirchengeſch. Bd. I. S. 346. 9) Bower a. a. O. 10) Auriscalpius Matronarum; Gibbon Geſchichte des Verfalls des röm. Reichs. Bd. VI. S. 175. 11) *Ammian. Marcellin.* L. XXVII. c. 3. Cod. Theodos. L. XVI. Tit. II. *Baron.* Annal. eccles. an. 370. Muratori Geſch. v. Italien Bd. II. S. 504. 12) Bower a. a. O. S. 340. Schröckh a. a. O. S. 119.

ländiſchen Kirche nicht einmal ſo weit bekannt, als es ſeine Stellung in der abendländiſchen Kirche nothwendig erfoderte. Auch ſeine Gedichte, deren man vierzig zählt, haben trotz des ihnen von Hieronymus zuertheilten Lobes nur einen ſehr mittelmäßigen Werth und ſind faſt alle geiſtlichen Inhalts. Nachdem Damaſus den röm. Stuhl 18 Jahre beſeſſen, ſtarb er in ſeinem 80. Jahre am 10. December 384 und wird in der röm. Kirche als ein Heiliger verehrt. Seine Schriften ſammelte Ubaldini zu Rom 1638 in 4., nachgedruckt zu Paris 1672 in 8. Eine beſſere Ausgabe iſt die von A. Maria Merenda Rom 1754. *Holstenii* Collect. veter. eccles. monument. T. I. Die Briefe in *Coustant* Epistol. Pontif. Romanor. T. I. (*Voigt.*)

DAMASUS II. (Papſt), aus Baiern gebürtig, zuvor unter dem Namen Poppo, Biſchof von Brixen, wurde nach dem Tode Clemens II. im J. 1047 vom Kaiſer Heinrich III. zum Papſte ernannt, und vom Volke und der Geiſtlichkeit unter dem Namen Damaſus auch als ſolcher gern aufgenommen. Er galt für einen ebenſo gelehrten als frommen Mann, verwaltete jedoch die päpſtliche Würde nur ſehr kurze Zeit, denn er ſtarb ſchon am 17. Juli 1048, nicht ohne den Verdacht, daß er vergiftet worden ſei *). (*Voigt.*)

DAMASUS, aus Böhmen, daher Bohemus, Profeſſor des kanoniſchen Rechts zu Bologna, ſtarb um 1200. Nach Johannes Andreä 1) fecit Summam super primam compilationem Decretalium; nach Sarti 2) ſchrieb er über dieſe erſte Compilation einen Commentar; außerdem aber einen Librum quaestionum über viele Decretalen, und Brocardica, d. h. allgemeine Regeln und Gemeinſätze aus dem kanoniſchen Rechte, welche ſpäterhin durch Bartholomäus von Brescia (Brixiensis, † 1258) vermehrt worden ſind. Diplonatarius gibt an, daß er auch historias super libro Decretorum herausgegeben habe 3). (*Spangenberg.*)

DAMAZAN, Kantonſtadt im Bezirk Nérac des franz. Dep. Lot und Garonne, mit 100 Häuſern und 980 Einwohnern. (*H.*)

DAMBACH, Danbach, Stadt im Bezirk Schlettſtadt des franz. Dep. Niederrhein, an der Scheer und am Fuße der Vogeſen mit 550 Häuſern und 2761 kathol. Einwohnern und einigen Judenfamilien. Der Ort entſtand aus der Vereinigung der Dörfer Altenweiler und Oberkirch, und erhielt 1340 Stadtrecht. Um die Ruinen eines hier geſtandenen Bergſchloſſes wächſt guter rother Wein. (*Leonhardi.*)

DAMBECK, Dammbeck, Dambke, Amt und Kirchdorf in dem preuß. Regirungsbezirk Magdeburg, an der Jetze, mit 1 Kirche, 28 Häuſern und 212 Einw. — Das Amt iſt aus dem im J. 1224 von dem Grafen Johann von Danneberg hier geſtifteten Benedictiner-Nonnenkloſter entſtanden, das bei der Reformation ſäculariſirt und im J. 1545 von dem Kurfürſten Joachim II. an die Levin von der Schulenburg und ihre Erben auf 60 Jahre verliehen, im J. 1607 aber vom Kurfürſten Joachim Friedrich der von ihm geſtifteten Fürſtenſchule zu Joachimsthal gewidmet wurde, welche jedoch erſt unter Kurfürſt Friedrich Wilhelm im J. 1645 zu dem Genuß der Einkünfte gelangte. Außer dem Dorfe Dambeck gehören noch 12 Ortſchaften zu dem Amte, deſſen jährlich 6000 Rthlr. betragende Einkünfte das Joachimthalſche Gymnaſium zu Berlin bezieht. (Vergl. Hirſching Stifts- u. Kloſterlex. I. Bd. S. 958 f. Leonhardi Erdbeſchr. III. Bd. I. Abth. S. 596. v. Zedlitz Statskräfte II. Bd. II. Abth. S. 112.) (*Leonhardi.*)

DAMBORSCHITZ, Marktflecken in dem Brünner Kreiſe Mährens, mit 249 Häuſ. und 1479 Einw., worunter 216 Juden. (*H.*)

DAMBOURNAY, L.. A.., Kaufmann zu Rouen, wo er den 10. Mai 1722 geboren war; rühmlich bekannt durch ſeine glücklichen Verſuche, zum Beſten der Färbekunſt allerhand einheimiſche Farbenmaterialien ausfindig zu machen, wovon er in einem ſchätzbaren Werke Nachricht gibt: Recueil de procédés et d'expériences sur les teintures solides, que nos vegétaux indigènes communiquent aux laines et aux lainages. Par. 1786. 4.; wegen ſeiner Gemeinnützigkeit auf Koſten der Regirung neu gedruckt 1789. 4. und 1793. 8. mit einem beträchtlichen Anhange; Teutſch. Leipz. 1793. 8. Ebenfalls auf Koſten der Regirung wurde von ihm gedruckt: Instruction sur la culture de la garance et la manière d'en preparer les racines pour la teinture. Par. 4.; und in der Recueil de la société d'agriculture de Rouen und der soc. d'agric. de Paris ſind mehre, nützliche Vorſchläge enthaltende Abhandlungen von ihm abgedruckt. Vorzüglich hat er ſeine Aufmerkſamkeit auf die in der Normandie befindlichen Gewächſe gerichtet, und daraus über 900 Farben-Nüancen erhalten, die Eſſig und Seife widerſtanden. Er war ſeit 1761 Secretair der Akademie zu Rouen und Aufſeher ihres botaniſchen Gartens, und ſtarb den 2. Juni 1795 in ſeinem Landhauſe zu Oiſſel bei Rouen *). (*Baur.*)

Damel, Reich des, ſ. Cayor, Thl. XV. S. 419.

DAMENISATION iſt der Solmiſation des Guido von Arezzo nachgebildet. Anſtatt der Sylben ut, re, mi, fa, sol, la, die der Benedictiner einführte, zog der Kapellmeiſter Graun auf die Töne c, d, e, f, g, a, h, folgende Sylben vor: da, me, ni, po, tu, la, be. Bekam irgend ein Ton ein Kreuz, fügte er die Sylbe es an den erſten Buchſtaben der eben angegebenen Sylben; alſo hieß Cis nach ihm Des, Dis, Mes etc. Wurden die Töne durch ein b chromatiſch erniedrigt, ſo wurde as angehangen, alſo Das (für Ces), Mas (Des), Nas (Es) etc. Man fand dieſe Sylben wohlklingender, als die alten guidoniſchen. Sie ſind aber nicht im Gebrauche

---

*) *Bonizo* p. 808. Annal. Salisburg ap. *Pertz* Monum. Germ T. I. p. 90. Nicolai Aragon. Vitae Pontif. ap *Muratori* T. III. p. 277.

1) Bei v. Savigny Geſch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. III. S. 585. 2) De clar. archigymnas. Bononiens. Prof T. I. P I. N. II. p. 306. 3) Vergl. *Glück* praecognita jurisprudentiae ecclesiasticae. p. 159. Nro. VIII.

*) Magas. encyclop. 1796. N. 12. Allg. Litztg. 1796. Intbl. Nr. 14. Erſch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. X. (von du Petit Thouars).

geblieben, ob ſie gleich auch Hiller in ſeiner Geſanglehre mit einigen Veränderungen beibehielt. (*G. W. Fink.*)

DAMEN-ORDEN. Orden für Männer waren früherhin, ehe ſie ſo zahlreich hervortraten und durch ein zügelloſes Vergeuden im Preiſe ſanken, ein Zeichen des Verdienſtes, eine ſichtbare Belohnung für Tapferkeit, edle That und ſonſtige werthvolle Handlungen. Jetzt iſt das anders; ſie ſind nur noch Beweiſe von Gunſt, Gnade, Connexionen, und alſo bloße Decorationen.

Für Frauen waren die Orden von jeher nur Putz, oder ſie dienten, wie bei den weltlichen Stiften, zur Bezeichnung des Standes. Der älteſte von ihnen iſt der des Sternkreuzes, den im Jahre 1668 die Kaiſerin Eliſabeth, Ferdinand III. Witwe, ſtiftete. Bald folgten andere Damen hohen Standes mit ſolchen Stiftungen nach, und gegenwärtig gibt es ſieben für das weibliche Geſchlecht beſtimmte Orden:

1) Der öſtreichſche Sternkreuzorden, geſtiftet 1668.
2) Der ruſſiſche Katharinenorden, geſtiftet 1714.
3) Der baierſche Eliſabethorden, geſtiftet 1766.
4) Der ſpaniſche Marie-Luiſenorden, geſtiftet 1792.
5) Der portugiſiſche Iſabellenorden, geſtiftet 1804.
6) Der preußiſche Luiſenorden, geſtiftet 1814, und
7) Der baierſche Thereſienorden, geſtiftet 1827.

Die Geſchichte, Verfaſſung und Beſchreibung dieſer Orden iſt unter eines jeden Hauptnamen zu finden; hier wird nur bemerkt, daß von ihnen der ruſſiſche Katharinenorden allein zwei Klaſſen, und der ſpaniſche Orden der Marie-Luiſe die Eigenthümlichkeit hat, daß er auch an Männer vergeben wird, durch welche Zwitterſchaft er im Reiche des Ordensweſens den Übergang von den männlichen zu den weiblichen Orden bildet.

Vor allen übrigen zeichnet ſich aber der preußiſche Luiſenorden dadurch ganz vorzüglich aus, daß ihn nicht Prunkſucht und Glanzliebe, ſondern der Wunſch, weibliches Verdienſt öffentlich belohnen zu können, und das Gefühl der Verpflichtung hiezu, hervorriefen, und daß er ohne alle Rückſicht auf Stand und Glaubensbekenntniß vergeben wird, was von keinem der übrigen weiblichen Orden geſagt werden kann, zu deren Erlangung der Adel oder ein beſtimmtes Glaubensbekenntniß unumgänglich erfoderlich ſind. (*F. Gottschalck.*)

DAMER in Nubien, in dem Winkel, welchen Nil und Atbara bei ihrer Vereinigung bilden. Dieſer merkwürdige Ort, welchen wir durch Burckhardt kennen gelernt haben *), zeigt auffallend, wie lange ſich Sitten in Afrika ungeachtet vielfacher Änderungen der äußeren Verhältniſſe erhalten haben. Der Ort, welcher in jener Gegend liegt, wo einſt der Prieſterſtat Meroe blühte, enthält etwa 500 Häuſer, zeichnet ſich durch Reinlichkeit vor allen Städten jener Gegend aus und enthält keine Ruinen. Die Häuſer bilden regelmäßige Straßen. Bewohnt wird die Stadt von dem arabiſchen Stamme der Medja-ydin, der größte Theil von dieſen ſind Geiſtliche. Sie haben keinen Scheich, ſondern gehorchen einem Hohenprieſter, el Faky el Kebir, deſſen Würde in der Familie der Medjdouke erblich iſt, welche letztere in dem Rufe ſteht, geheime Künſte zu kennen. Der Hoheprieſter wird in allen Fällen zu Rathe gezogen, wo Gegenſtände geſtohlen ſind, und da er einmal in dem Rufe ſteht, allwiſſend zu ſeyn, ſo iſt er nicht ſelten im Stande, Wunderdinge zu verrichten. Auch mehre andere Familien ſtehen in demſelben Rufe, und ſo hat die Stadt einen großen Namen gewonnen. Hier ſind mehre Schulen, welche von jungen Leuten aus Darfour, Kordofan, Sennaar und andern Gegenden des Sudans beſucht werden, um Kenntniſſe des muhammedaniſchen Geſetzes zu erlangen. Die Gelehrten zu Damer haben viele Bücher, welche aber nur Gegenſtände der Religion und Geſetzgebung behandeln. Viele der Gelehrten gehen nach der großen Moſchee in Mekka, um daſelbſt ihre Studien zu vollenden, und bringen die Bücher dann aus Kairo mit; in Damer werden ſie dann Lehrer des Geſetzes. Sie haben eine große gut gebaute Moſchee ohne Minaret; auf einem offenen Platze in ihrer Nähe ſind viele Schulzimmer. Manche der Fakys haben eigene Kapellen bei ihren Häuſern, aber zum Freitagsgebete verſammeln ſich alle in der großen Moſchee. Der Hoheprieſter lebt als Eremit in einem Hauſe, welches mitten auf einem großen Platze ſteht; den ganzen Morgen beſchäftigt er ſich mit Studiren, am Nachmittage ſetzt er ſich auf eine ſteinerne Bank vor ſeinem Hauſe, und macht mit der Brüderſchaft die Geſchäfte ab. — Alle Angelegenheiten dieſes kleinen hierarchiſchen States werden mit großer Umſicht geleitet. Sämtliche Nachbaren hegen große Ehrfurcht gegen die Fakys, ſelbſt die verrätheriſchen Biſharein-Araber fürchten ſich, einen von ihnen auf dem Wege nach Suakim zu beleidigen, denn ſie glauben, die Fakys könnten den Regen zurückhalten und ſo den Tod der Heerden bewirken. Daher laſſen ſich die Caravanen ſehr häufig von Fakys nach Schendy führen; obgleich der Weg ſonſt ſehr gefährlich iſt, ſo hat das Volk doch die größte Ehrfurcht, wenn nur einer von dieſen unbewaffnet an der Spitze der Caravanen geht. Caravanen, welche von Süden kommen, halten daher gewöhnlich ſo lange an der nördlichen Grenze von Schendy, bis ein Faky aus Damer kommt, um ſie zu führen.

Manche von den Fakys ſind Kaufleute, Caravanen von ihnen gehen gelegentlich nach Suakim, der Haupthandel wird aber nach Dongola und Schendy geführt. Grobe baumwollene Waren und Matten aus den Blättern der Dumpalme werden in Menge verfertigt.

Ungeachtet der zur Schau getragenen Heiligkeit der Fakys fand Burckhardt hier mehre Trink- und Freudenhäuſer.

Der Boden wird in der Gegend mit großer Sorgfalt gebaut; zahlreiche Waſſerräder wäſſern die Felder, und jedes Jahr werden zwei Ernten gewonnen; auch das Vieh iſt in weit beſſerem Stande als in der Umgegend.

Es wird hier kein Zoll bezahlt; dadurch hat ſich der Wohlſtand der Stadt ſehr gehoben, und Reiſende verweilen hier gern einige Tage.

Auf dem weſtlichen Ufer des Nils liegt der Stadt gegenüber Damer el Gharby, oder das weſtliche Damer; eine ſchlechte Fähre aus dem ausgehöhlten Stamme

---

*) *J. L. Burckhardt* Travels in Nubia. 4. Lond. 1819. p. 265.

eines großen Nebekbaumes erleichtert den Verkehr beider Orte. (*L. F. Kämtz.*)

DAMERIE, Damery, Stadt im Bezirk Epernay des franz. Dep. Marne, an der Marne mit 347 Häuſern und 1837 Einwohnern, welche vortrefflichen Wein bauen. (*H.*)

Damerkirch ſ. Dannemarie.

DAMGARTEN, früher Damechore, Dammagorae, Damgar, Damgor, Damgur, Damgard, eine Stadt in Neuvorpommern unweit des Ausfluſſes der Reckenitz in den Ribnitzer See. Der rügenſche Fürſt Jaromar II. erhob den zu den ſlaviſchen Zeiten gewiß ſchon nicht unwichtigen Burgflecken Damgur 1) laut der Urkunde vom J. 1258 2) zu einer Stadt, verlieh ihr das lübſche Recht, die Fiſcherei bis nach Barth und die Zollfreiheit beim Handel und Wandel in Rügen, und erbaute zu deren Befeſtigung auch den hohen Thurm, wovon noch Spuren auf das 18. Jahrhundert gekommen ſind. Im Jahr 1322 ſchloſſen der Fürſt von Rügen Witzlaff IV. und Heinrich der Löwe von Meklenburg hier Frieden 3), und im J. 1368 4) ward Herzog Wartislaff VI. von Pommern in einem heftigen Gefechte bei Damgarten gegen Albrecht von Mecklenburg mit vielen pommerſchen Vaſallen gefangen. — Die Stadt hat ſich unter allen frühern R[illegible]rungen nie auch nur einigermaßen heben können. Zu vermuthen iſt, daß ſie unter preußiſcher Hoheit zu größerm Wohlſtande gelangen wird. Sie hat 1 Kirche, im J. 1783 123 Häuſer und 612 Einwohner 5), und im J. 1825 177 Häuſer und 1015 Einw., die im J. 1828 zu 1034 ſich vermehrt hatten. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMHOUDER (Damhouderius, nicht Damhouderus), mit Vornamen Jodocus, wurde 1507 zu Brügge geboren, ſtudirte zu Löwen und Orléans, wo er Doctor der Rechte wurde; Rath Kaiſers Karl V., nachmals des Königs von Spanien, und königlicher Commiſſair der Finanzen in Flandern, ſtarb im Januar 1581. Er iſt vorzüglich als Criminaliſt berühmt geworden. Sein Hauptwerk: Practica rerum criminalium, von welchem Renazzi 1) bemerkt: Mira in eo elucet claritas atque ordo — unde ex hoc capite *nunc quoque* ejus opus commendandum illis qui student scientiae criminali, und von welchem auch Koch 2) mit Achtung redet, erſchien zuerſt zu Antwerpen (ap. Joann. Bellerum) 1554. 4., nachgedruckt zu Lyon (per Sebast. Bartholomaeum Honorati) 1555 und 1558. 8., ſo wie zu Antwerpen (ap. Jo. Bellerum) 1556. 8. Die zweite Ausgabe, vermehrt und ſchön gedruckt: Antwerpen (ap. Jo. Bellerum) 1562. 4. Die dritte, abermals vermehrte, ebendaſelbſt 1570. 4. Dieſe drei Originalausgaben enthalten eine Menge trefflicher Holzſchnitte, welche ſie auch den Kunſtliebhabern empfehlen. Von jener dritten wurde zu Venedig (ap. Jo. Ant. Bertanum) 1572. 4. ein ſchöner Abdruck, jedoch ohne Holzſchnitte veranſtaltet; und nach dieſem lieferte Franz Modius im Tom. I. Rerum criminal. prax. et tractat. (Frankfurt 1587. Fol.) S. 1—244 einen Abdruck. Die vierte und letzt[illegible]n Damhouder noch ſelbſt vermehrte Ausgabe erſchien nach ſeinem Tode zu Antwerpen 1601. 4. ohne Holzſchnitte. Eine holländiſche Überſetzung der Practica, wahrſcheinlich von Damhouder ſelbſt, erwähnt das Druckprivileg vor der Ausgabe von 1556. 8.; eine franzöſiſche, wie Camus 3) bemerkt; ebenfalls von Damhouder ſelbſt verfaßt, und mit Holzſchnitten geziert, kam zu Brüſſel 1571 und zu Antwerpen 1572 (wahrſcheinlich nur mit verändertem Titelblatt) heraus. Teutſch erſchien die Practica, mit Damhouders Vorwiſſen, jedoch hin und wieder abgekürzt, durch Michael Benther, nach der zweiten Ausgabe, und mit mehren, aber nicht allen Holzſchnitten derſelben, zu Frankfurt 1565. 4.; und wiederum ebendaſelbſt 1581 und 1591, nebſt der von Joh. Vetter ins Teutſche überſetzten Practica rerum civilium Damhouders, in Fol.

Damhouders übrige Werke ſind: Enchiridion rerum criminalium, zuletzt Antwerpen 1610. 8.; Practica rerum civilium; Promptuarium theologicum, morale et politicum; Paraeneses christianae; Patrocinium pupillorum u. a. (S. *Adami* vitae Ictor. p. 243. Moréri u. Jöcher s. v. Damhouder.) (*Spangenberg.*)

DAMIA, 1) hieß ein bei den Tarentinern der Damia geweihtes Feſt, welches Einige auf Demeter beziehen und meinen, das Feſt möge eigentlich nach doriſcher Mundart Damatria geheißen haben; Andere leiten es von *δῆμος* oder *δᾶμος* ab, weil man bei dieſem Feſte Opfer für das Volk brachte. — 2) Beiname der Bona Dea bei den Römern; ihr Prieſter hieß Damias, ihr Feſt Damium. (Feſtus.) (*H.*)

DAMIANI, Peter, einer der berühmteſten Cardinäle und eifrigſten Verbeſſerer der Sitten der Geiſtlichkeit, wurde zu Ravenna von armen Eltern geboren, nach Einigen 1006, nach Andern (und genauer) 1002. Eben war der jüngſte Tag, der mit dem Jahre 1000 nach allgemeinem Glauben hatte kommen ſollen, glücklich vor unſerer Welt vorübergegangen, und hatte viele Familien, die theils das Ihrige um ſeinetwillen durchgebracht, theils, und noch gewöhnlicher, an Klöſter verſchenkt hatten, um ſich mit leichtem Opfer eine höhere Stufe im anderen Leben zu gewinnen, irdiſch arm gemacht. Zu der Menge dieſer gehörten Damiani's Eltern nicht. Der Vater hatte nur das Nöthige für eine ſehr zahlreiche Nachkommenſchaft ſchaffen können. Nach ſeinem Tode, der bald nach der Geburt dieſes Knaben erfolgte, gerieth die verlaſſene Frau in ſolche Noth, daß ſie ſich in ihrer Verzweiflung entſchloß, dem Kinde, das ſie nicht ernähren zu können glaubte, die Bruſt zu verſagen, und es ſo umkommen zu laſſen. Eines Prieſters Frau ſoll ſie von dieſem kläglichen Einfalle zurückgebracht haben,

---

1) Schwarz Geſch. der Pomm. Rüg. Städte. 1755. S. 389 u. f.

2) Dähnert Landes-Urkunden. II. Bd. S. 429.

3) Meine rügenſche Geſchichte. 1819. S. 202.

4) Fr. Aug. Rudloff Geſch. Mecklenburgs. II. Bd. 2. Theil. 1786. S. 476. Kantzow, I. Bd. S. 395, hat das Jahr 1371, Mikrael III. Buch. S. 382 das Jahr 1363.

5) T. H. Gadebuſch Statskunde. 1786. I. Theil. S. 226.

1) Elem. jur. crim. Praef.

2) Vorrede zur peinl. Gerichtsordnung. S. 95.

3) Lettres sur la profession d'Avocat. T. II. n. 1203.

welcher überhaupt wol nur der Leichtgläubigkeit jener Zeiten und der Sucht nach Seltſamkeiten angehören mag, in die man die Heiligen gleich von Geburt an ſo gern verwickelt ſieht. Auch die Mutter lebte nicht lange. Des verwaiſeten Knaben älteſter Bruder nahm ihn zu ſich und hielt ihn hart, ſo daß er ſogar die Schweine hüten mußte. Wahrſcheinlich ſah ſich der älteſte Bruder aus Armuth genöthigt, den jüngſten auf eine ihm nützliche Weiſe zu gebrauchen. Zum Glücke des armen Knaben kehrte ein anderer ſeiner Brüder bald darauf von einer weiten Reiſe, die ihn wohlhabend gemacht haben mochte, zurück und nahm ſich des armen Kindes an. Er nahm den Knaben in ſein Haus zu Ravenna, und ließ ihn beſtens erziehen. Da er Anlagen in ihm ſpürte, ſandte er ihn darauf nach Faenza und Parma der Studien wegen. Dieſer Bruder hieß Damianus. Aus Dankbarkeit nannte ſich der talentvolle Jüngling nach ihm. Die Fähigkeiten und Kenntniſſe des jungen Damiani erregten bald Aufſehen; er wurde frühzeitig ſo berühmt, daß er zahlreiche Schüler, ein bedeutendes Vermögen und ſelbſt die Gunſt einiger Fürſten erhielt. Die Leichtigkeit eines ſolchen Gewinnes in ſo frühen Lebensjahren, der Geiſt damaliger Frömmigkeit und der allgemein herrſchende Glaube, daß die höchſte Würde des Lebens nur im mönchiſchen Entſagen zu ſuchen ſei, machten es einigen Mönchen möglich, durch eine ermahnende Unterredung mit ihm die Richtung ſeines Lebens gänzlich umzuwandeln. Die Eitelkeit alles Irdiſchen erkennend, hielt er es für Pflicht, im vollſten Genuſſe des Glückes und in blühender Jugend die Weltluſt zu fliehen und ſich ganz dem Himmel zu weihen. Sogleich wurden die ernſtlichſten Anſtalten zu ſeiner Bekehrung gemacht; reichliches Gebet, Almoſengeben und die damals gewöhnlichen Kaſteiungen des Leibes wurden mit ſolchem Nachdruck vorgenommen, daß er ſogar nächtlich, wenn ihn böſe Gedanken und Empfindungen verſuchten, von ſeinem Lager aufſprang, ſich nackt in einen Fluß ſtürzte und ihn nicht anders als halb erſtarrt wieder verließ, worauf er unter anhaltendem Gebet um Kirchen und heilige Örter lief, das erſtarrte Blut in neue Bewegung zu ſetzen. Als ſein Entſchluß, Mönch zu werden, trotz der Einwendungen der Seinigen, feſt ſtand, bereitete er ſich durch 40tägiges Faſten, nach dem Vorbilde Chriſti, auf das heilige Werk in aller Strenge vor. Darauf begab er ſich unter die Einſiedler di S. Croce d'Avellano, im Stifte Gubbio (dem alten Eugubium) im Kirchenſtate gelegen. Seine zeitgemäße Gottſeligkeit war bereits ſo bekannt, daß ihn die frommen Benedictiner ohne Probejahr aufnahmen. Deſto größer war ſeine Demuth, und ſeine Kaſteiungen gingen ſo weit, daß ſein Kopf ſchwer zu leiden anfing und ſein Gehirn entzündlich wurde. Dafür erhoben ihn die Brüder täglich mehr; er ſtieg von einer Würde zur andern bis zum Abt, in welcher Würde er ſich ausnehmend thätig bewies. Ehre und Reichthum des Kloſters nahmen unter ſeiner Verwaltung ſichtbar zu, und ſchon verehrte man ihn unter den Seinen und außerhalb der Kloſtermauern als einen Wunderthäter, dem es unter Anderem gelungen war, wie auf der Hochzeit zu Cana, Waſſer in Wein zu verwandeln. Die Regeln dieſer Mönche hat er in der Folge ſelbſt beſchrieben: „De ordine Eremitarum et facultatibus Eremi Fontis Avellani."

Sein früherer Umgang mit der Welt und ſein Drang nach ausgebreiteter Thätigkeit, der ihn bei der größten Liebe zum Mönchthum nie verließ, erlaubten ihm nicht, ſeine Kraft blos zum Nutzen ſeines Kloſters zu verwenden. Die verlorene Reinheit des geiſtlichen Standes, hauptſächlich in ſeinen oberſten Gliedern, wieder herzuſtellen, lag ihm vor Allem am Herzen. In dieſem Eifer ſcheuete er ſich ſelbſt vor der Heiligkeit des Papſtes nicht. Sein erſtes bekanntes Schreiben der Art war im Jahre 1033 an den unkräftigen Papſt Gregor VI., dem Nachfolger Johann des XIX., gerichtet. Er ermahnte ihn nachdrücklich, dem Geiz und Wucher der Biſchöfe, wie aller Simonie zu ſteuern und die ſchlechten Hirten zur Strafe zu ziehen; namentlich möge er die laſterhaften Biſchöfe zu Peſaro und zu Ravenna ihrer Ämter entſetzen. Gingen auch ſeine eifrigen Beſtrebungen nicht immer glücklich durch, ſein Eifer erhöhete ſich nur, und dieſe ſtrenge Beharrlichkeit, verbunden mit eigener ſtrenger Übung ſeiner Obliegenheiten, erwarb ihm eine immer größere Verehrung. Als darauf 1046 der Kaiſer Heinrich III. nach Italien zog, um den mannichfachen Unordnungen zu ſteuern, benutzte er vorzüglich die Vorſchläge dieſes allgemein geachteten Abtes. Nachdem ſich der Kaiſer bei Aufhebung des Schisma des Rathes jenes frommen Mannes bedient hatte, trug er ihm auf, den Papſt Clemens II. an ſeine Pflichten zu erinnern, und ihm namentlich einzuſchärfen, daß er mit Strenge gegen alle ſchlechte Biſchöfe verfahren ſolle, da Gelindigkeit und Nachſicht das Übel ſichtlich nur ärger mache. Damiani entledigte ſich des Auftrages mit Nachdruck. Dieſelbe freimüthige Sprache führte er auch gegen Leo IX., der ſeit 1049 auf dem apoſtoliſchen Stuhle ſaß. Der Gegenſtand ſeiner Klagen war derſelbe; noch immer war der Zuſtand des Klerus höchſt bejammernswerth. Außer der Simonie war die entſetzlichſte Unzucht bei nicht wenigen Geiſtlichen im Schwange, weshalb Damiani dem heil. Vater ſein Buch verfaßte, das den Titel führt: Liber Gomorrhianus, worin die abſcheulichſten Ausſchweifungen mit einer Deutlichkeit geſchildert ſind, daß Alexander II. nachmals wol Recht hatte, wenn er befürchtete, es möchten die gar zu genauen Schilderungen ſolcher unnatürlichen Verbrechen manches wankende Gemüth eher noch zur Sünde verlocken, als daſſelbe davon abwendig machen. Leo ſelbſt, an den das Buch gerichtet war, hatte eine andere Meinung von der Sache. Er fand die Klagen des eifernden Abtes gerecht, überhäufte denſelben in mehren Briefen mit großen Lobſprüchen, und verſprach ihm, mit der Strenge gegen unverbeſſerliche Verbrecher Milde gegen diejenigen zu paaren, die noch nicht zu tief in die Fallſtricke des Böſen verſunken wären und ſich zur Buße wenden wollten. Dieſer hohe Beifall hinderte ihn jedoch nicht im Geringſten, ſeiner Überzeugung gemäß dem Papſte ſeine Unzufriedenheit zu bezeugen, als er gegen die Normannen die Waffen ergriffen hatte. Weit ſchwerer, als Leo durch ſeinen Krieg, verletzte ihn Alexander II. dadurch, daß er dem Eiferer ſein gomorrhiſches Buch mit Liſt aus den Händen zu ſpielen wußte, um es für immer in ſeiner Verwahrung zu behalten, weil er das Bekanntwerden deſſelben für nachtheilig hielt. Wie ſehr ihm dieſes Verfahren des heil. Vaters an's Herz griff, zu welchen lauten Beſchwerden ihm dies Veranlaſſung gab, iſt im I. T. II. L. VI. ep. ſeiner Werke zu leſen.

Dieſe Strenge gegen die Geiſtlichkeit und ſelbſt gegen den päpſtlichen Stuhl bewies er aber auch gegen ſein eigenes Kloſter und gegen ſich ſelbſt. *Freiwillige Geißelungen* waren ihm ein ſo nothwendiges Stück der Buße, daß man, ſeinem Glauben zufolge, ohne Schläge und Geißelhiebe gar nicht ſelig werden konnte. Sie waren ihm ein genus purgatorii und eine apostolicorum verberum disciplina; ja er ging darin ſo weit, die Jahre der Buße hauptſächlich nach der Anzahl der Hiebe zu berechnen. Er ſelbſt berichtet, man habe ſich zu 10 abgeſungenen Pſalmen 1000 Geißelhiebe beizubringen, deren 3000 ein Bußjahr ausmachten. Die Allermeiſten der damaligen Zeit fanden auch das Mittel äußerſt chriſtlich und übten es mit Macht, hauptſächlich darum, weil Chriſtus ſelbſt gegeißelt wurde zur Vergebung unſerer Sünden. Nicht blos unter den Mönchen ſeines und anderer Klöſter, ja ſogar unter den Laien in Städten und auf dem Lande wurde es immer mehr Sitte. Daß es deſſen ungeachtet auch in jenen Zeiten Andere gab, ſelbſt einige unter Damiani's eigenen Mönchen, die nichts von ſolcher Bußübung wiſſen wollten, iſt begreiflich. Gegen dieſe wendete er alle mögliche Kraft ſeiner Überredung und ſuchte ſie mit ſo großem Eifer eines Andern zu belehren, daß er, wenn auch nicht als Urheber der Geißelung zur Buße, wie Laderchi behauptet, doch zuverläſſig als einer der ſtärkſten Beförderer dieſer mittelalterlichen Disciplin angeſehen werden muß. Daß hingegen eben durch dieſe und ähnliche ſtrenge Selbſtertödtung ſein Anſehen unter dem Volke, unter Hohen und Niedrigen bedeutend zunahm, haben wir kaum nöthig zu erwähnen.

Stephan X. nöthigte ihn daher 1058 die Cardinalswürde anzunehmen, ernannte ihn zum Biſchof von Oſtia und zum Dekan des heiligen Collegiums. Es brauchte jedoch lange Zeit, ehe er ſich entſchließen konnte, aus der Einſamkeit ſeines Kloſters in die Thätigkeit der Welt, wenn auch der geiſtlichen, zurückzutreten, ſo daß ihm der Papſt bereits mit der Excommunication um ſeines Ungehorſams willen drohete, wenn er ſich noch länger ſeinem gerechten Willen widerſetzen würde. Demnach fügte er ſich in ſeine neue Ehre und verwaltete nun auch dieſe höchſt wichtigen Ämter mit der angeſtrengteſten Thätigkeit und mit der feſten Gewiſſenhaftigkeit, die ihm ſeit ſeiner Bekehrung unerläßlich war. Namentlich bewies er dies von Neuem, als die Grafen von Tusculum ihren Anverwandten Johannes, der als Papſt den Namen Benedict X. angenommen hatte, auf den apoſtoliſchen Stuhl erhoben hatten; er widerſetzte ſich ihnen mit dem lebhafteſten Eifer und ſetzte die Wahl Nicolaus II. durch. Gleich darauf wurde Damiani unter Anderm von Nicolaus II. nach Mailand als päpſtlicher Legat geſendet, die Geiſtlichkeit dieſes angeſehenen Sprengels unter den Gehorſam dieſes Papſtes zu bringen. Dieſen Auftrag vollzog er mit ſo viel Geſchicklichkeit, daß ſich die mailändiſche Kirche nicht allein willig unterwarf, ſondern er bewegte ſie auch dahin, daß ſie ſogar der Ehe zu entſagen ſich bereit finden ließen, eine Entſagung, die dem frommen Mönch über Alles am Herzen lag, welche auch ſchon damals vom päpſtlichen Stuhle als etwas Nothwendiges bezweckt zu werden anfing. In dieſem Punkte gehörte er ebenfalls zu den beredteſten Eiferern. Seine Aufſicht über die Geiſtlichkeit war überhaupt auf ſeinem hohen Poſten um ſo ſchärfer geworden. Um der vermeinten Beſſerung willen waren ſeine Predigten überaus lang, und die Ermahnungen zu heiligem Ernſt, zur Vermeidung aller Simonie und jeder Schmeichelei gegen den Papſt, die er an ſeine 6 Collegen, als erſte Biſchöfe der Welt, ergehen ließ, erfolgten nicht ſelten und nahmen an Nachdruck zu. Leider wollten ſie nur nicht beſonders wirken. Deshalb wurde ſein Entſchluß immer feſter, ſeine hohen Ämter niederzulegen und ſich in die Einſamkeit ſeines Kloſters wieder zurückzuziehen. Wirklich reichte er auch um Befreiung von ſolchen Ehren eine Bittſchrift unter Nicolaus II. ein. Der Papſt, der ſeine nützliche Wirkſamkeit ſo oft erprobt hatte, war dagegen. Als Damiani ſein Geſuch öfter wiederholte, ſoll ihm von Nicolaus II. eine Buße zuerkannt worden ſein, 36500mal den 50ſten Pſalm zu beten mit beigefügter Geißelung, welches Bußwerk er auch binnen Jahresfriſt vollbracht haben ſoll. Einige leugnen die ganze Sache, ſelbſt ſein Geſuch um Entlaſſung. Das letzte hat jedoch ſeine Richtigkeit, wie aus der Schrift (T. III.): de abdicatione episcopatus zu erſehen iſt. Andere geben an, es ſei das Erzählte unter Gregor VII. vorgefallen (?). Nicolaus gab ihm jedoch die Erlaubniß, auf einige Zeit in ſein Kloſter zurückzukehren. Als im Jahre 1059 zu Rom eine Kirchenverſamlung gehalten wurde, an welcher 113 Biſchöfe Theil nahmen, wurde er von demſelben Papſte wieder nach Rom zu kommen beordert. Auf derſelben ermahnte er den Papſt abermals, mit Strenge gegen die unkeuſchen Biſchöfe zu verfahren, unter welchen er auch ſolche Biſchöfe verſtand, die Frauen hatten; ſo groß war ſein Eifern für die Einführung des Cölibats der Geiſtlichen. (S. T. III., de coelibatu Sacerdotum). Auf derſelben Synode brachte er es auch dahin, daß den Unordnungen der Chorherren geſteuert wurde. Schon längſt waren beſonders die abendländiſchen Canonici aller Unenthaltſamkeit und der ſchändlichſten Simonie beſchuldigt worden. Damiani's Vorſchlag, daß das Eigenthum, das ſie durch Erbſchaften u. dergl. erlangten, worüber ſie bisher frei gebieten konnten, abgeſchafft werde, ging durch; es wurde verordnet, daß ſie als Geiſtliche gemeinſchaftlich nur von dem leben ſollten, was ihnen die Kirche reichte. Von der Zeit an nahmen ſie den Namen der regulirten Chorherren vom Orden des heil. Auguſtin an, durch welche Regel ſie wieder blühend wurden.

Man hat ferner dem Cardinal Peter Damiani, der ſich auch de Honeſtis nannte, die berühmten Satzungen der Chorherren von der Congregation der heil. Maria im adriatiſchen Hafen (in der Nähe von Ravenna) zuſchreiben wollen; allein Penot und Andere haben dargethan, daß dieſe Satzungen keineswegs des Cardinals Werk ſind, ſondern dem Erbauer dieſes Kloſters, Peter de Honeſtis, angehören, der auch Vorſteher dieſes Kloſters war. Sie wurden von Paſchalis II. gebilligt und ſo zweckmäßig befunden, daß viele nachherige Klöſter ſie annahmen und auch einige ſich deshalb dem Kloſter im adriatiſchen Hafen unterwarfen. Dieſer Peter de Honeſtis ſtarb 1119 am 29. Jan. Unter Gregor XII. hatte ſich dieſe Verbrüderung durch üble Aufführung ſo weit in der öffentlichen Meinung heruntergebracht, daß man beſchloß, dieſe Congregation von 8 Klöſtern aufzuheben, das Hauptkloſter zu zerſtören und ſeine Güter zu verkaufen. Dies beiläufig zur Vermeidung einer falſchen Meinung in Anſehung des Cardinals Damiani.

Nach Vollendung des Concils zu Rom 1059 begab ſich Damiani wieder in ſein Kloſter, immer noch als Cardinal und Biſchof von Oſtia. Als ſolcher erwies er auch dem päpſtlichen Stuhle noch einen wichtigen Dienſt.

Nach Nicolaus II. Tode gerieth die Partei des Kaiſers mit der päpſtlichen Partei über die Wahl eines neuen Papſtes in harte Streitigkeiten; jede wählte für ſich einen Papſt. Da wurde 1061 Peter Damiani zur Vertheidigung der päpſtlichen Partei gegen die kaiſerliche aufgerufen. Je ſelbſtändiger ſich Heinrich III. in Beziehung auf den römiſchen Stuhl gezeigt hatte, deſto wichtiger war die Sache der hierarchiſchen Macht. Und Damiani ſchrieb und handelte ſo viel und klug für Alexander II., daß dieſer als Papſt anerkannt wurde.

Um ſo ſchmerzlicher mußte es allen Freunden der Hierarchie ſeyn, daß Peter Damiani 1062 völlig entſchloſſen ſeine biſchöfliche und Cardinals-Würde niederlegte. Das Sträuben des Papſtes und die mächtige Gegenrede ſeines Freundes, des Cardinals Hildebrand, ſo vieler und heftiger Mittel ſich der letzte auch bediente, änderten nichts an ſeinem Entſchluſſe. Höchſt merkwürdig iſt in dieſer Angelegenheit ſeine, an den Papſt Alexander II. und an den Cardinal Hildebrand gerichtete Vertheidigungsſchrift, die ſich im III. T. ſeiner Werke befindet: Apologeticus ob dimissum episcopatum, worin er unter Anderm mit dem freimüthigſten und treffendſten Scherz ſeinen Cardinalscollegen und Freund Hildebrand „ſeinen ſchmeichelnden Tyrannen und heiligen Satan" nennt, der ihn mit Ohrfeigen geſtreichelt und mit Adlerskrallen betaſtet habe ꝛc. Damiani erbietet ſich auch um ſeines Ungehorſams willen zu noch mehr als hundertjähriger Buße, d. i. nach ſeiner eigenen Erklärung an andern Orten, zu zwanzigmaliger Abſingung des ganzen Pſalters mit der mäßigen, genau gerechneten, Anzahl von 300,000 Geißelhieben. Mit unbeweglicher Feſtigkeit ſetzte Damiani den Rücktritt von ſeinen hohen Ehrenämtern durch, was ihm Hildebrand, der ſeinen Einfluß wohl erkannte, nie verzeihen konnte.

Ob nun gleich der ſtandhafte Kloſterbruder in ſeiner Einſamkeit mit aller mönchiſchen Strenge lebte und ſich ſogar den im Benedictinerorden gewöhnlichen Handarbeiten nicht entzog, was die hölzernen Löffel beweiſen, die er, vielleicht in einer Anwandlung von ſpottender Laune, die ihm zuweilen eigen war, gegen den Prunk des römiſchen Statthalters Chriſti auf Erden, dem Papſte zum ſinnigen Geſchenk, als Andenken an ihn, überſendete; ſo unterließ er es doch auch jetzt nicht, den kirchlichen Angelegenheiten außerhalb ſeines Kloſters ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen. Fortwährend ſchrieb und handelte er für beſſere Kirchenordnung und für Reformation des Klerus; fuhr fort, Simonie, äußern Prunk und unkeuſche Werke der Geiſtlichkeit zu ſtrafen. Bei allen Gelegenheiten empfahl er Geißel und Faſten als die wichtigſten Dinge zur Seligkeit, die auch die Hinterliſt des Teufels zu überwältigen vermöchten. Vom Papſte hielt er dieſelben hohen Begriffe gegen die weltliche Macht feſt, wie Hildebrand; ausdrücklich nennt er ſie Könige der Könige und Fürſten der Kaiſer, über Alles erhaben, was auf Erden iſt. — Deshalb entblödete er ſich ſelbſt nicht im Mindeſten, bei vorkommenden Fällen, die mit ſeinen Anſichten nicht ſtimmen wollten, auch ſelbſt den Päpſten Zurechtweiſungen zu geben, um deren Mißdeutung er ſich wenig zu kümmern ſchien. Er ſchied den einzelnen Mann von der idealen Gewalt und wollte, daß der erſte für die letzte da ſeyn und ſich wirkſam erzeigen ſollte u. ſ. w. Übrigens ſcheint er dem Cardinal Hildebrand (dem nachmaligen Gregor VII.) manche wichtige Idee in ſeinen Gewaltsgeiſt gerufen zu haben, wie z. B. den ungeheuern Gedanken von der Weltherrſchaft durch den Papſt und vom Verbote der Prieſterehe.

Wie thätig Damiani ſeine einmal gewonnenen Anſichten in Wirkſamkeit des Lebens zu ſetzen ſich beeiferte; wie geſchickt durchgreifend er ſich zur feſtern Begründung der Kirchengewalt bis an das Ende ſeines Lebens erwies, das weit einflußreicher angeſehen werden muß, als man es, von Gregors Glanze geblendet, gewöhnlich anſieht, davon zeugen noch folgende bedeutende Aufträge, die er zum Vortheil der Kirche auf das Ehrenvollſte vollbrachte. Um das Jahr 1069 wurde er nach Frankreich geſendet, den Zwieſpalt des mächtigen Kloſters Clugny zu beſeitigen. Seine Reiſe nach Teutſchland, die Würde des Papſtes gegen Heinrich IV. zu behaupten, war von dem beſten Erfolge, zu welchem ihm allerdings die Unzufriedenheit vieler Teutſchen mit dem Kaiſer leicht verhalf. Die Härte und der gebieteriſche Ton, womit er ſich der Eheſcheidung Heinrichs widerſetzte, ſind deutliche Beweiſe, in welcher Verwandtſchaft ſein Weſen in einzelnen Punkten mit dem Gregors VII. ſtand. Seine letzte Sendung ging nach Ravenna, wo der Erzbiſchof Wibertus ſich mit ſeiner ganzen Stadt auf des Kaiſers Seite gewendet hatte. Auch dieſes Geſchäft brachte er zur völligen Zufriedenheit der immer höher ſtrebenden Hierarchie zu Stande. Von da zurückreiſend, verfiel er zu Faenza in eine hitzige Krankheit, die ſeinem Leben ein Ende machte am 23. Febr. 1072.

Wenn nun allerdings zugeſtanden werden muß, daß dieſem höchſt bemerkenswerthen Vorarbeiter und Zeitgenoſſen Gregors VII. der Geiſt freier Forſchung völlig abging, ſo wird man ſich doch darüber nicht im Geringſten zu verwundern haben, wenn man jene trüben, finſtern Zeiten der Mitternacht nur einigermaßen in's Auge faßt. Noch weniger wird es ihm zum Vorwurf gemacht werden können, daß er weder griechiſch noch hebräiſch verſtand, da die Gelegenheit, beide dem Theologen wichtige Sprachen zu erlernen, damals im Abendlande äußerſt ſelten war. Daß in jenen Zeiten des geiſtigen

Völkerſchlafes die Welt von den kläglichſten Schrecken des tiefſten Wundertraumes ſich ſchwer ermattete, iſt Jedem bekannt. Wie hätte der Freund der Geißel der allgemeinen Finſterniß ſich entäußern ſollen? Dagegen war er mit den Kirchenvätern und den canoniſchen Geſetzen außerordentlich vertraut. Sein Glaubensbekenntniß war ſo ſtreng athanaſianiſch, daß er eine Abweichung davon ſelbſt an Päpſten ahndete. Eben ſo groß war ſeine Liebe zur Sittenreinigkeit, wenn auch nach dem verkehrten Begriff abtödtender Möncherei. Damiani übte, was er lehrte; war er im Irrthum, ſo lag dies am Mangel hellerer Einſicht, nicht an ſeiner Rechtlichkeit. Seine Vorliebe zur Verehrung der Märtyrer und aller Heiligen, ganz beſonders ausgezeichnet der Jungfrau Maria, iſt eben ſo zeitgemäß, als übereinſtimmend mit ſeiner ganzen Richtung, die nach ſtark aufopfernden Thaten ſich ſehnte, um eines Himmelreichs willen, deſſen Weſen und Zuſammenhang mit dem Leben des ſinnlichen Erdengenüſſes zu erforſchen, ihn und die ganze damalige Zeit wenig kümmerte. Wie ſtark ſich eine zu ſehr verſchmähete Sinnlichkeit an dem Menſchen rächt, wie gewöhnlich ſie ſich in ſolchen Gemüthern in Dinge miſcht, wohin ſie gar nicht gehört, wie widrig, unnatürlich und Verſtandüberwältigend ſie ſich dann zeigt, offenbart ſich auch an ihm. In ſeinen häufigen Predigten über die heil. Jungfrau herrſcht ein ſo ſinnliches Spiel, wie es eben nur unter Mönchen getroffen wird, denen es lieb iſt, unter dem Heiligenſchirme ſich noch zum Verdienſt anzurechnen, was ſie im gewöhnlichen Laufe des Lebens zu verſchmähen ſich zwingen. Dieſe phantaſtiſche Luſt ging in ihm ſo weit, daß er ſogar verſicherte, Gott ſelbſt ſei von der ausnehmenden Schönheit der Jungfrau Maria ſo gewaltig ergriffen und in Feuer und Flamme geſetzt worden, daß er, von heftiger Liebe entbrannt, alsbald die Schaar der heiligen Engel verſammelt und ihnen das Geheimniß der Erlöſung der Menſchen bekannt gemacht habe. Derohalben ſei nun auch ſogleich von Gott der Erzengel Gabriel mit einem Briefe an die heil. Jungfrau abgeſchickt worden, worin ihr Gott Alles gehörig auseinandergeſetzt und erklärt habe (Serm. X. de annunciatione B. V. Mariae).

In ſeinen Schriften finden ſich auch viele kleine Gedichte, von denen die meiſten die gewöhnliche Mönchsandacht athmen und nur zu den mittelmäßigen gerechnet werden können. Einige zeichnen ſich jedoch durch feinen, treffenden Spott und leichten Scherz aus, was auch hin und wieder von manchen ſeiner Briefe zu rühmen iſt. Daß der fromme Mann es nicht verſäumt hatte, die Welt in ihren Sünden zu beobachten, beweiſt ſein oben angeführtes Werk: Liber Gomorrhianus. Außer ſeinen Epiſteln und Gedichten ſchrieb er noch: Sermones; vitas Sanctorum; de eleemosyna; de horis canonicis; contra Clericos intemperantes; de vita eremitica; expositionem mysticam libri Geneseos, gedruckt zu Rom mit Anmerkungen von Conſtantin Cajetan, und zu Paris 1642 in vier Folianten. In der Pariſer Ausgabe vom J. 1663 ſteht viel Untergeſchobenes ohne das Buch de correctione Papae et episcopi, was zu Frankfurt 1614 und 1621 herauskam, auch in Goldaſt's Monarchia T. II. aufgenommen worden iſt. Vor den Samlungen ſeiner Werke ſtehen gewöhnlich mehre Lebensbeſchreibungen des frommen Mannes, unter welchen vorzüglich zu nennen ſind: Vita B. Petri Damiani per Joannem Monachum, ejus discipulum, cum commentar. etc. in Mabillon. Actis Sanctorum Ord. S. Benedict. P. II. Sect. VI. — Ferner: Jakob Laderchio (ein Presbyter des Oratoriums zu Rom) Vita S. Petri Damiani, S. R. E. Cardinal. Episc. Ostiensis, in VI. libros distributa. T. III. (4.), Romae 1702 (ſelten, wegen der wenigen Abdrücke, und äußerſt weitſchweifig, doch mit nützlichen kirchenhiſtoriſchen Bemerkungen). Seine Freunde preiſen ihn ungemein als wunderthätigen Heiligen. Vor Allen iſt Laderchius gegen die Kirche entrüſtet, daß ſie dieſen frommen Mann nicht förmlich canoniſirt hat. Dagegen erklären Andere, ſelbſt unter ſeinen Glaubensgenoſſen, manche ſeiner Lehren für verwerflich. Darunter gehört namentlich ſeine Behauptung: die Selen derer, die im Fegefeuer geläutert würden, erfreuten ſich des Sonntags der Vergünſtigung, ſich gleichſam wie Vögel aus dem Pfuhl der Qual zu erheben und an ergötzliche Örter zu fliegen. Andere erklären ſich gegen ſeine Meinung, Chriſtus ſelbſt habe bei ſeiner Taufe das Prieſterthum empfangen. Am meiſten hat man es ihm verdacht, daß er den Papſt Liberius einen Ketzer und Empörer geſcholten, was ihm doch als einem eifrigen Athanaſianer und einem rechtlich Gläubigen kaum anders möglich ſein konnte, da Liberius offenbar nach Überreichung des Sirmiſchen Glaubensbekenntniſſes ſich nachgiebiger gegen die Arianer zeigte, als es ſich mit Damiani's Orthodoxie vertragen konnte, was an ſeinem Orte genauer auseinander zu ſetzen iſt. *(G. W. Fink.)*

DAMIANI- und COSMAE-ORDEN. Dieſer Ritterorden des heil. Damian und Cosmos ſoll 1030 zu Jeruſalem ſeinen Anfang genommen haben. In dieſem Jahre, erzählen Einige, haben mitleidige Chriſtenſelen der vielen kranken Pilger wegen in der heil. Stadt ein Krankenhaus erbaut, in welches ſie alle Nothleidenden ohne Unterſchied, auch losgekaufte Sclaven aufnahmen, ſie in Allem unterſtützten und namentlich für ihre Geneſung ſorgten, wobei ſie beſonders die oben genannten beiden Heiligen anriefen, die ſie ſich zu ihren Schutzpatronen erwählten, weil beide arzneikundige Männer geweſen ſeyn ſollen. Da dieſer chriſtliche Verein mit großen Aufopferungen nicht nur Kranke verpflegte und die Todten ehrlich zur Erde beſtattete, ſondern auch Gefangene loskaufte und ihnen durch Unterſtützung dazu verhalf, daß ſie zu den Ihrigen zurückkehren konnten: ſo wurden ſie, wie die übrigen Hoſpitaliter, der Ehre theilhaftig, zu Rittern ernannt zu werden, deren Verein Johann XX. beſtätigt und ſie unter die Regel des heil. Baſilius gethan haben ſoll. Dieſen mildthätigen und im Kampfe gegen die Ungläubigen ſehr tapfern Männern wird zum Abzeichen ein weißer Mantel mit rothem Kreuz gegeben, welches in der Mitte ein Schild mit den Geſtalten der beiden Heiligen gehabt habe, nach denen der Orden benannt iſt. Man gibt vor, nach dem Erlöſchen der Kreuzzüge ſei auch der Orden erloſchen, den Helyot ſelbſt für einen untergeſchobenen erklärt, der durch eine Verwechſelung mit den Rittern von der Buße der Märtyrer, die zu den regulirten Chorherren gehörten und ſich eben ſo trugen, entſtanden ſein mag. (*G. W. Fink.*)

DAMIANI, Johann von Tuhegli, (aus einer ungriſchen adeligen Familie, die aus Bosnien ſtammte, und ihr Prädicat Tuhegli von einem Dorfe in Bosnien führte, entſproſſen) ein Sohn des k. k. Oberſten Lucas Damian von Tuhegli, wurde am 21. Juni 1710 geboren. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, kam er im J. 1726 nach Rom. Der Papſt Benedict XIV., dem er angelegentlich empfohlen war, ſchickte ihn in das Collegium Pontificium, SS. Apostolorum Petri et Pauli zu Firmio, wo er unter dem Rector des Collegiums, Domherrn Tiberius Pacalorzi und anderen Profeſſoren den philoſophiſchen und theologiſchen Curſus mit Beifall abſolvirte. Der daſige Erzbiſchof, Fürſt Alexander Borgia, weihte ihn am 5. März 1735 zum Prieſter. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom empfahl ihn der Papſt Clemens XII. dem Graner Erzbiſchof und Primas von Ungern, Emrich Eßterházy, der ihn im Vaterlande wohlwollend aufnahm und am 12. Auguſt 1737 zum Domherrn der Collegiatkirche ernannte. Während der Vacanz des Graner Erzbisthums ernannte ihn die Königin Maria Thereſia am 2. Januar 1749 zum Primicerius oder Cantor der Preßburger Collegiatkirche. Bald darauf ernannte ihn der Waitzner Biſchof, Graf Altham, zu ſeinem Vicar in der Waitzner biſchöflichen Diöceſe, zum Auditor Caussarum, Canonicus, Archidiaconus, Pönitentiarius der Waitzner Kathedralkirche und zum Rector des Seminariums des heiligen Karl Borromäus. Nach dem Tode des Biſchofs Altham legte er die zwei erſten Ämter nieder und gewann dadurch mehr Muße zur Schriftſtellerei. Endlich ernannte ihn der Wiener Fürſt Erzbiſchof und Adminiſtrator des Waitzner Bisthums, Cardinal Chriſtoph Migazzi am 10. April 1768 zum Cuſtos der Waitzner Kathedralkirche. Er ſtarb in Waitzen. Im Druck erſchienen von ihm folgende Werke, von welchen das dritte in kirchenhiſtoriſcher Hinſicht ſehr merkwürdig und, weil es von der toleranten und gerechten Königin confiſcirt wurde, jetzt liber rarissimus iſt. 1) Maria, Dei genitrix virgo, in primo suae animationis instanti speculum sine macula. Posonii 1759. 8. 2) Doctrina verae Christi Ecclesiae ab omnibus praecipuis antiqui, medii et novi aevi haeresibus vindicata. Posonii 1762. 8. 3) Justa religionis coactio, seu apodixis, quod Reges, Principes, Magistratus et Dynastae Romano-Catholici, habita occasione et opportunitate possint ac debeant Acatholicos in suis ditionibus commorantes cogere mediis etiam violentis et extremis (quoties mitiora non possint) ad amplectendam veram et unice salvificam Romano-Catholicam fidem. Budae 1765. 8. Dieſe Schrift predigt unverhohlen Religionszwang und wurde deswegen gleich nach ihrem Erſcheinen von der Regirung unterdrückt *). In der Handſchrift hinterließ er ein Examen libri symbolici Russorum. (*Rumy.*)

DAMIANI, Wilhelm Friedrich von Tuhegli, Bruder des vorhergehenden, geb. am 18. Jan. 1714, geſt. als Domherr der Preßburger Collegiatkirche am 17. Juni 1760, ſtudirte mit ſeinem Bruder die philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften in dem Collegium zu Firmio und wurde gleichfalls von dem Papſt Clemens XII. dem Primas von Ungern und Graner Erzbiſchof Emrich Eßterházy empfohlen, der ihn ſogleich in das Preßburger Domkapitel aufnahm. Er verfaßte ebenfalls zwei polemiſche, ſehr anzüglich geſchriebene Werke über die Reformatoren Luther und Calvin und ihre Lehre: Synopsis vitae, missionis, miraculorum et evangeliorum Martini Lutheri et Joannis Calvini und Synopsis doctrinae Martini Lutheri et Joannis Calvini, welche nach ſeinem Tode ſein Bruder Johann zu Ofen im J. 1761 im Druck in Octavform herausgab *). (*Rumy.*)

Damianissinnen ſ. Clarissinnen. (Thl. XVII. S. 358.)

DAMIANISTEN haben vom Biſchof Damianus, der zu Alexandrien Patriarch war, ihren Namen. Er ſtimmte in ſeiner Lehre von dem göttlichen Weſen bis auf einige nähere Auseinanderſetzungen, oder vielmehr von den Gegnern übel verſtandene Redensarten, mit Philoponus überein, deſſen Anhänger Philoponiſten genannt werden. Weil man ihre Lehre ſo deutete, als beſäße jede Perſon der Dreieinigkeit einen beſondern Theil der Gottheit; ſo nannte man ſie auch Tritheiten. Die Damianiten wurden ſogar Tetraditen genannt, weil man meinte, Damianus trenne die göttliche Natur noch von den 3 Perſonen und halte ſie für eine vierte Perſon, was jedoch auf falſchen Folgerungen beruhete. Alle dieſe Sectirer blüheten im 6. Jahrhundert. Auf einer Synode zu Conſtantinopel um das Jahr 565 wurden ſie verdammt, erhielten ſich aber bis in das 7. Jahrhundert. (*G. W. Fink.*)

DAMIANO, Fra, aus Bergamo, Laienbruder des Ordens der Predigermönche, geſt. den 30. Auguſt 1549, iſt einer der größten Intarſiatori Italiens. Sabba da Caſtiglione ſagt von ihm: er mache aus Holz, was kaum Apelles mit dem Pinſel nachahmen könnte 1). Leandro

---

*) Dieſes Werk wäre der Feder eines ſpaniſchen Inquiſitors angemeſſener geweſen, da es in Ungern nie eine Inquiſition gab und das grauſame Reichstagsgeſetz des ſchwachen Königs Ludwigs II. „Lutherani comburantur" ſchon unter ſeinem weiſen Nachfolger Ferdinand I. aufgehoben wurde. Auch der tolerante Piariſt P. Alexius Horányi ſagt von jenem Werke treffend: „Liber hic merito a clementissima et christianae caritatis publicaeque tranquillitatis amantissima Hungariae aula suppressus est; inaudita est enim illa praedicatio, teste S. Gregorio lib. VII. Mor. quae verberibus fidem exigit" Damiani's vaſtes Werk: „Maria triumphans de omnibus veteribus et recentioribus Antidicomarianitis," welches nicht zum Druck gelangte, hat gleichfalls eine anzügliche polemiſche Tendenz.

*) Auch von dieſen zwei polemiſchen unziemlichen Schriften ſagt der gute tolerante Piariſt P. Alexius Horányi in ſeiner Memoria Hungarorum scriptis editis notorum ſehr treffend: „Utinam haec opuscula lucem non vidissent, ne tenerioris conscientiae hominibus offendiculo esse queant!"

1) „Il quale non solo nelle prospettive. ma nelli paesi, ne' casamenti, nelli lontani, e che più è nelle figure fa con il legno tutto quello che appena farebbe il grande Apelle con il pennello etc." Notizia degli artefici e delle opere del disegno del secolo XVI. tratta dai ricordi di *Sabba da Castiglione* milanese. cavalière gerosolimitano in *da Rio*. Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1813. Tomo XXXVI. p. 226.

Alberti[2]) ſpendet ſeiner Kunſt ähnliche Lobeserhebungen. Seine beſten Arbeiten befinden ſich in der Domikanerkirche zu Bologna, wo ſchon im Jahre 1531 der Papſt Clemens VII. und der Kaiſer Karl V. ſie bewunderten. Keyßler[3]) erwähnt dieſe artige Intarſiature oder eingelegten Holzarbeiten, ohne jedoch ihren Verfertiger zu nennen.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DAMIANO, Damjano, (St.), zwei Marktflecken in dem ſardiniſchen Fürſtenthum Piemont: 1) an der Maira, in der Prov. Coni, mit 1498 Einw., und 2) am Borbo, in der Prov. Aſti, mit Mauern umgeben, hat 6109 Einw., welche einen ſtarken Seidenbau unterhalten. (*H.*)

DAMJANO, (St.), Flecken in der päpſtlichen Delegation Forli, am Fl. Sario, mit 1300 Einw. (*H.*)

DAMIANOVICH (ſpr. Damianowitſch), Basilius, Senator und Stadtrichter in der königl. Freiſtadt Zombor in der Batſcher Geſpanſchaft in Ungern, ein geborner Serbe, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., verfaßte eine Arithmetik in ſerbiſcher Sprache, die zu Venedig unter dem Titel: Nowaja Serbskaja Arithmetica etc. (Neue ſerbiſche Arithmetik) 1764 in 8. im Druck erſchien.

(*Rumy.*)

DAMIANSK, ein Eiſen- und Kupferwerk in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Perm in Aſien, das ehedem 20 Kupferöfen hatte, wovon aber nur noch einer im Gange iſt. Außerdem ſind hier 3 Hammerhütten mit 7 Heerden, 1 Ankerſchmiede mit 2 Heerden und 2 gemeine Schmieden mit 5 Eſſen. (*J. C. Petri.*)

DAMIANUS. Es gibt mehre dieſes Namens, von denen wenig zu berichten iſt. Einer ſoll vom römiſchen Biſchof Eleutherius 181 in Geſellſchaft des Fulgatus nach England zum König Lucius geſendet worden ſein, ihn und ſein Volk im Chriſtenthume zu unterweiſen. Es iſt Fabel.

Damianus, Erzbiſchof zu Ravenna, wo ſich ſeine Eltern aus Dalmatien niedergelaſſen hatten. Sergius erhob ihn zu dieſer Würde 691. Durch die Kraft ſeines Gebetes ſoll er einen ganz verſtockten Juden bekehrt und einen Todten wieder lebendig gemacht haben. Zwei große Wunder. Er ſtarb 707.

St. Damianus, von vornehmen Eltern geboren, gelehrt als Theolog und gerühmt als Dichter, wurde in ſeiner Vaterſtadt Pavia 680 zum Biſchof ernannt. Vor Allem iſt ſeine Epiſtel wider die Monotheleten gerühmt, die auch auf dem Concil gegen die genannten Ketzer zu Conſtantinopel vorgeleſen wurde. Noch machte er ſich durch ein Armenhaus nützlich, das er in Pavia erbauen ließ. Er ſoll den Lombarden einen Frieden mit dem Kaiſer ausgewirkt haben. Er ſtarb 710. Zu ſeinem Feiertage wurde in der Folge der 12. April angeſetzt.

Dieſen Feſttag theilt er mit einem Märtyrer gleiches Namens, von dem ſich nichts Beſtimmtes ausmitteln läßt. Die wunderthätigen Gebeine dieſes unbekannten Heiligen wurden unter Urban VIII. ausgegraben und in das Barfüßer-Collegium zu Salamanca gebracht.

Ferner wird noch ein Soldat Damianus genannt, der in Alexandria ſein Blut um des Glaubens willen vergoſſen haben ſoll. Man hält ihn zuweilen mit Jenem für eine Perſon und weiß von Beiden nichts Beſtimmtes. Auch dieſem wurde der 12. April gewidmet.

(*G. W. Fink.*)

Damias ſ. Damia.

DAMIENS, Robert François, Königsmörder, Sohn eines armen Mannes, in dem Dorfe Tieuloy in Artois, wo er den 9. Januar 1715 geboren war. Frühe äußerte ſich ſein böſes Gemüth in ſchlechten Thaten, daher man ihn Robert den Teufel (Robert le diable) nannte. Zweimal wurde er Soldat, war 1734 bei der Belagerung von Philippsburg, deſertirte, begleitete einen Grafen Raymond nach Baiern, und war nach ſeiner Rückkunft mehre Jahre in verſchiedenen Häuſern zu Paris Bedienter, auch Aufwärter in dem von Ludwig XIV. geſtifteten Jeſuitenkollegium, wo er Gelegenheit hatte, einige Kenntniſſe zu ſammeln. Sein unſteter Geiſt, ſeine böſen Streiche und düſtern Schwärmereien, die zuweilen faſt in Wahnſinn ausarteten, trieben ihn von einem Orte zum andern, und die Heirath mit einem gutgeſinnten Dienſtmädchen vermochte nicht ihn zu beſſern. Da er einem Petersburger Kaufmann, bei dem er diente, 240 Louisd'or geſtohlen hatte, floh er aus Paris, und irrte 5 Monate unter allerlei Namen und Geſtalten in der Gegend von St. Omer, Dünkirchen und Brüſſel herum. Seine Melancholie und ſchwärmeriſche Gemüthsſtimmung nahm immer mehr zu, daher er öfters zur Ader ließ, viel Opium verſchluckte und einmal ſogar Gift nahm, um der Unruhe in ſeinem Innern zu ſteuern. In einem ganz verwirrten Zuſtande kam er im December 1756 zu Frau und Tochter nach Paris zurück, und verließ ſie mit der Äußerung, ſie würden ihn nicht mehr ſehen. Er hatte, bei der allgemeinen Unzufriedenheit des Volks über die Mißhelligkeiten des Königs mit dem Parlamente, mancherlei zum Theil unüberlegte Deklamationen über das Betragen des Erzbiſchofs von Paris gegen die Janſeniſten und über das harte Verfahren des Königs gegen das Parlament gehört. Dadurch wurde ſeine Phantaſie ſo erhitzt, daß er am 3. Januar 1757 wie wahnſinnig nach Verſailles rannte, um Ludwig XV., wie er nachher behauptete, nicht zu ermorden, ſondern auf andere Gedanken zu bringen. Als der König am 5. Januar in der Abenddämmerung in Begleitung des Dauphins und anderer Prinzen und Herren in den Wagen ſteigen wollte, um nach Trianon zu fahren, drängte ſich Damiens durch die Wachen, und verſetzte dem Könige einen Meſſerſtich in die rechte Seite, der ungefähr drei Daume weit eindrang. Die Wunde war nicht tödtlich, und ſchon am 16. Januar konnte wegen der völligen Geneſung des Königs das Te Deum geſungen werden. In den Verhören, die mit Damiens, der ſogleich verhaftet ward, angeſtellt wurden, und unter den wiederholten Qualen der Folterung blieb er dabei, daß er nicht, wie man vermuthete, das Werkzeug einer geheimen Verſchwörung ſei, daß er den König nicht habe ermorden, ſondern nur auf beſſere Gedanken bringen wollen, und daß er dies für verdienſtlich halte. Man hatte die Jeſuiten im Verdacht, daß ſie an dem Verbrechen einigen Antheil hätten; allein es fehlt an hinreichenden Gründen für dieſe Vermuthung. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß die Klagen des Volks über die Härte des Erzbiſchofs Beaumont von Paris gegen die Janſeniſten, und die Klagen über die ſchlechte Regirung die Einbildungskraft des ſchwärmeriſchen Menſchen dermaßen erhitzten, daß er in einem Anfalle von Wahnſinn die That verübte. Ein Arrêt der großen Kammer verurtheilte den Mörder: „daß er, nachdem ihm die Hand durchſtochen, und dieſelbe bei einem gelinden Feuer verbrannt worden, mit glühenden Zangen zerfleiſcht, von vier Pferden zerriſſen und dann verbrannt werden ſollte.“ Dieſen martervollen Tod erduldete Damiens am 28. März 1757 auf dem Greveplatze zu Paris mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Seine ganz unſchuldige Familie und Verwandtſchaft wurde auf ewig und bei Todesſtrafe aus dem Königreiche verbannt, und das Haus, in dem der Unglückliche geboren war, wurde niedergeriſſen, und befohlen, daß in ewigen Zeiten auf demſelben Platze kein anderes Gebäude wieder errichtet werden ſollte *). (*Baur.*)

---

[2] Descrizzione di tutta Italia. Venezia 1588. in 4.

[3] Neueſte Reiſen durch Teutſchland u. ſ. w. Neue Aufl. Hannover 1751. in 4. S. 958.

DAMIETTE, Stadt in Ägypten in 31° 25′ 53″ N. und 29° 29′ 15″ öſtl. von Paris an der Mündung des danach benannten Nilarmes, liegt auf einer Halbinſel, welche vom Fluſſe, dem Meere und dem See Menzaleh gebildet wird. Die Stadt iſt in Form eines halben Mondes gebaut, wird vom Nil umfloſſen, und ein Kanal durchſtrömt ſie der Länge nach. Sie wurde im J. 1250 erbaut, iſt ſchmutzig und hat nach einigen 30000, nach andern 80000, wahrſcheinlich nur gegen 14000 Einw. Haſſelquiſt zählte zwölf Moſcheen und mehre öffentliche Plätze. Die Umgegend iſt von vielen Kanälen durchſchnitten, um die Reisfelder zu bewäſſern; dadurch werden Mücken und Wechſelfieber eine große Plage der Einwohner. Außerdem werden Waizen, Gerſte und Mais gebaut. Erbſen und Bohnen ſind die gewöhnliche Nahrung der Armen. In den Gärten zieht man Gemüſe, Blumenkohl, Rüben, Latuk, Melonen, Gurken, Arumwurzeln, Citronen, Pomeranzen, Granaten, Piſtazien, Datteln und Zuckerrohr. Aus dem Flachs, der um die Stadt in großer Menge wächſt, wird hier und auf den umliegenden Dörfern viel Leinewand gemacht, die für die beſte im Lande gehalten wird, beſonders Servietten mit ſeidenen Franzen. Der See Menzaleh und der Nil ſind reich an Fiſchen, Sie werden in Menge eingeſalzen und damit, ſo wie mit Leinen, Reis, Getreide ein lebhafter Handel getrieben. Eingeführt werden Holz, Tabak und Seife von der ſyriſchen Küſte. (Nach Bruns Afrika I, 245. und Uckert im Weimar. Handb. d. Geogr. XXI, 194.) (*L. F. Kämtz.*)

Damiette, Arm des Nils ſ. Delta.

DAMIS. 1) S. Messenische Kriege. — 2) Der Reiſegefährte des Apollonios von Tyana, ſ. dieſen, Thl. IV. S. 441. — 3) Der pſeudonyme epikuriſche Philoſoph in Lucians Zeus Tragödos. (*H.*)

DAMIS. (Entomologie.) Eine von Fabricius errichtete Cicaden-Gattung aus der Abtheilung der Membraciden, wo der flache Oberrücken, an welchem weder Halskragen noch Schildchen beſonders abgetheilt iſt, ſich an den Seiten ſo weit hinabbiegt, daß er die Deckſchilde verbirgt, von denen nur der Außenrand im eingeſchlagenen Zuſtande ſichtbar bleibt. Man kennt gegen 30 Arten, die ſämtlich in Südamerika einheimiſch ſind. (*Germar.*)

Damium ſ. Damia.

DAMM, auch Alt-Damm, früher Vadam, Damb, Damba, Damme, Stadt und Feſtung am Dammſchen See und an dem Fluſſe Plöne im Kreiſe Stettin in Hinterpommern. Sie hat 1 Kirche. Die Zahl der Privat-Wohnhäuſer war im J. 1777: 246, im J. 1794: 251, im J. 1819: 205, und im J. 1825: 232. Die Anzahl der Einwohner war im J. 1740: 1051, im J. 1791: 1771, im J. 1825: 2410. Im J. 1121 war der Ort, unter dem Namen Vadam, ſtark befeſtigt und ward nebſt der Umgegend gänzlich von den Polen zerſtört 1). Der Ausdruck in einer Urkunde Herzogs Barnim 2) in civitate Dambe, beweiſt, daß Damm im J. 1249 ſchon eine Stadt war. Früher mag ſie auch Seehandel getrieben haben, da ein Urtheilsſpruch des fürſtl. Hofgerichts vom J. 1584 der Stadt Stettin das Recht, denſelben ihr zu unterſagen, zuerkennt 3). Seit 1646 von den Schweden bedeutend befeſtigt, hat Damm Stettins Schickſale in den Kriegen faſt immer getheilt. Wenn gleich die Nähe Stettins das höhere Emporkommen dieſer kleinen Stadt gehindert hat, ſo gibt jene doch dem Verkehr im Kleinen viel Leben, ſchon allein wegen der vielen Durchfuhr, da alle Communication zu Lande zwiſchen Stettin und Hinterpommern über Damm geht, zwiſchen welchen beiden Städten ein 1 Meile langer Steindamm den einzigen Verbindungsweg bildet 4). Mahl- und Schneidemühlen, Wollwebereien, anſehnliche Leinwandmärkte und Fiſcherei führen den Einwohnern auch viele Nahrung zu.

---

*) Pièces originales et procédures du procès fait a Damiens (par le Breton). Par. 1757. 4. et Voll. IV. 12. Les iniquités découvertes, ou recueil de pièçes curieuses et rares, qui ont paru lors du procès de Damiens. 1760. 12. Voltaire siècle de Louis XV. ch. 37. Wolfs Geſch. der Jeſuiten. 3 Th. 314. Geſch. des Rob. Damiens, aus dem Franz. Leipz. 1757. 8. (Ranfts) neue geneal. hiſt. Nachr. 8. Bd. 196 ff. 631 ff. Biograph. hinger. Perſ. 2. Bd. 270—286. Baurs Lebensgem. aus d. 18. Jahrh. 1. Bd. 2. Aufl. 586—602.

1) Pet. Fr. Kanngießer's Bekehrungsgeſch. der Pommern. 1824. S. 515. 2) Dreger's Urkunden. Berl. 1768. Fol. S. 305. Zeile 17 v. o. — Der Grenzvertrag zwiſchen Stettin u. Damb im J. 1308 findet ſich im Pomm. Archiv. 1. Bd. 2. Stück 1783. S. 128. 3) Mikrael VI. Buch. S. 613. 4) Fr. v. Reſtorff's Beſchr. Pommerns. 1827. S. 101. — In Marian's Topogr. Duc. Pomer. fol. 1652. S. 46 heißt es: „Anno 1299 hat Herzog Otto den obgedachten, langen Damm anlegen laſſen und zu Anrichtung deſſelben den Stettinſchen für jede Klafter zweene Schillinge drei Jahr lang gegeben und ihnen noch dazu den Zoll darauf verliehen.“ — Des Herzogs Otto merkwürdige Befugniß des Magiſtrats zu Stettin, Materialien zur Reparatur und Conſervation des Steindammes zwiſchen Stettin und Damm allenthalben (ubicunque fuerint in Nostro principatu) im Lande unentgeldlich herzunehmen; nebſt Conceſſion der Zollgerechtigkeit, vom J. 1299 ſteht im Pomm. Archiv. 1. Bd. 1. Stück. 1783. S. 111.

Im Jahr 1710 und 1711 ſtarb faſt die ganze Stadt an der Peſt aus [5]. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMM, Christian Tobias, geb. zu Geithain in Sachſen den 9. Jan. 1699, ein Philolog rühmlichen Andenkens, war, nachdem er ſeine Studien zu Halle vollendet und eine Zeit lang an dem Waiſenhauſe daſelbſt Unterricht ertheilt hatte, an verſchiedenen Orten Hauslehrer, ſeit 1730 Conrector des Cölniſchen Gymnaſiums zu Berlin, ſeit 1742 Prorektor, und nachher Rektor bis 1766, wo er emeritirt wurde. Er war ein gründlicher Philolog und tüchtiger Schulmann, und hat in beiden Hinſichten den Nachfolgenden wacker vorgearbeitet. Die erſte von ihm erſchienene Schrift war Vestibulum Comenii, griechiſch und teutſch 1731. 8. Nachher trat er mit Überſetzungen des Homer, Pindar, mehrer Reden und der Briefe Cicero's, des Panegyrikus von Plinius und der Reden des Maximus Tyrius (von 1731—1771) hervor. Dieſe ſeine Überſetzungen ſind jetzt, nach ſo großer Umbildung der Sprache, vergeſſen, noch aber erhält ſich im Andenken ſeine Einleitung in die Götterlehre und Fabelgeſchichte der älteſten griechiſchen und römiſchen Welt, m. K. Berlin 1763, von welcher, bei Erſcheinung der ſechſten Auflage 1786, zugleich eine holländiſche Überſetzung zu Leiden herauskam. Nach ſeinem Tode wurde ſie umgearbeitet erſt von Friedr. Schulz (1787. 1797.) und dann von Levezow, und es erſchien 1820 die ſiebzehnte Auflage davon. Wodurch er ſich aber als Philolog ein bleibendes Denkmal geſtiftet hat, das iſt ſein von eben ſo großer Gelehrſamkeit und angeſtrengtem Fleiße als Scharfſinn zeugendes Novum Lexicon graecum etymologicum et reale cui pro basi substructae sunt concordantiae et elucidationes Homericae et Pindaricae cum Indice universali alphabetico. Berl. 1765. gr. 4. Er brach damit für Lexikographie eine neue Bahn. Von dieſem Werke, das nicht mehr im Buchhandel war, wird jetzt eine neue Ausgabe vorbereitet, durch die wir, was dabei noch zu wünſchen übrig blieb, erhalten werden. Nicht aber blos als Philolog, ſondern auch als Theolog verdient er genannt zu werden, beſonders inſofern er von der philologiſchen Kritik Anwendung auf die neuteſtamentliche Exegeſe machte, wovon ſeine Überſetzungen des neuen Teſtaments zeugen. Zuerſt erſchien von ihm: Brief des Apoſtels Jakobus. Von neuem überſetzt und mit einigen Anmerkungen, nebſt einem Anhange, erläutert von C. T. Damm. Berl. 1747. Dieſe ſehr ſelten gewordene Überſetzung iſt beſonders durch ihren Anhang wichtig, worin Damm von den Urſachen Rechenſchaft gibt, warum er dieſe und jene Stelle, dem Genius der griechiſchen Sprache gemäß, ſo und nicht anders überſetzt habe. Dieſe Überſetzung iſt aber eine ganz andere als die nachher in ſeiner Überſetzung des ganzen N. T. erſchienene: Das Neue Teſtament, von neuem überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, 3 Theile. Berl. 1764—1765. 4. Auf jedem der einzelnen Stücke ſteht noch: Von neuem überſetzt und mit einigen Anmerkungen für ſorgfältige Leſer begleitet; auf dem Titel des Briefes an die Epheſer aber heißt es: Mit einigen Anmerkungen zur Reizung mehren Nachdenkens. Man kann hieraus ſchon vermuthen, daß es wol Manchen möge gegeben haben, der ihm nicht im Sinne des Superintendenten Solbrig zu Salzwedel, ſeines ehemaligen Lehrers, „Eifer vor die reine Lehre unſerer Kirche" nachgerühmt haben werde, weil er Erklärung nicht von der philologiſchen Kritik, ſondern aus dem dogmatiſchen Syſtem verlangte. Das Geringſte war, ihn als Socinianer zu beſchelten. (S. Bidermann Acta scholastica Vol. II. p. 410 fgg.) Er ſchrieb dann noch: Vom hiſtoriſchen Glauben. Berl. 1772. 8., worin, wie Saxe (Onom. lit. VI. 737) ſagt: nonnulla irreverentius dicta de rerum sacrarum Annalibus insunt. Daß er um ſeiner Überſetzung des N. T. willen, wie Gley in der Biogr. univ. ſagt, ſeiner Stelle entlaſſen worden wäre, iſt nicht wahrſcheinlich, denn Damm ſtarb, als Friedrich der Große noch lebte, den 27. Mai 1778. Die Veranlaſſung, ihn zu emeritiren, gab die Vereinigung des Cölniſchen mit dem Berliner Gymnaſium. — Von ſeinen philologiſchen Arbeiten iſt noch ſeiner Ausgabe des Rutilius (1760. 8.) zu gedenken. (*H.*)

DAMM oder Deich (holl. Dyck), ein Aufwurf oder Wall von Erde oder Steinen, um das Vordringen des Waſſers auf das Ufer zu hindern; oder auch, um das Waſſer eines Fluſſes bis zu einer gewiſſen Höhe zu erheben, entweder zu Bewirkung der Schiffbarkeit oder um das Waſſer in das neben liegende Mühlgerinne zu leiten. Die letztern werden zu dem Ende queer über den Fluß gezogen und heißen deshalb Schott- oder Stau-Deiche; die erſteren hingegen, welche gewöhnlich längs dem Ufer hin laufen, werden See- oder Fluß-Deiche genannt, je nachdem ſie an dem Meere oder an einem Strome liegen. Bei allen Deichen finden drei Hauptbedingungen ſtatt: 1) Angemeſſene Lage und Höhe, zu Erreichung des vorgeſetzten Zweckes, Sicherſtellung des dahinter liegenden Landes, oder Erlangung einer gegebenen Höhe des Waſſerſpiegels; 2) hinreichende Standhaftigkeit, dem Druck und Stoß des Waſſers, oder der vielleicht von demſelben fortgeführten Körper zu widerſtehen; 3) möglichſte Wohlfeilheit der erſten Anlage und Unterhaltung. Die letztere Eigenſchaft hat Einfluß auf die Lage des Dammes, wo die kürzeſte Linie die wenigſte Arbeit und Material erfodert, und daher auch die wohlfeilſte iſt. Man ſieht leicht, daß dieſe Linie durch die Ferne der Ufer bedingt wird, den ſie in ihren Krümmungen in ſo weit folgen muß, als es möglich iſt, ohne die Flächen des Deiches dem Strome zu ſehr auszuſetzen und dadurch ſeinen Abbruch mehr oder weniger ſchnell herbei zu führen. Es muß nämlich vor jedem Deiche, zwiſchen ihm und dem Waſſer, ein angemeſſenes Vorland bleiben, am Meere, um die Gewalt der Wogen in Etwas zu brechen; am Fluſſe aber, um dem angeſchwollenen Waſſer mehr Raum zum Abfließen zu geben, damit es eine geringere Höhe erreicht und den Deich nicht ſo leicht überſteigen kann, wovon das Durchbrechen deſſelben gewöhnlich eine unmittelbare Folge iſt. Woltmann

---

[5] Wutſtrack's Nachtrag S. 110 hat falſch 1707.

(Beiträge zur hydrauliſchen Architectur 1792) verlangt am Meere und bei großen Flüſſen 240 bis 288 rheinl. Fuß als Vorland; Brünings gab ſeinen Deichen am Unterrhein 600 Fuß, will daſſelbe aber am Meere auf 1200 Fuß vergrößern. Unter allen Umſtänden muß nicht allein das Querprofil, ſondern auch die Geſchwindigkeit des Stromes und die größte Höhe deſſelben, wenn er angeſchwollen iſt, dabei in Anſchlag kommen. Ein allgemeiner Grundſatz iſt es übrigens, bei Beſtimmung der Richtungslinie des Deiches nur diejenigen Ländereien einzuſchließen, deren Werth mit den Baukoſten ihrer Umdämmung in gehörigem Gleichgewichte ſtehet. Die Richtungslinie des Deiches darf daher ebenſo wenig allen Krümmungen (Serpentinen) des Fluſſes folgen, als dieſelben alle ausſchließen und in gerader Linie fortlaufen, die zwar die kürzeſte iſt, aber auch das meiſte Land von der Deckung ausſchließt. Ein Hauptgrundſatz bei allen Eindeichungen iſt, ſcharfe Ecken zu vermeiden, weil dieſe bei hohen Fluthen dem Waſſerſtoß mehr ausgeſetzt ſind, und doch den geringſten Widerſtand leiſten. Die eingehenden und die ausſpringenden Winkel werden daher in flache krumme Linien verwandelt, daß eine ununterbrochene aus- und einwärts gekrümmte Linie entſteht. Bei den concaven Bögen iſt der Kreis der einfachſte und leichteſte, ſobald ſeine Schenkel ſich zu beiden Seiten unmerklich an die daran ſtoßenden Linien ſchließen, und der Bogen aus einem Mittelpunkt beſchrieben werden kann. Er hat, in unmittelbarer Berührung mit Strom und Eis, noch den Vorzug, weniger von den Angriffen derſelben zu leiden, als jeder andere Bogen, weil jene eine Centrifugalkraft bekommen, die ſich umgekehrt wie der Halbmeſſer verhält. Weil jedoch die Deiche gewöhnlich weiter von dem Ufer zurück und folglich außer den eigentlichen Stromſtrich gelegt werden, leiden ſie — wenige ſeltene Fälle ausgenommen — mehr an ihren ausſpringenden als an den einwärts gehenden Krümmungen; während an den Ufern ſelbſt das umgekehrte geſchieht. Jener Vorzug des Kreiſes verſchwindet dadurch und die Art der krummen Linie wird gleichgiltig, bei der es nun blos darauf ankommt, ſie mit den beiden anſtoßenden Linien des Deiches zu verbinden. Um nun zu beſtimmen, welche von den krummen Linien zu wählen iſt, je nachdem der Punkt s (Tab. II. Fig. 1.) mehr oder weniger von dem Punkte M entfernt liegt, ſo ſetze man die ſenkrechten Ordinaten $sp = x$ und $pr = y$; ferner $Rr = dx$ und $Rm = dy$, ſo wird

$$Mp : y :: dx : dy;$$

iſt nun $h = Mp$; ſo wird (I) $dx = Mp \cdot \frac{dy}{y} = \frac{hdy}{y}$.

1) Man hat für den Kreisbogen $yy = 2ax - xx$; und $ydy = 2adx - 2xdx$; die Abſciſſen von dem Bogen an gezählt. Es iſt daher $dx = \frac{ydy}{a-x}$, und durch die vorherige Gleichung (I) $\frac{hdy}{y} = \frac{ydy}{a-x}$ oder $c\,(a-x) = yy$; folglich $a = \frac{yy + hx}{h}$; deshalb iſt $a = \frac{yy + xx}{2x} = \frac{yy + hx}{h}$. Es iſt aber $x = h$ tang. α (Sec. α — tang. α) $= ps$, weil $y = pr = h$ tang. α. h tang. $\alpha^2 + x = \frac{hh\,\text{tang.}\,\alpha^2 + xx}{2x}$; oder $xx + 2h$ tang. $\alpha^2 = hh$ tang. α^2. Sobald demnach der gegebene Punkt weiter oder näher an p liegt, als ps, ſo läßt ſich kein Kreis durch denſelben ziehen, der die Tangenten LM und MN in r und t berührt.

2) Für die Parabel iſt die Gleichung $ax = yy$; deshalb wird nach (I) $dx = \frac{2ydy}{a} = \frac{hdy}{y}$; daher $a = \frac{2yy}{h}$ und $a = \frac{yy}{x}$; daher $2yyx = yyh$, oder $x = \frac{1}{2}h$; nämlich s muß in der Mitte zwiſchen M und p liegen oder $Ms = sp = \frac{1}{2}Mp$ ſeyn, wenn die krumme Linie eine paraboliſche iſt.

3) Sobald hingegen $x < \frac{1}{2}h$, folglich s näher an p als an M liegt, kann die Linie rst eine Ellipſe ſeyn. Wenn man nämlich die Abſciſſe von dem Scheitel an rechnet, iſt die Gleichung für jene $yy = px - \frac{pxx}{2a}$, wo p den Parameter $= \frac{2bb}{a}$ ausdrückt. Es wird aber

$$2ydy = pdx - \frac{2pxdx}{2a}, \text{ oder } dx = \frac{2aydy}{pa - px};$$

deshalb nach (I) $\frac{hdy}{y} = \frac{2aydy}{pa - px}$ oder $hp\,(a-x) = 2ayy$, und $p = \frac{2ayy}{h\,(a-x)}$; ſo auch $p = \frac{2ayy}{2ax - xx}$; folglich

$$\frac{2ayy}{ha - hx} = \frac{2ayy}{2ax - xx} \text{ und daher } ha - hx = 2ax - xx.$$

Zwar kann a nicht als bekannt angenommen werden, daher bekommt man keinen beſtimmten Werth für x; allein man weiß, daß $a = Cs$, der halben Queraxe, eine poſitive endliche Größe ſeyn muß; da nun $xx - hx = 2ax - ha$, ſo iſt $a = \frac{xx - hx}{2x - h}$. Nun muß $h > x$, oder dieſes doch nicht größer als h ſeyn und der Scheitelpunkt s allezeit zwiſchen M und p liegen. Iſt $h = x$ wird $a = 0$; iſt hingegen $h > x$, ſo wird $hx > xx$ und deshalb $xx - hx$ eine negative Größe, daher muß auch $2x - h$ negativ und $h > 2x$ ſeyn, denn iſt $h = 2x$ ſo wäre die krumme Linie keine Ellipſe, ſondern eine Parabel.

4) Auch bei der Hyperbel iſt die halbe Queraxe a unbekannt, und man kann daraus für x keinen einfachen Werth finden, ſondern muß denſelben wie vorher aus den Eigenſchaften und der Grenze von a finden. Die Gleichung iſt

$$yy = px + \frac{pxx}{2a}; \text{ daher } 2ydy = pdx + \frac{pxdx}{2},$$

folglich $dx = \frac{2aydy}{ap + px} = hdy$ (I) daraus $p = \frac{2ayy}{ah + hx}$ und eben ſo $p = \frac{2ayy}{2ax + xx}$ folglich $ah + hx = 2ax + xx$, und deshalb $a = \frac{xx - hx}{h - 2x}$. Wie bei der Ellipſe, darf x nicht größer als h, und a muß eine poſitive endliche Größe ſeyn, aber eine andere Lage haben, nämlich Ks, ſo daß der Scheitelpunkt s näher nach M als nach p zu liegt. Um demnach die beiden Linien Lr und Nt durch eine krumme Linie zu verbinden, iſt die Art derſelben völlig gleichgiltig, ſobald ſich kein dritter gegebener Punkt s, u oder v findet. Im entgegengeſetzten Falle aber wird derſelbe als Scheitelpunkt angeſehen, und durch denſelben MC gezogen nebſt den beiden ſenkrechten rp und tP. Iſt nun $Ms = sp$, ſo muß die krumme Linie eine paraboliſche ſeyn; iſt hingegen $pv < Mv$, wird die Linie eine elliptiſche oder auch ein Kreisbogen, hingegen eine hyperboliſche, wenn $Mu < pu$ iſt.

Zur Beſtimmung der convexen Bögen auf dem vorſpringenden Ufer muß man den Werth des durch Deiche geſchützten Ackerlandes gegen den der unbedeichten Wieſen halten und den Unterſchied derſelben (z. B. 200 Thlr. auf jeden Morgen von 400 Quadr. Ruthen) gegen die Koſten der Anlage von 1 Ruthe neuen Deiches vergleichen. Setzt man dieſe auf 40 Thlr., ſo bekommt man — weil $\frac{200}{400} = \frac{1}{2}$ Thlr. — (durch $\frac{1}{2} : 40 :: 1 : 80$) 80 Quadr. Ruthen, als ſo viel mit 1 laufenden Ruthe Deich umſchloſſen werden müſſen, wenn Koſten und Gewinn in gehörigem Verhältniß ſtehen ſollen. Stellet (Fig. 2.) KPLRM die ausſpringende Deichesecke vor, die bei Q abgerundet werden ſoll, ſo wird der dahinter liegende Streifen Landes näher gegen K und M größer als 80 Q. R. ſeyn, gegen die Spitze L hin aber kleiner werden. Es iſt daher der Punkt p oder r zu ſuchen, wo beide Werthe im Gleichgewichte ſtehen. Setzt man $Lp = Lr = x$; $LP = LR = x - \frac{1}{n}$; $CLK = \frac{1}{2} KLM = \alpha$ und $LCp = \beta = 90° - \alpha$, weil auf den angenommenen Endpunkten der krummen Linie P, p, R, r ſenkrechte ſtehen, die ſich in C und c durchſchneiden, und aus welchen die Bögen pqr gezogen werden können, zu denen KL und ML Tangenten ſind, ſo bekommt man

$$\text{Rad. } Cp = x.\ \text{tang. } \alpha;$$

$$\text{Rad. } cP = \left(x - \frac{1}{n}\right) \text{tang. } \alpha;$$

$$\text{arc. } pqr = \frac{2\beta}{360}\, 2\,\pi.\ x\ \text{tang. } \alpha.$$

$$\text{arc. } PQR = \frac{2\beta}{360}\, 2\,\pi. \left(x - \frac{1}{n}\right) \text{tang. } \alpha.$$

Es iſt demnach die Linie $Kpqr M = \frac{4\beta}{360}\pi x\,\text{tang. }\alpha + A$;

und

$$KPQRM = \frac{4\beta}{360}\pi\left(x - \frac{1}{n}\right)\text{tang. }\alpha + pP + rR + A;$$

daher ihre Differenz $= \frac{2}{n} - \frac{4\beta}{360}\pi\ \text{tang. }\alpha$.

Das Viereck $CpLr = xx\ \text{tang. }\alpha$;

Der Sector $Cpqr = \frac{2\beta}{360}\pi.\ xx\ \text{tang. }\alpha^2$;

Daher $pLrq = \left(1 - \frac{2\beta}{360}\pi.\ \text{tang. }\alpha\right) x^2\ \text{tang. }\alpha$;

Ebenſo

$$PLRQ = \left(1 - \frac{2\beta}{360}\pi.\ \text{tang. }\alpha\right)\left(x - \frac{1}{n}\right)^2 \text{tang. }\alpha;$$

daher

$$\left(xx - \left(x - \frac{1}{n}\right)^2\right)\left(1 - \frac{2\beta}{360}\pi.\ \text{tang. }\alpha\right) \text{tang. }\alpha =$$

$$\left(\frac{2x}{n} - \frac{1}{nn}\right)\left(1 - \frac{2\beta}{360}\pi.\ \text{tang. }\alpha\right)\text{tang. }\alpha =$$

pqrRQP in Quadratruthen. Nun hat man hieraus:

$$a\left(\frac{2x - \frac{1}{n}}{n}\right).\left(1 - \frac{2\beta}{360}\pi.\ \text{tang. }\alpha\right)\text{tang. }\alpha =$$

$$b\left(\frac{2 - \frac{4\beta}{360}\pi.\ \text{tang. }\alpha}{n}\right) \text{ oder } a\left(2x - \frac{1}{n}\right)\text{tang. }\alpha = 2b;$$

folglich $2x - \frac{1}{n} = \frac{2b}{a.\ \text{tang. }\alpha} = \frac{2m}{\text{tang. }\alpha}$ und

$$x = \frac{m}{\text{tang. }\alpha} + \frac{1}{2n} = Lp.$$

Wird der Winkel α kleiner, oder m größer, ſo wächſt auch x und wird größer als KL; daher kann eine ſolche Landzunge gar nicht eingedeichet werden, ſondern der Damm muß von K nach M in gerader Linie fortlaufen.

Nach dieſen vorläufigen Beſtimmungen der zweckmäßigſten Deichslinie iſt die Form und Stärke deſſelben feſtzuſetzen, ehe man zu der wirklichen Ausführung der Anlage ſchreiten kann. Das gewöhnliche, überall zu habende, Material iſt Erde, in angemeſſener Breite aufgeſchüttet und mit einer Bekleidung verſehen, nach Verſchiedenheit der Kräfte, welche angreifend auf den Deich wirken und ihn zu zerſtören ſuchen. Unter dieſen Kräften ſtehet das Waſſer — dem er hauptſächlich widerſtehen ſoll — oben an, das theils durch den Druck ſeiner Schwere, im Zuſtande der Ruhe, theils durch den Stoß der vom Strom und Wind bewegten Wellen und des von ihm fortgeführten Eiſes wirkt. Das Abnagen der äußern Fläche des Deiches durch das ſich daran bewegende Waſſer kann hier nicht in Betracht kommen, weil es nur bei den unbedeckten Ufern der Flüſſe ſtattfindet; es iſt daher hier nur der Druck und Stoß des Waſſers in Anſchlag zu bringen. Setzt man in Rückſicht des erſteren die Schwere des Waſſers = 1; die Schwere der Erde = p; die Reibung = p tang. β, wo nach der Erfahrung der Winkel, unter dem die verſchiedenen Erdarten liegen bleiben, β für feinen Sand 18¼°,

für mittlere Erde 33½°,

für feſte Thonerde 37°, anzunehmen iſt; ferner den Abdachungswinkel des Deiches = δ; die Höhe deſſelben = a und die untere Stärke oder Breite deſſelben = x, wenn man ihn als ein gleichſchenkliches, dreieckiges Prisma anſieht. Da der ſenkrechte Druck des Waſſers auf eine Fläche durch das Gewicht eines Volumens von der Größe der letzteren und der Höhe des Waſſerſpiegels über derſelben bedingt wird, ſo iſt er hier $a.\ \text{Cosec. }\delta.\ \frac{1}{2} a = \frac{1}{2} a.^2\ \text{Cosec. }\delta$, und läßt ſich, wie bei jeder ſchiefen Fläche, in zwei verſchiedene Kräfte zerlegen: eine ſenkrechte $\frac{1}{2} a.^2\ \text{Cosec. }\delta.\ \text{Cos. }\delta = \frac{1}{2} a.^2\ \text{Cotang. }\delta$, die durch ihren Druck die Reibung und daher die Feſtigkeit des Deiches verſtärkt; und eine wagerechte, $\frac{1}{2} a^2\ \text{Cosec. }\delta.\ \text{Sin. }\delta = \frac{1}{2} a^2$, die den Deich auf ſeiner Grundfläche fortzuſchieben ſtrebt. Da nun das Gewicht des Deiches durch $\frac{axp}{2}$ dargeſtellt wird, ſo wird der geſamte Druck deſſelben auf ſeine Grundfläche mit Einſchluß des ſenkrechten Druckes des Waſſers $= (\frac{1}{2} p + \frac{1}{2})\, ax$; es iſt demnach die dem wagerechten Drucke gleich zu ſetzende Friction ax tang. β ($\frac{1}{2}$ p + $\frac{1}{4}$), folglich $x = \frac{a}{(p + \frac{1}{2}) \text{ tang. } \beta}$. Nimt man p = 1½ und tang. β = tang. 37° = $\frac{3}{4}$, ſo wird x = $\frac{2}{3}$ a, und der Deich widerſteht dem Waſſerdruck, wenn ſeine Grundfläche $\frac{2}{3}$ der Höhe iſt; p = 0, gibt $x = \frac{a}{\frac{1}{2} \cdot \frac{3}{4}} = 2{,}66a$; oder der Deich wird allein durch die Reibung erhalten werden, welche der Waſſerdruck hervorbringt, ſobald die Grundfläche 2⅔ der Höhe iſt.

Setzt man jedoch voraus, daß der Deich nicht vollkommen dicht iſt, ſondern Waſſer in ſich aufnimt, welches die Zwiſchenräume der Erde anfüllt, ein Fall, der beinahe allezeit ſtattfindet; ſo verſchwindet der ſenkrechte Druck des Waſſers, und das Gewicht der Erdtheilchen wird geringer, indem ſie einen Theil ihrer Schwere im Waſſer verlieren. Man bekommt daher (: ½ ax (p — 1) für ½ axp geſetzt) im Zuſtande des Gleichgewichtes, $\frac{1}{2} a^2 = \frac{1}{2} ax (p - 1)$ tang. β, oder den Widerſtand des Deiches zur Sicherheit um m vergrößert, = ma^2, welches m = 1 geſetzt, x = 2⅔ m a und wenn man m = 1½ annimt, $x = \frac{ma}{(p - 1) \text{ tang. } \beta} = x = \frac{1\frac{1}{2} a}{(p - 1) \text{ tang. } \beta}$.

Der Seitenſchub kann zwar auch als eine umwälzende Kraft den Deich umzuwerfen ſtreben, jedoch nur in dem Falle, wo x kleiner als ⅓ a wird, welches bei Erddämmen ſchon wegen der, gegen das Abrollen ſichernden, größern Grundfläche nicht ſtattfindet, ſondern nur bei Mauern möglich iſt.

Kann aber das Waſſer den Deich weder fortſchieben noch umwerfen, wird es doch faſt unter jeder Bedingung in die Zwiſchenräume der Erdtheilchen dringen und vielleicht auf der andern Seite wieder herauskommen. Dieſes Durchſeigen nun wird durch die Größe jener Zwiſchenräume, durch die Höhe des vor dem Deiche ſtehenden Waſſers, und endlich durch die Stärke des Deiches bedingt, welche das Waſſer großentheils hindert, völlig hindurchzudringen. Herr Woltmann (Beiträge zur hydrauliſchen Architectur, Bd. 2.) glaubt zwar, daß eine Lage geſtampfter Thon von ſo viel Zoll Dicke, als die Waſſerhöhe Fuß beträgt, das Durchſeigen verhindern könne; allein die Erfahrung lehrt, daß ein zwölf Fuß ſtarker, inwendig hohler Steindamm mit ſechs Fuß dicken Thon ausgeſtampft, bei ſechzehn Fuß Waſſerhöhe das Durchſeigen nicht verhindern konnte und deshalb maſſiv ausgemauert werden mußte. Demnach pflegt man zu Verhinderung des Durchſeigens die aus Sanderde aufgeführten Deiche inwendig mit einem Kern aus Thon zu verſehen, der verhältnißmäßig unterwärts in den Grund verſenkt wird, weil das Waſſer gewöhnlich durch letztern gehet und hinter dem Deiche herausquille.

Obgleich aber durch dieſe Bedingungen die Feſtigkeit des Deiches geſichert wird, iſt es doch nothwendig, ſeiner Stärke noch Etwas hinzuzuſetzen, indem man ihn oben mit einer breiten Kappe verſieht, und ſeine äußere Böſchung durch eine Bekleidung von Faſchinen, Raſen oder Steinen gegen die Beſchädigungen durch den Strom und durch die mit demſelben herabtreibenden Körper, Eis, Hölzer ꝛc. ſchützt. Silberſchlag ſetzt die geringſte Breite der Kappe auf 6 Fuß, worin auch Woltmann mit ihm übereinſtimmt, und jene zu ½ bis ⅔ der Höhe des Deiches angibt, ſo lange dieſe 10 Fuß nicht überſteigt. Wird ſie hingegen größer, muß für die Grundfläche der äußern Böſchung a. Cot. $\delta = \frac{2\frac{1}{2} a}{10} \cdot a = \frac{1}{4} a^2$, und für die Kappe 8 Fuß als eine beſtändige Größe angenommen werden. Ja, man wird ſie bis auf 12 und mehr Fuß vergrößern müſſen, wenn der Deich bei hoher Fluth zugleich zur Communication dienen und mit Wagen befahren werden ſoll, die einander begegnen und alsdann Raum zum Ausweichen erfodern. Obgleich die meiſten Hydrotekten bei Beſtimmung der Stärke eines Dammes die Kappe mit in Anſchlag bringen, kann doch in theoretiſcher Hinſicht eigentlich nur von dem Dreieck, aus den beiden Böſchungen und der Höhe, die Rede ſeyn. Nennt man nun die Breite der Kappe K, ſo wird bei den vorhergehenden Vorausſetzungen die Grundfläche jedes Dammes $\frac{(a + b)^2}{a}$ Cot. δ + 1½ (a + b) + K, wo a + b die Höhe ausdrückt, die um eine gegebene Größe b gegen die, bei obiger Berechnung angenommene a, größer iſt. Der Inhalt des Profiles iſt ½ Cot. δ $(a + b)^3$ + $\frac{3}{4}$ $(a + b)^2$ + K (a + b). Sobald der Damm niedriger iſt, als das Maximum von a, wird b = 0, und daher die Grundfläche a. Cot. δ + 1½ a + b, folglich das Profil ½ a^2 Cot. δ + $\frac{3}{4}$ a^2 + aK. Man ſieht, daß bei höhern Deichen die Koſten ſich wie die Würfel der Höhen, bei niedrigern als a hingegen, wie die Quadrate der Höhen verhalten.

Dieſe letztern müſſen von der höchſten Fluth nicht überſtiegen werden können, weil dadurch gewöhnlich die Zerſtörung des Deiches herbeigeführt wird. Die großen Ströme pflegen zwar gewöhnlich bei ihrem periodiſchen Anſchwellen im Frühjahr eine ziemlich gleichmäßige Höhe zu halten; dennoch überſteigen ſie dieſelbe bisweilen bedeutend, und es erſcheint vortheilhaft, ja wol nothwendig, bei der Eindeichung der niedrigen Gegenden auf die Höhe Rückſicht zu nehmen, welche ſie in dergleichen — wenn auch ſeltenen — Fällen erreicht haben. Wäre dieſes gehörig geſchehen, ſo hätten ſich die Überſchwemmungen nicht ereignen können, die in den letztern Jahren an der Weichſel und in Petersburg und Wien ſo traurige Folgen hatten. Bei den Seedeichen ſind hauptſächlich die höchſten Sturmfluthen zu erforſchen, die in den Jahren 1717 und 1756 an der Nordſee 13 bis 14 Fuß über die gewöhnliche Fluth betrugen, weshalb die Kappe des Deiches da, wo der Wind anſteht, die gewöhnliche Fluthhöhe 18 bis 19 Fuß übertreffen muß, um gegen das Überſchlagen der Wellen Sicherheit zu geben. Die Höhe der täglichen Fluth erkennt man theils aus der Höhe des Marſchlandes, das ſich immer einige Fuß über jene erhebt, theils aus am Strande wachſenden Kräutern, von denen Meereiche (Fucus vesiculosus), oder Seegras unterhalb der täglichen Fluthhöhe, Salzkraut oder Queller (Salicornia), Sternblume (Aster maritimus) und Hähnich (Scirpus maritimus) innerhalb derſelben, See-Wegerich (Plantago maritima) aber und Schwingel (Festuca maritima) oberhalb ihrer gefunden werden. Die ſicherſte Beſtimmung wird jedoch von den Strandbewohnern erlangt, oder durch öfter wiederholte eigene Beobachtungen, aus denen man das arithmetiſche Mittel nimt. Weil jedoch alle friſch aufgeſchüttete Erde — obgleich lagenweiſe feſtgeſtampft — zuſammenſinkt, und auch den unter ihr liegenden Erdboden tiefer eindrückt, muß man bei dem Aufſchütten des Deiches für dieſes Sinken der Höhe $\frac{1}{20}$ bis $\frac{1}{10}$ derſelben zugeben, damit er nach dem Verdunſten der in der Erde enthaltenen Feuchtigkeit und nach dem Zuſammentrocknen noch immer die anfangs beſtimmte Höhe behält.

Von den Böſchungen iſt die äußere diejenige, welche Strom und Wellen den meiſten Widerſtand entgegenſetzen und daher dicht und ſtark mit Raſen bewachſen ſeyn muß, welches nur durch eine Abdachung von 3:1 erlangt wird, das man deshalb als ein Minimum anſehen kann, wo der Winkel δ am größten iſt. Setzt man dieſe Abdachung für eine Höhe von 15 Fuß, ſo wird das Verhältniß ihrer Anlage:

bei	16	Fuß Höhe des Deiches, wie	3,4:1
—	17	. . . .	3,8:1
—	18	. . . .	4,3:1
—	19	. . . .	4,8:1
—	20	. . . .	5,3:1
—	21	. . . .	5,9:1
—	22	. . . .	6,4:1
—	23	. . . .	7,0:1
—	24	. . . .	8,0:1
—	25	. . . .	11,0:1

Wenn jedoch der Damm aus bloßem Sande aufgeführt werden muß, und ohne Vorland dicht an der See liegt, daß er dem unmittelbaren Stoße der Wellen ausgeſetzt iſt, wie der Weſtkappeler Deich und mehre andere in Holland, rieth der erfahrne Waſſerbaumeiſter Brahms, ihre äußere Böſchung im Verhältniß der Höhe wie 11:1, ja wie 14½:1, anzulegen.

Die innere Böſchung, welche der äußern gleichſam zur Widerlage dient, iſt groß genug, ſobald die Erde von ihr nicht herabfällt, wenn auch Regen und Froſt ihren Zuſammenhang unterbricht. Bei guter Garten- oder Kleierde gibt man ihr deshalb 1½ der Höhe zur Anlage, und vergrößert ſie blos, wenn man gezwungen iſt, ſehr magere Erde und Sand anzuwenden. Sie wird immer, ſo wie bei Flußdeichen auch die äußere Böſchung, als eine gerade Fläche aufgeführt; bei Seedeichen hingegen haben viele Hydrotechniker für die letztere eine aufwärts gekrümmte Linie vorgeſchlagen, die Woltmann (a. a. O.) als eine paraboliſche beſtimmt, welche er, ſowol in Hinſicht ihrer Conſtruction, als ihrer techniſchen Ausführung für die zweckmäßigſte erklärt, weil ſie bei gleicher Stärke mit andern Curven das kleinſte Profil gibt. Um nun einen Deich nach dieſer Linie aufzuführen, wird erfodert: a) die Höhe über dem Landhorizonte, und b) die größte Stärke des Deiches, oder das Verhältniß der Abdachung zunächſt der Kappe. Iſt außerdem noch die Baſis der Abdachung, oder die geringſte Stärke beſtimmt, kann zwar die Abdachung keine halbe Parabel ſeyn, ſondern blos ein Stück derſelben, weil ſie außerdem an dem Fuße des Deiches zu ſteil werden würde. Hier verſchwindet nämlich die Stärke des Wellenſchlages, als eine Function der Waſſertiefe, obgleich die Wellen in der Natur die Böſchung einige Fuß ober- und unterhalb des Waſſerſpiegels angreifen. Woltmann verlangt deshalb, die Axe der Parabel einige Fuß unter die Oberfläche des Grundes zu legen. Brahms verlangt die krumme Linie umgedreht, mit dem Scheitel gegen den Kamm; Woltmann aber bemerkt, daß dieſes eine unrichtige Beſtimmung der geradlinigen Abdachungen veranlaſſen würde; denn ſind die Höhen zweier Deiche A und a, und Grundflächen B und b, ſo bekommt man durch die ſenkrechte Axe $A : a :: B^2 : b^2$, während die horizontale Axe nach der paraboliſchen Theorie $A^2 : a^2 :: B : b$ gibt.

Will man nun die äußere Abdachung BC nach der paraboliſchen Linie beſtimmen, ſo daß die Axe derſelben HE unterhalb der Erdfläche AD liegt, ſo iſt
$\frac{1}{2}(a + z)\,\text{tang.}\,\gamma = HE$, und $\frac{1}{2} z.\,\text{tang.}\,\delta = GE = HE - b$, wenn man a für die ſenkrechte Deicheshöhe AB, b für die Grundlinie der äußern Abdachung, γ für den Winkel ABD der Tangente BD oben auf dem Kamme, δ für den Winkel GCF, und z für den Abſtand der Axe HE von der Erdoberfläche ſetzt (Fig. 3. Tab. 0.). Daraus wird $\frac{1}{2}(a + z)\,\text{tang.}\,\gamma = \frac{1}{2} z.\,\text{tang.}\,\delta + b$; folglich $z = \frac{2b - a\,\text{tang.}\,\gamma}{\text{tang.}\,\gamma - \text{tang.}\,\delta}$, wo jedoch b und z unbekannt ſind, und nicht die eine durch die andere beſtimmt werden können. Setzt man aber $z\,\text{Cotang.}\,\delta = m$ und gleichmäßig $(a + z)\,\text{Cot.}\,\gamma = m$, ſo wird $z = \frac{a\,\text{Cot.}\,\gamma}{\text{Cot.}\,\delta - \text{Cot.}\,\gamma}$. Daher $\frac{a\,\text{Cotang.}\,\gamma}{\text{Cot.}\,\delta - \text{Cot.}\,\gamma} = \frac{2b - a\,\text{tang.}\,\gamma}{\text{tang.}\,\gamma - \text{tang.}\,\delta}$; ſo auch

$$b = \tfrac{1}{2} a\,\text{tang.}\,\gamma + \tfrac{1}{2} a\,\text{Cot.}\,\gamma\,\frac{\text{tang.}\,\gamma - \text{tang.}\,\delta}{\text{Cot.}\,\delta - \text{Cot.}\,\gamma} =$$

$\frac{1}{2} a\,(\text{tang.}\,\gamma + \text{tang.}\,\delta)$. Da hiedurch b und z bekannt werden, kann man auch $a + z = n$ und $HE = \frac{1}{2} n.\,\text{Cot.}\,\gamma = m$ annehmen, wodurch man den Parameter der Parabel $p = \frac{n^2}{m}$ bekommt, und vermittelſt der zugehörigen Gleichung $px = yy$ die krumme Linie ſelbſt beſchreiben kann. Iſt nun die Höhe des Deiches $a = 21'$, die größte Schiefe oder $\text{tang.}\,\gamma = 6 : 1$, die geringſte oder $\text{tang.}\,\delta = 2\frac{1}{2} : 1$, ſo wird $b = \frac{1}{2}.21\,(6 + 2\frac{1}{2}) = 89\frac{1}{4}$, und $z = \frac{179 - 126}{6 - 2\frac{1}{2}}$ $= 15\frac{1}{7}$; daher $n = 36\frac{1}{7}$ und $m = 108\frac{3}{7}$; folglich $p = 11{,}992$, und deshalb $11{,}992\,x = y^2$ die Gleichung der krummen Linie. Um nun die Parabel für die Ausübung auf dem Erdboden abſtecken zu können, benenne man $CG = z = y$, als einen bekannten Werth, mit g, und $GE = x$ mit f, ſo iſt $11{,}992\,(x + f) = (y + g)^2$ und daher $y + g = \sqrt{11{,}992\,(x+f)} = 3{,}463\,\sqrt{(x + 18{,}928)}$ $- 15{,}142$.

Wird nach und nach für x

10. 20. 30. 40. 50. 60. 70. 80. 89,5

geſetzt, ſo bekommt man für y

3,48. 6,46. 9,06. 11,44. 13,60. 15,62. 17,51. 19,30. 20,91.

Nachdem zuerſt der Deich beiläufig nach dem prismatiſchen Profile ABC aufgeführt worden, ſo daß BC eine gerade Linie iſt, ſind noch die Entfernungen a, b, c zu berechnen, in welchen die Profilpfähle (Piquets) für die Curve auf der ſchiefen Fläche von C zu ſtehen kommen, damit ſie = x werden. Es iſt aber tang. $BCA = \frac{a}{b} =$ 0,234; daher die Secante 1,027 iſt, womit man die angenommenen Werthe von x vermehrt, um die Abſtände Ca, Cb, Cc.... CB zu bekommen. Dieſe ſind demnach:

10,27. 20,54. 30,81. 41,08. 51,35. 61,62. 71,89 etc.

Sind dieſe Weiten auf der ſchiefen Fläche BC abgepfählt, werden die mehr erwähnten Werthe von x mit der Tangente 0,234 vermehrt, und von den zugehörigen y abgezogen, um die Unterſchiede zwiſchen den Ordinaten der geraden Linie und der Parabel zu geben, die auf Bc geſetzt werden, um die Curve zu beſtimmen.

$$\begin{array}{lllll} 3{,}48. & 6{,}46. & 9{,}08. & 11{,}44. & 13{,}60 \text{ etc.} \\ 2{,}34. & 4{,}68. & 7{,}02. & 9{,}36. & 11{,}70 \text{ etc.} \\ \hline 1{,}14. & 1.78. & 2.06. & 2.08. & 1{,}90. \end{array}$$

Wollte man zu Erleichterung der Arbeit die Böſchung vermittelſt einer horizontal ausgeſpannten Schnur BL die Punkte der krummen Linie, unterwärts jener, durch eingeſchlagene Pfählchen beſtimmen, muß $g = a + z = 36\frac{1}{2}$ geſetzt, und dadurch $y = 3{,}46 \sqrt{(x + 18{,}928)} - 36\frac{1}{2}$ werden. Es iſt klar, daß dieſe neue Ordinate $= y - 21$, und daher negativ iſt, weil ſie von der Horizontale BL abwärts gemeſſen wird. Um hier von der Kappe B anzufangen, ſetze man

$$\begin{array}{rllllllllll} x = & 9{,}5. & 19{,}5. & 29{,}5. & 39{,}5. & 49{,}5. & 59{,}5. & 69{,}5. & 79{,}5. & 89{,}5. & 99{,}5 \\ -y = & 0{,}9. & 1{,}5. & 3{,}49. & 5{,}38. & 7{,}4. & 9{,}56. & 11{,}9. & 14{,}54. & 17{,}52. & 0. \end{array}$$

wodurch die Größen 1. h, 2. g, 3 f, u. ſ. w. beſtimmt ſind, und durch eingeſchlagene Pfählchen bezeichnet werden können.

Der paraboliſche Deich hat gegen den mit einer geradlinichten Abdachung den doppelten Vortheil größern Widerſtandes bei einem kleineren Volumen, durch welches eine Erſparniß der Baukoſten von ungefähr 9 Procent entſteht, was bei einer großen Deichlänge nicht unbedeutend iſt. Bei niedrigen grünen Fluß-Deichen ſtellt ſich jedoch das Verhältniß anders, wenn nämlich die große Schräge der Abdachung wie 3 bis 5 : 1 iſt, wird die hier nur geringe Koſtenerſparniß durch die Schwierigkeit überwogen, die convexe Abdachung hervorzubringen, die geübte und aufmerkſame Arbeiter bedingt. Hier kann man ohne Bedenken die Abdachung als eine gerade Fläche aufführen laſſen.

Zu Unterſtützung des Deiches wird öfters außerhalb und innerhalb deſſelben eine Bank oder Berme angebracht (von den Franzoſen Vor- und Hinterdeich genannt), um das Hindurchgehen des Waſſers unter dem Deiche zu verhindern. Wenn der Deich unmittelbar am Strome oder dem Meere liegt, zerſchlagen ſich die ſtärkſten Wogen an der vordern Berme, die deshalb gewöhnlich 3 Ruthen Breite bekommt. Die hintere, welche zu Schonung der Kappe als Fahrweg benutzt wird, iſt von 18 Fuß breit genug. Die Böſchungen ſelbſt müſſen nothwendig eine Bedeckung erhalten, um das Austrocknen der Erdtheilchen und das Hinwegführen derſelben durch den Wind, oder das Abſpülen durch den Regen zu verhüten. Die beſte und wohlfeilſte Bedeckung iſt der Raſen, deſſen Wurzeln ſich durch einander ſchlingen und ein dichtes, feſtes Gewebe bilden, und der bei Beſchädigungen durch das Waſſer und Eis leicht und ohne Koſten wiederherzuſtellen iſt. Es wird jedoch erfodert, daß auch die innere Böſchung nicht zu ſteil ausfällt; der Abdachungswinkel δ darf deshalb auch hier

für feſte Thonerde 37 Grad; tang. $\frac{3}{4}$
— gute Gartenerde $33\frac{1}{2}$ — ; — $\frac{2}{3}$
— feinen Sand $18\frac{1}{2}$ — ; — $\frac{1}{3}$

nicht überſteigen, wenn das Gras gut darauf wachſen und keine Lücken zeigen ſoll. Um alsdann das Gras gut zu erhalten, wird das Abweiden deſſelben durch kleineres Vieh, Schafe, Kälber und Ziegen empfohlen; an der ſteilern innern Böſchung iſt es jedoch nothwendig, das Gras öfter abhauen und nicht abweiden zu laſſen, welches letztere bei Regenwetter überhaupt wegen des tiefen Eintretens der Fußtapfen nachtheilig iſt.

In lockerem Sande iſt öfters die Raſendecke allein zum Schutz gegen Eisſtoß und Wellenſchlag nicht hinreichend; man muß ſeine Zuflucht zu andern Bekleidungsmitteln, Stroh, Holz oder Steinen nehmen. Den beiden erſteren ſtehen jedoch ihre geringe Dauer, den letzteren aber öfters die bedeutenden Koſten entgegen, welche ihre Anfuhre erfodert.

Die in den Niederlanden ſehr häufige Strohbeſtickung beſteht aus Strohmatten, die durch hölzerne Hakennägel (Krampen) reihenweiſe mit 6″ Abſtand befeſtigt werden, ſo daß auf jede 12 Zoll Länge 4 Krampen 6 bis 9 Zoll tief in die flache Abdachung eingeſchlagen werden, wo man alsdann vor Eintrit des Winters zwiſchen jede zwei Reihen Krampen eine neue Reihe einſchlägt, daß ſie nun überall um 3 Zoll an einander ſtehen.

Weil jedoch dieſe Strohbedeckung nach einem Jahre gewöhnlich großentheils verfault iſt, wird bei Uferdämmen — beſonders da, wo die Localbeſchaffenheit nicht erlaubt, ihnen eine hinreichende flache Abdachung zu geben — eine Bekleidung von Eichen-Bohlen vorgezogen, die durch 5 Fuß von einander vorgeſchlagene und oben durch einen Holm vereinigte Pfähle gehalten werden. Damit aber dieſe nicht durch den Druck der hinter ſie geſchütteten Erde umgedrückt werden können, und überhaupt der Damm ſelbſt eine ſtärkere Verbindung bekommt, werden auch hinten Pfähle eingeſchlagen, und beide Seiten des Dammes durch quer herübergehende Zangen zuſammen gehalten. Hohe Hafendämme würden dennoch dem Erddruck nicht widerſtehen, wenn ihre Langpfähle nicht durch Erdanker gehalten würden. Dieſe ſind nichts anders, als horizontale Balken, vorn an die Bohlwerkspfähle, hinten aber an einen oder zwei Ankerpfähle befeſtigt, daß ſie in dem Damme ſelbſt liegen, und von der Erde deſſelben mit feſtgehalten werden. Ein ſolcher Bau führt dann den Namen eines Bohlenwerkes. Auf dieſe Weiſe werden auch gewöhnlich die Fangdämme verfertigt, deren man ſich bei verſchiedenen Waſſerbauwerken bedient, um ſie — durch den Damm geſchützt — nach Ausſchöpfung des dahinter befindlichen Waſſers, im Trocknen gründen zu können.

Die größte Feſtigkeit gewähren jedoch Steindoſſirungen, wo große Steine zwiſchen Vierecke von eingerammten eichnen Pfählen (7 Fuß lang, 5 Zoll dick) auf eine Unterlage von Ziegelgeuß feſt eingeklemmt und die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt werden. Uferdeiche an großen Strömen, die aus Mangel an Raum eine ſteilere Böſchung bekommen müſſen, oder die dem Eisſtoße ſehr ausgeſetzt ſind, während an ihrer Erhaltung ſehr viel gelegen iſt, werden bisweilen durch eine ſolche Steinbekleidung geſichert. Dieſe unterſcheidet ſich nach der Beſchaffenheit der Steine, aus der ſie beſtehet a) in eine regelmäßige aus behauenen Steinen, die durch Waſſermörtel verbunden, ein Ganzes bilden; und b) in unregelmäßige, aus großen Feldſteinen von 300 bis 500 Pfd. Schwere, von denen ſo eben geredet worden. Hier läßt ſich im Allgemeinen annehmen: 1) daß ihre eigene Schwere ſich zu dem Waſſer verhält, wie 2,6 : 1, denn der Würfelfuß Feldſteine wiegt ungefähr 127—136 Pfd.; 2) daß die Summe der Zwiſchenräume — welches auch die Größe der Steine ſeyn mag — beinahe 0,399 oder $\frac{2}{5}$ der ganzen Maſſe beträgt. 3) Werden zwei, einander ähnliche Steine P und p von den Durchmeſſern D und d von dem Strome mit verſchiedenen Geſchwindigkeiten V und v fortgeſtoßen, ſo wird die Kraft der Bewegung ſeyn:

$$B : b :: V^2 D^2 : v^2 d^2;$$

weil die geſtoßenen Flächen ſich wie die Quadrate der Durchmeſſer verhalten. Da nun der Widerſtand dem Gewichte und die Gewichte den Winkeln der Durchmeſſer proportional ſind, ſo wird

$B : b :: P : p :: D^3 : d^3$; daher $D^3 : d^3 :: V^2 D^2 : v^2 : d^2$; oder endlich $D : d :: V^2 : v^2$, das iſt: die Durchmeſſer der Steine müſſen ſich wie die Quadrate der Geſchwindigkeiten verhalten, um dem ſtrömenden Waſſer oder dem Wellenſchlage zu widerſtehen. Hieraus folgt endlich der zuerſt von Brahms angegebene Satz: $D^3 : d^3 :: V^6 : v^6$. Wäre demnach der Inhalt des Steines = 1 Würfelfuß und die Geſchwindigkeit = 1, ſo iſt der ſenkrechte Stoß nach Woltmann bei der Geſchwindigkeit v, = 0,887 . v^2 Pfd., nach Hamburger Maß und Gewicht. Das Gewicht des Steines im Waſſer iſt 48½ Pfd. (2,6 — 1) = 77,6 Pfund; den Würfelfuß Waſſer zu 48½ Pfd. Die Reibung zu $\frac{5}{8}$ des Druckes, gibt 77,6 . $\frac{5}{8}$ = 48½ Pfd. für den Widerſtand des Steines; folglich 48½ = 0,887 . v^2, und $c = \sqrt{48{,}5 \,.\, 0{,}887}$ = 7,4 Fuß. Gehet hingegen der Stoß nach der Diagonale des Würfels auf zwei Seiten ſchräge, ſo trifft er jede mit der Kraft 0,887 $(v.\ \text{Sin.}\ 45^\circ)^2 = 0{,}443500$ Pfd., die folglich zwei Mal genommen werden muß, um die ganze Kraft zu bekommen. Der Stein leiſtet aber immer einerlei Widerſtand; folglich iſt er auch allezeit bei 7,4 Fuß Geſchwindigkeit des Stromes mit dem Druck deſſelben im Gleichgewichte, und kann nur durch eine größere Geſchwindigkeit bewegt werden. Wären aber auch die Stoßwinkel nicht auf beiden Seiten gleich, ſondern auf der einen Seite α auf der andern aber x, ſo iſt x bekannt und $= 90^\circ - \alpha$, und daher der Stoß $= 0{,}887 \,.\, v^2 \,.\, \text{Sin.}\, \alpha^2 + 0{,}887 \,.\, v^2 \,.\, \text{Sin.}\, (90 - \alpha)^2 = 0{,}887\, v^2$; denn $\text{Sin.}\, \alpha^2 + \text{Cos.}\, \alpha^2 = 1$. Es kann demnach aus $1 : d^3 :: (7{,}4)^6 : V^6$ oder $1 : d :: (7{,}4)^2 : v^2$ die eine der beiden Größen d oder v beſtimmt werden, ſobald die andere gegeben iſt. Dieſe Beſtimmung des Widerſtandes gegen die Bewegung gilt jedoch nur für loſe liegende Steine; ſind dieſe im Gegentheil dicht an einander geſetzt, daß ihre Seitenflächen einander berühren, und ſind ſie zugleich durch reihenweiſe um und zwiſchen ſie in den Erdboden getriebene Pfähle eingeklemmt, ſo muß jeder Stein um ſeine ganze Höhe empor gehoben werden, um ihn von ſeiner Stelle zu rücken. Man ſieht leicht, daß dies um ſo weniger geſchehen kann, je kleiner der Abdachungswinkel der Fläche iſt, auf welche die Steine gelegt werden; daß man übrigens bei Seedeichen für dieſen Zweck mit Vortheil eine paraboliſche Fläche wählt, iſt ſchon oben geſagt und ihre Conſtruction gezeigt worden. Nachdem nun die Höhe des Dammes und die Anlage ſeiner äußern Böſchung gegen den Fluß gefunden iſt, kann man leicht die letztere im Fall einer zu großen Breite theilen und durch Schablonen, aus Bretern geſchnitten, das wirkliche Profil der Steinbedeckung beſtimmen. Es iſt jedoch zu bemerken, daß die Anlage der Böſchung und die Größe der Steine, welche zur Bekleidung derſelben zu bekommen ſind, in ſtetem Verhältniß gegen einander ſtehen; denn nimt man die Geſchwindigkeit der Strömung v^2 für beſtändig an, ſo iſt auch $\frac{d^2}{\text{Tang.}\, \delta} = \frac{d^3}{d \,.\, \text{Tang.}\, \delta}$ beſtändig. Nun iſt $d^3 = p$, dem Gewicht der Steine, daher $\frac{p}{\text{Tang.}\, \delta \sqrt[3]{p}} = m$, und $\frac{p}{m \sqrt[3]{p}} = \text{Tang.}\, \delta$; ferner $\frac{p}{\sqrt[3]{p}} = m.\ \text{Tang.}\, \delta$ oder $p^{\frac{2}{3}} = m.\ \text{Tang.}\, \delta$, folglich $p = \sqrt{m^3 \,.\, \text{tang.}\, \delta^3)}$. Wäre demnach $\text{Tang.}\, \delta = \frac{1}{3}$, und das mittlere Gewicht der Steine 275 Pfund; ſo wird $\frac{275}{\frac{1}{3} \sqrt[3]{275}} = m = 126\frac{3}{4}$ nahe; eine beſtändige Zahl.

Hieraus läßt ſich Tang. δ für andere keinere Steine finden, deren Gewicht z. B. 125 Pfd. = p iſt, denn $\frac{125}{126 \sqrt[3]{125}} = \frac{125}{630} = \frac{1}{5}$ Tang. δ. Da nun aber $\frac{1}{6}$ die größte Böſchung für eine Steinbekleidung iſt, ſo ergibt ſich aus vorigem, $p = \sqrt{1900376 \,.\, \frac{1}{216})} = \sqrt{8798}$ = 93 Pfund, für die geringſte Größe der Steine, welche ſich aus dem Gewichte derſelben ergibt und etwa $\frac{13}{18}$ Würfelfuß beträgt, als für den hier angegebenen Zweck brauchbar. Am vortheilhafteſten erſcheinen Steine von 300—400 Pfund, die möglichſt von einerlei Größe genommen werden; erlauben dies aber die Umſtände nicht, ſo müſſen die Steine in kleine Vierecke von eingeſchlagenen Pfählen, von 36 Quadratfuß groß, eingezwängt und durch dieſe feſt gehalten werden.

Stau-Dämme an Waſſerbehältern und in den Feſtungsgräben ſind gewöhnlich ganz aus Steinen mit

Waſſermörtel aufgemauert, und müſſen wegen des Unterſpühlens auf einem Pfahlroſte ſtehen, der ringsum mit Spundpfählen umſchloſſen iſt. Ihre Stärke iſt gewöhnlich der Tiefe des oberhalb ſtehenden Waſſers gleich, auch wohl $1\frac{1}{2}$ Mal derſelben, obgleich theoretiſche Unterſuchungen beweiſen, daß die erſtere unter allen Umſtänden hinreichend iſt. In den Waſſergräben der Feſtungen heißen ſie Bären (Batardeaux, Wehre) und ſind oben mit einem dachförmigen Rücken verſehen, auf dem ſich eiſerne Spitzen befinden, um das Herüberkriechen zu hindern, oder es ſtehet zu gleichem Behuf ein runder, thurmähnlicher Aufſatz auf der Mitte des Rückens, und ein mit Schußſpalten verſehener, gewölbter Gang über dem Graben. Wenn die größere Waſſertiefe eine bedeutende Stärke des Bären erfodert und derſelbe vor der Mitte der Curtine liegt, findet ſich in einigen Feſtungen bisweilen ein doppelter Gang unter und über dem Waſſer, von denen der obere zur Vertheidigung nach beiden Seiten Schußſpalten hat, der untere aber blos zur Verbindung mit der Contreſcarpe dient, wenn jener durch das feindliche Feuer zerſtört wird. Öfterer iſt auch der ſtarke Bär unten maſſiv gemauert, und nur oben mit einer Vertheidigungsgallerie verſehen. Eine Abzugſchleuſe, d. h. eine einfache Schußfalle, um das hinter dem Bären ſtehende Waſſer abzulaſſen, findet ſich allezeit in demſelben in der Mitte, wenn er mit einer Galerie verſehen iſt, oder nahe an der Futtermauer des Hauptwalles, um vom Feinde ungehindert, die Schußfalle öffnen und ſchließen zu können. Über die Lage der Bären in den Waſſergräben der Feſtungen ſind die Meinungen der Kriegsbaumeiſter getheilt; einige geben ihnen ihre Stelle vor der Bollwerksſpitze, andere vor der Curtine, beſonders wenn die Feſtung keine Reveline im Graben, ſondern jenſeits deſſelben große Lünetten hat. Ihre Zahl, oder welches ebenſo viel iſt, ihre Entfernung von einander wird in unebenem Terrain, ebenſo, wie ihre Höhe durch das Fallen der Grabenſohle bedingt, damit das Waſſer am obern Bären noch 6 Fuß Tiefe behält und der durch die Verdunſtung entſtehende Verluſt durch den Zufluß des Waſſers erſetzt wird.

Auch an größern Fluß- und Seedeichen werden Abzugſchleuſen nothwendig, um den Niederſchlag, das Regen- und Schneewaſſer, abfließen zu laſſen, das Eindringen des äußeren Waſſers aber zu verhindern. Sie bekommen gewöhnlich doppelte Schleuſenthore, deren vorderes am äußeren Fuße des Deiches, das hintere aber an der Kappe deſſelben ſich befindet. Der durch die Schleuſe ausmündende Ableitungskanal wird durch die niedrigſte Gegend, doch niemals der Länge nach nahe hinter dem Deiche geführt, weil er hier bei hohen Fluthen zu Beſchädigung und Einſturz des letzteren Gelegenheit geben könnte. Das Querprofil des Kanales und die Öffnung der Schleuſe werden (wenn nicht andere Umſtände dabei in Betracht kommen müſſen) durch die Menge des abzuleitenden Binnenwaſſers beſtimmt; die bekannten Größen ſind dabei: die Größe des abzuwäſſernden Landes a mit der Menge des darauf fallenden Niederſchlages, die mittlere Höhe des abzuführenden Binnenwaſſers über der mittleren Höhe des großen Stromes oder des Meeres b; die Länge des äußeren Kanales unter der Schleuſe c; aus dieſen Größen kann dann die Schleuſenöffnung x leicht gefunden werden. Die Mündung des Kanales muß zugleich eine ſolche Lage bekommen, daß die Seewinde nicht unmittelbar darauf ſtehen; wäre dieſes aus beſondern Local-Urſachen nicht zu vermeiden, muß der äußere Kanal durch Seitendämme (Kaideiche) dagegen geſchützt werden.

Obgleich das über einen Deich laufende Waſſer der Dauer deſſelben höchſt nachtheilig iſt und unfehlbar ſeine gänzliche Zerſtörung herbei führt, erſcheinen dergleichen Nebenfälle bei den in ſeichten Flüſſen angebrachten Staudeichen oft als nothwendig, um andere koſtbarere Vorrichtungen durch Abzugſchleuſen ꝛc. zu ſparen. Man ſieht von ſelbſt, daß die Wirkung des überfließenden Waſſerſtromes durch ſeine Geſchwindigkeit, d. h. durch ſeine Höhe über der Kappe des Staudammes $BD = a$, Fig. 4., bedingt wird, die ſich noch mehr beſchleunigt, während das Waſſer an der ſchrägen Fläche BC herabfließt. Iſt nun g die beſchleunigende Kraft der Schwere, S das Profil des Stromes, für die Geſchwindigkeit $= 1$, BT eine Tangente der kummen Linie, und der zugehörige Winkel, welchen dieſelbe mit der Horizontalen AT macht $= \alpha$, ſo wird die beſchleunigende Kraft $= Sg \,.\, \mathrm{Sin.}\, \alpha$. Soll nun der Überfall eine Lage bekommen, bei der er in allen Punkten gleichförmig angegriffen und das Waſſer nach und nach zu dem wagerechten Stande geführt wird, in dem es ruhig fortfließt, ſo ſetze man $Bp = x$, $pm = y$, $Bm = u$, und es iſt der Querſchnitt in jedem andern Punkte $\frac{S}{\sqrt{a+x}}$ da er ſich wie die Geſchwindigkeit, oder $\sqrt{a+x)}$ verhält. Es iſt demnach der Druck auf die Fläche des Deiches $= \frac{gS}{\sqrt{(a+x)}} \,.\, \frac{dy}{du}$, deren letztere Größe $\frac{dy}{du}$ iſt der Sin. des Neigungswinkels der krummen Linie in jedem Punkte derſelben, und das Verhältniß $\sqrt{(a+x)} : dy$ muß man als ſtetig betrachten. Weil jedoch die Abdachung eine beſtimmte Grenze hat, welche durch die Local-Beſchaffenheit und die Koſten bedingt wird, und die man oben am Damme auf 6 : 1, unten am Fuße aber 15 : 1 ſetzen kann, ſo ſind $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{15}$ die Sinuſſe; 0,985 und 0,99809 die entſprechenden Coſinuſſe, welche die Stärke der Abdachung angeben. Die zunehmende Stärke wird dadurch $0{,}99809 - 0{,}985 = 0{,}01309$ und die wachſende Geſchwindigkeit $\sqrt{BA} = \sqrt{b}$; der Cosin. oder die horizontale Anlage der Abdachung für jede andere Höhe

$$Bp = x \text{ iſt } = 0{,}985 + 0{,}0130 \frac{\sqrt{x}}{\sqrt{b}}, \text{ denn}$$

$$\sqrt{b} : \sqrt{x} :: 0{,}01309 : 0{,}01309 \,.\, \frac{\sqrt{x}}{\sqrt{b}} = 0{,}013 \,.\, \frac{\sqrt{x}}{\sqrt{b}}.$$

Der Sinus, oder die ſenkrechte Höhe ergibt ſich für jedes Stück der krummen Linie $= 1$ aus den gewöhnlichen Tafeln. Wird demnach die Grundlinie AC in gleiche Theile von 2—4 Fuß getheilt, und jeder derſelben mit dem Cosin. vermehrt, ſo ergiebt ſich die zugehörige Horizontale, und mit dem Sinus die Höhe, die Summe der erſtern Produkte aber gibt die ganze Grundlinie für Raſendämme. Bei ſteinernen, die man allezeit anwenden ſollte, hat Boſſut folgende leichte Conſtruction der krummen Linie angegeben, man trage 2½ Höhen des Überfalles AB nach C und ziehe die Linie BC; hierauf beſchreibe man aus A den Bogen BF, und errichte auf der halben Sehne FC und auf der Horizontale AC die ſenkrechten Linien GH und CH, die ſich in H ſchneiden, wodurch der Punkt beſtimmt iſt, aus dem man den untern Theil FC der Curve BFC ziehen kann.

Die gewöhnlichen Wehre und Überfälle bei Mühlen und andern Waſſergebäuden ſind nur von Holz (Fig. 5.) auf ihrer abſchüſſigen Oberfläche AB mit Bohlen belegt, ſo daß der Strom mit ſeiner vollen Kraft auf die Bodenfläche DC ſtößt, die deshalb gewöhnlich mit Steinen gepflaſtert wird. Es trägt hier ſehr zur Feſtigkeit derſelben bei, daß der in einem paraboliſchen Bogen überhin gehende Hauptſtral des Waſſers den untern Holm der Pfähle B nicht berühre, ſondern außerhalb des Profils liege.

Es iſt hier eine beſondere Art Fangdämme nicht unerwähnt zu laſſen, die von einem höheren ruſſiſchen Offizier der Waſſer- und Straßenbau-Ingenieure vorgeſchlagen worden ſind, um bei dem Bau des Tunnel-Gewölbes unter der Themſe in London, die im Grunde des Fluſſes befindlichen Löcher oder Kolke einzuſchließen und durch Erde oder Thon, auf dieſelbe 1½—2 Fuß hoch geſchütteten Betonmörtel und auf denſelben geworfene Steine zu verſtopfen. Sie beſtehen in einer Art durchſichtiger Kaſten mit dergleichen Boden, aus horizontal über einander geſchränkten Rundhölzern, in dem ein mit ihm verbundener zweiter Kaſten aus unten zugeſpitzten Spundpfählen ſtehet, der um etwas größer iſt, als die im Grunde des Fluſſes entſtandene Öffuung und zwiſchen dem und der eben erwähnten äußeren Umſchließung ein Raum von 7—10 Fuß Breite bleibt, um durch in denſelben geworfene große Steine die ganze Vorrichtung auf den Grund des Fluſſes ſinken zu machen, woſelbſt ſogleich die Spundpfähle des innern Kaſtens mit Bleiſchlägeln in den Grund getrieben werden und das Auffüllen der Erde beginnt. Sobald auf dieſe Weiſe die im Grunde des Fluſſes entſtandene Öffnung gleichſam hermetiſch verſchloſſen iſt, kann das Waſſer aus dem gewölbten Gange herausgeſchöpft und hie Arbeit fortgeſetzt werden.

Sollen Überſchwemmungen flacher Gegenden zum Kriegsgebrauch hervorgebracht, oder Coupüren durch größere Flußarme gelegt werden, um die Schiffbarkeit des andern Armes zu befördern, ſind Kluftdämme aus Faſchinen und Erde dazu nöthig, wenn nicht vielleicht ſeichtes und ſtilles Waſſer die Arbeit begünſtigt, daß man Pfähle quer über den zu verſchließenden Arm ſchlagen und durch dazwiſchen geflochtenen Strauch die Anlagerung durch Schlamm und Sand befördern kann, ehe man zur gänzlichen Verſchließung dieſes Armes ſchreitet. Es iſt jedoch dabei vorausgeſetzt, daß ein feſter Kiesboden vorhanden iſt; in lockerem Schlammboden oder loſem Sande wird das Waſſer ſehr bald die Pfähle unterwaſchen und im Grunde Kolke bilden, die den gänzlichen Umſturz des Dammes verurſachen. Im Tiefſten des Fluſſes die Verdämmung anzufangen, wie Boſſut will (Recherches sur la Construction la plus avantageuse des digues. 4. Paris 1764), und damit gegen die Untiefen fortzuſetzen, dürfte wohl nur ſelten mit Erfolg ausführbar ſeyn. Der ſehr praktiſche Müller, der mehre dahin gehörende Arbeiten an der Warthe und Netze ausführen half, räth in größern Flüſſen von 30 Ruthen Breite und 12 Fuß Tiefe einen Ort auszuſuchen, wo ſich ein feſter Kiesgrund findet, und hier 80′ hintereinander 2 Pfähle in der Mitte des Fluſſes, vier aber auf den Ufern einzuſchlagen, daß je 2 mit jenen beiden einen Winkel von 170 Graden bilden. Hinter ihnen mit 16 und 12′ Abſtand kommen 4 andere Pfähle, um die Stärke der beiden Faſchinendämme zu bezeichnen, deren Zwiſchenraum mit reiner Erde ausgefüllt wird. Da die Faſchinendämme 15 Fuß hoch werden müſſen, und man eine Faſchine, aus Weidenſtrauch 1 Fuß dick, 8—12 F. lang zweimal mit Weiden gebunden, mit der darauf geſchütteten Erde nur zu 3 Würfelfuß anſchlagen kann, rechnet man 1000 Schock Faſchinen, wozu noch 3000 Schock Piquetpfähle, aus Tannen- oder Fichtenholz 3—4 F. lang und eiförmig 2 Zoll dick geſpalten, 144000 F. Würſte nöthig ſind, die aus den ſchwächſten Weidenäſten 6 Zoll ſtark von willkürlicher Länge (30—60′) und von Fuß zu Fuß gebunden werden. Wenn die meiſten Materialien, und die zwiſchen die Faſchinendämme zu ſchüttende Erde angefahren (hier 360 . 64 . 15 = 345600 Wfß. oder 34560 zweiſpännige Karren) und die zu ſteilen Ufer mit vierfacher Böſchung abgeſtochen ſind, werden die Faſchinendämme von beiden Ufern zugleich angefangen, ſo daß die erſte Faſchinenlage unter einem Winkel von 45° gegen den Strom zu liegen kommt. Dieſe Lage wird möglichſt geebnet, von Fuß zu Fuß, der Breite nach, mit den feſt gepflöckten Würſten belegt und mit ½ Fuß Thon oder guter Erde beſchüttet. Die zweite und alle folgenden Faſchinenlagen bekommen eine mehr ſtromrechte Richtung, indem man zugleich ſo weit im Fluſſe vorrückt, als es nur die Heftigkeit des Waſſerzuges erlaubt. Gegen die Mitte des Fluſſes zu dürfen die Pfähle, welche durch die Faſchinen geſchlagen werden, um einige Zoll hindurch gehen, damit ſie ſich nicht auf den Grund ſtützen und das Waſſer unter den Faſchinen hindurch gehen laſſen. So wie die Faſchinendämme nach und nach weiter vorrücken, wird auch angefangen, die Erde von oberwärts, gegen den Strom her, zwiſchen ſie einzuſchütten, weil ſie ohnedies anfangs von letzteren abwärts gegen den unteren Damm geführt wird. Je näher nun die Dämme von beiden Seiten einander kommen, deſto unruhiger wird das ſich erhebende Waſſer, und drückt den oberſten Damm in eine beinahe gerade Linie, indem es zugleich die eingeſchüttete Erde mit ſich fortreißt. Man muß deshalb die völlige Schließung des Dammes mit dem größten Eifer betreiben. Es werden deshalb zuletzt, wenn die Spitzen der Faſchinen einander berühren, große Steine auf ſie eingeworfen, um ſie zum Sinken zu bringen, und die zu beiden Seiten bereit gehaltenen Erdhaufen zu gleicher Zeit gegen einander in die Öffnung geſtürzt, um ſo den Damm zu vollenden. Es iſt vortheilhaft, für dieſe Arbeit eine Zeit zu wählen, wo ſie nicht nur durch niedriges Waſſer begünſtigt wird, und wo es zugleich heller Mondſchein möglich macht, auch des Nachts ununterbrochen fortzuarbeiten. Nachläſſigkeit und Verſäumniß würden hier ohne Zweifel die ſchlimmſten Folgen haben und Arbeit und Koſten verloren machen.

Hat man die Abſicht, eine Verſchanzung durch eine künſtliche Überſchwemmung zu decken, wenn die niedrige Lage und ein naher Fluß Gelegenheit dazu gibt, iſt 1) die Beſchaffenheit der Gegend zu unterſuchen, ob ſie ſich zu der vorgeſetzten Abſicht eignet. 2) Im bejahenden Falle ſind die erfoderlichen Anſtalten zu treffen, um a) ſowol das vorhandene Waſſer durch Dämme anzuſtauen, als b) das überflüſſige Waſſer abzuleiten, und c) die Anſtalten ſelbſt gegen den feindlichen Angriff zu ſchützen.

Clairac und ſeine Nachfolger haben die Anlegung einer Überſchwemmung als eine eben ſo nützliche als leichte Sache empfohlen, um als Annäherungshinderniß zu dienen, die Flügel eines Lagers, einen Poſten u. d. gl. zu decken. Es ſcheint nach ihnen, als bedürfe es für dieſen Zweck blos einiger, quer über ein Thal oder eine Niederung gezogener Dämme, um eine Anſtauung von 5 bis 6 Fuß zu bilden; allein wenn das Thal einen nur einigermaßen bedeutenden Fall hat, (1 bis 4 Zoll auf die Ruthe) ſo können die Entfernungen der Dämme von einander nicht größer, als 300, 150 oder 75 Schritt ſeyn, welches eine übermäßige, vor dem Feinde nicht zu beendigende Arbeit ſeyn würde, auf 1000 Schritt 15 Dämme zu erbauen! Man muß ſich daher mit den Überſchwemmungen auf flache Niederungen beſchränken, deren Gewäſſer häufig einen etwas höheren Rand haben und mit geringerer Geſchwindigkeit fließen, wo daher ein, höchſtens zwei Dämme hinreichen, eine ziemliche Strecke unter Waſſer zu ſetzen. Weil im Felde von eigentlichem Nivelliren nicht die Rede ſeyn kann, läßt ſich nach dem Grundſatze, „daß die Größe und der Fall eines Fluſſes, mit ſeiner Entfernung vom Meere und mit der Beſchaffenheit ſeines Grundes in genauem Verhältniß ſtehet," eine ungefähre Beſtimmung des Gefälles annehmen:

Iſt der Grund Kieſelſteine,	auf 100 Fuß	$1\frac{1}{2}$ — 3 Fuß.
„ „ „ Kies	„ 100 „	$\frac{4}{5}$ — 1 „
Iſt der Grund grober Sand und kleine Steine,	„ 100 „	$\frac{1}{4}$ Fuß.
Iſt der Grund feiner, ausgewaſchener Sand,	„ 100 „	$\frac{1}{8}$ „
Iſt der Grund feiner Sand mit Moorerde,	„ 100 „	$\frac{1}{16}$ „
Iſt der Grund Moorerde und Schlamm,	„ 100 „	$\frac{1}{24}$ „

Es bedarf jedoch wol kaum der Bemerkung, daß bei dieſen Beſtimmungen viel und große Anomalien ſtatt finden, auf die man nothwendig Rückſicht nehmen muß.

Erfodert nun das Gefälle des Fluſſes z. B. eine 12 Fuß hohe Aufſtauung an dem Damme, muß man dieſe 15 Fuß hoch machen, damit er überall 3 Fuß über das Waſſer empor ſtehet, und weder ſo leicht von dem feindlichen Kanonenfeuer abgekämmt, noch auch von dem zufällig anwachſenden Waſſer überſtiegen werden kann. Die Breite der Kappe des Dammes iſt allezeit ſeiner Höhe gleich; die Anlage aber richtet ſich nach der Beſchaffenheit des Erdbodens, ſo daß bei 12 Fuß Höhe die Böſchung in guter Erde vorn 12′, hinten 18′
in lockerem Boden „ 24′, „ 18′
in feinem Sande „ 36′, „ 18′ iſt.

Die ganze untere Anlage iſt demnach 42, oder 54 oder 56 Fuß. In dieſer Breite wird der Grund des Dammes von Bäumen und Geſtrüppe gereinigt und die vorhandenen Löcher und weichen Stellen mit grobem Kies (Grand) ausgefüllt, um alsdann die Anſchüttung des Dammes ſelbſt beginnen zu können. Nun beträgt der Querſchnitt des letztern 324′ Q., ſein Inhalt 194400 Würfelfuß,
oder 396′ „ „ „ 237600 „
oder 468′ „ „ „ 280800 „
vorausgeſetzt, daß die ganze Länge des Dammes 600 Fuß iſt. Dieſe Erde wird mit 100 Wagen in 2 Ablöſungen an gefahren, ſo daß im Sommer die erſten 100 von 2 Uhr bis 7 Uhr früh, die zweiten bis Mittags, die erſten wieder bis 6 Uhr Nachmittags und die letzten bis 10 Uhr fahren, und folglich 200 Wagen 10000 Fuhren, zu 10 Würfelfuß bringen. Der Damm wird demnach im erſten Falle in 2 Tagen, im zweiten in 3 und im dritten in 4 Tagen recht gut beendigt ſeyn können, wenn man 300 Auflader und 100 Mann zu Verbreitung und Vergleichung der abgeladenen Erde in Anſchlag bringt. Wenn man mit dem Damme zu beiden Seiten bis an den Fluß kommt, wird ihm eine doppelte Breite und Höhe gegeben, daß ein hoher Erdhügel entſteht, um dieſen auf einmal in den Fluß werfen und denſelben dadurch verſchließen zu können. Es iſt vortheilhaft, groben Kies mit Erde vermiſcht in das Waſſer zu werfen, weil jener nicht ſo leicht von dem Strome fortgeführt wird und die Erde zuſammendrücken hilft. Zu dieſem Zweck iſt es auch vortheilhaft, die Wagen mit der Erde auf dem ſchon angeſchütteten Damme hin und her fahren zu laſſen, weil die Pferde die Erde noch feſter treten, als es durch Handrammen zu bewirken möglich iſt. Strauch oder Faſchinen zu dem Damme anzuwenden, hat den Nachtheil, keine vollkommene Dichtigkeit hervorzubringen, und daher zu dem Durchdringen des Waſſers und endlichen Unterwaſchen des Dammes Gelegenheit zu geben.

Um nach hervorgebrachter Überſchwemmung das überflüſſige Waſſer ablaufen zu laſſen, wird auf dem etwa 5 Fuß hohen Damme dieſſeits des angeſtaueten Fluſſes und ziemlich nahe an dem Niederungsrande, ein doppelt ſo langes Stück als das Flußbette breit iſt, durch 4 Pfähle bezeichnet und dicht mit gut angepflöckten Faſchinen belegt, nachdem etwa 1 Fuß hoch Thon oder fette Erde aufgebracht worden. Auf dieſe erſte Lage Faſchinen, deren Spitzen abwärts im Strome, die ſtärkern Enden aber gegen denſelben gerichtet und von Fuß zu Fuß mit 6 Zoll dicken Würſten quer herüber benagelt ſind, kommt eine zweite ähnliche, die jedoch die vorige ſchräg durchkreuzt, nachdem die vorhergehende in der Höhe der Würſte mit Erde bedeckt worden u. ſ. f., bis man die gehörige Höhe des Überfalles erreicht hat, wo kein Thon mehr aufgebracht, ſondern eine ſehr feſt angepflöckte Lage Würſte gelegt, und zuletzt ein 6 Fuß breiter Rand von Strauch und Würſten an den Überfall gemacht wird. Auf der Thalſeite muß der Fuß des Dammes da, wo das überfließende Waſſer herabſtürzt, durch ein gut angepflöcktes Fluthbett von Strauch und Würſten geſchützt werden, damit hier das Waſſer keinen Kolk ausſpülen und den Fuß des Dammes untergraben kann. Das Waſſer hingegen ohne einen, hier beſchriebenen Überfall um beide Enden des Dammes herum, abfließen zu laſſen, iſt unzuläſſig, und würde ohne Zweifel den baldigen Umſturz des Dammes herbeiführen.

Sollte nach Verhältniß der Größe des verdämmten Fluſſes, der Breite der Niederung und ihres Gefälles nach einiger Zeit von mindeſtens 8 Tagen die Überſchwemmung keine genugſame Höhe bekommen, ſo läßt ſich leicht beurtheilen, ob man ſeinen Entzweck nicht durch Verſtärkung und Erhöhung des Dammes erreichen könne. Es iſt beſſer, zu dieſer Arbeit zu ſchreiten, als die Anlage eines neuen Dammes zu unternehmen, deſſen gehörige Bedeckung mehr Mühe und Arbeit verurſacht, als die Vergrößerung des ſchon vorhandenen Dammes. Gleichzeitig oberhalb des letztern in den Erdboden gemachte Einſchnitte und Gräben von 4 Fuß Tiefe erhöhen die Unzugänglichkeit der Überſchwemmung, weil ſie das Durchwaten verhindern. Sie ſollen daher nie zu machen unterlaſſen werden.

Wenn ſich in engen Gebirgsthälern oberhalb der Überſchwemmung Karpfen- oder Mühlteiche befinden, können ſie zu ſchnellerer Bewirkung der erfoderlichen Waſſerhöhe nach und nach abgelaſſen werden. Man erlangt dadurch zugleich eine größere Sicherheit des Dammes, deſſen Sprengung durch plötzliches Ablaſſen jener Teiche, nachdem die Überſchwemmung ihre größte Höhe erreicht hat, leicht vom Feinde verurſacht werden könnte. Andere, rein militäriſche Vorkehrungen zum Schutz des Dammes gegen feindliche Unternehmungen, gehören nicht hieher und ſind im Artikel Überſchwemmung zu ſuchen.

Während aber die Fluß- und Seedämme die hinter ihnen liegenden Ländereien ſchützen, ſind ſie ſelbſt den wüthenden Anfällen des furchtbaren Elementes ausgeſetzt, denen oft des Menſchen Werk nicht Widerſtand genug zu leiſten vermag, ſondern im fruchtloſen Kampfe erliegt. War auch der Deich anfangs richtig und gut angelegt, trocknet er doch im Laufe der Zeit ein, und wird an ſich ſchwächer und niedriger, folglich dem ſo gefährlichen Überſteigen des Waſſers oder dem Überſchlagen der Wellen ausgeſetzt. Das zu Erhaltung der Deiche ſo nützliche Vorland wird nach und nach ſchmäler, oder verſchwindet ganz, ſo daß nunmehr der unmittelbare Angriff der hohen Fluthen auf die Deichfläche ſelbſt erfolgt. Bei Flußdeichen, die häufig kein Vorland haben, fehlt es gewöhnlich an einer hinreichenden Beachtung der Beſchaffenheit derſelben, beſonders wenn einige Zeit kein ſehr hohes Waſſer geweſen iſt, wodurch die Bewohner der Niederungen, und leider! auch die Behörden, die ihnen drohende Gefahr aus dem Auge verlieren, bis ſie durch das hereinbrechende Unglück zu ſpät daran gemahnt werden. Selbſt bei hinreichender Höhe und Stärke werden die Dämme durch einen ſtarken Eisgang oft ſo ſehr beſchädigt, daß ſie bei entſtehenden Eisſchützungen den Druck des bis an die Kappe ſteigenden Waſſers nicht auszuhalten vermögen, abgeſehen von den zufälligen, durch die Anwohner und ihr Vieh verurſachten Beſchädigungen der Deichflächen und durch das Überfahren mit Wagen entſtandenen Vertiefungen an den Stellen, wo Fähren über den Fluß gehen. Die Erfahrung lehrt, daß dergleichen Einſchnitte in dem Kamme des Deiches gar nicht, oder wenigſtens nicht mit gehörigem Fleiß zugemacht werden, und dann unfehlbar einen Durchbruch herbeiführen. Ähnlichen Nachtheil bringen die Löcher der Mäuſe und Maulwürfe, zu dicht am Fuße des Deiches hin gehende Fahrwege, näher als 3 Ruthen an denſelben laufende Gräben, und durch frühere Überſchwemmungen entſtandene Waſſertümpel (Kolke), auf der Stromſeite befindliche Zäune und Stakete, auf dem Damme ſtehende Bäume und Sträucher, weil ſie, vom Sturme gerüttelt, mit ihren Wurzeln die Erde locker machen und durch das faulende, abgefallene Laub den Raſen erſticken; endlich die wuchernden Unkräuter, Ampfer, Beifuß, Bilſenkraut, Chamomillen, Diſtel, Fünffingerkraut, Hauhechel, Hundeblume, Kreutzkraut, Platerbſe, Ranunkel, Scharte, taube Gerſte, Wegerich ꝛc. Die Bäume müſſen deshalb im Herbſt, die Kräuter aber zu Anfang des Sommers ausgerottet werden, ehe ſie reifen Samen haben. Nur auf den Dämmen ſtehender Gewäſſer, der Fiſchweiher, Mühlteiche u. dergl. ſind Bäume unſchädlich; auch können auf den äußern Bermen und auf dem Vorlande der Flußdämme Weiden- und Ellernſträucher nützlich ſeyn, um den Eisſtoß von der äußern Abdachung abzuweiſen und die Beſchädigung derſelben durch die Eisſchollen zu verhindern.

Entſtehen dennoch bei ungewöhnlich hohen Fluthen nach einem langwierigen harten Winter Beſchädigungen an den Dämmen, müſſen ſie, wenn es irgend Zeit und Umſtände erlauben, ſogleich wieder hergeſtellt werden. Es iſt deshalb vortheilhaft, ja nothwendig, innerhalb des Dammes einen freien Weg zu laſſen, und die Höfe und Dörfer nicht zu nahe an die Böſchung bauen zu laſſen, damit man überall mit Wagen hinkommen und die erfoderliche Erde zu Verſtärkung des Dammes anfahren kann. Die geringſten Beſchädigungen ſind einzelne Stellen an der innern Abdachung, wo das Waſſer von außen herein durchgepreßt wird und klar herabfließt. Man muß hier entgegendämmen, ſo daß die aufgebrachte Erde den beweglichen und durch das eingedrungene Waſſer flüſſig gewordenen Sand aufhält, und die kleinen Öffnungen ſich nicht zu einem förmlichen Loche erweitern. Wäre dieſes hingegen ſchon geſchehen, wird ein kegelförmiger hölzerner Zapfen, dreimal ſo dick als die Weite des Loches, eingetrieben, ein Bret über denſelben gelegt, und mit darauf geſchütteter Erde und Steinen beſchwert, damit der Zapfen nicht durch den Druck des Waſſers herausgetrieben werden kann. Sollte dieſes Mittel nicht ausreichen, muß man auf der äußern Abdachung ein hinreichend großes Stück Segel- oder Wachstuch, an 2 ſtarke

Stangen oder Hebebäume befeſtigt, bis vor die Öffnung hinabbringen, und hält daſſelbe durch darauf geworfenen Miſt und Steine feſt, um Zeit zu gewinnen, daß man an der innern Seite des Deiches den Ausfluß des Waſſers durch Miſt und Plackerde völlig waſſerdicht verſtopfen kann.

Richtet ſich in einer concaven Krümmung des Fluſſes der Eisſtoß mit ſeiner ganzen Heftigkeit gegen die Außenfläche des Dammes, müſſen 3 bis 4 Zoll ſtarke Bohlen, durch unterhalb angenagelte Querriegel verbunden, oder zuſammen verbundene Faſchinen auf dieſe Stelle gelegt werden, um den Stoß der Eisſchollen aufzunehmen und unſchädlich zu machen.

Wenn ſich innerhalb des Deiches und unweit ſeines Fußes ein großer Kolk oder Sumpfloch befindet, entſteht nicht ſelten dadurch ein Abſchieben der innern Böſchung in die Brake hinein, indem ſie ſich von dem Körper des Dammes lostrennt. Um letzteres zu verhindern, werden einige Reihen Spundpfähle vor die innere Bank geſchlagen und ihnen, durch mit Holmen verbundene, ſtärkere Langpfähle eine größere Feſtigkeit gegeben, damit man unter dem Schutze derſelben die innere Böſchung wieder aufführen und feſtſtampfen kann.

Steiget das Waſſer an dem Damme ſo hoch, daß es anfängt, oben überzuſpülen, iſt auch die größte Gefahr eines Durchbruches vorhanden, der eine gewöhnliche Folge jeder Kamm- oder Kappenſtürzung iſt. Dieſes zu verhindern, müſſen auf die mit der Sturmglocke oder durch Kanonenſchüſſe gegebenen Zeichen alle Kräfte aufgeboten werden, den Damm an den etwa niedrigeren Stellen ſo viel zu erhöhen, als nöthig iſt; es werden zu dem Ende auf den beiden Abdachungen doppelte Pfahlreihen eingeſchlagen, ſtarke Bohlen zwiſchen ſie eingetrieben, deren untere Kante etwas zugeſchärft iſt, damit ſie in den Erdboden dringen und der Raum zwiſchen ihnen mit Miſt und Erde ausgeſtampft werden kann, daß kein Waſſer mehr hindurch kommt. Iſt jedoch die zu erhöhende Deichſtrecke zu lang und erfolgt das Anwachſen des Waſſers zu ſchnell, wird auch der Dammbruch wol kaum zu vermeiden ſeyn und es bleibt den Anwohnern der Niederungen nichts übrig, als ſich mit ihrer Habe zu retten, ſo ſchnell ſie können. Es wird daher in den dergleichen Unfällen ausgeſetzten Orten gewöhnlich ſchon im Voraus darauf Bedacht genommen; es finden [illegible] in ruhiger Zeit gemachte Anſtalten, das Vieh in das obere Stockwerk der feſteren Wohngebäude zu bringen, und ſich, nachdem unten das Feuer ſchnell ausgelöſcht worden, mit ihren Familien ſelbſt dahin zurückzuziehen. Weil es dabei häufig an einem größern Fahrzeuge fehlt, das zur Rettung der in Lebensgefahr gekommenen Familien dienen könnte, ſollte in allen Dörfern, die bei dem Aufgehen des Eiſes auf einem nahen großen Strome der Waſſernoth ausgeſetzt ſind, ein ſolches auf Gemeindekoſten erbaut und gegen Eintreten der gefährlichen Periode in guten, waſſerdichten Stand geſetzt werden. In Oberſachſen an der Elbe beſtand in dieſer Hinſicht eine nützliche Einrichtung, daß von der böhmiſchen Grenze an längs des Fluſſes in einer Entfernung von 2—3 Stunden Kanonen aufgeſtellt waren, deren Schüſſe den Aufbruch des Eiſes und die nahende Gefahr verkündeten, damit die Bewohner der untern Gegenden Zeit hatten, Vorkehrungen zu ihrer Sicherheit zu treffen.

Weil die in den eingedeichten Flüſſen ſich öfters vor den Brücken oder in andern Stromengen bildenden Eisſchütze (ſ. den Art.) den Abfluß des Waſſers hemmen und das Überſteigen der Dämme verurſachen, würde es vortheilhaft ſein, die Entſtehung derſelben zu hindern. Allein die bis jetzt deshalb gemachten Verſuche mit Kanonen und Mörſern haben ſich durchgehends fruchtlos erwieſen. Schwimmende Sprengkiſten mit 200—300 Pfund Pulver geladen, die man, mit einem guten Zünder verſehen, von einem vor Anker liegenden Fahrzeuge mit dem Strome unter den Eisſchutz treiben läßt, damit ſie durch ihre Exploſion das übereinander aufgeſchobene Eis locker machen und die Wirkung des Stromes unterſtützen, ſcheinen das einzige Mittel zu ſeyn, von dem ſich einiger Erfolg erwarten läßt, wenn es beſonders nicht zu ſpät angewendet wird.

Die in den Dämmen befindlichen Siehlen, Schleuſen und Überfälle erfodern eine beſondere Aufſicht, weil ſie leicht zu einem Durchbruche Gelegenheit geben können. Sobald man daher bei ſehr hohem Waſſer neben oder unter ihnen hindurchfließendes Waſſer bemerkt, muß der Schleuſenkanal eiligſt durch eingeworfene Erde und Faſchinen verdämmt und dadurch der Waſſerſtoß von ihnen abgeleitet werden.

An den Seedeichen iſt die Gefahr bei heftigen Sturmfluthen, weil ſie gewöhnlich unerwarteter kommt, größer und dringender. Ein guter Raſendeich von gehöriger Höhe, mit einem hinreichenden Vorlande von 100 und mehr Ruthen gewährt die meiſte, wenn auch nicht unbedingte Sicherheit gegen die Gewalt der anlaufenden Wellen, wenn die Waſſerhöhe 13 bis 15 Fuß über die gewöhnliche Fluth ſteigt. Sobald jedoch das Vorland verloren geht und der Damm ſelbſt von der täglichen Fluth beſpült wird, kann der Fuß deſſelben, ſo weit das Seewaſſer hinauf reicht, nicht grün bleiben, ſondern muß gegen die Angriffe des Waſſers eine künſtliche Bedeckung von Stroh, Holz, Strauchwerk (Buſch) oder Steinen bekommen. Weil jedoch dieſe Bedeckungen, die Steine ausgenommen, bei ſehr bedeutendem Koſtenaufwande, nur geringe Dauer gewähren, iſt es faſt allezeit vortheilhafter, eine Einlage zu machen, d. h. einen neuen Damm landeinwärts hinter den alten zu legen, damit er völlig und gut bewachſen iſt, wenn durch eine zufällige Sturmfluth ein Deichbruch des alten herbeigeführt wird. Übrigens muß man hier beſtändig gegen hohe Sturmfluthen und durch ſie entſtandene Beſchädigungen der Deichesfläche gerüſtet ſeyn, muß in beſonderen Vorrathshäuſern geſpitzte Pfähle von verſchiedener Länge, geſchnittene Bohlen, Breter, Faſchinen oder Strauch und Stroh nebſt dem erfoderlichen Handwerksgeräthe vorräthig haben, und es muß ſogleich an Zufüllung der entſtandenen Löcher und Herſtellung der andern Beſchädigungen gearbeitet werden, indem man jene mit Sandſäcken ausfüllt und mit einer Decke von Stroh oder Faſchinen bedeckt. Jene beſteht aus mehren Lagen über einander geſpreitetes Stroh, über die mit 2½ Fuß

Zwiſchenraum Breter gelegt, welche durch dichte neben ihnen eingetriebenen Pfähle gehalten werden, die an ihrem Kopfe Löcher mit quer hindurch geſchobenen hölzernen Nägeln haben. Auf ähnliche Weiſe wird bei einer Buſchdecke der Strauch kreuzweis über einander gelegt, und durch darauf gedeckte, gut angepfählte Faſchinen befeſtigt. Eine ſolche Bedeckung wird auf ſolchen Stellen, wo die Wellen über den Deich ſchlagen, auf beiden Böſchungen deſſelben angebracht, um das Hinwegreißen der Erde und einen völligen Dammbruch zu verhindern. Iſt dieſer aber wirklich erfolgt, jedoch nicht ſehr breit, ſo geſchieht die Herſtellung deſſelben gerade durch die Brake; außerdem, bei hinreichendem Vorlande, vor dem Damme, oder im entgegengeſetzten Falle hinter demſelben. Die Abhilfe geringerer Schäden findet auf die vorbeſchriebene Art, wie bei den Flußdämmen, ſtatt. Sie muß im Sommer möglichſt bald geſchehen, weil man nie ſicher vor neuen Sturmfluthen iſt, die leicht den Schaden außerordentlich vergrößern könnten. Nachdem in dieſer Abſicht das auf der Böſchung entſtandene Loch von allem Treibzeuge, Sand, Muſcheln ꝛc. gereinigt worden, läßt man die ſteilen Abhänge deſſelben ſchräg und rauh abſtechen, dann wird gute Plackerde, bei trocknem Wetter mit Waſſer beſpritzt, hinein geſtampft und das auf dieſe Weiſe angefüllte Loch mit friſchem Raſen belegt. Wird jedoch der Deich im Winter beſchädigt, muß die Herſtellung bis zum Frühjahr ausgeſetzt bleiben und einſtweilen die Ränder der entſtandenen Löcher abgeſtochen und mit Stroh oder Buſch bedeckt werden.

Es iſt ſchon vorher erwähnt worden, daß bei den Seedeichen die Erhaltung derſelben von der hinreichenden Breite eines feſten und grünen Seeſtrandes abhänge, der dem Deiche als Vorland dient. Dieſes Vorland darf nie unter 100 — 160 Fuß betragen, wenn es die Sicherheit des Deiches vermehren ſoll, daß die hohen Wellen ſich darauf verlaufen und den Fuß des Deiches nicht unmittelbar angreifen. Es iſt ſogar gerathen, den Abbruch des Strandes nicht über 400 Fuß oder 30 Ruthen dem Deiche ſich nähern zu laſſen, ſobald es möglich iſt, ihn mit mäßigen Koſten zu verhindern, und in dem Ertrag des Heues und der Viehweide einigen Erſatz zu finden. Rückt hingegen der Abbruch des Strandes weiter vor und bis auf 180 Fuß von dem Deiche, darf man keinen Aufwand ſcheuen, ſich dieſes Vorland zu erhalten, von deſſen Exiſtenz die des Deiches und folglich auch das Beſtehen aller innerhalb des letztern vorhandenen Landescultur, aller Gebäude, Mühlen ꝛc. abhängt. Iſt der Deich ohne Vorland dem unmittelbaren Andrange der Fluth und dem Stoße der Wellen ausgeſetzt, kann er nur durch die koſtſpieligſten Vorkehrungen und ſelbſt durch dieſe nicht für die Dauer erhalten werden, wie vielfache Erfahrungen in Holland und überhaupt an der Nordſee lehren. In Weſtfriesland, wo am Züricher Ort eine vorſpringende Deichsecke unweit Harlingen noch um 1630 ein breites Vorland den Deich ſchützte, ging dieſes nach und nach durch die Seeſtürme verloren, und man hielt es für nothwendig, den Fuß des Deiches durch drei Reihen vorgeſchlagener Pfähle zu ſchützen, deren erſte und dritte 12 — 14 Fuß, die mittlere aber 24 — 28 Fuß lang iſt, und 10 Fuß über den Deichesfuß empor ſtehet. Sie ſtehen 1 — 2 Fuß hinter einander, und ihre Zwiſchenräume ſind mit Strauch, Ziegelgeuß und obenauf mit Feldſteinen gefüllt. Im Jahr 1730 hatte ſich der Wurm in dieſes Pfahlwerk geſetzt, und man entſchloß ſich deshalb 1734, die beiden, etwas über 300 Ruthen betragenden, Schenkel der Ecke hinten durch einen 200 Ruthen langen Schlafdeich zu ſchließen, der 69225 holl. Gulden (37936 Rthlr.) koſtete. Denn weil das Pfahlwerk dem alten Deiche zu nahe ſtand, ſpritzte das Waſſer von den an jenes anſchlagenden hohen Wellen darüber hin auf den Deich, den es an beiden Seiten zugleich abſpülte, daß bei einer ſehr heftigen Sturmfluth nur 3 — 4 Fuß von dem Damme deſſelben ſtehen blieben. Wäre jedoch das Pfahlwerk überall wenigſtens 16 Ruthen von dem Fuße des Deiches entfernt geblieben, hätten die überſchlagenden Wellen den letzteren nicht berühren und beſchädigen können.

Nun entſteht die Frage, wenn und unter welchen Umſtänden das an großen Flüſſen oder an dem Meere liegende Land durch Dämme gegen gewöhnliche oder zufällige Überſchwemmungen geſchützt werden ſoll? Um ſo mehr, als bei dem ſo verheerenden Austreten der Weichſel im J. 1829 ſich eine Stimme erhoben hat, die alles Eindeichen dieſes Fluſſes für unnütz, und wegen der nothwendigen Unterhaltungskoſten der Dämme den Statskaſſen nachtheilig erklärte. Bei Gegenden, wie die Danziger Niederung an der Weichſel und Nogat, der Warthabruch ꝛc., die nur mit ſchweren Koſten dem Strome abgedrungen, jetzt einen fruchtbaren, reichen Landesſtrich bilden, würde es offenbar ſchwere Verſündigung gegen den Stat ſeyn, ſie wieder den alljährlichen Verheerungen der Eisgänge und einer baldigen Verſandung Preis zu geben. Wohl aber iſt die ſtrengſte und genaueſte Aufmerkſamkeit auf die Beſchaffenheit der Dämme und auf ihre Vertheidigungsfähigkeit gegen die zerſtörenden Wirkungen des Waſſers und des Eiſes eine unerläßliche Bedingung, welche die Behörden nie unterlaſſen ſollten. Solche Ländereien hingegen, die wegen der beſtändig wiederkehrenden Überſchwemmungen blos als Viehweide benutzt werden können, ſind in Hinſicht ihres Ertrages, nachdem ſie in Acker verwandelt worden, mit dem gegenwärtigen zu vergleichen, ob nach Abzug der Bedeichungskoſten eine hinreichende Vermehrung der Einkünfte zu erwarten ſei, um den Dammbau zu unternehmen. Betrifft die Umdeichung ein Stück Marſchland am Meeresſtrande, ſo iſt vorher zu unterſuchen, ob Anſchwemmung oder Abbruch vorhanden iſt. Im letztern Falle muß der Damm entweder weit genug von dem Strande entfernt ſeyn, damit er von jenem nicht erreicht werden kann, oder man muß das Ufer ſelbſt ohne ſehr koſtbare Mittel gegen fernern Abbruch zu ſchützen im Stande ſeyn; ein Fall, der jedoch nur ſehr ſelten vorkommt. Beträgt nun das einzubeichende Land z. B. 850 Morgen, das jährlich im Durchſchnitt für darauf graſendes Vieh 1355⅓ Rthlr. Nutzung gibt, wovon jedoch das durch die Überſchwemmungen verloren gehende abzuziehen, und mit jährlich 55⅓ Rthlr. zu veranſchlagen, daher der reine Gewinn nur auf 1300 Rthlr. zu ſetzen iſt, welche à 4 pro Cent. 32500 Rthlr. für den Werth des unbedeichten Landes geben. Nun ſind für den Damm, die Abwäſſerungsgräben, Wege ꝛc. 30 Morgen, für das nöthige Vorland und Deichsgruben aber 50 Morgen zu berechnen, es bleiben daher wirkliches Ackerland 770 Morgen, die zu 250 Rthlr. als Nominalwerth 192500 Rthlr. geben. Davon ſind abzuziehen

69300	Rthlr.	für 1540 Ruthen Damm, à 45 Rthlr.
2000	ſ	für ein Siehl oder Abzugsſchleuſe,
1333⅓	ſ	zu Anlegung der Abzuggräben und Fahrwege,
12833⅓	ſ	zu Ausfüllung von Sumpflöchern, Ziehung der Scheidegruben, und Einrichtung der Äcker,
6000	ſ	ad Extraordinaria (Commiſſionskoſten, Vermeſſung und Vertheilung der Äcker).

Zuſammen 91466⅔ Rthlr. Dieſe von obigen abgezogen, geben 101088⅓ Rthlr. Wird endlich die Summe gegen den Werth der unbedeichten Marſch, 32500 Rthlr., gehalten, bleibt ein reiner Gewinn von 68533 Rthlr. Capital, ohne noch den Nutzen in Anſchlag zu bringen, welcher für den Stat aus dem wirklichen Anbau, der Anlage neuer Wohnplätze ꝛc. erwächſt; wodurch folglich die Eindeichung eines Landſtrichs hinlänglich modifirt wird.

Nächſt einer zweckmäßigen Anlage und guten Ausführung der Uferdämme, iſt eine ſtete Aufſicht zu bald möglichſter Herſtellung der vorfallenden Beſchädigungen nöthig, denn ihr ganzer und einziger Werth beruht auf ihrer guten Beſchaffenheit und der Möglichkeit, die eingedeichten Ländereien und Wohnplätze gegen hohe Waſſerfluthen zu ſichern. Bei dieſer Aufſicht ſind vorzüglich folgende Gegenſtände zu unterſuchen: 1) ob die Dämme weit genug über die bekannten höchſten Fluthen empor ſtehen, um nicht überſtiegen zu werden; und ob ſie die gehörige Kappenbreite für dieſe Höhe haben; 2) ob ein zweckmäßiges Vorland vorhanden ſei, und ob im entgegengeſetzten Falle der Damm mit dem Strome parallel liegt, oder bei Krümmungen dem Waſſer- und Eisſtoß ausgeſetzt iſt; 3) ob überhaupt das eingedeichte Land höher oder niedriger liegt, als das Vorland. Im letztern Falle kann leicht Grundwaſſer hinter dem Damme herausquellen, daß ſein Fuß bei hohen Fluthen erweicht wird und ſich ſenkt. 4) In dieſer Hinſicht iſt die Lage und Größe der hinter dem Damme vorhandenen Kolke zu unterſuchen, um ſie vielleicht auszufüllen, oder mit einer Deichſchloſſe zu umgeben, damit das darinnen befindliche Waſſer nicht überſteigen und herausfließen kann. 5) Ob der Damm eine hinreichende Abdachung nach außen und innen hat, und ob er — unmittelbar am Strome liegend — durch eine gute Bedeckung genugſam gegen Abbruch geſchützt ſei, der außerdem unfehlbar ſein baldiges Verderben herbei führt. 6) Wenn andere Flüſſe durch den Damm in den Hauptſtrom ausmünden, müſſen dieſe an ihrem Einfluſſe ebenfalls durch Dämme eingeſchloſſen ſeyn, damit ſie nicht durch das Zurückſtauen Überſchwemmungen verurſachen. 7) Die etwa vorhandenen Siehle oder Abflußſchleuſen müſſen dauerhauft gebaut und gut mit dem Damme verbunden ſeyn, damit ſie bei dem Anſchwellen des Fluſſes nicht Schaden leiden und einen Deichbruch veranlaſſen. 8) Daß die Dämme weder durch ſchädliche Thiere: Biber, Fiſchottern, Maulwürfe und Waſſermäuſe, noch auch durch die nächſten Anwohner durch Abweiden der Böſchungen, Fahren über dieſelben u. ſ. w. beſchädigt werden. 9) Ob die nächſten und zum Beiſtand der Dämme bei hohen Fluthen beſtimmten Anwohner mit den erfoderlichen Geräthſchaften und vorräthigen Materialien verſehen ſind, um ſich ohne Verzug nach den nothleidenden Punkten zu begeben und daſelbſt Hilfe leiſten zu können. 10) Ob endlich die bei dem Damme angeſtellten Aufſeher ihre Pflicht gehörig erfüllen, damit das von Zeit zu Zeit angeordnete immer vor dem wiederkehrenden möglichen Bedürfniß neuer Vorkehrungen ausgeführt wird. Man kann hierüber nächſt den ſchon angeführten Werken Tetens Reiſen in die Marſchländer an der Nordſee. 1788; Courtin, Darſtellung der unter Napoleon ausgeführten Waſſerbauwerke; Schemerl, Schiffbarmachung der Flüſſe; Eytelwein u. a. nachleſen. —

In anderem Sinne heißt Damm 2) das Straßenpflaſter, worauf die Wagen fahren, zum Unterſchied von dem Bürgerſteig auf einer oder beiden Seiten, für die Fußgänger beſtimmt, und bisweilen durch die offenen Rinnſteine von jenem abgeſondert. 3) Bei Chauſſeen, die als Grund des Fahrweges aufgeſchüttete Erde, welche nachher mit Steinen und Kies beſchüttet dadurch eine undurchdringliche Decke bekommen muß, damit ſie nicht vom Regen aufgeweicht werden kann (ſ. Chaussee und Kunststrasse.). 4) In den Salzwerken die von Thon oder Lehm gemachte Vorlage in den Sinkwerken, damit das hinein geleitete Waſſer nicht eher abfließt, bis es völlig mit Salz geſättigt durch die Ausflußröhre abgelaſſen wird. 5) In den Erzgruben eine doppelte Wand von dicht auf einander getriebenen horizontalen Stempeln, mit dazwiſchen geſtampfter fetter Erde oder Thon, um die wilden Waſſer von den Arbeitern abzuhalten. 6) Die vordere Wand des Tiegels in dem Schmelzofen, welche das geſchmolzene Metall zurückhält, bis es durch das Auge, vermittelſt Hineinſtoßen des aus Lehm verfertigten Zapfens abgelaſſen werden kann, wenn es völlig im Fluß iſt. 7) Bei der Orgel, die Hölzer, welche den Pfeifenſtock tragen. (*v. Hoyer.*)

Dammar ſ. Dammarputi.

Dammara Rumph. ſ. Agathis Salisb. und Xylopia L.

Dammaras ſ. Hottentotten.

DAMMARHARZ, resina Dammara (indiſch Harmys Motao - Cochin), Katzenaugenharz, wird in Sincapore gefunden, und kam 1827 über Calcutta nach London. Dieſes von dem Dammarputi, welches von Dammara alba Rumph. geſammelt wird, verſchiedene Harz kommt von Chloroxylum Dupada Buch. oder Dammara nigr. Rumph. meiſt in etwas gedrehten Stücken von ½ bis 2 Drachmen Schwere vor, und iſt farbloſer und durchſichtiger, als Copal und Maſtix. Es wiegt ſpecifiſch 1,060, iſt im Bruche glänzend, glaſig, und gibt ein überaus weißes Pulver, läßt ſich im Munde zermalmen, aber nicht erweichen, hat weder Geruch noch Geſchmack, ſchmilzt leicht, und zeigt, auch ſtark erhitzt, kaum einen merklichen Geruch. Mit ſtarkem Weingeiſte befeuchtet, wird ſeine Oberfläche klebrig. Im abſoluten Alkohol iſt die Hälfte, im kalten Weingeiſte von 80° R. der fünfte, im erhitzten der vierte Theil davon löslich, wovon ſich aber nach dem Erkalten wieder ein Theil ausſcheidet. Das übrige Harz bleibt in dieſen Fällen als ein im Äther und Terpentinöl auflösliches weißes Pulver zurück. Im Terpentinöl und in fetten Ölen löſt ſich das Dammarharz vollkommen auf, im Äther nur bis auf einen ſehr unbedeutenden Theil, der ſich wie Weichharz verhält. Die Auflöſungen in Weingeiſt röthen das Lackmuspapier; von einer eigenthümlichen Säure findet ſich nichts. Im ſiedenden concentrirten Eſſig ſchmilzt das Harz, ohne ſich zu verändern. Mit dreimal ſo viel rauchender Salpeterſäure mäßig erhitzt, iſt es ſpröde, im Terpentinöl nicht, im Weingeiſt theilweiſe, im Äther vollkommen löslich. Durch Vitriolöl wird es aufgelöſt, ohne daß die jetzt orleanfarbige Verbindung ſich erhitzt, und iſt dann in Weingeiſt auflöslicher, als im Terpentinöl. Beim Vermiſchen mit deſtillirtem Waſſer ſcheidet ſich das Harz von ſelbſt aus der Auflöſung in Weingeiſt durch Ammonium in weißen Flocken wieder aus. Mit Jod zuſammengerieben, fulminirt es, auch erwärmt, nicht. Flüſſiges Ätzammonium läßt es unverändert. Aus dem in Terpentin gelöſten und mit Kalilauge gekochten Harze bildet ſich, nach verflüchtigtem Öl, eine Harzſeife, die im Waſſer und Weingeiſt ganz löslich iſt, und aus welcher das Harz durch Metallſalze in Verbindung mit Metalloxyden ausgeſchieden wird. Äther in Terpentinöl trennen dieſe Gemiſche, indem ſie das Harz wieder daraus auflöſen. Bei der trockenen Deſtillation geben 60 Gran Dammarharz 3 Gran wäſſerige Eſſigſäure, 45 ätheriſches Öl (mit Brandſäure?), 8 Gran einer ſublimirten, in Äther, Terpentinöl und Weingeiſt, aber nicht in Kalilauge löslichen gelblichen Harzmaſſe. — Dieſes Harz gehört zur dritten Gattung derer, welche Unverdorben durch trockne Deſtillation darſtellte. — Im Retortenrückſtande bleiben 7 Gran Kohle. J. Brandes fand in 1000 Theilen des Dammarharzes 831 lösliches Harz, 68 Unterharz (Dammarin) und 1 Schleim, mit Spuren von ſchwefelſaurem Kalk und Eſſigſäure.

In techniſcher Hinſicht taugt das Harz (2 in 2½ Terpentinöl durch Schütteln aufgelöſt), zu einem vorzüglichen Firniß auf Gemälde, Zeichnungen, Steindruck, Stahldruck ꝛc. Er wird vom Weingeiſt beim Reinigen nicht leicht angegriffen, aber, noch ſo trocken und hart, mit Lein- und Terpentinöl wieder erweicht und abgetupft. Dem Nachgelben iſt er weit weniger unterworfen, als der Maſtixfirniß. — Noch eignet ſich dieſes Harz ſehr gut zum Retouchirfirniß, da es, erwärmt, in jedem Verhältniß von Mohn- und Leinöl, ohne Zuſatz von Terpentinöl, klar aufgelöſt wird. — Will man Weingeiſtlack damit anfertigen, ſo muß dieſer ſtark genug ſeyn; das Harz wird damit gekocht, die Flüſſigkeit abgekühlt, wodurch das Unterharz ſich ausſcheidet, und hierauf hell abgegoſſen. Außer Terpentinöl ꝛc. ſind auch Fettöle gute Auflöſungsmittel des Dammarharzes. — Außerdem gebraucht man es, mit Calapusöl eingeteigt, in Indien, als Schiffspech, und in Siam und Boutam zu Fackeln. — Das unter dem Namen Dammar in Oſtindien bekannte Harz von Shorea robusta dient ebenfalls zu Schiffspech; (ſ. Rud. Brandes im Archiv des nordteutſchen Apothekervereins. XXX. 1. und in Schweigger-Seidel's Jahrb. der Chemie und Phyſik. 1829. 6. S. 242 ꝛc.; F. Lucanus Ebendaſ. 6. S. 60 ꝛc.; vergl. Deſſen Comment. de vernice picturis inducenda. Jenae 1829. 8.; und Erdmann's Journ. für techn. und ökonom. Chemie ꝛc. 1829. V. 4. S. 453 ꝛc. — Biltz in Trommsdorff's neuen Journ. XX. 1. S. 37. (*Th. Schreger.*)

DAMMARIE, Flecken im Bezirk Bar le Duc, des franz. Departement Maas, am Saulx, mit 80 Häuſern und 390 Einwohnern, hat einen Hohofen. (*H.*)

DAMMARIN nennt Rud. Brandes den Unterharzantheil des Dammarharzes, ſ. d. Art. (*Th. Schreger.*)

DAMMARPUTI (Harzſtein), Dammara alba Rumph., ein anfangs weiches und klebriges, aber an der Luft faſt, wie Copal, erhärtendes Harz, von ſchmutzig gelber Farbe. Es iſt nicht ganz durchſichtig, zerreiblich, läßt ſich mit den Zähnen zu Pulver zermalmen, hat weder Geruch, noch Geſchmack, und behält, mit rectificirtem Weingeiſt angefeuchtet, eine trockene Oberfläche. Das mit rectificirtem Weingeiſt behandelte Dammarputi-Pulver hinterläßt vielen pulverigen Rückſtand, deſſen unterharziger Miſchungstheil ſich in Äther auflöſt, und einen weichen, aber nicht zähen Rückſtand läßt; (vergl. Journ. de chim. med. etc. 1826. p. 469).

Damar oder Dammar nennt man auch einen Kunſt-Theer, der aus gepulvertem Kalk, Bambusrinde und dem Harze der Pimelea bereitet wird, und zum Kalfatern der Schiffe dient. (*Th. Schreger.*)

DAMMARTIN, Kantonſtadt im Bezirk Meaux des franz. Departement Seine und Marne, mit 340 Häuſern und 1918 Einwohnern. Sie liegt auf einer Anhöhe, welche eine ſchöne Ausſicht auf eine weite Ebene gewährt. (*Leonhardi.*)

DAMMBAU begreift alle die theoretiſchen und techniſchen Regeln und Vorſchriften, welche bei der Anlage und Ausführung, insbeſondere der Flußdämme, zu befolgen ſind. Auf mathematiſchen Grundſätzen beruhend, macht er einen weſentlichen Theil der Waſſerbaukunſt aus. (*v. Hoyer.*)

DAMMBEREITER, ein angeſtellter Aufſeher, welcher über die richtige Befolgung der über die Schonung der Dämme gegebenen Verordnungen wachen und die dagegen handelnden zur Beſtrafung anzeigen muß. (*v. Hoyer.*)

DAMMBRET, ein bewegliches Schutzbret in den Kunſtgräben der Bergwerke, um den Zufluß des Waſſers beliebig vermehren oder verringern zu können. (*v. Hoyer.*)

DAMMBRUCH, das Zerreißen des Dammes durch die Gewalt der Fluthen; auch der Ort, wo dieſe Zerreißung erfolgt. Der dagegen zu treffenden Vorkehrungen iſt oben (ſ. Artikel Damm) erwähnt worden. (*v. Hoyer.*)

DAMME, großherzoglich-oldenburgſches Amt in dem Kreiſe Vechta, welches bis 1816 von Hanover und Oldenburg gemeinſchaftlich beſeſſen wurde. Es liegt an dem fiſchreichen Dammerſee und beſteht aus 2 Kirchſpielen: 1) Damme, mit 1243 Häuſern und 7566 Einw., darin das große Dorf gleichen Namens mit 1 katholiſchen Kirche, 161 Häuſern und 967 Einw., welche 3 Kram-, Vieh- und Pferdemärkte halten; und 2) Neuenkirchen mit 343 Häuſern und 2271 Einw., darin das gleichnamige Dorf mit 91 Häuſern, 540 Einw. und 2 Kram-, Vieh- und Pferdemärkten. (Weimar. Handb. V. Bd. S. 559.) — In der Gegend von Damme finden ſich römiſche Denkmale; der Ort ſelbſt ſoll ſeinen Namen von dem Damme haben, den die Angrivarier gegen die Cherusker angelegt, und wobei Germanicus den Arminius geſchlagen hat. (*H.*)

Damme (51° 14′ Br. 24° 23′ L.), Stadt in dem Bezirk Brügge der belgiſchen Provinz Weſtflandern, an dem von der Lieve gebildeten gleichnamigen Kanale, welcher ſich in das Baſſin von Brügge mündet, mit 787 Einwohnern; war ſonſt eine Feſtung. (*Leonhardi.*)

DAMMERDE, die äußere, zur Vegetation geſchickte Lage unſeres Erdkörpers, deren Eigenſchaften ſich nach Verſchiedenheit ihrer Zuſammenſetzung ändern, je nachdem die Menge der einen oder der andern vorherrſchend iſt, ſie heißt auch Thau- oder Gartenerde. — 2) Die in Bergwerken auf erzhaltigem Geſtein liegende Erde, welche vorher hinweggeſchafft werden muß, um zu jenem zu gelangen; die obere Erde in Steinbrüchen; der Abraum. — 3) Die zu Anſchüttung eines Dammes taugliche und beſtimmte Erde. — 4) Bei dem Stück- und Glockengießer diejenige Erde, womit die Formen zu einem feſten Stande umdämmt und feſtgeſtellt werden. (*v. Hoyer.*)

DAMMERSFELD. Einer der höchſten Punkte des Rhöngebirges, wo nicht der höchſte. Die Dammersfelder Kuppe iſt 2840,7 pariſer Fuß über dem Spiegel des mittelländiſchen Meeres gelegen. Zu Zeiten der Fürſtbiſchöfe zu Fulda, war dieſes wegen ſeines üppigen Graswuchſes berühmte Dammersfeld in Verbindung mit ſeinem ebenfalls grasreichen und hohen Nachbar, dem Abtsrode, eine ſehr einträgliche Domaine, und es beſtand daſelbſt eine bedeutende Schweizerei, welche dem Hofe und fuldaſchen Lande von vielem Nutzen war. Es finden ſich noch dort die Schweizereigebäude; gegenwärtig wird nur das auf ſeinem großen kahlen Rücken wachſende Gras als gutes Bergfutter benutzt. (*Schneider.*)

DAMMGRUBE, eine ausgemauerte Grube vor dem Schmelzofen der Stück- und Glockengießereien, tief genug, um die aufrecht ſtehenden Formen der Geſchützröhre aufzunehmen, und ſo weit, daß ſie ſo viel Formen faßt, als Geſchütze auf einmal gegoſſen werden können. (*v. Hoyer.*)

Damm-Hagen ſ. Hagen. (Sect. II. Th. I. S. 162.)

DAMMHOLZ, ein Klöpfel von hartem Holz, um den weichen Formleimen an der Geſchützform feſtzuſchlagen; auch eine Art von Handramme, die Erde um die Formen feſtzuſtampfen. (*v. Hoyer.*)

DAMM-KAVEL, — LOOS oder **— PFAND**, derjenige Antheil eines Dammes, welcher den durch ihn geſchützten Anwohnern zur Unterhaltung anheim fällt. Dieſe Antheile ſind numerirt und durch eingeſchlagene Dammpfähle bezeichnet, damit ein genaues Regiſter, die Deichrolle, über ſie geführt werden kann. (*v. Hoyer.*)

DAMMLÄUFER oder **LOOPER**, ein 56 Fuß langes, 12 Fuß breites, 4 Fuß tiefes Fahrzeug, welches auf den holländiſchen Kanälen längs der Dämme geht. (*v. Hoyer.*)

DAMMLÜCKE heißt die in einen Damm zu dem Ausfluß des Waſſers gemachte Öffnung, welche mit Steinen oder Holz eingefaßt, und, als eine einfache Schleuſe, durch ein Schutzbret verſchloſſen, den Namen eines Siehles führt. — Auch die als Folge eines Dammbruches vorhandene Öffnung. (*v. Hoyer.*)

DAMM-MEISTER, der über den Bau, zur Leitung deſſelben, geſetzte Oberaufſeher, der auch die Aufſicht über den Zuſtand und die Unterhaltung deſſelben führt. Die in Hinſicht der letztern in dem Lande gegebenen Geſetze und Vorſchriften heißen die Dammordnung, welche zugleich die Beſtimmung enthält, wie die Anwohner (Dammpflichtige) in Hinſicht der dazu erfoderlichen Koſten heranzuziehen ſind. (*v. Hoyer.*)

DAMMPFÄHLE oder **DEICHSTÖCKE** bezeichnen die Antheile, welche bei einem Damme jedem Anwohner zu dem Bau und der Unterhaltung anheim fallen. — Pfähle, ſo beim Dammbau, beſonders bei den an den Dämmen vorkommenden Beſchädigungen gebraucht werden. (*v. Hoyer.*)

DAMMPLANKEN ſind 3 bis 4 Zoll dick, 8 bis 10 Zoll breit und 4 Fuß lang, und werden in den Gängen eingeſchoben, um das Abrollen des Geſteins zu verhindern. (*v. Hoyer.*)

DAMMPLATTE oder **SCHLACKENBLECH**, eine Platte von Gußeiſen, welche im hohen Ofen auf dem Wallſteine liegt, um auf derſelben die Schlacken abzuziehen. (*v. Hoyer.*)

DAMMSCHE SEE, der, in Pommern, wird faſt überall zu $\frac{1}{8}$ QM. angegeben, iſt etwa 2 Meilen lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit. Er erſtreckt ſich von der Stadt Damm bis zum Ausfluß der Ihna, wo ſich auch der große Oderſtrom mit ihm vereinigt, um gemeinſchaftlich die Damanſche zu bilden. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DAMMSETZER, ein Arbeiter beim Straßenbau, welcher das Pflaſterſetzen mit Steinen verrichtet und dazu angelernt iſt. (*v. Hoyer.*)

Dammstock ſ. Dammpfahl.

Dammwärter ſ. Dammmeister.

DAMMWASSER wird dasjenige Waſſer genannt, was bei undichten Dämmen durch die Erde ſeigt, und hinter dem Damme an der Böſchung derſelben herabfließt. (*v. Hoyer.*)

DAMM- oder **LUMPENZIEHER**, ein von $\frac{1}{2}$ Zoll ſtarkem Eiſen ſpiralförmig gegen einander doppelt zuſammen gewundenes Werkzeug, das, an eine Stange befeſtigt, bei dem Geſchütz zu dem Herausziehen der Pulverpatrone, oder der nach dem Schuſſe im Rohre zurückgebliebenen Zeuglappen dient. (*v. Hoyer.*)

DAMNA, Stadt in Serika, in den weſtlichen Theilen des Fluſſes Ochardus (Selengafluß), in einiger Entfernung gegen Norden von demſelben; die Bewohner der Umgegend hießen Damnä. (Ptol.) (*H.*)

DAMNII, eine anſehnliche Völkerſchaft in Britannia barbara (Schottland), auf der Weſtſeite des Landes von Weſt-Galloway bis an und über den Firth of Clyde hinaus. (*H.*)

DAMNO, des Belos Tochter, Gemahlin Agenors, Mutter des Phönix, der Iſäa und Melia. (Schol. Apollon. 3, 1185.) (*H.*)

DAMNONII, britiſche Völkerſchaft in dem jetzigen Devonſhire und Cornwallis. (*H.*)

DAMNONIUM, ein anderer Name für das Vorgebirge Ocrinum (ſ. Sect. III. Thl. I. S. 293), welchen es von der anwohnenden Völkerſchaft hat. (*H.*)

DAMO, nach Lyſis (Diog. Laert. 8, 42) und Jamblichos (c. 28), eine Tochter des Pythagoras. (S. d. Art.) (*H.*)

DAMOCHARIS, einer der Dichter der griechiſchen Anthologie, von welchem vier wenig anſprechende Epigramme 1) erhalten ſind, und deſſen Tod noch in einem Gedichtchen 2) des Paulos (Silentiarios zu Juſtinians Zeit) gefeiert wird. Hier heißt die Inſel Kos 3) ſein Vaterland; daher auch der Dorismus in der Namensform. Einiges Intereſſe gewinnt er für uns dadurch, daß er der Freund und Schüler des Anthologienſamlers Agathias genannt wird 4). So beſtimmt ſich ſein Zeitalter, um den Ausgang des fünften und den Anfang des ſechsten Jahrhunderts. Übrigens verband er, wie damals üblich, poetiſche Studien mit grammatiſchen, daher er geradezu Grammatiker 5) heißt, und bei Paulos 6) *γραμματικῆς ἱερὴ βάσις*, etwas hyperboliſch, wie ſich denken läßt. — Ein Damocharis wird in einem anonymen Epigramme 7) erwähnt als Richter in Smyrna, der die von einem Erdbeben heimgeſuchte Stadt durch ſeine angeſtrengten Bemühungen wieder in die Höhe gebracht habe. (Vergl. Jacobs im Catalogus poetarum epigrammaticorum (Anthol. Gr. XIII. p. 881.) (*Fr. Ritschl.*)

DAMOKLES, der Schmeichler des ältern Dionyſios in Sicilien, welchen dieſer an ſeine Stelle treten ließ, um ihn von der Glückſeligkeit, deren er genieße, zu überzeugen, und der ſich in dieſer Stelle höchſt glücklich fühlte, bis er das über ſeinem Haupte an einem Pferdehaar aufgehangene Schwert bemerkte. (Cic. Tusc. Qu. 5, 21.) (*H.*)

DAMOKRITOS oder DEMOKRITOS, aus Sikyon, Bildgießer, aus der attiſchen Schule des Kritias, und Schüler Piſons, blühte um Ol. 102. Pauſanias nennt ihn als Verfertiger der zu Olympia aufgeſtellten Statue des Hippon von Elea, der im Fauſtkampfe der Knaben ſiegte (5, 3), Plinius (H. N. 34, 19, 28) nennt ihn unter denen, welche Statuen von Philoſophen verfertigt haben. (*H.*)

DAMON, ein berühmter Sophiſt und Muſiker in Athen (wahrſcheinlich auch in Athen geboren), blühete ungefähr 440 bis 400 vor Chr. Geburt. Er war Schüler des Agathokles und Lehrer des Perikles. Auch Sokrates ſoll noch in ſeinem Alter von ihm die Muſik erlernt haben. Es iſt anzunehmen, daß man hier Muſik im ausgedehnten Sinne der Griechen zu verſtehen, und vor Allem die Regeln der Rhythmik in Bezug auf Dichtkunſt in dieſen Unterricht zu ziehen habe; denn Damon wird nicht blos ausdrücklich von den Alten als ausgezeichneter Rhythmiker gerühmt, ſondern es werden ihm auch überhaupt gelehrte Kenntniſſe zugeſprochen. Wurde er doch ſogar durch einen Volksbeſchluß aus Athen verwieſen, weil man glaubte, er habe den Perikles bei ſeinem Unterrichte in der Muſik hauptſächlich in der Kunſt des Herrſchens unterwieſen. — Cornel. Nepos gedenkt des Damon, als eines ſehr berühmten Mannes, im zweiten Kapitel des Epaminondas, wo es heißt: Nam et citharizare et cantare ad chordarum sonum doctus est (Epam.) a Dionysio, qui non minore in musicis gloria, quam *Damon* aut Lamprus, quorum pervulgata sunt nomina. — Er war alſo ein Citherſpieler, da er mit einem ſolchen zuſammengeſtellt und der Name des den Epaminondas unterrichtenden Flötenbläſers (Olympiodorus) erſt ſpäter angeführt wird. — Im 4ten Buche „von der Republik" erwähnt Plato eines Damon, und läßt ihn mit des Philoſophen großer Zuſtimmung folgenden Satz aufſtellen: „Nirgend ſind die Weiſen der Muſik verändert worden, ohne Umänderung der meiſten bürgerlichen Einrichtungen." (Man ſehe die Zweibrücker Ausg. VI. Bd. S. 336.) Es kann hier kaum von einem andern Damon, als von dieſem damals ſo allgemein berühmten, die Rede ſeyn. Nicht weniger preiſend gedenkt unſers berühmten Cithariſten Ariſtides Quintilianus, der ſeine 3 Bücher de Musica (herausgegeben von Meibom, 1652 zu Amſterdam) kurz nach Chriſti Geburt ſchrieb. Nach ihm ſoll Damon ein Meiſter in der Kunſt geweſen ſeyn, mit wohlgewählten Tönen angemeſſene Empfindungen auszudrücken. — Prinz gibt ihn in ſeiner „hiſtoriſchen Beſchreibung der edeln Sing- und Klingkunſt. Dresden 1690" im 2ten Kap. §. 39. S. 19., als den Erfinder der hypolydiſchen Tonart an (oder, ſetzt er hinzu, erfand ſie Polymneſt); und im 7ten Kap. §. 42. S. 79. wird er nach Plutarch für den Erfinder der lydiſchen Tonart ausgegeben, die der mixolydiſchen entgegengeſetzt iſt. — Forkel hat des Damon in ſeiner Geſchichte der Tonkunſt nicht gedacht. (*G. W. Fink.*)

DAMON, ein pythagoreiſcher Philoſoph, berühmt durch ſeine Freundſchaft zu Phintias, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Pythias 1). Die Haupt-

---

1) Anal. Brunck. III, 69. 70. 2) Anal. Brunck. III; 102. 3) S. auch Jac. Anth. Gr. XI. p. 192. 4) In Überſchriften der Pfälzer Handſchrift zu dem erſten Epigramm des Damocharis (ibid. p. 118) und dem angeführten des Paulus Silentarius (LXXXI.). 5) Ebendaſelbſt. 6) V. 3. 7) Anal. Brunck. III, 226.

1) Pythias, ſagt Lange a. a. O., iſt ſchwerlich je ein män-

quelle der Erzählung davon, wie ſie Ariſtoxenos aus dem Munde des jüngeren Dionyſios ſelbſt [2]), als dieſer, von der Herrſchaft vertrieben, zu Korinth Schule hielt, gehört zu haben verſichert, findet ſich bei Jamblichos im Leben des Pythagoras (§. 253. vergl. Porphyr. vit. Pyth. §. 59.). Daſelbſt heißt es: es galt eine Bürgſchaft auf Leben und Tod. Einige Vertraute des Dionyſios pflegten der Pythagoreer oft zu erwähnen und ihrer als Prahler und Aufſchneider zu ſpotten, indem ſie äußerten, daß es mit ihrem erhabenen Ernſte und mit ihrer erheuchelten Treue und Kaltblütigkeit bald ein Ende haben würde, wenn ſie in eine bedeutende Gefahr geriethen. Andere widerſprachen, und es entſtand darüber ein heftiger Streit. Nun wurde gegen Phintias eine Intrigue angeſponnen, ein Ankläger gegen ihn aufgeſtellt, der ihn beſchuldigte, einen gefährlichen Anſchlag mit einigen andern gegen Dionyſios gefaßt zu haben; dies wurde von jenen als Zeugen beſtätigt, und die Anklage bis zu einer großen Wahrſcheinlichkeit eingeleitet. Phintias gerieth über dieſe Rede in große Beſtürzung; als Dionyſios aber ausdrücklich erklärte, daß alles bereits genau unterſucht, und er ein Kind des Todes ſei, ſo erwiederte er, daß, wenn es ſo über ihn beſchloſſen ſei, er nur um den übrigen Theil des Tages bitte, um ſeine und Damons Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Denn dieſe Männer wohnten beiſammen in völliger Gemeinſchaft aller Dinge; Phintias aber, als der ältere, hatte den größten Theil der Hauswirthſchaft zur Beſorgung übernommen. Er bat daher zu dieſem Behuf um Loslaſſung und ſtellte Damon zum Bürgen. Dionyſios erzählte nun, daß er ſich verwundernd gefragt habe, ob es einen Menſchen gebe, der in einer Sache, die das Leben koſtet, Bürgſchaft zu leiſten wage. Auf die Bejahung wurde Damon herbeigeführt, der, als er das Geſchehene gehört, ſogleich einwilligte, Bürge zu werden und da zu bleiben, bis Phintias zurückkehrte. Dionyſios ſei nun dadurch in großes Erſtaunen verſetzt worden; die aber von Anfang an die Verſuchung angeſtiftet, hätten über Damon geſpöttelt, als ſei er verloren und wie eine Hirſchkuh (wie in Aulis bei Iphigenia) untergeſchoben. Als ſich aber die Sonne ſchon zum Untergange neigte, kam Phintias, um ſich der Todesſtrafe zu unterziehen. Darüber waren alle von großem Staunen ergriffen, Dionyſios ſelbſt aber, die Männer umarmend und küſſend, bat ſie, ihn als den dritten in ihren Bund aufzunehmen; allein trotz ſeines angelegentlichen Bittens willigten ſie auf keine Art in dies Verlangen ein. (Vergl. Cic. Tusc. Qu. 5, 22. Hier ohne Anführung der Namen, wie bei Lactant. inst. div. 5, 17.) Dieſe Erzählung iſt nachmals in Nebenumſtänden verſchiedentlich abgeändert (Cic. de offic. 8, 10. Valer. Max. 4, 7. Diodor. Exc. p. 554. ed. Wessel.) und zu poetiſchem Zweck ausgeſchmückt worden. Bekanntlich liegt ſie auch der Ballade Schiller's: die Bürgſchaft, zum Grunde. Der teutſche Dichter folgte hiebei dem Hygin (fab. 257), wo die beiden Freunde Möros und Selinuntius genannt werden (ſ. Lange, Literariſche Parallelen im N. T. Merkur. 1808. März. S. 183 fgg.). Dagegen berichtet Hygin (fab. 254), daß Damon ſeine Mutter, Pythias aber — oder wie Andere auch hier leſen Phintias — ſeinen Vater aus Feuersgefahr errettet habe. Andere erzählen dies von zwei Brüdern aus Catana, deren Namen aber ebenfalls ſehr verſchieden angegeben werden (ſ. Salmaſ. a. a. O.). *(H.)*

DAMON, William, Muſiker und Componiſt an der Londoner Hofkapelle in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., welcher die Pſalmen für die engländiſche Kirche zuerſt vierſtimmig ſetzte, die von einem ſeiner Freunde zum Druck befördert wurden. Sie kamen zu London 1579 heraus. Seine neuen Weiſen wurden aber von der Kirche nicht benutzt; man ſang die alten Pſalm-Melodieen. Er ſetzte daher ſpäter auch dieſe vierſtimmig nach damaliger Art. Der Tenor hatte die Melodie zu führen, wie es vorzüglich in den Pſalm-Melodieen der reformirten Kirche Sitte war. Noch ſpäter erſchien eine neue Ausgabe, wo die Melodieen dem Sopran zugetheilt wurden. Seine übrigen kirchlichen Compoſitionen ſcheinen nicht von Belang zu ſeyn. Es iſt uns keine zu Geſicht gekommen. Er iſt gegen 1690 geſtorben. *(G. W. Fink.)*

DAMOPHILA, eine muſikkundige Dichterin auf der Inſel Lesbos, wo ſie einer Akademie vorſtand, in welcher junge Griechinnen in den beiden, damals noch enger verbundenen Künſten, in Muſik und Dichtkunſt, unterrichtet wurden. Sie ſcheint in der Art der Sappho gedichtet zu haben, deren Freundin und Genoſſin ſie war. Daher wird auch die Erfindung der pamphiliſchen oder mixolydiſchen Tonart, bald der Damophila, bald der Sappho zugeſchrieben. Philoſtratos berichtet im Leben des Apollonios von Tyana, ſie habe die Hymnen verfaßt, die noch zu ſeiner Zeit zum Preiſe der Artemis geſungen wurden. Damophila war die Ehefrau des Pamphilus, und blühete in der 43. Olympiade, alſo ungefähr 600 vor Chr. Geburt. (S. Olear. de Poet. graecis.) *(G. W. Fink.)*

DAMOPHON, der einzige der Erwähnung würdige Meſſeniſche Bildhauer, der eine Zeitlang nach Phidias gelebt haben muß, da von ihm berichtet wird, er ſei von den Eleern beauftragt worden, die Statue des Zeus zu Olympia, an welcher die Fugen des Elfenbeins auseinander gegangen waren, zu reſtauriren. (Paus. 4, 31.) Pauſanias führt viele ſeiner Bildwerke an, und unter ihnen mehre Gottheiten der myſtiſchen Religion, zu welcher er hingeneigt zu haben ſcheint. Zu Ägium war, unter andern, von ihm eine Eileithyia, an welcher nur Geſicht, Hände und Füße von penteliſchem Marmor waren, das

---

licher Name geweſen; der Redner, der bisweilen ſo geſchrieben wird, heißt wie der Geograph Pytheas. Salmaſius zu Solin Kap. 5. hat bereits bemerkt, daß ſtatt Pythias ſtehen müſſe Pinthias. Nam Siculum nomen *φιντίας* et foemininum *φιντίς*. A verbo *φιλασθαι*, *φιλτός* amabilis. Unde et *φίλτρον* amatorium. Inde nomen proprium *φιλτίας*, quod Siculi dicebant *φιντίας*: ut *φιντατος* pro *φιλτατος* etc. (Plin. exercit. 78.). Vergl. Munker zu Hygin. 2) Nach Cicero Tusc. 5, 20. 22. wäre dieſe Begebenheit unter dem ältern Dionyſios vorgefallen; ein Irrthum, der nach Ariſtoxenos zu berichtigen iſt. S. Mahne in Schäfer's Thesaur. nov. crit. 1, 35.

übrige, weil es mit einem Gewand bedeckt wurde, von Holz. (Paus. 7, 23.) Unter mehren Statuen von ihm zu Megalopolis war eine Perſephone ebenſo gearbeitet. Zwei kleine Mädchen mit Blumenkörben auf den Köpfen wurden von einigen für Damophons Töchter, von andern für Athene und Artemis gehalten. (Paus. 8, 31.) (*H.*)

DAMOT (Damote, Damute), Provinz in Habeſch an der Oſtſeite des Nils, Gojam gegenüber, nördlich von den Gebirgen Amid-Amid, öſtlich vom Fluß Temri begrenzt. Dieſe Provinz, welche die Gallas in neueren Zeiten erobert haben, hat einen trefflichen Boden, großen Reichthum an Heerden; außerdem findet man Gold. Die meiſten Einwohner ſind Chriſten, aber mit Heiden gemiſcht (Bruce Reiſen von Volkmann. III, 255). (*L. F. Kämtz.*)

Damophilos ſ. Demophilos.

DAMOXENOS. Einer der Dichter der neuen Komödie, von dem nicht eben viel zu ſagen iſt. Athener heißt er bei Suidas und Eudokia (p. 131); ſonſt beruht unſere Kenntniß von ihm nur auf wenigen Stellen des Athenäos, aus welchem Suidas ſchöpfte. Die wichtigſte (III, p. 102. 103.) gibt ein bedeutendes Fragment des Dichters von einigen ſechzig Verſen, und dieſes wiederum eine Zeitbeſtimmung des Komikers. Ein gelehrter Koch wird darin eingeführt, der ſich als Schüler des Demokritos und Epikuros (Ol. 109, 4. — 127, 3.) bekennt. Vor Ol. 114, 2., in welches Jahr die Ankunft des jungen Epikuros in Athen fällt, darf natürlich das Stück, welchem jenes Fragment angehört, in keinem Falle geſetzt werden; doch dürfte die dramatiſche Laufbahn des Dichters auch nicht allzuweit hinauszurücken ſeyn. Denn in einem andern Bruchſtücke (bei Athen. XI, 469 a.) wird ein Abdäos erwähnt; dieſer aber iſt, wie ſowol der Zuſatz *ἐν Κυψέλοις* zu beweiſen ſcheint, als die anderweitig beglaubigte Verſpottung deſſelben durch die Komiker Herakleides und Antiphanes (Zenob. Prov. VI, 34.), kein anderer, als der im Olynthiſchen Kriege Ol. 108, 1. vorkommende Anführer der Miethstruppen des Makedonerkönigs Philippos [1]. (S. Athen. XII, 532. d. e. Schweighäuser Bd. VI, S. 431 f. S. 82. Clinton Fast. Hellen. S. 147 f. Krüg.). Von der dichteriſchen Thätigkeit des Damoxenos geben nur zwei von Athenäos erhaltene Komödientitel Zeugniß (ſ. die angeführten Stellen), welche ſchon an ſich auf die ſpätere Komödie hinweiſen. Einen *ἑαυτὸν πενθῶν* dichtete, wie Damoxenos, auch Menandros, ähnlich dem *ἑαυτὸν τιμωρούμενος* deſſelbigen, dem *ἑαυτοῦ ἐρῶν* des Antiphanes u. dergl. Unter dem Namen des andern Stückes, *σύντροφοι*, ſchrieben Alexis und Poſeidippos Komödien, und analog gebildete Benennungen bietet die Geſchichte des Dramas jener Zeiten in Menge. Übrigens läßt ſich aus den (ziemlich verderbten) Reſten, die beim Athenäos zu leſen ſind, nicht gerade etwas Charakteriſtiſches entnehmen, wie denn überhaupt die Gleichförmigkeit einer typiſch gewordenen Sprach- und Verstechnik als allgemeines Eigenthum der ſpätern Komödie ſich zu erkennen gibt. — Wenn übrigens in der Epitome des Athenäos (I, 15. b.) Verſe des Demoxenos angeführt werden, ſo iſt dies eben nichts als dialektiſcher Formenwechſel [2]. (*Fr. Ritschl.*)

DAMPF (engl. Steam, franz. vapeur). I. Theoretiſche Unterſuchungen über die Natur der Dämpfe. §. 1. Die Verwandlung tropfbarer Körper in elaſtiſche Dämpfe iſt ein ſo alltäglich wiederkehrendes Phänomen, daß es den erſten Menſchen ſchon auffallen mußte. Sobald daher die Philoſophen anfingen, die Erſcheinungen der Natur zu erklären, mußte nothwendig dieſer Vorgang einer der erſten ſeyn, für welchen eine Hypotheſe aufgeſtellt wurde. Auch dreht ſich die ganze Phyſik der Alten um dieſes und einige verwandte Phänomene. Setzt man ein offenes Gefäß mit Waſſer ins Freie, ſo vermindert ſich das Waſſer zuſehends, ein Theil von ihm verſchwindet, und zwar deſto ſchneller, je höher ſeine Temperatur iſt. Wo iſt dieſes Waſſer geblieben? Die Antwort auf dieſe Frage ergab ſich aus einem andern Vorgange. Wir ſehen, daß zu manchen Zeiten Waſſer in bedeutender Menge aus der Luft herabſtürzt, Waſſer, welches vorher in dieſer Geſtalt nicht vorhanden war. Es müſſen bei beiden Vorgängen Umwandlungen Statt finden; man nahm an, das Waſſer werde durch Wärme in Luft, dieſe aber wieder durch andere Proceſſe in Waſſer umgebildet. So hatte man hier zwei von den vier Elementen der Alten, welche bei dieſem Vorgange in einander übergingen.

§. 2. Dieſe Anſicht, mehr oder weniger abgeändert, machte einen wichtigen Abſchnitt in der Phyſik der Alten aus, und auch nach dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften wurde ſie beibehalten. Auch gegenwärtig noch herrſcht in der Phyſik eine ähnliche Hypotheſe, nur verſtehen wir gegenwärtig unter den Elementen der Alten die Aggregatformen der Körper. So lange keine chemiſchen Unterſuchungen über die verſchiedenen Gaſe, ſo lange keine Verſuche über die Expanſivkraft der Dämpfe angeſtellt waren, mußte dieſe geiſtreich erdachte Hypotheſe den meiſten bekannten Erſcheinungen entſprechen. Nachdem aber Ziegler ſeine Verſuche über Dämpfe, Lavoiſier, Prieſtley, Scheele und andere die über Gaſe angeſtellt hatten, zeigte ſich die Unhaltbarkeit des ganzen Syſtems. Jedoch hatten ſchon früher einige Naturforſcher gezeigt, daß keine ſolche Umbildung des Waſſers in Luft Statt finde. Namentlich leugnete Wolf dieſe Behauptung. Er brachte an die Öffnung einer Dampfkugel (ſ. §. 75.) ein gläſernes cylindriſches Gefäß, ließ den Dampf in dieſes ſtrömen, und da letzterer zu Waſſer condenſirt wurde, ſchloß er ſehr richtig, er könne nicht in Luft verwandelt ſeyn [1].

§. 3. Dieſe und die folgenden Unterſuchungen zwangen die Phyſiker, die ſämtlichen expanſibeln Körper in zwei Hauptklaſſen zu theilen, in die der Dämpfe und die der Gaſe. Werden expanſible Flüſſigkeiten in einem Gefäße abgeſperrt und dann einem ſtarken Drucke oder einer bedeutend niedrigeren Temperatur ausgeſetzt, ſo behalten einige ſtets die expanſible Geſtalt, ihr Volumen wird verkleinert, aber dergeſtalt, daß ſich dieſes bei gleichbleibender Wärme umgekehrt verhält, wie der einwirkende Druck. Man nennt Flüſſigkeiten dieſer Art Gaſe, permanent elaſtiſche Körper. Zu ihnen gehören z. B. trockene atmoſphäriſche Luft, Oxygen, Hydrogen ꝛc. Dagegen gibt es andere, welche unter den gedachten Umſtänden nicht mehr die expanſible Geſtalt behalten, ſich vielmehr in tropfbare Körper verwandeln; man bezeichnet dieſe Körper mit dem Namen Dämpfe, und zu ihnen gehören alle die Flüſſigkeiten, welche durch Einwirkung der Wärme aus tropfbaren Körpern, wie Waſſer, Weingeiſt, Äther ꝛc. entwickelt werden.

---

[1] Aus dem eben dort erwähnten Sculpturkünſtler Alkon läßt ſich um ſo weniger etwas ſchließen, als er in Gilligs Catal. Artific. p. 466 gewiß mit Recht als der ein Paar Male vorkommend mythiſche Künſtlername erklärt worden iſt.

[2] Ebenſo Damon und Demon, Damokles und Demokles ꝛc. vergl. Demochares, Damocharis. — Ein von dem Komiker verſchiedener Damoxenos kommt in Verſen des Anthippos vor bei Athen. IX, 403. e., ein namhafter Kunſtkoch, der ein tragiſches Ende nahm.

[1] Wolf nützliche Verſuche. Th. I, Kap. 7.

Dieſe Eintheilung der expanſibeln Flüſſigkeiten, welche lange Zeit die herrſchende war und es auch noch gegenwärtig iſt, ſcheint jedoch nur bis zu einer gewiſſen Größe des Druckes oder der Kälte richtig zu ſeyn. Unterſuchungen, welche Faraday anſtellte, haben gezeigt, daß viele Körper, welche bis dahin für Gaſe gehalten wurden, unter hinreichend großen Drucken und bei hinreichender Erniedrigung der Temperatur in tropfbare Körper verwandelt werden könnten. Zu Körpern dieſer Art gehören die Kohlenſäure, ſchwefelſaures Gas, Cyangas, Chlorgas, Ammoniakgas, Schwefelwaſſerſtoffgas u. ſ. w. Da jedoch zur Hervorbringung dieſer Wirkungen bedeutende Kräfte erfodert werden, und die gedachten Erſcheinungen ſich erſt zeigen, wenn die Temperaturen oder Drucke bedeutend von denen abweichen, bei denen wir unſere Verſuche anſtellen; ſo wollen wir doch die obige Eintheilung bei der Betrachtung dieſer Körper beibehalten, da die Überſicht der Erſcheinungen dadurch im hohen Grade erleichtert wird.

§. 4. Wird ein Gefäß mit Waſſerdampf gefüllt, ſo iſt der Dampf vollkommen durchſichtig, ſo lange als das Gefäß eine hinreichend hohe Temperatur hat. Laſſen wir durch eine Öffnung kalte Luft hineinſtrömen, ſo wird der Dampf undurchſichtig, noch ehe die Wände des Gefäßes mit Tropfen beſchlagen ſind, kleine Körper, dieſelben, aus denen der Nebel beſteht, verhindern den Durchgang der Lichtſtrahlen. Optiſche Unterſuchungen, von denen unter Dunſt die Rede ſeyn ſoll, ſcheinen zu beweiſen, daß wir es hier mit hohlen Kügelchen zu thun haben, welche Dampfbläschen heißen. Man nennt den Dampf in dieſem Falle, wo er nicht ganz durchſichtig iſt, Dunſt, während Dampf im engern Sinne den vollkommen durchſichtigen Dampf bezeichnet. Andere Schriftſteller, wie E. G. Fiſcher, kehren die Bezeichnung um [2]. Um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, wollen wir in der Folge die Bezeichnungen elaſtiſcher Dampf (oder ſchlechthin Dampf) und niedergeſchlagener Dampf anwenden.

§. 5. Die hohe Expanſivkraft der Dämpfe, die wirkende Urſache der Dampfmaſchinen, mußte längſt bekannt ſeyn, ehe ſie angewendet wurde, viele Unglücksfälle in den Fabriken und in der Haushaltung mußten ſie längſt erwieſen haben. Wird aus einem Stücke einer Thermometerröhre eine dünne Kugel von etwa einem Zolle Durchmeſſer geblaſen, dieſe mit Waſſer gefüllt, das übrig gebliebene Stück der Röhre dann zugeſchmolzen und die Kugel in der Flamme einer Weingeiſtlampe erhitzt, ſo verwandelt ſich das Waſſer in elaſtiſchen Dampf, welcher mit großer Kraft von innen nach außen wirkt, und die Kugel endlich mit ſtarkem Knalle zerſprengt. Tiſchler, welche Firniß bereiten, alte Weiber, welche ſich das Bette wärmen wollten, und dazu die verſchloſſenen mit Spiritus oder Waſſer gefüllten Gefäße in den warmen Ofen ſetzten, haben nicht ſelten die Erfahrung gemacht, daß die Wärmflaſchen und Gefäße, wol auch der ganze Ofen zerſprengt wurden. Dieſe große Expanſivkraft der Dämpfe kannte ſchon Heron von Alexandrien, Samuel Moreland, Baco von Verulam [3], Amontons, Papinus u. ſ. w., keiner aber von dieſen ſtellte genaue Unterſuchungen darüber an. Erſt in der Folge iſt dieſes mehrfach geſchehen; es zeigte ſich dabei, daß die Dämpfe verſchiedener Flüſſigkeiten eine ungleiche Expanſivkraft hatten. Wir ſehen uns daher genöthigt, die Dämpfe der verſchiedenen Flüſſigkeiten einzeln zu unterſuchen [4].

A. Waſſerdampf.

§. 6. Den erſten genauen Verſuch über die Elaſticität der Dämpfe ſtellte Cavendiſh im Jahre 1760 an; er fand nämlich, daß Waſſer im leeren Raume der Luftpumpe Dampf bilde, deſſen Elaſticität bei 72° F. einer Queckſilberſäule von ¾ Zoll das Gleichgewicht hielte [5]. Einige Jahre ſpäter machte Ziegler in ſeinem Specimen physico-chemicum de digestore Papini (4. Basileae 1769) eine Reihe von Verſuchen bekannt [6], die aber wegen Unvollkommenheit des Apparates wenig genau ſind. Indeſſen hatte Watt bei ſeinen Unterſuchungen über die Dampfmaſchinen im Winter 1764—1765 eine Reihe unvollkommener Meſſungen gemacht, welche er in den Jahren 1773 und 1774 mit vollkommenern Apparaten wiederholte [7].

Watt's Verſuche wurden nicht bekannt gemacht; der Franzoſe Bétancourt ſtellte daher eigene an, welche er im Jahre 1790 bekannt machte [8]. In der Folge wurden dieſe Unterſuchungen von mehren Phyſikern wiederholt, ſo von Robiſon [9], Schmidt [10], Biker und Rouppe [11] und Volta [12]. Die Arbeit des letztern iſt nie erſchienen, er ſcheint aber mehre ſehr intereſſante

---

[2] Theorie und Kritik der Verdunſtungslehre. 8. Berlin 1810. S. 7.

[3] Müſſchenbroek zu Experimenta Acad. del Cimento. II, 61.

[4] Eine Überſicht der meiſten bekannten Unterſuchungen habe ich gegeben in: Unterſuchungen über die Expanſivkraft der Dämpfe. 8. Halle 1826.

[5] *Robison* Mech. phil. III, 593. II, 23.

[6] Lambert Pyrometrie. §. 244. Meine Unterſuchungen. S. 3.

[7] *Robison* Mechanical philos II, 30. Meine Unterſuchungen. S. 4.

[8] *Bétancourt* sur la force expansive de la vapeur de l'eau. Paris 1790. *Prony* Journ. de l'école polytechn. Vol. I. cah. 2. p. 24. Meine Unterſuchungen. S. 7.

[9] *Robison* Mech. phil. II, 23.

[10] Gren neues Journal. IV, 251.

[11] Gilbert's Annalen X, 257.

[12] Opere di Volta. III, 381.

Reſultate gefunden zu haben, wie aus einem 1794 an Vaſſali-Eandi gerichteten Briefe hervorgeht.

Ein neuer Abſchnitt in dieſer Lehre beginnt mit John Dalton 13); während die älteren Phyſiker ihre Verſuche vorzugsweiſe in höheren Temperaturen angeſtellt hatten, richtete er ſein Augenmerk vorzüglich auf das Verhalten in Wärmegraden unter dem Siedepunkte des Waſſers, und hier machte er ſehr genaue Meſſungen. Aber es war nicht ſowol die Genauigkeit der letztern, als vielmehr die ſcharfſinnigen Folgerungen, die er daraus über das Verhalten der expanſibeln Körper herleitete, welche die Aufmerkſamkeit der Phyſiker auf dieſe Arbeit lenkten. Die Reſultate von Dalton, anfangs bezweifelt, wurden in der Folge durch Gay-Luſſac zum Theile beſtätigt, und fanden immer mehr Beifall. Um dieſelbe Zeit, wo Dalton ſeine Verſuche anſtellte, hatten auch Southern und Creighton ähnliche gemacht 14), die aber nicht ſo genau waren, als die Daltonſchen.

Inzwiſchen wurde es wünſchenswerth, daß Dalton's Meſſungen nochmals wiederholt würden, da ſich allerdings einige Einwendungen gegen den Apparat machen ließen. Ure entſchloß ſich zu dieſer Arbeit und machte ſeine Reſultate im J. 1817 bekannt 15). Arzberger in Wien 16), Chriſtian 17), Taylor 18), Clément 19) und andere wiederholten dieſe Verſuche, indem ſie theils ausführlichere Reihen von Verſuchen, theils einzelne Meſſungen bei beſtimmten Temperaturen anſtellten.

Auf dieſe Art lernte man die Expanſivkraft des Waſſerdampfes unter dem Siedepunkte des Waſſers und in etwas höheren Temperaturen kennen. Der Phyſiker ſowol als der Mechaniker reichten hiemit lange aus, da jener häufig nur die Expanſivkraft des Dampfes bei den gewöhnlichen Temperaturen, dieſer nur in Wärmegraden, die wenig über dem Siedepunkte lagen, zu kennen nöthig hatte. Indeſſen bald wurden Maſchinen mit hohem Drucke conſtruirt, der Dampf hatte hier ſehr hohe Temperaturen, und Exploſionen kamen häufig vor. Regirungen und Privatleute wurden hierauf immer aufmerkſamer; aber ſollten die Verſuche bei höheren Temperaturen genauer ſeyn, als die bis dahin angeſtellten, und auch einen größern Theil der Thermometerſcale umfaſſen, ſo wurden die erfoderlichen Apparate ſehr theuer und überſtiegen die Kräfte der Privatperſonen. Endlich gab die franzöſiſche Regirung zu dieſer Unterſuchung die nöthigen Koſten her, Fortin conſtruirte für die Akademie einen trefflichen Apparat, und Arago und Dulong wurden mit Anſtellung der Verſuche beauftragt.

§. 7. Stimmt auch im Allgemeinen das Verfahren, deſſen man ſich bei Beſtimmung der Expanſivkraft der Waſſerdämpfe bedient, in höheren und niederen Temperaturen überein, ſo laſſen ſich doch die Apparate auf mancherlei Art abändern, je nachdem man die Verſuche blos unter oder über dem Siedepunkte des Waſſers machen will. Es ſei ABC (Fig. 1.) ein gut ausgekochtes Heberbarometer, deſſen Angaben genau mit denen eines andern guten Barometers verglichen ſind. Der offene Schenkel dieſes Barometers habe eine Länge, welche der des verſchloſſenen gleich ſeyn möge. Hat man ſich durch die angeſtellten Meſſungen von der Güte der Scale überzeugt, ſo bringe man in den luftleeren Raum AD einige Tropfen Waſſer, ſogleich wird die Höhe FD der Queckſilberſäule weit geringer ſeyn, als in dem gewöhnlichen Barometer, der Unterſchied beider wird deſto größer, je höher die Temperatur iſt. In dem luftleeren Raume entwickeln ſich ſo viel Dämpfe als ſeiner Temperatur entſprechen. Dieſe dehnen ſich vermöge ihrer Expanſion ſo ſehr als möglich aus und wirken daher dem Luftdrucke entgegen. Geſetzt beide Barometer hängen in einem Raume, deſſen Temperatur etwa 20° C. betragen möge, zeigte das gut ausgekochte Barometer einen Luftdruck von 336‴ an, ſo würde dasjenige, in deſſen luftleerem Raume ſich Waſſer befindet, nur etwa auf 328‴,5 ſtehen, es würde alſo die Expanſivkraft des gebildeten Waſſerdampfes einen eben ſolchen Druck ausüben, als eine Queckſilberſäule von 336‴ — 328‴,5 = 7‴,5. Iſt bei einer Temperatur von 20° C. der Barometerſtand allgemein b, ſo beträgt die Höhe des dampfenthaltenden Barometers ſtets b — 7‴,5. Bezeichnen wir allgemein bei der Temperatur t den Barometerſtand mit b, den Stand in dem Dampfbarometer mit b′, ſo iſt die Größe b — b′ eine conſtante, und wir ſehen ſie daher als Maß der Expanſivkraft der Dämpfe an.

§. 8. Will man nun Verſuche bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmoſphäre anſtellen, ſo genügt es, beide Inſtrumente in ein Zimmer zu hängen, in welchem ſich die Wärme nur langſam ändert, und ihren Stand nebſt der entſprechenden Temperatur ſorgfältig aufzuzeichnen. Ich habe auf dieſe Art eine Reihe von Verſuchen bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmoſphäre angeſtellt. Soll aber die Expanſivkraft für höhere Temperaturen beſtimmt werden, ſo muß man künſtliche Wärme anwenden. Dalton nahm ein langes cylindriſches Glasgefäß, in das er das ganze Barometer ſtellen konnte, und goß nach und nach warmes Waſſer hinein. So wie die Temperatur ſtieg, entwickelte ſich in dem Raume AD Dampf von höherer Expanſivkraft, das Queckſilber ſank bei D, ſtieg bei E, bis endlich bei der Temperatur des ſiedenden Waſſers D und E in einerlei Niveau lagen. Wurde neben dem jedesmaligen Thermometerſtande die Länge der getragenen Queckſilberſäule gemeſſen und dieſe von dem Barometerſtande ſubtrahirt, ſo erhielt man dadurch die jeder Temperatur entſprechende Expanſivkraft des Dampfes.

Das Verfahren von Dalton iſt einfach, gibt aber zu manchen kleinen Fehlern Veranlaſſung. Es hält nämlich ſchwer, daß die ganze Waſſermaſſe in der Höhe und Tiefe einerlei Temperatur habe, daher iſt es ſchwer, die Wärme in dem Raume AD genau anzugeben. Das Waſſer muß ſorgfältig umgerührt werden und hiedurch ſelbſt wird keine völlig gleiche Temperatur hergeſtellt.

---

13) Gilbert's Annalen. XV, 1. Meine Unterſuchungen. S. 22. 14) *Robison* Mech. phil. II, 160. 15) Phil. Trans. 1818. p. 338. 16) Jahrb. d. polyt. Inſt. in Wien I, 144. 17) Mecanique industr. II, 227 bei Muncke in Gehler's phyſ. Wörterbuch N. A. II, 337. 18) Phil. Mag. IX, 452. bei *Tredgold* on steam engine. 4. London 1827. p. 72. 19) Bei *Tredgold* p. 73.

Biot[20]) räth an, man ſollte in das Gefäß mehre Thermometer in verſchiedenen Höhen befeſtigen und annehmen, daß die beobachtete Expanſivkraft ihrem arithmetiſchen Mittel entſpreche; jedoch wird auch dadurch der Fehler nicht entfernt, wie folgender einfache Verſuch zeigt. Biegt man den obern Theil der Glasröhre AD, ſo daß er faſt horizontal liegt, und erhitzt dann das darin befindliche Waſſer durch eine Lampe, ſo wird die Größe DF immer kleiner. Jetzt halte man an den Theil der Röhre, welcher mit Dampf angefüllt iſt, ein Stück Eis, kaum bringt die Kälte durch das Glas in das Innere, ſo ſteigt das Queckſilber mit großer Schnelligkeit in die Höhe und die Expanſivkraft wird weit kleiner als diejenige, welche dem arithmetiſchen Mittel beider Temperaturen entſpricht.

Durch Abänderung der Erwärmungsmethode hat Ure dieſen Übelſtand vermieden. Ein Gefäß GIG′ von einigen Zoll Durchmeſſer und Höhe wird über den verſchloſſenen Schenkel der Barometerröhre geſchoben und bei I ſo befeſtigt, daß nie Waſſer durch die Verbindung durchdringen kann. Bei D wird dann ein Ring von Platinadraht auf die Röhre geſchoben. Bis zu ihm muß ſtets das Queckſilber in dem verſchloſſenen Schenkel ſteigen, ſo daß nur der wenige Zoll lange Raum AD mit Dämpfen gefüllt iſt. Um die Erwärmung dieſes Raumes vorzunehmen, wird das Gefäß GIG′ mit Waſſer gefüllt und dieſes entweder durch untergeſetzte Lampen oder durch Zugießen von heißerem Waſſer erwärmt; ein Thermometer H iſt dazu beſtimmt, den Wärmegrad des Dampfes anzugeben. Geſetzt nun, der Apparat ſei anfänglich ſo eingerichtet geweſen, daß die Grenzen der Queckſilberſäule bei D und E gelegen hätten, ſo wird dieſes bei einer andern Temperatur nicht mehr ſtatt finden. Wird das Waſſer erwärmt, ſo erhält der Dampf eine größere Expanſivkraft, und die Oberfläche der Queckſilberſäule in dem verſchloſſenen Schenkel rückt nach K. Um dieſe bis zum Index D zurückzuführen, wird in den offenen Schenkel C ſo lange Queckſilber geſchüttet, bis dieſes in dem offenen Schenkel bei L, in dem verſchloſſenen wieder bei D ſteht, die Länge DM von dem gleichzeitig beobachteten Barometerſtande ſubtrahirt gibt dann die Expanſivkraft an. So wie die Temperatur ſteigt, wird in den offenen Schenkel C ſo lange Queckſilber gegoſſen, bis es in dem verſchloſſenen wieder bei D ſteht.

Wird gleich durch dieſe Einrichtung der gerügte Fehler vermieden, ſo liegt in ihm doch eine andere Klaſſe von Fehlern; es iſt der angegebene Apparat ſo eingerichtet, daß er nur dann angewendet werden kann, wenn die Temperatur des Dampfes ſtationär iſt oder ſteigt. Die Kugel des Thermometers wird theils wegen der geringeren Dicke des Glaſes, theils wegen der beſſern Wärmeleitung des Queckſilbers den Temperaturveränderungen leichter folgen, als das in der dickern Barometerröhre enthaltene Waſſer und der aus ihm entwickelte Dampf. Wird daher die Erwärmung nicht ſehr langſam vorgenommen, ſo wird die gefundene Expanſivkraft einer Temperatur entſprechen, welche kleiner iſt, als diejenige, welche das Thermometer angibt. Eine einfache Abänderung des Apparates dürfte auch dieſen Fehler entfernen. Statt nämlich eine einzige Glasröhre zu nehmen und dieſe bei B zu biegen, kann man die Röhren AB und BC in ein ſtählernes Gefäß kitten, an welchem ein Hahn angebracht iſt, durch welchen man nach Belieben Queckſilber auslaufen läßt. Wird nun die Temperatur des Dampfes erhöht, ſo hält man ſich ſtrenge an das Verfahren von Ure; hat man die Verſuche bis zu der höchſten beabſichtigten Temperatur fortgeſetzt, ſo läßt man das Waſſer erkalten, die Expanſivkraft des Dampfes wird geringer und das Queckſilber ſteigt über D nach dem Punkte N. Jetzt wird der Hahn geöffnet und ſo lange Queckſilber abgelaſſen, bis dieſes wieder bei D ſteht. Auf dieſe Art iſt man im Stande, Verſuche ſowol bei ſteigender als bei abnehmender Temperatur anzuſtellen, und wenn dann das Thermometer der Temperatur und Expanſivkraft des Dampfes vorauseilte, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß durch das arithmetiſche Mittel der Meſſungen die entgegengeſetzten Fehler compenſirt werden.

§. 9. Die Apparate zur Beſtimmung der Expanſivkraft der Dämpfe in Temperaturen unter dem Siedepunkte des Waſſers ſind noch auf mancherlei Art conſtruirt worden. Wegen der Berühmtheit des Experimentators möge hier noch der Apparat von Watt erwähnt werden[21]). An eine Barometerröhre BC (Fig. 2.) von 36 Zoll Länge wurde eine Kugel A von etwa 1½ Zoll Durchmeſſer geblaſen, bei B etwas Papier um die Kugel gewickelt und die Röhre durch den coniſchen Anſatz eines zinnernen Gefäßes FF′ geſteckt. Hierauf wurde die Kugel nach Umkehrung des Apparates mit reinem Queckſilber, die Röhre mit friſch ausgekochtem deſtillirten Waſſer gefüllt. Der Apparat wurde nun in die in Fig. 2. abgebildete Lage gebracht, indem die Röhre bei C mit dem Finger verſchloſſen und in das Queckſilbergefäß G geſetzt wurde. Das Waſſer ſtieg nach oben, und wurde durch mehrfaches Umkehren der Röhre von aller Luft befreit. Endlich wurde das Gefäß FF′ mit Waſſer gefüllt, dieſes durch eine untergeſetzte Lampe E erwärmt und ſeine Temperatur durch das Thermometer H gemeſſen. Die Dämpfe trieben das Queckſilber herab bis D und die Größe CD von dem Barometerſtande ſubtrahirt, gab die Expanſivkraft an.

Watt ſelbſt war mit den Reſultaten ſeiner Verſuche nicht ſehr zufrieden[22]) und er foderte daher Southern zu dieſer Unterſuchung auf. Andere Phyſiker haben dagegen ſeinen Meſſungen einen größern Werth beigelegt, als ſie zu verdienen ſcheinen[23]). In dem Apparate ſelbſt liegt nämlich eine conſtante Fehlerquelle, und daher ſind auch die von Watt gefundenen Größen kleiner als die von andern Experimentatoren angegebenen. Indem nämlich nur die Kugel A erwärmt wird, iſt das Röhrenſtück BD der Temperatur der äußern Atmoſphäre ausgeſetzt, hat eine geringere Wärme, und ſo

---

20) Traité de physique I, 268.

21) *Robison* Mech. phil. II, 30.

22) With the whole of the observations, I was, after all, by no means satisfied, ſo lauten Watt's eigene Worte. *Robison* Mechan. phil. II, 34.

23) Muncke in Gehlers phyſ. Wörterb. II, 317.

findet eine continuirliche Deſtillation des Waſſers aus A nach D ſtatt, die Expanſivkraft iſt kleiner als diejenige, welche der Temperatur der Kugel A entſpricht.

§. 10. Bei den bisher entwickelten Methoden wurde die Expanſivkraft durch den Druck der Atmoſphäre beſtimmt, indem man die beiden Barometer verglich und den Theil des Atmoſphärendruckes beſtimmte, welchem die Expanſivkraft des Dampfes das Gleichgewicht hielt. Man kann jedoch auch bei Temperaturen unter dem Siedepunkte direct die Queckſilberſäulen meſſen, welche von dem Dampfe getragen werden. Man verfertige ein Heberbarometer, erweitere aber den offenen Schenkel zu einer Kugel, welche man ſchon ſo bläſt, daß ſich ihr oberes Ende in der Folge leicht zuſchmelzen läßt. Nachdem der Apparat ſo vorgerichtet iſt, wird das Barometer wie gewöhnlich ſorgfältig ausgekocht. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird die Kugel zum Theil mit Waſſer gefüllt, dieſes bis zum Sieden erhitzt und durch die entwickelten Dämpfe die Luft hinausgetrieben. Hält man die Kugel für luftleer, ſo wird ſie ſchnell zugeſchmolzen. So wie die Temperatur der Kugel und mithin die Elaſticität der in ihr enthaltenen Dämpfe kleiner wird, ſinkt das Queckſilber in der Röhre und ſteigt in die Kugel. Man muß deshalb die Kugel gleich anfänglich ſo groß machen und nur ſo weit mit Waſſer füllen, daß ſie auch bei den niedrigſten Temperaturen, bei denen Verſuche gemacht werden ſollen, nicht ganz von Queckſilber gefüllt wird. Soll nun mit dieſem Apparate die Expanſivkraft der Dämpfe beſtimmt werden, ſo wird die Kugel in ein Gefäß mit Waſſer geſtellt, dieſes erwärmt und ſeine Wärme durch ein Thermometer gemeſſen. Die Höhe des Queckſilbers in der Röhre über der im Gefäße gibt dann die Queckſilberſäule an, mit welcher die Elaſticität des Dampfes im Gleichgewichte ſteht.

Einer ähnlichen Vorrichtung bediente ſich G. G. Schmidt bei ſeinen Verſuchen[24] und in etwas abgeänderter Geſtalt auch Muncke[25]. Neuerdings iſt dieſelbe von Prechtl[26] empfohlen und von Auguſt[27] benutzt worden, um die Expanſivkraft des Dampfes bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmoſphäre zu beſtimmen.

Man kann ſich bei dieſen Unterſuchungen auch einer guten Luftpumpe bedienen. Stellt man unter den Recipienten neben die Barometerprobe ein Gefäß mit Waſſer, und erwärmt den Apparat, ſo entwickeln ſich Dämpfe; wird dann ſchnell ausgepumpt, ſo ſind wir bei einer Temperatur von 20 bis 30 oder mehr Graden im Stande, die Luft ſo weit zu verdünnen, daß die Elaſticität des nicht mit den Dämpfen fortgegangenen und zurückgebliebenen Theiles kaum Beachtung verdient. Setzt man nun den Recipienten verſchiedenen Temperaturen aus, ſo kann der Stand der Barometerprobe als die Größe angeſehen werden, welche dem Drucke des Dampfes das Gleichgewicht hält. Dalton und Muncke haben auf dieſe Art mehre Verſuche angeſtellt.

§. 11. Wenn wir auf dieſe Art die Expanſivkraft des Dampfes beſtimmen, ſo finden wir, daß ſie immer größer wird, je höher die Temperatur ſteigt; ſelbſt bei den niedrigſten Temperaturen, bei denen wir Verſuche anſtellen können, iſt ſie nicht verſchwunden, und es iſt dieſe Thatſache eine von denen, durch welche Dalton die Wiſſenſchaft bereichert hat, indem ältere Phyſiker annahmen, daß ſie bei der Temperatur des Gefrierpunktes verſchwinde, wie dieſes die von Watt, Betancourt, Schmidt und Robiſon mitgetheilten Tafeln beweiſen. Bei der Temperatur des ſiedenden Waſſers beträgt die Elaſticität 28 Zoll, und da der Druck einer Queckſilberſäule von 28 pariſer Zollen mit dem Namen Atmoſphärendruck bezeichnet wird, ſo ſagt man, der Dampf des ſiedenden Waſſers habe eine Elaſticität von einem Atmoſphärendrucke.

§. 12. Bei Betrachtung der Elaſticität des Waſſerdampfes müſſen wir zwei Fälle wohl unterſcheiden. Es iſt bei den bisherigen Unterſuchungen vorausgeſetzt worden, daß in dem luftleeren Raume, in welchem ſich die Dämpfe entwickelten, noch ſtets tropfbares Waſſer enthalten ſei; nehmen wir ein eben ſolches Gefäß und bringen in dieſes nur wenig Waſſer, ſo kommt bei der Erwärmung endlich ein Punkt, wo alles Waſſer die Dampfgeſtalt angenommen hat, bis zu dieſer Temperatur war die Expanſivkraft eben ſo groß als in einem Gefäße, in welchem überſchüſſiges Waſſer vorhanden war; über dieſen Punkt hinaus wächſt ſie zwar ebenfalls mit der Erwärmung, aber viel langſamer, der Raum enthält wegen des Waſſermangels nicht ſo viel Dämpfe, als er bei dieſer Temperatur enthalten könnte, er iſt nicht mit Dämpfen geſättigt, während ein Raum mit Dämpfen geſättigt heißt, wenn er ſo viel Dämpfe enthält, als er aufnehmen kann.

Iſt alles in einem Gefäße enthaltene Waſſer in Dampf verwandelt, ſo dehnt ſich der gebildete Dampf durch die Wärme nach den Erfahrungen von Gay-Luſſac[28] ebenſo aus, wie jedes trockne Gas, und dieſes gilt nicht nur vom Waſſerdampfe, ſondern von jedem andern Dampfe. Iſt alſo E die Elaſticität bei 0°, E' die bei der Temperatur von $t°$ nach dem hunderttheiligen Thermometer, ſo wird

$$E' = E\,(1 + 0{,}00375\,t).$$

Dieſes einfache Geſetz ſetzt uns in den Stand, die Temperatur zu beſtimmen, bei welcher ein Raum von einer gegebenen Dampfmenge eben mit Dämpfen geſättigt iſt, eine Aufgabe, welche uns in der Folge von Wichtigkeit ſeyn wird, und welche wir genauer durch Rechnung als durch unmittelbare Beobachtung löſen können. Wir dürfen nämlich das Gefäß nur fortdauernd erwärmen und die Expanſivkraft des Dampfes beobachten; ſind wir auf dieſe Art über die Temperatur hinausgekommen, bei welcher die Dampfmenge den Raum eben ſättigte, ſo wächſt die Expanſivkraft ſehr langſam. Man erhitze den Apparat bis zu einer Temperatur t'', welche 10 oder mehre Grade über derjenigen liegt, von welcher die langſame Zunahme der Elaſticität anfing; die entſprechende Elaſti citát ſei E″. Bei einer andern Temperatur t′ wo der Raum ebenfalls nicht mit dieſen Dämpfen geſättigt iſt, ſei die Elaſticität t′. Iſt nun E die Elaſticität derſelben Dampfmenge, welche bei der Temperatur von 0° einen Raum nicht ſättigt, ſo iſt

---

[24] Gren Journal IV, 279.

[25] Muncke Naturwiſſenſchaftliche Abhandl.

[26] Zeitſchrift für Mathematik und Phyſik I, 383.

[27] Poggendorff's Annalen.

[28] *Biot* Traité de physique.

$$E' = E\,(1 + 0{,}00375\,t')$$

$$E'' = E\,(1 + 0{,}00375\,t'')$$

daraus $E' = E'' \dfrac{1 + 0{,}00375\,t'}{1 + 0{,}00375\,t''}$.

Um daher die Temperatur zu finden, bei welcher der Raum eben mit Dämpfen geſättigt iſt, meſſe man die zu t′ gehörigen Werthe von E′, ſetze ſodann in den obigen Ausdruck für E′ einen kleinern Werth von t′ und vergleiche die beobachteten Werthe mit den berechneten. Kommt endlich ein Punkt, von welchem an die berechneten Expanſivkräfte größer werden als die beobachteten, ſo kann man annehmen, daß die Temperatur, bei welcher dieſe Abweichung anfängt, diejenige iſt, bei welcher der Raum eben mit Dämpfen geſättigt iſt.

§. 13. Die bisher mitgetheilten Methoden bezogen ſich nur auf die Beſtimmung der Expanſivkräfte, welche kleiner waren, als ein Atmoſphärendruck. Dies Verfahren von Dalton und Ure läßt ſich auch auf größere Drucke anwenden; man ſetzt nämlich auf die Röhre BC (Fig. 1.) neue Röhren, erwärmt den Dampfraum AD aber nicht mehr durch warmes Waſſer, ſondern durch warmes Öl, weil dieſes bis zu höheren Temperaturen erhitzt werden kann, und gießt jedesmal bei ſteigender Temperatur in den offenen Schenkel ſo lange Queckſilber, bis dieſes im verſchloſſenen wieder bei D ſteht. Die Länge der Queckſilberſäule über dem Niveau von D zu dem gleichzeitig beobachteten Barometerſtande addirt, gibt dann die Größe der Expanſivkraft an. Da jedoch in dieſem Falle der größte Theil der unter D liegenden Röhre völlig unnöthig iſt, ſo ändert Ure den Apparat für größere Drucke dergeſtalt ab, daß er die Röhre ſchon bei K biegt; dadurch wird der Apparat um vielleicht 2 Fuß kürzer und compendiöſer.

Iſt dieſes Verfahren gleich das zweckmäßigſte und natürlichſte, ſo treten ſeiner Anwendung für Drucke von mehren Atmoſphären doch bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Gehen wir nämlich bis zu einem Drucke von 10 und mehren Atmoſphären, ſo iſt der Apparat der Gefahr ausgeſetzt, zerbrochen zu werden. Die aus Stücken zuſammengeſetzte Glasröhre von 30 oder mehr Fuß Länge biegt ſich, und wird ſie eingeklemmt, ſo kann ſie durch die von der Temperatur abhängigen Änderungen der Dimenſionen leicht zerbrochen oder zerriſſen werden [29]. Ein Apparat aber, bei welchem alle dieſe Fehler vermieden ſind, wird im hohen Grade zuſammengeſetzt und theuer. Man hat deshalb bei höheren Temperaturen zwei andere Methoden benutzt, es iſt der Druck auf eine Fläche von beſtimmter Größe entweder durch Gewichte oder durch Compreſſion von Luft beſtimmt worden.

§. 14. Geſetzt in einem verſchloſſenen Gefäße entwickele ſich Dampf von großer Spannung, ſo wird dieſer einen Druck gegen die innern Wände ausüben; iſt die Elaſticität bekannt, ſo läßt ſich die Größe deſſelben durch das Gewicht einer Queckſilberſäule beſtimmen, deren Länge die Expanſivkraft, deren Baſis die gedrückte Fläche iſt. Bringt man nun an einer Stelle des Apparates ein Ventil an, ſo wird es vom Dampf fortgeſchleudert; um dieſes zu verhindern, müſſen wir das Ventil mit einem Gewichte beſchweren. Iſt das Gewicht bekannt, bei welchem das Ventil eben liegen bleibt, ſo läßt ſich aus der Größe des Ventils die Länge einer Queckſilberſäule herleiten, welche genau denſelben Druck ausüben würde.

Mehre ältere Experimentatoren, wie Biker, Bétancourt und andere haben dieſes Verfahren angewendet. Die genauſten Verſuche mit dieſem Apparate rühren indeſſen von Arzberger her [30]. Eine knieförmig gebogene eiſerne Röhre ABC (Fig. 3.) wurde ſo auf drei Füße geſtellt (dieſe ſind in der Zeichnung fortgelaſſen), daß der kürzere Schenkel lothrecht ſtand, das andere ſchrägliegende Ende aber bis nahe zu gleicher Höhe mit dieſem aufſtieg. In den kürzeren Schenkel C war ein ſtählerner Anſatz DE mit einem eingeſchliffenen Kugelventile H geſchroben, welches beim Aufſpringen durch den Stift H am Abgleiten aus ſeiner Öffnung gehindert wurde. Über der Kugel befand ſich ein Träger G, der an ſeinem obern Ende ausgeſchlitzt das Zapfenlager für den Drehpunkt einer Wage bildete. Der eine Arm des Balkens wurde bei I von einem gut befeſtigten Haken getragen, bei L dagegen hing die Schale, auf welche Gewichte gelegt wurden, welche das Ventil gegen die Öffnung hinabdrückten. An dem Ende bei A war ein Thermometer M luftdicht in die Röhre geſchoben. Eine kleine Röhre B diente dazu, vermittelſt eines hier nicht abgebildeten kleinen Druckwerkes Waſſer in die Röhre zu pumpen. War der Apparat anfänglich mit Waſſer gefüllt, ſo wurde dieſes ſtark erhitzt, der Hahn bei A geöffnet und dadurch die vorhandene Luft vermittelſt des ſtark erhitzten Dampfes ausgetrieben. Der Hahn wurde geſchloſſen und das Ventil vermöge der Wage ſo lange belaſtet, bis es genau ſchloß und keinen Dampf entweichen ließ. Aus dem Querſchnitte der Öffnung des Ventiles und ſeiner Belaſtung wurde der Druck der Dämpfe hergeleitet, dieſem der gleichzeitig beobachtete Barometerſtand zugefügt und auf dieſe Weiſe die ganze Expanſivkraft durch die Länge einer Queckſilberſäule gefunden.

Die Verſuche wurden mit Sorgfalt angeſtellt und verdienen deshalb Zutrauen. Indeſſen ſind hiebei manche Fehler möglich, es hält ſchwer alle Reibung des Ventiles zu vermeiden und genau die eben erfoderliche Belaſtung zu beſtimmen [31]. Das Thermometer wird hier von dem Dampfe ſelbſt zwar erwärmt und es ſcheint, man werde dadurch genau die Temperatur erhalten; wir müſſen jedoch erwägen, daß die Dämpfe von hoher Elaſticität die Kugel comprimiren, die Angaben des Thermometers alſo vergrößern; es hält endlich ſchwer in der

---

29) Dulong u. Arago in Schweigger's Jahrb. XLIX.

30) Jahrbücher des polyt. Inſtituts zu Wien I, 144; in Gehler's Wörterb. II, 335.

31) Dulong und Arago in Schweigger's Jahrb. LIX 189.

ganzen Länge der Röhre genau dieſelbe Wärme zu erhalten, wodurch neue Fehler entſtehen können.

§. 15. Man kann auch die Elaſticität des Dampfes dadurch beſtimmen, daß man eine gegebene Menge von trockner Luft durch den Dampf comprimiren läßt. Schon **Mayer** hatte einige wenige Verſuche auf dieſe Art angeſtellt, in neueren Zeiten haben es **Dulong** und **Arago** angewendet 32), und dieſe Verſuche dürften wol zu den genaueſten gehören, welche bisher angeſtellt worden ſind. Nachdem ſie ſich durch directe Meſſungen von der Richtigkeit des Mariotteſchen Geſetzes bis zu Drucken von 27 Atmoſphären überzeugt hatten, ſo ließen ſie dieſelbe Menge trockener Luft, mit welcher ſie dieſe Verſuche gemacht hatten, durch Dampf zuſammendrücken und leiteten daraus die Länge der Queckſilberſäule her. Da indeſſen der Apparat ſehr zuſammengeſetzt iſt, ſo verweiſe ich wegen ſeiner Einrichtung auf die erwähnte Abhandlung, wo die einzelnen Theile auf mehren Tafeln abgebildet ſind.

§. 16. Es würde mich hier zu weit führen, ſollte ich die von verſchiedenen Experimentatoren erhaltenen Größen einzeln mittheilen. Ich gebe daher zwiſchen den Temperaturen von — 15° und + 21° R die von mir erhaltenen Größen, von 25° bis 80° das Mittel derjenigen Meſſungen, welche ich in meinen Unterſuchungen über die Expanſivkraft der Dämpfe (S. 41.) mitgetheilt habe; von 99° R an ſind die von **Dulong** und **Arago** gefundenen Größen angegeben. Bei dieſen, ſowie meinen eigenen Verſuchen, iſt die Länge der Queckſilberſäule auf 0° reducirt. Ob dieſes auch von 25° bis 80° geſchehen ſei, läßt ſich nicht beſtimmen, da die Beobachter nichts darüber ſagen. In der folgenden Tafel gibt die erſte Spalte die Temperatur nach dem Reaumurſchen Thermometer, die zweite die Expanſivkraft in pariſer Linien, die dritte in Millimetern, die vierte endlich die Temperatur in Graden des hunderttheiligen Thermometers, wobei ich einfach angenommen habe, daß 80° R und 100° C identiſche Temperaturen ſeyen.

Temperatur R	Expanſivkraft.		Temperatur C
	pariſer Linien	Millimeter	
— 15°	0,48	1,08	— 18,75°
— 14	0,54	1,22	— 17,50
— 13	0,62	1,40	— 16,25
— 12	0,69	1,56	— 15,00
— 11	0,75	1,69	— 13,75
— 10	0,81	1,83	— 12,50
— 9	0,87	1,96	— 11,25
— 8	0,98	2,21	— 10,00
— 7	1,10	2,49	— 8,75
— 6	1,19	2,69	— 7,50
— 5	1,28	2,89	— 6,25
— 4	1,42	3,16	— 5,00
— 3	1,54	3,48	— 3,75
— 2	1,69	3,82	— 2,50
— 1	1,86	4,20	— 1,25
0	2,04	4,59	0
+ 1	2,25	5,08	+ 1,25
2	2,45	5,53	2,50
3	2,71	6,11	3,75
4	2,93	6,61	5,00
5	3,19	7,20	6,25
6	3,47	7,83	7,50
7	3,77	8,51	8,75
8	4,07	9,18	10,00
9	4,43	9,99	11,25
10	4,70	10,60	12,50
11	5,07	11,44	13,75
12	5,50	12,41	15,00
13	5,96	13,45	16,25
14	6,41	14,46	17,50
15	6,90	15,57	18,75
16	7,49	16,90	20,00
17	8,05	18,16	21,25
18	8,71	19,65	22,50
19	9,28	20,93	23,75
20	10,00	22,56	25,00
21	10,86	24,50	26,25
25	14,32	32,30	31,25
30	20,35	45,91	37,50
35	28,59	64,50	43,75
40	39,23	88,50	50,00
45	54,07	121,98	56,25
50	72,80	164,51	62,50
55	96,59	217,91	68,75
60	126,34	285,03	75,00
65	163,88	369,72	81,25
70	211,20	476,47	87,50
75	268,33	605,35	93,75
80	336,00	758,02	100,00
98,96	722,20	1629,16	123,70
106,16	964,92	2176,70	132,70
106,64	967,10	2181,60	133,30
110,80	1125,35	2538,60	138,50
119,76	1540,85	3475,90	149,70
121,51	1634,35	3686,80	151,89
122,94	1720,43	3881,00	153,67
130,72	2189,13	4938,30	163,40
132,40	2246,47	5065,40	165,50
135,58	2489,46	5773,70	169,46
137,69	2726,71	6151,00	172,11
144,56	3124,76	7500,10	180,70
146,96	3561,97	8035,20	183,70
149,56	3856,45	8699,50	186,95
150,80	3918,74	8840,00	188,50
154,96	4432,47	9998,90	193,70
158,82	4884,68	11019,00	198,52
161,50	5258,38	11862,00	201,87
163,42	5421,20	12290,30	204,28

---

32) In **Schweiger's** Jahrb. 1. 1.

Temperatur	Expanſivkraft		Temperatur
R.	pariſer Linien.	Millimeter	C
164,90	5757,17	12987,20	206,13
165,44	5789,89	13061,00	206,80
165,92	5819,41	13127,60	207,40
166,94	6066,20	13684,30	208,68
167,29	6103,74	13769,00	209,11
168,40	6234,25	14063,40	210,50
172,14	6870,87	15499,50	215,18
173,90	7160,47	16152,80	217,38
174,72	7261,90	16381,60	218,40
176,48	7616,98	17182,60	220,60
179,32	7963,29	18189,40	224,15

§. 17. Dieſe Tafel zeigt hinreichend, daß die Expanſivkraft des Dampfes ſehr ſchnell mit der Wärme wächſt; ehe wir es indeſſen verſuchen, daraus ein allgemeines Geſetz für die Abhängigkeit der Elaſticität von der Temperatur abzuleiten, müſſen wir mehre die Wirkung der Wärme betreffende Umſtände näher betrachten.

Bisher wurde ſtets vorausgeſetzt, daß die Dämpfe ſich im luftleeren Raume bilden; möge dieſer groß oder klein ſeyn, ſtets iſt die Elaſticität dieſelbe, ſo lange noch Waſſer vorhanden iſt, aus welchem ſich Dämpfe entwickeln können. Die Erfahrung zeigt ferner, daß ſich im luftleeren Raume die der Temperatur entſprechende Dampfmenge in einem Momente entwickelt. Dieſe Thatſache ſteht im directen Widerſpruche mit einer Hypotheſe, welche ältere Phyſiker über die Natur der Verdunſtung gebildet hatten. Sie ſahen nämlich die Gegenwart der Luft als weſentlich für dieſen Proceß an; das Waſſer wurde nach ihrer Meinung von der Luft ebenſo aufgelöſt, als von einem Salze, es folgte daraus, daß im luftleeren Raume gar keine Dämpfe exiſtiren könnten. Als daher Wallerius gefunden hatte, daß ſich auch im luftleeren Raume Dämpfe bilden könnten, ſo war er nicht wenig darüber erſtaunt und folgerte aus ſeinen Verſuchen, daß bei der Verdunſtung eine abſtoßende Kraft wirkſam ſeyn müſſe. „Es iſt ſehr wahrſcheinlich, ſo lauten ſeine Worte, wenn flüſſige oder andere Körper von der Wärme, von der Gährung oder einer andern Urſache in Bewegung gebracht werden 33), daß ihre kleinen Theilchen, die vorhin vermittelſt der anziehenden Kraft zuſammenhingen, nun außer der Wirkſamkeit ihres gegenſeitigen Anziehens gebracht werden, und daß ſie ſolchergeſtalt die zurücktreibende Kraft als Dünſte ausbreitet und herumtreibt" 34). Durch die Verſuche von Sauſſure wurde die Unhaltbarkeit des Auflöſungsſyſtemes noch mehr erwieſen. Er folgerte aus ſeinen Erfahrungen, „daß die luftförmigen Flüſſigkeiten (Waſſerſtoffgas und Kohlenſäure), ihrer ſehr großen Unähnlichkeit ungeachtet, man mag ihre Materie oder das Verhältniß ihrer Dichtigkeit anſehen, im luftleeren Raume und in freier Luft, ganz rein und mit gemeiner Luft vermiſcht, ſich ebenſo verhalten, wie die atmoſphäriſche Luft, und daß ihre Beimiſchung mit dieſer ihre hygrometriſchen Beſtimmungen keineswegs verändert" 35). Zu demſelben Reſultate gelangten auch Clément und Déſormes 36).

§. 18. Obgleich dieſe Anſichten mehrfach beſtritten wurden, ſo wurde ihre Richtigkeit doch in der Folge durch Dalton bewieſen, ja dieſer ſtellte einen Satz auf, welcher der Behauptung der ältern Phyſiker völlig widerſprach. Die Luft iſt bei der Verdunſtung nicht nur nicht erfoderlich, ihre Gegenwart iſt dabei vielmehr ſchädlich; die Expanſivkraft des Dampfes iſt nur von der Temperatur abhängig, und ſobald dieſe dieſelbe iſt, erhalten wir ſtets dieſelbe Größe, möge der mit Dämpfen geſättigte Raum luftleer ſeyn oder nicht. Schon eine einfache Betrachtung zeigt, daß die Verdunſtung im lufterfüllten Raume weit langſamer vor ſich gehe, als im luftleeren; wäre nämlich dieſer Satz nicht wahr, ſo müßte die Atmoſphäre der Erde ſtets mit Dämpfen geſättigt ſeyn, was die Erfahrung nicht zeigt (ſ. Hygrometer).

Dalton's Unterſuchungen hatten das eigene Geſchick, daß ein Theil der Phyſiker ſich ebenſo lebhaft für ſie erklärte, als andere dagegen auftraten. Indeſſen iſt durch die Arbeiten von Gay-Luſſac die Richtigkeit des eben mitgetheilten Satzes hinreichend erwieſen. Der einfache Apparat, welchen Gay-Luſſac dazu verwendete 37), beſteht aus einer cylindriſchen Glasröhre AB (Fig. 4.), welche durch eine Scale in Theile von gleicher innerer Capacität getheilt und an beiden Enden mit zwei Hähnen R und R′ verſehen iſt. Ein wenig über dem untern Hahne wird ſeitwärts eine gekrümmte Glasröhre TT′ angebracht, deren Durchmeſſer kleiner iſt als der des Cylinders AB, und welche bei T mit letzterem in Verbindung ſteht. Der Apparat wird nun durch Erwärmung oder geglühten Chlorkalk gut ausgetrocknet, dann der Hahn R′ geöffnet und der ganze Cylinder mit reinem Qeckſilber gefüllt. Dadurch ſteigt auch das Queckſilber in der kleinen Röhre TT′ ebenſo hoch. Sodann wird über R′ ein Ballon feſtgeſchroben, welcher mit dem trockenen Gaſe gefüllt iſt, mit dem der Verſuch gemacht werden ſoll. Öffnet man nun den Hahn R′ des Cylinders und den Hahn r des Ballons, ſo iſt eine Verbindung zwiſchen Ballon und Cylinder hergeſtellt. War aber das im Cylinder befindliche Gas nur unter dem Drucke der Atmoſphäre eingeführt worden, ſo würde das Queckſilber im Cylinder AB nicht ſinken, weil es nicht das Queckſilber in der Röhre TT′ heben kann. Um dieſes Eintreten möglich zu machen, befindet ſich unter dem Hahne R eine kleine gekrümmte Glasröhre, durch welche nach Öffnung des Hahnes Queckſilber abgelaſſen werden kann. Glaubt man, daß eine hinreichende Gasmenge in den Cylinder AB getreten ſei, ſo wird der Hahn R geſchloſſen. Dieſes Gas iſt indeſſen verdünnt,

---

33) Wallerius ſtellt hier noch die damals nicht unterſchiedenen Dämpfe und Gaſe zuſammen. 34) Abhandlungen der ſchwed. Akad. für 1746, IX, 276.

35) Sauſſure Hygrometrie §. 170. 36) Gilbert's Annalen XIII, 143. 37) *Biot* Traité I, 301.

ſeine Elaſticität geringer, als die der atmoſphäriſchen Luft, und wenn demnach das Queckſilber im Cylinder bei H ſteht, reicht es in der Röhre TT′ nur bis h. Man kann den Verſuch allerdings bei dieſem Grade der Verdünnung anſtellen, es iſt jedoch einfacher, das Gas auf den Druck der Atmoſphäre zu reduciren. Deshalb wird in die Röhre TT′ ſo lange Queckſilber gegoſſen, bis H und h in einerlei Niveau liegen. Der Druck, welchem das Gas jetzt unterworfen iſt, wird durch den gleichzeitig beobachteten Barometerſtand gemeſſen, das Volumen des Gaſes an der angebrachten Theilung abgeleſen.

Um nun die Einwirkung der Dämpfe kennen zu lernen, wird der Ballon entfernt und über dem Hahne R′ ein zweiter Hahn R″ befeſtigt, an dem ſich ein kleines Gefäß V befindet, das zur Aufnahme des zu verdampfenden Fluidums beſtimmt iſt. Der Hahn R″ iſt nicht wie gewöhnlich in ſeiner Mitte durchbohrt, es befindet ſich auf ſeiner Oberfläche nur eine halbkugelförmige Vertiefung O, die einen Tropfen des Fluidums aufnehmen kann. Iſt nun der Hahn R″ ſo gedreht, daß O ſich unter dem Gefäße V befindet, ſo wird die Vertiefung mit einem Tropfen des Fluidums gefüllt; dreht man ihn hierauf eine halbe Peripherie herum, ſo fällt der Tropfen durch den Hahn R′ in das Gefäß AB. Auf dieſe Art fortfahrend kann man eine beliebige Menge des Fluidums in das Innere des Cylinders bringen.

§. 19. So wie das Fluidum in den Cylinder getreten iſt, verwandelt es ſich in Dämpfe, das Queckſilber ſinkt bei H und ſteigt bei h, aber erſt nach längerer Zeit wird der Raum mit Dämpfen geſättigt und das Queckſilber ſtationär, ein Beweis, daß das Gas der Verdunſtung einen Widerſtand entgegenſetzt. Man kann aus dem Höhenunterſchiede des Queckſilbers in beiden Schenkeln den Druck herleiten, welchen das Gas ausübt, bequemer aber iſt es, die Queckſilberflächen H und h in einerlei Niveau zu bringen. Man öffnet deshalb den Hahn R und läßt ſo lange Queckſilber ausſtrömen, bis dieſes erreicht iſt. Iſt der Hahn R geſchloſſen, ſo wird das Volumen, welches Gas und Dampf im Innern von AB einnehmen, genau gemeſſen. Das Volumen betrage N′ Theile; die Elaſticität der eingeſchloſſenen Miſchung iſt gleich dem gleichzeitig beobachteten Barometerſtande p, den wir ebenſo annehmen wollen, als im Anfange des Verſuches; aber damals nahm das Gas allein nur N Theile ein. Die Elaſticität des letzteren iſt alſo kleiner geworden, indem ſie nach dem Geſetze von Mariotte in $p.\frac{N}{N'}$ übergegangen iſt. Iſt alſo E die Elaſticität des Dampfes bei der Temperatur des Verſuches, ſo iſt offenbar

$$E + p.\frac{N}{N'} = p \text{ alſo}$$

$$E = p - p.\frac{N}{N'} = p.\frac{N' - N}{N'}$$

Welches Gas wir hiebei auch anwenden mögen, wie auch die Temperatur beſchaffen ſeyn möge, ſtets iſt der Werth von E ebenſo beſchaffen als im luftleeren Raume. Selbſt wenn wir Dämpfe eines andern Fluidums in den Cylinder bringen, zeigt ſich ſtets daſſelbe, wofern nur die Dämpfe und Flüſſigkeiten keine chemiſche Verwandtſchaft zu einander haben.

§. 20. Aus dieſen Verſuchen folgt alſo auf das beſtimmteſte, daß die Annahme einer chemiſchen Verwandtſchaft zwiſchen Dämpfen und Gaſen verſchiedener Art mit dieſem Phänomen ganz unvereinbar ſei. Zwar könnte man ſich denken, daß alle Gasarten eine gleiche Verwandtſchaft zum Waſſer hätten, obſchon auch dieſe Vorausſetzung als etwas, das gegen alle Analogie mit andern Geſetzen chemiſcher Verwandtſchaften iſt, nicht zuläſſig ſeyn möchte. Aber ſogar noch weiter zu gehen und anzunehmen, Waſſer verbinde ſich mit jeder Gasart in derſelben Menge, worin ſich der Dampf deſſelben im luftleeren Raume befindet, oder, mit andern Worten, die Elaſticität beider verbunden bleibe völlig dieſelbe, wie ſie vor der Verbindung war; das hieße in der That, aus Liebe zu einer Hypotheſe zu weit gehen [38]).

Wir müſſen demnach annehmen, daß die Dämpfe durch die Poren des Gaſes genau auf dieſelbe Art hindurchdringen als durch den leeren Raum, daß der Abſtand der Dampfatome genau derſelbe iſt, was für ein Gas ſich hier auch befinden möge. Das Gas ſelbſt ſetzt nur der Bewegung des Dampfes einen Widerſtand entgegen, welcher deſto größer wird, je mehr es comprimirt worden iſt. Dieſes Geſetz von der Durchdringung der Gaſe und Dämpfe iſt ein ganz allgemeines, für alle expanſible Körper giltiges, und wird mit dem Namen des Daltonſchen Geſetzes bezeichnet.

§. 21. Obgleich es längſt bekannt war, daß die Wärme zur Bildung der Dämpfe weſentlich erfoderlich ſei, ſo blieb man doch in Ungewißheit über die eigentliche Rolle, welche die Wärme hiebei ſpielte. Erſt durch die trefflichen Unterſuchungen, welche der Schotte Joſeph Black in Geſellſchaft ſeiner Freunde anſtellte, wurde dieſer Gegenſtand in ein helleres Licht geſetzt.

Schon Muſſchenbroek hatte behauptet, daß der in jedem Momente gebildete Dampf des ſiedenden Waſſers alle ihm von der Wärmequelle mitgetheilte Wärme mit ſich fortnehme [39]). Die Unterſuchungen, welche ſpäterhin Sauſſure und de Luc über die Dämpfe anſtellten führten zu ähnlichen Anſichten, aber mit andern Gegenſtänden beſchäftigt, verfolgten ſie dieſe Betrachtung nicht weiter. Jedoch ſchon ehe die gedachten beiden Genfer Phyſiker ihre Arbeiten bekannt machten, hatte Black den Gegenſtand tiefer erforſcht. Im Jahre 1763 oder 1764, hatte Jacob Watt, der ſich damals als mathematiſcher Inſtrumentenmacher in Glasgow niedergelaſſen hatte, ein Modell einer Dampfmaſchine zu repariren, welches dem phyſikaliſchen Cabinette der Univerſität Glasgow gehörte. Black und Watt ſtellten mehre Verſuche an und bemerkten hiebei manche Erſcheinungen, welche entweder nicht beachtet waren oder ſich doch nicht nach dem herrſchenden Syſteme erklären ließen [40]). Beide verfolgten den Gegenſtand weiter, Black bildete die Theorie der latenten Wärme aus und Watt, welcher ohne Kenntniß von Blacks Unterſuchungen dieſelbe Thatſache beobachtet hatte, verbeſſerte die Dampfmaſchinen.

---

[38]) Gilbert's Ann. XV, 24.

[39]) *Musschenbroek* Introd. II, 586.

[40]) *Robison* Mech. phil. II, 108. Robiſon ſagt, Watt ſei ein Schüler von Black, letzterer aber

Wird ein offenes Gefäß mit Waſſer aufs Feuer geſetzt, ſo ſteigt ſeine Wärme, es kommt zum Sieden, mögen wir aber das Feuer noch ſo ſtark machen, das Thermometer ſteigt nicht über 80° R. Auf dieſen Umſtand, daß die Temperatur des ſiedenden Waſſers conſtant ſei, machte bereits Hook aufmerkſam. Da das Feuer noch ſtets ebenſo wie vorher wirkt, ſo muß noch immer Wärme ins Waſſer dringen und ſich mit dieſem combiniren; da ferner das tropfbare Waſſer keine höhere Temperatur erhält, ſo muß ſich die Wärme mit dem Theile des Waſſers verbinden, welcher in Dampfgeſtalt entweicht; da endlich auch dieſer nur eine Wärme von 80° hat, ſo müſſen wir annehmen, die Wärme werde mit dem Dampfe auf eine ſolche Art verbunden, daß ſie nicht nach außen wirke.

Kann gleich das Waſſer in einem offenen Gefäße nicht weiter als bis 80° R. erwärmt werden, ſo ſind wir doch im Stande, ſeine Temperatur in einem verſchloſſenen, hinreichend ſtarken, Gefäße weit höher zu erheben; wir wollen annehmen, das Waſſer habe in einem ſolchen Gefäße, aus welchem der Dampf nicht entweichen kann, eine Temperatur von 160°. Jetzt werde das Gefäß geöffnet, der Dampf ſtrömt mit großer Lebhaftigkeit aus der Öffnung, aber in wenigen Momenten ſinkt die Temperatur des zurückgebliebenen Waſſers auf 80°, es ſind alſo 80° Wärme plötzlich verſchwunden. Eine genauere Meſſung zeigt, daß etwa ⅕ der ganzen Waſſermaſſe verſchwunden ſei, dieſes Fünftel-Dampf, welcher nur eine Wärme von 80° beſitzt, hat dem zurückgebliebenen Waſſer ebenfalls ſeine 80° Wärme genommen, er beſitzt alſo in Allem eine Wärmemenge von 5. 80° = 400°, von denen jedoch nur 80° aufs Thermometer wirken.

§. 22. Da die Wärme hier nicht verſchwunden iſt, aber auch nicht auf das Thermometer einwirkt, ſo müſſen wir annehmen, daß ſie mit den Theilchen des Waſſers verbunden ſei, und daß ſie gebraucht werde, den Dampf als Dampf zu conſtituiren, aber eben dadurch verhindert werde, frei nach außen zu wirken, ſo daß der Dampf gewiſſermaßen eine chemiſche Verbindung der verſchwundenen Wärme und des Waſſers iſt. Deshalb nannte Black die zur Dampfbildung verwendete und nicht nach außen wirkende Wärme latente oder gebundene Wärme[41]. Wenn dieſes der Fall iſt, ſo muß dieſe Wärme wieder frei werden, wenn der Dampf niedergeſchlagen wird. Ein einfacher Verſuch beweiſt die Richtigkeit dieſer Folgerung. Miſcht man ein Pfund Waſſer von 80° und fünf Pfund Waſſer von 0° mit einander, ſo beträgt die Temperatur der Miſchung nahe 13°; wird aber in einer Retorte ein Pfund Waſſer in Dampf von 80° verwandelt und dieſer Dampf in ein Gefäß geleitet, in welchem ſich 5 Pfund Waſſer von 0° befinden, ſo wird der Dampf niedergeſchlagen, die gebundene Wärme frei und dieſes Waſſer wird bis 80° erhitzt.

§. 23. Schon Black und ſeine Freunde ſtellten Verſuche an, um die Menge von Wärme zu beſtimmen, welche auf dieſe Art beim Übergange des Waſſers in Dampfgeſtalt gebunden wird, namentlich war es Watt, welcher noch im Jahre 1765 eine Reihe von Meſſungen vornahm, die aber nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe ſehr unvollkommen waren[42]. Es ſei AB (Fig. 5.) eine zum Theile mit Waſſer gefüllte tubulirte Retorte, in deren Tubulus ein gut gearbeitetes Thermometer luftdicht geſteckt wird. In dem Halſe der Retorte ſteckt eine gebogene Glasröhre, welche in die eine Öffnung einer Entbindungsflaſche HK geht und ſehr nahe bis zum Boden von dieſer reicht, während in der zweiten Öffnung eben dieſer Flaſche ein Thermometer ſteckt. Die Flaſche HK wird zum Theile mit einer genau beſtimmten Menge Waſſer gefüllt, deren Temperatur ſorgfältig gemeſſen wird; iſt die Waſſermenge in AB gemeſſen, ſo wird die Retorte ſchnell erhitzt, der entwickelte Dampf ſtrömt in das Gefäß HK, ſchlägt ſich hier nieder und erhöht die Temperatur des Waſſers; am Schluſſe des Verſuches wird dann die Menge von übergegangenem Dampfe gemeſſen[43]. Dieſer Apparat läßt ſich auf mancherlei Art abändern. So nahm Ure eine kleine Retorte mit kurzem Halſe, deſtillirte aus dieſer eine geringe Quantität der zu unterſuchenden Flüßigkeit vermittelſt einer argandſchen Lampe in eine Kugel von dünnem Glaſe, welche mit Waſſer umgeben war und leitete dann die latente Wärme aus der dem Waſſer mitgetheilten Hitze her[44]. Will man die Meſſungen zur Verringerung des Einfluſſes der Beobachtungsfehler in einem etwas größeren Maßſtabe anſtellen, dann ſcheint der von Déspretz etwas abgeänderte Apparat Rumford's empfehlenswerth zu ſeyn. Dieſer Apparat beſteht aus einem Gefäße AB (Fig. 6.), welches über einem Ofen ſteht und das Waſſer enthält, das zum Sieden gebracht werden ſoll; ein Thermometer gibt die Temperatur des Waſſers an. In dieſem Gefäße ſteckt das Fortleitungsrohr EF, und dieſes ſteht in Verbindung mit der aus dünnem Kupferbleche verfertigten Schlange CD, die ſich in einem kupfernen Gefäße von bekanntem Gewichte befindet, in welchem eine bekannte Menge von Waſſer vorhanden iſt, deſſen Temperatur am beſten durch ein Thermometer mit langem cylindriſchem Gefäße gemeſſen wird. Die Schlange endigt ſich außerhalb des Gefäßes bei O, damit die im Waſſer vorhandene Luft ausgetrieben werden könne. Um die Erwärmung dieſes Kühlwaſſers durch die Wärme zu verhindern, welche von dem Gefäße AB oder dem Ofen ausſtrahlt, iſt zwiſchen beiden ein hölzerner Schirm mv angebracht.

§. 24. Bei Auſtellung dieſer Verſuche haben viele Phyſiker einen Umſtand überſehen, welcher auf das Endreſultat einen großen Einfluß hat. Nehmen wir an, das Kühlwaſſer habe anfänglich die Temperatur des Zimmers,

---

leugnet dieſe Thatſache, indem er ſagt, er ſei zu ſehr mit Arbeiten beſchäftigt geweſen, als daß er hätte Vorleſungen hören können. Vorrede zu *Robison* Mechan. phil. II, VI u. p. 116.

[41] *Black* Lectures on chemistry I, 157.

[42] *Watt* zu *Robison* Mech. phil. II, 10.

[43] *Desprets* Traité élémentaire de physique Paris 1825. p. 95. bei Muncke in Gehler's Wörterb. II, 289.

[44] Phil. Trans. 1818. p. 386.

in welchem der Verſuch angeſtellt wird, und werde nun erwärmt, ſo ſtrahlt in jedem Momente aus dem Gefäße eine Menge von Wärme aus, welche von dem Strahlungsvermögen des Gefäßes und von dem Unterſchiede zwiſchen der Temperatur von dieſem und der Umgebung abhängt. Dieſer Wärmeverluſt iſt meiſtens nicht beachtet worden, es iſt aber einleuchtend, daß die latente Wärme auf dieſe Art zu klein erhalten wird. Iſt man nun gleich im Stande, dieſen Wärmeverluſt durch Rechnung zu beſtimmen, ſo iſt es doch vortheilhafter, ſtatt der mathematiſchen Correction eine phyſiſche anzuwenden, wie dieſes Rumford, Ure und andere gethan haben. Man nimt nämlich das Kühlwaſſer von einer Temperatur, welche mehre Grade geringer iſt als die des Zimmers, und ſchließt den Verſuch dann, wenn die Temperatur des erwärmten Waſſers um dieſelbe Größe höher als die des Zimmers iſt. Sind die Temperaturdifferenzen nicht ſehr bedeutend, dann dürfen wir annehmen, daß die Erwärmung gleichförmig erfolgte, und daß das Gefäß wegen der Gleichheit des Strahlungs- und Abſorptionsvermögens im Anfange des Verſuches ebenſo viel Wärme von dem Zimmer erhielt, als es nachher an dieſes abgab.

§. 25. Da bei dieſem Verſuche zugleich das Gefäß erwärmt wird, in welchem ſich das Kühlwaſſer befindet, ſo müſſen wir bei Herleitung der latenten Wärme auch hierauf Rückſicht nehmen. Am zweckmäßigſten iſt es hier, das Gewicht des Gefäßes zu beſtimmen, und aus ſeiner Wärmecapacität das Gewicht der Waſſermenge herzuleiten, deren Temperatur durch eine gleiche Wärmemenge um dieſelbe Größe erhöht wird.

Das Kühlwaſſer wird auf die beiden folgenden Arten erwärmt: 1) durch die vorher gebundene Wärme, welche in dem Momente frei wird, wo der Dampf in Waſſer verwandelt wird, 2) durch die Wärme, welche das aus dem Dampfe condenſirte tropfbare Waſſer verliert, wenn es bis zur Temperatur des Kühlwaſſers erkaltet. Um den erſtern Punkt zu beſtimmen, muß die Temperatur des Dampfes T bekannt ſeyn; wird nicht mit einem Dampfe von hohem Drucke gearbeitet, ſo können wir $T = 80°$ R. $= 100°$ C. $= 212°$ F. ſetzen. Das Waſſer hatte alſo die Temperatur T, als von ihm das Kühlwaſſer von t bis t_1 erwärmt wurde, und es erkaltete alſo bis zur Temperatur t. Nun ſei m das totale Gewicht des condenſirten Dampfes, c_1 die Wärmemenge, welche die Gewichtseinheit dieſes Dampfes frei werden läßt, wenn er bis zu T erkaltet wird, ſo iſt offenbar mc_1 die Wärmemenge, welche durch die niedergeſchlagene Dampfmenge gebunden wurde. Es ſei ferner c die Wärmemenge, welche frei wird, wenn eine Gewichtseinheit des Waſſers um 1° erkaltet. Die Maſſe m, welche von T bis $\frac{1}{2}(t + t_1)$ erkaltet, verliert daher $mc\left\{T - \frac{1}{2}(t + t_1)\right\}$. Die totale Wärmemenge, welche der Dampf dem Kühlgefäße mittheilt, iſt demnach

$$mc_1 + mc\left\{T - \tfrac{1}{2}(t + t_1)\right\}$$

Iſt M die Waſſermenge, welche im Kühlgefäße enthalten iſt (mit Einſchluß des Gefäßes), und ſteigt ſeine Temperatur von t bis t_1, ſo iſt $Mc(t_1 - t)$ die Wärmemenge, welche dieſes Waſſer erhält. Da Wärmeverluſt des Dampfes und Gewinn des Waſſers gleich ſind, ſo iſt

$$Mc(t_1 - t) = mc_1 + mc\left\{T - \tfrac{1}{2}(t + t_1)\right\}$$

und hienach wird

$$c_1 = c \cdot \frac{M(t_1 - t) - m\left\{T - \frac{1}{2}(t + t_1)\right\}}{m}.$$

Auf dieſe Art entwickelt Biot[45] den Ausdruck, um die latente Wärme aus den angeſtellten Meſſungen herzuleiten. Er geht davon aus, daß die Dampfmenge von T bis $\frac{1}{2}(t + t_1)$, alſo bis zu dem arithmetiſchen Mittel der Temperaturen des Kühlwaſſers am Anfange und Ende des Verſuches erkaltet. Wir müſſen jedoch hiebei erwägen, daß das condenſirte Waſſer anfänglich eine Wärme hat, welche wenig größer iſt als t, und daß der ſpäter ankommende Dampf einen Theil ſeiner Wärme hergeben muß, dieſes früher condenſirte Waſſer wieder zu erwärmen, es iſt alſo die Größe M veränderlich. Da jedoch die Wärme, welche erfoderlich iſt, um die Waſſermenge M in den Grenzen des Verſuches zu erwärmen, conſtant iſt, ſo können wir zur Vermeidung weitläufiger Rechnungen annehmen, der Dampf werde nur bis zur Temperatur t_1 condenſirt, dann erhalten wir die gewöhnlichen Formeln

$$Mc(t_1 - t) = mc + mc(T - t_1) \text{ und}$$

$$c_1 = c \cdot \frac{M(t - t_1) - m(T - t_1)}{m}$$

§. 26. Bei einem Verſuche, welchen Despretz anſtellte, war $M = 15956{,}3$ Grammen, das Kupfer des Kühlgefäßes 3107,3 Grammen, welches nach ſeiner Wärmecapacität (0,095) auf Waſſer reducirt 294,88 Grammen gibt, alſo im Ganzen $M = 16251{,}18$ Grammen, m war 204,8 Grammen, $T = 100°$. C, $t = 22°$ C und $t_1 = 29°{,}58$, alſo $c_1 = 527°{,}3.\ c$. Gewöhnlich ſieht man die Größe c als Einheit an, und dann wird $c_1 = 527°{,}3$, d. h. die Wärmemenge, welche in einer Gewichtseinheit von Dampf gebunden wurde, iſt im Stande eine Waſſermenge von demſelben Gewichte um 527°,3 C. zu erwärmen, oder eine 5,273 fache Waſſermenge von 0° bis 100° C. zu erhitzen. Rechnen wir hiezu noch die freie Wärme des ſiedenden Waſſerdampfes von 100°, ſo iſt die ganze Wärmemenge, welche eine Gewichtseinheit Dampf enthält, 627°,3.

Verſuche dieſer Art ſind noch von mehren andern Phyſikern angeſtellt worden. Rumford, Despretz, Lavoiſier und Laplace, Parrot, Ure, Gay-Luſſac, Clément und Desormes und andere haben Meſſungen angeſtellt, deren Reſultate von Muncke[46] und Tredgold[47] mitgetheilt worden. Als Mittel können wir für die latente Wärme des Dampfes vom ſiedenden Waſſer 535° annehmen[48].

---

[45] Traité de physique IV, 711.

[46] Gehler's Wörterb. II, 289.

[47] On steam engine. p: 49.

[48] Mein Lehrb. d. Meteor. I, 303.

§. 27. Die Frage, ob die totale Menge von Wärme, welche der Dampf hat, bei allen Temperaturen dieſelbe ſei, iſt zwar häufig aufgeworfen, aber bisher noch keinesweges genügend beantwortet worden, indem uns hier ſowol die Erfahrungen als theoretiſche Betrachtungen gänzlich im Stiche laſſen. Die erſten Verſuche zur Entſcheidung dieſes Gegenſtandes ſtellten Southern und Creighton an. Sie ließen aus einem Cylinder von bekanntem Inhalte eine beſtimmte Menge Dampf von ungleicher Temperatur durch ein kupfernes Rohr in eine zinnerne mit Waſſer gefüllte Wanne treten, und beſtimmten die latente Wärme des Dampfes aus der Temperaturerhöhung des Waſſers. Die Elaſticität des Dampfes betrug in drei Verſuchen reſpective 40,80 und 120 engländiſche Zoll, und daraus ergab ſich für die latente Wärme des Dampfes (bei Berückſichtigung des Wärmeverluſtes durch Strahlung) 523,4, 523,4 und 528° C, während ſie für den Dampf des ſiedenden Waſſers 530,2 C gefunden hatten[49]. Indem dieſe Größen ſo wenig von einander abweichen, daß wir die Differenzen als Folgen von Beobachtungsfehlern anſehen können, ſo ſcheint hieraus zu folgen, daß die totale Wärmemenge des Dampfes in allen Temperaturen gleich ſei. Auch Despretz glaubt aus den Verſuchen von Clément und Désormes und aus ſeinen eigenen mit Waſſer, Alcohol, Äther und Terpentinſpiritus angeſtellten Meſſungen folgern zu müſſen, daß die in jeder Art von Dampf enthaltene Menge von Wärme conſtant ſei; er fügt indeſſen hinzu, daß er die Verſuche zwar mit größter Sorgfalt angeſtellt habe, aber dennoch die ungemein großen Schwierigkeiten, welche der Erhaltung völlig genauer Reſultate entgegenſtehen, nicht alle überwunden zu haben hoffen dürfe[50].

Die Anſichten der Phyſiker ſind gegenwärtig über dieſen Gegenſtand getheilt. Einige, wie Tredgold[51], Fourier[52]) halten die latente Wärmemenge für conſtant, während andere wie Schmidt[53]) ſich dagegen erklären. Mir ſcheint nach den bisher gemachten Erfahrungen die erſtere Anſicht die wahrſcheinlichere, und ich halte es daher für weniger nöthig, dieſen Gegenſtand hier ausführlich zu erörtern, da dieſes bereits von Muncke geſchehen iſt[54].

§. 28. Es bliebe in Beziehung auf das Wärmeverhalten noch die ſpecifiſche Wärme des Waſſerdampfes zu beſtimmen; da indeſſen die Methoden zur Beſtimmung dieſer Größe bei allen expanſiblen Körpern übereinſtimmen, ſo verweiſe ich dieſerhalb auf die Artikel Gas und Wärme (ſpecifiſche). Es genüge daher die Angabe, daß die ſpecifiſche Wärme des Waſſerdampfes 0,837 iſt, wenn die einer gleichen Gewichtsmenge von Waſſer als Einheit angeſehen wird.

§. 29. Aus den bisher betrachteten Thatſachen ergeben ſich mehre Erſcheinungen, welche im gemeinen Leben häufig beobachtet werden. Erhitzen wir Waſſer in einem Gefäße durch ein wie gewöhnlich von unten einwirkendes Feuer, ſo hat der Boden eine weit höhere Temperatur, es bildet ſich hier Dampf, welcher die Geſtalt einer Blaſe annimt, in die Höhe ſteigt, dadurch das Waſſer in Bewegung ſetzt, aber in dem kältern Waſſer wieder condenſirt wird; indem auf dieſe Art die Blaſe verſchwindet, entſtehen Oscillationen im Waſſer und dadurch das eigenthümliche Geräuſch, welches man vor dem Sieden bemerkt. Werden die obern Schichten durch dieſen Vorgang ſtärker erwärmt, dann findet keine Condenſation mehr ſtatt, der Dampf trit durch das lebhaft bewegte Waſſer nach außen und, zum Theile wieder in der kältern Luft condenſirt, zeigt er ſich hier als Nebel (Dunſt). Kann der Dampf auf dieſe Art frei entweichen, ſo hat das Fluidum eine conſtante Temperatur erlangt, welche allgemein durch den zur Zeit der Beobachtung herrſchenden Barometerſtand beſtimmt wird. Die Temperatur nämlich, welche ein ſiedendes Fluidum hat, iſt identiſch mit derjenigen, bei welcher die Expanſivkraft des Dampfes gleich dem eben ſtatt findenden Luftdrucke iſt, indem jetzt die Expanſivkraft im Stande iſt, dem Luftdrucke das Gleichgewicht zu halten. Erſt dann, wenn alles Waſſer verdunſtet iſt, beginnt die Temperatur des Gefäßes zu ſteigen. Da die latente Wärme des Dampfes 530° beträgt, ſo folgt hieraus, daß die Zeit, welche erfoderlich iſt, um eine gegebene Menge von ſiedendem Waſſer ganz in Dampf zu verwandeln, nahe 5,4mal ſo groß iſt, als die Zeit, welche erfoderlich iſt, um dieſelbe Waſſermenge von 0° bis 100° zu erhitzen. Wir können dafür die Zahl 6 nehmen, weil die Gefäße in höheren Temperaturen die Wärme lebhafter ausſtrahlen.

Aus dieſer Wärme, welche bei der Dampfbildung gebunden wird, ergibt ſich ferner die bekannte Erſcheinung, daß wir Waſſer ſelbſt über lebhaftem Feuer in zinnernen Gefäßen kochen können, ohne daß letztere geſchmolzen werden. Die latente Wärme, welche der Dampf erfodert und welche er den Körpern entreißt, aus denen er aufſteigt, verhindert, daß das Gefäß bis zum Schmelzpunkte des Zinnes erhitzt wird. — Dieſe Thatſache, daß die Temperatur ſiedender Flüſſigkeiten conſtant iſt, ſcheint zuerſt von Hooke beobachtet zu ſeyn.

§. 30. Da die Temperatur, bei welcher ein Fluidum ſiedet, von dem Luftdrucke abhängig iſt, ſo ſehen wir hieraus, daß die Siedhitze des Waſſers nicht immer gleich ſei. Selbſt an demſelben Orte iſt dieſe Größe wegen Veränderlichkeit des Barometerſtandes nicht zu allen Zeiten gleich; ſteigen wir auf hohe Berge, ſo wird die Temperatur des ſiedenden Waſſer mit der Entfernung vom Boden kleiner. Am Ufer des Meeres ſiedet das Waſſer bei 100° C, auf dem Montblanc bei $86\frac{1}{2}^{\circ}$, auf dem Pic von Teneriffa bei 88°,7, in Quito bei 90°,1, in Mexico bei 92°,3, in dem Hospiz auf dem St. Bernhard bei $92\frac{1}{4}^{\circ}$, und man kann Rindfleiſch darin nicht weich kochen.

Wenn man Waſſer unter dem Recipienten der Luftpumpe bei einem ſehr geringen Drucke erhitzt, ſo zeigt ſich dieſes Wallen ſchon bei ſehr niedrigen Temperaturen[55]. Franklin hat einen einfachen Apparat angegeben, wodurch man ſich von der Richtigkeit dieſes Satzes überzeugen kann. Eine Glasröhre CD (Fig. 7.), deren innerer Durchmeſſer etwa eine Linie beträgt, wird zweimal rechtwinklig gebogen, und an die Enden Kugeln A und B geblaſen. Während die eine Kugel noch offen iſt, wird die Röhre und die Kugel mit Waſſer, Weingeiſt oder Äther gefüllt, das Fluidum bis zum Sieden erhitzt und, wenn dieſes einige Zeit gedauert hat, die noch offene Kugel ſchnell zugeſchmolzen. Wenn auf dieſe Art die Luft entfernt und der Apparat erkaltet iſt, ſo erleidet das Fluidum bei der gewöhnlichen Temperatur der Atmoſphäre nur einen ſehr geringen Druck. Bringt man nun durch Neigen des Apparates alles Waſſer in die Kugel B, nimt dieſe in die Hand, und hält die Röhre CD horizontal, ſo wird durch Erwärmung von B in dieſer Kugel eine größere Dampfmenge entwickelt, dieſe treibt das Waſſer nach A, und ſpäterhin dringen durch die Röhre DC und das in A enthaltene Waſſer Dampfblaſen, welche hier ein lebhaftes Wallen erzeugen. Je luftleerer der Apparat und je niedriger die Temperatur iſt, bei welcher das angewendete Fluidum ſiedet, deſto beſſer gelingt der Verſuch. Iſt die Kugel aus dünnem Glaſe verfertigt und wartet man ſo lange, bis alles Fluidum aus B fortgetrieben iſt, ſo verſpürt man in dieſem Momente in der Hand eine auffallende Kälte, indem der gebildete Dampf latente Wärme erfodert und dieſe allen zunächſt liegenden Körpern, alſo auch der Hand, entreißt. Dieſer Verſuch läßt ſich noch auf eine andere leichte Art anſtellen. Man füllt eine ovale Glasflaſche zu ⅔ mit Waſſer und pfropft ſie mit einem guten Kork feſt zu, in welchen vorher eine Glasröhre eingepaßt worden, deren aus der Flaſche hervorragender Theil zu einer feinen Spitze ausgezogen iſt. Man bringt das Waſſer zum Sieden, ſchmelzt, nach einviertelſtündigem Kochen und ohne daſſelbe zu unterbrechen, die feine Spitze der Röhre zu und nimt die Flaſche augenblicklich vom Feuer. Beim Sieden iſt alle Luft durch die Waſſerdämpfe ausgetrieben worden; dieſe letzteren aber verdichten ſich wieder beim Abkühlen der Flaſche und laſſen einen luftleeren Raum über dem Waſſer zurück. Wenn man daher die Flaſche oberhalb der Flüſſigkeit mit einem kalten Körper ſchnell abkühlt und damit eine noch größere Menge von Waſſerdämpfen verdichtet, ſo wird der Druck im obern Theile noch kleiner, und das Waſſer fängt lebhaft an zu kochen. Senkt man die ganze Flaſche bis beinahe an den Hals in kaltes Waſſer, ſo geräth die ganze Waſſermaſſe in der Flaſche in ein heftiges Kochen, weil die Waſſerdämpfe im obern Theile der Flaſche durch das ſie umgebende kalte Waſſer ſchnell condenſirt werden, und dieſes Kochen dauert ſo lange fort, bis ein vollkommenes Temperaturgleichgewicht hergeſtellt iſt 56).

---

[49] *Robison* Mech. phil. II, 159 fg.

[50] Muncke in Gehler's Wörterb. II, 294.

[51] *Tredgold* on steam engine p. 51.

[52] Karſten's Archiv XVIII, 127.

[53] Gilbert's Ann. LXXXV, 343.

[54] Gehler's Wörterb. II, 295 fg.

[55] Nach dem Verfaſſer des Artikels Steam engine in *Rees* Cyclopädia ſoll Coulomb dieſen Verſuch zuerſt angeſtellt haben,

§. 31. Ganz anders dagegen iſt der Erfolg, wenn wir die Fluida in einem verſchloſſenen Gefäße erhitzen; dann entwickelt ſich aus ihnen zwar Dampf von großer Spannung, aber dieſer drückt mit Lebhaftigkeit auf die obere Fläche des Waſſers, dieſes wird bedeutend erhitzt und folgt der gewöhnlichen Ausdehnung durch Wärme, aber es iſt keine Spur von Wallen zu bemerken. Schon ältere Verſuche mit dem Papinſchen Digeſtor hatten dieſes gezeigt, die auffallendſten Erfahrungen dieſer Art hat indeſſen Cagniard de la Tour gemacht 57). Der Apparat, deſſen er ſich bediente, beſteht aus einer krummgebogenen, aus zwei Schenkeln von ungleicher Weite zuſammengeſetzten und verſchloſſenen Glasröhre ADE (Fig. 8.). In dem weitern Schenkel befindet ſich zwiſchen EF die zu unterſuchende Flüſſigkeit, in FDB Queckſilber, welches dazu dient, das Fluidum EF von der in AB enthaltenen Luft zu trennen; dieſes Stück der Röhre iſt in Theile von gleicher Capacität getheilt, um aus der Verminderung des Luftvolumens nach dem Mariottiſchen Geſetze die Größe der drückenden Kraft herzuleiten. Der Apparat wurde nun in Leinöl geſetzt, deſſen ſteigende Temperatur durch ein Thermometer gemeſſen wurde. Vermittelſt dieſes Apparates fand er, daß Schwefeläther bei einer Ausdehnung von weniger als dem doppelten ſeines urſprünglichen Volumens, mit einem Drucke von 37 bis 38 Atmoſphären und durch eine Temperatur von 200° C; Alkohol bei einer Ausdehnung von etwas weniger als dem dreifachen ſeines urſprünglichen Volumens mit einem Drucke von 119 Atmoſphären und durch eine Temperatur von 259° C; Waſſer endlich, welches das Glas auflöſte und daher nicht genau unterſucht werden konnte, bei einer Ausdehnung von mehr als dem vierfachen ſeines Volumens und in der Hitze des ſchmelzenden Zinkes expandirt wurde.

Zu den Erſcheinungen, welche ſich aus dem Einfluſſe des Luftdruckes auf den Siedepunkt ergeben, gehört auch die Thatſache, daß Flüſſigkeiten in einer Kugel mit einer engen Röhre bis weit über den Siedepunkt erhitzt werden können. Dieſe Erfahrung hat Muncke beſonders beim Schwefeläther beſtätigt gefunden, bei welchen es ihm gelungen iſt, ihn auf dieſe Weiſe bis 40°, ja bis nahe 50° C zu erhitzen (gewöhnlicher Siedepunkt 36°), worauf dann kein Sieden erfolgte, ſondern die ganze Maſſe in einem anhaltenden Strahle aus dem Apparate geſchleudert wurde. Iſt eine ſolche Kugel nur halb gefüllt, ſo tritt das Sieden bei der gewöhnlichen Temperatur ein. Die Urſache dieſes nach Muncke noch nicht vollſtändig erklärten Phänomens ſcheint ihm darin zu liegen, daß die Dämpfe in dieſem Falle die Maſſe der Flüſſigkeit mit Überwindung ihrer Adhäſion und des Luftdruckes trennen müßten 58). Der Verſuch läßt ſich leicht

---

Robiſon ſcheint zu vermuthen, daß er von Cullen herrühre (Mech. phil. II, 36.), es iſt aber gewiß, daß ſchon ein Jahrhundert fruher von Boyle erkannt wurde, daß Waſſer bei geringem Drucke leicht ſiede. Er hatte Waſſer einige Zeit kochen laſſen, ſo daß alle in ſeinen Poren enthaltene Luft entfernt war; hierauf brachte er einen Theil des noch nicht kalt gewordenen Waſſers in einer gläſernen Flaſche unter den Recipienten der Luftpumpe, nach einigen Kolbenzügen fing das Waſſer ſo lebhaft zu kochen an, daß es aus der Flaſche heraus lief. Einige Jahre ſpäter erwähnt Huygens (Phil. Trans. No. 122. p. 544.) ſchon beſtimmter eines Verſuches, wo Waſſer und Weingeiſt in luftleeren Gefäßen bei ſehr geringer Wärme kochten. Dieſen Verſuch ſcheint Papin um das Jahr 1673 angeſtellt zu haben. Er kochte das Waſſer an einer Lichtflamme eine Viertelſtunde lang, ohne daß das Glas mehr als lauwarm wurde. J. C. Fiſcher Geſchichte der Phyſik II, 180.

56) Berzelius Chemie I, 46.

57) Ann. de chimie XXI, 178.

58) Muncke Handbuch der Naturl. I, 492.

in Thermometerröhren anſtellen, an deren Ende eine gewöhnliche Kugel geſchmolzen iſt. Ich glaube aber aus einer Wiederholung des Verſuches folgern zu dürfen, daß das Phänomen deſto auffallender wird, je lebhafter die Einwirkung der Wärmequelle iſt, und dieſes führt uns von ſelbſt zu der wahren Urſache dieſes Vorganges. Wirkt nämlich die Wärmequelle ſehr ſtark ein, ſo wird in kurzer Zeit eine große Menge von Dämpfen entwickelt, und das Waſſer würde keine höhere Temperatur haben, als die des Siedepunktes, wofern jene im Augenblicke ihrer Entſtehung entweichen könnten. Indem ſich aber die Dämpfe durch die enge Röhre bewegen müſſen, können ſie nicht ſo ſchnell entweichen als ſie entſtehen, der Druck muß daher in der Kugel in jedem Momente größer werden und die Temperatur der ſiedenden Flüſſigkeit ſteigen. Daß dieſer Widerſtand und dieſe nicht hinreichend ſchnelle Bewegung des Dampfes durch die Röhre Urſache von der Zunahme des Druckes iſt, wird noch durch einen andern Umſtand beſtätigt, welchen ich mehrmals bei Verfertigung von Thermometern wahrgenommen habe. Hatte ich an eine enge Röhre eine etwas größere Kugel geblaſen und erhitzte dann Behufs der Füllung mit Queckſilber die Kugel ſchnell in einer ſtarken Weingeiſtflamme, ſo konnte die (wahrſcheinlich etwas feuchte) Luft nicht hinreichend ſchnell durch die Röhre entweichen und die Kugel wurde zerſprengt, als wenn ein elaſtiſches Fluidum ſie nach außen zerriſſen hätte.

§. 31 b. Iſt nun gleich die Größe des Luftdruckes eine der wichtigſten Bedingungen, auf welche es bei Beſtimmung der Temperatur ankommt, bei der ein Fluidum in freier Luft ſiedet, ſo gibt es doch noch mehre andere Umſtände, welche darauf Einfluß haben. Namentlich gehört hieher eine von Gay-Luſſac gemachte Bemerkung [59], wonach flüſſige Körper leichter in Dämpfe verwandelt werden, wenn ſie mit eckigen, rauhen und unebenen Oberflächen in Berührung ſtehen, als wenn ſie von völlig glatten und ebenen Flächen berührt werden. Er fand, daß Waſſer in Metallgefäßen bei 1½° niedrigerer Temperatur ſiedet als in Glasgefäßen. Erhitzt man Waſſer in einem Glasgefäße bis zu der Temperatur, wo es eben zu ſieden anfangen will, und wirft dann Eiſenfeilſpäne, gepulvertes Glas oder irgend einen Körper in Pulvergeſtalt hinein, ſo geräth es augenblicklich in heftiges Kochen, ſo daß es oft überläuft, ungeachtet ſeine Temperatur durch das zugeſetzte kalte Pulver nothwendig erniedrigt wird. Dieſe Erſcheinung hängt mit der Thatſache zuſammen, daß der Boden des Gefäßes wärmer iſt, als die Oberfläche; eckige Körper theilen den mit ihnen in Berührung ſtehenden Körpern wegen größerer Zahl von Berührungspunkten eine größere Wärme mit als runde oder ebene, und indem daher die Maſſe am Boden verhältnißmäßig mehr erwärmt wird, als bei glatter Oberfläche, ſo können die Dämpfe mit Lebhaftigkeit in die Höhe ſteigen, ſelbſt wenn die Wärme der Oberfläche noch nicht den Siedepunkt erreicht hat. Da nun ſelbſt polirte Metallgefäße keine ſo zuſammenhängende Oberfläche haben als die geſchmolzenen Glasgefäße, ſo ſcheint hierin der Grund der Verſchiedenheit im Siedepunkte zu liegen [60].

§. 32. Verwandelt ſich nun gleich das Waſſer bei jeder Temperatur in elaſtiſchen Dampf, ſo iſt die Verdunſtung doch nicht unter allen Umſtänden gleich. Schon die gemeine Erfahrung hatte ältere Phyſiker belehrt, daß Waſſer deſto ſchneller verdunſte, je größer ſeine Wärme ſei, aber das Geſetz, welches die Abhängigkeit dieſer Erſcheinung von der Temperatur angab, blieb ihnen unbekannt. So nahm z. B. Hutton in ſeiner Theorie des Regens nur an, daß die Menge des verdunſteten Waſſers ſchneller wachſe als die Temperatur, und auch dieſes Geſetz ſtellte er nur als eine noch nicht durch Verſuche erwieſene Hypotheſe auf. Erſt Dalton wies dieſe Abhängigkeit nach. Nehmen wir an, die Atmoſphäre ſei völlig trocken, ſo verhalten ſich bei einerlei Luftdruck und derſelben übrigen Beſchaffenheit des Wetters, die Waſſermengen, welche aus demſelben Gefäße in gleichen Zeiten verdunſten, wie die Expanſivkräfte des Dampfes bei den Temperaturen, welche das Waſſer hat. Geſetzt wir ließen aus demſelben Gefäße eine Stunde hindurch Waſſer von 20° R. und dann eine Stunde Waſſer von 80° R. verdunſten, ſo dürfen wir nur in der §. 16. mitgetheilten Tafel die zu beiden Temperaturen gehörigen Expanſivkräfte aufſuchen; dieſe ſind 10‴ und 336‴ und ſo wie dieſe Größen verhalten ſich auch die durch Verdunſtung verloren gegangenen Waſſermengen. Wäre aber die Luft ſchon feucht, dann müſſen wir von den Expanſivkräften den Druck ſubtrahiren, welchen der in der Atmoſphäre befindliche Dampf ausübt. Wäre zum Beiſpiel der Druck des in der Atmoſphäre befindlichen Dampfes 5‴ [61], ſo ſubtrahiren wir dieſe Größe von den oben gegebenen Expanſivkräften, die Reſte 5‴ und 331‴ geben dann das Verhältniß für die Größe der Verdunſtung an.

§. 33. Dieſes Geſetz Dalton's iſt nur dann richtig, wenn die Umſtände genau dieſelben ſind. Unter den verſchiedenen äußeren Urſachen, welche auf die Größe der Verdunſtung einen großen Einfluß ausüben, ſpielt die Größe des Luftdruckes eine ſehr wichtige Rolle, je kleiner dieſer iſt, deſto ſchneller erfolgt die Verdunſtung. Bei der Deſtillation muß man daher ſtets dafür ſorgen, daß aus der Blaſe und der Vorlage die Luft möglichſt entfernt werde, was man durch einen Hahn erreichen kann, welcher anfänglich geöffnet wird, bis der Dampf des ſiedenden Fluidums alle Luft entfernt hat. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird der Hahn geſchloſſen, der Dampf bewegt ſich nun weit ſchneller durch den Hals der Blaſe, und mit derſelben Menge von Feuermaterial läßt ſich weit mehr deſtilliren, als ohne Entfernung der Luft. Dieſer Widerſtand der Luft kann in verſchloſſenen Gefäßen ſo groß werden, daß zuletzt gar keine Deſtillation ſtatt findet [62]. Auch die Größe, welche die Oberfläche des Waſſers im Gefäße hat, iſt von Einfluß auf die Schnelligkeit der Verdunſtung. Kann der Dampf nur durch eine enge Öffnung entweichen, ſo iſt weit mehr Zeit erfoderlich, um alles Waſſer in Dampf zu verwandeln, als dann, wenn das Gefäß offen iſt. Ebenſo hat ſelbſt in einem prismatiſchen Gefäße die Tiefe des Waſſerſpiegels unter der Öffnung auf die Schnelligkeit der Verdunſtung Einfluß. Aus den Verſuchen von Dalton folgt, daß bei gewöhnlichem Luftdrucke in einer Stunde von ſiedendem Waſſer eine Schicht verdunſtet, die eine Höhe von 1,3 Zoll hat, jedoch iſt es kaum möglich, hierüber etwas Allgemeines anzugeben, da die Lebhaftigkeit des Feuers und die Leichtigkeit, mit welcher der Dampf entweichen kann, hierbei eine ſehr bedeutende Rolle ſpielen.

---

[59] Ann. de chimie VII, 307.

[60] Vergl. Muncke und Gmelin in Gilbert's Ann. LVII, 211.

[61] Wie dieſer Druck gefunden wird, ſ. Hygrometer.

[62] *Biot* Traité I, 327. *Robiſon* Mech. phil. II, 88.

§. 34. Ein anderer Umſtand, welcher auf die Schnelligkeit der Verdunſtung einen großen Einfluß hat, iſt die Bewegung der Luft, doch ſcheint derſelbe nach einigen Erfahrungen von Howitz in niederen Temperaturen viel bedeutender zu ſeyn, als dann, wenn das Waſſer dem Sieden nahe iſt 63). Wenn ſich nämlich die Dämpfe entwickeln, ſo finden ſie einen Widerſtand an der Luft, wenn aber durch den Wind dieſe feuchte Luftſchicht entfernt und eine trocknere herzugeführt wird, ſo kann aufs Neue Dampf entweichen.

Dieſer Einfluß von Bewegung der Luft auf die Schnelligkeit der Verdunſtung, welchen ſchon die erſten Beobachter wahrnehmen mußten, und welchen viele Erfahrungen im gemeinen Leben zeigen, gab wahrſcheinlich dem Syſteme, wornach das Waſſer bei der Verdunſtung aufgelöſt wurde (§. 17.) ſeinen Urſprung. Selbſt ausgezeichnete Naturforſcher, unter denen ich nur Robiſon nennen will, konnten ſich in der Folge nicht von der Unrichtigkeit des Auflöſungsſyſtemes in dem Falle überzeugen, wo Waſſer in niederen Temperaturen verdunſtete. „Ich muß noch ſtets annehmen, daß dieſe Art Verdunſtung durch die auflöſende Kraft der Luft entſteht. Wird feuchte Luft plötzlich verdünnt, ſo wird ſtets Waſſer niedergeſchlagen. Dieſes ſieht man ſehr auffallend bei den Verſuchen mit einer ſchnell wirkenden Luftpumpe. Es entſteht ein Nebel, welcher ſehr ſchnell zum Boden des Recipienten fällt. Aber nach der neueren Hypotheſe ſollte gerade das Gegentheil erfolgen, weil das Streben des Waſſers, den elaſtiſchen Zuſtand anzunehmen, durch Verminderung des äußeren Druckes vergrößert wird; und ich bin in der That der Meinung, daß im jetzigen Falle eine größere Menge reiner elaſtiſcher Dampf wird. Aber der gebildete Nebel zeigt ganz beſtimmt, daß hier vorher eine Auflöſung ſtatt gefunden hatte. Eine Auflöſung erfolgt durch Kräfte, welche auf dem Wege der Anziehung wirken; oder, um mich beſtimmter auszudrücken, ſo findet bei den Auflöſungen eine Annäherung des auflöſenden und des aufgelöſten Körpers ſtatt; nun zeigt die Erfahrung, daß dieſes gegenſeitige Streben wächſt, wenn die Entfernung kleiner wird. Hieraus muß nothwendig folgen, daß Luft von doppelter Dichtigkeit mehr als zweimal ſo viel Waſſer auflöſen kann. Wenn wir daher geſättigte Luft plötzlich verdünnen, ſo muß ſie (ſelbſt wenn wir ihre Wärme nicht vermindern) etwas Waſſer fahren laſſen. Wie groß dieſe Menge ſei, wiſſen wir nicht; aber ſie kann größer ſeyn als diejenige, welche durch Verminderung des Druckes elaſtiſch wird 64).“ So ſchlagend dieſer Einwurf, welchen ich für einen der gründlichſten gegen die Anſichten Dalton's halte, auch auf den erſten Anblick ſcheint, ſo gibt Robiſon's eigene Erzählung von dem Verſuche uns einen Grund für die Entſtehung dieſes Niederſchlages. Robiſon ſagt, die Luft müſſe ſchnell verdünnt werden, nun aber wiſſen wir durch ſpätere Verſuche vieler Phyſiker, daß bei plötzlicher Verdünnung der Luft die Temperatur des Recipienten ſehr ſchnell deprimirt wird. Indem alſo die Temperatur plötzlich niedriger wird, ſo kann im Recipienten nicht mehr ſo viel Dampf im elaſtiſchen Zuſtande bleiben, als vorher, und es erfolgt alſo Condenſation, welche bei langſamer Verdünnung nicht vorhanden iſt.

§. 35. Der Dampf, welcher auf irgend eine Art entwickelt wird, entreißt dem Fluidum die zu ſeiner Exiſtenz erfoderliche latente Wärme, und ebenſo als ſiedendes Waſſer nicht über 80° erwärmt werden kann, wird das verdunſtende Fluidum bedeutend durch dieſen Prozeß erkaltet. Iſt Luftdruck, Temperatur und entſprechende Spannkraft des Dampfes, latente und ſpecifiſche Wärme von dieſem und der Luft bekannt, ſo läßt ſich die durch Verdunſtung bewirkte Erniedrigung der Temperatur berechnen, und Hutton, ſo wie in neuern Zeiten Auguſt, haben dieſen Vorgang dazu empfohlen, den Dampfgehalt der Atmoſphäre aus der Verdungſtungskälte zu berechnen (ſ. Hygrometer, Psychrometer). Die Kälte, welche hierbei entſteht, wurde wahrſcheinlich zuerſt von Mairan 65) näher beachtet, und er ſtellte mehre Verſuche darüber an. In der Folge machten Cullen 66) und Franklin 67) die Phyſiker darauf aufmerkſam. Umwickelt man die Kugel eines Thermometers mit etwas Leinewand, taucht dieſes in Waſſer und hängt es in trockene Luft, ſo ſteht es mehre Grade niedriger, als ein Thermometer mit gewöhnlicher Kugel. Noch auffallender iſt dieſes, wenn wir die Leinwand mit Weingeiſt oder gar Äther anfeuchten und das Thermometer in den Wind hängen, weil beide Fluida bei einerlei Temperatur weit ſchneller verdunſten als Waſſer. Gießt man ſich in die flache Hand einige Tropfen Schwefeläther, ſo verdunſten dieſe in kurzer Zeit und man empfindet eine auffallende Kälte an der Stelle, wo ſich der Schwefeläther befand. Ja Franklin ſchließt aus den von ihm angeſtellten Verſuchen, daß es möglich wäre, einen Menſchen in den warmen Sommertagen bis auf den Tod zu erkälten, wenn man ihn auf einem Wege anhalten ließe, wo ein ſcharfer Wind bläſt und ihn oft mit Äther beſprengte. Um im Sommer kühle Getränke zu haben, iſt es zweckmäßig, die Flaſchen, in denen ſich jene befinden, mit naſſer Leinwand zu umwickeln und an einen zugigen Ort zu hängen. Ja der Grund, weshalb die Getränke in den Alcarazas (ſ. dieſen Art.) ſo kühl ſind, liegt hierin.

§. 36. Dasjenige was ſo eben über den Einfluß des Dampfgehaltes der Atmoſphäre und des Windes auf

---

63) Schweigger Jahrb. N. R. XI, 293.

64) *Robison* Mech. phil. II, 87.

65) Diss. sur la glace. II. cap. 8.

66) Edinb. Essays T. II.

67) Franklins Werke, überſetzt von Wenzel. 8. Dresden 1780. II, 196.

Schnelligkeit der Verdunſtung und dadurch bewirkte Größe der Erkaltung geſagt wurde, gibt uns auch einen einfachen Grund für eine Erſcheinung, die wir an unſerm eigenen Körper wahrnehmen, und welche die Ärzte durch electriſche, magnetiſche, phyſiologiſche Kräfte oder andere Träumereien erklärt haben. Iſt die Luft im Sommer feucht und ruhig, dann ſchwitzen wir ſtark, die Kleider werden durchnäßt, und wir empfinden eine drückende Hitze, welche Schwüle heißt. Bei trockenem, windigem Wetter dagegen iſt es kühl, obgleich das Thermometer im letzteren Falle vielleicht mehre Grade höher ſteht als im erſtern. Bei feuchtem, windſtillem Wetter nämlich kann das aus den Poren der Haut abgeſonderte Waſſer entweder gar nicht oder nur ſehr langſam verdunſten, während dieſes bei trockenem, windigem Wetter ſchnell geſchieht. Werden wir im letztern Falle durch die Verdungſtungskälte abgekühlt und erfriſcht, ſo geſchieht dieſes im erſteren nicht. Dabei aber kommt es weniger auf die abſolute Temperatur der Luft, als vielmehr auf die Beſchaffenheit des Körpers an. Die heißen afrikaniſchen Winde (Samum, Chamſin), welche eine unerträgliche Hitze mit ſich führen, wenn der Körper trocken iſt, erfriſchen nach den Erfahrungen von Oudney den Körper des Reiſenden, wenn er ſchwitzt[68]).

§. 37. Werden überhaupt alle Umſtände combinirt, welche die Schnelligkeit der Verdunſtung vergrößern, dann können wir eine ſehr große Kälte erzeugen. Hängen wir unter den Recipienten der Luftpumpe ein Schälchen mit Waſſer und ſtellen daneben ein Gefäß mit concentrirter Schwefelſäure oder geglühtem Chlorkalk, ſetzen dann die Pumpe in Thätigkeit, ſo wird das Waſſer ſchnell verdunſten und den Recipienten mit Dämpfen ſättigen; kaum aber haben ſich letztere gebildet, ſo werden ſie von der Schwefelſäure durch die große Verwandtſchaft dieſer zum Waſſer abſorbirt, und ſo folgen Bildung und Abſorption des Dampfes mit großer Schnelligkeit, wodurch das Waſſer in kurzer Zeit in Eis verwandelt wird. Ja man iſt bei einer ſchnell wirkenden Luftpumpe im Stande, das Waſſer in einem Zimmer von gewöhnlicher Temperatur bis zum Gefrierpunkte des Queckſilbers zu erkalten, wie dieſes namentlich Leslie gethan hat[69]). Noch wirkſamer bei dieſem Verſuche iſt Schwefeläther. Umwickelt man die Kugel eines Queckſilberthermometers mit Baumwolle, befeuchtet dieſe mit Schwefeläther und bringt die Vorrichtung unter den Recipienten einer ſchnell wirkenden Luftpumpe, ſo verdunſtet der Äther mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß das Queckſilber erſtarrt. Marcet führt an, daß bei Anwendung eines noch flüchtigeren Fluidums, des Schwefelalkohols, das Queckſilber in Zeit von 3 bis 4 Minuten zum Gefrieren und ein Weingeiſtthermometer bis — 60° C erkaltet werden könne. Durch Verdunſtung der flüſſigen ſchwefligen Säure, welche in freier Luft bei — 10° C ſiedet, hat Buſſy noch niedrigere Temperaturen hervorgebracht. Queckſilber gefriert in einigen Augenblicken, wenn die Kugel eines Thermometers mit Baumwolle umgeben und mit dieſem Fluido befeuchtet wird. In freier Luft fällt ein Weingeiſtthermometer bis zu — 57° und unter der Luftpumpe bis zu — 68°. Dabei wird Spiritus von 0,85 Dichtigkeit feſt[70]).

Wollaſton hat einen ſinnreichen Apparat conſtruirt, welchen er Kryophor nennt, und welcher dieſen Vorgang auf eine überraſchende Weiſe zeigt[71]). Eine Glasröhre von wenigſtens einer Linie innerm Durchmeſſer wird in der Geſtalt von Fig. 7. verfertigt und ebenſo die beiden Kugeln angeblaſen. Eine von dieſen wird mit Waſſer gefüllt und der Apparat durch Sieden des Waſſers möglichſt luftleer gemacht. Iſt das Waſſer in die Kugel A getrieben, und wird B in eine Kälte erzeugende Miſchung, z. B. aus gleichen Theilen Schnee und Salmiak, gehalten, ſo werden die in B befindlichen Dämpfe ſchnell condenſirt, aber eben ſo ſchnell ſtrömen neue Dämpfe aus A nach, welche daſſelbe Schickſal haben, und bei dieſem fortdauernden Verdunſtungsprozeſſe wird in A eine ſolche Kälte erzeugt, daß alles Waſſer in kurzer Zeit in Eis übergeht (vergl. Hygrometer von Daniell).

§. 38. Iſt nun gleich die Schnelligkeit der Verdunſtung nach §. 32. eine Function der Temperatur, ſo gibt es doch ein bisher noch nicht erklärtes Phänomen, welches eine auffallende Ausnahme macht. Man nehme einen Löffel von Eiſen oder noch beſſer von Platina, erhitze dieſen bis zum Rothglühen und bringe einen Tropfen Waſſer hinein. Dieſer rollt als Tropfen lebhaft in dem Löffel hin und her, und ſcheint nur langſam an Größe abzunehmen; erſt dann, wenn das Gefäß hinreichend erkaltet iſt, verwandelt er ſich plötzlich mit ziſchendem Laute in Dampf, aber oft ſind mehre Minuten erforderlich, ehe ein Tropfen von der Größe einer Erbſe verſchwindet. Es ſcheint, als ob Eller der erſte geweſen ſei, welcher dieſe Thatſache beobachtete[72]), in der Folge trieb Leidenfroſt die Unterſuchung weiter[73]), und daher heißt der Verſuch, mit deſſen Erklärung ſich auch Lambert viel beſchäftigte, der Leidenfroſtiſche. Da durch Berührung von Waſſerdämpfen und glühendem Eiſen Hydrogen entwickelt wird, ſo glaubte man chemiſche Prozeſſe bei dieſem Vorgange annehmen zu müſſen, aber das Gelingen des Verſuches in Platinagefäßen macht eine jede Vorſtellung dieſer Art wenig wahrſcheinlich. Klaproth[74]) und Döbereiner*) trieben dieſe Verſuche weiter. Namentlich konnte letzterer durch allmäliges Eintröpfeln von Waſſer in einen über der Weingeiſtlampe in beſtändigem Glühen erhaltenen Tiegel eine Waſſerkugel von der Größe einer Wallnuß in dieſen Zuſtand verſetzen. Sie rotirte langſam, und ein in ſie geſtecktes Thermometer zeigte 79 bis 81° R. Um die Urſache der Erſcheinung aufzufinden, ſchwärzte Rumford einen Silberlöffel inwendig über einer Flamme und brachte in ihn einen Tropfen, welcher ſich bei gewöhnlicher Temperatur zu einer Kugel abrundete, da er den

---

[68]) *Denham* Narrative p. LXI.

[69]) *Biot* Traité de physique I, 382.

[70]) *Berzelius* Chemie I, 67.

[71]) Phil. Trans. 1813.

[72]) Mém. de Berlin. 1746. p. 211.

[73]) De aquae communis qualitatibus. 8. Duisburgae 1756.

[74]) Allgem. Journ. der Chemie VII, 646.

*) Gilberts Ann. LXXII, 211.

Ruß nicht benetzen konnte. In dieſem Zuſtande hielt er den Löffel über eine Flamme, ſuchte aber vergeblich den Tropfen dadurch zu erhitzen; der Stiel wurde bis ans Ende brennend heiß, ohne daß ſich das Waſſer merklich erwärmte. Ebenſo konnte Pouillet einen großen Platinatiegel, den er rothglühend gemacht hatte, bis zur Hälfte füllen, und das Waſſer eine Viertelſtunde lang darin erhalten, ohne daß es eine merkliche Abnahme gezeigt hätte; es ging indeſſen aus ſeinen Verſuchen hervor, daß das Waſſer durch gewiſſe darin gelöſte Körper, vor allen durch Kali und Kaliſalze, die Eigenſchaft, ohne Verdampfung mit rothglühenden Körpern in Berührung zu bleiben, gänzlich verlor; ebenſo verdampfte Waſſer, das durch Tinte oder Kohlenſtaub geſchwärzt war, ſehr ſchnell. Pouillet vermuthet, daß die ganze Erſcheinung von der Leichtigkeit abhängt, mit welcher die von ſehr heißen Körpern ausſtrahlende, leuchtende Wärme durch das Waſſer hindurchgeht, ohne dieſes zu erwärmen[75], eine Hypotheſe, die durch andere Thatſachen, die uns die ſtrahlende Wärme zeigt, einige Wahrſcheinlichkeit erhält.

Später hat Muncke den Gegenſtand unterſucht und ſeine Verſuche ſehr detaillirt mitgetheilt[76]. Er glaubt, daß Döbereiner's Hypotheſe, als ob der Tropfen einen meßbaren Abſtand von dem glühenden Metalle hätte, unrichtig ſei; die rotirende Bewegung, welche der Tropfen in den meiſten Fällen hat, und welche einige Naturforſcher als eine der Urſachen des Phänomens angeſehen haben, hält Muncke nicht für weſentlich nothwendig. Häufig findet gar keine Rotation ſtatt, in andern Fällen iſt es ein Leichtes, die Kugel durch ein hineingehaltenes Stäbchen von beliebiger Subſtanz zum Stillſtehen zu bringen. Dieſe Rotation entſteht unſtreitig davon, daß die Kugel nicht in ihrer ganzen Maſſe einerlei Temperatur hat, daß die Ungleichheiten auf der Oberfläche des Metalles verſchiedene Mengen von Wärme ausſtrahlen. Muncke ſchließt hieran mit Recht eine von Perkins an ſeinen Dampfmaſchinen gemachte Erfahrung. Dieſer hörte einſt einen durch den Generator ſeiner Dampfmaſchine mit ſehr hohem Drucke verurſachten heftigen Knall, welcher ſowol ihn ſelbſt, als auch andere Umſtehende auf die Vermuthung brachte, daß derſelbe geborſten ſeyn müſſe. Um ſo räthſelhafter aber war es ihnen, daß die Maſchine dennoch ununterbrochen arbeitete. Als ſie das Feuer allmälig verminderten und ſomit der Generator mehr abkühlte, ſtrömte der Dampf mit entſetzlichem, ſelbſt in der Nachbarſchaft Aufſehen erregendem Getöſe ins Feuer, und nach Eröffnung des Heizraumes fand ſich am Generator unten in der ganzen Breite ein weit offen ſtehender Riß. Um zu wiſſen, warum der Dampf erſt nach einiger Abkühlung aus dem Riſſe geſtrömt ſei, wurde der Heizraum wiederhergeſtellt, der Generator zur Glühhitze gebracht, dann Waſſer hineingepumpt, und die Maſchine fing aufs Neue an zu arbeiten, als ob der Generator unverſehrt ſei, bis nach abermaliger Abkühlung die frühere Erſcheinung wieder erfolgte. Einige Freunde von Perkins meinten, der Riß ziehe ſich durch den ſtarken Einfluß der Hitze zuſammen, und um auch hierüber Gewißheit zu erhalten, ließ er unten in einen geſunden Generator ein Loch bohren, in dieſes ein eiſernes Rohr mit einer $\frac{1}{8}$ Zoll weiten Öffnung ſchrauben, deſſen anderes Ende mit einem Hahn verſchloſſen war, erhitzte den Apparat wie gewöhnlich, bis die Maſchine gehörig arbeitete, öffnete dann den Hahn des Rohres, aus welchem aber weder Waſſer noch Dampf entwich. Perkins ſetzt dieſe Erſcheinung mit dem Leidenfroſtſchen Verſuche in Verbindung, und meint, das Waſſer komme gar nicht mit der Oberfläche des ſtark erhitzten Metalles in Berührung, ſondern ſtehe bei dieſer Temperatur um $\frac{1}{16}$ Zoll davon ab.

Muncke zieht aus allen ſeinen Verſuchen folgende Reſultate:

1) Auch ohne einen mechaniſchen Druck, außer dem durch das bloße Gewicht gegebenen, erhebt ſich das auf heißes Metall gegoſſene Waſſer, wenn die Temperatur des erſteren mindeſtens 110° C. nach Schätzung überſteigt, bis zur hellen Rothglühhitze bei Tage, zu keinem, auch nicht dem kleinſten meßbaren Abſtande von der Oberfläche des Metalles.

2) Sobald die Hitze des Metalles den erfoderlichen Grad erreicht hat, wird hiedurch die Adhäſion ſeiner Oberfläche mit dem Waſſer aufgehoben, wie ſich als Thatſache deutlich aus der Form der darauf ruhenden Waſſertropfen zeigt, und dieſe Adhäſion findet um ſo viel weniger ſtatt, je ebener und blänker jene Oberfläche iſt.

3) In dieſer Aufhebung der Adhäſion liegt der Grund des Leidenfroſtſchen Verſuches. Das Waſſer iſt nämlich zwar kein abſoluter Nichtleiter der Wärme, wie Rumford behauptet hat, aber doch ein ſehr ſchlechter. Iſt daſſelbe daher in der Geſtalt runder Tropfen außer eigentlicher Adhäſionsberührung mit dem Metalle, ſo geht nur die aus dem letztern ausſtrahlende Wärme an daſſelbe über, deren Menge um ſo viel geringer ſeyn muß, je blänker die Metallfläche bleibt und die Oberfläche des Waſſertropfens an ſich iſt. Befindet ſich dann gleich weder eine Luft- noch eine Dampfſchicht von meßbarer Dicke zwiſchen dem Tropfen und der Metallfläche, ſo ſteigt doch die den Tropfen umgebende heißere Luft ſtets in die Höhe, wird durch neu hinzuſtrömende erſetzt, und entzieht hiedurch eine Menge der ausgeſtrahlten Wärme, welche dann auf den Tropfen nicht weiter wirken kann. In dem letztern können indeß diejenigen Strömungen nicht entſtehen, welche im heißen Waſſer ſtatt finden, in welchem die durch die erhitzte Metallfläche erwärmten Theile in die Höhe ſteigen und den gebildeten Dampf an die berührende Luftſchicht abgeben; denn da nach den Geſetzen der Anziehung alle Theilchen des Tropfens im Gleichgewichte ſind, ſo würde letzteres durch das Aufſteigen der untern Partikeln aufgehoben werden, und dieſes iſt ſchwer, weil es eine Veränderung des Ortes aller Theilchen zur Herſtellung des Gleichgewichtes vorausſetzt.

4) Hieraus folgt von ſelbſt, daß bei rauher Oberfläche, als bei Steinen, Thon, Metalloxyden ꝛc. das Phänomen gar nicht beobachtet werden kann, bei Porzellan nur ſchwierig, daß aber Metallſtückchen, Thonſcher-

---

[75] Poggendorff's Annalen XI, 447.

[76] Poggendorff's Annalen XIII, 235.

ben, Kiesſcherben ꝛc. in den Dampferzeuger geworfen, die Verdampfung des Waſſers ausnehmend befördern. Es bleibt alſo nur noch übrig zu zeigen, worin dieſe Aufhebung der Adhäſion ihren Grund habe. Muncke unterſucht dieſen Gegenſtand ſehr ausführlich; da ich ihm jedoch nicht ganz beiſtimmen kann, eine ausführliche Unterſuchung aber hier zu weit führen würde, ſo verweiſe ich auf den Artikel „Flüſſigkeit", wo ohnehin der Einfluß der Temperatur auf die Cohäſion der Fluida behandelt werden muß.

6) Die Bemerkung von Perkins bleibt zunächſt noch räthſelhaft, da Muncke durch Löcher in glühendem Eiſen Tropfen fallen ſah. Da jedoch das eingeſchraubte Rohr vom Generator aus erſt durch das Feuer des Heizraumes, dann durch die umgebende Mauer deſſelben ging und nach außen hervorſtand, ſo ſcheint ſich dieſe Thatſache an die von Element beobachtete Erfahrung zu ſchließen, wonach ein Ventil durch den aus einer Öffnung entweichenden Dampf nicht zurückgeſtoßen, ſondern angezogen wird 77).

§. 39. Es bleibt uns noch übrig, die Dichtigkeit des Waſſerdampfes zu beſtimmen. Die erſte auf Meſſungen beruhende Angabe iſt die von Muſſchenbroek 78) und andern angeführte, wonach die Dichtigkeit des heißen Waſſerdampfes 14000 Mal kleiner iſt als die des Waſſers. Dieſes Reſultat wurde von vielen Phyſikern als richtig angeſehen, beruht aber auf einem wenig genauen Verſuche von Beighton und einer noch ungenaueren Rechnung von Desaguliers. Bei einer Temperatur, die nicht näher bekannt iſt, aber wahrſcheinlich nur wenige Grade über dem Siedepunkte lag, ließ Beighton in den Cylinder einer Dampfmaſchine Dampf ſtrömen, und beobachtete die Menge von Waſſer, welche nöthig war, ihn zu füllen. Der Cylinder gebrauchte bei jedem Hube 113 Gallonen Dampf, machte 16 Hübe in der Minute, gebrauchte alſo in dieſer Zeit 1808 Ale-Gallonen = 14464 Pinten Dampf. Unter dieſen Umſtänden wurden zur Speiſung der Maſchine 5 Pinten Waſſer verbraucht, die Dichtigkeiten von Dampf und Waſſer verhalten ſich alſo wie 5:14464 = 1:2893. Statt dieſes letztern Verhältniſſes gibt Desaguliers das ſo oft wiederholte 1:14000 79). Die Angaben folgender Phyſiker, wie Marat, Smeaton, Rumford, Black, Watt, de Luc u. a. beruhen entweder auf bloßen Schätzungen oder auf ungenauen Verſuchen. Erſt Sauſſure ſtellte genauere Meſſungen an 80). In einem Glasballon von 4½ Kubikfuß Inhalt wurde die Luft durch Salze ausgetrocknet, dann ein Hygrometer und ein mit Waſſer befeuchtetes, genau abgewogenes Stück Leinwand hineingebracht. So wie das Waſſer ſo weit verdunſtet war, daß das Hygrometer dem Punkte der Sättigung nahe ſtand, wurde die Leinwand herausgenommen, und ihr Gewichtsverluſt, alſo die Menge des verdunſteten Waſſers, gemeſſen. Aus der Temperatur im Ballon und der zugehörigen Elaſticität des Dampfes wurde das Gewicht von einem Kubikfuße Dampf hergeleitet.

G. G. Schmidt ſtellte bald darauf eine Reihe Meſſungen auf eine etwas abweichende Art an 81), die Reſultate weichen jedoch ſehr von den ſpätern Beſtimmungen ab. Eine Reihe von Verſuchen, welche Clément und Désormes anſtellten 82), gehört zu den beſſern. Eine abgewogene Menge von geglühtem Chlorkalk wurde in eine Glasröhre gethan, und durch dieſe Gaſe geleitet, die eben durch eine mit Waſſer gefüllte Flaſche gegangen, alſo mit Dämpfen geſättigt waren. Das Volumen der Gaſe war aus dem Verſuche bekannt, und dann wurde die Gewichtszunahme des Chlorkalkes durch den abſorbirten Dampf gemeſſen. Die Atmoſphäre, die Gaſe und das Waſſer hatten dieſelbe Temperatur, welche immer 12 bis 13° C. betrug, und befanden ſich unter einem Drucke von 762 bis 765 Millimetern. Sie fanden, daß unter dieſen Umſtänden der Chlorkalk von einem Kubikfuße Luft 6,004 Gran abſorbirte. Auf eine ähnliche Art ſtellte Anderſon Verſuche an 83). Er fand für das Gewicht eines engländiſchen Kubikfußes Waſſerdampf folgende Größen:

bei 49° F.	4,085 engl. Gran
— 59 —	5,679 — —
— 77 —	9,828 — —
— 83 —	11,660 — —

§. 40. Zu den genaueſten Verſuchen über dieſen Gegenſtand gehören die von Gay-Luſſac 84). Er bläſt an der Lampe kleine Kügelchen von ſehr dünnem Glaſe, an denen ſich ein feiner Schnabel befindet. Das Gewicht eines ſolchen Kügelchens wird beſtimmt, ſodann wird es mit Waſſer gefüllt, dieſes durch Sieden luftleer gemacht und nun der Schnabel verſchloſſen. Eine folgende Abwägung gibt das Gewicht des im Kügelchen enthaltenen Waſſers, woraus ſich dann ſein Volumen herleiten läßt, da das Gewicht einer Raumeinheit Waſſer bekannt iſt. Um dieſe ganze Waſſermenge in Dampf zu verwandeln, wendet Gay-Luſſac eine enge und hohe Glasglocke V V (Fig. 9) an, welche in Theile von gleicher Capacität getheilt iſt, und deren Inhalt etwa 1½ Liter beträgt. Dieſe Glocke füllt er ganz mit Queckſilber, ſtürzt ſie umgekehrt in ein mit demſelben Metalle gefülltes Gefäß *vv* und bringt nun die kleine mit Waſſer gefüllte Glasblaſe B hinein. Um dieſes Waſſer in Dampf zu verwandeln, umgibt Gay-Luſſac die Glocke mit einem noch längeren Glasgefäße MM, welches mit ſeinem untern Ende in das Queckſilber taucht. Dieſen Cylinder füllt er ſo lange mit Waſſer, bis die Glocke davon bedeckt iſt, ſetzt dann den ganzen Apparat auf einen Ofen FF, in welchem Feuer angezündet wird. Wenn auf dieſe Art Waſſer und Queckſilber hinreichend erwärmt ſind, erhalten die in dem Kügelchen B entwickelten Dämpfe eine ſolche Expanſivkraft, daß letzteres zerſprengt wird, der Raum über

---

77) Poggendorff's Annalen XI, 265. 78) Introductio. §. 1471. Meine Unterſuchungen. S. 81., wo das Nähere über viele der folgenden Angaben mitgetheilt iſt. 79) *Rees* Cyclop. Art. Steam engine. *Robison* Mech. phil. II, 67. 80) Sauſſure Hygrometrie. S. 118.

81) Gren Journal II, 421. 82) Gilbert's Annalen XIII, 141. 83) *Daniell* Meteor. Essays. p. 160. 84) *Biot* Traité I, 291.

dem Queckſilber wird mit Dämpfen gefüllt. Das Niveau des Queckſilbers wird jetzt genau beſtimmt, was vermittelſt des ſeitwärts angebrachten und an CC befeſtigten Maßſtabes T geſchieht, welcher unten in eine feine Spitze ausläuft, die mit der Oberfläche des Queckſilbers in der Wanne *vv* in Berührung gebracht wird, während eine verſchiebbare Diopter H dazu dient, die Oberfläche des Queckſilbers in der Glocke genau zu fixiren. Wird die Länge dieſer Queckſilberſäule von dem gleichzeitig beobachteten Barometerſtande ſubtrahirt, ſo gibt der Reſt die Expanſivkraft des Dampfes. Um hieraus das Gewicht des letztern herzuleiten, muß die Temperatur bekannt ſeyn, bei welcher die vorhandene Dampfmenge den Raum eben ſättigt. Man erwärmt deshalb den Apparat, und mißt die den verſchiedenen Temperaturen entſprechenden Expanſivkräfte ſo lange, bis man endlich findet, der Raum ſei nicht mehr geſättigt. Die Temperatur, bei welcher eben alles Waſſer den Raum ſättigte, wird dann durch das in §. 12. angegebene Verfahren beſtimmt.

Auf dieſelbe Art ſtellte Tob. Mayer[85] einen Verſuch an, und ähnlich iſt auch das Verfahren, deſſen ſich Muncke[86] bediente. Aus einem auf der Luftpumpe befeſtigten Recipienten von ſehr regelmäßiger Geſtalt und genau gemeſſenem Inhalte wurde die Luft ſo gut als möglich entfernt, nachdem ſchon vorher ein Thermometer, eine Barometerprobe und ein zugeſchmolzenes Glasröhrchen mit einer genau abgewogenen Waſſermenge hineingebracht waren. War die vorher getrocknete Luft möglichſt verdünnt und der Druck des Rückſtandes gemeſſen, ſo wurde das Glasröhrchen zerbrochen, die Spannung des gebildeten Dampfes bei verſchiedenen Temperaturen gemeſſen, daraus der Wärmegrad hergeleitet, bei welchem der Ballon eben mit den vorhandenen Dämpfen geſättigt war und dann das Gewicht eines Kubikfußes oder die Dichtigkeit des Dampfes berechnet.

§. 41. Auf eine etwas abweichende Art beſtimmte Despretz[87] die Dichtigkeit der Dämpfe dadurch, daß er einen Ballon erſt leer, dann mit Dampf erfüllt wog und aus der Differenz der Gewichte das des Dampfes herleitete. Sein höchſt einfacher Apparat beſteht aus einem Barometer AA (Fig. 10), deſſen Weite etwa die dreifache von der eines gewöhnlichen iſt, an welchem aber der obere Theil vermittelſt einer metallenen Faſſung und eines Hahnes *α* geſchloſſen wird; ein zweites Barometer C ſteht mit dieſem gemeinſchaftlich in demſelben Queckſilbergefäße *vv*. In das erſte Barometer wird das zu verdunſtende Waſſer gebracht, dann die möglichſt luftleere Kugel B aufgeſchraubt; dieſe füllt ſich nach Öffnung der Hähne mit Dampf, dann wird ſie aufs neue gewogen. Die Differenz beider Barometer gibt die Expanſivkraft des Dampfes, und ein daneben angebrachtes Thermometer ſeine Temperatur an. — Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß hiebei auf den Rückſtand der Luft im Gefäße Rückſicht genommen und die Expanſivkraft des Dampfes deshalb vor und nach Öffnung der Hähne gemeſſen werden muß.

§. 42. Bei dieſen Meſſungen, welche die Phyſiker angeſtellt haben, hatte der Dampf im Zuſtande der Sättigung ſehr ungleiche Temperaturen und Expanſivkräfte, und es müſſen daher dieſelben auf einerlei Normaltemperatur reducirt werden. Als ſolche hat man die Temperatur von 100° C. und den Druck von 760 Millimetern oder 80° R. und 336 pariſer Linien angenommen. Bei dieſen Reductionen geht man von dem Satze aus, daß der Dampf, ſo lange er Dampfgeſtalt behält, ganz denſelben Geſetzen für Änderung des Druckes und der Temperatur folge als trockene Gaſe. Iſt alſo t die Temperatur, E_t die entſprechende Elaſticität und P_t das Gewicht einer Raumeinheit des Dampfes; bezeichnen T, E und P dieſelben Größen für die Normaltemperatur, ſo wird $P = P_t \cdot \frac{E}{E_t} \cdot \frac{1 + at}{1 + aT}$ wo a die Ausdehnung der Luft für einen Grad des gebrauchten Thermometers bezeichnet. So fand Sauſſure in einem ſeiner Verſuche das Gewicht eines Kubikfußes Dampf bei der Temperatur von 15°,16 R. und einem Drucke von 6‴,863 = 11,069 Gran. Reduciren wir dieſe Größen auf die Temperatur des ſiedenden Waſſers, ſo wird

$$P = 11{,}069 . \frac{336}{6{,}863} \cdot \frac{1 + 0{,}0046875 . 15{,}16}{1 + 0{,}0046875 . \; 80} = 427{,}511 \text{ Gr.}$$

Leiten wir hieraus die Dichtigkeit des Dampfes her, indem wir die des Waſſers beim Punkte ſeiner größten Dichtigkeit als Einheit anſehen, ſo erhalten wir, da ein Kubikfuß Waſſer unter dieſen Umſtänden 645341,184 Gran wiegt, die Dichtigkeit 0,000662458.

Auf dieſe Art laſſen ſich die vorhandenen Meſſungen berechnen. Ich habe dieſe Arbeit im Detail in meinen Unterſuchungen über die Expanſivkraft der Dämpfe mitgetheilt. Die folgende Tafel enthält das Endreſultat derſelben; die in der zweiten Spalte ſtehenden Verſuche geben die Temperatur an, bei denen das Gewicht beſtimmt wurde.

Beobachter	Temperatur	Dichtigkeit d. Waſſerdampfes gegen Waſſer
Schmidt	80° R	0,000705072
Derſ.	17,5	0,000882102
Sauſſure . . .	15,16	0,000662457
Derſ.	4,75	0,000692108
Derſ.	6,18	0,000644430
Davy	30,22	0,000751103
Clément u. Désormes	10	0,000514645
Anderſon . . .	7,56	0,000620406
Derſ.	12	0,000617908
Derſ.	20	0,000603067
Derſ.	22,67	0,000593976
Muncke	30	0,000616035
Derſ.	34	0,000635842
Derſ.	35	0,000582246
Gay-Luſſac . . .	80	0,000589489
Mayer	15	0,000748522

---

[85] Comment. Gotting. I, 39

[86] Phyſikaliſche Abhandlungen. 8. Gießen 1816.

[87] Ann. de chimie. XXI, 143.

Nehmen wir das Mittel der beſſern Verſuche von Muncke, Anderſon, Sauſſure und Gay-Luſſac, ſo iſt die Dichtigkeit nahe 0,0006.

§. 43. Es hält ſehr ſchwer, den Punkt zu beſtimmen, bei welchem der Raum eben mit Dämpfen geſättigt iſt, und hierin müſſen wir die Urſache der großen Differenzen in obiger Tafel ſuchen. Deshalb ſcheint mir die ſtöchiometriſche Beſtimmung dieſer Größe vorzuziehen, um ſo mehr, da dieſes einfache Verfahren bei andern zuſammengeſetzten Gaſen zu ſehr genauen Reſultaten geführt hat. Iſt nämlich D das ſpecifiſche Gewicht des einen, d das des zweiten Gaſes, und verbinden ſich m Theile des erſten mit n Theilen des zweiten dergeſtalt chemiſch mit einander, daß die $m + n$ Raumtheile auf p Theile eines Gaſes reducirt werden, deſſen Dichtigkeit x iſt, ſo iſt offenbar, da die Gewichte unverändert bleiben,

$$px = mD + nd, \text{ alſo}$$

$$x = \frac{mD + nd}{p}\ ^{88)}.$$

Zwei Raumtheile Hydrogen und ein Theil Oxygen geben zwei Theile Waſſerdampf. Sehen wir die Dichtigkeit der trockenen atmoſphäriſchen Luft als Einheit an, ſo iſt die des Oxygens 1,10394, die des Hydrogens 0,06885, alſo die des Waſſerdampfes 0,62082 (nahe $\frac{10}{16}$). Bei der Temperatur der größten Dichtigkeit des Waſſers iſt die Dichtigkeit der Luft bei 0° und einem Drucke von 76 Millimetern 0,00128308 von der des Waſſers, die Dichtigkeit des ſiedend heißen Dampfes wird alſo 0,0005799 und ein Kubikfuß wiegt 374,24 Gran. Sehen wir die Größe eines Kubikfußes als Einheit an, ſo iſt die von einem Kubikzolle nahe 0,000579, wollen wir alſo die Dichtigkeit des Dampfes einfach ausdrücken, ſo können wir ſagen, ein Kubikzoll Waſſer gibt einen Kubikfuß ſiedend heißen Waſſerdampf.

§. 44. Um die Anomalien zu entfernen, welche durch Einfluß der Beobachtungsfehler in den Tafeln über die Expanſivkraft der Dämpfe noch vorhanden ſind, und dieſes Element auch für ſolche Temperaturen zu beſtimmen, wo keine directen Meſſungen gemacht wurden, hat ſich eine große Zahl von Phyſikern und Mathematikern bemüht, ein allgemeines Geſetz für die Abhängigkeit der Expanſivkraft von der Temperatur aufzuſtellen. Prony war einer der erſten, welcher dieſen Gegenſtand bearbeitete, aber ſein ſehr complicirter Ausdruck weicht ſehr von der Erfahrung ab [89]. In der Folge gab Schmidt einen einfachen Ausdruck, welcher allerdings mit ſeinen Verſuchen übereinſtimmte. Iſt nämlich t die Temperatur in Graden des Reaumur'ſchen Thermometers und e die entſprechende Expanſivkraft, ſo iſt

$$e = t^{1,4113 + 0,005t}$$

aber dieſer Ausdruck iſt ſchon deshalb unrichtig, weil hienach die Expanſivkraft beim Gefrierpunkte verſchwindet. Schon früher hatte Volta ein höchſt einfaches Geſetz gefunden, das jedoch wenig bekannt wurde. Es wächſt darnach die Elaſticität des Dampfes in einer geometriſchen Reihe, wenn die Temperatur in einer arithmetiſchen wächſt; dieſe geometriſche Reihe iſt ſo beſchaffen, daß, wenn die Temperatur von 16 zu 16 Graden (Reaum.) wächſt, die Zunahme des Dampfdruckes 1, 2, 4.... iſt. Da nun der Druck des Dampfes bei 64° R 13 Zoll und bei 80° R 28 Zoll beträgt, ſo wächſt er für 16 Grade um 15″; er wächſt von hier bis 96° um 2.15″, wird alſo 58 Zoll [90].

Zehn Jahre ſpäter ſtellte Dalton eine völlig ähnliche Behauptung auf, es ſollte nämlich auch nach ihm die Expanſivkraft eine geometriſche Reihe bilden, wenn die Temperatur in arithmetiſcher Reihe wächſt. Soldner leitete aus den Meſſungen von Dalton die Gleichung [91]

$$\log. e = \log. E - \frac{(280 - r)\,(80 - r)}{10280}$$

her, wo e die geſuchte, E die der Siedehitze zugehörige Elaſticität (30,13 Zoll), beide in engländiſchen Zollen, r die Temperatur in Graden des Reaumur'ſchen Thermometers bezeichnet. Indeſſen genügt dieſe Formel nicht viel weiter, als die Verſuche Dalton's reichen, denn die Expanſivkraft erreicht bei 180° ein Maximum, und wird von nun an wieder kleiner.

§. 45. Legen wir die Expanſivkraft des ſiedenden Dampfes der Unterſuchung zum Grunde, ſo wäre nach Dalton $\log. E_n = \log. E + an$, wo n den Unterſchied zwiſchen der Temperatur, für welche die Expanſivkraft geſucht wird, und dem Siedepunkte, E_n die zugehörige Expanſivkraft, E die des ſiedenden Waſſerdampfes, und a einen durch die Verſuche näher zu beſtimmenden conſtanten Coefficienten bezeichnet. Sieht man aber die oben für die Expanſivkraft gegebene Tafel näher an, ſo ſcheinen die Spannungen zwar im Allgemeinen Glieder einer geometriſchen Reihe zu bilden, aber der Exponent von dieſer wird regelmäßig kleiner, ſo wie die Temperatur wächſt. Deshalb ſchlägt Biot [92] vor, man ſolle ſtatt des einfachen Dalton'ſchen Ausdruckes eine zuſammengeſetzte Function von der Geſtalt

$$\log. E_n = \log. E + an + bn^2 + cn^3 + dn^4 + \ldots$$

anwenden, und die Coefficienten a, b, c... durch Verſuche beſtimmen. Er bleibt bei dem Gliede, welches die dritte Potenz von n enthält, ſtehen.

Bei einer Arbeit, wo es mir ſehr darauf ankam, die Expanſivkraft des Dampfes in niedern Temperaturen mit großer Genauigkeit zu kennen, entwickelte ich die conſtanten Coefficienten nach der Methode der kleinſten Quadrate, und erhielt folgenden Ausdruck

$$\begin{aligned}\log. E_n = 2{,}5263393 &- 0{,}0190761258.n\\ &- 0{,}00010296015.n^2\\ &- 0{,}0000004731.n^3\end{aligned}$$

wo die Temperatur n vom Siedepunkte aus gerechnet und für die höheren Wärmegrade als negativ, für die unter 80° liegenden als poſitiv angeſehen, die Expanſivkraft aber in Pariſer Linien ausgedrückt wird. Jedoch genügte mir dieſe Gleichung nicht, da ſich zum Theil ſehr bedeu

---

88) *Biot* Traité de physique. I, 382.

89) Meine Unterſuchungen. S. 42.

90) Opere di Volta. III, 382. Daſſelbe Geſetz hatte auch Watt etwa im Jahre 1764 aus ſeinen damals nicht bekannt gemachten Verſuchen hergeleitet. *Watt* zu *Robison* Mech. phil. II, 114.

91) Gilbert's Annalen XVII, 44.

92) Traité de physique. I, 272.

tende Abweichungen zwiſchen den beobachteten und berechneten Werthen zeigten; deshalb entwickelte ich noch den Werth des Coefficienten d, und erhielt dadurch folgenden Ausdruck:

$$\begin{aligned}\log.\ E_n = 2{,}5263393 &- 0{,}01950230219.n\\ &- 0{,}00007404868.n^2\\ &- 0{,}0000066252.n^3\\ &+ 0{,}0000000399.n^4\end{aligned}$$

Für niedere Temperaturen gibt dieſer Ausdruck Werthe, welche ſehr nahe mit der Erfahrung übereinſtimmen, aber über 100° hinaus werden die berechneten Werthe viel größer als die beobachteten. Dieſer Umſtand war mir zwar ſchon damals bekannt, als ich jene Abhandlung ſchrieb, da ich jedoch meine Aufmerkſamkeit nur auf niedere Temperaturen gerichtet hatte, ſo benutzte ich nicht einmal die über 80° angeſtellten Meſſungen zur Beſtimmung der Conſtanten. Ich habe es auch in der Folge, nachdem **Muncke**[93]) auf die großen Abweichungen der Formel aufmerkſam gemacht hatte, nicht der Mühe für werth gehalten, die Conſtanten dieſes weitläufigen Ausdruckes für höhere Temperaturen zu berechnen.

§. 46. Eine Unterſuchung, welche **Mayer** auf eine etwas verſchiedene Art anſtellte[94]), hat den Beifall von ſehr vielen teutſchen Phyſikern gefunden. Die Elaſticität der Dämpfe ſteht darnach im zuſammengeſetzten Verhältniſſe ihrer Wärme und Dichtigkeit; wird alſo die Elaſticität mit E, e, die Dichtigkeit mit D, d und die Wärme mit V, v bezeichnet, ſo verhält ſich

$$E:e = VD:vd$$

Wenn nun U und u die Volumina eines trockenen Gaſes bei den Temperaturen V und v bezeichnen, ſo verhält ſich

$$V:v = U:u$$

Die obige Proportion geht daher über in

$$E:e = DU:du.$$

Wird das Volumen der trockenen Luft bei der Temperatur des thauenden Eiſes gleich 1 geſetzt, ſo iſt es bei der Temperatur t nach dem Reaumurſchen Thermometer gleich $1 + \frac{1}{213}\cdot t$; ſetzen wir mithin $U = 1 + \frac{T}{213}$, $u = 1 + \frac{t}{213}$, bezeichnen ferner den Bruch $\frac{1}{213}$ mit A, ſo erhalten wir

$$E:e = D\,(1 + AT) : d\,(1 + At)$$

Das ſchwierigſte bei Entwickelung dieſer Formel iſt die Beſtimmung der Größen D und d. Wir wiſſen, daß d mit t wächſt; aber die Dichtigkeit wächſt ſchneller als die Temperatur, die Dampfentwickelung erfolgt deſto leichter, je größer die Wärme wird. **Mayer** glaubt die Function von t, welche den Werth von D angibt, müſſe ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie mit der Temperatur zwar wachſe, aber für große Werthe von t ſich immer mehr einer conſtanten Größe nähere, ebenſo für t = o noch einen realen Werth behalte. Er ſetzt deshalb

$$d = \alpha : e^{\frac{\gamma}{(1+At)^m}}$$

wo α, γ und m conſtante, durch die Verſuche näher zu beſtimmende Coefficienten ſind und e die Baſis der hyperboliſchen Logarithmen iſt. Da nun die Expanſivkraft ſich verhält wie $d\,(1 + At)$, ſo können wir einfach

$$E = \mu d\,(1 + At) = \mu\alpha\,(1 + At).e^{\frac{-\gamma}{(1+At)^m}}$$

ſetzen, wo μ eine Conſtante iſt. **Mayer** glaubt annehmen zu dürfen, es ſei hier m = 1, und darnach wird

$$E = \mu\alpha\,(1 + At).e^{\frac{-\gamma}{1+At}}$$

oder nehmen wir hier ſtatt der Zahlen die Logarithmen, und ſetzen für A ſeinen Werth $\frac{1}{213}$, ſo wird

$$\log.\ E = \log.\ \frac{\mu\alpha}{213} + \log.\ (213 + t) - \frac{213\,\gamma \log e}{213 + t}$$

Da hier $\log.\ \frac{\mu\alpha}{213}$ und $213\,\gamma\ \log.\ e$ conſtante Größen ſind, ſo können wir ſie mit B und C bezeichnen, dadurch wird

$$\log.\ E = B + \log.\ (213 + t) - \frac{C}{213 + t}$$

Indem **Mayer** zur Beſtimmung von B und C die Expanſivkräfte anwendet, welche **Schmidt** bei den Temperaturen von 60° und 100° R gefunden hatte, gelangt er zu dem Ausdrucke

$$\log.\ E = 4{,}2860 + \log.\ (213 + t) - \frac{1551{,}09}{213 + t}$$

wo die Expanſivkraft in pariſer Zollen ausgedrückt wird. Dieſer Ausdruck weicht indeſſen zum Theil ſehr von der Erfahrung ab. **Arzberger** gibt für hohe Temperaturen den Ausdruck[95]) (pariſ. Zolle)

$$\log.\ E = 2{,}83165 + \log.\ (213 + t) - \frac{847{,}3}{140 + t}$$

Für pariſer Linien entwickelte ich bei Anwendung der unter 80° angeſtellten Meſſungen die Gleichung[96])

$$\log.\ E = 5{,}6264001 + \log.\ (213{,}33 + t) - \frac{1680{,}594}{213{,}33 + t}$$

Nachdem ich meine eigenen Verſuche über die Expanſivkraft der Dämpfe in niederen Temperaturen gemacht hatte, berechnete ich die Conſtanten der **Mayer**'ſchen Formel nochmals, und erhielt[97])

$$\log.\ E = 5{,}642997 + \log.\ (213{,}33 + t) - \frac{1635{,}05}{213{,}33 + t}$$

Dieſer Ausdruck empfiehlt ſich dadurch, daß ſich die Expanſivkraft darnach ſehr leicht berechnen läßt, auch ſtimmt er in niederen Temperaturen, für welche ich ihn zunächſt entwickelt habe, ſehr gut mit der Erfahrung, weicht aber in höheren ſehr davon ab. Es ließen ſich zwar die Conſtanten auch dadurch beſtimmen, daß man die Meſſungen in höheren Temperaturen benutzte, dann aber würde wieder die Abweichung der beobachteten und berechneten Werthe bei niederen Temperaturen größer werden.

Es geht hieraus hinreichend hervor, daß die Formel **Mayer**'s weit entfernt davon iſt, ein Naturgeſetz zu ſeyn, ſie iſt vielmehr, wie alle übrigen früher mitgetheilten, eine bloße Interpolationsformel. Iſt auch die erſte Behauptung, daß die Elaſticität eine Function von Dich tigkeit und Temperatur ſei, völlig richtig, ſo ſcheint doch die Function nicht naturgemäß angenommen zu ſeyn. Namentlich gilt dieſes von dem Werthe des Exponenten m, von dem es noch unentſchieden iſt, ob dieſer gleich 1 oder gleich 2 iſt, da die Abweichungen zwiſchen beobachteten und berechneten Werthen hier ungefähr gleich groß ſind [98].

---

[93]) **Gehler's** Wörterb. II, 347.

[94]) Comment. Soc. Gotting. 1, 1—40.

[95]) **Gehler's** Wörterb. II, 345.

[96]) Unterſuchungen S. 66.

[97]) Lehrbuch der Meteorol. 1, 292.

§. 47. In neueren Zeiten hat **Auguſt** eine Formel angegeben [99], bei welcher er ſich ebenfalls auf die von **Volta** und **Dalton** aufgeſtellte Behauptung ſtützt, daß die Expanſivkräfte ſehr nahe die Glieder einer geometriſchen Reihe bilden, wenn die Temperaturen in arithmetiſcher wachſen. Da die Quotienten der geometriſchen Reihe abnahmen, wenn die Temperatur größer wird, ſo glaubt er eine Function von der Geſtalt

$$E = am^{\frac{t}{1+\beta t}}$$

annehmen zu können. Nun bezeichne b den Barometerſtand, bei welchem der Siedepunkt des Thermometers genommen iſt, ferner ſei n die Anzahl der Grade vom Gefrier- bis zum Siedepunkte. Die außerhalb dieſes Fundamentalabſtandes liegenden Grade ſetzen wir der wahren Wärmezunahme proportional. In dieſem Sinne iſt die Zahl — ω° zu verſtehen, welche die Abweſenheit aller Wärme ausdrücken würde, wenn das Queckſilberthermometer 1) ſo tief ſinken und 2) den regelmäßigen Gang, den es zwiſchen — 25° C und 100° C hat, beibehalten könnte. Sobald alſo t in — ∞ übergeht, verwandelt ſich E in o, und wir erhalten aus der obigen Formel

$$am^{\frac{-\omega}{1-\beta\omega}} = o,\ \text{alſo}\ m^{-\frac{1}{\frac{\omega}{1-\beta\omega}}} = o$$

folglich $m^{\frac{\omega}{1-\beta\omega}} = \infty$

Da nun die Expanſivkraft mit der Temperatur wächſt, alſo m ſtets größer iſt als 1, ſo folgt aus dem letzten Ausdrucke

$$\frac{\omega}{1-\beta} = \infty,\ \text{alſo}\ 1-\beta\omega = o\ \text{oder}\ \beta = \frac{1}{\omega}$$

Subſtituiren wir dieſen Werth in die allgemeine Formel, ſo wird

$$E = am^{\frac{t}{1+\frac{t}{\omega}}} = am^{\frac{\omega t}{t+\omega}}$$

Iſt nun b der Barometerſtand, bei welchem der Siedepunkt des Thermometers beſtimmt wurde, und n die Zahl der Grade, welche vom Gefrier- bis zum Siedepunkte gerechnet werden, ſo wird E = b, wenn t = n wird. Dadurch wird

$$b = am^{\frac{\omega n}{\omega+n}},\ \text{alſo}\ m = \left(\frac{b}{a}\right)^{\frac{\omega+n}{\omega n}}$$

Wird dieſer Werth von m in den obigen Ausdruck geſetzt, ſo wird

$$E = a\left(\frac{b}{a}\right)^{\frac{(\omega+n)t}{n(\omega+t)}}$$

eine Formel, in welcher nur a durch directe Verſuche über die Expanſivkraft zu beſtimmen iſt. Wird dieſe Conſtante durch Verſuche näher beſtimmt, ſo wird für Millimeter und hundertheiliges Thermometer

$$\log. E = \frac{23{,}945371 . t}{800+3t} - 2{,}2960383$$

$$t = \frac{800}{3} \cdot \frac{2{,}2960383 + \log. E}{5{,}6857520 - \log. E}$$

Dieſe Formel ſtimmt zwar in niederen Temperaturen recht gut mit der Erfahrung, aber in höheren weicht ſie von den Meſſungen von Dulong und Arago ab [1].

§. 48. Faſt alle bisher mitgetheilten Formeln beruhen auf derſelben Idee und unterſcheiden ſich nur durch die Werthe der Conſtanten. **Th. Young** ſcheint der erſte geweſen zu ſeyn, welcher die Elaſticität des Dampfes als eine Potenz der um eine conſtante Größe vermehrten Temperatur anſah. Er fand, daß der Exponent 7 am beſten den bei Erſcheinung ſeines Werkes bekannten Meſſungen entſprach [2]. Der Exponent dieſer Potenz iſt von andern Phyſikern mehrfach beſtimmt worden. Da mir **Young's** Werk nicht zu Gebote ſteht, ſo will ich die von **Tredgold** [3] gegebene Entwickelung mittheilen. Es ſei E die Expanſivkraft des Dampfes, t die entſprechende Temperatur und a die Temperatur, unter welcher die Expanſivkraft verſchwindet. Wir wollen E als Abſciſſe und t + a als Ordinate einer Curve anſehen, deren Gleichung $AE = (t+a)^n$ iſt, ſo wird

$$A = \frac{(t+a)^n}{E}$$

die Abſciſſe gehe in E_1, die Ordinate in $t_1 + a$ über, ſo wird $\frac{(t+a)^n}{E} = \frac{(t_1+a)^n}{E_1}$ oder

$$\frac{\log. E_1 - \log. E}{\log. (t_1+a) - \log. (t+a)} = n.$$

Ebenſo erhalten wir für zwei andere Werthe von t und E

$$\frac{\log. E_3 - \log. E_2}{\log. (t_3+a) - \log. (t_2+a)} = n$$

und ſetzen wir beide Werthe von n einander gleich, ſo wird

$$\frac{\log. E_3 - \log. E_2}{\log. E_1 - \log. E} = \frac{\log. (t_3+a) - \log. (t_2+a)}{\log. (t_1+a) - \log. (t+a)}$$

Aus vier Verſuchen von Southern findet Tredgold a = 100, daraus n = 6, A = 177. Wenn alſo die Expanſivkraft in engländiſchen Zollen, die Temperatur in Graden des Fahrenheitſchen Thermometers beſtimmt wird, ſo iſt

$$E = \left(\frac{t+100}{177}\right)^6$$

$$\log. E = 6 \left\{\log. (t+100) - 2{,}247968\right\}$$

$$t = 177 . E^{\frac{1}{6}} - 100$$

---

[98] Mehres hierüber in meinen Unterſuchungen über die Expanſivkraft der Dämpfe. S. 71.

[99] **Poggendorff's** Annalen XIII, 122.

[1] **Schweigger** Jahrb. N. R. LIX, 204.

[2] Natural philos. II, 400.

[3] On steam engine p. 57.

Für dieſen Exponenten n nahm **Creighton** ebenfalls den Werth 6 4), **Southern** 5,13 5), **Coriolis** 5,355 6). Am genaueſten iſt die von **Dulong** und **Arago** aus ihren Verſuchen hergeleitete Formel 7)

$$E = (1 + 0{,}7153.\, t)^5$$

$$t = \frac{\sqrt[5]{E} - 1}{0{,}7153}$$

wo t die Temperatur in Graden des hunderttheiligen Thermometers und e die Elaſticität in Atmoſphären von 0,76 Meter angibt. Dieſer Ausdruck ſtimmt in höheren Temperaturen ſo genau mit den Beobachtungen überein, daß die Differenzen völlig überſehen werden können. Dagegen weicht die Formel in Temperaturen unter dem Siedepunkte bedeutend von der Erfahrung ab.

§. 49. Da es dem Phyſiker vorzüglich daran gelegen iſt, die Expanſivkraft des Dampfes bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmoſphäre zu kennen, ſo will ich hier eine Tafel mittheilen, welche derſelbe zwiſchen den Temperaturen von — 34° und + 34° des hunderttheiligen Thermometers von halbem zu halbem Grade nach der von mir umgebildeten Formel **Mayers** enthält, wobei die Expanſivkräfte in Pariſer Linien ausgedrückt ſind.

t	0	— 0°,5	t	0°	+ 0°,5
— 34	0‴,13	0‴,13	0	2‴,03	2‴,10
— 33	0,15	0,14	1	2,18	2,26
— 32	0,16	0,15	2	2,33	2,41
— 31	0,18	0,17	3	2,50	2,59
— 30	0,19	0,18	4	2,68	2,77
— 29	0,21	0,20	5	2,86	2,96
— 28	0,23	0,22	6	3,06	3,16
— 27	0,25	0,24	7	3,27	3,38
— 26	0,27	0,26	8	3,50	3,61
— 25	0,30	0,29	9	3,74	3,86
— 24	0,32	0,31	10	3,99	4,12
— 23	0,35	0,34	11	4,25	4,39
— 22	0,38	0,37	12	4,54	4,68
— 21	0,41	0,40	13	4,84	4,99
— 20	0,45	0,43	14	5,15	5,32
— 19	0,49	0,47	15	5,49	5,67
— 18	0,53	0,51	16	5,84	6,03
— 17	0,57	0,55	17	6,22	6,41
— 16	0,62	0,60	18	6,62	6,82
— 15	0,67	0,64	19	7,04	7,25
— 14	0,72	0,70	20	7,48	7,71
— 13	0,78	0,75	21	7,94	8,19
— 12	0,84	0,81	22	8,44	8,68
— 11	0,91	0,88	23	8,96	9,23
— 10	0,98	0,95	24	9,50	9,79
— 9	1,06	1,02	25	10,08	10,38
— 8	1,14	1,10	26	10,69	11,00
— 7	1,23	1,18	27	11,33	11,66
— 6	1,32	1,28	28	12,00	12,35
— 5	1‴,42	1‴,37	29	12‴,71	13‴,08
— 4	1,53	1,47	30	13,46	13,84
— 3	1,64	1,59	31	14,24	14,65
— 2	1,76	1,70	32	15,07	15,50
— 1	1,89	1,83	33	15,93	16,38
— 0	2,03	1,96	34	16,84	17,32

§. 50. Für höhere Temperaturen enthält folgende von **Dulong** und **Arago** mitgetheilte Tafel die Expanſivkraft des Dampfes.

Elaſticität d. Dampfes in Atmoſphärendrucken.	Länge der Queckſilberſäule bei 0°, welche dem Dampfe das Gleichgewicht hält in Metern.	Entſprechende Temperaturen nach dem hunderttheiligen Queckſilberthermometer.	Druck auf einen Quadrat-Centimeter in Kilogrammen.
1	0,76	100°	1,033
1½	1,14	112,2	1,549
2	1,52	121,4	2,066
2½	1,90	128,8	2,582
3	2,28	135,1	3,099
3½	2,66	140,6	3,615
4	3,04	145,4	4,132
4½	3,42	149,06	4,648
5	3,80	153,08	5,165
5½	4,18	156,8	5,681
6	4,56	160,2	6,198
6½	4,94	163,48	6,714
7	5,32	166,5	7,231
7½	5,70	169,37	7,747
8	6,08	172,1	8,264
9	6,84	177,1	9,297
10	7,60	181,6	10,330
11	8,36	186,03	11,363
12	9,12	190,0	12,396
13	9,88	193,7	13,429
14	10,64	197,19	14,462
15	11,40	200,48	15,495
16	12,16	203,60	16,528
17	12,92	206,57	17,561
18	13,68	209,4	18,594
19	14,44	212,1	19,627
20	15,20	214,7	20,660
21	15,96	217,2	21,693
22	16,72	219,7	22,726
23	17,48	221,9	23,759
24	18,24	224,2	24,792
25	19,00	226,3	25,825
30	22,80	236,2	30,990
35	26,60	244,85	36,155
40	30,40	252,55	41,320
45	34,20	259,52	46,485
50	38,00	265,89	51,650

B. Alkoholdampf.

§. 51. Obgleich ſchon **Ziegler** mehre Verſuche über die Expanſivkraft des Alkoholdampfes gemacht hatte, ſo unterſuchte doch erſt **Bétancourt** dieſen Gegen-

---

4) Phil. Mag. LIII, 266.

5) *Robison* Mech. phil. II, 172.

6) Du calcul de l'effet des machines. 1829. p. 58.

7) Schweigger's Jahrb. N. R. LIX, 206.

ſtand genauer; in der Folge ſtellten Robiſon und Watt Meſſungen an, bei welchen jedoch nicht einmal die Stärke des Alkohols angegeben iſt. Sehr genaue Meſſungen wurden ſpäterhin von Schmidt bekannt gemacht; die umfaſſendſten ſcheinen die von Ure zu ſeyn. Ich habe die Reſultate dieſer Meſſungen in meinen Unterſuchungen über die Expanſivkraft der Dämpfe S. 112 flg. mitgetheilt. Hier genüge es, die aus Ure's Verſuchen hergeleitete Tafel in Graden des Fahrenheitiſchen Thermometers und in engländiſchen Zollen zu geben.

Temperatur.	Expanſivkraft	
	beobachtet	berechnet
32	0″,40	0″,383
40	0,56	0,546
50	0,86	0,826
60	1,23	1,215
70	1,76	1,750
80	2,45	2,465
90	3,40	3,41
100	4,50	4,64
110	6,00	6,22
120	8,10	8,22
130	10,60	10,73
140	13,90	13,85
150	18,00	17,70
160	22,60	22,40
170	28,30	28,10
173	30,00	30,00
180	34,73	34,92
190	43,20	43,11
200	53,00	53,83
210	65,00	64,30
220	78,50	77,81
230	94,10	93,60
240	111,24	112,00
250	132,30	133,20
260	155,20	157,70

Die Reſultate, zu denen andere Experimentatoren gekommen ſind, weichen mehr oder weniger von den eben mitgetheilten ab, was zum Theil davon herrührt, daß kein abſoluter Alkohol angewendet wurde, deshalb kann man nicht einmal zur Entfernung des Einfluſſes der Beobachtungsfehler aus den Meſſungen verſchiedener Experimentatoren das Mittel nehmen.

Die in der obigen Tafel mitgetheilten Größen laſſen ſich durch folgende Formel von Tredgold ſehr nahe darſtellen [8])

$$E = \left(\frac{t + 100}{154{,}8}\right)^6$$

$$\log. E = 6 \left\{\log. (t + 100) - 2{,}189976\right\}$$

die berechneten Größen der obigen Tafel ſind daraus hergeleitet. Werden die Temperaturen von dem Siedepunkte des Alkohols (173°) aus gerechnet, ſo laſſen ſich die Expanſivkräfte auch nach folgender von mir entwickelten Formel berechnen [9])

$$\log. E = 1{,}4771213 - 0{,}0089563048\, n - 0{,}0000411614\, n^2 + 0{,}0000002064\, n^3 - 0{,}0000000094\, n^4$$

Aus den Verſuchen von Schmidt leitet Muncke folgende Formel her, in welcher die Temperatur in Graden des Reaumurſchen Thermometers, die Expanſivkraft in Pariſer Zollen gegeben iſt [10])

$$\log. E = 5{,}0290695 + \log. (213 + t) - \frac{1666{,}7}{213 + t}$$

§. 52. Über die latente Wärme des Alkoholdampfes ſind weniger umfaſſende Unterſuchungen angeſtellt worden, als über die des Waſſerdampfes; auch zeigen die Meſſungen verſchiedener Experimentatoren ſehr bedeutende Differenzen, wovon der Grund außer den unvermeidlichen Beobachtungsfehlern darin liegt, daß die Beobachter nicht abſoluten Alkohol anwendeten. Nun iſt die latente Wärme des Alkoholdampfes nicht halb ſo groß als die des Waſſerdampfes, wenn daher neben dem Alkohol zugleich etwas Waſſer condenſirt wurde, ſo mußte die latente Wärme des Alkoholdampfes zu groß gefunden werden. Der Einfluß dieſes Umſtandes ſcheint daraus hervorzugehen, daß die latente Wärme deſto größer wird, je unreiner der Alkohol war. Gay-Luſſac, welcher wahrſcheinlich ſo reinen Alkohol anwendete, als er erhalten konnte, fand 235°,4 [11]), Ure, welcher Alkohol von der Dichtigkeit von 0,825 nahm, fand nach ſeiner neueſten Beſtimmung 254° [12]), dagegen geben die Verſuche von Rumford mit einem Alkohol von etwa 0,84 Dichtigkeit nach der Berechnung von Tredgold nahe 278° [13]). Da dieſe Größen regelmäßig wachſen, ſo wie der Waſſergehalt des Alkohols zunimt, ſo glaube ich der von Gay-Luſſac gefundenen Größe den Vorzug geben und die latente Wärme des Alkoholdampfes zu 235° annehmen zu müſſen. Aber wol wäre es möglich, daß künftige Unterſuchungen zeigen, daß auch dieſe Größe noch die Wahrheit überſteige, wie aus dem Umſtande hervorzugehen ſcheint, daß Gay-Luſſac die Dichtigkeit des Alkohols zu 0,815 beſtimmt [14]), während dieſe nach Tralles nur 0,792 iſt.

§. 53. Über die Dichtigkeit der Alkoholdämpfe beſitzen wir nur wenige Meſſungen. G. G. Schmidt gab früherhin an, daß die Dichtigkeit des Dampfes nach ſeinen Verſuchen 0,0001123 von der des Waſſers bei 17° R. und 0,00162 bei 63°,5, dem Siedepunkte des Alkohols ſei [15]). Dieſe Größe weicht wenig von der von Gay-Luſſac ab, wonach die Dichtigkeit des ſiedenden Alkoholdampfes 0,0015948 gegen Waſſer beim Punkte ſeiner größten Dichtigkeit, oder 1,6133 gegen Luft beträgt [16]) und dieſer Beſtimmung hat auch **Schmidt** ſpäterhin den Vorzug gegeben [17]. Faſt dieſelbe Größe als Gay-Luſſac fand auch **Muncke** durch ſeine Verſuche [18], und nahe damit übereinſtimmend iſt die Meſſung von **Th. v. Sauſſure**, welcher für 17° R. die Dichtigkeit des Alkoholdampfes gegen Waſſer 0,000097413 fand [19].

---

[8]) *Tredgold* on steam engine p. 75.

[9]) Unterſuchungen S. 125.

[10]) Phyſical. Abhandl. S. 336.

[11]) Ann. de chimie LXXX, 218.

[12]) Ure Chemiſches Wörterbuch S. 962. Seine frühere Angabe von 245°,6 gibt er wegen eines Rechnungsfehlers für unrichtig an.

[13]) *Tredgold* on steam engine p. 53.

[14]) *Biot* Traité de physique I, 534.

[15]) Handbuch der Naturlehre I, 298. bei Muncke in Gehler's Wörterb. II, 391.

[16]) *Biot* Traité I, 383.

Auch die ſtöchiometriſche Beſtimmung dieſer Größe führt zu demſelben Reſultate. Es geben nämlich 1 Raumtheil ölbildendes Gas und 1 Theil Waſſerdampf einen Theil Alkoholdampf. Nun beträgt die Dichtigkeit des ölbildenden Gaſes nach den Verſuchen von **Th. v. Sauſſure** [20] 0,9852 von der der trocknen atmoſphäriſchen Luft, die des Waſſerdampfes 0,62082 (§. 43.), alſo die der Miſchung 1,606, von der durch **Gay-Luſſac** gegebenen Beſtimmung um eine zu überſehende Größe abweichend.

C. Schwefelätherdampf.

§. 54. Zwar hatte ſchon **Ziegler** Verſuche über die Expanſivkraft der Dämpfe dieſes Fluidums angeſtellt, aber dieſe können ebenſo wenig Anſpruch auf Beachtung machen, als ſeine Meſſungen beim Waſſer- und Alkoholdampf. In der Folge haben mehre Phyſiker einzelne Meſſungen bei verſchiedenen Wärmegraden angeſtellt, von denen die folgenden von **Muncke** geſammelten [21] die wichtigſten ſind:

Temperatur Reaumur.	Expanſivkraft Pariſer Zolle.	Beobachter.
10°,00	12,500	van Marum [22]
12,00	11,562	Gay-Luſſac [23]
14,50	13,110	Biot [24]
17,00	14,000	Dalton [25]
18,00	16,750	Sauſſure [26]
9,12	3,154	Despretz
9,65	4,891	Despretz [27]

Man ſieht ſchon aus dieſen wenigen Angaben, wie bedeutende Differenzen hiebei ſtatt finden; ſo fand **van Marum** bei 10° eine größere Expanſivkraft als **Gay-Luſſac** bei 12° und eine mehr als doppelt ſo große als **Despretz** faſt bei derſelben Temperatur. Der Grund dieſer Differenzen liegt darin, daß die Beobachter nicht alle chemiſch reinen Schwefeläther anwendeten. So kam der Äther von **Dalton** bei 28°,4 R. (96° F.), der von **Muncke** etwa bei 30°,5 [28], der von **Schmidt** bei ſeinen ältern Verſuchen noch nicht bei 31°, in ſeinen neuern Verſuchen bei 31° [29] zum Sieden. **Ure** gebrauchte bei ſeinen Verſuchen unter dem Siedepunkte einen Äther, welcher bei 32° (104° F.) ſiedete, bei denen über dem Siedepunkte lag dieſer bei 32½° (105° F.). Unter dieſen Umſtänden würden die Verſuche **Dalton's** am meiſten geeignet ſeyn, das Geſetz für die Expanſivkraft des Ätherdampfes herzuleiten, träte dabei nicht der Übelſtand ein, daß ſie in zu geringer Zahl vorhanden ſind. Ich will hier zuerſt die Verſuche von **Muncke** und die neueren von **Schmidt** in Graden des Reaumurſchen Thermometers und in Pariſer Zollen mittheilen.

Temperatur.	Expanſivkraft, beobachtet		berechnet
	Schmidt	Muncke	
— 20° R.	1″,95		1″,376
— 15	2,50		1,992
— 10	3,33		2,836
— 5	4,37		3,970
0	5,80		5,473
+ 5	7,65	8″,70	7,439
10	10,03	11,50	9,978
15	12,40	14,60	13,210
20	16,30		17,310
25	21,04	22,20	22,420
30	26,37	26,90	28,750
31	28,00	31,80	30,180
35		38,40	36,510
40		46,20	45,950
45		57,48	57,340
50		70,65	70,910
55		84,45	85,200
60		104,50	106,300

Die berechneten Größen ſind aus der von **Muncke** gegebenen Formel

$$\log.\, E = 3{,}7818278 + \log.\,(213 + t) - \frac{1144{,}2}{213 + t}$$

hergeleitet worden.

§. 55. Mit demſelben Apparate, mit welchem **Ure** ſeine Verſuche über den Waſſerdampf angeſtellt hatte, unterſuchte er auch die Expanſivkraft des Schwefelätherdampfes. **Tredgold** leitet aus denſelben folgende Gleichung her

$$E = \left(\frac{t + 210}{178{,}7}\right)^6$$

$$\log.\, E = 6\left\{\log.\,(t + 210) - 2{,}252124\right\}$$

wo die Expanſivkraft in engländiſchen Zollen, die Temperatur in Graden des Fahrenheitiſchen Thermometers gegeben iſt. Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Werthe:

Temperatur.	Expanſivkraft	
	beobachtet	berechnet
34° F.	6″,20	6″,48
44	8,10	8,25
54	10,30	10,40
64	13,00	13,00
74	16,10	16,10
84	20,00	19,83
94	24,70	24,20
104	30,00	30,00
105	30,00	30,00
110	32,54	33,00

---

[17] Handbuch der Naturlehre. Gießen 1826. S. 420.
[18] Phyſ. Abhandl. S. 242.
[19] Journ. de phys. LXIV, 316.
[20] **Berzelius** Chemie I, 284.
[21] **Gehler's** Wörterb. II, 361
[22] **Gilbert's** Annalen I, 153.
[23] Daſ. XXIX, 115.
[24] Daſ. XXV, 431.
[25] Daſ XV, 23.
[26] Daſ. XXIX, 125.
[27] Annales de Chimie XXI, 149.
[28] **Gehler's** Wörterbuch II, 366.
[29] **Schmidt** Handb. d. Naturl. S. 423.

Temperatur.	Expanſivkraft	
	beobachtet	berechnet
115	35″,90	36″,20
120	39,47	39,70
125	43,24	43,40
130	47,14	47,40
135	51,90	51,80
140	56,90	56,40
150	67,60	66,90
160	80,30	78,80
170	92,80	92,50
180	108,30	108,10
190	124,80	125,80
200	142,80	146,00
210	166,00	168,50

Auch noch in höheren Temperaturen ſcheint dieſes Geſetz nahe mit der Erfahrung zu ſtimmen, wie dieſes aus einer Vergleichung der berechneten Werthe mit denen hervorgeht, welche Cagniard de la Tour durch Verſuche gefunden[30]) hatte, obgleich dieſe Verſuche allerdings nicht ſehr genau ſind.

§. 56. Die latente Wärme des Schwefelätherdampfes iſt von Rumford beiläufig beſtimmt worden, indem er ſie zu $\frac{1}{2}$ von der des Alkohols angab[31]), was nach ſeinen Verſuchen über Alkohol etwa 138° ſeyn würde. Für einen Äther, welcher freilich ſehr unrein war, indem er erſt bei 44°,4 C (112° F) zum Sieden kam, gibt Ure nahe 174° (312°,9 F)[32]), was bis auf eine verſchwindende Größe mit der Beſtimmung von Despretz (174°) übereinſtimmt[33]). Es ſcheint jedoch, als ob dieſe Größe noch die wahre überſteige, da etwas Alkohol, mit welchem der Äther wenigſtens bei Ure's Verſuchen verunreinigt war, die latente Wärme wol zu groß finden ließ.

§. 57. Die Dichtigkeit des Schwefelätherdampfes iſt nach den Meſſungen von Gay-Luſſac 2,586, die der trocknen atmoſphäriſchen Luft als Einheit angeſehen[34]); was nach der Berechnung von Muncke 0,002914 von der Dichtigkeit des Waſſers beträgt[35]). Muncke hält dieſe Größe für zu groß, er nimt die Dichtigkeit gegen Waſſer 0,002168 und gegen atmoſphäriſche Luft 1,651[36]). Die Angabe von Gay-Luſſac erhält indeſſen dadurch einige Wahrſcheinlichkeit, daß wir faſt zu derſelben Größe gelangen, wenn wir die Dichtigkeit des Ätherdampfes aus ſeiner chemiſchen Zuſammenſetzung herleiten. Es geben nämlich 2 Raumtheile ölbildendes Gas und 1 Raumtheil Waſſerdampf einen Raumtheil Ätherdampf. Wir haben daher

2 ölbildendes Gas = 1,9704 (§. 53.)
1 Waſſerdampf = 0,6208 (§. 43.)
1 Ätherdampf = 2,5912
die Beobachtung gibt = 2,5860
Unterſchied = 0,0052

alſo eine vollkommene Übereinſtimmung zwiſchen den beobachteten und berechneten Werthen.

D. Schwefelkohlenſtoffdampf.

§. 58. Über die Elaſticität der Dämpfe dieſes höchſt flüchtigen Körpers beſitzen wir wenige Meſſungen. Die von Despretz gefundenen Größen[37]) zeigen zu bedeutende Differenzen, als daß man ſie naturgemäß anſehen könnte. Nach Berzelius ſiedet dieſer Körper bei 42° C und ſeine Expanſivkraft iſt bei 12° C gleich 7,6 Zoll[38]). Für höhere Temperaturen hat Cagniard de la Tour Verſuche angeſtellt, aus denen Tredgold für Grade des Fahrenheitiſchen Thermometers und engländiſche Zolle die Gleichung

$$\log. E = 6 \left\{ \log. (t+280) - 2{,}344878 \right\}$$

herleitet[39]), jedoch ſcheinen mir die Verſuche ſelbſt nicht hinreichend genau.

§. 59. Die latente Wärme dieſes Dampfes iſt unbekannt. Seine Dichtigkeit beſtimmt Gay-Luſſac zu 2,6447 von der Dichtigkeit der Luft[40]).

E. Petroleumdampf.

§. 60. Schon Ziegler ſtellte hierüber Verſuche an, welche in der Folge von Ure wiederholt wurden, jedoch begnügte er ſich damit, Meſſungen über dem Siedepunkte dieſes Fluidums anzuſtellen. Daraus leitete Tredgold die Formel

$$\log E = 6 \left\{ \log (t + 100) - 2{,}372906 \right\}$$

her[41]). Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Größen:

Temper.	Expanſivkraft	
	beob.	berech.
316° F	30″,00	30″,00
320	31,70	31,80
325	34,00	34,10
330	36,40	36,60
335	38,90	
340	41,60	42,00
345	44,10	
350	46,86	48,10
355	50,20	
360	53,30	54,80
365	56,90	
370	60,70	62,40
372	61,90	
375	64,00	66,50

§. 61. Die latente Wärme des Steinöldampfes beſtimmt Ure nach ſeiner neueſten Berechnung zu 120° C (183,8 F)[42]). — Die Dichtigkeit des Dampfes iſt unbekannt.

---

[30]) *Tredgold* on steam engine p. 77. [31]) *Tredgold* p. 54. [32]) Chemiſches Wörterb. S. 962. [33]) Gehler's Wörterb. II, 292. [34]) *Biot* Traité de physique I, 383. [35]) Gehler's Wörterb. II, 394. [36]) Daſ. IV, 1508.

[37]) Annales de chimie XXI, 147. [38]) Berzelius Chemie I, 302. [39]) *Tredgold* on steam engine p. 81. [40]) *Biot* Traité I, 383. [41]) *Tredgold* on steam engine. p. 83. [42]) Ure chemiſches Wörterb. S. 962.

F. Terpentinöldampf.

§. 62. Ure's Verſuche über den Dampf des Terpentinöles geben nach Tredgold[43]) die Gleichung

$$\log. E = 6 \left\{ \log. (t + 100) - 2{,}360194 \right\}$$

wobei die Expanſivkraft in engländiſchen Zollen, die Temperatur in Graden des Fahrenheitiſchen Thermometers ausgedrückt iſt. Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Werthe:

Temperatur	Expanſivkraft	
	beob.	berech.
304°	30°,00	30″,00
307, 6	32,60	31,60
310	33,50	32,70
315	35,20	35,30
320	37,06	38,00
322	37,80	39,00
326	40,20	41,10
330	42,10	43,60
336	45,00	
340	47,30	50,10
343	49,40	52,50
347	51,70	
350	53,80	57,30
354	56,60	
357	58,70	
360	60,80	65,40
362	62,40	

§. 63. Die latente Wärme des Dampfes beträgt nach Ure 102° C (183°,8 F)[44]), nach Despretz 166°,2 C; ſeine Dichtigkeit nach Gay-Luſſac 5,013 der Dichtigkeit der Luft[45]).

G. Schlußbemerkungen zu den phyſikaliſchen Unterſuchungen über die Dämpfe.

§. 64. Die bisher mitgetheilten Thatſachen haben zur Genüge gezeigt, wie mangelhaft die bisherigen Unterſuchungen über die Dämpfe noch ſind. Haben wir auch durch die Bemühungen von vielen Naturforſchern eine Menge trefflicher Kenntniſſe über die Eigenſchaften der Dämpfe erlangt, ſo beziehen ſich dieſe doch nur vorzugsweiſe auf den Waſſerdampf. Bei den Dämpfen von andern Flüſſigkeiten ſind letztere entweder nicht im reinen Zuſtande angewendet worden, und auch ſelbſt in dieſem Falle ſind die Verſuche noch ſo mangelhaft, die Meſſungen nicht hinreichend oft wiederholt, der Einfluß der Beobachtungsfehler noch zu groß, als daß es erlaubt wäre, daraus allgemein giltige Geſetze herzuleiten. Nichts deſto weniger haben ſich verſchiedene Phyſiker bemüht, aus den mitgetheilten Thatſachen Geſetze herzuleiten, welche auch auf Dämpfe von ſolchen Körpern anwendbar ſeyn ſollten, welche bisher noch nicht unterſucht ſind.

§. 65. Für die Expanſivkraft der Dämpfe ſtellte zuerſt Volta ein allgemeines Geſetz auf, und theilt er uns gleich nicht die Verſuche mit, aus denen er es herleitete, ſo dürfen wir wol annehmen, daß ſeine Meſſungen nahe damit übereinſtimmten. Nachdem er nämlich das bereits oben (§. 44.) erwähnte Geſetz aufgeſtellt hat, daß die Expanſivkraft des Waſſerdampfes in geometriſcher Reihe wachſe, wenn die Temperatur in arithmetiſcher ſteigt, ſo daß ſie bei 64° gleich 13″, bei 80° gleich 13″ + 15″ = 28″, bei 96° gleich 13″ + 2. 15″ = 58″ u. ſ. w. ſei, fügt er hinzu: dieſe Progreſſion der Verdoppelung für jede 16° findet ebenſo als beim Waſſerdampfe auch bei den Dämpfen von andern Flüſſigkeiten, z. B. beim Weingeiſt, Äther ꝛc. ſtatt; der ganze Unterſchied liegt nur in dem Wärmegrade, welcher erfoderlich iſt, um Dampf von einer Dichtigkeit und Elaſticität zu erzeugen, daß er einem gegebenen Drucke, z. B. dem von 28″ das Gleichgewicht hält. Da nun dieſe Temperatur beim Waſſer 80°, beim Weingeiſt 64°, beim Äther 81° iſt, ſo wird die Elaſticität bei allen um dieſelbe Größe von 15″ vermindert, wenn wir Temperaturen nehmen, welche 16° kleiner ſind als der Siedepunkt, alſo iſt die Elaſticität des Waſſerdampfes bei 64° gleich der des Alkoholdampfes bei 48° oder der des Ätherdampfes bei 15°[46]).

In der Folge ſtellte Dalton dieſelbe Behauptung auf. Rechnen wir nämlich die Wärmegrade von dem Siedepunkte der Flüſſigkeiten aus, ſo ſind für gleiche Abſtände der Temperaturen von dieſen Punkten auch die Expanſivkräfte gleich, dergeſtalt, daß wir aus der Expanſivkraft des Waſſerdampfes auch die von andern Dämpfen herleiten können, wenn nur die Siedepunkte bekannt ſind[47]).

Dieſes Geſetz erregte viel Aufſehen und ſeine Richtigkeit wurde mehrfach geprüft. Biot und Amédé Berthollet fanden es durch ihre Verſuche beſtätigt[48]). Parrot, ſo lebhaft er ſich auch gegen die Verſuche von Dalton erklärt, nennt dieſen Satz ſchön, er glaubt ihn gern, weil er ohne die äußerſte Genauigkeit in den Verſuchen erwieſen werden kann[49]). E. G. Fiſcher hielt zur Beſtätigung des Geſetzes noch eine Wiederholung der Verſuche für nöthig, ohne ſich beſtimmt über ſeine Wahrheit auszuſprechen[50]). Tob. Mayer war der erſte, welcher ſich beſtimmt gegen dieſes Geſetz erklärte[51]), jedoch laſſen die von ihm deshalb angeſtellten Verſuche vieles zu wünſchen übrig. Vorzüglich auf dieſe Arbeit Mayer's geſtützt leugnete Muncke die Richtigkeit von Dalton's Geſetz[52]).

§. 66. Der Gegenſtand wurde erſt durch Ure auf experimentellem Wege unterſucht. Indem er mit

---

43) On steam engine p 83. 44) Chemiſches Wörterb. S. 962. 45) *Biot* Traité I, 383.

46) *Volta* Opere III, 381. Ich habe dieſes Geſetz Volta's bei keinem Schriftſteller erwähnt gefunden, wahrſcheinlich weil die angekündigte Abhandlung nach den Bemerkungen des Herausgebers ſeiner Werke nie erſchienen iſt. Zur Zeit, wo ich meine Unterſuchungen herausgab, war es mir ebenfalls unbekannt. 47) Gilbert's Annalen XV, 13. 48) *Biot* Traité de physique I, 282. 49) Gilbert's Annalen XVII, 93. 50) Fiſcher Darſtellung der Lehre von der Verdunſtung. S. 84. 51) Comment. Gotting. I, in ſeiner Comment. de lege vis elast. vap. §. 24. 52) Phyſ. Abh. p. 261.

dem oben erwähnten Apparate (§. 8.) die Expanſivkraft der Dämpfe von Waſſer, Alkohol, Äther, Stein- und Terpentinöl beobachtete, fand er ſehr bedeutende Abweichungen von dieſem Geſetze[53]) und eben dieſes Reſultat erhielt auch Despretz[54]). Alle Verſuche ſcheinen aufs beſtimmteſte darauf zu deuten, daß Dalton's Geſetz nicht wahr ſei, es ſei denn, daß wir annehmen wollen, daß die Beobachtungsfehler ſo groß ſeyen, daß die Anomalieen überſehen werden können[55]).

§. 67. Ebenſo hat man ſich bemüht, ein allgemeines Geſetz für die Dichtigkeit der Dämpfe aufzuſtellen. Nachdem Gay-Luſſac in ſeinen erſten Verſuchen gefunden hatte, daß die Dichtigkeit des Ätherdampfes größer als die des Alkoholdampfes, dieſe größer als die des Waſſerdampfes ſei, glaubte er anfänglich, daß die Dichtigkeit der Dämpfe deſto größer wäre, je niedriger die Temperaturen wären, bei denen die Flüſſigkeiten ſieden, aber ſeine Verſuche mit Schwefelkohlenſtoff überzeugten ihn bald von der Unrichtigkeit dieſes Geſetzes[56]); daſſelbe Geſetz für die Dichtigkeit der Dämpfe ſtellte auch Th. v. Sauſſure auf. Die Unrichtigkeit dieſer Hypotheſe wird beſonders durch die Dichtigkeit des Terpentinöldampfes bewieſen. Obgleich dieſes Fluidum zum Sieden eine Temperatur erfodert, welche viel größer iſt, als die zum Sieden des Waſſers nöthige, ſo iſt doch die Dichtigkeit ſeines Dampfes faſt zehnmal größer als die des Waſſerdampfes.

Es gibt dagegen ein anderes Geſetz für die Dichtigkeit der Dämpfe, welches unter dem Artikel Gas ausführlicher behandelt werden wird. Iſt nämlich der Dampf aus Gaſen zuſammengeſetzt, und beſteht derſelbe aus m Raumtheilen von A, n Raumtheilen von B, p Raumtheilen von C ꝛc., ſind ferner a, b, c .... die bekannten Dichtigkeiten dieſer Gaſe, findet endlich bei der chemiſchen Verbindung eine ſolche Verminderung des Volumens ſtatt, daß die $m + n + p \ldots$ Raumtheile ſich in M Theile zuſammenziehen, ſo iſt die Dichtigkeit des Dampfes gleich

$$\frac{ma + nb + pc + \ldots}{M}$$

Ich habe bei den Dämpfen, deren chemiſche Zuſammenſetzung genau ausgemittelt war, die nach dieſer Formel berechneten Dichtigkeiten mitgetheilt, ſie ſtimmten ganz mit den beobachteten überein.

§. 68. Ebenſo hat man ſich bemüht, allgemeine Geſetze für die latente Wärme der Dämpfe aufzuſtellen. Despretz glaubte, daß man die latente Wärme der Dichtigkeit umgekehrt proportional annehmen könne, was ſeine Verſuche bei Waſſer und Terpentinſpiritus auch nahe beſtätigen, während die Dämpfe von Alkohol und noch mehr die von Äther bedeutend abweichen. Ebenſo ſtellte Ure nach ſeinen ältern Berechnungen ein Geſetz auf, welches auf den erſten Anblick naturgemäß zu ſeyn ſcheint. Nachdem er nämlich für Dämpfe von Waſſer, Alkohol und Äther die latente Wärme reſpective zu 967,442 und 302,4 Grad F angegeben hat, ſucht er die Dichtigkeit der Dämpfe dieſer drei Flüſſigkeiten auf, indem er die von ihm gebrauchten zu 1, 2,60 und 3,55 annimt, wobei die des Waſſerdampfes als Einheit angeſehen wird. Nun glaubt er, die Dichtigkeit des Dampfes, multiplicirt mit der latenten Wärme und dazu die Temperatur des Siedepunktes addirt, gebe eine conſtante Größe. Es iſt nämlich

Waſſerdampf: $970 . 1 + 212 = 1182$
Alkoholdampf: $440 . 2{,}30 + 175 = 1187$
Ätherdampf: $302 . 3{,}55 + 112 = 1184$

Stimmen dieſe Größen auch nahe überein, ſo iſt dieſes wol mehr einem bloßen Zufalle zuzuſchreiben, denn Ure's eigener Verſuch über die latente Wärme des Terpentinöles weicht ſehr von dem Geſetze ab. Die Dichtigkeit des Dampfes iſt 8,02 (Waſſerdampf = 1), der Siedepunkt liegt bei 304°, wir finden alſo

Terpentinöldampf: $178 . 8{,}02 + 304° = 1732$

eine Größe, die zu ſehr von den obigen abweicht, als daß wir die Differenz bloßen Beobachtungsfehlern zuſchreiben könnten.

§. 69. Das Geſetz, deſſen Unrichtigkeit ſo eben nachgewieſen wurde, erhält ſchon dadurch einen geringen Grad von Wahrſcheinlichkeit, daß bei ihm Größen (wie der Siedepunkt) erfoderlich ſind, die ſich auf die Lage der feſten Punkte auf einer willkürlich angenommenen Thermometerſkale beziehen. Sehe ich mich nun auch genöthigt, die Richtigkeit deſſelben zu bezweifeln, ſo glaube ich doch, daß im Allgemeinen die latente Wärme deſto kleiner wird, je dichter der Dampf iſt, daß ſie aber nicht blos eine Function der Dichtigkeit ſei. Da die latente Wärme bei der Verdunſtung dazu verbraucht zu werden ſcheint, um die Theilchen in einen größern Abſtand zu bringen, ſo vertrit die Wärme hier die Stelle einer abſtoßenden Kraft und verliert dadurch die Eigenſchaft, auf das Thermometer zu wirken. Eben daſſelbe müſſen wir nothwendig bei den Gaſen annehmen, daher bemerken wir ſogleich Entſtehung von Wärme oder Kälte, wenn Gaſe comprimirt oder ausgedehnt werden. Ob dieſe Menge von Wärme, welche verſchiedene Gaſe erfodern, damit die Theilchen ſtets denſelben Abſtand behalten, conſtant oder ungleich ſei, iſt bis jetzt noch nicht ausgemacht, mir ſcheint aber wahrſcheinlich, daß jedes Gas eine ihm eigene Größe von Wärme erfodere. Wäre es möglich, die Luftart plötzlich zu condenſiren und in ein tropfbares Fluidum zu verwandeln, ſo würde die latente Wärme ebenfalls frei werden, dieſe gebundene Wärme würde für Hydrogen eine andere ſeyn, als für Oxygen oder Kohlenſäure ꝛc. Die meiſten Dämpfe ſelbſt ſind bereits zuſammengeſetzte Körper. So beſteht ein Raumtheil Alkoholdampf aus einem Theile von ölbildendem Gaſe und einem Theile Waſſerdampf, aber das eine Volumen ölbildendes Gas beſteht bereits aus einem Theile Kohlenſtoff und 2 Theilen Waſſerſtoffgas, der eine Theil Waſſerdampf beſteht aus einem Theile Hydrogen und ½ Oxygen, es ſind alſo im Alkoholdampfe 2 Kohle + 3 Hydrogen + ½ Oxygen, d. h. 4½ Raumtheile in einen einzigen zuſammengezogen. Aber indem ölbildendes Gas oder Waſſerdampf einzeln gebildet wurden und dabei eine Contraction des Volumens ſtatt fand, gab ſchon jedes dieſer Gaſe einen Theil ſeiner latenten Wärme her, eben dieſes war der Fall, als ſich beide zu Alkoholdampf vereinigten. Je mehr Gaſe ſich alſo verbunden haben, deſto größer iſt die Menge von Wärme, welche bei Bildung der Elemente frei geworden war, deſto kleiner iſt die latente Wärme des Dampfes. Da hiedurch zugleich die Dichtigkeit des Dampfes größer geworden iſt, ſo ſehen wir hieraus, daß allerdings jene ſich nahe umgekehrt verhält wie dieſe; es folgt aber zugleich aus dem Geſagten, daß wir bei Beſtimmung eines allgemeinen Geſetzes auf die chemiſche Beſchaffenheit der Körper Rückſicht nehmen müſſen.

---

[53]) Phil. Trans. 1818. p. 361. [54]) Ann. de chimie XVI, 105. [55]) Meine Unterſuchungen. S. 142 flg. [56]) *Biot* Traité I, 297.

Ich will hier dieſen Gegenſtand nicht weiter verfolgen, ſondern verweiſe auf den Artikel Wärme, zumal da es noch ſehr an Erfahrungen über dieſen Gegenſtand fehlt.

II. Anwendungen der Dämpfe in der Phyſik und Chemie.

§. 70. Die bisher betrachteten Eigenſchaften der Dämpfe finden eine vielfache Anwendung in den Gewerben. Alle laſſen ſich auf zwei Klaſſen reduciren. Man bedient ſich nämlich entweder der latenten Wärme, theils um Körper zu erwärmen, theils um eine zu große Erhitzung anderer Körper zu verhindern, oder man benutzt die Expanſivkraft des Dampfes zur Erzeugung von Bewegungen, wie in den Dampfmaſchinen und Dampfkanonen. Häufig wird noch eine dritte Benutzung des Dampfes, nämlich als auflöſendes Mittel, erwähnt; im Grunde aber zeigen ſich hier nur die mit der Bindung von Wärme zuſammenhängenden Erſcheinungen; es wird nämlich das Fluidum, welches einen Körper auflöſen ſoll, mit dieſem in ein feſtverſchloſſenes Gefäß von hinreichender Stärke gebracht, und da hier die Dämpfe nicht entweichen, alſo keine latente Wärme mit ſich nehmen, ſo iſt man im Stande, das Fluidum ſtärker zu erhitzen und die Auflöſung zu beſchleunigen. Ich übergehe hier dieſe Klaſſe von Anwendungen und verweiſe auf den Artikel „Digestor.“

A. Anwendungen des Dampfes, welche blos von ſeiner latenten Wärme abhängen.

§. 71. Da das Waſſer in offenen Gefäßen nicht weiter als bis zu 80° R erhitzt werden kann, ſo bedient man ſich häufig dieſer Thatſache in der Chemie, um Körper, beſonders organiſche, zu trocknen, ohne daß man befürchten muß, daß dieſe Körper anbrennen. Die Vorrichtung, welche hiezu dient und welche ältere Chemiker mit dem Namen des Marienbades bezeichneten, iſt im hohen Grade einfach. Das Gefäß, in welchem ſich die verdampfende Flüſſigkeit befindet, wird in einen Keſſel mit Waſſer geſetzt und letzteres durch ein unten angebrachtes Feuer erhitzt; da das Waſſer nicht weiter als bis zu 80° R erhitzt wird, ſo kann auch die Wärme der Loſung nicht höher ſteigen, und das in ihr enthalt[illegible] Waſſer entweicht. Die Temperatur, welcher die zu erwärmende Maſſe auf dieſe Art ausgeſetzt wird, iſt ſehr nahe conſtant, der Siedepunkt und mithin die Wärme, welche der Körper erhält, hängen vorzugsweiſe nur vom Barometerſtande ab. Nur dann, wenn die im Keſſel befindliche Waſſermenge klein, das darunter wirkende Feuer ſehr lebhaft und ſo gerichtet iſt, daß es zugleich die vom Waſſer entblößten Seiten des Keſſels trifft, kann die Wärme höher ſteigen. Die Richtigkeit dieſer Behauptung wird nicht nur durch die von mehren Technikern gemachte Erfahrung, daß faſt waſſerleere Keſſel bei Dampfmaſchinen zum Rothglühen kommen können, ſondern auch durch eine Erfahrung von Egen bewieſen. Der Siedepunkt von Thermometern lag in Gefäßen, in denen nur wenig Waſſer vorhanden war, etwes höher als in ſolchen, wo das Waſſer den Boden des Gefäßes noch einige Linien hoch bedeckte[57].

§. 72. Weit häufiger wird die latente Wärme des Dampfes zur Erwärmung benutzt, wie dieſes beſonders Rumfort in dem Armenhauſe zu München angewendet und dringend empfohlen hat. Wenn Waſſer in einem Keſſel zum Sieden erhitzt iſt, ſo entwickeln ſich dabei viel Dämpfe, welche ungenutzt entweichen, zumal bei dem gewöhnlichen Verfahren in den Küchen, wo die Gefäße, in denen gekocht wird, durch untergelegtes Feuer ſo ſtark erhitzt werden, daß das Waſſer ſich in beſtändigem Wallen befindet. An dem Waſſerdampfe iſt nun freilich nichts verloren, deſto mehr aber an der latenten Wärme, die derſelbe mit ſich fortführt. Wird das Gefäß mit einem paſſenden, aber nicht ganz luftdicht ſchließenden Deckel verſehen, ſo entweicht viel weniger Dampf, und man erſpart dadurch bedeutend an Feuermaterial. Aber auch die latente Wärme der geringen Dampfmenge, die dennoch entweicht, läßt ſich nach Rumfort noch gut zur Erwärmung von Waſſer anwenden. Man ſetzt zu dem Behufe auf den Keſſel einen gutſchließenden Deckel, in welchen man eine Röhre ſteckt, die in ein zweites mit Waſſer gefülltes Gefäß führt. Iſt das Waſſer des Keſſels bis zum Sieden erhitzt, ſo gehen die Dämpfe durch die Röhre, condenſiren ſich in dem Waſſer des zweiten Gefäßes und erhitzen dieſes durch ihre frei gewordene latente Wärme. War nun z. B. im Keſſel ein Pfund Waſſer in Dampf verwandelt und befinden ſich in dem vordern Keſſel etwa 5 Pfund Waſſer, ſo werden dieſe durch eine Wärme, die ſonſt ungenutzt zum Schornſteine hinausgegangen wäre, faſt bis zum Sieden erhitzt, ja ſie würden genau die Temperatur von 80° R erreichen, wenn durch Strahlung nicht ein Theil dieſer Wärme verloren ginge. So kochte Lichtenberg in einer halben Stunde Kartoffeln in einem hölzernen Eimer bis zum Zerplatzen, indem er Waſſerdämpfe in das im Eimer enthaltene Waſſer leitete[58]. Es iſt begreiflich, daß man die Dämpfe, die im erſten Gefäße gebildet werden, auf dieſelbe Art benutzen kann, als die Dämpfe des Keſſels, um Waſſer in einem zweiten Gefäße zu erhitzen.

§. 73. Das hier beſchriebene Verfahren iſt im Grunde weiter nichts als das gewöhnliche Deſtillationsverfahren, nur daß hier das erwärmte Kühlwaſſer mei-

---

57) Poggendorff's Annal. XI, 520.

58) Lichtenberg Schriften V, 328.

ſtens ungenutzt fortgeht. Aber auch die Wärme dieſes Kühlwaſſers haben Cellier-Blumenthal und Derosne mit großem Vortheile beim Abziehen des Spiritus von Weinen benutzt, und es ließe ſich jedenfalls mit Vortheil bei der Rectification des Weingeiſtes aus Branntwein anwenden[59]. Eine große Blaſe wird mit dem zu rectificirenden Spiritus gefüllt; der Hals von ihr reicht bis zum Boden einer zweiten Blaſe, die ebenfalls mit Spiritus gefüllt iſt; der Hals der zweiten Blaſe geht in eine dritte ꝛc. Wenn die Dämpfe der erſten Blaſe zur zweiten gelangen, ſo wird die in dieſer enthaltene Flüſſigkeit erwärmt, es entwickeln ſich auch in ihr neue Dämpfe, welche in der dritten condenſirt werden, und ſo findet in allen eine Verdampfung ſtatt. Dabei wird die Temperatnr der auf einander folgenden Blaſen immer kleiner und die Menge der condenſirten Alkoholdämpfe verhältnißmäßig deſto größer, der Spiritus alſo deſto ſtärker, je weiter wir uns von der erſten Wärmequelle entfernen[60].

§. 74. In den erwähnten Fällen wurde nur diejenige Wärme benutzt, welche zufällig bei verſchiedenen Operationen verloren gehen würde. Aber man benutzt auch direct die Wärme der Dämpfe in vielen Fabriken, z. B. beim Trocknen der Papiere und Zeuge, des Pulvers, beim Abdampfen von Flüſſigkeiten, wie in den Zuckerraffinerieen, zum Heizen mit Dampf, was beſonders in ſolchen Fabriken geſchieht, wo Dampfmaſchinen im Gange ſind, zum Erwärmen von Bädern ꝛc.

Die Vorrichtungen ſind ziemlich in allen Fällen dieſelben[61]. Ein hinreichend großer Keſſel wird mit einem gutſchließenden Deckel verſehen und in dieſen Röhren befeſtigt, welche nach den Gegenden geleitet werden, die man erwärmen will, alſo z. B. durch die Zimmer, in denen die Körper getrocknet werden, oder durch die Gefäße, in denen die Körper verdunſten ſollen. Alsdann wird unter dem Keſſel Feuer gemacht, die Dämpfe condenſiren ſich und geben ihre latente Wärme her. Meiſtens ſind dieſe Röhren etwas geneigt und ſo eingerichtet, daß ſie das condenſirte noch etwas warme Waſſer zum Keſſel zurück führen. Dabei iſt vortheilhaft, den Dampfkeſſel ſo zu ſtellen, daß die Röhre, welche ſich zuerſt aus ihm entfernt, aufſteige, damit das Waſſer, welches gleich anfänglich niedergeſchlagen wird, in ihn zurück fließe.

Die Menge von Dampf, welche erfoderlich iſt, um eine gegebene Waſſermenge auf dieſe Art zu erhitzen, läßt ſich leicht allgemein beſtimmen. Es ſei T die latente Wärme des Dampfes, W das Gewicht von Waſſer, welches durch den Dampf erhitzt werden ſoll, t ſeine anfängliche Temperatur, t_1 die Temperatur, bis zu welcher es erwärmt werden ſoll, S das erfoderliche Gewicht von Dampf und h die Temperatur des Dampfes, ſo iſt

$$t_1 = \frac{(T + h)\,S + W\,t}{S + W} :$$

Aber $T + h = 630°$ C; leiten wir hieraus S her, ſo wird

$$S = \frac{t_1 - t}{T + h - t_1}\,W = \frac{t_1 - t}{630 - t_1}\,W$$

Um alſo die erfoderliche Dampfmenge zu beſtimmen, multiplicirt man das Gewicht der zu erwärmenden Waſſermenge mit der Zahl von Graden des hunderttheiligen Thermometers, um welche die Wärme des Waſſers erhöht werden ſoll, und dividirt das Product durch die Differenz zwiſchen der totalen Wärme des Dampfes und der Temperatur, bis zu welcher das Waſſer erhitzt werden ſoll. Will man alſo z. B. 10 Kubikfuß Waſſer von 10° bis 40° durch ſiedend heißen Waſſerdampf erwärmen, ſo wird

$$S = \frac{30.\,100}{630 - 40} = \frac{300}{59} = 5$$

Wir gebrauchen alſo 5 Kubikfuß ſiedend heißen Dampf oder 5 Kubikzoll Waſſer in Dampf verwandelt.

B. Anwendungen des Dampfes als bewegende Kraft.

§. 75. Die Idee, das Waſſer als bewegende Kraft anzuwenden, iſt ſehr alt, und namentlich bot die Äolipile oder Dampfkugel (Windkugel) die erſte Veranlaſſung dazu dar. Eine Kugel von einigen Zollen Durchmeſſer wird mit einer Röhre von größerem oder geringerem Durchmeſſer verſehen, alsdann mit Waſſer, Weingeiſt oder einem andern leicht verdunſtenden Fluidum gefüllt. Wird dieſe Kugel hinreichend erhitzt, ſo verwandelt ſich das Fluidum ſehr ſchnell in Dämpfe und ſtrömt mit Gewalt hinaus, halten wir ein Licht in die Nähe, ſo zeigt die Flamme von dieſem die lebhafte Strömung des Dampfes an. Aus dieſem Grunde hat auch der Apparat ſeinen Namen Äolipile erhalten, weil die Alten glaubten, daß ſich dadurch die Entſtehung der Winde erklären ließe[62]. Hat man durch hinreichende Erhitzung die Luft und einen Theil des Waſſers aus der Kugel getrieben, hält dann die letztere entweder blos mit der Spitze oder auch ganz in kaltes Waſſer, ſo entſteht in der Kugel ein luftleerer Raum und das Waſſer bewegt ſich mit Lebhaftigkeit durch den Druck der Luft in ihr Inneres.

§. 76. Schon die alten Ägypter ſollen ſich der Äolipile bedient haben, um einzelne Bewegungen hervor zu bringen[63], beſtimmt aber iſt es, daß zuerſt Hero von Alexandrien mehre Vorſchläge zur Benutzung des Dampfes gethan hat[64]. Die Vorrichtung bei allen ſeinen Apparaten war der beim Segneriſchen Waſſerrade ſehr ähnlich. Wenn nämlich der Dampf mit Lebhaftigkeit aus der Dampfkugel ſtrömt, ſo entſteht auf die der Öffnung entgegengeſetzte Seite eine größere Reaction, und die Kugel bewegt ſich nach einer Richtung, welche derjenigen entgegengeſetzt iſt, nach welcher der Dampf ausſtrömt. Befeſtigte man alſo an der Kugel an zwei einander entgegengeſetzten Seiten Röhren, und würden die Enden nach Richtungen gebogen, welche auf dem durch die Länge der Röhren gehenden Durchmeſſer ſenkrecht ſtänden, ſo würde die Kugel ſich um ihren Mittelpunkt drehen. Der Italiäner Franz Scappi empfahl dieſe Vorrichtung im Jahre 1570 zum Drehen der Bratſpieße[65], und in der Folge ſchlug Muſſchenbroek einen ähnlichen Apparat vor[66]. Eine ähnliche Vorrichtung conſtruirte ſpäterhin Kempelen[67]. Watt ſuchte auch dieſe Vorrichtungen in Anwendung zu bringen, allein die Menge des verbrauchten Feuermaterials war ſo groß und die Wirkung ſo klein, daß er dieſe Idee bald aufgab[68].

---

[59] Nachricht von dieſem Verfahren gibt Zoëga in einem Briefe an Örſted in Tidsskrift for Naturvidenskaberne No. 8. Kiöbenhavn. 1823. p. 161, wo auch der Apparat abgebildet iſt.

[60] ſ. Deſtillation. Eine für den Techniker und Pharmazeuten ſehr leſenswerthe Schrift iſt H. Zeiſe Beiträge zur Nutzanwendung der Waſſerdämpfe und der verdichteten Luft in den pharmazeutiſchen Laboratorien. 8. Altona 1826.

[61] *Thomson* in Edinb Journ. of Sc. VI, 335.

[62] Vitruv. Archit. I, 6.

[63] Abhandlungen der königlichen techniſchen Deputation für Gewerbe. Fol. Berlin 1826. S. 4.

[64] *Heronis Alex.* Spiritualium liber. Amstelod. 1680. 4. p. 88. Annales de l'Industrie nat. VIII, 285. Muncke in Gehler's Wörterb. N. A. II, 418.

§. 77. Iſt nun gleich dieſe Klaſſe von Maſchinen von geringem Nutzen, ſobald es ſich um ihre praktiſche Anwendung handelt, ſo ſind ſie nichts deſto weniger ſehr ſinnreich, um die Reaction des Dampfes im kleinen zu zeigen. Prieſtley hat eine Vorrichtung angegeben, um dadurch das Ausſtrömen der Electricität aus dem ſogenannten Spitzenrade zu erläutern[69]; weit bequemer ſcheint mir der von Muncke conſtruirte Apparat[70]. Eine Kugel Q (Tab. II. fig. 4) von dünnem Meſſingbleche und hart gelöthet, trägt oben das flache, an den Enden in feine, rechtwinklich nach entgegengeſetzten Seiten umgebogene und in feine Spitzen β, β auslaufende Rohr bb. In der Mitte iſt dieſes flache Rohr durchbohrt, mit einem etwas dickeren Stücke Meſſing verſehen, in welches nach der Einfüllung von etwas Weingeiſt in die Kugel, das Stück dd vermittelſt eines umgewundenen Hanffadens geſchoben und ſomit die Kugel dampfdicht verſchloſſen wird. Die Kugel wird nun zwiſchen den entgegengeſetzten Spitzen e und k balancirt und die unten befindliche Weingeiſtlampe angezündet. So wie dieſes geſchehen iſt, beginnt eine ſchnelle Rotationsbewegung der Kugel, ſtets abwärts von den Spitzen; wird die Weingeiſtlampe ausgelöſcht, und die Kugel ſtill gehalten, ſo condenſiren ſich die Dämpfe ſehr ſchnell, es ſtrömt atmoſphäriſche Luft in die Kugel und die Bewegung erfolgt nun in entgegengeſetzter Richtung gegen die Öffnungen.

§. 78. Man hat die Äolipile noch auf eine andere Art benutzt, um Bewegung hervorzubringen. Der Italiäner G. Branca nämlich ließ den aus ihr hervorſtrömenden Dampf gegen die Schaufeln eines Rades ſtoßen, und ſetzte dieſes dadurch in Bewegung[71], aber auch hier iſt der Nutzeffect für die Anwendung ſehr unbedeutend.

In dieſe ältere Geſchichte der Dampfmaſchinen gehören auch noch zwei Nachrichten, über welche das nähere Detail fehlt. Bei Kaiſer Karl V. nämlich meldete ſich 1543 der Spanier Blasco de Garay, welcher ſich erbot, Schiffe durch mechaniſche Kräfte in Bewegung zu ſetzen; es wurde am 17. Junius 1543 zu Barcellona ein Verſuch angeſtellt, welcher auch nach Wunſch ausfiel, die Maſchine wurde nicht gezeigt, aber dabei bemerkte man, daß viel Dampf in die Höhe ſtieg[72]. Sodann ſagt Matheſius in einer 1562 erſchienenen Bergpredigt, man ſolle auch für den Mann beten, welcher durch Luft und Feuer Waſſer erhöbe[73]. Indeſſen wurden alle dieſe Vorſchläge wenig beachtet. Erſt mit dem Marquis von Worceſter beginnt die eigentliche Geſchichte der Dampfmaſchinen.

§. 79. In einer 1663 erſchienenen Schrift[74] beſchrieb letzterer unter Nr. 68. die Einrichtung einer Maſchine, welche dazu beſtimmt war, Waſſer durch Dampf zu heben; er war im Stande, einen ſtetigen Waſſerſtrom bis zu 40 Fuß zu heben, und zwar konnte er mit einer Tonne Waſſer durch Verwandlung in Dampf 40 Tonnen kaltes Waſſer heben. Ein Mann wurde dazu gebraucht, zwei Hähne zu drehen und das Feuer zu unterhalten[75]. Jedoch war die Beſchreibung ſelbſt ſehr dunkel, und es ſcheint mehr Abſicht des Verfaſſers, den Robiſon für einen Projectmacher hält, geweſen zu ſeyn, Aufſehen zu erregen, als nützlich zu werden[76]. Aus einem Manuſcripte, das ſich in der Harleyſchen Samlung im britiſchen Muſeum befindet, geht hervor, daß Samuel Morland im Jahre 1683 dem Könige Ludwig XIV. mehre Methoden vorſchlug, Waſſer durch Dampf zu heben, nach Tredgold's Vermuthung nur dem Vorſchlage des Marquis von Worceſter folgend[77].

Um dieſelbe Zeit ſtellte Papin ähnliche Unterſuchungen an. Er lernte die Kraft der Dämpfe durch den nach ihm benannten Digeſtor kennen, den er bereits ſeit 1681 zur Auflöſung der Knochen benutzte; in der Folge hatte er die Idee, eine große Luftpumpe zu conſtruiren, in dieſer einen leeren Raum zu erzeugen und den Luftdruck als bewegende Kraft zu benutzen[78]; da er hiebei viele Schwierigkeiten zu finden glaubte, ſo ſchlug er vor, den leeren Raum durch Schießpulver zu erzeugen, oder das durch den Kolben zu heben[79]. Einige Jahre ſpäter

---

65) Opere di Bartolomeo Scappi Venetia 1570 bei Muncke in Gehlers Wörterb. II, 419. 66) *Musschenbroek* Introd. §. 1469. 67) Mém. de l'Ac. de Prusse 1750 und 1751. 68) *Rees* Cyclop. Art. Steam engine. 69) Prieſtley Geſchichte der Electr. S. 279. 70) Gehler's Wörterb. II, 421. 71) Le Machine diverse del Signor Giovanni Branca Rom. 1629 fol. pl. XXV bei *Muncke*.

72) *Navarete* Relations des quatre voyages entrepris par Christophe Colomb. 8. Paris 1828. I, 285. 73) Bergpoſtille oder Sarepta. Nürnberg 1562. 74) A Century of the Names and Scantlings of the Marquis of Worcester's Inventions. 1663. Einen Abdruck der Abhandlung hat Gregory im zweiten Bande ſeiner Mechanik gegeben. 75) Zeichnungen nach der Idee des Erfinders im Mechanics Magazine. Vol. III. p. 36. und *Tredgold* on steam engine. p 3. *Brewster* Edinb. Journ. of Sc. II, 38. 76) *Robison* Mech. phil. II, 46. Was mich betrifft, ſo ſtimme ich dieſem Urtheile vollkommen bei. Ich läugne nicht, daß dieſes „Hundert Erfindungen" mich öfter an das „Verzeichniß einer Samlung von Geräthſchaften, welche in dem Hauſe des Sir. H. S. künftige Woche verauctionirt werden ſollen" in Lichtenberg's Schriften. Bd. V. S. 353 erinnert hat. 77) *Tredgold* on steam engine. p. 4. 78) Acta erudit. 1685. p. 410. 79) Acta erudit. 1688. p. 644. 80) Recueil des diverses pièces touchant q[illegible]lques nouvelles machines. Cassel 1695. Phil. Trans. 16[illegible]. p. 483. Ars nova ad aquam ignis adminiculo efficacissim[illegible] elevandam. Cassel 1707.

glaubte er den leeren Raum durch etwas verdampftes und in der Folge condenſirtes Waſſer zu erhalten [80]), ſtellte aber erſt 1698 auf Veranlaſſung des Landgrafen Karl von Heſſen Verſuche an, Maſchinen im Großen zu treiben [81]). Es ſcheint, als ob Papin die Idee zur Einrichtung dieſer Maſchinen von Niemanden entlehnt habe, da das Princip ganz neu war und von den Vorſchlägen früherer Mechaniker, ſo wie den Apparaten Savary's ſehr abwich. Daß er durch den letztern auf mehre Umſtände aufmerkſam wurde, ſagt er ſelbſt.

§. 80. Die erſte Dampfmaſchine wurde um das Jahr 1698 von dem engl. Capitän Thomas Savary [82]) ausgeführt, welcher am 25. Julius 1698 ein Patent darauf erhielt. Dieſes Patent erhielt er nach Robiſon erſt, nachdem er mehre Maſchinen wirklich ausgeführt hatte [83]); er beſchreibt dieſe Vorrichtung in einer Schrift: „The Miners Friend", welche um dieſe Zeit erſchien [84]). Im Jahre 1699 machte Savary mehre glückliche Verſuche vor dem Könige Wilhelm und vor der königl. Societät, welche zur allgemeinen Zufriedenheit ausfielen [85]). Es iſt gewiß, daß Savary die erſte Maſchine wirklich ausführte, dagegen behauptet Desaguliers [86]), er habe nur die Erfindung des Marquis von Worceſter copirt, ja er beſchuldigt ihn des Plagiates, indem er behauptet, er habe alle Abdrücke von der Schrift des letzteren gekauft und verbrannt. Robiſon [87]) nennt dieſe Beſchuldigung voreilig (foolish) und fügt hinzu, Niemand könne aus der vom Marquis von Worceſter gegebenen Beſchreibung klug werden, wenn er nicht genau die Geſetze des Dampfes kenne. Zu dieſen aber wurde Savary durch einen Zufall geführt. Er hatte nämlich eine Weinflaſche, worin ſich noch eine geringe Menge Wein befand, erhitzt und dann die Öffnung ins Waſſer gehalten, worauf dieſes mit Lebhaftigkeit hineinſtrömte [88]).

§. 81. Savary benutzte bei ſeiner Maſchine zugleich die große Expanſivkraft des ſtark erhitzten Waſſerdampfes und die Entſtehung eines leeren Raumes durch Condenſation der Dämpfe. Letzteren Umſtand hatte der Marquis von Worceſter gar nicht erwähnt. Die wichtigſten Beſtandtheile der Maſchine ſind folgende [89]): (Tab. I. Fig. 11.). Aus einem hinreichend ſtarken Keſſel B, welcher auf einem Heerde befeſtigt iſt, und welcher der Dampfkeſſel heißt, geht eine Röhre C in ein weiteres Gefäß S, welches der Recipient heißt. Dieſe Röhre C hat einen Hahn, durch deſſen Stellung der Eintrit von Dampf aus dem Keſſel in den Recipienten möglich gemacht oder verhindert werden kann. Aus dem untern Theile dieſes Recipienten läuft eine horizontale Röhre aus, die ſenkrecht auf einer verticalen ab ſteht, an welcher die nach oben und unten fortlaufenden Röhren A und D befeſtigt ſind. Über und unter der horizontalen Röhre befinden ſich in der verticalen zwei Ventile bei a und b, ſo eingerichtet, daß das Fluidum durch ſie zwar nach oben, aber nicht zurück nach unten fließen kann. Durch die Röhre A fließt das Waſſer in ein oberes Baſſin, und füllt zum Theil ein Gefäß E, an deſſen unterm Theile ſich eine Röhre befindet, die durch einen Hahn geöffnet oder geſchloſſen werden kann. Das durch dieſen Hahn fließende Waſſer trifft die Röhre C und den Recipienten S.

Das Spiel dieſer von Savary zum Heben des Waſſers beſtimmten Maſchine iſt ſehr einfach. Die Röhre D wird, wie bei jeder andern Pumpe, in das Baſſin geſetzt, hierauf unter dem Keſſel Feuer angemacht und der Hahn bei C geöffnet. So wie das Waſſer in Dämpfe verwandelt wird, treiben dieſe die Luft vor ſich her, das Ventil bei a wird geöffnet, und Luft und Dämpfe entweichen durch die Röhre A. Jetzt wird der Hahn C gedreht, ſo daß keine Verbindung zwiſchen Keſſel und Recipienten entſteht, Röhre und Recipient aber durch kaltes Waſſer aus dem Gefäße E beſpritzt. Schnell wird der Dampf in S condenſirt, es entſteht ein dampf- und luftleerer Raum, der Druck der Luft treibt das Waſſer mit Gewalt in die Röhre D, hebt das Ventil b, und ſo wird der Recipient S gefüllt, wofern dieſer nicht höher als 32 Fuß über der Oberfläche des Waſſers im Baſſin ſteht. Iſt der Recipient hinreichend erkaltet, und iſt das Gleichgewicht zwiſchen dem Drucke der Atmoſphäre und dem Gewichte des Waſſers in der Röhre D hergeſtellt, ſo fällt das Ventil b zu, der Hahn C wird geöffnet und die Dämpfe treiben durch ihre Elaſticität das Waſſer aus dem Recipienten durch die Röhre A. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird die Verbindung zwiſchen Keſſel und Recipienten aufgehoben, und der Luftdruck füllt letzteren wieder mit Waſſer.

Die erfoderliche Drehung des Hahnes ließ Savary durch einen Menſchen vornehmen. Da bei dieſer Vorrichtung der Dampf ſo lange unthätig iſt, als der Recipient erkaltet wird, ſo verband er mit jedem Keſſel zwei Recipienten durch beſondere Röhren. Während der eine von dieſem erkaltet wurde und der Luftdruck in ihn Waſſer trieb, wurde das Waſſer durch den Dampf aus dem zweiten getrieben, und ſo wurde kein Feuerwerk unnütz verſchwendet. Um das Zerſpringen des Keſſels zu hindern, brachte er über dem Keſſel bei V ein Sicherheitsventil an, er durchbohrte hier den Deckel des Keſſels, ſchliff den Rand gut ab, und legte darauf einen Stempel mit abgeſchliffenem Boden, welcher durch ein an einem

---

81) Abh. der königl. techn. Deputat. S. 8., wo auch eine Beſchreibung und Abbildung der Maſchine mitgetheilt iſt.

82) Einige, wie Robiſon, ſchreiben ihn Savary, andere, wie Tredgold und der Bearbeiter des Artikels Steam engine, in der neuen Ausgabe von *Rees* Cyclopaedia ſchreiben Savery.

83) *Robison* Mech. phil. II, 48.

84) Nach Robiſon im Jahre 1696, Tredgold ſagt, es müſſe nach *Switzer's* System of Hydrostatics II, 326 1699 ſtehen, aber nach Robiſon erſchien 1699 eine zweite Schrift von ihm.

85) Phil. Trans. 1699. XXI, 228. Phil. Trans. abridg. IV, 198. Acta erud. 1700. p. 29.

86) *Desaguliers* Exper. Phil. II, 466.

87) Mech. phil. II, 48., womit auch der Bearbeiter des Artikels Steam engine in *Rees* Cyclop. übereinſtimmt. Letzterer macht noch darauf aufmerkſam, daß Savary mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ehe er ſein Patent erhielt. Keiner ſeiner Gegner aber gedachte des von Desaguliers erwähnten Umſtandes.

88) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 425. Nach *Switzer* Hydrostatics (II, 324) machte er dieſen Verſuch mit einer Tabakspfeife.

89) *Tredgold* on Steam engine p. 6. *Robison* Mech. phil. II, 50. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 5. Muncke in Gehler's Wörterb. II, 426. *Rees* Cyclop, Art. Steam engine.

Hebel befindliches Gewicht niedergedrückt wurde. Hatte der Dampf im Keſſel eine zu große Elaſticität, ſo wurde der Stempel gehoben und der Dampf entwich durch die Öffnung. Der Keſſel wurde durch eine mit einem Hahn verſehene Röhre g mit Waſſer gefüllt.

§. 82. Durch dieſe Maſchine hatte Savary ſich ein großes Verdienſt erworben, und er conſtruirte viele derſelben. Er brachte aber bald darauf einige Veränderungen an ihr an. Statt nämlich den Recipienten durch von außen aufgeſpritztes Waſſer zu erkalten, führte er die aus dem Gefäße E kommende Röhre in den Recipienten, und ſpritzte das Waſſer in ſein Inneres, wodurch der Apparat ſchneller arbeiten konnte. So genügte der Apparat zwar, Waſſer bis zu mäßigen Höhen zu heben und dieſes zur Bewegung von Maſchinen zu benutzen, aber um das Waſſer aus tiefen Brunnen zu ſchöpfen, war der Apparat wenig brauchbar. Durch den Druck der Atmoſphäre konnte das Waſſer nur bis zu einer Höhe von 30 Fuß gehoben werden, das übrige mußte der ſehr bedeutende Druck des Dampfes thun, welcher leicht die Gefäße ſprengte. Jedoch auch unter dieſen Umſtänden gebraucht die Maſchine ſo viel Feuerwerk, daß ſie weit koſtſpieliger wird, als andere in der Folge näher zu beſchreibende Maſchinen. Sollte z. B. das Waſſer bis zu einer Höhe von 100 Fuß gehoben werden, ſo kann die Maſchine es etwa 25 Fuß aufſaugen, ſie muß es dagegen 75 Fuß in die Höhe drücken. Es muß alſo der Dampf im Innern eine ſolche Elaſticität haben, daß er, mit Einſchluß des Atmoſphärendruckes, einer Waſſerſäule von 105 Fuß alſo 3½ Atmoſphären das Gleichgewicht hält. Wäre nun auch das Gefäß hinreichend ſtark, ſo müßte der Dampf, welcher einem Drucke von etwa 3½ Atmoſphären das Gleichgewicht hält, eine Temperatur von 140°,6 C haben. Iſt das Waſſer nun durch Saugen in die Höhe gekommen, ſo ſtrömt nach Öffnung des Hahnes der Dampf in den Recipienten und kommt mit kaltem Waſſer in Berührung, welches vielleicht eine Temperatur von 10° hat. Es findet daher in dem Raume über dem Waſſer eine unglaublich ſchnelle Condenſation des Dampfes ſtatt, welche ſo lange fortdauert, bis die Oberfläche des Waſſers bis zu derſelben Temperatur erwärmt iſt. Glücklicherweiſe iſt das Waſſer ein ſo ſchlechter Wärmeleiter, daß nur ſeine oberſten Schichten bei dieſem Vorgange erhitzt werden. Erſt jetzt, wo dieſe Temperatur im Innern des Recipienten erzeugt iſt, wirkt der Dampf durch ſeine Elaſticität und drückt die Waſſerſäule in die Höhe. Aber ſelbſt während dieſer mechaniſchen Wirkung des Dampfes dauert die Condenſation noch fort, denn ſo wie Waſſer aus dem Recipienten entfernt wird, findet eine Condenſation an den Theilen des Recipienten ſtatt, welche vorher mit dem kalten Waſſer in Berührung ſtanden, ja es erfolgt dieſer Niederſchlag noch viel ſchneller, als der frühere auf der Oberfläche des Waſſers, weil der metallene Recipient als guter Wärmeleiter die Hitze weit ſchneller durch ſeine Maſſe ſtrömen läßt. Durch dieſen Vorgang wird dann aufs neue die Wirkſamkeit der Maſchine verzögert. Savary ſcheint dieſen Vorgang ſchon genau gekannt zu haben, denn er ſagt, man könne auf der Oberfläche des Recipienten die Stelle, bis zu welcher das Waſſer ſteht, ebenſo leicht ſehen, als ob er durchſichtig wäre. So weit nämlich als jener mit Dampf gefüllt iſt, wäre er an der äußern Oberfläche trocken und ſo heiß, daß man ihn kaum mit der Hand berühren könne; ſo weit aber das Waſſer ſteht, iſt er auswendig kalt, und Waſſertropfen, welche dahin gefallen ſind, bleiben daſelbſt hängen, verſchwinden aber ſogleich, wenn der Dampf im Innern bis zu den Stellen gelangt, wo ſie ſich befinden 90). Iſt aber die Höhe nicht ſehr groß, dann iſt die Maſchine nach Robiſon's Urtheil eine der wirkſamſten, da Reibung faſt nicht vorhanden iſt, der Apparat alſo ſehr dauerhaft iſt 91).

Verſchiedene Phyſiker bemühten ſich, der Maſchine Savary's bequemere und vortheilhaftere Einrichtungen zu geben, ſo Desaguliers 92), welcher nur einen Recipienten nahm, um Dampf von größerer Elaſticität zu erzeugen. Nach ſeiner Angabe bauete er 7 ſolcher Maſchinen, die erſte für Peter den Großen, wo der Keſſel ungefähr 43 Kubikfuß, der Recipient 7½ Kubikfuß enthielt. Letzterer wurde in einer Minute viermal gefüllt und geleert. Das Waſſer wurde durch dieſe Maſchine etwa 39 Fuß hoch gehoben.

Weidler 93), Sturm, Leupold 94), Genſenne 95) ſchlugen Verbeſſerungen vor. Namentlich empfahl der Portugiſe de Moura 96) eine Vorrichtung, wodurch die Hähne von ſelbſt geöffnet würden, welche aber wenig Beachtung fand, da man die Savary'ſchen Maſchinen damals (etwa 1750) wenig mehr benutzte. Im Jahre 1766 erhielt Blackey ein Patent auf Verbeſſerung der Savary'ſchen Maſchine 97). Später trat Kier mit einer neuen Einrichtung auf, wobei er von dem gehobenen Waſſer ein Rad treiben ließ 98). Unter mehren, die ſich bemüht haben, dieſe Maſchine vollkommener herzuſtellen, mögen noch François in Lauſanne 99), Nancarrow in Amerika 1), der dadurch ein oberſchlächtiges Rad in Bewegung ſetzte, Henderſon und Chabannes 2), James Boaz 3) (1805), Richard Witty in Hull 4), Johann Pontifex 5) (1819) und Manoury d'Ectot 6) erwähnt werden.

---

90) *Rees* Cyclop., Steam engine.

91) *Robison* Mech. phil. II, 568. Abhandl. der königl. techn. Deput. für Gewerbe. S. 7.

92) Cours de Phys. II, 568. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 10.

93) Tract. de mach. Hydraul. p. 84.

94) Theatr. Mach. II. Tab. 30.

95) Mém. de l'Acad. 1744.

96) *Smeaton* in Phil. Trans. XLVII, 437. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 10.

97) *Blackey* sur les pompes à feu. Amst. 1774. 4. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 11. *Ferguson* Lectures I, 312.

98) Abh. der königl. techn. Deput. S. 12.

99) Mém. de la Soc. des sciences phys. de Lausanne I, 51. Abhandl. der königl. techn. Deput. für Gewerbe. S. 13.

1) Trans. of the American Phil. Soc. IV, 348. Repert. of Arts XIV, 329. Phil. Magaz. IX, 300. Borguis compos. des machines p. 91. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 14.

2) Description des machines et procédés specifiés dans les brevets d'invention III, 69.

3) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 15.

4) Repertory of Arts Soc. series XXVIII, 100. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 16. Bibl. univ. VI, 227.

5) Annales des mines V, 381. Ann. de l'industrie II, 257.

6) Ann. de Chimie XVIII, 135. Ann. de l'industrie IV, 225.

Dieſe letztere wurde von Prony, Girard und Gay-Luſſac unterſucht und damit zugleich andere Maſchinen verglichen, welche nicht einmal zu den beſten zu gehören ſchienen. Aus dieſer Unterſuchung ergab ſich, daß der Effect der Savary'ſchen Maſchine nur $\frac{1}{3}$ von dem einer Watt'ſchen und $\frac{1}{4}$ von dem einer Woolfſchen war, ſo daß dieſe Klaſſe nicht zu empfehlen iſt.

§. 83. Eine zweite Klaſſe von Dampfmaſchinen wird mit dem Namen Rotationsmaſchinen bezeichnet. Bei ihnen liegt der oben (§. 77.) erwähnte Verſuch zum Grunde. Amontons legte im Jahre 1699 der Pariſer Akademie die Beſchreibung ſeiner Maſchine vor 7). Die ſehr complicirte Vorrichtung beſteht in einer Zahl von Zellen, die in der Peripherie eines Rades angebracht ſind, und welche durch ſehr verwickelte krumme Kanäle mit einander in Verbindung ſtehen. Ein Theil dieſer Peripherie wird der Hitze eines Ofens ausgeſetzt, während ein anderer ſich in einer Ciſterne von kaltem Waſſer befindet. Die Kanäle waren ſo eingerichtet, daß der Dampf das Waſſer aus den Zellen auf einer Seite nach denen auf der andern trieb, dadurch wurde letztere ſchwerer, und es entſtand ſo eine Umdrehung des Rades, welche ſich weiter benutzen ließ.

Leupold, welcher die Ausführung dieſes Rades für ſchwierig hielt, gab eine andere Vorrichtung an, die er jedoch im Großen nicht für ausführbar hielt, weil ſie zu viel Brennmaterial erfodere. Auch Watt verſuchte es, eine ſolche Maſchine zu conſtruiren, und ſchloß ſie in ſein Patent vom 5ten Januar 1769 ein 8). Er wollte einen Dampfbehälter conſtruiren, welcher die Form von hohlen Ringen hätte, oder von kreisförmigen Kanälen mit gehörigen Ein- und Ausmündungen für den Dampf. Dieſer Dampfbehälter ſollte auf einer horizontalen Welle befeſtigt ſeyn und ſich mit ihr umdrehen. Eine Anzahl im Innern angebrachter Ventile ſollte einen ſchweren Körper nur in einer Richtung in den Kanälen umlaufen laſſen und dieſer einen Theil des Kanales ganz ausfüllen. Der Körper befindet ſich vermöge ſeines Gewichtes in der unterſten Stelle des Ringes; trit nun der Dampf zwiſchen ihn und ein Ventil ein, ſo wird der Körper in die Höhe getrieben, dadurch das Gewicht auf dieſer Seite des Ringes vermehrt und ſo Umdrehung bewirkt. Watt ſelbſt fand aber bald viele Schwierigkeiten, gute Maſchinen dieſer Art zu conſtruiren, und gab daher die Idee wieder auf 9).

§. 84. Im Jahre 1788 erhielt Kempelen ein kaiſerliches Patent auf eine Rotationsmaſchine, welche aber nichts weiter war, als die Dampfkugel mit horizontalen Röhren 10). Die Maſchine, auf welche Cartwright im Jahre 1797 ein Patent erhielt 11), ſcheint nie ausgeführt zu ſeyn. Auch die Maſchine von Cooke 12) wirkt ſchlecht, da die Reibung ſehr groß iſt. Sadler erhielt im Jahre 1791 ein Patent auf eine rotirende Maſchine 13), die aber ebenſo wenig Glück machte. Auch Hornblower ſchlug ähnliche Einrichtungen vor 14). Obgleich die große Wirkung der gewöhnlichen Maſchinen und die Schwierigkeit, gute Rotationsmaſchinen zu conſtruiren, längſt erwieſen war, ſo wurden nichts deſto weniger noch in der Folge Abänderungen dieſer Maſchinen vorgeſchlagen. So von Murdock 15) im Jahre 1799, Flint im Jahre 1805 16), Menault im Jahre 1805 17), Richard Wilcox im Jahre 1806 *), Thomas Mead im Jahre 1808, Samuel Clegg im Jahre 1809, William Chapmann im Jahre 1810, Trevithik im Jahre 1815, Joſeph Turner im Jahre 1816, William Congreve im Jahre 1818 u. ſ. w. Die meiſten dieſer Maſchinen ſind in den Abhandlungen der königl. techn. Deputation für Gewerbe abgebildet und beſchrieben.

§. 85. Weit vorzüglicher als die bisher beſchriebenen Maſchinen ſind diejenigen, in denen ſich ein Kolben befindet, welcher durch den Dampf in Bewegung geſetzt wird. Bei den älteren von dieſen Maſchinen war der Dampf nur ein Mittel, einen leeren Raum zu erzeugen, ſo daß hiedurch der Vorſchlag von Papin (§. 79.) ausgeführt wurde. Die Zinnminen in Cornwallis foderten gute Maſchinen zum Austrocknen, und Savary's Vorrichtungen hatten viel Aufſehen gemacht. Der Schmidt Thomas Newcomen und der Glaſer John Cawley, beide zu Dortmouth in Devonſhire, faßten die Möglichkeit, durch Dampf Bewegung zu erzeugen, lebhaft auf. Erſterer hatte viele Bildung und ſtand mit dem Doctor Hooke in Verbindung. Unter den Papieren des letzteren, die ſich im Beſitze der königl. Societät zu London befinden, ſind einige Bemerkungen zum Gebrauch ſeines Landsmannes Newcomen in Betreff von Papin's Vorſchlag wegen Anwendung der Luftpumpe, und er hielt es nur für nöthig, das Vacuum ſchnell zu erzeugen. Es iſt wahrſcheinlich, daß Newcomen durch dieſen Briefwechſel auf die Idee kam, das Vacuum durch condenſirten Waſſerdampf zu erzeugen. So entſtand Newcomens Maſchine; Savary machte auf ihre Entdeckung Anſpruch; aber Switzer, welcher beide perſönlich kannte, gibt Newcomen beſtimmt als Erfinder an. Letzterer, welcher als Quäker Streit zu vermeiden ſuchte, theilte mit Savary Ehre und Vortheil der Erfindung, und durch letzteren erhielten ſie 1705 ein Patent 18). Die Ausführung zeigte indeſſen mehr Schwierigkeiten, als man anfänglich erwartet hatte, und erſt im Jahre 1711 ſtellte Newcomen eine Maſchine auf, um bei Bergwerken das Grubenwaſſer auszuſchöpfen. Im Jahre

---

7) Mém. de Paris. 1699. p. 112. Muncke in Gehler's Wörterb. II, 431. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 138. *Leupold* Theatr. mach. §. 397.

8) *Robison* Mech. phil. II, 119.

9) Daſ. S. 133.

10) Abh. der königl. techn. Deput. S. 139.

11) Repertory of Arts, X, 7.

12) Abh. der königl. techn. Deputat. S. 140.

13) Dieſ. S. 140.

14) Repertory of Arts IX, 289.

15) ibid. XIII, 11.

16) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 143.

17) ibid. p. 148. Brevets d'invention III, 222.

*) Daſ. S. 145.

18) *Robison* Mech. phil. II, 57. Die Idee zu dieſen Maſchinen, welche mit Recht Newcomenſche heißen, ſoll durch Zufall aufgefunden ſeyn. *Desaguliers* exp. phil. II, 583.

1712 einigte er ſich mit dem Beſitzer einer Kohlengrube zu Griff in Warwickſhire, und errichtete dort eine Maſchine; die nächſte erbauete er 1718 in einer Kohlengrube in der Grafſchaft Durham, wobei Beighton einige Verbeſſerungen anbrachte. Erſt jetzt wurden die Vortheile der Maſchine bekannter, und ſie fand mehr Eingang[19].

§. 86. Ich habe auf Taf. II. Fig. 1. die Abbildung der wichtigſten Theile einer ſolchen Maſchine gegeben[20]. A iſt ein großer Keſſel, welcher mit Waſſer gefüllt wird und in einem eigens erbauten Ofen ſteht. In geringer Entfernung über dieſem Keſſel befindet ſich ein Cylinder CBBC von Metall, welcher vollkommen ausgebohrt ſeyn ſollte, was aber nach den Unterſuchungen von Watt nie der Fall war[21]. Der Keſſel ſteht mit dieſem Cylinder durch eine Dampfröhre NQ in Verbindung. Die untere Öffnung dieſer Röhre wird durch die Platte N verſchloſſen, welche gut abgeſchliffen iſt und genau auf die Öffnung der Röhre paßt. Dieſe Platte, welche der Regulator oder Dampfhahn heißt, dreht ſich horizontal um eine Axe ba, welche in dem obern Theile des Keſſels befeſtigt und gut abgeſchliffen iſt. Eine Kurbel bT dient dazu, die Platte N um ihre Axe zu drehen.

In dem Cylinder befindet ſich ein Kolben P, welcher mit Leder und Hanf umwickelt wird, damit ein genauer Schluß entſtehe, und über welchem ſich etwas Waſſer zur Erlangung des letztern befindet. Die Kolbenſtange PD hängt an einer Kette, welche an dem obern, kreisförmig gearbeiteten Ende DF eines Hebels hing, der ſich um den Punkt O drehen konnte. An dem andern Ende dieſes Hebels HK, welcher Balancier heißt, befand ſich ein ähnlicher Bogen EG, an deſſen Ende ſich eine Kette EX befand, welche die Kolbenſtange der Pumpe trug, die das Waſſer heben ſollte. Die Laſt auf dieſer Seite des Balanciers iſt bedeutend größer als das Gewicht des Kolbens P auf der andern Seite.

Etwas über dem Cylinder befindet ſich ein Gefäß W, welches das Einſpritzgefäß heißt; von ihm läuft die Einſpritzröhre (Injectionsröhre) ZSR aus, welche durch den Boden des Cylinders in letzteren geht und ſich bei R in einem feinen Loche oder Siebe endigt. In dieſer Röhre befindet ſich ein Hahn S, welcher ſich durch eine Kurbel V drehen läßt und der Einſpritzhahn heißt.

Auf der entgegengeſetzten Seite des Cylinders befindet ſich ein wenig über ſeinem Boden eine Röhre, die nach oben gebogen iſt und dann durch ein Ventil f geſchloſſen wird, welches das Blaſe- oder Blubberventil heißt; etwas über ihm ſteht in der Röhre noch Waſſer, welches einen beſſern Schluß des Ventils bewirken ſoll.

Von dem Boden des Cylinders läuft eine Röhre degh aus, deren unteres Ende nach oben gebogen und mit einem Ventil h geſchloſſen iſt. Dieſer Theil befindet ſich in einem Gefäße Y, welches der warme Waſſerkaſten heißt, die Röhre ſelbſt heißt die Ausflußröhre. Der Keſſel hat außerdem ein nicht abgebildetes Sicherheitsventil, das meiſtens mit einem bis zwei Pfunden auf den Quadratzoll belaſtet wird.

§. 87. Das Spiel dieſer Maſchine, welche auch atmoſphäriſche Maſchine heißt, iſt ſehr einfach. Wir wollen annehmen, das Waſſer im Keſſel ſei in vollem Sieden, die Maſchine ſtehe ſo, wie ſie abgebildet iſt, und der Dampf- und Einſpritzhahn ſeien geſchloſſen. Öffnet man nun den Dampfhahn, ſo ſtrömt mit Gewalt Dampf in den Cylinder, dehnt die Luft aus, welche durch das Blubberventil entweicht, und wird zum Theil von dem kalten Kolben und dem Cylinder condenſirt. Das condenſirte Waſſer bewegt ſich durch die Ausflußröhre und hebt das Ventil h. Nach einiger Zeit, wenn Cylinder und Kolben hinreichend erhitzt ſind, ſtrömt auch Dampf durch das Blaſenventil. Geſchieht dieſes mit Schnelligkeit, ſo öffnet ſich auch das Sicherheitsventil. Jetzt wird der Dampfhahn geſchloſſen und der Einſpritzhahn geöffnet; ſogleich ſpritzt das kalte Waſſer in den Cylinder, condenſirt den Dampf, erkaltet Cylinder und Kolben, und ſo wird die Elaſticität des Dampfes ſehr vermindert. Der Druck der Atmoſphäre treibt den Kolben abwärts, die Pumpenſtampe L wird alſo vermittelſt des Balanciers gehoben. So bewegt ſich der Kolben mit beſchleunigter Geſchwindigkeit gegen den Boden des Cylinders, bis endlich die Elaſticität der durch Sieden aus dem Waſſer frei gewordenen und im Cylinder enthaltenen Luft mit der Laſt bei E im Gleichgewichte ſteht. Iſt in dieſem Falle der Kolben zur Ruhe gekommen, ſo ſchließt der Aufſeher den Einſpritzhahn und öffnet den Dampfhahn. Mit Schnelligkeit ſtrömt der Dampf in den Cylinder, öffnet das Blaſenventil und treibt die Luft hinaus, und treibt nicht nur das Waſſer durch die Röhre degh, ſondern hebt auch den Kolben, worauf ſich der eben beſchriebene Vorgang wiederholt.

Eine ſehr einfache Betrachtung zeigt die große Wirkſamkeit dieſer Maſchine. Wir wollen annehmen, der Luftdruck betrage 28″, ſo wirkt dieſer auf einen Quadratfuß mit einem Gewichte von etwas mehr als 2300 Pfund. Würde nun durch Einſpritzen des Waſſers ein vollkommen luftleerer Raum erzeugt, und hätte der Kolben eine Oberfläche von 3 Quadratfuß, ſo würde er mit einer Kraft von 6900 Pfund hinabgedrückt, und ſo groß könnten Laſt und Reibung ſeyn. Indeſſen wird hier kein völliges Vacuum erzeugt. Robiſon überzeugte ſich durch Verſuche, daß die Temperatur des Waſſers über dem Kolben nie kleiner war als 46° R, und nach den Meſſungen von Watt ſchwankte die Wärme des Ausflußwaſſers zwiſchen 49° R und 63° R[22]. Nehmen wir alſo das Mittel, ſo wurde das Innere des Cylinders nur etwa bis 55° erkaltet; dieſer Raum war mit Dampf gefüllt, deſſen Elaſticität etwa 8 bis 10 Zoll betrug, nahe das Drittel des wirkenden Atmoſphärendruckes; dieſer innere Druck wirkt dem äußern entgegen, und demnach beträgt der Druck auf jeden Quadratfuß nur etwa $\frac{2}{3} \cdot 2300$ nahe 1500 Pfund.

---

[19] Abh. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 19.

[20] *Robiſon* Mech. phil. II, 53. *Tredgold* on Steam engine. p. 9. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 19 und andere.

[21] *Robiſon* Mech. phil. II, 53.

[22] *Robiſon* Mech. phil. II, 95.

§. 88. An dieſer Maſchine wurden bald einzelne Abänderungen angebracht. Ein großer Theil ihrer Wirkung hing von der Aufmerkſamkeit des Arbeiters ab. Drehte dieſer die Hähne zu früh oder zu ſpät, ſo wirkte ſie nicht ſo gut als ſie ſollte. Ein Knabe, **Humphry Potter**, welcher bei einer ſolchen Maſchine zum Reguliren der Hähne angeſtellt war, fand dieſe Aufſicht zu langweilig und verband mit dem Balancier eine Vorrichtung, welche die Hähne drehte[23]. Eine gut gearbeitete Maſchine dieſer Art verfertigte **Henry Beighton** im Jahre 1718 zu New-Caſtle on Tyne; er gab zugleich eine Tafel, nach welcher ſich die Wirkung der Dampfmaſchinen berechnen ließ[24]. Zeichnete er ſich auch nicht durch neue Anſichten aus, ſo ſcheint ſeine geſunde Anwendung der Theorie für die Praxis viel nützlicher geweſen zu ſeyn, als die fruchtloſen Speculationen ſeiner Vorgänger[25].

Die Maſchine von **Newcomen** war zur Zeit ihrer Erfindung von der größten Wichtigkeit. Viele Bergwerke in England litten ſo ſehr an Überſchwemmungen, daß man ſich genöthigt ſah, ſie eingehen zu laſſen. Durch die Dampfmaſchinen wurde es nicht nur möglich, dieſe Gruben zu bearbeiten, es wurden auch viele neue Werke eröffnet. Da die Kohlen meiſtens wohlfeil waren, ſo achtete man auf die große Menge von Wärme, welche bei dieſer Maſchine verloren geht, um ſo weniger, da man dadurch das Waſſer weit wohlfeiler förderte, als durch die früheren Roßmühlen. Die Dimenſionen der Maſchine wurden nach und nach vergrößert. Lange begnügte man ſich mit ſolchen, deren Cylinder einen Durchmeſſer von höchſtens 36″ hatte, die Bedürfniſſe mancher Gruben nöthigten jedoch bald ihnen einen Durchmeſſer von 50 bis 72 Zoll zu geben. Es erfolgten nun mehre Vorſchläge, dieſe Maſchinen zu vervollkommnen. So erhielt **James Brindley** im Jahre 1759 ein Patent für Abänderungen, fand aber ſo viel Schwierigkeiten, daß er ſie nicht ausführen konnte[26]. Ebenſo bekam **Jonathan Hull** im J. 1736 ein Patent, um mittelſt einer Dampfmaſchine Ruderräder auf einem Schiffe und dadurch das Schiff ſelbſt zu bewegen[27]; aber ſeine ſinnreich ausgedachten Vorſchläge kamen nie zur Ausführung. Im J. 1757 gab **Keane Fitzgerald** mehre Vorrichtungen an, um die Dampfmaſchinen, die man bis dahin nur zu der Bewegung von Pumpen gebraucht hatte, auch zu andern Arbeiten zu benutzen; er ſchlug zugleich ein Schwungrad vor, um eine gleichförmige Bewegung zu erhalten[28]. Aber erſt 1768 wurde auf der Hartley-Grube in Northumberland eine Maſchine gebaut, welche außer dem Waſſerſchöpfen auch zum Fördern der Kohlen diente[29].

Um dieſe Zeit trat **John Smeaton** mit ſeinen Arbeiten auf[30]. So wie ſich alle ſeine Unterſuchungen durch Eleganz auszeichnen, ſo auch dieſe. Nach den beſten vorhandenen Maſchinen beſtimmte er die Verhältniſſe ihrer Theile im J. 1765, aber erſt 1774 konnte er ſeine Vorſchläge ausführen laſſen, und dadurch reducirte er das Feuermaterial auf ½ des früher gebrauchten.

§. 89. Wirkten nun gleich die nach **Newcomens** Princip conſtruirten Maſchinen weit beſſer als die Savaryſchen, ſo waren ſie doch mit vielen Nachtheilen verbunden. Wenn das Einſpritzwaſſer in den Cylinder trat, ſo mußte ſein ganzes Inneres erkaltet und dieſes nachher erſt wieder durch Condenſation des Dampfes erwärmt werden, in beiden Fällen aber wurde viel Feuerwerk unnütz verſchwendet. Hatte beſonders Smeaton dieſem letzteren Übelſtande abgeholfen, ſo wurde doch nie die Luft ganz aus dem Cylinder entfernt und die ganze entwickelte Dampfmenge nicht auf das vortheilhafteſte benutzt. Mit **James Watt** beginnt eine neue Periode in der Geſchichte der Dampfmaſchinen. Er war Mechanikus für mathematiſche Inſtrumente in Glasgow und wurde im Jahre 1759 durch **John Robiſon**, welcher daſelbſt ſtudirte, auf die Dampfmaſchinen aufmerkſam. Letzterer ſchlug vor, dieſe Maſchinen zur Bewegung von Wagen zu benutzen. Im Jahre 1761 oder 1762 ſtellte Watt mehre Verſuche über Elaſticität des Dampfes in einem Papinſchen Digeſtor an und conſtruirte eine kleine Maſchine. Im Winter 1763—1764 mußte er das Modell einer Newcomenſchen Maſchine repariren, welche der Univerſität Glasgow gehörte. Die Maſchine wirkte ſehr ſchlecht und erfoderte viel Feuerwerk, zumal da durch Einſpritzen des Waſſers in den Cylinder eine ungeheure Menge von Wärme verloren ging. Verſuche, welche er über die Dichtigkeit des Dampfes anſtellte, zeigten ihm, wie viel Dampf der Cylinder bei jedem Hube faſſe, und hier lernte er erſt die Verſchwendung bei dieſen Maſchinen kennen. Die latente Wärme, welche Watt kennen gelernt hatte, ohne etwas von Black's Arbeiten zu wiſſen, gab ihm über viele Punkte Aufſchlüſſe. Er ſah daher ein, daß zur Erſparung von Feuerwerk nicht ſowol die Conſtruction der Öfen, als vielmehr eine ökonomiſche Benutzung des Dampfes von größter Wichtigkeit ſei. Durch Verſuche überzeugte er ſich, daß der Dampf, welcher beim abwechſelnden Erwärmen und Erkalten des Cylinders verloren ging, etwa 3 bis 4 Mal ſo viel betrug, als die Dampfmenge, welche zur Bewegung der Maſchine nöthig war. Aber erſt im Anfange des Jahres 1765 kam er auf die Idee, den Dampf nicht im Cylinder ſelbſt, ſondern in einem beſondern, mit jenem verbundenen Gefäße zu condenſiren. Bald darauf kam er auf die Anwendung der Luftpumpe, um alle Luft und das condenſirte Waſſer aus dem Cylinder und dem Condenſationsgefäße zu entfernen; auch ließ er den Dampf wieder auf den Kolben von oben drücken. So kam er im Jahre 1768 um ein Patent für ſeine Verbeſſerung der Dampfmaſchine ein, welches er am 5. Januar 1769 erhielt[31]. Es war das ganze Unternehmen eine ſinnreiche Speculation, zu deren Ausführung aber ein bedeutendes Kapital erfoderlich war. Er verband ſich anfänglich mit dem Doctor Roebuck, beide wollten eine große Maſchinenbau-Anſtalt anlegen, aber ſie fanden bei Ausführung ihres Planes mehr Schwierigkeiten, als ſie anfänglich geglaubt hatten. Erſt nachdem der Eiſengießer John Wilkinſon die Vorrichtungen zum Bohren und Poliren der Cylinder verbeſſert hatte, gelang es ihnen, beſſere Maſchinen zu liefern. Roebuck zog ſich von der Geſellſchaft zurück, und Watt verband ſich nun im Jahre 1774 mit Mathew Boulton, welcher zu Soho eine große Maſchinenbau-Anſtalt beſaß, und erſt jetzt fand Watt einen angemeſſenen Wirkungskreis, in welchem er bis zum Jahre 1800 blieb, wo er ſich von dem Geſchäfte zurückzog[32]. Aber noch waren nur wenige Maſchinen gebaut, die Zeit des Patentes bald verlaufen; da wurde dieſe durch Parlamentsbeſchluß vom 29. November 1774 noch auf 25 Jahr verlängert.

---

[23] **Muncke** in **Gehler's** Wörterb. II, 439. *Rees* Cyclop., Art. Steam engine. [24] Table of the dimensions and power of the Steam engine 1717. [25] *Tredgold* on Steam engine. p. 13. Beſchreibung in der Abh. der kön. techn. Deputat. für Gewerbe. S. 21. *Robison* Mech. phil. II, 70. [26] Abh. der königl. techn. Deputat. [27] A Description and draught of a new invented machine for corrying vessels or ships out of or into any harbour, port or river, against wind or tide or in a calm. London 1737, *Tredgold* on Steam engine p. 14.

[28] Phil. Trans. L, 53 und 157. [29] Abh. in der königl. techn. Deputat. S. 28. [30] Reports of the late John Smeaton made on various occasions in the course of his employment as civil engineer. Lond. 1812. I, 223. II, 338.

§. 90. Watt hat bei ſeinen Maſchinen in der Folge ſo viele Veränderungen vorgenommen, daß es hier zu ausführlich werden würde, ſollte ich alle einzelnen Einrichtungen mittheilen. Ich will daher eine Beſchreibung der Wattſchen Maſchinen im Allgemeinen nach Robiſon und Watt geben[33]. Es iſt A (Taf. II. Fig. 2.) der Keſſel, der Cylinder iſt mit einer ſtarken Metallplatte gh geſchloſſen, in deren Mitte ſich eine Büchſe kl befindet, die inwendig mit Hanf ausgefüttert iſt, welcher feſt an die gut abgedrehte Kolbenſtange PD ſchließt, ſo daß letztere ſich auf und ab bewegen kann, ohne daß Luft in den Cylinder treten kann. Von dem obern Theile des gewölbten Keſſels läuft eine Röhre BClOQ aus, welche, nachdem der horizontale Theil den Cylinder erreicht hat, ſich in zwei Arme theilt; der eine, ZM, trit in den obern Theil des Cylinders, der zweite ON trit bei N am Boden in den Cylinder. Bei l befindet ſich ein Ventil, welches von unten nach oben geöffnet wird, ein ähnliches, ſich nach derſelben Richtung öffnendes befindet ſich bei L. Die Röhre LO geht vertical nach unten, und ihr unterer Theil L befindet ſich in einer Ciſterne cdef, welche kaltes, ſtets zu erneuerndes Waſſer enthält. Dieſe Röhre läuft von Q aus nahe horizontal in der Ciſterne fort und endigt ſich bei R mit einer Pumpe T. Der Kolben S dieſer Pumpe hat Klappenventile, die ſich von unten nach oben öffnen, und ſeine Stange SS, die bei T durch eine mit Hanf gefüllte Büchſe geht, hängt vermittelſt einer Kette an einem Bogen am Laſtarme des Balanciers. Am Boden dieſer Pumpe befindet ſich bei R ein Ventil, welches ſich bei jedem Drucke öffnet, welcher nach QR gerichtet iſt, ſich aber für einen entgegengeſetzten Druck ſchließt. Dieſe Pumpe gibt ihren Inhalt an eine zweite Pumpe XY vermittelſt der Röhre tX. Dieſe zweite Pumpe hat ein Ventil bei X und ein gewöhnliches Klappenventil in dem Kolben bei Z. Die Kolbenſtange ZZ hängt ebenfalls vermittelſt einer Kette an dem Balancier. Die beiden Ventile l und L werden durch Hebel geöffnet und geſchloſſen, die mit dem Balancier in Verbindung ſtehen. Eine gekrümmte Röhre abo trit in die vertical ſtehende Röhre ein wenig über Q. In ihr befindet ſich bei o eine kleine Öffnung zum Ausſpritzen von Waſſer; an dem andern Ende a, welches ſich unter der Oberfläche des Waſſers in der Ciſterne befindet, iſt ein Ventil v angebracht, welches mit einer am Balancier befeſtigten Stange bu in Verbindung ſteht, durch welche das Ventil gehoben oder geſenkt wird. Die übrigen Ventile R, X, S und Z öffnen oder ſchließen ſich je nach den Drucken, welche auf ſie wirken.

§. 91. So wie die Maſchine hier abgebildet iſt, befindet ſie ſich in Ruhe, indem die Laſt überwiegend iſt, der Kolben P ſeine höchſte, S und Z ihre niedrigſte Stelle einnehmen. Wir wollen annehmen, auf irgend eine Art werde unter dem Kolben P ein Vacuum erzeugt, und das Ventil l ſei geſchloſſen, ſo ſchließen ſich auch ſogleich die Ventile R und v. Es werde l geöffnet. Der Dampf im Keſſel, welcher die Elaſticität der äußern Luft hat, bewegt ſich mit Schnelligkeit in den Raum über den Kolben und übt auf ihn den Druck der Atmoſphäre aus, der Kolben wird deprimirt und das andere Ende des Balanciers gehoben. Hat endlich der Kolben die tiefſte Stelle erreicht, ſo ſchließt die Maſchine das Ventil l und öffnet L. Es wird dadurch eine Verbindung zwiſchen dem obern und untern Theile des Cylinders hergeſtellt; der Dampf ſtrömt durch die Röhre MLON und der Kolben erleidet jetzt von beiden Seiten gleiche Drucke, die Laſt hebt ihn alſo aufs neue in die Höhe, was um ſo leichter möglich iſt, da der Dampf, der ſich in einen größeren Raum ausdehnte, auf die obere Seite des Kolbens einen Druck ausübt, welcher kleiner iſt, als der der Atmoſphäre. Hat der Kolben den oberſten Theil des Cylinders erreicht, ſo wird das Ventil geſchloſſen, dagegen l und v geöffnet. In dem ganzen Raume unter dem Kolben befindet ſich nun ein Dampf von ſehr verminderter Elaſticität, welcher einen geringern Druck als die Atmoſphäre ausübt, und daher wird das Ventil R geſchloſſen. Wird nun v geöffnet, ſo wird durch die Öffnung o Waſſer aus der Ciſterne in die ohnehin kalte Röhre OQR geſpritzt; der Dampf wird hier condenſirt, und mit Schnelligkeit ſtrömt neuer Dampf aus dem untern Theile des Cylinders in den leeren Raum, um in demſelben Momente condenſirt zu werden. Inzwiſchen drückt der Dampf, der aus dem Keſſel angekommen iſt, auf die obere Seite des Kolbens, er ſinkt daher aufs neue und es beginnt der zweite Hub.

---

[31] Die Specification bei *Robison* Mech. phil. II, 119. Repertory of Arts I, 217. Abhandl. d. königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 30. Die Erzählung der Geſchichte nach Watt bei *Robison* l. l.

[32] Nach Watts Erzählung iſt in dem Artikel Boulton (Thl. XII. S. 130) die Angabe des Jahres ihrer Verbindung zu berichtigen. Beide errichteten die Maſchinen auf Koſten der Käufer; dann wählten letztere die beſte atmoſphäriſche Maſchine in ihrer Nachbarſchaft, bei welcher mit derſelben Art von Kohlen gefeuert wurde, verglichen die Menge verbrauchter Kohlen bei einerlei Arbeit und bezahlten an Boulton und Watt eine beſtimmte Zahl von Jahren $\frac{1}{3}$ des erſparten Feuermaterials. Obgleich ſich Watt 1800 von dem Geſchäfte trennte, ſo dauerte die Freundſchaft beider bis zu Boulton's Tode fort. „Als ein dieſer Freundſchaft gebührendes Denkmal muß ich erklären, daß ſeiner freundſchaftlichen Aufmunterung, ſeiner Theilnahme an wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, ſeiner bereitwilligen Anwendung derſelben auf die Künſte und ſeiner genauen Kenntniß des Gewerb- und Fabrikweſens, ſo wie ſeinen großartigen Anſichten und Unternehmungsgeiſte ein großer Theil des Erfolges meiner Anſtrengungen zugeſchrieben werden muß.“ Watt bei *Robison* Mechan. phil. II, 144.

[33] *Robison* Mech. phil. II, 109.

Inzwiſchen fließt das durch Condenſation des Dampfes erwärmte Waſſer nach dem untern Theile der Röhre OQR; da ferner jedes Waſſer eine größere oder geringere Menge Luft enthält, welche beim Sieden frei wird, ſo iſt dieſe Röhre auch zum Theil mit Luft gefüllt. Um dieſe nebſt dem Waſſer zu entfernen, ſind die Pumpen ST und XY angebracht. Hat der Kolben S den oberſten Theil der Pumpe erreicht, ſo entſteht in dem Stiefel von dieſer ein leerer Raum, Luft und Waſſer öffnen alſo das Ventil R und ſtrömen durch dieſes. Bewegt ſich der Kolben wieder nach unten, ſo öffnen beide die Ventile des Kolbens, fließen hierauf in die Pumpe XY und werden beim folgenden Hube in dieſem gehoben. Die Luft entweicht bei XY nach außen, von dem Waſſer geht ſo viel als nöthig iſt durch eine Röhre Yg in den Keſſel. Im Allgemeinen iſt es gleichgiltig, ob die Kolben S und Z von dem Kraft- oder dem Laſtarme des Balanciers gehoben werden, nach mehrfachen Erfahrungen ſcheint es vortheilhafter, ſie mit erſterem zu verbinden. In der Zeichnung findet das Gegentheil ſtatt, um dieſe deutlicher zu machen.

§. 92. Der Vortheil, welchen dieſe Maſchinen gewähren, iſt ſehr einleuchtend. Bei den atmoſphäriſchen Maſchinen von Newcomen wird ein ſehr bedeutender Theil der Kraft dazu verwendet, um beim Aufſteigen des Kolbens den Druck der Atmoſphäre zu überwältigen; dieſer Theil der Kraft kann ſelbſt bei guten Maſchinen $\frac{1}{3}$ der ganzen Kraft betragen. Der größte Vorzug der Maſchine Watt's beſteht aber darin, daß der Dampf nicht in dem Cylinder ſelbſt condenſirt wird, der heiße Cylinder iſt daher ſtets trocken und es wird kaum etwas mehr Dampf verbraucht, als erfoderlich iſt, den Cylinder zu füllen, ſo daß nur eine geringe Verſchwendung deſſelben ſtatt findet. Ehe Watt indeſſen dahin kam, dieſes zu erreichen, hatte er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Um den Einfluß einer äußern Erkaltung zu verhindern, umgab er den Cylinder mit einem zweiten, welcher heißen Dampf enthielt und auch dieſen ſchloß er in einen hölzernen Mantel. Um ferner an den Verbindungsſtellen ein Ausſtrömen des Dampfes zu hindern, wurden Kolben, Cylinder und Kolbenſtangen auf das ſorgfältigſte abgedreht und polirt. Es iſt eine erwieſene Thatſache, daß eine Wattſche Maſchine von dieſer Conſtruction nicht $\frac{1}{3}$ der Feuerung erfodert, welche zu einer atmoſphäriſchen erfoderlich iſt; ja ſelbſt wenn der Kolben nicht ſorgfältig ſchließt, iſt der Schaden nicht ſo groß als bei einer atmoſphäriſchen; ſtrömt bei letzterer während des Sinkens des Kolbens etwas atmoſphäriſche Luft unter letzteren, ſo kann die ganze Bewegung aufgehalten werden; wenn dagegen bei einer Wattſchen auch etwas Dampf durchdringt, ſo wird dieſer ſo ſchnell condenſirt, daß er kaum einen bedeutenden Gegendruck ausüben kann. Watt ſelbſt richtete ſeine Maſchinen ſo ein, daß er das Ventil bei I noch ſchließen konnte, ehe der Kolben die tiefſte Stelle des Cylinders erreicht hatte; dann wirkte der Dampf, der ſich in einen größern Raum ausdehnte, mit geringerer Kraft auf den Kolben, eine Einrichtung, welche dann von Nutzen iſt, wenn die Laſt kleiner iſt, als im Mittel. Deshalb heißt dieſe Klaſſe von Maſchinen auch Expanſionsmaſchinen oder einfach wirkende Maſchinen.

§. 93. Ich habe auf Tab. III. die Anſicht einer Maſchine gegeben, welche, von Boulton und Watt erbaut, dazu dient, eine Pumpe in Bewegung zu ſetzen. Sie wirkt mit einer Kraft von 50 Pferden und wird bei den Chelsea-Water-Works in London gebraucht. A iſt der mit Einheizöffnung und Aſchfall verſehene, ganz eingemauerte Keſſel, deſſen Profil und Waſſerſtand die punktirten Linien andeuten. B das Dampfrohr, welches nach dem Cylinder führt, und in welchem bei a der Handgriff der Dampfklappe bemerkt iſt. C iſt der mit einem Mantel umgebene Cylinder. Durch ſtarke Bolzen iſt er mit den Grundſchwellen und dem Mauerwerke verbunden. Die Kolbenſtange b ſteht durch das Parallelogramm mit dem Balancier D in Verbindung. Dieſer beſteht aus zwei mit einander verbundenen, 12 Zoll von einander entfernten, eiſernen Platten. In der Mitte geht eine Achſe durch, mit zwei ſtarken Zapfen, die ſich in den auf dem Balken über einer ſtarken Zwiſchenwand befeſtigten Zapfenlagern drehen. Die Schienen cd, de und ef bilden mit den Balancieren auf jeder Seite ein verſchiebbares Parallelogramm, indem ſie an ihren Enden durch Bolzen mit c, d, e, f mit einander verbunden ſind. Die Bolzen gehen zugleich auch durch das Parallelogramm auf der andern Seite, welches hier von dem gezeichneten bedeckt wird. An dem Bolzen bei e ſind mit einem Ende noch zwei andere Stangen eg angebracht, deren anderes Ende mit dem Zapfen in den Lagern bei g an der Balkenlage einen feſten Drehungspunkt hat. Indem ſich nun der Balancier D bewegt, verſchiebt ſich durch die Stangen eg das Parallelogramm immer ſo, daß der Bolzen d faſt ganz genau immer in derſelben Verticallinie auf- und niedergeht. An dieſem, beide Parallelogramme verbindenden, hinreichend ſtarken Bolzen iſt die Kolbenſtange b befeſtigt. In der Mitte der Stange ef befindet ſich ein anderer Bolzen bei h, der nach dem zweiten Parallelogramm hinüber geht, und an dem die Stange i mit dem Steuerungsbaume E und die Kolbenſtange der Luftpumpe hängt, die ſich dadurch ebenfalls immer in derſelben Verticallinie bewegen. Durch die gezeichneten Hebel ſetzt der Steuerungsbaum auch die Ventile in Bewegung. Am andern Ende des Balanciers befindet ſich ein ähnliches Parallelogramm, an welchem die Kolbenſtange der großen Waſſerpumpe F hängt. Über ihr befindet ſich das große Gegengewicht k, welches nebſt dem Gewichte der Kolbenſtange dazu dient, den Dampfkolben nach jedem Niedergange wieder in die Höhe zu ziehen. Die große Waſſerpumpe wird als Saug- und Druckpumpe gebraucht und treibt das Waſſer in den Windkeſſel G, aus welchem es durch Röhren weiter geleitet wird.

Quer über dem Balancier ſind nicht weit von den Enden zwei vorſtehende Stücke Holz l befeſtigt, welche bei jedem Auf- und Niedergange hindern, daß der Kolben auf den Boden oder an den Deckel des Cylinders anſtoßen kann, indem ſie an den Balken ſtoßen, welche zur Milderung des Stoßes an dieſen Stellen mit Kork belegt ſind. Als einſt die Hauptpumpenſtange brach und der Balancier ſo ſtark gegen die Balken ſchlug, daß einer davon zerbrach, der Kolben mit Gewalt gegen den Boden ſchlug und die Kolbenſtange ſich krumm bog, ſo brachte man zur Vermeidung ähnlicher Unglücksfälle eine Röhre m neben der Röhre mit den Ventilen an, die oben mit dem Dampfrohr, unten aber mit dem Raume unter dem Kolben in Verbindung ſtand. In ihr befand ſich ein Ventil, das die Communication verſchloß. Ging nun der Balancier zu tief und traf auf den Balken mit dem Stücke l auf, ſo traf dieſes zugleich auf den kleinen Hebel n, an deſſen anderm Ende das erwähnte Ventil mit einem Drahte hing, ſo daß es gehoben wurde und nun der Dampf unter den Kolben ſtrömte, der Niedergang des letzteren mithin gehindert wurde. Außerdem iſt ein kleiner Federhebel unter dem Hebel des obern Dampfventils angebracht. Dieſer Federhebel wird durch einen Hebel niedergedrückt, welcher ſich aushebt, ſobald das Querholz den Hebel bei n trifft, ſo daß der Federhebel den Hebel des Ventils in die Höhe treibt, das Ventil verſchließt, nun kein Dampf mehr über den Kolben treten kann und die Maſchine ſtill ſtehen muß.

Um die Geſchwindigkeit der Maſchine zu reguliren, geht aus dem Windkeſſel G eine kleine Röhre nach einem hier nicht gezeichneten kleinen Cylinder, welcher oben durch einen Kolben geſchloſſen wird. Geht die Maſchine zu ſchnell, ſo daß mehr Waſſer gehoben wird, als die Leitungsröhren weiterführen können, ſo wird der Kolben durch den Druck des Waſſers gehoben. Dieſer ſteht durch Stangen mit der Dampfklappe a in einer ſolchen Verbindung, daß durch das Steigen des Kolbens die Dampfklappe mehr geſchloſſen wird und weniger Dampf in den Cylinder gelangen kann, alſo die Maſchine langſamer geht.

Um den Keſſel ſtets mit Waſſer zu verſehen, wird durch die kleine Pumpe o, deren Kolbenſtange ebenfalls an dem Balancier angehängt iſt, in der Röhre p aus dem warmen Waſſerkaſten q fortgeſetzt Waſſer in die Höhe gehoben. Die Röhre p hat einen Hahn, um die Menge des Waſſers zu beſtimmen. Das gehobene Waſſer wird zum Theil nach dem Keſſel geleitet, der Überfluß aber fließt durch die Röhre r, die ebenfalls mit einem Hahne verſehen iſt, ab. Die Röhre ss führt das Speiſewaſſer für den Keſſel nach einem Behälter t, über der Speiſeröhre, die beinahe bis auf den Boden des Keſſels hinuntergeht. In dem Behälter t iſt dieſe Speiſeröhre mit einem Ventile verſchloſſen. Dieſes Ventil hängt an einem Hebel u, von deſſen anderem Ende ein Draht durch eine Stopfbüchſe auf der Decke des Keſſels geht und im Innern einen Stein v trägt, der im Waſſer hängt und durch punktirte Linien angedeutet iſt. Er iſt mit dem durch Gewichte beſchwerten Ventile ins Gleichgewicht gebracht. Fällt das Waſſer im Keſſel, ſo trit der Stein zum Theil aus ihm heraus, wird ſchwerer und erhält dadurch das Übergewicht über das Ventil, dieſes wird gehoben und es fließt Waſſer in den Keſſel, bis endlich der Stein wieder ganz im Waſſer befindlich iſt, worauf das Ventil wieder geſchloſſen wird. Ein angebrachtes Sicherheitsventil iſt hier nicht gezeichnet.

Um den jedesmaligen Druck des Dampfes zu beſtimmen, brachte Watt einen Dampfdruckmeſſer an; dieſer beſtand aus einer heberförmigen Röhre, die mit einem Ende mit dem Dampfrohr in Verbindung geſetzt wurde, ſo daß die Biegung ſich unten befand. In dieſe am andern Ende offene Röhre wurde Queckſilber gegoſſen, ſo daß der Unterſchied des Queckſilberſtandes in beiden Röhren den Unterſchied zwiſchen dem Drucke der Atmoſphäre und dem des Dampfes angab. Dieſer Druckmeſſer befindet ſich bei w.

Um den Condenſator ſtets recht kühl zu erhalten, wird in den kalten Waſſerkaſten durch die Pumpe x, deren Kolbenſtange ebenfalls am Balancier hängt, ſtets friſches Waſſer eingepumpt und das erwärmte fließt oben ab.

§. 94. Die Expanſionsmaſchinen fanden ſehr vielen Beifall und Watt conſtruirte mehre derſelben. In der Folge wurden mehre Vorſchläge gethan, die Expanſion des Dampfes vortheilhafter zu benutzen. Namentlich trat 1779 der Doctor Falk mit der Idee auf, die Maſchine gleich wirkſam beim Auf- und Niedergange zu machen, wodurch er bei demſelben Brennmaterial und in derſelben Zeit den doppelten Erfolg haben wollte. Dies ſollte durch zwei Cylinder geſchehen, in welche der Dampf durch einen Regulator trat, und die nach dem Newcomenſchen Principe arbeiteten [34]. Am 13. Juli 1781 erhielt Jonathan Hornblower ein Patent auf ein Verfahren, die Expanſion des Dampfes zu benutzen. Der Dampf ſollte nämlich aus dem erſten Cylinder vor der Condenſation in einen zweiten größeren treten; hier durch kalte Flächen condenſirt und das entſtandene Waſſer durch eine 32 Fuß hinunter gehende Röhre abgeleitet werden [35]. Eine ähnliche Combination ſchlug auch Sadler im Jahre 1798 vor [36] und bald darauf James und John Robertſon (Patent vom 13. Auguſt 1800) [37]. Nachdem die Patente von Watt und Hornblower abgelaufen waren, ließ ſich Arthur Woolf ſeine Verbeſſerungen der Expanſionsmaſchinen patentiren *). Um die Anſprüche auf ein Patent zu begründen, behauptete er, ein neues Geſetz für die Expanſion der Dämpfe gefunden zu haben. Wenn nämlich Dampf von einer Spannung erzeugt wird, welche mehrmals größer iſt als der Druck der Atmoſphäre, und dieſer ſich dann in einen Raum ausdehnt, welcher ebenſo viel Mal größer iſt, als ſein Volumen, ſo drückt er noch ſtets mit einer Kraft, welche dem Atmoſphärendrucke gleich war. Nach dieſem nicht ganz richtigen Geſetze beſtimmte er das Verhältniß zwiſchen der Capacität beider Cylinder. Woolf baute mehre Maſchinen, welche gut gingen und wenig Brennmaterial erfoderten, aber eine ausführliche Vergleichung dieſer mit andern Klaſſen von Maſchinen iſt noch nicht angeſtellt. Dieſe Maſchinen ſind aber wegen der beiden Cylinder weit koſtbarer als die früheren. Um die Einrichtung zu zeigen, ſeien (Tab. II. Fig. 5.) die beiden Cylinder A und B durch zwei Röhren ſo mit einander verbunden, daß der obere Theil des einen mit dem untern des andern communicirt. Trit alsdann der Dampf durch das Rohr z über den Kolben C, indem die Hähne a, b und c geöffnet, d, e und f aber verſchloſſen ſind, ſo drückt derſelbe den Kolben C und, indem er aus A entweicht, zugleich D herab, unter welchem der gebrauchte Dampf durch das Ventil c in den Condenſator entweicht und niedergeſchlagen wird. Sind beide Kolben herabgegangen, ſo ſchließen ſich a, b und c, dagegen öffnen ſich d, e und f und beide Kolben werden gehoben.

---

[34] *Falk* description of en improved steam engine. 8. London 1779. Abhandl. der königl. techn. Deputat. für Gewerbe S. 40. [35] Repertory of Arts. IV, 361. Abhandl. d. königl. techn. Deput. S. 128. [36] Abhandl. d. königl. techn. Dep. S. 129. [37] Daſ. S. 130. *) Phil. Mag. XIX, 133. XXIII, 128. Bibl. brit. XXVIII, 271. Abhandl. d. königl. techn. Deput. S. 131. *Tredgold* on steam engine p. 42.

Bald nach dem Woolfſchen Patente nahm William Deverell ein Patent auf eine ähnliche Art Dampfmaſchinen, welches ihm am 2. Auguſt 1805 ertheilt wurde. Zwei Cylinder ſollen neben einander und jeder mit einem weiten Behälter in Verbindung ſtehen. Der Dampf, welcher in dem kleinern Cylinder gewirkt hat, geht in einen großen Behälter über und aus dieſem, wo er ſich expandirt, in den größeren Cylinder. Der Behälter ſoll etwa zwanzig Mal größer ſeyn, als der kleinere Cylinder. Die Größe des großen Cylinders hängt von der Stärke des Dampfes ab. Aus jenem geht der Dampf in den Condenſator. Durch den großen Zwiſchenbehälter wird große Gleichförmigkeit der Bewegung erlangt [38].

§. 95. Bei den Expanſionsmaſchinen, wie ſie Watt anfänglich conſtruirt hatte, trat der große Übelſtand ein, daß der Dampf nur dazu benutzt wurde, den Kolben hinab zu bewegen, während er beim Aufſteigen des letzteren völlig unwirkſam blieb. Watt fand bald eine Abänderung des Ventils, welche es möglich machte, den Dampf bei beiden Bewegungen zu benutzen. Er nannte dieſe Maſchinen doppelt wirkende, im Gegenſatz der oben beſchriebenen einfach wirkenden. Schon im J. 1774 legte er dem Unterhauſe eine Zeichnung zu einer ſchon früher erfundenen *) doppelt wirkenden Maſchine vor, allein er ſcheint erſt im J. 1781 oder 1782 eine ſolche in Soho ausgeführt zu haben. Die erſte öffentliche Ausſtellung einer ſolchen Maſchine fand erſt bei der 1791 abgebrannten Albion-Mühle ſtatt; eine andere ſehr gute Maſchine dieſer Art, welche er vorzugsweiſe für kreisförmige Bewegungen beſtimmt hatte, errichtete er 1787 oder 1788 bei der Wheal Maid Mine in Cornwallis, welche lange Zeit die wirkſamſte von allen bis dahin conſtruirten war [39].

§. 96. Ich habe auf Taf. IV die Abbildung einer doppelt wirkenden Maſchine gegeben, wie ſie von Fenton, Murray u. Comp. zu Leeds zur Bewegung von Maſchinen conſtruirt wurde [40]. Die Maſchine wird von der Mauer AAAA getragen. Der Dampfcylinder B wird an der untern Mauer durch Bolzen befeſtigt und befindet ſich in einem Mantel von Eiſenblech; der Zwiſchenraum zwiſchen ihm und dem Cylinder wird ſtets mit heißen Dämpfen gefüllt, um die Temperatur des Apparates ſo hoch als möglich zu erhalten. Der Dampf kommt aus dem Keſſel durch die Dampfröhre CC, geht in die mit den Ventilen verſehene Dampfbüchſe DD, und von hier durch die Ausflußröhre EE in den Condenſator, welcher mit der Luftpumpe G in der kalten Waſſerciſterne H ſteht, welche letztere durch die Röhre l geſpeiſt wird. Die kalte Waſſerpumpe I wird durch die am Balancier befeſtigte Stange O in Bewegung geſetzt. Für die Luftpumpe dient die Kolbenſtange N, und von hier geht das Waſſer in den heißen Waſſerkaſten, von welchem die Pumpe K, welche durch die am Balancier bei Q befeſtigte Kolbenſtange P bewegt wird, das Waſſer hebt und zum Theil in den Keſſel zurückführt.

Der Balancier wird von einer eiſernen Säule R getragen und iſt mit der Stange des Dampfkolbens L durch das Parallelogramm MM verbunden; das andere Ende des Balanciers trägt die Stange S und erzeugt eine kreisförmige Bewegung, indem ihr unteres Ende mit der Kurbel T in Verbindung ſteht. Ein gezahntes Rad U auf der Axe der Kurbel, welches in ein hier nicht gezeichnetes Getriebe auf der Axe V greift, theilt dieſem und dem Schwungrade W ſeine Bewegung mit. Durch die Räder XYZ, welche von der Kurbel in Bewegung geſetzt werden, wird die Axe, welche die excentriſchen Rollen trägt, durch welche die Ventile regulirt werden, in Bewegung geſetzt, und die Stangen a, b, welche die Ventile tragen, werden zu rechter Zeit gehoben und geſenkt. Das Einſpritzen des kalten Waſſers in den Condenſator wird durch einen Hahn regulirt, welcher durch den Handgriff c an der Spindel d bewegt wird. Der Schwungkolben g wird durch Schnüre in Bewegung geſetzt und öffnet oder ſchließt das Dampfventil in der Dampfröhre C vermittelſt eines Hebels hh.

Da es von größter Wichtigkeit iſt, das Dampfventil ſo einzurichten, daß es gerade die erfoderliche Menge von Dampf in den Cylinder ſtrömen laſſe, ſo habe ich auf Taf. V. fig. 1. die Vorrichtung von Fenton u. Murray nebſt den Schwungkolben einzeln abgebildet [41]. Der Dampf bewegt ſich durch die Röhre C, in welcher ſich bei a das Dampfventil befindet, das dazu beſtimmt iſt, das Zuſtrömen des Dampfes zu reguliren. Dieſes Ventil wird durch den Hebel bc in Bewegung geſetzt. Eine Schnur ohne Ende geht von der Kurbel nach der Rolle g, welche an der Axe befeſtigt iſt. Die gebogenen Hebel ee tragen die Kugeln jj, welche im Stande der Ruhe durch die Stäbe kk von einander gehalten werden. Die Hebel ee drehen ſich bei ii und f in Charnieren. Von letzteren iſt f befeſtigt, dagegen ii mit der Büchſe h verſchiebbar. Steht die Maſchine ruhig, ſo ſinken die Kugeln, dadurch rücken ii und die Büchſe h in die Höhe, ſie heben den Hebel lcb und öffnen dadurch das Ventil a. Iſt die Maſchine in zu ſchneller Bewegung, ſo entfernen ſich die Kugeln von einander, die Büchſe h und alſo der Hebel b rücken hinab, und das Ventil wird zum Theil geſchloſſen.

---

[38] Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 136.

*) Watt ſelbſt hat die Zeit der Erfindung vergeſſen. *Robiſon* Mech. phil. III, 136.

[39] Nach Watt's Erzählung bei *Robiſon* l. l.

[40] Nach Tredgold on steam engine p. 333. Platte XIV.

[41] *Tredgold* on steam engine p. 347.

In Taf. V. fig. 2. iſt die Einrichtung des Schiebventiles am Dampfcylinder. Der Dampf trit bei S in die Röhre FD. Die Stange OD trägt an den Seiten die ſchraffirten Schieber, welche genau in die Öffnungen bei F und D paſſen und bald die eine bald die andere Öffnung ſchließen. In der Zeichnung ſtrömt der Dampf oben auf den Cylinder, und der Raum unter dieſem ſteht mit dem Condenſator B und der Pumpe A in Verbindung. Wird die Stange nach unten geſchoben, ſo ſchließt ſich im erſten Momente F, und der untere Schieber D ſteht neben der Öffnung, gleich darauf beim weitern Niedergange ſteht der Schieber bei D unter der Öffnung, der Dampf ſtrömt unter den Kolben, dagegen aus dem Raume über dieſem in den Condenſator.

§. 97. Es würde mich hier zu weit führen, ſollte ich alle einzelnen Abänderungen der bisher betrachteten Dampfmaſchinen beſchreiben, ich verweiſe auf die mehrfach erwähnten Schriften und namentlich auf die Abhandlungen der kön. techniſchen Deputation für Gewerbe, in denen die meiſten dieſer Vorſchläge durch Abbildungen erläutert ſind. Ich wende mich zu der letzten Klaſſe von Maſchinen, nämlich zu den Hochdruckmaſchinen (high pressure engines), in denen man mit einem Dampfe arbeitet, deſſen Spannung den Druck der Atmoſphäre mehrfach übertrifft. Die erſte Maſchine dieſer Art hat Leupold im Jahre 1720 gegeben[42], und es iſt zu verwundern, daß der Vorſchlag dieſes ſcharfſinnigen Mechanikers faſt ein ganzes Jahrhundert unbeachtet geblieben iſt. Dieſe Maſchine iſt höchſt einfach. Über einem Keſſel B (Taf. II. fig. 8.) befeſtigte er zwei Cylinder C, C, in denen ſich die gutſchließenden Kolben p, p befanden. Zwiſchen dem Keſſel und den Cylindern befindet ſich ein doppelt durchbohrter Hahn (four way cock) S, deſſen Geſtalt aus der Zeichnung zu erſehen iſt. Der Hahn iſt ſo beſchaffen, daß er den Dampf abwechſelnd in die Cylinder oder nach außen ſtrömen läßt. Der Kolben wird gehoben durch den Druck des Dampfes von unten und er ſinkt, wenn der Dampf unten entweicht. Dieſe Maſchine kam jedoch nicht zur Ausführung, hauptſächlich wol deshalb weil man fürchtete, es möchte atmoſphäriſche Luft in den Raum unter dem Kolben ſtrömen und dieſer dadurch am Sinken verhindert werden.

In der Folge ſchloß auch Watt in ſein Patent von 1769 Maſchinen ein, bei welchen der Dampf in die freie Luft entweichen ſollte, aber er führte keine ſolche Maſchine aus, weil er allenthalben hinreichend Waſſer zur Condenſation fand, Maſchinen dieſer Art aber nur für den Fall vorgeſchlagen hatte, wo ſolches fehlte.

Im Jahre 1802 ließen ſich Richard Trevithik und Vivian ein Patent auf Hochdruckmaſchinen geben, wobei ſie hauptſächlich beabſichtigten, den ganzen Apparat in einen kleinen Raum zu bringen[43]. Die von ihnen conſtruirte Maſchine (Taf. V. fig. 3.) beſteht aus einem runden Keſſel A, welcher mit einem Mantel B umgeben iſt. Unter dem Keſſel befindet ſich innerhalb des Mantels die Feuerung C, aus welcher die Hitze und der Rauch um den Keſſel circulirt und in den an einer ſchicklichen Stelle befindlichen Schornſtein D geleitet wird. In dem von ſtarkem Gußeiſen verfertigten Keſſel befindet ſich der Cylinder E, der mit ſeinem Boden und einer an der Seite hinuntergehenden Röhre a im Ganzen gegoſſen iſt. Zur Leitung des Dampfes in den Cylinder dient ein doppelt durchbohrter Hahn b, welcher in fig. 4. mit dem Cylinder von oben dargeſtellt iſt. Von der Seite c trit der Dampf aus dem Keſſel durch den Hahn bei d und durch die damit verbundene Röhre a in den Cylinder unter den Kolben und treibt ihn in die Höhe. Der Raum über dem Kolben ſteht durch die Öffnung bei e, den Hahn und die Röhre f mit der freien Luft in Verbindung. Macht nun der Hahn eine Viertelumdrehung, ſo treten d und f, c und e in Verbindung, ſo daß nun der Dampf aus dem Keſſel über den Kolben und der Dampf unter dem Kolben in die freie Luft gehen kann. In der Öffnung an der Seite c iſt ein hier nicht angegebener Schieber angebracht, wodurch man die Menge des in den Cylinder tretenden Dampfes reguliren und dadurch die Wirkung vergrößern oder vermindern kann. Da hier kein Condenſator und keine Luftpumpe erfoderlich ſind, ſo gewinnt man dadurch an Kraft. Die Kolbenſtange geht mit zwei Frictionsrädern zwiſchen zwei Paar Leitſchienen, ſo daß ſie nicht nach der Seite ausweichen kann, und iſt durch eine Leitſtange g mit der Kurbel h des Schwungrades verbunden. An der Welle deſſelben iſt eine Scheibe i angebracht, welche nach zwei excentriſchen krummen Linien ausgeſchnitten iſt. Bei der Umdrehung drückt dieſe Scheibe mit ihrem Raum auf das kleine Rad k mit einem dreiarmigen Hebel, der ſich um den feſten Punkt l am Geſtelle dreht. Am entgegengeſetzten Ende des Hebels hängt ein Gewicht m, welches das Rad k ſtets gegen die Scheibe drückt, ſo daß es nach der Krümmung auf- und niedergehen muß. Der dritte Arm des Hebels iſt bei n mit einem Arm o an der auf dem Hahn befeſtigten verticalen Axe durch eine Stange verbunden, ſo daß dadurch der Hahn die nöthige Bewegung erhält.

§. 98. Um den ſehr bedeutenden Verluſt an Kraft, welcher aus dem Ausſtrömen von vielem heißen Dampfe in die Atmoſphäre entſteht, zu vermeiden, brachte Trevithik an der Maſchine mehre Verbeſſerungen an, auf welche er ſich am 6. Junius 1815 ein Patent geben ließ[44]); die ſpäter häufiger werdende Benutzung des Dampfes zur Bewegung von Schiffen und Wagen, bei denen es darauf ankam, recht compendiöſe Maſchinen zu haben, führten zu mehren Vorſchlägen. Aber das Zerſpringen mehrer Keſſel brachte dieſe Maſchinen in großen Miskredit. Dagegen beſtreitet Doolittle die Gefahr der Hochdruckmaſchinen, wenn ſie nur mit den gehörigen Sicherheitsventilen verſehen wären, und ſie wurden in Amerika von vielen Fabrikbeſitzern den Wattſchen Maſchinen vorgezogen, da ſie weniger Waſſer erfoderten[45]). In Amerika wurden beſonders von Valcourt und Olivier Evans viele Maſchinen dieſer Art gebaut, namentlich hatte letzterer bei ſeinen Maſchinen die Vorrichtung angebracht, daß das condenſirte Waſſer wieder in den Keſſel geführt wurde und dieſen ſpeiſte[46]). Auch Reichenbach bemühte ſich viel, dieſe Klaſſe von Maſchinen zu verbeſſern. In Frankreich baute Breſſon Maſchinen dieſer Art.

---

[42] Theatr. mach. II. Tab. 30.

[43] Repertory of Arts, New Series IV, 241. Abh. der königl. techn. Deput. S. 95.

§. 99. Wenige Vorſchläge bei Dampfmaſchinen haben ſo viel Aufſehen gemacht und ſo viel Discuſſionen herbei geführt als die von Perkins. Er nahm am 10. December 1822 ein Patent: 1) auf das Erhitzen des Waſſers oder einer andern Flüſſigkeit zur Dampferzeugung in einem beſtändig vollerhaltenen Gefäße, welches er den Generator nennt, unter einem Druck der größer iſt, als die Expanſivkraft des Dampfes, der daraus entſtehen ſoll; 2) auf das Austreiben des erhitzten Waſſers aus dem Generator in eine Röhre, in welcher es ſich in Dampf verwandelt und nun in den Cylinder der Dampfmaſchine geht, ohne ſich vorher in einem Dampfbehälter geſammelt zu haben; 3) auf das Eintreiben von Waſſer oder ſonſtiger Flüſſigkeit in den Generator, ſo daß ein ebenſo großer Theil von dem erhitzten Waſſer durch das verſchloſſene Ventil in die Dampfröhre getrieben wird; 4) auf die allgemeine Anwendung des ſo erhitzten Waſſers und daraus entſtandenen Dampfes, ſei es nun daß er blos durch die Dampfröhre geht oder vorher ſich noch in einem Behälter ſammelt, ehe er in die Maſchine geht.

Da Perkins die Maſchine und ihre Einrichtung einige Zeit geheim hielt, ſo wurden verſchiedene Einwendungen dagegen gemacht, namentlich von Wood[47]), J. G. Schmidt[48]), Prechtl[49]) und Uhte[50]), von denen letzterer bemerkt, er habe ſchon 1818 denſelben Weg verfolgt als Perkins, ſeine Verſuche aber hätten ihn nicht überzeugt, daß hier Erſparung von Brennſtoff ſtatt fände.

Da bisher die Maſchine von Perkins noch nicht im großen ausgeführt zu ſeyn ſcheint, ſo gebe ich hier in der Kürze die Einrichtung der wichtigſten Theile nach Runcke[51]). Statt des Dampfkeſſels hat dieſe Maſchine (Taf. VI. fig. 1.) den Dampferzeuger (Generator) ABCD von Glockenſpeiſe, deſſen Wände etwa 3″ dick ſind und welcher etwa 8 Gallonen (26 preuß. Quart) Waſſer faßt. Dieſer ſteht lothrecht, ganz von Feuer umgeben in dem Ofen EEEE, welcher möglichſt gegen die Ableitung der Wärme und ihren Verluſt nach außen geſichert iſt, und deſſen Rauch aus dem angedeuteten Schornſteine bei G entweicht. Das Feuer wird angeblaſen und möglichſt brennend erhalten von dem Blaſebalge H, welcher die Maſchine treibt, und aus welchem die Röhre IK zum Feuer führt. Im Deckel des Dampferzeugers befinden ſich 4 Röhren, deren eine 8 als Sicherheitsventil dient. Sie iſt nämlich in der Gegend des ſie umgebenden Kaſtens ab ſo dünn, daß ſie hier nur den vierten Theil des Druckes auszuhalten vermag, wofür die übrigen Theile der Maſchine berechnet und gearbeitet ſind; iſt die Maſchine zu ſtark beladen, ſo zerreißt die Röhre hier ohne Schaden der Umſtehenden wie ein Stück Papier; zugleich führt dieſe Röhre zu dem eigenen Mechanismus bei vv, welcher darin beſteht, daß der gehobene Zeiger f am Zifferblatte die Zahl der Atmoſphären anzeigt, welcher die Spannung des Dampfes gleich kommt. Die zweite Röhre m555 iſt beſtimmt, das überflüſſige Waſſer, wenn der Generator überfüllt ſeyn ſollte, oder die zu heißen Dämpfe abzuleiten, ohne ſie zu verlieren, und dient ebenfalls als Sicherheitsventil. An der Stange w befindet ſich nämlich ein ſtählernes Ventil, welches durch einen Druck von 37 Atmoſphären niedergedrückt, aber durch eine größere Kraft von innen gehoben wird, ſo daß Waſſer und Dämpfe in den Behälter STVX entweichen können. In eben dieſen Behälter gehen die gebrauchten und bedeutend abgekühlten Dämpfe zurück und behalten nur eine Spannung von 5 Atmoſphären. Steigt ihre Spannung höher, ſo heben ſie das Ventil der Röhre 7777 und entweichen in das Reſervoir Z, aus welchem Waſſer in den Behälter getrieben werden kann. Ein Hauptbeſtandtheil der Maſchine iſt die Compreſſionspumpe L, welche durch den Hebel M bewegt wird, das Waſſer aus den Behälter STVX durch die Röhre 6666 einzieht und mit einer Kraft von 36 Atmoſphären durch die Röhre 4444 in den Generator drückt, ſo daß der Abgang hiedurch ſtets wieder erſetzt wird. Das ſtark comprimirte, durch die Hitze in Dampf von 35 Atmoſphären verwandelte Waſſer öffnet dann das Ventil w und bringt durch das Rohr n222 nach dem horizontal liegenden Cylinder, in welchem es abwechſelnd auf die eine oder die andere Seite des Kolbens wirkt.

Bis jetzt iſt mir keine Nachricht bekannt, daß dieſe Maſchinen mehr im Großen ausgeführt ſind. Nach dem Zeugniſſe von James Lamon, Pearſon Woodward, Thomas Browne, Henry Hornblower und W. Herne übertreffen indeſſen dieſe Maſchinen nach den Verſuchen von Perkins alle frühern, und namentlich bemerkt Hornblower, welcher ſich ſeit 22 Jahren mit dem Bau von

---

44) Repert. of Arts N. Ser. XXVIII, 140. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 97.

45) Bulletin de la soc. d'encour. Année 17. p. 37. Abhandl. der königl. techn. Dep. S. 103.

46) *Gill's* Technic. Repos. No. XXII, 249.

47) London Journal of arts VI, 180.

48) Gilbert's Annalen LXXV, 344.

49) Daſ. LXXVI, 217.

50) Dingler's polyt. Journ. XV, 448.

51) Gehler's Wörterb. II, 457. Eine etwas abweichende, unter den Augen von Perkins verfertigte Abbildung im Edinb. Journ. of. Sc. 1, 146.

Dampfmaſchinen beſchäftigt hat, es würde ⅓ an Kohlen erſpart 52).

§. 100. Nachdem wir die Dampfmaſchinen im Allgemeinen betrachtet haben, wollen wir die Einrichtung einiger der wichtigſten Theile näher unterſuchen. Da bei dieſen Maſchinen ſehr viel Feuerwerk verbraucht wird, ſo iſt eine zweckmäßige Einrichtung des Heizapparates ein weſentliches Erfoderniß. Das Brennmaterial muß ſo leicht und vollſtändig als möglich verbrennen, die erzeugte Wärme dem Dampfkeſſel vollſtändig mitgetheilt werden, und ſo wenig heiße Luft als möglich aus dem Schornſteine entweichen. Watt, welcher zuerſt dieſen Theil der Maſchine verbeſſerte, wendete ein ähnliches Princip an, als den Argandſchen Lampen zum Grunde liegt. Der Roſt, auf welchem ſich die Kohlen befanden, wurde gegen den Horizont unter einem Winkel von etwa 22° geneigt, der Schornſtein erhöht, um dadurch den Luftzug zu befördern, das Feuer auf den untern Theil des Keſſels geleitet, die durch das Feuer erhitzte Luft um den Keſſel und nun erſt ins Freie durch den Schornſtein geführt. Der ganze Heizapparat wurde von ſchlechten Wärmeleitern umgeben. In der Folge wurden mehre Verbeſſerungen von Robertſon und Woolf hinzugefügt. Um den erfoderlichen Bedarf von Kohlen unter den Keſſel zu bringen, brachte Brunton eine Vorrichtung an der Maſchine an, wodurch dieſe ſich ſelbſt aus einem Kohlenbehälter die nöthige Menge holte, letzteren aber ſchloß, wenn das Feuer hinreichend ſtark war 53). Um den Luftzug zu reguliren, ſchlug Mathew Murray im J. 1799 einen Schieber vor, welcher von der Maſchine ſelbſt gehoben oder geſenkt wurde, wenn die entwickelte Menge von Dämpfen zu klein oder zu groß war.

§. 101. Die Dampfkeſſel bei den älteren Maſchinen, wo man meiſtens mit einem großen Drucke arbeitete, hatten gewöhnlich eine ſphäriſche Geſtalt, weil dieſe dem äußern Drucke den größten Widerſtand entgegenſetzte. Smeaton beſtimmte danach die Größe, welche die Keſſel haben mußten, wenn ſie in gegebener Zeit die erfoderliche Dampfmenge liefern ſollten. Es wurde ſpäterhin der untere Theil der Keſſel concav gearbeitet, die Seiten faſt vertical, der obere Theil halbkugelförmig. Watt nahm für den untern Theil des Keſſels die Geſtalt eines Parallelepipedons, der obere Theil beſtand aus einem halben Cylinder (Taf. II. fig. 2). Seine Abſicht hiebei war, blos ſo wenig Brennmaterial als möglich zu benutzen, und zwar gab er dieſe Geſtalt, damit die erhitzte Luft lange Zeit am Keſſel fortſtreiche und erſt dann entweiche, wenn ſie dieſem einen großen Theil ihrer Wärme gegeben hat 54). Für Hochdruckmaſchinen hält Tredgold cylindriſche Keſſel, welche an beiden Enden mit Kugelſegmenten endigen, für die zweckmäßigſten, und er glaubt, daß dieſe ſelbſt für Maſchinen mit niedrigem Drucke die beſten ſeyn würden. In der Folge ſchlug Rumford ein Syſtem cylindriſcher Röhren vor und theilte dem franzöſiſchen Nationalinſtitute im Oktober 1806 ein Modell der Vorrichtung mit. Der Keſſel hat hienach die Geſtalt einer Trommel, beſteht aus einem verticalen Cylinder von Kupfer von zwölf Zoll Durchmeſſer und ebenſo viel Höhe, welcher oben und unten durch kreisförmige Platten geſchloſſen wird. In dem Mittelpunkte der obern Platte befindet ſich eine cylindriſche Röhre, welche oben durch eine Kupferplatte geſchloſſen wird. Der kreisförmige Boden des Cylinders wird von 7 Löchern durchbohrt, von denen jedes drei Zoll Durchmeſſer hat, und in dieſe werden kupferne Röhren von 3 Zoll Durchmeſſer und 9 Zoll Länge befeſtigt und unten feſt geſchloſſen. Stellt man nun die Verbindung zwiſchen dem Keſſel und dem Speiſegefäße her, ſo füllt das Waſſer die Röhren und hat vermöge der Einrichtung in dem Cylinder eine Höhe von 6 Zoll. Die ſieben Röhren ſtehen in dem Feuer, ſind von dieſem auf allen Seiten umgeben, und das Waſſer kommt mit wenig Feuer in lebhaftes Sieden. Will man dieſen Apparat bei großen Maſchinen gebrauchen, ſo iſt es vortheilhaft, mehre Keſſel ſtatt eines einzigen anzuwenden. Aber ſchon 1793 hatte ſich Barlow in Frankreich auf eine ähnliche Vorrichtung ein Patent geben laſſen, indem er entweder mit Waſſer gefüllte Röhren in das Feuer legte oder eine Menge Feuer enthaltender Röhren durch den Keſſel führte 55). In der Folge hat beſonders Arthur Woolf dieſe röhrenförmigen Keſſel verfertigt. Mehre im Feuer liegende Röhren wurden durch verticale Röhren mit einem über ihnen befindlichen Dampfrecipienten verbunden, und aus dieſem der Dampf zum Cylinder geführt 56). Jedoch glaubt Tredgold, daß dieſe und ähnliche complicirte Vorrichtungen nur höchſtens den Vortheil haben, daß ſie einen kleineren Raum einnehmen 57).

§. 102. Die Keſſel in der Geſtalt, wie ſie von Watt und ſpätern Mechanikern verfertigt wurden, beſtehen meiſtens aus Eiſen oder bei Seeſchiffen aus Kupfer, weil dieſes vom Seewaſſer weniger oxydirt wird. Watt verſuchte auch hölzerne Keſſel, überzeugte ſich aber bald, daß ſie für große Maſchinen nicht brauchbar wären 58). Späterhin haben Droz zu Genf und O'Reilly dieſen Vorſchlag erneuert 59), aber er dürfte wol im Allgemeinen wenig Beifall finden. Schon vor Watt ſchlug Brindley im J. 1759 Keſſel von Stein und Holz vor, in welchen die Feuerung mit ihren Zügen von Eiſen im Innern angebracht war 60), aber auch dieſe ſind nicht weiter in Gebrauch gekommen.

Die eiſernen Keſſel werden meiſtens aus Eiſenplatten verfertigt und häufig an den Seiten etwas eingebogen. Zum Kitte zwiſchen den Fugen nimt man meiſtens 16 Theile Eiſenfeile, 2 Theile Salmiak und 1 Theil

---

52) Edinb Journ. of Sc. VII, 359. 53) *Tredgold* on steam engine p 141 und Tab. III. 54) Ann. phil. VII, 173. bei *Tredgold* on steam engine p. 182.

55) *Brevets* d'inventions II, 252. Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 169. 56) Phil. Mag. XVII, 40. Abh. der königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 172. 57) *Tredgold* on steam engine p. 187. 58) *Robison* Mech. phil. II. 59) Annales des arts IX, 98. X, 203. 60) Nicholsons Journ. VIII, 169.

Schwefel, welche fein gepulvert, trocken gemengt und aufbewahrt vor dem Auftragen befeuchtet werden, dann aber bald verhärten. Dieſer Kitt iſt indeſſen blos bei ſolchen Fugen anwendbar, welche nicht wieder geöffnet werden ſollen. Für die übrigen Fugen bedient man ſich locker geſponnenen Hanfgarns, welches man in eine der Fuge angemeſſene Flechte zuſammenwickelt und mit einem Gemenge von Leinölfirnis, Bleiweiß und Mennige überzieht[61]. In jedem Keſſel befindet ſich ein Stück, welches ſich leicht fortnehmen läßt (trou d'homme, man hole) und dazu dient, den Keſſel zu reinigen. Wenn indeſſen dieſes geſchieht und der Arbeiter hineinſteigt, ſo muß die Luft vorher erneuert werden, weil ſich im Innern häufig tödtliche Gaſe vorfinden.

Da das Waſſer, mit welchem die Maſchine geſpeiſt wird, meiſtens Salze enthält, ſo ſetzt ſich im Keſſel ſehr viel Pfannenſtein an, namentlich kohlenſaurer Kalk, den die meiſten Quellwaſſer enthalten. Dieſer Pfannenſtein erſchwert die Einwirkung der Wärme auf das Waſſer, und man muß weit mehr Brennmaterial anwenden. Um dieſes Anſetzen zu verhindern, pflegen die Maſchinenwärter in Schottland $\frac{2}{3}$ Scheffel Gerſtenkeime, welche beim Malzen abfallen, in den Keſſel zu ſchütten. In der Folge hat man mit vielem Vortheile Kartoffeln in den Keſſel geſchüttet, der Keſſel wurde wahrſcheinlich durch Einwirkung des Schleimes, welcher die feſten Theile ſchwebend erhielt, frei von Salz gehalten.

§. 103. Die Keſſel müſſen eine ſolche Größe haben, daß die Maſchine ſtets hinreichend mit Dampf verſehen wird. Wenn der Dampf aus dem Keſſel in den Cylinder ſtrömt, ſo nimt er einen größern Raum ein, als vorher, es verwandelt ſich ein Theil Waſſer in Dampf, und da letzterer zu ſeiner Bildung latente Wärme fodert, ſo werden Temperatur und Elaſticität des Dampfes kleiner. Man muß deshalb den Keſſel ſo einrichten, daß dieſe Änderung nicht ſehr bedeutend iſt, zugleich aber hängt das Verhältniß zwiſchen Capacität von Keſſel und Cylinder von der Art ab, wie der Dampf wirkt. Gewöhnlich nimt man an, daß der Keſſel den fünf oder ſechsfachen Inhalt der Dampfmenge habe, welche bei jedem Hube erfoderlich iſt[62]; Young gibt das zehnfache Volumen[63], Muncke ſagt, der Inhalt des Keſſels müſſe im Mittel 30 bis 36 Mal ſo groß ſeyn, als der des Cylinders[64]. Tredgold ſtellt die Unterſuchung allgemein auf folgende Art an. Wir wollen annehmen, die Wirkung des Feuers bleibe ſtets dieſelbe, und während der Zeit 1 werde ein Dampfvolumen entwickelt, welches wir ebenfalls mit 1 bezeichnen wollen, dieſes ganze Volumen werde aber in einer kleinern Zeit t verbraucht; es ſei ferner c die Capacität des ganzen Dampfraumes im Keſſel und p die Elaſticität in dem Momente, wo der Dampf anfängt, in den Cylinder zu ſtrömen. Dann iſt c + t — 1 die Dampfmenge in dem Raume c am Ende der Zeit des Einſtrömens, und da ſich die Elaſticität umgekehrt verhält wie der Raum, ſo wird ſie

$$\frac{p\,(c+t-1)}{c}$$

und die Änderung iſt alſo

$$p-\frac{p\,(c+t-1)}{c}=p\,\frac{1-t}{c}$$

Wenn der Dampf in einer einfachen Maſchine ſo lange einſtrömt, bis der Kolben den Boden erreicht, ſo iſt die Zeit $t=\frac{1}{2}$, alſo die Änderung $\frac{p}{2c}$. Setzen wir c gleich dem achtfachen der erfoderlichen Dampfmenge, ſo iſt der Verluſt $\frac{1}{16}$.

Anders wird dieſes Verhältniß bei Expanſionsmaſchinen, doch kommt es hier auf die Stelle an, welche der Kolben einnimt, wenn das Einſtrömen des Dampfes aufhört. Setzen wir z. B. das Ventil werde geſchloſſen, wenn der halbe Hub vollendet iſt, dann wird $t=\frac{1}{4}$, mithin der Verluſt p. $\frac{3}{40}$. Setzen wir hier wieder c = 8, ſo iſt der Verluſt nahe $\frac{1}{13}$ p.

In einer doppelt wirkenden Maſchine iſt t nahe = 1, wenn der Dampf mit voller Kraft wirkt, und es genügt, wenn der Keſſel etwa die dreifache Capacität des Cylinders hat; wirkt aber der Dampf während eines Theiles des Hubes durch Expanſion, dann dürfen wir dieſen Theil nur für t in die obige Formel ſetzen. Würde der Dampf alſo beim halben Hube abgeſchnitten, ſo wäre $t=\frac{1}{2}$, mithin der Verluſt

$$p\,\frac{1-\frac{1}{2}}{c}=\frac{p}{2c}$$

Je größer der Keſſel iſt, deſto mehr Berührungspunkte bietet er dem Feuer dar, und deſto leichter läßt ſich die erfoderliche Menge von Dampf entwickeln. Nach Verſuchen von Prechtl liefert eine Fläche von 5 Quadratfuß in einer Secunde einen Kubikfuß Dampf als Maximum, und um daher in der Ausübung ſicher zu gehen, ſoll man 20 Quadratfuß annehmen. Auf eine Pferdekraft rechnet man ferner in der Secunde $\frac{1}{2}$ Kubikfuß Dampf, und danach muß man die Zahl der Pferdekräfte mit 10 multipliciren, um die Größe der dem Feuer dargebotenen Fläche in Quadratfußen zu finden[65]. Watt gibt an, daß, wenn ein Kubikfuß Waſſer in der Stunde in Dampf verwandelt werden ſollte, ſo ſeien dazu 8 Quadratfuß Fläche nöthig[66]. Nach den Unterſuchungen von Tredgold, die ich wegen der Unſicherheit des ganzen Gegenſtandes hier nicht im Detail mittheilen will, ſind bei einem Drucke von einer Atmoſphäre 4,1, bei 8 Atmoſphären 5,65 Quadratfuß erfoderlich, wenn ein Kubikfuß Waſſer in der Stunde in Dampf verwandelt werden ſoll[67].

§. 104. Der Keſſel der Maſchine muß hinreichend feſt ſeyn. Bei den gewöhnlichen Maſchinen mit niedrigem Drucke haben die Blechtafeln am Deckel meiſtens eine Dicke von 2 bis 4, am Boden von 5 bis 7 Linien[68], und dieſe Größe hat ſich als hinreichend dauerhaft erwieſen. Da indeſſen zuweilen die Expanſivkraft des Dam pfes größer werden kann, als erfoderlich iſt, ſo bringt man das Sicherheitsventil an, das meiſtens aus einem abgeſtumpften Kegel beſteht, der von einem beſtimmten Gewichte gegen eine Öffnung im Keſſel gedrückt und von dem Dampfe fortgeſchleudert wird, wenn dieſer eine zu große Spannung hat. Langsdorf glaubt, daß dieſes nicht allgemein gegen die Exploſion ſchütze, indem das fortgeſchleuderte Ventil bald wieder zufalle, der Dampf dadurch eine größere Elaſticität erhalte und ſtoßweiſe auf den Keſſel wirke 69). Watt brachte noch ein zweites Sicherheitsventil an, welches ſich nach innen öffnete. Erkaltete nämlich der Keſſel, ſo nahm die Elaſticität des im Innern enthaltenen Dampfes ſo ſehr ab, daß der Luftdruck den Keſſel zuſammendrücken konnte, wofern die atmoſphäriſche Luft nicht hineinſtrömte.

---

[61] Muncke in Gehler's Wörterbuch II, 463.

[62] *Millington* Epitome of nat. phil. p. 251.

[63] *Young* Nat. Phil. II, 259.

[64] Gehler's Wörterb. II, 464.

[65] Gilbert LXXVI, 219.

[66] *Robison* Mech. phil. II, 147.

[67] *Tredgold* on Steam engine. p. 123.

[68] Muncke in Gehler's Wörterb. II, 463.

Es ſind kaum Beiſpiele von Exploſionen bei Wattſchen Maſchinen bekannt, deſto häufiger haben ſie ſich bei Hochdruckmaſchinen gezeigt. Obgleich hier die Dicke der Wände 1,3 bis 1,7 Zoll betrug, ſo ſprangen doch die Keſſel öfter, meiſtens aber zeigte ſich bei näherer Unterſuchung, daß die Maſchine zu ſtark überladen, der Keſſel ſchadhaft, und die Öffnung, aus welcher der Dampf entweichen ſollte, zu klein war. Man hat daher mehrmals vorgeſchlagen, in dem Keſſel eine Öffnung mit einem leicht ſchmelzbaren Metallgemiſche zu verſchließen (ſ. Legirungen); erhielt dann der Dampf eine höhere Spannkraft, ſo wurde ſie geöffnet und der Dampf entwich.

Vor dem Gebrauche wird jeder Keſſel geprüft. Man belaſtet bei Maſchinen mit niedrigem Drucke das Ventil mit dem doppelten oder dreifachen Gewichte, welches es beim gewöhnlichen Gange der Maſchine tragen ſoll, für höhere Drucke iſt dieſes aber unzureichend. Die Commiſſion, welche von der franzöſiſchen Regirung niedergeſetzt war, um die Gefahren der Exploſionen zu vermindern, gibt für Maſchinen, bei denen der Druck mit 2 bis 3 Atmoſphären wirkt, eine vorhergehende Probe mit dem vier bis fünffachen Drucke an; von da an aber ſoll das Gewicht, mit welchem das Sicherheitsventil belaſtet wird, wachſen wie das Quadrat der Atmoſphären. Bei einer Maſchine alſo, welche mit 5 Atmoſphären arbeitet, iſt das Gewicht bei der Probe 25 Mal größer als beim gewöhnlichen Gange der Maſchine 70). Immer jedoch bleibt die Frage, ob manche der von verſchiedenen Seiten vorgeſchlagenen Mittel helfen. Man hat dabei nämlich meiſtens angenommen, daß Dampf von hoher Elaſticität den Keſſel nach außen zerreiße, jedoch dürfte in der Hälfte von Fällen, wo ſich Exploſionen zeigten, die Entzündung von Knallgas Urſache ſeyn. Befindet ſich in dem Keſſel wenig Waſſer, ſo kommen bei lebhafter Feuerung die Wände nicht ſelten ins Glühen, mit Schnelligkeit entwickelt ſich Hydrogen, und dann bedarf es nur einer geringen Veranlaſſung, um den Strom deſſelben zur Flamme zu führen. Aus dieſem Grunde iſt vor allem dafür zu ſorgen, daß der Keſſel ſtets gehörig mit Waſſer verſehen ſei.

Zu dem Keſſel gehört auch der Speiſungsapparat, deſſen wichtigſte Theile bereits oben bei mehren Maſchinen angegeben ſind. Andere Abänderungen bei Tredgold 71).

§. 105. Aus dem Keſſel ſtrömt der Dampf durch die Dampfröhre in den Cylinder. Indem der Dampf durch ſie hindurchgeht, wird er abgekühlt, und zwar nach den Verſuchen von Chriſtian deſto mehr, je enger und je länger die Röhre iſt 72). Da ferner der Dampf deſto langſamer in den Cylinder ſtrömt, je enger die Röhre iſt, ſo ſehen wir auch hieraus, daß es zweckmäßig iſt, der Dampfröhre einen größern Durchmeſſer zu geben.

Gewöhnlich iſt der Durchmeſſer der Dampfröhre $\frac{1}{5}$ von dem des Cylinders, wie dieſes namentlich Boulton und Watt gethan haben.

Um das Zuſtrömen des Dampfes zu reguliren, befindet ſich in dieſer Röhre das Dampfventil, welches durch den von Watt angegebenen Moderator oder Regulator (conical pendulum, governor) 73) geöffnet und geſchloſſen wird, deſſen Abbildung ſich in Fig. 1. Taf. V. befindet, und deſſen Einrichtung bereits oben angegeben worden iſt. Nach der Meinung von Tredgold muß dieſes Ventil ſtets ganz geöffnet werden, wenn die Maſchine mit ihrer gewöhnlichen Kraft arbeitet 74).

§. 106. Aus der Dampfröhre trit der Dampf in den Cylinder. Dieſer beſteht meiſtens aus Eiſen, iſt im Innern ſo regelmäßig als möglich abgedreht und gut polirt. Schon Brindley ſchlug 1759 Cylinder von Holz vor, und in der Folge verſuchte es Watt, dieſes auszuführen, gab dieſe Idee aber bald wieder auf; ſpäter iſt der Vorſchlag vom Grafen Buquoy wiederholt worden. Wenn ſich das Holz auch dadurch empfiehlt, daß es die Wärme ſchlecht leitet, der Dampf alſo weniger leicht erkaltet, ſo iſt es doch nicht hinreichend feſt. Um die Erkaltung zu vermeiden, umgab Watt den Cylinder mit dem Mantel, welcher ſtets mit heißem Dampf angefüllt iſt. Auf dem Cylinder iſt oben und unten ein ſtarkes Deckelſtück feſtgeſchraubt, das untere dient zugleich dazu, den Cylinder auf dem Boden durch Bolzen zu befeſtigen. Dieſer Mantel, auf deſſen Einrichtung Watt ſchon bei ſeinen erſten Verſuchen kam, iſt von großer Wichtigkeit. Anfänglich füllte er den Zwiſchenraum zwiſchen Mantel und Cylinder mit leichter Holzaſche, und fand, daß dadurch ſchon die Hälfte von Holz erſpart würde. Weit zweckmäßiger aber iſt die Ausfüllung des Raumes durch heiße Dämpfe. Die Temperatur von dieſen iſt bei den meiſten Maſchinen etwas kleiner als die des wirkenden Dampfes, jedenfalls aber iſt es zweckmäßiger, die Temperatur in dem von ſchlechten Wärmeleitern umgebenen Mantel auf demſelben Punkte zu erhalten, als im Cylinder.

Das Verhältniß zwiſchen Durchmeſſer und Höhe des Cylinders muß ſo beſchaffen ſeyn, daß die der Erkaltung dargebotene Oberfläche ein Minimum iſt. Nun beſteht dieſe Oberfläche aus einer Seite des Cylinders, einer

---

69) Langsdorf Syſtem der Maſchinenkunde, Regiſter unter Sicherheitsventil.

70) Ann. de l'industrie. XVI, 62.

71) *Tredgold* on Steam engine. p. 142.

72) Dupin Geometrie und Mechanik der Künſte und Handwerke. III, 315.

73) *Robison* Mech. phil. II, 154.

74) *Tredgold* on Steam engine. p. 272.

Seite des Kolbens und der krummen Oberfläche, letztere aber wird nur allmälig mit dem Dampfe in Contact gebracht, und ihre Einwirkung auf Erkaltung beträgt daher nur die Hälfte von der der beiden übrigen Theile. Iſt x der Durchmeſſer, l die Länge und C der Inhalt des Cylinders, ferner π die Ludolphiſche Zahl = 3,14, ſo iſt

$$C = \frac{\pi l x^2}{4}$$

alſo

$$l = \frac{4C}{\pi x^2}$$

die Summe des Inhaltes beider Grundflächen iſt $\frac{\pi x^2}{2}$

der Inhalt der halben concaven Oberfläche

$$\frac{\pi l x}{2} = \frac{2C}{x}$$

mithin die ganze erkaltende Oberfläche

$$\frac{\pi x^2}{2} + \frac{2C}{x}$$

Soll dieſe ein Minimum werden, ſo iſt

$$\pi x dx - 2C \frac{dx}{x^2} = o$$

mithin

$$x^3 = \frac{2C}{\pi} = \frac{\pi l x^2}{2\pi} = \frac{l x^2}{2}$$

$$2x = l$$

d. h. die Höhe des Hubes muß doppelt ſo groß ſeyn, als der Durchmeſſer des Cylinders 75). Die Mechaniker ſind über dieſes Verhältniß nicht ganz einig. Bei Watt und Boulton ſchwankt es zwiſchen 1⅔ und 3 zu 1, gewöhnlich nahmen ſie 2,7 zu 1. Maundsley nimt nahe 2 zu 1, Fenton, Murray und Wood etwa 6½ zu 1 76).

§. 107. In dem Cylinder bewegt ſich der Kolben oder Embolus (piston). Die Verfertigung deſſelben iſt manchen Schwierigkeiten unterworfen, da die Reibung möglichſt klein und das Schließen möglichſt vollſtändig ſeyn ſoll. Gewöhnlich bedient man ſich hölzerner oder metallener, mit Hanf oder Leder umzogener Kolben, indem zwei Scheiben, zwiſchen denen ſich einer dieſer Körper befindet, möglichſt gut durch Schrauben gegen einander gepreßt werden. Da indeſſen vegetabiliſche oder animaliſche Subſtanzen leicht in der Hitze zerſtört werden, ſo ſchlug Cartwright ſeinen 1797 patentirten Metallkolben vor 77). Er nahm nämlich ſechs oder mehre Stücke eines Ringes, welcher genau in den Cylinder paßte, und legte dieſe um den Kolben, Federn drückten ſie gegen den Cylinder. Indeſſen haben dieſe Kolben wenig Eingang gefunden. In der Folge verbeſſerte Barton denſelben 78). Am beſten ſchienen die von Jeſſop empfohlenen Kolben zu ſeyn, auf welche er ſich 1823 ein Patent geben ließ. Es wurde eine Spiralfeder von Metallblech um den ganzen Kolben gewunden, ſo daß dieſer gut ſchloß 79).

Die Reibung des Kolbens hängt offenbar von dem Schluſſe ab, und es laſſen ſich daher darüber keine allgemeinen Regeln geben 80). Für die beſte Schmiere hielt Watt Ochſen- oder Hammeltalg bei gebrauchten Cylindern oder Kolben, neue rieb er gewöhnlich mit Reißblei aus 81).

§. 108. Durch die in einer luftdicht ſchließenden Büchſe gehende Kolbenſtange ſteht der Kolben mit dem Balanciere in Verbindung. Da es erfoderlich war, daß ſowol die Kolbenſtange als die Pumpenſtange bei den ältern Maſchinen ſtets in derſelben Richtung auf und abgingen, ſo wendete ſchon Newcomen die Kreisbogen an, über welche Ketten geſchlagen wurden, welche ſtets verticale Tangenten dieſer Bogen waren. Da Laſt auf der einen und Kraft auf der andern Seite dieſe Ketten ſtets ſpannten, ſo war die Vorrichtung für atmoſphäriſche und einfache Maſchinen genügend, ſie reichte aber nicht mehr aus, als doppelt wirkende Maſchinen conſtruirt wurden, weil es hier geſchehen konnte, daß die Kette ſchlaff hing, ebenſo wenig war ſie brauchbar, um Maſchinen zu bewegen. Im Jahre 1784 erfand Watt die Bewegung durch das Parallelogramm. Eine vollſtändige Abbildung deſſelben iſt in Taf. III. Fig. 1. gegeben. Um die Einrichtung deſſelben zu verſtehen, ſei ab (Taf. VI. Fig. 2.) die eine Hälfte des Balanciers, der ſich um b dreht; auf beiden Seiten ſind in den Punkten a und c vier gleich lange Hängeeiſen angebracht, von denen die beiden im Punkte a an einer Axe d die Kolbenſtange de tragen, die andern beiden in c aber von der im Punkte f ſich drehenden Stangen fg feſtgehalten werden. Die Hängeeiſen ſind unten außerdem durch zwei Stangen dg, eine auf jeder Seite, verbunden, ſo daß die verbundenen Theile in allen Verbindungspunkten ſich drehen können und ein verſchiebbares Parallelogramm entſteht. Der Punkt d liegt um die halbe Höhe des Bogens, den der Balancier beſchreibt, von dem Punkte a entfernt. Wenn der Balancier ſteigt, ſo ſteigt auch der Punkt c, und dieſes Steigen kann ſo lange Statt finden, bis der letztere in die Lage c^1 gelangt, wo die Stange dg und das Hängeeiſen cg in einer geraden Linie liegen, wie fg^1c^1. Der Punkt d des Parallelogramms hat dann den Weg dd' durchlaufen. Der Balancier muß ſich nun wieder ſenken, aber die Stange dg kann noch ſteigen, und zwar ſo lange, bis cg dieſelbe Richtung in c^2g^2 erhält, die der Balancier hat, wenn die Querverbindungen des Parallelogrammes dieſe Lage nicht hinderten. Der Punkt d geht dann von d^1 nach d^2. Bei einem weitern Sinken des Balanciers würde ſich nun das Parallelogramm nach oben wenden und mit ihm die Stange fg ſinken, ſo daß nun der Punkt d von d^2 die krumme Linie zwiſchen d^2 und d^3 beſchreibt, wo der Balancier ſeine niedrigſte Lage in der Richtung bc^3 erreicht hat, indem nun die Stange fg und das Hängeeiſen cg in einer geraden Linie fg^3c^3 liegen. Senkt ſich die Stange fg noch tiefer nach fg^4, ſo wendet ſich dann das Parallelogramm wieder nach unten, indem der Balancier wieder ſteigen muß; der Punkt d geht von d^3 nach d^4 und von da zurück in ſeine erſte Lage. Wenn daher der Balancier mit ſeinen Endpunkten nur ei-

---

75) *Tredgold* on Steam engine. p. 169. 76) *Tredgold* l. l. 77) Repertory of Arts XIV, 381. *Nicholson* Journ. II, 364. *Tredgold* on Steam engine. p. 227. 78) *Tredgold* p. 228. 79) Dingler's polytechn. Journ. 1823. Sept.

80) Vergl. *Tredgold* p. 230, wo einiges über dieſen Gegenſtand mitgetheilt iſt. 81) *Robison* Mech. phil. II, 157.

nen Bogen a^1 bis a^2 beſchreibt, ſo bewegt ſich der Punkt d faſt in einer geraden Linie. Der Punkt f liegt dabei viel näher an b, und kann leicht an der Maſchine ſelbſt angebracht werden. Damit aber der Punkt d wenigſtens im höchſten und niedrigſten Stande und in der Mitte genau in der verticalen Richtung liegt, muß die Länge von fg bei dem gegebenen Parallelogramme genau beſtimmt werden. Man ziehe daher (Taf. VI. Fig. 3.) in der Richtung der Axe der Kolbenſtange eine gerade Linie ab, und es ſeien darin a, b, c der höchſte, mittlere und niedrigſte Punkt. Durch die Mitte c ziehe man ſenkrecht eine Linie cd und beſtimme den Punkt d, indem man mit der halben Länge des Balanciers aus a oder b einen Bogen beſchreibt, der cd durchſchneidet, ſo daß man ad und bd ziehen kann. Auf beide trage man die Länge des Parallelogrammes ae und bf, und ziehe ef, ebenſo trage man ae von c aus auf cd, wodurch man den Punkt g erhält. Für dieſe drei Punkte ſuche man ſich den Mittelpunkt h. Auf a trägt man dann, um die Lage des Balanciers zu erhalten, die Höhe des Parallelogrammes ai ſo auf, daß der Punkt i ſo weit neben der verlängerten Lage des Cylinders liegt, als die halbe Höhe des Bogens beträgt, den der Balancier beſchreiben muß. Daſſelbe geſchieht von b aus nach k. In der Mitte zwiſchen i und k ziehe man die Linie lm parallel mit cd, in welcher man den Mittelpunkt m findet, indem man aus i mit der Länge des Balanciers einen Bogen beſchreibt, welcher lm durchſchneidet. Dann iſt no der Bogen, den der Punkt n des Parallelogrammes während der Bewegung beſchreibt. Iſt die halbe Länge des Balanciers $im = km = ad = bd = l$, die Länge des Parallelogrammes $ae = bf = in = ko = a$, die Höhe des Hubes $ab = h$ und $gh = x$, ſo iſt $ed = ad - ae = l - a$ und

$$ef = \frac{ab \, . \, ed}{ad} = \frac{h\,(l-a)}{l}, \quad eq = \frac{h\,(l-a)}{2l}.$$

Ferner iſt $ac = \frac{1}{2}\,ab = \frac{1}{2}\,h$; $ap = ac - cd$, wenn pe parallel mit cd gezogen wird, alſo

$$ap = ac - eq = \frac{1}{2}\,h - \frac{h\,(l-a)}{2l} = \frac{ah}{2l}, \text{ folglich}$$

$$pe = \sqrt{(ae^2 - ap^2)} = \sqrt{\left\{a^2 - \left(\frac{ah}{2l}\right)^2\right\}} = \frac{a}{2l}$$

$\sqrt{(4l^2 - h^2)}$. Nun iſt $cg = ae$, $cq = pe$, mithin

$$qg = ae - pe = a - \frac{a}{2l}\sqrt{(4l^2 - h^2)}.$$

Da nun eq die mittlere Proportionale zwiſchen qg und dem andern Stück des Durchmeſſers 2x iſt, ſo verhält ſich

$$qg : eq = eq : 2x - qg, \text{ alſo}$$

$$x = \frac{eq^2 + qg^2}{2qg} = \frac{h^2\,(l - 2a)}{4a\,(2l - \sqrt{4l^2 - h^2})} + a$$

Geſetzt die halbe Länge des Balanciers ſei $l = 5'$ die Höhe des Hubes $h = 3'$, die Länge des Parallelogrammes $a = 2'$, ſo iſt $x = 2{,}81'$.

Gewöhnlich macht man den halben Balancier noch einmal ſo lang als den Hub, dann iſt $l = 2h$ und

$$x = \frac{h\,(h-a)}{4a\,(4 - \sqrt{5})} + a = 1{,}9682\,\frac{h\,(h-a)}{a} + a$$ [82]).

§. 109. Bei den erſten Maſchinen war der Balancier von Holz verfertigt, ſeit 1799 nahm Watt eiſerne Balanciers[83]), und die auf Tab. III. abgebildete Maſchine war eine der erſten, die auf dieſe Art ausgeführt wurden. Meiſtens haben ſie eine rautenförmige oder auch durchbrochene rautenförmige Geſtalt, weil dieſe bei kleinerem Gewichte eine größere Feſtigkeit gewähren[84]).

Bei vielen ſeiner Maſchinen brachte Watt einen Hubzähler (counter) an; ein Uhrwerk nämlich wurde von dem Balancier in Bewegung geſetzt, und aus dem Stande des Zeigers die Zahl der Hübe hergeleitet. Aus dem Inhalte des bei jedem Hube mit Dampf gefüllten Raumes und der Zahl der Hübe wurde dann die Wirkſamkeit der Maſchine hergeleitet. Watt hatte dieſe Vorrichtung urſprünglich angebracht, damit danach die Menge des erſparten Feuerwerkes zufolge ſeines Contractes berechnet werden könnte, auch jetzt bedient man ſich derſelben noch bei vielen Maſchinen in Cornwallis[85]).

§. 110. Von großer Wichtigkeit iſt bei den Maſchinen mit niedrigem Drucke der **Condenſator** nebſt der damit verbundenen **Luftpumpe**. Zwar hatte es Watt anfänglich verſucht, ohne Einſpritzwaſſer zu arbeiten und von außen zu condenſiren, aber die Maſchinen gingen ſo langſam, daß er ſich bald von der geringen Brauchbarkeit dieſes Verfahrens überzeugte. Die Menge des erforderlichen Einſpritzwaſſers hängt von der Temperatur und Dichtigkeit des Dampfes, der Wärme des Einſpritzwaſſers und dem Thermometerſtande ab, bis zu welchem der Dampf erkaltet werden ſoll, und läßt ſich auf folgende Art beſtimmen. Iſt w das Gewicht des Dampfes im Cylinder, 630° die Menge von Wärme, welche er theils im latenten, theils im freien Zuſtande beſitzt, W das Gewicht des eingeſpritzten Waſſers, T ſeine Temperatur, t die Temperatur dieſes Waſſers und des condenſirten Dampfes nach der Condenſation, ſo iſt

$$t = \frac{630 . w + TW}{w + W}.$$

Wäre z. B. $w = 1$, $W = 10$, $T = 15°$ (etwas größer als die Temperatur des Quellwaſſers in unſern Gegenden), ſo wäre t nahe $= 71°$, der zurückbleibende Dampf hätte noch eine Elaſticität von 110''', nahe $\frac{1}{3}$ Atmoſphäre, die Maſchine würde ſchlecht wirken. Wäre $w = 1$, $W = 20$ und $T = 15°$, ſo wäre $t = 46°$, Elaſticität des zurückbleibenden Dampfes $= 33''' = \frac{1}{10}$ Atmoſphäre. Setzten wir $W = 40$, ſo würde $t = 31°$, Elaſticität des zurückbleibenden Dampfes $= 14''' = \frac{1}{24}$ Atmoſphäre.

Wenn wir annehmen, der Dampf habe die Temperatur des ſiedenden Waſſers, ſo läßt ſich die Rechnung erleichtern, wenn wir ſtatt der Gewichte die Volumina nehmen. Ebenſo viel Kubikfuße Dampf wir haben, eben ſo viel Kubikzolle Waſſer von 630° C befinden ſich in der Maſchine. Iſt daher n der Inhalt des Cylinders in Ku-

---

82) Abhandlung der königl. techniſchen Deputation für Gewerbe. S. 367 — 369. Vergl. *Tredgold* on steam engine p. 239

83) Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 36. Bei **Robison** Mech. phil. II, 143. gibt Watt das Jahr der Anwendung eiſerner Balanciers nicht näher an.

84) ſ. Cohäſion.

85) *Tredgold* on steam engine p. 280.

bikfußen, alſo n die Zahl der Kubikzolle Waſſer in demſelben, N das Volumen des eingeſpritzten Waſſers in Kubikzollen, T und t wie oben, ſo iſt

$$t = \frac{630\,n + TN}{n + N}$$

und hieraus

$$N = \frac{630 - t}{t - T}\cdot n$$

Geſetzt es wäre $t = 38^\circ$, $T = 10^\circ$, ſo wäre

$$N = \frac{630 - 38}{38 - 10}\cdot n = 21{,}14\,n$$

Jeder Kubikfuß Dampf erfodert alſo 21,14 Kubikzoll Waſſer zur Condenſation. Watt, welcher daſſelbe Beiſpiel betrachtet, gibt 21,5 Kubikzoll Waſſer[86]) und dieſes hat er auch bei ſeinen Maſchinen angewendet.

Das vortheilhafteſte Verhältniß der Menge des Einſpritzwaſſers iſt noch nicht beſtimmt. Wenn auch auf der einen Seite die Maſchine deſto wirkſamer iſt, je weiter die Erkaltung getrieben wird, und je mehr Waſſer eingeſpritzt wird, ſo trit hier doch eine gewiſſe Grenze ein. Das Waſſer nämlich abſorbirt eine gewiſſe Menge Luft, welche nach Entfernung des Druckes und bei Erhöhung der Temperatur entweicht, je größer alſo die Menge des Waſſers iſt, deſto mehr Luft kommt in den Condenſator. Wird einerſeits hiedurch die Anwendung einer größeren Waſſermenge nicht räthlich, ſo kommt dazu, daß die Luftpumpe eine deſto größere Kraft erfodert, je mehr Waſſer und Luft ſie zu heben hat, wodurch die Wirkſamkeit der Maſchine geſchwächt wird. Nach Watt's Unterſuchungen war das obige Verhältniß das beſte, und in dieſem Falle betrug die Capacität der Luftpumpe $\frac{1}{10}$ von der des Cylinders[87]).

§. 110 a. Um die Wirkung der Maſchine zu beſtimmen, iſt eine genaue Kenntniß von der Elaſticität des Dampfes vor und nach der Condenſation erfoderlich. Das mit Gewichten beſchwerte Sicherheitsventil wird häufig dazu benutzt, um die Elaſticität des in den Cylinder ſtrömenden Dampfes zu beſtimmen; da jedoch dieſes ſehr ungenau iſt, ſo bediente ſich Watt einer Barometerprobe, die aus einem umgekehrten, an beiden Enden offenen Heber beſtand, von welchem der eine Schenkel in die Dampfröhre geſetzt wurde, während der andere frei mit der Atmoſphäre in Verbindung ſtand. In die Röhre wurde etwas Queckſilber gegoſſen, welches einen Theil derſelben anfüllte; auf das Queckſilber im einen Schenkel wirkte der Druck der Atmoſphäre, auf das im andern die Expanſivkraft des Dampfes, der Unterſchied im Niveau beider Schenkel zu dem gleichzeitig ſtatt findenden Barometerſtande addirt gibt die Elaſticität des in den Cylinder tretenden Dampfes. Beſtand die Röhre aus Glas, ſo konnte man den Stand des Queckſilbers unmittelbar ableſen, war ſie aus Eiſen verfertigt, ſo befand ſich auf dem Queckſilber in dem nach außen gehenden Schenkel ein Schwimmer, welcher auf einer Scale die Differenz beider Drucke anzeigte.

Um den Grad der Verdünnung nach der Condenſation zu beſtimmen, wendete Watt ebenfalls ein Barometer an, welches aber von ſehr vielen Maſchinenbeſitzern ganz unbeachtet gelaſſen wird. Jedoch bemerkt Watt ſehr richtig, daß es für jeden Maſchinenbeſitzer von Wichtigkeit ſei, ſowol dieſe als andere Theile in gutem Zuſtande zu erhalten[88]). Dieſes Barometer beſteht aus einer an beiden Enden offenen Glasröhre, deren oberer Theil durch ein kupfernes Rohr mit dem Condenſator in Verbindung geſetzt iſt, während der untere in einer mit Queckſilber gefüllten Schale ſteht. So wie durch Einſpritzen des Waſſers die Elaſticität vermindert wird, ſteigt das Queckſilber durch den Druck der äußern Luft in die Höhe. Wird dieſer Stand von der Angabe eines gleichzeitig beobachteten Barometers ſubtrahirt, ſo erhält man die Elaſticität des nicht condenſirten Dampfes. Da jedoch Glasröhren häufig von nachläſſigen Arbeitern zerbrochen wurden, ſo machte Watt letzteres Inſtrument von Eiſen. Röhren wurden heberförmig gebogen, dem einen Schenkel aber die doppelte Länge des andern gegeben, darauf der längere Schenkel mit dem Condenſator verbunden, in die Röhre eine beſtimmte Menge von Queckſilber gegoſſen und auf dieſes im offenen Schenkel ein Schwimmer mit einem hervorragenden Zeiger geſetzt, welcher auf einer Scale den Stand des Queckſilbers angab[89]).

§. 111. Die Hähne und Ventile bei den Dampfmaſchinen müſſen genau ſchließen und ſich mit Leichtigkeit bewegen. Eins der einfachſten Ventile iſt das gemeine Klappenventil, aus einer Lederſcheibe, welche etwas größer iſt als die Öffnung, welche dadurch verſchloſſen werden ſoll; das Leder wird zwiſchen zwei Metallplatten gepreßt, von denen die eine etwas kleiner iſt und genau in die zu verſchließende Öffnung paßt. Man bedient ſich dieſer Klaſſe von Ventilen meiſtens nur zur Herſtellung der Verbindung zwiſchen dem Condenſator und der Luftpumpe und für den Kolben der Luftpumpe. Gut abgeſchliffene Metallplatten, welche auf den Rand einer ebenfalls vollkommen abgeſchliffenen Öffnung paſſen, eignen ſich beſonders zu Sicherheitsventilen. Das koniſche Dampfventil wurde in den früheren Maſchinen von Watt angewendet. Der Durchmeſſer der Büchſe, in welchem das Ventil ſteckt, muß ſich zu dem größeren Durchmeſſer des Ventiles wie 3 : 2 verhalten. Am beſten werden dieſe Ventile aus Kanonenmetall verfertigt; es iſt vortheilhaft, wenn die Seiten des Kegels einen Winkel von 45° einſchließen, iſt der Winkel kleiner ſo ſteckt das Ventil leicht feſt; wird er größer, ſo erfodert es zu viel Raum. Zu dieſer Klaſſe von Ventilen gehören auch die Kugelventile, bei denen eine Halbkugel auf dem Rande einer gut abgeſchliffenen Öffnung liegt. In den Dampfröhren wendet man häufig Schiebventile (sliding valves) an. Schon Watt wollte ſie anwenden, aber er konnte es nicht dahin bringen, daß ſie gehörig ſchloſſen, und erſt in der Folge, wo beſſere Methoden zur Bearbeitung der Metalle angegeben waren, wurde ihre Ausführung mög-

---

86) *Robison* Mech. phil. II, 146.

87) Mehres über die Luftpumpe bei *Tredgold* on steam engine p. 174.

88) *Watt* bei *Robison* Mech. Phil. II, 156.

89) Daſelbſt S. 155 und *Rees* Cyclop. Art. Steam engine.

lich. Bramah, Murray, Murdock[90] und andere haben ſie ausgeführt. Wenn in einer Röhre der Dampf abgeſchnitten werden ſoll, ſo ſtellt man eine zweite Röhre ſo auf, daß ſie auf erſterer ſenkrecht ſteht; in dieſer gut ausgedrehten Röhre wird ein vollkommen abgedrehter Kolben auf- und ab bewegt, und je nachdem er vor oder neben der Öffnung ſteht, kann er das Eintreten des Dampfes verhindern oder geſtatten.

Eine zweite Klaſſe von Ventilen dreht ſich um eine Axe, zu dieſen gehören die Hähne und namentlich die doppelt durchbohrten (four way cocks), wie ſie zuerſt Leupold vorſchlug (Taf. II. fig. 3.). Um das partielle Abſchleifen zu verhindern, dreht Bramah den Hahn nicht hin und her, ſondern bewegt ihn ſtets nach einer Richtung fort um ſeine Axe. Um dieſe Klaſſe von Hähnen auch auf Expanſion zu benutzen, hat Freund noch einen zweiten Hahn (Sparhahn) angebracht, welcher den Zutrit des Dampfes abſchneidet, wenn der Kolben die erfoderliche Lage erreicht hat.

§. 112. Alle Hähne und Ventile werden von der Maſchine ſelbſt in Bewegung geſetzt, indem von dem Balancier aus Stäbe herabhängen, die mit Hervorragungen verſehen ſind, die zu rechter Zeit in Hebel greifen, welche mit den Ventilen in Verbindung ſtehen. Eine der einfachſten Methoden dieſes zu thun iſt in Taf. VII. fig. 3 abgebildet. Ein Gewicht w, welches hinreichend iſt, die Reibung zu überwinden und das Ventil zu öffnen, wirkt durch einen kurzen Arm a auf die Axe, welche gedreht werden muß, wenn ſich das Ventil öffnen ſoll. Wenn das Ventil geſchloſſen iſt, ſo wird das Gewicht von der Feder b getragen; ſo wie aber die Feder b durch den von d in Bewegung geſetzten Hebel c entfernt wird, ſo öffnet ſich das Ventil, wie man aus der Verbindung der Hebel ſehen kann. Erreicht in der Folge der Vorſprung bei f den Hebel c, ſo werden alle Theile wieder in ihre frühere Lage gebracht und das Ventil geſchloſſen[91].

§. 113. Da die Dampfmaſchine eine hin- und hergehende Bewegung und nicht zu allen Zeiten einerlei Geſchwindigkeit hat, ſo brachte zuerſt, wie es ſcheint, Waſhborough im Jahre 1778 und ſpäter Watt ein Schwungrad an. Über die Einrichtung deſſelben im Allgemeinen wird unter dem betreffenden Artikel die Rede ſeyn; um ſein Gewicht für Dampfmaſchinen in Centnern zu beſtimmen, wird nach Murray und Wood die Zahl der Pferde, deren Kraft durch die Maſchine erſetzt werden ſoll, mit 2000 multiplicirt und durch das Quadrat der Geſchwindigkeit ſeiner Peripherie dividirt[92].

§. 114. Die Anwendung der Dampfmaſchinen iſt beſonders in neueren Zeiten ſehr weit-verbreitet; allenthalben, wo man bedeutende Kräfte verlangt und über keine andern Kräfte disponiren kann, werden ſie benutzt. Die ſämtlichen Anwendungen laſſen ſich unter folgende Klaſſen bringen: 1) zum Heben des Waſſers; 2) zur Bewegung von Maſchinen; 3) zur Bewegung von Boten; 4) zur Bewegung von Wagen. Was die erſte Anwendung, nämlich zur Hebung des Waſſers durch Pumpen betrifft, ſo iſt dieſes die erſte, für welche die Maſchine beſtimmt war; auch iſt die Bewegung der Kolbenſtangen durch den Balancier ſo einfach, daß ich die Beſchreibung für unnöthig halte.

§. 115. Die Idee, Maſchinen durch Dampf in Bewegung zu ſetzen, iſt ſeit Savarys Zeit öfter aufgefaßt worden. In der Folge gedachte Robiſon dieſer Benutzung bei ſeinen Geſprächen mit Watt, aber erſt am 25. Okt. 1781 ließ letzterer ſich ein Patent auf Vorrichtungen geben, um mit der Maſchine auch Drehungsbewegungen hervorzubringen[93]. Jedoch hatten ſchon Hull (1736) und Fitzgerald (1759) Vorrichtungen zur Erzeugung von kreisförmigen Bewegungen vorgeſchlagen, und Steward hatte ſich 1769, Waſhborough 1778 und Steed 1781 darauf ein Patent geben laſſen[94]. In demſelben Jahre ſchlug der Abbe Carnal, Canonicus in Alais, eine ähnliche Einrichtung vor; ſein Bruder, Major in öſterreichiſchen Dienſten, führte den Vorſchlag unter Begünſtigung der Oberbergbehörden in Wien aus[95]. Alle hatten die Bewegung durch einen Krummzapfen angegeben, namentlich zeichnet ſich die Vorrichtung von Waſhborough, deren man ſich gegenwärtig bei den meiſten Maſchinen bedient, durch Einfachheit aus. Es iſt A (Taf. V. fig. 4.) das Ende des Balanciers, B die damit verbundene Stange, das untere Ende der letzteren iſt bei C an den Krummzapfen O gehängt und auf dieſe Weiſe fähig, ſich um den Mittelpunkt E zu drehen. Das andere Ende des Krummzapfens hängt mit dem Schwungrade DDDD zuſammen, ſo daß ſich jener und dieſes gemeinſchaftlich um den Mittelpunkt E drehen. Die Lage der Verbindungsſtange B betreffend, ſo muß ſich der Krummzapfen mit dem Maſchinenbalken zu gleicher Zeit in horizontaler Richtung befinden und mit dieſem eine gerade Linie bilden, wenn der Balancier den höchſten oder niedrigſten Punkt erreicht hat[96].

Obgleich dieſe Vorrichtung bereits patentirt war, erhielt Watt dennoch 1781 ſein Patent auf eine Einrichtung, welche weniger vollkommen war, und welche er das Sonnen- und Planetenrad nannte[97]. Er befeſtigte nämlich auf der Axe des Schwungrades ein gezahntes Rad, in welches ein kleineres mit der Stange B verbundenes Rad eingriff, und ſetzte dadurch jenes in Bewegung.

---

[90] Murdock wurde nach Boalton's Tode einer der Compagnons der Geſellſchaft von Watt jur. und Boalton. *Watt* bei *Robison* Mech. phil. II, 158.

[91] *Tredgold* on steam engine p. 283.

[92] Muncke in Gehler's Wörterb. II, 475. Vergl. *Tredgold* on steam engine p. 265.

[93] *Robison* Mech. phil. II, 150.

[94] *Tredgold* on steam engine p. 26.

[95] Journal encyclopédique 1781 und *Rees* Cyclop., Art. Steam engine.

[96] Nicholſon pract. Mechaniker S. 157.

[97] Watt hatte ſchon bei ſeinen erſten Entwürfen daran gedacht, eine kreisförmige Bewegung zu erzeugen, und ſchon in ſeinem Patente von 1769 war davon die Rede. Er wollte anfänglich eine Rotationsmaſchine dazu conſtruiren; als dieſe ſchlechte Wirkung zeigte und ſeine doppelt wirkenden Maſchinen gut gingen, wollte er den Krummzapfen anwenden, führte aber keine Maſchine aus, weil er mit der Conſtruction von ſolchen beſchäftigt war, die zur Föderung des Waſſers dienten. Als Waſhborough 1778 eine ſeiner Maſchinen in Birmingham aufgerichtet hatte, dieſe aber ſehr unregelmäßig ging, ſo machte Watt ein Modell nach ſeinem Plane, welches vollkommen genügte. Da Watt indeſſen kein Patent genommen hatte, ſo erzählte einer von ſeinen Arbeitern es den Leuten Waſhborough's, und dieſer nahm ein Patent auf Anwendung der Kurbel. Dieſes geſtand der Arbeiter in der Folge ſelbſt. Watt ſah ſich daher zu einer andern Vorrichtung genöthigt und con-

Nachdem einmal Methoden angegeben waren, eine drehende Bewegung hervorzubringen, war es leicht, die Dampfmaſchinen in den verſchiedenen Gewerben zu benutzen. Die nähere Beſchreibung dieſer Vorrichtungen gehört indeſſen nicht hieher.

§. 116. Die Benutzung des Dampfes zur Bewegung von Schiffen iſt ſehr alt. Die älteſte Nachricht von einem ſolchen Dampfboote iſt folgende. **Blasco de Garay** ſchlug Karl V. im Jahr 1543 eine Maſchine vor, um Schiffe ohne Ruder und Segel in Bewegung zu ſetzen. Manche Widerſprüche verhinderten die Anſtellung eines Verſuches bis zum 17. Jun. 1543. Der Erfinder, welcher denſelben zu Barcellona machte, zeigte Niemandem ſeine Maſchine; man bemerkte indeſſen, daß ſie aus einem Keſſel mit heißem Waſſer und zwei dadurch in Bewegung geſetzten Rädern beſtand, letztere befanden ſich am Hintertheile auf jeder Seite des Schiffes. Der Verſuch wurde auf einem mit Getraide beladenen Schiffe von 200 Tonnen gemacht. Obgleich alle Zeugen dem Kaiſer die Verſicherung gaben, daß der Verſuch gelungen ſei, ſo ließ der Kaiſer doch keine weiteren Proben machen und gab dem Erfinder als Zeichen kaiſerlicher Gnade, außer einem huldreichen Schreiben, ein Geſchenk von 200000 Maravedis und die Koſten, der Erfinder ſelbſt aber nahm ſeine Maſchine wieder in Verwahrung[98]). Als **Savary** im J. 1698 mit der Conſtruction ſeiner Dampfmaſchine beſchäftigt war, zeigte er das Modell eines Schiffes, welches durch Schaufelräder bewegt werden ſollte, dieſe aber wollte er wieder durch andere in Bewegung ſetzen, auf welche das durch ſeine Dampfmaſchine geföderte Waſſer fallen ſollte[99]).

Im Jahre 1736 ließ ſich **Jonathan Hull** ein Patent zur Bewegung von Schiffen geben. Eine atmoſphäriſche Maſchine von **Newcomen** ſollte durch Seile ohne Ende auf Räder wirken, dieſe ein Schaufelrad drehen und die Schiffe von dem Boote, auf welchem dieſe Maſchine ſtand, ins Schlepptau genommen werden[1]). Er bemühte ſich die engländiſche Admiralität für ſeine Vorſchläge zu intereſſiren, wurde aber abgewieſen. Unter den Einwürfen, auf welche die abſchlägige Antwort der Admiralität gegründet war, las man folgenden: „Wird die Kraft der Meereswellen nicht jeden Maſchinentheil in Stücke zerbrechen, den man ſo ſtellt, daß er ſich im Waſſer bewegen muß?“ Worauf Hull antwortet: „Es iſt unmöglich anzunehmen, daß man dieſe Maſchine auf der See brauchen würde, während eines Sturmes und wenn die Wellen hoch gehen.“ Was Jon. Hull, der Erfinder der Dampfſchiffe ſelbſt, nicht glaubte, daß man es als möglich anſehen könnte, davon hat 80 Jahre ſpäter die Erfahrung die Möglichkeit und den Nutzen bewieſen[2]). Ebenſo wenig als **Hull's** Vorſchläge ausgeführt wurden, geſchah dieſes mit denen des Herzogs von **Bridgewater** und **Gautier**[3]).

Erſt nachdem durch **Watt** die Dampfmaſchinen vervollkommnet waren, konnte man dieſen Vorſchlag ausführen. **Perrier**, welcher in England geweſen war und in der Folge Wattſche Maſchinen in Frankreich baute[4]), führte 1775 das erſte Dampfſchiff aus. Aber die Maſchine war klein, wirkte noch nicht mit der Kraft eines Pferdes, und da ſie das Schiff nicht ſtromaufwärts führen konnte, ſo wurde die Idee aufgegeben[5]). Im Jahre 1781 war v. **Jouffroy** glücklicher; er ließ zu Lyon ein Dampfſchiff von großer Ausdehnung für die Saone bauen, Zufälle hielten die weitere Verfolgung der Idee auf, und die Revolution trieb den Erfinder aus Frankreich[6]). Bei ſeiner Rückkehr im J. 1796 erfuhr er, daß ein gewiſſer **Desblanc** aus Trevoux ein Patent auf ſolche Siffe erhalten habe, focht dieſes an, ohne wegen der unruhigen Zeiten Gehör zu finden[7]). Im Jahre 1803 bauten **Livingſton** und **Fulton** auf der Schwaneninſel bei Paris ein Schiff, aber auch dieſer Verſuch fiel nicht nach Wunſch aus[8]).

§. 117. Glücklicher als in Europa fielen die Verſuche in Amerika aus. Schon 1775 äußerte **Franklin** in einem Briefe an **Leroi** den Gedanken, Schiffe vermittelſt einer Dampfmaſchine zu bewegen[9]). **Jonathan Fitch** nahm 1783 ein Patent, aber auch ſein Schiff entſprach den Erwartungen nicht; ſein Landsmann **James Rumſay** aus Virginien ging nach London, baute ein Dampfſchiff auf der Themſe, das wenig taugte. Im Jahre 1788 machte **Patrick Miller** aus Dalwinston in Schottland den erſten glücklichen Verſuch, welcher die kühnſten Hoffnungen der Unternehmer

---

ſtruirte das Sonnen- und Planetenrad. Nach **Watt's** Erzählung bei *Robison* Mech. phil. II, 134.

[98] *Navarete* Relation des quatre Voyages de Christ. Colomb I, 28. In den Schriften, welche die Geſchichte der Dampfſchifffahrt behandeln, werden öfter die älteren Vorſchläge erwähnt, Schiffe durch Räder in Bewegung zu ſetzen und von dieſen die Verſuche datirt. Will man einmal zur Dampfſchifffahrt, welche natürlich nur mit Erfindung der Dampfmaſchine beginnen kann, jene mechaniſchen Mittel rechnen, warum nicht lieber mit dem Wilden anfangen, der ſich zuerſt auf einen Baumſtamm ſetzte und dabei einen Stock als Ruder brauchte?

[99] **Muncke** in **Gehler's** Wörterb. II, 488. *Rees* Cyclopädia unter Steam engine.

[1] *Hull* description and draughs of a new invented machine for carrying vessels or ships out or into any harbour, port or river, against wind or tide or in a calm. London 1737. Die Schrift iſt ſelten. Abbildungen der Vorrichtung bei *Tredgold* on steam engine p. 15. und im Edinburgh phil. Journ. IX, 274.

[2] **Dupin** Geometrie und Mechanik III, 366.

[3] **Muncke** in Gehler's Wörterb. II, 488. **Gautier's** Vorſchläge ſtehen in den Mém. de la Soc. de Nancy III.

[4] Abhandl. der königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 76.

[5] **Dupin** Geometrie und Mechanik III, 367. Ann. de l'industrie 1822. Dec. 297.

[6] **Dupin** Geometrie und Mechanik III, 367.

[7] **Muncke** in **Gehler's** Wörterb. II, 489. **Dupin** ſagt (Geometrie III, 367) Desblanc habe 15 oder 18 Jahre nach Jouffroys Verſuchen ein Patent erhalten, dieſes würde alſo 1796 oder 1799 geweſen ſeyn; nach den Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe S. 208 erhielt Desblanc dieſes Patent erſt 1802. Welches die richtige Angabe ſei, kann ich nicht entſcheiden.

[8] Abhandl. der königl. techn. Deput. S. 209.

[9] **Muncke** in **Gehler's** Wörterb. II, 489.

übertraf, aber das Schiff wurde nicht weiter benutzt[11]. Deſto mehr intereſſirte ſich der Amerikaner Livingſton für die Sache. Im Jahre 1798 erhielt er von dem State von New-York ein Privilegium auf 20 Jahre, wenn er binnen Jahresfriſt ein Schiff von 20 Tonnen baute, welches in einer Stunde 4 engländiſche Meilen zurücklegte. Der Erfolg entſprach den Erwartungen nicht[12]; ebenſo wenig gaben Verſuche, welche er mit den Mechanikern Kinsley, Rooſevelt und John Stevens anſtellte, ein befriedigendes Reſultat. Nachdem er als Geſandter der vereinigten Staten nach Paris gekommen war, verband er ſich hier mit Fulton, aber da die franzöſiſche Regirung die von letzterem gemachten Anerbietungen abſchlug, ſo kehrte dieſer 1806 in ſein Vaterland zurück. Boulton und Watt lieferten ihm eine Dampfmaſchine von 20 Pferden Kraft. Damit baute er 1807 zu New-York ein vollſtändiges Schiff, den Clermont, von 160 Tonnen (zu 20 Centner) Ladung; und der Weg von 120 Seemeilen von New-York bis Albany wurde in 32 Stunden gegen den Strom zurückgelegt[13].

Dieſer glückliche Verſuch, die Gewalt, mit welcher das Schiff gegen Wind und Wellen kämpfte, erregte viel Aufſehen, und in kurzer Zeit wurde in Amerika eine große Menge derſelben ausgeführt. Eins der größten iſt die Dampffregatte Fulton. Sie iſt ein Doppelſchiff mit dem Waſſerrade in der Mitte, 152 Fuß lang, 57 Fuß breit, 20 Fuß tief, mit 32 achtzehnpfündigen Kanonen, einer Maſchine von 120 Pferdekräften, bombenfeſt und in den Wänden 5 Fuß ſtark. Sie wurde im Jahre 1815 vollendet, hatte 2 Maſten, 2 Bogſpriete und 4 Steuer, um, ohne zu wenden, vorwärts und rückwärts fahren zu können[14].

§. 118. Erſt lange nach Patrick Miller's glücklichem Verſuche in Schottland, wurde die Idee der Dampfſchifffahrt in England wieder im Großen ausgeführt. Im Jahre 1801 wurden zwar von Syrnington auf dem Clyde und Bunter und Dickinſon auf der Themſe Verſuche angeſtellt, jedoch erſt im J. 1812 machten Bell und Thomſon einen genügenden Verſuch auf dem Clyde, und nun vermehrte ſich die Zahl der Dampfſchiffe ſchnell, indem man ſie auch geſchickt zur Fahrt auf der See machte.

Auch in Frankreich waren ſchon 1815 Verſuche mit den neueren Dampfſchiffen gemacht worden; aber der Weg, den man einſchlug, war ſchlecht, die Maſchinen, welche man gebrauchte, waren unvollkommen, die örtlichen Schwierigkeiten ſehr groß. Dupin, welcher im Jahre 1816 nach England reiſte, fand hier dieſe Schifffahrt blühend und ausgebreitet. Er benachrichtigte das Miniſterium des Seeweſens und der Colonieen von dieſem Zuſtande, und dieſes fühlte ſich bewogen, nach den vereinigten Staten einen geſchickten und verſtändigen Ingenieur zu ſenden, der an Ort und Stelle vollſtändige und ins Einzelne gehende Kenntniß von den in dieſer Art gemachten Arbeiten nehmen ſollte. Mareſtier erhielt den Auftrag zu dieſer Sendung. Der Fregattenkapitän von Montgery erhielt Befehl, ſich nach Amerika zu begeben und die Schiffe in Hinſicht auf ihren Dienſt im See- und Kriegsweſen zu unterſuchen[15].

In der Folge hat man in Teutſchland, der Schweiz und Rußland, ſowie auf dem hohen Meere, die Dampfſchiffe mit Vortheil angewendet[16].

§. 119. Die Verſuche von Fulton gelangen beſonders deshalb, weil er ſtärkere Maſchinen benutzte als ſeine Vorgänger, welche dieſelben Vorſchläge ſchon früher gethan hatten, und weil er mehr durch Localverhältniſſe, namentlich durch ein tieferes Fahrwaſſer, begünſtigt war. Fulton aber iſt weit davon entfernt, ſeine theoretiſchen Unterſuchungen ſo weit getrieben zu haben, als es hätte geſchehen müſſen, um das Syſtem der Schifffahrt durch Dampf bis zur Vollkommenheit zu bringen. Er hat nicht ſtreng die Lage, die Größe und die Geſtalt beſtimmt, die ſich am beſten für alle Theile eignen, aus denen das Holzwerk und der Mechanismus eines Dampfſchiffes zuſammengeſetzt iſt[17]. Mareſtier und Tredgold[18] haben ſich ausführlicher mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt. Indem ich die analytiſchen Entwickelungen übergehe, will ich hier einige von den Reſultaten Mareſtier's nach den Mittheilungen von Dupin geben.

§. 120. Mareſtier hat mit Sorgfalt die beſten unter den amerikaniſchen Dampfſchiffen unterſucht und daraus Geſetze über die Verhältniſſe zwiſchen der Kraft der Dampfmaſchinen, der Größe der Räder und ihrer Schaufeln und den vornehmſten Ausdehnungen des Schiffes hergeleitet. Er fand nun folgende Thatſachen: a) der Kubus der Geſchwindigkeit des Schiffes iſt kleiner, als die Kraft der Maſchine dividirt durch den Widerſtand des Schiffes. Der Kubus der mittleren Geſchwindigkeit der Schaufeln überſteigt dieſe nämliche Größe, welche die Grenze des Kubus der einen, wie der andern Geſchwindigkeit iſt. Sollte dieſe Grenze erreicht werden, ſo müßten die Schaufeln unendlich ſeyn.

b) Die Geſchwindigkeit des Schiffes ſteht in genauem Verhältniſſe der Kubikwurzel von der Stärke der Maſchine und im umgekehrten Verhältniſſe der Kubikwurzel des Widerſtandes des Schiffes und der Größe $1 + \frac{b}{a}$, wo b^2 den Widerſtand des Schiffes, a^2 den der Schaufeln angibt.

---

11) *Tredgold* on Steam engine. p. 31.

12) Ann. de l industrie. VIII, 225.

13) London Journal of arts IV, 183. *Buchanan* treatise on propelling vessels by steam. London 1816. Abh. der königl. techn. Deput. S. 209. Dupin Geometrie und Mechanik. III, 369.

14) Abh. der kön. techn. Deput. S. 210.

15) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 369. *Marestier* Mémoire sur les bateaux à vapeur des états-unis d'Amerique. Paris 1824. Ich konnte dieſes Werk nicht zur Benutzung erhalten.

16) Zwiſchen Indien und England beſteht jetzt eine Dampfſchiffverbindung. Das erſte Schiff mit 2 Maſchinen von Maudslan, jede von 60 Pferdekraft, ſegelte am 2ten Auguſt 1825 ab. Edinb. Journ. of Sc. III, 377. In der Folge ſind in Hindoſtan mehre Dampfſchiffe benutzt. Daſ. VI, 335.

17) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 376.

18) *Tredgold* on Steam engine. p. 298 fg.

c) Da das Verhältniß der Größe $\sqrt[3]{1+\frac{b}{a}}$, die für ein Schiff beſtimmt iſt, zu der ähnlichen Größe $\sqrt[3]{1+\frac{b_1}{a_1}}$ die für ein zweites Schiff gefunden wird, wenig von 1 abweicht, ſo verhält ſich die Geſchwindigkeit nahe wie die Kubikwurzel aus der Stärke der Maſchine dividirt durch die Kubikwurzel aus dem Widerſtande des Schiffes.

d) Die Geſchwindigkeit des Schiffes iſt ungefähr gleich einem conſtanten Coefficienten multiplicirt mit der Kubikwurzel des Produktes von der Höhe der Queckſilberſäule, welche der Dampf tragen kann, von dem Quadrate des Durchmeſſers des Kolbens, von dem Hube des Kolbens und von der Zahl der Hübe in der Minute, dividirt durch die Kubikwurzel aus dem Produkte von der Breite des Schiffes und ſeines Waſſerzuges.

Bei 18 von Mareſtier unterſuchten Schiffen ſchwankt der Werth dieſes conſtanten Coefficienten zwiſchen 20,29 und 27,65, der mittlere Werth iſt 23,41, wofür er 22 annimt.

§. 121. Als Endreſultat über die Brauchbarkeit der Dampfſchiffe theilt Mareſtier noch folgende Sätze mit: die Geſchwindigkeit eines Schiffes, das eine beliebige Strömung hinauffährt, muß anderthalb Mal die Geſchwindigkeit dieſer Strömung ſeyn, wenn der Verbrauch von Brennmaterial am kleinſten ſeyn ſoll 19).

§. 121a. In Amerika iſt die Dampfſchifffahrt von größter Bedeutung, und nur England kann ihm an die Seite geſtellt werden 20), aber dort iſt auch das Bedürfniß am größten. Kurz nachdem Louiſiana den vereinigten Staten den ganzen Lauf eines der größten Ströme der Erde abgetreten hatte, als die Indianer dieſe Länderſtrecken verließen, da erſchien mit Erfolg dieſe Schifffahrt in Gegenden, wo undurchdringliche Wälder und ſumpfige Ufer ein Ziehen durch Pferde unmöglich machten. In dem kurzen Zeitraume von 15 Jahren haben ſich dadurch viele Städte am Ufer gebildet, wo man kaum die Wohnungen eines kleinen Fleckens zählte; Dörfer und einzelne Wohnungen entſtanden auf vielen Punkten, wohin die Schiffe das Leben und die Thätigkeit des Handels gebracht haben. Wenn man jetzt von der Mündung des Miſſiſſippi abfährt, kann ein einziges Schiff dieſen Fluß hinauffahren bis zum Fluß des gelben Steines, indem es 2700 Seemeilen zurücklegt, einen Weg, welcher größer iſt, als die Summe aller Kanäle in England. In mehren Staten der Union finden ſich Steinkohlen in Überfluß. In gewiſſen Orten fahren die Schiffe, welche Reiſende und Erzeugniſſe des Kunſtfleißes führen, in der Nähe von Bergwerken vorbei, die ihnen dieſes Brennmaterial liefern müſſen; mangelt dieſes Brennmaterial, ſo ſind die Ufer der Flüſſe mit unermeßlichen Waldungen bedeckt, deren Holz nur den Preis des Fällens koſtet. Ohne Zweifel kann Europa, beſonders in ſeinem geſitteten Theile, nicht dieſelben Leichtigkeiten und Vortheile darbieten. Die Schifffahrt durch Dampf wird in der alten Welt keine ſo ſchnellen und glücklichen Veränderungen hervorbringen, als in der neuen, weil die europäiſchen Nationen ſchon eine Menge von Fortſchaffungsmitteln beſitzen, die in Amerika fehlen 21).

§. 122. Ich wende mich zu der Betrachtung der Dampfwagen. Unſere Fuhrwerke durch mechaniſche Mittel in Bewegung zu ſetzen, iſt ſchon eine alte Idee. Im Jahre 1756 ſchlug Gautier vor, dieſe Bewegung durch Dampfmaſchinen vornehmen zu laſſen 22). Als im Jahre 1759 Robiſon in Glasgow ſtudirte, ſo äußerte er gegen Watt, daß es vortheilhaft ſeyn würde, Wagen durch Dampf zu bewegen 23), aber der Vorſchlag kam nicht zur Ausführung. Im Jahre 1773 bauete Cugnot in Paris mehre Dampfwagen, die aber nicht vollkommen gelangen 24). Im Jahre 1786 machte der Amerikaner Olivier Evans ausführliche Vorſchläge bekannt, und im Jahre 1795 trat Robiſon nochmals mit dieſem Gegenſtande auf 25). Erſt 1802 verfolgten Trevithik und Vivian dieſes Project ernſtlicher, und ſie kamen dadurch auf ihre Hochdruckmaſchinen. Die Maſchine befindet ſich an dem Hinterwagen und die Schwungradswelle iſt mit Zahnrädern verſehen, die in ähnliche Räder an der Hinteraxe eingreifen. Dieſe dreht ſich um und mit ihr die daran befeſtigten beiden Wagenräder. Die Vorderräder dienen nur zum Lenken. Er bauete im Jahre 1804 in South-Wales einen Dampfwagen, mit welchem Verſuche auf eiſernen Geleiſen gemacht wurden. Er hatte einen 8 Zoll weiten Cylinder, in welchem der Kolben 4 Fuß 6 Zoll Hub hatte. Er zog mehre Wagen mit 10 Tonnen Eiſen beladen 9 engländiſche Meilen weit und legte in einer Stunde 5 Meilen zurück. Der Keſſel war von Gußeiſen, 6 Fuß lang, 4 Fuß 6 Zoll im Durchmeſſer, und der Cylinder ſtand ſenkrecht darin. Die Kolbenſtange theilte durch zwei Lenkſtangen den Kurbeln an einer Stelle ohne Schwungrad und dieſe durch einige Zahnräder den Vorderrädern die Bewegung des Wagens mit. Das Beharrungsmoment des Wagens erſetzte das Schwungrad. Man fand jedoch bei allen Verſuchen, daß bei einer großen Laſt, welche ein ſolcher Dampfwagen auf kleinen Wagen hinter ſich herziehen ſollte, die Räder auf dem Geleiſe gleiteten und die Schienen der gewöhnlichen Geleiſe unter der großen Laſt des Dampfwagens öfters brachen, ſo daß es bei den bloßen Verſuchen blieb 26). Daſſelbe geſchah an mehren andern Orten.

§. 123. Erſt im Jahre 1811 brachte Blenkinſop die Dampfwagen in größere Aufnahme, indem er auf ſeinen eiſernen Geleiſen bei Leeds glückliche Verſuche machte. Er ließ eine Seite der Geleiſe aufnehmen und dafür andere, mit großen Zähnen verſehene anbringen. In dieſe Zähne greift ein am Wagen befindliches und von der Maſchine in Bewegung geſetztes Rad, wodurch der Wagen

---

19) Dupin Geometrie. III, 379 — 381.

20) Verzeichniſſe der Dampfſchiffe in den Vereinigten Staten und England in Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe. S. 230.

21) Dupin Geometrie und Mechanik. III, 372.

22) Muncke in Gehler's Wörterb. II, 499.

23) *Robison* Mech. phil. II, 80.

24) Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe. S. 97.

25) *Muncke* l. l. nach *Stuart* a descriptive history of the Steam engine. London 1824. p. 97.

26) Abh. der königl. techn. Deput. S. 96.

auf dem Wege fortgeſchoben wird, ohne daß man ein Gleiten auf geneigtem Boden fürchten darf. Ein ſolcher Dampfwagen iſt in Taf. VII. Fig. 1. halb im Längendurchſchnitt und halb in der Seitenanſicht und in Fig. 2. im Querdurchſchnitt vorgeſtellt, Zwei Cylinder a ſind in einen Keſſel von Gußeiſen b eingeſetzt, der auswendig mit einer hölzernen Bekleidung umgeben iſt. Der verticale Querſchnitt des Keſſels iſt elliptiſch. Der untere Theil deſſelben enthält im Waſſer eine Röhre c, in welcher die Feuerung mit einem Roſte und der Aſchenfall angebracht ſind. An dem einen Ende bei d iſt die Einheizröhre, an dem andern iſt an die Röhre der Schornſtein e angeſetzt, der etwa 9 Fuß hoch iſt. Auf dem Keſſel befinden ſich bei f zwei Sicherheitsventile, welche durch Federn von der nöthigen Stärke geſchloſſen und durch Schrauben mehr oder weniger geſpannt werden können. Der Keſſel hat vier angegoſſene Füße g, mit denen er auf dem ſtarken Geſtelle des Wagens befeſtigt iſt. Die beiden Maſchinen ſind einfach wirkend. Der Dampf geht zuerſt durch einen einfach durchbohrten Regulirungshahn h, durch welchen die Menge des einzulaſſenden Dampfes beſtimmt wird, und dann durch den zweimal durchbohrten Dampfhahn bei i in den Cylinder, wo er den Kolben niederdrückt. Wird der Hahn bei i dann gedreht, ſo wird der Dampf durch ſeine zweite Öffnung in die Röhre geführt, durch welche er in die freie Luft entweicht. An jeder Kolbenſtange iſt ein Querſtück l befeſtigt, welches ſich über zwei feſten Stangen m auf- und niederſchiebt. Dieſes Querſtück hat an jeder Seite eine Lenkſtange n, welche mittelſt der Kurbeln o die an den Wellen derſelben befindlichen Räder p umdrehen. Die Pfannen der beiden Wellen ſind an dem Geſtell des Wagens befeſtigt. Die beiden Räder p greifen in ein Rad q an einer in der Mitte des Wagens ſich drehenden Welle, an deren Enden ſich zwei Räder mit großen Zähnen befinden, die in die Zähne des Geleiſes eingreifen. Die beiden Hähne bei i werden durch ein Geſtänge r in Bewegung geſetzt, das aus vier Schienen beſteht, von denen die beiden an den Enden des Keſſels auf feſten Zapfen beweglich ſind und die untere mit einer viereckigen Öffnung über die Welle des einen Rades p greift, ſo daß ein Daumen an der Welle dieſes verſchiebbare Parallelogramm bei jedem Wechſel des Hahnes hin- und herbewegt. Unter der Einheizthüre bei s befindet ſich ein Kaſten mit Kohlen, der durch punktirte Linien angedeutet iſt; am vordern Ende ein Behälter t mit Waſſer, in welchem ſich eine kleine Druckpumpe befindet. Dieſe wird durch einen Arm an dem Geſtänge bewegt und verſieht den Keſſel mit dem nöthigen Waſſer. Dieſe Dampfwagen wurden bald darauf bei mehren Kohlengruben mit Erfolg angewendet. Jeder koſtet etwa 800 Pfund Sterling und braucht in 12 Stunden etwa 800 Pfund Kohlen, er thut ſo viel als 16 Pferde, und wiegt mit allem Zubehör etwa 6 Tonnen. Wenn er wenig beladen iſt, ſo macht er 10 engländiſche Meilen in der Stunde. Sind aber 27 Kohlenwagen, jeder mit $3\frac{1}{4}$ Tonnen oder 7000 Pfund beladen, angehängt, ſo macht er in der Stunde $3\frac{1}{2}$ engländiſche Meilen. Sind die Wagen an Ort und Stelle angekommen und abgeladen, ſo müßte die Maſchine umgedreht werden; weil ſie aber dazu zu ſchwer iſt, ſo kehrt man die Bewegung dadurch um, daß man den Kolben halb in die Höhe ſteigen, dann wieder niedergehen läßt, wodurch die Bewegung der Kurbeln nach entgegengeſetzter Richtung erfolgt, wobei dann die leeren Wagen fortgeſchoben werden [27].

§. 124. Man hat vorzugsweiſe die Dampfwagen, deren Conſtruction in der Folge mehrfach abgeändert iſt, zur Fortſchaffung belaſteter Wagen auf den Eiſenbahnen benutzt, indeſſen ſind mehrmals Vorſchläge gethan worden, um ſie auch zum Transporte von Paſſagieren einzurichten. Solche Dampfkutſchen haben namentlich Griffith [28]), Burſtall und Hill [29]) vorgeſchlagen und ausgeführt. Es ſcheint jedoch, als ob dieſe Wagen auf der gewöhnlichen Landſtraße weniger brauchbar wären. Mehre Mechaniker haben dieſes zwar verſucht; ſo hat Gurney einen Dampfwagen hergeſtellt, der auf der Londoner Chauſſee und ſelbſt auf dem mit Kies beſtreuten Platze der Caſernen für die Garde-Cüraſſiere mit der Geſchwindigkeit eines Pferdes im kurzen Trabe, ſeine Probe auf eine halbe bis ganze Stunde ſehr wohl beſtanden hat [30]). Jedoch ſcheint es mir wenig wahrſcheinlich, daß man überhaupt je dahin gelangen werde, Wagen auf den gewöhnlichen Landſtraßen mit derſelben Leichtigkeit und Sicherheit durch mechaniſche Mittel in Bewegung zu ſetzen, als dieſes durch die Kraft von Thieren geſchehen iſt. Kleine im Wege liegende Steine von einem Zolle Höhe können unter gewöhnlichen Umſtänden die Laſt um $\frac{1}{16}$ vergrößern (ſ. Eisenbahnen und Fuhrwerke); die Thiere, welche mit einer ſehr ungleichen Kraft ziehen, wie dieſes Verſuche mit dem Dynamometer gezeigt haben, ſtrengen ſich in Fällen dieſer Art um dieſe Größe mehr an und benutzen den folgenden Moment, wo der Weg beſſer wird, zur Ruhe, ſo daß dadurch im Allgemeinen eine gleichförmige Geſchwindigkeit erreicht wird. Wenn aber eine gleichförmig wirkende Maſchine genöthigt wird, in einem Falle dieſer Art eine größere Kraft anzuwenden, ſo wird ſie entweder ſtille ſtehen oder ſich auf dem beſſeren Wege viel ſchneller bewegen, ſo daß im Allgemeinen eine ſehr ungleichförmige Bewegung entſteht. Wollte man auch einen Theil dieſes Übelſtandes durch ein Schwungrad vermeiden, ſo müßte dieſes eine ſehr bedeutende Größe haben, und dadurch ginge der Vortheil der Kleinheit zum Theil verloren, der Zweck aber würde hier doch nicht vollſtändig erreicht werden, da hier die regelmäßige Änderung in der Stärke des Widerſtandes, wie bei den in Bewegung geſetzten Maſchinen, fehlt.

§. 125. Nachdem ich die Einrichtung der wichtigſten Theile der Dampfmaſchine angegeben habe, wende ich mich zur Betrachtung der Wirkung bei den verſchiedenen Maſchinen. Ich übergehe hier zunächſt die von Savery und Newcomen, theils weil ſie wenig genau gearbeitet waren, theils weil hiebei ſehr viel Wärme verſchwendet wurde, deren Größe ſich aber wegen Unſicherheit der Elemente nicht genau beſtimmen läßt. Es verdienen daher nur diejenigen Maſchinen eine nähere Beachtung, welche genauer conſtruirt wenig Dampf entweichen ließen. Ich will daher nur dieſe, hauptſächlich nach **Fourier**[31]) behandeln, jedoch die numeriſchen Größen zum Theile nach den ſpäteren Verſuchen von **Arago** und **Dulong** abändern.

---

[27]) Bulletin de la Soc. d'encorragemens XIV, 80. Abh. der königl. techn. Deput. für Gewerbe S. 98. Muncke in Gehler's Wörterb. II, 500. Dupin Geometrie und Mechanik III, 363. [28]) *Gill* technical repertory I, 399. [29]) Edinb. phil. Journ. XIII, 349. [30]) Dingler Journal XXIX, 1.

§. 126. Indem der Dampf durch die Öffnungen und Röhren hindurchſtrömt, braucht er einige Zeit, ehe er die Räume, in welche er ſich bewegen ſoll, ausfüllt. Wir wollen daher hier zunächſt die Geſchwindigkeit betrachten, mit welcher ſich der Dampf aus dem Keſſel bewegt.

Es erfolge das Ausſtrömen des Dampfes in einen luftleeren Raum. Iſt hier F die Elaſticität des Dampfes bei der Temperatur T, ſo können wir dieſe Elaſticität durch eine Queckſilberſäule von der Höhe H ausdrücken. Es ſei D die Dichtigkeit des Dampfes, die des Queckſilbers als Einheit angenommen; nun iſt das ſpecifiſche Gewicht von letzterem $M = 13{,}598$, wenn alſo das Gewicht eines Kubikmeters Dampf bei der Temperatur T mit P bezeichnet wird, ſo iſt $D = \frac{P}{M}$. Iſt nun h die Höhe einer Säule von Waſſerdampf, deren Gewicht ebenſo groß iſt, als das der Queckſilberſäule, ſo iſt $h = \frac{H}{D} = \frac{H.M}{P}$, und wir können daher annehmen, daß der Dampf durch eine Säule von der Höhe $\frac{MH}{P}$ gedrückt werde. In dieſem Falle iſt die Geſchwindigkeit, mit welcher der Dampf in den leeren Raum ſtrömt, ebenſo wie bei Gaſen

$$V = \sqrt{2g.\frac{MH}{P}}$$

wo g die Größe für die Beſchleunigung durch die Schwere angibt. Findet dagegen das Ausſtrömen in einen Raum ſtatt, in welchem ſich ſchon ein elaſtiſches Fluidum von einer Elaſticität befindet, welche durch eine Queckſilberſäule h ausgedrückt wird, ſo iſt die Größe der Queckſilberſäule, welche die Bewegung bewirkt, gleich H—h, und wir erhalten in dieſem Falle als Geſchwindigkeit

$$V = \sqrt{2g.\frac{M(H-h)}{P}}$$

§. 127. Um die Geſchwindigkeit des Dampfes näher zu beſtimmen, hat **Chriſtian** einige Verſuche angeſtellt. Ein Keſſel, in welchem ſich eine quadratiſche Öffnung befand, von welcher jede Seite gleich 3 Millimetern war, wurde einem heftigen Feuer ausgeſetzt. Die Temperatur wurde nach und nach auf 105°, 110°, 115°, 120°, 125°, 130° und 135° erhoben. Bei einem Barometerſtande von $0^m{,}762$ ſtrömte ein Kilogramm Dampf bei den gegebenen Temperaturen reſpective in 43, $8\frac{1}{2}$, $6\frac{1}{6}$, $5\frac{1}{6}$, $4\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{4}$ und 3 Minuten aus. Hieraus läßt ſich die Geſchwindigkeit des Dampfes herleiten, dieſe iſt nämlich $\frac{1}{APt}$, wo A den Inhalt der Öffnung, P das Gewicht eines Kubikmeters Dampf und t die zum Ausfließen erforderliche Zeit in Secunden angibt. Die folgende Tafel enthält die beobachteten und berechneten Geſchwindigkeiten:

Temperatur.	Geſchwindigkeit	
	Theorie	Erfahrung
105°	237 Meter	208 Meter
110	323 „	273 „
115	380 „	324 „
120	423 „	334 „
125	449 „	347 „
130	478 „	363 „
105	519 „	397 „

Hier iſt die beobachtete Geſchwindigkeit kleiner als die berechnete, weil der Dampf durch eine Öffnung in einer dünnen Wand ſtrömt und alſo eine Contraction des Strahles ſtatt findet. Bezeichnen wir die beobachtete Geſchwindigkeit mit V_1, die berechnete mit V, ſo ergeben die obigen Größen folgende Relationen zwiſchen den beobachteten und berechneten Geſchwindigkeiten. Es iſt

bei 105° : $V_1 = 0{,}877\ V$
110 : $V_1 = 0{,}846\ V$
115 : $V_1 = 0{,}851\ V$
120 : $V_1 = 0{,}789\ V$
125 : $V_1 = 0{,}773\ V$
130 : $V_1 = 0{,}760\ V$
135 : $V_1 = 0{,}765\ V$

Hiernach würde der Coefficient wegen der Zuſammenziehung des Strahles nahe 0,8 ſeyn. **Fourier**, deſſen Größen etwas von den oben gegebenen abweichen, macht ſchon auf den Umſtand aufmerkſam, daß der Werth dieſes Coefficienten deſto kleiner werde, je höher die Temperatur ſteigt, und er ſcheint geneigt anzunehmen, daß die Zuſammenziehung des Strahles deſto bedeutender werde, je größer die Elaſticität des eingeſchloſſenen Dampfes iſt[32]).

Dieſes Reſultat weicht von demjenigen ab, welches uns die Verſuche über das Ausfließen von Waſſer und Luft durch Öffnungen gezeigt haben, indem bei dieſen die Druckhöhe keinen Einfluß auf die Contraction des Strahles hat, und ſcheint wenigſtens für den Fall unrichtig, wo Dämpfe in einen mit Dämpfen derſelben Art erfüllten Raum ſtrömen. Die Verſuche bei Waſſer und atmoſphäriſcher Luft haben übereinſtimmend einen Coefficienten gegeben, deſſen Werth im Mittel etwa 0,625 iſt, wie ihn auch **Tredgold** für die Bewegung des Dampfes nimt[33]). Macht nun ſchon dieſer Umſtand es wenig wahrſcheinlich, daß das von **Fourier** gefundene Reſultat richtig ſei, ſo zeigt eine einfache Betrachtung, daß der gegebene Ausdruck in dem Falle unrichtig ſei, wo Dampf aus einem Gefäße in die freie Luft ſtrömt. Wir wollen annehmen, der Verſuch werde bei einem Barometerſtande $h = 0^m{,}76$ angeſtellt und die Temperatur ſei 100°, ſo iſt $H = 0^m{,}76$ und wir erhalten alſo als Geſchwindigkeit

$$V = \sqrt{2g\,\frac{0}{P}} = 0$$

es könnte alſo in dieſem Falle durch eine enge Öffnung gar kein Dampf nach außen entweichen, was gegen alle Erfahrung ſpricht. Ja würde das Waſſer nicht bis 100° erhitzt, ſo wäre $H < h$ und die Geſchwindigkeit ſogar unmöglich, ebenfalls der Erfahrung völlig widerſprechend, da das Waſſer auch bei niederen Temperaturen aus Gefäßen mit engen Öffnungen verdunſtet. Es ſcheint demnach die obige Formel blos in dem Falle richtig zu ſeyn, wo der Dampf in einen blos mit Dampf erfüllten Raum ſtrömt, trit er dagegen in atmoſphäriſche Luft, ſo muß der Werth von h anderweitig beſtimmt werden. So viel ſcheint bis jetzt wahrſcheinlich, daß h eine zuſammengeſetzte Function aus Barometerſtand (wegen des Widerſtandes bei Bewegung der Luft durch die Poren), Dampfgehalt der Atmoſphäre und Elaſticität des ausſtrömenden Dampfes iſt. Da indeſſen bei der Dampfmaſchine der Dampf entweder in einen luftleeren oder in einen mit Dampf erfüllten Raum ſtrömt, ſo können wir hier die Formel von Fourier unbedingt annehmen und beim Austritte aus einer engen Öffnung ſetzen

---

[31]) **Karſtens** Archiv XVIII, 122—154.

[32]) **Karſtens** Archiv XVIII, 130.

[33]) *Tredgold* on steam engine p. 93.

$$V = 0{,}625 \sqrt{2g \frac{M(H-h)}{P}}$$

Für cylindriſche Röhren gibt Tredgold 34)

$$V = 0{,}813 \sqrt{2g \frac{M(H-h)}{P}}$$

Iſt die Röhre gebogen, ſo geht bei jeder Biegung ein Theil von Geſchwindigkeit verloren, welcher noch nicht beſtimmt iſt; Tredgold nimt für eine rechtwinklige Biegung den Verluſt zu $\frac{1}{10}$ an 35).

§. 128. Ich will jetzt nach Fourier die mechaniſche Kraft des Dampfes in denjenigen Maſchinen unterſuchen, in denen der Dampf ohne Expanſion wirkt. Es befinde ſich in einem Cylinder ein gut ſchließender Kolben, welchen wir uns über einem leeren Raume ſchwebend vorſtellen wollen. Wir können das Gewicht des Kolbens ausdrücken durch das Gewicht einer Queckſilberſäule, deren Höhe h, deren Baſis die Grundfläche von ihm iſt. Strömt alſo aus einem Keſſel Dampf unter dieſen Kolben, ſo kommt er mit einer Geſchwindigkeit

$$V = \sqrt{2g \frac{M(H-h)}{P}}$$

Iſt nun A die Oberfläche des Kolbens, V ſeine Geſchwindigkeit, ſo iſt ſein Gewicht AMh und die Größe ſeiner Wirkung in einer Secunde $AMhV$. Aus dem vorher gegebenen Ausdrucke für die Geſchwindigkeit des einſtrömenden Dampfes in einer Secunde wird

$$h = H - \frac{V^2 P}{2gM}$$

und hiernach wird die Größe der Wirkung des Kolbens in einer Secunde

$$AMHV - \frac{AV^3 P}{2g} \qquad (a)$$

Um dieſe Wirkung hervorzubringen, wird eine Quantität Waſſerdampf von dem Gewichte AVP verbraucht, ſetzen wir dieſes gleich einem Kilogramme, ſo iſt der mechaniſche Effect von dieſem

$$\frac{MH}{P} - \frac{V^2}{2g} \qquad (b)$$

Dieſe Größe wächſt deſto mehr, je kleiner V wird, und ſie erreicht ihr Maximum für $V = 0$. Verſuche, welche Chriſtian angeſtellt hat, haben bewieſen, daß der mechaniſche Effect des Dampfes zwiſchen den Temperaturen von 110° und 140° deſto größer wurde, je kleiner die Geſchwindigkeit des Kolbens war.

Da P einerſeits in demſelben Verhältniſſe als H wächſt, aber wegen der Ausdehnung durch die Wärme wieder kleiner wird, wenn letztere zunimt, ſo nimt P langſamer zu als H, und der mechaniſche Effect $\frac{MH}{P} - \frac{V^2}{2g}$ wird mit der Temperatur größer. Weil ferner ein Kilogramm Dampf in allen Temperaturen dieſelbe Wärmemenge zu ſeiner Bildung erfodert, ſo zeigt die obige Formel, daß es vortheilhafter iſt, Dampf von hohem Drucke bei der Maſchine zu benutzen.

§. 129. Bei den Dampfmaſchinen trit der Dampf durch engere Röhren aus dem Keſſel in den Cylinder, daher iſt V nicht mehr die Geſchwindigkeit des Kolbens, ſondern des durch die Öffnung ſtrömenden Dampfes, und A bezeichnet den Querſchnitt der Röhre und nicht des Kolbens. Nennen wir daher Geſchwindigkeit des Dampfes und Querſchnitt des Kolbens V und A, bezeichnen aber v und a dieſelben Größen bei der Röhre, ſo verwandeln ſich die Ausdrücke (a) und (b) in

$$aMHv - \frac{av^3 P}{2g} \text{ und}$$

$$\frac{MH}{P} - \frac{v^2}{2g}$$

die unter dem Kolben befindliche Dampfmenge iſt ebenſo groß, als die durch die Röhre ſtrömende, alſo verhalten ſich die Geſchwindigkeiten umgekehrt wie die Öffnungen. Es iſt $AV = av$ und $v = \frac{AV}{a}$, dadurch gehen die Ausdrücke (a) und (b) über in

$$AMHV - \frac{A^3 V^3 P}{2ga^2} \qquad (c)$$

$$\frac{MH}{P} - \frac{A^2 V^2}{2ga^2} \qquad (d)$$

Beide Ausdrücke zeigen, daß der mechaniſche Effect deſto kleiner wird, je kleiner a, alſo der Querſchnitt der Röhre iſt, und daher iſt es vortheilhafter, dieſer Röhre einen größern Durchmeſſer zu geben. Das Maximum des Effectes findet offenbar ſtatt, wenn $a = A$ wird. Dieſer Einfluß der Weite zeigt uns zugleich, weshalb Schiebventile beſſer ſind als Klappenventile oder Hähne, weil bei ihnen die Einflußöffnung größer ſeyn kann.

§. 130. Die Geſchwindigkeit des Kolbens iſt in der Regel 1 Meter in der Secunde; wenn aber die Kolbenfläche etwa 100 Mal ſo groß iſt als der Querſchnitt der Röhre, was ſich nicht ſehr von der Wahrheit entfernen möchte, ſo verwandelt ſich der Ausdruck (d) in

$$\frac{MH}{P} - \frac{10000}{2g}$$

Dieſes von Fourier gegebene Verhältniß für die Weite des Cylinders und der Zuleitungsröhre weicht ſehr von dem ab, was Boulton und Watt ausführten und was auch Tredgold für zweckmäßig hält 36), danach

---

34) *Tredgold* on steam engine. p 93.

35) l. l. p. 94.

36) *Tredgold* on steam engine p. 188.

nämlich iſt der Querſchnitt des Cylinders nur 25 Mal größer als der der Röhre, und der obige Ausdruck wurde alſo

$$\frac{MH}{P} - \frac{625}{2g}$$

Bisher haben wir angenommen, über dem Kolben befinde ſich ein völlig leerer Raum; gewöhnlich hat der Dampf hier eine Temperatur von 40°, welchem eine Elaſticität von etwa $0^m{,}053$ zugehört. Bringt man dieſen Gegendruck in Rechnung, ſo verwandelt ſich der Ausdruck (d) für den mechaniſchen Effect eines Kilogramms Dampf in

$$\frac{MH}{P} - \frac{0{,}053\ M}{P} - \frac{A^2V^2}{2ga^2}$$

Hier wird die Größe $\frac{0{,}053\ M}{P}$ mit der Temperatur kleiner, und daher vergrößert ſich der mechaniſche Effect. Es ergibt ſich daraus, daß die unvollkommene Verdichtung des Dampfes ebenfalls Veranlaſſung wird, Brennmaterial zu erſparen, wenn man Hochdruckmaſchinen mit Maſchinen vergleicht, welche mit Dämpfen von ſchwacher Preſſung arbeiten.

Mit Berückſichtigung des Druckes, welchen der nicht verdichtete Dampf über dem Kolben ausübt, wird der in einer Zeitſecunde hervorgebrachte mechaniſche Effect (c)

$$AMHV - 0{,}053\ AMV - \frac{A^3V^3P}{2ga^2}$$

Iſt $V = 1^m$, $A = 100 \,.\, a$, ſo verwandelt ſich dieſer Ausdruck in

$$AMH - 0{,}053\ AM - \frac{10000\ AP}{2g}$$

Iſt D der Durchmeſſer des Cylinders, ſo iſt $A = \frac{1}{4}\pi D^2$ und man erhält

$$\frac{1}{4}\pi D^2 \left(MH - 0{,}053\ M - \frac{10000\ P}{2g}\right)$$

Setzt man hier für M, H und P ihre Werthe, ſo erhält man für die Temperatur des ſiedenden Waſſers $7319\ D^2$, wo das Gewicht in Kilogrammen, der Durchmeſſer D in Metern ausgedrückt wird. In der Ausübung nimt man in der Regel $4666 \,.\, D^2$. Der große Unterſchied rührt davon her, daß bei letzterem Ausdrucke nur der wirkliche mechaniſche Effect genommen wird, welcher noch übrig bleibt, nachdem Friction, Bewegung der Luftpumpe u. ſ. w. ſubtrahirt ſind.

Die folgende Tafel gibt eine Überſicht von der mechaniſchen Kraft eines Kilogramms Dampf bei Maſchinen, welche ohne Expanſion wirken.

Temperatur.	Elaſticität in Atmoſphären.	Mechaniſche Kraft V = 1, A = 100a		
		Theoretiſches Maximum.	Völlig leerer Raum über dem Kolben.	Druck von $0^m{,}053$ über dem Kolben.
		Kilogramme Mal Meter.		
100	1	17,54	17,03	16,81
122	2	18,57	18,06	17,41
135	3	19,20	18,69	18,24
145,2	4	19,68	19,17	18,83
154	5	20,10	19,59	19,31
161,5	6	20,48	19,97	19,73
168	7	20,78	20,27	20,06
173	8	21,02	20,51	20,38

§. 131. Wir wenden uns zu den Maſchinen, in denen der Dampf mit Expanſion wirkt. Robiſon verſuchte es zuerſt, eine Theorie von Watts Expanſivmaſchine zu geben. Es ſei ABCD (Taf. VI. Fig. 4.) ein Durchſchnitt des Cylinders der Dampfmaſchine, EF die Oberfläche des Kolbens. Während ſich der Kolben von AB bis EF bewegt, ſtröme ungehindert Dampf hinein, dieſer werde aber abgeſchnitten, wenn jener nach EF gekommen iſt. Der Dampf dehnt ſich aus und drückt den Kolben noch immer nieder. Es bezeichne EF den Druck des hineinſtrömenden Dampfes in ſeiner ganzen Größe. Der Dampf dehne ſich aus nach dem Mariotteſchen Geſetze, und ſeine Elaſticität verhalte ſich wie ſeine Dichtigkeit, ſo können wir den Druck in einer andern Lage des Kolbens, wie KL oder DC, ausdrücken durch die Ordinaten Kl und Dc einer gleichſeitigen Hyperbel, deren Aſymptoten AE und AB ſind. Es wird alſo der ganze Druck während der Bewegung des Kolbens von EF nach DC ausgedrückt durch die Fläche EFcDE, und der Druck während der ganzen Bewegung durch die Fläche ABFcDA. Nun iſt die Fläche

$$EFcDE = ABFC \,.\, \text{log. nat.}\ \frac{AD}{AE}$$

und

$$ABFcDA = ABFE \left\{1 + \text{log. nat.}\ \frac{AD}{AE}\right\}$$

Watt ſtellte mehre Verſuche an, um die Größe der Wirkung durch Expanſion kennen zu lernen. Wurde der Zufluß des Dampfes abgeſchnitten, wenn $\frac{1}{4}$ des Hubes vollendet war, ſo betrug die Dampfmenge nur $\frac{1}{4}$ von derjenigen bei nicht expandirenden Maſchinen, dagegen betrug die mechaniſche Wirkung der letztern nur $\frac{3}{5}$ von der erſten, ſo daß als $\frac{1}{4}$ des Dampfes bei expandirenden Maſchinen nahe $\frac{3}{5}$ der Arbeit bei nicht expandirenden thut. Der Vortheil dieſer Methode wächſt in demſelben Verhältniſſe, in welchem der Dampf früher abgeſchnitten wird, aber die Zunahme der Kraft iſt nicht mehr ſehr bedeutend, wenn ſich der Dampf ſchon in ſein vierfaches Volumen ausgedehnt hat. Aus dem obigen Ausdrucke ergibt ſich folgende Tafel:

Wird der Dampf abgeſperrt	ſo wird ſeine Wirkung multiplicirt mit
bei $\frac{1}{2}$	1,7
$\frac{1}{3}$	2,1
$\frac{1}{4}$	2,4
$\frac{1}{5}$	2,6
$\frac{1}{6}$	2,8
$\frac{1}{7}$	3,0
$\frac{1}{8}$	3,2

In den Schriften über Dampfmaſchinen wird gewöhnlich dieſe von Robiſon gegebene Unterſuchung mitgetheilt [37]. Jedoch iſt hiebei ein Umſtand ganz überſehen worden. Wenn nämlich auch der Dampf bei ſeiner Ausdehnung ganz dem Mariotteſchen Geſetze folgt, ſo trit doch hier, wo die Expanſion ziemlich ſchnell erfolgt, ein Umſtand ein, welcher die Wirkung ſchwächt. Indem der Dampf ein größeres Volumen einnimt, wird nothwendig Wärme gebunden, die Temperatur des Dampfes ſinkt alſo ein wenig und ſeine Elaſticität wird geringer.

---

37) *Robiſon* Mech. phil. II, 128.

Indem hiedurch der Cylinder ebenfalls abgekühlt wird, ſo muß beim folgenden Hube der mit voller Preſſung hineinſtrömende Dampf den Cylinder erwärmen, und indem dabei eine ſchwache Condenſation ſtatt findet, kann er anfänglich nicht mit der Stärke wirken, als der Fall ſeyn würde, wenn keine Expanſion ſtatt fände.

§. 132. Auf eine andere Art hat Fourier dieſes Problem unterſucht. Wir nehmen ein Dampfvolumen A, welches ſich in einem Cylinder befindet, deſſen Baſis der Einfachheit wegen ein Quadratmeter ſeyn möge. Dieſes Volumen befinde ſich unter dem Drucke H, zu welchem die Temperatur T gehört. Wenn ſich der Dampf während der Zeit t ungehindert ausdehnt, ſo erhält er das Volumen A_1, die Elaſticität H_1 und die Temperatur T_1. Wird das Gewicht des Kolbens in dieſem Zeitpunkte durch eine Queckſilberſäule von der Höhe h ausgedrückt, ſo iſt ſeine Geſchwindigkeit in Secunden

$$V = \sqrt{2g\frac{M(H_1 - h)}{P_1}}$$

wo P_1 das Gewicht eines Kubikmeters Dampf von der Temperatur T_1 bezeichnet. In der Zeit dt durchläuft der Kolben den Weg Vdt; iſt das in dieſer Zeit gehobene Gewicht Mh, ſo iſt der mechaniſche Effect gleich $MHVdt$; da aber $h = H_1 - \frac{V^2 P_1}{2gM}$, ſo verwandelt ſich der mechaniſche Effect in

$$MH_1 V dt - \frac{V^2 P_1 dt}{2g}$$

Nun iſt ferner

$$A_1 = A\frac{H}{H_1} \cdot \frac{1 + 0{,}00375\ T_1}{1 + 0{,}00375\ T}$$

dieſes Volumen wächſt in der Zeit dt um

$$Ad. \frac{H}{H_1} \cdot \frac{1 + 0{,}00375\ T_1}{1 + 0{,}00375\ T}$$

daher wird

$$Vdt = Ad\,\frac{H}{H_1} \cdot \frac{1 + 0{,}00375\ T_1}{1 + 0{,}00375\ T}$$

Wird dieſer Werth von Vdt in dem obigen Ausdrucke für den mechaniſchen Effect ſubſtituirt, ſo wird dieſer

$$AMH_1\, d. \frac{H}{H_1} . \frac{1 + 0{,}00375\,T_1}{1 + 0{,}00375\,T} - \frac{AV^2 P_1}{2g} . d\,\frac{H}{H_1} . \frac{1 + 0{,}00375\,T_1}{1 + 0{,}00375\,T} \quad (e)$$

Wird dieſe Größe zwiſchen den Grenzen T und T_1 integrirt, ſo ergibt ſich daraus die Wirkung eines Dampfvolumens, welches von T zu T_1 übergeht. Bezeichnet darin A das Gewicht eines Kilogrammes Dampf, ſo iſt $A = \frac{1}{P}$ zu ſetzen. Dieſer Ausdruck zeigt uns, daß der mechaniſche Effect deſto mehr wächſt, je kleiner V wird, er erreicht ſein Maximum für $V = o$. In dieſem Falle wird das Maximum des Effectes eines Kilogrammes Dampf, welches ſich von T bis T_1 ausdehnt

$$\int \frac{MH_1}{P} . d\,\frac{H}{H_1} . \frac{1 + 0{,}00375\ T_1}{1 + 0{,}00378\ T} \qquad (f.)$$

§. 133. Um den Werth dieſes Integrales zu beſtimmen, müßte die Relation zwiſchen T und H genau bekannt ſeyn. Um jedoch annähernde Beſtimmungen zu erhalten, nimt Fourier an, daß die Elaſticität des Dampfes ſehr nahe in geometriſcher Reihe wächſt, wenn die Temperatur eine arithmetiſche bildet, er ändert aber den Exponenten dieſer Reihe für verſchiedene Theile der Thermometerſcale. Dieſer iſt nämlich 1,032 zwiſchen 100° und 135°; 1,026 zwiſchen 135° und 173; 1,037 zwiſchen 100° und 92°; 1,042 zwiſchen 92° und 82°; 1,044 zwiſchen 82° und 66°; 1,051 zwiſchen 66° und 38°; 1,059 zwiſchen 38° und 12°.

Bezeichnen wir dieſen Exponenten allgemein mit p und beſtimmen ihn für den jedesmaligen Theil der Scale nach der eben gegebenen Regel, ſo iſt $H_1 = \frac{H}{p^{T-T_1}}$ und dadurch verwandelt ſich der Ausdruck (f) in

$$\int P.\, p^{\frac{MH}{T-T_1}} . d\,\frac{1 + 0{,}00375\ T_1}{1 + 0{,}00375\ T} . p^{T-T_1}$$

Zwiſchen den Grenzen T und T_1 erhalten wir folgenden Ausdruck dieſes Integrales mit natürlichen Logarithmen

$$P\ \frac{MH}{(1 + 0{,}00375\ T)} \left\{ 0{,}00375 \log. p. \left(\frac{T^2 - T_1^2}{2}\right) + (\log. p. - 0{,}00375)\,(T - T_1) \right\}$$

Hieraus ergibt ſich folgende Tafel, welche die mechaniſche Kraft nachweiſt, die durch Expanſion eines Kilogrammes Dampf bis zur Temperatur von 12° hervorgebracht wird.

Temperaturen.	Elaſticität in Atmoſphären.	Mechaniſche Kraft. Kilogramme Mal Meter
173	8	95,33
168	7	92,88
161,5	6	89,74
154	5	86,19
145,2	4	82,11
136	3	77,50
122	2	70,37
100	1	58,93
92	0,75	54,27
82	0,5	47,78
66	0,25	37,16
38	0,125	17,25
12	0,0141	0

Dieſer mechaniſche Effect iſt weit bedeutender als derjenige, welchen wir in §. 130 für das Maximum fanden, jedoch wird das eben gegebene theoretiſche Maximum in der Ausübung nie erreicht.

§. 134. Fourier betrachtet nun ſpeciell die Maſchine von Woolf und Edwards (§. 94.), bei welcher der Dampf aus einem Cylinder in einen zweiten ſtrömt und ſich in dieſem expandirt. Wir wollen annehmen, beide Kolben befinden ſich auf dem tiefſten Punkte ihres Standes. In dem kleinen Cylinder befinde ſich Dampf, deſſen Elaſticität noch dieſelbe Größe hat, als er in voller Spannung beim Ausſtrömen aus dem Keſſel beſitzt; wir wollen ferner annehmen, daß ſich über dem Kolben im großen Cylinder ein völlig luftleerer Raum befinde. Es ſei H. die Elaſticität des Dampfes bei voller Spannung, A und A_1 der Querſchnitt des großen und kleinen Cylinders, V die conſtante Geſchwindigkeit des Kolbens in einer Secunde, welche wir gleich der Höhe des Cylinders ſetzen wollen. In der Zeit t durchläuft der Kolben den Weg Vt, und der mit Dampf erfüllte Raum zwiſchen beiden Cylindern iſt $AV - AVt + A_1 Vt = AV + V(A_1 - A)t$.

Beide Cylinder ſind in der Regel von einem gemeinſchaftlichen Mantel umgeben, in welchem ſich Dampf befindet, der die zu H gehörige Temperatur beſitzt, daher behält der im Innern befindliche Dampf ſtets dieſelbe Temperatur; es wird ſich daher nach der Zeit t die Elaſticität des zwiſchen beiden Kolben befindlichen Dampfes nur im Verhältniſſe der Räume ändern und alſo ſeyn

$$H.\frac{AV}{AV + (A_1 - A)Vt} = H.\frac{A}{A + (A_1 - A)t}.$$

Wird das Gewicht des kleinen Kolbens durch eine Queckſilberſäule von der Höhe h ausgedrückt, ſo iſt der Druck über dieſem Kolben gleich dem Gewichte einer Queckſilberſäule von der Höhe

$$H.\frac{A}{A + (A_1 - A)t} + h$$

Kommt dem Drucke unter dem kleinen Kolben eine Queckſilberſäule von der Höhe H zu, ſo iſt ſeine Geſchwindigkeit nach der Zeit t

$$V = \sqrt{2g\frac{M}{P}\left(H - H\frac{A}{A + (A_1 - A)t} - h\right)}$$

Soll dieſe Geſchwindigkeit conſtant ſeyn, ſo muß ſich h ändern, es muß nämlich nach der Zeit t den Werth haben

$$H - H\frac{A}{A + (A_1 - A)t} - \frac{PV^2}{2gM}$$

und folglich wird das Gewicht des kleinen Kolbens

$$AMH - AMH\frac{A}{A + (A_1 - A)t} - \frac{APV^2}{2g}$$

Der in der Zeit dt durchlaufene Weg iſt Vdt, und der in dieſer Zeit hervorgebrachte mechaniſche Effect

$$AMHVdt - AMH\frac{AVdt}{A + (A_1 - A)t} - \frac{APV^3dt}{2g}$$

Wird dieſer Ausdruck von $t = 0$ bis $t = 1$ integrirt, ſo iſt die Größe der Wirkung des kleinen Kolbens in einer Secunde

$$AMHV - AMHV\frac{A}{A_1 - A}\log.\frac{A_1}{A} - \frac{APV^3}{2g}$$

Unter dem großen Kolben iſt der veränderliche Druck nach der Zeit t gleich $H\frac{A}{A + (A_1 - A)t}$

Iſt h_1 die Höhe einer Queckſilberſäule, welche dem Gewichte des Kolbens gleich iſt, ſo wird der große Kolben durch einen Druck gehoben, welcher gleich

$$H.\frac{A}{A + (A_1 - A)t} - h_1$$

iſt. Die Dichtigkeit des Dampfes, welcher ſich unter dem großen Kolben befindet, iſt $\frac{P}{M}.\frac{A}{A + (A_1 - A)t}$ und daraus erhalten wir für die Geſchwindigkeit $V\frac{A_1}{A}$ mit welcher der Dampf aus dem kleinen Cylinder in den großen trit, die Gleichung

$$V\frac{A_1}{A} = \sqrt{\frac{2gM}{P.\frac{A}{A + (A_1 - A)t}}}\left(H\frac{A}{A + (A_1 - A)t} - h_1\right)$$

und hieraus folgt

$$h_1 = H.\frac{A}{A + (A_1 - A)t} - \frac{A_1^2 PV^2}{2gMA(A + (A_1 - A)t)}$$

Das Gewicht des Kolbens iſt

$$A_1 MH\frac{A}{A + (A_1 - A)t} - \frac{A_1^3 PV^2}{2gA(A + (A_1 - A)t)}$$

und der mechaniſche Effect in der Zeit dt wird

$$A_1 MH\frac{Adt}{A + (A_1 - A)t} - \frac{A_1^3 PV^2 dt}{2gA(A + (A_1 - A)t)}$$

Wird dieſer Ausdruck von $t = 0$ bis $t = 1$ integrirt, ſo wird die Größe der Wirkung des großen Kolbens in der Secunde

$$A_1 MHV\frac{A}{A_1 - A}\log.\text{nat.}\frac{A_1}{A} - \frac{A_1^3 PV^3}{2gA(A_1 - A)}\log.\text{nat.}\frac{A_1}{A}$$

§. 135. Addiren wir die Wirkungen bei beiden Kolben zuſammen, ſo erhalten wir als Wirkung beider in der Secunde $AMHV\left(1 + \log.\text{nat.}\frac{A_1}{A}\right)$

$$-\frac{APV^3}{2g}\left(1 + \frac{A_1^3}{A^2(A_1 - A)}\log.\text{nat.}\frac{A_1}{A}\right) \qquad (g)$$

In dieſer Zeit wird eine Dampfmenge von dem Gewichte AVP verbraucht; ſetzen wir dieſe Größe gleich einem Kilogramme, ſo iſt der von einem Kilogramme Dampf hervorgebrachte Effect $\frac{MH}{P}\left(1 + \log.\text{nat.}\frac{A_1}{A}\right)$

$$-\frac{V^2}{2g}\left(1 + \frac{A_1^3}{A^2(A_1 - A)}\log.\text{nat.}\frac{A_1}{A}\right) \qquad (h)$$

Je kleiner V iſt, deſto größer wird auch der mechaniſche Effect, es trit das Maximum ein für $V = 0$, dann wird derſelbe $\frac{MH}{P}\left(1 + \log.\text{nat.}\frac{A_1}{A}\right)$

Wird der Dampf nicht unmittelbar aus dem Keſſel in den kleinen Cylinder geleitet, ſondern ſtrömt er dahin durch engere Röhren, ſo findet etwas ähnliches ſtatt, als bei den Maſchinen, wo der Dampf ohne Expanſion wirkt. Sind a und a_1 die Durchſchnittsflächen der Röhren, ſo verwandelt ſich der mechaniſche Effect (g) in einer Secunde in $AMHV\left(1 + \log.\text{nat.}\frac{A_1}{A}\right)$

$$-\frac{APV^3}{2g}\left(\frac{A^2}{a^2} + \frac{A_1^3}{a_1^2(A_1 - A)}\log.\text{nat.}\frac{A_1}{A}\right) \qquad (i)$$

und der von einem Kilogramme Dampf hervorgebrachte Effect (h) wird $\frac{MH}{P}\left(1 + \log.\text{nat.}\frac{A_1}{A}\right)$

$$-\frac{V^2}{2g}\left(\frac{A^2}{a^2} + \frac{A_1^3}{a_1^2(A_1 - A)}\log.\text{nat.}\frac{A_1}{A}\right) \qquad (k)$$

Der mechaniſche Effect wird deſto kleiner, je geringer a und a_1 ſind, das Maximum findet ſtatt für $A = a = a_1$. Wir wollen hier annehmen, es ſei $a = a_1 = \frac{1}{100} A$ und $A_1 = 4 A$, außerdem die Geſchwindigkeit des Kolbens in der Secunde 1 m.

Die Ausdrücke (i) und (k) bedürfen noch einer Correction, weil ſich über dem Kolben kein luftleerer Raum befindet. Wir wollen annehmen, auch hier befinde ſich Dampf von 0m,053 Elaſticität, dann iſt die Correction für (i) $0{,}053\, A_1 M V$ und für (k) $\frac{0{,}053\, A_1 M}{A P}$.

Gehen wir von den angegebenen Dimenſionen aus und nehmen die nöthigen Rechnungen vor, ſo erhalten wir als mechaniſchen Effect für Dampf von ſiedendem Waſſer nahe $9800\, D^2$, wo D den Durchmeſſer des kleinen Cylinders bezeichnet. Für Dampf ohne Expanſion fanden wir (§. 130) 7319 D , alſo kleiner als im vorliegenden Falle.

Die folgende Tafel enthält die Größe des mechaniſchen Effectes von einem Kilogramme Dampf in der Maſchine von Edwards und Woolf, unter Vorausſetzung, daß der Querſchnitt des großen Cylinders 4 Mal ſo groß ſei als des kleinen.

Temperatur.	Druck in Atmoſphären.	Theoretiſches Maximum.	Mechaniſche Kraft $V = 1,\ a_1 = a,\ A = 100\, a$. Völlig leerer Raum über dem großen Kolben.	Druck von 0m,053 über dem großen Kolben.
		Kilogramme Mal Meter.		
100°	1	41,82	26,25	21,36
122	2	44,30	28,73	26,14
135	3	45,80	30,23	28,45
145,2	4	46,94	31,37	30,00
154	5	47,94	32,37	31,25
161,5	6	48,84	33,27	32,32
168	7	49,55	33,98	33,15
173	8	50,12	34,55	33,82.

§. 136. Vergleichen wir dieſe Größen mit den in §. 130 gegebenen für denſelben Atmoſphärendruck, ſo ſehen wir, daß die vorliegende Maſchine weit kräftiger wirkt. Jedoch wird in der Ausübung das eben gegebene Maximum nicht erreicht; wir dürfen nämlich nicht blos diejenige Wärme berückſichtigen, welche zur Darſtellung von einem Kilogramme Dampf in irgend einer Temperatur erfoderlich iſt, ſondern auch noch diejenige, welche dem Mantel zugeführt werden muß, um den Dampf im großen Cylinder auf einerlei Temperatur zu erhalten. Nehmen wir an, der Dampf dehne ſich aus, ſo ſinkt mit ſeiner Elaſticität zugleich ſeine Temperatur; geſetzt z. B. Dampf von 100° dehne ſich in das vierfache ſeines Volumens aus, ſo ſinkt ſeine Temperatur bis zu 61°, wie die Gleichung

$$A^1 = A\, \frac{H}{H_1} \cdot \frac{1 + 0{,}00375\, T}{1 + 0{,}00375\, T_1}$$

zeigt. Dieſe Dampfmenge, falls ſie die Temperatur von 100° behalten ſoll, abſorbirt daher von dem Mantel $100° - 61° = 39°$ Wärme. Iſt nun c die Wärmemenge, durch welche ein Kilogramm Waſſer von 0° in Dampf verwandelt wird, ſo iſt (latente Wärme des Dampfes 650°, Wärmecapacität 0,847) die Menge von Wärme, durch welche ein Kilogramm Dampf um 39° erwärmt wird, $\frac{39 .\ 0{,}847}{650} .\ c = 0{,}05082 .\ c$, und danach wird der Effect für Dampf von 100° um 0,05082, nahe $\frac{1}{10}$, vermindert. Ähnliche Reſultate laſſen ſich für die übrigen Atmoſphärendrucke herleiten und danach erhalten wir folgende Tafel.

Temperatur.	Druck in Atmoſphären.	Theoretiſches Maximum.	Mechaniſche Kraft. $V = 1,\ a_1 = a,\ A = 100\, a$ Völlig leerer Raum über dem großen Kolben.	Druck von 0m,053 über dem großen Kolben.
		Kilogramme Mal Meter.		
100°	1	39,80	24,98	20,33
122	2	41,94	27,20	24,75
135	3	43,14	28,47	26,80
145,2	4	44,12	29,49	28,20
154	5	44,97	30,36	29,31
161,5	6	45,69	31,12	30,24
168	7	46,22	31,70	30,92
173	8	46,71	32,20	31,52.

§. 137. **Fourier's** ſämtliche Arbeiten tragen zu ſehr das Gepräge der Gründlichkeit, und namentlich hat auch die vorliegende Unterſuchung beſonders bei franzöſiſchen Mechanikern und Phyſikern einen zu großen Beifall erhalten, als daß ich ſie hier hätte mit Stillſchweigen übergehen dürfen. Ich glaube jedoch, daß ſie nicht ganz naturgemäß ſei, und namentlich läßt die Theorie der Expanſionsmaſchinen viele Einwürfe zu. Die Relation zwiſchen Volumen und Temperatur des expandirten Dampfes iſt zu wenig begründet, als daß man ſie als richtig anſehen dürfte. So viel geht jedoch ſchon aus dieſer hypothetiſchen Rechnung hervor, daß die Maſchine mit zwei Cylindern nicht viel bedeutender wirkt, als eine Maſchine mit einem einzigen, wie die Vergleichung der letzten Spalten in den Tafeln in §. 136 und §. 130 zeigt, aber dieſes Übergewicht der Maſchine von Woolf und Edwards wird in der Ausübung noch vermindert. Überſehen wir auch, daß ſtets eine der Verbindungsröhren beider Cylinder mit Dampf gefüllt ſeyn muß, daß alſo hieraus einiger Verluſt entſteht, ſo muß der Mantel viel größer ſeyn, als bei einer Maſchine mit einem Cylinder, und es geht alſo mehr Wärme durch Strahlung nach außen verloren. Sodann aber iſt die Reibung bei zwei Kolben weit bedeutender, und dadurch geht ein großer Theil des Überſchuſſes an Kraft verloren. Rechnen wir dazu, daß die Maſchine zuſammengeſetzter und leichter Beſchädigungen ausgeſetzt iſt, als eine einfache, ſo wird der Gewinn ganz verſchwinden. **Tredgold**, welcher die Unterſuchung auf eine abweichende Art angeſtellt hat, folgert ſogar, es finde bei dieſer Maſchine ein Verluſt an Kraft ſtatt, nur die Bewegung werde gleichförmiger 38).

---

38) *Tredgold* on steam engine p. 189 — 191. Die Mi-

§. 138. Es hält ſehr ſchwer, aus der Elaſticität des Dampfes und dem Drucke auf den Kolben die Wirkſamkeit der Maſchine mit hinreichender Schärfe herzuleiten. Die Dampfmaſchine iſt ein ſo zuſammengeſetzter Apparat, Reibung der Kolben, hinreichend enges Anſchließen der Theile, Entweichen des Dampfes, Leichtigkeit, mit der ſich die Ventile öffnen, alles dieſes ſind Umſtände, welche auf die gehobene Laſt großen Einfluß haben. Daher läßt ſich im Allgemeinen nichts Beſtimmtes über den gegenſeitigen Werth der verſchiedenen Conſtructionsarten ſagen. Ich habe bereits oben erwähnt, daß die Verfertigung von Watt's erſter Maſchine beſonders deshalb ſo viel Zeit erfoderte, weil er keine Cylinder bekommen konnte, die hinreichend gut ausgebohrt waren. Sowie ſich nach jener Zeit die übrigen Gewerbe vervollkommneten, wurden die Dampfmaſchinen weniger koſtſpielig und beſſer. Alle Arbeiten, welche in unſern Werkſtätten ausgeführt werden, ſind nur Annäherungen an die mathematiſche Form, welche die Theorie fodert; je geſchickter ein Arbeiter iſt, je ſorgfältiger er alle Umſtände berückſichtigt, deſto mehr wird eine von ihm verfertigte Maſchine leiſten; und daher kann es wol geſchehen, daß eine Maſchine, welche von einem aufmerkſamen Arbeiter nach einem ſchlechtern Principe erbaut iſt, mehr leiſtet, als eine von einem nachläſſigen Künſtler nach gutem Principe erbaute. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß ſpätere Fabrikanten Maſchinen ſelbſt nach Watt's Princip geliefert haben, welche mehr wirkten, als die von dieſem ſelbſt verfertigten. Aber bei dieſer Vergleichung der Maſchinen dürfen wir ja nicht vergeſſen, daß auch auf ihre Behandlung ſehr viel ankommt. Man hat die Dampfmaſchine häufig dasjenige Werk des menſchlichen Kunſtfleißes genannt, welches ſich einem organiſchen Geſchöpfe am meiſten nähere; aber ſo wie organiſche Geſchöpfe zu ihrem Gedeihen eine gute Behandlung erfodern, ſo auch die Dampfmaſchine. Der Verfaſſer des Artikels Steam-engine in Rees Cyclopaedia, erzählt hievon ein auffallendes Beiſpiel. Im Jahre 1811 vereinigten ſich mehre Beſitzer von Gruben in Cornwallis dahin, den Nutzeffect ihrer größtentheils von Boulton und Watt gebauten Maſchinen regelmäßig zu meſſen, der mittlere Effect von 8 Maſchinen war 13¼ Million Kubikfuß Waſſer, welche von einem Buſchel Kohlen einen Fuß hoch in die Höhe gehoben wurden. Die Aufſeher, jetzt fürchtend, daß ihre Nachläſſigkeiten an den Tag kommen würden, beſorgten jetzt die Maſchine beſſer, und im Jahre 1815 war die mittlere Waſſermenge, welche durch ein Buſchel Kohlen gehoben wurde, 21½ Million, alſo ⅓ größer. Dadurch war die Leiſtung dieſer Maſchinen wieder auf denſelben Werth gehoben, welchen ſie in den Jahren 1793 und 1798 gehabt hatten, denn nach den Mittheilungen von Davies Gilbert fand man in dieſen Jahren reſpective 19½ und 17⅔ Millionen Kubikfuß [39]. Wie ſehr es bei dieſer Wirkung auf kleine Umſtände ankomme, davon hat Groſe bei vielen Maſchinen in Cornwallis vor kurzem einen auffallenden Beweis geliefert. Er verſtärkte die Wirkung ſehr bedeutend durch einen einfachen Kunſtgriff, dadurch, daß er die Zuleitungsröhren, Cylinder und andere Theile mit einer 10 Zoll dicken Lage von Sägeſpänen umgab, und eine eben ſo hohe Schicht Aſche auf den Keſſel legte. Durch dieſes Mittel wurde die Erkaltung verhindert, und die Maſchine, welche vorher 50 Millionen Waſſer gehoben hatte, hob nun 65 Millionen. Es wurde jetzt auf dieſe erſte Lage von ſchlechten Wärmeleitern eine zweite ebenſo dicke gelegt, und die Wirkſamkeit der Maſchine ſtieg auf 87 Millionen. Andere Maſchinen, bei denen daſſelbe einfache Mittel angewendet wurde, zeigten einen ähnlichen Erfolg [40], ja nach den Berichten, welche Henwood vierteljährlich in dem Edinb. Journ. of Science bekannt macht, hebt ein Buſchel Kohlen gegenwärtig im Durchſchnitte etwa 40 Millionen Kubikfuß bei Maſchinen, welche größtentheils von Watt herrühren.

§. 139. Savary beſtimmte ſeine Maſchinen, wie früher erwähnt wurde, zum Heben der Grubenwaſſer; die Roßmühlen, welche man früher hatte, ſollten dadurch verdrängt werden, und er führte daher eine Größe für die Berechnung des Effectes der Dampfmaſchinen ein, welche man beibehalten hat, indem man ihre Wirkung durch die Zahl von Pferden ausdrückt, welche denſelben Effect hervorbringen. Um die Größe dieſer Wirkung anzugeben, haben ſich verſchiedene Mechaniker bemüht, die Größe einer Pferdekraft zu beſtimmen. Bei den Dampfmaſchinen hat man die Beſtimmung von Boulton und Watt angenommen; danach nämlich iſt ein Pferd im Stande, täglich 8 Stunden zu arbeiten und in der Minute 33000 engliſche Pfund einen Fuß hoch zu heben. Will man alſo die Wirkung einer Maſchine in Pferdekräften angeben, ſo drückt man die von ihr geförderte Waſſermaſſe in Pfunden aus, multiplicirt das Gewicht mit der Höhe, bis zu welcher das Waſſer gefördert wurde, berechnet hieraus die in einer Minute gehobene Waſſermenge, und dividirt dieſe durch 33000.

Watt führte vermöge des mit den Käufern geſchloſſenen Contractes noch eine zweite Rechnung ein. Die Käufer nämlich verglichen die Menge von Waſſer, welche durch ein Buſchel Steinkohlen (von 88 Pfund Gewicht) gehoben wurde, und ſtellten, da Watt ⅓ des erſparten Brennmaterials erhielt, genaue Vergleichungen mit Maſchinen von Newcomen an. Dieſe Rechnung hat man beibehalten, weil es für die Beſitzer von großer Wichtigkeit iſt, möglichſt viel Feuerwerk zu erſparen. Jedoch auch dieſe Vergleichung kann zu manchen unrichtigen Reſultaten führen; kleine Differenzen im Ofen, im Schornſteine, theilweiſe Entblößung der Keſſel können bewirken, daß die Hitze bei einer Maſchine weit kräftiger wirkt, als bei einer andern, wovon die Differenzen dann häufig in der Maſchine ſelbſt geſucht werden. Verſuche, welche Watt und andere angeſtellt haben, zeigen, daß 1 Pfund Steinkohle von Newcaſtle etwa 5,9 bis 8,9 Pfund Waſſer von 0° in Dampf ver-

---

nenbeſitzer in Cornwallis haben bei Woolf's Maſchinen keinen Vortheil gefunden. Edinb. Journ. of Sc. X, 36.

39) Phil. Trans. 1831. p. 126. Watt ſelbſt gibt für die dortigen Maſchinen 24 bis 32 Millionen. *Robison* Mech. phil. II, 145.

40) *Henwood* im Edinb. Journ. of Sc. X, 37.

wandeln konnte, das Mittel iſt etwa 7,2 Pfund Dampf, die durch 1 Pfund Kohlen erzeugt werden [41]. Um Maſchinen, die mit verſchiedenem Feuerwerk unterhalten werden, mit einander zu vergleichen, theile ich hier folgende Tafel mit, welche die heizende Kraft verſchiedener Körper zeigt, die obige Größe für Steinkohlen als Einheit angeſehen.

	Heizkraft
Steinkohle im Mittel	1
Holzkohle	0,98
Sehr dürres Holz	0,51
Holz das 0,2 Waſſer enthält . . .	0,41
Guter Torf	0,28
Schlechter Torf	0,16

§. 140. Watt verglich ſeine Maſchinen ſehr genau mit denen von Newcomen. Nach einem Actenſtücke, welches auf der Grube Poldice im Jahre 1778 aufgenommen wurde, konnte man mit einem Buſchel Kohlen bei den atmoſphäriſchen Maſchinen 7'037800 Pfund Waſſer einen Fuß hoch heben, und dieſe Größe wurde in der Folge den meiſten Beſtimmungen zum Grunde gelegt [42]. Im Jahre 1793 betrug dieſe Größe $19\frac{1}{2}$, im Jahre 1798 $17\frac{2}{3}$ Millionen, doch ſchwankte letztere Größe zwiſchen 10 und $27\frac{1}{2}$ Millionen bei verſchiedenen Maſchinen [43]. Die Meſſungen in Cornwallis, die mir aus ſpätern Zeiten bekannt ſind, enthält folgende Tafel [44].

1811	Ein Buſchel Kohlen hob . .	15	Millionen
1812	. . . .	$17\frac{4}{5}$	—
1813	. . . .	$19\frac{2}{5}$	—
1814	. . . .	$20\frac{2}{5}$	—
1823 [45]	. . . .	$26\frac{9}{10}$	—
1824	. . . .	28	—
1825	. . . .	29	—
1826	. . . .	$28\frac{2}{5}$	—
1827	. . . .	32	—
1828	. . . .	$34\frac{4}{5}$	—
1829	. . . .	41	—
1830 [46]	. . . .	43	—

Die meiſten dieſer Maſchinen ſind von Watt, und die obige Tafel zeigt uns hinreichend, daß durch große Aufmerkſamkeit in den letzten Jahren die Wirkung faſt auf das Dreifache von der erhoben iſt, welche im Jahre 1811 beobachtet wurde.

Vergleichen wir mit dieſer Mittelzahl, wo gute und ſchlechte Maſchinen genommen ſind, die Wirkung einzelner Maſchinen von Woolf, ſo zeigt ſich allerdings, daß letztere kräftiger wirken. Nach den mehrmals erwähnten Berichten hoben zwei dieſer Maſchinen im Jahre 1815 etwa 50 Millionen, eine Maſchine in der Grube Huel Abraham hob im Mai 1815 eine Laſt von nahe 57 Millionen, die größte bis dahin erlangte Kraft bei Dampfmaſchinen [47]. Im Mittel von 4 Monaten hob dieſe Maſchine im Jahre 1823 nur 46 Millionen. Bei einer andern Maſchine auf derſelben Grube betrug dieſer Effect im Jahre 1826 nur 25 Millionen; eine andere Maſchine bei der Grube Huel Wentworth hob im Jahre 1824 28,6, im Jahre 1825 27,6 Millionen; die Maſchine bei der Grube Huel Alfred hob im Jahre 1825 39,9, im Jahre 1826 40,4 Millionen [48]. Wir ſehen hieraus, daß die Maſchinen von Woolf eben ſolche Differenzen zeigen, als die von Watt. Aber ſelbſt jene größte, bis dahin bekannte Leiſtung von 57 Millionen wird gegenwärtig von mehren gut gehaltenen Maſchinen übertroffen, welche von Watt conſtruirt, nach den Tabellen von Henwood mehr als 60, ſelbſt mehr als 75 Millionen heben. Ich glaube, daß dieſe Erfahrungen nebſt den oben gegebenen Bemerkungen hinreichend zeigen, wie wenig man den Ankündigen von Woolf und den Empfehlungen ſeines Freundes Tilloch faſt in jedem Bande des Philosophical Magazine trauen dürfe.

§. 141. Sah ich mich genöthigt, den Woolf'ſchen Maſchinen, trotz der ziemlich allgemein angenommenen entgegengeſetzten Anſicht, keinen Vorzug vor den Watt'ſchen einzuräumen; ſo kann ich auch nicht in das Lob einſtimmen, welches ſo häufig den Maſchinen mit hohem Drucke ertheilt worden iſt. Vergleichende Verſuche ſind nur in geringer Zahl angeſtellt worden. Eine Maſchine von Trevithik hob im Jahre 1804 mit einem Buſchel Kohlen $17\frac{1}{2}$ Million Pfund Waſſer [49], und eine Maſchine auf der Grube Huel Damſel von demſelben wirkt, nach den Regiſtern von Henwood, nicht ſtärker als andere Maſchinen von Watt. Auch haben die Hochdruckmaſchinen in Cornwallis keinen großen Beifall gefunden.

Dagegen hat namentlich die von der franzöſiſchen Regirung niedergeſetzte Commiſſion, deren Mitglieder Laplace, Prony, Girard, Ampère und Karl Dupin waren, behauptet, daß die Hochdruckmaſchinen weit vortheilhafter wären, als die mit niederem Drucke, indem durch jene ſehr bedeutend viel Feuerwerk erſpart werden ſollte [50], jedoch ſtützen ſie ſich hiebei nur auf die obigen Verſuche von Woolf [51], welche nach dem Geſagten wenig beweiſen.

Wollen wir den Werth der verſchiedenen Maſchinen näher vergleichen, ſo müſſen wir drei Punkte vor Augen haben, nämlich den Raum, den ſie einnehmen, die Menge von Waſſer, die zu ihrer Erhaltung erfodert wird, und die Menge von Brennmaterial. Die Hochdruckmaſchinen erfodern wenig Waſſer und nehmen einen kleinern Raum ein, als Watt'ſche Maſchinen. In Städten, wo der Raum eng iſt, auf Schiffen und auf Dampfwagen verdienen daher dieſe Maſchinen den Vorzug, und daher werden auch in den meiſten Fabriken, beſonders in größeren Städten, Hochdruckmaſchinen benutzt [52]).

---

[41] *Tredgold* on steam engine p. 119.

[42] Phil. Trans. 1831. p. 123.

[43] Daſ. S. 126. Eine Maſchine, welche nur 6 Millionen gab, war jedenfalls fehlerhaft.

[44] Nicholſon prakt. Mechaniker. S. 200.

[45] Nach *Henwood* im Edinb. Journ. of Sc. X, 49.

[46] Nur die erſten ſechs Monate.

[47] *Rees* Cyclop Art. Steam engine.

[48] Nach *Henwood* im Edinb. Journ. of Sc. X, 45.

[49] *Rees* Cyclop. Art. Steam engine. Abh. der kön. techn. Deput. für Gewerbe. S. 98 u. 109.

[50] Dupin Geometrie und Mechanik. III, 342.

[51] Nachdem Henwood erzählt hat,

§. 142. Ein anderes iſt es mit der Erſparung an Feuermaterial. Nach der oben mitgetheilten Unterſuchung von Fourier verhält ſich der von einem Kilogramme Dampf hervorgebrachte Effect bei dem Drucke von einer Atmoſphäre zu dem bei 8 Atmoſphären wie 15,81 : 20,33 = 1 : 1,28 (§. 130. Tabelle, Spalte 5.), es würde danach alſo mehr als ¼ an Wirkung gewonnen werden. Ich glaube jedoch, daß ſich auch gegen dieſen Theil der Unterſuchung von Fourier gegründete Einwendungen machen laſſen. Fourier nimt nämlich an, Dampf von hoher Spannung erfodere zu ſeiner Bildung nicht mehr Wärme als Dampf von niederem Drucke, und er folgert daraus ſchon, daß es vortheilhafter ſei, Dampf von hoher Spannung zu benutzen (§. 128). Iſt dieſe Behauptung in theoretiſcher Hinſicht auch vollkommen richtig, ſo wird das Reſultat in der Praxis ſchon dadurch geändert, daß die erhitzteren Gefäße eine größere Menge von Wärme ausſtrahlen, und alſo ſchon deshalb mehr Feuer erfodern. Aber es liegt der Berechnung von Fourier noch eine zweite Hypotheſe zum Grunde, welche nur bei wenigen Maſchinen ihre Anwendung findet. Fourier nimt nämlich an, der Kolben bewege ſich in einem leeren Raume, oder es ſei doch der Dampf bis zu 40° condenſirt, und danach findet er für den mechaniſchen Effect eines Kilogrammes Dampf

$$\frac{MH}{P} - \frac{0{,}058\,M}{P} - \frac{A^2V^2}{2ga^2}$$

Aber in der Regel findet bei den Hochdruckmaſchinen keine Condenſation Statt, der Dampf entweicht nach außen, und es wirkt dem Kolben ein Druck von wenigſtens einer Atmoſphäre entgegen. Dadurch geht der eben gegebene Ausdruck über in

$$\frac{MH}{P} - \frac{0{,}76\,M}{P} - \frac{A^2V^2}{2ga^2}$$

Berechnen wir danach den mechaniſchen Effect bei einem Drucke von 8 Atmoſphären, ſo wird er 17,93, alſo 1,13, wenn der bei einer Atmoſphäre als Einheit angeſehen wird. Ich glaube, daß auch noch dieſe Größe die Wahrheit ein wenig überſteigt, da der Dampf, der aus der Öffnung entweicht, wahrſcheinlich anfänglich noch einen Druck ausübt, welcher den von einer Atmoſphäre überſteigt; würde derſelbe zu 1½ Atmoſphären angenommen, ſo wäre der mechaniſche Effect 16,64 wenig größer als bei einer Watt'ſchen Maſchine mit niedrigem Drucke.

Iſt nun dieſes theoretiſche Reſultat aus den Unterſuchungen eines der ſcharfſinnigſten Vertheidiger der Hochdruckmaſchinen letzteren wenig günſtig, ſo wird dieſer geringe Vortheil, den die Theorie nachweiſt, in der Ausübung noch ſehr vermindert. Da der Kolben nicht ſo feſt am Cylinder liegt, als es die mathematiſche Theorie erfodert, ſo entweicht der Dampf in deſto größerer Menge, je höher ſeine Spannung iſt; da ſich ferner die Kolben bei dieſen Maſchinen meiſtens ſchneller bewegen, als bei denen mit niedrigem Drucke, ſo iſt die Abnutzung weit leichter möglich, was auch die franzöſiſche Commiſſion zugibt [53]); letztere fügt freilich hinzu, daß neuere Vervollkommnungen, die man bei der Erbauung der Dampfmaſchinen anbrachte, dieſen wichtigen Nachtheil ſehr vermindert haben. Aber läßt ſich dieſe ſorgfältigere Arbeit nicht auch bei den Maſchinen anbringen, die nach Watt's Princip erbaut ſind?

Als Reſultat der bisher geführten Unterſuchung glaube ich folgenden Satz aufſtellen zu können: Werden Maſchinen mit niedrigem Drucke ſorgfältig conſtruirt, gehörig abgewartet und im brauchbaren Zuſtande gehalten, ſo erzeugen ſie bei derſelben Menge von Feuer dieſelbe Wirkung als Maſchinen mit hohem Drucke.

§. 143. Auf eine etwas abweichende Art iſt das Problem über die Wirkſamkeit der verſchiedenen Maſchinen in den Abhandlungen der königl. techniſchen Deputation für Gewerbe S. 361 u. fg. gelöſt worden. Ich will hier die wichtigſten Reſultate dieſer Unterſuchung mittheilen, enthalte mich aber einer jeden Beurtheilung derſelben und einer Vergleichung mit der Arbeit Fourier's, da es noch zu ſehr an genügenden Erfahrungen fehlt, um hierüber hinreichend ſicher urtheilen zu können.

Bei den Maſchinen ohne Kolben, ſo wie ſie Savary zuerſt angegeben hat, drückt der Dampf unmittelbar auf die Oberfläche des zu hebenden Waſſers. Enthält dieſe Fläche F Zolle, ſo iſt EF der Druck auf dieſe, wo E den Druck des Dampfes bezeichnet. Soll das Waſſer auf die Höhe H gehoben werden, ſo iſt das Gewicht der zu hebenden Waſſerſäule in preuß. Pfunden $H.\frac{F}{144}.66$, oder wenn wir noch die Waſſerſäule von 32 Fuß als Druck der Atmoſphäre hinzurechnen, ſo iſt der Druck der ganzen zu hebenden Waſſerſäule alſo $EF = \frac{11}{24}(H + 32)F$, oder $E = \frac{11}{24}(H + 32)$. Sollte alſo das Waſſer z. B. auf 100 Fuß gehoben werden, ſo müßte E, alſo der Druck auf einen Zoll, gleich 60,5 Pfund ſeyn. Dabei aber findet noch keine Bewegung ſtatt. Es müſſen vorher die Hinderniſſe der Bewegung überwunden werden, die durch die Adhäſion des Waſſers in den Röhren und beim Durchgange des Waſſers durch die verſchiedenen Öffnungen entſtehen; ebenſo muß eine Kraft vorhanden ſeyn, um dem Waſſer die nöthige Bewegung mitzutheilen. Alle dieſe Widerſtände wollen wir durch Waſſerſäulen ausdrücken. Es ſei alſo H′ die Höhe der Waſſerſäule, welche der Adhäſion des Waſſers in den Röhren und dem Widerſtande beim Durchgange durch die Röhren gleich iſt,

---

daß vorzüglich Tilloch durch ſeine Anpreiſungen den Maſchinen von Woolf Credit verſchafft habe, fährt er fort: To this and Mr. Woolf's alleged experiments are due the very absurd notions of the great economy from the use of highly elastic steam, which for so many years obscured that quarter of the scientific horizon. Edinb. Journ. of Sc. X, 36.

[52] *Dupin* l. l.

[53] Dupin Geometrie. III, 343.

H'' die Höhe einer Waſſerſäule, welche die nöthige Bewegung hervorbringt. Die Höhe H' hängt von dem Querſchnitte des Recipienten F, ſeiner Länge l, dem Querſchnitte der Röhren f, ihrer Länge L, der Öffnung des Ventiles f' und von der Geſchwindigkeit des bewegten Waſſers ab. Bei einer Waſſermenge in einer Secunde M iſt $\frac{144\,M}{F}$ die mittlere Geſchwindigkeit w in dem Recipienten. In den Röhren muß dann die Geſchwindigkeit $w' \frac{F}{f} = \frac{144\,M}{F} \cdot \frac{F}{f} = \frac{144\,M}{f}$ und in der Öffnung des Ventiles $\frac{w\,F}{f'} = \frac{144\,M}{f'}$ ſeyn. Für den freien Ausfluß hat man bei einer Geſchwindigkeit c in der Öffnung die Höhe $= 0{,}006\,c^2$. Dieſe Höhe iſt nach der Geſtalt der Öffnung verſchieden, aber immer größer als $0{,}016\,c^2$; wir wollen ſie gleich $\frac{c^2}{\alpha^2}$ ſetzen, wo α eine durch Erfahrungen näher zu beſtimmende Conſtante iſt. Der Unterſchied beträgt alſo $\frac{c^2}{\alpha^2} - 0{,}016\,c^2$. Iſt der Einmündung die gehörige Geſtalt gegeben, ſo iſt $\alpha = 7{,}646$ oder $\frac{c^2}{\alpha^2} = 0{,}017\,c^2$. In dem vorliegenden Falle iſt daher die Höhe des Widerſtandes

$$= 0{,}017\,w^2 \frac{F^2}{f^2} - 0{,}016\,w^2 \frac{F^2}{f^2} = 0{,}001\,w^2 \frac{F^2}{f^2}$$

oder $0{,}001 \left(\frac{144\,M}{f}\right)^2$. Dazu kommt der Widerſtand beim Durchgange durch den Hahn, und hier iſt wegen der ſcharfen Kanten die Widerſtandshöhe $\alpha = 4{,}89$, alſo $\frac{1}{\alpha^2} = 0{,}0417$ und die Höhe $= 0{,}0417\,w^2 \frac{F^2}{f'^2}$. Weil aber das Waſſer hinter dem Hahn mit der Geſchwindigkeit $w \frac{F}{f}$ in der Röhre weiter geht, ſo gehört zur Überwindung des Widerſtandes in der Öffnung die Höhe

$$0{,}0417\,w^2 \frac{F^2}{f'^2} - 0{,}016\,w^2 \frac{F^2}{f^2} = 0{,}0417 \left(\frac{144\,M}{f'}\right)^2$$

$- 0{,}016 \left(\frac{144\,M}{f}\right)^2$. Blieben die Röhren nicht gleich weit, ſo müßte bei dem Eintritte des Waſſers in jede folgende Röhre eine ähnliche Widerſtandshöhe berechnet werden. Zu den beiden berechneten Widerſtänden kommt noch die Adhäſion des Waſſers; die Waſſerſäule, welche dieſem Widerſtande das Gleichgewicht hält, iſt in dem Recipienten $w^2 \frac{l}{2006\,D}$ und in der Steigröhre $w^2 \frac{F^2}{f^2} \cdot \frac{L}{2006\,d}$, alſo in beiden

$$\frac{w^2}{2006}\left(\frac{l}{D} + \frac{F^2}{f^2}\,\frac{L}{d}\right) = \frac{(144\,M)^2}{2006\,F^2}\left(\frac{l}{D} + \frac{F^2}{f^2}\,\frac{L}{d}\right)$$

Folglich iſt die Waſſerſäule, welche allen Widerſtänden das Gleichgewicht hält

$$H' = 0{,}001 \left(\frac{144\,M}{f}\right)^2 + 0{,}0417 \left(\frac{144\,M}{f'}\right)^2$$

$$- 0{,}016 \left(\frac{144\,M}{f}\right)^2 + \frac{(144\,M)^2}{2006\,F^2}\left(\frac{l}{F^2\,D} + \frac{L}{f^2\,d}\right)$$

$$= (144\,M)^2 \left\{\frac{0{,}0417}{f'^2} - \frac{0{,}015}{f^2} + \frac{1}{2006}\left(\frac{l}{F^2\,D} + \frac{L}{f^2\,d}\right)\right\}$$

Soll nun das Waſſer in dem Recipienten ſich mit der mittleren Geſchwindigkeit w bewegen, ſo gehört dazu eine Kraft P, welche gleich iſt dem Producte der Maſſe mit dem Wege $w\,t$ der zu bewegenden Maſſe, dividirt durch $15\frac{5}{8}\,t^2$, wo t die Zeit der Bewegung iſt. Dieſe Kraft iſt gleich dem Gewichte der Waſſerſäule von der Höhe H'', alſo $66\,H'' \frac{F}{144}$. Die in Bewegung zu ſetzende Waſſermaſſe im Recipienten iſt $66\,l \frac{F}{144}$, die Maſſe in der Röhre iſt $66\,L \frac{f}{144}$, in letzterer iſt die Geſchwindigkeit $w \frac{F}{f}$, und wir erhalten daher

$$66\,H'' \frac{F}{144} = \frac{w\,t \,.\, 66\,l\,F}{144 \cdot 15\frac{5}{8}\,t^2} + \frac{w\,F\,t \,.\, 66\,L\,F}{144\,f \,.\, 15\frac{5}{8}\,t^2}, \text{ alſo}$$

$$H'' = \frac{w}{15\frac{5}{8}\,t}\,(l + L)$$

oder da $w = \frac{144\,M}{F}$

$$H'' = \frac{144\,M}{15\frac{5}{8}\,t\,F}\,(l + L)$$

Nun iſt die Zeit $t = \frac{l}{w} = \frac{l\,F}{144\,M}$, folglich

$$H'' = \frac{144^2\,M^2}{15\frac{5}{8}\,l\,F^2}\,(l + L)$$

Es iſt demnach der ganze Widerſtand gleich der Höhe einer Waſſerſäule von der Länge $H + 32 + H' + H''$ und mithin

$$E\,F = \frac{66\,F}{144}\,(H + 32 + H' + H'')$$

$$E = \tfrac{11}{24}\,(H + 32 + H' + H'')$$

Wäre z. B. $H = 100'$, $M = 1$ Kubikfuß, $D = 1'$, alſo $F = 113{,}09$ Quadratzoll, $d = \frac{1}{2}'$ alſo $f = 28{,}27$ Quadratzoll, $f' = 28{,}27$, $l = 5'$, $L = 105'$, ſo iſt

$$H' = 2{,}26'$$

$$H'' = 2{,}2828'$$

alſo $E = 62{,}58$ Pfund

und die Zeit einer Ausleerung des Recipienten $t = 3{,}92$ Secunden.

Wären zwei Recipienten vorhanden, von denen der eine das Waſſer in die Höhe treibt, während der andere ſich anfüllt, ſo würde die Zeit des Anfüllens im Recipienten ebenfalls 3,92 Secunden dauern. Erwägen müſſen wir jedoch hiebei, daß nie ein vollkommen leerer Raum entſteht, weil theils die Dämpfe, theils die aus dem Waſſer entweichende Luft einen Druck ausüben. Nehmen wir daher an, die Höhe der drückenden Luftſäule betrage nicht 32, ſondern 28′ und iſt h die Höhe des untern Theiles des Recipienten über der Oberfläche des Waſſers im Brunnen, ſo iſt die bewegende Kraft im Anfange gleich dem Gewichte einer Waſſerſäule von der Höhe $28 - h$, am Ende von der Höhe $28 - (h + l)$, alſo im Durchſchnitte von der Höhe $28 - h - \frac{1}{2}\,l$. Dazu kommen nun noch die Bewegungshinderniſſe. Berechnen wir dieſe auf dieſelbe Art als oben und ſetzen die Länge der Röhre gleich 28′, ſo finden wir für die obigen Dimenſionen $h = 24{,}92'$, alſo in der Zeit $2t = 7{,}85$ Secunden werden 3,92 Kubikfuß Waſſer auf die Höhe von 124,92 Fuß gehoben, oder bei zwei Recipienten werden 7,85 Kubikfuß ebenſo hoch gehoben. Wir erhalten daher in 7,85 Secunden ein Moment von $7{,}85 \,.\, 124{,}92 \,.\, 66 = 64721$ oder für die Minute von 494683,2, was nahe 16 Pferdekräfte beträgt.

Die dazu erfoderliche Dampfmenge iſt $l\,\frac{F}{144}$ in der Zeit $2t$, alſo in 7,85 Secunden 7,85 Kubikfuß. Dieſer Dampf iſt jedoch nur derjenige, welcher als wirklich treibende Kraft wirkt, eine bei weitem größere Menge wird aber erfodert, um dem Waſſer eine ſo hohe Temperatur zu geben, daß die Condenſation des ſpäter ankommenden Dampfes verhindert wird.

§. 144. Bei der Newcomenſchen Maſchine iſt der Druck der Luft die bewegende Kraft, und der Dampf dient nur zur Erzeugung eines leeren Raumes. Iſt daher e der Druck der Luft gegen einen Quadratzoll in Pfunden; F die Kolbenfläche in Zollen, ſo iſt eF der ganze Druck der Luft auf die Kolbenfläche als bewegende Kraft. Dieſer Kraft wirken die unter dem Kolben befindlichen Dämpfe und Luft von dem Drucke e' und die am andern Ende des Balanciers befindliche Laſt Q entgegen. Die bewegende Kraft iſt daher nur noch $eF - e'F - Q$. Die zu bewegende Laſt iſt $M + Q$, wo M die auf das Ende des Balanciers reducirte Maſſe deſſelben iſt. Dadurch erhält man den Weg in der erſten Secunde

$$G = 15\tfrac{5}{8}\,\frac{(e - e')\,F - Q}{M + Q}$$

und die Länge des Kolbenhubes in Fußen

$$l = 15\tfrac{5}{8}\,\frac{(e - e')\,F - Q}{M + Q} \,.\, t^2$$

wo t die Zeit eines Hubes bedeutet. Hieraus folgen

$$F = \frac{l\,(M + Q) + 15\tfrac{5}{8}\,t^2\,Q}{15\tfrac{5}{8}\,t^2\,(e - e')}$$

$$Q = \frac{15\tfrac{5}{8}\,t^2\,(e - e')\,F - lM}{15\tfrac{5}{8}\,t^2 + l}$$

Hätte man z. B. eine Maſchine von 60″ Durchmeſſer, ſo wäre $F = 2827{,}43$ Quadratzoll; iſt $l = 10'$, $t = 3''$, $e = 15$ Pfund, $e' = 2$ Pfund, das Gewicht des Balanciers aufs Ende reducirt $M = 2400$ Pfund, ſo würde $Q = 34156{,}98$ Pfund. Dieſer Widerſtand beſteht aus der von der Maſchine wirklich zu hebenden Laſt, der Reibung des Kolbens und der Kraft, welche zur Bewegung der Maſſen erfodert wird. Die Bewegung fängt dabei von o an und erreicht eine Geſchwindigkeit von 31,25. Gt. Damit würde der Kolben auf den Boden des Cylinders aufſtoßen und dieſen zerſprengen; um dieſes zu vermeiden, läßt man die Dämpfe in den Cylinder treten, ehe der Kolben den niedrigſten Punkt erreicht hat, wodurch aber ein Theil der Kraft verloren geht. Um den Aufgang des Kolbens zu bewirken, müſſen theils die Dämpfe einen etwas ſtärkern Druck e'' ausüben, als die Atmoſphäre, theils bringt man außer den am andern Ende des Balanciers hängenden Laſten q noch ein Gegengewicht q' an. Die bewegende Kraft iſt dann $(e'' - e)\,F + q + q'$, die zu bewegende Maſſe iſt das Gewicht des Kolbens mit ſeiner Reibung p, die Maſſe des Balanciers M mit den damit verbundenen Theilen. Es iſt alſo

$$G = 15\tfrac{5}{8}\,\frac{(e'' - e)\,F + q + q'}{M + p}$$

Soll der Aufgang in derſelben Zeit erfolgen, als der Niedergang, ſo muß

$$15{,}625\,\frac{(e'' - e)\,F + q + q'}{M + p} = 15{,}625\,\frac{(e - e')\,F - Q}{M + Q}$$

ſeyn, wodurch ſich q' beſtimmen läßt. Auch hier müſſen die Dämpfe früher condenſirt werden, als der Kolben die höchſte Stelle erreicht, wenn die Maſchine keinen Schaden leiden ſoll.

Die mittlere Geſchwindigkeit des Kolbens c iſt bei einer ſolchen Maſchine etwa $\frac{l}{t}$ und daher das Moment der Laſt Qc. So erhält man in unſerm Beiſpiele $c = \frac{10}{3} = 3\tfrac{1}{3}'$, das Moment der Laſt $Qc = 113856{,}6$; daher das Moment für eine Minute, wo beim Aufgange des Kolbens in der Hälfte der Zeit die Kraft nicht wirkſam iſt 3′ 415 698. Da aber durch die übrigen Widerſtände und die verminderte Geſchwindigkeit beinahe die Hälfte verloren geht, ſo kann man als wirkſames Moment nur etwa $\frac{7}{12}$ des vorigen, alſo 1′ 992 490 rechnen. Um dieſes Moment ſchnell zu berechnen, nimt man den Druck von 7 Pfund auf jeden Quadratzoll und multiplicirt damit die mittlere Geſchwindigkeit, die auf die Bewegung der Laſt verwendet wird. Man erhält alſo für die Secunde $7F\frac{l}{t}$, oder für die Minute bei Beachtung des Umſtandes, daß nur die Hälfte der Zeit zum Heben der Laſt verwendet wird, $7 \,.\, 30 \,.\, F\frac{l}{t}$. Iſt ſtatt der Zeit t die Zahl der Niedergänge des Kolbens in einer Minute n gegeben, ſo wird das Moment der Kraft $7nlF$.

Die Dampfconſumtion einer ſolchen Maſchine bei jedem Aufgange des Kolbens ſollte eigentlich $\frac{Fl}{144}$ Kubikfuß, alſo in der Minute $\frac{1}{144}Fnl$ betragen. Bei den älteren Einrichtungen, wo das Condenſationswaſſer unmittelbar in den Cylinder ſtrömte und der Kolben ſelten hinreichend dicht ſchloß, war ſie nach den Beobachtungen von Watt noch einmal ſo groß.

§. 145. Auf eine ähnliche Art als hier die Atmoſphäre wirkt der Druck des Dampfes bei den atmoſphäriſchen Maſchinen auf den Kolben, und die Berechnung iſt ganz dieſelbe. Hat der Dampf eine Elaſticität von 28″, ſo nimt man als Druck des Dampfes auf einen Quadratzoll gewöhnlich 7½ Pfund. Da die Theile meiſtens ſorgfältiger gearbeitet ſind, ſo nehme man für jeden Hub $\frac{5}{4}\,\frac{F}{144}\,l$, alſo für n Hube in der Minute $\frac{5}{576}\,Fnl$ Kubikfuß Dampf.

§. 146. Da die Cylindermaſchinen eine hin- und hergehende Bewegung haben, welche bei jedem Hube mit o anfängt, und dann am Ende des Hubes ein Moment erlangen, welches nur den Druck auf die Zapfen vermehrt und von der Maſchine wieder zerſtört werden muß, ſo hat man ſich bemüht, dieſen Übelſtand bei den Expanſionsmaſchinen zu vermeiden. Man hat bei Maſchinen mit einem Cylinder im Anfange den Druck auf den Kolben eF, den vom Condenſator her entgegen wirkenden Druck $e'F$. Sind nun q ſämtliche Widerſtände und M ſämtliche Maſſen auf das Ende des Balanciers reducirt, ſo iſt die beſchleunigende Kraft gleich $\frac{F(e-e')-q}{M}$ und daher die in der Zeit t' erlangte Geſchwindigkeit

$$c = 2g\,\frac{F(e-e')-q}{M} \cdot t'$$

Mit dieſer erlangten Geſchwindigkeit würde das Ganze ſich weiter bewegen, ſo daß kein fernerer Dampfdruck nöthig wäre. Schließt man daher am Ende der Zeit t' das Dampfventil, ſo muß die Bewegung fortdauern, bis ſie vermöge der Widerſtände verſchwindet. Iſt nun A der Inhalt der Zuleitungsröhren vom Ventile bis über den Kolben und der Kolbenhub h etwa in 12 Theile getheilt, und hört der Druck etwa beim $r$ten Theile des Hubes auf, ſo iſt der Druck des Dampfes auf den Kolben bis zu dem gedachten Punkte $F(e-e')$. Dann muß ſich der Dampf bei jedem folgenden Theile in einen größern Raum ausdehnen. Bis zum $r$ten Theile iſt der Raum $A + \frac{r}{12} hF$; beim folgenden Theile wird er $A + \frac{r+1}{12} hF$ und ſo weiter, bis er zuletzt $A + hF$ wird. Nehmen wir an, daß der Druck des Dampfes ſich umgekehrt verhält wie das Volumen, ſo wird derſelbe am Ende des $r+1$ſten Theiles

$$\frac{A + \frac{r}{12} hF}{A + \frac{r+1}{12} hF} \cdot Fe - Fe' = \left\{\frac{12A + rhF}{12A + (r+1)hF}\, e - e'\right\} F$$

und am Ende des Hubes iſt derſelbe

$$\left\{\frac{12A + rhF}{12A + 12hF}\, e - e'\right\} F$$

woraus ſich der mittlere Druck auf den Kolben berechnen läßt. Die dazu verwendete Dampfmenge iſt $A + \frac{r}{12} hf$. Hätte man z. B. einen Kolben von 25 Zoll Durchmeſſer, ſo iſt $F = 490{,}873$ Quadratzoll. Es ſei ferner $A = 1200$ Zoll, $h = 4' = 48''$, $e = 15$ Pfund, e' gleich 2 Pfund, und das Ventil ſchließe ſich beim 9ten Theile des Hubes, ſo iſt der gleichförmige Druck während der 9 erſten Theile 7853,968 Pfund. Am Ende des 10ten Theiles wird derſelbe 7014,575; am Ende des 11ten Theiles 6337,160 und am Ende des Hubes 5527,230 Pfund und wir erhalten daher als mittleren Druck

$$\frac{7853{,}968 \cdot 9 + 7014{,}575 + 6337{,}160 + 5527{,}230}{12}$$
$$= 7463{,}723 \text{ Pfund.}$$

Die dazu erfoderliche Dampfmenge iſt $A + \frac{r}{12} hF = 18871{,}425$ Kubikzoll. Hätte man das Ventil erſt am Ende des Hubes geſchloſſen, ſo hätte man durchgängig 7863,968 Pfund als Kraft gehabt, hätte aber 24761,904 Kubikzoll Dampf gebraucht. Man hat daher verhältnißmäßig

$$\frac{7463{,}723 \cdot 24761{,}904}{7853{,}968} - 18871{,}428 = 4660{,}063 \text{ Kub. Zoll}$$

Dampf erſpart und daher die verhältnißmäßige Menge von Feuermaterial erſpart.

Wenn man den bei jeder Maſchine vorhandenen Raum A für 0 anſehen könnte, ~~ſo~~ hätte man den Druck, wenn der Kolben $r+1$ Theile durchlaufen,

$$\left(\frac{rhF}{(r+1)hF}\, e - e'\right) F = \left(\frac{r}{r+1}\, e - e'\right) F$$

und zu Ende des letzten Theiles $\left(\frac{r}{12}\, e - e'\right) F$, alſo erhielte man für den mittleren Druck des Dampfes

$$F\left\{\frac{1}{12}\, er\left(1 + \frac{1}{r+1} + \frac{1}{r+2} + \ldots + \frac{1}{12}\right) - e'\right\}$$

Der mittlere Druck des Dampfes iſt

$$F\,(0{,}95568\ e - e') \text{ für } r = 9$$
$$F\,(0{,}923568\ e - e') \text{ für } r = 8$$
$$F\,(0{,}8266\ e - e') \text{ für } r = 6$$
$$F\,(0{,}56847\ e - e') \text{ für } r = 3$$

die dazu gehörigen Dampfmengen ſind $\frac{3}{4}hF$, $\frac{2}{3}hF$, $\frac{1}{2}hF$, $\frac{1}{3}hF$ und $\frac{1}{4}hF$. Der Vortheil hängt alſo theils von dem Schließen des Dampfventiles, theils von den Größen e und e' ab.

§. 147. Bei den Maſchinen von Woolf ſind zwei Cylinder mit einander verbunden, deren Querſchnitte F und F' ſind. Der Kolbenhub darin iſt h und h', der Druck des Dampfes auf den Kolben im erſten Cylinder Fe. Theilt man jeden Kolbenhub in n gleiche Theile, ſo wird der Dampfraum hF im erſten Cylinder nach der Bewegung durch r Theile ſich in

$$\frac{n-r}{n} hF + \frac{r}{n} h'F'$$

verwandelt haben, daher der Dampf unter demſelben noch mit einer Kraft

$$\frac{hF}{\frac{n-r}{n} hF + \frac{r}{n} h'F'}\, eF$$

entgegendrücken, ſo daß der wirkſame Druck im erſten Cylinder

$$Fe\left\{1 - \frac{hF}{\frac{n-r}{n} hF + \frac{r}{n} hF'}\right\}$$

iſt. Der wirkſame Druck im zweiten Cylinder iſt dann

$$\left\{\frac{hF}{\frac{n-r}{n} hF + \frac{r}{n} h'F'}\, e - e'\right\} F'$$

Bei den von Woolf conſtruirten Maſchinen iſt gewöhnlich $e = 60$ Pfund, $h'F' = 4hF$ und $e' = 1\frac{1}{2}$ Pfund. Dann hat man für den Druck im erſten Cylinder nach der Bewegung durch r Theile

$$60F\left(1 - \frac{n}{n+3r}\right)$$

und für den Druck im zweiten Cylinder

$$\left(\frac{n}{n+3r} \cdot 60 - 1\tfrac{1}{2}\right) F'$$

Iſt $F' = 3F$, alſo $h' = \frac{4}{3}h$, ſo erhält man als Summe beider Drucke

$$\left(55\tfrac{1}{2} + 120\,\frac{n}{n+3r}\right) F$$

Iſt wie bei den Maſchinen von Edwards $F' = 4F$ und $h = h'$, ſo iſt die Summe beider Drucke

$$\left(54 + 180 \frac{n}{n + 8r}\right) F$$

Denkt man ſich nun die Höhe in 12 Theile getheilt, ſo erhält man nach der Reihe bei einem anfänglichen Drucke von 234 F

für r = 1,	den Druck	198,00 F
r = 2	„ „	174,00 F
r = 3	„ „	156,86 F
r = 4	„ „	144,00 F
r = 5	„ „	134,00 F
r = 6	„ „	128,00 F
r = 7	„ „	119,45 F
r = 8	„ „	114,00 F
r = 9	„ „	109,38 F
r = 10	„ „	105,43 F
r = 11	„ „	102,00 F
r = 12	„ „	99,00 F

Im Durchſchnitte erhielte man daher 132 F oder auf jeden Quadratzoll 132 Pfund, während der Druck ohne den zweiten Cylinder nur 60 — 1½ = 58½ Pfund geweſen ſeyn würde. Dazu ſind an Dampf erfoderlich hF Kubikzolle von 60 Pfund Spannung, etwa 4hF von dem Druck der Atmoſphäre.

Da dieſer Druck neben der von der Maſchine in Bewegung zu ſetzenden Laſt auch noch die in der Maſchine liegenden Hinderniſſe zu überwältigen hat, ſo kann er nicht ganz zur reinen Berechnung dienen. Rechnen wir ebenſo wie bei den gewöhnlichen Maſchinen den Verluſt im Durchſchnitte auf 9 Pfund, ſo behalten wir in unſerm Beiſpiele 123 Pfund.

§. 148. Es würde dem Zwecke dieſes Aufſatzes nicht angemeſſen ſeyn, die eben vorgetragenen Sätze ausführlich zu prüfen, zumal da ich meine Anſichten über die Maſchine von Woolf oben entwickelt habe. Ich will daher nur noch mit wenigen Worten des Einfluſſes gedenken, welchen die Dampfmaſchine auf die Gewerbe gehabt hat. So viel auch für und wider die Maſchinen im Allgemeinen geſprochen worden iſt, ſo beweiſt wenigſtens die Dampfmaſchine, daß ſie auf das Wohlſeyn ganzer Provinzen und Länder den ſegnendſten Einfluß gehabt hat. Der Bergbau von Cornwallis würde ſeit einem Jahrhunderte zu Grunde gegangen, eben dieſes früher oder ſpäter in andern, ganz auf den Bergbau angewieſenen, Ländern erfolgt ſeyn, wäre die Dampfmaſchine nicht erfunden worden. Der Zuſtand des Gewerb- und Fabrikweſens in manchen Ländern, namentlich in England, würde nicht zu ſolcher Blüthe gelangt ſeyn, wäre Watt nicht mit ſeiner Verbeſſerung dieſer Maſchinen aufgetreten. Indem er dieſelben conſtruirte, foderte er, daß alle Theile mit mathematiſcher Präciſion ausgeführt würden; er ſelbſt gab durch eben dieſe Vorrichtungen ſeinen Zeitgenoſſen Mittel in die Hände, mit deren Hilfe ſie auch in andern Gewerben ſicherer und genauer arbeiten konnten. Auf eine ähnliche Art hat ſich ein lebhafter Aufſchwung aller Gewerbe in Frankreich und Teutſchland gezeigt.

Wer die Geſchichte der Gewerbe in den letzten Jahrhunderten aufmerkſamer verfolgt, wird bald zu der Überzeugung gelangen, daß die Dampfmaſchine auch in den äußeren Verhältniſſen eine große Revolution bewirkt habe. Die Erfindung Watt's untergrub vorzüglich die Fundamente des mehrhundertjährigen Zunft- und Innungsweſens, in welchem nichtdenkende Menſchen hergebrachte Handgriffe maſchinenmäßig ausführten, und früher oder ſpäter würde die Dampfmaſchine das Zunftweſen in vielen Staten geſtürzt haben, wäre dieſes nicht durch andere Verhältniſſe geſchehen. Die Geſchichte Europa's weiſt uns nur noch zwei Erfindungen auf, welche auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Völker einen ähnlichen Einfluß gehabt haben, die Erfindung des Schießpulvers und die der Buchdruckerkunſt; aber ſo wie durch die Erfindung von Berthold Schwartz viele raufluſtige Ritter, durch Fauſt's Erfindung viele Abſchreiber brodlos wurden, ſo ſind auch durch Watt's Arbeiten viele Menſchen-Maſchinen brodlos geworden. Fragen wir aber genauer nach, unterſuchen wir die Verhältniſſe, unter denen viele derſelben brodlos geworden ſind, ſo überzeugen wir uns ſehr bald, daß keiner derſelben mit den Fortſchritten der Gewerbe mitging. Wir leben überhaupt noch in den Zeiten, wo viele Verhältniſſe durch die Verbreitung der Dampfmaſchine zerſtört ſind, erſt unſere Nachkommen werden die Vortheile derſelben in vollem Maße genießen.

§. 149. In neuern Zeiten hat Perkins die Expanſivkraft des Dampfes dazu benutzt, Kugeln fortzuſchießen. Da jedoch eine nähere Betrachtung dieſes Gegenſtandes ausführliche Unterſuchungen über die Kraft des Schießpulvers nöthig machen würde, ſo verweiſe ich auf den Artikel Geſchütz. (*L. F. Kümtz.*)

DAMPF, Dämpfigkeit, Dumpfen, Dumpf, Bauchblaſs, Bauchschlächtigkeit, Engbrüstigkeit, Hartschlägigkeit, Herzschlächtigkeit, Haarschlächtigkeit, Athemkeuchen, Schlägebäuchen, Asthma, (Thierheilkunde) ſind lauter Benennungen derjenigen chroniſchen Bruſtkrankheit bei den Thieren, namentlich bei Pferden, welche in einem ſichtbar erſchwerten Athemholen, ohne Fieber und mit guter Freßluſt beſteht.

Ein ſolches Pferd athmet ſchon im Stande der Ruhe, beſonders in dumpfigen, warmen Ställen mit einer ſehr ſichtlichen wellenförmigen, gleichſam in drei Abſätze getheilten Bewegung der Flanken; dahingegen dieſe bei einem ganz geſunden, ruhig ſtehenden Pferde faſt gar nicht zu bemerken iſt. Der Bauch iſt meiſtens etwas aufgeſchürzt, und nach dem Verlaufe der falſchen Rippen bildet ſich eine Rinne gegen die Flanken hin. Nach dem Genuſſe des Futters, beſonders des Heues, welches ein ſolches Thier gewöhnlich ſehr gern frißt, wird das Athemholen noch beſchwerlicher, der Bauch wird mehr aufgetrieben, und man hört nicht ſelten ein Ächzen und Stöhnen. Das Thier legt ſich ſehr ſelten oder gar nicht, und wenn es liegt, ſo nimt es mehr eine ſitzende als liegende Stellung an. Sowol bei der Ruhe als Bewegung, beſonders aber des Morgens in dumpfigen Ställen, huſten viele bauchbläßige Pferde trocken, dumpfig und kurz, laſſen aber auch wol, beſonders während und gleich nach dem Trinken, große Klumpen eines zähen Schleims aus der Naſe fallen.

Am beſchwerlichſten zeigt ſich das Athemholen eines ſolchen Thieres bei der Bewegung, beſonders bei der ſchnelleren, und beim Reiten oder Fahren gegen eine Anhöhe. Es ſperrt dann die Naſenlöcher weit auf; die Rippen und Bauchmuskeln bewegen ſich heftig, der obere Theil der Flanken bläht ſich hoch auf und fällt gleichſam plötzlich wie mit einem Schlage zurück; der After wird durch das Einathmen zurück und beim Ausathmen wieder vorwärts geſchoben, es gehen oft viele Blähungen ab, und das Thier bleibt im Zuge ſtehen und kann nicht mehr von der Stelle kommen. Überhaupt ſcheint ihm das Einathmen beſchwerlicher, als das Ausathmen zu ſeyn.

Bei allen dieſem kann ein ſolches Thier oft noch lange leben und mehre Jahre mäßige Dienſte thun; es hat meiſtens einen recht guten Appetit, iſt munter, bleibt bei Fleiſche und glatt in den Haaren, und iſt faſt immer bis nahe vor dem Tode ohne Fieber.

Nach dem Tode findet man in den Cadavern meiſtens ſehr große aufgedunſene, weiche, auf ihrer Oberfläche mit einer Menge Luftblaſen bedeckte Lungen, welche nicht zuſammenfallen, wenn die Bruſt durchſtochen wird, und bläſt man Luft in einem der kleinſten Luftröhrenzweige derſelben, ſo dehnen ſich gleich die ganzen Lungen bis zum Platzen auf. Übrigens behalten ſie, friſch aus ſolchen Cadavern genommen, die Eindrücke der Finger teigartig eine ſehr lange Zeit.

So war der Verlauf und Ausgang dieſer Krankheit bei denjenigen Pferden, welche ich bis jetzt unterſuchte, und es ſcheint mir, als wenn die Meinung der engländiſchen Thierärzte Colemann, Blaine und White über die Urſache dieſes Übels, daß nämlich daſſelbe in einem Bruche oder Zerreißung einiger oder mehrer Luftzellen in den Lungen beſtehe, wol unter allen die wahrſcheinlichſte iſt [1]). Indeſſen wollen verſchiedene veterinäriſche Schriftſteller die Athmenswerkzeuge ſolcher Pferde nach dem Tode von anderer Beſchaffenheit gefunden haben. Kerſting fand bald kleine und welke, bald ganz und gar verhärtete, bald ſehr ausgedehnte Lungen; ſo fand er bei einem bauchbläßigen Pferde eine Lunge, die 26 Pfund am Gewichte betrug. Übrigens gibt Kerſting die Zeichen des bauchbläßigen Pferdes ſo an, wie ſie auch von mir bemerkt worden [2]), ſo auch Bourgelat und La Foſſe. Bei herzſchlächtigen Pferden fand man bisweilen das Herz widernatürlich groß [3]), auch das Zwergfell zerriſſen [4]). Pilger behauptet, dieſes Übel habe ſeinen Grund entweder in ſchlaffen und großen Lungen, und wenn die Luftröhrenäſte mit vielem zähen Schleime angefüllt wären. Oftmals finde man aber auch die Lungen wieder ſehr verſchrumpft und voll harter Knoten. Zuweilen wären ſie an die Rippen feſtgewachſen, nicht ſelten wären ſie voll Eiterſäcke oder die Bronchien exulcerirt, und alle Tuberkeln der Lunge mit Eiter angefüllt. Das Herz ſei zuweilen bei geſunden Lungen mit dem Herzbeutel verwachſen, oder dieſer letztere enthielte eine Menge Waſſer. Manchmal wären auch die Pulsadern, welche aus dem Herzen kommen, in Knochen verwandelt. Man finde bei ſolchen Thieren oft Bruſtwaſſerſucht, Speck- und Breigeſchwülſte, Verhärtungen der Bronchialdrüſen u. ſ. w. [5]) Ähnliche Urſachen gibt Thielemann an [6]), auch Waldinger [7]), ſo wie auch Veith [8]) und Ammon [9]); doch behauptet der letztere, daß dieſer Krankheit auch oft allgemeine Aſthenie ohne örtliche Fehler zum Grunde liege. Ferner Tſcheulin und Ryß [10]). Gibſon ſah ehemals dieſe Krankheit als eine Erweiterung der Eingeweide der Bruſt an, und ein gewiſſer Dr. Lower in England meinte, das Übel rühre von einem Bruche des Zwergfellsnerven her. — Profeſſor Gohier hatte bei einem dämpfigen Pferde die Bruſthöhle zwiſchen der 8. und 9. Normalrippe durch einen Einſchnitt geöffnet, und mittels des eingebrachten Fingers wahrgenommen, daß ſich beim Ausathmen das Zwergfell rückwärts und beim Einathmen vorwärts bewegte; er nahm die Unterſuchung ſogleich noch an zwei andern dämpfigen Pferden vor, wo ſich dieſe Beobachtung beſtätigte. Der Berichterſtatter (Prof. Grognier) wirft nun die Frage auf: ob man dieſen Beobachtungen zufolge den Dampf nicht für eine Krankheit des Zwergfells halten müſſe? [11]) —

So verſchieden alſo die Meinungen über die Urſache dieſer Krankheit ſind, ebenſo verſchieden ſind ſie über die Heil- oder Unheilbarkeit derſelben. So viel iſt gewiß, daß der unter den oben angegebenen Symptomen ſich zeigende Bauchblaß durch kleine Aderlaſſe gelindert, und durch die Weide für einige Zeit etwas weniger ſichtbar gemacht werden kann, (welcher Mittel ſich denn auch betrügeriſche Roßkämme ſehr häufig bedienen); übrigens aber gänzlich unheilbar iſt, und ſich weder von Rohlwes Pillen [12]), noch andern Raritäten und Arkanen, noch von der lächerlichen Durchbohrung des Maſtdarms, dem ſogenannten Rossignol der Franzoſen (ſ. den Art.), etwas anhaben läßt.

Der Bauchblaß gehört übrigens unter die Haupt- oder Gewährmängel, welche einen Viehkauf rückgängig machen, und wofür der Verkäufer eine gewiſſe Zeit Bürgſchaft leiſten muß (ſ. Hauptmängel). Es wäre daher zu wünſchen, daß wir einmal über das dunkle Chaos der chroniſchen Bruſtübel bei den Thieren Aufklärung bekämen, und zwar durch ſichere Beobachtungen an lebenden und Sectionen der an dieſer Krankheit geſtorbenen Thiere.

---

1) S. Grundlinien der Thierarzneikunde von Blaine; aus dem Engl. von Domeyer. 2. Bd. 1805. S. 359. und Handbuch der Pferdearzneikunde von J. White, aus dem Engl. von Müller. 1813. S. 102—108.

2) S. Kerſtings Anweiſung zur Kenntniß und Heilung der inneren Pferdekrankheiten. 1799. S. 215—218.

3) S. Handbuch der patholog. Anatomie von Otto. 1814. S. 90.

4) S. Bemerkungen aus dem Gebiet der Naturgeſchichte ꝛc. von Rudolphi. 2. Bd. S. 67.

5) S. Syſtemat. Handb. d. theor.-prakt. Veterinärkunde von Pilger. 2. Bd. 3. Abth. S. 883—885.

6) S. Anleit. Pferde geſund zu erhalten, von Thielemann. 1818. S. 72.

7) S. Waldingers Wahrnehm. an Pferden. 1810. S. 149 und 175.

8) S. Handbuch der Veterinärkunde von Veith. 2. Bd. S. 435 bis 437.

9) S. Zeitung für die Pferdezucht ꝛc. von v. Tennecker. 1. Bd. 4. Heft. S. 296.

10) S. Gerichtliche Thierarzneikunde von Ryß. 1808. S. 78. und Gerichtliche Thierarzneikunde von Tſcheulin. 1816. S. 106—107.

11) S. Materialien zu einer pathologiſchen Anatomie der Hausthiere von Schwab. 1. Liefr. 1815. In der Vorrede.

12) S. Allgemein. Vieharzneibuch von Rohlwes.

Denn ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, wo Thierärzte fieberhafte und fieberloſe Bruſtkrankheiten, wo ſie Lungenſucht und Bruſtwaſſerſucht, Blähſucht, Schwindel und Herzklopfen, Krämpfe, Verhärtungen, Gewächſe, Vereiterungen u. dergl. an Lungen, Leber, Milz, Herz, Nieren, Gebärmutter, Netz, Gekröße u. ſ. w. und fünfzigerlei andere Krankheiten, welche ſehr oft plötzlich in wenigen Tagen nach Bruſtentzündungen entſtehen und meiſtens mit einem ſchleichenden Fieber verlaufen, unter die Kategorie des Bauchblaßes ſtellen, und wir alſo beinahe ſtatt aller Hauptmängel nur einen einzigen, den Bauchblaß, und in dieſem einzigen aber ein ganzes Heer von Übeln, haben, muß nothwendig ſehr oft die unſchuldigſte Partei im Wege Rechtens beim Viehhandel gefährdet und die redhibitoriſchen Klagen unmäßig begünſtigt werden.

Noch hat man unter der Menge der chroniſchen Bruſtkrankheiten, welche zum Bauchblaße gezählt werden, ein Übel aufgeführt, das unter dem Namen Cornage bei den Franzoſen und pfeifender Dampf bei den Teutſchen bekannt iſt, und ſeinen Sitz im Kehlkopfe oder der Luftröhre hat. (*Greve.*)

DAMPIER, William, einer der ausgezeichnetſten Reiſenden, wurde um das Jahr 1652 zu Eaſt-Coker in Sommerſetſhire geboren. Frühzeitig verlor er ſeine Eltern, und kam noch ſehr jung zu einem Schiffer aus Weymouth in die Lehre. Mit dieſem machte er eine Reiſe nach Frankreich, und ſpäter, in ſeinem achtzehnten Jahre, nach Neu-Fundland. Auf dieſer Reiſe hatte er ſo viel von Kälte zu leiden, daß er nach ſeiner Rückkehr den Entſchluß faßte, nie wieder nach jenen rauhen Gegenden zu gehen. In London, wo er ſich einige Zeit aufhielt, wurde ihm der Vorſchlag zu einer langen Reiſe nach Oſtindien gemacht. Er ging mit dem Capitän Earning nach der Inſel Java, hielt ſich dort zwei Monate auf und kehrte nach etwas mehr als einem Jahre nach England zurück. Durch dieſe Reiſe vervollſtändigte er ſeine nautiſchen Kenntniſſe, hielt jedoch während derſelben kein Tagebuch. Der bald darauf ausgebrochene Krieg zwiſchen England und Holland verhinderte ihn einen Sommer hindurch in See zu gehen, während deſſen hielt er ſich bei ſeinem Bruder in Sommerſetſhire auf. Das Leben auf dem Lande war ihm aber bald zuwider; er nahm deshalb im Jahre 1673 auf dem von Sir Edward Sprag commandirten Schiffe Dienſte. Er nahm an zwei Seetreffen Theil, wurde aber krank und mit den Verwundeten nach Harwich geſchickt. Nach Beendigung des Krieges und Herſtellung ſeiner Geſundheit trieb ihn ſeine Sehnſucht wieder nach dem Meere. Der Colonel Helliar in ſeinem Geburtsorte foderte ihn auf, die Aufſicht über eine ihm zugehörige Pflanzung in Jamaica zu führen. Im Anfange des Jahres 1674 reiſte er, als gemeiner Matroſe dienend, mit dem Capitän Kent ab. Das Landleben behagte ihm jedoch nur kurze Zeit; er trat daher bei einem gewiſſen Fiſhook in Dienſte, welcher einen ziemlich ausgebreiteten Küſtenhandel auf Jamaica trieb, und dadurch erwarb er ſich eine ſehr genaue Kenntniß jener Gegenden. Im Anfange des Auguſt 1675 ging er mit dem Capitän Wren nach der Campechebai, und verfolgte mit dieſem die ganze Küſte vom Cap Catoche bis zum Cap Condecedo. Nachdem das Schiff die gehörige Ladung von Farbehölzern eingenommen hatte, kehrte er nach Jamaica zurück. Bald darauf ging er mit dem Capitän Johnſon als Paſſagier nach der Campechebai, um hier als gemeiner Arbeiter Farbehölzer zu fällen; er hielt ſich hier mehre Jahre auf, beobachtete mit großer Sorgfalt alles, was ſich auf die Beſchaffenheit und Lage jener Gegend bezieht, und wurde ſo in den Stand geſetzt, die ſehr detaillirte und intereſſante Beſchreibung derſelben zu liefern, welche wir im dritten Bande ſeiner Reiſe finden. Er ging ſodann über Jamaica nach England zurück, wo er im Auguſt 1678 ankam.

Im Anfange des Jahres 1679 reiſte er als Paſſagier mit dem Capitän Knapmann nach Jamaica, um von hier zu ſeiner frühern Beſchäftigung nach der Campechebai zurückzukehren. In der Negrilbai, an der Weſtſeite von Jamaica, verband er ſich mit einer Schaar Abenteurer, um die ſpaniſchen Niederlaſſungen zu plündern. Nachdem ſie vor Portobello glücklich geweſen waren, entſchloſſen ſie ſich, nach den Küſten der Südſee zu gehen. Etwa 300 bis 400 Mann ſtark ſtiegen ſie am 5. April 1680 ans Land, und waren am 23. April vor Panama. Nachdem Sawkins, der Chef, bei dem erfolgloſen Angriffe auf Puebla Nova gefallen war, gingen ſie am 6. Juni nach Süden, und erreichten die Inſel Juan Fernandez. Nach Norden zurückgekehrt, wurden ſie vor Arica zurückgeſchlagen, und erreichten in der Mitte Aprils 1681 die Inſel Plata in der Nähe des Äquators. Streitigkeiten über die Wahl eines Anführers veranlaßten hier eine Trennung der Geſellſchaft. Mit etwa 40 Mann ſuchte Dampier an der Weſtküſte Amerikas zu landen; jedoch gelang ihm dieſes erſt nach vielen Hinderniſſen und Gefahren. Drei und zwanzig Tage hindurch ging er mit ſeiner Geſellſchaft durch die Wälder auf der Landenge von Panama. Kaum am mexicaniſchen Meerbuſen angelangt, verband er ſich aufs neue mit einer Schaar Abenteurer, welche unter dem Capitän Triſtian auf einem franzöſiſchen Schiffe dienten. Auf der Inſel Springer vereinigten ſie ſich mit andern und bildeten ſo eine Flotte von 8 Schiffen. In dieſen Meeren hielt er ſich ein ganzes Jahr auf, dann ging er mit der Geſellſchaft nach Virginien, wo dieſe ihre Beute verkaufte und er 13 Monate blieb.

Am 23. Auguſt 1683 verließ er unter dem Capitän Cook Virginien, ſegelte nach den Inſeln des grünen Vorgebirges, der Küſte von Guinea, um die Südſpitze Amerika's nach der Inſel Juan Fernandez. In Geſellſchaft eines zweiten Schiffes, welches ſie unterweges getroffen hatten, verließen ſie dieſe Inſel am 8. April 1684, fuhren an der Küſte Amerikas fort, machten mehre Priſen, gingen dann nach den Gallopagos-Inſeln und, nach einigem Aufenthalte, nach der Küſte von Mexico, welche ſie beim weißen Vorgebirge erreichten, wo der Capitän Cook ſtarb. Das Commando des Schiffes ging nun an Eduard Davis über, und die Expedition ſegelte nach Ria Lexa. Die beiden Schiffe trennten ſich, trafen aber bald den Capitän Swan, mit welchem ſich Davis wieder verband. Ein Verſuch, Guajaquil zu plündern, war fruchtlos, aber an der Mündung des Fluſſes nahmen ſie einige

Schiffe, welche eine Ladung von etwa 1000 Sclaven hatten. Nie hatten ſie, wie Dampier meint, eine beſſere Gelegenheit, ſich zu bereichern, als hier. Er ſchlug vor, dieſe Sclaven zu benutzen, um die Goldminen bei Santa Maria auf dem Iſthmus von Darien zu bearbeiten, aus denen die Spanier einige Monate früher vom Capitän Harris verjagt worden waren; dadurch würden ſie ſeiner Meinung nach Herrn der ganzen Küſte bis Quito geworden ſeyn. Dieſer Vorſchlag wurde nicht angenommen, und ſo verfolgten ſie ihr früheres Leben weiter.

Am 23. December 1684 gingen ſie von der Inſel Plata nach der Bai von Panama. Aus aufgefangenen Briefen erfuhren ſie auf der Inſel Tomaco, daß nächſtens die Silberflotte vorbeigehen würde. Ihre Flotte beſtand jetzt aus 6 Kriegs- und 4 Transportſchiffen; jedoch durch falſche Signale, welche der Admiral der ſpaniſchen Flotte während der Nacht anordnete, entging ihnen dieſe Beute.

Nachdem ſie mehre Städte an der Küſte erobert hatten, trennten ſich die beiden Hauptſchiffe; Davis wollte nach den Küſten von Peru zurückkehren, Dampier ging mit Swan nach Weſten. Sie verfolgten die Küſte von Mexico, landeten und plünderten häufig, und kamen bis zur Breite der Südſpitze von Californien. Nach einem hartnäckigen, für ſie unglücklichen Gefechte mit den Spaniern entſchloſſen ſie ſich, dieſe Gegenden zu verlaſſen und nach Oſtindien zu gehen. Nur die Ausſicht auf reichen Gewinn in Manilla war vermögend, den größten Theil der Mannſchaft zur Theilnahme an einer Reiſe zu bewegen, welche ihnen um ſo gefährlicher ſchien, da die Vorräthe an Lebensmitteln ſehr ſchwach waren.

Am 31. März 1686 verließen ſie das Cap Corrientes, die Mannſchaft wurde unterweges mehrmals unzufrieden, und nur mit Mühe gelang es dem Capitän, Ruhe zu erhalten; da die Lebensmittel immer geringer wurden, hatte ein Theil der Mannſchaft den Plan gemacht, im Falle alle Vorräthe erſchöpft ſeyn ſollten, zuerſt den Capitän und dann der Reihe nach alle übrigen zu ſchlachten, welche zu der Reiſe gerathen hatten. Drei Tage zuvor, ehe aller Proviant verzehrt war, erreichten ſie Guam am 20. Mai. Von dem ſpaniſchen Gouverneur gut aufgenommen und mit Lebensmitteln verſorgt, entſchloſſen ſie ſich, nach Mindanào zu gehen, wo ſie am 22. Juni ankamen. Hier waren ſie während der naſſen Jahreszeit mit Ausbeſſerung des Schiffes beſchäftigt. Bald aber entſtanden Unruhen, und da der durch ſeine Härte verhaßte Capitän zu keinem Entſchlüſſe in Betreff der ferneren Reiſe kommen konnte, ließen ſie ihn mit etwa 36 Mann zurück und ſegelten am 14. Januar 1687 ab, und gelangten am 23. Februar nach Manilla. Durch widrige Winde hin und her getrieben gingen ſie nach China; von hier abgereiſt entdeckten ſie die Baſchi-Inſeln, welche Dampier ausführlich beſchreibt. Von hier gingen ſie nach Mindanao, wo Dampier die Mannſchaft vergeblich zu bewegen ſuchte, den Capitän Swan wieder zurückzurufen. Sie fuhren von hier durch die Molucken und erreichten Neuholland. Dampier gab hier den Rath, nach irgend einem engländiſchen Comptoir zu gehen; man drohte aber, ihn ans Land zu ſetzen und zurückzulaſſen. Er faßte daher den Entſchluß, die Geſellſchaft bei der erſten paſſenden Gelegenheit zu verlaſſen. Sie fuhren an der Küſte Sumatras entlang und gelangten am 5. Mai nach den Nicobaren, wo Dampier mit Erlaubniß des Capitäns zurückblieb; zwei andere aus der Geſellſchaft ſchloſſen ſich ihm an; vier in der Nähe von Sumatra gefangene Malaien und ein Portugiſe wurden ebenfalls ans Land geſetzt. Nach einem kurzen Aufenthalte fuhren ſie am 15. Mai 1688 auf einem offenen Kahne nach Acheen auf Sumatra, was ſie nach vielen Gefahren und Mühſeligkeiten erreichten. Im Juli 1688 ging er mit dem Capitän Welden nach Tonquin, und kehrte im April 1689 nach Acheen zurück, wo er bis zum September n. J. blieb. Hierauf machte er eine Reiſe nach Malacca, die bis zu Neujahr 1690 dauerte, dann ging er nach Madràs, und ſpäter nach Bencouken, wo er während einer Zeit von 5 Monaten Kanonier war. Am 25. Januar 1691 verließ er dieſen Ort, und fuhr über das Cap nach England, wo er am 16. September 1691 ankam.

Dampier hatte während der ganzen Reiſe ein ſehr genaues Tagebuch gehalten, welches er bald nach ſeiner Rückkehr herausgab und dem Präſidenten der königlichen Societät C. Montaigu zueignete. Dadurch wurde er dem Grafen Orford, dem erſten Lord der Admiralität bekannt. Er ſcheint jetzt in königliche Dienſte getreten zu ſeyn. Wenigſtens gab man ihm das Schiff Roebuck mit zwölf Kanonen, um damit Entdeckungen an den Küſten Neuhollands zu machen. Er verließ am 26. Jan. 1699 die Dünen, berührte Braſilien, ſegelte dann nach Oſten, bemerkte Eendrachts-Land an der Weſtküſte Neuhollands, entdeckte die Seehunds-Bai, und verfolgte einen großen Theil der Weſtküſte. Die Einwohner fand er ebenſo wild, als ſpäterhin der Capitän Baudin, und es war ihm unmöglich, einen Verkehr mit ihnen anzuknüpfen. Da er weder Waſſer noch Lebensmittel an dieſer Küſte fand, ſo ging er nach Timor, wo ſeine Ankunft die Holländer in große Unruhe ſetzte. Hierauf ging er in dem benachbarten Archipel bis zur Weſtküſte von Neuguinea, welches er am 1. Januar 1700 entdeckte. Nachdem er das Cap Nabo dublirt hatte, verfolgte er die Nordküſte bis zur Inſel Shouten, ging dann nach Oſten, entdeckte mehre Inſeln und gelangte endlich zu einem Cap, welchem er den Namen St. Georg's Vorgebirge gab, und welches die Südoſtſpitze von Neuirland bildet. Noch ſtets glaubte Dampier die Küſte von Neuguinea zu verfolgen, bis er durch die von ihm benannte Straße hindurch ging und ſich überzeugte, daß das öſtlich liegende Land, welches er Neubritannien nannte, davon getrennt wäre. Er fuhr nun an der nördlichen Küſte von Neuguinea fort, gelangte zum Cap Nabo, von hier nach Ceram. Nachdem er in Batavia ſein Schiff ausgebeſſert hatte, kehrte er nach Europa zurück, litt aber im atlantiſchen Meere in der Nähe der Inſel Aſcenſion am 21. Februar 1701 Schiffbruch. Nur mit Mühe erreichte die Mannſchaft die Inſel. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte wurde er von einem vorbeiſegelnden Oſtindienfahrer aufgenommen und nach England gebracht.

Hiemit ſchließt Dampier's eigene Erzählung von ſeinem Leben. Es geht jedoch aus der Vorrede zum dritten Bande ſeiner Reiſe hervor, daß er ſich 1703 zu einer neuen Reiſe rüſtete. Sodann wird in Woodes Roger's Reiſe um die Welt erwähnt, daß D. um das Jahr 1705 das Commando über ein Schiff in der Südſee hatte. In den Jahren 1708 bis 1711 begleitete er Woodes Roger auf ſeiner Reiſe um die Welt als bloßer Pilot. Während dieſer Reiſe wurde Guajaquil genommen, wobei D. die Artillerie kommandirte. Weiter wiſſen wir nichts von ihm und es iſt unbekannt, wann und wo er geſtorben iſt.

Der Bericht ſeiner Reiſen, worin er ſein Leben erzählt, erſchien unter dem Titel: *W. Dampier New Voyage round the world.* London 1697—1703. 8. 3 Bände mit Kupfern und Charten; die beſte Ausgabe erſchien London 1729. 8. 4 Bände mit Kupfern. Zwei (ſchlechte) franzöſiſche Überſetzungen erſchienen Amſterdam 1711 und Rouen 1715; zwei teutſche in Frankfurt 1765 und Leipzig 1708.

Dampier bietet uns ein auffallendes Beiſpiel eines talentvollen und wiſſenſchaftlich gebildeten Menſchen von vielem Scharfſinne und Beobachtungsgeiſte dar, welcher, von ſeiner Neigung zu einem herumſchweifenden Leben getrieben, im Stande war, ſich Jahre lang unter Vagabonden und Seeräubern aufzuhalten, was um ſo auffallender iſt, da er auf ſeiner Reiſe um die Welt nicht einmal eine Hauptrolle ſpielte, alſo nicht von dem Ehrgeize getrieben werden konnte. Eine Characterfeſtigkeit, verbunden mit einer gewiſſen Familiarität, machten ihn wenig geſchickt zum Chef einer Expedition, wie er dieſes beſonders auf ſeiner Reiſe nach Neu-Holland bewies. Was jedoch ſeine Beobachtungsgabe betrifft, ſo können wenige Reiſende mit ihm verglichen werden. Sein ſcharfer Überblick, ſein richtiges Combinationsvermögen zeigen ſich beſonders da, wo er allgemeine Überſichten gibt, und die ſeinem Werke angehängte Abhandlung über die Winde gehört, zu dem trefflichſten, was über Meteorologie je erſchienen iſt. Erwägen wir, daß D. dieſe Abhandlung zu einer Zeit ſchrieb, wo durch die Arbeiten von Halley und Hadley die Entſtehung der Paſſatwinde noch nicht nachgewieſen war, und daß er die Erſcheinungen ſo erzählt, als ob er ſie alle aus dieſer Theorie abgeleitet hätte, dann müſſen wir ſeine durch alle folgenden Beobachtungen beſtätigten Nachrichten deſto mehr bewundern. (*L. F. Kämtz.*)

Nach Dampier ſind benannt: 1) zwei Inſelgruppen im Auſtralocean (D's-Archipel und D's-Gruppe); 2) ein Corallenriff in der großen Straße, welche zwiſchen Timor und Dewittsland heruntergeht; — 3) die Meerenge (Dampiers-Straße), welche Neuguinea beim Cap King William von Neubritannien trennt; — 4) die Meerenge, welche die Inſ. Waigiu (auf holländ. Charten Waggamme, zwiſchen 143° 16′ bis 149° 4′ L. und 0° bis 0° 30′ ſ. Br.) am indiſchen Archipel, im S. von der von Malaien und Papuas bewohnten fruchtbaren Inſ. Batanta ſcheidet; in derſelben liegt das unbewohnte Gammenseiland; — 5) eine Pflanzengattung (ſ. den folg. Art.). (*H.*)

DAMPIERA. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Lobelieen und der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe, nannte Robert Brown (Prodr. p. 587.), nach Wilhelm Dampier, welcher in der Beſchreibung ſeiner Reiſe unter mehren andern neuen Pflanzen auch die Dampiera incana R. Br. (natürlich unter anderem Namen) erwähnte. Der Charakter dieſer Gattung iſt: Ein kleiner, fünfzähniger Kelch; eine auf der einen Seite der Länge nach aufgeſchlitzte Corolle, deren Fetzen am inneren Rande mit Anhängſeln verſehen ſind; feſt zuſammenhängende Antheren; die Narbe mit einem nackten Schleierchen; die Steinfrucht einſamig. Die zwölf bekannten Arten, zur Hälfte Staudengewächſe, zur Hälfte perennirende Kräuter, ſind alle in Neuholland einheimiſch. Nur eine derſelben (D. stricta R. Br.) hatte ſchon früher (Linn. transact. II. 349.) Smith unter dem Namen Goodenia stricta beſchrieben; die übrigen machte Robert Brown in ſeinem Prodromus der Flora Neuhollands zuerſt bekannt. (*A. Sprengel.*)

DAMPIERRE, 1) einer von den 25 Nebenflüſſen der Seine (ſ. d.) — 2) Marktflecken im Bezirk Arcis ſur Aube des franz. Depart. Aube, an der Puit, mit 149 Häuſern und 720 Einwohnern, welche Baumwollenſpinnerei treiben. — 3) Dorf im Bezirk Dole des Dep. Jura, am Doubs, mit 33 Häuſ. — 4) Marktflecken im Bez. Gray des Dep. Ober-Saone, am Salon, mit 1344 Einw., 119 Häuſ., einem Hohofen, Eiſenhammer und Gußwerk. (*H.*)

Dampierre, Guide, ſ. Flandern.

DAMPIERRE, Heinrich Duval Graf von, einer der vorzüglichſten Feldherrn Öſtreichs in den erſten Jahren des dreißigjährigen Krieges, ein unmittelbarer Vorgänger Tilly's und Wallenſteins. Geboren im Biſthum Metz nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, diente er zuerſt im Kriege Kaiſer Rudolfs II. gegen die Türken, half unter dem Oberbefehl des General Baſta die Unruhen in Siebenbürgen dämpfen und commandirte mit Ludwig Ragoczy in der Feſtung Lippa. Im Jahre 604 beſiegte er in Siebenbürgen den Gabriel Bethlen (Bethlen Gabor) in einem Gefechte, mußte aber bald darauf mit dem Grafen Belgiojoſo dem Stephan Bocskai weichen, welcher ſich zum Herrn des Landes machte. Im J. 1605 befand er ſich in der Feſtung Gran, als ſie der Großvezier Mehemet belagerte und erhielt, nachdem der Graf Gottfried von Öttingen getödtet worden war, das Commando in derſelben. Er vertheidigte ſich mit großer Entſchloſſenheit, bis die Beſatzung ſich auflehnte, ihm Hände und Füße band und ſich den Türken ergab. Kaiſer Matthias ernannte ihn zum Kriegerath, Kämmerer und Oberſten, und er leiſtete dem öſtreichiſchen Hauſe im Kriege gegen die Venetianer ausgezeichnete Dienſte. Bald nach dem Anfange der böhmiſchen Unruhen ſchickte ihn der Kaiſer mit einem in Eil zuſammengebrachten Truppencorps gegen dieſes Land, in welches er am 14. Auguſt 1618 verheerend eindrang, Biſtritz wegnahm und Budweis, das vom Grafen Thurn belagert war, entſetzte, in der Folge aber wegen Mangel an Lebensmitteln zurückgehen mußte. Mit dem noch berühmtern Feldherrn Buquoy, der, aus den Niederlanden herbeigerufen, den Oberbefehl erhielt und von einer andern Seite in Böhmen eindrang, lebte er in geſpannten Verhältniſſen. Im folgenden Jahre 1619 am 10. Juni beſiegte er, zugleich mit Buquoy und Wallenſtein, den Grafen Ernſt von Mansfeld bei Tein und befreite dadurch das vom Grafen Thurn bedrohte Wien, nachdem er ſchon vorher, durch Abſendung eines Küraſſierregiments, den Kaiſer Ferdinand aus der drückendſten Verlegenheit gerettet hatte. Er rückte darauf mit 8000 Mann nach Mähren, welches ſich den Böhmen angeſchloſſen hatte, eroberte das feſte Schloß Joſſawitz, griff aber Niclasburg vergebens an und vermochte in einem Gefechte bei Wiſtrich der ungleich ſchwächern Macht der Mähren nicht zu widerſtehen. Er erhielt in dieſem Jahre den Ritterorden di santa Militia. Im J. 1620 wurde er mit 10000 Mann nach Ungern geſchickt, um die Fortſchritte Gabriel Bethlens in dieſem Lande zu hemmen. Nachdem er in einigen Unternehmungen glücklich geweſen war, verſuchte er am 8. Oktober die Stadt Presburg, worin er Einverſtändniſſe unterhielt, in Abweſenheit Bethlens durch einen Handſtreich wegzunehmen. Obgleich der Anfang dieſer Unternehmung Unglück weiſſagte, indem einige ſeiner Schiffe mit der Beſatzung in der Donau untergingen, ſo blieb er doch, gegen den Rath ſeiner Officiere, in ſeinem Vorhaben unerſchütterlich und entſchloß ſich ſogar, den anfänglich auf die Nacht berechneten Angriff bei Tageslicht auszuführen. Indem er aber, am 9. Oktober, an der Spitze der Seinen gegen das Schloßthor vordrang, wurde er von der Beſatzung erkannt und durch einen Schuß getödtet. Während die Seinigen beſtürzt zurückwichen, bemächtigten ſich die Ungern des Leichnams, hieben ihm dem Kopf ab und zeigten ihn von der Mauer. Auf die Verwendung des franzöſiſchen Bothſchafters zu Wien lieferte Bethlen den Leichnam bereitwillig aus, und der Kaiſer mit ſeinem Hofe wohnte ſelbſt der ehrenvollen Beſtattung bei. — Man findet in den zu Khevenhöllers Annalen gehörenden Contrefaits das Bildniß Dampierre's, welches einen ſtattlichen Krieger zeigt, nebſt einigen biographiſchen Nachrichten über ihn. Von den Umſtänden ſeines Todes berichtet einer ſeiner Officiere als Augenzeuge, in Waſſenbergs teutſchem Florus S. 41—46. der Ausgabe von 1647. (*Rese.*)

DAMPIERRE, August Heinrich Marie Picot de, General der franzöſiſchen Republik, geboren in der Champagne 1755, diente in ſeiner Jugend als Unterlieutenant in der franzöſiſchen Garde. Von Kindheit an beſelte ihn der lebhafteſte Drang nach Waffenthaten, den er in den damaligen friedlichen Zeiten Frankreichs nicht befriedigen konnte. Vergebens hatte er preußiſche Dienſte zu erhalten geſucht, vergebens an dem Freiheitskampfe der Nordamerikaner Theil zu nehmen gewünſcht, die Erläubniß dazu wurde ihm verweigert, und als er heimlich nach Spanien gegangen war, um die Gefahren der Belagerung von Gibraltar zu theilen, ließ ihn der franzöſiſche Hof, auf den Betrieb ſeiner Familie, zu Barcelona feſtnehmen und zu ſeinem Regimente zurückbringen. Im J. 1788 befriedigte er ſeinen Hang zu kühnen Unternehmungen, indem er mit dem Herzoge von Orleans in einem der erſten Luftballons emporſtieg; ſein Geſchmack erhielt dadurch eine neue Richtung, und er verließ bald nachher Paris ohne Erlaubniß, um zu Lyon eine zweite Luftreiſe zu machen, die unter dem Beifallgeſchrei einer unermeßlichen Volksmenge vor ſich ging. Bei ſeiner Rückkehr, noch von dem erhaltenen Beifalle berauſcht, wurde er verhaftet, und empfand dies ſo übel, daß er ſeine Entlaſſung verlangte. Sie wurde ihm verweigert, er ging aber dennoch auf einige Zeit nach England. Nach ſeiner Rückkunft zog er durch ſeine auffallenden Eigenthümlichkeiten, wozu ein langer Zopf nach preußiſcher Art gehörte, die Blicke Ludwigs XVI. auf ſich, der ihn bei einer Revue gegen den Marſchall Biron tadelte. Die Miniſter erfuhren dies und legten von jetzt an ſeiner Beförderung Hinderniſſe in den Weg; er trat nach und nach in das Regiment von Chartres und die Jäger der Normandie ein und zog ſich zuletzt ganz vom Dienſte zurück. Beim Ausbruch der Revolution lebte er ruhig auf ſeinen Gütern von einem bedeutenden Vermögen. Seine Anhänglichkeit an die republikaniſchen Grundſätze offenbarte er zuerſt dadurch, daß er in den öffentlichen Blättern gegen die Einzeichnung ſeines Namens in die Liſte des monarchiſchen Clubbs proteſtirte; die Präſidentſchaft des Departements der Aube, wozu er im Jahre 1790 ernannt war, ſchien dieſe öffentliche Erklärung nöthig zu machen. Im Jahre 1791 wurde er zum Adjutanten des Marſchalls Rochambeau, und bald darauf zum Oberſten des fünften Dragonerregiments ernannt. Er eröffnete den Krieg von 1792 an der Spitze dieſes Corps, und gab unter den erſten ungünſtigen Ereigniſſen deſſelben mehrmals Beweiſe ſeiner Unerſchrockenheit. In der Folge wurde er mit 4000 Mann zu Fuß nach der Champagne Dumouriez zu Hilfe geſchickt und, nach dem Treffen von Valmy, zum Commandanten einer Diviſion ernannt. Der Muth, womit er die öſterreichſchen Verſchanzungen bei Jemappes angriff, trug das Meiſte zum Siege dieſes Tages bei. Während Dumouriez im folgenden Winter in Holland eindrang und Miranda Maſtricht belagerte, ſollte er dieſe Belagerung durch ein an den Ufern der Ruhr aufgeſtelltes Truppencorps decken. Er beging hier den Fehler, dieſe Truppen, etwa 15000 Mann, zu weit auseinander zu verlegen, und ihre Linie wurde daher um ſo leichter am 1. März 1793 von der öſterreichſchen Übermacht geſprengt und er ſelbſt zum eiligen Rückzug auf Lüttich gezwungen. Nachdem ſich Dumouriez mit ihm vereinigt hatte, lieferten die Franzoſen bei Tirlemont mehre Gefechte, in denen Dampierre durch glückliche Erfolge den geſunkenen Muth der Seinigen einigermaßen wieder belebte. In der unglücklichen Schlacht von Neerwinden, am 18. März 1793, befehligte er den Mittelpunkt des Heeres und wurde in der allgemeinen Flucht mit fortgeriſſen. Durch dieſe Niederlage wurde das zwiſchen ihm und Dumouriez ſchon lange herrſchende Misverſtändniß auf den höchſten Grad gebracht, und dieſer, weit entfernt, ihn zum Theilnehmer ſeiner geheimen Anſchläge zu machen, ſchickte ihn in den Rücken der Armee nach Quesnoy, wo Dampierre erſt ſpät den Abfall des Oberfeldherrn erfuhr. Seine republikaniſchen Geſinnungen erwarben ihm den Oberbefehl über die Armee, den ihm die Bevollmächtigten des Nationalconvents übertrugen, und den er unter den ſchwierigſten Umſtänden übernahm. Die bis auf 30,000 Mann geſchwächten und entmuthigten Franzoſen ſtanden einem weit zahlreichern, auf ſeine Siege ſtolzen Feinde gegenüber. Dennoch foderten die Bevollmächtigten des Convents mit blinder Halsſtarrigkeit von ihm die Ergreifung der Offenſive. Dampierre mußte, ungeachtet aller Gegenvorſtellungen, gehorchen, und der Verluſt zweier Angriffsſchlachten war die Folge. In der letzten dieſer Schlachten, am 8. Mai 1793, fand Dampierre das Ziel ſeiner Laufbahn; eine Kanonenkugel riß ihm im Gehölz von Vicoigne den Schenkel weg, als er mit der größten Unerſchrockenheit ſeine Truppen gegen den Feind führte. Er wurde amputirt und ſtarb wenige Stunden nachher in den Armen ſeines Sohnes, der ſpäter im Jahre 1802 als Generaladjudant bei der Expedition nach St. Domingo umkam. Ohne dieſen ehrenvollen Tod hätte er vielleicht unter dem Beil der Guillotine geendet, denn er war der damals im Convent herrſchenden Partei bereits verdächtig geworden. Seine Überreſte erhielten indeß die Ehre des Pantheons. Er war ſchwerfällig gebaut und von finſterem Anſehn, dabei aber ſehr lebhaft, und ſoll zuweilen an Geiſtesabweſenheit gelitten haben. (Größtentheils nach der Biographie nouvelle des Contemporains. Tome V.) (*Rese.*)

DAMPIERS-ARCHIPEL, eine Inſelgruppe an der Weſtküſte von Dewittsland, wozu die Inſel du Romarin, die drei Montebello-Inſeln (l'Hermite, Tremouille und Löwendaal) und die beiden Inſeln Roxilly gehören. Die äußerſt niedrige, ſandige und unfruchtbare Küſte des Auſtrallandes bezeichnet eine leichte Wellenlinie, auf welcher die Caps Dupuys (20°47′ ſüdl. Br., 133°18′ öſtl. L.), Malouet (20°45′ ſüdl. Br., 133°5′ öſtl. L.) und Poivre aufgeſtellt ſind; Dampier vermuthete hier eine Durchfahrt nach Neuguinea. Die Inſeln waren waſſerlos; die Romarininſel (134°10′ öſtl. L., 20°28′ ſüdl. Br.) benannte er nach einer dem Rosmarin gleichenden, aber geruchloſen Staude; Spuren von Einwohnern fand er auf derſelben nicht, doch ſtieg aus den benachbarten Inſeln Rauch auf. (Vgl. Haſſel Erdbeſchr. von Auſtralien. Weimar 1825. S. 236.) (*Leonhardi.*)

DAMPIERS-GRUPPE. Dieſer im NO. von Neuguinea, zwiſchen 160 bis 165° L. und 3 bis 5° ſüdl. Br. gelegne Archipel wurde 1616 von Schouten entdeckt und 1699 von Dampier von neuem beſucht. Er beſteht aus 15 Inſeln, welche, von Corallenriffen umſchloſſen, herrliche Kokoshaine und Waldungen enthalten; mehre tragen anſehnliche Berge, von denen nach Dampier zwei, nach Schouten vier Feuer und Rauch auswarfen. Die wichtigeren dieſer Eilande ſind nach Dampier: die Inſel Rook, die lange Inſel (164°14′ L., 5°55′ ſüdl. B.), die Kroneninſel (164°10′ L. 5°5′ ſüdl. Br.) und Sir Robert Rich's Inſel (163° L. 5°43′ ſüdl. Br). Weſtwärts von dieſer unter 162°45′30″ L., 4°52′ ſüdl. Br. und unter 161°45′ L., 3°55′ ſüdl. Br. liegen zwei Inſeln mit thätigen Vulkanen, und ein dritter erhob ſich unter 165°30′ L., 5°17′ ſüdl. Br. im Oſten von der Kroneninſel. (Vergl. Haſſel Erdbeſchr. von Auſtralien. Weimar 1825. S. 349.) (*Leonhardi.*)

DAMVILLE, Flecken im Bezirk Evreux des franz. Departements Eure, am Iton, mit 216 Häuſern und 920 Einw., welche Weißgärberei betreiben, viel Obſt bauen und Cyder bereiten. (*H.*)

DAMVILLERS, Damvilliers (49°22′ Br., 23°8′ L.), Cantonſtadt im Bezirk Montmedy des franz. Departement Maas, liegt in einer ſumpfigen Gegend und zählt 153 Häuſer mit 917 Einw., welche Gärberei treiben. Die Stadt gehörte früher zum Herzogthum Luxemburg, wurde 1528 von Karl V. befeſtigt, von den Franzoſen unter Heinrich II. und Ludwig XIII. erobert und im pyrenäiſchen Frieden 1659 an Ludwig XIV. abgetreten, der ihre Feſtungswerke 1673 ſchleifen ließ. (*Leonhardi.*)

DAN (דָן), des Patriarchen Jakob fünfter Sohn, der erſte von der Bilha, Rahels Magd (1. Moſ. 30, 6), und der nach ihm benannte Stamm, welcher unter den zwölf Stämmen Iſraels einer der kleinſten geweſen zu ſeyn ſcheint. Er erhielt bei der Eroberung des gelobten Landes zu ſeinem Antheile eine Anzahl von Städten an der Küſte des mittelländiſchen Meeres, dem Stamme Benjamin gegen Abend. Sie waren bei der erſten vorläufigen Theilung Juda zugefallen (Joſ. 15, 12) und wurden darauf für Dan ausgeſondert. Das Verzeichniß derſelben ſteht Joſ. 19, 41 — 46. Es ſind ihrer ſiebzehn[1]. Indeſſen ſcheinen die Daniten nie in den vollen Beſitz des ihnen angewieſenen Landſtrichs gekommen zu ſeyn oder ihn doch nicht behauptet zu haben; denn eine jener Städte, Ekron, wird ſonſt nur als den Philiſtern gehörig erwähnt, z. B. 1 Sam. 5, 10. 2 Kön. 1, 2. Auch wird Richt. 1, 34. 35 ausdrücklich gemeldet, daß die Amoriter die Daniten ins Gebirge drängten und nicht zuließen, daß ſie in die Ebene herabkämen. Doch hatten ſie nachher die meiſten der angewieſenen Städte inne, und ſie ſcheinen ſich allmälig auch in philiſtäiſche und phöniciſche Städte verbreitet und an der Schifffahrt und dem Handel der Phönicier Theil genommen zu haben. S. Richt. 5, 17., vergl. 2 Chron. 2, 14 und beſonders Ezech. 27, 19. Aus dieſem Stamme war der Richter Simſon (Richt. 13, 2. 25). — Vermuthlich war es die Schwierigkeit, ſich in dem angewieſenen Gebiete zu behaupten und hinlänglich auszubreiten, was die Daniten zur Zeit der Richter veranlaßte, eine Colonie nach den nördlichſten Theilen Paläſtina's auszuführen, wie dies im Buch der Richter Kap. 18 erzählt wird ²). Nachdem ſie die Gegend auskundſchaftet hatten, brachen ſie zu 600 Mann mit Weib und Kind aus Zorea und Eſtaol auf nach Lais oder Leſem, wie es Joſ. 19, 47 heißt, nahmen dieſe Stadt, die keinen Überfall vermuthete, mit Gewalt der Waffen ein und nannten ſie Dan. (S. den folgenden Art.) Nach dem Exil ſcheint dieſer Stamm ſpurlos verſchwunden zu ſeyn, woraus ſich erklären läßt, daß er in den Geſchlechtsregiſtern 1 Chron. 4—7 gänzlich übergangen wird. Daſſelbe geſchieht in der Apokalypſe 7, 4—8. Was endlich die Juden des Mittelalters, wie **Eldad** und **Benjamin von Tudela**, über die Wohnſitze der von Salmanaſſer exilirten Daniten und über ihre Colonie im Mohrenlande berichten, ſind Fabeln, auf Veranlaſſung von Bibelſtellen erdichtet, wie 2 Kön. 17, 6. Zephanja 3, 10. ³).

---

[1] Daß ihnen die wichtige Hafenſtadt Joppe mit zugefallen, wie Euſebius und Hieronymus im Onomaſticon, ſowie Geſenius im hebr. Wörterbuche vorausſetzen, wird Joſ. a. a. O. nicht geſagt, wenn gleich zu vermuthen iſt, daß ſich ſpäter Daniten dort niederließen, um der Schifffahrt und des Handels willen. Doch ſcheinen die Phönicier über dieſen wichtigen Handelspunkt noch lange die Oberhand behauptet zu haben. Vergl. übrigens 2 Chron. 2, 16. Erſt die Makkabäiſchen Fürſten nahmen dieſen Hafen den Syrern ab (1 Makk. 10, 74. 76. 14, 5. 34). — Auch Joſephus (Archäol. 5, 1, 22) gibt dem Gebiete des Stammes eine zu weite Ausdehnung nach Norden hin, wenn er behauptet, daß es von Asdod bis nach Dora gereicht; doch mag in dem letztern Namen eine Corruption der Abſchreiber liegen.

(*E. Rödiger.*)

DAN, eine Stadt in den nördlichſten Theilen von Paläſtina ¹), ſo benannt von einer daſelbſt ſich niederlaſſenden Colonie des Stammes Dan (ſ. den vorhergehenden Art.). Sie hieß vormals Lais (ליש) nach dem Buch der Richter 18, 7. 29, oder auch **Leſem** (לשם) nach Joſ. 19, 47, und ſtand, wie es ſcheint, unter der Herrſchaft von Sidon, doch ohne engeren Verkehr mit demſelben. S. Richter 18, 7. 28. Die Daniten unterdrückten die Bewohner und baueten die Stadt aus. Sie lag unweit der ſyriſchen Grenze an einem kleinen gleichnamigen Fluſſe, der mit ein paar andern vereinigt den Jordan bildet ²), nach **Euſebius** vier römiſche Meilen weſtlich von Paneas auf dem Wege nach Tyrus. Zu **Hieronymus** Zeit ſtand an der Stelle der alten Stadt noch ein Flecken dieſes Namens. **Klödens** Combination, welche auch **Roſenmüller** billigt ³), daß das jetzige **Hasbeya** an der Stelle des alten Dan liege, hat ſchon deshalb wenig Wahrſcheinlichkeit, weil der Fluß, der jetzt noch den Namen Dan führt, ein anderer iſt als der, an welchem Hasbeya liegt, und weil dann die Entfernung von Paneas in Rückſicht auf des Euſebius Angabe zu groß ſeyn würde ⁴). — Ein Anachronismus iſt es, wenn die Stadt ſchon 1 Moſ. 14, 14 und 5 Moſ. 34, 1 unter dem Namen **Dan** erwähnt wird. Dan war ſeit der früheſten Zeit ein Sitz des Götzendienſtes. Schon jene danitiſche Colonie raubte auf ihrem Zuge dahin einem gewiſſen Micha ein Götzenbild, ſtellte es in dem neuen Wohnſitze auf und richtete bei demſelben ein Prieſterthum und ein Orakel ein (Richt. 18. vergl. daſ. Kap. 17). Später war Dan nebſt Bethel Sitz des Stierdienſtes, welchen Jerobeam nach der Theilung des Reichs anordnete (1 Kön. 12, 28 ff.). Darauf zielt z. B. Amos 8, 14. Auch die ſpätern Juden halten dies noch feſt und tragen dieſe Beziehung öfter in die frühere Geſchichte hinein ⁵).

(*E. Rödiger.*)

DAN, ein für flache Boote ſchiffbarer Quellenfluß des **Roanoke** (ſ. dieſ. Art.), welcher auf der nördlichen Grenze des nordamerikaniſchen Freiſtates Nordcarolina entſpringt. (*H.*)

DAN, mit dem Beinamen **Mykkillati**, d. h. der **Stolze**, war ein Sohn des Beherrſchers von Schonen und Halland **Dag** oder **Daug**, folgte dieſem in der Mitte des dritten Jahrhunderts nach Chriſtus in der Regirung über Schonen, heirathete **Olufa**, des Regenten von **Ygothland** oder Seeland, Fyen ꝛc. Tochter, und erhielt durch dieſe Heirath ſelbſt die Regirung über die Inſeln **Seeland**, **Fyen**, **Laaland**, **Falſter** und **Möen**. Nach den **Dänen**, die Schonen bewohnten, und nach ſeinem eigenen Namen **Dan** wurden von jetzt an alle dieſe Inſeln, nach ihrer Vereinigung mit Schonen und Halland, mit dem gemeinſchaftlichen Namen **Danmark** (Dänemark) genannt. Er ſelbſt hieß nun nicht mehr **Drot** (Zins- oder Landesherr), ſondern **König**, nahm ſeinen beſtändigen Wohnſitz zu **Leire** auf Seeland, wo er auch im Jahre 300 in hohem Alter geſtorben iſt, und kann inſofern mit Recht als **erſter König** des gegenwärtigen Königreichs Dänemark betrachtet werden. Erſt unter König **Friedrich** III. wurden die Provinzen Schonen, Halland ꝛc. in dem Roeskilder Frieden vom 26. Febr. 1658 an Schweden abgetreten und hörten auf, zu Dänemark gezählt zu werden. Auch **Angeln** und **Jütland** unterwarfen ſich ſeiner Regirung, nachdem er den Einwohnern gegen die **Sachſen** (Holſteiner), die ſie überfallen hatten, Hilfe geleiſtet und ſie durch ſeine große Tapferkeit von ihren Feinden befreit hatte. — Von ſeiner Regirung an wurde den däniſchen Regenten nicht mehr blos in der Provinz, wo ſie ihren Hauptſitz hatten, ſondern in jeder einzelnen ihrer Provinzen beſonders gehuldigt. Die Huldigung geſchah unter freiem Himmel, ſo daß der König auf einem hohen

---

[2] Wahrſcheinlich fällt dieſes Factum in die Zeit kurz nach Joſua, wo die Daniten zwar ſchon einige der ihnen beſtimmten Städte beſetzt hatten, aber doch nur ſehr langſame Fortſchritte in der Eroberung der übrigen machten. Nur ſo läßt es ſich vereinigen, wenn Richt. 18, 1 f. geſagt wird, daß damals die Daniten ihr Gebiet noch nicht inne gehabt, und doch gleich darauf erzählt wird, daß ihre Colonie aus den Städten Zorea und Eſtaol ausging, welche ſie folglich ſchon beſaßen. Mit Unrecht ſetzt daher **Roſenmüller** (bibl. Alterthumsk. II, 1. S. 304) die Auswanderung in die Zeit, wo ihnen ihr Antheil noch gar nicht **angewieſen** war. Richtiger drückt er ſich ebend. II, 2. S. 50 aus. [3] Man ſ. z. B. **Eiſenmengers** entdecktes Judenthum. II. S. 519. 527.

[1] Daher die im A. T. ſo häufige Phraſe: **ganz Iſrael von Dan bis Beerſeba** d. i. vom äußerſten Norden bis zum äußerſten Süden des gelobten Landes. Richt. 20, 1. 1 Sam. 3, 20. u. ö. Und wenn eine feindliche Invaſion von Norden her drohte, ſo kam die Kunde davon zunächſt über Dan ins Land. Jerem. 8, 16. [2] Die genaueſten Details hierüber ſ. bei **Geſenius** zu Burckhardts Reiſen in Syrien. S. 495. [3] **Klödens** Landeskunde von Paläſtina. S. 76. **Roſenmüllers** bibl. Alterthumsk. II, 2. S. 51.

[4] Daraus erklärt ſich auch, wie ſpätere Bibelüberſetzer für Dan geradezu Paneas ſetzen, z. B. **Saadia** und der Samaritaner 1 Moſ. 14. 14, ſowie der Araber 2 Kön. 10, 59. Selbſt Hieronymus verfällt in dieſen Fehler im Comm. zu Ezech. 48, ob er gleich im Onomaſticon das Richtige hat. Genauer ſagt das Targ. Hieros. 1 Moſ. a. a. O. דן דקיסרין **Dan bei Cäſarea Philippi** d. i. eben Paneas. [5] S. z. B. Jonathans Targum 2 Moſ. 17, 8. 4 Moſ. 11, 1. 5 Moſ. 25, 18.

Steine und das Volk um ihn her gleichfalls auf Steinen ſtand, zum Zeichen, daß das wechſelſeitige Verhältniß unerſchütterlich und die angelobte Treue von felſenfeſter Dauer ſeyn ſollte. Solcher Huldigungsplätze befanden ſich in Seeland bei Leire, in Schonen bei Lund, in Jütland bei Viborg, in Schleswig bei Kowirke; noch gegenwärtig ſind ſie zum Theil an den aufgethürmten Steinen erkennbar. — Übrigens führte Dan den Namen: der Stolze oder Prachtluſtige nicht ohne Grund. Er zeichnete ſich nämlich durch Verſchwendung und Prachtliebe vorzüglich aus und ſetzte auf die äußere Größe einen ſo hohen Werth, daß er ſich gewöhnlich von einem ſeiner Unterkönige aufwarten und von zwei Herſen, oder Höheren im Volke, ſein Reitpferd ſatteln und beim Auf- und Abſteigen bedienen ließ. Eben dieſe Prachtliebe ſcheint die Urſache geweſen zu ſeyn, warum er den Befehl gab, daß nach ſeinem Tode ſein Leichnam nicht, wie es ſonſt, nach Odins Vorſchrift, der allgemeine Gebrauch erfodert hätte, verbrannt, ſondern auf einer eigends hiezu errichteten Anhöhe, ſitzend in königlichem Schmucke und mit voller Rüſtung begraben werden ſollte; wobei zugleich ſein Reitpferd, völlig geſattelt, nebſt mehren bedeutenden Koſtbarkeiten, in demſelben Hügel niedergeſenkt werden mußten. Dieſes geſchah unweit Leire in Seeland, wo der dazu beſtimmte, 400 Ellen lange Hügel noch gezeigt wird. Da ſeine Nachfolger in den verſchiedenen Provinzen den Gebrauch, die Leichname, ſtatt durchs Feuer verzehren, vielmehr auf beſondern Anhöhen begraben zu laſſen, großentheils beibehielten; ſo pflegt man wol in der däniſchen Geſchichte das ſogenannte Hougs-Old (Aetas collium, Hügel-Zeitalter), welches mit Dan anfing, von dem Bruna-Old (Aetas combustionis, Verbrennungs-Zeitalter), welches mit ihm zu Ende ging, zu unterſcheiden. — Die drei Löwen, welche ſich in dem däniſchen Reichswapen befinden, gründen ſich auf die unter Dan geſchehene Vereinigung der drei Hauptprovinzen Schonen, Seeland und Angeln unter einen Regenten; auch behielt jeder dieſer Staten in dieſer Vereinigung noch ſeine eigenen Sitten und Gebräuche, ſo wie ihm auch ſein eignes Wapen und Geſetzbuch gegeben wurde. (S. Holbergs Reichshiſtorie. Bd. 1. S. 50. *Suhms* Udtog of Danmarks Historie. p. 5. etc. *Hösts* Udsigt. p. 12. etc. *Munthes* indenlandske Tildragelser. p. 16. etc. Wandalls Lebensbeſchreibungen verdienter Dänen, überſetzt von Dau, Bd. 1. S. 61 ff.).
(*v. Gehren.*)

DAN, Pierre, Superior der Mathurinen zu Fontainebleau, geſt. 1649, begab ſich im Jahre 1634 in die Berberei, um Chriſtenſclaven loszukaufen, deren er auch 42 zurückbrachte. Während ſeines Aufenthaltes zu Algier ſammelte er die Materialien zu ſeiner Histoire de Barbarie et de ses corsaires (Paris 1637. 4.). De Vries überſetzte ſie ins Holländiſche und fügte einen zweiten Theil hinzu, und darauf erſchien das Werk wieder franzöſiſch unter dem neuen Titel: Histoire des royaumes et des villes d'Alger, de Tunis, de Salé et de Tripoli, augmentée de plusieurs pièces (Paris 1649 f.). Dies iſt das erſte Werk dieſer Art in Frankreich; der Verfaſſer iſt zuweilen allzu leichtgläubig, theilt aber auch ſehr intereſſante Nachrichten mit. Als ein anderes brauchbares Werk von ihm lobt Lenglet den Trésor des merveilles de la maison royale de Fontainebleau, contenant son antiquité, les singularités qui s'y voyent. Paris 1642 f. Mit Kupf. (Nach Eyriès).
(*H.*)

DANA, Townſhip, mit 625 Einw. in der Grafſchaft Worceſter des nordamerikaniſchen Freiſtats Maſſachuſetts.
(*H.*)

DANAË, Tochter des Akriſios, Königs in Argos (ſ. dieſen). Von ihr ſagte ein Orakel, ihr Sohn werde ſeinen Großvater tödten. Akriſios ſperrte ſie deshalb in ein ehernes Gemach unter der Erde, um ſie vor aller Berührung mit Männern zu bewahren. Gleichwol wurde ſie ſchwanger, nach der Sage dadurch, daß ihr Zeus als goldener Regen in den Schoos fiel, — der Geliebte durch Beſtechung ſich den Weg zu ihr bahnte. Danaë gebar den Perſeus, und Akriſios, um ſich nun doch zu ſichern, ſperrte Mutter und Kind in einen hölzernen Kaſten, und gab dieſen den Wellen Preis. Der Kaſten trieb an die Inſel Seriphos, wo Diktys, des Königs Polydektes Bruder, ſie dem Meer entriß und den Perſeus erziehen ließ. Nachdem dieſer erwachſen war und das Meduſenhaupt und Andromeda errungen hatte, eilte er mit dieſer und ſeiner Mutter nach Argos, um ſich dem Großvater vorzuſtellen. Aus Furcht vor Erfüllung des Orakels entwich dieſer nach Pelasgiotis, Perſeus aber ging ihm nach, und das Orakel ging in Erfüllung, indem Perſeus bei den Leichenſpielen zu Ehren des Königs von Lariſſa ihn unverſehens mit einem Discus traf 1). Nach Andern 2) kam Akriſios nach Seriphos, um ſich mit ſeinen Kindern auszuſöhnen, ward aber dort bei den Leichenſpielen des Königs Polydektes auf die angegebene Weiſe getödtet. (*H.*)

DANAEA. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Poropteriden (Poropterides Willd., Danaeaceae Agardh.) und der 24ſten Linnéſchen Klaſſe hat Smith (in Mém. de l'Acad. de Turin V. p. 420) ſo genannt nach Joh. Peter Maria Dana, Allioni's Schüler und Nachfolger in der Profeſſur der Botanik zu Turin und Verfaſſer einer kleinen Schrift: de generatione plantarum (Aug. Taur. 1764. 8.). Der Gattungscharakter von Danaea beſteht in linienförmigen, parallelen Kapſelbehältern, welche in doppelter Reihe auf den Venen der untern Laubfläche eingegraben ſind und von einem doppelten Schleierchen verhüllt werden, und in zuſammengewachſenen Kapſeln, welche ſich in einem Löchlein öffnen. Die vier bekannten Arten wachſen im heißen Südamerika: 1) D. simplicifolia Rudg. (Icon. pl. gui. t. 86), in Guiana, hat einfaches Laub; 2) D. nodosa Sm. (Tracts p. 260, Asplenium nodosum L. sp. pl., hieher auch D. longifolia Desv. und D. geniculata Radd.) und 3) *D. elliptica* Sm. (Rees Cyclop., Felix major Sloane jamaic. t. 41. f. 1.), beide in Weſtindien und Braſilien

---

1) Schol. in Apoll. Rh. 1091 nach Pherekydes, und 1515. Apollod. 2, 2, 1, und 4, 1 — 4. 2) Hygin. fab. 63 und 273.

einheimiſch, haben gefiedertes Laub und einen knotigen, nackten, gemeinſchaftlichen Laubſtiel; ſie unterſcheiden ſich nur durch die Form der Blättchen, welche bei 2. lanzettförmig, bei 3. oval ſind). (S. *Hook* et *Grevill.* ic. fil. t. 51. 52.). 4) *D. alata* Sm. (l. c., *Kaulf.* enum. t. 1. f. 3. *Hook.* et *Grev.* l. c. t. 18) mit gefiedertem Laube und knotigem, oberhalb gefiedertem Laubſtiele. Auf den caraibiſchen Inſeln. — *Danaa Allion*, ſ. *Physospermum Cusson.* (*A. Sprengel.*)

DANAER. Nach der Einwanderung des Danaos nahmen die Bewohner von Argolis, welche bis dahin ägialeiſche Pelasger geheißen hatten[1], den Namen Danaer an. Mit dieſem Namen bezeichnet ſie auch Homer (Il. I, 42 und öft.) und nach ihm Lesches (um Olymp. 33) in ſeiner Ἰλιὰς μικρά, deren Anfang in der vita Homeri c. 16. p. 5. Barnes. folgender war:

> Ἴλιον ἀείδω καὶ Δαρδανίην εὔπωλον,
> Ἧς πέρι πολλὰ πάθον Δαναοὶ, θεράποντες Ἄρηος.

Ferner in einem Fragment der Thebais des Antimachos[2] heißt Adraſtos πρώτιστος Δαναῶν. (Pausan. VIII, 25, 5.) Schon bei Homer zeigt ſich aber, daß man dieſen Namen von den Argivern auf alle Hellenen ausgedehnt verſtand, wie Strabo ſagt (VIII, 340): ποιητικῷ δέ τινι σχήματι συγκαταλέγειν τὸ μέρος τῷ ὅλῳ φασὶ τὸν Ὅμηρον. Daß nun der Name ſchon im Alterthum wirklich von dem ägyptiſchen Danaos abgeleitet wurde, und nicht als Appellativum von irgend einer Eigenſchaft des Landes entlehnt worden iſt, zeigt ein Fragment aus dem Archelaos des Euripides (bei Strabo VIII, 570. Eurip. ed. Matth. Tom. IX. p. 84):

> Ἐλθὼν (Danaos) ἐς Ἄργος ᾤκισ' Ἰνάχου πόλιν,
> Πελασγιώτας δ' ὠνομασμένους τὸ πρὶν
> Δαναοὺς καλεῖσθαι νόμον ἔθηκ' ἀν' Ἑλλάδα.

ſowie, daß anfangs die Argiver ſpeciell dieſen Namen hatten, ausdrücklich von Pauſanias B. 7. Cap. 1. geſagt wird, wo dieſer Name von dem der Achäer, als dem allgemeinern unterſchieden wird. Vergl. noch Strabo vol. II. p. 128. Tzsch. Eurip. Orest. 931. Schol. Eustath. ad Il. 1, 43. II, 681. Hygin. fab. CLXX. und dazu die Ausleger. Serv. ad Virg. Aen. II, 6. X, 497. Bei den ſpätern, ſowol griechiſchen als römiſchen, Dichtern wird das Wort ganz gleichbedeutend mit Graeci und Ἕλληνες gebraucht, was weiter keines nähern Beweiſes bedarf. (*Gust. Kieſsling.*)

DANAEUS, Daneau, (Lambertus), ein berühmter reformirter Theologe und Rechtsgelehrter, geb. von adeligen Eltern zu Beaugenci an der Loire 1530, geſt. zu Caſtres in Languedoc 1596. Er ſtudirte die Rechte zu Orleans unter Anne du Bourg, und erhielt den Doctorgrad, trat dann aber bald zur reformirten Religion über, indem er äußere Vortheile ſeiner Überzeugung aufopferte. Neun Jahre lebte er nun als reformirter Geiſtlicher zu Gien. Als dann der edle Anne du Bourg, ſein Lehrer und Freund, 1559 wegen der Religion verbrannt wurde, verließ Danäus ſein Vaterland um ſo eher, da um dieſe Zeit auch ſeine Gattin, ohne Kinder zu hinterlaſſen, geſtorben war. Er kam 1560 nach Genf, ſtudirte dort Theologie mit ſolchem Erfolge, daß er 1572 Pfarrer und Profeſſor der Theologie wurde und 1581 das Bürgerrecht erhielt. Er wurde nachher nach Leyden berufen; nach Sennebier (Histoire litteraire de Genève I, 312.) als Profeſſor der Theologie; nach der Biographie universelle hingegen, mit Berufung auf das Familienarchiv, trug er daſelbſt das Statsrecht vor. Allein er ſoll bald an den damaligen politiſchen Parteiungen in Holland Theil genommen und die Pläne Englands unterſtützt haben, wodurch er genöthigt wurde, Holland wieder zu verlaſſen. Er begab ſich nun zu Heinrich von Navarra und lebte als reformirter Pfarrer zu Orthes, Lescar und zuletzt zu Caſtres. — Daneau gehört zu den großen Gelehrten des 16. Jahrhunderts, wenn man nur den Umfang des Wiſſens ins Auge faßt; beſonders hatte er ſich auf das Studium der Kirchenväter und der ſcholaſtiſchen Theologen gelegt und war, da er mit großer Leichtigkeit ſchrieb, ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller; aber Geiſt und Geſchmack fehlten ihm. Ein bedeutender Theil ſeiner Schriften iſt gegen die Lutheraner, beſonders gegen Chemnitz und Andreä, gerichtet und hat die Vertheidigung des calviniſchen Lehrbegriffes zum Zwecke. Man hat eine Samlung derſelben (Lamberti Danaei Opuscula omnia theologica, ab ipso auctore recognita et in tres classes divisa. Genevae 1583. fol.), allein ſie begreift bei weitem nicht alle ſeine Schriften. Ein vollſtändiges Verzeichniß findet man bei Sennebier a. a. O. (*Escher.*)

DANAHOLMEN, ein kleines Eiland an der Südküſte der zur ſchwediſchen Provinz Bohuslän gehörigen Inſel Hiſingen, 2 Meilen von Götheborg. Auf dieſem Eilande ſtießen einſt die Grenzen der damals ſelbſtändigen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark zuſammen, alſo daß dort die Könige dieſer Reiche an einem Tiſche geſpeiſet und doch jeder in ſeinem Reiche geſeſſen haben ſoll; wann dieſes Mahl gehalten wurde, iſt ungewiß. (Vergl. *Ornhjelm* hist. eccles. p. 605. *Tuneld* Geographie öfner Sverige. T. II. p. 221.) – (*v. Schubert.*)

DANAI. Linné begriff darunter eine Abtheilung ſeiner Gattung Papilio, die ſich durch völlig ungezahnte Flügel und verhältnißmäßig große Unterflügel auszeichnet. Er theilte ſie wieder in Danai candidi, wo die weiße oder gelbe Farbe vorwaltet, und wohin Pap. Brassicae, Napi, Hyale, Rhamni u. a. gehören, und in Danai festivi, mit bunten Flügeln, wohin er Pap. Midamus, Plexippus u. a. brachte. (S. Papilio.) (*Germar.*)

DANAIDES. 1) Dieſer Name iſt gleichbedeutend mit dem der Danaer. Eurip. Orest. 933. Ὦ γῆν Ἰνάχου κεκτημένοι πάλαι Πελασγοὶ, Δαναΐδαι δὲ δεύτερον.

2) Werden damit bezeichnet die funfzig Töchter des Danaus. (S. dieſen.) Sie folgten ihrem Vater bei ſeiner Flucht aus Ägypten, um der verhaßten Heirath mit den Söhnen des Ägyptus zu entgehen. Der Grund hiezu beſtand weniger in dem Abſcheu vor einer Vermählung mit nahen Verwandten, als in der Furcht vor der Herrſch-

---

[1] Vergl. die von Heffter: der Athenadienſt zu Lindus. Zerbſt 1829. S. 52. Anmerk. 195 angeführten Schriftſteller.

[2] Leutsch Thebaidis cyclicae fragm. p. 64.

ſucht der Männer[1]). Sie beſtiegen mit Danaus den Funfzigruderer, mit dem ihre eigene Anzahl in enger Verbindung ſteht. Die Sage läßt ſie auf Rhodus den Dienſt der Athena Lindia einführen, worüber die oben angeführte Schrift von Heffter von S. 78 an ausführlicher handelt[2]). Nach Diodor ſtarben 3 Danaiden während des Aufenthalts auf Rhodus. Strabo erzählt außerdem, daß es die Meinung einiger Alterthumsforſcher war, Lindus, Jalyſus und Kamirus wären nach drei Danaiden benannt worden[3]). Nach der Ankunft in Argos ſandte Danaus ſeine Töchter aus, um Quellen aufzuſuchen (Apollod. l. c.). Hiebei geſchah es, daß eine von ihnen, Amymone, dem Poſeidon erlag und dieſem den Nauplius, den Gründer der Stadt Nauplia, gebar. Dieſer zeigte ihr dafür die Quellen im Lernäiſchen Gefilde[4]). Außer der nach der Amymone benannten Quelle und dem dieſer gleichnamigen Flüßchen, welches aus ihr hervorging, wurden noch zwei Quellen nach Danaiden benannt, Niobe und Pſammate. (Plin. hist. nat. IV, 5.) So wurde ihnen, wie ihrem Vater Danaus, die Bewäſſerung des vieldurſtigen Argos zugeſchrieben. Mit dieſem Verdienſt um das Land verbanden ſie noch ein anderes, die Einführung agrariſcher Cultur durch die Thesmophorien[5]). Als die Söhne des Ägyptus nach Argos kamen, wurden ſie ihnen vom Danaus zwar zuertheilt, aber mit dem Geheiß, die Bräutigame in der Hochzeitnacht zu ermorden. Dieſem Befehle des Vaters folgten alle, nur Hypermneſtra nicht, die den Lynceus rettete. Die Namen der Danaiden, ſo wie der Söhne des Ägyptus, finden ſich paarweiſe bei Hygin. Erzähl. CLXX. zuſammengeſtellt, in welchem Verzeichniſſe jedoch große Verderbtheit der Namen unverkennbar iſt. Hypermneſtra wurde zur Strafe ins Gefängniß geworfen und vom Danaus vor ein Gericht geſtellt, durch Vermittelung der Aphrodite aber losgeſprochen[6]). Sie wurde ſpäter noch mit dem Lynceus vermählt und die Mutter des ſpätern Herrſchergeſchlechtes von Argos. Für die übrigen fanden ſich keine Freier, ſo daß ſich Danaus genöthigt ſah, ſeine Töchter durch einen Wettlauf an die Sieger zu verheirathen[7]). In der Unterwelt wurden ſie verdammt, Waſſer in durchlöcherte Gefäße zu füllen. (Hygin. CLXVIII.) Dieſe Strafe jedoch, die den Danaiden ſo große Berühmtheit verſchafft hat, iſt gerade am allerleichteſten von der ganzen Sage als ſpäterer Zuſatz zu trennen. Weder Homer noch Heſiod und Pindar, die doch theils der Danaiden, theils der infernaliſchen Strafen gedenken, erwähnen ſie. Wir finden zuerſt eine Spur von ihnen in der Zeit des Plato[8]), wo Symboliſirung der Mythen ſchon im vollen Gange war. Creuzer hat auf den Zuſammenhang dieſer Strafe mit altem Myſterienglauben hingewieſen (Symbol. III, 480 f.), was wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Daß ſie einer ſolchen Deutung unterlegen habe, iſt von ihm außer Zweifel geſetzt. Nach Plato finden wir von einer Menge von Schriftſtellern auf dieſen Glauben hingewieſen, der bald zu ſprüchwörtlichen Redensarten Veranlaſſung gab[9]).

Außer der von Creuzer verſuchten Deutung ſ. noch Völcker Mythologie der Japetiden S. 192. Ferner, über das Namenverzeichniß der Danaiden bei Apollodor, Heyne Observat. p. 106 seq., womit zu vergleichen iſt Heffter S. 67. Über künſtleriſche Darſtellungen ſ. Creuzer Symbolik III, 475 f. und Bildererklärungen zu deſſen Symbol. S. 36 u. 44. *(Gust. Kieſsling.)*

DANAÏS. Dieſe von Commerſon (in Lam. enc.) geſtiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe hat zum Charakter: meiſt diöciſche Blüthen, einen fünfzähnigen Kelch, eine trichterförmige Corolle, in der Corollenröhre eingefügte Staubfäden, geſpaltene Narbe und eine kugelige, zweifächerige, an der Spitze aufſpringende Samenkapſel, deren Scheidewände ſich zu Placenten verdicken. Die beiden bekannten Arten wachſen als Sträucher mit achſelſtändigen Afterdolden auf den Mascareniſchen Inſeln: 1) D. fragrans Pers. syn. (Paederia Lam. enc., ill. t. 166. f. 2.) hat kletternde Zweige, ablange, an beiden Enden verſchmälerte, glatte Blätter und lang aus der Corolle hervorſtehende Griffel. 2) D. rotundifolia Poir. (Lam. enc. suppl.) hat rundlich-eiförmige, netzförmig-geaderte Blätter. *(A. Sprengel.)*

DANAIS. Die Sage vom Danaos und ſeinen 50 Töchtern iſt auch ſchon ſehr früh Gegenſtand dichteriſcher Behandlung geworden, theils als Epos, theils als Drama. Über eine epiſche Danais ſind die beſtimmten Zeugniſſe des Clemens Alex. Strom. II. p. 224, und des Harpokration s. v. *Αὐτόχθονες* vorhanden. Bei beiden heißt der Verfaſſer *ὁ τὴν Δαναΐδα πεποιηκώς* und bei Clemens ſtehen die oben ſchon berührten Verſe:

Καὶ τότ' ἄρ' ὡπλίζοντο θοῶς Δαναοῖο θύγατρες,
Πρόσθεν ἐϋῤῥεῖος ποταμοῦ Νείλοιο ἄνακτος.

Nach Harpokration ſtand in dem Gedicht, daß Erichthonios ein Sohn des Hephäſtos und der Gäa war. Ein ferneres Zeugniß wurde von Heeren aufgefunden (Bibliothek für alte Literatur und Kunſt IV, S. 56 f.), welcher jedoch jene obigen gar nicht kannte. Es enthält nämlich eine Tafel des Muſeums Borghia außer andern Anführungen alter epiſcher Gedichte auch die einer Danais, mit der beſtimmten Angabe, daß ſie aus 5500 Verſen beſtanden habe. Die Natur ſolcher Tafeln, die nur zum Schulgebrauch entworfen wurden und ein ziemlich junges Alter haben, beſtimmte Wüllner de cyclo epico. Monast. 1825. p. 40, 41 et 47 dieſem Gedichte die Aufnahme in den Cyclos zu verweigern, obgleich ſchon vor Heeren Heyne in Excurs. I. ad Virg. Aen. II. p. 354 und Salmasius Exercitat. Plin. p. 595 daſſelbe nebſt der Phoronis unter den cycliſchen Gedichten aufgezählt hatten, welche letztere Wüllner ebenfalls vom Cyclos ausſchließt. Mit Recht ſcheint uns Leutſch: Thebaidis cyclicae reliquiae. Goett. 1830. p. 17 ihm widerſprochen zu haben. Es führen ohnehin die Logographen, wie namentlich Pherekydes, auf eine ſolche Annahme hin.

---

[1] Vergl. über die *γυναικοκράτεια* die von Haupt: Quaest. Aeschyl. Specim. II. p. 84 et 85 beigebrachten Stellen und Citate.

[2] Zu vergl. ſind Diodor. V, 58. Marmor. Par. Epoch. 9. Euseb. Chronic. lib II. p. 285. Apollod. II, 1, 4. Herodot. II, 182. Strab. p. 967. Alm.

[3] Strab. p. 966. Almel.

[4] Vergl. Heffter S. 65. und die von demſelben S. 67 Anm. 276 angeführten Schriftſteller: Apollod. II, 1, 5. Orph. Argon. 263. Strab. VIII. p. 368. Casaub. Pausan. II, 38, 2, wozu noch Hygin. CLXIX.

[5] Herodot. II, 171. Plutarch. de Isid. et Osir. p. 357. c. Wellauer de Thesmophoriis. Vratisl. 1820.

[6] Vergl. Hermann de Aeschyli Danaidibus (opuscul. II. p. 329 sqq.).

[7] Vergl. die von Heffter S. 64 Anm. 252. citirten Stellen: Pindar. Pyth. IX, 193 sqq. und dazu Schol. Aristot. pepl. beim Schol. Palatin. in Creuz. Meletem. crit. part. I. p. 3. Apollod. II, 1, 5. Pausan. III, 12, 2. Hygin. Etymol. M. s. v. *στάδιον*.

[8] Plat. Gorg. p. 159. ed. Heindorf. Aeschin. Axioch. p. 166. ed. Fischer.

[9] Vergl. Broukhus. ad Tibull. I, 3, 79. Erklär. zu Horat. Od. III, 11. Senec. Hercul. Furens. v. 757. Ovid. Metamorph. IV, 462. X, 44. Trist. III, 1, 62. 177. 356. Heroid. XIV. Ibis 177. Lucian. Tim. 18. Herm. 61. Dial. Meretr. XIII. Dialog. Mort. XI, 4. De Dipsad. 6. Alciphr. I, 3. Zenobius II, 6. Suid. s. v. *ἀπληστία* und *εἰς τετρημένον πίθον*. Thom. Mag. p. 842. Bern. Clemens Rom. Epist. ad Corinth. I, 6. (Patr. Apostol. Cotel. Vol. I. p. 151.) wozu zu vergl. Nemes. Cyneget. 21. und die Diſſertation von *Feuerlein*, de Danaid. et Dirce. Lips. 1749. Nonnus Dionys. an mehren Stellen.

Unter dem Namen Danais hat Welcker in der Trilogie Prometheus S. 390 ff. eine Trilogie des Äſchylos zuſammengefaßt, welche aus drei Stücken: die Ägyptier, Schutzflehenden und den Danaiden beſtanden haben ſoll, und deren Grundlage das epiſche Gedicht Danais war. Das Sujet des erſten Stückes war der Streit der königlichen Brüder, welche Meinung ſchon Conz hatte, ſo wie überhaupt der dramatiſche Zuſammenhang jener drei Stücke ſchon von Schlegel, Vorleſ. über dramat. Kunſt I. S. 58, Blümner und Genelli vermuthet worden iſt [1]). In dieſem Stücke beſtimmte Athene den Ausgang, was zwar von der Sage angeführt wird, aber nicht in die Form der Sage zu paſſen ſcheint, die Äſchylos zu einem Drama umſchuf. In den Supplices iſt auch nicht die geringſte Spur davon zu entdecken, weder in den Worten des Danaos, noch, wo man es am erſten erwartete, in dem an die Athene ſelbſt von den Danaiden gerichteten Gebete, v. 141 — 150. ed. Schütz. Die große Ungewißheit, die über dem Inhalte des Stückes ſchwebt, und die auch Welcker nicht gehoben hat, ſo wie die Selbſtändigkeit und Abgeſchloſſenheit, mit der die Supplices beginnen, beſtimmten Hermann in ſ. Abhandlung de Aeschyli Danaidibus. 1820 (Opusc. II, 319 seqq.) ſich gegen die trilogiſche Verknüpfung der drei Dramen zu erklären, eine Anſicht, die durch Welckers Vermuthungen noch keineswegs wankend gemacht worden iſt. Über die Schutzflehenden ſelbſt kann keine Meinungsverſchiedenheit obwalten, wol aber über das dritte Stück, die Danaiden. Vor dieſem läßt nämlich Welcker noch vorhergehen den angedrohten Angriff der Ägyptiaden, den Herrſchaftswechſel in Argos, die Abtretung des Thrones, die nach innerer Nothwendigkeit erfolgt ſeyn ſoll, und den Friedens- und Heirathsantrag der Vettern, was denn alles im Stück erzählt werden mußte. Hier ſowie in dem, was über den muthmaßlichen Inhalt des Stückes geſagt wird, befriedigen die Combinationen Welckers nicht, die oft unklar und ſpitzfindig ſind [2]).

Eine Kritik der Welckerſchen Anſicht und Vergleichung mit Hermann iſt hier nicht am Ort. Vollkommen einverſtanden ſind wir jedoch mit dem, was über die Tendenz des Ganzen geſagt iſt: die Trilogie der Danaiden iſt nicht auf eine ſittliche Idee gegründet. Das Unrecht des Ägyptos rächt ſich an ſeinen Söhnen, über die Handlung der Hypermneſtra entſcheidet ein förmliches Gericht; aber ſchon darum, weil beides zuſammen vorkommt, kann keins von beiden zum Mittelpunkte des Ganzen beſtimmt ſeyn. Göttlicher Wille lenkt dies Ganze [3]). Die Abſicht des göttlichen Waltens iſt diesmal auf das Politiſche gerichtet, auf die Entſtehung des Danaervolkes; in ihr liegt die poetiſche Einheit und der Zielpunkt. Bedeutend iſt daher, daß der Chor der Schutzflehenden im Schlußlied, indem er den Preis des pelasgiſchen Argos ausſpricht, ſich von der Verehrung des Nils losſagt und den griechiſchen Göttern zuwendet. Auch der Tragiker Phrynichos hatte den Mythos des Danaos in zwei Stücken behandelt: *Αἰγύπτιοι* und *Δαναΐδες* (Hesych. s. v.); ferner hatte der Tragiker Timeſitheos zwei Dramen, *Δαναΐδες α΄, β΄*, verfaßt (Suidas s. v.) und aus den *Δαναΐδες* des Melanippides hat Athenäos (XIV, 651 f.) ein Fragment erhalten, deſſen kritiſche Berichtigung, welche Dindorf verſprochen hat, ſehr zu wünſchen iſt. Bekannt iſt, daß Ariſtophanes gleichfalls eine Komödie unter demſelben Titel geſchrieben hat, deren Fragmente von Dindorf geſammelt ſind; ein Gleiches vom Komiker Diphilos erwähnt Erotian S. 112. (*Gust. Kieſsling.*)

DANAKIL (Pluralis von Dankali) iſt der Name eines Reiches, welches ehemals öſtlich von Habeſch auf dem heißen Küſtenſtriche Sambara lag und mit den Habiſſiniern häufig in Krieg verwickelt war. Iſt jetzt gleich dieſes Reich verſchwunden, ſo iſt doch der Name geblieben, indem ſämtliche Hirtenſtämme, deren Zahl wol an 50 betragen mag, noch dieſen gemeinſamen Namen führen. Alle dieſe Stämme vermögen zuſammen vielleicht 6000 Krieger zu ſtellen. Sie leben ganz unabhängig, nur nach Weide für ihre Kameele umherziehend, bereit zu jeder Fehde, wo es auf das gemeinſame Wohl ankommt. Obgleich dem Namen nach Muhammedaner leben ſie doch ohne Prieſter und Moſcheen.

Der bedeutendſte dieſer Stämme iſt der der Dumhoeta, welcher vielleicht 1000 Krieger zu ſtellen im Stande iſt; er iſt im Beſitze der Küſte zwiſchen Béloul und Aréna. Dann folgen die Stämme Taiemela und Hadarem, beide auf den Salzebenen wohnend, von denen jeder etwa 200 Krieger ſtellen kann. Nördlich von ihnen wohnen die Beleſſua, von Taiemela abhängig. Ganz im Süden bei Ayth wohnen die Stämme Adoule und Modeto, größtentheils Seefahrer. Die übrigen kleinen Stämme ſind die der Adalhu, Aiſamathu, Kedimto, Weéma, Muſhiek, Aſſa wominto und Ruſſamo.

---

[1]) Derſelbe Name ſtand auch nach Welcker für die ganze Trilogie. Dies iſt jedoch durch nichts zu beweiſen. Mit den *Αἰγύπτιοι* könnten doch nur die den Chor bildenden Ägyptier des erſten Stückes der Trilogie bezeichnet ſeyn. Wie würde aber dieſer Name für das Ganze paſſen? Bezeichnete er dagegen die Söhne des Ägyptos, ſo wäre nicht klar, warum nach ihnen gerade das erſte Stück benannt worden ſei.

[2]) So z. B. die Vermuthung, daß *πρευμενής* ein übliches Wort in dem Munde zufriedener Schwiegereltern war, und im Munde des Danaos zu einer doppelt herben Ironie wurde. Man vergl. nur Aesch. Suppl. v. 138, wo es Beiwort des Zeus iſt; und v. 213.

[3]) Dies beziehen wir jedoch nicht auf Athene, als Vermittlerin der Flucht, und Aphrodite, als Retterin der Danaiden, ſondern auf Hera's Haß gegen die Io (Aesch. Suppl. 159 — 164.), als die Quelle des Unheils, welches den Danaos in Ägypten traf, und Aphrodite.

Zu dieſen gehören nach Ritter die ſchwarzen Stämme der Bajeh des Ebn Haukal, an der Grenze von Nubien und Habeſch, und die Agaazi in den Habab-Bergen, den nördlichen Ausläufern der Tigréterraſſe.

Alle dieſe Stämme reden eine und dieſelbe Sprache und ſtimmen ſehr in ihren Sitten überein. Ihre Hütten ſind rund, mit Matten von Palmblättern bedeckt; gewöhnlich iſt jede in zwei oder drei kleinere Räume getheilt. Das Geräth iſt eine ſchlechte Lagerſtätte, einiges Küchengeſchirr und ein großer Krug zum Waſſer. Ihre Grabſtätten beſetzen ſie mit pyramidalen aufgemauerten Denkmalen, die bis zu 10 Quadratfuß Baſis haben und an ägyptiſche Conſtruction erinnern.

Die Kleidung des Volkes beſteht aus einem Stücke Baumwollenzeug, das ſie umwerfen. Ihre Haare kräuſeln ſie, beſtreichen ſie mit Fett und ſtreuen braunen Staub hinein. Ungeachtet die Frauen ſchwere Arbeiten machen müſſen, iſt ihre Geſichtsbildung doch hübſch; ihre Haare ſind geflochten, ihr Putz beſteht aus Armbändern von Silber und Elfenbein. Sie müſſen das Getreide mahlen, Brod backen, Waſſer holen u. ſ. w., während die Männer die Heerden oder den Acker beſorgen, oder auch ihre Zeit mit Tabakrauchen und Schnupfen hinbringen. Im Allgemeinen ſind ſie ſehr arm und ſelten nur eſſen ſie Fleiſch. (Nach Ritters Erdkunde I, 239.)

(*L. F. Kämtz.*)

Danalon in Afrika, ſ. Rio grande.

DANAOS. In der Reihe der Einwanderungen, durch welche der älteſten Bevölkerung Griechenlands fremde, nicht nationale Elemente beigemiſcht worden ſeyn ſollen, nimt die des Danaos mit ſeinen 50 Töchtern eine der bedeutendſten Stellen ein. Denn außerdem, daß an ſie Vieles, in hiſtoriſcher Zeit ſich vorfindendes, angeknüpft wird, und daß in ihr offenbar ein wichtiger Theil der Urgeſchichte von Argos enthalten iſt, nimt auch das Land, aus welchem der Wandrer nach Hellas kam, und der eigenthümliche Charakter des von dramatiſchen und epiſchen Dichtern behandelten Mythus die Aufmerkſamkeit des Mythologen, wie des Geſchichtsforſchers auf gleiche Weiſe in Anſpruch.

Die Mythographen Apollodor (II, 1, 5) und Hygin (Fab. CLXVIII.) haben uns die Sage vom Danaos am ausführlichſten erhalten. An ſie wollen wir daher auch im Ganzen unſere Erzählung anſchließen. Einzelnes wird zur Vervollſtändigung derſelben dargeboten von Tzetzes Chil. VII, hist. 136 und von einer Menge griechiſcher und römiſcher Schriftſteller in zerſtreuten Notizen und Andeutungen. Danaos heißt Sohn des Belus und der Anchinoe, welche Tzetzes Achiroe nennt, (welche Form des Namens beſtätigt wird durch Schol. Lycophr. 583. 1161). Er iſt Bruder des Ägyptos und Brudersſohn des phöniziſchen Agenor. Nachdem Belus nach Aſſyrien gegangen war, herrſchte Danaos in Libyen, Ägyptos in Arabien[1]). Ägyptos erobert das Land der Melampoden und nennt es nach ſich Ägypten. Herodot (II, 91) erfuhr in Ägypten, daß man dort den Danaos wie den Lynceus, einen der Söhne des Ägyptos, für Chemmiten halte. Die faſt einſtimmige Meinung war im Alterthume, daß er aus Ägypten kam. Heyne (Observatt. ad Apollod. p. 105) verſuchte die beſtimmte Angabe Herodots mit der des Apollodor, welcher dem Danaos Libyen als Reich zuweiſt, ſo zu vereinigen, daß er vermuthet, Ägypten ſei unter Ägyptos und Danaos getheilt geweſen, ſo daß Arabien das ägyptiſche Land am rechten Ufer des Nils, Libyen das auf dem linken bedeute. Allein abgeſehen davon, daß dieſe Annahme ganz unerweisbar iſt, dient ſie auch nicht einmal dazu, den Herodot mit Apollodor zu vereinigen, da Chemmis, der Sitz des Danaos, nicht in Libyen nach Heyne, ſondern in Arabien liegen würde. Uns erſcheint jeder Verſuch die Verſchiedenheit in jenen Angaben zu vermitteln überflüßig; im Allgemeinen deutet doch Alles auf Ägypten hin. Mit der Angabe des Apollodor hängt zuſammen, daß Diodor. XVII, 60 erzählt, Danaos habe den Tempel des Ammon in Libyen gegründet; aber auch hier heißt er ein Ägyptier. Danaos erzeugt, entweder mit einer Gattin, Europa[2]), einer Tochter des Nilus, oder mit mehren, 50 Töchter, und Ägyptos mit der Euryrrhoe, ebenfalls einer Tochter des Nilus, 50 Söhne. (Ob Danaos auch Söhne gehabt habe, iſt eine ganz müßige Frage, die Clavier thut in der Histoire des prem. tems de la Grèce. I. p. 33. Edit. sec. Er vermuthet, daß ſie in der Schlacht am Nil umgekommen ſind. Man kann ſich dabei nicht enthalten, ſich zu wundern, wie dem ſcharfſinnigen Manne die ſo nahe liegende Frage nach den Töchtern des Ägyptos entgehen konnte.) Ägyptos trachtete dem Danaos und ſeinen Töchtern nach dem Leben, um der Herrſchaft willen, und fodert die Danaiden für ſeine Söhne zur Ehe. Nach dem Schol. Eurip. Orest. 871 wurde Danaos durch ein Orakel gewarnt, durch welches ihm der Tod von der Hand eines ſeiner Schwiegerſöhne geweiſſagt war. Er muß ſich durch die Flucht retten. Athene ſteht ihm bei und rathet ihm, einen 50-Ruderer zu bauen, oder baut ihm ſelbſt den erſten 50-Ruderer, auf welchem er Libyen oder Ägypten verließ[3]). Auf der Flucht gelangt er nach Rhodos, wo er oder ſeine Töchter den Dienſt der Athena Lindia einführen[4]). Von Rhodos gelangt er nach Argos. Hieher führten ihn alte verwandtſchaftliche Verhältniſſe[5]). In Argos herrſcht der Inachide Gelanor (Paus. II, 16)[6]).

---

1) Ganz abweichend iſt die Angabe des Schol. Eurip. Hecub. 874, nach welcher beide Brüder in Argos wohnen, und Ägyptos von Danaos vertrieben wird.

2) Nach Pherekydes (S. 105. bei Sturz) heiratheten Ägyptos und Danaos zwei Töchter des Phönix.

3) Hygin CCLXXVII. Marm. Par. Epoch. IX. Muncker. ad Hyg. CLXVIII.

4) M. W. Heffter: die Götterdienſte auf Rhodus im Alterthume. 2. Hft. Zerbſt 1829. S. 43—88 hat von dieſer Thatſache aus den ganzen Mythus einer ſehr beſonnenen und gründlichen Kritik unterworfen. Wir werden uns oft auf ihn beziehen.

5) Cf. Schol. ad Lycophr. v. 632. Eust. ad Hom. Il. I, v. 42 u. a. m.

6) Ganz abweichend iſt die Anſicht Claviers (Hist. des prem. temps de la

Dieſer übergibt dem Danaos die Herrſchaft (Apollod.). Nach Pausan. II, 19, 3. entſtand Streit zwiſchen Danaos und Gelanor. Jeder ſuchte vor der Volksverſamlung ſein Recht zu beweiſen. Die Entſcheidung wurde auf den folgenden Tag verſchoben. Als der Tag kam, fiel ein Wolf in die vor der Mauer weidende Rinderheerde ein und kämpfte mit dem Stiere, welcher die Heerde führte. Da fällt den Argivern ein, mit dieſem de[illegible]Gelanor, den Danaos mit dem Wolfe zu vergleichen, weil dieſes Thier nicht mit dem Menſchen zuſammen lebt, wie auch Danaos nicht mit ihnen zuſammen gelebt hatte bis auf jene Zeit. Als daher der Wolf den Stier niedergemacht hatte, erhielt Danaos die Herrſchaft. Danaos gründete hierauf zu Ehren des Apollo, den er für den Urheber des Sieges hielt 7), den Tempel des Apollon Lykios, in welchem ein Thron des Danaos aufgerichtet ſtand. In einem andern Zuſammenhange erzählt Plutarch Pyrrh. cap. XXXII. dieſe Sage. Nach ihm zeigte ſich dem Danaos bei ſeinem Einzuge in das argiwiſche Land in der Gegend Pyramia im thyreatiſchen Gebiete ein Wolf, der einen Stier bekämpfte. Danaos deutete den Vorfall, wie die Argiver bei Pauſanias, und nach dem Siege des Wolfes flehte er zum lykeiſchen Apollo und überwand unter ſeinem Schutze den Gelanor. Pausan. II, 38, 4. gibt den Ort an, wo Danaos gelandet ſeyn ſollte, Ἀποβαθμοι, in der Nähe von Thyrea. Argos ſoll nun Danaos entweder ſelbſt erbaut, was eine ägyptiſche Sage bei Diod. V, 28. iſt, oder mit einer Burg verſehen haben (Strab. VIII, 6, 9.). Die letztere mögen die Pelasger von Argos Lariſſa genannt haben, einem gewöhnlichen Namen pelasgiſcher Städte.

Hyginus (Fab. CLXVIII.) erzählt weiter: Sobald Ägyptos die Flucht des Danaos erfahren hatte, ſchickte er ſeine Söhne zur Verfolgung ſeines Bruders ab, mit dem Befehle, ihn entweder zu tödten oder nicht wieder zurückzukehren. Nachdem dieſe in Argos angekommen ſind, fangen ſie an, ihren Vatersbruder zu belagern, und dieſer, als er ſieht, daß er ihnen nicht widerſtehen kann, verſpricht ihnen ſeine Töchter zur Ehe, damit ſie vom Kampfe ablaſſen. Sie erhalten ſie einzeln vom Danaos zugelooſt (Apoll. l. c.).

Einer jeden hatte aber Danaos einen Dolch gegeben, um die aufdringlichen Freier in der Brautnacht zu ermorden. Dies thaten alle bis auf die Hypermneſtra, welche ihren Gemahl Lynceus am Leben ließ, da er ihrer Jungfräulichkeit geſchont hatte. Beiden wurde ein Heiligthum geweiht, Hypermneſtra aber vom Danaos eingeſperrt. Die übrigen vergruben die Häupter der Erſchlagenen in dem lernäiſchen Gefilde und begruben ihre Leichname vor der Stadt 8). Auf Befehl des Zeus entſühnten ſie Athene und Hermes (Apollod. l. c.). Späterhin verheirathete Danaos noch die Hypermneſtra mit dem Lynceus, der auch ſeinem Schwiegervater in der Regirung folgte und ſo der Stammvater des Herakles wurde; die übrigen Töchter wurden bei feierlichen, hiezu angeſtellten Spielen den Siegern als Preis zuertheilt 9); in der Unterwelt aber wurden ſie verdammt, in ein durchlöchertes Faß Waſſer zu füllen. So die am meiſten gangbare Erzählung. Einzelne Thatſachen werden jedoch

---

Gréce. Tom. I. p. 28 sqq.). Er vermuthet, daß Danaos ſchon unter der Regirung des Sthenelus, des Vorgängers des Gelanor, nach Argos gekommen ſei, weil man ſonſt nicht begreifen könne, wie er mit dem Gelanor habe um die Herrſchaft ſtreiten können, was doch nothwendig nach dem Tode des Sthenelus geſchehen ſeyn müſſe, wo beide, Danaos und Gelanor, als Prätendenten der Krone von Argos auftraten. Eines ſolchen Zweifels halber wird Niemand die beſtimmte Ausſage des Pauſanias in der oben angeführten Stelle verwerfen. Es iſt aber ſonderbar, daß ſelbſt dieſe Vermuthung nicht ganz ohne Autorität aus dem Alterthume iſt. Der Vorgänger des Danaos heißt bei Euseb. Chron. lib. I. p. 131. Sthenelus (vergl. noch lib. II. p. 285), eine Stelle, die Clavier unbekannt geweſen ſeyn muß, da er ſie nicht anführt. Wer aber die Königsverzeichniſſe bei Euſebius etwas genauer kennt, wird oft bemerkt haben, daß er kurze Regirungen, oder ſolche, die zwei Namen an der Stirn tragen, wie z. B. Vormundſchaften, Uſurpationen und Ähnliches, nur unter einem Namen anführt. Die unterbrochene Regirung des Gelanor rechnet er ſogleich zu der des Danaos hinzu. Über den Namen des Gelanor hat Welcker in dem Werke über die Äſchyl. Trilogie S. 393 eine ganz unhaltbare Vermuthung gewagt. Da nämlich Schol. Hom. Il. I, 42, der von Apollodor und Pauſanias Gelanor genannte Vorgänger des Danaos Ἐλάνωρ heißt, glaubte er bei Äſchyl. Suppl. v. 247, wo ſich der König von Argos den Danaiden als den Sohn des Pelasgers Palächthon zu erkennen gibt, der von Canter vorgeſchlagenen Änderung Πελασγός für Πελασγοῦ folgen zu müſſen, weil eine innere Identität der Namen Helanor und Pelasgus vorhanden ſei. Beides bedeute nämlich „den Erlauchten“ und weil der alte Eigenname ſich in der Sage nicht mit Beſtimmtheit darbot, ſei dieſe Vertauſchung entſtanden. Abgeſehen davon, daß Πελασγός gewiß falſch iſt, wie Haupt Quaest. Aeschyl. Spec. II. p. 87 bewieſen zu haben ſcheint, bleibt der Beweis Welckers immer ſehr ſchwach. Wenn auch Gelanor nach den von Welcker S. 299 vorgebrachten Analogien der Glänzende heißen kann, ſo iſt keine Beweiskraft vorhanden dafür, daß nun Pelasgos auch daſſelbe heißt; man müßte ſonſt alle andern, zum Theil ſehr begründeten Etymologien des Wortes Pelasgos verwerfen, oder hier allen Volksbegriff bei Seite laſſen. Die beſtimmte Bedeutung, die ein jeder ſogleich mit dem Worte Pelasgus verband, machte es unmöglich, in demſelben ein appellativum zu erblicken. Und wenn nun ſchon das Epos, wie Welcker ſelbſt meint, den Namen Gelanor hatte, wie iſt es möglich, über die hiſtoriſchen Grenzen deſſelben hinaus zu dem wirklichen Namen jenes Königs zu dringen? Die Sage von Danaos, die nach Welcker eine ſehr junge iſt, müßte dann ihren Urſprung in der vorepiſchen Zeit erhalten haben, wodurch ſich Widerſprüche ergeben in Welckers eigner Anſicht. Schon S. 401 ſcheint er ſelbſt die Schroffheit ſeiner Meinung abgelegt zu haben. Was könnte Welcker entgegnen, wenn man den Namen Sthenelus, offenbar nach Welcker auch Standesname, wie Kreon, identificirte mit dem Palächthon bei Äſchylus und behauptete, Palächthon hieße Volksmächtiger. Zu ganz andern Reſultaten hätte die Vergleichung der Variante bei Apollod. p. 120. Heyn. Πελάνωρ mit dem Πελασγός des Äſchylus führen können, wenn eben das letztere nicht willkürliche Änderung Canters wäre.

7) Vergl. Winckelm. Werke III, 287 und Amalthea. Bd. I. S. 216, auf welche Siebelis zu Paus. II, 19 verweiſt.

8) Vergl. die oben angeführte Schrift von Heffter. S. 62. Anm. 248, wo die Irrthümer von Creuzer (Symbol. II, S. 288) und Völcker (Mythol. des Japet. Geſchl. S. 162) gut widerlegt werden.

9) S. Heffter S. 64. Not. 252. Winckelmann, Geſchichte der Kunſt (Wien, 1776). S. 213 flgd. beſchreibt ein Gefäß der Hamiltonſchen Samlung, welches außer einer Abbildung der Liebe des Jaſon und der Medea, in ausgezeichneter Malerei noch eine Vorſtellung des Wettlaufs der Freier der Danaiden enthält, wenigſtens nach ſeiner Deutung. Die Form der Wagen weiſe auf ein hohes Alterthum hin. Bei Pindar. Pyth. IX, 198 sq. iſt jedoch nur von einem eigentlichen Wettlauf die Rede.

auch anders erzählt. Schol. Eurip. Orest. 864. sq. (Matth. Vol. IV.) zeigt, daß ſchon unter den ältern Hiſtorikern eine Differenz darüber war, ob Ägyptos ſelbſt mit nach Argos gekommen ſei oder nicht. Hekatäos ſagte ausdrücklich, er ſei nicht gekommen, während ein andres Scholion an derſelben Stelle uns ganz ausführlich von ſeinem Hinkommen unterrichtet. Ägyptos kam nämlich ſelbſt nach Argos, um ſich wegen des Mordes ſeiner Söhne zu rächen. Als Danaos dies erfuhr, rüſtet er die Argiver. Aber Lynceus überredet ihn, die Sache nicht durch die Waffen, ſondern durch ein Übereinkommen abzumachen. Man wählt die Vornehmſten der Argiver und Ägypter zu Schiedsrichtern. Zum Orte des Gerichts wählte man den Platz, wo auch Inachos das Volk der Argiver verſammelt hatte: *τὸ ἀκρωτήριον, ὅπου φασὶ καταρχὰς τὸν Δαναὸν διδόντα δίκας τῷ Αἰγύπτῳ ἀθροῖσαι τὸν λαὸν εἰς κοινὰς ἕδρας*, was Heffter S. 60 falſch aufgefaßt hat, indem er ſagt, Ägyptos habe das Volk der Argiver zuſammengerufen, um über ſeinen Bruder zu richten. Der Scholiaſt zu Eurip. Hecub. 869. 70., welcher den Ägyptos von ſeinem Bruder Danaos aus Argos nach Ägypten vertrieben werden läßt, läßt ihn auch von da nach einiger Zeit wieder nach Argos zurückkehren. Danaos fürchtet ihn und gibt ihm ſeine Töchter zur Ehe für ſeine Söhne. Das übrige ganz wie bei Apollodor, Hyginus, Euſtathius; Lynceus aber wirft ſich zum Rächer auf für ſeine Brüder, tödtet die Danaiden und den Danaos, bemächtigt ſich darauf der Herrſchaft von Argos und vermählt ſich mit der Hypermneſtra. Hiemit ſtimmt ein Fragment des Archilochos (bei Liebel S. 236) aus Malel. Chron. IV. p. 82. edit. Oxon.

Das, was von den Meiſten für den Kern der Sage von Danaos und ſeinen 50 Töchtern gehalten wird, iſt ſein Verdienſt um die Bewäſſerung des argiviſchen Landes[10]). Bekannt iſt der Waſſermangel der Stadt Argos, der ihr das Beiwort *πολυδίψιον* zuzog, und auf welchen Seneca anſpielt im Thyest. Act. I. vs. 119. timentque veterem nobiles Argi sitim. Danaos ſoll nach ſeiner Landung die Töchter ausgeſchickt haben, um Quellen aufzuſuchen. Eine derſelben Amymone, nach einer andern Erzählung Hygins (fab. CLXIX. ab init.) auf der Jagd begriffen, ergab ſich dem Poſeidon, der ihr gegen einen Satyr Hilfe geleiſtet hatte. Zum Danke zeigte ihr dieſer die lernäiſche Quelle[11]). Außer dieſer verdankte man den Danaiden noch die Auffindung von 3 bis 4 andern Quellen. Es wurde daher dem Danaos oder ſeinen Töchtern auch die Erfindung des Brunnengrabens zugeſchrieben (Plin. hist. nat. VII, 56. Strabo T. III. p. 223. ed. Tz.) und Heſiodos, bei Eust. Hom. Il. IV, 171, ſagte: *Ἄργος, ἄνυδρον ἐὸν Δαναὸς ποίησεν ἔνυδρον*, welchen Vers Strabo etwas anders gibt, indem bei ihm (l. c. p. 224.) *Δαναοὶ θέσαν Ἄργος ἔνυδρον* ſteht.

Ganz iſolirt ſteht die Nachricht des Scholiaſten zu der Grammatik des Dionyſios (Bekk. Anecd. II. p. 783), nach welcher alte Hiſtoriker, wie Anaximander, Dionyſios und Hekatäos dem Danaos die Verpflanzung der Buchſtabenſchrift aus Ägypten nach Argos zuſchrieben (Vergl. Heffter. S. 49. sq. und S. 64.). An jenen Wettlauf zur Verheirathung ſeiner Töchter knüpfte die Sage die Fortdauer der Kampfſpiele, die nachmals dem Zeus Sthenios zu Ehren gefeiert wurden. Zum Andenken des Beiſtandes, welchen die Athene dem Danaos auf der Flucht geleiſtet hatte, wurde von Danaos auf dem Gipfel des Berges Pontinus ein Tempel der ſaitiſchen Athene geſtiftet. Ihm ſelbſt war ein Denkmal errichtet bei der Bildſäule der Helden, welche Theben erobert hatten. Sein Schild hing im Tempel der Hera, und ſein Grabmal, *Πάλινθος* genannt, war auf dem Markte von Argos (Heffter S. 61).

Nachdem nun dieſer Mythus lange Zeit unangetaſtet geblieben und ſein weſentlicher Inhalt alteingebürgertes Eigenthum der ältern griechiſchen Geſchichte geworden war, war es unſrer Zeit aufbehalten, wie die ganze ältere griechiſche Geſchichte, ſo ganz beſonders den Theil derſelben, der einen uralten Zuſammenhang Griechenlands mit dem Orient anzudeuten ſcheint, einer neuen Forſchung zu unterwerfen. Die Franzoſen fingen an, in den Denkſchriften der pariſer Akademie die Menge von hiſtoriſchen Mythen in eine gewiſſe Folge und Zuſammenhang zu bringen, ohne jedoch bei ſich den mindeſten Zweifel aufkommen zu laſſen, als ob irgend die Möglichkeit einer Täuſchung vorhanden wäre. Sehr bald leitete ein Fragment Diodors aus dem Anfange der jüdiſchen Geſchichte, welche im 40. Buche der Bibliothek abgehandelt war, die Aufmerkſamkeit jener Forſcher auf ſich. Diodor erzählt nämlich nach Hekatäos (dem Abderiten, wie nach Creuzer: Antiqu. histor. fragm. p. 35. sqq. feſt ſteht), daß Danaos und Kadmos Führer jener nomadiſchen Völker, Hykſos genannt[12]), bei ihrer Flucht aus Ägypten waren und ihre Haufen nach Hellas führten, während Moſes die Seinigen nach Judäa führte[13]). Dieſe Nachricht wurde begierig aufgegriffen und mit ſo manchem andern in die engſte Verbindung geſetzt. Hekatäos, den man gläubig für den Logographen hielt, wurde für eine unbeſtreitbare Autorität gehalten, und das Abſchließen Ägyptens vom Auslande und von der Schifffahrt insbeſondere ſchien frühes Auswandern einheimiſcher Ägyptier zu widerlegen (vergl. Raoul-Rochette histoire crit. de l' établiss. des colon. Gr. Vol. I. p. 60—65). Da man nun jene Einwanderungen gleichwol nicht gern ableugnen wollte, ſo wurden ſie mit der der Hykſos identificirt, was die Meinung Fréret's iſt (bei Clavier hist. des prem. tems de la Grèce. I p. 18), oder man hielt jene Auswanderer für einen Theil der Ägyptier, die durch die Hykſos aus Ägypten vertrieben wurden (St. Croix de l'état et du sort des anciennes colonies. p. 69). Mit dieſen Anſichten ſtimmen auch im Ganzen die von Raoul-Rochette und Clavier, die ſie in ihren bekannten Werken ausführlicher entwickelt haben. Der erſtere nämlich macht Inachos, Ogyges und Lelex zu phöniziſchen Hirtenanführern, die während des Kampfes mit den in Oberägypten herrſchenden ägyptiſchen Königen ausgezogen ſind, theils nach Libyen, was er aus den Spuren ägyptiſcher Sitten, Cultus ꝛc. ſchließt (obgleich gerade diejenigen, die derlei auf die libyſche Küſte brachten, Phönizier waren und vor Ägyptiern flohen), theils an die Küſten Kleinaſiens, theils nach Griechenland. So war auch Danaos ein chef des pasteurs phéniciens, eine Annahme, die nicht einmal das poſitive Zeugniß des Euſebius für ſich hat, da bei dieſem ohngefähr 300 Jahre vor Armes die Hirtendynaſtien aufhören und die 18. Dynaſtie aus Diospoliten beſtehend, zu welcher Armes gehört, beginnt. Nach Rochette iſt Danaos Fürſt von Tanis, einer Stadt im Delta. Das Chemmis des Herodot muß deshalb auch im Delta liegen. Ägyptos, der ihn vertreibt, iſt natürlich nicht ſein Bruder ſondern Seſoſtris, deſſen Auftreten in der Geſchichte Ägyptens durch die Vertreibung der Hykſos bezeichnet iſt. Eines Irrthums zeiht er daher alle, die Armes und Seſoſtris zu Brüdern machen, z. B. Euſebius, Joſephus, Syncellus und Neuere wie Marſham und Pezronius (Vergl. jedoch *Larcher* Chronolog. d' Hérodote chap. X. §. 4. p. 318). Die Willkürlichkeit dieſer Annahme iſt zu deutlich. Hier iſt weder ein Feſthalten an der einfachen Ausſage des Hekatäos, noch an Manethon, noch an Apollodor, ſondern ein loſes Verknüpfen von Hypotheſen und Thatſachen, wodurch weder dem Mythologen noch dem Hiſtoriker Genüge geleiſtet wird. Clavier glaubte beſonders Heil von den Phöniziern für die ältere griechiſche Geſchichte erlangen zu können. Die erſte und älteſte Verbindung phöniziſcher Urgeſchichte mit griechiſcher zeigt ſich im Inachos (Enak phöniz. = ἄναξ.), der als Sohn des Okeanos offenbar dem ſeefahrenden Volke der Phönizier angehört. Die mannigfaltigen genealogiſchen Verbindungen zwiſchen der Nachkommenſchaft des phöniziſchen Belos und griechiſchen Geſchlechtern deutet er auf Spuren alten Zuſammenhangs, der nur zurücktrat, als die kleinaſiatiſchen Ionier den Handel zwiſchen Aſien und Europa an ſich nahmen. Solche Phönizier ſind dann auch Danaos und Ägyptos, die auf dem Wege der Eroberung in Ägypten ſeßhaft geworden waren und von hier nach Griechenland übergingen. Dieſer Zuſammenhang Phöniziens und Griechenlands iſt nichts als ein Poſtulat Clavier's, dem es an allem Beweiſe gebricht. Die Griechen und Ägyptier, die doch hiebei zu allererſt gehört werden müſſen, wußten ja von alle dem nichts. Wie kamen ferner die Ägyptier von Chemmis dazu, einen Nachkommen jener Erobererfamilie, den Perſeus, als Heros zu verehren, wie Herodot erzählt? Wie konnte ſich alle Spur des alten Zuſammenhangs mit Phönizien ſo faſt ganz verwiſchen und ſich auf Ägypten übertragen? War Danaos ein Phönizier, woher die Sage, daß Athena das Schiff, auf welchem er floh, gebaut habe? Die Sage, die wir doch bis zu einem ziemlich hohen Alter hinauf verfolgen können, mußte offenbar dieſen phöniziſchen Urſprung gar nicht mehr kennen und die Flucht zu Schiffe bei einem Ägypter ſo außerordentlich finden, daß ſie nur unter Mitwirkung einer Gottheit bewerkſtelligt werden konnte. Vor einer vorurtheilsfreien Forſchung müſſen auch dieſe unhiſtoriſchen Hypotheſen Clavier's in ihrer Blöße ſich darſtellen. Es heißt dies, wie Otfr. Müller ſagt (Prolegom. zur Mythologie, S. 79), anſtatt von der Geſchichte Belehrung zu heiſchen, damit anfangen, die Geſchichte belehren zu wollen. Auf ähnliche Weiſe hat neuerdings Plaß: Geſchichte des alten Griechenlands, Bd. I. Leipz. 1831, die Urgeſchichte behandelt. Auch er leitet viel von den Phöniziern her, die Factoreien an der ſüdlichen und öſtlichen Küſte Griechenlands angelegt haben ſollen. Eine ſolche iſt Argos, von Inachos gegründet (S. 102 flg.), deren Verband mit dem Mutterlande durch den flüchtigen Danaos und ſeine Feſtſetzung in Argos zerriſſen ward. Durch Danaos begann ein beſondrer Stat, deſſen Bevölkerung aus Edlen fremder Abkunft und den achäiſchen Urbewohnern zuſammenſchmolz, und die Sage von der Ermordung der Männer der Danaiden wird von ihm eben dahin gedeutet. Jene Ägyptiaden waren die früher in Argos anſäßigen Glieder phöniziſcher Herkunft, welche ermordet wurden und deren Beſitzthum dem Gefolge des Danaos anheimfiel (eine ganz nichtige Vermuthung, welche alles Individuelle der Danaosſage verwiſcht). Auf ein gründlicheres Durchforſchen des mythiſchen Theils der griechiſchen Geſchichte hat in neuerer Zeit K. O. Müller ſehr fruchtbar eingewirkt. Durch die ſcharfe Sonderung der einzelnen griechiſchen Stämme, ſowie durch das mit Conſequenz durchgeführte Lokaliſiren und Individualiſiren der Mythen iſt es ihm gelungen, Klarheit und Licht in die Dunkelheit der griechiſchen Mythengeſchichte zu bringen. Aber auch er, trotz ſeiner vorurtheilsfreien Methode des Forſchens, die er ſelbſt in den Prolegomenen zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie dargelegt hat, hat ſich nicht ganz los machen können von gewiſſen gleich im Anfange gefaßten Anſichten. Dahin gehört namentlich das ſtrenge Abweiſen alles ausländiſchen, orientaliſchen Einfluſſes auf Hellas. In ſeiner Schrift: Orchomenos und die Minyer, gelang es ihm zwar, den Mythus von dem ſaitiſchen Kekrops aus Athens Urgeſchichte zu verweiſen[14]; die mit Kadmos und Danaos angeſtellten Verſuche aber ſind unſeres Erachtens nicht gleich glücklich geweſen.

---

[10]) Heffter S. 65 flgd. Creuzer an verſchiedenen Stellen. Hüllmann, Anfänge der griech. Geſchichte. S. 85 flgd.

[11]) Die hierauf ſich beziehenden Stellen der Alten ſind alle von Heffter l. c. nachgewieſen, welcher auch auf die Kunſtdarſtellungen aufmerkſam macht.

[12]) Vergl. Beck's Anleitung zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeſchichte. Bd. I. S. 296 flgd. *Creuzer*: Commentatt. Herodott. Vol. I.

[13]) Bei Joseph. c. Apion. I, 15 und Euseb. Chron. lib. I. p. 113 wird aus Manethon berichtet, Danaos ſei ein Bruder des Sethoſis geweſen und habe eigentlich Armais oder Armes geheißen. Zugleich aber erzählt Euſebius, daß Moſes unter dem König Chencheres die Israeliten aus Ägypten geführt habe, während Lyncellus den Moſes unter Amoſis II., Julius Africanus unter Amoſis I., welcher auch Thetmoſis heißt, aus Ägypten ziehen läßt, welche beide in den Königsreihen um eine geraume Zeit früher, als Armes (Danaos) aufgeführt werden. Der Nachfolger des Danaos heißt bei ihnen Ammeſes und Rammeſſes, den man auf den Ägyptos gedeutet hat. Sethoſis aber regirt 110 Jahre nach ſeinem vermeintlichen Bruder Armes — Danaos.

---

[14] Jedoch nicht ſo, daß er dadurch alle Spur des alten Zuſammenhangs zwiſchen Attika und Ägypten vernichtet hätte, worüber vergl. Plaß, Bd. I. S. 293—300.

Seine Anſicht vom Danaos hat Müller theils in dem oben erwähnten Werke, theils in den Prolegomenen S. 185 flgd. zu begründen verſucht. Danaos Zeit iſt es, in welcher die Argiver Pelasgioten zu ſeyn aufhörten (Aeschyl. Eurip. Strabo). Der Name Danaer bezeichnet einen achäiſchen, ſomit helleniſchen Stamm. Es iſt mithin die Perſon des Danaos nichts, als der Stamm als Individuum gedacht, der doch unmöglich ägyptiſch ſeyn kann. Die Entſtehung deſſelben wird ſo nachgewieſen: Urſprünglich habe man τὸ δαναὸν Ἄργος geſagt, in demſelben Sinne, wie τὸ δίψιον; woraus ſehr bald ein Δαναός und eine Δανάη wurde. Δαναός, das Feld in dem trocknen Zuſtande, habe nun aus ſich die Quellen des Landes erzeugt, die Danaiden, die nichts als die Quellnymphen des Landes ſind. Als hierauf die Δαναοί, die Bewohner des δαναὸν Ἄργος, durch die epiſche Poeſie mit Ruhm gekrönt wurden, wurde Δαναός ein Collectiv achäiſcher Helden. Als Achäer kommt er in feindſeligen Conflict mit Ägyptiern, indem in Ägypten einfallende und raubende Griechen ihre Kämpfe in die Mythenzeit zurückſchoben. Vielleicht waren es zuerſt ſeefahrende Rhodier, die ja jenen ältern einfachen Danaosmythus mit dem Athenacult zugleich aus ihrer Metropole Argos erhalten hatten. So iſt z. B. der Mythus in der epiſchen Danais gefaßt, wo die Danaiden als ſtreitbare Heroinen am Nil kämpfend vorgeſtellt wurden, wobei nämlich keineswegs ſchon deutlich iſt, ob Danaos und Ägyptos als Brüder gefaßt wurden. Erſt nach der Helleniſirung Ägyptens, d. i. nach Pſammetich, kam die gangbare Geſtalt der Sage auf. Gleichwol müſſen die Griechen noch ganz unbekannt mit der ägyptiſchen Mythologie geweſen ſeyn, und Ägypten und Aſien nur in ſchwachen, in einander fließenden Umriſſen gekannt haben, da ſie den Belos, welchen Gott ſie für eine Perſon nahmen, an die Spitze der Genealogie ſtellen[15]. Damit nun aber Danaos nicht Barbar würde, mußte er an die Genealogie des Epaphos angeknüpft werden, wobei die Libya die Vermittlerin wird. Bei dieſer Mythenverknüpfung war die argiviſche und chemmitiſche Prieſterſchaft thätig und Kanobus, der Ort, wo ſich die Sage vom Epaphos zuerſt anpflanzte, war der Vermittelungspunkt beider. Daß aber die älteſten Anſiedler von Argos keine Ägyptier waren, zeigen die kyklopiſchen Bauüberreſte von Argolis, welche einen dem ägyptiſchen Stile ganz heterogenen Charakter haben, da doch ſonſt entweder in Ägypten Spuren kyklopiſcher Bauart, oder in Argos Spuren ägyptiſcher Bauart ſich finden müßten. Alles dieſes würde aber innerer Feſtigkeit ermangeln, wenn man nicht bei Herodot noch die Sage in ihrer alten Geſtalt erkennen könnte (Orchom. S. 112). Nach dieſer nämlich (lib. VII, 94) iſt Danaos in Bezug gebracht mit der Einwanderung eines achäiſchen Stammes in den Peloponnes, da die Jonier, ehe Danaos und Xuthos in den Peloponnes kamen, nach Ausſage der Hellenen ägialenſiſche Pelasger hießen, wozu noch kömmt, daß Archander und Architeles, Söhne des Achäos, Schwiegerſöhne des Danaos werden (Herodot. II, 98. Pausan.). Prüfen wir zuerſt das, was Müller als alte einheimiſch-helleniſche Sage von der ſpätern getrennt wiſſen will, ſo muß zuerſt auffallen, daß man den achäiſchen Stamm des Danaos erſt noch durch die Söhne des Achäos, den Archander und Architeles, helleniſirte. Wenn Herodot die Quelle dieſer einfachern Anſicht iſt, ſo iſt ferner zu verwundern, daß dieſer ſeiner anderwärts ausgeſprochenen, oder doch wenigſtens von ihm nicht zurückgewieſenen Meinung in jener Stelle (VII, 94) gewiſſermaßen ungetreu geworden iſt. Heffter l. c. S. 51 flgd. hat dieſen Theil des Müllerſchen Beweiſes auch angefochten und Pausan. VII, 1, 3 gegen ihn richtig angewandt, wo der Name Danaer ausdrücklich von dem andern allgemeinen Namen der Achäer, den die Argiver auch führten, geſchieden wird. Herodot bringt VII, 94 den Danaos in keine andere Verbindung mit der achäiſchen Einwanderung des Xuthos, als in die der Zeit. Er ſagt nur, daß die Jonier in der Zeit vor der Ankunft des Danaos und Xuthos im Peloponnes ägialeiſche Pelasger hießen, nachher aber von Xuthos Sohne den Namen Jonier annahmen. Er nennt den Danaos deshalb mit, weil auch durch ſeine Einwanderung eine Änderung in den Namen der Bewohner des Peloponneſos vorging. Daß aber Herodot unmittelbar habe andeuten wollen, die Bewohner von Argolis ſeien vor Danaos ägialenſiſche Pelasger genannt worden, was Heffter S. 53 in die Worte Herodots hineinlegt, können wir nicht zugeben. Daß die Sache wahr iſt, ſieht man allerdings aus den Ἱκέτιδες des Äſchylos; daß aber Herodot offenbar die ohngefähre Gleichzeitigkeit im Sinne hatte, ſcheint uns auch gewiß.

Zu dem Reſte des einfachen Mythus gehört aber noch nach Müller die einheimiſche Entſtehungsweiſe des Namens Danaos, wie er ſie annimt; dieſe etymologiſche Deduction aber hat uns ebenſo unbefriedigt gelaſſen, als wenn man die Spartaner κοῖλοι nennen wollte. Wo iſt ein Analogon zu einer ſolchen Sonderung des Epitheton vom Landesnamen, welches zugleich zum Stammnamen wird? Ferner, was Heffter mit Recht angegriffen hat p. 44 sq., in welcher ſprachgemäßen Entwickelung konnte aus δανός = ξηρός Δαναός und doch zugleich auch Δανάη werden? Wir wiſſen recht wohl, wie überzeugend Müller in den Prolegomenen dargethan hat, wie die freie Mythenbildung ein und daſſelbe in verſchiedenen Formen und Anſätzen auf mannigfaltige Weiſe zum Vorſchein gebracht, was dann von Syſtematikern, obgleich urſprünglich coordinirt, einander ſubordinirt wurde. Allein jene doppelte mythiſche Einkleidung einer Thatſache ſehen wir ſchon in Δαναός und Δαναΐδες, wenn ſie einmal auch hier ſtatt finden ſoll. Der Ruhm des Bewäſſerns von Argos theilt ſich zwiſchen beiden, während Δανάη dieſem urſprünglichen Sinne des Mythus fremd geworden iſt und einem ganz andern Sagenkreiſe ſich angeſchloſſen hat.

Wird man nun durch alles dieſes ſchon bedenklich;

---

[15] Es muß dieſe alſo vor der Helleniſirung Ägyptens in den Mythus gekommen ſeyn, denn dann war ja wol derlei nicht gut mehr möglich.

ſo muß ſich der Zweifel zur Entſchiedenheit ſteigern, wenn man in's Auge faßt, wie jener Mythus alle Klaſſen griechiſcher Schriftſteller durchdrungen hat, Dichter, Hiſtoriker, Philoſophen und Mythographen[16], wie ferner derſelbe im argiviſchen, wie im ägyptiſchen Volke Wurzel gefaßt hatte, und ein ſo abgerundetes Ganze darſtellt, in dem das Factiſche mit dem Ideellen, um uns der eigenen Ausdrücke Müllers (Prolog. S. 70) zu bedienen, auf das Engſte verflochten iſt. Ein ſolcher Mythus kann unmöglich auf einer Baſis ſo künſtlicher Vorausſetzungen erwachſen ſeyn. Die Griechen, die nach Ägypten kamen, meiſt Inſelbewohner und Kleinaſiaten, konnten es doch nicht dahin bringen, daß man in Argos ſelbſt ihre Form der Sage vom Danaos gläubig aufnahm und ſie in derſelben gewiſſermaßen zum Nationalmythus ſanctionirte. Unklar bleibt es ferner, welche Veranlaſſung jene Mileſier und Jonier hatten, einen Repräſentanten des achäiſchen Stammes, den argiviſchen Heros Danaos, mit einem Ägyptos in Verbindung zu bringen, wenn ſie nicht eben eine ſolche Mythe ſchon vorfanden. Heffter nun (in der angeführten Schrift) ſucht beſonders deshalb die hiſtoriſche Exiſtenz des Danaos zu retten, um die Gründung des Athenadienſtes auf Lindus an die Flucht des Danaos, der Pariſchen Chronik und andern Autoritäten gemäß, anſchließen zu können. Er ſtützt S. 59 flgd. ſeine Behauptung, es habe wirklich einen Danaos gegeben, auf 3 Argumente: erſtens weil ohne den mindeſten Zweifel an ſeine hiſtoriſche Exiſtenz ein Danaos als König von Argos erwähnt wird bei einer Menge von Schriftſtellern, zweitens wegen des bei Homer ſchon gewöhnlichen Namens der Danaer, der von ihm abgeleitet wird, und drittens auf die tiefe und innige Verflechtung des Mythus mit Localitäten in Argos. Danaos kam auch aus Ägypten, worauf ebenfalls dieſelben Zeugniſſe, die ſich einmal nicht abweiſen laſſen, hindeuten. Ob er aber den Athenadienſt zu Lindus eingeführt habe oder nicht, darüber wagen wir nicht beſtimmt abzuurtheilen. Nach ſo vielen Analogien, wie von Müller in den Prolegomenen aufgeſtellt ſind, hat deſſen angedeutete Anſicht, jener Cultus ſtamme aus der Metropole Argos, viel Wahrſcheinliches.

Indem wir nun im Ganzen die Argumentationen Heffters billigen und mit ihm dem Mythus ſein hohes Alter bewahrt wiſſen wollen, können wir jedoch nicht uns entſchließen, ihn bis in die Einzelheiten der Überlieferung hinab für Hiſtoriſches und Factiſches zu halten, wie Heffter. Die Sage einer ägyptiſchen Einwanderung, an die ſich auf irgend eine Weiſe der Name Danaos knüpfte, war überliefert; ſie war eine anerkannte Thatſache, an die ſich denn der Mythus anſetzte, ſo aber daß er von jenem Factum allſeitig durchdrungen iſt und Alles ſeine Beziehung verliert, wenn man jene Baſis der Schöpfung wegnimt. Denn um zunächſt auf Heffters eigene Argumentation einzugehen, ſo hängt die Beweiskraft, die nach ihm in dem allgemein angenommenen Namen der Danaer liegt, blos von der Sicherſtellung der Sage im Allgemeinen ab. Man könnte immer noch mit Müller und Creuzer entgegnen, daß gerade hierin ein Beweis für das Gegentheil liege. Der ſich vorfindende Name der Danaer mußte nämlich erklärt werden und zwar, da man den etymologiſchen Schlüſſel zu ſeiner Deutung bei Seite liegen ließ, machte man eine factiſche und ſtellte den Heros Danaos hin, der nun nicht in die helleniſch-pelasgiſchen Genealogien paßte, und daher aus Ägypten hergeholt wurde, in einer Zeit (kurz nach Homer), wo das Streben, alles Helleniſche zu ägyptiſiren, vorwaltete. Im Widerſpruch iſt ferner Heffter mit ſich, wenn er S. 53 behauptet: „Müller hat ohnſtreitig Recht, wenn er zugleich die frühern Annahmen eines Irrthums des Herodot, oder eines doppelten Danaos, bei Seite ſchiebend, den Namen Danaos für den Volksſtamm der Danaer überhaupt nimt und die Stelle bei Herodot alſo erklärt: „Achäer unter Anführung des Archander und Architeles verſchwiſterten ſich mit dem Stamme der Danaer in Argolis" und gleichwol S. 59 mit der größten Beſtimmtheit annimt, es habe wirklich einen Danaos gegeben und er ſei kein Eingeborner, er ſei ein Ankömmling aus Ägypten geweſen. Wir ſehen dabei nicht ein, wie Heffter nicht auch Perſonen, wie dem Hellen, Deukalion, Jon, Achäos die Wirklichkeit abſprechen will. Er muß dann alle die Namen, die an der Spitze von Völkergenealogien ſtehen, für wirkliche Perſonen halten, mit wenigen Ausnahmen, wo die mythiſche Perſonificirung ganz handgreiflich iſt.

Wir ſind nun der feſten Überzeugung, daß man ſich auf dieſem Boden der alten griechiſchen Geſchichte nur mit einer ſolchen Allgemeinheit der Anſicht ſicher bewegen kann, wie ſie von Buttmann in ſeiner Abhandlung über die mythiſchen Verbindungen von Griechenland und Aſien (Mythologus, Bd. II. S. 177) feſt gehalten wird. Die Sage von einer überſeeiſchen Einwanderung nach Argos aus Ägypten mußte ſowol in Argos, wie in Ägypten uralt ſeyn, ſie mußte hier wie dort die Grundlage weiterer Mythenbildung ſeyn und ſchon in ihrer erſten Geſtalt den Namen Danaos mit ſich führen. Es mußten ferner in dieſen erſten Ankömmlingen zwei Nationalunterſchiede ſich kund thun: Libyer (unter Danaos), Ägyptier (unter Ägyptos), wo dann Danaos, der trockne, als Repräſentant des ſandigen Libyens gedeutet wurde, Ägyptos aber auf die Anwohner des Nils, der ja auch den Namen Ägyptos führte, hinweiſt. Die Schwierigkeit, die man in der Seefahrt findet, wird gerade durch den libyſchen Urſprung des Danaos vermittelt. Die Verſchwiſterung beider nationalen Elemente wird mythiſch bezeichnet durch die Heirath des Lynceus und der Hypermneſtra. Dieſen Fremden mußten die ureinwohnenden Pelasger weichen, und ſie ſelbſt wurden bald bei dem weitern Vordringen der Hellenen ganz einheimiſch und nationalgriechiſch, wie dieſe ſelbſt.

Für die hiſtoriſche Gewißheit einer Einwanderung

---

16) So wie z. B. Plato im Menexenus T. IX. p. 94 Bipont. die Coloniſirung von Argolis durch Danaos anerkennt, in einer Stelle, die Müller mit Glück zur Unterſtützung ſeiner Anſicht von Kekrops angewandt hat, aber bei Danaos gänzlich vergeſſen zu haben ſcheint.

aus Ägypten haben ſich übrigens auch Thierſch, Epochen der bildenden Kunſt, 2. Aufl. S. 24 flgd. (mit einigen beſondern Modificationen) und Hug: Über den Mythus, S. 312 flgd. erklärt. J. H. Voß hält in der Antiſymbolik, Bd. 2. S. 415 flgd. die Heroen Kadmos, Danaos und Kekrops für Geſchöpfe des Prieſtertrugs; und Kanngießer: Grundriß der Alterthumswiſſenſchaft, S. 240 flgd. leitet den Danaos aus Theſſalien her, was er mit 6 Beweiſen unterſtützt, deren Widerlegung wir für überflüſſig halten. Welcker in der Trilogie, S. 390 flgd. folgt im Ganzen der Anſicht Müller's. Haupt: Aeschyli Supplices. Lips. MDCCCXXIX. pag. 69—79 unterſcheidet einen ägyptiſchen und argiviſchen Danaos, von denen der letztere ein Erdgeborner ſeyn ſoll, wegen der etymologiſchen Verwandtſchaft des Namens Δαναός mit dem doriſchen δᾶ, Erde; aber abgeſehen von der Schwierigkeit, die eine ſolche Annahme in hiſtoriſcher Rückſicht hat, ſo widerſtreben ſchon die Geſetze der Accentuation und Quantität. (*Gust. Kiessling.*)

Danaster ſ. Dniester.

DANAUS (Euploea *Fabr.*, Danais *Godart*). Schmetterlingsgattung aus der Familie der Tagfalter, den größten Theil der Danai festivi *Linn.* umfaſſend, von Latreille aufgeſtellt. Ihre Kennzeichen ſind dünne, der ganzen Länge nach von einander getrennte Taſter, die kaum über den Kopf herausragen, etwas verkürzte, aber ſonſt mit den übrigen gleich geſtaltete Vorderbeine, ein an der Spitze gekrümmter, dicker Fühlerknopf und ungezahnte Flügel, die untern den Hinterleib nicht vollſtändig umfaſſend. Die Tarſenkrallen ſind bei ihnen ungezahnt und ihre Puppen hängen geſtürzt, nur mit dem Schwanzende angeheftet. Bei den meiſten führt auch, wenigſtens das eine Geſchlecht, auf dem Mittelfelde der Hinterflügel eine kleine knorpelartige Klappe.

Godart *) führt 55, theils in Oſtindien, theils in Südamerika vorkommende Arten auf, unter denen die bekannteſten folgende ſind: 1) D. Midamus *Linn.* Fab. (Papil. mulciber Cram. tab. 127. fig. C. D. — *Herbst* tab. 122. f. 1. 2.); Flügel ſchwarz, die vordern mit ſtahlblauem Schiller und milchweißen Flecken, die hintern mit einer Fleckenreihe am Außenrande. In Oſtindien. — 2) D. Chrysippus *Linn.* Fabr. (Cram. tab. 118. fig. B. C. *Herbst* tab. 155. f. 1. 2.) Flügel gelb, mit ſchwarzem, weiß punktirtem Rande, die vordern mit brauner Spitze und weißer Fleckenbinde, die hintern mit einigen ſchwarzen Punkten im Mittelfelde. In Oſtindien, Syrien, Ägypten. Iſt auch in der Umgegend von Neapel gefunden worden, doch wahrſcheinlich nur durch Zufall dahin gekommen. Die Larve lebt auf mehren Arten von Asclepias. — 3) D. Limniace Cram. tab. 59. f. D. E. — *Herbst* tab. 123. f. 3. 4. — Pap. similis Fabr. Die Flügel oben ſchwarz, ſpitzwärts mit Punkten, an der Wurzel mit zweiſpaltigen Flecken von grünlich weißer Farbe, unten die vordern an der Spitze, die hintern durchaus leberbraun. In China, auf Java, Ceylon. (*Germar.*)

Danavas ſ. Daitjas und Indra.

Danbach ſ. Dambach.

DANBURY, Name mehrer Ortſchaften in den nordamerikaniſchen Freiſtaten: 1) in der Grafſchaft Grafton des States Neuhamſhire mit 345 Einw.; — 2) Marktflecken in der Grafſchaft Fairfield des States Connecticut, am Gebirge gelegen, hat ein Rathhaus, auf welchem, abwechſelnd mit Fairfield, die County-Courts gehalten werden, 2 Kirchen, 1 Akademie, 1 Poſtamt, 1 Druckerei, welche eine Zeitung herausgibt, und 3606 Einwohner, die Hüte, Leinwand, Papier, Senſen, Nagel und Eiſenwaaren verfertigen. Es iſt der Hauptmarktplatz für das Binnenland; — 3) in der Grafſchaft Huron des States Ohio, mit 1 Zollhauſe und dem Poſtamte Graton; — 4) am Dan, Hauptort der Grafſchaft Rockingham des States Nordcarolina mit den Grafſchaftsgebäuden und einem Poſtamte. (*Leonhardi.*)

DANBY, Townſhip am Otterkrick in der Grafſchaft Rutland des nordamerikaniſchen Freiſtates Vermont, mit 1 Poſtamte und 1730 Einwohnern. (*H.*)

DANCHET, Antoine, von armen Eltern zu Riom in Auvergne 1671 geboren. Er war ſo arm, daß er, um ſeine Studien in Paris vollenden zu können, andere Schüler unterrichten mußte. Durch ein lateiniſches Gedicht auf die Eroberung von Mons 1691 ward er bekannt und erhielt die Stelle eines Lehrers der Rhetorik zu Chartres, d. h. er ward Lehrer in Prima, wie wir ſagen würden; denn die erſte Klaſſe der alten Gymnaſien wurde classis rhetorica genannt. Bald aber, 1696, kam er nach Paris zurück, um die Erziehung zweier Kinder zu übernehmen, deren Mutter ihm dafür eine lebenslängliche Penſion von 200 Franken ausſetzte; als er aber anfing, für das Theater zu ſchreiben, wollte man ihm dieſe Penſion entziehen, doch gewann er den Proceß. Seitdem widmete er ſich ganz dem Theater. Er ſchrieb vier jetzt gänzlich vergeſſene Tragödien, welche auch ſelbſt damals wenig Glück machten. Deſto mehr Beifall fanden ſeine Opern, deren er wol ein Dutzend geſchrieben hat. Dieſe dramatiſchen Werke und einige geringere Gedichte ſind geſammelt in der Ausgabe Paris 1751. 4. V. in 12. Danchet war ein durchaus rechtſchaffener Mann, und ſeine Gelehrſamkeit verſchaffte ihm eine Stelle in der Académie des Inscriptions. Er ſtarb zu Paris 1748. (Nach Auger in der Biogr. univ.). (*Blanc.*)

DANCKAERTS, Sebastian, holländiſcher Prediger zu Batavia, als Kenner der malayiſchen Sprache rühmlich bekannt, ſtarb 1636. Er überſetzte mehre Bücher ins Malayiſche und ſchrieb einen Katechismus in dieſer Sprache, der im Haag 1623, 8. zuerſt gedruckt und 1687 und 1691 zu Amſterdam neu aufgelegt wurde. Mit Verbeſſerungen und Zuſätzen gab er heraus: Kaſpar Wildens holländiſch-malayiſches und malayiſch-holländ. Wörterb. Haag 1623. 4. lat. vert. Dav. Haex. Romae 1651. 4. nachgedr. mit Haex Namen Batavia 1707. 4. Haex ſagt in der Vorrede, das Buch ſei aus dem Holländiſchen überſetzt, verſchweigt aber des Verfaſſers Namen *). (*Baur.*)

---

*) Encyclop. methodique. Entomol. Tom. IX. p. 172.

*) *Werndly* maleysche spraakkonst. Amst. 1736. p. 286 u. 311.

DANCKWERTH, Caspar, Doctor der Medicin und Bürgermeiſter zu Huſum, geb. zu Oldensworth in Eiderſtädt; geſt. d. 25. Jan. 1672. Seine neue Landesbeſchreibung der Herzogthümer Schleswig und Holſtein (1652. gr. Fol.) iſt eins der vorzüglichſten Werke der Art in ihrer Zeit und auch noch in mancher Hinſicht zu ſchätzen. Sie macht den Text zu 40 ihr beigelegten theils General-, theils Specialkarten des Landes aus, die Johann Meier auf landesfürſtlichen Befehl verfertigte. Das Buch zog ſeinem Verfaſſer vielen Verdruß zu, theils durch die Kritiken anderer, z. B. Joh. Dan. Majors, theils durch die Unzufriedenheit des Königs und beſonders der Herzöge Sonderburgiſcher Linie, die eine förmliche Apologie dagegen (Lüb. 1654. 4.) erſcheinen ließen, theils weil es den Schweden, als ſie 1658 die beſchriebenen Provinzen eingenommen hatten, zum Wegweiſer angeblich gedient haben ſollte. Regiſter dazu von Chr. Fr. Walther. Glückſtadt 1753. Als Auszüge daraus ſind zu betrachten *Mart. Zeiller's* Nova regnorum Dan. et Norw. Ducatuum Slesv. et Hols. descriptio. Amst. 1655. 12. holl. 1656. teutſch Ulm 1658 und *Rutg. Hermannidis* descriptio cet. Amst. 1669. 12. Danckwerths Chronikon der Geſchichte Schleswigs und Holſteins iſt nur handſchriftlich vorhanden. — Vergl. *Jo. Molleri* Cimbr. litt. 1. p. 124. Schlesw. Holſtein. Anz. 1770. St. 19. 20. Joh. Friedr. Noodts Beiträge. 1. S. 543. (*Dörfer.*)

DANCOURT, Florent, Carton, von adeligen Eltern 1661 zu Fontainebleau geboren. Er ſtudirte in Paris in einem Jeſuitercollegio, und ſeine Lehrer hätten den talentvollen Jüngling gern für ihren Orden gewonnen; er zog aber die juriſtiſche Laufbahn vor und ward Advokat. Als er ſich aber in die Tochter eines Schauſpielers verliebt, ſie entführt und geheirathet hatte, trat er ſelbſt in die Comédiens du roi, 1685. In eben dieſem Jahre ſchrieb er ſein erſtes Stück: Le notaire obligeant, ou les fonds perdus. Der Beifall, womit es aufgenommen wurde, ermunterte ihn ſo, daß er nun in den folgenden 30 Jahren an 60 Komödien ſchrieb, worunter die beſten ſind: Le chevalier à la mode, les bourgeoises à la mode, les vendanges de Suresnes, les vacances, les curieux de Compiègne, le mari retrouvé, les trois cousines, und beſonders le galant jardinier. Sein Haupttalent beſtand darin, jeden Stoff, welchen Stadtgeſchichten ihm darboten, geiſtreich zu benutzen. Voltaire ſchätzte ihn ſehr und räumte ihm nach Molière den erſten Rang in der Poſſe ein. Er iſt der erſte geweſen, der es gewagt, ganze Stücke in bäuriſchem Dialect zu ſchreiben, und kein anderer franzöſiſcher Dichter hat Bauern und beſonders Müller beſſer geſchildert als er. Auch als Schauſpieler war er geachtet, und ſein Talent, aus dem Stegreif zu ſprechen, hatte ihn ſelbſt bei Ludwig XIV. beliebt gemacht. Nachdem er 38 Jahre lang Schauſpieler geweſen, zog er ſich auf ein Gut zurück, welches er in der Provinz Berry beſaß, und ſchrieb hier noch eine poetiſche Überſetzung der Pſalmen und eine Tragödie, welche aber verloren gegangen iſt. Er ſtarb 1726. Seine Werke erſchienen zuerſt 1710 in 8 Bdn. 12.; dann 1711, 7 B. 12.; 1729, 9 B. 12.; 1742, 8 B. 12.; die beſte Ausgabe aber iſt die von 1760, 12 B. 12. Eine Auswahl ſeiner Werke erſchien 1783, 4 B. 12. und bei Didot in Paris 1810. 6 V. 18. (Nach *Fabien Pillet.*)

Ein anderer Dancourt, auch Schauſpieler und Dichter, hat ſich lange in den Provinzen umhergetrieben. Schon alt kam er endlich nach Paris, wo er 1801 im Hoſpitale ſtarb. Man hat von ihm: *L. H. Dancourt*, arlequin de Berlin à J. J. Rousseau citoyen de Genève, Amſterdam 1759. 8., eine geiſtreiche Widerlegung der Ausfälle Rouſſeau's gegen das Theater. Von ſeinen dramatiſchen Werken haben ſich nur erhalten: Les deux amis, eine Komödie in Proſa und le mariage par capitulation, eine Komödie in 1 Act, mit Arien. (Nach Beuchot in der Biogr. univ.). (*Blanc.*)

DANDAKA, ein Diſtrikt auf der Nordoſtküſte Vorderindiens, mit dem berühmten Walde, in welchem Rama eine Zeit lang ſich aufhielt, wie im dritten Buche des Ramajana erzählt wird. (*Rödiger.*)

DANDAR, eine Landſchaft in Nepal, nördlich von Pattan gelegen. (*Rödiger.*)

DANDINI, eine alte adelige Familie zu Ceſena, von der auch Grafen abſtammen. Wir bemerken 1) Geronimo, Cardinal, zu Ceſena 1509 geboren. Er ſtudirte die Rechte zu Bologna, kam dann an den römiſchen Hof, und wurde Biſchof zu Caſſano, dann zu Imola. Paul III. ſandte ihn als Nuntius nach Frankreich, und Julius III., der ihn ebenfalls zu mancherlei Verrichtungen gebrauchten, ertheilte ihm 1551 die Cardinalswürde. Er ſtarb den 4. Decbr. 1559 [1]). — 2) Girolamo, Jeſuit, zu Ceſena 1554 geboren, lehrte zu Paris die Philoſophie, und zu Padua die Theologie. Viele wichtige Geſchäfte wurden ihm übertragen, auch war er Provincial ſeines Ordens in Polen und im Mailändiſchen. Clemens XI. ſandte ihn 1596 als ſeinen Nuntius zu den Maroniten auf dem Berge Libanon, um über den Glauben und die religiöſen Gebräuche derſelben Erkundigungen einzuziehen und eine Vereinigung zwiſchen der maronitiſchen und römiſchen Kirche zu Stande zu bringen, welches aber nicht gelang. Er beſuchte bei dieſer Gelegenheit auch Jeruſalem, kam 1597 zurück, und war wieder in Ordensangelegenheiten ſehr thätig, bis er den 29. Nov. 1654 zu Forli ſtarb. Von ſeiner Reiſe auf den Libanon ließ er eine Beſchreibung drucken, die aber weit mehr kirchliche als geographiſche Nachrichten mittheilt, und ſelbſt in Darſtellung der Religionsmeinungen der Maroniten manche Unrichtigkeiten enthält: Missione apostolica al patriarca e Maroniti del monte Libano. Cesena 1656. 8. Franz. avec des remarques sur la theologie des chrétiens du Levant et sur celle des Mahometans, par R. S. P. (Richard Simon, prêtre). Par. 1675 (la Haye) 1685. 12. wegen vieler Verbeſſerungen dem Original vorzuziehen. Engl. London 1698. 8. ein Auszug in Paulus Saml. von Reiſen nach dem Orient. 2. Th. 208. Dandini ſchrieb auch: Ethica sacra, sive de virtutibus et vitiis lib. L. posthumi. Cesen. 1651. Antw. 1676 fol. [2]). —

---

[1]) Thuani hist. lib. VIII. Ughelli Ital. sacr. Aubery hist. des Card.

[2]) Bayle Dict. Meusel bibl. hist. Vol. II. P. I. 22. Beckmanns Lit. d. Reiſebeſchr. 2. Bd. 328. Simons Vorr. zu der angef. Überſetzung.

8) **Ercole Franceſco**, ein berühmter Rechtsgelehrter aus Ceſena, war am 4. Nov. 1695 zu Ankona geboren. Zu Rom ſtudirte er, unter der Leitung ſeines Onkels [3] die alten Sprachen und Theologie, und darauf unter dem berühmten Gravina die Rechte. Zu Ceſena, wohin er ſich in ſeinem 35. Jahre begab, ſtiftete er in ſeinem Hauſe die Akademie der Filomati, deren Geſetze er durch den Druck bekannt machte: Leges academiae philomatorum. Cesen. 1731. 8. Die hohe Schule zu Padua übertrug ihm den Lehrſtuhl der Pandekten und des Codex, und er behauptete ihn ehrenvoll, bis er den 7. März 1747 ſtarb. Von ſeinem einſichtsvollen Bemühen, aus der Jurisprudenz die herrſchende barbariſche Form zu verdrängen, zeugt ſein Dialogus de forensi scribendi ratione culta atque perspicua. Pad. 1734. 4. Sonſt ſchrieb er: Caesaris Brixii urbis Caesenae descriptio adnotatt. illustr. et locupletata, im 9. Bande von Burmanns Tesoro d'Italia. Otium Aricinum, sive de urbanis officiis dialogi V. Rom. 1728. 4. De ea distribuentis justitiae parte, quae in praemiis largiendis versatur. Pad. 1734. 4. De servitutibus praediorum interpretationes per epistolas ad loca quaedam libri VII. et VIII. pandectarum illustranda pertinentes. Veron. 1741. 4. [4]. (*Baur.*)

DANDOLO, ein altes berühmtes Geſchlecht des venedigſchen Adels, das der Republik mehre Statsmänner, Gelehrte, ausgezeichnete Krieger und **vier Dogen** gegeben hat, die durch Eroberungen Venedigs Handel ausbreiteten, die ſeine Macht und ſeinen politiſchen Einfluß auf die Verhältniſſe Italiens und des Morgenlandes erweiterten, zugleich aber auch jene Ariſtokratie vorbereiteten und gründeten, welche die Geſamtheit des Stats in das Beſitzthum einiger mächtigen Familien verwandelte [1]. Der erſte Doge d. N., in der Reihe der Dogen der 41ſte, war **Heinrich** (Enrico, Arrigo) **Dandolo**. In ihm vereinigten und miſchten ſich die Talente und Eigenſchaften des Kaufmanns, des Statsmanns, des Feldherrn und des Patrioten mit ſo viel Umſicht und Charakterſtärke, daß man nicht entſcheiden kann, in welcher von jenen Beziehungen der kluge, thatkräftige Mann und Greis vorzugsweiſe den Beinamen des Großen verdiente, welchen die Geſchichte ihm nicht gegeben hat, weil Republiken wol die Sache, aber nicht den der Gleichheit verhaßten Namen anerkennen. Heinrich Dandolo, geb. zu Anfang des 11. Jahrhunderts [2], gehörte, ſeit er in das öffentliche Leben eingetreten war, zu den ausgezeichneteſten Bürgern der ſchon damals durch Handel und Waffen emporſtrebenden Republik. In der Kriegs- und Statskunſt erfahren, hervorragend durch die Kraft ſeiner Rede, nichts dem glänzenden Fluge der Einbildung und dem unſichern Spiele ſtolzer Hoffnungen anvertrauend, ſondern alles kalt berechnend, war er nicht blos dem romantiſchen Geiſte ſeines Zeitalters, ſondern ſelbſt den großmüthigen Gefühlen, welche den Menſchen adeln und erheben, fremd; er war nur Venediger, und Venedigs Größe war ſeine Größe.

Unter den Freiſtaten Italiens ſchien **Piſa** Venedigs Macht und Glück zu übertreffen. Die politiſche Aufgabe war, das alte einflußreiche Verhältniß Venedigs in Conſtantinopel, ſowie im Orient überhaupt herzuſtellen und dadurch die Piſaner von dem dortigen Weltmarkte zu verdrängen; zuvor mußte aber die Herrſchaft Venedigs auf dem adriatiſchen Meere dauerhaft geſichert werden. Beides gelang dem großen Dandolo und ſeinen Nachfolgern durch glückliche Abwehr, kluge Verhandlung und kühne, überraſchende Entwürfe, die endlich bis zur Eroberungspolitik geſteigert, den indiſchen Welthandel an den Löwen des h. Marcus feſſelten. Das Zeitalter der Kreuzzüge war dazu günſtig; es galt alſo nur, die Macht der öffentlichen Meinung und die Maſſe von Kräften, welche jene gewaltige, aber regelloſe Richtung des Abendlandes nach dem Morgenlande in Bewegung ſetzte, zu benutzen, ſich ihrer Leitung allmälig zu bemächtigen und an die Spitze derſelben zu treten. Dies alles gelang der Statskunſt Dandolo's, welche im rechten Augenblicke ebenſo kühn als ſchlau mit Kraft und ſtrenger Folgerichtigkeit zu unterhandeln und zu entſcheiden verſtand [3]. Geld war auch hier der materielle Hebel; es kam alſo darauf an, ihn recht zu brauchen; darum konnte nur der größere Kaufmann zugleich der größere Statsmann ſeyn, und umgekehrt. Dandolo war beides; überdies noch Fürſt und Feldherr. So ward Venedig die Gebieterin des Mittelmeeres.

In Stats- und Handelsgeſchäften bereits ergraut, aber an Kraft noch ein Jüngling, ging Dandolo im J. 1173 im Auftrag der Republik nach Conſtantinopel, um von dem Kaiſer Manuel Schiffe, Vorräthe und venedigſche Gefangene, welche der griechiſche Kaiſer dem Völkerrechte und den Verträgen zum Trotz nicht frei geben wollte, zurückzufodern. Manuel wußte, daß Venedig durch Peſt geſchwächt und daß kein Geld im Schatze ſei; daher richtete Dandolo nichts aus; allein er lernte wenigſtens den Zuſtand des griechiſchen Reiches und ſeine Schwächen, ſowie das Örtliche der großen Weltſtadt des Handels genauer kennen. Man erzählt, der Kaiſer habe ihm ein glühendes Metall, um ihn zu ſchrecken, vorhalten laſſen und ihn dadurch des Augenlichts beraubt; allein nach einem gleichzeitigen Schriftſteller (Villehardouin) ſoll Dandolo ſein Geſicht in Folge einer Verwundung verloren haben [4]).

---

[3] **Anſelmo Dandini.** Er war Conſultor bei der Inquiſition und der Congregation des Index, und ſchrieb: Opus de suspectis de haeresi. Rom. 1703 fol.

[4] Fabroni vitae Italorum doctrina excellent. qui saec. XVIII. floruerunt. Dec. II. 73—104. Biogr. univ. T. X. (von Guillon).

[1] Über die Dandolos und ihre Zeit iſt die wichtigſte Chronik die von **Andr. Dandolo** (ſ. d. Art.); ferner vergl. man *Marini Sanuti* Vitas Ducum Venetorum bei Muratori T. XXII. **Lebret** Statsgeſch. der Rep. Venedig. *C. A. Marin* Storia civile e polit. del commercio de' Veneziani etc. *Daru* Hist. de la rép. de Venise. **H. Leo** Geſch. v. Italien ꝛc. — Über die Eroberung Conſtantinopels im J. 1204 ſ. *Ville-Harduin* de la conqueste de Constantinople (Edit. Venet 1729). Nicetas Chon. Geſch. der Kaiſer. *P. Rhamnusii* Veneti de bello Cplitano etc. L. VI. *A. Morosini* imprese et espeditioni di Terra S. e l'acquisto fatto dell' Imperio di Constantinopoli della rep. di Venezia. *Mar. Sanuti* Secreta fidelium crucis. (Gesta Dei per Francos T. II.) Epist. und Gesta Innocentii III. **Fr. Wilken** Geſch. der Kreuzzüge. V. *Michaud* Hist. des Croisades. 4 Edit. T. III. **F. v. Raumer** Geſch. der Hohenſtaufen. Th. 3. *Gibbon* V. XI.

[2] Das Jahr iſt ungewiß. Er ſoll bei ſeiner Wahl (1192) 84, und bei ſeinem Tode (1205) 97 Jahre alt geweſen, ſonach im J. 1108 geboren ſeyn. Gibbon (Hist. of the Rom. Emp. XI, 173. Lpz. A. 1821) bezweifelt dieſes hohe Alter.

[3] Nicetas tadelt an ihm Verſchmitztheit, Ruhmſucht und Eitelkeit. Er habe ſich den Klugen der Klugen genannt. Aber Nicetas ſah in ihm die Sele des Unternehmens, welches über ſein Vaterland Verderben brachte.

Um ſo bemerkbarer machte ſich ſeit dieſem Unfalle die geiſtige Kraft des blinden Greiſes, der die Vergangenheit wie die Gegenwart richtig erkannte und um ſo ſchärfer in die Zukunft ſah. Er ging jetzt als Geſandter nach Sicilien, und es gelang dem damaligen Dogen Ziani, ungeachtet aller Hinderniſſe, die der Kaiſer Manuel ihm in den Weg legte, mit dem Könige Wilhelm ein Bündniß auf 20 Jahre zu ſchließen, wodurch Venedig die Handelsfreiheit in Sicilien erhielt. Nach Manuels Tode (1180) eröffnete deſſen Nachfolger Andronicus den Venedigern die Seehäfen ſeines Reichs und entließ die gefangen gehaltenen Unterthanen der Republik; allein die gefoderte und verſprochene Schadloshaltung (15000 Mark Gold) wurde nicht geleiſtet. Ebenſo wenig that dies Iſaac Angelus (reg. ſeit 1185), ob er gleich den Freiheitsbrief beſtätigte, den ehemals Alexius den Venedigern bewilligt hatte.

Als nun der Doge Orio Malipiero im J. 1192 ſich von den Geſchäften zurückzog, ward H. Dandolo zu ſeinem Nachfolger gewählt [5]). Dandolo's dreizehnjähriger Ducat macht Epoche in Venedigs Geſchichte. Seine Verwaltung brachte zwar keine weſentliche Veränderung in dem innern Organismus der Republik hervor; aber deſto größer war in jeder Beziehung die Erweiterung der auswärtigen Verhältniſſe, und deſto folgenreicher die neue Richtung, welche dadurch der Unternehmungsgeiſt, der Muth, die Thätigkeit und der Reichthum der Venediger erhielten. Dies alles aber wirkte ſpäter auch auf die Umgeſtaltung des Innern zurück. Dandolo ſtellte nämlich nicht allein das Anſehen der Republik wieder her, ſondern gab auch dem Welthandel ſeiner Vaterſtadt neue und größere Unterlagen. Verona, das venedigſche Schiffe auf der Etſch anzuhalten gewagt hatte, mußte den Schaden erſetzen. Hierauf unterwarf Dandolo einige Plätze an der Küſte von Dalmatien und nahm den Zaratinern viele Seeſchiffe; dann ſchützte er Padua gegen Verona und erwarb dadurch Venedig ein gewiſſes Übergewicht über die Städte des feſten Landes, welche ſich unter einander befehdeten. Als die Piſaner nach Ablauf des Waffenſtillſtandes den Krieg mit Venedig erneuerten und in Iſtrien Pola eroberten, griff Dandolo ihre Flotte im Hafen an, verbrannte einige Schiffe, zwang Pola, ſich zu ergeben, ließ die Mauern dieſer Stadt an der Seeſeite zerſtören und ſchlug die Flotte der Piſaner bei Modone (1195). Endlich vermittelte Papſt Cöleſtin III. eine Art von Waffenruhe; allein er vermochte nicht, zwei durch Handelseiferſucht getrennte Republiken mit einander zu verſöhnen. Beide ſtrebten nach dem Alleinbeſitze des Handels in der Levante. Um dieſe Zeit hatte Alexius III. ſeinen Bruder Iſaac Angelus abgeſetzt und ſich des Thrones von Conſtantinopel bemächtigt (1195). Dandolo verlangte ſofort von ihm die Beſtätigung, und als dies nicht erfolgte, die Erweiterung der venedigſchen Handelsfreiheiten, ſowie die Entrichtung der von ſeinen Vorfahren der Republik zugeſicherten noch rückſtändigen Entſchädigungsgelder (200 Minen). Alexius ſah ſich genöthigt, die Abgaben zu erhöhen, und belegte daher die venedigſchen Schiffe mit ſchwerern Zöllen als andere; auch gab er den Piſanern den Vorzug, welche ihrerſeits Venedig in den Buſen des adriatiſchen Meeres einzuſchließen verſuchten und deshalb auf der Höhe von Brindiſi kreuzten, um die Schiffe der Venediger zu kapern. Allein Dandolo rüſtete eine mächtige Flotte aus, welche die Piſaner verjagte und Brindiſi nöthigte, das Bündniß mit Piſa aufzuheben und ſich dagegen mit Venedig zu verbünden. Bald darauf ſchloß er (im J. 1201) einen Handelsvertrag mit dem König Leo von Armenien, wodurch den Venedigern der Handel nach Armenien, Perſien und Meſopotamien geöffnet und die Verbindung mit Trapezunt geſichert wurde.

Gleichzeitig bot ſich dem alle Verhältniſſe klug berechnenden Dandolo eine Gelegenheit dar, die alten Handelswege der Republik im Orient wieder zu eröffnen, und jeden Nebenbuhler von dort zu entfernen. Die Fürſten und Barone des Abendlandes rüſteten ſich ſeit 1200 zu einem Kreuzzuge, den man gewöhnlich als den vierten bezeichnet. Statt des gefahrvollen und langen Landweges wollten ſie zur See nach Paläſtina ziehen, und wandten ſich an den Dogen der Republik Venedig, um die dazu nöthigen Transportſchiffe zu erhalten. Der Doge empfing ihre Abgeordneten, ſechs Barone, mit großer Auszeichnung, und veranlaßte ſie (im Febr. 1201), dem Rathe der Signorie, der Quarantie und der Volksverſamlung (concio oder Arrengo) ihr Geſuch vorzutragen. Hier führte der Marſchall von Champagne, Villehardouin, das Wort und bat unter vielen Thränen die Väter der Republik um Unterſtützung des frommen und tapfern Unternehmens. Die gerührte Verſamlung bewilligte alles, was die Barone verlangten, für die damals ungeheuere Summe von 85,000 Mark Silber [6]). Dandolo rückte in die Vertragsurkunde (April 1201) noch das Verſprechen ein, funfzig wohl ausgerüſtete und mit Venedigern bemannte Galeeren zu dem Heereszuge nach Ägypten und Paläſtina zu ſtellen; dieſe ſollten zur See, die Franken zu Lande kämpfen; als Entſchädigung ſollte die Republik die Hälfte der gemachten Eroberungen erhalten. Der Papſt beſtätigte den Vertrag und übernahm die Garantie, ſetzte jedoch hinzu, daß die Kreuzfahrer ihre Waffen nicht wider die Chriſten, außer im Nothfalle gebrauchen ſollten. Dieſe bedingte Beſtätigung nahmen die venedigſchen Geſandten nicht an. Schon war alles im Sommer 1202 von Seiten Venedigs zur Abfahrt bereit, und die ausbedungene Summe ſollte entrichtet werden. Da fehlte es den Kreuzfahrern an Geld, um den Reſt, 34000 Mark, zu bezahlen; auch blieb die flandriſche Flotte aus und viele Kreuzfahrer zerſtreueten ſich, andere machten in Venedig Schulden auf Schulden. Dies hatte der kluge Dandolo vorausgeſehen, er ſchlug daher den Fürſten ein anderes, für die Republik vortheilhafteres Übereinkommen vor. Sie ſollten gemeinſchaftlich mit Venedig Zara, die Hauptſtadt Dalmatiens, erobern, welche ſich ſeit 1180 der Herrſchaft der Republik entzogen hatte, dafür aber von der noch zu zahlenden Summe entbunden ſeyn, die zu machende Beute könnte ſie für den bereits gemachten Aufwand entſchädigen. Anfangs weigerten ſich die Barone, hierauf einzugehen, weil Zara ſich dem Schutze des Königs von Ungern, Bela IV., unterworfen habe, der Papſt aber nicht erlauben werde, einen chriſtlichen Fürſten mit Krieg zu überziehen [7]. Aber Dandolo's kräftige Beredſamkeit drang durch. Die geiſtliche Macht, bewies der Doge, welcher weiter ſah, als ſein Zeitalter, habe kein Recht, ſich in weltliche Gebietshändel zu miſchen. Dem päpſtlichen Legaten, Peter von Capua, welcher widerſprach, erklärte Dandolo, wenn er mit den andern Kreuzfahrern abſegeln wolle, ſo könne er es thun, wo nicht, ſo habe man ſeiner nicht nöthig. Endlich willigten der hohe Rath und auch die Kreuzfahrer in den Vorſchlag. Nun ſuchte Dandolo, der die Uneinigkeit der Ritter kannte, dem Ganzen Einheit und Halt zu geben, indem er ſelbſt ſich an die Spitze ſtellte. In dieſer Abſicht beſtieg er am Feſte der Geburt der h. Jungfrau (6. Sept. 1202) in der Marcuskirche die Kanzel und ſprach zu der Verſamlung: „Ihr Herren, ich bin, wie ihr ſehet, alt und hätte der Ruhe nöthig [8]. Aber an der herrlichſten, im Bunde mit den tapferſten Rittern der Welt auszuführenden Unternehmung möchte ich, wenn ihr es verſtattet, Theil nehmen auf Leben und Tod.“ Als die Venediger und Pilger den erblindeten Heldengreis ſo muthigen Vertrauens ſprechen hörten, brachen alle in Thränen aus und riefen: er möge im Namen Gottes ihr Führer ſeyn. — Dandolo ſtieg nun von der Kanzel herab, kniete am Altar und empfing das Kreuz. Viele Venediger folgten ſeinem Beiſpiele.

---

[4] Vergl. Gibbon a. a. O. F. v. Raumers Geſch. der Hohenſtaufen III, 202. Wilkens Geſch. der Kreuzzüge V, 142. Villehardouin ſagt: „le duc de Venise, qui viels home ère, et gote ne veoit, mais mult ère sages et preuz et vigueros." Nach A. Dandolo's Chronik war der Doge nicht ganz blind, ſondern debilis visu.

[5] Über die damalige Stellung des Dogen zum Clerus, zu den Familien des Adels, aus welchen 6 Räthe dem Dogen beigeordnet waren, zu den Corporationen und den Localbehörden des Landes ſ. Leo's Geſch. v. Italien III, 5 fgg.

[6] Für jeden Ritter 4 Mark, und für jeden Fußgänger 2 M. S. ohne die Lebensmittel, deren Ankauf Venedig auf 9 Monate beſorgte. Die Venediger ſtellten Schiffe für 4500 Pferde, 9000 Schildträger, 4500 Ritter und 20,000 Fußgänger.

Alſo ward Zara's Eroberung beſchloſſen. In des Dogen Abweſenheit ſollte, mit Bewilligung des Volkes, ſein Sohn Raynierо an der Spitze der Regirung ſtehen.

Am 8. Oct. 1202 ſegelte die Flotte [9] von Venedig ab. Zuerſt ward bei Trieſt, das von Venedig abgefallen war und Freibeuterei getrieben hatte, eine Landung unternommen, worauf dieſe Stadt und Muggia ſich unterwarfen. Dandolo legte den Trieſtinern einen jährlichen Tribut von 50 Urnen Wein auf. Hierauf drang die Flotte in den Hafen von Zara (Jadera) ein (10. Nov.), und trotz des päpſtlichen Bannfluchs ward die Stadt nach einigen Sturmangriffen am 5. Tage genommen und geplündert. Die Venediger eigneten ſich die Beute zu, um ſich wegen der rückſtändigen Schuld bezahlt zu machen, und die Zarioten ſchickten Abgeordnete nach Venedig, um dort die Bedingungen ihrer Unterwerfung zu vernehmen. Die Franzoſen wollten jetzt aus Gehorſam gegen den Papſt ſofort nach Ägypten ſegeln; allein Dandolo ſtellte ihnen vor, wie eben jetzt das Meer unſicher und die Schifffahrt gefährlich ſei; dadurch bewog er den größten Theil der Kreuzfahrer, bis Oſtern in Zara zu bleiben, wo er ihnen die Landſeite der Stadt einräumte, während die Venediger die Meerſeite inne hatten. Balduin, Graf von Flandern, der vielleicht allein das Geheimniß von Dandolo's Zögerung kannte, unterſtützte deſſen Pläne, und bald entwickelte ſich das Ganze. Markgraf Bonifaz von Montferrat und mehre franzöſiſche Herren kamen in Zara an, hierauf Geſandte vom teutſchen König Philipp von Hohenſtaufen und ſeiner Gemahlin Irene, einer Schweſter des jungen Alexius, welche dieſen aus Conſtantinopel entflohenen Prinzen dem Schutze der Kreuzfahrer empfahl.

Alexius, der Sohn des von ſeinem eigenen Bruder Alexius III. im Jahr 1195 abgeſetzten und geblendeten griechiſchen Kaiſers Iſaak Angelus, war im Abendlande von Rom, wo er bei Innocenz III. keine Unterſtützung fand, nach Verona und von hier nach Teutſchland an den Hof ſeines Schwagers, des Königs Philipp, gezogen. Schon von Verona aus hatte er die Kreuzfahrer um Beiſtand zur Wiedereinſetzung ſeines Vaters bitten laſſen, und die Barone hatten deshalb Geſandte nach Teutſchland geſchickt.

Dies war der Zeitpunkt, um Venedigs Flagge an den Ufern des Bosporos aufzupflanzen. Des Widerſpruchs einiger Barone und Prälaten ungeachtet, gelang es dem Dogen, die Fürſten des Heeres von dem Zuge nach Ägypten abzulenken und für die Sache des Alexius zu gewinnen [10]. Die Ankunft des Prinzen zu Zara (Apr. 1203) machte auf die Kreuzfahrer mehr Eindruck, als die Drohungen des Papſtes [11]. Dandolo legte jetzt dem Alexius einen Schutzvertrag mit harten Bedingungen vor, welche der Prinz annahm. Die Venediger ſollten nämlich hinſichtlich ihrer alten Eroberungen befriedigt, die Flotte und Mannſchaft für die Koſten während des Zuges entſchädigt und den Kreuzfahrern die zur Tilgung ihrer Schuld an die Venediger nöthigen Summen (200,000 Mark Silber) ausgezahlt werden; um endlich den Papſt zu beruhigen, ward auch das ganz unerfüllbare Verſprechen hinzugefügt, die griechiſche Kirche ſolle ſich dem römiſchen Primat unterordnen.

---

[7] Innocenz III. hatte zwar den Kreuzfahrern jede Feindſeligkeit gegen chriſtliche Länder bei Strafe des Bannes verboten; es gab aber auch unter den Kreuzfahrern viele, welche die Auflöſung des Heeres und die Vereitelung der Kreuzfahrt wünſchten.

[8] „Je suis vieil, vous le voyez, faible et débile, estropié en moult endroits de mon corps“ (Ville-Hardouin.)

[9] Nach Ramnus zählte ſie 480 reichgeſchmückte und wohlbemannte Schiffe; nach Andern beſtand ſie aus 300 Segeln. Vergl. v. Raumer a. a. O. und als Quelle: A. Dandolo's Chronik. (Vergl. den Artikel Andr. Dandolo.) Admiral der ganzen Flotte war Vitalis Dandolo.

[10] Michaud (Hist. des Croisades 4. Ed. T. III. p. 143) führt eine Stelle aus dem Continuat. Guil. Tyr. an, nach welcher der Sultan von Ägypten durch Gold und Zuſicherung großer Handelsfreiheiten in Alexandrien den Dogen bewogen haben ſoll, den Zug nach Ägypten aufzugeben. Aber die damalige Hungersnoth in Ägypten konnte auch davon abſchrecken.

[11] Innocenz hatte, auf die Bitte der Kreuzfahrer, den Bann ſchon vor dem Vertrage mit Alexius aufgehoben, gegen die Venediger aber eine neue Bannbulle erlaſſen (im März 1203).

Nunmehr ſchifften ſich (April 1203) die Kreuzfahrer nebſt Alexius auf der venedigſchen Flotte ein. Auf ihrer Fahrt längs der Küſte Albaniens unterwarfen ſich dem Prinzen Alexius oder vielmehr dem Dogen, Durazzo und Corfu, hierauf Negroponte, Andros u. ſ. w. Vor Abydos ſammelte Dandolo, der allein dem Bunde, welcher mehrmals ſich aufzulöſen drohte, Halt, Muth und Beſtand zu geben wußte, die Flotte, welche am 24. Juni in den Hafen von Chalcedon, Conſtantinopel gegenüber, einlief. Das Heer lagerte ſich bei Scutari. Alexius III. wollte unterhandeln, allein die Kreuzfahrer verlangten unbedingte Unterwerfung, der Thronräuber ſolle die Krone dem rechtmäßigen Herrſcher zurückgeben. Auf deſſen Weigerung landete das Heer (20,000 Mann) bei Galata (5. Juli), und die Stadt Conſtantins wurde belagert. Hier nun leitete der blinde Dandolo mit guter Ortskenntniß und wahrem Heldenſinne die Arbeiten und Angriffe der Belagerer, welche zuerſt die Burg von Galata eroberten. Er ſelbſt, in voller Rüſtung, auf der Spitze ſeines Schiffs, die Fahne des h. Marcus in der Hand, ſprengte mit der Galeere, der Adler genannt, die Sperrkette des Hafens und bemächtigte ſich des innern Hafens. Nach einem blutigen, obwol vergeblichen Sturme (17. Juli), in welchem Dandolo einen Theil der Stadt (25 Thürme) an der Seeſeite eroberte und das Landheer unterſtützte, entfloh bei Nacht der Uſurpator. Nun beſtieg wieder ſein Bruder Iſaak den Thron (18. Juli).

Iſaak beſtätigte den harten, von ſeinem Sohne eingegangenen Vertrag. Hierauf hielt der junge Alexius, geführt von dem Dogen und dem Grafen Balduin von Flandern, ſeinen Einzug. Die Kreuzfahrer erhielten Pera zu ihrem Aufenthalte angewieſen. Alexius wurde (1. Aug.) gekrönt und fing an, die verſprochenen Gelder an die Venediger zu bezahlen; allein die Griechen murrten über den Druck der Auflagen, und Alexius bewog den Dogen und die Fürſten durch einen neuen Vertrag, zu ſeinem Schutze noch bis zum Frühjahre zu verweilen, damit er bis dahin die ſchuldigen Geldſummen aufbringen und ſein Hilfsheer zum Kreuzzuge ausrüſten könne. Aber bald brachen in der Stadt Unruhen aus. Franzoſen, Venediger, Piſaner und Griechen lagen unter einander in fortwährendem Streit. Plünderung, Mord und ein mehrtägiger Brand machten die Lateiner verhaßt. Dazu kam der Abſcheu des griechiſchen Klerus vor jeder Vereinigung mit der römiſchen Kirche. Alexius ſah ein, daß er die gegen die Kreuzfahrer übernommenen Verbindlichkeiten unmöglich erfüllen könne, ohne die Griechen ganz gegen ſich aufzubringen, er zögerte daher und gab endlich auf die ungeſtüme Foderung der Abgeordneten der chriſtlichen Fürſten in Galata eine ablehnende Antwort, worauf ein förmlicher Bruch erfolgte. Drei Franzoſen und drei Venediger kündigten den beiden Kaiſern, Vater und Sohn, den Krieg an. Ein Verſuch der Griechen, die Flotte der Venediger durch ſiebzehn Brander zu zerſtören, mißlang durch die Geſchicklichkeit und den Muth der venedigſchen Matroſen [12]. Endlich beſchleunigte der Entſchluß des Alexius, ſich mit den Lateinern wieder auszuſöhnen, ſeinen Sturz. Das Volk von Conſtantinopel empörte ſich am 25. Jan. 1204, und Alexius V. Ducas, genannt Murzuphlus, beſtieg den Thron. Iſaak ſtarb und der junge Alexius (als Kaiſer der IV. d. N.) ward im Gefängniſſe (8. Febr.) erdroſſelt. Auf die Kunde hievon verſammelte Dandolo die Führer des lateiniſchen Heeres und ſchlug ihnen vor, ſich des griechiſchen Reiches zu bemächtigen. Die Kühnheit ſeines Planes und die Zuverſicht ſeiner Rede überraſchte und begeiſterte die Helden des Kreuzes. Nun ſchloß Dandolo mit ihnen einen Vertrag über die zu machenden Eroberungen. Das geſamte Heer ward in zwei Parteien geſchieden, in die Venediger und die Franzoſen oder die Pilger. Die Beute der Stadt ſollte zuerſt die Schuld der Pilger an die Venediger tilgen, der Überſchuß aber beiden zu gleichen Theilen gehören; die Venediger ſollten in die früher von ihnen ausgeübten Ehren-, Beſitz- und Handelsrechte wieder eingeſetzt werden; ſie ſollten durch das ganze Reich frei handeln und nur nach ihren eigenen Geſetzen gerichtet werden dürfen. Sechs Venediger und ſechs von den andern Fürſten des Kreuzzuges ſollten nach Eroberung Conſtantinopels einen Kaiſer und einen Patriarchen durch Stimmenmehrheit wählen, ſo daß, wenn die Wahl des Kaiſers auf einen Lateiner fiele, der Patriarch von den Geiſtlichen aus der Mitte der Venediger gewählt werden müſſe, nachdem zuvor die Geiſtlichkeit die Kirche der göttlichen Weisheit für den katholiſchen Gottesdienſt geweiht und geordnet habe. Der Kaiſer ſollte den vierten Theil des Reichs als Reichsgut erhalten. Die andern drei Viertheile ſollten wieder zu gleichen Theilen unter die Venediger und die andern Fürſten des Kreuzzuges vertheilt werden, jeder Erwerber aber das Recht haben, ſeine Länder nach Gefallen Andern zu erblichen Lehen zu geben.

Hierauf ſchritt man zur Belagerung [13]. Zwei Stürme wurden unternommen, am 9. und am 12. Apr. 1204. Dandolo ſelbſt, der erſte beim Angriff auf einer venedigſchen Galeere, gab Allen das Beiſpiel. Der venedigſche Edle Pietro Alberti und der franzöſiſche Ritter Andreas von Urboiſe waren die erſten, welche den feindlichen Thurm erſtiegen. Bald waren vier andere Thürme in der Pilger Gewalt und drei Thore wurden geſprengt. Murzuphlus floh und die Kreuzfahrer zogen ohne Widerſtand in Conſtantinopel ein (13. Apr. 1204). Zerſtörungswuth, allgemeine Plünderung und eine unermeßliche Beute folgten dem Triumphe. Bei der

---

[12] Nach Ville-Hardouin fällt dieſes Ereigniß, das einige Schriftſteller mit einem ähnlichen Verſuche des Kaiſers Alexius V. Murzuphlus verwechſeln, noch in die Regirung Alexius IV. Vergl. Wilken V. S. 259 fg. u. 272. Michaud III, 234.

[13] Frühere Unterhandlungen des Murzuphlus mit Heinrich Dandolo hatten ſich zerſchlagen. In einem Kampfe verlor Murzuphlus die Fahne der h. Jungfrau, der Schutzpatronin von Byzanz, was den Pilgern ein höheres Vertrauen gab und die Griechen muthlos machte. S. Michaud III 235.

Theilung betrug die Beute 400,000 Mark Silber; davon erhielten die Franzoſen 150,000 M. Mit 50,000 M. tilgten ſie ihre Schuld bei den Venedigern, denen demnach drei Viertheile, 300,000 Mark S., von der Beute zufielen[14]. Als dieſes Geſchäft vollendet war, ſo beriefen der Doge und der Oberfeldherr des Heeres, Markgraf Bonifaz, die Grafen und Barone des Pilgerheeres zuſammen zur Berathung über die Wahl eines Kaiſers. Zwölf Wahlherrn: ſechs Venediger[15], vier Biſchöfe und zwei italiäniſche Herrn ernannten am 9. Mai Balduin, Grafen von Flandern und Hennegau, den Freund des Dogen, zum Kaiſer des neuen lateiniſchen Kaiſerreiches (ſ. d. Art.). Mehre Stimmen hatten zwar den Dogen von Venedig, Heinrich Dandolo, zum Kaiſer zu wählen vorgeſchlagen, allein Pantaleon Barbo widerſprach, weil dies Eiferſucht erregen und die Trennung des Heeres zur Folge haben könnte; auch Dandolo lehnte, vielleicht aus republikaniſcher Mäßigung, weil Venedig ſeinen Dogen als Kaiſer mit Argwohn betrachtet haben würde, die Krone ab; indeß ward er wenigſtens der Pflicht entbunden, dem neuen, am 16. Mai gekrönten Kaiſer den Lehnseid der Treue zu leiſten. Auch ertheilte ihm Balduin die Würde eines Despoten von Romanien, die nächſte nach der kaiſerlichen[16]. In der Anordnung der kirchlichen Verfaſſung traf Dandolo ſolche Maßregeln, daß er dadurch den Einfluß der Republik auf die Angelegenheiten des neuen Kaiſerſtates feſt zu begründen hoffen durfte. Schon am 8. Mai 1205 hatten 13 zu Stiftsherren an der Kirche der göttlichen Weisheit zu Conſtantinopel ernannte venedigſche Geiſtliche in der Kirche des h. Marcus zu Venedig dem Sohne und Stellvertreter des Dogen und acht Räthen einen Eid geleiſtet, daß ſie nur venedigſche Geiſtliche zu den höheren Kirchenſtellen in Conſtantinopel erwählen würden. Die Wahl eines Patriarchen fiel jetzt, dem Vertrage gemäß, auf einen edeln und gelehrten Venediger, Thomas Moroſini, welcher ebenfalls ſich verbindlich machte, die den Stiftsherren aufgelegte Verbindlichkeit aufrecht zu erhalten und dafür zu ſorgen, daß kein anderer als ein Venediger zum Patriarchen erwählt würde. Außerdem verſprach der Patriarch, in ganz Romanien nur Venediger zu Erzbiſchöfen zu ernennen. Der Papſt Innocenz III. durchſchaute Dandolo's Politik und erklärte in der Folge (21. Juni 1206) dieſe Zuſagen für nichtig.

Dandolo und die Pilger ſchickten jetzt Geſandte an den Papſt, um die Beſtätigung des Geſchehenen und die Losſprechung vom Banne zu erlangen. Innocenz bewilligte alles und erlaubte dem Dogen, ſo lange in Conſtantinopel zu bleiben, als das Heer der Pilger wegen der Befeſtigung des neuen Kaiſerthums die Fahrt nach dem gelobten Lande aufzuſchieben gedächte; jedoch ermahnte er den Dogen, ſo wie er bisher der Welt mit großem Ruhme gedient hätte, ſo künftig Gott und nicht ſich ſelbſt zu dienen. Auch verbot er die Theilung der Kirchengüter[17].

Das ſchwierigſte war die Theilung des eroberten Reichs im Oktbr. 1204 und die Vollziehung derſelben. Auch hier war Dandolo die Sele des ganzen Geſchäfts. Die Republik erhielt einige Inſeln des Archipels und die des ioniſchen Meeres, mehre Häfen und Landſtriche an den Küſten des Helleſponts, Phrygiens, Morea's und Epirus, auch ein ganzes Quartier der Stadt Conſtantinopel; endlich erkaufte Dandolo[18] mit 1000 Mark Silber und nach Überlaſſung einiger im weſtlichen Macedonien an Venedig abgetretenen Landſtriche, von dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat die demſelben, außer dem Königreiche Theſſalonich, als Loos zugefallene Inſel Candia.

Da unter den Baronen, ſowie zwiſchen dieſen und dem neuen Kaiſer Balduin vielfache Streitigkeiten ſich erhoben, ſo gelang es nur dem Anſehen und der Klugheit des Dogen, den Frieden wieder herzuſtellen. Dandolo leitete jetzt die Einrichtung der venedigſchen Ländererwerbungen. Er fügte jetzt dem früheren Dogentitel: Dei gratia Venetiarum, Dalmatiae atque Croatiae Dux die Worte hinzu: totius quartae partis et dimidiae imperii Romani dominator[19].

Das Reich war zerſtückelt, und in den Provinzen entſtanden eine Menge Lehnsfürſtenthümer, aber Ordnung und Geſetz kehrten in die ſchönen Länder nicht zurück. Die Raubſucht und der Stolz der Lateiner entflammten den Haß der Griechen; überall brach Aufruhr aus, und die Bulgaren wurden als Befreier herbeigerufen. In dieſer Gefahr konnte nur Venedigs Beiſtand den Thron des lateiniſchen Kaiſers ſtützen. Dandolo ſelbſt hatte durch die Errichtung eines venedigſchen Rathes und die Ernennung des Marino Zeno zum Podeſta in Conſtantinopel, nach Art und Weiſe des Mutterſtates, für einen gewiſſen Rechtsgang in der Verwaltung der venedigſchen Beſitzungen geſorgt. Jetzt beſchäftigte den unermüdeten Greis die Gefahr der Bulgaren, welche ſich Adrianopels bemächtigt hatten. Balduin belagerte dieſe Stadt (ſeit dem 29. März 1205), als der Doge ſelbſt mit einigen tauſend Venedigern dem kaiſerlichen Heere zu Hilfe eilte; allein der Sieg war von den Fahnen des Kaiſers gewichen. Er wurde am 14. April bei Adrianopel von den Bulgaren gänzlich geſchlagen und fiel in ihre Gewalt. Jetzt rieth Dandolo dem Marſchall Ville-Hardouin, ſich mit den Trümmern des Heeres über Rodoſto nach Conſtantinopel zu ziehen. Darauf ſandten er, die Barone und Balduins Bruder, der Reichsverweſer Heinrich, Geſandte nach Rom, Italien, Frankreich und Flandern, um Hilfsvölker herbeizurufen. Mitten in dieſer Bedrängniß des jungen Reichs ſtarb der große Heinrich Dandolo, 97 Jahre alt, am 1. Junius 1205 zu Conſtantinopel. Die Venediger hielten ihm eine prachtvolle Leichenfeier in der Kirche der heil. Sophia [20]. An Dandolo's Stelle ward jetzt von den Venedigern in Conſtantinopel Marino Zeno als Podeſta ernannt und von der Republik beſtätigt [21] In Venedig wurde Pietro Ziani, einer von Dandolo's Statsräthen, am 5. Aug. 1205, des großen Mannes Nachfolger.

---

[14] S. Wilken a. a. O. V, 282 fg. 320 fg. und ebendaſelbſt in dem Anhange die Urkunde der Ländertheilung, aus dem k. k. Haus- u. Statsarchive zu Wien.

[15] Dieſe waren Vitalis Dandolo, der Admiral der venedigſchen Flotte, Otto Quirini, Bertuccio Contarini, Nicolaus Navajoſo, Pantaleon Barbo und Johannes Michael, oder nach andern Nachrichten Joh. Baſilios. Vergl. Wilken a. a. O. 322.

[16] Dandolo erhielt die mit dieſer Würde verbundene Auszeichnung, Purpurſtiefeln zu tragen.

[17] Dandolo und die Fürſten hatten nämlich beſchloſſen, daß der Geiſtlichkeit nur ein anſtändiger Unterhalt gegeben werden ſollte. Vergl. Wilken a. a. O. S. 340 ff.

[18] Die Urkunde iſt vom 12. Auguſt 1204.

[19] Dieſen Titel führten 16 Dogen von Venedig während 110 Jahren, und erſt der Doge Delphinus legte ihn wieder ab. S. Wilken a. a. O. 368.

So glänzend auch der Ausgang der von Heinrich Dandolo geleiteten Unternehmungen war, und ſo vollſtändig der Sieg eines Handelsmonopols, deſſen Syſtem Venedigs Seemacht und Reichthum über ſeine Nebenbuhler erhob, ſo waren dennoch die Eroberungen ſchwer zu behaupten. Allein Dandolo hatte der Statskunſt ſeines Vaterlandes eine bleibende und ſichere Richtung gegeben, dem Muthe ſeiner Bürger aber das Feld der kriegeriſchen Ehre und der Herrſchaft eröffnet. In vielfache Kriege verwickelt, behauptete Venedig wenigſtens die für ſeinen Handel und ſeine Seemacht wichtigſten Häfen und Provinzen. Es gründete daſelbſt Militärcolonien und Lehnsherrſchaften [22]. Für die höhere, geiſtige Bildung in Venedig ſcheint Conſtantinopels Eroberung keine beſondere Folgen gehabt zu haben [23]. Die Kreuzfahrer zerſtörten in dieſer kunſtreichen Stadt mehr Werke, als ſie von dort in das Abendland entführten. Die größte Wichtigkeit hatten für ſie Reliquien; auch Dandolo ſchickte mehre davon nach Venedig, unter andern ein in Gold gefaßtes Stück vom wahren Kreuze [24]. Indeß wandte ſich ſeine Aufmerkſamkeit zugleich auf die Werke der bildenden Kunſt. So beſtimmte er außer mehren Marmorwerken das edle Kunſtwerk des Alterthums, das ſchöne Viergeſpann von Bronze auf dem Hippodrom, welches einſt den Triumphwagen eines Imperators, dann die Triumphbogen verſchiedener Städte geſchmückt hatte und ſpäter in Conſtantinopel aufgeſtellt worden war. für ſeine Vaterſtadt. Nach ſeinem Tode ließ der Nachfolger, Pietro Ziani, dieſe antiken Pferde in Venedig über dem Haupteingange der Kirche des heil. Marcus aufſtellen; wohin ſie, nach der zweiten Einnahme von Paris im J. 1815 zurückgekehrt ſind, um noch jetzt an Dandolo's Ruhm und an die glänzendſten Triumphe von Venedigs Seemacht zu erinnern.

Dandolo's Familie war jetzt eine der angeſehenſten in der Republik und erlangte einen ariſtokratiſchen Einfluß, bis das Haus der Tiepolo's den Dandolo's entgegentrat.— **Raynerio Dandolo**, Heinrichs Sohn und Stellvertreter, blieb im Kriege mit den Inſurgenten auf der Inſel Candia. **Marco Dandolo** eroberte Gallipoli; **Marin Dandolo** die Inſel Andros. Ein **Marin Dandolo** verfaßte nebſt zwei andern Venedigern, auf des Doge Raynerio Zeno Anordnung, ein eigenes venedigſches Seegeſetzbuch (1252 fg.). — **Gilbert Dandolo** ſchlug die genueſiſche Flotte im Jahre 1263 bei Settepozzi, unweit Malvaſia; durch **Jacopo Dandolo** erlitt die genueſiſche Flotte an der ſicilianiſchen Küſte, zwiſchen Mazara und Trapani, im J. 1264 eine gänzliche Niederlage; derſelbe wandte durch Muth und Einſicht im Kriege mit Bologna das Glück auf Venedigs Seite. — Ein **Andrea Dandolo** befehligte eine venedigſche Flotte in dem Kriege mit Genua 1294 fgg. Er verlor die Schlacht bei Curzola 1298, wurde gefangen und zerſchmetterte ſich den Kopf an der Schiffswand.

Insbeſondere ſind von Dandolo's Nachkommen folgende drei zu nennen, welche die Dogenwürde bekleidet haben.

Dandolo (Giovanni), Graf von Cherſo, Doge der Republik Venedig (in der Reihe der Dogen der 48.) von 1280 bis 1289, war der Nachfolger des D. Jacob Contarini. Nicht ohne Ruhm und Glück führte er mehre Kriege, wodurch jedoch der Schatz der Republik erſchöpft wurde. Er nöthigte die Anconitaner zu einem Frieden, in Folge deſſen ſie Venedigs Rechtsanſprüche befriedigten. Die mit Piſa und mit Genua beſtehenden Waffenſtillſtandsverträge wurden mehrmals erneuert; dadurch ward es der Republik möglich, ihre Macht in Iſtrien wiederherzuſtellen. Hier hatten ſich die Städte Pirano und Iſola der Herrſchaft Venedigs unterworfen, während Trieſt, das ſeine eigenen Handelsintereſſen, unabhängig von Venedig, freier befördern zu können hoffte, ſich derſelben entzog und die Handelsſchiffe der Venediger wegnahm. Dandolo unternahm alſo einen Zug nach Iſtrien, theils um jene Städte zu beſchützen, theils um Trieſt zur Unterwerfung zu nöthigen. Darüber gerieth die Republik 1284 fg. in Krieg mit dem Schutzherrn der Trieſtiner, dem Patriarchen von Aquileja, Ramondo della Torre und ſeinen Verbündeten, den Grafen von Görz und Meran. Dieſe eilten zum Entſatze herbei, als der venedigſche Feldherr Marin Moroſini Trieſt zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen hatte. Zwar mußte das Entſatzheer unverrichteter Sache abziehen; aber auch die Venediger hoben, als jene ein neues Heer heranführten, die Belagerung auf. Nun griffen die Trieſtiner Venedigs Gebiet an; zu gleicher Zeit ward der ſyriſche Handel in Syrien durch die Eroberungen der Sarazenen geſtört; dies nöthigte Venedig, eine Flotte zum Kriege gegen die Sarazenen auszurüſten, die, mit der päpſtlichen vereinigt, unter einem venedigſchen Admiral in See ging. Vorher ſchloß Dandolo mit Trieſt, mit dem Patriarchen von Aquileja und den iſtriſchen Städten einen Frieden (im März 1289), der ganz zum Vortheil der Republik war. Die Trieſtiner unterwarfen ſich, zahlten alle Rückſtände, leiſteten Erſatz, lieferten ihre Kriegsmaſchinen aus und ſchleiften die Feſtungswerke ihres Hafens. Der Patriarch verſprach ebenfalls in ſeinem und ſeiner Verbündeten Namen für die Zurückgabe alles den Venedigern genommenen oder vorenthaltenen Eigenthums Sorge zu tragen und die rückſtändigen Zahlungen zu leiſten; übrigens wurde der frühere über die Verhältniſſe der Republik zum Patriarchat geſchloſſene Vertrag, insbeſondere die Freiheit und Sicherheit des venedigſchen Handels auf allen Straßen, im Gebiete des Patriarchen beſtätigt [25]. Im Herbſte deſſelben Jahres ſtarb der Doge Johann Dandolo. Bekanntlich ließ er im Jahre 1280 nach dem Typus einer ſchon im 12. Jahrh. von Roger II. von Apulien geprägten Goldmünze, in Venedig die erſten Dukaten oder Zechinen prägen. Sein Nachfolger war Pietro Gradenigo.

---

[20] Sein Grabmal in der Sophienkirche wurde zerſtört, als die Türken Conſtantinopel eroberten (1453); den Panzer, den Helm, die Sporen und das ſehr verroſtete Schwert des Dogen, welche ſich in dem Grabmale fanden, brachte der venedigſche Maler Gentile Bellino, welcher ſich einige Zeit lang bei dem Sultan Mahomed II. aufgehalten hatte, nach Venedig und übergab dieſe Überbleibſel den Nachkommen des Heinrich Dandolo. (Wilken a. a. O. S. 385.)

[21] Vergl. Leo a. a. O. S. 16.

[22] Vergl. Leo a. a. O. S. 17 ff.

[23] Seit dem 10. Jahrh. ſchon waren byzantiniſche Künſtler in Venedig beim Kirchenbau und Kirchenſchmuck beſchäftigt.

[24] Vergl. Michaud a. a. O. III, 273, und als Hauptquelle den Nicetas. Über die Zerſtörung der Kunſtwerke zu Conſtantinopel ſ. die Beil. in Wilkens Geſch. V. am Ende.

Francesco Dandolo war Doge von Venedig (in der Reihe der Dogen der 52.) ſeit dem 8. Januar 1328 bis an ſeinen Tod, den 1. Nov. 1339, und der Nachfolger des Doge Giov. Soranzo. Vor ſeiner Erwählung hatte ihm die Republik eine Geſandtſchaft an den Papſt Clemens V. übertragen, um die Zurücknahme des von dem heil. Vater gegen die Republik gerichteten Bannſpruchs zu bewirken. Er warf ſich mit einer eiſernen Kette um den Hals zu den Füßen des Papſtes, und erklärte, daß er nicht eher aufſtehen werde, als bis er die Abſolution der Republik erlangt habe. Nach Andreas Dandolo's Chronik ſoll ſogar Francesco längere Zeit einem Hunde gleich unter dem Tiſche des heil. Vaters haben liegen müſſen, bevor dieſer an die aufrichtige Bußfertigkeit der Republikaner geglaubt habe. Solchen Demüthigungen unterwarf ſich das ſtolze Venedig, wenn es galt, politiſche und Handelszwecke zu erreichen. Clemens V. ließ ſich erbitten, und Venedig war mit der Kirche ausgeſöhnt; aber Francesco behielt ſeitdem den Beinamen il cane, der Hund. Während ſeines Ducats erweiterte die Republik, deren Gebiet nach der Landſeite hin bisher auf die Lagunen beſchränkt geweſen war, daſſelbe auf dem feſten Lande von Italien; ſie ſicherte ſich dadurch neue Handelswege, insbeſondere nach Teutſchland, ward aber auch in die Territorialhändel der Halbinſel hineingezogen. In der veroneſiſchen Mark hatte nämlich das Haus della Scala ſeine Macht ſehr ausgebreitet und dadurch die Eiferſucht aller Nachbarſtaten erregt. Maſtino della Scala und ſein Bruder Alberto ſperrten damals den Po, um den für ſie drückenden Salzhandel Venedigs in Oberitalien zu beſchränken; auch ſtörten ſie den Landhandel Venedigs durch Zölle. Als die Republik durch Unterhandlungen nichts ausrichtete, griff ſie im J. 1334 zu den Waffen und ſchloß einen Bund (10. März 1337) mit Mailand, Florenz, Ferrara, Mantua, Tyrol und Kärnthen zur Vernichtung der Macht des Hauſes della Scala [26]. Durch Empörung und Verrath bezwungen, traten die Brüder im Frieden (December 1338) Treviſo nebſt ſeiner Mark, Baſſano und Caſtelbaldo an Venedig ab, verbürgten den Venedigern die freie Schifffahrt auf dem Po und ſchworen der Republik, die ihnen das Bürgerrecht gab, treu zu ſeyn. Venedig überließ hierauf Baſſano und Caſtelbaldo an das Haus Carrara, welches Padua behielt und unter Venedigs Schutz ſich begab. Dieſe Eroberungen entſchädigten die Republik für die Verluſte zur See in dem mit Genua noch fortwährenden Kriege. Gleichzeitig mußte der Doge die Beſitzungen und den Handel der Republik in der Levante gegen die Osmanen ſchützen. Vergebens ſuchte er im J. 1333 ein Bündniß gegen dieſen Feind der Chriſtenheit zu Stande zu bringen. Die Anſtrengungen, welche die Republik zu der Vertheidigung ihrer Intereſſen im Orient machte, und eine deshalb ausgeſchriebene Türkenſteuer erregten viel Unzufriedenheit, in Candia ſogar einen Aufruhr; allein die im Frieden mit dem Hauſe della Scala erlangten Handelsvortheile eröffneten neue Hilfsquellen und für die Thätigkeit der klugen Venediger ein weiteres Feld. Francesco Dandolo's Nachfolger war Bartolomeo Gradenigo, der nur wenige Jahre regirte. Auf ihn folgte Venedigs berühmter Chronograph:

Andrea Dandolo, auch als Statsmann, Krieger und Gelehrter ein ausgezeichneter Name in Venedigs Jahrbüchern. Er war geb. 1309, und Doge von Venedig (in der Reihe der Dogen der 54.) vom Jan. 1342 bis 1354. Der Ruf von ſeiner Klugheit, Gelehrſamkeit, auch in theologiſchen und juriſtiſchen Wiſſenſchaften, von ſeiner Erfahrung in Statsgeſchäften und von ſeiner Rechtſchaffenheit war ſo groß, daß er in ſeinem 33. Lebensjahre zum Haupte der Republik gewählt wurde, während man bisher nur bejahrte und im Statsdienſte ergraute Männer auf dieſen hohen Poſten erhoben hatte. Andrea's erſtes Geſchäft war, einen Bund mit dem Papſte, dem Könige von Cypern, dem griechiſchen Kaiſer und dem Hochmeiſter der Johanniter gegen die Türken zu ſchließen; es war das erſte chriſtliche Bündniß gegen die Osmanen. Der Anführer der Bundesflotte, ein Venediger, Pietro Zeno, eroberte Smyrna, ward aber bei einem Überfalle von den Türken niedergehauen. Nun folgten mehre Unglücksfälle auf einander. Die Zaratiner empörten ſich im J. 1345 zum ſiebenten Male und unterwarfen ſich dem Könige Ludwig von Ungern. Die Venediger wurden von den Küſten des ſchwarzen Meeres verjagt, und als der Doge durch neue Verträge mit dem Khan der Tataren die Handelsverbindungen Venedigs dort wiederhergeſtellt hatte, ſo brachten die erſten Seeleute, die von den Küſten des ſchwarzen Meeres zurückkehrten, jene Peſt mit, die vom Januar 1347 bis zum Sept. 1348 in Venedig wüthete, dem dritten Theile der Einwohner das Leben raubte und nachmals faſt ganz Europa verheerte. So verdient ſich nun auch A. Dandolo um die Ausbreitung des Handels ſeiner Vaterſtadt machte, ſo erſchütterte doch der Krieg mit Genua die Macht der Republik. Zwar wurde Zara ſchon im Nov. 1346 von neuem unterworfen; auch Capo d'Iſtria, das, während Venedig von der Peſt verheert wurde, abgefallen war, mußte noch im J. 1348 die Gnade des Dogen ſuchen: allein jetzt brach über gegenſeitige Handelsbeſchwerden im ſchwarzen Meere ein neuer Krieg mit Genua aus. Dieſe Republik hatte ſich 1346 der Inſel Chios bemächtigt und ſuchte auch von Pera und Caffa aus, das ſie beſaßen, die Venediger von dem Handel im ſchwarzen Meere auszuſchließen und die Anſiedelung derſelben in Trapezunt zu ſtören. Als der Doge nun im J. 1350 eine zahlreiche Flotte ins ſchwarze Meer ſchickte;

---

[25] Vergl. Leo „Geſchichte von Italien." III, S. 44 fg.

[26] S. Leo a. a. O. 74 fg. Der Zweck des Bundes war ſo ausgedrückt: „ad desolationem et ruinam dominorum Alberti et Mastini fratrum de la Scala."

welche die genueſiſche an der Küſte bei Negroponte ſchlug, und viele Schiffe der Genueſer in der Nähe von Conſtantinopel verbrannte, und hierauf ſowol mit dem König Peter von Aragonien als auch mit Johann Kantakuzenus, dem Kaiſer des Orients, ſich verband, ſo ſchien Genua ſeiner alten Nebenbuhlerin weichen zu müſſen. Allein der genueſiſche Admiral Paganino Doria, ſchlug die venedig-cataloniſche Flotte im griechiſchen Meere (1351); eine zweite mörderiſche Seeſchlacht im Bosporus ſelbſt und unter den Mauern von Pera im J. 1352 blieb unentſchieden. Dagegen erlitten die Genueſer unter dem Admiral Antonio de' Grimaldi im folgenden Jahre durch den venedigſchen Admiral Niccolo Piſani an der Küſte von Sardinien bei Loiéra eine ſolche Niederlage, daß ſie, zumal durch innere Parteiung geſchwächt, ſich unter den Schutz und die Regirung von Mailand zu begeben für gut fanden. Nun ſchloß zwar A. Dandolo ein mächtiges Bündniß mit den lombardiſchen Fürſten gegen Genua und Mailand; allein die Genueſer rüſteten eine neue Flotte aus, mit welcher Paganino Doria in das adriatiſche Meer eindrang, Iſtrien und die Stadt Parenzo verheerte (1154) und mit Ungern Verbindungen anknüpfte. So geſchah es, daß Ludwig der Große, König von Ungern, bald nachher ein Bündniß mit Genua ſchloß und Venedig von der Landſeite anzugreifen drohte. Allen dieſen Stürmen und Bedrängniſſen ſetzte der Doge Andrea Dandolo ſo viel kluge Feſtigkeit entgegen, daß er wenigſtens die Würde der Republik behauptete. Allein ſeine Geſundheit unterlag, und er ſtarb am 7. Sept. 1354. Sein Nachfolger war Marino Falieri.

Als Gelehrter und Schriftſteller behauptet Andrea Dandolo in der Geſchichtsliteratur ſeiner Vaterſtadt einen vorzüglichen Platz. Vertraut mit den Alterthümern des Landes faßte er den Entſchluß, die Geſchichte Venedigs vollſtändig und möglichſt treu darzuſtellen. Seine lateiniſche Chronik, welche bis zum J. 1342, ſeinem Antritte des Ducats, reicht, iſt in den ältern Zeiten nicht von Irrthümern frei, die er ohne Kritik aus frühern Geſchichtsbüchern aufgenommen hat, auch fehlt es der Zeitrechnung an genügender Sicherheit; aber die kalte Parteiloſigkeit des Mannes, deſſen ganzes Leben ſeinen heißen Patriotismus verbürgt, ſetzt in Erſtaunen. Die Ruhe und nüchterne Unbefangenheit ſeiner Darſtellung ſind faſt beiſpiellos in ihrer Art, das Streben nach treuer Genauigkeit iſt muſterhaft, und die Mittheilung vieler Beweisurkunden, deren manche nur durch ihn für die Nachwelt gerettet worden ſind, ſichert ihm den Dank aller, welche diplomatiſche Genauigkeit zu ſchätzen wiſſen. Nur die Sprache dieſer gehaltvollen und von allen Zeitaltern in verdienter Ehre gehaltenen Chronik iſt rauh und hart [27]. Noch bemerken wir, daß A. Dandolo ein Freund des Petrarca war; ſein Briefwechſel mit ihm hat ſich erhalten.

Ein Enkel dieſes gelehrten Dogen, Fantino Dandolo, geb. um 1379, war ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Profeſſor der Rechte zu Padua. Nach Venedig zurückgekehrt, wurde er Mitglied des geheimen Raths und übernahm einige Geſandtſchaften. Der Papſt Eugen IV. ernannte ihn zum Protonotarius des apoſtoliſchen Stuhles, zum Legaten a latere, und ſpäter zum Statthalter von Bologna, wo er im J. 1449 ſtarb. Seine Schriften über Jurisprudenz und Theologie haben wenig Bedeutung. (*Hasse.*)

DANDOLO, Graf Vincenz (geſt. in Vareſe den 12. Decbr. 1819) wurde am 26. Oktbr. 1759 zu Venedig geboren. Nachdem er in Padua Chemie und Pharmacie ſtudirt hatte, kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück und legte daſelbſt ein chemiſch-pharmaceutiſches Laboratorium und Lehrinſtitut an. Bald machte er ſich hier durch ſeine Präparation des Queckſilberſublimates und Analyſe der rothen China von St. Fè bekannt, ſowie durch ſeine an Dr. Felice Aſti gerichteten Briefe, die er herausgab. Ihnen folgte ſeine Überſetzung von Lavoiſier's Syſtem unter dem Titel: Trattato elementare di Chimica, dann eine Überſetzung von Guyton-Morveau's Schrift: della affinita, mit Erläuterungen und ſolchen Zuſätzen von ihm, daß auch in Italien eine nothwendige Reform in der Stahliſchen Lehre fühlbar wurde. Hierauf überſetzte er Fourcroy's chemiſche Philoſophie in's Italiäniſche, die in neun Jahren ſechs Auflagen erlebte. Nachher ſchrieb er die bekannten Noten zu G. S. Polis's Phyſik, und während der Belagerung von Venedig eine Abhandlung: Dei pozzi del lido e delle Cisterne di Venezia.

Bei ſeinem Aufenthalt in Vareſe beſchäftigte er ſich mit der Landwirthſchaft, überſetzte zunächſt Berthollet's: la statica chimica, und arbeitete mehre practiſche Abhandlungen aus, als: Sul governo delle pecore spagnole ed italiane; Sopra alcune malattie delle pecore; Sulla coltivazione de' pomi di terra, und endlich de' letami. Stets auf das Wohl ſeines Vaterlands bedacht ſchrieb er: „danni che reca allostato, e alle famiglie la divisione dei fondi in una stessa Communita, ed i ripari che si potrebbero porvi." In demſelben Sinne und Geiſte iſt ſeine Abhandlung verfaßt: De mali economici, politici e morali che derivano alla nazione dell essistenza comunali, ſowie auch eine andere: Sulla necessità di crear nuova industrie nel regno.

Als unter Napoleon Dalmatien mit dem Königreich Italien vereiniget wurde, erhielt Dandolo das Amt eines Proveditore generale dieſer Provinz, und kam, als ſolcher nach Paris berufen, als Senator zurück. Durch ihn wurden die Straßen und Wege in ſeinem Vaterlande, die Geräthe des Landmanns und die Weingärten verbeſſert. Damals erfand er auch einen Saft aus Trauben, als Stellvertreter des Colonialzuckers.

Im J. 1813 ſchrieb er: „Della introduzione dei

---

27) So beurtheilt Wachler in ſeiner „Geſch. der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt" S. 56 A. Dandolo's Chronicon B. 4—10 bei Muratori XII. Die erſten 3 Bücher ſind verloren; das 4. beginnt mit dem Evangeliſten Marcus. Der Verf. entwarf aus ſeiner Chronik noch ein Breviarium, daher iſt die Chronik ausführlich bis zum Jahre 1280; kürzer gefaßt bis zum J. 1342. Die Fortſetzung der Dandolo'ſchen Chronik von dem Großkanzler Raffaino de' Careſini (ſt. 1390) reicht von 1342 bis 1388; ſie kommt an Gehalt und Unparteilichkeit der Dandolo'ſchen Chronik nicht gleich.

merini nel regno d'Italia, e del miglioramento delle pecore indigene“; vier Jahre ſpäter folgte: „Sui pomi di terra.“ — Aber ſein Hauptwerk: „L'arte di governare li bachi da seta“ verſchaffte ihm nicht allein den Beifall ſeines Regenten und von dem Könige Sardiniens den St. Mauritius- und Lazarusorden, ſondern auch eine gewiſſe Berühmtheit in ganz Europa. Ein von ihm hinterlaſſenes, noch ungedrucktes Werk führt den Titel: „Sulle cause dell' avilimento delle nostre granaglie, e sulle industrie agrarie riparatrici dei danni che ne derivano.“ Es verdient im Druck zu erſcheinen und wird gewiß in Italien mit beſonderer Dankbarkeit aufgenommen werden (vergl. A. von Schönberg i. d. allgem. Medic. Ann. des neunzehnten Jahrhunderts ꝛc. 1828. Supplem. Bd's. 10. Quartalhft. S. 1412 ꝛc.).

(*Th. Schreger.*)

DANDRIDGE, Hauptort der Grafſchaft Jefferſon in dem öſtlichen Theile des nordamerikan. Freiſtates Tenneſſee, am French-Broad, hat 1 Poſtamt. (*H.*)

DANDUTI, Volk. Die Danduti, *οἱ Δανδοῦτοι*, ſind eine germaniſche Völkerſchaft, deren Namen wir blos bei Claudius Ptolemäus [1]) finden. Er ſetzt ſie auf die Oſtſeite ſeines aunobäiſchen oder abnobäiſchen Gebirges, dem er eine weit nördlichere Lage und Ausdehnung gibt, als der bekannte Mons Abnoba bei Tacitus und Plinius [2]) hat, auf welchem die Donau entſpringt. Der Aunoba des Ptolemäus endet erſt ungefähr in der Gegend der Emsquellen und durchſchneidet das nördliche Germanien, parallel mit dem Rheinſtrome ziehend, in der Ausdehnung von drei ptolemäiſchen Breitengraden, vom 49° bis zum 51° nördlicher Breite [3]), alſo ungefähr von 40 geographiſchen Meilen. Wir ſehen aus dieſen Angaben, daß der alexandriner Geograph alle Gebirge von dem Speſſart bis zum Teutoburger Walde: das Vogelsgebirge, einen Theil des Weſterwaldes, das Rothhaargebirge und die Egge, unter dem Namen Aunoba begreift, und demnach müſſen wir die Völkerſitze der Nachbarſchaft auf ſeiner Tafel anordnen. Hier finden wir denn, von Norden nach Süden vorſchreitend, zuerſt das Volk der Kaſuaren, dann die Nertereanen und dann die Danduten; unter den letzteren die Turonen und Marvinger. Öſtlich neben die Danduten kommen auf der Tafel des Ptolemäus die Chatten zu ſtehen, und auf die Weſtſeite des Gebirgs Aunoba, nach dem Rheine zu, die Tingrer, welche die Teucterer der andern Geographen ſeyn mögen. Wenn wir nun den Danduten eine Stelle auf einer neuen Charte Teutſchlands anweiſen ſollen, ſo finden wir nach den Beſtimmungen des Ptolemäus für ſie keinen andern Platz, als die Thäler des Rothhaargebirges und den Landſtrich von den Quellen der Eder bis zum Vogelsgebirge, die Grafſchaft Witgenſtein und einen Theil von Oberheſſen [4]). Wahrſcheinlich gehörten ſie mit ihren nördlichen Nachbarn, den Nertereanen, die am Urſprunge der Orke und Lenne, im weſtlichen Theile des Fürſtenthums Waldeck, bei Winterberg wohnten, wo der alte Ortsname Nerdern für ihre ehemalige Anweſenheit ſpricht, als Unterabtheilung zu dem großen Volke der Chatten, und ihre Namen ſind wahrſcheinlich bloße Gaubenennungen; denn daß ſich in dem bezeichneten Diſtricte wider den Willen der benachbarten Chatten zur Zeit des Ptolemäus fremde Völkerſchwärme angeſiedelt haben ſollten, iſt nicht glaublich. Reichard [5]) vermuthet die alten Sitze der Danduten in der Nähe des Fleckens Daden, im Süden des Siegfluſſes, und bei dem Dorfe Dudinghof bei Engers, indem er ſich von einer geringen Namensähnlichkeit leiten läßt, und ſetzt ſie offenbar zu weit weſtwärts, da doch das Gebirge und deſſen öſtliche Abdachung ausdrücklich von Ptolemäus als Weſtgrenze des Volks angegeben iſt.

(*Aug. Wilhelm.*)

Danegeld ſ. England.

DANEK, ein altes arabiſches Gewicht, das 8⅔ Habba oder Gerſtenkörner wog, und wonach man in den erſten Zeiten des Jslam das Gewicht der Münzen beſtimmte. Die perſiſche Drachme (Diehem Bagli) wog 8 Danek, die griechiſche (Tabari) 4, die Gjawareki oder Magrebi (afrikaniſche) 4½ oder 3 Danek. Makriſi *traité des monnoies Musulmanes, par de Sacy* Paris 1797. p. 8. Vergl. deſſelben *traité des poids et des mesures légales des Musulmans. p.* 52. Der Chalife Omar ben al Chattab beſtimmte das Gewicht des Dioſems im Durchſchnitt auf 6 Danek, und nach dieſem Verhältniß wurden die erſten Münzen unter Abdelmelik geprägt. Makriſi S. 22. 23. *poids p.* 52. Vergl. *Tychsen de rei numar. ap. Arab. origine* in *Comm. Soc. Reg. Gott.* Vol. XV. p. 11 flgd. Das Wort Danek دانق, im Perſ. دانکی iſt vielleicht urſprünglich perſiſch, und kommt bei Heſych., Suidas, Pollux als Name einer kleinen ausländiſchen Münze vor, die ungefähr einen Obolus galt. Auf arabiſchen Münzen findet es ſich nicht, wol aber auf mogoliſch-tatariſchen. Vergl. *Frähn de orig. vocabuli Rossici Denga, Casani* (1815. 4.) *p.* 34 *sq.* Das ruſſiſche Wort, das Geld überhaupt bedeutet, ſcheint davon herzukommen. (*Tychsen.*)

DANES, Danesius, Pierre, ein durch wiſſenſchaftliche Verdienſte ausgezeichneter franzöſiſcher Biſchof, aus einem alten adeligen Geſchlechte abſtammend und 1497 zu Paris geboren. Im Collegium von Navarra erwarb er ſich, unter Joh. Laſcaris und Wilh. Budäus, eine gründliche Kenntniß der griechiſchen, lateiniſchen und hebräiſchen Sprache, daher ihm Franz I. im J. 1530 das Lehramt der griechiſchen Literatur an dem neugeſtifteten königl. Collegium übertrug. Eine Reiſe durch Italien, die er 1534 unternahm, bereicherte ihn mit vielen antiquariſchen Kenntniſſen, und er ſetzte ſich als Gelehrter in ſo hohe Achtung, daß ihn Franz I. im J. 1545 mit Claude d'Arfé und Jean Desligneris als ſeinen Abgeordneten auf die Kirchenverſamlung nach Trident ſandte. Eine Rede, die er daſelbſt hielt, und die auf königl. Befehl gedruckt wurde, machte viel Aufſehen, und mit Würde und Freimuth behauptete er die ihm übertragene Stelle. Als ſich einſt ein franzöſiſcher Biſchof ſtark über die in Rom herrſchenden Mißbräuche und die verdorbenen Sitten der italiäniſchen Geiſtlichen äußerte, und ein Biſchof dieſes Landes ſpottend ſagte: *Gallus cantat!* erwiederte Danes treffend: *Utinam ad galli cantum Petrus respiceret!* Nach dem Regirungsantritte Heinrichs II. im J. 1547 wurde Danes zum Inſtructor des Dauphins, nachmaligen Königs Franz II., berufen, deſſen Beichtvater er wurde, und der ihm 1557 das Biſthum Lavaur übertrug, nachdem er vorher Prediger zu St. Joſſe in Paris geweſen war. Er ſtarb daſelbſt den 23. April 1577, und wurde zu St. Germain des Prés beerdigt. Unter den Gelehrten ſeiner Zeit zeichnete er ſich durch eine umfaſſende Kenntniß der alten Literatur und als Beförderer derſelben, ſowie der wiſſenſchaftlichen Cultur überhaupt. rühmlich aus. Er ſchrieb viel, ließ aber wenig drucken, unterſtützte dagegen eifrig gelehrte Unternehmungen und ermunterte fähige Köpfe durch Rath und Lehre. Er edirte: *Justini historiae epitomen in Troii Pompeii historias; Lucii Flori de rebus romanis epitomen, et Sexti Rufi viri consularis libellum. Par.* 1519 *fol.*, ließ unter dem Namen **Petrus Bellocitius** aus 2 alten Handſchriften Emendationen zu des Plinius Naturgeſchichte (Par. 1532) drucken, hatte Antheil an der Textverbeſſerung von *Alexandri Aphrodisiensis quaestion. natural. de anima etc. Venet.* 1536 *fol.* (herausgegeben von Vict. Trincavellus), und unterſtützte den Georg de Selve bei ſeiner Überſetzung des Plutarch. Einer ſeiner Nachkommen, **Pierre Hilaire Danes**, Doctor der Sorbonne und Rath beim Parlament zu Paris (geſt. 1732) ſammelte und edirte ſeinen literariſchen Nachlaß unter dem Titel: *Recueil des opuscules de P. Danes qui n'ont point été imprimés, ou qui l'ayant été sont devenus rares. Par.* 1731. 4.; dabei das Leben und Bildniß des Verfaſſers. — Ob er der Verfaſſer des berühmten Werkes *De ritibus ecclesiae catholicae lib. III Romae* 1591. 8. ſei, welches der Präſident Duranti unter ſeinem eigenen Namen herausgab, oder ob er nur die Materialien zu demſelben hinterlaſſen habe, gehört unter die unaufgelöſten literariſchen Probleme. Sinnreich und treffend iſt das aus Petrus Daneſius gebildete Anagramm: *De superis natus.* So wohlwollend und tolerant Danes ſonſt war, ſo verleitete ihn doch ſeine Vorliebe zur ariſtoteliſchen Philoſophie, daß er 1543 als Richter gegen den berühmten Peter Ramus ſprach und zur Verdammung der Philoſophie deſſelben nicht wenig beitrug *). (*Baur.*)

---

[1]) Ptolemaei Geogr. lib. II, cap. 11. pag. 59. ed. Bertii. *Πάλιν ἀπ' ἀνατολῶν μὲν τῶν Αὐνοβαίων ὀρῶν, οἰκοῦσιν ὑπερ τοὺς Χουήβους, Κασούαροι, εἶτα Νερτερέανες, εἶτα Δανδοῦτοι· ὑφ' οὓς Τούρωνοι καὶ Μαρουΐγγοι.*

[2]) Plin Hist. Nat. IV, 24. Tacit. Germ. 1.

[3]) Ptol. Geogr. l. c. p. 57. *Καὶ τὰ καλούμενα Αὔνοβα (Ἄβνοβα), ὧν τὰ ἄκρα ἐπέχει μοίρας* — — $\overline{\lambda\alpha}$, — : $\overline{\mu\vartheta}$. — *καὶ* — — $\overline{\lambda\alpha}$. — : $\overline{\nu\beta}$. —

[4]) Mannert, Geogr. der Griechen und Römer, Thl. III. Germanien, S. 189. Genßler, Geſch. des fränkiſchen Gaues Grabfeld, Thl. I. S. 148. Kruſe ſetzt die Danduti auf ſeiner Charte der Germania Magna zwiſchen die fränkiſche Saale und den Main.

[5]) Germanien unter den Römern. Nürnberg, 1824. Wilhelm, Germanien und ſeine Bewohner. Weimar, 1823. S. 186.

DANESE, Giovanni, war Kanonikus an der Kirche St. Marco in Venedig im 16. Jahrhundert. Als Hausgeiſtlicher begleitete er Benedetto Sanudo, den die Republik 1502 mit einer außerordentlichen Sendung nach Ägypten beauftragte, und hat eine ausführliche Beſchreibung dieſer Reiſe im venedigſchen Dialect hinterlaſſen. Morelli blieb ſie unbekannt, wenigſtens erwähnt er weder derſelben, noch ihres Verfaſſers in ſeiner *Dissertazione intorno ad alcuni viaggiatori eruditi Veneziani poco noti.* Venezia 1803. Dafür gebührt dem Pater Dom. Mar. Pellegrini das Verdienſt, ſie aus den Handſchriften der ihm anvertrauten Zeniana (in Venedig) an das Licht gezogen zu haben. Sie enthält eine Menge einzelner Notizen, die zu intereſſanten Vergleichungen mit den Angaben ſpäterer Reiſenden Anlaß geben können. Am umſtändlichſten beſchreibt der Verfaſſer das am Fuße des hohen Pſiloriti (Ida) auf der Inſel Candia befindliche Labyrinth, deſſen auch andere Schriftſteller als Pierre Belon 1), Tournefort 2) u. m. A. gedenken. Für einen bloßen unterirdiſchen Steinbruch, wie neuerlich Sieber es that 3) hält Daneſe die Höhle nicht, er ſcheint vielmehr das Ganze als durch Kunſt abſichtlich angelegte Irrgänge, ja ſelbſt vielleicht als das ſchon im Alterthum berühmte kretiſche Labyrinth zu betrachten, wie man ſich davon aus ſeiner in des Grafen da Rio *Giornale dell' Italiana Letteratura.* Padova. Tomo IX. p. 99—133 abgedruckten *Relazione inedita di un viaggio al Cairo* überzeugen kann.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DANET, Danetius, **Pierre**, Prediger zu Paris, wo er um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren war. Er hat Antheil an der Ausgabe der römiſchen Autoren *ad usum Delphini*, und gab den Phädrus mit einem Commentar heraus, Paris 1675; 1726. 4. Verdienſtlicher und für ihre Zeit brauchbarer waren die von ihm mit Fleiß und Einſicht bearbeiteten, aber jetzt antiquirten Wörterbücher 1): *Dictionarium lat. et gallicum ad usum Delphini. Par.* 1685—1691; 1700—1707. *Lugd.* 1721 oder 1737. *Vol. II.* 4; der erſte (franzöſiſch-lateiniſche) Theil fand mehr Beifall als der zweite 2).

---

*) Teissier eloges des hommes sav. T. I, 503. Sammarthani elog. lib. I, 24. Launoy hist. gymas. Navarr. 720. Colomesii gallia oriental. 266. König bibl. vet. et nov. 235. Magiri eponymol. 260. Mém. de Niceron T. XIX, 148. Saxii Onomast. T. VI, 576.

1) Les observations de plurieurs singularités et choses mémorables trouvées en Grèce etc. Paris 1553 in 4°.
2) Relation d'un voyage du Levant fait par ordre du Roy etc. Tome I. Let. 11. und Histoire de l'academie royale des sciences année 1702. 3) Reiſe nach der Inſel Kreta. Leipzig 1823.

1) **Voltaire** ſagt von ihm, Siécle de Louis XIV. ed. Beaumar. T. XX. p. 87. Un de ses hommes qui ont été plus utiles qu'ils n'ont eu de réputation. Ses dictionnaires de la lang. lat. et des antiquités furent au nombre de ces livres mémorables faits pour l'éducation du dauphin, et qui, s'ils ne firent pas de ce prince un savant homme, contribuèrent beaucoup à éclairer la France. 2) Dazu gehören:

Radices sive dictionarium linguae latinae, in quo singulae voces suis radicibus subjiciuntur. Par. 1677. 8.; ſehr ſelten und in Frankreich geſucht. *Dictionarium antiquitatum romanarum et graecar. in usum Delphini.* Par. 1698; Amst. 1701. 4. Engl. Lond. 1700. 4.[3]). Zur Belohnung ſeiner Verdienſte wurde er Abt von St. Nicolas zu Verdun, bekleidete aber dieſe Stelle nicht lange, denn er erſtickte in einem Sumpfe, in welchem ſein Wagen umwarf, als er 1709 von Lyon zurückkam[4]). — Ein anderer Abbé Danet, Sprachmeiſter zu Paris, ſchrieb: *Vie de Semiramis. Londr.* (Par.) 1748. 12. und *les aventures de Londres.* Amst. (Par.) 1751. Vol. II. 12.[5]). (*Baur.*)

DANEWERK, Danewirk, Dannewerk, Dinewerth, Limes Nordmannicus, Danorum Vallum, Danorum Opus. — Das Dänenwerk iſt der Name jenes berühmten Grenzwalles, welcher auf dem nördlichen Ufer des Eyderfluſſes von der Küſte der Oſtſee bis zu der Küſte der Nordſee ein wenig ſüdlich von Schleswig und Huſum, wo die jütländiſche Halbinſel die geringſte Breite hat, gezogen worden und das Land der Dänen oder Nordmannen von dem alten Vaterlande der unter fränkiſche Bothmäßigkeit gerathenen Oſtſachſen abſonderte, in welchem Gebiete, in dem eigentlichen Fuße der alten cimbriſchen Halbinſel zwiſchen der Elbe und Eyder[1]), Karl der Große mit ihm verbündete Obodritenwenden angeſiedelt hatte, um die kaum erſt beſiegten und zum Chriſtenthum bekehrten Sachſen von der gefährlichen Grenznachbarſchaft der heidniſchen Dänen zu ſcheiden. Über die Erbauung dieſes Grenzwalles geben die Annales Laurissenses et Einhardi und nach ihnen Regino und der Annalista Saxo bei dem Jahre 808 die ausführlichſte Nachricht[2]). Godofried, der König der Dänen oder Nordmannen, war gegen die mit den Franken verbündeten Obodriten ins Feld gerückt, hatte nach der hartnäckigſten Gegenwehr zwei Drittheile dieſes Volks den Dänen zinsbar gemacht und ſtand ſchon mit ſeinem Heere an dem Ufer der Elbe, um noch einmal die Oſtſachſen zum Kampfe gegen die Franken aufzuregen. Aber dieſer Plan mißlang; denn die Sachſen waren noch zu ſehr erſchöpft durch den zweiunddreißigjährigen Krieg gegen Karl den Großen, und der mächtige Frankenkönig ſendete auch ſogleich auf die erſte Nachricht von dem däniſchen Einfalle ſeinen Sohn Karl mit einer großen, aus Franken und Sachſen beſtehenden Heeresmacht, um den tollkühnen Dänenkönig in ſein nordiſches Vaterland zurückzuwerfen. Die Siege gegen die Obodriten, beſonders die Erſtürmung einiger ſlaviſchen Caſtelle hatten dem König Godofried ſchwere Opfer gekoſtet. Als daher Karl mit ſeinem Heere über die Elbe ging und die mit den Dänen verbündeten Linonen und Smeldinger Wenden, ihre Landſchaft verwüſtend, angriff, ſo ſahen ſich dieſe Bundesvölker genöthigt, die Waffen niederzulegen, und auch die Wilzen, alte Feinde der Obodriten und ebenfalls Bundesgenoſſen der Dänen, entſagten dem Kampfe und zogen, mit Beute beladen, in ihre Heimath. So ſtand jetzt Godofried mit ſeinen Dänen dem übermächtigen Feinde allein gegenüber, und das Schwierige ſeiner Lage erkennend, hielt er es ebenfalls für das Gerathenſte, den Kampf aufzugeben und in ſein Vaterland zurückzugehen. Bevor er ſich jedoch einſchiffte, zerſtörte er die blühende, auf der Küſte des baltiſchen Meeres gelegene Hafenſtadt Reric, die dem Dänenreiche, welches die Oſtſee beherrſchte, durch die Entrichtung eines bedeutenden Zolles großen Vortheil gebracht hatte, und führte die Kaufleute mit ſich hinweg. So kehrte er mit ſeiner Flotte in den Hafen, der Slieſthorp hieß, zurück und ſetzte ſeine Truppen daſelbſt an das Land. Die Alterthumsforſcher ſind darin einverſtanden, daß die Handelsſtadt Reric oder Norich in der Nähe von Wismar gelegen habe und daß der Hafen Slieſthorp das heutige Schleswig ſei[3]).

Durch den Rückzug zur See von Wismar nach Schleswig entging der Dänenkönig der Gefahr, mit dem Heere der Franken zuſammenzutreffen, und um auch einen plötzlichen Überfall ſeines Reichs von der Landſeite her unmöglich zu machen, verweilte er eine Zeit lang zu Schleswig und faßte den Entſchluß, die Grenzmark ſeines Landes gegen Sachſen hin mit einem Walle und Graben zu befeſtigen, und zwar in der Weiſe, daß er von dem öſtlichen Buſen des Meeres, welchen jene Völker Oſtarſalt[4]) nennen, bis zu der Nordſee (ad occidentalem Oceanum), auf dem ganzen nördlichen Ufer der Eyder zuſammenhängende Schutzwehren ausdehnte, in denen er nur ein einziges Thor ließ, durch welches Wagen und Reiter hinaus und hereingelaſſen werden konnten. Dieſes Thor, durch welches die alleinige Verbindung mit den Grenznachbarn ſtatt finden ſollte, ward Wieglesdor oder Heggedor genannt[5]). Nachdem Godofried die Ausführung jener umfaſſenden Werke unter die Führer ſeines Heeres vertheilt hatte, zog er ſich von Schleswig in die nördlichen Gegenden ſeines Reiches zurück.

Dies iſt die urkundliche Geſchichte der erſten Entſtehung des großen Dänenwalles oder Danewerkes, von

---

Jac. Facciolati animadverss. critt. in primam literam lexici Danetii. Patav. 1751. 8. und Ejusd. animadverss. crit. in magnum Danetii dictionarium lat. gall. Acc. mantissa. Ib. 1759. 8. Beide ſeltene Schriften enthalten treffliche Bemerkungen. Zuerſt gedruckt in den Novelle letterarie di Venezia. 1730—37, wo ſie von Abduco bis Insisto gehen.

3) Das in Eberts bibliogr. Lex. unter Danets Namen aufgeführte Nouveau grand dict. franç. lat. et polonais. Varsov. 1743. Vol. II. fol. iſt eigentl. nicht von ihm.

4) Baillet jugemens T. II, 301. Saxii Onomast. T. V, 319.

5) Biogr. univ. T. X.

1) Ptolem. Geogr. II, 11. *ἐπὶ τὸν αὐχένα τῆς Κιμβρικῆς χερσονήσου Σάξονες.* Hier war das eigentliche Stammland der Sachſen zur Zeit des Ptolemäus, der das Volk unter den alten Schriftſtellern zuerſt nennt.

2) Pertz Monumenta Germaniae Historica. Tom. I. p. 195 et 564. Eccardi Corpus Hist. Med. Aevi. Tom. I. p. 170.

3) Der Annal. Saxo ad ann. 808 nennt den Hafen ſogar Sliesvic. Reric ſoll auf der Stelle des kleinen Dorfes Norich bei Wismar gelegen haben. Vergl. Pertz Monum. Germ. Hist. T. I. p. 195. Not. 60.

4) Regino ſchreibt Hostarsal, der ſächſ. Annaliſt Ostarsalz; es iſt der alte Name der Oſtſee. Occidentalis Oceanus wird die Nordſee hier in Beziehung auf Dänemark genannt.

5) Annal. Sax. ad ann. 975.

dem noch bis auf den heutigen Tag zwiſchen Hollingſtädt an der Treen und dem Selker Nör ſüdlich von Schleswig, beſonders bei den Orten Groß- und Kleindanewerk weitläufige, aber ziemlich verfallene Überreſte vorhanden ſind. Er ſoll urſprünglich über drei Meilen in der Länge und 14 bis 15 Fuß in der Höhe gemeſſen haben, wobei indeſſen die Tiefe des Grabens nicht mit in Anrechnung gebracht iſt. Die Bewachung des Walles war einem beſondern Grenzwächter anvertraut; wenigſtens erwähnen die Annales Einhardi bei dem Jahre 817, zur Zeit der Regirung von Godofrieds Söhnen, des däniſchen Heerführers der Landtruppen Gluomi [6]), der ausdrücklich custos Nordmannici limitis genannt wird.

Der Dänenkönig Gorm der Alte benutzte den Grenzwall in ſeinem Kriege gegen Heinrich den Erſten, er konnte jedoch dadurch den König der Teutſchen nicht von der im Jahre 931 unmittelbar an demſelben unternommenen Errichtung der ſächſiſchen Mark Schleswig abhalten [7]). Gorms Sohn, Harald Blauzahn, erneuerte indeſſen unter Leitung ſeiner Mutter Thyra das Danewerk und machte die Verſchanzungen weit feſter; aber Otto der Große erſtürmte ſie im Jahr 952, drang in Dänemark bis an den Liimfiord (Ottinſand) vor und zwang den König ſelbſt mit ſeiner Familie zur Taufe [8]). Und doch ſcheint Harald Blauzahn nach Otto's I. Tode das Danewerk wieder hergeſtellt zu haben, ſo daß Otto II. im Jahre 975 ſich zu einem mörderiſchen Sturm gegen jene Befeſtigungen gezwungen ſah, der unter der Leitung des Herzogs Bernhard und des Grafen Heinrichs von Stade vollkommen gelang und die Zerſtörung des Danewerks zur Folge hatte [9]). Der letzte Wiederherſteller jener alten befeſtigten Linie auf dem nördlichen Ufer der Eyder war König Waldemar I. mit dem Beinamen der Große, der ſo Vieles zum Beſten ſeines däniſchen Vaterlandes gethan hat; er erneuerte im J. 1168 die Überreſte des alten Grenzwalles und ließ ſie durch eine ſteinerne Mauer verſtärken [10]). Endlich in dem Laufe der Jahre iſt der Wall durch gänzliche Vernachläſſigung in den Zuſtand gerathen, in dem wir ihn jetzt erblicken, ſo daß nicht viel mehr von ihm als der Name übrig geblieben iſt.

Man hat das alte Danewerk mit den römiſchen Schutzwehren in Britanien und mit den in dem ſüdweſtlichen Teutſchland unter dem Namen der Teufelsmauer und der Pfahlhecke oder des Pfahlgrabens befindlichen Befeſtigungen in Parallele geſtellt, und nicht mit Unrecht; denn es iſt ein ganz ähnliches Werk geweſen [11]).

(*Aug. Wilhelm.*)

DANFALVA, Dorf im Großfürſtenthum Siebenbürgen, Tſchiker Stuhl, obern Zirkel, Obertſchiker Bezirk. — In der Nähe dieſes Dorfes findet man Steinkohlen, auch unterhält hier eine Privatgewerkſchaft einen Eiſenhammer, der mit zuſammengeleſenen Eiſenſteinen verlegt wird, die man auf Bergen und Feldern findet.

(*v. Benigni.*)

DANGÉ, an der Vienne, Marktfl. und Hauptort eines Cantons in dem Bezirk Chatellerault des franz. Departements Vienne, mit 187 Häuſ. und 678 Einwohnern. (*H.*)

Dange, Fluß, ſ. Memel.

DANGEAU, Marktflecken an der Ozane im Bezirk Châteaudun des franz. Dep. Eure und Loire, mit 265 Häuſern. (*H.*)

DANGEAU, Philippe de Courcillon, Marquis de, Urenkel des trefflichen Dupleſſis-Mornay, ward 1638 geboren und trat ſchon in der Jugend zur katholiſchen Kirche über. Zuerſt diente er in Flandern unter Turenne, 1657 und 58, und dann aus eigner Wahl in Spanien, gegen Portugal. Nach Frankreich zurückgekehrt machte er Glück bei Hofe, beſonders, da er aus Spanien kam und der ſpaniſchen Sprache kundig war, bei den beiden Königinnen Anna Maria und Maria Thereſia. Auch als glücklicher Spieler und durch die Leichtigkeit, womit er ſogar während des Spiels artige Verſe zu machen wußte, ſchmeichelte er ſich bei dem Könige ein. Er war zum Hofmanne geboren, und ſo ſtieg er leicht von einer Stufe der Ehren zur andern. Erſt ward er Obriſt eines Garderegiments, welches der König bis dahin ſelbſt befehligt hatte, dann Adjutant des Königs, um deſſen Perſon er beſtändig ſeyn mußte; doch wurde er auch zu verſchiedenen diplomatiſchen Sendungen, vorzüglich nach Teutſchland gebraucht. In der Folge ward er Gouverneur von Touraine, erſter Geſellſchafter (menin) des erſten Dauphins, des Großvaters Ludwigs XV.; Ehrenritter der beiden Dauphinen, der von Bayern und der von Savoyen; Ritter mehrer Orden und Großmeiſter des Ordens Unſerer lieben Frau von Carmel und des H. Lazarus von Jeruſalem. Wie es damals Sitte war, ſo ward er auch 1668 Mitglied der Académie françoise und ſogar 1704 Ehrenmitglied der Académie des sciences. Boileau, deſſen Beſchützer er war, dedicirte ihm ſeine fünfte Satyre, sur la noblesse. Er ſtarb 1720. Bei ſeinem Tode hinterließ er ein Manuſcript, welches aus 500 Heften beſtehend jetzt in der königlichen Bibliothek in Paris aufbewahrt wird, und wovon ſich auch theilweiſe Abſchriften in der Bibliothek des Zeughauſes und ſogar in Wien befinden. Es war betitelt: *Mémoires, ou Journal de la cour de Louis XIV. depuis* 1684—1720. Voltaire, der es übrigens nicht verſchmäht hat, einen Auszug daraus, unter dem Titel: *Journal de la cour de L. XIV. depuis* 1684—1715, *avec des notes intéressantes* (von ihm nämlich). Londres 1770. in 8., drucken zu laſſen, behauptete: nicht der H. v. Dangeau, ſondern ein alter einfältiger Kammerdiener, welcher ohne Sinn und Verſtand alles aufgeſchrieben, was er in den Vorzimmern gehört, ſei der wahre Verfaſſer dieſer Mémoires. Seitdem dieſes Werk: *Mémoires du marquis de Dangeau,* u. ſ. w. *accompagnés de notes et d'explications et d'un discours préliminaire p. Mad. de Genlis.* Strasbourg 1817. in 4 B. 8., im Druck erſchienen iſt, möchte man dem Voltaire, wenn auch nicht buchſtäblich, doch dem Geiſte nach, Recht geben. (*Blanc.*)

---

[6] Pertz Monum. Germ. Histor. Tom. I. p. 204.

[7] Adamus Bremens. in Hist. Eccles. I. cp. 57. Annal. Sax. ad ann. 931.

[8] Annal. Sax. ad ann. 952.

[9] Annal. Sax. ad ann. 975.

[10] Erich Pontoppidan's däniſcher Atlas, Thl. I. S. 139. Kopenhagen 1766.

[11] Doederlein Antiquit. in Nordgavia Rom. etc. Nürnberg 1731, S. 16.

DANGEAU, Louis de Courcillon, Abbé de, ein Bruder des vorigen, 1643 geboren, trat in den geiſtlichen Stand, erhielt ſehr bedeutende Pfründen, ward zu manchen diplomatiſchen Sendungen, beſonders in Polen gebraucht und erhielt die Stelle eines Lecteur du roi. Er ſtarb 1723. Als Mitglied der Académie françoise hat er viele grammatiſche Arbeiten über die franzöſiſche Sprache geliefert, wovon die beſten in den *Opuscules sur la langue françoise par divers Académiciens*, von d'Olivet herausgegeben, 1754 in 12. abgedruckt ſind. Man hat ſonſt noch von ihm mehre unbedeutende hiſtoriſche, geographiſche und heraldiſche Schriften. (Nach Beuchot in Biogr. univ.) (*Blanc.*)

DANGER, ein zu dem Archipel der Fidſchi- oder Witis-Inſeln gehöriges Eiland in Auſtralien unter 118° 34′ S. Br. und 199° 19′ L. Es iſt von gefährlichen Corallenriffen, unter denen ſich das Ecueil de Providence weit nach Oſten ausdehnt, faſt verdeckt und im N. W. und W. deſſelben ſieht man auf den Charten mehre unbenannte Inſeln. — Denſelben Namen führen mehre Vorgebirge in Auſtralien: 1) Cap Danger, auf der N. O. Küſte von Neuſüdwales unter 28° 38′ ſ. Br. und 171° 32′ ö. L., von Cook ſo benannt, wegen der gefährlichen Riffe, welche daſſelbe umgeben; 2) auf der Küſte des Grantlandes und 3) auf der Oſtküſte der zu der Salomonskette gehörigen Inſel Shortland. (*Leonhardi.*)

DANGILLON, im franz. Dep. Cher ſ. 1) les Aix d'Angillon, (Thl. II. S. 276). 2) la Chapelle d'Angillon, Capella Domini Gilonis (Thl. XVI. S. 144. (*H.*)

DANGSTETTEN, Dorf mit 600 kathol. Einw. im großh. badenſchen Bezirksamte Waldshut, ¾ t. M. oſtſüdlich von der Amtsſtadt, unweit vom Rheinſtrome an der Poſtſtraße von Schaffhauſen nach Zurzach, gehört zur alten Landgrafſchaft Klettgau. (*T. A. Leger.*)

Danhauer ſ. Donnauer.

DANI, Volk. Die Dani zählt Jornandes in ſeiner gothiſchen Geſchichte unter den 28 Völkerſchaften auf, von denen er ſeine vermeintliche große Inſel Scanzia bewohnt ſeyn läßt. Sie ſollen mit den drei Völkern Vinoviloth, Suethidi und Cogeni, die ſich vor den übrigen Bewohnern Scanziens an Körpergröße ausgezeichnet und mildere Sitten gehabt hätten, gleichen Stammes geweſen ſeyn und die Heruler, die ebenfalls wegen ihrer hochragenden Geſtalt einen beſondern Namen hatten, aus ihren Stammſitzen vertrieben haben [1]). Wenn wir nach der Klangähnlichkeit der Namen die alte Provinz Hergeådalen und die Umgegend des Fluſſes Herge Ån in Schweden, in dem Läne Jåmtland, den Herulern als ehemaligen Sitz anweiſen müſſen, ſo haben wir zugleich den Diſtrict gefunden, den die Dani nach Verdrängung der Heruler in Scanzien einnahmen. Früher waren ſie vielleicht bei Danmora im Län Upſala, im Norden des Målarſee's, wo die Kirchſpiele Danmark und Danderyd noch jetzt ihren Namen führen, heimiſch geweſen. Alles dies iſt indeſſen bloße Vermuthung, und die Begebenheiten, auf welche Jornandes hindeutet, fallen gänzlich aus dem Bereiche unſerer Geſchichtskenntniß hinaus; wie ſollten wir alſo bei ſo dunkeln Gegenſtänden geographiſche Gewißheit erwarten können. Daß dieſe ſcandinaviſchen Dani ſich ſehr frühzeitig über die Inſeln des Sundes und der Belte, die Ptolemäus auf ſeiner Tafel von Groß-Germanien mit dem Namen der drei kleineren ſkandiſchen Inſeln (Νῆσοι τρεῖς μικραὶ Σκανδίαι) bezeichnet, und über die cimbriſche Halbinſel (Promontorium Cimbrorum, Cartris, Chersonesus Cimbrica, Jütland) verbreitet haben, wo wir ſie bald als mächtiges, der Seefahrt kundiges Volk in der Geſchichte des Mittelalters wiederfinden, müſſen wir aus einer Stelle des Procopius ſchließen, welche uns die Wanderung eines Theiles des Herulervolkes nach jener unglücklichen Schlacht am Fluſſe Theis in Ungern berichtet. Da eine Abtheilung der Heruler nicht, wie ihre Landsleute, auf dem ſüdlichen Ufer der Donau Schutz fand, ſo ſah ſie ſich gezwungen, in das innere Land zurückzuweichen. Dieſe Heruler zogen ſich immer weiter nach Norden, durch den langen Strich ſlaviſcher Völker, und gelangten ſo zu den Warnern und endlich zu den Dänen, bis ſie zuletzt an das Geſtade des Meeres kamen, wo ſie ſich einſchifften, um in Schweden, welches Procopius Thule nennt, ihrem alten Vaterlande, ſich wieder heimiſch niederzulaſſen [2]). Dieſe geſchichtliche Urkunde zeigt uns die Dani ſchon auf der Südſeite des baltiſchen Meeres, wo ſie ſich auf den nach ihnen benannten däniſchen Inſeln und der jütländiſchen Halbinſel mit den Überreſten der von Claudius Ptolemäus als daſelbſt heimiſch angegebenen ſieben Völkerſchaften, der Sigulonen, Saballingier, Kobanden, Chalen, Phunduſier und Kimbrer, im Norden der Saxonen, zu einem mächtigen Volke vereiniget haben mögen. Auch der ungenannte Geograph von Ravenna [3]) kennt ſie ſchon in dieſen Gegenden als Nachbarn der Sachſen, und beruft ſich auf den gothiſchen Philoſophen Marcomiras, der die Dani als ein ſehr kühnes und unternehmendes Volk, welches am Fluſſe Dina wohnte, geſchildert hatte. Leibnitz vermuthete, daß der Fluß Dina oder Dena zur Benennung der Dänen Anlaß gegeben habe, und ſtellte die Hypotheſe auf, daß Dina der alte Name des Fluſſes Eyder geweſen ſei. Das letztere mag vielleicht wahr ſeyn; das erſtere iſt es gewiß nicht. Ich möchte eher glauben, daß, wenn der Eyderfluß jemals Dina oder Dena genannt worden iſt, derſelbe den Namen erſt von dem Volke der Dänen, aber nicht dieſe von dem Fluſſe erhalten haben, da es, wie wir aus jener Stelle des Jornandes geſehen haben, erwieſen iſt, daß das Volk den Namen Dani bereits in ſeinen alten Stammſitzen in Scanzien führte. Die Beſitznahme der jütländiſchen Halbinſel durch die Dani mag im 6. Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung ſtatt gefunden haben, und ihre ſkandinaviſche Abkunft verleugneten ſie auch in den neuen Wohnſitzen nicht; dies zeigt ihre fortwährende Verbindung mit den Bewohnern Schwedens und Norwegens und ihre feſte Anhänglichkeit an das ſkandinaviſche Heidenthum. Sie waren dem Othinsdienſt treu ergeben, und während in Schweden die Glaubenslehre Freyrs und in Norwegen die des Thor Hauptreligion war, ſcheint von den Dänen in Dänemark und auf den däniſchen Inſeln vorzüglich Ballder, der jüngſte der drei Söhne Othins, in denen zugleich drei Modificationen des nordiſchen Glaubens verborgen liegen, verehrt worden zu ſeyn [4]. Das größte Heiligthum der Dänen, als ſie Schweden verlaſſen hatten, befand ſich auf der Inſel Seeland zu Lethra (Hleidra, Hleidargardun, Lethraborg, Ledru, Lederun), jetzt Leire. Dieſe uralte Götterſtadt war nicht nur der Opferplatz der Dänen, ſondern auch die Nekropolis ihrer Könige, von deren Grabhügeln noch jetzt Spuren und Denkmale daſelbſt vorhanden ſind. Hier wurde alle neun Jahre nach dem heiligen Dreikönigstage das große Sühnopfer von dem Volke dargebracht. Man opferte 99 Menſchen, 99 Pferde, 99 Hunde, 99 Hähne und 99 Habichte, und glaubte dadurch den unterirdiſchen Göttern zu dienen und die begangenen Sünden abzubüßen. Erſt König Heinrich I. vermochte die Dänen im Jahre 926 zur Einſtellung dieſes uralten blutigen Opferfeſtes [5]. Die Inſel Seeland ſpielt überhaupt in der älteſten nordiſchen Sage eine Hauptrolle. Über ihre Entſtehung gibt es folgende Mythe: Während Othin ſich auf der Inſel Fühnen bei der Gründung der Stadt Odins-Ey verweilte, hatte er ſeine Genoſſin Geſion nach Schweden geſchickt. In Jotunheim gebar Geſion von einem Joten vier Söhne, die ſie in Ochſen verwandelte und an einen Pflug ſpannte. Sie zogen ſo gewaltig, daß Geſion ein großes Stück Landes herausriß und mit ſich hinwegnahm und es Fühnen gegenüber ins Meer ſetzte. Dieſes ausgeriſſene Stück bildete die Inſel Seeland, und an dem Orte, wo es in Jotunheim ausgeriſſen war, entſtand der Mälarſee. Geſion ſiedelte ſich hierauf zu Lethra auf Seeland an, heirathete den Sohn Othins Skiolldr, und von ihr ſtammen die Könige der Dänen [6]. Man hat dieſer Mythe eine naturgeſchichtliche Erklärung gegeben und dieſelbe auf ein Erdbeben gedeutet, durch welches Seeland von Schonen getrennt worden. Allein ich möchte ſie lieber als eine ſinnbildliche Darſtellung der Einwanderung der Dani aus Schweden nehmen, und die Gegend des Mälarſee's wäre dann die Urheimath des Volks in Skandinavien, bevor es die Inſel Seeland, die benachbarten Inſeln und die jütländiſche Halbinſel in Beſitz nahm. Wir hätten dann in der Sage eine Hindeutung auf den früheſten hiſtoriſchen Bericht des Jornandes, welche Berückſichtigung verdient. Der Dichter Venantius Fortunatus [7] nennt die Dani ungefähr im Jahre 580 neben den Schweden und Sachſen, und ebenſo Eginhard in dem Leben Karls des Großen, der hinzufügt, daß ſie von den Franken auch blos Nortmanni [8] genannt würden. Sie waren in ihren neuen Wohnſitzen gefürchtete Seeräuber.

---

[1]) *Jornandes* de Reb. Get. pag. 648. cap 12. In Aurel. Cassiodori Oper. Tom. II. Parisiis 1600. Finni mitissimi, Scanziae cultoribus omnibus mitiores: nec non et pares eorum Vinoviloth, Suethidi, Cogeni, in hac gente reliquis corpore eminentiores, quamvis et *Dani* ex ipsorum stirpe progressi, Erulos propriis sedibus expulerunt, qui inter omnes Scanziae nationes nomen sibi ob nimiam proceritatem affectant praecipuum.

[2]) *Procop.* de Bell. Goth. II, 11. pag. 430. Lugduni 1594. Heruli qui regii sanguinis sunt duces secuti, Slavinorum gentem praetereundo, cum in loca deserta jam evasissent, ad Harmos (Guarnos) populos se contulere: post hos ad Dacas (Danos) pertranseuntes, ad Oceanum mare cum pervenissent, navibus ad insulam Thulen delati, in ea denique constitere. Die fehlerhaft geſchriebenen Harmi ſind die Varini der älteren Geographen, die Pharodeni des Ptolemäus, die Bewohner der teutſchen Oſtſeeküſte zwiſchen den Flüſſen Warne und Trave.

[3]) Geograph. Anonym. Ravennas Lib. IV. c. 17. Confinalis praenominatae Dahiae est patria, quae nominatur Saxonia. Quae antiquitus et ipsa ex Dania pertinere dicebatur. Quae patria, ut ait Marcomiras Gothorum philosophus doctissimus, quidem profert homines et audaces, sed non sic veloces, ut sunt Dani, qui juxta Dina fluvium.

(*Aug. Wilhelm.*)

---

[4] Mone, Geſch. des Heidenthums im nördlichen Europa. Th. 1. S. 235.

[5] *Dithmari* Chron. lib. I. p. 12. 13. ed. Wagner. Annal. Saxo ad ann. 926.

[6] *Ynglinga* Saga Cap. 5.

[7] *Venant. Fortunat.* in Carm. ad Chilpericum regem, ed. Broweri p. 216.

Quem Geta, Vasco tremunt, Danus,
Suitho, Saxo, Britannus.
De Lupo Duce, *pag.* 166.
Saxonis et Dani gens cito victa probat.

[8] *Einhardi* vita Caroli M. cap. 12. p. 449. ed. Pertz. Dani siquidem ac Sueones, quos Nortmannos vocamus, et septentrionale litus et omnes in eo insulas tenent.

Ende des zweiundzwanzigſten Theiles.

Gedruckt bei Friedrich Ruff in Halle.

DANIEL.

DANIEL (דָּנִיֵּאל d. i. Richter Gottes, im Namen Gottes Recht ſprechend), Name eines jüdiſchen Weiſen, Traumdeuters und Sehers, deſſen Geſchichte und Viſionen in dem Buche gleiches Namens enthalten ſind, das nach der jüdiſchen Eintheilung des A. T. unter den Hagiographen, nach der bei uns üblichen unter den Propheten befindlich iſt. Letztere Stellung haben manche mit Unrecht für die urſprüngliche gehalten; ja, Theodoret beſchuldigt die Juden, daß ſie den Daniel willkürlich aus der Reihe der Propheten ausſchlöſſen (Vorrede z. Comment. über Dan.); Joſephus c. Apion. I, 8. zählt zwar das Buch Daniel zu den Propheten, aber vermöge einer eigenen, freieren Eintheilung der altteſtamentlichen Bücher dem Inhalte nach, wonach auch Esra, Nehemia und andere Hagiographen zu den Propheten gehören. Auch ſonſt nennt er ihn einen Propheten (Antiqq. X, 11, 7.); aber er nennt auch andere, z. B. den Joſua, ſo. Im N. T. heißt Daniel auch Prophet (Matth. 24, 15.), aber auch dem David wird dieſer Ehrenname beigelegt (A. G. 2, 30.). Die Juden haben das Buch Daniel nie zu den Propheten gerechnet. Die alte, nach Elias Levita, aus den Zeiten des Antiochus Epiphanes ſtammende Einrichtung der Haphtharen oder prophetiſchen Leſeabſchnitte erſtreckt ſich, auf die hiſtoriſchen und prophetiſchen Schriften oder, nach jüdiſcher Nomenclatur, auf die vordern und hintern Propheten, nicht aber auf Daniel, und in der bekannten Stelle des Talmuds Baba Bathra fol. 14. col. 2. wird dieſes Buch zu den Hagiographen gerechnet. Wenn Melito (Euseb. H. E. IV, 26.) und Origenes (ib. VI, 25.) in ihren Bibelverzeichniſſen den Daniel gleich nach oder unter den großen Propheten aufführen, ſo ſieht man deutlich, daß ſie ſich nicht genau an die jüdiſche Eintheilung halten, ſondern entweder aus eigner Willkür, oder nach einer chriſtlichen Gewohnheit, der Sach- und Zeitordnung folgen. Die Ordnung der bibliſchen Bücher in den LXX, wonach Daniel ſeinen Platz hinter Ezechiel einnimt und die vielleicht von Origenes herrührt, kann auch nicht als Zeugniß gelten; wäre ſie ſelbſt die unter den alexandriniſchen Juden übliche geweſen, ſo würde ſie nur zu den mancherlei Abweichungen von der paläſtiniſch-jüdiſchen Genauigkeit gehören, welche die alexandriniſchen Überſetzer ſich bekanntlich erlaubt haben. Aber freilich iſt dieſe Ordnung unter den Chriſten gewöhnlich geworden und auch in die Lutheriſche Überſetzung übergegangen. (Vergl. Stange: Gehört das B. Daniel zu den großen prophetiſchen Schriften? in Keils und Tzſchirners Analekten. 1. B. 1. H. S. 28 ff.)

Alles, was über das Buch Daniel und deſſen Inhalt zu ſagen iſt, knüpft ſich an die Unterſuchung über deſſen Echtheit an. Dieſe iſt zuerſt im 3. Jahrh. von dem heidniſchen Philoſophen Porphyrius in ſeinem Werke gegen die chriſtliche Religion in 15 Büchern beſtritten worden, woraus uns Hieronymus Bruchſtücke aufbewahrt hat. Er behauptete, das Buch ſei von einem paläſtiniſchen Juden zur Zeit des Antiochus Epiphanes in griechiſcher Sprache verfaßt und alſo betrüglich untergeſchoben worden, was er aus der genauen Übereinſtimmung der Weiſſagungen mit der Geſchichte bis zur Zeit des Antiochus Ephiphanes, über welche hinaus ſie aber nicht geht, zu beweiſen ſuchte. Sonſt findet ſich im Alterthum keine Spur von Zweifeln an der Echtheit dieſes Buchs. Denn wenn der Talmud Baba Bathra fol. 15. behauptet, die Männer der großen Synagoge hätten Ezechiel, die zwölf kleinen Propheten, Daniel und Eſther aufgezeichnet (כתבו, was Bertholdt fälſchlich durch: in den Kanon eintragen, erklärte); ſo ſoll damit durchaus kein Zweifel an der Echtheit dieſer Bücher bezeichnet werden, und darauf bezieht ſich wahrſcheinlich die Äußerung des Iſidorus Hiſpalenſis (Origg. VI, 2.) „Ezechiel et Daniel a viris quibusdam sapientibus scripti esse perhibentur,“ worin Bertholdt mit Unrecht einen Zweifel an der Echtheit des Daniel fand. Spinoza (tract. theol. pol. c. 10.) vermuthete, nur die fünf letzten Capitel ſeien von Daniel geſchrieben, die erſten ſieben aber zur Zeit des Judas Maccabäus aus den chaldäiſchen Jahrbüchern gezogen worden; er leugnet aber keineswegs die Glaubwürdigkeit derſelben. Auch Iſ. Newton und Beauſobre meinten, Daniel habe nur die ſechs letzten Capitel ſelbſt geſchrieben, ohne daß ſie damit irgend die Echtheit bezweifeln wollten. Hobbes (Leviath. c. 33.) wirft die Frage auf, ob Daniel und andere ſpätere Propheten ihre Weiſſagungen ſelbſt aufgezeichnet und herausgegeben hätten, geht aber zu wenig darauf ein, als daß man ſeine Meinung deutlich erſehen könnte. Uriel Akoſta ſoll in ſeiner ſpaniſch herausgegebenen Schrift: Prüfung und Vergleichung der phariſäiſchen Lehrtraditionen mit dem geſchriebenen Geſetze gegen die Unſterblichkeit der Sele. Amſt. 1624. behauptet haben, das Buch Daniel ſei zum Vortheil der Phariſäer und ihres Dogma's von der Auferſtehung erdichtet worden. Anton Collins bezweifelte in ſeiner engländiſchen Schrift: das Lehrgebäude vom buchſtäblichen Verſtande der Weiſſagungen unterſucht. Lond. 1726. die Abfaſſung des Buchs durch Daniel aus Abneigung gegen den Glauben an Weiſſagungen. Semler warf in ſeiner Unterſ. d. Kanons III, 505. einen Zweifel an der Göttlichkeit des Daniel hin. Michaelis äußerte Zweifel an der Echtheit der Cap. 3—6 (Anmerk. f. Ungelehr.). Eichhorn verwarf in der 1. und 2. Aufl. ſeiner Einleit. ins A. T. die erſten ſechs Cap., und ihm folgte Hezel (Bibelw.). Die Echtheit des ganzen Buchs nahm zuerſt Corrodi in Anſpruch (Freimüth. Verſuche über verſch. in Theol. und bibl. Kritik einſchlagende Gegenſtände. 1783. S. 1 ff. Beleuchtung der Geſch. des Kanons. I, 75 ff.). Dann that es auch Eichhorn in der 3. u. 4. Aufl. ſeiner Einleitung. Weit gründlicher und ſtrenger faßte Bertholdt den Gegenſtand der Unterſuchung auf (Daniel neu überſ. und erklärt. 1806—8. 2 Bde. S. 22 ff. und Einleit. IV, 1530 ff.), ging aber in vielen Punkten zu weit. Wenig förderte die Sache Grieſinger (neue Anſicht der Aufſätze im B. Daniel 1812), deſto mehr Geſenius (Allg. Lit.-Z. 1816. No. 57. E.-Bl. No. 8.) und Bleek (in der Berl. theol. Zeitſchr. III, 171 ff.). Kiems ſtellte die neuern Anſichten prüfend zuſammen (Comment. hist. crit. exhibens descriptionem et censuram recentium de Danielis libro opinionum. Jen. 1828.).

Dagegen traten folgende Vertheidiger der Echtheit des Buchs auf: Lüderwald die ſechs erſten Capitel Daniels nach hiſtoriſchen Gründen geprüft. 1787. Stäudlin Prüfung einiger Meinungen über den Urſprung des B. Daniel in ſ. Neuen Beitr. zur Erläut. der Propheten. Gött. 1791. Beckhaus Integrität der proph. Schriften. S. 297 ff. Jahn Einl. II. B. 24 ff. Dereſer Ezech. u. Dan. überſ. u. erkl. S. 228 ff. Hengſtenberg die Authentie d. Daniel und die Integrität des Sacharjah. Berl. 1831. Von den ältern iſt Jahn unſtreitig der gelehrteſte und ſcharfſinnigſte; Hengſtenberg übertrifft ihn aber weit, nicht nur in Ausführlichkeit und Reichthum der Beweisführung, ſondern auch in gefälliger, überredender Darſtellung. Wer nicht mitten in der Sache ſteht und alles von Grund aus kennt, wird bei Leſung dieſer Vertheidigungsſchrift glauben, der Sieg ſei vollkommen für die Echtheit erfochten. Bei der folgenden gedrängten Darſtellung der Streitſache werden wir vielfältig auf dieſen neueſten Vertheidiger Rückſicht nehmen, ſo daß dieſer Artikel faſt das Anſehen einer Widerlegung gewinnen möchte; aber wir müſſen unſere Leſer bitten, ihn nicht ſo zu betrachten, weil eine Widerlegung viel mehr ins Einzelne eingehen müßte.

Hengſtenberg leitet die Zweifel neuerer Bibelforſcher an der Echtheit des B. Daniel ſämtlich aus dem Unglauben an die Offenbarung her, indem nach ſeiner dogmatiſchen Anſicht der Wunder- und Weiſſagungsglaube weſentlich zum Offenbarungsglauben gehört. Aus Mangel an Leicht- oder Starkgläubigkeit mögen dieſe Zweifel auch wirklich entſprungen ſeyn; aber wir glauben, es zieme dem denkenden Gottesgelehrten, behutſam in Annahme von Wundern und Weiſſagungen zu ſeyn und deren Glaubwürdigkeit zu prüfen, widrigenfalls dem Aberglauben Thor und Thüre geöffnet wird. Das Wunderbare des Inhalts ohne weiteres als einen Beweis der Unglaubwürdigkeit einer Schrift anzuſehen, wäre ein ſträflicher Leichtſinn; aber je mehr unſerm Verſtande zugemuthet wird, ſeinen ſonſt giltigen Regeln zu entſagen und dasjenige für wahr anzuerkennen, was er im gewöhnlichen Leben für Täuſchung oder Lüge anſehen würde, deſto eher iſt er berechtigt, ja verpflichtet, ſeine Beurtheilungsgabe in Prüfung der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit der Quellen zu gebrauchen. Wir wollen daher in unſerer kurzen Darſtellung den Gang beobachten, daß wir mit den Zweifeln anheben, welche die in dem Buche Daniel erzählten Wunder und Weiſſagungen erwecken, und zugleich die damit zunächſt in Verbindung ſtehenden ſonſtigen Unwahrſcheinlichkeiten und geſchichtlichen Unrichtigkeiten beleuchten, dann aber einige hiſtoriſche Irrthümer und Widerſprüche, deren ſich der Verf. ſchuldig gemacht, noch beſonderes herausheben.

I. Gleich im 2. Cap. iſt die Foderung Nebucadnezars an ſeine Weiſen, ihm ſeinen Traum nicht blos zu deuten, ſondern anzugeben, höchſt auffallend, und die Mager finden ſie mit Recht beiſpiellos. Der Befehl Nebucadnezars, dieſe wegen ihres Unvermögens umzubringen, erhöhet das unſinnige Benehmen deſſelben, das ſelbſt an einem orientaliſchen Despoten auffällt. Wenn nun Daniel die Foderung des Königs durch Offenbarung ſeines Gottes zu erfüllen vermag, ſo fodert dieſes einen ſtärkern Glauben als alles, was ſonſt im A. T. von Weiſſagungsgabe vorkommt, und in dieſer Verbindung erſcheint es gerade nur befremdlicher. Ebenſo raſch und man darf wol ſagen kindiſch, als Nebucadnezar vorher verfährt, iſt auch ſein Benehmen nachher, indem er nicht nur Daniels Gott für den Gott aller Götter erkennt, ſondern jenen auch ſelbſt göttlich verehrt. Wenn Hengſtenberg S. 80 dem Nebucadnezar zur Entſchuldigung ſeines närriſchen Einfalls (nach Bertholdts Ausdruck) dieſe Gedanken leihet: „Die Mager rühmen ſich, durch den Beiſtand der Götter offenbaren zu können, was tief und verborgen iſt; iſt dies Vorgeben richtig, ſo muß es ihnen ebenſo leicht werden, mir meinen Traum anzugeben, als ſeine Deutung“ — ſo iſt damit das Überſpannte und Seltſame der gemachten Foderung durchaus nicht beſeitigt, und wir gewinnen blos anſtatt eines gedankenloſen Unſinns einen raiſonnirenden, d. h. einen noch viel ungereimteren.

Cap. 3. Die Schwierigkeiten, die man in den Maſſen der von Nebucadnezar errichteten Bildſäule (6 Ellen Dicke zu 60 Ellen Höhe) und in der großen Menge Goldes, die dazu erfodert worden wäre, gefunden hat, mögen als gehoben betrachtet werden. (Hengſtenberg

S. 96 ff.); aber daß der Errichtung derſelben eine verfolgungsſüchtige Abſicht in Beziehung auf die Juden zum Grunde liegt, die man dem Chaldäer-Könige nicht zutrauen darf, kann ſchwerlich geleugnet werden. Nebucadnezar erwartet Widerſetzlichkeit, ſonſt hätte er ſchwerlich mit dem glühenden Ofen gedroht und dieſen in Bereitſchaft ſetzen laſſen; von wem kann er nun anders dieſe Widerſetzlichkeit erwarten, als von Juden, wie auch der Erfolg zeigt? verräth ſich darin nicht deutlich die Anlage einer erdichteten Märtyrergeſchichte? Es mag ſeyn, daß **Bleek** S. 259 die Beziehung derſelben auf Antiochus Epiphanes und deſſen Verſuch, die Juden zur Annahme der griechiſchen Religion zu zwingen, zu beſtimmt gefaßt hat; aber eine gewiſſe Beziehung der Art und ein Einfluß des Märtyrergeiſtes der damaligen Juden auf unſere Geſchichte muß ſich einem jeden verrathen, der nicht die Augen abſichtlich verſchließt. Daß Nebucadnezar, dem früher empfangenen Eindrucke von Ehrfurcht gegen den Juden-Gott zuwider, die drei jüdiſchen Beamten ſogleich einer grauſamen Strafe überliefert, mag einem Tyrannengemüthe nicht unangemeſſen ſeyn; allein daß Daniel ſamt dem ganzen Magerorden bei der religiöſen Feierlichkeit fehlt, iſt eine ſehr ſtarke Unwahrſcheinlichkeit, deren ſich der Erzähler wahrſcheinlich darum ſchuldig machte, daß er die Schwierigkeit fühlte, den von Nebucadnezar verehrten Daniel hiebei auftreten und dennoch das Märtyrerthum ſeiner drei Freunde zu Stande kommen zu laſſen. Daniel blieb weg, damit der König durch nichts verhindert würde, die drei Freunde in den feurigen Ofen werfen zu laſſen. Die Antwort, welche dieſe dem Könige geben, (V. 17. 18.) iſt, was auch zur Entſchuldigung geſagt worden iſt, nicht nur trotzig, ſondern auch wunderſüchtig, wie ſie ſich ſehr wohl in eine ſolche Märtyrerlegende ſchickt. Daß die Trabanten, welche die Verurtheilten in den Ofen werfen, von der Flamme verzehrt werden, bleibt trotz aller vorgebrachten Entſchuldigungen unwahrſcheinlich, ſo wie der angegebene Grund ſelbſt, daß der Ofen ſieben Mal mehr, als gewöhnlich, geheizt worden ſei; denn das Heizen eines Ofens hat ſeine gewiſſe Grenze, und war eine Vorrichtung angebracht für das Hineinwerfen, wodurch man ſonſt vor der Flamme geſchützt war, ſo ſchützte ſie wol auch jetzt. Es hält auch ſchwer, ſich einen ſo entſetzlich geheizten Ofen zu denken, deſſen Thüre ſo groß war und ſo weit offen ſtand, daß man darin vier Männer herumgehen ſehen konnte, wie V. 25. 26. geſagt wird. Das Wunder der Erhaltung der drei Freunde durch die Hilfe eines Engels iſt nun von der Art, daß alle Wunder des A. T. dadurch verdunkelt werden, und billig wird man darüber bedenklich. Der Erfolg, daß Nebucadnezar wieder den Gott der Juden anerkennt, iſt der ganzen Anlage der Erzählung angemeſſen und ſtellt dieſe mit der vorigen in eine Reihe.

Cap. 4. Daß Nebucadnezar in einem öffentlichen Ausſchreiben die Geſchichte ſeines Wahnſinns erzählt, iſt ſelbſt nach **Hengſtenberg** unwahrſcheinlich, und er hilft ſich mit dem Spruche, das Unwahrſcheinlichſte ſei oft das geſchichtlich Wahre. Daß Nebucadnezar zum Theil im aſcetiſchen Tone der Juden ſpricht, wie am Schluſſe der beiden vorigen Capitel, verräth den jüdiſchen Verfaſſer. Die Geſchichte des Wahnſinns ſelbſt iſt wieder, wie die vorigen wunderbaren Thatſachen, eine ſtarke Speiſe für den Glauben, und **Hengſtenberg** läßt ſich gern den Vorſchlag **Bertholdts** gefallen, die „ſieben Zeiten" V. 22, als ſo lange der Wahnſinn dauert, nicht von ſieben Jahren, wofür die Parallelen Cap. 7, 28. 12, 7. ſprechen, ſondern von ſieben kleinern Abſchnitten zu verſtehen. Sehr viel Mühe hat ſich dieſer Vertheidiger S. 105 ff. gegeben, die bekannte Nachricht des **Beroſus** (bei **Joſeph**. c. Ap. I, 20.) von Nebucadnezars Krankheit und die des **Abydenus** (bei *Euseb.* praep. evang. IX, 41.) von der Weiſſagung, welche Nebucadnezar über die Eroberung Babylons durch die Perſer und Meder ausgeſprochen, zur Beſtätigung der Nachricht des B. Daniel zu benutzen. Aber man kann ihm nichts zugeſtehen, als was ſchon längſt zugeſtanden iſt, daß irgend ein Zuſammenhang zwiſchen den beiderſeitigen Nachrichten Statt findet. Wenn er wahrſcheinlich zu machen ſucht; daß das urſprüngliche Factum, das im Daniel rein überliefert ſei, in den Nachrichten des B. und A. entſtellt und verſchleiert ſei: ſo wird andern das wahrſcheinlicher vorkommen, daß der Verfaſſer des B. Daniel ſich Entſtellung und Übertreibung erlaubt habe. Von den Vergleichungspunkten, welche H. aufſtellt, möchte übrigens der in den Worten des A. ἀναβὰς ἐπὶ τὰ βασιλήϊα gefundene wegfallen. Dieſe ſind nicht zu überſetzen: „als er hinaufſtieg auf die Königsburg", ſo daß Dan. 4, 26. „er wandelte umher auf ſeinem königlichen Palaſt zu Babel" damit zuſammenträfe; ſondern: „als er zurückgekehrt war in ſeine königliche Reſidenz."

Cap. 5. Das Wunder der an die Wand geſchriebenen Schrift, die niemand als Daniel leſen kann, fodert ebenfalls einen ſtarken Glauben. Herr **Hengſtenberg** hat ihn; er glaubt, daß die Schriftzeichen ganz ungewöhnliche, ohne göttliche Erleuchtung nicht zu entziffernde geweſen ſeien; wir geſtehen, uns zu dieſer Höhe nicht erheben zu können. Alles Schriftweſen iſt menſchlicher Art, Sache menſchlicher Erfindung und Erlernung und hat mit göttlicher Offenbarung nichts zu thun. Wenn nur aber dieſes Wunder nicht mit ſo manchen Unwahrſcheinlichkeiten gepaart wäre! daß Beltſchazar nichts von Daniel weiß, der doch Vorſteher der Mager war, wenigſtens nach Cap. 8, 27. noch unter dieſem Könige gewiſſe Geſchäfte verwaltete; daß die herbeikommende Königin den Nebucadnezar den **Vater** des Beltſchazar nennt, da er doch deſſen Großvater war; daß Daniel nicht nur ungeſtraft dem Könige ſehr harte Wahrheiten ſagt, ſondern noch dazu auf der Stelle zum dritten Herrſcher des Reiches ernannt wird, trotz dem, daß der König den Untergang ſeiner Herrſchaft vor Augen ſieht — das alles kann mit mehr oder weniger Schein entſchuldigt und gemildert werden, zumal wenn man, wie H., noch eine außerordentliche göttliche Einwirkung auf das Gemüth des Königs annimt; aber es erweckt mit Recht Verdacht, daß ſo vieles zu entſchuldigen iſt. H. verfällt übrigens in einen Selbſtwiderſpruch. S. 120 entſchuldigt er die ſo unzeitige Verleihung der Würde an Daniel damit, daß die Babylonier in vollkommener Sicherheit der Belagerung gelacht hätten; und auf der folgenden

Seite erklärt er das Betragen des Königs gegen D. daraus, daß er aus ſeiner frühern Sorgloſigkeit aufgeſchreckt worden ſei. Er leihet ihm übrigens die Abſicht, das einzige Mittel zu ergreifen, wodurch er das gedrohete Unglück abzuwenden geglaubt habe, nämlich ſich des Wohlwollens des von der Gottheit begünſtigten Daniel zu verſichern. Davon iſt aber im Texte keine Spur zu finden; die Erhebung Daniels erfolgt dem frühern Verſprechen gemäß, und der König bleibt ſo ſorglos, wie vorher.

Cap. 6. Den ſonderbaren, ja ſinnloſen Befehl, wozu Darius der Meder ſich bewegen läßt, binnen 30 Tagen weder von einem Gott oder Menſchen etwas zu erbitten, will H., wie vor ihm Michaelis eine ähnliche Hypotheſe aufgeſtellt hat, als einen Verſuch, die Religion des Zoroaſter unter den beſiegten Völkern neben den vorhandenen Religionen geltend zu machen, darſtellen. Aber daran hat unſer Erzähler ſchwerlich gedacht, ſonſt hätte er nicht das Verbot ſelbſt auf die Bitten an Menſchen ausgedehnt. Vielmehr ſieht jeder Unbefangene, daß dies wieder eine ungeſchickte Maſchinerie iſt, gleich der im 3. Cap., um ein Märtyrerthum zu Stande zu bringen. Daß Darius zu Daniel ſagt: dein Gott errette dich, erinnert an die Zuverſicht der drei Männer Cap. 3, 17. Noch immer, obgleich dies H. eine „lächerliche Anmaßung“ nennt, kommt es uns mit Bertholdt vor, daß der Erzähler die ungereimte Vorſtellung von der Löwengrube gehabt, als ſei ſie ein ciſternen-ähnliches Loch geweſen, das man oben mit einem Steine habe verſchließen können (V. 18.). Die Öffnung der Grube, welche mit einem Steine belegt und verſiegelt wird, ſoll nach H. eine Seitenthüre ſeyn; aber dann hätte der Erzähler wol das Wort Thüre gebraucht, da er ja ſelbſt dem Ofen eine Thüre leihet (3, 26.). Auch werden die den Löwen Preisgegebenen in die Grube geworfen, und Daniel wird herausgezogen (V. 24. 25.). Das Wunder der Erhaltung Daniels in der Löwengrube iſt zwar nicht gerade ſehr außerordentlich und ließe ſich allenfalls auch natürlich erklären; aber es wird V. 23 ſehr wunderſüchtig betrachtet, und von Daniel ſelbſt, der dabei ſeine eigene Unſchuld rühmt.

Betrachten wir alle dieſe Erzählungen zuſammengenommen, ſo zeigt ſich bei allen die gleiche Anlage und Abſicht; überall iſt es darauf abgeſehen, den Daniel, deſſen Freunde und den Gott Iſraels zu verherrlichen und die Könige zur Verehrung beider zu zwingen. Es iſt daher im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß es, wenn nicht gerade paraboliſche, doch didaktiſche oder paränetiſche Erzählungen, für eine Zeit, wie die des Antiochus Epiphanes, geſchrieben, ſind. Mögen die Beziehungen, welche Bleek nachweiſt, in dieſer Beſtimmtheit nicht alle die Prüfung aushalten; immer wird ſeine Anſicht im Ganzen die richtige bleiben.

II. Wir kommen zu den Weiſſagungen unſeres Buches. An dieſen iſt mit Recht allen Kritikern von Bertholdt an die große Beſtimmtheit und Ausführlichkeit aufgefallen, da es ſonſt nicht die Weiſe der hebräiſchen Propheten iſt, ſo genau in die Schilderung der Zukunft einzugehen. Der Weiſſagung Cap. 11 fehlen nur die Namen der handelnden Perſonen und die erzählende Zeitform, um eine vollſtändige Geſchichtserzählung zu ſeyn. Aber freilich kommt es hier auf ſtreitige Vorausſetzungen an, und die Vertheidiger der Echtheit des Buches und des alten Weiſſagungsſyſtems berufen ſich auf andere Weiſſagungen des A. T., welche die Zukunft ebenfalls ſehr beſtimmt enthüllen, z. B. Jeſ. 21. Jer. 50. 51. Zach. 9., während dieſe von den neuern Kritikern entweder für unecht gehalten, oder anders erklärt werden. Daher hat Bleek dieſen Grund gegen die Echtheit des Buches ſo gut als ganz aufgegeben. Dagegen hat er die genaue chronologiſche Beſtimmung der zukünftigen Begebenheiten Cap. 8, 14. 9, 25 — 27. 12, 11. 12 als eine Abweichung von der alten prophetiſchen Sitte geltend gemacht, indem in der Stelle Jeſ. 7, 8 der Text anerkannter Maßen verdorben, und die 70 Jahre des Jeremia als runde Zahl zu faſſen ſeien. Aber auch dieſer Grund erliegt dem Widerſpruche, indem Hengſtenberg die Echtheit der Jeſ. Stelle vertheidigt und die genaue Erfüllung der 70 Jahre des Exils nachzuweiſen ſucht, auch auf andere unzweifelhafte Stellen hinweiſt, welche Zeitbeſtimmungen enthalten, wie Jeſ. 7, 14 ff. 8, 1 — 4. 16, 14. u. a. Nicht ganz auf unbeſtrittener Grundlage ruht auch der Einwurf Bleek's: „in keiner echten Weiſſagung des A. T. werden einzelne Schickſale von Reichen geſchildert, die zur Zeit des Ausſpruches noch nicht vorhanden waren.“ Indeſſen gibt doch ſelbſt Hengſtenberg eine Verſchiedenheit der Weiſſagungen Daniels von andern des A. T. in Anſehung der Beſtimmtheit zu, und ſo wird es wenigſtens erlaubt ſeyn, deswegen einen gewiſſen Verdacht zu hegen. Dieſer wird dadurch verſtärkt, daß die Vorherſagungen mehr dazu geeignet ſind, die Neugierde zu befriedigen, als zur Ermahnung und Ermunterung zu dienen, während bei den alten Propheten letzteres eigentlich die Hauptſache iſt, und die Vorherſagungen beſtändig einen ſittlichen Zweck haben. Man muß zugeben, daß dieſer ſittliche Geiſt bei den ſpätern Propheten, zumal wenn ſie auswärtige Reiche im Auge haben, ſchwächer hervortrit; immer aber bleibt doch ein großer Unterſchied zwiſchen ihnen und unſerm Daniel.

Daß nun dieſe ſo beſtimmten und ausführlichen Weiſſagungen von einem zur Zeit des Antiochus Epiphanes lebenden Schriftſteller im Namen des Daniel aufgeſetzt worden, vermuthen die neueren Kritiker, wie ſchon im Alterthum Porphyrius, deßwegen, weil die Beſtimmtheit derſelben gerade bis auf den Tod dieſes den Juden ſo verhaßten Königs geht, mit dieſem Zeitpunkte aber eine deſto größere Unbeſtimmtheit eintrit, ſo daß ſie bis dahin genau erfüllt werden, von da aber unerfüllt geblieben ſind. Dieſer Verdachtsgrund iſt ſo einleuchtend, daß Hengſtenberg allen ſeinen Scharfſinn aufgeboten hat, um ihn zu beſeitigen. Er ſucht die gewöhnlichen Erklärungen von den vier Monarchien, welche Cap. 2 durch die vier Theile des Coloſſes und Cap. 7 durch die vier Thiere bezeichnet ſind, zu widerlegen, weil ihnen zufolge das Endziel aller Weiſſagungen Antiochus und die nach ihm eintretende Errettung und Vergeltung iſt; dagegen empfiehlt er eine andere Erklärung, wonach die Weiſſagungen über dieſen Zeitpunkt hinausgehen.

Nach der einen Erklärung, welche unter andern Eichhorn angenommen hat, iſt das goldene Haupt des Coloſſes, nach des Verfaſſers eigener Deutung, das chaldäiſche Reich; die ſilberne Bruſt und Arme das mediſche; Bauch und Lenden von Erz das perſiſche; die eiſernen Schenkel und die Füße, theils von Eiſen, theils von Thon, das macedoniſche nebſt den daraus entſtandenen Reichen der Nachfolger Alexanders. Und ſo bezeichnet das erſte Thier, der Löwe mit Adlersflügeln, das chaldäiſche Reich; das zweite, der Bär mit den drei Rippen im Rachen, das mediſche mit den drei unter ihm vereinigten Völkern der Meder, Perſer und Babylonier; das dritte, der Parder mit vier Flügeln und vier Häuptern, das perſiſche Reich; und das vierte mit den zehn Hörnern, zwiſchen welchen ein anderes kleines Horn aufſteigt, das macedoniſche Reich mit beſonderer Rückſicht auf das macedoniſch-ſyriſche unter Antiochus Epiphanes. Allerdings unterliegt hiebei die Trennung des mediſchen und perſiſchen Reiches einer Schwierigkeit. Das erſtere kann nur von der Zeit der Eroberung Babylons an, in ſeiner Folge auf das chaldäiſche Reich, in Betracht kommen; denn es heißt ausdrücklich Cap. 2, 39: „Nach dir wird ein anderes Reich aufkommen.“ Nun aber beſtand das mediſche Reich nach der Eroberung Babylons nur, ſo lange Cyaxares II. noch lebte, zwei Jahre; und ſelbſt während dieſer kurzen Zeit war die Regirung eigentlich mehr in den Händen des Cyrus, und beide Monarchien, die mediſche und perſiſche, ſind im Grunde eine, wie denn auch Cap. 8, 3. der Widder mit zwei Hörnern die vereinte mediſch-perſiſche Monarchie bezeichnet, und ſonſt Meder und Perſer in Verbindung vorkommen Cap. 5, 28. 6, 8. 12. 15.

Nach der andern Erklärung, welche Bertholdt angenommen hat, iſt das zweite Reich das mediſch-perſiſche, das dritte das Reich Alexanders und das vierte die Geſamtheit der aus dieſem entſtandenen Reiche. Allein auch hier finden ſich Schwierigkeiten. Es iſt an ſich nicht wahrſcheinlich, daß die Monarchie Alexanders von den Reichen ſeiner Nachfolger getrennt und letztere als eine Monarchie betrachtet werden ſollen; es ſpricht aber auch ausdrücklich die Cap. 11, 2 ff. vom Verfaſſer gegebene Deutung dagegen, wonach die Reiche der Nachfolger Alexanders nur als Zerſplitterungen „des Königreichs Griechenland“ angeſehen werden. Von den macedoniſch-aſiatiſchen Reichen konnte auch ſchwerlich geſagt werden, was von dem vierten Reiche geſagt wird Cap. 2, 41: „das vierte Reich wird ſtark ſeyn, wie Eiſen; gleichwie Eiſen alles zermalmt und zerſchlägt, ja wie zerſchmetterndes Eiſen wird es jenes alles zermalmen und zerſchmettern;“ und Cap. 7, 7: „und ſiehe, ein viertes Thier, fürchterlich und ſchrecklich und ausnehmend ſtark u. ſ. w.“ Dieſe Reiche waren doch, ſelbſt in ihrer Geſamtheit, nicht ſtärker, als die vorigen Reiche, und Cap. 8, 22. 11, 4. wird ausdrücklich geſagt, daß die Nachfolger Alexanders weniger mächtiger ſeien, als er ſelbſt.

Hengſtenberg will nun zu der ſonſt gewöhnlichen Erklärung, welche ſchon Joſephus (Ant. X, 10. 4.) anzunehmen ſcheint, zurückkehren, nach welcher die vier Monarchien die babyloniſche, mediſch-perſiſche, macedoniſche und römiſche mit den neuern europäiſchen ſind. Günſtig iſt dieſer Erklärung der Umſtand, daß man die beiden Füße von Eiſen auf das morgen- und abendländiſche Kaiſerthum beziehen kann. Allein in welche Unbeſtimmtheit und Willkürlichkeit verliert ſich dieſe Erklärung, indem ſie die zehn Könige oder Reiche, die nach Cap. 7, 24. aus dem vierten Reiche entſpringen, in den europäiſchen Reichen ſucht, welche doch nur ſehr uneigentlich als Fortſetzungen der römiſchen Monarchie angeſehen werden können, und bei denen die Zahl zehn nicht einmal nachgewieſen werden kann! Es hat freilich auch ſeine Schwierigkeit, die zehn Könige nach den andern Erklärungen nachzuweiſen; allein beſſer wird man ſie mit Bertholdt im ſyriſchen Reiche ſuchen und entweder mit ihm zu den bekannten ſieben Königen uneigentlicher Weiſe den Heliodor, Ptolemäus Philometor und Demetrius hinzuzählen, oder annehmen, daß der Verfaſſer falſch oder ungenau gerechnet habe, als ſich einer ſo vagen Deutung überlaſſen. Unwahrſcheinlich wird die Beziehung der vierten Monarchie auf die römiſche beſonders dadurch, daß alles des Unheils, das durch die Römer dem Volke Gottes zugefügt worden, namentlich der Zerſtörung Jeruſalems, nicht gedacht wäre, während doch das, was Antiochus Epiphanes gethan, im 11. Capitel ſo umſtändlich angedeutet wird.

Dies führt auf einen andern damit zuſammenhängenden Grund, der gegen dieſe letztere Erklärung und für die beiden andern, inſofern ſie in ihrem Ausgangspunkte übereinſtimmen, entſcheidend ſpricht, und deſſen Stärke auch von dem neueſten Vertheidiger gefühlt worden iſt. Die in unbildlicher Rede gegebene Weiſſagung Cap. 11. führt die Begebenheiten bis auf Antiochus Epiphanes herab und läßt unmittelbar auf deſſen Tod die meſſianiſche Zeit folgen. Iſt es nun nicht höchſt wahrſcheinlich, daß auch die bildlichen Weiſſagungen dieſen Ausgangspunkt haben? auch ſie endigen mit der Verheißung des Gerichts und des Reiches, das an die Juden kommen ſoll. Auch Cap. 8. wird anerkannter Maßen Antiochus Epiphanes mit dem kleinen Horne bezeichnet und deutlich von ſeinen Unternehmungen gegen die Juden geſprochen. Nun wird Cap. 7, 24 fg. ein König geweiſſagt, der Läſterungen ausſtoßen, die Heiligen mißhandeln, Feſtzeiten und Geſetz zu ändern unternehmen wird, und in deſſen Hand die Juden eine Zeit lang (daſſelbe Zeitmaß, das auch Cap. 12, 7. vorkommt) werden gegeben werden; es kann mithin kaum einem Zweifel unterliegen, daß dieſes ebenfalls Antiochus Epiphanes ſeyn ſoll, und daß mithin in dieſem Geſichte, wie in dem frühern Traume, die Folge der Reiche und Begebenheiten in dieſen Zeitpunkt ausläuft. Hengſtenberg hilft ſich mit dieſer Auskunft: „Antiochus Epiphanes bildet den Antichriſt ab; was von ihm in Cap. 8 und 11. geſagt iſt, ſeine Entheiligung des Tempels, ſeine Verfolgungen ꝛc., ſollte ſeine

Enderfüllung am Ende der Jahrhunderte haben. Dieſe Typik iſt in dem Weſen des A. B. nothwendig begründet, es laſſen ſich namentlich aus den Weiſſagungen die glänzendſten Beiſpiele derſelben anführen; hier aber haben wir zu dieſer Annahme noch eine ſpecielle Berechtigung durch die Autorität des N. T. Paulus entlehnt bei ſeiner Schilderung des Antichriſts (2. Theſſ. 2, 3.) offenbar abſichtlich ſelbſt die Ausdrücke aus der Schilderung des Antiochus Epiphanes." Die Leſer mögen ſelbſt urtheilen, ob damit jener ſtarke Beweisgrund entkräftet wird.

Die Weiſſagung Cap. 9. über die 70 Jahrwochen, auf welche Hengſtenberg gar nicht eingegangen iſt, dient, recht erklärt und beleuchtet, ſehr dazu, den Geiſt des Daniel'ſchen Prophetismus ins rechte Licht zu ſtellen und unſere Anſicht von den andern Weiſſagungen zu beſtätigen. Bekanntlich werden hier die von Jeremia geweiſſagten 70 Jahre des Exils zu 70 Mal ſieben Jahren oder 70 Jahrwochen erweitert. Zu Daniels Zeit, als die Befreiung aus dem babyloniſchen Exil nahe bevorſtand, konnte man ſich wol bei dieſer Weiſſagung beruhigen; damals mußten frohe Hoffnungen herrſchen, welche ſich auch im Pſeudojeſaia und in den kurz nach der Rückkehr aus dem Exil auftretenden Propheten Haggai und Sacharja ausſprechen. Als aber dieſe Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, und der Zuſtand der jüdiſchen Nation im wieder angebauten Vaterlande fortwährend abhängig und armſelig blieb, konnte der Gedanke entſtehen, daß Jeremia die Zeit der Dienſtbarkeit zu kurz beſtimmt habe. Daher wird im B. Baruch 6, 3. die Dauer des Exils bis zu ſieben Geſchlechtern ausgedehnt. Damit iſt aber unſer Pſeudodaniel, der wahrſcheinlich noch ſpäter ſchrieb, nicht zufrieden, ſondern verſucht eine noch weiter greifende Umdeutung des alten Orakels. Schwerlich würde ein ſelbſtändiger Prophet, wie der angebliche Daniel, ſich mit einer ſolchen Umdeutung einer fremden, faſt gleichzeitigen Weiſſagung abgegeben haben.

Die angegebene Periode der 70 Jahrwochen führt nun ebenfalls auf Antiochus Epiphanes zurück. Die altübliche Erklärung, welche neuerlich Herr Scholl in einer eigenen Diſſertation vertheidigt hat (Frankf. a. M. 1829), und die auch Hengſtenberg zu billigen ſcheint, nimt den Geſalbten V. 26. für Chriſtus; und hienach rechnet man entweder bis auf Chriſtus Tod herab, wie Scholl, oder auf einen frühern oder ſpätern Zeitpunkt der Geſchichte des Chriſtenthums, indem man ebenfalls in Beſtimmung des Anfangspunktes der Rechnung abweicht. Scholl geht vom 20. Jahre des Artaxerxes Longimanus aus. Allein es iſt entſchieden, daß V. 25. der Ausſpruch, „daß Jeruſalem wieder gebaut werden ſoll", von nichts anderem als dem Ausſpruch des Jeremia 29, 10. verſtanden werden kann, mithin der Anfangspunkt der 70 Jahrwochen weit früher, wahrſcheinlich in die Zerſtörung Jeruſalems durch die Chaldäer, zu ſetzen iſt, die Dauer derſelben mithin nicht ſo weit herab reicht. Der V. 26. genannte Fürſt נָגִיד, „deſſen Volk die Stadt und das Heiligthum verwüſten wird", und welcher die ſiebenzigſte Jahrwoche einnimt, iſt ohne Zweifel Antiochus Epiphanes. Die Beſtimmung der Zeit (V. 27.), während welcher er Schlacht- und Speiſeopfer einſtellt, ein halbes Jahrſiebend (3½ Jahr), entſpricht ganz der Cap. 7, 25. 12, 7. gegebenen: „Zeit und Zeiten und eine halbe Zeit." Ungefähr ſo lange ſcheint wirklich die Einſtellung der geſetzlichen Opfer gedauert zu haben; und zu ſechs bis ſieben Jahren läßt ſich auch die Dauer der Feindſeligkeiten, welche Antiochus Epiphanes gegen die Juden ausübte, berechnen. Iſt nun die 70te Jahrwoche die Periode der Drangſale unter Antiochus Epiphanes, ſo iſt der „weggeraffte Geſalbte" V. 26. niemand anders, als der durch Gift aus dem Wege geräumte Seleucus Philopator, nicht Alexander, wie Bertholdt meinte. Freilich können wir von Seleucus Philopator bis Cyrus, welches „der geſalbte Fürſt" V. 25. iſt, nicht 62 Jahrwochen herausrechnen, wogegen die ſieben Jahrwochen zwiſchen Cyrus und dem Ausſpruch des Jeremia richtig berechnet ſind. Aber wahrſcheinlich war dem Verfaſſer die Zeitdauer der perſiſchen und macedoniſchen Periode bis auf Antiochus Epiphanes unbekannt, und die Heiligkeit der Zahl 7 Mal 70 erſetzte ihm die Genauigkeit der Rechnung. (Vergl. Hitzig in theol. Stud. und Krit. 1832. 1. H. S. 150 ff.)

Sonach kann es für eine ausgemachte Sache gelten, daß alle Weiſſagungen unſeres Buches auf die Zeit des Antiochus Epiphanes auslaufen, und nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß ſie damals geſchrieben ſind. Sie ſind auch ebenſo, wie die Erzählungen, auf dieſe Zeit der Religionsverfolgung berechnet und dazu eingerichtet, die wankenden Gemüther zu befeſtigen und die frommen Dulder zu tröſten. Denn es wird ihnen der unmittelbar auf den Tod des Wütherichs erfolgende Eintrit der Rettung und Vergeltung verheißen.

Daß aber eine prophetiſche Dichtung der Art einem jüdiſchen Schriftſteller dieſer Zeit wol zugetrauet werden kann, davon liefern die ſibylliniſchen Orakel den Beweis, von denen Bleek (Berlin. Zeitſchr. H. 2.) gezeigt hat, daß ein nicht unbedeutender Theil derſelben, namentlich faſt das ganze dritte Buch, gleichfalls zur Zeit des Antiochus Epiphanes, höchſt wahrſcheinlich gegen 170 — 168 v. Chr., von einem alexandriniſchen Juden verfaßt und der bei den Heiden als Prophetin ſo hoch in Anſehen ſtehenden Sibylle untergeſchoben iſt. An dieſen Orakeln haben wir eine vollkommene Analogie zu unſern Daniel'ſchen Weiſſagungen. Auch dieſe Orakel verkündigen den Untergang der damals angeſehenſten Reiche der Welt, namentlich des römiſchen und ägyptiſchen, und drohen inſonderheit dem Antiochus Epiphanes, von dem die Juden auch gewiß in Ägypten bei ſeinen wiederholten Einfällen in dieſes Land vieles zu leiden hatten, Verderben; ſie ſchildern als ganz nahe bevorſtehend die allgemeine Umwälzung der bisherigen Weltordnung; alsdann werde das Volk Gottes unter dem von Gott geſandten Könige ſeine Herrſchaft für immer über die ganze Erde ausbreiten; mit den Gottloſen zugleich werde der Götzendienſt vertilgt, überall der wahre Gott verehrt werden, und wie die Ruhe und Glückſeligkeit der Menſchen ein Ende nehmen. Dieſen drohenden und verheißenden Weiſſagungen gehen auch hier Schilderungen früherer Reiche und Begebenheiten, als von der Sibylle vorhergeſagt, voraus, ſonder Zweifel, um durch deren Erfüllung die Wahrheit deſſen, was darin ſich wirklich auf die Zukunft bezieht, zu beglaubigen. Wie im Daniel, ſo iſt hier die eigentliche Spitze, worauf ſich alles bezieht, worauf alles andere hinführen ſoll, die Verkündigung der Nähe des Verſchwindens alles deſſen, was dem Volke Gottes und deſſen ungetrübter Glückſeligkeit feindlich entgegen ſtand. Andere Parallelen liefern, außer den andern ſpäter verfaßten Büchern der ſibylliniſchen Orakel, das ſogenannte 4. Buch Esra und die erſt kürzlich wieder aufgefundene Schrift des Jeſaia. (Bleek Berl. Zeitſchr. 3. H. S. 253 f.).

III. Wir verlaſſen jetzt den bisherigen unſichern dogmatiſchen Boden, und betrachten die rein hiſtoriſchen Unrichtigkeiten in Thatſachen und geſchichtlichen Verhältniſſen, die im B. Daniel vorkommen, wobei der Wunder- und Weiſſagungsglaube außer Spiel bleibt. Daß der ſpätere Verfaſſer einer unechten Schrift ſich durch dergleichen Irrthümer verrathe, iſt zwar zu erwarten, weil ihm die Geſchichte nicht ganz ſo gut bekannt ſeyn kann, als dem gleichzeitigen; aber zufällig bleibt es immer, und er kann ſich vielleicht ganz von Fehlern frei gehalten haben. Indeſſen iſt dieſes unſerm Verf. nicht gelungen, und einiges der Art zeugt beſtimmt gegen ihn.

Eine hiſtoriſche Unrichtigkeit haben wir ſchon oben Cap. 5, 11. 13. 18. 22. nachgewieſen. — Einen Anachronismus fand Bertholdt in der Burg Suſan in Elam, wo nach Cap. 8, 1, 2. Daniel ſich im dritten Jahre des chaldäiſchen Königs Beltſchazar befindet. Der Erzähler ſcheint nicht nur vorauszuſetzen, daß die Landſchaft Elam (Elzmais) zum chaldäiſchen Reiche gehört, ſondern auch, daß ſich daſelbſt ein königliches Hoflager befunden habe; daß aber beides unrichtig ſei, behauptete jener Kritiker. Dagegen nimt Hengſtenberg mit Roſenmüller (bibl. Alterthumsk. I, 1. S. 305) nach Jer. 49, 34 ff. und Ezech. 32, 24. an, daß Nebucadnezar ſich Elzmais unterworfen habe; auch iſt allerdings die Exiſtenz der Stadt Suſa älter, als Darius Hyſtaſpis, gegen Plinius, der ihn als Erbauer nennt, und auf den ſich Bertholdt ſtützte. Aber das Factum, daß Suſa ſeit Darius Hyſtaſpis als Reſidenz der perſiſchen Könige erſcheint, bleibt unleugbar; und käme es im Daniel als Sitz der chaldäiſchen Könige vor, ſo würde dieſer Umſtand immer Verdacht erwecken. Daher nimt auch Hengſtenberg mit ältern Auslegern an, Daniel habe ſich damals nicht wirklich in Suſa befunden, ſondern ſei nur dahin im Geſichte verſetzt worden; aber dieſes liegt wenigſtens nicht deutlich im Texte, und man dürfte wol erwarten, daß es hieße: ich war im Geiſte in Suſan. — Cap. 6, 1. 9, 1. wird der mediſche König, den Xenophon Cyaxares II. nennt, Darius der Meder genannt, wahrſcheinlich durch Verwechſelung mit Darius Hyſtaſpis. Dagegen bemerkt man, daß die Namen perſiſcher Könige auch ſonſt verſchieden angegeben werden und eher für Beinamen als Eigennamen zu halten ſeien; eine Entſchuldigung, die ſich allerdings hören läßt, obſchon nicht vollkommen genügt. Hengſtenberg aber will noch eine „glänzende" Beſtätigung der Glaubwürdigkeit des B. Daniel gefunden haben in einer Nachricht des Abydenus in der armeniſchen Chronik des Euſebius (T. I. p. 61. ed. Ven. p. 28. ed. Med.), wo, nachdem erzählt worden, daß Cyrus dem letzten Könige von Babylon nach ſeiner Gefangenſchaft die Provinz Carmanien geſchenkt habe, hinzugeſetzt wird: Darius rex de regione depulit, oder: a Dario autem rege eadem provincia pulsus est. Allein es kann kaum gezweifelt werden, daß Abydenus den Darius Hyſtaſpis meint. Der gleichzeitige Darius der Meder würde ſchwerlich der Anordnung des Cyrus ſo zuwider gehandelt haben, zumal da er nur noch kurze Zeit lebte; aber der ſpätere Darius Hyſtaſpis konnte es wol thun, zumal da der ehemalige König von Babylon vielleicht der erhaltenen Vergünſtigung ſich unwürdig gezeigt hatte. Für die Exiſtenz Darius des Meders führt Hengſtenberg ferner den Grund an, daß die Dariken von ihm ihren Urſprung haben ſollen, weil ſie ſchon in den B. der Chronik, Esra und Nehemia als eine längſt in Umlauf befindliche Münze vorkommen (in der Chronik ſchon zu Davids Zeit!), und weil Suidas und der Scholiaſt des Ariſtophanes ihren Urſprung auf einen älteren Darius zurückführen. Aber ſchwerlich wird man auf dieſen Beweisgrund viel Gewicht legen wollen. — Den Widerſpruch zwiſchen Cap. 1, 21, wonach Daniel bis in das erſte Jahr des Cyrus lebte, und Cap. 10, 1, wonach er im dritten Jahre deſſelben ein Geſicht hatte, wollen wir nicht ſehr geltend machen, weil die Erklärung der Worte ויהי עד in der erſten Stelle ſo ſehr ungewiß iſt. Überhaupt kommen alle bisherigen Ausſtellungen dieſer Art an Gewicht derjenigen nicht gleich, die wir nun machen wollen, und womit wir die geſchichtliche Grundlage des Buches ſelbſt angreifen.

Nach Cap. 1, 1. ſoll Nebucadnezar im dritten Jahre Jojakims Jeruſalem belagert und bei der Einnahme deſſelben (das iſt nicht gerade deutlich geſagt, aber doch wol die Meinung des Verfaſſers) einen Theil der heiligen Geräthe in ſeine Gewalt bekommen und Daniel nebſt andern edlen jüdiſchen Knaben weggeführt haben. Nun wird allerdings 2. Kön. 24, 1. gemeldet, daß Nebucadnezar gegen Jojakim einen Zug gethan und ihn unterworfen habe, in welchem Jahre, iſt nicht geſagt; aber im dritten Jahre Jojakims kann es nicht geſchehen ſeyn, da nach Jer. 25, 1. das vierte Jahr des Jojakim das erſte des Nebucadnezar war. In dieſes Jahr fällt nach Jer. 46, 2. die Schlacht bei Carchemis, wo die Ägypter von Nebucadnezar beſiegt wurden; vor dieſer Schlacht kann N. nicht wol einen Zug gegen Judäa gethan haben, weil damals die Ägypter in dieſen Gegenden die herrſchende Macht waren. Ja, noch im 6. J. des Jojakim im 9. Monat (December) war N. nicht nach Judäa gekommen; denn Jer. 36, 29. weiſſagt damals erſt, daß er kommen und dieſes Land verderben werde. In Beziehung auf deſſen gefürchtete Ankunft ſcheint auch damals der Faſttag angeſetzt worden zu ſeyn, von welchem V. 9. die Rede iſt; und die Rechabiten haben ſich vor ſeiner Annäherung nach Jeruſalem geflüchtet. (Jer. 35, 10.) — Ältere wie Chr. B. Michaelis wollten die Schwierigkeit dadurch heben, daß ſie annahmen, das dritte Jahr des Jojakim ſei, nach einer andern Zählung ſeiner Regirungsjahre, ſein eilftes. Die Unterwerfung dieſes Königs unter die chaldäiſche Herrſchaft (2. Kön. 24, 1.) ſei im 8. Jahre geſchehen; hier ſei er von N. aufs neue als König eingeſetzt worden und auf des Siegers Befehl eine neue Zählung ſeiner Regirungsjahre eingetreten, nach welcher Dan. 1, 1. gerechnet werde. Dieſe Hypotheſe verwirft Hengſtenberg mit Recht und ſucht die Rechtfertigung der hiſtoriſchen Angabe in der Nachricht des Beroſus bei Joseph. Ant. X, 11, 1, welcher erzählt: „Nebucadnezars Vater (den er auch Nebucadnezar nennt) habe auf die Nachricht von dem Abfalle ſeines Statthalters in Ägypten, Cöleſyrien und Phönizien, durch Altersſchwäche verhindert, ſich den Beſchwerden eines Feldzuges auszuſetzen, ſeinen Sohn mit einem Theile des Heeres gegen ihn geſchickt, und dieſer habe den Abtrünnigen geſchlagen und dieſe Länder wieder unterworfen. Um dieſe Zeit aber ſei der Vater geſtorben, und N. habe auf dieſe Nachricht ſein Heer mit den Gefangenen der Juden, Phönizier, Syrer und Ägypter und der Beute etlichen ſeiner Freunde überlaſſen, um es zurückzuführen, er ſelbſt aber ſei mit weniger Begleitung durch die Wüſte nach Babylon geeilt.“ Hiemit ſoll denn eine frühere Einnahme Jeruſalems durch Nebucadnezar, als im 11. Jahre des Jojakim, noch während der Mitregentſchaft des erſtern, bewieſen, und Dan. 1, 1. gerechtfertigt ſeyn. Allein dieſe Nachricht des Beroſus enthält außer dem Irrthum, daß ſie einen chaldäiſchen Statthalter in Ägypten vorausſetzt, noch den ſehr wichtigen, welcher ſie faſt unbrauchbar macht, daß die wichtige Schlacht bei Carchemis ganz übergangen iſt. Nebucadnezars Zug nach Ägypten, von dem ſie ſpricht, kann doch erſt nach dieſer Schlacht geſchehen ſeyn; dieſe fiel nun, wie wir wiſſen, ins 4. J. des Jojakim; folglich bleibt die Angabe Dan. 1, 1. immer falſch. Hengſtenberg ſucht ſich dadurch zu helfen, daß er mit Harenberg u. A. dieſe Stelle überſetzt: „Im dritten Jahre des Königs Jojakim zog der König Nebucadnezar nach Jeruſalem ꝛc.“; allein jedes geſunde Gefühl ſträubt ſich gegen dieſe Künſtelei, da nichts natürlicher iſt, als daß der Erzähler nicht die Zeit des Anfangs des Zugs, ſondern den Ausgang deſſelben, wobei die Wegführung des Daniel Statt fand, angeben will. Der Faſttag Jer. 36, 9. ſoll zum Andenken an die vorher geſchehene Einnahme Jeruſalems gefeiert werden, und die Weiſſagung V. 29. von der gänzlichen Vernichtung des States und Verödung des Landes zu verſtehen ſeyn. Nun bleibt aber doch noch die Schwierigkeit übrig, daß nach Jer. 25, 1. das erſte Regirungsjahr Nebucadnezars das vierte des Jojakim war. Dieſe löſt H. ſo: Jeremia ſage nicht, N. habe im 4. Jahr des Jojakim die Regirung angetreten, ſondern nur, das 4. J. des Jojakim ſei das erſte des Nebucadnezar; und das ſei ſo zu verſtehen, daß das 1. J. Nebucadnezars ſchon gegen das Ende des 3. J. des Jojakim begonnen habe, größtentheils aber mit dem 4. J. deſſelben parallel gegangen ſei.

Der unbefangene Geſchichtsforſcher wird die Angaben über die Schlacht bei Carchemis Jer. 46, 2. und Jojakims Unterwerfung 2. Kön. 24, 1. und die bemerkten Spuren bei Jeremia 35 und 36. mit der Nachricht des Beroſus ſo verbinden: Nebucadnezar kam zu Ende des Jahres nach der Schlacht bei Carchemis, alſo im 5. J. des Jojakim, nach Judäa und unterwarf ſich dieſes Land bis nach Ägypten hin; auf die erhaltene Nachricht von ſeines Vaters Tode eilte er nach Babylon zurück, und Jojakim fiel drei Jahre nachher wieder ab (vergl. Hitzig Begriff der Kritik, S. 182 ff.). Es fragt ſich nun noch, ob damals (2. Kön. 24, 1.) Jeruſalem eingenommen und Tempelgeräthe nebſt Gefangenen mit fortgeführt worden ſind, ſo daß Dan. 1, 1. ein richtiges Factum nur um zwei Jahre zu früh geſetzt worden wäre. Die Chronik (2. B. 36, 6, 7.) zeugt dafür; aber auf deren Nachrichten läßt ſich nichts bauen, und in der Aufzählung aller Wegführungen Jer. 52, 28 ff. iſt eine ſolche unter Jojakim nicht angegeben; auch ſcheint Jer. 29, 2. nur von der unter Jojakim zu wiſſen.

Es bleibt alſo bei dem im Lehrb. d. Einl. ins A. T. §. 258 b. angedeuteten Reſultate, daß der Verf. des B. Daniel nach Anleitung der Stellen 2. Kön. 24, 1. und 2. Chron. 36, 6 f. eine Wegführung unter Jojakim geſchaffen hat, von welcher die Geſchichte nichts weiß.

Mit dieſer Unrichtigkeit hängt dann folgender Widerſpruch zuſammen. Nebucadnezar bringt den Daniel nebſt andern israelitiſchen Knaben nach Babylon, und läßt ſie drei Jahre lang in der chaldäiſchen Weisheit unterrichten (Cap. 1, 5.). Die Ankunft Daniels in Babylon konnte erſt nach dem Tode Nabopolaſſars, gleichzeitig mit der Rückkehr Nebucadnezars und deſſen Regirungsantrit, geſchehen, wie ſolches auch V. 2 ff. vorausgeſetzt zu werden ſcheint; die drei Jahre des Unterrichts gehen vorüber (V. 18); demungeachtet legt Daniel dem Könige ſchon im 2. J. ſeiner Regirung, alſo ein Jahr vor Beendigung des Unterrichts, einen Traum aus. Die Annahme, daß Cap. 2, 1. das zweite Jahr Nebucadnezars das ſeiner Alleinherrſchaft ſei, hilft zu nichts, da ja dieſe mit ſeiner Rückkehr begann, wo auch der Unterricht Daniels ſeinen Anfang nahm. Die Hypotheſe, daß Cap. 2, 1. von der Weltherrſchaft N.'s an gerechnet werde, weiſt Hengſtenberg ſelbſt zurück; folglich bleibt der Widerſpruch ſtehen, und wir begreifen nicht, wie der ſo ängſtliche Vertheidiger ſich über dieſen Umſtand ſo leicht hinwegſetzen konnte.

Iſt nun die hiſtoriſche Grundlage des Buches ſo ſchlecht beſchaffen, ſo iſt es wahrlich dem Forſcher nicht zu verdenken, wenn er dem Zweifel Raum gibt, ob ein ſolcher Daniel in Babylon überhaupt exiſtirt habe? Dies hat Bleek gethan nach Anleitung der Stellen des Ezechiel (14, 14 —20. 38, 3.), wo von Daniel die Rede iſt. In der erſten iſt er mit Noah und Hiob zuſammen als ein bekanntes Muſter der Gerechtigkeit genannt; in der zweiten heißt es: der König von Tyrus halte ſich in ſeinem Hochmuthe für weiſer, als Daniel ſelbſt. Bei der erſten Weiſſagung müßte D. noch ſehr jung geweſen ſeyn, und doch wird er mit berühmten Männern der Vorzeit — ein ſolcher iſt wenigſtens ſicher der eine, Noah — zuſammengeſtellt, ſo daß man Grund hat, ihn für eine alte, poetiſch-mythiſche Figur zu halten. Nun finden ſich Neh. 10, 3. 7. 24. 8, 1. die Namen Daniels und ſeiner drei Freunde unter den Zurückgekehrten; es wäre alſo möglich, daß der Verf. ſie daher aufgegriffen, die mythiſche Perſon des Daniel in die Zeit des Exils geſetzt und die ganze Geſchichte erſonnen hätte. Schwerlich wird dieſe Vermuthung je allgemeinen Beifall finden; allein ohne Wahrſcheinlichkeit iſt ſie gewiß nicht, und immer unterliegt die hiſtoriſche Exiſtenz des Daniel dem Zweifel.

IV. Der Grund gegen die Echtheit des B. Daniel, den **Bertholdt** u. A. geltend gemacht haben: „daß es viele ſpätere, oder doch im Zeitalter Daniels in Oberaſien noch unbekannte Ideen und Gebräuche enthalte", iſt von **Bleek** gänzlich aufgegeben worden, und bedarf allerdings einer ſorgfältigen Prüfung. Die Gewohnheit, ſich beim Gebete nach Jeruſalem hinzurichten, welche Dan. 6, 11. vorkommt, läßt ſich nach 1. Kön. 8, 33, 35. 38. 44. 48. ſchon im Exil vorausſetzen. Dagegen läßt ſich zweifeln, ob damals ſchon, wie zur Zeit der Apoſtel (vergl. Apoſtelg. 2, 15. 3, 1. 10, 9.), die drei Gebetszeiten üblich waren, aber auch freilich nichts beſtimmtes darüber feſtſtellen. — Die Vorſtellung von der hohen Verdienſtlichkeit des Almoſen, welche **Bertholdt** in Cap. 4, 24. findet, ſucht **Hengſtenberg** mit Unrecht zu entfernen, indem er das Wort צְדָקָה nicht von Wohlthätigkeit, ſondern von königlicher Gerechtigkeit verſtehen will; unſerer Meinung nach heißt das Wort zwar nichts weiter als Gerechtigkeit, iſt aber nach dem Zuſammenhange ebenſo, wie *δικαιοσύνη* Tob. 2, 14. 12, 9. 14, 11. von Almoſen, Gebet u. dergl. zu verſtehen. — Daß nach Dan. 10, 12. Gebet und Faſten dazu dient, göttliche Offenbarung zu erlangen, will **Hengſtenberg** ebenfalls mit Unrecht nicht zugeben, und findet in den Faſten des Daniel nichts als ein Zeichen der Trauer, nicht aber ein Mittel prophetiſch-myſtiſcher Askeſe. Nun läßt ſich freilich nicht mit Sicherheit behaupten, daß dergleichen Vorſtellungen ſpäter als das Exil ſeien; es wird blos dadurch ein gewiſſer Verdacht begründet. — Die Ideen des vom Himmel erwarteten Meſſias (Dan. 7, 13 ff.) und der meſſianiſchen Weltmonarchie ſind unſerm Buche allerdings eigenthümlich, wiewol **Hengſtenberg** u. A. ſchon in den alten Propheten Spuren von der göttlichen Natur des Meſſias finden wollen, und die altprophetiſche Idee von der Ausdehnung der Theokratie über alle Völker als analog geltend machen. Ebenſo möchte es wahrſcheinlich bleiben, daß die Verbindung der Auferſtehungslehre mit der Chriſtologie eine Abweichung unſers Buches von den altprophetiſchen Vorſtellungen iſt; obgleich ſelbſt **Geſenius** in den Stellen Jeſ. 26, 21. Ezech. 37, 1—14. jene Lehre findet, und die Sache daher eine genauere Unterſuchung fodert. Am meiſten begründet iſt der Verdacht, daß die Engellehre des Buches einer ſpätern Zeit angehört. Die Vorſtellung von Engelfürſten mag zwar ſchon in den Seraphim Jeſ. 6. und dem Heeres-Oberſten Jehova's Joſ. 5, 13. (dieſes Buch iſt freilich ſehr ſpät, doch nicht ſpäter als das Exil) und bei einer Rangordnung der Engel in den Stellen Hiob. 33, 23. Pſ. 103, 20. hervortreten (die von **Hengſtenberg** verſuchte Nachweiſung eines Bundesengels laſſen wir billig dahingeſtellt ſeyn), aber die Namen Gabriel und Michael ſind dem B. Daniel eigen und, wie der analoge Raphael im B. Tobia, wahrſcheinlich einer ſpäteren, unter perſiſchem Einfluſſe gebildeten Engellehre entlehnt. Vergebens behauptet **Hengſtenberg**, dieſe Namen hätten in unſerm Buche, wie im B. Tobia, die Bedeutung von Beinamen; denn man ſieht nicht ein, warum der eine gerade Gabriel (Mann Gottes) und der andere Michael (wer iſt wie Gott?) heißt; auch iſt es unrichtig, wenn behauptet wird, daß dieſe Namen überall, wo ſie in der ſpätern jüdiſchen Theologie vorkommen, deutlich in Beziehung auf das B. Daniel gebraucht würden; die Stellen bei **Eiſenmenger** II. S. 374, 379, wo ganz unabhängig die Hierarchie der Engel und eine Menge Namen, die ſich meiſtens auf **el** endigen (als Seraphiel, Nuriel, Tammael, Schimſchiel u. a.), angegeben werden, beweiſen das Gegentheil. Gabriel und Michael ſind da über die Elemente des Feuers und Waſſers geſetzt, haben alſo ganz andere Functionen, als im B. Daniel.

Bleek u. A. finden in der Stelle Cap. 9, 2. die Erwähnung einer Schriftſamlung des A. T., und darin das Zeichen einer ſpätern Zeit. Aber der Ausdruck הַסְּפָרִים kann auch blos eine Particularſamlung der Propheten bezeichnen, und eine ſolche hätte Daniel wol kennen und beſitzen können; nach **Hitzig** (Stud. und Krit. 1831. 1. H. S. 153) wäre damit gar nur der Brief des Jeremia an die Exulanten (Jer. 29.) gemeint. Wir wollen daher auf dieſe Spur weiter kein Gewicht legen und nur daran erinnern, daß das Nachſinnen über eine alte Weiſſagung und deren Umdeutung ſich eher für einen Verfaſſer in der Zeit des Antiochus Epiphanes, als für einen Daniel ſchicken will.

Mit mehr Nachdruck dürfen wir die Stellen geltend machen, wo von Daniel mit zu großem Lobe geſprochen wird, Cap. 1, 19. 20. 5, 11. 12. 6, 4. 9, 23. 10, 11, und die mit mehr Wahrſcheinlichkeit aus einer fremden Feder, als der des Daniel ſelbſt, gefloſſen ſind. Das erbauliche Gerede **Hengſtenbergs**, S. 220 ff., vermag den Verdacht nicht zu beſeitigen, der auf dieſen Stellen ruht, dem aber freilich nur in Verbindung mit andern Gründen eine gewiſſe Beweiskraft zugeſtanden werden kann.

Zu den innern Gründen gegen die Echtheit des Buches gehören endlich die **griechiſchen Wörter**, welche Cap. 3. vorkommen, deren Verzeichniß freilich nach der ſchon von **Geſenius** u. A. damit vorgenommenen Sichtung ſehr verringert worden iſt, von denen aber immer einige, wie קִיתָרוֹס (Keri קַתְרוֹס), *κίθαρις*, סַבְּכָא, *σαμβύκη*, und beſonders פְּסַנְתֵּרִין, *ψαλτήριον*, und

סוּמְפֹּנְיָה, *συμφωνία*, übrig bleiben. Am meiſten ſetzt das vorletzte Wort den neueſten Vertheidiger des Daniel in Verlegenheit. Mit welchem Rechte er die Vergleichung mit dem griechiſchen *ψαλτήρ* abweiſt, welches nicht Saiteninſtrument, ſondern einen Saitenſpieler bedeute, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen (die Wörterbücher führen auch die erſte Bedeutung auf); wenn er aber ſagt: „das von Andern verglichene *ψαλτήριον* liegt ſchon ferner", ſo müſſen wir im Gegentheil behaupten, daß es näher liegt. **Geſenius** bemerkt unter dem Worte: „die griechiſche Endung *ιον* wird im Aram. häufig in, als *κοινόβιον*, Kanobin." Wir ſetzen hinzu: *συνέδριον*, סַנְהֶדְרִין. Unglücklicher konnte keine Combination ſeyn, als die mit der bei *Buxtorf* Lex. Talm. p. 1767 s. v. פסכתרא angeführten Stelle Midr. Coh. c. 1. v. 3, wo das Wort פסכטר in der Bedeutung olla vorkommt, und worauf die Vermuthung gegründet wird, daß das Inſtrument ganz verſchieden vom griechiſchen Pſalterion und keſſelförmig geweſen ſei. Denn in dieſer Stelle ſteht fehlerhaft Nun für Caph, und das Wort heißt פסכתר, welches nichts als das griechiſche *ψυκτήρ*, **Kühlgeſchirr**, iſt und gerade einen Beweis dafür liefert, daß פסכטר aus dem griechiſchen *ψαλτήριον* corrumpirt iſt.

Bertholdt u. A. haben behauptet, daß der Hebraismus des Buches tief unter den der allerjüngſten Bücher des A. T. herabſinke; aber **Bleek** hat dieſen Grund aufgegeben, weil es uns an einem Maßſtabe für die allmälige Entartung der Sprache nach dem Exil fehle. Wir ſelbſt geſtehen, daß uns eine zum Behuf dieſer Arbeit nochmals angeſtellte Vergleichung der hebräiſchen Schreibart des Buches wenig oder gar keine Ausbeute geliefert hat. Der Stil iſt bisweilen nachläſſig und undeutlich (wie Cap. 9, 26. וְאֵין לוֹ, 11, 6. וּזְרֹעוֹ), und hat Härten (wie 11, 7. כַּנּוֹ ſtatt עַל כַּנּוֹ); auch iſt der Sprachgebrauch zum Theil ſonderbar (wie מֵישָׁרִים in der Bedeutung **Friede** Cap. 11, 6); ſonſt aber wird ſich wenig Abweichendes finden, wenn man zumal bedenkt, daß die Schreibart prophetiſch iſt (wohin wol der Gebrauch des abgekürzten Futuri, wie יִתְגָּרֶה, יָשֹׁב Cap. 11, 10. zu rechnen iſt).

Dagegen will **Hengſtenberg** in der Eigenthümlichkeit des Chaldaismus im B. Daniel einen Beweisgrund ſeiner Echtheit finden. Derſelbe hat nämlich mit dem Chaldäiſchen im B. Esra dieſelben Hebraismen gemein, wodurch er ſich von der Sprache der Targumim unterſcheidet. „Wie erklärt ſich nun wol, die Unechtheit des Daniel angenommen, die merkwürdige Erſcheinung, daß das Buch alle Spracheigenthümlichkeiten mit einem über dreihundert Jahre früher abgefaßten Buche theilt, dagegen ſich von den höchſtens die Hälfte dieſer Zeit ſpäter verfaßten Schriften in Bezug auf die Sprache gerade ſo unterſcheidet, wie dieſes Buch? Wie erklärt es ſich, daß wir in dem einen chaldäiſchen Verſe des Jeremia, der, wenn er auch eingeſchoben ſeyn ſollte, doch auf jeden Fall der babyloniſchen oder der nächſt angrenzenden Zeit angehören müßte, zwei Formen finden, [illegible] und יֵאבַדוּ, die den in unſerm Buche vorkommenden analog und von den targumiſtiſchen verſchieden ſind?" (S. 307). — Das Räthſel verliert Einiges von ſeiner Schwierigkeit, wenn man ſowol die Samlung des B. Esra, als die Entſtehung der Targumim tiefer herabgeſetzt, als H. thut. Jenes enthält allerdings gleichzeitige Beſtandtheile, die aber wahrſcheinlich überarbeitet ſind, weil man ſonſt nicht begreift, wie in die chaldäiſchen Briefe perſiſcher Beamten und Könige Hebraismen kommen. Wenn nun der Samler des B. Esra etwa zu Ende der perſiſchen Periode lebte, ſo fällt es weniger auf, ihn und den Pſeudodaniel in der chaldäiſchen Schreibart übereinkommen zu ſehen. Erwägen wir aber die Natur einer Miſchſprache, wie dieſer bibliſche Chaldaismus iſt; bedenken wir, daß jedes Idiom der Art in unendlicher Mannigfaltigkeit erſcheint, und faſt von jedem Individuum, wenigſtens von jedem Dorfe, verſchieden geſprochen wird: ſo begreiſt man nicht einmal, wie der echte Daniel mit dem gleichzeitigen Verf. des B. Esra ſo ganz im grammatiſchen Bau der Sprache hätte zuſammen treffen können. Wenn nicht beide ein gemeinſchaftliches Muſter vor Augen hatten, ſo mußte der ſpätere dem früheren nachahmen. Nun iſt es uns aber auch erlaubt, anzunehmen, daß der Pſeudodaniel ſich im Stil nach dem B. Esra richtete, um ſeiner Schrift den Anſtrich des Alterthümlichen zu geben; oder was wahrſcheinlicher iſt, der Text beider Bücher iſt durch alte Kritiker in Gleichförmigkeit gebracht worden, wie denn auch bei den paläſtiniſchen Juden vor dem Zeitalter der Maſora die kritiſche Willkür eine Zeit lang gewaltet zu haben ſcheint.

Auch im Wechſel des Hebräiſchen und Chaldäiſchen in unſerm Buche findet **Hengſtenberg** ein Zeichen der Echtheit deſſelben. Er findet den Grund dieſes Wechſels mit Recht darin, daß beide Sprachen dem Verf. ſo geläufig waren, daß er unvermerkt von der einen zur andern übergehen konnte, bei einer ſo geringen Veranlaſſung, wie die im Cap. 2. Statt findende iſt, und zugleich daß er bei einem großen Theile ſeiner Zeitgenoſſen, für die ſein Buch zunächſt beſtimmt war, eine ſolche Kenntniß beider Sprachen vorausſetzen durfte, daß es ihnen gleichgiltig war, ob eine Schrift in der einen oder andern geſchrieben war. Daß dieſer Fall zu Daniels Zeit wirklich Statt fand, iſt allgemein zugeſtanden; daß er aber auch zu den Zeiten des Pſeudodaniel Statt gefunden, leugnet **Hengſtenberg**. Es iſt allerdings ſehr wahrſcheinlich, daß man damals das Hebräiſche künſtlich erlernte, wie bei uns das Lateiniſche (nur mit dem Unterſchiede, daß den Juden ihre alte Volksſprache näher ſtand, als uns die lateiniſche); aber daraus folgt gar nicht, daß nicht ein Gelehrter, wie der Pſeudodaniel, es ebenſo geläufig ſchrieb, wie die Sprache des gemeinen Lebens, wie denn bei uns den Philologen noch im vorigen Jahrhunderte das Lateiniſche geläufiger war, als das Teutſche. Und ſo mochten auch die der Schrift und des Leſens kundigen ebenſo geläufig Hebräiſch wie Chaldäiſch leſen. Die hebräiſch geſchriebenen Bücher Koheleth, Eſther und die Chronik ſind wahrſcheinlich nicht viel älter, als der Daniel, und es iſt noch nicht ausgemacht, ob Jeſus Sirach ſeine Sittenſprüche in hebräiſcher oder chaldäiſcher Sprache geſchrieben hat.

V. Wir laſſen nun die äußeren Gründe gegen die Echtheit des B. Daniel folgen. „Ein negatives Zeugniß, daß das B. Daniel nicht gar lange vor den Zeiten der Makkabäer noch nicht vorhanden war, liefert das Stillſchweigen des Jeſ. Sirach, bei dem man Cap. 49. eine ausdrückliche Erwähnung des Daniel erwartet hätte, wenn ihm das unter deſſen Namen vorhandene Buch oder auch nur, was von ihm darin erzählt wird, bekannt geweſen wäre.“ Bleek (a. a. O. S. 187.) Allerdings iſt ein argumentum a silentio unſicher; und daß gerade dieſes es iſt, zeigt der Umſtand, daß Jeſus Sirach den Esra übergangen hat, ja, daß ſelbſt die Erwähnung der zwölf kleinen Propheten Cap. 49, 10. wahrſcheinlich unecht iſt. Man kann die Verſchweigung des Daniel auch dadurch entſchuldigen, daß Jeſ. Sirach der Ordnung des Kanons folgte, und daher bei den Propheten, zu denen ſein Buch nicht gehört, nicht an ihn dachte, die Hagiographen aber nicht vollſtändig durchging, bei Nehemia ſtehen blieb und alle übrigen Bücher, mithin auch den Daniel, unberückſichtigt ließ. Dagegen aber läßt ſich einwenden, daß er der Ordnung des Kanons gar nicht ſtreng folgte, und ſo wie er die Propheten Elia und Eliſa heraushob, auch wol den ſo ſehr ausgezeichneten Daniel außer der Ordnung hätte nennen ſollen.

Die Stellung des Daniel unter den Hagiographen iſt ſelbſt auch von alten Beſtreitern der Echtheit als ein Gegengrund geltend gemacht worden. Sie gehen von der Anſicht aus, daß die Samlung des A. T. allmälig und zufällig erwachſen ſei, daß die beiden Abtheilungen des Geſetzes und der Propheten (wozu bekanntlich auch die hiſtoriſchen Bücher gehören) zuerſt abgeſchloſſen worden, und die dritte der Hagiographen erſt hinterher, als ſich noch theils ältere Bücher zur Aufnahme darboten, theils ſpäter verfaßte zum Vorſchein kamen, zu Stande gekommen ſei. Auf dieſe Weiſe erklärt man, warum die Chronik und die übrigen hiſtoriſchen Bücher der Hagiographen, denen allen, mit Ausnahme des Büchleins Ruth, ein ſehr ſpäter Urſprung zugeſchrieben werden muß, nicht unter den hiſtoriſchen Büchern der zweiten Abtheilung, oder den ſogenannten vordern Propheten, ſtehen; man begreift, wie der ſo ſpät geſammelte Pſalter und der ſo ſpät verfaßte Koheleth erſt in dieſer letzten Samlung ihre Stelle fanden; auch Hiob iſt ein ſpätes Product und das Hohelied wenigſtens ſeiner Redaction nach; nur die Sprüche Salomo's und die Klaglieder Jeremia's gehören einer früheren Zeit an und ſind, wer weiß durch welchen Zufall, erſt ſpäter beachtet und aufgenommen worden. Daß dieſe Anſicht mit den Ergebniſſen der neueren Kritik in Übereinſtimmung ſtehe, auch die Analogie der Geſchichte des neuteſtamentlichen Kanons für ſich habe, kann nicht geleugnet werden. Auch dieſer hat eine Abtheilung, welche erſt ſpäter zur Conſiſtenz gekommen iſt; auch dieſer iſt nach und nach erwachſen.

Dagegen zieht ſich Hengſtenberg auf die ältere, jüdiſche Anſicht zurück, nach welcher die dreifache Eintheilung des A. T. von Anfang an beſtanden hat und auf dem verſchiedenen Verhältniſſe, in welchem die Verfaſſer der heil. Bücher zu Gott ſtanden, oder auf dem verſchiedenen Grade von Begeiſterung beruhet. Vergl. *Carpzov* introd. I. p. 25. Für dieſe Anſicht ſpricht allerdings der Umſtand, daß die Klaglieder nicht den Weiſſagungen des Jeremia beigegeben ſind, was man ſich daraus erklären kann, daß ſie nicht wie dieſe den prophetiſchen Charakter tragen. Sonſt aber ſpricht Alles dagegen. Ihr zufolge müßte man annehmen, daß das A. T. erſt ſehr ſpät, nach der ſehr ſpäten Abfaſſung des Koheleth, des B. Eſther und der Chronik geſammelt und mitgetheilt worden ſei; wer wird aber wahrſcheinlich finden, daß die Juden in der ganzen langen Periode ſeit der Rückkehr bis zur Zeit Alexanders ohne heiligen Codex geweſen ſeien? Iſt es nun ſo gut als ausgemacht, daß ſchon vor Abfaſſung jener ſpäten Bücher ein heiliger Codex in Gebrauch war, und daß man ihm ſpäterhin noch andere Bücher anfügte: ſo wird es auch wahrſcheinlich, daß die frühere und ſpätere Aufnahme der Grund der verſchiedenen Stellung der Bücher iſt. Selbſt die bei den ſpätern Juden übliche Schätzung der Bücher nach ihrem verſchiedenen Begeiſterungsgrade kann auf nichts anderem, als auf dem Alter und der früheren oder ſpäteren Aufnahme beruhen. Warum werden die hiſtoriſchen Bücher zu den Propheten gerechnet? Schwerlich, weil man ſie von Propheten verfaßt glaubte, oder weil ſie die Geſchichte der Theokratie betreffen, wie Hengſtenberg behauptet — dieſen Grund geben die Juden ſelbſt nicht an —; ſondern weil auf ihnen der Nimbus des Alterthums ruhte, und man ihren Verfaſſern einen höhern Grad von Begeiſterung zuſchrieb. Und ſo fand das Buch Jona nur dadurch Aufnahme unter den Propheten, daß der Samler der kleinen Propheten ſich hatte einfallen laſſen, es aufzunehmen, und deſſen Particularſamlung dann in die große Samlung Eingang fand. Dieſes Büchlein konnte höchſtens eine Stelle unter den hiſtoriſchen Büchern fodern, aber zu den prophetiſchen Schriften gehört es durchaus nicht und iſt nur durch Zufall hineingekommen. Der angebliche Grund, warum man den Daniel von den Propheten ausgeſchloſſen, daß er nicht, wie die übrigen Propheten, in Paläſtina, und Ezechiel im Exil unter ſeinem Volke als Prophet gewirkt, paßt ganz auch auf Jona. Es iſt übrigens für den Unbefangenen klar, daß jene Meinung der Juden von der Eintheilung der Bücher des A. T. nicht auf Überlieferung, ſondern auf Hypotheſe beruht, und daß ſie über Thatſachen ihres Alterthums ebenſo und noch mehr als wir im Dunkeln ſind.

Nach unſerer Anſicht von der Entſtehung der Samlung des A. T. kann es nicht für unwahrſcheinlich gelten, daß ein Buch, wie Daniel, welches unſtreitig bei ſeinem zum Vorſchein Kommen für ein Werk des Daniel ausgegeben wurde, das bisher im Verborgenen geblieben ſei, ſo ſpät noch, zur Zeit des Antiochus Epiphanes, den Eingang in die Samlung der heil. Schriften gefunden haben ſoll; zumal da um dieſe Zeit, oder doch nicht lange vorher, auch mehre andere ſpäte Bücher, wie das Buch Eſther und die Chronik, aufgenommen wurden. Daß man es aber nicht unter die prophetiſchen Bücher ſtellte, hatte ſeinen Grund in der hohen Achtung, in welcher dieſe Bücher ſtanden, und der Unantaſtbarkeit der längſt geſchloſſenen Samlung derſelben.

Ein großes Gewicht legt Hengſtenberg auf das angebliche Zeugniß Chriſti von Daniel Matth. 24, 15, deſſen Beweiskraft er dadurch verſtärkt, daß er die Worte ὁ ἀναγινώσκων νοείτω Chriſto, und nicht, wie andere, dem Evangeliſten zutheilt und auf die Weiſſagung des Daniel bezieht, ſo daß Chriſtus zur genauern Erforſchung derſelben aufgefodert hätte. Allein zugeſtanden, daß dieſe Worte genau ſo, wie ſie hier ſtehen, von Jeſu geſprochen worden ſeien (Lucas hat ſie bekanntlich nicht, und es läßt ſich überhaupt zweifeln, ob die ganze prophetiſche Rede über die Zerſtörung Jeruſalems und die Zukunft des Meſſias wörtlich treu überliefert ſei); daß alſo Jeſus nicht nur den Daniel einen Propheten genannt, ſondern auch deſſen Weiſſagung, Cap. 9, auf die bevorſtehende Zerſtörung Jeruſalems bezogen habe: ſo iſt ein ſolcher Ausſpruch noch kein hiſtoriſcher Grund für die Echtheit des Daniel, ja nicht einmal ein Beſtimmungsgrund für den gläubigen Chriſten, ganz ſo, wie er ſich darüber geäußert hat, vom jüdiſchen Kanon zu denken. „Niemand wird wol leugnen, daß Chriſtus und die Apoſtel bei den Anführungen einzelner Stellen des A. T. in Beziehung auf die Bezeichnung der Schriften, woraus ſie genommen ſind, ſich ohne weiteres an die jüdiſche Tradition und Praxis anſchließen, ohne daß dieſes einmal als ein beſtimmtes Urtheil von ihrer Seite anzuſehen iſt. Was hätten ſie auch bei dem praktiſchen Gebrauche, den ſie von dieſen Schriften machen, für Veranlaſſung haben ſollen, ſich jedesmal vor Anführung derſelben in kritiſche Unterſuchungen und Erläuterungen über ſie einzulaſſen? Wäre aber eine ſolche Anführung im N. T. als ein entſcheidendes Zeugniß in dieſer Beziehung anzuſehen, ſo müßte man z. B. auch das apokryphiſche Buch Henoch dem Henoch ſelbſt beilegen, weil es im Br. Juda angeführt wird.“ (Bleek a. a. O. S. 179.)

Aus 5. Moſ. 32, 8. LXX. κατὰ ἀριθμὸν ἀγγέλων θεοῦ ſtatt υἱῶν θεοῦ ſoll eine Benutzung der Stellen im Daniel, wo von den Schutzgeiſtern der Völker die Rede iſt (Cap. 10, 13. 20. 21. 12, 1.) hervorgehen und dies ein Beweis ſeyn, daß das B. Daniel lange vor der griechiſchen Überſetzung des Pentateuchs vorhanden geweſen ſei. Allein dieſer Schluß beruht auf der unerwieſenen Vorausſetzung, daß das Buch Daniel die erſte und einzige Quelle dieſer Vorſtellung ſei.

Unleugbar iſt dagegen, daß der Verfaſſer oder griechiſche Überſetzer des 1. Buchs der Makkabäer in der Stelle Cap. 1, 14. den Ausdruck βδέλυγμα τῆς ἐρημώσεως aus der alexandriniſchen Überſetzung des Daniel (Cap. 11, 31. 12, 11.) entlehnt hat, daß mithin zu ſeiner Zeit nicht nur das B. Daniel ſelbſt, ſondern auch eine griechiſche Überſetzung davon vorhanden geweſen iſt. Aber daraus folgt für die Echtheit des Buches und gegen deſſen Abfaſſung im makkabäiſchen Zeitalter nichts. Denn das 1. B. der Makkabäer iſt nach Cap. 16, 23 f. erſt nach Joh. Hyrkan's Tode (107 v. Chr.) oder höchſtens kurz vor demſelben, alſo etwa 60 J. nach Antiochus Epiphanes verfaßt und noch ſpäter ins Griechiſche überſetzt. Zwar ſucht Hengſtenberg die allgemein geltende Annahme, daß das 1. B. Makk. urſprünglich hebräiſch geſchrieben ſei, zu widerlegen, und glaubt dadurch das Zeugniß deſſelben für die Echtheit des B. Daniel zu verſtärken; allein wenn auch ſeine Gründe hinreichten, das Zeugniß des Hieronymus vom Vorhandenſeyn eines hebräiſchen Textes zu entkräften, ſo würde er damit doch nicht viel gewinnen, da es wahrſcheinlich iſt, daß vom B. Daniel bald nach ſeiner Bekanntwerdung eine griechiſche Überſetzung erſchienen ſei. Aus der ſchlechten Beſchaffenheit derſelben ſoll nach H. die Unwahrſcheinlichkeit hervorgehen, daß ſie bald nach der Erſcheinung des Buches verfaßt ſei; allein die Richtigkeit dieſes Schluſſes will uns nicht einleuchten. Ein der chaldäiſchen und hebräiſchen Sprache nicht ſehr kundiger Überſetzer konnte ein Buch, das kürzlich erſt verfaßt war, eben ſo ſchlecht überſetzen, wie ein altes. Eher ſpricht für das höhere Alter des B. Daniel die willkürliche Behandlung, welche es unter den Händen des alexandriniſchen Überſetzers erfahren hat. Aber die in Alexandria herrſchende Sucht, die bibliſchen Bücher nach Gutdünken zu bearbeiten, hatte innerhalb des Zeitraums von 50 — 60 Jahren, als ſo viel zwiſchen der Erſcheinung des B. Daniels und der Verfertigung der griechiſchen Überſetzung liegen können, hinreichenden Spielraum.

Endlich führt man noch als einen Beweis des früheren Vorhandenſeyns unſeres Buches die Erzählung des Joſephus Ant. XI, 8. 5. an, daß man dem Alexander bei ſeiner Anweſenheit in Jeruſalem die Weiſſagungen des Daniel gezeigt habe. Gegen die Zweifel, welche ſeit Van Dale (diss. super Aristeam c. 10.) gegen dieſe offenbar übertriebene und apokryphiſche Erzählung gehegt wurden, übernahm Jahn (Arch. Th. II. Bd. 1. S. 305.) die Vertheidigung nur mit großer Vorſicht und Beſcheidenheit, und machte faſt nur die Hauptſache, daß Alexander der jüdiſchen Nation Schutz und Steuerfreiheit bewilligt habe, als hiſtoriſch wahr geltend; Hengſtenberg aber ſucht ihre Wahrheit bis ins Einzelne hinein darzuthun. Nur bleibt auf dem Hauptumſtande, daß man dem Alexander die Daniel'ſchen Weiſſagungen gezeigt habe, ein Verdacht ruhen, der nicht entfernt werden kann. Da Joſephus ſich ſogar erlaubt, die Geſchichte, bei welcher er an die bibliſchen Berichte gebunden war, zu verſchönern, welchen Glauben können wir ihm über die Geſchichte einer Zeit beimeſſen, worüber er theils in Unkenntniß war, theils nur ſehr unzuverläſſige Quellen benutzen konnte? Es wäre einmal Zeit, die Glaubwürdigkeit dieſes Geſchichtſchreibers unbefangen zu prüfen und die vielen Beweiſe von Willkür und Leichtſinn, die er gegeben hat, zuſammenzuſtellen.

Wir ſchließen dieſe Beweisführung gegen die Echtheit des Daniel (denn auf die übrigen von Hengſtenberg angeführten Gründe glauben wir hier nicht eingehen zu müſſen), und ſetzen nur noch folgende Bemerkung hieher, worüber wir das Urtheil den unbefangenen Forſchern anheimſtellen. Wäre das Buch Daniel zur Zeit der Wiederherſtellung des jüdiſchen States bekannt geweſen, ſo hätten die darin enthaltenen wichtigen Enthüllungen der Zukunft einen bedeutenden Einfluß auf die damaligen Propheten, denen es offenbar an eigenthümlicher prophetiſcher Begeiſterung gebrach, und die ſich ſo ſehr in Verlegenheit befanden, wie ſie ihre ungeduldigen und niedergeſchlagenen Zeitgenoſſen wegen ihrer Erwartungen von der Zukunft beruhigen ſollten (vergl. Hagg. 2, 6 ff. 21 ff. Mal. 3, 13 ff), ausüben müſſen, und wir mußten die Spuren davon in ihren Weiſſagungen wahrnehmen; aber davon läßt ſich außer einer gewiſſen Verwandtſchaft der Symbolik des Sacharja mit der des Daniel, die ſich aber auch ohne die Annahme der Benutzung des letztern durch den erſtern erklären läßt, nichts entdecken. Dieſes argumentum a ſilentio läßt ſich darum nicht ſo leicht wegweiſen, weil es ſich dabei nicht von einer vielleicht doch immer zufälligen Erwähnung, ſondern von einem geiſtigen Verhältniſſe, das, wenn es beſtanden hätte, nothwendig hätte hervortreten müſſen, handelt.

VI. Wenn wir mit Bertholdt in der Anſicht von der ſpätern Abfaſſung des B. Daniel zuſammenſtimmen, ſo müſſen wir uns doch entſchieden gegen ſeine Annahme verſchiedener Verfaſſer erklären. Schon Eichhorn gab die Einheit des Buches auf, und unterſchied die ſechs letzten Capitel, die ein Jude aus der Zeit kurz nach Antiochus Epiphanes verfaßt habe, von dem erzählenden Theile Cap. 2—6, die ein älterer Jude aus der Überlieferung aufgezeichnet habe; jener Verfaſſer habe dann ſeine Originalaufſätze mit den vorhandenen verbunden und als Einleitung Cap. 1, 1—2. 3. vorgeſetzt. Die Gründe für dieſe Trennung waren: 1) daß in den ſechs letzten Capiteln Daniel von ſich ſelbſt in der erſten Perſon rede, in den vorhergehenden aber von ihm in der dritten Perſon geſprochen werde; 2) daß die LXX in den ſechs letzten und im erſten Capitel ſich an den maſorethiſchen Text halten, in den übrigen aber weit davon abweichen, und zwar darum, weil ſie aus der Überlieferung gefloſſen ſeien; 3) der Unterſchied der Sprache. Um deſſen willen ließ Eichhorn eben erſt mit Cap. 2, 4. den erſten Theil angehen, da es doch in die Augen fällt, daß auf dieſe abgebrochene Weiſe keine Erzählung anfangen kann. Der Erzähler fiel mit V. 4. in die chaldäiſche Sprache, weil er die Antwort der Magier in der Sprache anführen wollte, in welcher ſie gegeben worden. Der Unterſchied der Sprache erſtreckt ſich übrigens ſelbſt auf den zweiten Theil, indem noch Cap. 7. chaldäiſch geſchrieben iſt; ein Umſtand, den Eichhorn unerklärt und faſt unberückſichtigt läßt. Wenig will auch die Verſchiedenheit bedeuten, daß einmal von Daniel erzählt wird, andere Male er ſelbſt redet. Es iſt unbegreiflich, wie ein ſcharfſinniger Kritiker auf dieſen Grund ein ſolches Gewicht legen konnte. Und was die Abweichung der LXX in den Cap. 2 — 6. betrifft, ſo erklärt ſie ſich daraus, daß der wunderbare, mährchenhafte Inhalt derſelben zu willkürlichen Abänderungen reizte.

Bertholdt ging in Zerlegung des Buches noch viel weiter; er unterſchied neun verſchiedene Aufſätze: Cap. 1., Cap. 2., Cap. 3, 1—30., Cap. 3, 31 — 4, 39, Cap. 5. 6., Cap. 7., Cap. 8., Cap. 9., Cap. 10—12. Hievon ſoll der erſte noch vor dem Ablaufe des perſiſchen Zeitalters, der zweite unter der Regirung des ägyptiſchen Königs Ptolemäus Philadelphus, die übrigen ſieben in der makkabäiſchen Periode, und zwar die drei erſten Capitel 1 — 3, 30. in Babylonien, die ſechs andern in Paläſtina verfaßt ſeyn. Gegen dieſe Zerſplitterung des Buches, welche ſchon Grieſinger nicht zu billigen ſchien (ſ. S. 10. 80.), erklärte ſich zuerſt Geſenius, dem dann der Verf. dieſes in ſeinem Lehrbuche der Einleitung und Bleek folgten.

Für die Mehrheit der Verfaſſer führt Bertholdt beſonders dreierlei an: den Wechſel der Sprache, einzelne Widerſprüche zwiſchen den verſchiedenen Abſchnitten und Verſchiedenheit des Vortrags und Stils.

Der erſte Grund iſt durchaus unhaltbar; denn da man doch nicht mit Cap. 2, 4., wo das Chaldäiſche einfällt, einen neuen Abſchnitt anfangen kann; da Bertholdt ſelbſt dieſen Sprachwechſel richtig ſo faßt, daß der Erzähler zwar hebräiſch anfange, aber wie er die babyloniſchen Weiſen redend einführe, zu dem aramäiſchen Idiom übergehe und dieſes bis ans Ende, auch wo jene nicht mehr reden, beibehalte; ſo ſieht man nicht ein, wie beim dritten und den folgenden Capiteln der Gebrauch der chaldäiſchen Sprache einen Beweis für die Verſchiedenheit der Verfaſſer abgeben ſoll. Wie der Erzähler chaldäiſch fortfuhr bis zu Ende des zweiten Capitels, ſo konnte er auch dieſe Sprache beibehalten bis zu Cap. 7., und dann mit Cap. 8. zum Hebräiſchen zurückkehren.

Nicht viel mehr bedeuten die hiſtoriſchen Widerſprüche zwiſchen den einzelnen Abſchnitten: Cap. 1, 21. vgl. 10, 1.; Cap. 1, 1. 5. vergl. 2, 1.; Cap. 2, 48. 49. vergl. 5, 11 — 14; die wir ſchon oben beleuchtet und gegen die gleichzeitige Abfaſſung des Buches und die Glaubwürdigkeit des Verfaſſers geltend gemacht haben, die aber durchaus nicht dazu hinreichen, die Verſchiedenheit der Verfaſſer zu beweiſen. Die Verſchiedenheiten des Vortrags und Stils aber ſind meiſtens nur eingebildet oder durch die Verſchiedenheit des jedesmaligen Inhalts herbeigeführt. Im Gegentheil zeigt ſich nicht nur durch das ganze Buch hindurch eine große Gleichheit des Geiſtes, der Ideen und der ganzen Vorſtellungsweiſe, ſondern auch eine große Ähnlichkeit in der Darſtellung und Sprache überhaupt und im Gebrauche einzelner Ausdrücke, Redensarten und Wendungen, die ſonſt im A. T. nicht vorkommen, hier aber öfters wiederkehren, wozu noch die öfteren Beziehungen der der Ordnung nach ſpätern Aufſätze auf die frühern kommen. (Vergl. Bleek S. 241 ff., deſſen Worte wir gebraucht haben, und die in unſerm Lehrbuche §. 256. angeführten Belege.

Ebenſo wenig ſtimmen wir mit Eichhorn und Bertholdt in der Auffaſſung des Zweckes unſeres Buches zuſammen. Nach ihnen ſind die prophetiſchen Aufſätze blos als poetiſche Darſtellungen der Geſchichte zu betrachten. Die Hiſtoriographie, meint der zweite, habe damals bei den Juden in Verfall gelegen, und nach einem verbildeten Geſchmacke habe man dieſe Form gewählt, die Geſchichte zu erzählen, daß man ſie in Weiſſagungen einkleidete, wobei der ganze Zweck des Verfaſſers ein hiſtoriſcher war; das Ganze ſei daher nur äſthetiſch zu betrachten, und es liege dabei keine Abſicht zu täuſchen zum Grunde, ſo wenig, als wenn in den Epiſoden Homers, Virgils und Taſſo's Verkündigungen vergangener Begebenheiten berühmten Perſonen in den Mund gelegt werden, oder wenn Cicero über philoſophiſche Gegenſtände Freunde mit einander ſprechen laſſe, die nie darüber mit einander geſprochen haben. **Grieſinger** erklärte ſich gegen dieſe Anſicht und nahm für beide Theile des Buchs, den erzählenden und prophetiſchen, eine moraliſch-didaktiſche Tendenz an: alle Aufſätze ſeien als lehrreiche Dichtungen anzuſehen, deren *ἐπιμύθιον* überall ſei, daß Jehova über alle Könige und über alle Götter der Heiden erhaben ſei, daß er allein die Schickſale der Königreiche beſtimme, daß er ſeine Verächter und die Feinde ſeines Volkes nicht unbeſtraft laſſe, aber die Juden, ſeine Verehrer und Lieblinge, aus der Hand ihrer mächtigſten Feinde zu retten wiſſe.

Richtiger betrachten wir mit **Geſenius** und **Bleek** die prophetiſchen Abſchnitte ſo, daß deren Zweck eigentlich doch prophetiſch iſt. Die Weiſſagung, die der Verfaſſer ſeinen Zeitgenoſſen zum Troſt und zur Ermuthigung verkündigen wollte, legte er, um deſto eher Eingang und Glauben zu finden, dem alten Seher Daniel in den Mund; und theils um das geſchichtliche Decorum zu beobachten, theils um durch Weiſſagungen, die ſchon in Erfüllung gegangen waren, diejenigen glaubhafter zu machen, die erſt noch in Erfüllung gehen ſollten, ließ er ſeinen alten Seher auch dasjenige weiſſagen, was zwiſchen deſſen Zeit und der geweiſſagten Zukunft mitten inne liegt. Sonach war ſein Zweck ein ernſter paränetiſcher, er wollte nicht blos unterhalten, ſondern tröſten und aufrichten; obgleich es immer richtig bleibt, was wir oben bemerkt haben, daß der ſittliche Geiſt der Ermahnung hier nicht ſo hervortrit, wie bei den alten echten Propheten. Den gleichen Zweck hatte auch der Verfaſſer der ſibylliniſchen Bücher.

VII. Noch bleibt uns übrig, das Verhältniß der **alexandriniſchen Überſetzung** zum jüdiſchen Texte zu beleuchten. Zuvörderſt kann als bekannt vorausgeſetzt werden, daß die Überſetzung des Daniel, die ſich in unſern Ausgaben der LXX findet, nicht die der LXX, ſondern die des Theodotion iſt, welche die alte Kirche wegen ihrer beſſern Beſchaffenheit jener vorgezogen und als kirchliche Überſetzung gebraucht hat, wie dieſes **Hieronymus** praef. in Dan. ausdrücklich bezeugt. Die Überſetzung der LXX iſt erſt in neuern Zeiten in Druck gegeben worden. Daniel sec. LXX ex Tetraplis Origenis nunc primum editus e singulari Chisiano Codice annorum supra DCCC. Romae typis Propagandae 1772. fol. Abdrücke davon haben *J. D. Michaelis* Gott. 1773. 8. 1774. 4. und c. animadverss. et praef. *C. Seguar* Traj. ad Rh. 1775. 8. geliefert.

Dieſe alexandriniſche Überſetzung nun iſt zwar in manchen Abſchnitten (Cap. 8, 10—12.) ziemlich treu, in andern aber weicht ſie mehr oder weniger ab. Wenig bedeuten die Abweichungen in den Cap. 1, 2, 7, 9, und betreffen blos einzelne Ausdrücke und Sätze, wie folgende Beiſpiele zeigen. Cap. 1, 3. *Ἀβιεσδρί* ſtatt אַשְׁפְּנַז, und V. 16. daſſ. ſt. **Melzan**. 1, 3. + *τῶν μεγιστάνων*. 1, 20. hat einen mit Lemnisken bezeichneten Zuſatz: *καὶ ἐδόξασεν αὐτοὺς ὁ βασιλεὺς κ. τ. λ.* Cap. 2, 8. ÷ *καθάπερ οὖν προσέταξα, οὕτως ἔςαι.* 2, 11. + *εἰ μή τις ἄγγελος, οὗ οὐκ ἔςι κατοικητήριον μετὰ πάσης σαρκός· ὅθεν οὐκ ἂν δέχεται γενέσθαι, καθάπερ οἴει.* 2, 28. fehlt der Satz: חֶלְמָךְ וגו׳, und V. 29 fehlt: אַנְתָּה מַלְכָּא וגו׳. Cap. 7, 6. fehlt: וְשָׁלְטָן יְהִיב לַהּ, 7, 7. iſt hinzugeſetzt: *καὶ βουλαὶ πολλαὶ ἐν τοῖς κέρασιν αὐτοῦ.* 7, 8. fehlt: מִשְׂתַּכַּל הֲוֵית וגו׳, und hinzugefügt iſt am Ende: *καὶ ἐποίει πόλεμον πρὸς τοὺς ἁγίους.* Cap. 9, 25. ſind die Worte *καὶ εὐφρανθήσῃ καὶ εὑρήσεις προστάγματα ἀποκριθήνη, καὶ οἰκοδομήσεις Ἱερουσαλὴμ πόλιν κυρίῳ* ganz abweichend; ähnlich V. 29.

In den Abſchnitten Cap. 3—6. ſind dagegen die Abweichungen häufiger und bedeutender. Hier finden ſich die bedeutenden Zuſätze: Cap. 3, 24 ff. Aſarja's Gebet, Cap. 3, 51 ff. Geſang der drei Männer im Feuerofen und andere weniger wichtige, wie Cap. 3, 47. (zwiſchen dieſen beiden Zuſätzen), wie der Ofen noch immer mehr geheizt wird, daß das Feuer 49 Ellen hoch zum Ofen herausſchlägt, und wie ein Engel in den Ofen herabſteigt; Cap. 4, 34. die Lobpreiſung des geneſenen Nebucadnezar. In dieſem Abſchnitt iſt der Anfang des königl. Ausſchreibens weggelaſſen (es iſt mit Aſterisken bezeichnet, alſo von Origenes hinzugeſetzt), dagegen am Ende angeführt; weggelaſſen iſt auch V. 3—6., daß Nebucadnezar dem Daniel den Traum geſagt und dieſer ihn gedeutet habe, wodurch auch V. 15. modificirt iſt. V. 10—14. ſind auch ziemlich abweichend, und V. 28—30. enthalten die fremde Vorſtellung, daß Nebucadnezars Macht einem andern ſoll gegeben werden, daß ihn die Engel verfolgen werden, und V. 30. iſt noch Verkündigung, nicht Erfüllung, wie im Original. Die Stellen Cap. 5, 17—25. 26—28. ſind bedeutend abgekürzt. Cap. 5, 6. ſtellt das Schreiben des Königs ziemlich anders dar, und läßt ſchon hier die Tiſchgenoſſen daran Theil nehmen, was dagegen V. 9. fehlt; hier ruft der König die Königin, da ſie im Original von ſelbſt zu kommen ſcheint. Faſt Vers für Vers weicht Cap. 6. ab. Es ſind hier nur die zwei oberſten Statsbeamten, die nächſten Collegen Daniels, welche die Kabale machen; dieſe werden hernach auch in die Löwengrube geworfen. V. 6. (griech. 5.) wird ſchon als Rathſchlag derſelben angeführt, was ſie nachher dem Könige vorſchlagen. V. 9. fehlt. V. 13. beſchwören ſie den König, das Geſetz nicht zu ändern. V. 16. und V. 17. zum Theil fehlen. V. 18. iſt die Errettung Daniels vorher erzählt. V. 20. (19.) geht der König mit den Satrapen zur Löwengrube. V. 23. (22.) macht Daniel dem Könige den Vorwurf, daß er den Verläumdern Gehör gegeben. Dann V. 24. (23.) kommen alle Kriegsvölker (*δυνάμεις*) und ſind Zeugen, daß Daniel unverſehrt geblieben; deſſen Herausziehen wird aber nicht erwähnt.

V. 28. (27.) erklärt Daniel, daß er dem Gott Iſraels ſein ganzes Leben hindurch dienen werde. V. 29. (28.) wird deſſen Tod erwähnt.

Dieſe Abweichungen nun hat man nicht der Willkür des Überſetzers zuſchreiben zu müſſen geglaubt, weil er ſich ſonſt gewöhnlich ziemlich treu an das Original hält. Auch ſcheinen die Zuſätze ſelbſt aus einem chaldäiſchen Original gefloſſen zu ſeyn, da ſich Ausdrücke darin finden, welche zu hart und neugriechiſch ſind, als daß ſie ein griechiſcher Bearbeiter, unabhängig von einem chaldäiſchen Texte, ſollte gewählt haben. S. Michaelis Or. Bibl. IV. S. 18 ff. Eichhorn Einl. 3. Ausg. III, 435 ff. Bertholdt Dan. I. S. 118 ff. Indeſſen geſtehe ich, daß von dieſen Ausdrücken, aus denen ſich eine Auswahl in m. Lehrb. d. Einl. §. 258 b. findet, wenige oder gar keine recht überzeugend ſind, und daß ich in der Annahme eines chaldäiſchen Originals wankend geworden bin. Mag nun aber die Bearbeitung chaldäiſch oder griechiſch geſchehen ſeyn, eine ſolche hat ſtatt gehabt, und wahrſcheinlich ſind verſchiedene Hände im Spiel geweſen; wenigſtens verräth ſich das Gebet Aſarja's durch die hebräiſchen Namen und die richtige Beobachtung der geſchichtlichen Farbe in Anſehung des Tempeldienſtes (V. 38.) in Vergleich mit den Stellen im Geſang der drei Männer (V. 53, 55, 84, 85.), wo auf den damaligen Zuſtand des Tempels keine Rückſicht genommen iſt, als ein verſchiedenes Product.

Außer den größeren Zuſätzen im 3. Cap. finden ſich in der alexandriniſchen, der des Theodotion und andern alten Überſetzungen noch zwei ganz unabhängige Beilagen zur Geſchichte des Daniel: die Erzählung von der Suſanne Cap. 13. (näml. im Cod. Chis. der LXX, und in der ed. Compl. des Theodot., dagegen im Cod. Vat. und ed. Rom. vor Cap. 1.) und die Erzählung vom Bel und Drachen zu Babel Cap. 14. Der Text der LXX und des Theodotion verhalten ſich zu einander wie verſchiedene Bearbeitungen, und der letztere erſcheint als die ſpätere und abgerundetere. Man hat beide für die unabhängigen Überſetzungen einer chaldäiſchen oder hebräiſchen Urſchrift gehalten (ſ. de Magistris ad Cap. 13, 1. Dereſer Überſ. d. Ezech. u. Dan. S. 227 ff. Eichhorn Allg. Bibl. II, 1 ff. Einl. ins A. T. III, 438 ff., anders dagegen Einl. in d. Apokr. S. 431 ff.); aber Bertholdt hält ſie richtiger für urſprünglich griechiſch geſchrieben. Für ein griechiſches Original beweiſen die Wortſpiele Cap. 13, 54. 55. 58. 59, woraus Porphyrius mit Unrecht auf die griechiſche Abfaſſung des ganzen Daniel ſchloß. Beide Zuſätze rühren ſchwerlich vom Überſetzer her, wie dies ſchon die verſchiedene Stellung des einen unwahrſcheinlich macht. Als Verf. der Erzählung vom Bel und Drachen zu Babel wird ein gewiſſer Habakuk, S. Jeſu, aus dem Stamme Levi, genannt. Für die abgeſonderte Entſtehung derſelben ſprechen auch die Umſtände, daß Daniel hier zu einem Prieſter gemacht wird, und der Zerſtörung des Bel wegen in die Löwengrube geworfen worden ſeyn ſoll.

Die exegetiſchen Bearbeitungen des Daniel bis auf Bertholdt haben meiſtens nur ein hiſtoriſches Intereſſe, indem ſie nämlich dazu dienen, die Geſchichte der Auslegung dieſes merkwürdigen Buches daraus kennen zu lernen.

Ephräm's Ausleg. des Proph. Daniel (Opp. Rom. 1740. fol. S. 203 ff.) iſt beſonders auch darum ſchätzbar, weil er die macedoniſch-ſyriſche Geſchichte zur Erläuterung anwendet. — *Hieronymi* Comment. in Dan. (Opp. ed. Vallard. T. V. Part. 2. Venet. 1768. 4. p. 618 ff.) iſt außer dem, was der Kirchenvater ſelbſt geleiſtet, auch wichtig durch die Berückſichtigung der Einwürfe des Porphyrius. — *Theodoreti* Comment. in visiones Danielis proph. opp. ed. *Schulz.* T. II. P. 2. p. 1053 ff. ed. *Sismond* II, 541 sq. — Paraphrasis Dom. *Josephi Jachiadae* in Danielem cum versione et annotatt. *Constant. L'Empereur.* Amstel. 1633. 4. — *Phil. Melanchthonis* Comment. in Dan. 1543. 8. — Praelectiones *Joa. Calvini* in libr. prophetiarum Dan., Jo. Budaei et Car. Jonuillaei labore et industria exceptae. 1571. — *Mart. Geieri* praelect. acad. in Dan. proph. Lips. 1767. 4. ed. 2. 1684. 4. — Iſ. Newton's Anmerk. zu d. Weiſſ. d. Proph. Daniel, aus d. Lat. Hn. W. Südermanns verteutſcht u. m. Anmerk. begl. v. Chr. Fr. Grohmann. Leipz. 1765. 8. Die lat. Überſ. Observatt. in Dan. et Apocalypsin, auctore *Is. Newton*, in lat. versae a *W. Sudermann.* Amst. 1737. 4. — *Herm. Venemae* dissertatt. ad vatic. Dan. c. II. VII. et VIII. Leov. 1745. 4. — Comment. ad Dan. XI, 4. — XII, 3. — Joh. Chriſt. Harenberg Aufklärung des B. Daniel aus den Grundſprachen, der Geſchichte und übrigen rechten Hilfsmitteln. Blankenb. u. Quedl. 1773. 4. — Chr. Gottlob Thube das B. d. Proph. Daniel, neu überſ. u. erkl. Schwer. u. Wiſm. 1797. — Von größeren exegetiſchen Werken, in denen Daniel behandelt iſt, führen wir an: *H. Grotii* annotatt. ad V. T.; *J. H. Michaelis* uberiores annotatt. in Hagiogr. (worin Chr. B. Michaelis den Daniel bearbeitet hat); Joſ. D. Michaelis Überſ. d. A. T. für Ungelehrte 10. Th. Andere weniger bemerkenswerthe Werke ſind verzeichnet bei Bertholdt Einl. z. Dan. S. 158 ff. Dieſer neueſte Erklärer hat allerdings den richtigen, hiſtoriſch-kritiſchen Standpunkt eingenommen, auch mit Gelehrſamkeit und Scharfſinn bewieſen, aber ſich zu viel der Willkür und Hypotheſenſucht überlaſſen; und der heutige Stand der Auslegung des A. T. läßt wünſchen, daß ein wahrheitliebender, gründlicher Gelehrter bald dieſes ſtreitige Buch von neuem bearbeiten möge. (*de Wette.*)

DANIEL. Dieſen Namen führten auch mehre ſyriſche Schriftſteller, von denen zu merken ſind: 1) Daniel, Biſchof von Râs-Ain, um die Mitte des 6. Jahrhunderts; er ſchrieb polemiſche Reden gegen die Secten der Marcioniten und Manichäer, ſowie gegen die Chaldäer d. h. Aſtrologen ſeiner Zeit, wie lange vor ihm Ephräm gethan. S. Aſſemani orient. Bibl. Thl. III. S. 225. — 2) Daniel bar-Marjam (d. i. Sohn der Maria), im 7. Jahrhundert, einer der erſten unter den Neſtorianern, der eine Kirchengeſchichte verfaßte. Aſſemani a. a. O. S. 148. 231. — 3) Daniel, Biſchof von Tahal in Perſien, Verfaſſer mehrer proſaiſchen und poeriſchen Schriften, welche Ebedjeſu in ſeinem Catalog syriſcher Werke verzeichnet. Aſſemani a. a. O. S. 174. — 4) Daniel, Biſchof von Salah (ܨܠܚ) in Meſopotamien, gegen Ende des 7. Jahrh., ein Zeitgenoſſe des Jacob von Edeſſa. Er verfaßte einen Commentar über die Pſalmen, der in einer Handſchrift des Vatican vorhanden iſt. S. Aſſemani. Thl. I. S. 495.

(*E. Rödiger.*)

DANIEL, Maphrian der Jacobiten, von dem Patriarchen Dionys von Telmahre eingeſetzt im Jahre 830. Er bekleidete dieſe Würde vier Jahre lang, und ſtarb zu Neſibis im J. 834. S. Aſſemani's orient. Bibl. Thl. II. S. 846. 436. (*E. Rödiger.*)

DANIEL, Stylita, wurde im Flecken Maratha, unweit der am Euphrat gelegenen Stadt Samoſata in Meſopotamien geboren. Sein Vater hieß Eliu, die Mutter Martha. Die frommen Lebensbeſchreiber wiſſen, daß ihr Uterus Gebrechen hatte und daß ſie unfruchtbar war, weshalb ſie auch von ihrem Ehemanne und von der ganzen Freundſchaft viel zu leiden hatte. In ihrer Noth ging ſie daher oft um Mitternacht aus ihrem Hauſe, hob bittende Hände gen Himmel und benetzte die Erde mit ihren Thränen. Auch gelobte ſie, wie einſt Anna und Eliſabeth, die Frucht ihres Leibes dem Herrn zu weihen, wenn er ſie von ihrer Schmach erlöſete. Als nun die Betrübte einſt von ihrem Kummerwege wieder zurück in ihr Kämmerlein gekehrt war, ſahe ſie im Traum zwei große Lichter von hoher Schönheit; die ſtiegen leuchtend vom Himmel zur Erde und verweilten über ihrem Haupte. Und bald nach dieſer Erſcheinung fühlte ſie ſich geſegnet und ſie gebar einen Knaben. Fünf Jahre war der Knabe alt und hatte keinen Namen. Da nahmen ihn die Eltern und führten ihn in ein nahes Kloſter, daß er benannt würde. Und der fromme Abt ging mit ihm an den heil. Altar und gebot dem Knaben, daß er das heilige Buch aufſchlüge auf dem Altar. Und der Knabe ſchlug den Propheten Daniel auf und wurde nach ihm genannt.

Von dem Tage an waren des Kindes Wünſche auf nichts anderes gerichtet, als daß er ein Mönch werde. Und im 12. Jahre machte ſich der Knabe heimlich auf und entlief der eiteln Luſt der Welt in ein Kloſter, das etwa 12 Stadien von Maratha entfernt lag. Aber der Abt, von ſeiner zarten Jugend gerührt, machte ihm großes Hinderniß und ſtellte ihm das harte Leben der Mönche vor. Da aber ſeine Reden vergeblich waren, trug er den Vorfall ſeinen Brüdern vor und ſie behielten den Knaben in ihrem Kloſter. Die beſorgten Eltern vernahmen ſeinen Aufenthalt mit Staunen, kamen eilig zu ihm und wurden ſo gerührt von des Sohnes Frömmigkeit, daß ſie ſelbſt den Abt baten, den Knaben mit dem heiligen Gewande zu bekleiden. Daniel erhielt die Tonſur und zeichnete ſich von Jugend auf unter den Mönchen aus. Beſonders fühlte er die größte Begier, die Orte zu ſehen, wo Chriſtus für uns gelitten hatte und begraben worden war. Nicht geringeres Verlangen lebte in ſeinem Herzen, den frommen Simeon auf ſeiner Säule zu ſehen. Alles dies hatte Daniel oft ſeinem Abt eröffnet. Als dieſer einſt, kirchlicher Angelegenheiten wegen, nach Antiochien reiſen mußte, wählte er nebſt einigen Anderen auch den Daniel zum Begleiter. Da erblickte er denn wirklich in Telada den frommen Simeon, wie er in rauher Gegend auf hoher Säule ſtand, der Hitze wie der Kälte Trotz bietend. Freilich gab es auch damals, wie die Heiligenbeſchreiber ſelbſt berichten, etliche thörige Männer, die da meinten, der neue Stylita ertrüge dies Alles nur aus eitelm Stolz; aber Daniel gehörte ſo wenig unter ſie, daß er ſich vielmehr von dieſem großen Schauſpiel der Enthaltſamkeit und Ertödtung des Fleiſches im hohen Grade entflammt fühlte. Noch erfreuter war Daniel, als der Heilige die Nebenſtehenden einer Einladung auf ſeine Säule würdigte. Daniel allein ſtieg freudig hinauf, den frommen Steher in der Nähe zu verehren. Simeon ſegnete ihn und weiſſagte ihm ſchwere Arbeiten um Chriſti willen. Darauf wanderte Daniel mit ſeinen Genoſſen wieder heim. Als nun Gott den Abt ſeines Kloſters zu ſich gerufen hatte, wähleten die Brüder einmüthig den frommen Daniel an des Verblichenen Statt. Er aber, höhern Beruf in ſich fühlend, ſchlug die Würde aus und entfernte ſich heimlich aus ſeinem Kloſter, ſeine Schritte zum frommen Simeon lenkend, der über deſſen Ankunft ſo erfreut war, daß er ihn bei ſich behalten wollte. Es zog aber den Daniel mächtig nach Paläſtina, daß er wandele an den geweiheten Orten und ſcheuete nicht die Gefahr des unſichern Weges. Einſt auf der Straße dahin trat ihm ein ſeltſamer Mönch an, der hatte die Geſtalt des frommen Simeon. Und er ſprach zu ihm: Reiſe nicht nach Paläſtina, denn das Land iſt voller Aufruhr. Daniel antwortete ihm mit vielen bibliſchen Sprüchen und die Geſtalt war geſchickt in bibliſcher Gegenrede und ermahnte ihn, nach Byzanz zu gehen, welches ſei das andere Jeruſalem, ja vielmehr das erſte. Und die Stimme fügte hinzu: Im Lande Thrazien und am euxiniſchen Meer wird deine Liebe zur Einſamkeit alle Genüge finden. Wie nun die Sonne ſchon im Untergange ſtand, kamen die beiden Wanderer an die Pforten eines Kloſters. Da ſprach der Greis, der mit ihm war: Gehe zuvor in das Kloſter und laß mich weilen. Der Greis kam nicht in das Kloſter und Daniel entſchlief. Wie er ſo lag, erſchien dem Schlafenden die helle Geſtalt und ermahnete ihn von Neuem, daß er nach Byzanz ſeine Schritte lenke. Als nun Daniel die Geſänge der Nacht geſungen hatte, machte er ſich ſchleunig auf, nach Conſtantinopel zu ziehen und kam in das Kloſter Fürſt Michaels, das ſchön gelegen war und blieb ſieben Tage im Kloſter. Er hörte aber daſelbſt vom Tempel Hieron, der in gemeiner Rede Philemporus heißt. Derſelbe war die Wohnung der unſaubern Geiſter. Die richteten viel Unheil an in der ganzen Gegend und ſchaffeten Schiffbruch, denn der Tempel lag am Meere, und ruheten nicht, wo ſie ſchaden konnten. Da gedachte Daniel des großen Antonius, wie er von der Macht der Hölle verſucht war, und wie er ſie überwunden und große Ehre darum erlangt. Und Daniel trug das Kreuz in ſeiner Hand, die unbeſiegbare

Waſſe, und Pſalmen ſingend ging er in den Tempel, den die Geiſter der Hölle verunreinigt hatten. Am Abend aber wurde ein groß Getümmel und allerlei Stimmen, und die Geiſter der Finſterniß warfen Steine nach dem frommen Daniel. Er aber blieb ruhig und verharrete im Gebet. Zwei Nächte vergingen in ſolchem Ungeſtüm und in der dritten ward es ärger, als zuvor. Und es kamen ſchreckliche Rieſen, die droheten ihn ins Meer zu ſchleudern. Sie naheten ſich aber nicht. Und er verſchmähete ihr Wüthen und verbauete alle Zugänge des Tempels, daß er den Kampf mit ihnen allein beſtände. Ein Fenſter nur öffnete er, damit er von den Vorübergehenden einige nothdürftige Nahrung erhielte. Es währete auch nicht lange, ſo hatte er die Schrecken der Hölle überwunden, und es begab ſich kein Unglück mehr an dieſem Orte, weder zu Waſſer noch zu Lande. Und ſeine That erſcholl in alle umliegende Gegend, daß auch viel Volks kam, Männer und Weiber, daß ſie ſähen und hörten, und wunderten ſich ſehr. Und Lobgeſänge erſchalleten Tag und Nacht an dem Orte, wo vor Kurzem noch nur Geheul der böſen Geiſter gehört worden war. Da nahm Satan im Zorn ſeine Zuflucht zu ſchwerem Betrug und erregte mit Liſt die Herzen der Kleriker, daß ſie den frommen Daniel beim Biſchof der Hauptſtadt ſchwer verklagten und foderten, daß er aus ihrem Tempel getrieben würde. Zu der Zeit war aber Anatolius Biſchof zu Conſtantinopel. Und der Biſchof ſprach: iſt der Mann, den ihr nicht kennt, woher er iſt, ein frommer Mann, ſo nehmt Theil an ſeiner Frömmigkeit; iſt er es aber nicht, ſo verjagt ihn und nehmt die Schuld auf euch. Und die Verkläger ſchämten ſich und ließen von ihrer Ungebühr. Aber Satan ruhete nicht, brauchte auch viel Liſt und Gewalt und drohete ſehr. Da ſprach Daniel zum Troß der Hölle: hat euch nicht unſer Herr Jeſus Chriſt, an den ich glaube und geglaubt habe, in des Abgrunds Pfuhl verſtoßen? Und ſie fingen an zu heulen und zu ſchreien und ſchlugen ihr Angeſicht, ähnlich den Fledermäuſen, und ſtürzten ſich davon. Satan aber war ſehr ergrimmt und erregte von neuem die alte Verleumdung. Da begaben ſich die Verleumder abermals zum Biſchof, verklagten den Heiligen hart und ſprachen: ſein Umgang iſt uns widerlich und ſein Anblick unerträglich. Da beſchied der Biſchof den Daniel zu ſich und befrug ihn, wo er her ſei und wohin er ſtrebe. Als nun der Heilige alles genau berichtet hatte, ſtand der Biſchof auf, umarmte ihn und ehrte ihn ſehr. Es überfiel den Biſchof wenige Tage darauf eine ſchwere Krankheit und er bat den Heiligen, daß er für ihn bitten möchte; und Chriſtus erhörte Daniels Flehen und der Biſchof ward alsbald geſund. Wie dann der Heilige zum Lohn ſeiner Geſundmachung vom Biſchof gebeten hatte, daß ſeinen Verfolgern vergeben werde: entließ ihn derſelbe mit großem Gefolge, das ihn wieder in den Tempel führte, und er blieb daſelbſt neun Jahre lang. Und er redete mit Jedermann, der zu ihm kam, während der 9 Jahre durch eine kleine Öffnung, die er im Tempel gelaſſen hatte.

Und nach 9 Jahren rief ihn die Vorſehung auf eine vollkommnere Stufe des heiligen Lebens. Denn als er in Entzückung lag, ſahe er eine Wolkenſäule hoch in der Luft hangen und oben auf der Säule ſtand der heilige Simeon. Es waren auch mit ihm zwei Jünglinge in leuchtenden Kleidern. Und von der Säule herab kam eine Stimme, die ſprach: ſteige herauf zu mir, Daniel! Und als Daniel antwortete: wie kann ich, Herr, zu ſolcher Höhe ſteigen? winkte Simeon den zwei Jünglingen, die mit ihm waren, daß ſie hernieder ſtiegen und ihm aufhülfen. Und alsbald ſtanden die Jünglinge an ſeiner Seite und führten ihn gen Himmel. Und eine große Stimme ſprach: ſei ſtark, Daniel! zeige dich tapfer und werth, und ſtehe ſchön und edel! Und von der Stimme Schall, gleich einem ſtarken Donner, erwachte Daniel. Danach offenbarte er den Seinen, wozu er berufen ſei und daß er auf eine Säule ſteigen und an ſeinen Ort gehen müſſe. Und kurz nachdem er ſolches eröffnete, wurde ihm vom Elias ein Schaffell geſandt, ihm, der dem Eliſa glich. So aber geſchahe die Sendung des Felles: zu dieſer Zeit hatte der heilige Simeon einen ſeiner Schüler, mit Namen Sergius, zum Kaiſer Leo geſandt (460), daß er dem Kaiſer ein Geſchenk übergäbe, das alles Unheil bannete. Das war die Decke, die der Heilige auf ſeinem Haupte trug und die man cuculla zu nennen pflegt. Als aber der Kaiſer eben mit viel anderen Dingen beſchäftigt war und ſchwere Statsſorgen in ſeinem Herzen trug, beſchloß Sergius nicht länger zu harren und ſegelte wieder ab. Wie er nun an das Kloſter Akoemeter gekommen war, das iſt, der nicht Schlafenden, und daſelbſt viel gehört hatte aus aller Munde vom Lobe Daniels, ließ er ſich zu ihm bringen, vernimt ſeinen Entſchluß und überreicht dem frommen Daniel das köſtliche Geſchenk. Es empfing auch Sergius damals allerlei Geſichte und Erſcheinungen. Drei Jünglinge befahlen ihm: ſtehe auf, Sergius! und verkünde dem Abt Daniel: deine Zeit iſt erfüllt im Tempel zu wohnen; auf und rüſte dich zu höherem Kampfe. Nicht minder wurde ihm der Ort im Traume gezeigt, wo Daniel ſtehen ſollte auf ſeiner Säule. Da ließ Daniel des Nachts von den Seinen ſeinen Tempel öffnen und lobte Gott, der ihn ſo hoch gewürdigt. Und beſtieg ſeine Säule (460) am Ausfluß des ſchwarzen Meeres.

Das Auge des Neides aber trug nicht willig ſolche Erhöhung und der Vater der Mißgunſt erregte den Beſitzer des Ortes, wo die Säule ſtand, Namens Gelaſius, daß er ging und verklagte den Heiligen vor dem Kaiſer, denn die Säule war gebaut ohne den Willen deſſen, dem der Boden gehörte. Der Kaiſer aber verwies den Kläger an den Biſchof Gennadius, denn Anatolius war geſtorben. Und Gennadius, der Erzbiſchof, beſchloß, daß man den Heiligen von der Säule werfen und ihn beſtrafen ſolle. Da eilte Gelaſius, dem der Acker gehörte, zur Säule mit allen, die ihm beiſtanden, daß ſie den frommen Daniel herunterriſſen. Und es geſchahe, als der Himmel klar war und die Luft ſtill, daß die Wolken ſich plötzlich zuſammen drängten und machten eine große Finſterniß. Und ein Platzregen fiel aus den Wolken und ein ſtarker Hagel, der Blätter, Frucht und Ranken von den Bäumen ſchlug. Gelaſius aber war verſtockt und fuhr fort gegen den Heiligen zu toben. Die aber mit ihm waren, ſtellten ihm vor, daß ihm ſo fromme Nachbarſchaft nur Segen bringen werde und ſie redeten vieles zu dem Erhitzten. Und der Mann befahl aus Scham vor den Anweſenden, Daniel ſolle hernieder ſteigen, dann wolle er ihn wieder hinaufſteigen und bleiben laſſen. Da ſetzten ſie Leitern an und Daniel ſtieg herab. Und nach dem ſechſten Schritte des Heiligen ſahe der Mann mit Staunen, daß des Dulders Füße ſelbſt Säulen waren, denn ſie waren geſchwollen vom Stehen Tag und Nacht, und voller Schwären. Da faßte ihn Mitleid und er bat den Heiligen, daß er wieder zurückkehrete auf ſeine Säule. Er ſetzte ihm auch darauf noch eine andere Säule, die war höher und prächtiger als die erſte und ſchrieb dem Kaiſer ſelbſt von der großen Geduld und Standhaftigkeit des ſeltenen Mannes, deſſen Ruhm ſich ausbreitete in die ganze umliegende Gegend.

Und ein Rechtsgelehrter des Landes, der ſchon alt geworden war, kam zu Daniel und brachte ihm ſeinen einzigen Sohn, welcher vom Teufel beſeſſen war. Den legte der Greis an die Säule und bat den Heiligen mit vielen Thränen, daß er dem Knaben hülfe. Daniel ſprach: wenn du Glauben haſt, ſo ſoll dein Sohn geſund ſeyn. Und er gebot, daß dem Knaben heiliges Öl gegeben werde, das er tränke. Und der böſe Geiſt riß den Jüngling zu Boden und quälte ihn ſehr. Darauf ſchrie der Teufel mit kläglichem Geheul: ich fahre aus! Wehe! ich fahre aus! — Acht Tage lang ſpie der Dämoniſche ſchwarz geronnenes Blut und ward darauf geſund und ſtand aufrecht und ging umher, daß auch der Vater weinete vor Freuden. Der Jüngling aber wurde ein Mönch, ſtets gewappnet wider der Hölle Macht und Tücke.

Auch des Cyrus Töchterlein, der vordem Präſes geweſen, darauf unter dem Namen Cotyacus Biſchof in Phrygien geworden und durch Verleumdung von ſeinem Amte gebracht worden war, litt ſehr von böſen Geiſtern. Das Mägdlein aber hieß Alexandria. Die brachte der Vater zum Daniel, daß ſie geſund würde. Und Daniel legte die Hände auf ſie. Da fuhr der Teufel aus und das Mägdlein war geſund. Desgleichen geſchahe auch der Frau deſſelben Cyrus, die auch vom böſen Geiſte geplagt war, wie damals viele. Cyrus aber war gelehrt und in den Humanioribus erfahren, und grub ihm ein Epigramm in ſeine Säule: Hic stat vir, qui undique impetitur, et ventos non timet: Ambrosio autem utitur alimento, et siti experte sanguinis; Actis vero radicibus, fundavit aedificium columna duplici. (Est autem radix Simeon, filium praedicans matris, quae non experta nuptias). — Desgleichen heilete Daniel noch viele, die vom Teufel beſeſſen waren, auch ohne Handauflegung; und wenn die Beſeſſenen vom böſen Geiſte die Leiter hinauf getrieben wurden, wurden ſie im Hinaufſteigen geſund, daß der böſe Feind den heiligen Daniel nicht von der Säule ſtürzen konnte.

Als darauf (461) Kaiſer Leo ſahe, daß er wol das römiſche Reich, aber nicht die Natur regiren konnte, denn er hatte keine männlichen Nachkommen, nahm er ſeine Zuflucht zu dem Herrn der Herren und bediente ſich des frommen Daniel als ſeines Vermittlers. Und der Heilige verkündete ihm einen Sohn des nächſten Jahres und die Natur wich dem Gebote des Heiligen. Solches widerfuhr auch andern durch des Heiligen Vermittelung. Der Kaiſer aber, deſſen Gemahlin war Verina, ließ ihm aus Dankbarkeit eine dritte Säule errichten. — Es erſchien auch vor dem Daniel die Kaiſerin des Abendlandes, Eudocia (Eudoxia), Valentinians III. Gemahlin, die aus der Gefangenſchaft Genſerichs aus Afrika gerettet worden war, mit großen Ehrenbezeigungen und bat ihn ſehr, daß er zu ihr kommen und Wohnung daſelbſt nehmen möchte. Daniel aber belobte ſehr ihre Frömmigkeit und bekannte ihr, daß er nur an dem Orte bleiben könne, wohin ihn Chriſtus verpflanzete; weiſſagete ihr auch, daß der Nutzen des Heiligen zu ſeiner Zeit ſich dorthin verpflanzen würde und entließ ſie mit Segnungen.

Es begab ſich aber bald darauf der fromme Mann nach der Säule des Gelaſius, welche höher war, als die erſte, auf welcher er ſtand, damit ſich ſeine Tugend erhöhete. Zu derſelben Zeit hatte die Stadt Byzanz kaiſerliche Diener, die waren Ketzer. Und die Ketzer gewannen mit Geld ein Weib aus Aſien, die hieß Baſiana. Der verſprachen ſie großen Lohn, wenn ſie durch ihre Schönheit den Heiligen oder ſeine Schüler verführete zur Wolluſt dieſer Welt. Und die Unkeuſchheit ſchmückte ſich mit äußerſter Pracht und allem Reiz, daß ſie die Keuſchheit überwinde. Als nun das Weib in die Gegend gekommen war mit reichem Gefolge, ſchlug ſie ihre Zelte auf, der Säule gegenüber, ſtellte ſich krank und blieb daſelbſt eine lange Zeit. Als ſie nun lange vergeblich verzogen und wieder heimkehrete zu denen, die ſie geſandt hatten, hub ſie an mit abſcheulichen Lügen gegen den Heiligen und ſeine Schüler, die niemand glauben kann, und war gewandt in aller Läſterung. Und ſie redete, wie der Heilige von ihrer Liebe ganz bezaubert geweſen und ſeinen Schülern befohlen habe, ſie zu ihm auf die Säule zu bringen; wie ſie aber des Entſetzlichen ſich geweigert, habe man den Anſchlag gefaßt, ſie umzubringen, damit die Unenthaltſamkeit des frommen Scheins nicht offenbar werde, und wie ſie kaum dem Morde entgangen ſei. Solches glaubten nun die kaiſerlichen Diener und müheten ſich, daß es unter die Leute käme. Aber Gott ſelbſt, der immer gerechte, hatte den Hohn ſeiner Frommen nicht lange ertragen wollen und befahl einem böſen Geiſte, daß er ſogleich in das lügenhafte Weib fahren und ſie ſo lange plagen mußte, ſo unwillig auch der böſe Feind darüber war, bis er zu eigener Qual die Unwillige zwang, den ganzen Trug der hölliſchen Ketzerei zu offenbaren. Da dies die Bürger der Stadt vernommen hatten, nahmen ſie das Weib und führeten ſie zu dem heiligen Daniel, daß er ſie geſund machete. Und der Heilige vergab dem Weibe alle Ungebühr und machte ſie geſund mit heiligem Öl. Da ward das Weib gerührt in ihrem Herzen, umarmte des Frommen Säule mit Inbrunſt und that Gott große Gelübde, der ſie von einer zwiefachen Krankheit durch ſeinen heiligen Daniel befreit hatte.

Auch war dem Heiligen nicht verborgen, was zukünftig war, ſondern er ſchauete die kommenden Tage und Jahre, als wären ſie heute. So ſagte er 464 der Stadt Conſtantinopel eine große Feuersbrunſt vorher und ermahnete ſie zur Buße. Und ob ihm gleich viele glaubten, ſo wollten ſich doch wenige beſſern laſſen. Gennadius aber, der Erzbiſchof, machte ihn zum Prieſter nach des Kaiſers Willen, denn der Kaiſer ehrte ihn ſehr, ſo daß Leo ſelbſt darauf zu ihm kam und ſich zu ſeinen Füßen niederwarf, wodurch ſich der Kaiſer höher geehrt fühlte, als durch ſein ganzes Kaiſerthum. Und Leo verwunderte ſich über die Maßen, als er des Heiligen Füße ſo geſchwollen und mit Eiterbeulen bedeckt ſahe, ſchrecklich anzuſchauen. Aber die Ehrfurcht vor dem Heiligen war ſo groß, daß der Kaiſer ſelbſt ſich nicht ſcheuete, die frommen Füße zu umfaſſen. Leo ſchenkte ihm darauf eine ſchöne Doppelſäule. Und Daniel war hoch erfreut in ſeiner Sele, als er ſie beſtieg, denn ſie war noch höher, als die Säule des Gelaſius, und ſetzte ihn noch erwünſchter allem Ungemach des Froſtes und der Hitze aus.

Als darauf die Frommen ſich zum Feſte des großen Märtyrers Mamantis rüſteten und (im September) die Vigilien hielten, ging Daniels Prophezeihung in Erfüllung, und die Feuersbrunſt brach in Conſtantinopel ſo plötzlich aus und griff ſo ſchnell um ſich, daß beinahe die ganze große Stadt eingeäſchert wurde (465). Das Feuer brach aber an der Mauer aus, die gegen das Meer liegt und daher Navale genannt wurde. Schnell lief es bis zum Markt Conſtantins und bis zum Thor Julians, ſo daß es auch nicht zu tilgen war. Tempel und Häuſer gingen in den Flammen auf und viele kamen um. Faſt hätte die Kaiſerſtadt Sodoms Schickſal erfahren. Als man ſich in ſolcher Noth der Weiſſagung Daniels erinnerte, waren alle verſichert, daß auch nur bei ihm Hilfe zu ſuchen ſei. Und ſie liefen zu ihm und fleheten ihn an. Da ſchalt er voller Betrübniß ihres Herzens Hartnäckigkeit. ermahnte ſie zum Beten und Faſten und verhieß ihnen, daß nach ſieben Tagen des Feuers Schreckniſſe aufhören würden. Und da es geſchahe, wie Daniel geſagt hatte, kam allem Volk eine große Furcht an. Und der Kaiſer mit der Kaiſerin demüthigten ſich vor dem Heiligen, und baten um Mitleid wegen des Vergangenen und um Sicherheit wegen der Zukunft.

Da nun der Winter hart war und große Platzregen kamen und ſtarke Stürme weheten, ſo daß auch die Winde ſich unter einander ſtritten und die eiſernen Bänder losriſſen, welche die Doppelſäule hielten, worauf Daniel ſtand, kam der Heilige in große Gefahr. Er ſtand aber muthig auf der kleinen Säule, die zwiſchen beide geſetzt war und wurde hin und her geworfen, wie ein Aſt des Baumes. Seine Schüler ſtanden erſchrocken am Fuße der Säule und hatten ihre weinenden Augen auf ihn gerichtet, denn ſie meineten nicht anders, als daß ſie ihres Vaters beraubt werden würden. Er aber ſtand oben in Unerſchrockenheit. Als er endlich zum Herrn rief, ſiehe da legte ſich der Sturm und die Winde ſchwiegen. Der Kaiſer aber war voller Zorn über die Männer, die die eiſernen Haken nicht feſt genug gemacht hatten, und Daniel bat für ſie, daß ſie nicht beſtraft würden. Dafür errettete Daniel den Kaiſer wunderſam aus ſchwerer Lebensgefahr, in welche ihn ſeine Roſſe gebracht hatten. Und Jordanes, der Stallmeiſter, lief bittend zum Daniel, daß er Verzeihung gewönne vor dem Kaiſer, die er erhielt, weshalb er ſich auch bekehrete von der Ketzerei. Aber der Kaiſer ſchrieb ſelbſt an den Heiligen und maß ſich alle Schuld des Unheils bei, weil er es gewagt, zu nahe der Säule ſein Roß zu beſteigen und nicht zu Fuß weit genug davon gegangen. Und der Kaiſer hatte eine ſo hohe Ehrfurcht vor dem Heiligen, daß er ſelbſt viele Könige und Gewaltige zu ihm führte und nannte ihn das Wunder ſeines Reichs. Und wie zu einem Engel kamen alle zu ihm, denn ſie ſahen, daß er helfen konnte und bewunderten ſehr, wie ſtark der fromme Mann auch das Härteſte ertrug auf ſolcher Säulenhöhe.

Einſt hatten Schnee und Sturm drei Tage und drei Nächte lang gewüthet, und niemand war im Stande, ihm zu helfen. Erſt am dritten Tage legte man die Leitern an und ſiehe, der Heilige ſtand entblößt von jedem Gewande; mit Eis umgeben war ſein ganzer Leib und war erſtarrt. Und man beſprengete den Erſtarrten mit warmem Waſſer und er kam zu ſich wie vom Tode und ſprach: was beunruhigt ihr mich in meinem ſanften Schlafe? Es geh euch wohl, geliebte Söhne, die ihr für euern Vater ſorgt. Gebt mir, womit ich mich bekleide, daß ich nicht in Scham vor euch ſtehe. Als aber zu des Kaiſers Ohren kam, was der Heilige erlitten, machte er ſich eiligſt auf und bat ihn, daß er ſich ſchonen möchte, wenn nicht um ſeines eignen Lebens, doch um des Volkes willen, damit ſie nicht zu früh verlaſſen ſtehen müßten. Es war aber große Gabe der Weiſſagung im Daniel, wie ſchon berichtet iſt.

Es kam auch das Gerücht ins Morgenland, daß Genſerich Rom bekämpfe mit ſtarker Macht und wolle dann gegen Alexandria ziehen. Da nun der Kaiſer und alle, die mit ihm waren, in großen Sorgen ſtanden, ſandte man Boten zum Heiligen und ließ ihn fragen über Genſerich. Und Daniel antwortete denen, die geſandt waren: es kommt der Feind nach Alexandria nicht und der Erſtürmer wird unverrichteter Sache auch aus Italien in ſeine Wohnung ziehen. Deß waren alle froh. Und der Kaiſer wollte dem Heiligen lohnen für ſo viele Wohlthaten und wollte ihm und den Seinen ein Haus bauen. Daniel aber bat den frommen Kaiſer, daß er ihm die Reliquien des heil. Simeon herbeiſchaffen ließe. Und Leo befahl mit Freuden, dem heil. Simeon ein Haus zu bauen gen Norden vor Daniels Säule, für die Reliquien, die Schüler Daniels und die Beſuchenden. Die aber nach Antiochien geſchickt waren, hatten Befehl erhalten, daß der Biſchof die Wegſchaffung der Reliquien öffentlich bekannt machen und auf des Kaiſers Wagen ſitzend ſie ſelbſt tragen ſolle. Und unter Lobgeſängen und mit glänzendem Gefolge führten ſie die Reliquien in den Tempel

Michaels. Und allenthalben, wo die Reliquien waren, geſchahen Wunder und Zeichen.

Wie eifrig Daniel für alles Heilige ſorgte, wie hilfreich ſich ſeine Wunderkraft an Unzähligen bewies, die vom Teufel beſeſſen waren, und wie ſanftmüthig er gegen die war, die ſeiner ſpotteten, davon genüglich zu berichten ſteht nicht in unſerm Vermögen und wir ſagen nur noch kurz, daß er gar viele zu guten Mönchen machte und was er that, war nach dem Vorbilde deſſen, dem er diente. Auch zwölf Jünger hatte Daniel, wie einſt der Herr; doch war kein Judas unter ſeinen Jüngern.

Als aber Kaiſer Leo's Tochter, Ariadne, vermählt war mit Zeno, dem Iſaurier, und ihn der Kaiſer ſandte zu kämpfen gegen die Barbaren, die Thracia verheereten, kam auch Zeno zum heil. Daniel, daß er ihn befragete mit allen ſeinen Oberſten. Daniel aber weiſſagte dem Helden, er werde glückliche Rückkehr haben und alle Nachſtellungen ſeiner Feinde zu Schanden machen. Leo hatte aber das Reich ſeinem geliebten Enkel Leo II. übertragen, für welchen als Kind dem Vater vom Senat das Scepter anvertraut wurde. Der Sohn ſtarb bald hernach (daß der Vater aus Herrſchſucht den eignen Sohn nach 2 Monaten umgebracht haben ſoll, davon ſchweigen die heil. Scribenten) und Zeno beherrſchte das Reich. Als darauf der Neid ſeiner eigenen Anverwandten erwachte und vor allen Armatus und Baſiliscus heimliche Verfolgungen und Hinterliſt bereiteten, wendete ſich der Iſaurier abermals an den Heiligen. Und Daniel prophezeite ihm alles, was geſchehen iſt, daß er aus dem Reiche verjagt werden und vor Hunger das Kraut des Feldes eſſen werde, und daß er darauf zur Herrſchaft wiederkehren und ſie behaupten werde bis an ſeinem Tod.

Als nun Baſiliscus die Herrſchaft an ſich geriſſen hatte wider Zeno, erhob ſich alsbald ein ſchreckliches Weh allen Gläubigen, und der Kaiſer war hart gegen die rechte Kirche und gegen Gottes Sohn. Es ſtand aber auf Acacius, der Erzbiſchof, den wahren Glauben zu vertheidigen und Baſiliscus gebot, daß Acacius mit dem Tode beſtraft werde. Der Patriarch aber berief alle Heilige und Biſchöfe, daß ſie ihm beiſtänden, unter welchen auch war Daniel, der Stylite. Wie das der Kaiſer erfuhr, der nicht minder klug als boshaft geheißen ward, ſandte er zum heiligen Daniel und ließ ihm melden, daß nicht der Kaiſer, ſondern allein der Biſchof die Urſache des Aufruhrs ſei, und daß Acacius Volk und Soldaten gegen ihn aufſtützig mache und unzähliges Übel thue. Und der Kaiſer erſuchte den Heiligen, ihm gegen den Biſchof beizuſtehen. Aber im Geiſte des Propheten antwortete Daniel: das Reich wird der Herr von ihm reißen! und fügte ſolch harte Rede hinzu, daß der Geſandte nicht wagte, ſie vor dem Kaiſer auszuſprechen und um Schriftliches bat. Als aber der Patriarch die Biſchöfe verſammelte, erſuchte er nochmals den Styliten, daß er den Kampf für die Kirche auf ſich nehme. Nur mit Mühe und vielem Seufzen und Weinen gelang es, den Daniel von ſeiner Säule zu bewegen. Als nun der Stylite vor Mitleid wankend wurde in ſeinem Herzen, kam eine himmliſche Stimme, daß er hernieder ſteige. Und mit Freuden führten ihn die Biſchöfe zum Patriarchen, der ihn mit allen Ehren empfing. Und der Heilige drohete dem Kaiſer hart und nannte ihn den neuen Diocletian, und rieth ihm zu entfliehen. Und der Kaiſer verließ die Stadt und begab ſich in ſeine Burg. Daniel aber wollte ihm nach, daß er ihn bekämpfe wie einen Streitenden, der den Schild weggeworfen hat. Als ihm nun ſeine Füße den Dienſt verſagten, ſiehe da trug ihn das Volk auf den Händen hinaus. Und mitten auf dem Wege traf ihn ein Ausſätziger an und rief mit lauter Stimme, daß er ihn heilete. Und Daniel ſprach: was foderſt du, daß du, den verlaſſend, der ſolches kann, zu einem Menſchen kommſt? Wahrlich, ich ſage dir, wenn du Glauben haſt, daß nicht allein der Herr, ſondern auch ſeine Diener dich geſund machen können, ſo wird dir widerfahren, wie du geglaubet haſt. Wie aber Daniel ſeinen Glauben ſahe und ſeine Bitten hörte, war er erfüllt von Mitleid und Verwunderung, und wendete ſich, daß er die Hände auf den Kranken legte, damit er ihn reinigte. Das Volk aber, als es ſolches ſahe, erſchrak und wunderte ſich ſehr, daß aller Augen auf den frommen Daniel ſahen. Und es zog hinaus die ganze Stadt, daß ſie ſich von ihm heilen ließe. Und es geſchahen viel Wunder und Zeichen, die nicht geſchrieben ſind in dieſem Buch.

Als nun der Heilige kam an den Ort, wo der Kaiſer war, ſahe ein Gothe zum Fenſter des Palaſtes hinaus, ſpottete des Zuges und ſprach: ſiehe, ein neuer Conſul! und als er das geſagt, fiel er zu Boden und war todt. Es kam aber den Trabanten eine große Furcht an und Zorn, weßhalb ſie ſchaffeten, daß der Heilige nicht in den Palaſt käme. Als nun ein groß Getümmel war, gebot der Heilige den Seinen, daß ſie den Staub von ihren Füßen ſchüttelten und gingen zurück. Und ſiehe, es folgten ihm nach auch viele Kriegsmänner, die mit dem Kaiſer waren und zogen mit ihm ein in die Stadt. Der Kaiſer aber, fürchtend, es möchte ihm etwas härteres widerfahren wegen der Verachtung des Heiligen, ſandte ihm nach und bat ihn, daß er zu ihm käme. Aber Daniel verſchmähte falſche Bitte und ſprach mit zorniger Rede, daß der Kaiſer des Reiches verluſtig ſei und ſeiner Strafe nicht entrinnen werde. Und als dem Kaiſer ſolches gemeldet worden, ſiehe da ſtürzte des Schloſſes Thurm zuſammen von freien Stücken. Und viel andere Zeichen geſchahen am ſelbigen Tage.

Nachdem aber der Heilige ſich in den Tempel begeben hatte, ſtand ſogleich der Patriarch neben ihm und ehrte ihn ſehr. Und es geſchahen allda viel ſeltſame Wunder. Und eine Schlange kroch hervor, ſchoß auf den Heiligen zu und umſchlang ſeine Füße. Er aber wehrete ab, die ihm zu Hilfe kamen, bedrohete die Schlange und ſprach: kreuch zurück in deine Löcher! Und die Schlange gehorchte alsbald ſeiner Stimme, ringelte ſich ſchnell nach der Mauer und ward nicht mehr geſehen. Und der geehrten Dame Rais, die den Heiligen um einen Sohn bat, verkündete er, daß ſie einen Sohn gebären würde, den werde ſie Zeno heißen. Und aus Furcht vor dem Heiligen nahete ſich auch mit Liſt und Schmeichelrede der gottloſe Kaiſer dem großen Daniel, warf ſich vor ihm nieder und bat, daß ihm vergeben werde. Aber im Zorn redete Daniel: Seine Demuth und Reue ſind eitel Verſtellung; er deckt mit dichtem Fell ſeines Herzens Zügelloſigkeit und Grauſamkeit. Bald aber werdet ihr ſehen, wie alles durchſchaut das Auge des Herrn, und ſeine ſtarke Hand, die auch die Mächtigen ſtürzt. — Wie denn alſo der große Daniel viele Wunder gethan, den Feind Gottes geſchlagen und das Beſte der Kirche geordnet hatte, ging er zurück auf ſeine Säule und ſtand mit gewohnter Standhaftigkeit und Tugend.

Und kurze Zeit darauf wurde erfüllet die Weiſſagung Daniels und Baſiliscus, der Ketzer, wurde vertrieben aus dem Reich (477) und Zeno von Iſaurien ſtieg wieder auf den Thron. Und Zeno kam mitſamt ſeiner Gemahlin zum heiligen Daniel, daß ſie ihm dankten. Und immer weiter machte Daniel geſund, die vom Teufel überwältigt waren, und die Zukunft lag offen vor ſeinen Augen. Und blieb in Demuth bis an ſein Ende, das er ſeinen Jüngern verkündigte. Und als der Tag ſeines Heimgangs da war, ſegnete er die Seinen und dictirte ſein Teſtament: „Ich gehe nun, meine Söhne und Brüder, zu unſerm gemeinſamen Vater, aber ich laſſe euch nicht verwaiſt, ſondern empfehle euch dem Vater. Der Schöpfer aller Dinge, der unſer Bruder geworden, geſtorben und wieder auferſtanden iſt, wird mit euch ſeyn und euch bewahren vor dem Böſen. Befleißigt euch der Demuth, des Gehorſams, liebt die Gaſtfreundſchaft, Faſten, Wachen, Armuth und die Liebe, die über alles iſt. Hütet euch vor dem Unkraut der Ketzer und trennt euch nicht von eurer Mutter, der Kirche. Wenn ihr das thut, werdet ihr vollkommen ſeyn.“ Und er befahl, daß dieſes Teſtament allen geleſen werde, die an den Stufen der Leiter ſtanden. Sie aber weinten ſehr. Es ſoll auch kurz vor ſeinem Tode folgendes Geſicht geſehen worden ſeyn: drei Tage zuvor, ehe der Heilige heimging, erſchienen um Mitternacht die Propheten, Apoſtel, Märtyrer und alle Heilige, grüßten ihn und ließen ihn das heilige Myſterium feiern. Und zur Stunde ſeines Sterbens war zugegen der Patriarch Euphemius (denn Acacius war todt) mit vielen andern und der getreuen Rais; unter ihnen auch ein Mann, der vom Teufel beſeſſen war. Und in der dritten Stunde des Tages verſchied Daniel zu dem Herrn 489. Rais aber beſorgte ſein Begräbniß am Fuße der Säule. Als Daniel begraben ward, ſtand die Sonne über dem Orte in voller Klarheit und die Sterne bildeten drei leuchtende Kreuze. Es umflogen auch die Säule weiße Tauben, die ſtets das Zeichen der Gnade des heiligen Geiſtes waren. Und der Erzbiſchof begrub ihn ſelbſt. Daniel war aber 80 Jahre und 3 Monate alt, als er verſchied. Und die Länge ſeiner Haare betrug 4 Ellen, und ſein dichter Bart war in zwei Theile geſchieden.

Solches alles und noch mehr iſt uns geſchrieben in Simeone Metaphraste und in den Tomis Aloysii. Anno 450 und erzählt in dem Folianten: De probatis Sanctorum vitis, quas tam ex MSS. Codicibus, quam ex editis Authoribus R. P. Fr. Laurentius *Surius* Carthusiae Coloniensis professus primum edidit et in duodecim menses distribuit. December. Hac postrema editione multis Sanctorum vitis auctus et notis marginalibus illustratus. Coloniae Agrippinae, Sumptibus Joannis Krebs et Hermanni Mylii. 1618. S. 219 ꝛc. Die Kirche verehrt ihn am 11. December. — Und wir gedenken des Spruches: Siehe, das Alte iſt vergangen und Alles iſt neu geworden. (*G. W. Fink.*)

DANIEL, S., Einſiedler und Märtyrer zu Girona in Spanien, ſoll im 9ten Jahrhundert getödtet worden ſeyn. Alles, was von ihm geſagt wird, iſt ungewiß, ſogar die Veranlaſſung ſeines Todes. Einige ſagen, er ſei von den Mauren umgebracht worden, andere berichten, daß er von den Bilderſtürmern hingerichtet worden ſei. Sein Leib wird aufbewahrt in dem Kloſter S. Daniels bei Girona. Man verehrt ihn am 24. April. (*G. W. Fink.*)

DANIEL, P. von der Jungfrau Maria, ein Carmeliter, iſt hauptſächlich des hitzigen Streites wegen, den ſein Orden am heftigſten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. beſonders gegen die Jeſuiten führte, merkwürdig. Bekanntlich ſetzen die Carmeliter das Alterthum ihres Ordens ſo hoch hinauf, daß ſie die Propheten Elias und Eliſa für die Gründer deſſelben erklären; ja einige gehen ſo weit, daß ſie ſogar den in den Himmel aufgenommenen Henoch für ihren Stifter halten und alſo den Urſprung ihrer Mönchsgeſellſchaft bis über die Sündfluth hinausſetzen. Je unhaltbarer dieſe Annahmen ſind, deſto entrüſteter zeigten ſie ſich, wenn irgend Jemand etwas dagegen vorbrachte. Die Congregation der Carmeliter ging darin ſo weit, daß ſie ſogar Päpſte und Könige erſuchte, allen Stillſchweigen aufzulegen, die gegen die Jahre ihres hohen Alterthums etwas zu erinnern ſich erlaubten. Darin zeigten ſich nun die Jeſuiten als ihre ſtärkſten Gegner, unter dieſen vorzüglich Bollandus und Papebroch, die in ihrer Heiligengeſchichte den Beginn jenes Ordens nach Baronius und Bellarmin 1180 oder 1181 nach Chriſto geſetzt hatten. Die Carmeliter baten daher, bei der Fortſetzung dieſer Heiligengeſchichte den P. Daniel zu Rathe zu ziehen. Nichts deſto weniger laſen ſie in den 3 Bänden vom Monat April, die 1675 erſchienen, neue Zweifel gegen das hohe Alterthum ihres Ordens; ja die jeſuitiſchen Männer hatten ſogar das Zeugniß eines Reiſenden beigebracht, der 1185 einen alten Mönch aus Calabrien auf dem Berge des Elias gefunden hatte, der ſich eine kleine Mauer um eine Gegend des Carmel gemacht hatte, wo er Spuren eines Kloſters geſehen zu haben meinte. Er bauete dann eine kleine Kirche, und 10 Mönche geſellten ſich zu ihm. — Der Streit ging alſo fort und wurde nur heftiger. Da trat 1677 unſer Daniel gegen Papebroch auf und ſchrieb Propugnaculum Carmelitanae historiae und zwar im anſtändigen Tone, was jedoch den Streit nicht niederſchlug. Während noch an den 3 erſten Bänden der jeſuitiſchen Heiligengeſchichte vom Monat Mai 1680 gedruckt wurde, erbaten ſich die Carmeliter vor Herausgabe derſelben die Durchſicht des Lebens des heil. Angelus, eines Märtyrers ihres Ordens. Papebroch ſandte endlich nach vielen Unterhandlungen das Manuſcript an ſeinen General nach Rom, der es nach Gutbefinden dem General der Carmeliter vorlegen möchte. Die Verhandlungen in Rom gingen ſo langſam, daß unterdeſſen die 3 Bände vollendet waren. Der Verleger wartete vergebens. Da Papebroch eine nothwendige Reiſe vorhatte, drängte ihm endlich der Verleger des

Werkes die Ausgabe deſſelben ab. Erſt nach der Abreiſe des P. kam der Befehl des Generals der Jeſuiten, das Leben des heil. Angelus wegzulaſſen. Es waren aber nicht wenige Exemplare ſchon verkauft und die übrigen Käufer erklärten, das Werk ohne dieſe Lebensbeſchreibung nicht haben zu wollen. Papebroch berichtete deshalb nach Rom, und erhielt von ſeinem Ordensgenerale die Erlaubniß, das Buch mit der Lebensbeſchreibung des heil. Angelus wieder zu verkaufen. Während dieſes Streites, deſſen Fortſetzung im erſten Bande der ausführlichen Geſchichte aller geiſtlichen und weltlichen Kloſter- und Ritterorden von P. Hippolyt Helyot S. 347—368 nachgeleſen werden kann, war P. Daniel 1678 bereits geſtorben. (*G. W. Fink.*)

DANIEL, Gabriel, königl. franzöſiſcher Hiſtoriograph, geboren den 8. Februar 1649 zu Rouen. In Paris ließ er ſich 1667 bei den Jeſuiten in das Noviziat aufnehmen, legte 1683 zu Rennes die letzten Gelübde ab, und lehrte mit vielem Beifall in den Collegien des Ordens Philoſophie, Humaniora und Theologie. Zuletzt kam er als Bibliothekar in das Profeßhaus ſeines Ordens nach Paris, erhielt von Ludwig XIV. eine Penſion von 2000 Livres und den Charakter eines Hiſtoriographen, und ſtarb den 23. Junius 1728. Er beſaß gute Talente, mancherlei nützliche Kenntniſſe, großen Fleiß, und war einer der fruchtbarſten Schriftſteller ſeiner Zeit. Seine Schriften ſind philoſophiſchen, theologiſchen und hiſtoriſchen Inhalts. In die erſte Reihe gehört ſeine ſatyriſche, gegen das romanhafte carteſiſche Weltſyſtem gerichtete *Voyage du monde de Descartes. Par.* 1691. 8.; auch ins Lateiniſche, Engländiſche und Italieniſche überſetzt und bei einer neuen Auflage 1696 mit den *Nouvelles difficultés touchant la connoissance des bétes* vermehrt; zum letzten Mal gedruckt 1739. Vol. II. 12. In einer ſinnreichen Fiction macht er manche ſcharfſinnige Bemerkung gegen Descartes und widerlegt deſſen ſeltſame Meinung, daß die Thiere bloße Maſchinen ſind, indem er zeigt, daß man auf dieſe Weiſe ebenſo gut den Menſchen die Sele abſprechen könne 1). Seiner theologiſchen Schriften ſind nicht wenig, und die meiſten derſelben findet man beiſammen in ſeinem *Recueil des ouvrages philosophiques, théologiques, apologet. et crit. par Daniel. Par.* 1724. *Vol. III.* 4. Das meiſte Aufſehen machten die, Paskals Provincialbriefen und deſſen Angriffen auf die Jeſuiten entgegengeſetzten *Entretiens de Cleandre et d'Eudoxe sur les lettres provinciales. Cologne* (*Rouen*) 1694. 12. in dem *Recueil* T. I. p. 305—633, auch ins Lateiniſche, Spaniſche, Italieniſche und Engländiſche überſetzt. Wenn gleich der Verfaſſer ſeinem furchtbaren Gegner nicht gewachſen war, und deſſen Gründen zuweilen nur Sophismen entgegen ſetzte, ſo wußte er doch die Lectüre ſeines Buches durch viele feine Bemerkungen, witzige Spöttereien und gelungene Wendungen anziehend zu machen 2). Mit derſelben Gewandtheit ſchrieb er eine Schutzſchrift für die Miſſionarien ſeines Ordens in China: *Histoire apologetique de la conduite des Jésuites dans la Chine*, in ſeinem *Récueil etc.* T. III. p. 20. Wenn indeſſen dieſe und andere ſeiner Schriften nur ein temporelles Intereſſe hatten, ſo verdienen dagegen ſeine hiſtoriſchen Werke zum Theil noch jetzt beachtet zu werden. Die erſte Stelle unter denſelben behauptet, in Anſehung des Umfangs, ſeine *Histoire de France depuis l'établissement de la monarchie françoise dans les Gaules.* T. I. 1696. 4. mit ſechs Abhandlungen am Schluſſe; wurde nicht fortgeſetzt und iſt gleichſam nur der Vorläufer des Hauptwerks: *Hist. de Fr. depuis l'établissement de la monarchie fr. dans les Gaules; dediée au roy. Par.* 1713. Vol. III. fol. *Amst.* 1720—1725. Vol. VII. 4. mit Kupf. *Par.* 1722. Vol. X. 4. *Amst.* 1725. Vol. VI. 4. *Par.* 1728. Vol. X. 4. reicht bis 1610. *Amst.* 1742. Vol. XVI. 12.; neueſte und beſte Ausgabe mit Fortſetzung bis 1715, *augm. de notes, de dissertatt. crit. et hist., de l'hist. du Louis XIII., et d'un journal de celui de Louis XIV., et ornée de plans, de cartes geogr. et de vignettes, representant de medailles et de monnoyes de chaque regne (par le pére Griffet, Jesuite* † 1775). *Par.* 1755—1757. Vol. XVII. 4. *Amst.* 1755—1758. Vol. XXIV. 12.; dieſe Amſterdam. Ausgabe iſt geſchätzter und weniger gemein. Teutſch (von Oſterländer und Wolfg. Jäger): Nürnberg 1756—1763. 16 Bde. 4. Bei allen Bänden der neueſten Griffet'ſchen Ausgabe finden ſich viele Abhandlungen oder Excurſe über einzelne wichtige Gegenſtände 3). Dieſes große Geſchichtswerk hat, nicht unverdient, vielen Tadel erfahren, und beſonders haben Lenglet-Dufresnoy, Voltaire 4), Mably, Millot, Longuerue und Boulainvilliers die Unvollkommenheiten und Fehler deſſelben um ſo ſtrenger gerügt, je weniger Daniel ſeinem verdienten Vorgänger Mezerai in ſeinen *Observations critiques sur l'hist. de France écrite par Mézerai. Par.* 1700. 12. Gerechtigkeit widerfahren ließ. Daß er die Geſetze gekannt habe, wie ein Geſchichtswerk und beſonders die Geſchichte von Frankreich bearbeitet werden müſſe, beweiſt die allen Ausgaben ſeines Werkes vorgeſetzte ausführliche Vorrede; daß er ihnen aber nicht Genüge geleiſtet, beweiſt die eigene Arbeit. Es iſt eigentlich eine in Heften geſchriebene Geſchichte, deren Verfaſſer, indem er ſich unparteiiſch ſtellt, die Annalen der Nation verfälſcht, den Reiz zerſtört, den gleichzeitige Schriftſteller über das ehrenvolle Andenken an das

---

1) Flögels Geſchichte der komiſchen Literatur. 2. Bd. 605.

2) Schröckhs Kirchengeſch. ſeit der Reformation. 6. Th. 582. Stäudlins Geſch. der theol. Wiſſenſchaften. 1. Th. 439 ff.

3) Sie ſind verzeichnet in Meuſels bibl hist. Vol. VII. P. 1. 61 sq.

4) Dieſer ſagt (Siécle de Louis XIV. ed. Beaumarch. T. XX. p. 88.) unter andern: On lui a reproché que sa diction n'est pas toujours assez pure, que son style est trop faible, qu il n'interesse pas, qu'il n'est pas peintre, qu'il n'a pas assez fait connoitre les usages, les moeurs, les loix; que son histoire est un long détail d'opérations de guerre, dans lesquelles un historien de son état se trompe presque toujours. Boulainvilliers wollte in Daniels Geſchichtswerk prés de dix mille erreurs gefunden haben. Andere Urtheile in den Actis erudit. a. 1698. p. 153—160. a. 1714. p. 212—218. Bibl. choisie T. XXVII. p. 1. Bibl. anc. et mod. T. XIV. 230. T. XII. 168. Lenglet-Dufresnoy T. XII. 112. De Fontette T. II. 54. Meusel l. c. 58—65. Vol. IX. P. II. 33. Deſſen Geſch. von Frankr. Vorr. zum 1ſten Bande. Wachlers Geſch. der hiſtor. Forſch. 2. Bd. 1ſte Abth. 145.

alte Frankreich verbreitet hatten, und der ſichtbar bemüht iſt, alles ſo zu ſchildern, wie es dem Hofe und den großen Familien des Reichs angenehm iſt, ja der ſich ſogar nicht entblödet, um der Maintenon zu gefallen, zu beweiſen, daß Baſtarde zu allen Zeiten den franzöſiſchen Thron beſtiegen haben. Von den Päpſten und Heinrich IV. ſpricht und urtheilt er als Jeſuit, und was den Proteſtanten zum Vortheil gereicht, übergeht er entweder mit Stillſchweigen, oder ſtellt es in ein ungünſtiges Licht, und hält die Verfolgung der Ketzer für verdienſtlich. Die Quellen hat er zwar hie und da zu Rathe gezogen, aber oft folgt er auch ohne Prüfung neuern, zum Theil unſichern Führern, und während er in der neuern Geſchichte mit rhetoriſcher Schwatzhaftigkeit von Schlachten, Belagerungen und Scharmützeln redet, läßt er Gegenſtände von gemeinnütziger Wichtigkeit (Geiſtesentwickelung, Geſetze, Sitten, Gebräuche u. ſ. w.) unberührt. Beſſer als das große Werk iſt der vom Verfaſſer ſelbſt veranſtaltete *Abrégé de l'hist. de France, depuis l'établissement de la monarchie fr. dans les Gaules, jusqu'à la mort de Henri IV. Par.* 1722. Vol. III. 4. oder Vol. IX. 12. Ib. 1724. Vol. IX. 12. Ib. 1727. Vol. VI. 4. mit einer ſchlechten Fortſetzung *jusqu'à la mort de Louis XIV. en* 1715 (*par le père Dorival, Jesuite*). Ib. 1751. 12. Beifall fand und verdiente ſeine *Histoire de la milice françoise et des changements qui s'y sont faits. Par.* 1721. Vol. II. 4. mit Kupf., im Auszuge *par Allatz.* Ib. 1773; 1780. Vol. II. 12. Am *Journal du Trevoux* war Daniel ein ſehr fleißiger Mitarbeiter [5]). (*Baur.*)

DANIEL, Christian Friedrich, praktiſcher Arzt zu Halle, geb. den 13. Dec. 1714 zu Sondershauſen, wo ſein Vater Landſchaftsrath und Oberbürgermeiſter war. Er ging 1733 auf die Hochſchule nach Jena und 1735 nach Halle, wo er 7 Jahre mit dem berühmten Arzte Friedrich Hofmann als Hausgenoſſe, Beſorger ſeiner Correſpondenz und Theilnehmer an ſeinen praktiſchen Arbeiten in den vertrauteſten Verhältniſſen lebte. Er erwarb ſich durch die ohne Vorſitz vertheidigte *Dissertat. de specialissima medendi methodo, omnis felicis curationis fundamento. Hal.* 1742. 4. die medizinische Doctorwürde, war ſeitdem in Halle ein ſehr geſchätzter Praktiker und ſtarb daſelbſt 1771 mit dem Charakter eines Schwarzburg-Sondershauſenſchen Hofraths. Als Schüler Hofmanns und deſſen Grundſätzen folgend ſchrieb er: Beiträge zur medizinischen Gelehrſamkeit. Halle 1748 — 1755. 3 Theile. 4., in denen außer Krankengeſchichten viele diätetiſche und andere gemeinnützige Sachen vorkommen. Aus ſeinem Nachlaſſe gab ſein Sohn eine Samlung medizinischer Gutachten und Zeugniſſe, Leipzig 1776; Anh. 1777. 8. mit Kupfern heraus, die hauptſächlich die pathologiſche Anatomie und die gerichtliche Arzneikunſt zum Gegenſtande haben [1]). — Sein genannter Sohn, ebenfalls Chriſtian Friedrich, war zu Halle den 30. November 1753 geboren. Nachdem er daſelbſt die medizinische Doctorwürde erhalten hatte, lebte er in ſeiner Vaterſtadt als ein geſchätzter Praktiker, bis er den 28. September 1798 ſtarb. Seine Schriften enthalten manche gute neue Bemerkungen, aber auch viele unhaltbare Hypotheſen, namentlich ſein Verſuch einer Theorie der wichtigſten Beobachtungen aus der Naturlehre, die man zum Theil durch fixe Luft oder fette Säure zu erklären bemüht war. Halle 1777. 8., denn die Theorie, welche er aufſtellte, war ebenſo unhaltbar, als diejenige, welche er beſtritt. Ganz originell, und von einer gewiſſen Seite ſehr empfehlenswerth war ſein *Systema aegritudinum, conditum per nosologiam, pathologiam, symptomatologiam, aetiologiae substructas. Lips.* 1781. Vol. II. 8. von ihm ſelbſt verteutſcht mit Anmerk. und Zuſätzen. Weißenfels 1794. 8., wodurch er ſich ein Verdienſt um die Noſologie zu erwerben ſuchte. Er ging dabei ganz von dem Unterſchiede aus, den die Alten zwiſchen Krankheit (νόσος) und Paſſion (πάθος) machten, allein die darauf gebaute Theorie iſt mehr ſcheinbar als begründet [2]). Auch ſeine Bearbeitung von Sauvages Noſologie (*Sauvages nosologia methodica, castigavit, emend. auxit. Lips.* 1790 — 1797. Vol. V. 8.) fand wenig Beifall. Sonſt ſchrieb er: *Commentatio de infantum nuper natorum umbilico et pulmonibus. Hal.* 1780. 8. Entwurf einer Bibliothek der Statsarzneikunde und medizin. Polizei. Halle 1784. 8.; eine brauchbare Bibliographie; u. e. a. [3]). (*Baur.*)

DANIEL, Stephan von Vargyas (ſp. Wardjaſch), königlicher Richter des Udvarhelyer Stuhles und Curator des reformirten Collegiums zu Enyed in Siebenbürgen, aus einer edeln adeligen Familie, welche in der Folge von der Königin Maria Thereſia in den Freiherrnſtand erhoben wurde, im J. 1684 geboren. Er gab folgende theologiſche Werke im Druck heraus: 1) *Monita paterna. Cibinii* (Hermannſtadt 1752. 8.). Enthält die Hauptgrundſätze der praktiſchen Theologie nach dem Lehrbegriff der helvetiſchen Kirche *). 2) *Variarum meditationum sacrarum miscellanea. Enyedini* 1759. 4. 3) *Azörök életre vezető egyenes út etc.* (Der gerade Weg zum ewigen Leben). Enyed 1764. Iſt gegen die Dogmen der Unitarier oder Socinianer gerichtet. 4) *Isten eleibe botsátott olázatos Könyörgéseknek gyakorlása.* (Übung in zu Gott gerichteten, demüthigen Gebeten). 1766. 8. — In der Handſchrift hinterließ er eine Beſchreibung ſeines Lebens und ſeiner Thaten. — Seine gelehrte Tochter Polyxena von Dániél, in der Folge an den Freiherrn Stephan Veſſelényi von Habad vermählt, war ſchon in ihrer Jugend vieler gebildeten und gelehrten Sprachen, namentlich der lateiniſchen und griechiſchen, kundig, aber zugleich eine Freundin ihrer magyariſchen Mutterſprache, und beſchäftigte ſich gern mit

---

5) Eloge im Mercure de Fr. Aout 1728. p. 1775 — 1779. Eloge de quelques aut. franç. (de Mr. Joly). p. 401 — 427. Lamberts Geſch. d. Reg. Ludwigs XIV. 2. Bd. 150. Sein Leben von Griffet vor der Ausgabe von 1755.

1) Börners Leben ber. Ärzte. 3. Bd. 200. 443. 634. Meuſels Lex. der verſt. Schriftſteller. 3. Bd.

2) Sprengels Geſch. der Arzneik. 5. Th. 559. 3) Meuſel a. a. O.

*) Dieſe Schrift veranlaßte ſein Sohn, der durch unvorſichtige Behandlung eines Gewehrs ſich den rechten Arm verwundete

Lectüre und Schriftſtellerei. Sie überſetzte die lateiniſch geſchriebene Ethik des reformirten Predigers und Profeſſors Benedict Pictet zu Genf in die magyariſche Sprache und ließ ſie unter dem Titel „*A' Keresztény Ethikának summás veleje*" (ſummariſcher Inbegriff der chriſtlichen Ethik) zu Klauſenburg 1752 in Octav drucken. Auch gab ſie eine magyariſche Überſetzung des lateiniſchen Werkes ihres Vaters *Paterna Monita* im Druck heraus. (*Rumy.*)

DANIEL, Pedler und Arrowsmith, ſind die Namen von drei Inſeln, welche eine Gruppe der Ralikkette im Mulgrave-Archipel bilden. Sie wurden von Gilbert unter 7° 19′ n. Br. und 172° 30′ öſtl. von Gr. geſehen und benannt. Die Straße zwiſchen den beiden letzten Inſeln führt auf den Charten den Namen Fordyce Paſſage. (Haſſel Erdbeſchr. v. Auſtralien. Weim. 1825. S. 593.) (*H.*)

DANIELE, S., ein mit Villanova verbundener großer Flecken und Gemeinde in dem gleichnamigen Diſtricte der Provinz (Delegation) Friaul des venedigſchen Gouvernements, mit einem königl. Diſtricts-Commiſſariate, Prätur, Gemeindedeputation, Salz- und Tabaksverſchleiß und Briefſamlung des Poſtinſpectorats Udine, 1 Pfarre und 5 Nebenkirchen, 2 im freien Felde gelegenen Kirchen, 9 Oratorien und Kapellen, und 3573 Einw., welche lebhaften Kornhandel treiben. Es liegt theils an einer Anhöhe, theils in der von dem Corno und Repudio durchſchnittenen Ebene unweit des Tagliamento und außer demſelben gehören zu dem Diſtricte die Gemeinden: 1) Colloredo di mont' Albano, aus dem gleichn. Dorfe, mehren Frazionen und Villen mit 4 Pfarr- und mehren Nebenkirchen und Oratorien beſtehend. Das Dorf iſt der Sitz der Gemeindedeputation und Stammort des gleichn. berühmten Geſchlechts (ſ. Thl. XVIII. S. 285.). 2) Coseano, mit Vorſtand und 1 Pfarrk. und 3 Oratorien in dem gleichn. Dorfe; außerdem gehören zu derſelben noch mehre unbedeutende Dörfer (Villaggi) mit 1 Pfarr- und mehren Nebenkirchen und Oratorien. — 3) Dignano. 4) Fagagna. 5) Majano. 6) Moruzzo. 7) Ragogna. 8) Rive d'Arcano. 9) S. Odorico. 10) S. Vito di Fagagna. (Vergl. die einz. Art. — Nach Haſſel Erdbeſchr. d. öſtr. Kaiſerth. Weim. 1819. S. 736 und Cruſius topogr. Poſtlex. III. Suppl. II. Abth. Wien 1828.) (*Leonhardi.*)

DANIELE, Francesco, Geſchichts- und Alterthumsforſcher, geboren den 11. April 1740 zu St. Clement bei Caſerta im Neapolitaniſchen. Da er ſich als gelehrter Forſcher im Gebiete der Geſchichte und Archäologie rühmlich bekannt machte, ſo wurde er 1778 Hiſtoriograph des Königs von Neapel und 1787 beſtändiger Secretair der berühmten herkulaniſchen Akademie, deren Beſtimmung war, die zu Herkulanum und Pompeji gemachten Entdeckungen bekannt zu machen. Dieſem Geſchäfte widmete er ſich mit ſo viel Einſicht und Thätigkeit, daß ihn nicht nur die meiſten italiäniſchen gelehrten Geſellſchaften, ſondern auch die königl. Societäten zu London und St. Petersburg unter ihre Mitglieder aufnahmen, und der Malteſerorden ihn 1782 zu ſeinem Hiſtoriographen ernannte. Als er 1799, bei der Rückkehr des Königs von Neapel in ſeine Staten, aus welchen ihn die Franzoſen vertrieben hatten, einige ſeiner Freunde der königl. Rache durch Fürſprache entziehen wollte, machte er ſich verdächtig, wurde ſeiner Ämter und Würden entſetzt und dem Elende Preis gegeben. Erſt nach der Thronbeſteigung des Königs Joſeph im Jahre 1806 verbeſſerte ſich ſeine Lage; er erhielt eine Penſion, wurde Director der königl. Druckerei und beſtändiger Secretair der neugeſtifteten Akademie der Geſchichte und der Alterthümer. Die Wiederkehr ſeines Glückes wurde aber durch eine langwierige Krankheit getrübt, welche am 13. November 1812 ſeinen Tod zu St. Clement zur Folge hatte. Das Wichtigſte, was dieſer, auch von Seiten ſeiner Humanität und Wohlthätigkeit allgemein verehrte, gelehrte Forſcher unter ſeinem Namen herausgab, beſteht in Folgendem: Alcuni monumenti del museo Caraffa. Nap. 1778. 4. m. Kupf.; höchſt ſelten, weil nur 12 Exemplare abgezogen wurden. Le Forche Caudine illustrate, con due appendici. Caserte 1778; ed. II. Nap. 1811. fol. m. Kupf.; damit ſind zu verbinden ſeine Osservazioni sulla topotesia delle Forche Caud. im Journal von Piſa 1779. I regali sepolcri del duomo di Palermo riconosciuti ed illustr. Nap. 1784. fol. Constitutiones Regum R. Siciliae mandante Friderico II. cum graec. vers. Ib. 1786. fol. Monete antiche di Capua con alcune brevi osservazioni. Ib. 1802. 4. m. Kupf. Mit gehaltreichen Zuſätzen verſah er die zweite Ausgabe der Cronologia della famiglia Carracciolo di Franc. de' Pietri. Nap. 1805. 4., und war der erſte Herausgeber folgender Werke, die er mit lehrreichen Vorreden begleitete: Ant. Thylesii opp. Nap. 1762. 8. Ejusd. carmina et epistolae. Ib. 1808. Opuscoli di Marco Mondo. Ib. 1763. Joan. Baptistae Vici latinae orationes. Ib. 1766 [*]). (*Baur.*)

DANIELETTI, Daniele, geb. 1752, geſt. 1822 als Profeſſor der Baukunſt an der Univerſität zu Padua. Er war ein Schüler von Cerato und hatte zu ſeiner Ausbildung, da er Vermögen beſaß, die merkwürdigſten italiäniſchen Gebäude beſichtiget. In allen nach ſeinen Entwürfen ausgeführten Bauen iſt das Äußere dem Zwecke oder der innern Beſtimmung aufgeopfert. Geſchätzt werden ſeine Elementi di architettura civile wegen der Klarheit des Vortrags und der erläuternden Kupfertafeln. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DANIELLI, Stephan, Arzt, zu Butrio im Bologneſiſchen 1656 geboren, ſtudirte zu Bologna, erhielt daſelbſt einen mediziniſchen Lehrſtuhl, war als Praktiker und Leibarzt mehrer Kardinäle ſehr berühmt und ſtarb nach 1731. Seine Schriften haben wenig Eigenes und ſind nicht frei von Einſeitigkeit und Parteilichkeit. Animadversio hodierni status medicinae practicae. Ven. 1709. Supplem. 1719. 8. Vita praeceptoris sui J. H. Sbaraleae. Bonon. 1710. 4. Raccolta di questioni intorno a cose di botanica, notomia, filosofia e medicina, agitate tra il Malpighi e lo Sbaraglia. Ib. 1723. 8. — Seine einzige Tochter Laura zeichnete ſich als gelehrte Kennerin der Sprachen, Philoſophie und Geometrie aus, und gab davon öffentlich Beweiſe, die ihr große Ehre brachten †). (*Baur.*)

---

[*]) Vita di Fr. Daniele, mit ſeinem Portrait, von J. Caſtaldi. Biogr. univ. T, X, (von Guillon). Eberts bibliogr. Lex.

DANIELSBERG, Berg in Oberkärnthen, im Möllthal. Auf der Felſenkuppe deſſelben ſieht man noch eines der älteſten römiſchen Denkmäler, einen Tempel des Herkules, der aber gegenwärtig zum chriſtlichen Gottesdienſte geweiht und eingerichtet iſt. Die Gegend umher iſt ſchauerlich wild und erhaben, wie das ganze Thal. (*Rumy.*)

DANIELSEN, Erasmus, Rector der Stadtſchule zu Kiel ſeit 1778, und ſeit 1791 Honorar-Profeſſor der Philoſophie, geb. zu Eckenis, Kirchſpiel Bohem in Angeln den 21. April 1745, geſt. im März 1809. Seine anonym erſchienenen Schriften: Wahre Philoſophie des Chriſtenthums für Jedermann. Kiel 1775. 8., und: Auch etwas über Wahrheit, Denken und Lehren. Hamb. 1777. 8. ſind vergeſſen. Mehr Beifall fanden und verdienten ſeine Erklärung der im Schlesw.-Holſt. Landeskatechismus enthaltenen Religionslehren. Kiel 1780; 1792. 8. (im moraliſchen Theile ſehr brauchbar); Taſchenbuch über die Richtigkeit der teutſchen Sprache im Sprechen und Schreiben. Eb. 3 Th. 1795; 1799. 8. Elementarbuch der lat. Sprache. Eb. 1802. 8. Viele Programme *). (*Baur.*)

Daniels-Island, eine der Bermudas (ſ. d.).

DANIELSVILLE, Hauptort der Grafſchaft Madiſon des nordamerikan. Freiſtates Georgia, mit 1 Poſtamte. (*H.*)

DANILOW, ſeit 1780 eine Kreisſtadt in dem ruſſiſchen Gouvernement Jaroslaw an der Pelenda, unter dem 58. Gr. 16 Min. der n. Br. und dem 58 Gr. 20 Min. der ö. L., in einer mit Wäldern und Bergen umgebenen Gegend, 9¼ Meile von Jaroslaw. Sie enthält 368 hölzerne Wohnhäuſer, einen Kaufhof mit 115 Buden, 2 Kirchen, an 1800 Einwohner, 3 Lichtgießereien, 3 Wachsſchmelzereien, 2 Färbereien, 3 Schmieden, 1 Armenhaus und 1 Kreisſchule. Der Kram- und Victualienhandel iſt unbedeutend. Der Umkreis der Stadt hat meiſtens unebenen Boden, die Fruchtbarkeit aber iſt gering, denn man erntet in der Regel nicht mehr als das dritte Korn; auch hat er viele, zum Theil große Seen, welche Hechte, Barſe, Schleien, Karauſchen, Weißfiſche und Kaulbarſe enthalten. (*Petri.*)

DANILOWA, ein in Rußland berühmtes Mönchs- und Nonnenkloſter im Gouvernement Olonetz, am See Wyg, mit dem ebenfalls zwiefachen Kloſter Lekſa, 3 Meilen davon. Beide gehören den Altgläubigen oder Starowerzen und werden von mehr als 100 Mönchen und gegen 1000 Nonnen, alten abgelebten Perſonen, und noch von 300 Meiſtern und Gewerksleuten bewohnt; denn Mönche und Nonnen treiben hier mit Beihilfe dieſer Arbeiter eine Menge Gewerbe, Ackerbau, Viehzucht und Handel, unterhalten 2 Stutereien, ſchicken Leute nach Spitzbergen auf den Fang von Rennthieren, Wallroſſen, Seehunden, weißen Bären, blauen und weißen Füchſen; kurz, ſie theilen ihr Leben zwiſchen Gebet und raſtloſer Thätigkeit, die ihnen hier zur Friſtung ihrer Tage nothwendig iſt. Innerhalb des Kloſters iſt eine Lederfabrik zu Juchten und Sohlen, und nahe dabei eine Kupferſchmelzhütte, worin Heiligenbilder von Kupfer geſchmelzt, polirt und emaillirt werden. Jedes Kloſter hat ſein eigenes, beſonderes Lazareth. Überhaupt iſt die Einrichtung dieſer 4 Klöſter im Ganzen gut, lobenswerth und ſehenswürdig. Sie werden häufig von Andächtigen ihrer Secte beſucht. (*Petri.*)

DANISCHMEND, d. i. Wiſſender. So heißen bei den Osmanen die Studirenden der dritten und höchſten Klaſſe in den Medreſſe oder Collegien für Studirende. Den Damiſchmenden ſteht es frei, ſich dem Stande der Richter (Kadi), oder der bloßen Geſetzgelehrten (Mufti), oder der Prieſter (Imame) zu widmen. (S. Türkei; Lehrſtand.) (*H.*)

DANKBARKEIT iſt eine Tugend, welche öfter geprieſen und gefodert, als in Ausübung gebracht wird. Sie beſteht in vollkommener Einſicht und Schätzung des Guten, was uns zu Theil geworden, und einem daraus hervorgehenden Gefühl der Verpflichtung gegen diejenigen, welche wir als Urheber dieſes Guten betrachten müſſen. Eine ſolche Einſicht ſcheint nun ungemein leicht und das dieſelbe begleitende Gefühl allen lebenden Weſen ſo natürlich, daß wir ſogar bei Thieren aus bloßer Empfindung und Erinnerung empfangener Wohlthaten eine dankbare Zuthätigkeit gegen ihre Pfleger und Wärter hervorgehen ſehen. Um ſo auffallender iſt die Erſcheinung des Undanks unter den Menſchen, welche nach dem Urtheile der Menſchenkenner ganz allgemein gefunden wird und ſich in dem bekannten Sprüchwort ausdrückt: „Undank iſt der Welt Lohn.“

Urſprüngliche Quelle der Undankbarkeit iſt der Hochmuth, welchen die Menſchen vor den Thieren voraus haben. Eine Überſchätzung ſeiner ſelbſt und ſeiner Perſönlichkeit, welche den Hochmüthigen begleitet, will alles Gute, was ihm zu Theil wird, nur ſeiner eignen Kraft und Vortrefflichkeit, nicht den Umſtänden, nicht einer Beihilfe anderer Weſen zuſchreiben. Geſetzt auch, es wäre in manchem Falle unverkennbar, die fremde Hilfe habe genutzt, ſo erweckt dies dem Hochmüthigen eine unangenehme Empfindung, die er durch die Vorſtellung zu entfernen ſucht, jener fremde Dienſt ſei Schuldigkeit von Seiten der andern geweſen und verpflichte deswegen zu nichts. Ein Gefühl der Abhängigkeit, welches denjenigen begleitet, der Wohlthaten empfängt, iſt dem Hochmüthigen läſtig, er ſucht lieber den ganzen Gedanken an das Geſchehene aus ſeiner Erinnerung zu tilgen und iſt am wenigſten geneigt, etwa durch Handlungen ſeinen Dank zu beweiſen und dadurch die Erinnerung aufzufriſchen. Weswegen denn in allen ſolchen Fällen Ermahnungen zur Dankbarkeit, zu einer ſo natürlichen und allgemein geprieſenen Tugend, ihren Zweck gänzlich verfehlen und meiſtens mit Härte von der Hand gewieſen werden. Oft auch, um ſich noch leichter von Verbindlichkeiten loszuſagen, pflegt ein undankbarer Hochmuth den Werth der Wohlthaten zu verkleinern, als ſeien ſie mit der Abſicht erwieſen worden, recht viel Dank dafür zu empfangen, alſo eigennützig, mithin einer ehrenden Aufmerkſamkeit unwürdig. Es läßt ſich einſehen, daß bei einer ſolchen Stimmung des Hochmuths die Größe der erwieſenen Wohlthaten gar keinen Unterſchied macht für die Erweckung des dankbaren Gemüths, ſondern daß bei einer Steigerung des Guten, was jemand empfängt, auch ſeine Undankbarkeit ſtets zunehmen und die zu erwartende Tugend immer mehr verſchwinden kann.

---

†) Mangetti bibl. scriptor. medicor. — Biogr. univ. T. X. (von Chaumeton).

*) Kordes Lex. der Schlesw.-Holſt. Schriftſt. 71.

Nach religiöſer Überzeugung iſt die Menſchheit ſtets zum Danke gegen die Gottheit verpflichtet. Leben, Daſeyn, jegliches Gute und jegliche Freude ſind dem abhängigen Menſchen vom Schöpfer urſprünglich zu Theil worden. Wirklich ſtammte in allen religiöſen Gebräuchen, ſelbſt den unvollkommenern, ſehr vieles aus dieſer Quelle, und auf den Altären, welche zur Ehre der Gottheit errichtet ſind, werden die Dankopfer nicht fehlen. Im Chriſtenthum, welches die höchſte Güte und Weisheit Gottes lehrt, und daß ſelbſt die Übel des Lebens zur Prüfung, Beſſerung und Läuterung gehören, ſonach mit Ergebung vom Geſchöpfe zu tragen ſind, iſt der eigentliche Gottesdienſt ein immerwährender Dank, eine fortwährende Richtung des frommen Gemüths zu dem Geber alles Guten und ſeiner weiſen Vorſehung. Daher behaupten die Theologen mit Recht, der Hochmuth ſei Sünde, denn er zerſtört die religiöſe Geſinnung, lehnt ſich auf gegen den Willen des Allmächtigen und läßt die Tugend der Dankbarkeit verſchwinden. Mit ihr daher ſteigt und fällt das Preiswürdige der chriſtlichen Überzeugung und die daraus erwachſende ſchöne Harmonie des gläubigen, gottſeligen Bewußtſeyns.

Nicht minder iſt der Menſch vom Anbeginn ſeines irdiſchen Lebens an die Hilfe und Pflege ſeines Geſchlechts gewieſen, empfängt Wohlthaten von ſeines Gleichen, von der geſamten bürgerlichen Geſellſchaft, noch ehe er ſie vollſtändig zu empfinden und zu würdigen weiß. Beſonders werden die Kinder nie genug die Liebe ihrer Eltern, und was dieſe für ſie gethan, anerkennen und ſich davon durchdrungen fühlen mögen. Aber auch Verwandte, Freunde, wohlwollende Mitbürger und Genoſſen in engern und weitern Kreiſen haben ſtets großen Antheil an jeglichem Guten, welches der Menſch im Laufe der Tage erfährt. Eine lebendige Verpflichtung zum Danke, fern von Gleichgiltigkeit und roher Beſeitigung, wird daraus hervorgehen und in höherem oder geringerem Maße das Band befeſtigen, welches die Menſchen an einander knüpft, ſo daß die Tugend der Dankbarkeit als eine der weſentlichſten Grundlagen menſchlicher Geſellſchaft und ihres Zuſammenhangs betrachtet werden darf.

Wo Hochmuth und Egoismus dieſe Verhältniſſe auflöſen, da bringt eine ausgeartete Religion Unſegen, und das Erlöſchen der Tugenden Fluch. (*Köppen.*)

DANKELMANN (nach älterer Schreibart Danckelmann), Eberhard Christoph Balthasar, Freiherr von, wurde im Jahr 1643 den 13. November ältern (23. Nov. neuern) Styls zu Lingen geboren. Sein Vater, Sylveſter von Dankelmann, brandenburgiſcher und oraniſcher Rath, Landrichter und Sograf der Grafſchaft Lingen, zur reformirten Kirche gehörend, lebte mit ſeiner Gattin Beata von Dierenthal funfzig Jahre in der Ehe und erzeugte ſieben Söhne, von denen Eberhard der vierte oder mittelſte war. Er ſtudirte in Utrecht, wo er nach einigen Nachrichten ſchon im 12. Jahre eine Diſputation de Jure emphyteutico hielt, machte nach vollendeten Studien Reiſen, wurde dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg bei deſſen Anweſenheit in Holland als ein rechtſchaffener, gebildeter und thätiger junger Mann bekannt und von ihm 1663 nach Berlin berufen, um unter der Aufſicht des Oberpräſidenten von Schwerin den damals ſechsjährigen Markgrafen Friedrich, welcher ſpäterhin Kurprinz und erſter König von Preußen wurde, zu erziehen. Er flößte ſeinem Zögling die Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften ein, welche ihn vor vielen Fürſten auszeichnete, und erwarb ſich überhaupt in ſeinem Poſten den vollen Beifall des Kurfürſten, der ihn daher ſchon 1665 zum Titularrath, 1669 zum halberſtädtiſchen Regirungsrath, 1676 zum geheimen Rath bei der Regirung von Cleve und Mark und ſpäter zum geheimen Kammer- und Lehnsrath ernannte, ihm die Entlaſſung aus ſeinem Dienſte, welche Dankelmann mehrmals nachſuchte, nie gewähren mochte und einſt dabei äußerte: „er müſſe bei ſeinem Sohne bleiben, weil niemand ihn ſo ſicher vor Verführung bewahren könnte.“ Er behielt daher auch nach beendigter Erziehung ſeine Anſtellung bei dem Prinzen als geheimer Secretair und vertrauter Rathgeber, und erwarb ſich neben der Achtung zuletzt auch durch die vielen Beweiſe ſeiner Treue die Zuneigung deſſelben. Er verwendete ſein eigenes kleines Vermögen, um die äußere Lage des Prinzen zu erleichtern, dem es durch die Schuld ſeiner Stiefmutter, der Kurfürſtin Dorothea, oft an den nöthigen Geldmitteln fehlte, und ſtand ihm in Gefahr und Unglück als ein vorſorgender und rettender Freund zur Seite. Als der Kurprinz 1679 bei dem berühmten Winterfeldzuge ſeines Vaters gegen die Schweden in Folge der ausgeſtandenen Beſchwerden ſehr hart erkrankte und von der Dienerſchaft bereits aufgegeben und deshalb läſſiger gewartet wurde, pflegte er ihn mit Gefahr ſeiner eigenen Geſundheit und trug dadurch das meiſte zur Rettung ſeines Lebens bei, welches der Kurprinz auch ſelbſt anerkannte. Er begleitete ihn, als er ſich bald nachher aus Furcht vor den Nachſtellungen ſeiner Stiefmutter nach Kaſſel flüchtete. Pöllnitz erzählt noch einen zweiten Fall, wo Dankelmann das Leben des Prinzen durch ein ſchnell gereichtes Gegengift gerettet haben ſoll, als dieſer nach dem Genuſſe einer Taſſe Kaffee bei ſeiner Stiefmutter plötzlich mit den Zeichen der Vergiftung erkrankte. Im J. 1683 vermochte er den Kurfürſten, ſeinem Sohne 30000 Thaler an ſpaniſchen Subſidiengeldern und Staßfurthiſchen Salzkoſten zu überlaſſen und nahm das Gut Marzahn, welches ihm der Prinz aus Dankbarkeit ſchenken wollte, nicht an. Als daher der Prinz am 29. April 1688 zur Regirung kam, ließ er ſich die Belohnung ſeines geweſenen Erziehers und Lebensretters vor allem angelegen ſeyn, erhob ihn zu den höchſten Ehrenſtellen, legte das Steuer der Regirung beinahe ausſchließlich in ſeine Hände, und unternahm auch in ſeinen Privatangelegenheiten nichts ohne ſeinen

Rath. Bereits am 20. Mai 1688 wurde er zum geheimen Stats- und Kriegsrath, 1692 aber zum Präſidenten der Regirung zu Cleve ernannt, auch erhielt er in dem letzten Jahre das Indigenat in Preußen nebſt mehren Gütern. Im J. 1695 ernannte ihn der Kurfürſt bei offener Tafel zum Premierminiſter und Oberpräſidenten, eine Würde, deren Annahme Dankelmann anfangs verweigerte. Ebenſo lehnte er den ihm vom Kaiſer Leopold angetragenen Reichsgrafenſtand und die Grafſchaft Spiegelberg, die ihm der Kurfürſt Behufs der Annahme dieſer Würde erkaufen wollte, ab. Dafür wurde er in demſelben Jahre 1695 ſamt ſeinen Brüdern in den Reichsfreiherrnſtand erhoben, und erhielt für ſich und ſeine Nachkommen die Erbpoſtmeiſterwürde, im folgenden Jahre 1696 aber die Hauptmannſchaft zu Neuſtadt an der Doſſe. Sein Anſehn und ſein Einfluß gewannen noch einen Zuwachs dadurch, daß er ſeine ſechs Brüder, ſämtlich brauchbare und verdiente Männer, zu bedeutenden Ämtern erhob und in verſchiedenen Provinzen an die Spitze der Verwaltung ſtellte. Der erſte, Johann, war geheimer Rath, Reſident im weſtphäliſchen Kreiſe und Präſident der afrikaniſchen Compagnie in Emden; der zweite, Thomas Ernſt, geheimer Rath und kurbrandenburgiſcher Envoyé Extraordinaire am Londoner Hofe, auch königl. engliſcher Rath und Landrichter zu Lingen; der dritte, Sylveſter Jakob, wirkl. geh. Statsrath, Kammergerichts- und Conſiſtorialpräſident; der vierte, Daniel Ludolph, wirkl. geh. Statsrath und Generalkriegscommiſſarius; der fünfte, Nicolaus Bartholomäus, wirkl. geh. Rath, Kammerpräſident in Magdeburg und Envoyé Extraordinaire bei dem Kaiſer; der ſechſte endlich, Wilhelm Heinrich, geheimer Rath und Kanzler in dem Fürſtenthume Minden. Der alles überwiegende Einfluß, den dieſe Familie durch eine ſeltene Begünſtigung des Glückes zu haben ſchien und in der Hauptſache auch wirklich hatte, machte um ſo mehr den Neid und die Mißgunſt der Hofleute rege, da der Charakter des Oberpräſidenten nicht geeignet war, ſich vorzugsweiſe Liebe zu erwerben. Längere Zeit aber wagte dieſer Neid ſich nur durch ein heimliches Murren oder ein witzelndes Geſpött zu äußern, womit man dies ſogenannte brandenburgiſche Siebengeſtirn verfolgte, und er fand nur darin einige Befriedigung, daß der frühe Tod des dritten Bruders, Sylveſter Jacob, am 5. Auguſt 1695, in dem ſeltenen Bruderverein eine Lücke machte. Das Anſehen des Oberpräſidenten ſchien um ſo mehr gegen jeden Angriff geſichert, da er das Zutrauen ſeines Herrn durch ſeine Verwaltung rechtfertigte und ſich um den Stat nicht minder, als um die Perſon des Kurfürſten verdient machte. Ein kräftig emporſtrebender Geiſt war bei ihm mit einer gründlichen Einſicht in Statsſachen und einer raſtloſen Thätigkeit verbunden. Er kannte genau die damalige Lage Europa's und beſaß alle zu einem Statsminiſter erfoderlichen Eigenſchaften. Seine äußere Politik erhielt dem brandenburgiſchen Hofe das Anſehen und den Einfluß, wozu die Regirung des großen Kurfürſten den Grund gelegt hatte. Als Finanzminiſter ſuchte er Manufacturen und Fabriken durch Ertheilung von Monopolen zu heben, wobei die unter Friedrich Wilhelm dem Großen eingewanderten franzöſiſchen Reformirten beſonders begünſtigt wurden. Um den Ertrag der vorher ſehr ſchlecht benutzten Domainen zu erhöhen, ordnete er eine eigene Hofkammer an, woraus ſpäter ein Domainendirectorium wurde, und es gelang ihm, im Jahr 1697 aus ſämtlichen brandenburgiſchen Domainen, nach Abzug der Koſten, einen reinen Überſchuß von 847247 Thalern zu ziehen, den er jedoch noch höher zu ſteigern bedacht war. Das Mißverhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe, welches der große Aufwand des Hofes herbeiführte, ſuchte er möglichſt durch Beſchränkung der Ausgaben und durch Ordnung und Regelmäßigkeit in der öffentlichen Verwaltung auszugleichen. Da er aber, trotz ſeines großen Einfluſſes auf den Kurfürſten, doch den Hang deſſelben zu übermäßigen Ausgaben nicht zu zügeln vermochte, weil ihm dabei, außer der natürlichen Neigung des Fürſten, auch die Höflinge zu ſtark entgegen arbeiteten, ſo bemühte er ſich wenigſtens, dieſen Hang auf nützliche Gegenſtände zu leiten und beſonders zum Gedeihen der Künſte und Wiſſenſchaften zu benutzen. Die damalige Verſchönerung Berlins, die Akademien der Wiſſenſchaften und Künſte, die neugeſtiftete Univerſität Halle, die Ausſtattung der Bibliotheken und Kunſtkammern müſſen größtentheils auf ſeine Rechnung geſetzt werden. Mit welchen Augen Dankelmann die Bemühungen des Kurfürſten, ſeinem Hauſe die königliche Würde zu verſchaffen, betrachtet habe, ſcheint noch nicht außer allen Zweifel geſetzt. Nach der früher gewöhnlichen, von Pöllnitz in deſſen Memoiren unterſtützten Meinung hätte ſich Dankelmann dieſem Project des Kurfürſten widerſetzt, weil er den geſteigerten Aufwand fürchtete, den die Annahme der Königswürde herbeiführen mußte, und dieſer Widerſtand wäre die Hauptveranlaſſung ſeines nachherigen Falles geweſen. Dagegen ſtreitet der Umſtand, daß man dem Oberpräſidenten nach ſeinem Falle es zum Vorwurf machte, er habe den Kurfürſten zum König erheben wollen, wie dies namentlich die Miniſter von Fuchs und von Schmettau in ihren Gutachten über ihn thaten *). Vielleicht ließen ſich dieſe widerſprechenden Angaben durch die Annahme vereinigen, daß Dankelmann zuerſt gegen, ſpäter aber für die Königswürde geweſen ſei, wiewol auch dadurch bei weitem nicht alle Schwierigkeiten gehoben werden. Gewiß iſt, daß der plötzliche Fall Dankelmanns ſich auch ohne ſeinen angeblichen Widerſtand gegen den Lieblingsplan ſeines Herrn nur zu gut erklären läßt. Der Oberpräſident war kein geſchmeidiger Höfling, und ſein feſter, ſtolzer, durchgreifender Charakter paßte im Grunde nicht recht zu der Denkungsart eines Fürſten, der Nachgibigkeit verlangte oder doch wenigſtens mit Feinheit geleitet ſeyn wollte. Durch gerades; dreiſtes und häufiges Widerſprechen konnte er leicht Unluſt bei ſeinem Gebieter erregen; indeſſen würden ſolche Ausbrüche übler Laune die langjährigen, feſten Bande zwiſchen dem Fürſten und

---

*) S. die Schrift: Der königl. preuß. und kurfürſtl. brandenburgiſche wirkl. geh. Statsrath (von Klaproth und Cosmar). Berlin 1805. S. 253 u. 380.

ſeinem Miniſter ohne die Dazwiſchenkunft anderer Perſonen wol ſchwerlich gelöſt haben. Allein das Selbſtgefühl, welches Dankelmann beſelte, verleitete ihn zu einem Betragen, wodurch er ſich faſt alle Höflinge zu Feinden machte. Er war auffahrend, finſter und zurückſtoßend im Äußern, verließ ſich ganz auf ſeine Verdienſte, dachte nicht daran, ſich Freunde oder Creaturen zu verſchaffen und ließ ſeine Neider nur zu oft ſeine Überlegenheit und ſeine Verachtung fühlen. So bildete ſich im Stillen eine immer ſtärkere Partei gegen ihn, an deren Spitze einer der geſchmeidigſten Hofleute, der Baron von Kolbe ſtand, den Dankelmann zuerſt gehoben, dann aber durch geringſchätzige Behandlung ſeiner in der That verächtlichen, nach Herkunft und Denkungsart gemeinen Gattin gereizt hatte. Dieſe Frau, die, ohne Schönheit und Verſtand zu beſitzen, auf eine ſchwer zu begreifende Weiſe die beſondere Achtung des Kurfürſten erlangt hatte, wurde die Haupttriebfeder zu Dankelmanns Sturz. Im Verein mit ihr wirkte beſonders noch der Feldmarſchall Graf von Barfuß, ein Mann von nicht geringen militäriſchen und hofmänniſchen Talenten, zu ſeinem Nachtheil. Bei der immer zunehmenden Kälte des Kurfürſten beſchloß Dankelmann freiwillig das Feld zu räumen und verlangte ſeine Entlaſſung „weil er, bei dem merklichen Verfall ſeiner Geſundheit, Ruhe bedürfe und ſich den vielen und ſchweren Arbeiten ſeines Amtes nicht mehr gewachſen finde." Auf ſein wiederholtes Bitten erhielt er unter dem 27. November 1697 den Abſchied auf eine ehrenvolle Weiſe. Es wurde ihm darin ausdrücklich die Zufriedenheit des Kurfürſten mit ſeinen geleiſteten treuen Dienſten und ſeine fortwährende Huld und Gnade zugeſichert, und zum Beweiſe derſelben behielt er nicht allein den bisher genoſſenen Rang und Ehren, ſondern auch das Erbpoſtmeiſteramt mit den Einkünften, die Präſidentenſtelle bei der cleveſchen Regirung und die Amtshauptmannſchaft zu Neuſtadt an der Doſſe, nicht minder eine Penſion von zehntauſend Thalern und die Erlaubniß, ſie nach Belieben zu Berlin, zu Neuſtadt oder zu Cleve zu verzehren. Allein nach wenigen Tagen nahmen ſeine Angelegenheiten eine ſehr ungünſtige Wendung. Seine Feinde, die ſeinen unternehmenden Geiſt und die Rückkehr der Gunſt des Kurfürſten fürchteten, boten Alles auf, ihn noch tiefer zu ſtürzen, um den Bruch unheilbar zu machen; und es gelang ihnen. Man machte ihm den Vorwurf, er habe nach ſeiner Entlaſſung die in ſeinen Händen befindlichen Papiere über Landesangelegenheiten nicht richtig abgeliefert, gegen den erhaltenen ausdrücklichen Befehl mit fremden Miniſtern Gemeinſchaft gepflogen und auf andere Weiſe die ſeinem Herrn gebührende Achtung verletzt, und reizte den Kurfürſten dergeſtalt wieder ihn auf, daß er ihn anfänglich von Berlin nach Neuſtadt an der Doſſe verwies, bald nachher aber, am 10. December 1697, ihn durch den General von Tettau, Commandeur der Garde du Corps, arretiren und nach Spandau in Verwahrung bringen ließ. Seine Güter wurden in Beſchlag genommen und eine förmliche Unterſuchung gegen ihn eingeleitet. Ein Heer von 290 Klagepunkten ward gegen ihn aufgeſetzt und dieſe in ſieben Klaſſen getheilt, deren jede einer beſondern Commiſſion übergeben wurde. Dieſe Klagepunkte liefen auf Pflichtvergeſſenheit in ſeiner Amtsverwaltung, eigenmächtiges Anſichreißen aller Geſchäfte, Verdrängung anderer Statsdiener von den Geſchäften, Eingriffe in die Rechte des Landesherrn, verſchuldete Zerrüttung der Finanzen, Verſchwendung der Statseinkünfte, Verwahrloſung des Münzweſens, Berückſichtigung ſeines Privatintereſſes bei öffentlichen Verhandlungen und Vergleichen mit andern Höfen, Anſichreißen von Statsgütern, übertriebene Begünſtigung ſeiner Angehörigen, Unterdrückung der gegen ſie eingelaufenen Beſchwerden, Beſetzung der Ämter mit unwürdigen Subjecten, Hochmuth und ungebührliches Betragen gegen hohe Perſonen und andere Statsdiener und ähnliche Dinge hinaus. Sogar wegen verſuchter Goldmacherei wurde eine Beſchuldigung gegen ihn erhoben. Durchaus ungegründet waren dieſe Anklagen wol nicht, und die Sucht, allein zu regiren, der Vorwurf des Stolzes, ſowie manche Mißgriffe in der Finanzverwaltung können allerdings bei dem Oberpräſidenten nicht weggeläugnet werden. In der Hauptſache aber erſcheinen die gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen übertrieben und ungegründet, das Werk gehäſſiger Leidenſchaft. Dankelmann vertheidigte ſich mit aller Kraft, und die Theilnahme des Publikums ſprach für ihn, aber ſowol das eingefoderte Gutachten der einzelnen Statsräthe, als das Urtheil der zur Unterſuchung ſeines Prozeſſes beſonders niedergeſetzten Commiſſion fiel ungünſtig für ihn aus. Er wurde indeß ohne eigentliches Endurtheil zur lebenslänglichen, engen Verwahrung nach der Feſtung Peitz abgeführt, ſeine Güter eingezogen und er auch der bei ſeiner Entlaſſung ihm bewilligten Vortheile und ſeiner Penſion verluſtig erklärt. Auch ſeine damals noch lebenden fünf Brüder wurden anfangs ihrer Ämter entſetzt, erhielten ſie aber bald wieder, da keine Beſchuldigung an ihnen haften wollte, und verwalteten ſie bei noch vermehrter Achtung des Publikums fortan ungeſtört. Das Unglück vermochte Dankelmanns Geiſt und Muth nicht zu beugen, auch hatte er Freunde behalten, die fortwährend zu ſeinem Beſten arbeiteten. In die allgemeine Amneſtie, die der Kurfürſt bei ſeiner Gelangung zur Königswürde erließ, ſah er ſich nicht eingeſchloſſen; im J. 1702 aber wurde ihm, auf ſeine wiederholten Vorſtellungen, eine neue Unterſuchung ſeiner Sache bewilligt, ohne andern Vortheil für ihn, als daß er die Erlaubniß erhielt, ſich in der Entfernung einer halben Stunde von Peitz zu ergehen. Erſt im J. 1707 gab ihm der König, in der Freude über die Geburt ſeines erſten Enkels, auf die Vorbitte der Kronprinzeſſin, ſeine Freiheit wieder, doch ſollte er zu Cottbus wohnen und ſich der Reſidenz nicht über zwei Meilen nähern dürfen. Auch wurde ihm jetzt erſt aus ſeinem eingezogenen Vermögen eine jährliche Einnahme von zweitauſend Thalern bewilligt und ſein Anerbieten, auf einen Theil ſeiner Güter zu verzichten, wenn ſeine Unſchuld öffentlich anerkannt würde, nicht angenommen. Bei der Thronbeſteigung König Friedrich Wilhelms I. im J. 1713 hatte er die

Genugthuung, auf eine ehrenvolle Weiſe wieder an den Hof berufen zu werden, indem der neue König von ihm wichtige Aufſchlüſſe zu erhalten hoffte. Er entſprach indeß den Erwartungen des Königs wenig, und als ihm Friedrich Wilhelm demungeachtet ſeine vorigen Stellen wieder anbot, war Dankelmann, den eine zehnjährige Unthätigkeit den Geſchäften entfremdet hatte, verſtändig genug, die Gnade abzulehnen. Er ſtarb zu Berlin den 31. März 1722 im 79. Lebensjahre. Von ſeiner Gemahlin, einer Freiin von Morrien, die in ſeinem Unglück getreulich bei ihm aushielt, hatte er eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Seine beiden älteſten Söhne ſtarben ohne Erben, der eine als Reichshofrath, der erſte von der reformirten Kirche, zu Wien, der andere als Vicepräſident der Regirung zu Halberſtadt. Der dritte Sohn, heſſen-kaſſeliſcher Regirungsrath und Landdroſt zu Rinteln, hinterließ Erben. Vier ſeiner Töchter wurden an Perſonen von Stande verheirathet. Sein Haus hat dem preußiſchen State bis in die neueſte Zeit noch mehre Miniſter und Beamte gegeben*) (*Rese.*)

DANKERT oder DANCKERTS. Dieſes Namens gab es mehre Künſtler in Holland, wahrſcheinlich aus derſelben Familie. Als Haupt derſelben ſcheint anzunehmen zu ſeyn: 1) Cornelius, geb. zu Amſterdam 1561. Er widmete ſich der Kupferſtecherkunſt und verſtand Bildniſſe, Geſchichte und Landſchaften gleich geſchickt zu behandeln. Für ſeinen Kunſthandel, den er in Antwerpen errichtete, arbeiteten mehre geſchickte Künſtler ſeiner Zeit. Sein Sohn 2) Danckert Danckerts, geb. zu Antwerpen um 1600, trieb gleich ſeinem Vater den Kupferſtichhandel, ward aber auch ſelbſt ein geſchickterer Kupferſtecher. Durch die geſchickte Verbindung des Grabſtichels mit der Radirnadel erhielten ſeine Blätter viel maleriſche Wirkung, worin man zugleich den verſtändigen Zeichner erkennt, der den Geiſt des Originals aufzufaſſen verſtand, wie man in den Blättern findet, welche er nach Berghem und Wouwermanns ſtach. 3) Von deſſen Bruder, Peter, der auch Kunſthändler zu Antwerpen war, waren — nach Auguis in der Biogr. univ. — Söhne: 4) und 5) Johann und Heinrich, die um 1650 zu Amſterdam wohnten. Johann erhielt einen Ruf nach England, und verfertigte daſelbſt die von Hollar geſtochenen Zeichnungen zu der Überſetzung des Juvenal. Von ſeinen andern Blättern gedenken wir nur der Venus nach Tizian und beſonders ſeiner Einſchiffung von Handelsgütern. Heinrich begab ſich ebenfalls nach England. Von ihm hat man ein Werk betitelt: Antiqua monumenta in insula Walcheren in Zelandia 1647 reperta.

6) Danckerts, Juſtus, wahrſcheinlich auch zu der Familie der Vorhergehenden gehörig, war ebenfalls Kunſthändler und Kupferſtecher. Man hat von ihm eine Samlung von 20 Blättern, welche Thiere darſtellen, nach Adrian van der Velde.

Außer den Genannten werden noch angeführt: 7) Cornelius, um 1570 Architekt zu Amſterdam, und deſſen Sohn: 8) Cornelius, der in des Vaters Stelle folgte, der Erbauer der Haarlemer Pforte, dreier Kirchen und der Börſe zu Amſterdam, welche 1608 angefangen und 1613 vollendet wurde. Von mehren wird ihm die Erfindung, ſteinerne Brücken ohne Hemmung des Waſſers zu bauen, zugeſchrieben, was ſich aber nur auf Holland beziehen kann, denn in Italien und Frankreich kannte man dieſe Manier ſchon früher. Die Biographie universelle führt dieſen Künſtler unter dem Namen Dankers de Ry (Ry) auf; — ſollte er wol gar mit dem unter Num. 1. angeführten eine und dieſelbe Perſon ſeyn? — Milizia (Mem. degli Architetti) nennt als ſeinen Sohn: 9) Pieter genannt de Ry, zu Amſterdam 1605 geboren, der ſich durch ſeine ſchönen Bildniſſe bekannt machte. König Vladislaus IV. von Polen ernannte ihn zu ſeinem Hofmaler. Füeßli führt nach Pilkington noch an: 10) Heinrich, geb. zu Haag und daſelbſt in der Landſchaftsmalerei unterrichtet. Er reiſte ſpäterhin nach Italien, um ſich mehr auszubilden, und ging von da nach England. Während ſeines Aufenthalts zu London erhielt er vom König Karl II. (welchen er nach Ad. Hannemann in Kupfer geſtochen hat) den Auftrag, die Seehäfen und Anſichten der Küſten von Wallis und die königlichen Paläſte zu malen. Er hielt ſich mehre Jahre in London auf und erwarb ſich als vorzüglicher Landſchaftsmaler ein anſehnliches Vermögen. Sein Bruder: 11) Johann, in Amſterdam geboren, widmete ſich der Geſchichtsmalerei. Sind dieſe beiden von denen unter Num. 4. und 5. angeführten verſchieden? Noch iſt in dem Geſchlecht dieſer Künſtler nicht alles aufs Reine gebracht. (*A. Weise.*)

Dankmar ſ. Tankmar und Hatheburg.

DANKS, Franz, geb zu Amſterdam 1650, begab ſich nach Rom und erhielt dort den Beinamen Schildpad. Er verfertigte daſelbſt kleine hiſtoriſche Gemälde und Bildniſſe, war aber nicht minder geſchickt in Thon und Wachs zu formen. Eine von ihm in Stein verfertigte Statue, die Zeit darſtellend, bezauberte den Dichter Cornelius van Ryſen ſo ſehr, daß er ſie beſang. (Wegermann, Thl. 3. S. 159.) (*A. Weise.*)

DANNEBROG-ORDEN. Als der Dänenkönig Waldemar II. im Anfang des 13. Jahrhunderts Krieg gegen die Ungläubigen an der Oſtſee führte, da geſchah es, daß in einer der Schlachten, wo ſein Heer der Macht des andringenden Feindes weichen mußte und ſchon fliehen wollte, aus den Wolken herab ſich eine rothe Fahne mit weißem Kreuze ſenkte. Belebt durch dieſe himmliſche Erſcheinung kehrten die Fliehenden um, drangen, im feſten Vertrauen auf ſiegreichen Erfolg, in die feindlichen Scharen ein, und — waren Sieger. Zur Erinnerung an dieſes Ereigniß und zur Belohnung der Strei ter, ſtiftete Waldemar den Dannebrog-Orden und vertheilte ihn ſogleich an 35 ſeines Heeres.

---

*) S. Memoiren von Pöllnitz, vorzüglich Thl. I. Hiſtor. geograph. allgemeines Lexicon. Dritte Auflage. (Baſel 1742.) Art. Dankelmann. — Hiſtor. polit. geograph. ſtatiſtiſch-militäriſche Beiträge, die königl. preuß. und benachbarten Staten betreffend (von Fiſchbach). Thl. III. Band 2. (Berlin 1785.) Der königl. preuß. und kurf. brandenb. wirkliche geheime Statsrath (von Klaproth und Cosmar). S. 250 ff. 374 ff. Allgemeine preuß. Perſonal-Chronik. Jahrg. 1820. Nr. 45—48.

In dieſes romantiſche Gewand des Wundervollen gehüllt erzählt die Sage die Entſtehung des Dannebrog-Ordens, da ſeine Gründung im Dunkel der Vorzeit liegt, und an hiſtoriſchen Nachrichten darüber es durchaus mangelt. Daß Waldemar der Stifter geweſen, iſt wahrſcheinlich, und nimt daher auch die däniſche Regirung das Jahr 1219 als das der Stiftung an. Und eine Fahne, welche für die vom Himmel geſendete ausgegeben wurde, wehete lange nachher noch ſiegreich an der Spitze der däniſchen Heere, gleich der Oriflamme in Frankreich.

Im 15ten Jahrhunderte gerieth der Orden in Vergeſſenheit, erloſch endlich, und erſt nach zwei Jahrhunderten trat er verjüngt wieder hervor. Die erſte Idee zu ſeiner Erneuerung faßte König Chriſtian V. Günſtling, der Baron von Griffenfeld, vorher Schumacher genannt. Dieſer hatte die Salbungsfeier Chriſtians angeordnet und hielt es für geeignet, dieſes Feſt durch Wiederbelebung des alten Waldemarſchen Ordens, womit diejenigen zu belohnen wären, welche den höhern Hausorden, den des Elephanten, nicht erhalten konnten, noch mehr zu verherrlichen. Der König genehmigte den Vorſchlag, und am 12. Oktober 1671 erfolgte, mit der Salbung, die Erneuerung des Dannebrog-Ordens. Seine Statuten erſchienen aber erſt 22 Jahre ſpäter, am 1. Decbr. 1693.

Bis zum Jahre 1808 blieben dieſe in Kraft. Da wurden ſie vom Könige Friedrich VI. durchaus verändert und eine neue Verfaſſungsurkunde unterm 28. Junius bekannt gemacht, nach welcher des Ordens Einrichtung folgende iſt:

Er beſteht aus vier Klaſſen (vorher nur aus einer) zu deren Beſitz jeder däniſche Unterthan, ohne Rückſicht auf Stand und Alter, gelangen kann, — denn die Zahl der Mitglieder iſt unbeſchränkt, — wenn er ſich nur auf irgend eine Art rühmlich auszeichnet oder Verdienſte um den Stat erwirbt. Um zu den obern Klaſſen zu gelangen, muß man die untern gehabt haben; doch kann der König höhere Grade geradezu ertheilen.

Die Ritter der erſten Klaſſe heißen Groß-Commandeure. Sie ſind Mitglieder des Ordenskapitels, erhalten die Excellenz, haben den Rang nach den Feldmarſchällen und General-Admiral-Lieutenants, und bekommen die Militärehren wie die Generallieutenants. Ein beſonderes Zeichen der Gnade des Königs iſt es, wenn dieſen erſten Grad (der höchſt ſparſam ertheilt wird) ein Prinz des Hauſes oder ein Ritter des Elephantenordens erhält, welcher in einer andern Klaſſe dieſes Ordens war, oder ihn noch gar nicht beſaß.

Die zweite Klaſſe heißt Großkreuze. Sie erhält die Militärehren des Generalmajors und ſteht zu oberſt in der zweiten Klaſſe der allgemeinen Rangordnung. Alle die, welche zur Zeit der Erſcheinung der neuen Ordensurkunde den Orden beſaßen, kamen in dieſe zweite Klaſſe.

Die dritte Klaſſe heißt Commandeure, die vierte Ritter. Erſtere genießen die Militärehren der Stabs-, letztere der Subalternoffiziere. Beiden Klaſſen iſt kein beſonderer Rang beigelegt, ſie werden aber außer ihren Dienſtverhältniſſen als die erſten unter ihres Gleichen behandelt.

Die Decoration des Ordens iſt ein längliches, weißes, an ſeinen vier Enden ſich erweiterndes goldenes Kreuz mit rother Einfaſſung. Über ihm iſt die Namenschiffer des Königs von einer Königskrone gedeckt, und ſeine Winkel füllen goldene Kronen. Auf der Vorderſeite iſt in der Mitte ein W (Waldemar) mit einer Krone, auf den Enden ſtehen die Worte Gud og Kongen [Gott und der König] *). Auf der Rückſeite lieſt man die Jahreszahlen der Stiftung, der Erneuerung und der Umbildung, 1219. 1671. 1808. Das Band des Ordens iſt weiß mit rother Einfaſſung.

Die erſte Klaſſe trägt dies Kreuz, reich mit Brillanten beſetzt, ohne jene Worte am Halſe, und dazu auf der linken (früher auf der rechten) Bruſt einen ſilbernen Stern, worauf das Ordenskreuz liegt. Das Kreuz der zweiten Klaſſe iſt ganz einfach, ohne Kronen in den Winkeln und ohne Legende, aber mit 14 Brillanten geſchmückt. Sie trägt es von der rechten Schulter nach der linken Seite hin und dabei den Stern der erſten Klaſſe. Geiſtliche Perſonen dieſer Klaſſe, ſo wie diejenigen, welche auch den Elephantenorden beſitzen, tragen es um den Hals. Die dritte Klaſſe trägt es um den Hals und auf der Bruſt das geſtickte Ordenskreuz. Die vierte im Knopfloche. — Wer den Elephantenorden bekommt, trägt die Decoration der Klaſſe, die er hat, fort. —

Außer dieſen 4 Klaſſen wird der Orden der 4ten Klaſſe an ſolche Perſonen, die ſich nicht zur Aufnahme in dieſelben eignen, als ein Ehrenzeichen in Silber vergeben. Die Beſitzer davon heißen Dannebrogsmänner, bilden gewiſſermaßen eine fünfte Klaſſe, werden von einzelnen Schildwachen mit Schultern des Gewehres beehrt, rangiren außer dem Dienſte über andere ihres Gleichen und haben bei feierlichen Ordensverſamlungen Zutritt. Alle Mitglieder des Ordenskapitels müſſen dies ſilberne Kreuz der Dannebrogsmänner ebenfalls tragen, wozu auch die Ritter des Elephanten- und Dannebrog-Ordens, denen es ertheilt wird, verpflichtet ſind. Selbſt der König trägt es, welcher überhaupt die verſchiedenen Kreuze der vier Klaſſen des Ordens abwechſelnd trägt.

Neben den oben ſchon angeführten gemeinſchaftlichen Ordenstagen iſt der 15te April, der Geburtstag König Chriſtian V., der beſondere Ordenstag, welcher auf dem Schloſſe Roſenburg gefeiert wird. An dieſem, ſo wie an jedem andern Ordenstage tragen die Ritter der beiden erſten Klaſſen eine eigene Feſtkleidung, welche in einem langen roſenrothen, weiß gefütterten Sammetmantel, weißen Unterkleidern, Schuhen und Strümpfen, nebſt ſchwarzem Hut mit weiß und rothen Federn, beſteht. Über dieſe wird das Ordenskreuz an einer goldenen Kette getragen, deren drei Glieder — ein C 5, ein Ordenskreuz und ein W — immer abwechſeln.

Des Ordens Motto iſt: Pietati et justitiae. Über die Ableitung des Wortes Dannebrog gibt es verſchiedene Meinungen, wovon die richtigſte wol die ſeyn

---

*) Früher war ein C in der Mitte mit der Ziffer 5 (Chriſtian 5) und auf den Enden das Wort Restitutor.

möchte, daß es von dem altdäniſchen Worte Brog, Tuch, Gewand, Lappen, abſtammt und unter Dannebrog alſo das Tuch oder das Panier der Dänen, die alte heilige däniſche Reichsfahne zu verſtehen iſt. (*F. Gottschalck.*)

DANNEFÄRD, Jacob, ein patriotiſcher Däne, deſſen übrige Lebensumſtände zwar unbekannt ſind, von dem aber die Geſchichte eine That aufbewahrt hat, welche ihm die Achtung eines jeden verbürgt, der Entſchloſſenheit, Muth und Vaterlandsliebe zu ſchätzen weiß. — Während des Krieges, den König Friedrich III. mit König Karl X. von Schweden führte, und der durch den Friedensſchluß von Roeskilde 1658 nur unterbrochen, aber nicht geendigt wurde, war Jacob Dannefärd als däniſcher Unteroffizier in ſchwediſche Gefangenſchaft gerathen und nebſt andern Dänen in jenem Friedensſchluſſe gegen ſeinen Willen an Schweden überlaſſen worden. Der ſchwediſche Admiral Wrangel, der ihn wegen ſeiner Geiſtesgegenwart und anderer guten Eigenſchaften in ſeinen Dienſt genommen hatte, vertrauete ihm die Aufſicht und Leitung eines Schiffes an, welches er bald nach wiederausgebrochenem Kriege mit einer reichen, auf der däniſchen Feſtung Kronborg gemachten Beute nach Stockholm abſchickte. Dannefärd, den es tief kränkte, die Güter ſeines Vaterlandes dem Feinde zuführen zu ſollen, faßte den kühnen Entſchluß, ſie unter der augenſcheinlichſten Gefahr für ſein Leben, dem Feinde zu entreißen und ſeinem rechtmäßigen Könige zu überliefern. Das Schiff war eine Fregatte von 16 Kanonen und wurde von einem Schiffskapitän, einem Steuermann und vielen Matroſen, lauter Schweden, bedient; doch befanden ſich, außer Dannefärd, auch noch 16 däniſche Soldaten an Bord, die als Gefangene mitgegeben waren, um den Schweden beim Rudern behilflich zu ſeyn. Dannefärd paßte einen Zeitpunkt ab, wo die Schweden ſämtlich in dem untern Schiffsraume der Ruhe pflegten, überredete nicht ohne Mühe die Dänen, die Lukken und andere Zugänge aus dem Schiffsraume auf das Verdeck mit Vorſicht zu verrammeln, gebot hierauf dem Kapitän, ſich ihm zum Gefangenen zu ergeben, tödtete ihn, da er ſich weigerte, auf der Stelle, und zwang nun den Steuermann mit dem Säbel in der Fauſt, ſtatt nach Stockholm, nach Kopenhagen zu ſegeln. Die That gelang ſo vollkommen, daß man auf der kopenhagener Rhede ſeinen Augen kaum trauete, als man ein mit Beute ſchwer beladenes feindliches Kriegsſchiff ankommen ſahe, welches dem Könige von Dänemark unbedingt ſich überlieferte. Deſto größer war die Freude darüber, da die Reſidenz eben damals hart belagert wurde, und alſo die Fregatte, die Kanonen, die Kriegsgefangenen und die reiche Beute, die ſie mitbrachte, um ſo viel willkommener ſeyn mußten. Auch belohnte Friedrich III. die patriotiſche That, wie ſie es verdiente; die Dänen, die dabei behilflich geweſen waren, wurden von der Leibeigenſchaft befreit, Dannefärd aber erhielt nebſt dem Offiziergrad ein einträgliches Gut auf der Inſel Möen zum Geſchenk. (Aus Veit Berings ungedruckter Beſchreibung der Belagerung von Kopenhagen hat dieſen patriotiſchen Zug Holberg in ſeine Reichsgeſch. Bd. 3. S. 338 f. aufgenommen, und hienach erzählt ihn Malling in ſeinen store og gode Handlinger etc. S. 150., wie auch Nyerup in ſeinen Efterretninger om Kong Frederik III. Kiöbenh. 1817. S. 136 ff. (*v. Gehren.*)

DANNEMARIE, Damerkirch, Flecken im Bezirk Befort des franz. Depart. Oberrhein, an der Larg, mit 1070 E.; Hauptort des gleichn. Cantons mit 9480 Einw., welche ſich, bis auf 90 Israeliten, zur kathol. Religion bekennen. (*H.*)

DANNEMAYR, Mathias, Kanonikus des Collegiatſtiftes zu Horb, erſter Cuſtos der Univerſitätsbibliothek, Hof-Büchercenſor und theologiſcher Examinator zu Wien, geboren zu Öxfingen bei Ehingen in Schwaben den 13. Febr. 1744. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt ſtudirte er auf der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau Philoſophie, Natur- und geiſtliches Recht, beſonders aber Kirchengeſchichte, und wurde 1773 daſelbſt Profeſſor derſelben, nachdem er im Jahre zuvor das Lehramt der Polemik erhalten hatte. Seinem aufgeklärten Eifer für Verbreitung des Lichtes und der Wahrheit war es zuzuſchreiben, daß ihn Joſeph II. im J. 1786 als Lehrer der Kirchengeſchichte an die hohe Schule zu Wien berief. Der Kaiſer Franz ernannte ihn 1797 zum Hof-Büchercenſor im theologiſchen Fache, und 1803 wurde er erſter Cuſtos der Univerſitätsbibliothek, welches Amt er nur zwei Jahre verwaltete, denn ſchon am 8. Julius 1805 rief ihn der Tod ab. Eine hohe ſittliche Würde des Charakters, Biederkeit des Wandels, ein gerechter, uneigennütziger, menſchenfreundlicher und wohlthätiger Sinn begleiteten ihn durchs Leben. Unter den katholiſchen Theologen zeichnete er ſich nicht nur durch gründliche Gelehrſamkeit, ſondern auch durch Freimüthigkeit und liberale Denkart aus. Beweiſe davon enthalten ſeine von allen Freunden des Lichts mit Beifall aufgenommenen Schriften: Introductio in historiam ecclesiae christ. universam. Frib. 1778. 8. Historia controversiarum de librorum symbolicorum auctoritate inter Lutheranos agitatarum. Ib. 1780. 8. Institut. hist. eccles. n. Test. periodus I. a Chr. nato ad Constantin. M. (Argent.) 1783. 8., beſonders aber ſeine Institut. hist. eccles. nov. Test. Vien. 1788. 1806. Vol. II. 8. Für dieſes letzte Werk erhielt er den von Joſeph II. auf die Bearbeitung eines zweckmäßigen Lehrbuchs der Kirchengeſchichte ausgeſetzten Preis von 100 Dukaten durch ein ehrenvolles Hofdekret, wonach ſein Werk für die ſämtlichen erbländiſchen Hochſchulen und Lyceen als Lehrbuch vorgeſchrieben wurde. Es iſt nach Schröckhs Plane und mit fleißiger Benutzung deſſelben bearbeitet, nicht zu weitläufig, nicht ſichtbar parteiiſch für die Ehre der Kirche, reichlich mit Literatur verſehen, rein in der Schreibart, zwar noch mancher Verbeſſerung fähig, aber doch durch freie hiſtoriſche Geſtändniſſe und Urtheile ausgezeichnet, die ſonſt ſelten und unerlaubt waren 1). An der von Ruef herausgegebenen Monatsſchrift: der Freimüthige, Ulm 1782 ff. 8. hatte er Antheil 2). (*Baur.*)

---

*) Allgem. Literaturzeitung 1793. Nr. 238. S. 468.

DANNEMORA, ein kleiner, unregelmäßig gebauter Ort mit Kirche, in der ſchwediſchen Provinz Upland, 4¾ Meilen von Upſala, am See gleiches Namens, mit unerſchöpflichen, ſeit Anfang des 15ten Jahrhunderts bearbeiteten Eiſengruben, den reichſten in ganz Schweden, mit Ausnahme der zum Theil noch reichhaltigern im ſchwediſchen Lappland. Die Gruben, einer Intereſſentſchaft gehörig, laufen zum Theil unter dem Dannemora-See fort, der durch andrängendes Waſſer die Arbeit ſchwieriger und koſtbarer, ja einige Gruben völlig unbrauchbar macht. Schmelzhütten trifft man in Dannemora nicht; das gewonnene Eiſen wird in Öſterby, Löfſtad, Söderfors und vielen andern Hütten in und außer Upland verarbeitet. Die jährliche Förderung wird auf 120000 ſchwed. Pfund Erz geſchätzt. Das Erz, welches 15 bis 70 Procent Eiſen gibt, hat ſeinen eigenen Fluß in ſich und läßt ſich daher leichter als anderes ſchwediſches Eiſenerz ſchmelzen. (*v. Schubert.*)

DANNENBERG 1) Juſtiz- und Domainenamt in dem hannoverſchen Fürſtenthum Lüneburg. Es liegt an der Jeetze und Elbe, hat 4,21 QM. Areal und 7540 Einw. in einer gleichn. Stadt und 59 Dörfern, worunter Breſenbrock (Breſe im Bruch) mit 132 Einw., 12 Häuſern und dem durch ſchöne Anlagen ausgezeichneten Ritterſitze des Grafen Grote. — Die Einwohner ſind größtentheils wendiſchen Urſprungs, aber ſchon längſt Teutſche in Sprache und Sitte, wenn man gleich in beiden Abweichung von denen der andern Ämter bemerkt. Das Amt iſt die ehemalige Grafſchaft gl. N., welche Graf Nicolaus, damals kinderlos, 1303 an Herzog Otto von Lüneburg verkaufte. Die kaiſerliche Beſtätigung dieſes Kaufes erfolgte 1312; die nach demſelben von Nicolaus erzeugten Söhne ſuchten ſich aber im Beſitze der Grafſchaft zu erhalten, daher Kaiſer Karl IV. im Jahre 1377 das Schloß Dannenberg zerſtören ließ und die Grafſchaft dem Herzog Albrecht von Lüneburg zu Lehn gab. Seit 1569 beſaß ſie die (nachherige) wolfenbüttelſche Linie des Hauſes Braunſchweig, welche auch bis 1634 in D. reſidirte, und erſt 1672 kam ſie wieder an das Fürſtenthum Lüneburg. — 2) Stadt, Amtsſitz und Superintendentur, auf einem Hügel an der ſchiffbaren Jeetze gelegen (53°5'57" Br. 28°50'45" L.), iſt ummauert und hat eine Vorſtadt, eine Kirche, ein Hoſpital, 192 Häuſer und 1426 Einwohner, worunter 44 Juden, 156 Gewerbetreibende, 5 Tabaksſpinner ꝛc. Auch hat die Stadt ziemlich lebhaften Korn-, Mehl-, Garn- und Leinwandhandel. (*Leonhardi.*)

DANNHAUER, Johann Konrad, Profeſſor der Theologie zu Straßburg, geboren den 24. März 1603 in dem Dorfe Köndringen im Badenſchen, wo ſein Vater Prediger war. Seit ſeinem 7. Jahre erhielt er in Straßburg Schul- und darauf akademiſchen Unterricht, wurde 1621 Magiſter und erhielt im folgenden Jahre den poetiſchen Lorbeer. Jetzt erſt wandte er ſich vom Sprach- und philoſophiſchen zum theologiſchen Studium, beſuchte ſeit 1625 die hohen Schulen zu Marburg, Altdorf und Jena, und ging 1628 als Inſpector des Prediger-Collegiums nach Straßburg zurück, worauf er im folgenden Jahre das Lehramt der Beredſamkeit erhielt. Eine theologiſche Lehrſtelle wurde ihm 1633 übertragen, und ſeit 1658 war er Paſtor an der Hauptkirche, Präſes des Kirchenconvents und Dekan des Thomaniſchen Kapitels. Ehrenvolle Vocationen nach Ulm, Frankfurt am Main, Roſtock und Danzig ſchlug er aus, und ſtarb zu Straßburg den 7. November 1666. Er war einer der ſcharfſinnigſten Theologen ſeiner Zeit, ein Scholaſtiker, der mit viel Gelehrſamkeit eine nicht gemeine Penetration, Witz und einen praktiſchen Geiſt verband. Seine Schreibart iſt dunkel, oft änigmatiſch, die Einkleidung bildlich, und ſchon die Titel ſeiner Schriften haben etwas Auffallendes. Wer ſich aber dadurch nicht abſchrecken läßt, findet bei allem Ungewöhnlichen und Sonderbaren auch viel Gutes und Selbſtgedachtes. Als Dogmatiker bediente er ſich der analytiſchen Methode, machte einen fleißigen Gebrauch von der Bibel, auch von andern, insbeſondere Luthers Schriften, und fügte jedem Dogma ſogleich die praktiſche Anwendung bei. Die umfaſſendſte unter ſeinen dogmatiſchen Schriften iſt ſeine Hodosophia christiana s. theologia positiva in certam, plenam et cohaerentem methodum redacta. Argent. 1649; 1666. 8. Lips. 1713. 4., die Spener (Dannhauers Schüler) in Tabellen brachte und zu Frankfurt 1690. 4. unter dem Titel: Hodosophia in tabulas redacta, mit einer weitläufigen Vorrede von den Hinderniſſen des theologiſchen Studiums, drucken ließ. Dannhauer theilt die ganze Dogmatik in 12 Phänomene ein; das erſte iſt das Licht des Wegs zum Himmel oder die heilige Schrift, das zweite der Leuchter auf dem himmliſchen Wege oder die Kirche, das dritte das Ziel des heiligen Weges, das höchſte Gut oder Gott, das vierte die Finſterniß oder das Übel, das fünfte der Wanderer oder der Menſch im Stande der Unſchuld und des Falls ꝛc. In zwei andern dogmatiſchen Schriften (Christosophia. Argent. 1638. 8. Mysteriosophia. Ib. 1646. 8.) entwickelt er die Lehre von der Perſon, dem Amte und dem doppelten Stande Chriſti, und die Lehre von den Sakramenten thetiſch und antithetiſch 1)). Entſcheidungen über Gegenſtände der Caſuiſtik enthält ſein Liber conscientiae apertus s. Theologiae conscientiariae Tomi II. Argent. 1679. 4. Unter den erſten Bearbeitern der bibliſchen Hermeneutik hat ſich Dannhauer ehrenvoll ausgezeichnet. Er ſchrieb zuerſt eine Idea boni interpretis et malitiosi calumniatoris. Argent. 1630; 1642. 8., worin er verſicherte, das theologiſche Gebiet mit einer neuen Provinz bereichert zu haben, und erweiterte auch dieſelbe in ſeiner Hermeneutica sacra sive methodus exponendarum sacrarum literarum. Ib. 1654. 8., wovon die erſte die allge-

---

2) Klüpfelii Necrolog. 310—316. Gradmanns gel. Schwaben. 94. Allgem. Literaturzeit. 1805. Intbl. Nr. 125.

1) *Walchi* bibl. sel. theol. T. I. 60. Semlers Einleit. in die Geſch. d. Glaubensl. vor Baumgartens Dogmat. 3. Bd. 84. Heinrichs Geſch. der verſchied. Lehrarten 334.

meine philoſophiſche, die andere die beſondere theologiſche Hermeneutik enthält. Er drang beſonders ſtark auf den Gebrauch der hiſtoriſchen Hilfsmittel zur Sacherklärung und ſelbſt auf die Nothwendigkeit der Kritik, doch war er mehr Philoſoph als Sprachkenner, ob er gleich der bibliſchen Auslegungskunſt den erſten wiſſenſchaftlichen Anſtrich gegeben hat. Mehre ſeiner Schriften gehören in das Fach der Polemik, denn ſtreitſüchtig war Dannhauer bis zur unanſtändigen Heftigkeit. Beſonders war er der Vereinigung der Lutheraner und Reformirten ſehr zuwider, obgleich der Kurfürſt von der Pfalz, Karl Ludwig, ihn zu gewinnen ſuchte. Den Bemühungen des Johann Duräus (Dury) ſetzte er ſich in dieſer Beziehung ſo hartnäckig entgegen, daß ihn derſelbe endlich vor den Richterſtuhl Chriſti foderte. Einen andern, langwierigen Streit hatte er mit Johann Reinboth, zuletzt Superintendent zu Schleswig, über das Ausgehen des h. Geiſtes vom Sohne Gottes, oder eigentlich blos über das Gewicht dieſes Dogma und einer beſtimmten Erklärung darüber, die Reinboth nicht für nöthig, auch in der Schrift und in den alten Glaubensbekenntniſſen nicht vorgeſchrieben hielt. Er hatte Dannhauern beſonders dadurch gereizt, daß er in einer zu Roſtock gehaltenen Diſputation de catechesi veterum 1645 hie und da Dannhauers Katechismusmilch oder Erklärung des Lutheriſchen Katechismus. Straßb., neueſte Aufl. 1680. 10 Th. 4. angriff, oder doch etwas hart beurtheilte. Daher beſchuldigte ihn dieſer 1650 in ſeinem Sigalion oder dialogus pro mysterio Syncretismi einer Gleichgiltigkeit gegen die Glaubenslehre, welches eine Menge von Streitſchriften zur Folge hatte [2]. Einen ganz ſcholaſtiſchen Zuſchnitt haben Dannhauers Predigten über die Evangelien. Straßb. 1661. 4. Predigten über die Epiſteln. Eb. 1683. 4. Hagiologium festale oder Feſtpredigten. Eb. 1677. 4. u. a. Seine Disputatt. theologicae cum indice Jo. Misleri erſchienen zu Leipzig 1707 in 2 Quartbänden. Alle ſeine Schriften verlangen Leſer, die nicht mehr Anfänger in der Theologie ſind [3]. (*Baur.*)

DANNHAUSER, Tanhäuser, Thanhauser, Lat. Danusius (Peter), Magiſter der freien Künſte in Nürnberg im 15. Jahrhundert, gewöhnlich Meiſter Peter genannt. Er war ein lateiniſcher Dichter, ſtand mit vielen gelehrten Männern in Verbindung und edirte folgende Werke: Oratio Hermolay Barbari ad federicum et maximilianum principes cum gratulatione Lud. bruni de regis rom. coronatione. Nor. 1490. 4. Repertorium s. tabulam generalem auctoritatum Aristotelis cum commento per modum alphabeti et philosophorum. Ib. 1490. 4. Opera et tractatus b. Anselmi Archiepiscopi Cantuar. ord. S. Bened. Ib. 1491. fol. (auf ſeine eigenen Koſten gedruckt). Archetypum triumphantis Romae 1493 oder 94 von ihm ſelbſt verfertigt. Th. de Kempis de imitatione opus. Nor. 1494. fol. Specula omnis status humane vite venerabilis patris Dionysii prioris domus Carthusiae in Ruremund. Ib. 1495. 4. Opera Gwilhermi divi Parisiensis episcopi. Ib. 1496. fol. Guilhermum de sacramentis. Cur Deus homo, et de poenitentia cum registro fol. Guilhermus de universo. fol. [*]. (*Baur.*)

Dano, Inſel, ſ. Guajan.

DANOT, ein ſchon längſt in Frankreich gegen Bruſtkrankheiten bekanntes Volksmittel (ſ. Galeopsis.) (*Th. Schreger.*)

DANOV, Danovius, Ernſt Jakob, Kirchenrath und Profeſſor der Theologie in Jena, geb. den 12. März 1741 zu Redlau unweit Danzig, wo ſein 1772 verſtorbener Vater ein gelehrter und beliebter Prediger war. Aus dem Unterrichte deſſelben kam er in ſeinem 13. Jahre auf das Danziger Gymnaſium, und verweilte darauf 5 Jahre auf den hohen Schulen zu Helmſtädt und Göttingen. Schon 1765 wurde er Rector der Johannisſchule zu Danzig; da ihn aber die Hitze, mit der er Lehrart und Schulzucht verbeſſern wollte, in viele Verdrüßlichkeiten verwickelte, ſo folgte er 1768 gerne einem Rufe als supernumerairer Profeſſor der Theologie nach Jena. Er wurde 1775 weimariſcher und eiſenachiſcher Kirchenrath, und rückte 1779 zur erſten theologiſchen Profeſſur vor. Vom plötzlichen Anfalle einer heftigen Melancholie überwältigt, die er ſich durch Überſpannung ſeiner Geiſteskräfte und zu vieles Sitzen zugezogen hatte, ſtürzte er ſich am 18. März 1782 in die Saale, und die Kunſtmittel der Ärzte vermochten ihn nicht ins Leben zurückzurufen. Danov war ein ſehr beliebter, für Jena ſehr wohlthätiger Lehrer, und auf dieſer Hochſchule der erſte, der eine freiere Lehrart einführte und auf ſeine zahlreichen Zuhörer wohlthätig wirkte. Dogmatik, Moral, ſymboliſche Theologie und Exegeſe des neuen Teſtaments waren die Fächer, in welchen er am meiſten leiſtete. Es dämmerte aber erſt in ſeiner Sele, und ſeine Vorleſungen hatten nur einen Schein von Gründlichkeit und philoſophiſcher Bündigkeit d. h. ſeinen lebhaften und zuſammenhängenden Vortrag. Seine Predigten hatten zu viel Scientifiſches und ſeine Modulation zu viel Kathederton. So beredt ſein mündlicher Vortrag war, ſo geſchraubt, verdreht und mühſam war ſein ſchriftlicher, und zwar beſonders ſein lateiniſcher. Das Wichtigſte, was er drucken ließ, iſt ſeine Dogmatik (Institutiones theologiae dogmaticae. Lib. II. 1772—76. 8.), die den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſen war, und das Ihrige zur Aufklärung und Berichtigung einzelner dogmatiſcher Begriffe z. B. vom Ebenbilde, Strafe des Sündenfalls, Gnadenwahl, Rechtfertigung ꝛc. beitrug. Zugleich hat er ſein Lehrbuch mit einigen Eintheilungen und theologiſchen Kunſtwörtern bereichert, die ihm zur Genauig-

---

2) Man ſehe von dieſen Streitigkeiten *Molleri* introd. ad hist. Cherson. Cimbr. P. II. 190. und deſſen Cimbr. liter. T. II. 692. 3) *Schalleri* progr. in ejus obit. 1667, bei der Saml. ſ. Diſput. 1707 und in *Wittenii* memor. theol. Dec. XII. p. 1438. *J. Postii* stella Dannhaueriana. Gieſsae 1667. 4. *Freheri* theatr. P. I. 664. *Fabricii* hist. bibl. P. IV. 72. *Reimmann* hist. lit. T. V. 668. Uhſe Leben d. Kirchenlehrer 578.

*) Roederi cat. libror. qui Saec. XV. Norimb. impr. sunt. Hummels Bibl. v. ſelt. Büch. 1. Bd. 252. Panzers ält. Buchdruckergeſch. Nürnb. 116. 121. Freytag appar. lit. T. II. 825. T. III. 200. Wills und Nopitſch Nürnberg. Gel.-Lex.

keit, zum Verſtande der ſymboliſchen Bücher, älterer Theologen und ihrer Streitſchriften, unentbehrlich ſchienen 1). Seine übrigen Schriften beſtehen größtentheils aus Diſſertationen und Programmen: De episcopis tempore Apostolorum. Ien. 1773. 4. Explanatio locorum scripturae sacrae divinitatem Jesu Christi probantium. Ib. 1774. 4. Jesus Christus filius Dei. 1776—77. 4. Prog. III. de eo, quod in religione vim rationis superat. Ib. 1778—81. 4. Mit G. F. Seiler in Erlangen hatte er einen wenig bedeutenden Streit über Prädeſtination und Rechtfertigung, die Danov für gleichbedeutend erklärte, mit dem einzigen Unterſchiede, daß der letzte Ausdruck unbeſtimmter, jener aber beſtimmter ſei 2). Heilmanns Opuscula theol. Ien. 1774—77. Vol. II. 8. hat er herausgegeben, und die von einem Ungenannten verfertigte Überſetzung von Rouſtans Briefen zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion. Halle 1783. 8. verbeſſert und mit Anmerkungen begleitet 3). (*Baur.*)

Dansborg ſ. Trankebar.

DANTE ALLIGHIERI. Der eigentliche Taufname war Durante, wovon Dante nur die gewöhnliche florentiniſche Abkürzung iſt. Der Geſchlechtsname Allighieri wird von den Neuern mit einem l geſchrieben, allein in den Urkunden des 14. Jahrhunderts findet man in der Regel Aldigherius, Aldighieri, Allagherius, Allegherius, und Boccaccio 1) nennt die Urgroßmutter des Dante Aldighieri, woraus ſpäter Allighieri gemacht worden ſei. Der noch ältere Commentator der Divina Commedia, der Anonimo genannt 2), nennt ſie ebenfalls Alleghiera, woraus der Geſchlechtsname Allighieri entſtanden ſei. Die ſpätern Nachkommen des Dichters in Verona im 15. Jahrh. ſchrieben ſich Aligeri 3) und, als ob dies vom lateiniſchen aliger käme, nahmen ſie einen goldnen Flügel im blauen Felde zum Wapen, während ihre Vorfahren ein ſenkrecht getheiltes, halb goldenes halb ſchwarzes, von einer weißen Binde quer durchſchnittenes Schild geführt hatten 4). Noch jetzt ſpricht man Alīgēri in Verona wie Ugo Foscolo 5) bemerkt.

Die Wichtigkeit dieſes Artikels wird es nothwendig machen, ihn in 2 Abſchnitte zu theilen und zuerſt von dem Leben, dann von den Werken Dante's zu reden.

A. Das Leben Dante's. Die Lebensumſtände dieſes größten aller italiäniſchen Dichter ſind von keinem ſeiner Zeitgenoſſen genau und ausführlich verzeichnet worden, wenn man nicht die in den älteſten, leider größtentheils noch ungedruckten Commentaren über die göttliche Comödie zufällig vorkommenden Notizen in Anſchlag bringen will. An Biographien des Dichters hat es kurz nach ſeiner Zeit zwar nicht gefehlt, aber kritiſche und genaue Unterſuchungen über ſeine Schickſale hat man erſt in der neuern Zeit, und eben deshalb ſo oft vergeblich angeſtellt. Die wichtigſten Arbeiten über das Leben Dante's ſind folgende:

1) Dell' origine, vita, studj e costumi del chiarissimo Dante Allighieri von Giovanni Boccaccio. Baldelli 6) hat es ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß Boccaccio dieſen Panegyricus auf Dante ums Jahr 1351 geſchrieben, nachdem er ſelbſt in Ravenna geweſen und mehre noch lebende Freunde, auch vielleicht einige Kinder Dante's geſprochen habe. Faſt alle ſpätere Biographen des Dichters haben dies Werk, weil es mehr ein Roman als eine Geſchichte ſei, bitter getadelt, und nicht zu leugnen iſt, daß Boccaccio ſich darin oft in breiten, nichts ſagenden Deklamazionen ergießt, dagegen die eigentlichen Lebensumſtände des Dichters nur ſehr oberflächlich und ungenau berührt, ſei es, daß er ſelbſt ſie nicht beſſer kannte, oder weil er mit dieſem Werke nur beabſichtigte, die Erbitterung der Florentiner gegen Dante zu mildern, ihre Theilnahme zu erwecken und ihnen Ehrfurcht vor ſeinem Andenken einzuflößen. Dem ungeachtet iſt Boccaccio als einer der nächſten Zeitgenoſſen und eifriger Bewunderer Dante's eine, wenn auch mit Vorſicht zu gebrauchende, Hauptquelle für das Leben des Dichters 7). Sein Werk, welches aber in ſehr verſtümmelten und von einander ſehr abweichenden Handſchriften auf uns gekommen, iſt zuerſt in der Ausgabe der Divina Comm. von Vendelin de Spira 1477. fol. gedruckt; dann beſonders Roma 1544. 8. bei Franc. Priſcianeſe; dann Firenze, Sermartelli 1576. 8. mit der Vita nuova und einigen Canzonen. Bei weitem correcter aber in Prose di Dante All. e di M. Giov. Boccaccio Firenze 1723. 4. von Biscioni mit ſeinen und Salvini's Noten. Die römiſche Ausgabe von 1544 liegt dieſer zum Grunde. Viel ſchlechter iſt der neue Abdruck der vita di Dante in der Samlung der Classici Italiani, als Anhang zum Decamerone. Milano 1803. 4. v. 8. Ebenſo ſchlecht Milano, Silvestri 1823. Ausgezeichnet dagegen iſt: La vita di Dante scritta da G. Boccaccio, emendata da Bartolommeo Gamba. Venezia 1825. 8., es ſind aber nur wenige Exemplare davon abgezogen. Eine Vita di Dante, welche aber ganz außerordentlich von den gewöhnlichen Ausgaben abweicht, und faſt wie ein berichtigender Auszug aus dem Werke des Boccaccio ausſieht, iſt nach einem Manuſcripte des 15. Jahr-

---

1) Danziger Berichte, Bd. 12. S. 632. Heinrichs Geſch. d. Lehrarten 475.

2) Auf dieſen Streit beziehen ſich Danovs drei Abhandlungen von der Rechtfertigung. Aus dem Lat. (von Mölrath) überſ. Jen. 1777. 8. Seiler über den Unterſchied der Rechtfertigung und Prädeſtination. Erl. 1777. 8. und G. Schlegels Erklärung der Rechtfertigung des Chriſten vor Gott. Riga 1778. 8. S. Allgem. theol. Bibliothek. Mietau, 13. Bd. 351—360. Acta hist. eccles. nostr. temp. Bd. 4. 713—832. Schlegels Kirchengeſch. d. 18. Jahrh. 2 Bd. 556.

3) Acta hist. eccles. nostr. temp. 1. Bd. 854. und 9. Bd. 375—414., ausgezogen aus Danovs Leben von C. G. Schütz bei Rouſtans Briefen. Seilers gemeinnütz. Betrachtung. v. J. 1783. S. 625. ff. Von ſeinem Tod Jen. gel. Zeit. 1782. S. 182. Denkwürdigk. aus dem Leben ausgez. Teutſchen 481. Baurs Galerie hiſt. Gem. 5. Thl. 424—429.

1) Vita di Dante in Prose di Dante e di Messer Giovanni Boccacci ed. Biscioni. Firenze 1723. 4. p. 223.

2) Dionisi Divina Commedia. Brescia 1810. T. I. p. XLIX.

3) Pelli Memorie per la vita di Dante Alligh. in der Ausgabe der Werke Dantes von Zatta Venez. 1757. 4. p. 27. Mehus Vita Ambrosii Camaldulensis. Florentiae 1759. fol. p. 178.

4) Pelli l. l. p. 16.

5) Discorso sul testo di Dante. Londra 1825. 8. p. 432.

6) Vita di G. Boccaccio. Fir. 1806. p. 378.

7) Ugo Foscolo p. 271.

hunderts zuerſt von Muſſi, Milano 1809, herausgegeben und dann im 5. Bande der Ausgabe der Divina Comm. Padova 1822. 8. abgedruckt.

2) Das Leben Dante's von Filippo Villani. Dieſer (ein Neffe des bekannten Giovanni Villani), ein florentiniſcher Rechtsgelehrter, welcher in ſeinem höheren Alter 1401 und 1404 [8]) die Div. Comm. öffentlich erklärte, ſchrieb, etwa nach 1390, ein Werk: Philippi Villani solitarii de origine civitatis Florentiae et ejusdem famosis civibus. Lib. II. Das 2. Buch enthält unter andern Biographien auch de vita et moribus Dantis, insignis comici. Alte handſchriftliche italiäniſche Überſetzungen dieſes Werkes finden ſich in vielen Bibliotheken von Florenz, und aus dieſen gab Mazzuchelli, Venezia 1747. 4. die Vite heraus, worunter aber gerade die des Dante fehlt. Mehus fand endlich das lateiniſche Original in einer Handſchrift der Gaddiana (jetzt in der Laurentiana) und ließ die Vita Dantis auszugsweiſe abdrucken [9]), es iſt aber von ſehr geringer Bedeutung.

3) Etwas ausführlicher iſt die Biopraphie Dante's in dem Fons memorabilium universi von Dominicus Bandini, Arretinus, welcher zwiſchen 1340 und 1415 als Profeſſor der Grammatik und Rhetorik zu Florenz lebte. Er ſcheint den Boccaccio vor Augen gehabt zu haben. Mehus hat, was er vom Dante ſagt, aus der Handſchrift abdrucken laſſen [10]).

4) Unbedeutend dagegen iſt, was Secco Polentone, Kanzler von Padua, im 15. Jahrh. im 4. Buche ſeiner Scriptorum illustrium linguae latinae ad Polydorum filium L. XVIII. von Dante erwähnt, und was Mehus aus einer ambroſianiſchen und einer riccardiſchen Handſchrift hat abdrucken laſſen [11]).

5) Unendlich wichtiger iſt die Arbeit des Leonardo Bruni aus Arezzo. Er war Statsſekretär von Florenz und konnte als ſolcher die Archive benutzen, wie er denn auch zu ſeiner Geſchichte von Italien gethan. Er hat das Leben Dante's ums Jahr 1436 italiäniſch geſchrieben, vorzüglich in der Abſicht, wie er ſelbſt ſagt, den Boccaccio zu ergänzen. Er hatte, nach ſeinem eignen Zeugniß noch eigenhändige Briefe Dante's vor Augen [12]). Seine Biographie Dante's und die des Petrarca wurden zuerſt gedruckt Perugia 1671. 4. und 1672 zu Florenz von Fr. Redi in 12. herausgegeben. Die des Dante allein iſt in mehre Ausgaben der Divin. Comm. z. B. Padova 1727. von Volpi, Venezia 1739. von Pasquali, ibidem 1757. von Zatta, und Padova 1822 im 5. B. aufgenommen worden.

6) Nicht unwichtig iſt ferner die Arbeit des Florentiners Jannotius Manettus, welcher nach 1450 (er ſtarb zu Neapel 1459) De Vita et moribus trium illustrium poëtarum Florentinorum, Dantis, Petrarchae et Boccaccii ſchrieb; in dem Leben Dante's iſt er vorzüglich dem Boccaccio faſt wörtlich und dem Leonardo gefolgt. Mehus hat dies Werk aus einem Manuſcripte der Laurentiana unter dem Titel: Specimen hist. litter. Florentinae saeculi 13. et 14. Florentiae 1747. 8. zuerſt herausgegeben.

7) Giovanni Mario Filelfo, utriusque juris Dr., ſchrieb um die Mitte des 15. Jahrh. ad generosum civem Veronensem, Petrum Aligerum, einen ſpätern Nachkommen des Dichters: De clarissimi poëtae Dantis Florentini vita et moribus, welche als Manuſcript ſich in der Laurentiana befindet, und woraus Mehus Auszüge bekannt gemacht hat [13]). Er tadelt zwar bitter ſeine Vorgänger, beſonders den Boccaccio und rühmt ſich im Beſitz vieler Werke des Dichters, von denen man faſt gar keine Nachricht hat, und unzähliger Briefe deſſelben zu ſeyn, aber wenn man ſieht, daß die von ihm citirten Anfänge bekannter Schriften Dante's mit den wirklichen Anfangsworten durchaus nicht übereinſtimmen, ſo muß er wol als höchſt unzuverläſſig erſcheinen. Manche höchſt zweifelhafte Angaben über das Leben des Dichters ſind allein aus dieſer unſichern Quelle gefloſſen [14]).

Außer dieſen ältern Arbeiten weiſen Pelli [15]) und Mehus [16]) noch mehre kürzere anonyme Biographien Dante's in verſchiedenen Codd. nach, wovon manche wol noch zum Theil ununterſucht ſeyn mögen.

Aus den vorhin erwähnten ſind denn auch die Vite di Dante geſchöpft, welche Landino und ſpäter Vellutello ihren Ausgaben der Div. Comm. vorangeſtellt hahaben. Doch iſt die Arbeit des Vellutello, welcher ſich faſt wörtlich an Leon. Bruni anſchließt, der des Landino bei weitem vorzuziehen. Crescimbeni [17]) gibt nach ſeiner Art eine ganz kurze Biographie des Dichters, von einem Wuſt von Anmerkungen begleitet, aus beiden iſt aber wenig zu lernen.

Bis dahin war das Leben des Dichters meiſt nur nach unſichern Überlieferungen und Sagen beſchrieben worden. Der erſte, der es verſuchte, alles bisher bekannte zuſammenzuſtellen und einigermaßen kritiſch zu ſichten, war Giuſeppe Pelli, deſſen Memorie per servire alla vita di Dante Allighieri in der zweiten Abtheilung des vierten Bandes der Geſamtausgabe der Werke Dante's, Venezia 1758. 4. ſich befinden [18]). Ein freilich nicht ausreichendes, aber vorzüglich dadurch höchſt verdienſtliches Werk, daß er viele auf die Lebensumſtände des Dichters ſich beziehende Urkunden zuerſt ans Licht gezogen. Manche Berichtigungen deſſelben und einige Zuſätze verdankt man dem fleißigen Tiraboſchi im 5ten Bande ſeiner Storia della letteratura italiana, aus welcher das Leben Dante's wiederum mit den ſehr wichtigen Erläuterungen von De Romanis in des letzteren neueſte Ausgabe der Div. Comm. Roma 1820. 3. Vol. 8. und Padova 1822 im 5ten Bande aufgenommen worden iſt. Sehr große

---

8) Salvini, Fasti consolari dell' Accademia Fiorentina, nella prefazione

9) Mehus Vita Ambr. Cam. p. 167. et sqq.

10. Mehus V. Amb. p. 168.

11) Mehus specimen historiae litterariae Florentinae. Florentiae 1747. 8. praefat. p. XIX. und Vita Amb. p 171.

12) Vita di Dante in Div. Comm. Padova 1822. T. V. p. 60.

13) Specimen hist. litter. XXIII. sqq.

14) Eben jetzt (1830) kundigt der Kanonikus Moreni zu Florenz einen von ihm beſorgten Abdruck dieſes Werks an.

15) Memorie p. 6.

16) Vita Ambr. p. 170.

17) Storia della volgar poesia. Der Artikel über Dante abgedruckt in der Zattaiſchen Ausgabe, T. I. p. XI. seq.

18) Auch beſonders gedruckt Firenze 1823. 8. gr.

Verdienſte um die Biographie des Dichters hat ſich der 1809 zu Verona verſtorbene Kanonikus Dioniſi erworben, deſſen gründliche Forſchungen auf einer genauen Kenntniß der Geſchichte und vielen noch ungedruckten Manuſcripten und Commentaren beruhen. Er hat die Reſultate ſeiner Arbeit vorzüglich in zwei Werken niedergelegt, 1) Serie di Aneddoti. Verona 1785 et sqq. 4. Es ſind in allem 8 Hefte, wovon das 2te, 4te und 5te ſich faſt allein mit Dante beſchäftigen. 2) Preparazione storica e critica alla nuova edizione di Dante All. Verona 1806. 2 V. 4., dann auch in der von ihm beſorgten Prachtausgabe des Dante, Parma, Bodoni 1795. 3 V. 4., und in der danach gemachten kleinern Ausgabe, Brescia, Bettoni 1810. 2 V. 16. — Mit großer Einſicht hat Gasparo degli Orelli im 2ten Theile der Cronichette d'Italia, Coira 1822. 2 V. 8. theils das Leben des Dichters beſchrieben, theils die auf ſeine Zeit bezüglichen Stellen italiäniſcher Chroniken zuſammengeſtellt. — Kurz aber lehrreich iſt die Einleitung und das Leben des Dante, welches Kannegießer ſeiner Überſetzung der Div. Comm. Leipzig 1825. 3 B. 8. vorangeſtellt hat. — Ausführlicher und ſehr brauchbar ſind die „Beiträge für das Studium der göttlichen Komödie, von B. R. Abeken." Berlin und Stettin 1826. — Manche Lebensumſtände des Dichters werden ſcharfſinnig und kritiſch beleuchtet von Ugo Foſcolo († 1827) im 1ten Bande ſeiner Div. Comm. illustrata, welcher unter dem Titel Discorso sul testo di Dante, Londra 1825 erſchienen iſt. — Das Buch des C. Troya: Del veltro allegorico di Dante, Firenze 1826. 8., welches nur als eine vorläufige Ankündigung und Überſicht eines größern Werkes gegeben wird, würde alle Zweifel auch über die kleinſten Lebensumſtände des Dichters löſen, wenn es dem Verfaſſer nur gefallen hätte, die Beweiſe für ſeine kühnen Hypotheſen beizubringen.

Aus dieſen Quellen und Vorarbeiten, aus den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern, vorzüglich Dino Compagni und Giov. Villani, verbunden mit Berückſichtigung aller Werke des Dichters, worin er aber leider nur ſelten von ſich ſelbſt und nie von den Seinigen redet, wollen wir nun verſuchen, die Umſtände ſeines Lebens, ſo weit es überhaupt möglich iſt, zuſammen zu ſtellen.

Dante ward im Mai 1265 [19]) zu Florenz geboren und in dem dortigen Battiſterio getauft [20]). Der Vater Allighiero degli Allighieri, von einigen auch Allighiero del Bello degli Allighieri genannt, war ein Rechtsgelehrter, wie Benvenuto von Jmola [21]) berichtet und zweimal verheirathet [22]). Von der erſten Frau hatte er einen Sohn, Francesco, von der zweiten, Donna Bella, deren Familiennamen man nicht kennt, ward ihm Dante und vermuthlich noch eine Tochter geboren [23]). Die Familie Dante's gehörte gewiß zu den älteſten und achtbarſten Geſchlechtern von Florenz, wenn auch gerade nicht zu den vornehmſten und edelſten, ſonſt würde ſein Vater wol ſchwerlich, nach der Niederlage der Guelfen zu Montaperti 1260 in Florenz geblieben oder dort geduldet worden ſeyn, wie doch der Fall geweſen ſeyn muß, da Dante 1265 geboren und die vornehmſten damals ausgewanderten Geſchlechter erſt 1267 zurückkehrten. Die Bewunderung für den großen Dichter iſt indeß bemüht geweſen, ihm die möglichſt edlen Ahnen beizulegen. Boccaccio [24]) und nach ihm Villani, Domin. Arretinus, Manetti u. a. leiten das Geſchlecht Dante's von der edlen und alten Familie der Frangipani zu Rom ab, von welcher ein Jüngling Eliſeo beim Wiederaufbau von Florenz unter Karl dem Großen thätig geweſen, ſich dann dort niedergelaſſen habe und Stifter des Geſchlechts der Eliſei geworden ſei, von welchem die Allighieri abſtammen. Abgeſehen von den hiſtoriſchen Schwierigkeiten, welche dieſer Behauptung entgegen ſtehen, beruht ſie einzig und allein auf dem ſehr unzuverläſſigen Zeugniß Boccaccio's, welcher ſelbſt nur dem Gerücht nachzuerzählen geſteht [25]). Selbſt der zweite Theil der Sage, daß Dante zu dem Geſchlechte der Eliſei gehört habe, iſt höchſtens nur wahrſcheinlich zu nennen, indem Leon. Bruni (1436) bezeugt [26]), daß zu ſeiner Zeit noch die Häuſer der Vorfahren Dante's Caſe degli Eliſei genannt worden ſeien. Dante ſelbſt, obwol nicht unempfindlich gegen den Glanz der Geburt [27]), verſchmäht jenen eitlen ihm angedichteten Ruhm; er kennt keinen andern Stammvater als den Cacciaguida, einen tapfern Krieger, welcher 1090 oder 1091 zu Florenz geboren [28]), unter Kaiſer Konrad III. in den Kreuzzügen focht, zum Ritter geſchlagen wurde und 1147 im Gefecht blieb [29]). Cacciaguida hatte zwei Brüder, Morente und Eliſeo [30]), und von letzterem wird wol am ſicherſten das Geſchlecht der Eliſei abgeleitet, welche in dieſem Falle nur Seitenverwandte der Allighieri geweſen wären; denn daß das Geſchlecht der Eliſei älter geweſen und ſchon Cacciaguida dazu gehört habe, wird ohne allen Beweis vorausgeſetzt und widerſpricht der Behauptung Muratori's, daß erſt im 11ten Jahrhundert die Gewohnheit der Geſchlechtsnamen aufgekommen ſei [31]). Von ſeinen eigenen Vorfahren ſchweigt Cacciaguida [32]), ſei es, daß ſie dem Dichter unbekannt geweſen, oder, wie diejenigen vermuthen, welche die Abſtammung von den Frangipanis behaupten, weil dies Geſchlecht ſich immer den Päpſten ſehr ergeben bewieſen [33]), und namentlich ein Frangipani es war, welcher 1268 den unglücklichen Conradin auf ſeiner Flucht verhaftete und ſeinem Todfeinde, Karl von Anjou, für Geld auslieferte [34]). Doch iſt nicht zu leugnen, daß Dante in manchen Stellen ſeines Gedichtes ſeinem Geſchlechte einen römiſchen Urſprung zu geben ſcheint [35], woraus denn etwas ſpäter ſich die Sage von den Frangipanis gebildet haben mag. Cacciaguida hatte zur Frau eine Aldighieri aus dem Thale des Po [36], welches einige auf Ferrara [37], andere auf Parma [38], noch andere auf Verona [*] deuten, und alle behaupten, das Geſchlecht der Aldighieri blühe noch zu ihrer Zeit an dieſen verſchiedenen Orten; doch ſcheint die meiſte Wahrſcheinlichkeit wol für Ferrara zu ſprechen. Von den Söhnen aus dieſer Ehe nahm einer den Namen der Mutter an [39]; er mag ums Jahr 1200 geſtorben ſeyn [40] und ward ſo der Stifter des Geſchlechts der Allighieri in Florenz. Der Sohn dieſes Allighieri hieß Bellincione, der bis zum Jahr 1266 in Documenten erwähnt wird [41], und deſſen Sohn Allighiero degli Allighieri war der Vater unſers Dichters [42]. Dante war unter dem Zeichen der Zwillinge geboren, und ſcheint ſelbſt dieſer Conſtellation einen entſcheidenden Einfluß auf ſein Gemüth einzuräumen [43]; um ſo weniger darf man ſich wundern, wenn ſpätere daraus die Sage gebildet, ſein Lehrer Brunetto habe dem Kinde aus jenem Umſtande einen ausgezeichneten Ruhm in den Wiſſenſchaften prophezeit [44]. Und wenn uns Boccaccio erzählt [45], die Mutter des Dante habe während ihrer Schwangerſchaft einen Traum gehabt, worin ihr geſchienen, ſie werde unter dem Schatten eines hohen Lorbeerbaums neben einer Quelle entbunden, das Kind habe ſich von den Früchten des Baums und dem Waſſer der Quelle genährt, ſei in kurzem ein Hirt geworden, als er aber ſich bemüht, einige von den Blättern des Baumes zu bekommen, ſei er gefallen und in einen Pfau verwandelt wiederaufgeſtanden; ſo wird es wol niemandem einfallen, über die Wahrheit oder Erdichtung dieſes Traumes zu ſtreiten oder Boccaccio's ſpitzfindige Auslegung deſſelben [46] anzunehmen.

---

[19]) Boccaccio Commento sopra Dante. Firenze 1724. T. I. p. 19. Manetti etc.

[20]) Paradiso XXV, 8.

[21]) Muratori Antiq. Italicae. I. 1269.

[22]) Pelli p. 24.

[23]) Boccaccio im Comment. zum VIII. canto des Inferno. p. 66.

[24]) Vita di Dante. p. 222.

[25]) Vita di Dante. p. 222.

[26]) Vita di Dante. Ed. Pad. p. 50.

[27]) Paradiso XVI. V. 1 sqq

[28]) Parad XVI, 34—39. Ed. Pad. Tom. III. p. 398.

[29]) Parad. XV, 139 sqq.

[30]) Ibidem 136.

[31]) Muratori Antiq. Diss. 42.

[32]) Parad. XVI. 40 sq

[33]) Div. Com. Ed. Padov. T. V. p. 106.

[34]) Giov. Villani. L. VII. c. 29.

Als Dante geboren wurde, ſaß Clemens IV. auf dem päpſtlichen Stuhl. Manfred, der tapfere Sohn Friedrichs II., herrſchte noch in Neapel und Sizilien, aber ſchon in demſelben Jahre kam Karl von Anjou nach Rom, um 1266 zum König von Neapel gekrönt zu werden. Der kaiſerliche Stuhl war unbeſetzt. In Florenz herrſchten ſeit 1260 die Ghibellinen. Als aber Karl von Anjou 1266 über Manfred ſiegte und den Guido von Montfort als Podeſta nach Florenz ſchickte, entwichen die Ghibellinen ohne Kampf aus Florenz, und kehrten erſt 1278 durch Vermittelung des Papſtes Nicolaus III. zurück. Bald nachher 1282 kam auch die Verfaſſung der Stadt zu Stande, welche ſich im Ganzen bis zum Untergange der Freiheit erhalten hat. Es wurden nämlich, anfänglich ohne Unterſchied der Geburt, ſpäter mit gänzlicher Ausſchließung des Adels, von jedem der drei Arti maggiori oder Zünfte ein Priore gewählt, deren Zahl aber gleich bei der nächſten Wahl nach den Sesti oder Sestieri (Stadtviertel) der Stadt auf ſechs ſtieg [47]. Sie blieben nur zwei Monate im Amte, und während ihrer Amtszeit wohnten und ſpeiſten ſie gemeinſchaftlich in einem öffentlichen Gebäude [48]. Ihnen zur Seite ward noch 1292 ein Gonfaloniere di giustizia geſetzt [49]. Der Podestà war immer ein Fremder. — Dante's Vater ſtarb früh, doch wenn des Boccaccio Bericht zu trauen iſt, nicht vor 1274 [50]. Er hinterließ ein für die damalige Zeit nicht unbedeutendes Vermögen an liegenden Gründen [51]. Die Mutter Bella ſcheint auf die edelſte Weiſe für die Erziehung des Knaben geſorgt zu haben, welcher nach und nach mit allen Gegenſtänden bekannt wurde, welche damals den Kreis des menſchlichen Wiſſens ausmachten. Einen bedeutenden Einfluß auf ſeine Bildung hat ohne Zweifel der für ſeine Zeit höchſt gelehrte und ausgezeichnete Statsmann und Schriftſteller Brunetto Latini, Statsſekretär der Republik (dittatore del nostro commune nennt ihn Giov. Villani) gehabt. Mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe gedenkt Dante ſeiner in ſeinem Gedicht, obwol er ihm, von ſtrenger Gerechtigkeitsliebe gezwungen, einen ſchlimmen Platz im Inferno anweiſt und deſſen Vorliebe für den ungebildeten florentiniſchen Dialekt in der Vulg. Eloqu. und im Convito tadelt [52]. Von ſeiner Bildungsgeſchichte ſagt Boccaccio im Allgemeinen wol ziemlich richtig: ſchon in der Kindheit habe er ſich den kindiſchen Beſchäftigungen abgeneigt erwieſen, und nachdem er die erſten Elemente der Wiſſenſchaften in ſeiner Vaterſtadt ſelbſt erlernt, habe er ſich ſpäter zu dem Studium der Alten, vorzüglich des Virgil, Horaz, Statius und anderer Dichter gewandt, habe darauf an verſchiedenen Orten, namentlich in Bologna, unter verſchiedenen Lehrern die Philoſophie ſtudirt und ſich endlich in die tiefſten Tiefen der Theologie verſenkt [53]. Wenn aber Boccaccio an einem andern Orte [54] verſichert, Dante ſei erſt, als er alle Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland aufgegeben, nach Paris gegangen und habe ſich dort ganz dem Studium der Philoſophie und der Theologie ergeben, ſo irrt er ohne Zweifel darin, daß er dieſem Aufenthalt in Frankreich zu viel Wichtigkeit beilegt. Sicherer ſcheint das Zeugniß des Benv. von Imola, welcher ſelbſt zehn Jahre in Bologna lebte und dort zwiſchen 1375 und 1388 die Div. Commedia öffentlich erklärte. Er erzählt [55]; Dante habe in Bologna den Miniaturmaler Oderiſi kennen gelernt, welcher ſchon 1300 ſtarb, und ſagt ausdrücklich [56]: Quum auctor iste in viridiori aetate vacasset philosophiae naturali et morali in Florentia, Bononia et Padua,

---

35) Inferno XV, 73 sqq.

36) Paradiso XV, 137.

37) Boccaccio V. d. D. 223. Pelli 20. u. d. meiſten.

38) Dominicus Arretinus bei Mehus Vit. Ambr. p. 168.

*) Dionisi Aneddoti. II. p. 36.

39) Paradiso XV. 138.

40) Pelli. p. 21. Paradis. XV. 91 sqq.

41) Pelli. p. 22.

42) Pelli. p. 23.

43) Paradiso XXII, 112 sqq.

44) Dan. da Lucca im Commentar über die Stelle Inferno. XV; 55 sqq

45) Vita di Dante. 223.

46) Ibidem. 261.

47) Dino Compagni bei Muratori. IX. 470.

48) Giov. Vill. L. VII. passim. Franco Sacchetti. Nov. 83.

49) Dino Comp. Murat. IX. 474.

50) Vita di Dante. 225.

51) Ibidem 224. Pelli. p. 24. beweiſt es auch aus einer Urkunde von 1332. Leon. Arret. p. 59.

52) De vulgari eloquentia. Ed. Zatta. 267. Convito. Ed. Biscioni. 69—71.

53) Vita di Dante. 224.

54) Vita di Dante. 234.

55) Muratori Antiq. 1085.

56) Ibidem. 1056.

in matura aetate jam exsul dedit se sacrae Theologiae Parisiis, und anderswo [57]): Auctor quum esset juvenis Bononiae in studio. Dieſe Behauptung, daß Dante noch jung, alſo lange vor ſeinem Exil Bologna und Padua beſucht, wird durch das eigene Zeugniß Dante's vollkommen beſtätigt. Im Convito nämlich ſagt er [58]), um ſeinen Schmerz über den Tod der Beatrice (1290) zu überwinden, habe er das Werk des Boëthius und den Lälius des Cicero geleſen, ſei dadurch zur Erkenntniß der Philoſophie gekommen, und deßhalb ſei er dahin gegangen, wo dieſe ſich wahrhaft zeigte, nämlich zu den Schulen der Theologen und zu den Diſputationen der Philoſophen (Bologna, Padua), ſo daß er in der kurzen Zeit, etwa von 30 Monaten, angefangen habe, ſo ſehr ihre Süßigkeiten zu ſchmecken, daß die Liebe zu ihr jeden andern Gedanken vertrieben und zerſtört habe. Alſo in die Jahre 1290 — 1293 fällt ſein eifriges Studium der Philoſophie, und dieſe Stelle, in Verbindung mit den Äußerungen des Benvenuto läßt kaum einen Zweifel, daß er eben in dieſer Zeit die berühmten Schulen von Bologna und vielleicht auch Padua beſucht habe, was wiederum ſich mit den übrigen bekannten Umſtänden ſeines Lebens, namentlich mit ſeinem Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt am beſten vereinigen läßt, indem es unendlich wahrſcheinlicher iſt, daß er nach dieſen Studien zu Statsgeſchäften ſei gebraucht worden, als daß er, wie einige wollen [59]), ſo wichtige Studien erſt nach ſeiner Verbannung in der unruhigſten und drangſalvollſten Zeit ſeines Lebens ſollte begonnen haben; beſonders wenn man bedenkt, daß damals ganz vorzüglich nur Gelehrte zu Statsgeſchäften und namentlich zu Geſandtſchaften gebraucht zu werden pflegten. Neben den ſtrengen Studien beſchäftigte er ſich auch ſchon frühzeitig mit den heitern Künſten. Wenn ihn Benvenuto einen Freund des Giotto und des Miniaturmalers Oderiſi nennt [60]), ſo ſagt uns Dante ſelbſt, daß er die Zeichnenkunſt getrieben [61]); Leonardo Bruni bemerkt noch, daß er auch eine ſchöne Hand geſchrieben [62]). Die zärtliche Liebe, die er dem Muſiker Caſella bezeigt [63]), beweiſet wenigſtens, wie tief er den Zauber der Muſik empfunden, und Boccaccio ſagt ausdrücklich, daß er ein Freund jedes damals berühmten Sängers oder Muſikers geweſen [64]). Wie früh er angefangen, ſich in der italiäniſchen Poeſie zu üben, welche er, wie es ſcheint, ohne Meiſter getrieben [65]), läßt ſich nicht beſtimmen; ſeine erſten Verſuche ſcheint er dem Brunetto mitgetheilt zu haben, wenn anders das etwas unbedeutende Sonett an dieſen echt ſeyn ſollte [66]), aber erſt die Liebe ſollte ihm die Götterſprache leihen, durch welche er ſich über alle ſeine Zeitgenoſſen erhob [67]). Auch die Provenzalen kannte er genau und wußte ihren Werth zu ſchätzen [68]). Es iſt lange Zeit großer Streit unter den Italiänern geweſen, ob Dante griechiſch gewußt, doch ſcheinen ſich jetzt die Stimmen der meiſten für die Negative zu entſcheiden. Schon Manetti und Filelfo hatten ausdrücklich behauptet, daß Dante kein Griechiſch verſtanden [69]), und unter den Neuern ſind Maffei, Tiraboſchi, Mérian und Ugo Foscolo derſelben Meinung [70]); dennoch glaubten Pelli, Dioniſi, de Romanis und ſelbſt Abeken [71]), ihm einige Kentniß dieſer Sprache zuſchreiben zu dürfen; die Gründe aber, welche für dieſe Meinung angeführt werden, ſind äußerſt ſchwach, und ſchon von Witte hinreichend widerlegt [72]). Bedenkt man, daß Boccaccio und Petrarca ſich zuerſt bemüht, einige Kenntniß des Griechiſchen zu erlangen, und trotz der Hilfe griechiſcher Gelehrten es nicht einmal zu einer mittelmäßigen Fertigkeit in dieſer Sprache gebracht haben, daß Boccaccio ausdrücklich ſagt: quum nemo sit (nämlich in Toſkana) qui graecas litteras norit — ut etiam non noscamus characteres litterarum [73]), und an einer andern Stelle ſich rühmt, daß er auf ſeine Koſten die Werke Homers und anderer Griechen habe nach Toſkana kommen laſſen, wo ſie ſeit ſo vielen Jahrhunderten nicht mehr vorhanden geweſen, ja nicht in Toſkana allein, ſondern im ganzen Vaterlande; daß er der erſte Lateiner geweſen, dem der Homer privatim ſei erklärt worden [74]); bedenkt man ferner, daß Dante ſelbſt an mehren Orten die entſchiedenſte Unkunde des Griechiſchen verräth [75]), daß er den Homer nicht einmal in einer lateiniſchen Überſetzung kannte [76]), und daß überhaupt alle ſeine Schriften keine andere Bekanntſchaft mit der griechiſchen Literatur verrathen, als die, welche er aus der lateiniſchen Überſetzung des Ariſtoteles, aus dem Horaz, Seneca und andern Römern ſchöpfen konnte [77]): ſo muß man ſich wol für vollkommen überzeugt halten, daß er des Griechiſchen ganz unkundig geweſen, und kann auf das erbärmliche und dem Dante entſchieden abzuſprechende Sonett [78]), worauf Dioniſi [79]) und andere ſo viel Gewicht legen, nicht die mindeſte Rückſicht nehmen. — Der einzige Buti erzählt, Dante ſei in der Jugend in den Franziskanerorden getreten, habe ihn aber vor beendigtem Noviziat wieder verlaſſen [80]. Dieſe Nachricht, welche ſchon Tiraboſchi für eine Fabel erklärt [81], ſcheint einzig auf einer mißverſtandenen, aber freilich auch ſehr dunkeln Stelle der Div. Commed. zu beruhen [82]. Dennoch haben ihn ſpätere Franziskaner als einen Schriftſteller ihres Ordens aufgeführt, weil er, wie ſie behaupten, im Ordenskleide als Terziarius geſtorben ſei [83], wovon ſich aber bei keinem glaubwürdigen Zeugen die geringſte Spur findet. — Ähnlichkeit des Sinnes und der Talente verbanden Dante ſchon in früher Jugend mit den Beſten ſeiner Zeitgenoſſen. Der erſte ſeiner Freunde, wie er ihn ſelbſt zu nennen pflegt [84], war der auch als Dichter ausgezeichnete Guido Cavalcanti, welchen Benvenuto von Imola das andere Auge von Florenz zur Zeit Dante's nennt, und das erſte Sonett, welches Dante öffentlich bekannt machte und worauf mehre ihm Antworten ſendeten, war die Veranlaſſung zur nähern Bekanntſchaft mit ihm [85]; ſein Geiſt, den ernſten Studien zugewendet und daher von der Menge mißverſtanden [86], mußte dem gleichgeſinnten Dante unendlich anziehend erſcheinen, und es gehörte gewiß zu den bitterſten Erfahrungen ſeines frühern Lebens, daß er dieſen Freund wegen politiſcher Parteiungen verbannt ſehen mußte und ihn bald nachher 1301 durch den Tod verlor [87]. Ein zweiter innig geliebter Freund Dante's war der berühmte Rechtsgelehrte Cino von Piſtoja, welchen Liebe zur Poeſie, gleiche politiſche Anſichten, gleiches Schickſal, die Jugendgeliebte verloren zu haben und, lange Zeit wenigſtens, in der Verbannung zu leben, mit ihm verbunden zu haben ſcheinen [88]; Dante erwähnt ſeiner oft ehrenvoll [89], und Cino beklagte den Tod ſeines Freundes in einer Canzone [90]. Von andern Dichtern, welche im freundſchaftlichen Verkehr mit Dante geſtanden, als Dante da Majano, Bonagiunta da Lucca, Dino Frescobaldi u. a. wird es genug ſeyn, die Namen genannt zu haben [91]. Auch den zu früh (1295) verſtorbenen Sohn Karls II. von Neapel, Carlo Martello, rechnet Dante zu ſeinen Freunden [92]. Nur einen unter ſeinen Zeitgenoſſen kennt man, welcher ſich ſchriftlich als ſeinen Widerſacher erwieſen. Dies war der unglückliche, aber wahrſcheinlich auch ſtreitſüchtige, hochmüthige Aſtrologe, vielleicht auch Arzt, Francesco Stabili, gewöhnlich Cecco d'Aſcoli genannt, welcher im hohen Alter 1327 zu Florenz als Ketzer verbrannt wurde. Aus ſeinem wunderlichen Gedichte, Acerba, worin er den Dante wegen der Div. Comm. perſönlich angreift, geht übrigens auch hervor, daß er früher mit ihm, wenn nicht in einem freundſchaftlichen, doch in einem gelehrten Briefwechſel geſtanden haben müſſe [93].

---

[57] Ibidem. 1135.

[58] Convito. p. 95.

[59] Dominicus Arretinus bei Mehus Vit. Ambr. p. 169., Giov. Villani, Mario Filelfo.

[60] Zu Purgatorio. XI, 96.

[61] Vita nuova ed. Biscioni. p. 40.

[62] Vita di Dante. p. 60.

[63] Purgat. II, 88. 108.

[64] Vita di Dante. 242. Vergl. Convito. p. 99.

[65] Vita nuova. p. 3.

[66] Dante's lyriſche Gedichte von Kannegießer. Leipzig 1827. S. 302. Vergl. 387 und 473.

[67] Vita nuova 3. Vergl. Inf. II, 105. Purg. XI, 98. XXIV, 52 sqq.

[68] Purg. VI. VII. VIII. XXVI, 115 sqq.

[69] *Mehus* Specim. hist. litt. 86. und Praefat. p. XXIV.

[70] *Maffei* Osserv. lett. T. II. Div. Comm. Ed. Pad. T. V. p. 73. *Mérian* Mémoires de l'Académie de Berlin A. 1784. Discorso sul testo p. 291.

[71] *Pelli* Memorie 63. Anedd. V. c. XIII. Div. Com. Ed. Pad. T. V. p. 110. Abeken Beiträge für das Studium der göttl. Komödie. Berlin u. Stettin 1826. S. 205.

[72] Hermes XXII, 152. Dante's lyriſche Gedichte S. 485 u. f.

[73] Genealogia Deor. L. XV. c. 7. bei *Baldelli* Vita di Bocc. p. 239.

[74] Ibidem p. 268.

[75] Purg. X, 128., wo entomata für *ἔντομα* gebraucht wird; Convito p. 100. wo er ſagt: man könne des Ariſtoteles Meinung über die Milchſtraße nicht mit Gewißheit ausmitteln, weil die beiden vorhandenen lateiniſchen Überſetzungen ganz von einander abwichen; Purg. XXII, 106 — 7, wo er außer dem Euripides nur ſolche Tragiker anführt, die auch Ariſtoteles erwähnt, nicht aber den Äſchylus oder den Sophocles. Convito 139. 155. und viele andere Stellen.

[76] Convito p. 64.

[77] Dante's lyriſche Gedichte 488. Anedd. V. c. XII. *Ugo Foscolo*. Discorso 292.

[78] Dante's lyriſche Gedichte 332. 472.

[79] Anedd. V. c. 13.

Früher noch als der Freundſchaft öffnete ſich ſein Herz der Liebe. Mag auch Boccaccio nach ſeiner Weiſe die Erzählung etwas ausgeſchmückt haben [94], immer bleibt durch Dante's eignes Zeugniß gewiß [95], daß er in einem Alter von 9 Jahren Beatrice, oder wie die Florentiner ſie nannten, Bice [96], Tochter eines angeſehenen Bürgers von Florenz, Folco Portinari, als ſie etwa in das 9. Jahr trat, kennen lernte und ſich nach ſeinem eignen Ausdruck bei ihrem Anblick von der Macht der Liebe ergriffen und überwältigt fühlte. Wie zart und innig, wie rein und heilig dieſe Liebe geweſen, davon gibt die Vita nuova Zeugniß. Nur einige Male in der Kindheit ſah er die Geliebte wieder [97], nur einmal beſeligte ihn ſpäter ihr Gruß auf der Straße [98]; ſo ſehr fürchtete er die Geliebte zu verletzen, daß er abſichtlich ſich den Schein einer andern Neigung zu geben ſuchte [99], und als dies erheuchelte Verhältniß einiges Aufſehen erregte, erfuhr er darüber den Unwillen Beatrice's, die fortan ihm ſogar ihren Gruß verweigerte [1]. Sie ſtarb im jugendlichen Alter am 9. Juni 1290 [2]. Höchſt auffallend und unwahrſcheinlich iſt Boccaccio's Nachricht, die er, nicht in dem Leben Dante's ſondern in dem Commentar über die Div. Comm. [3] gibt, daß Beatrice an einen Ritter Simone de' Bardi verheirathet geweſen, wovon weder in der vita nuova noch in den übrigen Werken Dante's, noch ſonſt bei irgend einem Biographen oder Commentator des Dichters ſich die mindeſte Spur findet. — Wie bei wahrhaft tiefen Gemüthern nicht ſelten, machte dieſe erſte Jugendliebe einen unvertilgbaren Eindruck auf die Sele des Dichters. Beatrice hatte die erſten wahren Funken der Poeſie in ihm erweckt, und dem Bedürfniß, den heiligenden Einfluß ihres Weſens auf ihn zu feiern und die in ſeinem Geiſte bis zur Idee der göttlichen Liebe verklärte Geliebte zu verherrlichen, verdanken wir ohne Zweifel die Entſtehung ſeines großen Gedichts [4]. Sie war und blieb die einzige Geliebte ſeines Lebens. Geringeren Naturen hat von jeher eine ſolche Liebe, deren phyſiſcher Gegenſtand längſt verſchwunden, und welche dem Dichter jede andere Neigung, ſelbſt für die ernſteſten Studien, als Abfall und Entweihung erſcheinen ließ, unmöglich gedünkt. Einige daher, wie Biscioni [5] und Filelfo [6] haben die wirkliche Exiſtenz Beatrice's geradezu geleugnet und behauptet, Dante verſtehe unter dieſem Namen nur eine Idee, die Theologie oder die Seligkeit [7], andere [8], denen eine ſolche Reinheit des

---

80) *Pelli* p. 58. 81) Div. Com. Ed. Pad. V. p. 73. 82) Inf. XII, 106. 83) *Pelli* 58. Ed. Pad. p. 73. Biblioth. Francisc. T. I. p. 290. Sinnreich wenigſtens iſt die Vermuthung Abekens in ſeinen Beiträgen für das Studium der göttl. Kom.: Dante könne wol den Franziskanerſtrick als Symbol des ſich ſelbſt abgelegten Gelübdes der Keuſchheit getragen haben, doch ſind Dante's eigne Äußerungen im Convito p. 206. dieſer Anſicht keineswegs günſtig. 84) Vita nuova p. 4. 32. und ſehr oft im Convito. In Vulg. Eloqu. und Inf. X, 60 sq. 85) Vita nuova l. 1. 86) Decamerone Giornata 6. Novella 9. 87) *Leonardo Bruni* p. 56. 88) *Orelli* Vita di Dante All. p 28. 89) In de vulgari Eloqu. 90) Vita e poesie di M. Cino da Pistoja ed. di Ciampi. Pisa 1818. p. 125. 91) *Pelli* p. 60. 92) Paradiso VIII, 55.

93) *Tiraboschi* Storia dell. Letterat. T. V. p 174 sq. *Pelli* p. 62. 94) Vita di Dante p. 225. 95) Vita nuova p. 1. 96) Paradiso VII, 14. 97) Vita nuova p. 2. 98) Ibidem. 99) Ibidem p 4. u. 9. 1) Ibidem. 2) Vita nuova. p. 35. 3) T. I p. 112. Troya veltro p. 84. 4) Vita nuova p. 48. 5) Praefatio zu den Prose. 6) *Mehus* Specim. Praef. p. 32. 7) Die Herausgeber der Vita nuova. Milano 1827 wollen unter Beatrice nur die Moralphiloſophie verſtanden wiſſen. 8) Beſonders *Boccaccio* Vita di D. Doch weniger in der von Biscioni herausgegebenen als in der des V. Bds. der Pad. Ausgabe. S. 10.

Gemüths und eine ſolche Treue etwas Undenkbares ſchien, haben ihm freigebig eine Menge gemeiner Liebſchaften und ſündlicher Neigungen angedichtet. Sie berufen ſich theils auf das Zeugniß des Dichters ſelbſt, der ſich in der Vita nuova [9] der Unbeſtändigkeit beſchuldige, und dem in der Div. Comm. von Beatrice ſelbſt bittere Vorwürfe über ſeinen angeblichen Leichtſinn gemacht werden [10], theils führen ſie andere Stellen aus den Rime und der Div. Comm. an [11], worin von andern Geliebten des Dichters die Rede ſeyn ſoll. Schon Dioniſi hat dieſe Vorwürfe eifrig und gründlich widerlegt [12], und mehr als alle ſeine Gründe ſpricht für die Reinheit des Dichters der ernſte, tiefe, heilige Sinn, der ſich in allen ſeinen Schriften, wie in den bekannten Handlungen ſeines Lebens offenbart. Er iſt der einzige unter den Italiänern, deſſen zahlreiche Werke auch nicht durch den leiſeſten Anflug jener Lüſternheit befleckt werden, deren ſelbſt Petrarca weder in ſeinen Dichtungen noch in ſeinem Leben ſich erwehren konnte, und keiner ſeiner zahlreichen und wüthenden Feinde hat ihm jemals den Vorwurf der Sittenloſigkeit gemacht, wol aber legen Zeitgenoſſen ehrenvolle Zeugniſſe für die Reinheit ſeines Lebens ab [13]. Der einzige Schein einer Untreue gegen das Andenken ſeiner Beatrice iſt die flüchtige Neigung, welche er bald nach dem Tode der Geliebten für eine junge Dame empfunden zu haben erzählt [14], deren Theilnahme ihn in ſeinem Schmerze aufrichtete. Wenn wir nun gleich im Convito leſen [15], dieſe Neigung ſei nichts anders, als die damals in ſeiner Sele erwachende Liebe für die Philoſophie geweſen, die er allerdings in den ernſtern Geſängen des Convito unter dem Bilde eines edlen Weibes feiert, ſo bleibt es uns trotz dieſer Verſicherung doch noch zweifelhaft, ob wir ihr ganz trauen dürfen, oder ob wir nicht vielmehr den, kaum anders als auf ein wirkliches Weib zu deutenden Ausdrücken der Vita nuova Glauben ſchenken und annehmen ſollen: es habe ihn eine unter den gegebenen Umſtänden ſo echt menſchliche und ſo verzeihliche Neigung beſchlichen, die er jedoch bald als einen Frevel gegen die wahre Geliebte niedergekämpft, und ſpäter, um jeden Vorwurf der Untreue von ſich abzuwälzen, mit dem im Convito beſungenen Weibe, der Philoſophie, identifizirt habe [16]. Am wenigſten aber darf man, nach den Sitten der damaligen Zeit, wo die Ehe ſo ſelten oder nie die Frucht der Liebe war, ſondern wo die Mädchen der höheren Stände ganz nach dem Willen der Eltern allein verheirathet wurden [17], dem Dichter ſeine bald nach dem Tode der Geliebten eingegangene Ehe als eine Untreue an jener zurechnen. Selbſt Boccaccio ſchildert dieſe Verbindung als ein Werk der Verwandten [18], welche dabei wol nicht allein die Beruhigung des betrübten Jünglings, ſondern auch wol die politiſche Wichtigkeit dieſer Verbindung mit der mächtigen Familie der Donati berückſichtigt haben mögen. Der Zeitpunkt dieſer Ehe mit der Gemma de' Donati iſt übrigens ungewiß; Pelli [19], nach Manetti, möchte ſie in das Jahr 1291 ſetzen, wol zu früh, wenn man den Schluß der Vita nuova erwägt; Ugo Foscolo [20] ſie ohne alle Gründe auf 1295 verſchieben; das Jahr 1292 ſcheint das wahrſcheinlichſte. Auf die Schickſale dieſer Ehe werden wir ſpäter wieder zurückkommen. — Die wahre Liebe lähmt nicht die Thätigkeit der Sele und ſtört nicht das äußere Leben, vielmehr iſt ſie in edlen Gemüthern der mächtigſte Antrieb zu jeder rühmlichen Thätigkeit. So hinderte ſie auch Dante nicht, den Studien aller Art eifrig obzuliegen [21] und dem Vaterlande zu leiſten, was er ihm ſchuldig war. Jeder florentiniſche Bürger, welcher zu Statsämtern gelangen wollte, mußte bei einer der vorhandenen Arti oder Zünfte eingeſchrieben ſeyn. Dante trat aus uns unbekannten Gründen in die Zunft der Ärzte und Apotheker [22], ſei es daß ſchon einige ſeiner Vorfahren dazu gehört hatten, oder daß die wiſſenſchaftlich Gebildeten ſich dieſer Zunft vorzugsweiſe anzuſchließen pflegten. Auch dem Kriegsdienſte entzog er ſich nicht. Er focht am 11. Juni 1289 in der erſten Schar der Reuterei in der bedeutenden Schlacht bei Campaldino oder Certomondo, wo die Guelfen von Florenz und Arezzo den Ghibellinen (aus Aretinern und ausgewanderten Florentinern beſtehend) eine große Niederlage beibrachten. Dante ſelbſt befand ſich dabei in großer Gefahr, wie Leonardo Bruni aus einem Briefe Dante's berichtet [23]. Im folgenden Jahre begleitete er den Zug gegen Piſa, in welchem unter ſeines ſpätern Beſchützers und damaligen Podestà von Florenz, Guido Novello da Polenta, Anführung die Feſte Caprona erobert ward [24]. Welche Dienſte er ſonſt geleiſtet, zu welchen Geſchäften er gebraucht worden, welche Ämter er verwaltet, ehe er durch die Wahl ſeiner Mitbürger [25] zu einer der höchſten Würden, zu der eines Priore, erhoben worden, läßt ſich nicht mehr ausmitteln. Boccaccio übertreibt offenbar, wenn er berichtet, Dante habe ſo ganz und mit ſo vielem Glück ſich dem Statsdienſte gewidmet, daß keine Geſandtſchaft angehört, keine beantwortet worden ſei, kein Geſetz gegeben worden, mit einem Worte keine Berathſchlagung von einiger Be-

---

9) p. 42, 43, 45. 10) Purg. XXX. XXXI. wobei aber nicht zu vergeſſen, daß dieſe Vorwürfe doch nur Dinge betreffen können, die ſich zwiſchen 1290 und 1300 zugetragen; die Liebſchaften aber, welche man ihm andichtet, müſſen alle in eine ſpätere Zeit fallen, von welcher Beatrice hier nicht reden kann. 11) Purg. XXIV, 37. XXXI, 59. 12) Aneddoti II. V. Preparaz. vorzüglich T. II, 34 sq. Auch C. Witte in: Dante's lyriſche Gedichte von Kannegießer S. 373 f. 13) So Melchiore Stefano Coppi, der bei Mehus p. 177 von ihm ſagt: moralmente visse und ibidem p. 178 nennt ihn ein anderer Zeitgenoſſe, Sebaſtianus Eugubinus, in ſeinem Teleutelogium: inter humana ingenia naturae dotibus corruscantem et omnium morum habitibus rutilantem. 14) Vita nuova 42. 44 sq. 15) c. II, 77. XIII, 95. 16) Anedd. II. c. 15. Abeken in ſeinen Beiträgen hält die in der Vita nuova erwähnte Dame für ein wirkliches Weib; Witte im Hermes XXII. und lyriſche Gedichte 373 f. will ſie durchaus nur von der Philoſophie verſtanden wiſſen.

17) Dino Compagni ap. Murat. T. IX, 469. Giov. Villani L. VII. c. 55. Marchionne Stefani bei Dionisi Prep. I. p. 56. 18) Vita di D. p. 228. 19) p. 67. 20) p. 196. 21) *Leonardo Arret.* p. 50 sq. 22) *Pelli* p. 64. 23) Vita di D. p. 50. 58. *Giov. Vill.* L. VII. c. 130. 24) Inferno XXI, 94. *Pieri* Cron. fior. p. 54. *Orelli* Cronichette. T. II. p. 15. 25) *Leon. Bruni* p. 58.

deutung ſtatt gefunden habe, ohne daß ſeine Meinung dabei gehört worden ſei[26]. Filelfo iſt der einzige, welcher von 14 Geſandtſchaften redet, zu welchen Dante gebraucht worden[27]. Erwägt man aber die große Unzuverläſſigkeit dieſes Gewährsmanns, das Schweigen aller übrigen Zeugen und daß ſich, mit einer einzigen Ausnahme, in den Archiven von Florenz und Toskana keine Spur von dieſen Sendungen findet; erwägt man ferner, daß unter dieſen angeblichen Geſandtſchaften ſich, außer den nach entlegenen Gegenden Italiens, wie Venedig und Neapel[28], auch eine an den König von Frankreich befindet, und daß ſie nothwendig alle in den kurzen Zeitraum von etwa 1295—1302 fallen müſſen; ſo wird man wol der Meinung des beſonnenen Tiraboſchi[29] beitreten müſſen, daß dieſe Sendungen mehr als zweifelhaft ſeyn, und daß höchſtens eine oder zwei an den König von Neapel[30] und etwa an den Papſt angenommen werden dürften. Daß aber Geſandtſchaften überhaupt zu den Geſchäften gehörten, wozu man ſich eines gelehrten und gebildeten Mannes wie Dante zu bedienen pflegte, iſt an ſich höchſt wahrſcheinlich, und eine ſolche Sendung Dante's, freilich nur an die kleine benachbarte Stadt St. Giminiano ſogar urkundlich erwieſen[31]. Ebenſo gewiß iſt es, daß Dante ſich 1302 als Abgeordneter in Rom befand. Der höchſt zuverläſſige Leonardo Bruni ſagt blos: „nachdem Dante geheirathet, habe er ein bürgerliches, ehrſames und fleißiges Leben geführt und ſei viel zu Statsgeſchäften gebraucht worden; zuletzt als er das geſetzliche Alter erreicht (35 Jahre), ſei er zu einem der Priori erwählt worden.“ Dieſe Wahl ward für ihn, wie er ſelbſt ſagt, der Urſprung aller ſeiner Leiden und ſeines Unglücks[32]. Leider iſt es geradezu unmöglich, die Folge der Ereigniſſe, welche Florenz von 1300—1302 erſchütterten und die Verbannung Dante's herbeiführten, mit vollkommener Sicherheit anzugeben, da die Berichte, welche uns darüber vorliegen, obgleich größtentheils von Augenzeugen der Begebenheiten herrührend, ſich einander in den meiſten Punkten widerſprechen[33]. Da eine genauere Unterſuchung nicht dieſes Ortes wäre, ſo müſſen wir uns begnügen, mit Übergehung Dino Compagni's[34], welcher, obwol ſelbſt in dieſe Begebenheiten verflochten, dennoch die Ereigniſſe offenbar durcheinander wirft und mit ſich ſelber in Widerſpruch geräth, die Hauptſachen nach den übereinſtimmenden Berichten des Giov. Villani[35] und des Marchionne di Coppo Stefani[36] folgendermaßen zuſammen zu ſtellen. Gegen 1300 war Florenz im Ganzen guelfiſch, nur gährte die Eiferſucht zwiſchen zwei mächtigen Geſchlechtern, den Cerchi von geringer Herkunft aber großem Reichthum und den Donati, welche weniger begütert aber von älterm Adel waren. An die Cerchi ſchloſſen ſich die vielen, damals unterdrückten, ghibelliniſchen Familien der Stadt an, ein Umſtand, welcher ſchon im voraus Rom ungünſtig gegen dieſe Partei ſtimmen mußte. Zu dieſen ſchon vorhandenen Parteien kamen in den erſten Monaten des Jahres 1300 die Häupter der in bitterer Feindſchaft geſpaltenen Familie Cancellieri aus Piſtoja, welche ſich die Weißen und die Schwarzen nannten, und welche man unbeſonnener Weiſe, um ihre blutigen Fehden beizulegen, nach Florenz berufen hatte[37]. Den ſchon vorhandenen Zwieſpalt in Florenz benutzend, ſchloſſen ſie ſich, wie frühere Bekanntſchaft oder Familienverbindungen es mit ſich bringen mochten, die Weißen an die Cerchi und die Schwarzen an die Donati, und bald wurden dieſe Namen auf die florentiniſchen Parteien übertragen. Am 23. April 1300 brach bei einem Gaſtmahl die erſte Erbitterung der Cerchi und der Donati aus, und am 1. Mai floß das erſte Blut dieſer Parteien bei einem zufällig auf der Straße entſtandenen Streite; von nun an nannten ſich die Cerchi Weiße und die Donati Schwarze[38]. Die Prioren und das Volk erkannten die Gefahr, welche dem Gemeinweſen drohte, und baten den Papſt Bonifacius VIII. um ſeinen Beiſtand. Dieſer ließ das Haupt der Weißen, Vieri de' Cerchi, nach Rom kommen, um ihn zum Frieden zu ſtimmen; Vieri aber verwarf des Papſtes Vermittelung. Um ſo leichter fanden die Abgeordneten der Schwarzen bei ihm Gehör, und er ſendete im Juni zu ihren Gunſten den Kardinal Matteo d'Acquaſparta nach Florenz, welcher aber unverrichteter Sache zurückkehren mußte. In eben dieſer Zeit vom 15. Juni bis 15. Auguſt war Dante einer der Priori[39], und es iſt wenigſtens höchſt wahrſcheinlich, daß er in dieſem Amte ſich den Weißen geneigt erwieſen, zu welchen auch ſein liebſter Freund, Guido Cavalcanti, gehörte. Im December 1300 und im Januar 1301 fielen neue und blutige Kämpfe der beiden Parteien ſowol in Florenz ſelbſt als auf dem Lande vor[40], und die Schwarzen hielten eine heimliche Berathung in der Kirche St. Trinità[41], worin ſie den Entſchluß faßten, Bonifaz VIII. um einen guelfiſchen Prinzen zu bitten, der angeblich nach Florenz käme, um den Frieden herzuſtellen, eigentlich aber, um ihrer Partei das Übergewicht zu geben. Wegen dieſer unerlaubten Verſamlung und Einmiſchung in die Angelegenheiten des Stats wurden die Häupter der Schwarzen, namentlich Corſo Donati, nach Città di Caſtello oder Caſtello della Pieve verbannt, und um jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, wurden auch die Häupter der Weißen nach Serezzana oder Sarzana verwieſen[42]. Doch erhielten letztere ſehr bald

---

26) Vita di D. p. 231. 27) *Mehus* specimen hist. litt. Praef. p. XXVII. 28) Wenn von 2 Geſandtſchaften an den König von Ungern die Rede iſt, ſo wird wahrſcheinlich unter dieſem Namen Karl Martell, der älteſte Sohn Karls II. von Neapel verſtanden, welcher jenen Titel führte. 29) Vita di D. im 5. B. der Paduana edit. der Div. Comm. p. 74. 30) Paradiso VIII. 31) *Tiraboschi* Vita p. 111. Not. H. 32) *Leon. Bruni* Vita di D. p. 53. Vergl. aber auch *Franco Sacchetti* Nov. 116. 33) *Orelli* Cronichetta T. II. p. 177. 34) Cronaca ap. Murat. IX. p. 480 sq. 35) L. VIII. c. 38—48. 36) Bei Dioniſi Prep. I. p. 27 sq. Das Werk iſt als Manuſcript in der Laurentiana, früher in der Gaddiana. *Mehus* Vita Ambr. p. 177.

37) *Marchionne* l. l. p. 27. *Giov. Vill.* L. VIII. c. 37. 38) *Marchionne di Coppo Stefano* p. 30 sq. 39) *Marchionne* bei *Dionisi* l. l. p. 44. 40) Ibidem p. 39. *Giov. Vill.* L. VIII. c. 40. 41) *Giov. Vill.* l. l. c 41. *Marchionne* l. l. p. 42. 42) *Giov. Vill.* l. l. c. 41. *Marchionne* p. 42.

die Erlaubniß zur Rückkehr, angeblich wegen des in Serezzana erkrankten Guido Cavalcanti, welcher auch bald nach ſeiner Rückkehr ſtarb 43). Über dieſe Begünſtigung ſeiner Gegner erbittert, verließ Corſo Donati im Februar 1301 den Ort ſeiner Verbannung und eilte nach Rom, wo nun beſchloſſen wurde, Karl von Valois, genannt Ohneland, Bruder Philipps des Schönen von Frankreich 44), welcher auf einem Zuge gegen die Arrageneſer auf Sicilien begriffen war, nach Florenz als Friedensſtifter zu ſenden 45).

Die Weißen ihrerſeits, die eigentliche, gegen ſie allein gerichtete Abſicht dieſer Maßregel wohl erkennend, ſchickten Abgeordnete nach Rom, um wo möglich die Ankunft Karls zu hintertreiben und den Papſt zu verſöhnen 46). In dieſer Eigenſchaft als Abgeordneter der Weißen, nicht aber als Geſandter der Republik, befand ſich Dante bei Bonifaz VIII. am Ende des Jahres 1301 47). Dieſer vollkommen erwieſene Umſtand iſt mehr als hinreichend, die Wuth der Schwarzen und Karls gegen Dante zu erklären, und man braucht nicht zu der unerwieſenen Vermuthung ſeine Zuflucht zu nehmen, er habe als Priore die Verbannung des Corſo Donati vorgeſchlagen 48) und ſich der Berufung Karls widerſetzt 49), von welcher zur Zeit ſeines Priorats wol ſchwerlich ſchon ausdrücklich die Rede ſeyn konnte. Karl, vom Papſte und den Schwarzen mit Geld und Mannſchaft unterſtützt 50), zog nach kurzer Unterhandlung, worin er verſprach, nichts an den Geſetzen und am Regimente zu ändern 51), am 1. November 1301 52) in Florenz ein, doch fürs erſte in den Theil der Stadt am ſüdlichen Ufer des Arno, wo die Mauern noch nicht vollendet, und ihm der Rückzug im Fall der Noth leicht wurde 53). Erſt am 4. oder 5. Nov. 54) betrat er die Stadt ſelbſt, wo in einer großen Verſamlung in S. Maria Novella ihm, gegen ſeinen Eid, nichts an den Geſetzen zu ändern, die Gewalt Frieden zu ſtiften übertragen wurde. Unter ſeinem Schutze war indeß Corſo Donati mit vielen Bewaffneten zurückgekehrt, und verwüſtete ungeſtraft 5—8 Tage lang mit Feuer und Schwert die Häuſer ſeiner Feinde in der Stadt und auf dem Lande 55). Viele Weiße verließen ſchon jetzt freiwillig die Stadt, wo ihre Feinde geſetzlos herrſchten, und es iſt möglich, daß auch Dante erſt jetzt von den Seinigen nach Rom geſchickt worden, um den Papſt um Hilfe anzuflehen 56), was noch durch die abermalige Ankunft des Kardinals von Acquaſparta beſtätigt zu werden ſcheint, welcher indeß, durch den Trotz der Schwarzen gehindert, auch diesmal nichts auszurichten vermochte und die Stadt verließ, nachdem er ſie mit dem Interdict belegt 57). Erdichtete verrätheriſche Anſchläge der Weißen gegen die Schwarzen und gegen Karl gaben dieſen die Veranlaſſung, auch den letzten Schein der Unparteilichkeit abzulegen 58). Alle Häupter der Weißen, nach Dino an 600 Perſonen, wurden anfangs April 1302 aus Florenz verbannt, ihre Paläſte niedergeriſſen und ihre Güter verwüſtet 59). Danten hatte die Rache ſchon früher ereilt. Das thätige Werkzeug derſelben war der von Karl und Corſo Donati ſchon im November 1301 ernannte Podeſta, Cante de' Gabrielli aus Gubbio 60). Ihm ward die Macht ertheilt, die Fehler der aus dem Amte getretenen Prioren zu beſtrafen, auch wenn ſie ſchon früher wären losgeſprochen worden 61). Kraft dieſes Geſetzes ward Dante und noch drei andere am 27. Januar 1302, weil ſie ſich der Ankunft Karls widerſetzt, und weil ſie fecerunt baratterias et acceperunt, quod non licebat, vel.aliter quam licebat per leges 62), jeder in eine Geldſtrafe von 8000 Lire verdammt; zahlten ſie nicht innerhalb einer gewiſſen Friſt, ſo ſollten ihre Güter, die aber ſchon verwüſtet waren 63), eingezogen werden, und auch wenn ſie zahlten, ſollten ſie noch pro bono pacis zwei Jahre aus den Grenzen von Toskana verbannt bleiben 64). Über die Ungerechtigkeit dieſes Verfahrens und dieſer Beſchuldigungen, ſo wie über die Unſchuld Dante's an ſo gemeinen Betrügereien iſt nur eine Stimme unter allen Geſchichtsſchreibern 65), und er ſelbſt behauptete ſeine Unſchuld laut und öffentlich bei jeder Gelegenheit 66). Daß bei dieſer Verurtheilung nur blinde Leidenſchaft gewaltet, ſieht man beſonders aus der bald nachher, am 10. März 1302, gegen Dante und 14 Unglücksgefährten gefällten Sentenz. Fama publica precedente (alſo nach dem Gerücht), heißt es darin), und weil ſie occasione baracteriarum iniquarum, extorsionum et illicitorum lucrorum fuerint condepnati (weil ſie nicht gezahlt und nicht erſchienen, ſo ſeien ſie als geſtändig zu betrachten), werden verbannt, und im Fall der Betretung zum Feuertode verurtheilt 67). Ähnliche Sentenzen wurden noch ſpäter gegen ihn am 6. September 1311 68) und im October 1315 69) erlaſſen. Merkwürdig iſt, daß, obwol die öffentliche Meinung

---

43) *Giov Vill.* L. VIII. c. 41. 44) Purg. XX, 70 sq. 45) *Giov Vill.* ibid. c. 42. u. *Marchionne* l. l. p. 52. 46) *Dino Compagni* l. l. p. 488. *Boccac.* Vita di D. p. 252, welcher bei dieſer Gelegenheit dem D. das ſtolze Wort in den Mund legt: Wenn ich gehe, wer bleibt? und wenn ich bleibe, wer geht? *Manetti* Vita Dantis p. 22 u. 28. 47) *Leon. Bruni* Vita di Dante p. 56. 48) *Leon. Bruni* Vita di D. p. 55. Troya veltro p. 46. 49) Lami Delizie degli Erud. Tosc. T XII. p. 259. 50) *Dino Compagni* l. l. p. 489. 51) *Dino Compagni* l. l. 490. *Marchionne* l. l. p. 53. 52) *Marchionne* ibidem. *Giov. Vill.* VIII c. 48. Anders Dino ibid. 53) *Dino Comp* l. l. 491. 54) *Dino* p. 491. *Giov. Vill.* VIII. c. 48. *Marchionne* l. l. p. 54. 55) *Dino Comp.* p. 497. *Marchionne* l. l. p. 54. *Giov. Vill.* VIII. c. 48. 56) Parad. XVII, 46. *Dionisi* Prep. I. p. 56 u. 59.

57) *Marchionne* l. l. p. 56. *Giov. Vill.* ut supra. 58) *Marchionne* l. l. p. 57. *Giov. Vill.* VIII. c. 48. *Leon. Bruni* p. 56. 59) *Giov Vill.* ut supra. *Marchionne* l. l. p. 58. *Dino Comp.* p. 501. 60) *Dionisi* Prep. I. p. 60. 61) *Leon. Bruni* p. 56. 62) Vergl. ein Document von 1342, wo dieſer Sentenz gedacht und als Grund derſelben angeführt wird, Dante habe als Priore die Guelfen in Piſtoja verfolgt; bei *Pelli* p. 73. 63) *Leon. Bruni* p. 57. 64) Das Original Delizie degli Erud. T. X. p. 94. *Dionisi* Prep. I. p. 60 und in der Magliabecchiana. 65) *Giov. Vill.* L. IX. c. 134. Troya veltro p. 50. 66) Convito p. 57. Canzone XIV. Tre donne Str. 5. *Dionisi* Prep. I. p. 72. Der Brief, worin er ſeine Unſchuld betheuert. 67) Si quis predictorum (Dante und die 14) ullo tempore in fortiam (in die Gewalt) dicti Communis pervenerit, talis perveniens igne comburatur, sic quod moriatur. Das ganze Document bei *Tiraboschi* Storia della letterat. T. V. und im 5. B. der Paduaner Ausgabe der Div. Comm. p. 76. *Dionisi* Prep. I. p. 60. 68) Troya veltro p. 126. 69) Ibidem p. 145. *Dionisi* Prep. I, 64.

über ihn in Florenz ſich bald genug nach ſeinem Tode geändert, ſeine Verbannung doch erſt 1494, als die Medici eben vertrieben worden waren, zurückgenommen wurde [70]). Ob Dante, als die erſte Verurtheilung gegen ihn ausgeſprochen, noch in Rom geweſen [71]), oder ob er ſchon im Novbr. 1301, als die Verfolgungen gegen die Weißen begannen, Rom verlaſſen und ſich nach Siena gewandt habe [72]), muß für jetzt unausgemacht bleiben. In jedem Falle aber hatte er vollkommen Grund, Bonifaz VIII. als den Urheber ſeines eigenen und ſeines Vaterlandes Unglücks zu betrachten, und ihn der Falſchheit und der Verſtellung zu beſchuldigen, woher denn auch die häufigen und bittern Angriffe gegen dieſen Papſt in allen ſeinen Schriften [73]). Dante ſah die geliebte Vaterſtadt nicht wieder, ſo wenig als ſeine Frau, welche mit den Kindern daſelbſt verblieb. Hieraus, und weil er nirgend der Seinigen erwähnt, hat man den Schluß gezogen, die Ehe ſei unglücklich geweſen, und manche haben ſehr nachtheilig über den Charakter der Frau geurtheilt [74]); Allein Boccaccio ſelbſt geſteht, daß er nichts von ihrem Charakter wiſſe [75]), und lobt ſie ſogar, daß ſie mit den Kindern ſpärlich von dem Wenigen zu leben gewußt habe, was ſie aus der Plünderung unter dem Namen ihres Eingebrachten mit Mühe gerettet habe [76]). Daß ſie ihm nicht in die Verbannung gefolgt, beweiſt durchaus nicht, daß ein Mißverhältniß obgewaltet. Wie hätte ſie mit zum Theil noch ganz kleinen Kindern ein unſtätes Leben ergreifen ſollen, während ſie in Florenz allein, als Verwandte des mächtigen Geſchlechts der Donati, Schutz, Erhaltung des Ihrigen und vielleicht die Mittel finden konnte, auch ihren abweſenden Gatten zu unterſtützen und ihm zu dienen. Man weiß nicht, wann ſie geſtorben, und alſo auch nicht, ob ſie in ſpätern ruhigern Zeiten ihm noch hätte folgen können. Die Schonung aber, womit Dante ſeinen bitterſten Feind Corſo Donati niemals genannt, kaum nur erwähnt hat [77]), die Liebe, mit welcher er von deſſen Bruder Foreſe [78]) und ihrer Schweſter Piccarda redet [79]), zeigt wenigſtens, daß er trotz aller politiſchen Parteiungen, in einem ſehr guten Verhältniß mit einem großen Theile der Familie ſeiner Frau geſtanden. Die Ehe ſelbſt war nicht aus Liebe geſchloſſen, aber die 5 oder 6 Kinder, welche in dem kurzen Zeitraum von 1291 oder 1292—1301 geboren wurden, beweiſen wenigſtens, daß bis zu ſeiner Verbannung Dante zufrieden mit ſeiner Frau gelebt. Er erwähnt ihrer nirgend, aber auch nicht ſeines Vaters, ſeiner Mutter, ſeiner Geſchwiſter und Kinder, weil er es für unſchicklich [80]) hielt, von ſich ſelbſt und den Seinigen zu reden [81]).

Aus Mangel an zuverläſſigen Nachrichten iſt es unmöglich, dem von nun an unſteten Leben des Dichters genau zu folgen, und ſeinen in dem Zeitraum von ſeiner Verbannung bis zu ſeinem Tode häufig wechſelnden Aufenthalt jedesmal mit Sicherheit anzugeben. Wie mehre Städte Griechenlands um die Ehre ſtritten, der Geburtsort Homers zu ſeyn: ſo ſtreiten unzählige Städte, Schlöſſer und Klöſter Italiens um die Ehre, den großen Dichter längere oder kürzere Zeit beherbergt zu haben; überall im nördlichen und mittleren Italien findet man beim Volke die zuweilen ſogar durch angeblich alte Inſchriften beſtätigte Sage, hier habe Dante gehauſt, hier einen Theil ſeines großen Werkes gedichtet [82]). Nur einige wenige Punkte, welche ſich urkundlich beweiſen laſſen, ragen aus der Nacht der Zeiten deutlich hervor, und es bleibt nichts übrig, als die vielen ſich unter einander beſtreitenden Notizen über ſein Leben um dieſe Punkte zu ſammeln und ſo gut als möglich zwiſchen ſie einzuſchalten. Ein Hauptpunkt in dieſem Lebensabſchnitt des Dichters iſt ſein Verhältniß zu den Scaligern, den Beherrſchern von Verona, welches er ſelbſt in ſeinem großen Werke ſehr häufig als das für ihn wichtigſte erwähnt. Und doch iſt es gerade für dieſes Verhältniß ſehr ſchwer, die eigentliche Beſchaffenheit deſſelben mit Sicherheit zu beſtimmen. Schon darüber herrſcht große Ungewißheit, wann Dante zuerſt nach Verona gekommen. Boccaccio läßt ihn gleich nach ſeiner Verbannung zu Alberto della Scala gehen [83]), was aber unmöglich iſt, da dieſer ſchon 1301 geſtorben war. — (Zum beſſern Verſtändniß dieſer Verhältniſſe diene folgende Überſicht der Beherrſcher von Verona zur Zeit Dante's. Alberto della Scala ſtarb den 3. Auguſt 1301 noch vor der Ankunft Karls von Valois in Italien. Er hinterließ drei Söhne, wovon der älteſte Bartolommeo ihm in der Herrſchaft folgte. Dieſer ſtarb allgemein bedauert am 7. März 1304. Ihm folgte ſein Bruder Alboin, ein am Geiſt und Körper ſchwacher Mann, weshalb er auch ſchon 1308 ſeinen jüngern 17jährigen Bruder Cangrande della Scala, geboren 1291, zum Mitregenten annahm. Alboin ſtarb 1311 und Cangrande, der in der Divina Commedia gefeierte Held, überlebte Danten noch um 8 Jahre und ſtarb am 22. Juli 1329.) — Auch redet Dante ſehr ungünſtig von Alberto [84]). Eine ganz entgegengeſetzte Meinung hat Dioniſi eifrig zu verfechten geſucht, daß nämlich Dante nicht vor 1311 nach Verona gekommen, erſt zur Zeit Cangrande's, weil nur dieſer verdiene der große Lombarde zu heißen, wie Dante ihn nennt [85]), und nur er als kaiſerlicher Vikarius den Adler auf der Leiter, dem Stammwapen des Hauſes, geführt habe [86]). Dagegen nennen aber alle älteſten Ausleger der Divina Commedia, der unter dem Namen des Anonimo bekannte, der angebliche Pietro di

---

[70]) *Vellutello* Vita di D. sub fin. *Ugo Foscolo* Discorso sul testo p. 362. *Pelli* p. 56. N. *.

[71]) *Leon Bruni* p. 57.

[72]) Troya veltro p. 49.

[73]) Inf. XIX, 53. XXVII, 70. Purg XXXII, 149. Parad. IX, 132. XII, 90. XVII, 49. XXVII, 22. XXX, 148.

[74]) *Boccaccio* Vita p. 231. *Manetti* Vita Dantis p. 16.

[75]) Ibidem.

[76]) Ibidem p. 233.

[77]) Purg. XXIV, 82. Parad. III, 106.

[78]) Purg. XXIII. und XXIV.

[79]) Parad. III.

[80]) Convito p. 55.

[81]) Vergl. *Ugo Foscolo* Discorso p. 183. sq.

[82]) Divin. Comm. Padov. T. V. p. 79. sq.

[83]) Vita di D. p. 254. aber merkwürdig genug in dem andern Abdruck dieſer Vita Ed. Pad. p. 15. wird Alberto nicht genannt, ſondern blos der Signore della terra.

[84]) Purg XVIII, 121. sq.

[85]) Parad. XVII. v. 70. sq.

[86]) Anedd. II. p. 20. sq. Prep. II. C. 45—50.

Dante, Jacopo della Lana, Benvenuto von Imola u. a. einſtimmig den Bartolommeo della Scala als den erſten Beſchützer Dante's, und mehre von ihnen erwähnen ausdrücklich, daß jener Fürſt den Adler geführt[87]), wie auch Troya zu beweiſen ſich anheiſchig macht[88]). Wenn nun vollends Dioniſi aus der Dedication des Paradiſo an Cangrande zu beweiſen meint, daß Dante im Jahre 1817 oder 18, wo er ſie geſchrieben, nur erſt ſeit kurzem und früher gar nicht nach Verona gekommen ſei[89]), ſo widerſpricht er nicht nur ſeiner eignen frühern Behauptung, ſondern läßt auch für den Aufenthalt Dante's in Verona ſo wenig Zeit, für empfangene Wohlthaten ſo wenig Raum, daß gar nicht zu begreifen wäre, weshalb er den Cangrande ſo oft geprieſen und ſo Großes von ihm gerühmt hätte[90]). Der neueſte Verſuch aber von Troya[91]), die Schickſale und Reiſen des Dichters nach Anleitung der Div. Comm. ſelbſt zu beſtimmen, unterliegt ſo vielen Schwierigkeiten, führt zu ſo vielen willkürlichen und unerwieſenen Behauptungen, daß ſeiner nicht weiter hier gedacht werden kann. — Am wahrſcheinlichſten würde man alſo die Begebenheiten etwa folgendermaßen ordnen können. — Auf die Nachricht ſeiner Verbannung begab ſich Dante zuerſt nach der im Ganzen den Ghibellinen günſtig geſinnten Stadt Siena[92]), bald nachher aber größerer Sicherheit wegen nach Arezzo[93]), wo ſich viele Verbannte und ausgewanderte Weiße zuſammen fanden. Hier lernte er den Podeſta der Stadt Uguccione della Faggiuola[94]) kennen, welchen Troya gern zu ſeinem wichtigſten Beſchützer und zum gefeierten Helden der Divina Commed. erheben möchte[95]), obgleich ſeiner darin mit keinem Worte gedacht wird, und welcher damals wenigſtens ſich der Partei der Weißen ſo wenig günſtig zeigte, daß er ſie nöthigte, die Stadt zu verlaſſen[96]), wiewol er freilich ſpäter das mächtigſte Haupt der Ghibellinen in Toskana wurde und ſich für einige Zeit zum Beherrſcher von Piſa und Lucca erhob. Hier auch lernte er den ebenfalls vertriebenen Boſone de' Raffaelli aus Gubbio[97]) kennen, welcher ſpäter zu ſeinen Freunden und Beſchützern gehörte. Sehr wahrſcheinlich begab ſich Dante von hier aus im September oder Oktober 1302 nach Verona zu Bartolommeo della Stala[98]), von welchem er freundlich aufgenommen wurde; ſei es, daß er mit den unter ſich ſelbſt entzweiten, theils ſtreng ghibelliniſch, theils noch guelfiſch geſinnten Ausgewanderten[99]) unzufrieden war; ſei es, daß er von Arezzo aus jenen verloren gegangenen, verſöhnenden Brief an das Volk von Florenz geſchrieben, welcher mit den Worten anfing: Popule mee, quid feci tibi, und dadurch den Unwillen ſeiner Partei auf ſich geladen[1]); ſei es, daß er der gemeinſamen Sache zu dienen und die Hilfe Bartolommeo's, des mächtigſten Ghibellinen-Hauptes in Oberitalien, zu ſuchen geſchickt worden oder freiwillig gegangen ſei. Über ſeinen Aufenthalt in Verona ſelbſt fehlen alle Nachrichten, und es läßt ſich nur vermuthen, daß er in dieſer Zeit mehre Orte Oberitaliens beſucht, wo ſich die Sage von ſeiner Anweſenheit erhalten hat. So mag er um dieſe Zeit die benachbarten Alpenthäler Val Pulicella und Val Lagarina beſucht haben[2]) und von Lantieri di Paratico[3]) zu Brescia, von Guglielmo di Caſtelbarco[4]), von Guido da Caſtello[5]) auf einige Zeit beherbergt worden ſeyn. Ob aber auch die von Dante ehrenvoll erwähnten Männer Currado da Palazzo und Gherardo da Cammino[6]) zu den Gaſtfreunden des Dichters gehört, iſt aus ihrer bloßen Erwähnung wol zu voreilig geſchloſſen worden[7]).

Nach dem Tode Bartolommeo's (März 1304) verließ Dante Verona; ſei es, daß er bei deſſen Bruder und Nachfolger Alboino weniger Gunſt gefunden[8]); ſei es, daß die neue Wendung, welche die Dinge in Toskana zu nehmen ſchienen, und die Hoffnungen, die ſich daran knüpften, ihn dorthin gerufen. Troya läßt ihn von Verona nach Bologna gehen, welches allerdings auf dem Wege liegt, aber ſonſt ohne weiteren Beweis[9]). Auf Bonifaz VIII. († d. 12. Oktbr. 1303), den wüthenden Feind der Weißen, war am 22. Oktbr. Benedict XI. ein frommer, friedliebender Papſt gefolgt, der es ſeine erſte Sorge ſeyn ließ, den Kardinal Niccolò da Prato nach Florenz zu ſchicken, um den Frieden zwiſchen den Schwarzen und den Ausgewanderten zu vermitteln. Er kam im März 1304 dahin[10]), fand anfangs großen Anhang beim Volke, ließ Abgeordnete der verbannten Weißen nach Florenz kommen und hoffte die Parteien zu verſöhnen; aber die Kabalen der Häupter der Schwarzen, welche ſich zum Theil der Güter der Ausgewanderten bemächtigt hatten, vereitelten ſeine Abſicht, und er verließ im Juni Florenz, welches er mit dem Banne belegte[11]). Corſo Donati und andere Häupter der in Florenz herrſchenden Partei wurden vom Papſte zur Verantwortung nach Piſtoja berufen, oder waren, um ſich zu entſchuldigen, freiwillig dahin gegangen, und dieſe Gelegenheit benutzte der Kardinal von Prato, um die aller Orten zerſtreuten Weißen und Ghibellinen heimlich zu ermuntern, einen ernſten Verſuch gegen die von den entſchloſſenſten Häuptern verlaſſene und durch eine kurz vorhergegangene große Feuersbrunſt, worin an 1700 Häuſer vernichtet wurden, beſtürzte und verwirrte Stadt zu wagen[12]). Es fand eine Verſamlung der Weißen auf dem Schloſſe

---

[87] Prepar. II. p. 122. Div. Comm. Ed. Padov. T. III, 440.

[88] Veltro p. 120.

[89] Anedd. II. p. 24.

[90] Inf. I, 101. sq. Purg. XXXIII, 37. sq. Parad. XVII, 70. sq.

[91] Del veltro allegorico di Dante. Firenze 1826. 8.

[92] Leon. Bruni p. 57.

[93] Ibidem.

[94] Dino Comp p. 503.

[95] Der ganze veltro alleg. will dies beweiſen, ohne zu bedenken, daß Uguccione 1319 unter den Mauern von Padua ſtarb und alſo wol nicht der dux ſeyn konnte, auf welchen Dante nach Purg. XXXIII, 43. ſeine Hoffnungen ſetzte.

[96] Dino Comp. l. l.

[97] *Pelli* p. 79.

[98] Parad. XVII, 70 sq. Troya p. 58. Alle ältere Ausleger. Auch Boccacc. im Comment. zum 8. Geſ. S. 67.

[99] Troya p. 62.

[1] Troya 57. Parad. XVII, 61. sq.

[2] *Vannetti* lettera im 4. B. P. II. ed. Zatta der Divina Comm.

[3] *Dionisi* Anedd. IV. p. 113.

[4] Troya p. 62.

[5] *Orelli* Cronich. II. p. 27.

[6] Purg. XVI, 124. Convito p. 175.

[7] Div. Comm. von Viviani, Udine 1823. Praef. p. 7. vergl. *Ugo Foscolo* p. 117. sq.

[8] Convito p. 175.

[9] p. 69.

[10] Dino Comp. 510.

[11] *Villani* L. VIII. C. 69. Dino l. l.

[12] *Villani* L. VIII. C. 71. 72. Dino Comp. p. 513. sq.

Gorgonza in Val d'Ambra, unweit Arezzo 13), ſtatt, worin 12 Räthe zur Leitung der Unternehmung ernannt wurden, unter ihnen auch Dante; der Oberbefehl war dem Grafen Aleſſandro di Roména übertragen 14), und eine Heeresmacht von 9000 zu Fuß und 1600 zu Roß, theils und vorzüglich aus verbannten Florentinern, theils aus Hilfsvölkern von Piſtoja, Bologna und Arezzo beſtehend, zuſammengebracht. Übereilung und Mangel an zuſammentreffenden Maßregeln ließen das gut eingeleitete Unternehmen ſcheitern. Baſchiera Toſinghi, nachdem er zu lange bei Laſtra 2 Miglien von Florenz verweilt, drang nur mit einem Theile des Heeres in die Stadt, fand unerwarteten Widerſtand und mußte ſie, bei der fürchterlichen Hitze des Tages (es war den 20. oder 21. Juli) und plötzlich entſtandenem Schrecken der Seinen, ſchimpflich wieder verlaſſen. Die nach und nach herankommenden übrigen Heerestheile wurden mit in die übereilte Flucht geriſſen und zerſtreuten ſich gänzlich 15). Ein oder zwei Tage nachher am 22. Juli ſtarb Benedict XI. Es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß Dante perſönlich bei dieſem Angriff auf Florenz geweſen, wie einige unter den Neuern behaupten 16), vielmehr ſcheint er ſelbſt das Gegentheil zu ſagen 17), und nach den von Ugo Foscolo angeführten Stellen aus dem Anonimo möchte es eher ſcheinen, als habe er, weil man ſeinem Rathe nicht gefolgt, ſich vor der Ausführung gänzlich von der Partei losgeſagt 18). Wie dem auch ſei, auf jeden Fall betrachtete Dante mit Recht dieſes unglückliche Ereigniß als die unwiderrufliche Beſtätigung ſeiner Verbannung und den wahren Anfangspunkt ſeines unſtäten Lebens 19). Hiemit läßt ſich auch am wahrſcheinlichſten ſein von der Sage behaupteter Aufenthalt bei dem Grafen Guido Salvatico im Caſentiner Thal, unweit der Quellen des Arno, in Verbindung bringen; dieſer Guido war nämlich ein Vetter des Grafen Aleſſandro von Roména 20). Später im Auguſt 1306 finden wir ihn in Padua, nach einem von Pelli 21) angeführten Dokumente. Einige Monate früher hatte der Kardinal Napoleone degli Orſini, Legat Clemens V., aber ein Freund der Ghibellinen, als ein ſolcher von den Bologneſern gröblich beleidigt, Bologna in den Bann gethan 22), und viele Lehrer der Univerſität waren dem gemäß nach Padua gegangen, wodurch allerdings Troya's Vermuthung 23) beſtätigt wird, daß Dante ſeinen älteſten Sohn Pietro, welcher in Bologna ſtudiren ſollte, wegen dieſer Umſtände nach Padua berufen habe. Aber dieſer Aufenthalt des Dichters in Padua kann nicht von langer Dauer geweſen ſeyn, da wir mit Beſtimmtheit wiſſen, daß er 1307 ſich wieder in Toskana befand. Hier hatte nämlich der Kardinal degli Orſini die Weißen aufs neue in Arezzo (Mai oder Juni 1307) verſammelt 24), und verſuchte, wiewol vergebens, die Florentiner zur Zurückberufung derſelben zu bewegen. Um eben dieſe Zeit finden wir Dante mit unterſchrieben in einem Dokumente, welches von einer Verbindung der Weißen in der Kirche des S. Gaudenzio in Mugello 25) handelt 26). Als aber auch dieſe Hoffnung ſcheiterte und der Kardinal zurückberufen worden, fand Dante eine Zeit lang eine freundliche Aufnahme bei dem Marcheſe Maorello Malaſpina in Lunigiana 27), deſſen Brüder alle zu den Ghibellinen gehörten, obwol er ſelbſt ſich den Guelfen angeſchloſſen 28). Von dieſer Zeit bis zur Ankunft Heinrichs VII. in Italien, im Oktbr. 1310, haben wir nur unſichere Nachrichten über den Aufenthalt des Dichters. Boccaccio allein, denn Benv. von Imola und Manetti haben ihn nur abgeſchrieben, erzählt, er ſei von Toskana wieder nach Bologna, Padua und endlich wieder nach Verona gegangen, von da aber nach Paris und ſei erſt zurückgekehrt, als er von dem Zuge Heinrichs nach Italien Nachricht erhalten 29). Und hiemit ſtimmen auch andere Begebenheiten vollkommen überein. Der in Florenz mächtige Corſo Donati hatte ſich ſeit einiger Zeit dem damals mächtigſten Ghibellinen-Häuptling Uguccione della Faggiuola genähert und ſogar durch Heirath eine Familienverbindung mit ihm geſtiftet 30); darüber erwachte der Argwohn der Schwarzen in Florenz, Corſo ward plötzlich im September 1308 zum Verräther erklärt, in ſeinem Hauſe angegriffen und nach tapfrer Gegenwehr zur Flucht genöthigt, auf welcher er umkam 31). Hiemit ſchwand die letzte Hoffnung Dante's, etwa durch ſeine Freundſchaft mit Uguccione die Rückkehr nach Florenz zu erlangen, und es ſcheint ſehr natürlich, daß er nun Toskana verlaſſen und ſich wieder zu den Veroneſern gewendet, wo ſo eben im März Cangrande die Zügel der Regirung ergriffen 32). Nach Leonardo Bruni 33) blieb er in Verona bis zur Ankunft Heinrichs; allein die Reiſe nach Paris läßt ſich nach dem beſtimmten Zeugniſſe Boccaccio's und, was mehr ſagen will, des Giov. Villani 34) durchaus nicht bezweifeln, und gerade in dieſer Zeit, in welche ſie auch Boccaccio verſetzt, läßt ſie ſich am beſten begreifen 35). Theils nämlich war für den Augenblick keine Ausſicht zur Rückkehr nach Florenz vorhanden, theils mag auch wol Dante ſich im Ganzen nicht allzuwohl befunden haben an dem Hofe des zwar großmüthigen, aber noch ſehr jungen und ungebildeten Cangrande. Petrarca berichtet, daß Dante zwar anfänglich beim Cangrande in großer Gunſt geſtanden, aber durch die Freimüthigkeit und den Stolz ſeiner Reden nach und nach gänzlich in Ungnade gefallen ſei 36); unter andern habe er einmal auf die Frage des Fürſten: warum doch ein gerade anweſender Spaßmacher allen ſo wohl

---

13) *Leon. Bruni* p. 57.
14) *Leon. Bruni* p. 57. Inf. XXX, 77.
15) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 72. Dino Comp. p. 515.
16) *Pelli* p. 82. *Tiraboschi* p. 78. *Orelli* II. p. 23.
17) Parad. XVII, 65. sq. und die Note in der Paduaner Ausgabe ad. h. l.
18) *Ugo Foscolo* p. 160. Edit. Pad. l. l.
19) Inf. X, 79.
20) Troya p. 73.
21) p. 83.
22) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 85.
23) p. 80.
24) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 89. Dino Comp. p. 520.
25) In der Gegend nördlich von Florenz.
26) *Pelli* p. 84.
27) Alter Name der Gegend zwiſchen dem Genueſer und dem Luccheſer Gebiet, etwa das heutige Massa Carrara.
28) *Pelli* p. 84. Purg. VIII, 133. sq.
29) Vita di Dante p. 234.
30) Troya p. 68.
31) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 96.
32) Troya p. 92.
33) p. 58.
34) L. IX. C. 134.
35) *Dionisi* Prep. I. p. 164. ſtellt die ſehr unwahrſcheinliche Meinung auf, er ſei noch vor ſeinem Exil in Paris geweſen.
36) Petrarchae opera. Basil. 1554. f. Rerum. memorand. L. II. p. 480.

gefalle, was man von einem ſo weiſen Mann wie er, Dante, nicht ſagen könne, geantwortet haben: „du würdeſt dich darüber nicht wundern, wenn du wüßteſt, daß die Ähnlichkeit der Sitten und der Geſinnung die Freundſchaft erzeugt.“ Was wir ſonſt von den Sitten der Höfe damaliger Zeit und namentlich in Verona wiſſen 37), macht die Sache nur allzu wahrſcheinlich; doch wäre es auch möglich, daß ſich dies oder ähnliches mit Alboino della Scala zugetragen, welcher damals noch lebte, und daß man nur ſpäter die Erzählung auf den berühmtern Bruder übergetragen hätte 38). Von dem Zweck ſeiner Reiſe nach Paris und von ſeinem Aufenthalte daſelbſt wiſſen wir weiter nichts, als was Boccaccio erzählt: er habe ſich dort ganz dem Studium vorzüglich der Philoſophie und der Theologie, aber auch andrer Wiſſenſchaften ergeben 39) und bei einer Gelegenheit zur höchſten Bewunderung aller Anweſenden disputirt 40). Ein viel ſpäterer und daher ſehr unzuverläſſiger Schriftſteller, der Biſchof Giov. da Seravalle, welcher auf dem Koſtnitzer Concilio die Div. Comm. ins Lateiniſche überſetzte, behauptet: Dante ſei in Paris Baccalaureus geworden, habe dort geleſen, disputirt und alle nöthige Schritte gethan, um Doctor der Theologie zu werden, nur habe es ihm an Gelde gefehlt, um dieſe Würde zu erlangen 41). Er läßt ihn ſogar auch nach Oxford gehen, um auch dort zu ſtudiren; worauf man allerdings die Worte Boccaccio's in einem Gedichte an Petrarca deuten könnte, wo er vom Dante ſagt: er ſei Parisios — extremosque Britannos 42) gekommen. Die Nachricht von dem Zuge Heinrichs VII. nach Italien erweckte neue Hoffnungen in der Sele des Dichters und rief ihn nach dem Vaterlande zurück 43). Ehe Heinrich Italien betrat, hielt er ſich einige Monate in Lauſanne auf, wo er Abgeſandte vieler Fürſten und Städte Italiens empfing; nur die Florentiner ſandten keine Abgeordneten 44), ja ſie wieſen ſogar die des Kaiſers zurück. Im December 1310 kam Heinrich nach Mailand 45). Dante und viele andere Verbannte begrüßten den Kaiſer perſönlich 46), ob aber ſchon in Lauſanne 47) oder ſpäter in Turin 48), bleibt ungewiß, gewiß aber nicht bei der Belagerung von Brescia, wie Boccaccio erzählt 49); denn ſchon früher hatte Dante einen Brief an die Könige, Fürſten und Völker Italiens erlaſſen, worin er ſie ermahnte, ſich dem Kaiſer zu unterwerfen, und als Heinrich ihm zu lange in Oberitalien zögerte, ſchrieb er ihm ſelbſt einen feurigen Brief aus Toskana, worin er ihn auffodert, mit Verachtung der Aufſtände geringerer Städte in der Lombardei, ſeine ganze Macht gegen die Wurzel des Übels, die Anſtifterin alles Aufruhrs, gegen Florenz zu richten 50). In eben dieſem Briefe, der vom 16. April 1311 iſt, erwähnt er aber, daß er dem Kaiſer perſönlich ſeine Ehrfurcht erwieſen, und die Belagerung von Brescia begann erſt am 14. Mai 51). Dieſe heftigen Schritte verfehlten nicht, die perſönlichen Feinde Dante's in Florenz aufs neue zu erbittern, und als daher im April 1311 die Florentiner, um ſich zu verſtärken, durch das Geſetz des Priore Baldo d'Aguglione, beinahe alle Verbannte zurückriefen 52), wurde Dante namentlich von dieſer Gunſt ausgeſchloſſen 53). Mit einiger Wahrſcheinlichkeit läßt ſich auch hieran die Sage knüpfen: Dante habe eine Zeit lang als Gefangener in einem Thurme zu Porciano geſeſſen, welches nur ein paar Stunden von den Quellen des Arno entfernt liegt, von wo aus er den heftigen Brief an den Kaiſer geſchrieben. Die Grafen von Porciano, welche, obgleich ghibelliniſch geſinnt, es mit dem benachbarten Florenz wol nicht verderben wollten, konnten leicht, bei der Entfernung des Kaiſers, eine ſolche Maßregel ergriffen haben 54). Heinrich, nachdem er lange vergeblich ſeine Kräfte verſchwendet, um Oberitalien zu beruhigen, kam im Oktober nach Genua 55) und von da zur See, da die Florentiner die Landwege beſetzt hielten, im März 1312 nach Piſa 56). Im Mai kam er nach Rom und ward am 29. Juni 57) zum Kaiſer gekrönt.

Nun endlich zog er gegen Florenz, welches aber, vom König Robert und vielen guelfiſchen Städten mächtig unterſtützt, ſo hartnäckigen Widerſtand leiſtete, daß, nachdem er es vom 19ten Sept. bis zum 31ſten Oktober vergebens belagert und viele Menſchen durch Krankheit verloren hatte, er ſich unverrichteter Sache wieder zurückziehen mußte 58). Den folgenden Sommer brachte er in Piſa zu, um ſich zum Kriege gegen Robert zu rüſten 59), aber auf dieſem Zuge ſtarb er den 24ſten Auguſt 1313 zu Buonconvento, einige Meilen von Siena. Sein Leichnam ward in Piſa beſtattet 60). Wenn einem alten Gedichte eines unbekannten Verfaſſers zu trauen iſt, ſo hatte er Cangrande zu ſeinem Teſtamentsvollzieher ernannt 61); auch hatte dieſer, nebſt ſeinem Bruder Alboin, ſchon 1311 die Würde kaiſerlicher Vikarien für Verona erhalten 62). Welchen perſönlichen Antheil Dante an den Begebenheiten zur Zeit Heinrichs genommen, iſt nicht mehr auszumitteln. Bei der Belagerung von Florenz iſt er nicht gegenwärtig geweſen, und Leonardo Bruni beruft ſich darüber auf das eigene Zeugniß des Dichters 63). Ob er aber ſonſt den Kaiſer begleitet, und namentlich mit ihm in Genua und Piſa 64), oder um dieſe Zeit beim Cangrande geweſen, welchen der Krieg in Oberitalien beſchäftigte 65), läßt ſich auch nicht einmal

---

37) *Franco Sacchetti* Nov. 144. *Boccaccio* Decam. Giorn. I. Nov. 7.
38) *Foscolo* discorso p. 175.
39) Vita di Dante p. 234.
40) p. 244. daſſelbe wiederholt er Genealog. Deor. L. XIV. C. 11. bei *Pelli* p. 94.
41) Bei *Tiraboschi*, Vita di D. Ed. Padov. T. V. p. 71.
42) *Dionisi*, Preparazione I. p 161.
43) *Boccaccio* Vita di Dante p. 234.
44) *Villani* L. IX. C. 7.
45) Ibid. C. 9.
46) Troya 117.
47) *Dionisi* Prep. II. p. 222. *Orelli* II. p. 38.
48) Barthold, Römerzug König Heinrichs I. S. 415.
49) Vita di Dante p. 234.
50) *Dantis Alligh.* epistolae c. n. *C. Witte*, Patavii 1827. p. 31.
51) Muratori Annal. ad. hunc annum.
52) *Villani* L. IX. C. 16.
53) *Mehus* Vita Ambr. p. 182. vergl. Ed. Pad. T. V. p 81 und 118. n. N.
54) Troya p. 123.
55) *Villani* L. IX. C 23.
56) Ibid. C. 36.
57) Murat. annal. ad. h. annum.
58) *Villani* L. IX. C. 46.
59) Ibidem. C. 50.
60) Ibidem C. 51.
61) *Freherus*. Script. rer. Germ. T. I. p. 15. bei *Dion.* Prep. II. p. 135.
62) *Murat.* Annal. ad. h. an.
63) Vita di Dante p. 58.
64) Troya p. 130. 134.
65) *Orelli* II. p 37. sq.

vermuthungsweiſe entſcheiden. Heinrichs Tod ſchlug die Hoffnungen der Ghibellinen, beſonders der ausgewanderten Florentiner, gänzlich darnieder. Viele an der Beſſerung ihres Schickſals verzweifelnd, zogen ſich in das nördliche Italien, vorzüglich ins Friaul zurück, wo noch Nachkommen florentiniſcher Familien ſich befinden ſollen, und wo mehre bei dem zwar guelfiſch geſinnten aber edeln Patriarchen von Aquileja, Pagano della Torre, früher Biſchof von Padua, eine günſtige Aufnahme fanden [66]). Wohin Dante ſich gewendet, und wo er von dieſer Zeit an bis zu ſeinem Tode gelebt, darüber fehlen faſt alle ſichere hiſtoriſche Zeugniſſe. Am gerathenſten ſcheint es, ſich hierin vorzüglich an den Bericht Boccaccio's zu halten, welcher, wie ſchon erinnert, im J. 1350 in Ravenna war und dort von Freunden und wol Kindern des Dichters, wenigſtens über die letzten Lebensjahre des Verbannten, die beſten Nachrichten erhalten haben konnte. Boccaccio läßt ihn nach dem Tode des Kaiſers Toskana ganz verlaſſen und ſich nach Romagna wenden. Hier herrſchte in Ravenna der auch wiſſenſchaftlich gebildete Guido Novello da Polenta [67]), welcher, als er die Verlegenheit des Dichters erfuhr, ihn freundlich zu ſich einlud. Dante habe die Einladung angenommen, ſagt Boccaccio, dort mit Arbeiten und Studien beſchäftigt viele Jahre gelebt, auch Schüler gebildet, beſonders in der italiäniſchen Poeſie, und ſei daſelbſt bis an ſeinen Tod geblieben. Hiemit laſſen ſich auch die Sagen von ſeinem Aufenthalt an andern Orten ſehr gut vereinigen, ſobald man nur annimt, daß in dieſer Periode Ravenna zwar ſein gewöhnlicher Aufenthalt geweſen, er aber doch zuweilen, um andere Freunde zu beſuchen, ihn auf längere oder kürzere Zeit verlaſſen habe. Einen geſicherten und ruhigen Aufenthalt ſetzt es unſtreitig voraus, wenn er, wie mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, nunmehr ſeine Kinder zu ſich kommen ließ, ſo wie er auch erſt in dieſer Periode ſeines Lebens die letzte Hand an ſein großes Gedicht legen konnte; und nur Ravenna konnte ihm dieſe Sicherheit und dieſe Muße gewähren. Allerdings iſt anzunehmen, daß er auch in Gubbio geweſen bei ſeinem Freunde Boſone de' Raffaelli und in dem benachbarten Kloſter S. Croce di fonte Avellana, a[illegible] Fuße des Catria, eines der höchſten Gipfel des Apennin. Hier zeigt man noch die Zimmer, die er bewohnt haben ſoll, und ſeine Büſte mit einer Inſchrift aus dem 16ten Jahrhundert, worin behauptet wird, daß er, der Sage zufolge, hier an ſeinem Gedichte gearbeitet habe [69]). Auch in Gubbio zeigt man einen Thurm mit der Inſchrift: His mansit Dantes Aleghierius poëta et carmina scripsit. Dies kann aber nicht vor dem Jahre 1318 geweſen ſeyn; denn Boſone ward ſchon im J. 1300 aus Gubbio vertrieben, kehrte im J. 1310 nur auf kurze Zeit dahin zurück, und lebte erſt vom Jahre 1318 an wieder in Gubbio [70]). Auch im äußerſten Norden von Italien, in Udine und dem Schloſſe Tolmino am Iſonzo, am Fuße der Juliſchen Alpen [71]), hat ſich die Sage von einem längeren Aufenthalte Dante's erhalten, woran Foscolo wol ohne Grund zweifelt [72]). Iſt er nun, wie behauptet wird, als Gaſtfreund des Patriarchen von Aquileja, Pagano della Torre dort geweſen, ſo kann es nicht vor dem Jahre 1319 geweſen ſeyn, denn erſt in dieſem Jahre ward Pagano Patriarch von Aquileja. So bleibt denn für den Zeitraum von dem Jahre 1313—1318 kaum ein anderer Aufenthalt für Dante übrig als Ravenna, man müßte denn etwa mit Tiraboſchi [73]) annehmen, er ſei in dieſer Zeit in Paris geweſen, wofür aber durchaus nicht der leiſeſte Grund der Vermuthung aufzufinden iſt. Allerdings könnte man auch an Verona denken, wofür die große Verehrung, welche wir in ſeinem Gedichte für Cangrande finden, ſo wie der Umſtand zu ſprechen ſcheint, daß ſein älteſter Sohn Pietro, aber wahrſcheinlich doch erſt nach des Vaters Tode, in Verona ſich niederließ [74]). Dagegen aber iſt zu bedenken, daß eine Tochter Dante's nicht in Verona, ſondern in Ravenna als Nonne gelebt, daß Cangrande, in dieſem Zeitraum von dem Jahre 1313—1318 in faſt ewigen Fehden begriffen, wenig in Verona ſeyn konnte, und daß die Dedication des Paradieſes an Cangrande, welche wahrſcheinlich in das Jahr 1319—1320 fällt, wenigſtens keine Spur eines lange fortgeſetzten Aufenthaltes in Verona verräth. Wir wiſſen aber mit Beſtimmtheit, daß Dante im J. 1319—1321 Ravenna als feſten Aufenthalt betrachtete [75]), und ſind daher genöthigt anzunehmen, daß er nur von hier aus zuweilen Beſuche in Verona gemacht habe, ohne jedoch die Zeit derſelben genauer beſtimmen zu können. Wahrſcheinlich iſt es allerdings, daß er etwa im J. 1316 dort geweſen, als nach der Vertreibung Uguccione's della Faggiuola aus Piſa und Lucca, dieſer und andere Ghibellinen eine gaſtfreie Aufnahme am Hofe von Verona fanden [76]), oder vielleicht auch im J. 1318, wo Cangrande zum Oberhaupt der Ghibellinen ernannt wurde [77]). Ebenſo wahrſcheinlich aber iſt es auch, daß er wenigſtens vom Jahre 1320 an, wo Cangrande eine große Niederlage unter den Mauern von Padua erfuhr [78]), nicht wieder in Verona geweſen. Die bekannte Geſchichte von einer öffentlichen Diſputation Dante's am 20. Januar 1320 in Verona beruht einzig und allein auf einem höchſt verdächtigen, im Jahre 1508 zu Venedig gedruckten [79]) kleinen Buche: Quaestio florulenta ac perutilis de duobus elementis aquae et terrae [80]). Einen feſten geſicherten Aufenthalt ſcheint endlich auch der ſchöne Brief Dante's an einen florentiniſchen Geiſtlichen vorauszuſetzen, worin er mit Unwillen eine ihm angebotene, für ihn ſchimpfliche Zurückberufung verwirft [81]). Er hatte nämlich durch einen Ref

---

66) *Viviani* Div. Comm. Udine 1828. Praef. p. 9.

67) Nicht der Vater, ſondern der Neffe der Franceſca, deren Schickſal im fünften Geſange des Inf. beſungen iſt. Troya p. 32 und 176.

68) Vita di Dante p. 235.

69) *Pelli* p. 95. Troya p. 164.

70) *Pelli* p. 97. Vergl. *Ugo Foscolo* p. 293 sqq.

71) Vielleicht die Antra Julia, wovon Boccaccio in dem Gedicht an Petrarca redet. Ed. Padov. T. V. p. 138.

72) *Pelli* p. 97. Troya p. 170. Viviani Praef. p. 9. *Ugo Foscolo* p. 20 sq.

73) Edit. Padov. T. V. p. 81.

74) *Orelli* II. p. 40 sq.

75) Aus den lateiniſchen Eklogen Dante's, vergl. beſonders die zweite.

76) Troya p. 152. 162.

77) Ibidem p. 169.

78) *Murat.* Annal. ad h. ann.

79) Und ebendaſelbſt wieder abgedruckt 1708. Aneddoti IV. p 111.

80) *Pelli* p. 99. 189 *Tiraboschi* in ed Pat. V. p. 82.

81) *Dantis Alligh.* Epist. p. 65. *Dionisi* Prep. I. p. 71. Ed. Pad. T. V. p. 120.

ſen die Nachricht erhalten, daß die Verbannten die Rückkehr erlangen könnten, wenn ſie eine Summe Geldes erlegen und den Schimpf, öffentlich am Altar Johannes des Täufers dargeſtellt zu werden, über ſich ergehen laſſen wollten [82], und dieſe Bedingungen ſind es, die er in jenem Briefe als ſeiner unwürdig von ſich weiſt. Das Datum dieſes Briefes läßt ſich nicht mit vollkommener Gewißheit ausmitteln, doch iſt die meiſte Wahrſcheinlichkeit für 1315. In dieſer Zeit, wo der päpſtliche Stuhl durch den Tod Clemens V. unbeſetzt war, wo die Ghibellinen überall ſich mächtig erhoben, Uguccione della Faggiuola die Florentiner in der Nähe bedrohte, Cangrande in Oberitalien glänzte, dachte man in Florenz ernſtlich an Zurückberufung vieler Verbannten und ſtellte ihnen die oben angegebenen Bedingungen, denen ſich auch viele unterwarfen; damit ſtimmt auch vollkommen überein, daß Dante in dieſem Briefe von ſich ſagt, er habe per trilustrium fere perpessus exilium, wenn man nämlich bedenkt, daß die Florentiner das Jahr mit dem 25. März begannen und alſo das Verbannungsjahr Dante's nach florentiniſcher Weiſe nicht 1302, ſondern 1301 bezeichnet werden mußte. Hieraus, als eine Folge ſeines Trotzes nämlich, ließe ſich denn auch leicht erklären, warum noch im Oktober dieſes Jahres 1315, die Verbannung Dante's durch Raniero di Zaccaria d'Orvicto, Statthalter König Roberts in Florenz, beſtätigt wurde [83]. Giov. Villani, welcher dem Tode Dante's ein eigenes Capitel ſeiner Chronik gewidmet hat, ſagt, er ſei nach der Rückkehr von einer Geſandtſchaft nach Venedig am 14ten Sept. 1321 in Ravenna geſtorben [84]. Von dieſer Geſandtſchaft ſchweigen Boccaccio und Leon. Bruni; dagegen erzählen Filippo Villani [85], Domenico Arretino [86] und Manetti *) einſtimmig, er ſei vom Guido da Polenta dahin geſchickt worden, um bei Gelegenheit eines ungerechten Angriffs der Venezianer ſie zum Frieden zu bewegen, habe aber beim Senat kein Gehör erlangen können, und ſei daher niedergeſchlagen und ſchon krank zurückgekehrt. Von einem Kriege der Venezianer gegen Guido in dieſem Jahre weiß die Geſchichte nichts, und ſo möchte denn wol die Vermuthung Foscolo's [87] die richtige ſeyn, daß er von Guido nach Venedig geſchickt worden, um bei der unſichern Stellung dieſes Fürſten eine Verbindung mit Venedig abzuſchließen, welche aber die Venezianer, da ſie erſt vor kurzem verdrüßliche Händel mit den Päpſten gehabt, von der Hand gewieſen hätten. Eine frühere Geſandtſchaft Dante's nach Venedig im Dienſte Guido's, welche etwa in die Jahre 1313 oder 1314 fallen müßte, ſcheint aus einem von Doni [88] herausgegebenen, angeblichen Briefe Dante's [89] hervorzugehen; dieſer Brief iſt aber längſt als ein Betrug und ein Machwerk des Doni erkannt worden [90]. Der Todestag Dante's wird von Domenico Arretino, von Giov. Villani im c. 133, welches aus einer andern Handſchrift bei Muratori hinzugefügt iſt, und was die Hauptſache iſt, von Boccaccio in der Vita [91] und noch ausdrücklicher im Commentar über die Div. Comm. [92] als der Tag der Kreuzeserhöhung, alſo der 14. Sept. angegeben; nur Giov. Villani c. 134 nennt ſehr unwahrſcheinlich den Julius ſeinen Sterbemonat. Guido Novello ſuchte den Verſtorbenen auf alle Weiſe zu ehren. Er ließ den Leichnam im Dichterſchmuck [93], vermuthlich alſo mit Lorbeer gekrönt, auf den Schultern der angeſehenſten Bürger von Ravenna nach der Hauptkirche [94] tragen, wo er ihn einſtweilen in einer Kapelle vor dem Eingange derſelben in einem marmornen Sarge beiſetzen ließ. Er ſelbſt hielt ihm nach der Sitte von Ravenna eine lange Leichenrede und hatte die Abſicht, ihm ein prächtiges Grabmal zu errichten [95]; allein ſchon im folgenden Jahre verlor er die Herrſchaft von Ravenna und ſtarb als Vertriebener in Bologna [96]. Eben deshalb ward auch anfänglich keine Inſchrift auf das Grab geſetzt, obgleich viele Dichter dem Guido Verſe zu dieſem Zweck geſendet hatten. Boccaccio, welcher doch 1350 ſelbſt in Ravenna geweſen, ſagt ausdrücklich, daß das Grab keine Inſchrift gehabt, ſetzt aber hinzu, daß er unter den ihm vorgelegten Verſen die des Giovanni di Virgilio aus Bologna für die beſten halte, welche mit den Worten anfangen: Theologus Dantes, nullius dogmatis expers etc. [97]. Giov. Villani führt die nämlichen an, behauptet aber, ſie wären nach der Zeit Guido's auf das Grab geſchrieben worden [98]; daſſelbe ſagt Filippo Villani [99]; ebenſo Manetti *), welcher aber hinzufügt, man habe ſie ſpäter vertilgt, und durch die eines andern Dichters, den er nicht nennt, erſetzt. Es ſind die folgenden:

Jura monarchiae, Superos, Phlegethonta lacusque
Lustrando cecini, voluerunt fata quousque;
Sed quia pars *nostri* melioribus *edita* castris [1]
Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris. —

Dominicus Arretinus endlich führt eine ganz andere Inſchrift an, welche mit den Worten anfängt: Inclyta fama cujus etc.; zugleich aber auch die: Jura Monarchiae etc. [2]. Boccaccio als Augenzeuge verdient hierin unſtreitig den meiſten Glauben, und ſo muß man wol annehmen, daß alle dieſe Inſchriften erſt nach ſeiner Zeit auf das Grab geſetzt worden ſind. In dieſem einfachen Zuſtande blieb das Grab, bis Bernardo Bembo, Vater des berühmten Kardinals, von der Republik Venedig als

---

[82] *Dantis Alligh.* Epist. p. 65. *Boccaccio* Vita di D. p. 251.

[83] *Dionisi* Prep. I. p. 64. aus einem Dokumente bei Pelli p. 78. Anderer Meinung iſt Troya p. 145., er verſetzt den Brief in das Jahr 1317. p. 160.

[84] L. IX. C. 133 und 134.

[85] *Mehus* Vita Ambr. p. 167.

[86] Ibid. p. 170.

*) Vita Dantis p. 49.

[87] p. 345.

[88] Prose antiche, Firenze 1547. 4.

[89] *Dantis All.* Epist. p. 105. *Biscioni* Prose p. 215.

[90] *Pelli* p. 136.

[91] p. 236.

[92] Canto I. p. 19.

[93] Villani L. IX. c. 133.

[94] Dieſe gehört den Franziskanern, und eben daher mag das Gerücht entſtanden ſeyn, Dante habe auf irgend eine Weiſe dieſem Orden angehört.

[95] *Boccaccio* Vita di Dante p. 236.

[96] Veltro p. 190.

[97] *Boccaccio* Vita di Dante p. 237.

[98] *Villani* l. l.

[99] *Mehus* Vita Ambr. p. 167.

*) p. 50.

[1] Der dritte Vers unſtreitig beſſer bei Mehus:

Sed quia pars *cessit* melioribus *hospita* castris

[2] Bei Mehus p. 170.

Podeſtà nach Ravenna geſendet, es erneuern und die ganze Kapelle neu aufbauen ließ. Auf dem Sarkophag ſelbſt wurden die Verſe Jura Monarchiae etc. angebracht, mit den darüber geſetzten Buchſtaben S. V. F. (sibi vivens fecit), weil man glaubte, daß ſie von Dante ſelbſt wären. Auf eine Marmorplatte in der rechten Seitenwand der Kapelle wurden die Verſe geſetzt:

Exigua tumuli Dantes hic sorte jacebas
Squallenti nulli cognite pene situ
At nunc marmoreo subnixus conderis arcu
Omnibus et cultu splendidiore nites.
Nimirum Bembus Musis incensus Ethruscis
Hoc tibi, quem imprimis hae coluere, dedit.
ANN. SAL. M. CCCC. LXXXIII. VI. KAL. IVN.
Bernardus Bemb. Praet. Aere suo pos. 3).

Im Jahre 1692 ließ der Kardinal-Legat Domenico Maria Corſi das Denkmal wiederherſtellen, und fügte eine neue Inſchrift hinzu. Ein anderer Kardinal-Legat Luigi Valenti Gonzaga ließ 1780 das ganze Denkmal von Grund aus erneuen und ihm die Geſtalt eines viereckigen mit einer Kuppel bedeckten Tempels geben. Am Fuße des Sarkophags ward eine marmorne Kiſte angebracht, worin ein Pergamentblatt aufbewahrt wird, welches in lateiniſcher Sprache die Geſchichte dieſes Denkmals ausführlich erzählt 4). In Kupfer geſtochene Zeichnungen des Ganzen ſind in Florenz 1783 von Eredi und Cecchi herausgegeben worden. Endlich hat Canova Dante's Büſte im Pantheon zu Rom aufgeſtellt, mit der Inſchrift:

A Dante Alighieri
Antonio Canova.
MDCCC.XIII.
Alessandro d'Este R. Scolpì 5).

Florenz dagegen beſaß bis jetzt eigentlich kein Denkmal ſeines größten Dichters. Im 15ten Jahrh. ſah man noch ſein Bild in der Kapelle des Podeſtà, von der Hand Giotto's 6), ein anderes von Taddeo, einem Schüler Giotto's, in der Kirche St. Croce 7), und noch ein anderes in der Kirche St. Trinità von D. Lorenzo, einem Camaldulenſer-Mönch; alle dieſe aber ſind längſt verſchwunden. Ganz ſchlecht gemalt und in wunderlicher Geſellſchaft von neuern Dichtern und Helden des Alterthums fand ſich wahrſcheinlich noch 1687 ein Bildniß Dante's in einem Saale des Rathhauſes zu Florenz (in Aula minori Palatii Florentini), als in eben dieſem Jahre die Accademia Fiorentina dem Großherzog den Vorſchlag that, die Büſte Dante's über die Thüre des Verſamlungszimmers ſetzen zu laſſen, was auch ausgeführt wurde 8). Noch im 14ten Jahrh., als der Haß in Bewunderung übergegangen, beſchloſſen die Florentiner 1396, dem Dante und einigen andern ihrer berühmteſten Mitbürger Denkmäler im Dom, St. Maria del Fiore, zu errichten; es unterblieb aber aus unbekannten Gründen. Im J. 1429 bemüheten ſie ſich vergebens, von Ravenna die Gebeine des Dichters zu erhalten, und ſpäter noch, im J. 1519, wendete ſich die Accademia Medicea ebenſo vergeblich deshalb an Leo X., obgleich Michel Angelo ſelbſt ſich erbot, das zu errichtende Denkmal anzufertigen 9). Erſt jetzt (1830) iſt dieſe alte Schuld auf eine glänzende Weiſe abgetragen worden *). Es iſt dem Dante in der Kirche St. Croce zwiſchen den Denkmälern Michel Angelo's und Alfieri's ein Cenotaph von carrariſchem Marmor, von der Hand des Bildhauers Ricci, errichtet worden. Der Dichter ſelbſt iſt in mehr als Lebensgröße auf dem Denkmal ſitzend, den Kopf auf die rechte Hand geſtützt, abgebildet; ihm zur Rechten ſteht das Bild Italiens mit der Hand auf die Inſchrift des Cenotaphs hindeutend: Onorate l'altissimo poeta; zu ſeiner Linken die Dichtkunſt über das offene Buch der Divina Commedia hingebeugt, in der linken Hand einen Lorbeerkranz haltend. Auf dem Sockel des Denkmals lieſt man folgende Inſchrift: Danti Alighierio Thusci honorarium tumulum a majoribus ter frustra decretum A. MDCCCXXIX feliciter excitarunt. Man ſtreitet noch, welche Verſe auf das vor dem Bilde der Dichtkunſt aufgeſchlagene Buch geſetzt werden ſollen. Vorgeſchlagen ſollen ſeyn: Parad. XVII. Tu proverai ctr. (Warum nicht lieber: Parad. XXV, 1. Il poema sacro Al quale ha posto mano e cielo e terra.) Auch nach dem Tode des Dichters ſchien ihn das Schickſal noch verfolgen zu wollen. Nur mit Mühe ward im J. 1327 der Kardinal Bertrando di Poggetto, Legat Johannes XXII. zu Bologna, durch den Florentiner Pino della Toſa und den Oſtagio da Polenta (eben den, welcher den Guido Novello vertrieben hatte) abgehalten, die Gebeine Dante's, als eines Ketzers, zum Feuer zu verurtheilen, wie er es in der That mit dem Buche de monarchia machte, deſſen ſich die Anhänger Ludwigs des Baiern und des von ihm erwählten Papſtes gegen Johannes XXII. bedienten 10). — Nach Boccaccio's Beſchreibung der äußern Geſtalt des Dichters war er ein Mann von mittlerer Größe, im ſpätern Alter etwas gekrümmt, aber würdig und ruhig, ſtets in ſehr anſtändiger Kleidung einhergehend. Das Antlitz war lang, mit einer Habichtsnaſe, die Augen etwas heraustretend, die Kinnladen groß und die untere Lippe etwas hervorſpringend, Haar und Bart waren ſtark, ſchwarz und gekräuſelt, die Farbe des Antlitzes bräunlich; der gewöhnliche Ausdruck des Geſichts nachdenkend und finſter. Hierauf gründet ſich auch die von Boccaccio erzählte Anekdote, daß, als er einſt in Verona an einem Hauſe vorübergegangen, vor deſſen Thür mehre Weiber ſaßen, die eine zu der andern geſagt: ſeht den, der in die Hölle geht, wenn er will, und wieder kommt und Nachricht bringt von denen, die da unten ſind; worauf eine andere erwiederte: wahrlich, du haſt recht, ſiehſt du wol, wie ſeine Farbe ſo braun und ſein Bart ſo kraus iſt von der Hitze und vom Rauche, die da unten ſind 11).

---

3) Eine Abbildung dieſes Denkmals findet ſich in der Zattaſchen Ausgabe der Werke Dante's. Venedig 1757. 4. T. I. p. XXXI.

4) Abgedruckt in Ed. Padov. V. p. 124.

5) Sehr ausführliche Nachrichten über dies alles im 5ten Bande der Ed. Pad. p. 121 sq. und p. 84, wo noch zwei Werke über dieſen Gegenſtand angeführt werden.

6) *Mehus* Vita Ambr. p. 165.

7) *Fil. Villani*, vite d'uomini illustri fiorentini. Firenze 1826. p. 149.

8) Ed. Pad. T. V. p. 125 sq.

9) *Pelli* p. 104. *Orelli* II. p. 85.

*) Vergl. Delle memorie di Dante Alighieri, da Melchiorre Missirini. Firenze 1831.

10) *Boccaccio* Vita di Dante. p. 253. *Troya* p. 192. Ed. Padov. T. V. p. 128.

11) *Boccaccio* Vita di Dante. p. 241 sq.

Vier Medaillen mit dem Bruſtbilde Dante's, ſämtlich ohne Jahrzahl, welche einſt dem Grafen Mazzuchelli in Breſcia gehörten, ſind im 1ſten Bande der Zattaſchen Ausgabe der Werke Dante's abgebildet. In neuern Zeiten haben die berühmteſten Künſtler gewetteifert, Dante's Züge in Erz und Marmor, in Gemälden und Kupferſtichen darzuſtellen; auch Raphael hat ihn in dem unter dem Namen der Disputa bekannten Gemälde zwiſchen den Köpfen des Thomas von Aquino und des Scotus, und in einem andern im Vatikan befindlichen, den Parnaſſus darſtellenden Gemälde neben Virgil und Homer [12] angebracht. Intereſſant iſt beſonders der Kupferſtich, welcher Kannegießers Überſetzung der göttlichen Komödie ziert; er iſt nach einer von Rauch abgeformten Wachsmaske gezeichnet, welche ſich in Florenz befindet und über der Leiche des Dichters abgenommen ſeyn ſoll [13]. Über den Adel ſeiner Sele kann nur eine Stimme ſeyn; er iſt allen ſeinen Werken unverkennbar aufgeprägt. Wundern darf es uns aber nicht, wenn ein ſo außerordentlicher Menſch von ſeinen Zeitgenoſſen nicht begriffen wurde; wenn ſeine glühende Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit, ſein heiliger Unwille gegen Schlechtes aller Art für niedrige Schmähſucht ausgegeben, wenn ſein edler Stolz im Unglück, ſein Ernſt und ſeine Verachtung gemeiner Verhältniſſe ihm als Hochmuth ausgelegt wurden [14]; wenn ſelbſt ein reines Leben, eine bis zum Tode treu bewahrte Liebe, ein über alle ſeine Werke ausgegoſſener reiner und heiliger Sinn ihn nicht gegen den Vorwurf gemeiner Sinnlichkeit [15] haben ſchützen können.

Einige Nachrichten über die Familie und die Nachkommen Dante's mögen hier noch zum Schluſſe ſtehen. Dante hatte einen ältern Bruder, Franceſco, der aber von einer andern Mutter war [16], und eine Schweſter, deren Name unbekannt geblieben, welche, an einen Florentiner Leon Poggi verheirathet, unter andern Kindern einen Sohn Andrea Poggi hatte, welchen Boccaccio genau gekannt, und welcher im Äußern viel Ähnlichkeit mit Dante gehabt haben ſoll [17]. In der Ehe mit Gemma de' Donati wurden dem Dante 6 Kinder geboren, Pietro, Jacopo, Gabriello, Aligero, Eliſeo und Beatrice [18]. Aligero und Eliſeo ſtarben in der Kindheit. Gabriello, wenn einer von Pelli angeführten Urkunde zu trauen, die aber auch einer verheiratheten Tochter Dante's erwähnt, von welcher man ſonſt durchaus keine Nachricht hat, lebte noch im Jahre 1351. Beatrice lebte im Jahre 1350 als Nonne im Kloſter St. Stefano zu Ravenna, und erhielt durch Boccaccio ein Geſchenk von 10 Goldgulden von der Republik Florenz [19]. Der berühmteſte, vielleicht auch der älteſte [20] Sohn Dante's war Pietro. Filelfo allein ſagt von ihm, er ſei dem Vater in ſeiner Verbannung überall hin gefolgt, nachdem er die Rechte ſtudirt und in Bologna die Doktorwürde erhalten habe; auch habe er einen kleinen Commentar über die Div. Comm. ausgearbeitet [21]. Auch Boccaccio ſcheint zu ſagen, daß Pietro nebſt ſeinem Bruder Jacopo beim Tode des Vaters in Ravenna war. (S. 257.) Leonardo Bruni erwähnt bloß, er ſei ein wackerer Juriſt geworden, habe ſich in Verona niedergelaſſen und dort Reichthum erworben [22]. Nach einer Grabſchrift in Treviſo, welche aber ohne Jahrzahl iſt [23], wird gewöhnlich erzählt, er ſei dort, vielleicht auf einer Geſchäftsreiſe geſtorben. Allein Dioniſi hat unwiderleglich bewieſen, daß Pietro nicht jung, wie es in der Grabſchrift heißt, ſondern im J. 1364, alſo an 70 Jahr alt, nicht in Treviſo, ſondern in Verona geſtorben ſei. Auch ſind ſchon ſeit einigen Jahrhunderten die drei letzten Verſe der Grabſchrift, niemand weiß aus welchem Grunde, weggemeißelt worden [24]. Von dem Commentar des Pietro wird im folgenden Abſchnitte die Rede ſeyn. Man findet hin und wieder in alten Manuſcripten angebliche Gedichte Pietro's, unter andern eine Art Inhaltsanzeige der Div. Comm. [25], deren Echtheit aber überaus zweifelhaft iſt [26].

Von den Lebensumſtänden des Jacopo di Dante wiſſen wir beinahe noch weniger. Filelfo läßt ihn in Rom ſterben, zur Zeit, als der Vater ſich als Geſandter dort aufhielt; der fleißige Pelli aber hat Dokumente aufgefunden, welche unwiderſprechlich beweiſen, daß Jacopo noch im J. 1342 und zwar in Florenz lebte und einen Theil der confiſcirten Güter des Vaters zurückkaufte [27]. Beim Tode des Vaters war er in Ravenna [28], ſcheint aber ſpäter in Florenz gelebt zu haben. Es werden zwar Kinder von ihm genannt [29], aber vermuthlich iſt mit ihnen ſein Stamm erloſchen. Auch ihm werden in verſchiedenen Manuſcripten Gedichte beigelegt, namentlich auch das vorhin erwähnte, gewöhnlich dem Pietro zugeſchriebene, und eine Tavola sopra le tre cantiche, Manuſcript in der Gaddiana und in der Riccardiana [30]. Die Crusca citirt unten ihren Quellen ein Gedicht in mehren Capitoli, Il Dottrinale di Jacopo di Dante genannt, gegen deſſen Echtheit aber große Zweifel obwalten [31]. — Nur in den Nachkommen Pietro's blühete das Geſchlecht Dante's fort. Pietro hatte zwei Söhne, Dante II. und Jacopo. Dieſem letztern legt Filelfo das oft erwähnte Gedicht über die Div. Comm. bei; er ſtarb jung. Dante II. hatte einen Sohn, Lionardo, welchen Leonardo Bruni in Florenz umhergeführt, und ihn mit den Häuſern ſeiner Vorfahren und manchen Familiennachrichten bekannt gemacht [32]. Lionardo's Sohn hieß Pietro, welchen Filelfo gekannt, und dem er ſein Leben Dante's dedicirte. Pietro hatte einen Sohn Dante III., welcher nach Landino's Zeugniß eine Zeit lang in Ravenna lebte [33] und ein nicht unberühmter italiäniſcher und lateiniſcher Dichter war; man hat Elegien und Eklogen von ihm. Vellutello verſichert, ein Dekret der Republik vom Jahre 1495 zu beſitzen, wodurch Dante III. eingeladen worden, in das Vaterland zurückzukehren und ihm die Rückgabe der väterlichen Güter, ſo viel es ſich thun ließe, verheißen wurde. Da dies aber nur ein ſehr unbedeutender Gegenſtand und er ſelbſt wohlhabend geweſen, habe er ſich nicht darauf eingelaſſen [34]. Er ſtarb in Mantua im Jahre 1508, und hinterließ 3 Söhne, Pietro, welcher im Jahre 1539 Provveditore von Verona ward; Vellutello a. a. O. verdankte ihm mehre Papiere ſeiner Vorfahren, aus welchen er manches für ſeinen Commentar geſchöpft; Lodovico, welcher im Jahre 1547 ohne Erben ſtarb, und Franceſco, mit welchem die männlichen Nachkommen Dante's ausſtarben. Es war nur noch eine Tochter des älteſten Bruders Pietro übrig, Ginevra, welche im Jahre 1549 einen Grafen Marc. Ant. Serego heirathete [35]. Dies Geſchlecht, welches den Namen Serego Alighieri führt, blüht noch jetzt in Verona, und einer Dame aus dieſer Familie iſt die Udineſer Ausgabe der Div. Comm. geweiht.

---

[12] *Cancellieri* p. 39. 44. [13] Kannegießer Vorrede. p. XIII. [14] *Villani* L. IX. c. 134. [15] *Boccaccio* Vita di Dante. p. 253. und noch mehr in dem Abdruck der Ed. Padov. p. 10. [16] *Pelli* p. 24. not. 4., wo in einem Dokumente vom Jahre 1332 mehre Mitglieder der Familie des Dichters genannt werden. [17] *Boccaccio* Commento s. l. D. C. T. II. p. 66. [18] Dieſe Angabe beruht indeß einzig und allein auf dem Zeugniß des Filelfo, bei *Mehus* specimen hist. litt. Praef. p. XXVIII.; die ältern Biographen ſprechen nur von mehren Kindern, ohne ſie zu nennen, Leon. Bruni erwähnt nur des Pietro, und auch nur über dieſen, über Jacopo und Beatrice haben wir ſichere Zeugniſſe.

[19] *Pelli* p. 33. not. 5. [20] *Pelli* p. 24. not. 4., wo bald Pietro, bald Jacopo zuerſt genannt wird. [21] *Mehus* Specimen Praef. p. XXIX. [22] p. 65. [23] Vergl. *Pelli* p. 28. und *Dionisi* Prep. I. p. 158. [24] *Dionisi* Prep. I. p. 154 sq. Anedd. II. p. 93. Anderer Meinung, aber ohne eigentliche Gründe iſt Foſcolo. p. 367 sq. [25] Ed. Padov. p. 275. [26] *Pelli* p. 28. Das nämliche Gedicht wird bald dem Pietro, bald dem Jacopo di Dante beigelegt, und am Ende iſt es von keinem von beiden, ſondern von einem Simone di Ser. Dino da Siena detto Saviozzo. *Dionisi* Prep. I. p. 164. Ähnliche Gedichte gab es mehre, außer dem ziemlich bekannten, welches dem Beſchützer Dante's Boſone d'Agubbio beigelegt wird und vielfältig, unter andern im 5ten Bande der Ed. Padov., abgedruckt iſt, erwähnt Creſcimbeni in den Noten zu ſeiner Vita di Dante noch eines Gedichts in Terzinen von Cecco di Meo Mellone Ugurgieri aus Siena; der Inhalt jedes Canto der Div. Comm. iſt in einer Terzine ausgedrückt, und der erſte Vers jeder dieſer Terzinen iſt zugleich der erſte Vers des darin charakteriſirten Geſanges. Ein gewiſſer Mino di Vanni faßte den Inhalt der Div. Comm. in 25 Sonetten. *Crescimbeni* ibidem. [27] *Pelli* p. 78. [28] *Boccaccio* Vita di Dante. p. 257. [29] *Pelli* p. 33. [30] *Mehus* p. 263.

B. Dante's Werke [1]. Bei den Werken Dante's ſtößt man beinahe auf die nämlichen chronologiſchen Schwierigkeiten, wie bei ſeinem Leben; auch hier iſt es ſchwer, zum Theil unmöglich, von jedem einzelnen Werke anzugeben, wann es geſchrieben, wann angefangen, wann vollendet worden. Am ſchwierigſten ſind dieſe Unterſuchungen bei der Div. Commedia, welche wir daher als den wichtigſten Gegenſtand dieſes Abſchnittes, und weil ſie ohnedies die ganze zweite Lebenshälfte des Dichters ausfüllt, für zuletzt aufſparen wollen. Die übrigen Werke, da ſich die Zeitfolge der meiſten doch nicht mit vollkommener Gewißheit ausmitteln läßt, wollen wir ſo ordnen, daß wir zuerſt die italiäniſchen, und dann die lateiniſchen betrachten.

I. Italiäniſche Werke. Unter dieſen nicht allein, ſondern unter allen Werken des Dichters nimt als das der Zeit nach früheſte ſelbſtändige Werk den erſten Platz ein

1) *La Vita nuova* [2], oder **das neue Leben.** Es enthält die Geſchichte ſeiner Jugendliebe zur Beatrice und die Sonette, Ballaten, Canzonen, welche er, von dieſer Liebe begeiſtert, bei verſchiedenen Veranlaſſungen gedichtet. Neues Leben nennt er dies Werk, weil er gleich am Anfange deſſelben berichtet, wie mit dem Anblick der kindlichen Geliebten eine höchſt wichtige Umwandlung ſeines Innern, ein wahrhaft neues Leben für ihn begonnen. Die Geſchichte ſelbſt iſt unendlich einfach; ſie enthält nichts als die Erzählung, wie er ſelbſt noch in der Kindheit Beatricen, die noch beinahe ein Jahr jünger war als er, zuerſt erblickt; wie er noch als Kind öfter ihren Anblick geſucht, einmal in ſpätern Jahren ihren holdſeligen Gruß auf der Straße empfangen; wie er aus zarter Beſorgniß ſich bemüht, mehr als einmal den Schein einer andern Liebe anzunehmen und dafür den Unwillen der Geliebten auf ſich geladen; wie er erkrankt und im Traume den Tod und die Verklärung der Geliebten geſehen; wie ſie im jugendlichen Alter geſtorben; wie tiefer Gram ſeine Sele zerriſſen und ſeine Geſundheit untergraben; wie das zarte Mitleid, welches eine andere Dame ihm gezeigt, ihn beinahe zur Untreue gegen die Geliebte verführt, wie aber dieſe ihm im Geiſte wieder erſchienen und alle ſeine Gedanken wieder auf ſich gerichtet; wie endlich er eine wunderbare Viſion gehabt, welche den Entſchluß in ihm erzeugt, „nicht mehr von dieſer gebenedeieten zu reden, bis daß er im Stande wäre, würdiger von ihr zu reden, ſo daß er hoffe, einſt von ihr zu ſagen, was noch niemals von einem Weibe geſagt worden.“ Die Erzählung, wie die Gedichte tragen das Gepräge der Wahrheit, der Innigkeit und der Unſchuld; das Ganze gibt uns das ſchöne Bild eines edeln, reinen, kindlichen, von der Liebe durchglüheten und von ihr zu allem Edeln und Großen begeiſterten Gemüths und zeigt uns den Menſchen in dem Zuſtande der Unſchuld, ſo weit er auf Erden möglich iſt, wie die Divina Commedia uns den Fall und die Erlöſung des Menſchen verſinnlicht. Mancher Leſer hat wol ſchon Anſtoß genommen an den trockenen Erklärungen, welche jedes Gedicht begleiten, und worin mit ſcholaſtiſcher Schärfe und Genauigkeit die Gedanken des Gedichtes geordnet und zergliedert werden. Aber ſchon hierin zeigt ſich die bewundernswürdige Eigenthümlichkeit dieſes Dichters, welcher eben dadurch ſo groß iſt, daß er nie irgend einem Affecte unterliegt, ſondern ſtets die klarſte Beſonnenheit mit der glühendſten Innigkeit zu verbinden weiß. Dies iſt der geheime Grund des unwiderſtehlichen Zaubers, den er über alle für das Wahre empfängliche Gemüther in ſeinem großen Werke übt. Sehr Unrecht haben daher diejenigen gethan, welche in vielen Handſchriften und Abdrücken der Vita nuova dieſe Erläuterun-

---

31) *Pelli* l. l. Es iſt zum erſtenmal gedruckt in Raccolta di rime Toscane. Palermo 1817. 4 Vol. 8.

32) *Leon. Bruni* p. 65.

33) Ad Inf. c. XXVII. 40.

34) Vellutello Vita di Dante in fine.

35) *Pelli* p. 18., wo der Stammbaum des Geſchlechts. p. 34 sq.

1) Geſamtausgaben der Werke Dante's gibt es zwei, die eine Venezia, Pasquali, 1739 bis 1741 in 5 V. 8., und ſchlechter wieder abgedruckt ebendaſ. 1751. Die andere Venezia, Zatta, 1757 bis 1758. 5 V. 4., und davon ein geringerer Abdruck. 1760. 5 V. 8. Ganz vollſtändig ſind indeß beide nicht, in der erſtern fehlen das Werk de monarchia, die Eclogae und die meiſten Briefe; in der zweiten fehlen ebenfalls die Eclogae und mehre Briefe.

2) *Villani* L. IX. C. 134. *Boccaccio* Vita di Dante. p. 254. *Leon. Bruni* p. 60.

gen der Gedichte entweder ganz weggelaſſen, oder nur als Noten dem Texte beigefügt haben 3). Sehr Unrecht hat Boccaccio und zeigt wenig Bekanntſchaft mit den übrigen Schriften Dante's, wenn er behauptet, Dante habe ſich in ſpätern Jahren ſehr geſchämt, die Vita nuova geſchrieben zu haben 4), da vielmehr Dante ſelbſt im Convito dieſes Werk ſeiner Jugend in Schutz nimt 5). Die Zeit der Abfaſſung dieſes Buches läßt ſich wenigſtens ziemlich genau beſtimmen. Die Gedichte, die es enthält, ſind, wie es die Natur der Sache mit ſich bringt, aus ſehr verſchiedenen Zeiten, theils aus ſeiner frühern Jugend und bis zum Tode der Beatrice, theils etwa ein bis zwei Jahre nach ihrem Tode gedichtet 6). Die Samlung aber und der geſchichtliche Commentar, oder die Vita nuova, wie ſie vor uns liegt, möchte wol bedeutend ſpäter geſetzt werden müſſen. Der Schluß des Buches, wenn er nicht etwa vom Verfaſſer ſpäter angefügt worden, läßt faſt auf das Jahr 1300 vermuthen 7). Boccaccio ſagt zwar, er habe es in ſeinem 26ſten Jahre, alſo im Jahre 1291 geſchrieben 8), allein dem widerſpricht das Werk ſelbſt; Pelli ſetzt es ohne weitere Gründe in das Jahr 1295 9). Dioniſi nimt das Jahr 1293 an 10). Dante ſelbſt im Convito ſtellt es nur als eine Jugendarbeit dem Convito, als dem Werke des reiferen Alters, entgegen 11). Die Stelle iſt aber zu dunkel, um eine ſichere Zeitbeſtimmung darauf gründen zu können. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die Vita nuova nur eine Auswahl aus viel mehren Gedichten enthält, welche Dante in dieſer Zeit der Jugendliebe geſchrieben; er ſelbſt erwähnt verſchiedene, welche er weggelaſſen 12), und manche davon mögen wir in der Samlung ſeiner Rime noch beſitzen, manche aber auch gänzlich verloren gegangen ſeyn 13). Die Vita nuova wurde zum erſtenmal gedruckt durch Sermartelli, Florenz 1576. 8., nebſt den Canzonen des Dante und ſeinem Leben von Boccaccio. Eine ältere Ausgabe vom Jahre 1527 ſcheint nie vorhanden geweſen zu ſeyn 14). Wenig correcter erſchien ſie in den Prose di Dante Allighierie di Messer. Giov. Boccaccio. Firenze 1723. 4., von Biscioni beſorgt, welcher die in dem frühern Abdruck fehlenden Erklärungen und ſeine ſo wie des Kanonikus Anton Maria Salvini's Noten hinzufügte. Sodann in den Geſamtausgaben der Werke Dante's und auch einzeln öfter; zum Beiſpiel der recht gute von Keil beſorgte Abdruck der Vita nuova und der Rime, Chemnitz 1810. 8. Eine correctere und ſplendide Ausgabe hat der Marcheſe Trivulzio in Verbindung mit Monti, Maggi u. a. 1827, Milano bei Pogliani in 8. beſorgt; es ſind davon nur 60 Exemplare abgezogen; dieſer nämliche Text wird aber als ein Theil des 6ten Bandes der Paduaner Ausgabe der Div. Comm. erſcheinen. Eine teutſche Überſetzung, begleitet von einem Auszuge aus dem Convito, hat Friedrich von Oynhauſen, Leipzig 1824 geliefert. Sämtliche Gedichte der Vita nuova ſind überſetzt und ein Auszug aus dem Werke ſelbſt gegeben in Dante Allighieri's lyriſche Gedichte von Kannegießer, Leipzig 1827.

2) *Il Convito*, oder das Gaſtmahl. So wie die Vita nuova der erſten Jugendliebe des Dichters geweiht iſt, ſo iſt das Convito die Darſtellung einer zweiten Liebe, der Liebe nämlich zur Philoſophie. Er ſelbſt erzählt uns, daß er nach dem Tode Beatrice's in dem Studium der Philoſophie Troſt geſucht und gefunden 15), und wie er ſich die Weisheit gar nicht anders in ſeinem Geiſte habe vorſtellen können, denn als ein edles und mitleidvolles Weib 16). Wie dieſe Liebe eine Zeit lang mit dem Andenken Beatrice's gerungen, welche Befriedigung und welche Leiden er darin gefunden, ſeinen wechſelnden Seelenzuſtand während dieſes Studiums oder dieſer Liebe 17), und die höchſten Gegenſtände ſeines philoſophiſchen Strebens ſelbſt hat er in einer Reihe von Canzonen dargeſtellt. Weil er aber ſpäter fürchtete, mißverſtanden zu werden, und daß man zu ſeiner Schande die in jenen Canzonen ausgeſprochene Liebe auf irgend ein irdiſches Weib beziehen möchte, entſchloß er ſich ſelbſt, das Geheimniß ihrer wahren Bedeutung zu offenbaren und auf dieſe Weiſe nicht allein ſeine Ehre zu retten, ſondern auch den Menſchen eine heilſame Belehrung über die wichtigſten Gegenſtände menſchlicher Betrachtung mitzutheilen 18). So entſtand das Convito, eine Schrift, worin er die Abſicht hatte, in 15 bis 16 Tractaten oder Abhandlungen 14 Canzonen theils dem Buchſtaben, theils der höhern Bedeutung nach zu erläutern 19). Er nannte es ein Gaſtmahl, weil er darin die Canzonen, als ebenſo viele Gerichte, von dem dazu nöthigen Brode, ſeiner Erklärung nämlich, begleitet, denen auftiſchen wollte, die nach der edlen Speiſe der Wiſſenſchaft verlangen 20). Aber das Werk iſt unvollendet geblieben, nur 3 Canzonen ſind darin erläutert, ſo daß es mit der Einleitung aus 4 Tractaten beſteht; doch muß der Plan und die Anordnung des Ganzen ſchon feſt in ſeinem Geiſte beſtimmt geweſen ſeyn, da er mehre Male in dem, was wir davon beſitzen, auf Gegenſtände hindeutet, welche in einer der folgenden Abhandlungen ihren Platz finden ſollten. Hierauf geſtützt hat der Prof. Witte in Breslau auf eine geiſtreiche Weiſe verſucht, ſowol die Canzonen anzugeben, welche für das Convito beſtimmt waren, als auch ſelbſt ihre wahrſcheinliche Reihenfolge zu beſtimmen 21). Selbſt in ſeinem gegenwärtigen unvollſtändigen und offenbar auch lückenhaften Zuſtande, iſt es als der erſte gelungene Verſuch wiſſenſchaftlicher Proſa in Italien ein äußerſt merkwürdiges Buch. Überall leuchtet Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaftlichkeit und ein edler Sinn daraus hervor, und der oft trockene Ton der Unterſuchung wird auf das anmuthigſte durch einen Reichthum an ſchönen Vergleichungen, wie in der Div. Comm., und durch viele Stellen unterbrochen, welche durch Schönheit der Sprache und Beredſamkeit überraſchen. Schwer,

---

3) *Biscioni* Prose p. 329.

4) Vita di Dante p. 254.

5) Convito p. 55.

6) Vita nuova p. 40.

7) Vergl. Dante's lyriſche Gedichte von Kannegießer. p. 485.

8) Vita di Dante. p. 254.

9) *Pelli* p. 109.

10) Preparazione II. p. 49 sq.

11) p. 55.

12) Vita nuova p. 5. 47.

13) Dante's lyriſche Gedichte von Kannegießer. p. 359 sq.

14) *Pelli* p. 110. n. 4.

15) Convito p. 95.

16) ibidem.

17) Convito p. 104.

18) Convito p. 57.

19) Convito p. 55.

20) Convito ibidem.

21) Dante Allgh. lyriſche Gedichte von Kannegießer S. 364, 367, 379. Auch Hermes XXII. p. 160.

um nicht zu ſagen unmöglich, iſt es, die Zeit anzugeben, wann er es geſchrieben und wann er es abgebrochen. Er ſelbſt nennt es im Vergleich mit der Vita nuova ein Werk des reiferen Alters und ſagt, er habe es geſchrieben, nachdem er die Jugend überſchritten [22]), das heißt nach ſeiner eigenen Erklärung [23]), nachdem er das 45. Jahr zurückgelegt, weshalb man auch gewöhnlich das Jahr 1310 als das angegeben findet, in welchem er es begonnen. Allein wenn von der einen Seite der ganze ruhige und gehaltene Ton des Werks, die ſichere Muße und der Reichthum an Büchern, welche die Abfaſſung dieſer Schrift vorausſetzt, ſo wie einige wehmüthige Betrachtungen über die traurigen Schickſale ſeines ganzen Lebens [24]) eine ſpätere Zeit der Abfaſſung vermuthen laſſen, ſo zwingen dagegen andere Stellen des Werks, wo er von Fürſten, welche ſchon 1309 geſtorben, als von noch Lebenden redet [25]), oder unter den Kaiſern ſeiner Zeit Albert († 1308) als den letzten anführt [26]), ohne Heinrich VII. zu erwähnen, eine frühere Abfaſſung anzunehmen. Das Wahrſcheinlichſte möchte daher ſeyn, daß er, der Hauptſache nach, es 1308 geſchrieben, einige aber, und namentlich die Stelle, wo er von ſeiner Verbannung redet, vielleicht ſpäter noch eingeſchoben habe. Ugo Foscolo [27]) will aus jener Stelle, wo Dante von ſeiner unverdienten Verbannung redet, und aus dem Tone des ganzen Werks auf eine verſöhnende Abſicht des Dichters ſchließen, und ſetzt die Abfaſſung eben deswegen in das Jahr 1315. Villani's Behauptung, ſeine Arbeit an dieſem Werke ſei durch den Tod unterbrochen worden [28]), iſt deshalb unwahrſcheinlich, weil er im Convito von einer andern Schrift redet, welche er ſich auszuarbeiten vorgenommen, und welche wir wirklich noch beſitzen. Die Gedichte ſelbſt aber, welche gleichſam den Text des Ganzen ausmachen, fallen ohne Zweifel in die Jahre zwiſchen 1292 bis etwa 1300, wo Dante theils mit dem Studium der Philoſophie, theils mit der Anwenduhg derſelben auf die bürgerlichen Angelegenheiten der Menſchen beſchäftigt war. Der Text des Convito iſt im höchſten Grade fehlerhaft und verdorben, und da ſich in allen bekannten Handſchriften die nämlichen Fehler und Lücken finden, ſo gewinnt die ſchon von Pelli [29]) geäußerte Vermuthung an Wahrſcheinlichkeit, daß Dante ſelbſt dieſe Schrift in dieſem unvollkommenen Zuſtande hinterlaſſen, und daß wir nur ſeinen erſten Entwurf derſelben beſitzen, den er nicht Zeit oder nicht Luſt gehabt, genauer durchzuſehen. Es ward zum erſten Mal gedruckt Firenze, Buonaccorsi 1490. in 4., dann Venezia, fratelli da Sabbio 1521. 8.; Ibidem von Niccolò di Aristotile detto Zoppino 1529. 8. und ebendaſelbſt von Marchiò Sessa 1531. 8. Der erſte, welcher durch Vergleichung von Manuſcripten etwas für den Text gethan, war Ant. Maria Biscioni, welcher das Convito in ſeine Prose di Dante e di G. Boccaccio. Firenze 1723. in 4. aufnahm und ſeine und Salvini's Noten hinzufügte. Dieſer verbeſſerte Text iſt denn auch in den beiden Geſamtausgaben der Werke Dante's wieder abgedruckt. Es blieb noch unendlich viel zu thun, um die unglaubliche Fehlerhaftigkeit dieſes Textes zu verbeſſern. Erſt in der neueſten Zeit iſt viel dafür geſchehen. Zuerſt gab Monti ein Saggio di gravi e molti errori trascorsi in tutte l'edizioni del Convito. Milano 1823. in 8. heraus; Witte ließ in das Giornale Arcadico. Roma 1825 einen neuen Saggio di emendazioni al testo dell' amoroso convivio di Dante All. einrücken, und nach dieſen Vorarbeiten haben der Marcheſe Trivulzio in Verbindung mit Monti, Maggi, Mazzuchelli und Oriani endlich einen möglichſt berichtigten Text in: Convito di Dante All. ridotto a lezione migliore. Milano 1826. 8. mit vielen gelehrten Anmerkungen herausgegeben. Von dieſer Prachtausgabe ſind aber nur 60 Exemplare, zum Verſchenken beſtimmt, abgezogen, worauf dieſe neue Ausgabe als ein Theil des 6. Bandes der Paduaner Ausgabe der Div. Comm. 1827. 8. erſchienen iſt. Dazu hat Scolari eine Appendice all' edizione del convito di D. A. fatta in Padova 1827, Padova, Crescini 1828 herausgegeben, welche aber außer einem guten Index zum Convito nur eine Reihe ziemlich unbedeutender Verbeſſerungsvorſchläge enthält. Die Canzonen des Convito ſind im Anhange zu Oynhauſens Überſetzung der Vita nuova und in Dante's lyriſche Gedichte von Kannegießer überſetzt und in letzterem Werke auch commentirt.

3) *Le rime di Dante.* Außer den von Dante ſelbſt in der Vita nuova und dem Convito geſammelten Gedichten hat man noch von ihm eine ziemlich große Anzahl anderer, welche in vielen Manuſcripten und Drucken unter dem Namen von Rime di Dante geſammelt worden ſind. Die Zuſammenſtellung derſelben rührt nicht vom Dichter ſelbſt her, auch ſind ſie nicht etwa zu ſeiner Zeit oder bald nachher mit einiger Sorgfalt und Kritik zuſammengetragen worden, ſondern Echtes und Unechtes findet ſich in den verſchiedenen, ſehr von einander abweichenden, handſchriftlichen und gedruckten Samlungen neben einander. Der älteſte Abdruck, der aber nur 15 Canzonen enthält, iſt wahrſcheinlich der als Anhang zu der Ausgabe der Div. Commedia, Venezia 1491 von Pietro Cremoneſe erſchienene. Eine von Pasquali angeführte Ausgabe der Canzoni e Madrigali di Dante di Messer Cino et di M. Gerardo Novello, Venezia per Guil. de Montferrato 1518 [30]). 12. und im nämlichen Jahr Milano, Vimercato, iſt überaus ſelten. Die erſte bekannte, ziemlich vollſtändige Ausgabe dieſer lyriſchen Gedichte des Dante macht die 4 erſten Bücher der Sonetti e Canzoni di diversi autori Toscani in X. (es ſind aber XI.) libri raccolte (von Bernardo di Ginuta) Firenze 1527. 8. aus. Dieſe Samlung iſt dann zu Venedig von Giov. Ant. e fratelli da Sabbio 1532. 8. und Firenze 1727. 12., dann aber unter dem Titel: Rime di diversi autori antichi Toscani in 12 libri raccolte. Venezia per Cristoforo Zane 1731. 8. und 1740, von Ochi beſorgt, wieder abgedruckt worden. Einzelne Gedichte Dante's finden ſich auch in den Samlungen von Corbinelli, dopo

---

[22]) Convito p. 55. [23]) Ibid. p. 194. [24]) Convito p. 57. [25]) Tratt. IV. c. 6. [26]) Tratt. IV. c. 3. [27]) p. 228. [28]) *Villani* L. IX. c. 134. [29]) p. 126. Vergl. *Foscolo* p. 257.

[30]) *Pelli* p. 138.

la bella mano; von Leone Allacci, in Scelta di rime antiche, von Fiacchi, Firenze 1812. 8. und in den Poeti del primo secolo, von Valeriani. Firenze 1816. 2 Vol. 8. Ferner finden ſich die lyriſchen Gedichte Dante's in mehren Ausgaben der Div. Comm., namentlich in denen von Pasquali und von Zatta, in der von Dioniſi beſorgten, in der Ausgabe der Vita nuova von Keil u. ſ. w. Zuletzt iſt dieſe Samlung mit mehren bisher ungedruckten Gedichten vermehrt und mit einer Vorrede von Arrivabene unter dem Titel: Amori e rime di Dante. Mantua 1823. 16. erſchienen. Keine dieſer Samlungen ſtimmt vollkommen mit der andern in Hinſicht auf Zahl, Anordnung und Lesarten der Gedichte überein; jeder Herausgeber hat das Vorhandene ohne weiteres wieder abgedruckt und ohne alle Kritik zu vermehren geſucht. Zur Interpretation dieſer zum Theil ſehr ſchwierigen Gedichte war bisher wenig oder gar nichts geſchehen; nur Dioniſi hat in ſeinen Aneddoti und mehr noch in der Preparazione theils einzelne Gedichte glücklich erläutert, theils beſſere Lesarten vorgeſchlagen, theils was das wichtigſte iſt, darauf aufmerkſam gemacht, daß alle dieſe Gedichte, mit wenigen Ausnahmen, auf die nämliche Weiſe wie die Canzonen des Convito zu erklären ſeien, d. h. daß ſie ſich nicht auf eine Liebe zu irgend einem andern Weibe, ſondern entweder auf ſeine frühere Jugendliebe oder auf die Liebe und das Studium der Philoſophie beziehen. Bei weitem das Wichtigſte aber in dieſer Hinſicht iſt durch den Profeſſor Witte in: Dante's lyriſche Gedichte, italiäniſch und teutſch herausgegeben von L. C. Kannegießer. Leipzig 1827. 8. geſchehen. Er hat den glücklichen Gedanken aufgefaßt, alle vorhandenen Gedichte Dante's in ſolche zu theilen, welche zur Periode der Vita nuova und ſolche, welche dem Cyclus des Convito angehören; er hat mit großem Scharfſinn diejenigen Canzonen und ihre Ordnung zu bezeichnen verſucht, welche wahrſcheinlich vom Dichter für die fehlenden Theile des Convito beſtimmt waren, Echtes und Unechtes zu unterſcheiden ſich bemüht, und manches von dieſer letzten Art gänzlich verworfen; anderes, wenn auch zweifelhaft und wahrſcheinlich dem Cino von Piſtoja, dem Guido Cavalcanti und andern Zeitgenoſſen des Dichters angehörend, dennoch der Vollſtändigkeit wegen beibehalten; manches bisher Ungedruckte aufgenommen und in einem höchſt belehrenden Commentar über das Ganze theils ſeine Anſicht zu rechtfertigen, theils Erläuterungen zu den einzelnen Gedichten zu geben verſucht. Eine gründliche Arbeit über die Rime di Dante ließ ſich von dem Marcheſe Trivulzio erwarten, welcher ſeit Jahren einen reichen Schatz von bisher ungedruckten Gedichten Dante's geſammelt hatte ³¹), aber leider 1831 geſtorben iſt. Die Bibliotheken Italiens ſind reich an handſchriftlichen Samlungen von Gedichten aus der älteſten Zeit; manches bisher noch nicht erkannte Gedicht des Dante mag ſich noch darunter befinden, wie denn ſchon Witte aus der Marciana in Venedig eine höchſt wahrſcheinlich dem Dante beizulegende Canzone auf den Tod Heinrichs VII. nebſt Proben von andern ungedruckten Gedichten deſſelben mitgetheilt hat ³²). Als Anhang zu den Rime findet man noch in einigen Ausgaben: Rime spirituali, oder geiſtliche Gedichte des Dante. Sie beſtehen aus einer Paraphraſe der 7 Bußpſalmen und dem ſogenannten Credo di Dante, welches eine Paraphraſe des Nicäniſchen Glaubensbekenntniſſes, wie es bei der Meſſe geleſen wird, eine Erklärung der 7 Sakramente, der 10 Gebote, der 7 Todſünden und eine Paraphraſe des Vater Unſers und des Ave Maria enthält. Alles dies in terza rima. Die Sette Salmi penitenziali waren lange Zeit nur als Manuſcript in verſchiedenen Bibliotheken vorhanden, bis der Abbate Quadrio einen alten Abdruck ohne Jahr und Ort, etwa aus dem Ende des 15. Jahrh. entdeckte und dieſen mit einer Einleitung und vielen Noten Milano 1752. 8. wieder abdrucken ließ. Dies kleine Werk iſt dann in die 2. Abtheilung des IV. Bds. der Zattaſchen Ausgabe der Werke Dante's aufgenommen worden. Auch das Credo findet ſich in vielen, aber ſehr von einander abweichenden Handſchriften. Der erſte Abdruck ſcheint der zu ſeyn, welcher ſich am Schluß der Ausgabe der Div. Comm. von Vendelin de Spira 1477. Fol. befindet, ebenſo ſteht es am Schluß der Ausgabe des Nidobeat. Mediolani 1477—78, aus welcher Quadrio es in ſeine Ausgabe der Salmi genommen. Neuerdings ſind die Sette Salmi abgedruckt in: Raccolta di rime antiche toscane, Palermo 1817. 4 V. 4. und das Credo in: Saggio di rime di diversi buoni autori. Firenze 1825. 8. Gegen die Echtheit beider Werke walten bedeutende Zweifel ob; weder Villani noch Boccaccio noch Leonardo Bruni erwähnen derſelben. Apoſtolo Zeno hält das Credo für das Werk eines gewiſſen Antonio dal Beccajo Ferrareſe oder eines andern Zeitgenoſſen des Petrarca ³³). Ugo Foscolo verwirft beide Werke als plumpe Betrügereien ³⁴). Die Salmi ſind in der That ein überaus mattes Produkt. Die Sprache des Credo iſt allerdings etwas kräftiger und das höhere Alter dieſer Arbeit wenigſtens erwieſen; betrachtet man aber auch nur den Eingang, welcher ſich allenfalls für einen Dichter, der ſich in dem Fall des Petrarca befände, nicht aber für den Schöpfer der göttlichen Komödie ſchicken würde, oder vergleicht man das Vater Unſer dieſer Paraphraſe mit dem von Dante gegebenen ³⁵), ſo iſt es faſt unmöglich, ihm dieſe Reimereien beizulegen.

II. Lateiniſche Werke.

1) *De Monarchia Libri III.* Wahrſcheinlich um die Zeit, als Heinrich VII. das kaiſerliche Anſehen in Italien wieder herzuſtellen bemüht war, und wo Dante alles aufbot, die Anhänger des Kaiſers zu ermuthigen und zu vereinen, alſo etwa zwiſchen 1310—13 ſchrieb er, vielleicht in Piſa ³⁶), dieſes Werk, worin er, Freiheit und Frieden als die erſten Bedürfniſſe des Menſchengeſchlechts zur Erreichung ſeiner Beſtimmung feſtſtellend, zu erweiſen ſucht, dieſe Güter ſeien nur dann zu erlangen, wenn

---

[31] Monti Proposta di alcune correzioni ed aggiunte ect. Milano 1818. V. I. P. II p. 182.

[32] Canzone di Dante All. in morte di Arrigo VII. aus der Antologia di Firenze No. LXIX. beſonders abgedruckt; und andere Gedichte im Anzeige-Blatt der Wiener Jahrbücher. 1828. No. XLII.

[33] Lettere T. I. p. 31. bei *Tiraboschi* Vita di Dante. Ed. Pad. T. V. p. 88.

[34] p. 425.

[35] Purg. XI. v. 1, sq.

[36] *Troya* p. 134.

ein einziger, der Kaiſer, die Oberherrſchaft über alle führe, wodurch indeß das Regiment anderer Fürſten und Republiken keineswegs ausgeſchloſſen werde; nur daß ihm die Oberaufſicht über alle gebühre. Die Macht des Kaiſers leitet er von der des römiſchen Volkes her, dem Gott die Herrſchaft über alle Völker verliehen, dem auch ſelbſt Chriſtus ſich unterworfen; nur von Gott allein, nicht etwa vom Papſte ſei die rechtmäßige Gewalt des Kaiſers abzuleiten. Weil aber der Menſch nicht blos der irdiſchen Glückſeligkeit, ſondern auch des ewigen Heils bedürfe, ſo ſei für dieſen letztern Zweck der Papſt eingeſetzt, und dem gemäß zieme es ſich, daß der Kaiſer dem Papſte, wie der Erſtgeborne dem Vater, Ehrfurcht beweiſe. Dieſe Lehren mißfielen natürlich den Anhängern der Hierarchie, und als die Freunde Ludwigs des Baiern ſich auf dieſes Werk beriefen, wären beinahe, wie früher erwähnt 37), die Gebeine des Dichters, als die eines Ketzers, dem Feuer übergeben worden; auch der bekannte Juriſt Bartolus berichtet, Dante ſei wegen dieſes Buchs noch nach ſeinem Tode beinahe als Ketzer verdammt worden 38). Ob er es dem Kaiſer Ludwig von Baiern dedicirt habe, iſt wenigſtens nicht erwieſen 39). An der Echtheit dieſes Buchs iſt durchaus kein Zweifel, obgleich die von Filelfo angeführten Anfangsworte deſſelben nicht mit denen übereinſtimmen, die wir leſen 40), und obgleich der erſte Herausgeber deſſelben, Oporinus, der Meinung iſt, es ſei das Werk eines Zeitgenoſſen und Freundes des Polizian 41). Boccaccio's genaue Angabe des Inhalts 42) und die Übereinſtimmung dieſer Lehren mit allen übrigen Schriften Dante's ſind mehr als hinreichend, jeden Zweifel zu entfernen. Auch beſitzt man noch das Werk eines Predigermönchs, Guidone Verrano, welcher 1327 die Monarchia Dante's Satz für Satz zu widerlegen verſuchte 43). Im 15. Jahrh. iſt es zweimal ins Italiäniſche überſetzt aber nicht gedruckt worden, zuerſt von einem Ungenannten, Manuſcript in der Riccardiana vom Jahr 1461, dann von Marſilius Ficinus, deſſen Arbeit von 1467 ſich ebenfalls als Manuſcript in der Laurentiana befindet 44). Gedruckt ward das Original zuerſt von Oporinus in Baſel 1559. 8. zugleich mit andern Abhandlungen ähnlichen Inhalts; dieſe Ausgabe gehört zu den Seltenheiten; dann in Sim. Scardii Syntagma tractatuum de imperiali jurisdictione cet. Basileae 1566. fol. und noch einmal Argentor. 1609. Fol. Beſonders gedruckt: Colon. Allobrogum 1740. Auch in die Ausgabe der Werke Dante's von Zatta iſt es aufgenommen.

2) *De vulgari eloquentia Libri II.* Aus der Erwähnung dieſes Werks im Convito 45) ergibt ſich, daß Dante es im ſpätern Alter geſchrieben und vielleicht, wie Villani und Boccaccio ſagen 46), durch den Tod an der Vollendung deſſelben gehindert wurde. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie Troya gegen ſolche Zeugniſſe es in die Jahre 1303 — 1305 verlegen will 47). Dante's Abſicht bei dieſem Werke ſcheint eine doppelte geweſen zu ſeyn, theils die neuere Sprache Italiens, wie er ſie ſich dachte und ſie zu ſchaffen bemüht war, aus unverdienter Verachtung zu ziehen und ihren Vorzug vor den Idiomen anderer neuerer Völker und vor den einzelnen Mundarten Italiens ſelbſt zu zeigen, theils die verſchiedenen neueren Dichtungsarten gründlich zu charakteriſiren und Regeln für ſie aufzuſtellen. Zu dieſem Ende unterſucht er alle zu ſeiner Zeit üblichen Mundarten Italiens und zeigt, wie keine einzige ſich dazu eigne, die edle, gemeinſame Sprache Italiens, was er Vulgare illustre, cardinale, aulicum, curiale, oder mit einem Worte vulgare latinum nennt 48), zu werden, wobei er mit großer Bitterkeit ſowol diejenigen tadelt, welche in der Mundart einer einzelnen Provinz oder Stadt gedichtet, als noch mehr diejenigen, welche wie ſelbſt ſein Lehrer Brunetto, gar das Vulgare anderer Völker dem der Italiäner vorgezogen. Im 2. Buche fängt er an von dem Styl überhaupt und von den Canzonen insbeſondere zu handeln; im 3., nicht vorhandenen Buche wollte er wahrſcheinlich dieſen Gegenſtand fortſetzen, und im 4., wie er ſelbſt andeutet, von den Ballaten und Sonetten handeln. Dieſes Werk erſchien zuerſt in einer italiäniſchen Überſetzung von Triſſino, welche mit mehren andern Schriften dieſes Dichters und Sprachforſchers in der von ihm vorgeſchlagenen neuen Orthographie Vicenza 1529. Fol. gedruckt wurde. Es erhob ſich ein heftiger Streit über dieſes Werk, weil die Florentiner, unwillig darüber, daß Dante ihre Mundart, die ſie ſo gern zur Geſamtſprache Italiens erheben mochten, bitter getadelt, die Echtheit deſſelben leugneten, und es kam ihnen zu ſtatten, daß abermals die von Filelfo angeführten angeblichen Anfangsworte des Buchs nicht mit denen übereinſtimmten, womit es wirklich beginnt 49). Doch mußte jeder Zweifel bald verſchwinden, als Corbinelli das in Padua gefundene Manuſcript des Originals in Paris 1577. 8. (ſehr ſeltene Ausgabe) mit Noten über das erſte Buch abdrucken ließ 50). Ein Manuſcript aus dem 14. Jahrh. befand ſich im Beſitz des Marcheſe Trivulzio zu Mailand 51). Das Original und die Überſetzung des Triſſino wurden unter den ſämtlichen Werken dieſes letztern Verona 1729. 11 V. 4. wieder abgedruckt; ebenſo haben Paſquali und Zatta beides in ihre Ausgaben aufgenommen. Einzeln ward die Überſetzung des Triſſino noch gedruckt; Della volgare eloqu. col Castellano di G. G. Trissino, Ferrara 1583. 8. und Della volgare eloquenza. Ven. 1696. fol. Für die Berichtigung des ſehr verdorbenen Textes iſt bis jetzt noch nichts geſchehen, und die Überſetzung, welche ſclaviſch dem Worte folgt, trägt wenig oder nichts zur Erklärung des oft ſehr ſchwierigen Buches bei.

3) *Eclogae II.* Boccaccio erwähnt ihrer ausdrücklich und genau 52). Leonardo Bruni 53) und Mario Filelfo 54) ſprechen nur unbeſtimmt von einigen Eklogen.

---

37) p. 49.
38) Ed. Pad. V. p. 129.
39) *Troya* p. 159.
40) *Mehus* Vita Ambr. p. 175.
41) *Pelli* p. 127. n. 4.
42) Vita di Dante p 259.
43) *Troya* p 192.
44) *Pelli* p. 128.
45) Convito p. 61.
46) *Villani* L. IX. c. 134. *Boccaccio* Vita di D. p. 260.
47) Veltro p. 63. 77.
48) L. I. c. XVII. XIX.
49) *Mehus* specimen cet. Praef. p. XXVI.
50) Über dieſen ganzen Streit vergl. den ausführlichen Bericht Fontanini's in Eloqu. italiana L. II. c. XXII sq.
51) Monti proposta V. I. P. I. p. XXVIII.
52) Vita di Dante p 260.
53) p. 64.
54) Bei *Mehus* specim. Praef. XXV.

Einige Bruchſtücke derſelben ließ Mehus abdrucken [55]); ganz wurden ſie zum erſten Mal in Carmina illustrium poëtarum Italorum Florentiae 1718. 8. T. I. p. 116. aber ſehr fehlerhaft gedruckt. Das Verdienſt, ſie der gelehrten Welt in einer beſſern Geſtalt bekannt und auf ihre Wichtigkeit aufmerkſam gemacht zu haben, gehört dem Kanonikus Dioniſi, welcher ſie aus einer Handſchrift der Laurentiana, welche alte lateiniſche Randgloſſen von wahrſcheinlich zwei verſchiedenen Händen enthält, in ſeinen Anedd. IV. nebſt den beiden dazu gehörigen Gedichten des Giovanni di Virgilio abdrucken ließ. Johannes Virgilii, ein damals berühmter Dichter in Bologna, ſo benannt, weil man ihn für einen glücklichen Nachahmer des Römers hielt, theilte das Vorurtheil ſeiner Zeit, daß man nur durch lateiniſche Gedichte Ruhm erlangen könne. Er fodert daher in dem erſten dieſer 4 Gedichte Danten auf, in römiſcher Sprache einige große Begebenheiten der damaligen Zeit zu beſingen (wodurch der Zeitpunkt dieſes poetiſchen Briefwechſels mit Beſtimmtheit in die Jahre 1320 und 21 verlegt wird) und ladet ihn zugleich ein, nach Bologna zu kommen. Dante in der erſten Ekloge lehnt dieſe Einladung ab, entſchuldigt ſich ſcherzend, daß er italiäniſch geſungen und äußert, daß er den Dichterlorbeer nicht in Bologna, ſondern in Florenz, nach Beendigung ſeines großen Werkes zu erlangen wünſche. In dem 2. Gedichte wiederholt Giovanni ſeine Einladungen noch dringender, worauf Dante in ſeiner 2. Ekloge auf ſeinem Vorſatz beharrend ſich wundert, wie ſein Freund den Aufenthalt in Bologna dem in Ravenna vorziehen könne, und deutlich zu verſtehen gibt, daß er den damaligen Beherrſcher von Bologna, Romeo de' Pepoli, fürchte. Auch ſieht man daraus, in welchen freundlichen Verhältniſſen er mit Guido da Polenta und mit 2 Florentinern Dino Perini und dem Arzt Fiducio de Milottis aus Certaldo geſtanden, welche ebenfalls in Ravenna lebten. Derſelbe Codex der Laurentiana enthält noch ein Gedicht des Giov. di Virgilio an den Dichter und Geſchichtsſchreiber Albertino Muſſato über den Tod des Dante [56]). Die Sprache dieſer Eklogen iſt unendlich beſſer als die der proſaiſchen Werke Dante's, und kann gewiſſermaßen einen Maßſtab abgeben für das, was er hätte leiſten können, wenn er, wie er's anfänglich wollte, ſein großes Werk lateiniſch geſchrieben hätte. Ungeachtet einiger Verbeſſerungen Dioniſi's iſt der Text dieſer Eklogen noch ſehr verdorben und wegen des durchgängigen Gebrauches der Allegorie ſind ſie an manchen Stellen ſehr dunkel. Eine correctere Ausgabe, welche Bandini, Bibliothekar der Laurentiana, zu geben verſprochen [57]), iſt nicht erſchienen.

4) *Epistolae.* Villani [58]) ſpricht nur von 3 Briefen Dante's in lateiniſcher Sprache, wovon wir noch 2 beſitzen. Boccaccio [59]) erwähnt mehre, ohne die Zahl anzugeben und ſetzt hinzu, daß zu ſeiner Zeit noch viele davon vorhanden wären. Leon. Bruni [60]) ſpricht auch unbeſtimmt von mehren, wovon er einige geſehen; auch führt er Stellen aus einigen an, welche verloren gegangen ſind. Filelfo [61]) endlich redet von unzähligen und citirt nach ſeiner Weiſe die Anfangsworte von einigen, die aber entweder nie vorhanden waren, oder doch ſich nicht mehr finden und auch ſonſt von Niemanden erwähnt werden. Die noch jetzt vorhandenen, oder wenigſtens bis jetzt aufgefundenen ſind folgende: 1) ein Bruchſtück aus einem Briefe, welches Leon. Bruni in italiäniſcher Sprache anführt [62]), und worin Dante von ſeinem Priorat als der Quelle aller ſeiner Unglücksfälle redet. 2) Der Brief an die Könige und Fürſten Italiens und an die Senatoren von Rom [63]), worin er ſie zur Eintracht und zur Anerkennung Heinrichs VII. ermahnt. Er iſt nur italiäniſch vorhanden, obgleich auch dieſer wahrſcheinlich, wie die übrigen in öffentlichen Angelegenheiten geſchriebenen Briefe, und wie vielleicht alle überhaupt, urſprünglich lateiniſch geſchrieben worden. Er wurde zuerſt von dem Jeſuiten Lazzeri in Miscellanea ex libr. Manuscr. bibl. coll. Rom. Tom. I. Romae 1754. herausgegeben, ſonſt findet man ihn noch in den Noten zu Tiraboſchi's Leben Dante's in der römiſchen und der Paduaner Ausgabe und in der neuen Ausgabe des Giov. Villani. Florenz 1823. T. VIII. p. 411, wo er aus einem Manuſcript der Riccardiana abgedruckt iſt. 3) Der Brief an den Kaiſer Heinrich VII., um ihn zu ermahnen, die Beſiegung geringerer Städte der Lombardei auszuſetzen und ſich mit ſeiner ganzen Macht gegen Florenz zu wenden [64]). Villani erwähnt dieſes Briefes namentlich. Er ward zuerſt, aber nur in einer alten Überſetzung von Doni in Prose antiche di Dante, del Petrarca, del Boccaccio cet. Florenz 1547. 4. herausgegeben; nach Manuſcripten verbeſſert von Biſcioni in Prose di Dante e del Boccaccio. Firenze 1723. 4., woher ihn die Ausgaben von Pasquali und Zatta entlehnt haben. Zuletzt erſchien er in der vorhin erwähnten neuen Ausgabe des Giov. Villani nach einem Riccardianiſchen Codex verbeſſert. Jetzt endlich iſt das Original in der Marciana zu Venedig entdeckt und zuerſt von Witte herausgegeben worden. 4) Der Brief an die in Carpentras verſammelten Kardinäle, um ſie zur Wahl eines in Rom ſeinen Sitz nehmenden Papſtes zu beſtimmen. Obgleich Villani dieſes Briefs ausdrücklich gedenkt, ſo iſt es doch erſt dem Troya gelungen, ihn und zwar im lateiniſchen Original in der Laurentiana zu entdecken. Er ließ davon den Anfang als Anhang zu ſeinem Veltro allegorico p. 214. abdrucken. Das Übrige gab Witte in der Antologia di Firenze XXIII, 57. und zuletzt den ganzen Brief in ſeiner Samlung heraus. 5) Der ſchöne Brief an einen Geiſtlichen in Florenz, worin Dante eine ſeiner unwürdige Zurückberufung verwirft. Boccaccio, ohne ihn ausdrücklich zu erwähnen, muß ihn gekannt haben [65]). Er iſt nur in einem einzigen Manuſcript der Laurentiana vorhanden, und daraus zuerſt von Dioniſi in Aneddoti V., ſpäter in Preparaz. T. I. p. 71. abgedruckt. Außerdem findet man ihn in Cancellieri sopra l'originalità della

---

[55] Vita Ambr. p. 320.
[56] *Troya* p. 203. *Pelli* p. 137. n. 8.
[57] *Pelli* p. 137.
[58] L. IX. c. 134.
[59] Vita di D. p. 260.
[60] p. 60 und 64.
[61] Bei *Mehus* specimen p. XXVII.
[62] p. 53.
[63] Vide supra p. 46.
[64] Vide supra p. 46.
[65] Vita p. 251.

Div. Comm. Roma 1814. p. 59. In der römiſchen und Paduaner Ausgabe der Div. Comm. und in der neuen Ausgabe des Pelli. Flor. 1823. Endlich in Witte's Samlung. 6) Der höchſtwichtige Brief, oder die Dedication des Paradieſes an Cangrande, deſſen Echtheit indeß noch keinesweges über alle Zweifel erhoben iſt 66). Die erſte Nachricht davon findet man in Mazzoni difesa di Dante. Cesena 1587. 4. Introduz. §. 90. Zuerſt abgedruckt durch Baruffaldi in der Galleria di Minerva. Venezia 1700. T. III.; dann in der Veroneſer Ausgabe der Div. Comm. 1749., in der Ausgabe des Zatta, zuletzt in Witte's Samlung. Das von Mazzoni erwähnte Manuſcript iſt jetzt nicht mehr vorhanden, oder wenigſtens kennt man kein Manuſcript dieſes Briefs, welches älter wäre als das 16. Jahrh. Viele andere Briefe Dante's ſind verloren gegangen, unter andern der von Villani 67) und Leonardo Bruni erwähnte 68), vermuthlich bald nach ſeiner Verbannung an das Volk von Florenz geſchriebene, welcher mit den Worten anfing: Popule mee quid feci tibi? 69) Zweifelhaft iſt die Echtheit eines von Troya in einem Manuſcripte der Laurentiana entdeckten Briefes mit der Überſchrift: Exulanti Pistoriensi Florentinus exul immeritus per tempora diuturna salutem et perpetuae caritatis ardorem; wobei man allerdings an Dante und an ſeinen Freund Cino von Piſtoja erinnert wird. Dieſen, ſowie alle vorhin erwähnten, alle ſonſt noch vorhandenen Eingangsworte von verlorenen Briefen, chronologiſch geordnet, mit höchſt lehrreichen Einleitungen und gelehrten Noten begleitet, hat Witte herausgegeben unter dem Titel: Dantis Allighierii epistolae quae exstant cum notis Car. Witte. Patavii 1827. 8. In dieſer Samlung findet ſich endlich auch der erwieſen falſche, von Doni 70) geſchmiedete Brief Dante's an Guido da Polenta, über eine angebliche Sendung Dante's nach Venedig 71).

La divina Commedia. Die drei Reiche der überſinnlichen Welt, die Orte, worin ſich der Menſch, den Lehren des katholiſchen Glaubens gemäß, nach dem Tode befinden kann, Hölle, Reinigungsort und Paradies oder Aufenthalt der Seligen, bilden den Stoff dieſes unſterblichen Gedichts und werden uns von dem Dichter, der ſie in einer Viſion 72) durchwandert, anſchaulich gemacht. Das Ganze zerfällt dem gemäß in 3 Abtheilungen, Cantiche 73), nämlich das Inferno, von 34 Geſängen, Canti 74) (oder, weil das Ganze in terza rima geſchrieben, von einigen fälſchlich auch wol Capitoli genannt), das Purgatorio von 33 und das Paradiso von 33 Canti; zuſammen alſo 100 Geſänge, in 14230 Verſen, wovon 4720 auf das Inferno, 4752 auf das Purgatorio und 4758 auf das Paradiso kommen. Schon hieraus ſieht man, wie genau der Dichter für das Ebenmaß der Theile geſorgt hat, was er auch ſelbſt ausdrücklich erwähnt 75); noch unendlich mehr aber zeigt ſich dieſe Strenge der Beſonnenheit und Abſichtlichkeit, die Klarheit und Sicherheit der Anſchauung, wenn man die übrigen äußern Verhältniſſe dieſer großen Dichtung betrachtet. Dem Ganzen liegt offenbar die hier von dem Myſterium der Trinität entlehnte Heiligkeit der Zahl Drei zum Grunde 76). Daher auch die Wahl der Terzinen. Jeder der drei Theile hat 33 Geſänge; die Zahl 3 zur Dignität der 10 erhoben und mit ſich ſelbſt verbunden; der erſte Geſang iſt nur als Einleitung, als Vorſpiel zu betrachten, doch wird durch ihn die Zahl 100 erfüllt, das Quadrat der vollkommenſten Zahl. Jeder Theil zerfällt in 9 Abtheilungen, alſo das Quadrat von 3, nämlich im Inferno, ein Vorhof zwar, aber neun eigentliche Höllenkreiſe; im Purgatorio ein Vorhof, 7 Kreiſe und das irdiſche Paradies; im Paradiso die 7 Planetenhimmel, der Fixſternhimmel und das Primum mobile, über welchem das Empireum, der unbewegliche Sitz der Gottheit, ſchwebt. Man könnte daher auch für dieſe Unterabtheilungen die Zahl 10 annehmen, welche ſich im Inferno und Paradiso von ſelbſt ergibt, im Purgatorio aber dann entſteht, wenn man den Vorhof, der in 3 Abtheilungen zerfällt, mit den 7 Kreiſen in Verbindung bringt. Ebenſo kann es nicht als willkürlich erſcheinen, daß Lucifer im tiefſten Grunde der Hölle mit 3 Geſichtern, als grauſes Gegenbild der Trinität, dargeſtellt wird; daß der Name Chriſti 77), wenn er als Reimwort erſcheint, nur mit ſich ſelbſt, alſo 3 mal, reimt 78), und daß jede der 3 Cantiche mit dem Worte Stelle ſchließt. Eine genauere, gleichſam topographiſche Betrachtung des ganzen Gedichts, welche wir hier voranſchicken, wird die unendliche Abſichtlichkeit, den tiefen, ordnenden Verſtand und die mathematiſche Genauigkeit des Dichters noch anſchaulicher machen. — In der Mitte ſeines Lebens, in ſeinem 35. Jahre alſo, findet ſich der Dichter in einem dunklen Wald verirrt, und als er bei Tagesanbruch das Ende deſſelben erreicht und einen von den Sonnenſtrahlen erleuchteten Berg erblickt, den er zu erklimmen ſtrebt, wird er daran durch die drohende Erſcheinung dreier Thiere, eines Panthers, eines Löwen und einer Wölfin verhindert. Schon im Begriff wieder in die Tiefe des Waldes zurückzukehren, erſcheint ihm der Schatten Virgils und verkündigt ihm, er müſſe das Heil auf anderem Wege ſuchen; er ſelbſt wolle ihn durch die Hölle und den Reinigungsort begleiten; wolle er dann noch zu den Seligen emporſteigen, ſo werde eine würdigere Sele ihn geleiten. Dante's Zweifel widerlegt Virgil durch den Bericht: Beatrice ſei zu ihm gekommen, ihm dieſen Auftrag zu geben, nachdem ſie ſelbſt von Lucia und dieſe wiederum von einem edlen, nicht näher bezeichneten, Weibe im Himmel dazu aufgefodert worden. Dante iſt nun entſchloſſen, und ſie treten die Reiſe an, ohne daß der Eingang zur Hölle

---

66) Scolari note ad alcuni luoghi delli primi cinque canti della Div. Comm. Venezia 1819. p. 19.
67) L. IX. c. 134.
68) p. 58.
69) Vide supra p. 44.
70) *Doni* prose antiche und bei *Biscioni* Prose di Dante cet.
71) Vide supra p. 48.
72) Parad. XVII, 128. XXXII, 139. XXXIII, 62.
73) Nur einmal, Inf. XX, 3., nennt er ſie Canzoni.
74) Inf. XX, 2. Parad. V, 16.
75) Purgat. XXXIII, 136—141.
76) Wer dies etwa zu bezweifeln geneigt wäre, der bedenke, wie oft und wie ernſthaft Dante, in der Vita nuova, von der Bedeutung der Zahl 9 redet, vorzüglich S. 35.
77) Er wird im Inferno nie genannt.
78) Parad. XII, 71. XIV, 104. XIX, 104. XXXII, 83.

näher angegeben würde. Dante's Hölle nimt einen bedeutenden Theil des innern Erdkörpers ein. Was ihn zu dieſer Annahme bewog, war theils der allgemeine Glaube auch ſchon der alten Welt, daß die Geſtorbenen das Innere der Erde bewohnten, ein Glaube, der ſich auch in den Worten: *descendit ad inferos* ausſpricht, theils der Umſtand, daß, nach dem ptolemäiſchen Syſtem, für die Hölle kein anderer Raum übrig blieb, indem alles, was die im Mittelpunkte des Univerſums feſtſtehende Erde umgibt, zu einer der verſchiedenen Himmelsregionen gehört. Gleich einem ungeheuren Trichter, deſſen Spitze im Mittelpunkt der Erde ſich befände, und deſſen Wände treppenartig durch mehre rund umherlaufende Stufen abgetheilt wären, hat ſie den Radius der Erde zum Maß ihrer Tiefe und zugleich zum Maß ihres obern Durchmeſſers, da wo die Kluft von der äußern Erdrinde, gleich einem Gewölbe, bedeckt iſt. Jeruſalem, oder der Berg Sion, befindet ſich im Mittelpunkte dieſes die Hölle deckenden Gewölbes, ſenkrecht über dem den tiefſten Punkt der Hölle, den Mittelpunkt der Erde, und nach ptolemäiſcher Anſicht, zugleich des Univerſums, einnehmenden Luzifer[79]. Die Verdammten befinden ſich auf den verſchiedenen Stufen des Trichters; ſie bewohnen alſo Kreiſe oder breite ringförmige Stufen, welche von der erſten bis zur neunten ſich immermehr verengen, an Umfang und Breite abnehmen, womit zugleich die Intenſität der Strafen zunimt, und ein größerer Raum für die größere Zahl der leichteren Sünder gewonnen wird, während den ſchwärzeren Verbrechern in geringerer Zahl auch ein geringerer Raum angewieſen iſt. Die Genauigkeit, womit Dante die Zeitbeſtimmungen ſeiner Wanderung und zum Theil wenigſtens die räumlichen Verhältniſſe des Inferno angibt, hat viele verleitet, nicht etwa, was ſehr zu billigen iſt, das Lokal der Hölle durch Zeichnungen zu veranſchaulichen, ſondern, was aber durchaus unnütz und vergeblich iſt, die Dimenſionen der Hölle genau auszurechnen. Landino hat es zuerſt aber auf eine höchſt ungründliche Weiſe verſucht. Ant. Manetti hatte ſich damit viel Mühe gegeben, er ſtarb aber, ehe er die Reſultate ſeiner Arbeit bekannt machen konnte. Dieſe gab dann aus ſeinen Papieren und aus mündlichen Mittheilungen Girol. Benivieni in ſeinem Discorso di Ant. Manetti circa il sito, la forma e le misure dell' Inferno di Dante. Firenze 1506. 8. heraus. Das nämliche, nur in manchen Punkten von Manetti abweichend, that Pier. Franc. Giambullari in Del sito, forma e misure dell' Inferno di Dante. Firenze 1544. 12. Alle dieſe nehmen, wie auch oben geſchehen, den Radius der Erde als Maß der Tiefe und als Durchmeſſer der obern Weite des Inferno. Vellutello in ſeiner Ausgabe des Dante von 1544 hat eine neue Berechnung verſucht. Er ſucht die Dimenſionen der Hölle zu verringern, um die Wanderung des Dichters begreiflicher zu machen. Nach ihm hat ſie nur eine Tiefe von 295 miglia = 73¼ unſrer Meilen, und eben dieſe obere Weite; dafür muß er nun aber, da er doch die Größe der Erde anzunehmen gezwungen iſt, wie ſie Dante im Convito angibt, die ſenkrechte Entfernung von Jeruſalem bis zum Anfange des Höllenraums auf 2950 miglia = 737½ unſrer Meilen feſtſetzen, wodurch alſo nichts gewonnen iſt, da Dante ja auch dieſe 737½ Meile durchwandern muß und noch der Nachtheil entſteht, daß der Höllenraum für die ſtets wachſende Zahl der Verdammten zu gering erſcheint. Bei allen dieſen Berechnungen hat man überdies noch einen wichtigen und intereſſanten Umſtand überſehen, daß nämlich ganz augenſcheinlich nach Dante's Idee einige Kreiſe nur durch eine geringe Senkung von einander getrennt ſind[80], einige ſich gar in Einer Ebene befinden[81] und nur durch Graben und Mauern von einander getrennt werden, während dagegen an andern Punkten ungeheuere Tiefen und Abgründe die Kreiſe von einander ſcheiden[82], mit offenbarer Beziehung dort auf die Ähnlichkeit und Verwandtſchaft der Laſter, hier auf die moraliſche Kluft, welche die verſchiedenen Sünder trennt. Wie man aber auch die Räume der Hölle eintheile und meſſe, immer bleibt die Unmöglichkeit, ſie in 24 Stunden, wie Dante thut, zu durchwandern. Da er nun die Zeitbeſtimmungen überall höchſt genau angibt, die Raumverhältniſſe aber nur zweimal (XXIX, 9. XXX, 86.) *beiläufig* erwähnt, ſo ergibt ſich, daß er ſelbſt dieſe letzteren vernachläſſigt, und daß man ſie gänzlich auf ſich beruhen laſſen, oder vielmehr annehmen müſſe, daß, wie alles im Inferno anderen Geſetzen als denen unſerer Phyſik gehorcht, auch das Wandeln in ihr und die Entfernungen nicht mit irdiſchem Maße zu meſſen ſind. Durch ein ſtets offenſtehendes Thor treten die Wanderer in die unterirdiſchen Regionen. Der erſte Raum wird von ſolchen Verächtlichen eingenommen, welche, weil ſie im Leben ohne Schande zwar aber auch ohne Ehre gelebt, von der Hölle wie vom Himmel ausgeſchloſſen ſind. Ihnen ſind zugeſellt die Engel, welche beim Aufruhr ihrer Brüder keine Partei genommen, ſondern den Ausgang des Kampfes abwarten wollten. — Durch ſie hindurch gelangen die Wanderer an den erſten Höllenfluß, den Acheron, welcher im Kreiſe fließend, jenen Vorhof von den eigentlichen Höllenkreiſen ſcheidet. Charon ſetzt die zur Hölle beſtimmten Selen über, will aber Dante als einen Lebenden nicht in ſeinen Kahn aufnehmen. Ein Blitz und ein Erdbeben werfen den Dichter wie einen Todten nieder; als er wieder zur Beſinnung gekommen, findet er ſich jenſeit des Acherons im erſten Höllenkreiſe. Dies iſt der Limbus der katholiſchen Kirche, wo ſich theils die Selen Ungetaufter, ſowol Chriſten als anderer, befinden, theils an einem lieblichen und hellerleuchteten Orte, einem Abbilde Elyſiums, die edlern Selen des Alterthums, Dichter, Weiſe, Krieger hauſen, und wo auch der eigentliche Aufenthaltsort Virgils iſt. Am Eingang des zweiten Kreiſes, wo erſt die Strafen beginnen, verwaltet Minos ſein Richteramt und deutet durch die Zahl der Umſchlingungen mit ſeinem Schwanze die Zahl des Kreiſes an, zu welchem die ſchuldige Sele hinabgeſendet wird. In ſturmbewegter Luft werden in dieſem Kreiſe die Selen derer umhergeſchleudert, welche der Wolluſt gefröhnt. Im dritten, wo Cerberus die Wanderer anbellt, liegen im Schlamm, ewigem Schnee, Hagel und Regen ausgeſetzt, die Selen derer, die durch Üppigkeit und Wohlleben geſündigt. Am Eingange des vierten ſteht Pluto[83] und will den Eintritt verwehren. Geizige und Verſchwender wälzen hier in entgegengeſetzter Richtung ſich einander ſchwere Laſten zu. Den fünften Kreis nimt der ſtygiſche Sumpf ein, worin an der Oberfläche die Zornigen ſich balgen, und in der Tiefe die Accidiosi, nach einigen Trübſinnige und träge Selen, nach andern die Selen derer ſtecken, welche heimlichen Groll und Wuth genährt. Phlegyas iſt der Fährmann, der die Wanderer zum folgenden Kreiſe überſetzt. Mit dem ſechſten, der mit Mauern und Thürmen umgeben, denen der Styx als Graben dient, beginnt eine 2. Abtheilung, die Stadt des Dite, die tiefere Hölle. Nachdem ein Engel den Wanderern den von den Furien und den Teufeln verwehrten Eingang eröffnet, finden ſie Epikuräer und Ketzer in glühenden Särgen, deren Deckel am Tage des jüngſten Gerichts ſich ſchließen werden. Ein tiefer Abſturz der Felſenwand, vom Minotaurus bewacht, läßt die Wanderer mit Mühe zu dem ſiebenten Kreiſe hinabklimmen. Dieſer hat drei concentriſche Abtheilungen oder Ringe; er enthält die, welche Gewalt geübt gegen den Nächſten, gegen ſich ſelbſt und gegen Gott; daher im erſten Ringe die Tyrannen und Gewaltthätigen, mehr oder minder tief in einen Strom von kochendem Blut, den Phlegethon, getaucht, an deſſen Ufern die Centauren walten; im zweiten Ringe die Selbſtmörder verſchiedener Art, theils in Bäume verwandelt, von deren Laub die Harpyien ſich nähren, theils in menſchlicher Geſtalt von Hunden gehetzt und zerfleiſcht. Der dritte Ring dieſes Kreiſes iſt eine Sandwüſte, auf welche ewig ein Feuerregen herabfällt, welchem die Gotteslaͤſterer liegend, die Sodomiten laufend, die Wucherer zuſammengekauert ſitzend, ausgeſetzt ſind. Ein ſteiler tiefer Schlund führt von hier zum achten Kreiſe; nur auf dem Rücken eines fliegenden Ungeheuers, des Geryon, (Symbol des Truges) vermögen die Wanderer den Boden zu erreichen. Dieſer Kreis, den Betrügern überhaupt gewidmet, zerfällt in 10 concentriſche Abtheilungen oder Gräben (Malebolge), durch Felſenwälle getrennt, über welche ſich rauhe Felſenbrücken wölben und den Wanderern den Zugang bis zum letzten Rande dieſes Kreiſes geſtatten[84]. Die 10 Abtheilungen oder Gräben enthalten 1) Kuppler und Verführer, 2) Schmeichler, 3) Simoniſten, 4) Wahrſager und Zauberer, 5) weltliche Simoniſten (Barattieri), 6) Heuchler, 7) Räuber und Diebe, 8) böſe Rathgeber, 9) Sectirer und Anſtifter von Zwietracht, 10) Alchemiſten und Verfälſcher. Erſt in dieſem achten und nur in dieſem Kreiſe erſcheinen die Teufel als Schergen und Büttel. Am innern Rande dieſes Kreiſes gähnt ein brunnenartiger Abgrund, Pozzo, in deſſen Tiefe die Rieſen der Fabelwelt ſtehen und mit ihren Leibern mehr oder weniger über den Rand des Brunnens hinausreichen; einer derſelben ſetzt die Wanderer auf den Grund des neunten und letzten Kreiſes nieder. Dieſer, eigentlich mehr eine Kreisfläche, iſt eine nach der Mitte zu ſich ſenkende Eisebene, der gefrorne Kokytos, in welchem die Verräther mehr oder weniger eingefroren ſind. Sie zerfallen, doch ohne ſichtbare Abtheilung des Raumes, in Verräther an Verwandten, Caina; am Vaterlande, Antenora; an Freunden, Tolommea; an Wohlthätern, Giudeca. Dieſe Abtheilungen haben ihren Namen von Hauptverbrechern jeder Gattung. Im Mittelpunkt dieſer Eisebene, im Schwerpunkt der Erde und des Univerſums ſteht Lucifer, ein rieſenhaftes, zottiges Ungeheuer mit drei Geſichtern und ſechs Flügeln, deren Bewegung den Kokytos erſtarren läßt. In jedem der drei Mäuler zermalmt er einen Sünder, Caſſius und Brutus, hier als Verräther an der höchſten irdiſchen Majeſtät[85], und Judas. Die bisher beſchriebenen neun Höllenkreiſe ſind, wie ſchon hie und da bemerkt worden, keineswegs immer durch gleiche Räume von einander getrennt. Der Grund davon iſt folgender: Dante folgt der ariſtoteliſchen Eintheilung der Sünden, indem er ſie, nach dem Prinzip, aus welchem ſie hervorgegangen, in drei Hauptgruppen theilt, je nachdem nämlich ihnen Incontinentia, Feritas oder Vitium zum Grunde liegt[86]; jede dieſer Gruppen iſt von der andern, wie es das ſittliche Verhältniß fodert, durch tiefe Klüfte, weite Räume, getrennt. Die Sünder einer Gruppe dahingegen ſind auch räumlich einander nahe; ſo dürfen wir uns das Abſteigen vom 1ten bis zum 6ten Kreiſe nur als ganz ſanft und beinahe unmerklich denken; dieſe 6 Kreiſe enthalten nämlich die Incontinentes, welche nicht Maß gehalten in der Liebe, im Genuß der Speiſen und des Trankes, im Genuß der irdiſchen Güter und im Zorn. Der ſechſte Kreis, mit welchem die tiefere Hölle, die eigentliche Città di Dite, beginnt, iſt vom 7ten durch einen tiefen Bergſturz getrennt und führt zur zweiten Gruppe der Sünder, welche durch thieriſche Wildheit gefrevelt. Dieſe, die da Gewalt gethan dem Nächſten, ſich ſelbſt und Gotte, befinden ſich daher auch in drei concentriſchen Ringen auf einer Ebene. Von hier führt die tiefſte Kluft im ganzen Höllenraume zu den zwei folgenden Kreiſen; mit Recht, denn dieſe Kreiſe enthalten die vollkommen Laſterhaften, Viziosi. Der allgemeine Ausdruck für ihre Thaten iſt bei Dante Betrug, frode; aber je nachdem ſie dieſen an ſolchen geübt, die ihnen fern ſtanden, die ihnen wenigſtens nicht durch die Bande der Natur verbunden waren, oder aber an ſolchen, die ihnen vertrauten und nach den Geſetzen der ſittlichen Welt vertrauen mußten, zerfallen ſie abermals in zwei Gruppen. Die erſte, die eigentlichen frodolenti enthaltend, umfaßt in 10 concentriſchen Gräben, die ſich aber in einer, wenn auch nach dem Mittelpunkte zu ſich allmälig ſenkenden Ebene befinden, die Betrüger aller Art. Eine bedeutende Tiefe trennt ſie noch von den im Grunde des Pozzo befindlichen Verräthern, welche wiederum nach dem Grade ihrer Schuld in vier concentriſchen Regionen der Eisfläche ſich allmälig und ohne ſichtbare Abſonderung bis zum Mittelpunkte der Hölle, dem Lucifer, hinabziehen. Jedem der Kreiſe und zum Theil auch jeder Hauptgruppe von Verbrechern ſind die daſelbſt vorkommenden mythologiſchen Perſonen analog. Den Eingang der Hölle überhaupt bezeichnet ſehr ſchicklich Charon, der Fährmann der Unterwelt, den Anfang der eigentlichen Hölle aber Minos, um das Loos aller Eintretenden zu beſtimmen. Ebenſo paſſend iſt die thieriſche Gier des Cerberus für die Schlemmer, Pluto hier als Plutus für die Geizigen und Verſchwender, die Wuth des Phlegyas für die Zornigen. Die Erſcheinung der Furien bezeichnet ſehr paſſend den Anfang der tieferen Hölle, der Minotaurus kündigt die Bestialità, die entmenſchte, thieriſche Wildheit der folgenden Verbrecher an, denen noch insbeſondere die Centauren und Harpyien beigegeben ſind. Nur im dritten Ringe der Gewaltthätigen fehlt die mythologiſche Perſon. Die Erſcheinung des Geryon aber, eines mit einem frommen Menſchenantlitz verſehenen geflügelten Unthiers mit giftigem Schwanze, iſt das treffendſte Bild des nun folgenden Truges. In den Rieſen ſcheint Dante den Begriff des Ungöttlichen und Unmenſchlichen, alles Rohen, Wüſten und Wilden haben darſtellen zu wollen, ſowie endlich die gräßliche Figur Lucifers durch die Stellung, die er im Univerſum einnimt, wie durch ſeine Geſtalt, der furchtbare Gegenſatz der Gottheit, das Ganze würdig beſchließt.

---

[79] Inferno XXXIV, 114.

[80] z. B. der 1te vom 2ten, der 2te vom 3ten, der 3te vom 4ten, der 4te vom 5ten Kreiſe.

[81] z. B. der 5te und 6te Kreis.

[82] z. B. zwiſchen dem 6ten und 7ten, 7ten und 8ten, 8ten und 9ten Kreiſe.

---

[83] Oder vielmehr Plutus.

[84] Man lege ein Wagenrad flach auf die Erde, und gebe ihm Statt des einen Umkreiſes der Felgen, noch neun dergleichen concentriſche Felgenkreiſe in gleichen Entfernungen von einander, ſo hat man ein vollkommenes Bild der Malebolge. Die Felgenkreiſe geben die trennenden Wälle, die kreisförmigen leeren Räume zwiſchen den Felgen die Gräben, worin die Verdammten ſich befinden; die Speichen des Rades die Brücken, auf welchen man bis zur Nabe gelangt, die Axenöffnung des Rades gibt den folgenden Pozzo.

[85] Vergl. Parad. VI, 73.

[86] Inf. XI, 81.

Ehe wir die Wanderer weiter begleiten, wird es gut ſeyn, noch einmal zurückzublicken. Über die unübertreffliche Schönheit der Darſtellung, die Wahrheit aller Schilderungen und aller Geſpräche, die Mannigfaltigkeit und Angemeſſenheit der Sprache und des Tones nach der jedesmaligen Verſchiedenheit des Stoffes, den Reichthum der Ideen und die ſittliche Würde, die über das Ganze verbreitet iſt, kann hier um ſo weniger geſprochen werden, als dieſe Vorzüge im Allgemeinen von allen anerkannt und geprieſen werden. Einiges dagegen, was ſchon oft Anſtoß erweckt und Tadel erfahren hat, muß billig hier erwähnt werden. Dazu gehört vor allem die Einmiſchung heidniſcher Mythologie in eine durchaus chriſtliche Dichtung. Sehr ſchön ſagt hierüber A. W. von Schlegel[87]: „das tiefere Gefühl ahnet einen großen Zuſammenhang (zwiſchen der heidniſchen Mythologie und den katholiſchen Vorſtellungsarten) und rechtfertigt ſie. Es gehört mit zu den Myſterien der Hölle, die Phantome einer blinden Vorwelt, in ſchreckliche Wirklichkeit verwandelt, aufzuſtellen." Und, möchten wir hinzuſetzen, Dante folgte hierin nur dem damals allgemeinen Glauben: die Heiden hätten die Teufel angebetet, die Teufel hätten Orakel geſprochen, daher ihr Verſtummen bei der Geburt Chriſti; mit einem Worte, man leugnete nicht die Realität der alten Götter, wol aber ihre Deität; daher die armen betrogenen Anbeter derſelben der Hölle anheim fielen, ganz, wie wir eben dieſe Idee in einigen alten teutſchen Volksmährchen, vom Venusberge und dem treuen Eckhardt, wieder finden, denen wiederum die richtige Anſicht zum Grunde liegt, daß das Heidenthum Vergötterung der blinden Naturkräfte geweſen. Eben daher iſt auch Dante ſehr zu loben, daß er ſeine Teufel nicht zu ſentimental-verzweifelnden Zwittern gemacht, ſondern ihnen faſt thieriſch derbe und grelle Züge gegeben, und daß er, wie aus ihrem Geiſte, ſo auch aus ihren Geſtalten alles Edlere verbannt hat[88]. Auch die Höllenflüſſe ſind nicht abſichtslos erwähnt. Nach Dante's ſinnreicher Dichtung entſpringen ſie alle aus einer im Innern des Ida auf Kreta befindlichen Statue eines Greiſes, deren Haupt aus Gold, die Bruſt und die Arme aus Silber, der Unterleib aus Kupfer, die Schenkel aus Eiſen, der rechte Fuß aber aus gebranntem Thone beſteht. Alle Theile, nur das Gold nicht, ſind zerriſſen und zerklüftet, und aus ihnen träufeln Thränen, welche die Höllenflüſſe bilden. Konnte er deutlicher ſagen, daß die zunehmende Verſchlimmerung der Menſchen zugleich ihr Weh und ihre Qualen erzeuge? Auf die nämliche Weiſe ſind auch die Strafen der Verdammten, welche wol mitunter wunderlich und bizarr erſcheinen mögen, durchaus nur bildliche, gleichſam hieroglyphiſche Andeutungen ihrer Sünden ſelbſt[89]. Ja dies iſt ſo ſehr der Fall, daß eben dadurch zuweilen eine ſcheinbare Ungerechtigkeit entſteht, und leichtere Vergehungen durch phyſiſch empfindlichere Strafen gebüßt werden, als manche gröbere Sünden, z. B. die Schlemmer, die Wucherer ſcheinen uns härter behandelt als die Kuppler, als die Wahrſager, die Heuchler ꝛc. Wenn ſich dies nicht bei allen vollkommen deutlich machen läßt, ſo liegt entweder die Schuld an uns, daß wir den tiefen, oft ſonderbar combinirenden Sinn des Dichters nicht zu enträthſeln verſtehen; oder wir mögen auch wol ſagen, daß ihm die Ausführung dieſer Idee nicht immer auf gleiche Weiſe geglückt ſei[90]. Überflüſſig aber wäre es wol, den Dichter darüber rechtfertigen zu wollen, was ihm beſonders von franzöſiſchen Kunſtrichtern und hin und wieder von ſeinen eignen Landsleuten vorgeworfen wird, daß er nämlich Ton und Sprache dem jedesmaligen Gegenſtande genau angepaßt, und auch das Gemeine und Verworfene mit den ihnen gebührenden Farben geſchildert habe. Leſer, die dieſe Nothwendigkeit nicht begreifen, werden dann wol auch am Homer und andern Alten, ja an der heiligen Schrift ſelbſt Anſtoß nehmen müſſen.

Bis zum Lucifer gekommen, klettert Virgil, ſeinen Schützling tragend, an dem zottigen Leibe des Ungeheuers hinab bis zum Mittelpunkt der Erde, wendet ſich

---

87) Athenäum II. S. 216.

88) Cf. Inf. XXXIV, 34.

89) Purg. XIX, 115.

90) Vergl. Inferno XIII, 94—108. Purg. XXV, 79—108.

hier und klettert ebenſo an deſſen Schenkeln wieder empor, bis ſie den Rand der brunnenartigen Tiefe erreichen, in welcher Lucifer ſteckt. Von hier aus folgen ſie auf ſchlimmem, dunklem Wege dem Laufe eines Baches und gelangen ſo wieder an das Tageslicht, auf der der unſeligen entgegengeſetzten Erdhälfte. Hier erhebt ſich, nach Dante's Dichtung, aus den Fluthen, welche dieſe ganze Seite der Erde decken, nur allein der ſteile Berg des Purgatoriums, auf deſſen Gipfel das irdiſche Paradies, wo einſt Adam und Eva geſchaffen worden, dem Berge Sion, wo Chriſtus, der zweite Adam, geſtorben, diametral entgegengeſetzt, alſo wie Sünde und Erlöſung, Sieg Satans und ſeine Niederlage. Auf dem ſchmalen Uferrande treffen ſie Cato von Utica, den Wächter dieſes Reichs, der dem Dante befiehlt, ſein Antlitz mit dem Thau des Graſes von dem Schmutz der Hölle zu reinigen, und ſich den Leib mit einer der ſchlanken, am Ufer wachſenden Binſen zu gürten. Bald zeigt ſich in der Ferne ein leichter Kahn, in welchem ein Engel, ſeine Flügel als Segel brauchend, Selen zum Reinigungsorte führt; nachdem er ſie abgeſetzt, entfernt er ſich wieder. Die Wanderer erreichen den Fuß des Berges, wo ſolche ſich aufhalten, welche aus verſchiedenen Gründen Reue und Buße bis an das Ende des Lebens verſchoben, und nun hier längere oder kürzere Zeit verweilen müſſen, ehe ſie zu den Qualen der Reinigung zugelaſſen werden. Als es Nacht geworden und Dante entſchlafen iſt, wird er von Lucia bis zu den Stufen des Eingangs zum Thore des Purgatoriums entrückt. Ein Engel, der hier Wache hält, läßt ſie ein, nachdem er mit ſeinem Schwerte 7 P. als Zeichen der 7 Todſünden (Peccata) der Stirn Dante's aufgeſchrieben. Der Berg erhebt ſich kegelförmig und ſteil, und iſt in ſeinem Umfange in ſieben rund umherlaufende Terraſſen getheilt, welche die verſchiedenen Abtheilungen der Büßenden bewohnen; von einer Terraſſe oder einem Kreiſe zum andern führen ſchmale Stufen, von einem Engel bewacht. Im erſten Kreiſe gehen die Hochmüthigen unter ſchweren Laſten gekrümmt, und die Felſenſeite der Terraſſe zeigt in halb erhabener Arbeit Beiſpiele der Demuth, der Fußboden aber auf gleiche Weiſe Beiſpiele des Hochmuths. Der Engel, welcher den Eingang zum folgenden Kreiſe bewacht, löſcht eins der 7 P. von der Stirn Dante's und ebenſo jeder folgende. In dem Maße, als dieſe Zeichen von ſeiner Stirn verſchwinden, wird dem Wanderer, dem das Erklimmen der erſten Kreiſe unendlich ſchwer geworden, das Erſteigen der folgenden immer leichter. Im zweiten Kreiſe ſind die Neidiſchen, mit härenen Hemden bekleidet, denen die Augen mit einem Drahte zugenäht ſind. Im dritten wandeln die Zornigen im Rauche. Im vierten müſſen die Sittlichträgen eilig laufen. Im fünften liegen die Geizigen und die Verſchwender[91] mit gebundenen Händen, das Antlitz zur Erde gewendet. Im ſechſten müſſen die Schwelger beim Anblick eines mit Früchten beladenen Baumes und eines Quells Hunger und Durſt leiden. Engelſtimmen führen Beiſpiele der Mäßigkeit an und ſprechen Warnungen gegen Unmäßigkeit aus. Im ſiebenten endlich wandeln die Unzüchtigen in Flammen, auch Dante muß durch dieſe Gluth hindurch und erſteigt nun die obere Fläche des Berges, das irdiſche Paradies. Die 7 P. ſind von ſeiner Stirn verſchwunden, Virgil erklärt ihn für gereinigt, ſein eignes Geſchäft für vollendet und verſtummt von nun an.

Vergleicht man die Büßungen im Purgatorio mit den Höllenſtrafen, ſo ergibt ſich, daß jene dieſen zwar gewiſſermaßen parallel laufen, aber in umgekehrter Ordnung auf einander folgen. Im Inferno treffen wir zuerſt die Lussuriosi, Golosi, Avari, und eben dieſe, nur in umgekehrter Ordnung, nehmen die drei letzten Stufen des Purgatorio ein. Die Iracondi und Accidiosi bilden in der Hölle den Übergang zur tieferen Hölle, und auch im Purgatorio befinden ſich die Accidiosi in der Mitte der Höhe, unmittelbar unter ihnen die Iracondi. Die zwei unteren Stufen des Purgatorio laſſen ſich zwar nicht mit der tieferen Hölle vergleichen, weil dieſe Sünden ſtraft, für welche keine Büßung zuläſſig ſchien; doch bildet auch hier die Superbia die unterſte Stufe, welcher Lucifer in der Hölle entſpricht; und was in der Hölle die Violenti ſind, dem entſprechen im Purgatorio die Superbi, Invidiosi und Iracondi, inſofern ſie gegen den Nächſten geſündigt. Überhaupt aber führt uns die Hölle vom leichteren zum ſchwereren Vergehen; im Purgatorio ſteigt man umgekehrt vom ſchwereren zum leichteren, und zwar ſo, daß jede Sele nicht blos eine dieſer Büßungen erfahren muß, ſondern nach der Beſchaffenheit ihres Lebens mehre, oder alle Stufen des Purgatorio nach einander zu durchlaufen hat. Wenn eine Sele ihre Reinigung vollendet hat und zum Himmel empor ſteigen darf, verkündigt das Erbeben des ganzen Berges dieſe Begebenheit[92], ſowie auch bei dem Übergange einer Sele aus einem Kreiſe in den andern ihr von den zurückgelaſſenen Selen fromme Warnungen nachgeſungen werden[93]. Die Fläche des Gipfels iſt von einem lieblichen Walde, durch welchen ſich Bäche ſchlängeln, bedeckt. In einer großen Viſion ſieht Dante die triumphirende Kirche, unter dem Bilde eines von einem Greifen, Chriſtus, gezogenen, von ſymboliſchen Perſonen des alten und neuen Bundes umgebenen Wagens. Beatrice erſcheint auf dem Wagen, hält dem Dante ſtreng ſeine Verirrungen vor und läßt ihn endlich im Bache Lethe, zum Vergeſſen des Böſen, baden. Eine zweite Viſion zeigt ihm die Entartung und das Verderben der Kirche. Beatrice prophezeiht die Wiederherſtellung derſelben in ihrer Herrlichkeit, und läßt Dante aus dem Bache Eunoe Erinnerung des Guten trinken, wodurch er fähig wird, zum Himmel zu ſteigen. Virgil iſt verſchwunden. Im Purgatorio wurden dem Dante die erſten Treppen ſchwer zu erſteigen, immer leichter und leichter die folgenden[94]; von nun an erhebt er ſich ohne alle Mühe von einem Himmel zum andern und bemerkt ſein Höherſteigen nur an dem zunehmenden Glanze ſeiner Begleiterin Beatrice[95]. Nach dem damals allgemein geltenden ptolemäiſchen Weltſyſtem nimt auch Dante an, daß die verſchiedenen Himmel, gleich ebenſo vielen hohlen, durchſichtigen Kugeln, die im Mittelpunkte des Univerſums feſtſtehende Erde umgeben und ſich mit verſchiedener Geſchwindigkeit um ſie drehen; ſo daß die der Erde nächſten die langſamſte, die entfernteren die ſchnellere Bewegung haben. Nachdem Dante und ſeine Begleiterin die Luft und die Region des Feuers durchzogen, gelangen ſie in den erſten Planetenhimmel, den des Mondes, wo ſie die Selen derer erblicken, welche ſich zwar dem geiſtlichen Leben geweiht, aber durch Umſtände gezwungen ihr Gelübde nicht ganz erfüllt haben. Zugleich aber wird erinnert (Parad. IV, 37.), daß der eigentliche Sitz aller Seligen das Empyreum ſei, und ihr Erſcheinen in den verſchiedenen Planetenhimmeln nicht ihren wahren Aufenthalt daſelbſt, ſondern nur die verſchiedenen Stufen ihrer Seligkeit andeuten ſolle. Im zweiten Himmel, dem des Merkurs (denn dies war die damals angenommene Ordnung der Planeten)[96], befinden ſich die Selen derer, welche, obwol tugendhaft, doch auch nach irdiſchem Ruhm und Ehre geſtrebt. Im dritten, dem der Venus, diejenigen, welche irdiſche Liebe mit der Frömmigkeit verbunden. Der vierte, der Sonnenhimmel, enthält die Selen berühmter Kirchenlehrer. Der fünfte, der des Mars, die Selen derer, welche für den Glauben geſtritten; ſie glänzen gleich Sternen und bilden ein leuchtendes Kreuz, an welchem die Geſtalt Chriſti erglänzt; Dante's Ahnherr Cacciaguida iſt unter ihnen. Im ſechſten, dem Jupitershimmel, befinden ſich die Selen gerechter Fürſten; ſie bilden erſt die Worte Diligite justitiam, qui judicatis mundum, nachher die Geſtalt eines Adlers, als Symbol des Kaiſerthums und der Gerechtigkeit. Im ſiebenten, dem des Saturn, wohnen Einſiedler und beſchauliche Selen, gleich Flammen bewegen ſie ſich an einer Leiter auf und nieder. Den achten Himmel, den der Fixſterne, betritt Dante gerade im Geſtirn der Zwillinge, das bei ſeiner Geburt geleuchtet; er ſieht eine Viſion, den Triumph Chriſti und der Maria, und wird von Petrus, Jacobus und Johannes über Glauben, Hoffnung und Liebe befragt. Der neunte Himmel, das primum mobile, läßt keinen einzelnen Ort mehr unterſcheiden; Dante erblickt darin die neun Hierarchien der Engel, welche die neun Himmelsſphären regiren und ſich hier in neun concentriſchen Kreiſen um einen leuchtenden Mittelpunkt, die Gottheit, bewegen. Im zehnten, dem unbeweglichen Lichthimmel, Empyreum, erblickt Dante alle Seligen, welche wie ebenſo viele Blätter eine unandliche Roſe bilden. Beatrice hat ihn verlaſſen und ihren urſprünglichen Sitz unter den Seligen wieder eingenommen. Der heilige Bernhardt iſt neben ihm, erklärt ihm die Erſcheinung und bittet für ihn, daß ihm geſtattet werde, die Gottheit ſelbſt anzuſchauen. Dante erblickt nun drei Kreiſe von gleichem Umfang, aber von verſchiedener Farbe, davon einer menſchliches Antlitz zeigt; er ſucht vergebens das Verhältniß derſelben zu ergründen; aber es durchzuckt ihn wie ein Blitz, und ſein Wunſch iſt geſtillt.

---

[91] Purg. 22, 49.

[92] Purg. 21, 58.

[93] Purg. 12, 109.

[94] Purg. IV, 88.

[95] Parad. XXI, 7.

Vergleicht man die zwei letzten Abtheilungen des großen Gedichtes mit der erſten, ſo iſt freilich nicht zu leugnen, daß das Inferno durch die Künſtlichkeit ſeiner ganzen Organiſation, die große Mannigfaltigkeit der Geſtalten, die durch immer neue Qualen lebhaft erregte Theilnahme, ein größeres materielles Intereſſe einflößt, als das Purgatorio und das Paradiso. Es liegt in der Natur der Sache, daß ewige Qualen unſer Herz mehr ergreifen als die vorübergehenden, durch die ſichere Ausſicht auf Erlöſung gemilderten Büßungen des Purgatorio; die bald großartige, bald verworfene Geſinnung der Verdammten beſchäftigen uns lebhafter als die ihrer Natur nach gleiche Stimmung aller Selen des Purgatorio's, und die Bemerkung iſt ebenſo alt als richtig, daß die menſchliche Phantaſie von jeher erfinderiſcher geweſen iſt in Erſinnung von Qualen, als in Schilderungen der Seligkeit. Die Seligkeit iſt überall nur eine, und Liebe iſt ihr einziger Ausdruck. Von jeher hat daher das Inferno die meiſten Leſer gefunden, und bei weitem die meiſten kritiſchen und erläuternden Arbeiten, die meiſten angeregten Unterſuchungen und Streitfragen beziehen ſich auf dieſen Theil des Gedichts. Dennoch würde man ſehr irren, wenn man die beiden letzten Theile für ſchwächer oder geringer halten wollte als den erſten. Hier eben zeigt der Dichter die ganze Macht ſeines Geiſtes; nirgend verläßt ihn die klare, ſichere Anſchauung; überall finden wir die beſtimmteſten Umriſſe, den höchſten Reichthum der Ideen, und ſeine Poeſie ſcheint nur um ſo herrlicher zu erglänzen, je weniger irdiſcher Stoff ihr dargeboten iſt. Mit Ausnahme einiger wenigen Stellen, worin ſich das Scholaſtiſch-Didaktiſche vielleicht etwas zu ſtark hervordrängt, obgleich jedesmal durch den Plan des Ganzen vollkommen gerechtfertigt, fehlt es auch den beiden letzten Theilen keineswegs an mannigfaltigen und reizenden Geſprächen, an großen patriotiſchen Ergießungen über Italien und das Reich, an bewundernswürdigen Urtheilen über die Kirche und ihre Entartung. Luther ſelbſt hat vielleicht nie ſtärker und gründlicher gegen das Verderben des Papſtthums geeifert. Eine katholiſche Kirche, nach den Grundſätzen Dante's gebildet, würde auch der freiſinnigſte Proteſtant nicht ohne Ehrfurcht und Anerkennung betrachten. — Einen großen Vortheil vor allen neuern Dichtern, welche ähnliche Stoffe behandelt haben, gibt dem Dante die Beſchränktheit des ptolemäiſchen Weltſyſtems. Alles iſt hier zwar mit unſern Vorſtellungen verglichen eng und begrenzt, aber dafür auch in ſich aufs vollkommenſte organiſch gegliedert und eben deßhalb für unſern Geiſt faßlich und höchſt anſchaulich; während die Benutzung der neuern aſtronomiſchen Lehren den Geiſt nur auf eine formloſe und leere Ferne und Unendlichkeit leitet. — Die ganze Viſion oder Reiſe dauert 8 Tage, wovon 2 auf das Inferno, 1 auf den Weg vom Lucifer bis zum Berg des Purgatorio, 4 auf das Purgatorio und 1 auf das Paradiso kommen[97]. Nicht ſo leicht iſt es zu ſagen, auf welchen Tag der Anfang der Reiſe fällt. Daß es ein Frühlingstag des Jahres 1300 geweſen, erhellt aus vielen Stellen des

---

[96] Convito p 79.

[97] Ausführlich bei Kannegießer Überſetzung der Div. Comm. B. 1. p. LVIII.

Gedichtes [98]. Die Wahl des Jahres war für Dante nicht ohne Bedeutung; es war ſein 35ſtes, alſo die Mitte ſeines Lebens, der ſchicklichſte Zeitpunkt, um einen Wendepunkt des Lebens überhaupt anzudeuten, und in dieſem Jahre wurde auf Veranſtaltung Bonifaz VIII. zum erſtenmal ein großes Jubel- und Erlaßjahr in Rom gefeiert. Zugleich gewährte dem Dichter das Zurückſetzen ſeiner Reiſe in eine frühere Zeit den großen Vortheil, daß er nun alles, was ſich bis zum Augenblick, wo er eben an ſeinem Werke arbeitete, zugetragen, ſich prophetiſch von den Bewohnern der überſinnlichen Reiche verkündigen laſſen und nach Belieben die Ereigniſſe, wie ſie ſich zutrugen, auf dieſe Weiſe auch ſpäter noch in ſein Gedicht einſchalten konnte. Im Inferno ſagt er deutlich: es ſei Vollmond geweſen [99] an dem Tage, wo er ſich in dem Walde verirrt, und zugleich, daß es der Todestag des Heilandes [1] geweſen. Nach dieſen beiden Hauptangaben haben viele Ausleger der mittlern Zeit den Anfang der Wanderung zu beſtimmen verſucht. Nun aber fiel im Jahre 1300 der Charfreitag auf den 8ten April, der Vollmond aber auf den 5ten, daher einige die Nacht vom 7ten auf den 8ten [2], andere die vom 4ten auf den 5ten April [3] als den Anfang der Reiſe betrachtet haben; vereinigen ließen ſich aber die beiden Beſtimmungen, wie es doch Dante thut, auf keine Weiſe. Dazu kommt noch, daß wenn man von dem Umſtande des Vollmondes ausgeht, zwar die im Gedicht angegebenen Mondbeſtimmungen vollkommen paſſen, nicht aber die Sonnenſtände [4]. Dante ſagt ebenſo beſtimmt, er habe die Reiſe im Frühlings-Äquinoctium angetreten [5]; ein Zeitpunkt, der für ihn ſehr wichtig war, weil die gleiche Länge der Tage und Nächte und die gleiche Länge der Tages- und Nachtſtunden, wenn man, wie er meiſtens thut, nach kirchlichen Stunden, von Sonnenaufgang zu Sonnenuntergang rechnet, ihm die Rechnung ſehr erleichterte. Nun aber fiel das Äquinoctium im Jahre 1300 auf den 13ten März [6], und man müßte dieſen vielmehr als den Anfang der Reiſe annehmen, wie Dioniſi zu thun geneigt iſt; dann aber fiele die ganze, dem Dante gewiß nicht unwichtige Beziehung auf den Charfreitag und die Oſterzeit hinweg, zu geſchweigen, daß auch an dieſem Tage vom Vollmond nicht die Rede ſeyn konnte. Die einzige mögliche Löſung dieſer Schwierigkeiten ſcheint folgende. Nach einer in den erſten Zeiten des Chriſtenthums allgemein verbreiteten Tradition [7] glaubte man, Gott habe die Welt am 25ſten März im Äquinoctium erſchaffen, und ſo, daß an demſelben Tage Vollmond geweſen; ebenſo glaubte man, am 25ſten März ſei die Annunciatio oder Conceptio erfolgt, und eben dieſer Tag ſei auch der wahre Todestag Chriſti geweſen. Wie wichtig den Chriſten dieſe Beſtimmungen geſchienen, ſieht man auch daraus, daß mehre Völker, unter andern Florentiner und Piſaner, ihr Jahr mit dem 25ten März anfingen, doch ſo, daß Florenz das wirklich laufende Jahr mit dieſem Tage begann, alſo 2 Monat 25 Tage ſpäter als die gewöhnliche Zeitrechnung, Piſa aber der gewöhnlichen Zeitrechnung um 9 Monat 7 Tage voraneilte [8]. Von dieſer alten Zeitbeſtimmung geht auch Dante aus, wobei noch zu bemerken, daß im Jahre 1300 der 25te März ein Freitag war, wodurch er den Vortheil gewinnt, daß die Tage ſeiner Reiſe mit den Tagen der Todes- und Auferſtehungswoche Chriſti zuſammenfallen. Höchſt bedeutungsvoll beginnt er die Reiſe am Donnerſtag Abend, nach unſerer Art zu zählen den 24ſten, aber nach der im Alterthum vorherrſchenden Weiſe iſt das der Anfang des 25ſten, den 25ſten, Charfreitag, und den 26ſten, Sonnabend, bringt er in der Hölle zu, wie Chriſtus dieſe Tage im Grabe gelegen und zur Hölle hinabgeſtiegen; den 27ſten, Sonntag, Oſtern, erſteigt er aus der Hölle wieder zum Licht. Die ganze Periode der Reiſe iſt alſo nicht nach irgend einer Woche des Jahres 1300, ſondern nach einer Fiction berechnet, wodurch die Reiſewoche des Dichters der Todes- und Auferſtehungswoche Chriſti parallel gemacht wird. Auch die älteſten Ausleger Pietro di Dante, der Antico, Boccaccio, Landino waren der Meinung, Dante ſetze den 25ſten März als den Anfang ſeiner Reiſe.

Die wichtigſte Frage, welche ſich nun zunächſt darbietet, iſt die: was wollte Dante mit dieſem Gedicht, welches war ſeine Abſicht, die dem Ganzen zum Grunde liegende Idee? Hierauf antwortet er ſelbſt auf das deutlichſte in ſeinem Briefe an Cangrande: Finis totius et partis (nämlich des Paradiso insbeſondere) est, removere viventes in hac vita de statu miseriae et perducere ad statum felicitatis [9]. Nehmen wir dazu, was er eben daſelbſt ſagt: Est subjectum totius operis litteraliter tantum accepti status animarum post mortem simpliciter sumptus. Nam de illo et circa illum totius operis versatur processus. Si vero opus accipiatur allegorice, subjectum est homo, prout merendo et demerendo per arbitrii libertatem justitiae praemiandi et puniendi obnoxius est [10]. Erwägen wir endlich, daß er im Gedichte ſelbſt mehre Male auf einen geheimern und tiefern Sinn hinweiſt, als den, welchen der Buchſtabe gibt [11], und daß er in dem Briefe an Cangrande ausdrücklich ſagt: Istius operis non est simplex sensus, immo dici potest polysensuum, hoc est plurium sensuum. Nam primus sensus est, qui habetur per litteram, alius est, qui habetur per significata per litteram. Et primus dicitur litteralis, secundus vero allegoricus sive moralis, welchen letztern er wieder genauer in allegoricus, moralis und anagogicus unterſcheidet [12]; ſo iſt man wol gezwungen, mit allen ältern Auslegern [13], welche dieſe Äußerungen Dante's wörtlich aufgenommen haben, zu ſagen: Es bietet uns dieſes Gedicht die innere Geſchichte des geiſtigen Lebens ſowol des Dichters, als des Menſchen überhaupt dar. Was er an ſich ſelber erfahren, wie der Menſch aus dem kindlichen Glauben und der kindlichen Liebe (Vita nuova) durch den Hochmuth der Wiſſenſchaft (Convito) und das weltliche Treiben (die Selva im erſten Geſange) in Sünde und Verderben geräth, und wie er durch göttliche Gnade zur Einſicht ſeines Elends (Inferno) durch Reue und Buße (Purgatorio) zur Erlöſung und zur Seligkeit (Paradiso) gelange, das hat er in ſeinem unſterblichen Werke den Menſchen zur Warnung, zur Belehrung, zum Troſt und zur Ermuthigung vorgehalten. Es iſt die Geſchichte ſeiner Verirrungen und ſeiner Rettung 14), aber zugleich die allgemeine Geſchichte des Menſchengeſchlechts, in ſeiner Perſon iſt der Menſch überhaupt dargeſtellt; darum verhält er ſich zu den Bewohnern der Hölle als ein theilnehmender, tief ergriffener Beſchauer, der ſchon auf dem Wege zum Heil zu ſeiner Beſchämung und Zerknirſchung das Elend der Sünde erkennen muß; darum iſt er im Purgatorio ſelbſt ein Büßender, dem die erſten Schritte unendlich ſchwer werden, und von deſſen Stirn die 7 P., aus deſſen Herzen die 7 Todſünden nur durch wirklich erlebte Buße verſchwinden; nun erſt iſt er würdig, die Seligkeit, die auch ihm einſt zu Theil werden ſoll 15), zu ſchauen. Weil er in ſeiner Perſon das Menſchengeſchlecht und insbeſondere ſeine Zeitgenoſſen darſtellt, darum kann er es nicht laſſen, auf alles Schlechte und Verworfene, wie auf alles Große und Herrliche ſeiner Zeit, auf weltliches und geiſtliches Regiment, auf den Zuſtand des Stats und der Kirche, auf Kaiſer und Päpſte, als die beiden Pole der chriſtlichen Welt, bald mit herzlicher Liebe und Bewunderung, bald mit dem tiefſten Abſcheu hinzuweiſen. Er deckt ſchonungslos das Verderben der Einzelnen, des Stats und der Kirche ſeiner Zeit auf, hält allen das Bild ihrer urſprünglichen Beſtimmung und Herrlichkeit vor und zeigt ihnen den Weg, der dahin führt 16). Dadurch erhebt ſich Dante ſo hoch über Virgil und andere Dichter, daß er nicht wie jene einen längſt erſtorbenen Glauben blos als Hebel und Schmuck ſeiner Dichtung gebraucht, nicht Zeiten und Begebenheiten beſingt, die längſt für ſeine Zeitgenoſſen alles Intereſſe verloren hatten; ſondern daß er von einem lebendigen Glauben begeiſtert die größten Angelegenheiten ſeiner Zeit, alles was ſeine Zeitgenoſſen aufs tiefſte ergriff und bewegte, zum Stoff ſeiner Dichtung erwählt hat. Dieſe Anſicht, das Ganze als eine große Allegorie des Menſchen, der Sünde und der Erlöſung zu betrachten, iſt lange Zeit die herrſchende geweſen. Dioniſi 17) bemerkte zuerſt, daß ſich damit nicht alles, beſonders nicht einige Allegorien in den zwei erſten Geſängen genügend erklären ließen, und nahm daher an, daß dem Ganzen eine doppelte Anſicht zum Grunde liege, einmal die vorhin aufgeſtellte, dann aber auch eine hiſtoriſche. Nach dieſer letztern wolle der Dichter ſich als den vertriebenen Ghibellinen darſtellen, welcher durch ſein Gedicht allen Hinderniſſen und allen ſeinen Feinden zum Trotz die politiſche und ſittliche Beſſerung ſeiner Vaterſtadt, ſeine Rückkehr in dieſelbe und die Erlangung des Dichterlorbeers unter göttlichem Beiſtande bewirken wolle; ja dieſe letztere hiſtoriſche Bedeutung hält Dioniſi ſogar für die eigentliche und wichtigſte. Mit Ausnahme dieſer letzten Behauptung kann man der Anſicht des Dioniſi eine gewiſſe Wahrheit nicht abſprechen. Es liegt ja im Weſen der Allegorie, daß hinter den einfachen Sinn des Buchſtabens ein anderer geheimer und eigentlich gemeinter ſich verberge 18), dieſer aber kann nicht allein ebenſo gut ein complicirter, als ein einfacher ſeyn, ſondern es iſt ſogar beinahe unvermeidlich, daß ſich dem Dichter, der ſich der Allegorie bedient, mehr als eine Beziehung ſeiner Erfindungen aufdringe; daß er, indem er eine ihm vorzüglich wichtige Idee unter dem Schleier der Allegorie verbirgt, auch noch mit geheimer Luſt an andere Nebenbeziehungen denke, worauf das von ihm gebrauchte Bild gedeutet werden könne, und es iſt daher niemals möglich, mit Sicherheit zu behaupten, daß man den ganzen Sinn einer Allegorie erſchöpfend erklärt habe; beſonders aber bei einem Dichter, der, wie Dante, nach der Lieblingsrichtung ſeines Zeitalters geneigt war, in jedem Ausſpruch der heiligen Schrift einen buchſtäblichen, einen moraliſchen, einen allegoriſchen und einen anagogiſchen Sinn zu finden 19), und der eben deshalb ſich getrieben fühlen mußte, in ſeine Schöpfungen eine ebenſo mannigfaltige Bedeutung zu legen. Wer möchte daher beſtreiten, daß, indem er von den Laſtern redet, welche dem Menſchen den Weg zum Ziele verſperren, er nicht auch zugleich, wie Dioniſi will, an ſeine perſönliche Lage, mehr aber gewiß noch an den zerrütteten Zuſtand Italiens gedacht und die Unbeſtändigkeit der Florentiner (lonza), den Ehrgeiz Karls von Valois (leone), und den Geiz der römiſchen Curie (lupa), als die Hauptfeinde ſeiner ſelbſt und des Vaterlandes bezeichnet habe. Die einzige Möglichkeit, ſich aus dieſem Labyrinthe zu finden, ſcheint die zu ſeyn, daß man wohl unterſcheide die Allegorie, welche aus der Idee des ganzen Gedichtes nothwendig hervorgeht, ihm gleichſam zur Einkleidung und zum Gewande dient, ihm Charakter und Bedeutung gibt, und die, welche nur als zufälliger, einzelner Zierrath auf dieſer Einkleidung erſcheint, und eben darum auch hätte anders gemacht werden, oder ganz wegbleiben können 20). Jenes, die Grundidee des ganzen Gedichts, die Hauptfarbe der Allegorie, haben die alten Ausleger richtig erkannt; ſpätere, beſonders Landino, haben dagegen bis zum Ekel in jedem Worte, in jedem Bilde und in den kleinſten Zügen jedes Bildes moraliſche und allegoriſche Bedeutungen geſucht, wodurch die Aufmerkſamkeit ſo zerſplittert, der Sinn ſo zerriſſen wird, daß an eine Auffaſſung des Ganzen kaum noch zu denken iſt. Von den neueſten Auslegern ſind manche in eben dieſen Fehler gefallen, nur daß ſie, mit noch weniger Sinn für die göttliche Dichtung, nicht etwa einen, dem Ganzen doch wenigſtens analogen, moraliſchen Sinn in tauſend Einzelnheiten zu

---

[98] Inf. C. I, 1. 37. Purg. II, 4 sq. 98.

[99] Inf. XX, 127.

[1] Inf. XXI, 112.

[2] *Giambullari* del sito, forma e misure dell' Inferno. p. 25

[3] *Mazzoni* diffesa. L. I. c. 76. *Pelli*, *Lombardi*, *Tiraboschi*.

[4] *Dionisi* Anedd. IV. c. 6 und 7.

[5] Inf. I, 37.

[6] Vgl. Ideler Chronol. I, 78.

[7] *Dionisi* Anedd. IV. c. 10 und 11. Vergl. Georgica II, 336 sq.

[8] Ideler Chronol. II, p. 329.

[9] Epist. Dantis ed. Witte. p. 85.

[10] Ibidem p. 81 und 84.

[11] Inf. IX, 61. Purg VIII, 19. IX, 70. Parad. II, 1 sq.

[12] Epist. Dantis p. 79.

[13] Jacopo della Lana. Boccaccio. Buti.

---

14) Parad. XXXI, 85.

15) Purg. XXXII, 100. Parad. V, 105. XXX, 135.

16) Vergl. Schloſſer, über Dante. Heidelberg 1824. Witte über das Mißverſtändniß Dante's im Hermes XXII. p. 134 sq.

17) Vorzüglich in Anedd. II. p. 66 sq. V. c. 4. Prepar. storica, T. II. 67. 203 sq.

18) Vergl. Göthe Propyläen. B. 1. St. 1. p. 39.

19) Epist. Dantis p. 80. Vergl. Convito p. 191. 200 und 206.

20) Vergl. Abeken Beiträge. p. 229.

finden wähnen, ſondern überall kleine perſönliche und hiſtoriſche Beziehungen wittern, und ihnen darüber, man kann wol ſagen, der wahrhaft heilige Sinn des Gedichtes gänzlich verloren geht. Kaum hatte Dioniſi ſeine Entdeckung einer neben der religiöſen einhergehenden, hiſtoriſchen Bedeutung des Gedichtes ausgeſprochen, als, wie Witte richtig ſagt, alle Dämme riſſen, und der geiſtloſeſten Willkür Thür und Thor geöffnet wurde. Marchetti 21) bildete zuerſt Dioniſi's Ideen ſorgfältiger aus, doch ſo, daß bei ihm nur allein von einer perſönlichen und politiſchen Bedeutung des Gedichtes, durchaus nicht von einer religiöſen die Rede iſt, und er fand damit großen Beifall, wenigſtens in Italien. Widerlegt wurde er jedoch in: Osservazioni di M. Ant. Parenti sopra una moderna dichiarazione della principale allegoria del poema di Dante, nel T. I. fasc. 2. delle Memorie di religione di morale e di letteratura. Modena 1822. und in Scolari note ad alcuni luoghi de' primi 5 canti. Venez. 1819. Als der Gipfel dieſer verkehrten Art der Auslegung aber muß Roſſetti 22) genannt werden, welcher mit einem wahrhaft mikroſkopiſchen Scharfſinn überall nur perſönliche Beziehungen auf damals lebende Menſchen oder auf damalige politiſche Verhältniſſe erkennen will. Für ihn iſt der ganze ſo ſehr in die Augen ſpringende, ſo abſolut vorherrſchende, religiöſe und ſittliche Gehalt des Gedichts ſo gut als gar nicht vorhanden. Die Gottheit im Gedicht iſt ihm der Kaiſer, Luzifer daher der Papſt, und nach dieſer Grundanſicht löſt ſich ihm das ganze Gedicht in eine nüchterne Reflexion über das Verderben des Guelfiſmus und die Vorzüge des Ghibellinismus auf. Der Grundfehler dieſer Neuern iſt der, daß ſie, ſtatt von dem Ganzen ſich durchdringen zu laſſen und davon auszugehen, ſich an irgend eine Einzelnheit heften und von dieſer aus alles Übrige nach prokruſtiſchen Grundſätzen bearbeiten, ohne zu bemerken, in welchem Mißverhältniß ihre kleinlichen Beobachtungen und Anſichten zu dem Rieſengebäude ſtehen. Gegen dieſe Kleinkrämerei mancher neueren Italiäner erſcheint die Naivetät Ginguené's (Hist. litt. d'Italie,. Milan 1820. T. II. p. 31.) ordentlich liebenswürdig. Nachdem er nämlich eine freilich ſehr dürftige allegoriſch-moraliſche Deutung des Ganzen aufgeſtellt, ſetzt er hinzu: mais ce qui surprend toujours davantage, c'est que l'auteur ait pu tirer d'un pareil fonds un si grand nombre de beautés 23).

Seinem Werke hat der Dichter ſelbſt den manchen wol unpaſſend ſcheinenden Namen einer Komödie gegeben: Libri titulus est, ſagt er in dem Briefe an Cangrande 24), incipit Comoedia Dantis Allagherii, Florentini natione, non moribus, und im Gedichte ſelbſt kommt der nämliche Name vor 25), nicht, wie man vermuthen könnte, wegen der darin herrſchenden Geſprächsform, ſondern weil die Ausdrücke tragiſch und komiſch damals allgemein für die höhere und niedere Gattung der Poeſie gebraucht wurden. In dieſer Beziehung ſagt Dante in dem vorhin angeführten Briefe 26): Differt ergo (comoedia) a tragoedia in materia per hoc, quod tragoedia in principio est admirabilis et quieta, et in fine sive exitu foetida — Comoedia vero inchoat asperitatem alicujus rei, sed ejus materia prospere terminatur — Similiter differunt in modo loquendi: elate et sublime tragoedia; comoedia vero remisse et humiliter — et per hoc patet, quod comoedia dicitur praesens opus. Nam si ad materiam despiciamus, a principio horribilis et foetida est, quia Infernus; in fine prospera, desiderabilis et grata, quia Paradisus. Si ad modum loquendi, remissus est modus et humilis, quia locutio vulgaris, (italiäniſch) in qua et mulierculae communicant 27). Et sic patet, quare comoedia dicitur. Nach dieſen Grundſätzen nennt er die Äneis eine Tragödie 28). Ebenſo ſagt er in ſeiner erſten Ekloge an Joh. Virgilii: Comica nonne vides ipsum reprehendere verba? wo comica für italiäniſch im Gegenſatz des Latein ſteht. Man findet Manuſcripte aus dem 14. Jahrh., worin eine Überſetzung der Heroiden des Ovid La Commedia dell' epistole d'Ovidio genannt wird, und Dante ſelbſt wird von ſeinen Zeitgenoſſen oft insignis Comicus genannt 29). Der Zuſatz divina findet ſich ſchon in einigen Manuſcripten der Vita di Dante von Boccaccio und in mehren Handſchriften des Gedichts 30); die erſte Ausgabe mit dieſer Bezeichnung ſcheint die von Venezia per Bern. Stagnino de Montferra 1516. 4. zu ſeyn.

Doch nicht genug, daß viele den großen Gedanken des Dichters nicht zu faſſen vermocht und ihm die kleinlichſten Motive untergeſchoben haben, auch ſelbſt den Ruhm der Originalität und der Erfindung hat man ihm ſtreitig zu machen geſucht. Es gehört zu den widrigſten Fehlern der Menſchen, daß ſie eine traurige Freude darin finden, alles Große wo möglich herabzuwürdigen; und wie ſie das ſittlich Schöne durch angedichtete niedere Abſichten verdächtig zu machen ſuchen: ſo ſtreben ſie auch danach, das Große und Erhabene in der Kunſt, um es ſich gleichſam ſelbſt begreiflicher zu machen, dadurch herabzuwürdigen, daß ſie zu zeigen ſuchen, es ſei dergleichen ja ſchon längſt da geweſen, und das von ſo vielen Bewunderte ſei am Ende nichts weiter als eine bloße Nachahmung. Um nur nicht einem großen Dichter den ihm gebührenden Zoll der Bewunderung zu entrichten, mögen ſie lieber den albernſten Legenden und Mährchen den Ruhm der erſten Erfindung beilegen. In dieſem Sinne haben manche verſucht, den Quellen nachzuſpüren, aus welchen, wie ſie meinen, Dante die Idee, den Plan und die meiſten Einzelnheiten ſeines unſterblichen Werkes ge-

---

21) Ed. Padov. T. V. p. 395.

22) La div. Comm. di Dante Alligh. con commento analitico di *Gab. Rossetti.* Londra. 1826 Bis jetzt 2 B., beſonders discorso preliminare und Disamina del sistema allegorico, wo ſein ganzes Syſtem entwickelt iſt.

23) Gut zuſammengeſtellt und beurtheilt findet man die wichtigſten Anſichten der Neuern in Scolari della piena e giusta intelligenza della Div. Comm. Padova 1823. 4. Eine kritiſche Beleuchtung aller dieſer Anſichten aber in: Die beiden erſten Geſänge der göttlichen Komödie, erläutert von Blanc. Halle 1832.

24) p. 82.

25) Inf. XVI, 128. XXI, 2.

26) p. 82.

27) Conf. Anedd. IV. Ecl. I, 53. *Boccaccio* Commento T. I. p. 4 sq.

28) Inf. XX, 113.

29) *Mehus* Vita Ambr. p. 172. 126. Vergl. *Maffei* Verona illustrata. L. II. col. 50. Plato im Theätet, Ed. Bip. II. p. 70. nennt Homer den größten Tragiker.

30) *Witte* epist. Dantis p. 83.

ſchöpft habe. Einige altfranzöſiſche Fabliaux, worin Denina[31] die Quellen des Dante gefunden zu haben meinte, und welche Ginguené mit gerechter Verachtung erwähnt[32], auch wenn man großmüthig ihre Priorität unbedingt zugibt, müſſen, da ſie eher den Stoff zu guten Schwänken, in der Manier von Hans Sachs, als zu einer Div. Comm. hergeben, hier billig unberückſichtigt bleiben. Drei andere Vermuthungen dieſer Art können aber nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden. Nach dem Zeugniſſe Fontanini's[33] hat Malateſta Porta, ein Zeitgenoſſe des Taſſo, zuerſt die Meinung aufgeſtellt, Dante könne wol die Idee zur Einrichtung ſeines Inferno aus einem alten Roman, Guerrino da Durazzo detto il Meschino genommen haben. Allein wie ſchon Bottari richtig vermuthete[34] und wie Ginguené nachgewieſen[35], hat dieſer Roman, urſprünglich franzöſiſch von Marie de France im Anfange des 13. Jahrh. geſchrieben, in ſeiner erſten Geſtalt nicht die mindeſte Ähnlichkeit mit der Div. Comm.; die italiäniſche Überſetzung oder vielmehr Bearbeitung aber, worin ſich allerdings manche Züge der Ähnlichkeit mit einzelnen Stellen des Inferno, aber auch nur mit dieſem, finden, iſt höchſt wahrſcheinlich, wie auch die Sprache es verräth, aus einer ſpätern Zeit als Dante, und der italiäniſche Bearbeiter hat aus dieſem, nicht aber dieſer aus jenem geſchöpft. Das meiſte Aufſehen aber hat die Entdeckung eines alten Manuſcripts in der Bibliothek von Monte Caſſino gemacht, worin die ſogenannte Viſion des Bruder Alberich enthalten iſt[36], und welche von mehren, ſelbſt von Dioniſi[37] als die wahre Quelle betrachtet wird, woraus Dante den Plan und unzählige Einzelnheiten ſeines Gedichtes entlehnt habe. Dieſer Alberich, im Anfang des 12. Jahrh. geboren, ſoll in einem Alter von 9 Jahren, als er in einer ſchweren Krankheit lag, einen Traum oder eine Viſion gehabt haben, worin er vom Apoſtel Petrus und 2 Engeln durch Hölle, Fegefeuer und Paradies geführt worden. Der Knabe ging hierauf in das Kloſter von Monte Caſſino, und da ſeine Viſion von vielen nacherzählt und nachgeſchrieben, aber entſtellt worden war, ſo ließ der Abt des Kloſters ſie aus dem Munde Alberichs von einem Mönche Guido aufzeichnen. Dies alles erzählt ſein Zeitgenoſſe Petrus Diakonus in ſeiner Chronica Casinensis. Die Art der Reiſe, die Zeit, die darauf verwendet wird, beſonders aber die verſchiedenen Strafen der Verdammten und der Büßenden ſtimmen allerdings in ſehr vielen Punkten mit der Div. Comm. überein. Spaßhaft genug iſt es, daß in dieſer angeblichen Viſion eines 9jährigen Knaben ſehr viel und umſtändlich von Laſtern der Sinnlichkeit geſprochen wird, wovon doch wol kein Knabe dieſes Alters in der Welt auch nur eine Ahnung haben kann, und daß der heilige Petrus einem ſolchen Kinde ſehr weitläufige Vorſchriften über das Mönchsleben gibt. Der Padre Abate di Coſtanzo hat dieſe Ähnlichkeiten in einem kleinen Werke weitläufiger ausgeführt[38], und Cancellieri ein eignes Buch darüber geſchrieben[39], worin er auch die Viſion Alberichs zum erſten Mal abdrucken ließ. Viel genauer aber iſt der Abdruck eben dieſer Viſion im 4. B. der römiſchen Ausgabe, welche de Romanis beſorgt und unter dem Text alle Stellen der Div. Comm. angeführt hat, welche damit übereinſtimmen[40]. Sehr heiter und geiſtreich hat endlich der kürzlich verſtorbene Gherardo de' Roſſi in einigen an Cancellieri gerichteten Briefen[41] die Kritik dieſer Sache übernommen und mit gerechtem Unwillen jede Art von Vergleichung dieſer Ausgeburten mönchiſcher Unwiſſenheit und Aberglaubens mit dem göttlichen Gedicht abgewieſen. Ebenſo gründlich erklärt ſich gegen dieſe Idee der wackere Herausgeber des Dante, de Romanis[42]. Corniani[43] und Ginguené[44] haben eine dritte Meinung aufgeſtellt: Dante könne wol die Idee ſeiner Reiſe aus dem Teſoretto ſeines Lehrers Brunetto Latini entnommen haben, welcher darin erzählt, wie er ſich in einem Walde verirrt habe, wo ihm zuerſt die Natur erſcheint, die ihm Anweiſung gibt, wie er die Philoſophie, die Laſter, den Amor antreffen ſolle, durch deſſen Reich Ovid ſein Führer iſt, und wie er zuletzt den Ptolemäus trifft ꝛc. Wie ganz ſeicht und oberflächlich aber dieſe Vermuthung, wie ſie kaum auf mehr als auf die erſten Verſe der Div. Comm. anwendbar ſei, bedarf wol nicht erſt des Beweiſes. — Was geht denn nun aus dem allen hervor? doch im Grunde weiter nichts, als daß man ſchon längſt vor Dante daran gedacht habe, ſich die zukünftigen Zuſtände des Menſchen nach dem Tode auf mannigfaltige Weiſe zu verſinnlichen, daß manches der Art, weil es wirklich tief in den menſchlichen Wünſchen und Vorſtellungen begründet war, eine Art von allgemeiner Geltung erhalten hatte und daher in vielen ſolcher Viſionen und Träume, womit Schwärmerei und frommer Betrug die damalige Zeit bereicherten[45], mehr oder minder übereinſtimmend wiederkehrte, und daß die Idee ſolcher Wanderungen durch die überſinnliche Welt eine damals oft vorkommende, eine beliebte Form war. Das Weſentliche an dieſen Dingen gehörte durchaus zum Glauben der Zeit, welchen Dante weder aufgeben konnte noch durfte, wenn er nicht ſeinem Gedichte den höchſten Reiz, ja allen Werth in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen entziehen wollte. Nur was dem Glauben eines Volkes entſpricht, was aus ſeinen eignen Ideen und Geſinnungen hervorzugehen ſcheint, kann Eingang finden bei einem Volke und die Gemüther wie mit der Allmacht der Wahrheit ergreifen. Man denke nur an die eiſige Kälte mancher neuern Gedichte, welche auf dem Boden

---

31) *Denina* Vicende della Letterat. L. II. c. 10. Einige andere alberne Vermuthungen dieſes Mannes erlaſſen wir den Leſern, da Ginguené T. I. p. 429. ſie gut widerlegt hat.

32) *Ginguené* hist. littér. d'Italie. T. II. p. 21.

33) Eloqu. ital. L. I. c. 26.

34) *Bottari* lettera ad un Accademico della Crusca Ed. Pad. T. V. p. 189 sq.

35) Histoire littér. d'Italie. T. II. p. 25.

36) *Bottari* l. l. p. 148.

37) Prep. l. c. 2.

38) Di un antico testo a penna della Div. Comm. di Dante ect. Roma 1801. 4. Daſſelbe in Ed. Pad. T. V. p. 159 sq.

39) Osservazioni sopra l'originalità della Div. Comm. Roma 1814. 8.

40) Auch im 5. der Pad. p. 283 sq

41) Ibidem p. 331.

42) Ibidem p. 349.

43) Secoli della letterat. ital. T. I. p. 196.

44) Histoire litt. d'Italie. T. I. p. 431. T. II. p. 9 sq.

45) de Romanis im 5. B. der Pad. Ausg. p. 349.

einer längſt verſchollenen oder dem Volke unbekannten Mythologie, wie etwa die nordiſche, erbaut ſind. — Was wird dem großen Dichter damit genommen, wenn ſich findet, daß einige ſeiner Vorſtellungen ſchon längſt im Glauben und im Munde des Volks waren? ja wenn ſich beweiſen ließe, was indeß beinahe unmöglich iſt, daß er ſolche abgeſchmackte Dinge, wie die angebliche Viſion Alberichs, wirklich gekannt und einzelne Goldkörner glücklicher Gedanken und Bilder daraus entlehnt habe? Nichts; denn was ſind alle jene wüſten Träume und Bilder gegen die große Organiſation der göttlichen Komödie! Eben daß er alle dieſe rohen, von dem Glauben der Zeit ihm gegebenen Elemente zu einer tiefſinnigen Anſchauung organiſch zu verbinden und erſt dadurch ihnen wahrhaft Bedeutung und Leben einzuhauchen wußte, das iſt ſein unſterbliches Verdienſt, und es heißt jenen vorhin angeführten Meinungen und Vermuthungen mehr Ehre erweiſen, als ſie verdienen, wenn man ihnen mit Schlegel antwortet:

Sänger gab's vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergeſſenen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel auch kamen nach ihm, doch überlebt ſie der Alte[46].

Die Fragen, wann Dante ſein großes Werk angefangen, wann er die einzelnen Theile und wann er das Ganze beendigt, wem er die verſchiedenen Theile oder das Ganze dedicirt habe, werden verſchieden beantwortet. Die lange Zeit allein herrſchend geweſene, vorzüglich aus Boccaccio[47] geſchöpfte Anſicht iſt folgende. Dante habe, ſo erzählt Boccaccio[48], in ſeinem 35. Jahre, alſo 1300, ſein Gedicht begonnen, und zwar zuerſt lateiniſch, wovon er zum Beweis die drei erſten Verſe anführt:

Ultima regna canam fluido contermina mundo
Spiritibus quae late patent, quae praemia solvunt
Pro meritis cuicunque suis data lege tonantis[49].

Bald habe er aber bemerkt, daß er auf dieſe Weiſe nur von wenigen verſtanden werden würde, und weil er möglichſt allen habe nützen wollen, auch die Verachtung erwogen habe, worin bei den Meiſten ſelbſt die Werke der Alten geſunken, oder wie Leon. Bruni *) glaubt, weil er gefühlt, daß es ihm in jener Sprache nicht recht gelinge, habe er beſchloſſen, das Werk in Volgare zu ſchreiben. Die ſieben erſten Geſänge habe er vor ſeiner Verbannung aufgeſetzt, dann aber, von ſeinen Schickſalen zerſtreut, nicht weiter daran gedacht. Als man nun 5 Jahre ſpäter in Florenz einige aus ſeiner Wohnung vor der Plünderung gerettete Kiſten unterſucht, und nebſt andern Papieren auch dieſe Gedichte gefunden, habe man ſie auf den Rath eines Dichters, Dino Frescobaldi, dem Marcheſe Maorello Maleſpina in Lunigiana, wo Dante ſich eben aufgehalten, zugeſendet, und dieſer habe den Dichter bewogen, die Arbeit fortzuſetzen[50], weshalb er auch den 8. Geſang des Inf. mit den Worten beginne: Jo dico seguitando etc. Zeitlebens habe er nun, jedoch mit vielen Unterbrechungen, daran gearbeitet. Es ſei ſeine Gewohnheit geweſen, wenn er 6 oder 8 Geſänge beendigt, ſie dem Cangrande zu ſenden, und erſt, wenn dieſer ſie geſehen, Abſchriften davon zu vertheilen. Bis ans Ende ſeines Lebens ſei er mit dieſer Arbeit beſchäftigt geweſen[51]. Bei ſeinem Tode aber hätten noch die dreizehn letzten Geſänge gefehlt; ſeine Söhne und ſeine Freunde hätten ſie lange vergeblich geſucht, und ſchon hätten die Söhne Jacopo und Pietro beſchloſſen, das Werk, ſo gut ſie es vermöchten, zu beendigen, als in einer Nacht Dante ſeinem Sohne Jacopo im Traume erſchienen ſei und ihm ein bisher unbeachtet gebliebenes, mit einer Matte verdecktes Fenſter in ſeinem ehemaligen Schlafzimmer gezeigt habe, wo man wirklich dieſe von der Feuchtigkeit der Mauer ſchon ſehr angegriffenen Geſänge gefunden, ſie, wie gewöhnlich, dem Cangrande geſendet, und darauf dem Ganzen zugefügt habe. Die einzelnen Theile des Gedichts habe er, das Inferno dem Uguccione della Faggiuola, das Purgat. dem Marcheſe Maorello Maleſpina, und das Parad. dem Könige Friedrich III. von Sicilien, oder wie andere meinten, das Ganze dem Cangrande zugeeignet[52]. Dieſe Darſtellung, wenn ſie auch im Ganzen glaubwürdig iſt, oder uns wenigſtens die kurz nach dem Tode des Dichters herrſchende Sage über dieſe Dinge treu aufbewahrt hat, iſt dennoch in manchen Punkten unhaltbar oder mindeſtens unſicher. Daß Dante anfänglich die Abſicht gehabt, ſein Werk lateiniſch zu dichten, haben wir keinen Grund zu bezweifeln; wie weit er aber damit gekommen, und ob er überhaupt viel mehr als die erſten Verſe aufgeſchrieben, darüber fehlen alle Nachrichten. Auf keinen Fall darf man annehmen, daß er mehre Geſänge[53], etwa bis zum ſiebenten, lateiniſch geſchrieben, wie ein neuer Herausgeber der Div. Comm., Viviani[54], zu glauben geneigt iſt. Alle Nachrichten reden nur in unbeſtimmten Ausdrücken von dem Anfange des Gedichts, und wenn Fontanini[55] ein Manuſcript beſeſſen, worin Hunderte von lateiniſchen Verſen ſich neben dem italiäniſchen Text befanden, und Viviani aus eben dieſem Manuſcript ein langes Fragment dieſes angeblichen lateiniſchen Originals vom 4. bis zur Mitte des 7. Geſanges hat abdrucken laſſen: ſo können wir dies ſchon deshalb unmöglich für die Arbeit Dante's halten, weil darin von Dingen die Rede iſt, welche ſich erſt nach dem Exil des Dichters zugetragen, alle Nachrichten aber darin übereinſtimmen, daß er ſchon vor dem Exil das Latein aufgegeben und italiäniſch angefangen habe 56). Jenes von Viviani herausgegebene Fragment gehört alſo ohne Zweifel einem bis jetzt unbekannten, aber gewiß ſehr alten, wahrſcheinlich bald nach Dante gelebt habenden Überſetzer. Eher könnte man glauben, daß Salvini, der in ſeinen Noten zum Commentar des Boccaccio über die Div. Comm. 57) verſichert, ein Manuſcript geſehen zu haben, in welchem, neben dem Anfange des italiäniſchen Textes 20—30 lateiniſche Verſe ſich befanden, das wirkliche, aber ſeitdem nicht wieder aufgefundene Original des Dante vor Augen gehabt habe. Auch für den Umſtand, daß Dante ſein Gedicht ſchon vor ſeiner Verbannung angefangen, ſprechen bedeutende Zeugniſſe. Boccaccio 58) führt unter andern an, er habe aus dem Munde eines Florentiners, Dino Perini, der ein genauer Freund Dante's geweſen und namentlich mit ihm in Ravenna gelebt hatte 59), daß er die Papiere in jenen Kiſten gefunden. Ganz unwahr kann alſo dieſer Umſtand kaum ſeyn; wenn auch damit gerade nicht erwieſen iſt, daß es die ſieben erſten Geſänge geweſen, die er gefunden, und man noch weniger aus den von Franco Sacchetti 60) erzählten Anekdoten von dem Schmidt und dem Eſeltreiber, welche Stellen aus dem Inferno geſungen, ſie verſtümmelt, und deshalb von Dante geſcholten worden ſeien, folgern darf, daß das Inferno ſchon damals im Munde des Volks geweſen. Wie früh, wahrſcheinlich ſchon lange vor 1300, Dante mit dem Entwurfe zu ſeinem großen Gedichte umgegangen, ſcheinen einige Stellen der Vita nuova 61) deutlich zu beweiſen. Wie viel er aber wirklich ausgearbeitet vor ſeiner Verbannung, läßt ſich durchaus nicht beſtimmen, denn der von Boccaccio angeführte Anfang des 8. Geſanges beweiſt offenbar gar nichts. Auf jeden Fall aber muß der Anfang des Gedichts, den er damals geſchrieben, gänzlich von dem verſchieden geweſen ſeyn, den wir jetzt leſen 62); da die Beziehungen auf Cangrande und andere in den erſten Geſängen erwähnte Umſtände, die ſich erſt viel ſpäter ereigneten, einer ſo frühen Abfaſſung, wie auch ſchon Boccaccio bemerkt 63), durchaus widerſprechen, und da ſich ſchon zur Zeit Boccaccio's keine Spur jener vorausgeſetzten, anders lautenden Abfaſſung des Gedichts erhalten hatte 64); ſo muß dieſe auch durchaus nicht zur Publicität gekommen ſeyn. Hienach ſind alſo Villani 65), welcher behauptet, Dante habe erſt nach ſeiner Verbannung das Werk begonnen; Troya, der da glaubt, daß Dante erſt 1303 zu Verona die Div. Comm. angefangen habe 66), und Biſcioni, welcher aus ſehr ſchwachen Gründen ebenfalls den Anfang der Arbeit in die Zeit nach der Verbannung ſetzt 67), dahin zu berichtigen, daß dies nur dann zugegeben werden kann, wenn von der Div. Comm., wie wir ſie jetzt haben, die Rede iſt, nicht aber von dem Anfang der Arbeit überhaupt. Filelfo, zum vollſtändigſten Beweis, wie wenig er mit den Schriften des Dichters vertraut war, läßt gar den Dante das Gedicht in ſeinem 21. Jahre (1286) beginnen und in ſeinem 42. (1307) beendigen 68)! Die Behauptung Boccaccio's, Dante habe dem Cangrande die Geſänge zu 6 und 8, wie ſie eben fertig geworden, zugeſendet, kann unmöglich richtig ſeyn; vielmehr beweiſt das ganze Werk, daß er in verſchiedenen, zum Theil noch ſehr ſpäten Zeiten ſeines Lebens einzelne Stellen ſelbſt in die erſten Theile des Gedichts eingeſchoben, andere vielleicht vertilgt habe, ſo wie ſpätere Ereigniſſe ihm dazu die Veranlaſſung gaben. Eben daher iſt es ſchwer, über den Zeitpunkt der Vollendung und der Publication der einzelnen Cantiche mit Gewißheit zu entſcheiden. Das einzige Mittel, der Wahrheit wenigſtens nahe zu kommen, iſt das, die in jeder Cantica erwähnten Ereigniſſe chronologiſch zu prüfen, woraus ſich dann ergibt, daß er das Inferno nicht vor 1314, das Purgatorio nicht vor 1318 69) beendigt, oder wenigſtens nicht früher herausgegeben haben könne, weil darin noch Begebenheiten dieſer Jahre erwähnt werden. Die zwei an Giovanni di Virgilio gerichteten Eklogen, worin er nur vom Inferno als von einem vollendeten Werke redet, *beſtätigen dieſe* Zeitbeſtimmung 70). Daß aber beim Tode Dante's die dreizehn letzten Geſänge vermißt und erſt nach 8 Monaten wieder aufgefunden worden, wird, man mag von der Traumgeſchichte denken, wie man will, immer das wahrſcheinlichſte bleiben, da ſich auch hier Boccaccio auf das Zeugniß eines in dieſe Geſchichte verflochtenen Mannes, des Pietro Giardino, den er ſelbſt in Ravenna kann geſprochen haben, beruft 71), und da die Dedication an Cangrande, worin vom Paradiso offenbar als von einem noch nicht vollendeten Werke geſprochen wird 72), deſſen Inhalt Cangrande erſt ſpäter erfahren würde, dieſe Anſicht vollkommen beſtätigt. Dioniſi 73) meint indeß, das Ganze ſei vermuthlich 1320 beendigt worden, was man zugeben kann, ohne dem obigen zu widerſprechen. Troya 74) irrt ohne Zweifel, wenn er das Inferno ſchon 1308, das Purgatorio aber 1314 beendigt glaubt. Ugo Foſcolo 75) endlich hat mit großem Scharfſinn, aber wenigem Glück, zu erweiſen geſucht, daß Dante überhaupt ſein großes Gedicht nie bekannt gemacht habe, und daß auch ſeine vertrauteſten Freunde wol nur höchſtens einige unverfängliche, etwa durch poetiſche Schönheit ausgezeichnete Stellen gekannt haben möchten, ja daß ſelbſt die Söhne nach dem Tode des Vaters mit der Herausgabe noch eine Zeit lang aus Furcht gezögert hätten. Seine Hauptgründe ſind: weil Dante nie ſonſt von ſeinem Gedichte rede, und weil es für ihn, in einer ſo bewegten und gewaltſamen Zeit, allzu gefährlich geweſen wäre, ſein Werk öffentlich bekannt werden zu laſſen,

---

[46] Die Kunſt der Griechen, Elegie.

[47] Vita di D. und im Commento.

[48] Vita p. 255.

[49] Vita di D. im T. V. p. 86. der Ed. Pad., wo ſonſt dieſe Verſe angeführt werden, fehlen gewöhnlich die drei letzten Worte und ſtatt cuicunque findet man häufig cuique und cujuscunque. *Cancellieri* sopra l'originalità p. 56. führt den erſten Vers, aus Codd., wie er ſagt, ſo an: Infera regna canam mediumque imumque tribunal, und ebenſo Varchi, Ercolano. Padova 1744. p. 250. Wahrſcheinlich iſt dies eine Verwechſelung mit einem Epigramm des Coluccio Salutati, welches einſt unter einem Gemälde des Dante im Dome zu Florenz ſtand, und deſſen erſte Verſe ſo lauten:

Qui coelum cecinit primumque imumque tribunal
Lustravitque animo cuncta poeta suo.

*) Vita di D. p. 63. 65.

[50] Vergl. *Boccaccio* Commento T. I. p. 67.

[51] *Boccaccio* Vita di D. p. 255.

[52] *Boccaccio* Vita p. 259.

[53] *Gian. Manetti* Vita Dantis p. 45. ſagt zwar, er habe ſein Werk per plura latina carmina fortgeſetzt, allein man ſieht aus andern Stellen, daß bei ihm carmina nur Verſe bedeutet, z. B. p. 50.

[54] La div. Comm. Udine 1823. 4 V. 8.

[55] Eloq. italiana. L. II. c. 13.

---

56) *Boccaccio* und *Leon. Bruni* Vita di Dante. p. 64. 57) p. 336. 58) Commento T. II. p. 69. 59) *Dionisi* Anedd. IV. p. 5. 60) Novelle 114 u. 115. 61) In der Canzone: Donne ch'avete am Schluß der 2. Strophe und p. 48. 62) *Dionisi* Prep. II. c. 60. 63) Commento T. II. p. 69. 64) ibidem. 65) L. IX. c. 134. 66) Veltro p. 63. 67) Prose Prefaz. p. XXIII.

68) *Mehus* specimen Praef. p. XXV. 69) *Dionisi* Anedd. IV. c. 17. c. 19. Prepar. c. 60. Parnasso ital. Ed. Fleischer. Saggio sopra Dante p. XVI. sq. 70) *Dionisi* Anedd. IV. 71) Vita di D. p. 257. 72) Epistolae Dantis ed. Witte p. 101. *Troya* p. 182. 73) Preparaz. c. 61. Anedd. IV. c. 20. 74) Veltro allegorico p. 97. 144. 75) Discorso sul testo p. 50, 58 sq. 98, 105.

da er nicht allein viele Päpſte, ſondern auch ſonſt Mächtige von allen Parteien darin bitter angegriffen und eigentlich eine Reform der Religion und des Stats durch ſein Werk habe begründen wollen, ſich ſelbſt aber in ſeinem Gedichte als den vom Himmel dazu Berufenen und Geweihten darſtelle. Alles dies, wie ſinnreich es auch durchgeführt wird, fällt gänzlich über den Haufen, ſobald man erwägt, daß es den ausdrücklichen Worten Dante's in der Div. Comm. ſelbſt widerſpricht[76]; daß Dante in dem Gedicht an Giov. di Virgilio vom Inferno als von einem beendigten und bekannten Werke ſpricht; daß Cecco d'Ascoli in ſeinem lange vor dem Tode Dante's erſchienenen Gedichte l'Acerba eine ziemlich genaue Bekanntſchaft nicht allein mit dem Inferno, ſondern ſelbſt mit andern Theilen der Div. Comm. verräth[77], wie ſich auch in den Gedichten des Cino von Piſtoja mehre Anſpielungen auf Dante's Werk befinden[78]. — Auch wäre nicht wol zu begreifen, wie, wenn die Div. Comm., nach Foscolo, erſt etwa 1322 bekannt gemacht worden wäre, ſich ſchon um 1328 herum mehr als einer gefunden, der ſie commentirte. So geſchwind verbreiteten ſich die Werke nicht vor der Erfindung der Buchdruckerei. Was die Dedication des Gedichts und zwar des Inferno an Uguccione della Faggiuola, des Purgatorio an Maorello Malespina und des Paradieſes an Friedrich III. von Sicilien betrifft, ſo ſpricht Boccaccio[79] davon nur als von einer ſchwankenden Sage, indem er zugleich erwähnt, andere glaubten, er habe das Ganze dem Cangrande zugeeignet. Nur von dieſer letzten Zueignung haben wir den Beweis in Händen[80]; die andern ſind unſicher, zum Theil im höchſten Grade unwahrſcheinlich; auch hat nie Jemand behauptet, ſie geſehen zu haben, und in keinem der vielen Manuſcripte findet ſich die geringſte Spur derſelben. Boccaccio's Autorität, die er aber ſelbſt für ſo gut wie keine ausgibt, iſt hier von gar keinem Gewicht. Der berühmte Brief aber des Mönchs Hildrius an Uguccione della Faggiuola[81], worin er erzählt, daß Dante zum Kloſter S. Croce del Corvo in Lunigiana gekommen, und ihm den erſten Theil ſeines Gedichts mit der Bitte überreicht habe, es dem Uguccione zu bringen, wolle Uguccione die übrigen Theile ſehen, ſo möge er ſich an Maorello Malespini und an Friedrich von Sicilien wenden, denn dieſe drei habe er ſich als die Würdigſten dazu auserſehen; dieſer Brief iſt im höchſten Grade verdächtig. Er ſtimmt auf eine Weiſe mit der Erzählung des Boccaccio zuſammen[82], der ihn nicht erwähnt, daß man ſich des Verdachts nicht erwehren kann, er ſei eben aus jener Erzählung geſchöpft; er gibt uns keine Sylbe, keinen Umſtand mehr, als was wir ſchon aus Boccaccio wiſſen. Dazu kommt, daß es unendlich unwahrſcheinlich iſt, daß Dante jemals daran gedacht habe, einen Theil ſeines Werks, und zwär das Paradies dem Friedrich von Sicilien zuzueignen, den er in allen ſeinen Werken nur mit Bitterkeit und Verachtung erwähnt[83], beſonders aber im Paradies ſelbſt; daß es höchſt wunderlich klingt, daß Dante nach dieſem Briefe, der etwa in das Jahr 1310 fallen müßte[84], von allen drei Theilen ſeines Gedichts, als von etwas ſchon ganz fertigen oder wenigſtens ganz feſt beſtimmten, redet und daß mindeſtens das Inferno, welches er dem Uguccione ſoll gewidmet haben, ein durchaus verſchiedenes müßte geweſen ſeyn von dem, welches wir beſitzen[85]. Troya hält dennoch den Brief für echt[86]; mit Recht aber hat Witte dieſe Echtheit bezweifelt[87], und mehre italiäniſche Gelehrte haben ſich ebenſo darüber erklärt[88].

Während Dante und ſein Werk ſeit bereits mehr als 5 Jahrhunderten der Stolz Italiens und die Bewunderung aller gebildeten Völker iſt, hat es zu keiner Zeit an Einzelnen gefehlt, welche aus Neid oder Unverſtand den Werth der Div. Comm. herabzuſetzen verſucht haben. Von des unglücklichen Cecco d'Ascoli Anfeindungen des Dante in ſeiner Acerba iſt ſchon vorhin geſprochen[89]. Ihm folgt der Zeit nach zunächſt Petrarca, welcher ſeine gereizte Eitelkeit und ſeinen übel verhehlten Neid über den Ruhm des großen Dichters nur allzudeutlich in einem ſeiner Briefe an Boccaccio[90] ausgeſprochen, und dem gemäß auch des Dante nur ganz obenhin in ſeinen Gedichten[91] erwähnt. Im 15. Jahrh., wo das Studium der Alten bei den Italiänern die Pflege der eignen Sprache und Literatur faſt ganz verdrängt hatte, war es wol natürlich, daß einige von der Höhe ihrer philologiſchen Bildung herab mit Verachtung auf Dante und ſein ſchlechtes Latein blickten. So läßt Leonardo Arretino, in einem ſeiner lateiniſchen Dialoge, den Nicolo Nicoli, einen übrigens um die Wiſſenſchaften hoch verdienten Mann, zum Colluccio Salutati, einem ausgezeichneten Gelehrten und Statsmann ſeiner Zeit, vom Dante ſagen: er begreife nicht, wie man einen ſolchen, der ſo ſchlecht Lateiniſch geſchrieben, zu den Dichtern und Gelehrten zählen oder ihn gar dem Virgil vorziehen könne, einen ſolchen müſſe man den Gürtlern und Bäckern und ähnlichem Volke überlaſſen. Dagegen erhob ſich indeß der bekannte Franciscus Philelphus, welcher ſelbſt den Dante öffentlich erklärte, in einer eigenen italiäniſchen Rede 1451, und Cino Rinuccini ſchrieb gegen ſolche Verunglimpfungen ein ganzes Buch in lateiniſcher Sprache, wovon indeß nur noch eine italiäniſche Überſetzung vorhanden iſt[92]. Im 16. Jahrh.

---

76) Paradiso XVII, 106 seq. vorzügl. 128, Ibid. XXVII, 64 seq.

77) *Tiraboschi* Storia della Letter. T. V. p. 181. *Ginguené* hist. litt. d'Italie T. II. p. 286. Parnasso ital. Dante p. XVII. sq.

78) Parnasso ibidem.

79) Vita di D. p. 259.

80) Vergl. indeß oben S. 57.

81) Zuerſt bei *Mehus* Vita Ambr. p. 321, dann bei *Dionisi* Prep. c. 58 sq. und als Anhang zum veltro allegorico.

82) Commento T. I. p. 17.

83) z. B. Convito Tr. IV. c. 6. Volg. Eloq. L. I. c. 12. Purg. VII, 119. Parad. XIX, 130. XX, 63.

84) *Dionisi* Prepar. II. p. 222.

85) Auch *Dionisi* l. l. hat das eingeſehen. Anedd. IV. p. 89.

86) Veltro p. 98, 206 sq.

87) Über das Mißverſtändniß Dante's, im Hermes XXII. p. 153.

88) Blätter für literäriſche Unterhalt. 1828. No. 68.

89) S. oben S. 39.

90) Zuerſt gedruckt in der ſeltenen Ausgabe Famil. Epistol. Lugduni 1601. L. XII. ep. XII. dann in *Dionisi* Prep. II. p. 8. sq.

91) *Trionfo d' Amore* C. IV, 31. P. I. Canz. 7. Son. 246. oder P. II. Son. 19.

92) *Mehus* Vita Ambr. p. 176.

erhob ſich abermals eine lange fortgeſetzte literäriſche Fehde über den Werth der Div. Comm.[93]. Die Hauptkämpfer waren Belliſario Bulgarini, der wahrſcheinliche Verfaſſer der erſten in dieſem Streite erſchienenen Schrift, welche den Namen eines ſonſt unbekannten Caſtravilla führte, und Giacopo Mazzoni, welcher eine überaus gelehrte, aber auch unſäglich weitſchweifige Difesa della Commedia di Dante[94] heraus gab. Noch viele andere Schriften wurden gewechſelt, und manche andere miſchten ſich in den Streit. Das 17. Jahrh., die Zeit der tiefſten Ausartung der Poeſie in Italien, ſchien den Dante gänzlich zu ignoriren; nur drei unbedeutende Abdrücke des Gedichts ſind in dieſem Zeitraum erſchienen. Daß der bekannte P. Hardouin[95] auch die Div. Comm. für das Werk eines unbekannten Anhängers Wikleffs aus dem 15. Jahrh. gehalten, dürfte wol Niemanden wundern; wol aber, daß mehre ſich die Mühe genommen, ihm ernſthaft zu antworten[96]. In der größeren Hälfte des 18. Jahrh. war der franzöſiſche Geſchmack der herrſchende in Italien geworden, und Bettinelli's berüchtigte Lettere Virgiliane[97] ſind im Grunde nichts anders als der Nachhall franzöſiſcher Urtheile über den Dante, beſonders aber der albernen Urtheile Voltaire's, welcher wol ſchwerlich jemals mehr als einige Fragmente des großen Gedichts geleſen haben mag. Dieſer unwürdige Angriff erweckte jedoch den Unwillen Vieler in Italien, und namentlich erhoben ſich dagegen Gasparo Gozzi[98], Agoſtino Paradiſi[99] und ſelbſt Algarotti[1]. Jener Zeit gehören auch noch zum Theil an die im Ganzen zwar von franzöſiſchem Geiſt tingirten, aber doch tüchtigen Mémoires sur le Dante von Mérian[2]. In neuerer Zeit haben dieſe verkehrten Urtheile einer faſt allgemeinen Begeiſterung für den erſten Dichter Italiens Platz gemacht, wovon die wiederhohlten Abdrücke des Dante, die vielen neuen Commentare und die zahlreichen Werke über die Div. Comm. den vollſtändigſten Beweis liefern. Wurde ja doch ſogar der auch um den Dante hochverdiente Monti auf das leidenſchaftlichſte von einem Ungenannten[3] (vermuthlich Torti) blos deswegen angegriffen, weil er in einer wohl zu rechtfertigenden Verbindung die Div. Comm. nicht ſowol ein epiſches als vielmehr ein didaktiſches Gedicht genannt hatte; und wie unverſtändig und geiſtlos auch zuweilen die Bewunderung der Neuern ſich gebärdet, beweiſt zur Gnüge das Werk des Antonio Ceſari über die ſogenannten Schönheiten des Dante[4].

Wie die Div. Comm. bei ihrer erſten Erſcheinung von den unmittelbaren Zeitgenoſſen aufgenommen worden ſei, darüber fehlen uns alle beſtimmte Nachrichten; wenn man nicht etwa die ſchon vorhin angeführten Anekdoten von dem Schmidt und dem Eſelstreiber, oder von den Weibern zu Verona, als Beweiſe der frühern Verbreitung des Gedichts, ſelbſt unter den niederen Volksklaſſen, will gelten laſſen. Die hohe Achtung, in welcher Dante bei vielen Großen ſeiner Zeit, namentlich bei Guido Novello da Polenta geſtanden, läßt es wenigſtens zweifelhaft, ob ſie mehr dem Dichter oder dem Philoſophen und Statsmann gegolten[5]. Den eigentlichen Gelehrten, wie man aus den Äußerungen des Johannes Virgilii[6] ſieht, war die Div. Comm. ſchon darum nicht recht, weil ſie im Volgare geſchrieben, und das iſt auch der Grund, weshalb Petrarca in dem vorhin angeführten Briefe ſich ſo vornehm über Dante erhebt. Lange aber konnte dieſe Blindheit des Vorurtheils ſich nicht erhalten, und kaum waren 50 Jahre nach dem Tode des Dichters verfloſſen, ſo ſehen wir ſein Gedicht überall verbreitet, bewundert, und, was wol noch nie einem Dichter widerfahren, Lehrſtühle in mehren Städten Italiens errichtet, um das göttliche Gedicht öffentlich zu erklären. Florenz, welches den Dichter bis an ſeinen Tod verfolgt, war dennoch die erſte Stadt, die ihn auf dieſe Weiſe ehrte; und Boccaccio, hierin mit richtigerem Sinn ausgeſtattet als ſein vielleicht gelehrterer Freund Petrarca, mag viel zu dieſer Maßregel beigetragen haben. Durch ein Decret vom 9. Aug. 1373 ward ein Gehalt ausgeſetzt für einen Lehrer, welcher die Div. Commedia erklären ſollte[7], und Boccaccio, dem zuerſt dieſes Amt übertragen wurde, begann ſeine Erklärung an einem Sonntage in der Kirche St. Stefano[8] unweit des Ponte Vecchio, am 3. Oktober[9] des nämlichen Jahres. Wahrſcheinlich iſt er durch Kränklichkeit verhindert worden, dieſe Erklärung weiter als bis zum 17. V. des 17. Geſ. des Inferno zu bringen, ſoweit reicht der von ihm ausgearbeitete Commentar, und es iſt gewiß, daß er nicht mehr als dies bei ſeinem Tode hinterlaſſen[10]. Mehus erwähnt zwar noch S. 181 eines Manuſcripts der Riccardiana, welches angebliche Chiose des Boccaccio über das ganze Gedicht enthalte; allein die Abſchrift iſt von 1458, und was er ſonſt davon ſagt, läßt vermuthen, daß es das Werk irgend eines unbedeutenden Unbekannten ſei. Obwol in jenem Decrete die Beſoldung nur für ein Jahr ausgeſetzt war, ſo müſſen doch in der Folge darüber andere Beſchlüſſe gefaßt worden ſeyn; denn noch lange nach den Zeiten Boccaccio's haben dieſe öffentlichen Erklärungen an Sonn- und Feſttagen in verſchiedenen Kirchen von Florenz ſtatt gefunden und unter denen, welche damit beauftragt wurden, finden ſich Männer, wie Filippo Villani um das Jahr 1401, Francesco Filelfo um 1431 u. A.[11]). Später noch ſind in der Accademia fiorentina häufig Abhandlungen zur Erkärung einzelner Theile der Div. Comm. von Männern wie Giambullari, Verino, Gelli, Bartoli, Varchi u. a. geleſen worden, wovon auch viele gedruckt ſind[12]). Bologna folgte dem Beiſpiel von Florenz und Benvenuto de' Rambaldi da Imola, ein Schüler des Boccaccio, las daſelbſt öffentlich 10 Jahre lang den Dante, wahrſcheinlich um das Jahr 1374[13]); von ſeinem großen lateiniſchen Commentar über die Div. Comm. hat Muratori nur den Theil abdrucken laſſen, der hiſtoriſche Erläuterungen enthält[14]). Manuſcripte davon befinden ſich einige in der Laurentiana und eins in der Estensis zu Modena[15]). Schade iſt es, daß Lud. Caſtelvetro ſeine Abſicht, einen Abdruck davon zu veranſtalten, nicht ausführen konnte[16]). In Piſa ward der Dante öffentlich erklärt von Francesco di Bartolo da Buti, gewöhnlich Fr. Buti genannt, welcher im Jahre 1406 ſtarb und einen weitläufigen, leider noch nicht gedruckten Commentar über das ganze Gedicht hinterlaſſen hat, wovon ſich ſchöne Manuſcripte ſowol im Beſitz der Accademia fior. als der Laurentiana und anderer öffentlichen Bibliotheken in Florenz und in Mailand befinden[17]). Das nämliche geſchah zu Piacenza, etwa nach dem Jahre 1398, durch Filippo da Reggio, und zu Venedig ebenfalls noch im 14ten Jahrh. durch Gabriello Squaro aus Verona[18]). Außer dieſen bei Gelegenheit der öffentlichen Interpretation der Div. Comm. entſtandenen Commentaren hat man noch viele andere, größtentheils ungedruckte, von bekannten und ungenannten Verfaſſern. Sie ſollen hier alle, ſo weit man Nachrichten davon hat, und ſo viel als möglich in chronologiſcher Ordnung bis auf die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt aufgeführt werden[19]); die ſpätern werden ihren Platz in der Aufzählung der Ausgaben finden. Im Allgemeinen muß aber zuvor bemerkt werden, daß es meiſtens ſchwer iſt, die wahren Verfaſſer der in den Bibliotheken Italiens vorhandenen handſchriftlichen Commentare auszumitteln. Die meiſten Manuſcripte der Div. Comm. haben mehr oder weniger ausführliche Randgloſſen, meiſt in lateiniſcher Sprache, oft von mehr als einer Hand und in der Regel ohne Namen der Verfaſſer, dieſe müſſen alſo hier gänzlich übergangen werden. Aber auch von den eigentlichen ausführlichen Commentaren ſind manche ohne Namen der Verfaſſer; bei andern iſt der urſprüngliche Name ausradirt und ein anderer dafür hingeſchrieben, oft ohne darum die übrigen Qualificationen des erſtern zu verändern, woran der Betrug leicht zu entdecken iſt; meiſt ſind zwei bis drei verſchiedene Commentare in einander und durch einander geſchrieben, ſo daß, was ein Werk ſcheint, nur eine Zuſammenſtellung mehrer iſt[20]). Wenn dem Filelfo zu trauen wäre, ſo hätte Dante auf Bitten des Cangrande das Paradies ſelbſt interpretirt, und Filelfo will dieſe Auslegung vollſtändig beſeſſen haben[21]); wahrſcheinlich aber iſt damit nichts anderes gemeint, als das, was Dante in ſeiner Dedication des Paradieſes über das Gedicht im Ganzen und über das Paradies insbeſondere ſagt. Die der Autorität, wenn auch vielleicht nicht der Zeit nach, nächſten Erklärer wären nun die beiden Söhne des Dichters, Pietro und Jacopo, wenn nur nicht allzu große Zweifel gegen die Echtheit der ihnen beigelegten Werke obwalteten. Der Commentar des Pietro wird häufig erwähnt, und Filelfo behauptet geradezu[22]), ohne dieſen könne man das Werk des Vaters nicht verſtehen; viele und unter andern noch Ugo Foscolo[23]) halten ihn für echt, allein Dioniſi glaubt die Unechtheit beweiſen zu können. Er hat in der That bewieſen[24]), daß der Verfaſſer dieſes weitläufigen lateiniſchen Commentars die gröbſte Unwiſſenheit über den Namen und die Schickſale Dante's, die größte Unkenntniß des Latein und ſelbſt des Italiäniſchen verräth; daß er das Andenken Dante's verläumdet und ſich nirgend, weder als einen Gelehrten, noch als einen Kenner der Div. Comm., am wenigſten aber als einen Sohn des Dichters zeigt. Alles, was er allenfalls glaubt zugeben zu können, iſt, daß wir in dieſem Werke vielleicht einige Bruchſtücke einer echten Arbeit des Pietro di Dante beſitzen, die aber unter einer Maſſe alberner Auslegungen eines andern verſteckt liegen[25]). Dieſe Anſicht wird noch dadurch ſehr beſtätigt, daß keiner der gleichzeitigen Schriftſteller dieſer Arbeit des angeblichen Pietro erwähnt, und daß ſelbſt Filelfo nur von alcune postille latine des Pietro ſpricht, während das ihm beigelegte Werk ein überaus weitläufiges iſt. Alt iſt es aber gewiß, denn das Jahr 1341 wird darin als das laufende angeführt[26]). Handſchriften dieſes Commentars finden ſich in der Laurentiana, in der Vaticana und in der S. Giustina di Padova[27]). Von der Arbeit des Jacopo weiß man nur, daß ſich in der Laurentiana ein Manuſcript, betitelt: Chiose di Jacopo figliuolo di Dante All. sopra la Commedia cet. befindet, die aber nur das Inferno umfaſſen[28]). Nähere Nachrichten über den Werth und die Echtheit derſelben fehlen.

---

[93] Die Literatur dieſes längſt vergeſſenen Streites bei *Fontanini* Biblioteca dell' eloqu. ital. con le annotazioni di Ap. Zeno. Venezia 1753. 2. v. 4. T. I. p. 340. sq. Vergl. Creſcimbeni Noten zu ſeiner Vita di D. in der Zattaſchen Ausgabe, T. I. p. XXV.

[94] Cesena 1587. 2 V. 4. wovon der 2te viel ſpäter erſchien.

[95] Journal de Trévoux 1727.

[96] *Pelli* Memorie p. 111. *Cancellieri* Sull' originalità p. 5.

[97] Venezia 1766.

[98] *Giudizio* degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante Ven. 1758.

[99] Memorie letterarie del Valvasense. T. XII.

[1] Opere varie Venez. 1757.

[2] Mémoires de l'Académie de Berlin. 1784.

[3] Dante rivendicato, lettera al Signor Cav. Monti. Fuligno 1825.

[4] *Bellezze* della div. Commedia di Dante. Venez. 8 V. 8. 1825—27.

[5] Vergl. *Foscolo* Discorso p 155.

[6] *Dionisi* Anedd. IV. Eclog. I. 52. sq.

[7] *Manni* storia del Decamerone p. 100.

[8] Später B. Mariae Ordinis S. Benedicti genannt. *Mehus* Vit. Ambr. p. 181.

[9] Andere leſen den 23ten. *Manni* l. l.

[10] *Manni* storia del Decam. p. 104. Dieſer Commentar iſt gedruckt, als 5. und 6. Theil einer Samlung einiger Werke des Boccaccio und mit Salvini's Noten begleitet, Firenze (Napoli). 1724. 6 V. 8.

Die beiden älteſten authentiſchen Commentare über die Div. Comm. ſind der des Jacopo della Lana und der des unter dem Namen l'anonimo, l'antico, il buono, l'ottimo bekannten. Man war lange zweifelhaft, wel-

---

11) *Pelli* p. 117. *Rosmini* vita di F. Filelfo. T. I. p. 55. (nach Orelli). Mehus p. 181. ſagt, Filelfo habe in dem Dom von Florenz geleſen, und man habe mehre Manuſcripte ſeiner Arbeit. Genauere Nachricht über dieſe Nachfolger des Bocc. in *Salvini* Fasti consolari dell' Accad. Fiorent. Pref.

12) Unter dem Namen Lezioni ſind viele Bände ſolcher Abhandlungen zu Florenz von 1548 — 1590 von verſchiedenen Herausgebern erſchienen. Vide *Fontanini* Biblioth. d. eloq. ital. c. note di Ap. Zeno. T. I. p. 336 sq.

13) *Mehus* Vita Ambr. p. 182. *Tiraboschi* Vita di Dante in Ed. Pad. T. V. p. 99.

14) *Muratori* Antiq. ital. T. I.

15) *Mehus* p. 186.

16) *Cancellieri* sull' originalità. p. 82.

17) *Mazzuchelli* scritt. d'Ital. sub voce Buti.

18) *Pelli* p. 118. *Tiraboschi* l. l. p. 99.

19) Vergl. Witte im Hermes. XXII. p. 189.

20) *Dion.* Anedd. V. c. 2. 17. 18.

21) *Mehus* specimen Pref. p. XXV.

22) *Mehus* Vita Ambr. p. 180.

23) p. 368.

24) Anedd. II. c. 1 — 13. und c. 32. IV. c. 5. Prep. I. c. 3. c. 27 — 30.

25) *Dion.* Prep. I. c. 29.

26) *Dionisi* Prep. c. 27. p. 149.

27) *Dionisi* Prep. c. 3. n. 1.

28) *Mehus* Vita Ambr. p. 180. *Pelli* p. 31.

chem von beiden der Vorzug des höheren Alters gebühre, und die meiſten Stimmen waren für den ſogenannten Antico, weil er ſelbſt erwähnt, er habe Dante gekannt und geſprochen, und weil aus ſeinem Werke hervorgeht, daß er es um das Jahr 1334 geſchrieben hat 29). Seitdem aber dieſer Commentar vollſtändig in Piſa 1827—1829. 3 Vol. 8. erſchienen iſt, und man ihn mit dem oft gedruckten Jacopo della Lana vergleichen konnte, hat ſich unwiderſprechlich ergeben, daß dieſer, und nicht der Antico der ältere ſei. Das Werk des Jacopo, welches indeß mehr oder weniger interpolirt 30), verfälſcht, abgekürzt noch in vielen Handſchriften der Laurentiana, der Magliabecchiana, der Riccardiana, der Marciana, der Bibliothek des Seminariums zu Padova, der Rehdigerſchen Bibliothek in Breslau, der Bibliothek des Marcheſe Trivulzio zu Mailand und ſonſt vorhanden iſt, zeigt die Spuren des höhern Alters vorzüglich darin, daß es ſich auf keine frühern Arbeiten dieſer Art beruft; ſowie auch Begebenheiten, welche darin als gleichzeitige erwähnt werden, auf das Jahr 1328 zurückweiſen. Die Sprache iſt ziemlich roh und ungeſchickt; nur in der Gegend von Bologna, wo der Verfaſſer lebte, weiß er Beſcheid und verräth ſonſt eine oft ans Unglaubliche grenzende Unwiſſenheit in geographiſchen und hiſtoriſchen Dingen. Der reinſte Abdruck dieſes Commentars möchte wol die Ausgabe der Div. Comm. von Vendelin de Spira 1477 Fol. ſeyn, denn in der von Nidobeato 1478 iſt er von dem Mitherausgeber Terzago mannigfaltig verändert und interpolirt. Auch ins Lateiniſche iſt der Jacopo della Lana mehr als einmal überſetzt. Zuerſt wol von Guillelminus de Bernardis um das Jahr 1349, doch iſt nur die Hölle davon vorhanden; das Manuſcript iſt vermuthlich jetzt in Oxford. Eine andere Überſetzung iſt vom Dr. juris Giovanni di Lucca im Jahre 1399 geſchrieben; ſie umfaßt nur Hölle und Fegefeuer, und iſt mehr ein Auszug als eine Überſetzung; das Manuſcript iſt in der Ambrosiana. Endlich wurde das Ganze von dem Juriſten Alberico da Roſate, welcher im Jahre 1354 geſtorben 31), ins Lateiniſche überſetzt. Handſchriften davon befinden ſich in der Ambrosiana 32) und im Privatbeſitz zu Bergamo. Andere Überſetzungen, deren Identität mit der Arbeit des Roſate ungewiß iſt, ſind in der Barberiniana, Laurentiana und in der Bibliothek St. Croce. — Der Antico, von welchem Dioniſi glaubt, beweiſen zu können, daß er zwar ein Toscaner, aber kein Florentiner geweſen 33), hat ganz augenſcheinlich den Jacopo della Lana vor Augen gehabt, hat ihn oft abgeſchrieben, oft excerpirt; berichtigt aber auch oft viele ſeiner hiſtoriſchen Fehler, beruft ſich ſehr häufig auf andere Commentare und zeigt überhaupt eine umfaſſendere Bildung; die Sprache iſt durchaus rein und ſchön. Auch von dieſem Commentar ſind mehre Manuſcripte vorhanden, theils und am zahlreichſten in der Laurentiana und Riccardiana, theils in der Magliabecchiana und Marciana. — Das Weſentlichſte dieſer Nachrichten über dieſe beiden Commentatoren iſt aus des Profeſſor Witte Abhandlung: „Über die beiden älteſten Commentatoren von Dante's göttlicher Komödie" Jahrbücher der Literatur, Oktober, November, December 1828, entnommen. — Wenigſtens eben ſo alt als der Jacopo della Lana und älter als der Antico müſſen die Arbeiten dreier Zeitgenoſſen Dante's geweſen ſeyn, von welchen uns indeß nur wenige Nachrichten geblieben ſind: 1) Ser Graziolo de' Bambaglioli, Kanzler in Bologna; ein Manuſcript dieſer Arbeit ſoll in der Laurentiana ſeyn 34). 2) Accorſo de' Boninfantini, nach Mehus ſchon im Anfange des 14. Jahrhunderts Inquiſitor zu Florenz 35); beide werden oft von dem vorhin erwähnten Antico angeführt, und Tiraboſchi zweifelt alſo wol mit Unrecht an der Exiſtenz des Commentars des Ser Graziolo. 3) Micchini da Mezzano, nur aus einem Briefe des Colluccio Salutati iſt er als Kardinal und Kanonikus von Ravenna und als ein genauer Freund Dante's bekannt; ſein Werk ſcheint indeß verloren gegangen zu ſeyn. — Lange ging die Sage, der Erzbiſchof Giovanni Visconti zu Mailand habe durch 6 Gelehrte, 2 Theologen, 2 Philoſophen und 2 Florentiner um das Jahr 1350 einen Commentar über die Div. Comm. ausarbeiten laſſen, welcher ſich als Manuſcript in der Ambrosiana und in der Gaddiana (Laurentiana) befinde 36). Ein ſolches Manuſcript, welches dieſe Geſchichte am Schluſſe erzählt, befindet ſich allerdings in der Gaddiana, iſt aber nichts mehr und nichts weniger als eine Abſchrift des Jacopo della Lana mit einigen Veränderungen und Interpolationen, wie ſie in Manuſcripten dieſer Art ganz gewöhnlich vorkommen 37). Ebenſo grundlos iſt es ohne Zweifel, wenn dem Petrarca Chiose über die Div. Comm. zugeſchrieben werden, die ſich in der Gaddiana befinden ſollen 38), da es bekannt genug iſt, wie wenig Petrarca geneigt war, das höhere Verdienſt des Dante anzuerkennen. Der Zeit nach kommen nun Boccaccio, Benvenuto da Imola, Francesco da Buti, von welchen als öffentlichen Interpreten Dante's ſchon oben geredet worden. Domenico Bandini d'Arezzo hat ohne Zweifel auch einen Commentar über den Dante geſchrieben, da er ſich mehr als einmal in ſeinen übrigen Werken: Fons memorabilium und De virtutibus darauf bezieht; ſchwerlich aber möchte das Commentum super Comoedias Dantis, Manuſcript der St. Croce (Laurentiana), welches angeblich im Jahre 1362 geſchrieben, und überdies am Schluß dem Benv. von Imola beigelegt wird, das Werk des Domenico ſeyn können, wie Mehus glaubt 39), da Domenico erſt im Jahre 1340 geboren wurde; auch dem Benvenuto wird es fälſchlich beigelegt, da auch dieſer erſt nach dem Boccaccio geſchrieben. Alle dieſe gehören noch dem 14ten Jahrhundert an. Aus dem 15ten Jahrhundert kennt man von ungedruckten Arbeiten nur folgende drei. 1) Fra Stefano, ein Dominikaner zu Bologna, welcher im Jahre 1408 die Div. Comm. mit lateiniſchen Interlinear- und

---

29) *Mehus* p. 180.

30) *Dionisi* Anedd. V. c. 17.

31) *Dionisi* Anedd. V. c. 16.

32) *Tiraboschi* T. V. p. 272.

33) Aneddoti V. c. 14.

34) *Mehus* p. 180. Im Bandini iſt es aber nicht verzeichnet. Die Revue encyclopédique, Octobre 1831. p. 247 berichtet, man habe ihn jetzt wirklich aufgefunden.

35) p. 137.

36) *Mehus* p. 137. 180. 181.

37) Witte in der oben angeführten Abhandlung.

38) *Mehus* p. 181.

39) *Mehus* p. 135.

Marginal-Gloſſen begleitete [40]). 2) Giovanni da Seravalle, Biſchof von Fermo, ſchrieb auf dem Koſtnitzer Concilium vom 1ſten Febr. 1416 bis zum 16ten Febr. 1417 eine lateiniſche Überſetzung und einen Commentar zur Div. Comm. auf Bitten des Kardinals Amadeo di Saluzzo und der engländiſchen Biſchöfe Nicolaus Babwich (?) von Bath und Robert Halm von Salisbury; das vielleicht einzige erhaltene Manuſcript dieſer Arbeit befindet ſich in der Vaticana [41]). 3) Francesco Filelfo, welcher den Dante öffentlich in Florenz erklärte und von deſſen Commentar Mehus Manuſcripte will geſehen haben [42]). Außer dieſen werden von Mehus, von Tiraboſchi und andern noch viele genannt, deren Zeitalter ungewiß, und deren Arbeiten noch gänzlich unbekannt ſind, ſo des Franziskaners Magister Gratia Exposizioni sopra 'a Dante, in der Riccardiana [43]); ferner Fra Riccardo Carmelitano, Andrea Partenopeo und Guiniforte Barziſio aus Bergamo, letzterer aus dem 15ten Jahrhundert, welche in der Vorrede zur Ausgabe von Mailand vom Jahre 1478 citirt werden *); Fra Paolo Albertino [44]); Fra Paolo Nicoletti Veneto um das Jahr 1410 [45]); Fra Benedetto dell' Uva, ein Mönch aus Capua, Manuſcript im Monte Caſſino [46]); Giovanni Ser Cambi, Manuſcript in der Mediceo Palatina [47]) [Laurentiana]; Antonio Manetti (1462) in der Magliabecchiana; Fra Guido del Carmine, von welchem Landino ſagt, daß er 27 Geſänge des Inferno commentirt habe; Andrea da Volterra [48]); Niccolò di Gheri Bulgarini Saneſe um das Jahr 1470, der nur die erſte Cantica erklärte [49]). Ein Manuſcript von Ceſſoni, Miscellanea super Dante 1430, in der Riccardiana, gibt noch mehre an [50]), und in den Bibliotheken Italiens, beſonders in Florenz, liegen noch manche anonyme Commentare über den Dante. Francesco Giambullari im 16ten Jahrh. wollte den Dante commentiren, ſeine Arbeit, die bis zu den erſten Geſängen des Purg. reicht, wurde durch ſeinen Tod unterbrochen. Das Manuſcript iſt nicht mehr vorhanden, Gelli aber in ſeinen Lezioni hat es oft benutzt [51]). Auch der berühmte Caſtelvetro hatte Chiose über die Div. Comm. ausgearbeitet; das Manuſcript ging aber verloren, als er auf einer Reiſe von Räubern geplündert wurde, und obgleich er die Arbeit aufs neue bis zum 29ſten Geſange des Inferno gebracht, ſo iſt auch dieſe, welche Muratori noch in Händen gehabt, man weiß nicht wie, abhanden gekommen [52]). Endlich hatte auch Alfonſo Gioja († 1687) einen Commentar über die Div. Comm. angefangen; das Manuſcript befindet ſich in der Estensis [53]). — Das große Werk des Dante iſt über 150 Jahre Manuſcript geblieben, und war in unzähligen Abſchriften verbreitet, ehe es zum erſtenmal gedruckt worden. Kein Autographon hat ſich erhalten; die Abſchriften aber, deren noch immer eine ſehr bedeutende Zahl vorhanden iſt, weichen in unzähligen Stellen von einander ab. Unwiſſenheit und Dünkel der Abſchreiber haben vielleicht ebenſo viele Varianten hervorgebracht, als ihre Nachläſſigkeit; viele Manuſcripte ſind deutlich von dem Lokaldialekte des Abſchreibers in Orthographie und Wortformen tingirt, und noch iſt die ſchwierige Arbeit nicht unternommen worden, alle vorhandenen Manuſcripte wenigſtens vorläufig auf einige Hauptrecenſionen oder Familien des Textes zurückzuführen; faſt jeder neue Herausgeber begnügt ſich, ein von ihm vielleicht zuerſt benutztes oder ſonſt liebgewonnenes Manuſcript abdrucken zu laſſen. Wie alt aber die Corruption des Textes, erſieht man aus einem ſchönen Briefe des Colluccio Salutati, aus dem 14. Jahrh., worin er ſchon bitter über die Unmöglichkeit klagt, ſich ein reines und zuverläſſiges Exemplar der Div. Comm. zu verſchaffen [54]). Ebendieſelbe Klage führt auch Dioniſi [55]), welcher namentlich die vielen Manuſcripte in Florenz unterſucht hat, und Ugo Foscolo [56]) ſtimmt ihm vollkommen bei. Die große Zahl der Manuſcripte ſelbſt, die ſich faſt in allen Städten Italiens, und außerdem noch einzeln in vielen Bibliotheken Teutſchlands, Frankreichs und Englands, zum Theil im Beſitz von Privatleuten befindet, macht jede einigermaßen genaue Collationirung aller beinahe unmöglich. Bei der großen Menge derſelben können daher hier auch nur einige der bekannteſten und vorzüglichſten angeführt werden. Alle öffentliche Bibliotheken von Florenz ſind reich an Manuſcripten des Dante; die in der Laurentiana befindlichen allein ſind in dem trefflichen Katalog von Bandini [57]) angegeben. Unter ihnen iſt vorzüglich bekannt, das gewöhnlich Manuſcript di St. Croce, weil es früher in dieſer, jetzt mit der Laurentiana vereinigten Bibliothek war, oder di Filippo Villani genannte, weil man es von der Hand dieſes Geſchichtſchreibers glaubte. Die Randgloſſen ſollen nach Mehus [58]) von der Hand des Colluccio Salutati ſeyn. Dioniſi hält es für die Arbeit eines zierlichen aber unwiſſenden Abſchreibers aus dem Anfange des 15ten Jahrh. [59]); es iſt durch viele Correcturen entſtellt. In der Vaticana in Rom befindet ſich ein ſehr ſchön geſchriebenes Manuſcript, welches dort immer für das nämliche Exemplar ausgegeben wurde, welches Boccaccio ſelbſt geſchrieben und dem Petrarca geſchenkt; die Randgloſſen wurden für die Handſchrift Petrarca's gehalten. De Romanis hat dies ſchon mit Recht bezweifelt [60]); und ſeitdem dies Manuſcript abgedruckt worden [61]), hat ſich ſein geringer Werth deutlich gezeigt, und wie wenig es in den Lesarten mit dem bekannten Commentar des Boccaccio übereinſtimmt.

---

40) Anedd. IV. p. 183.

41) *Tiraboschi* Vita di D. Ed. Pad. T. V. p. 97.

42) *Mehus* p. 181.

43) *Mehus* p. 181., wenn es nicht vielleicht der vorhin genannte Ser. Graziolo iſt.

*) *Tiraboschi* Vita di Dante. p. 92.

44) *Pelli* p. 119.

45) *Viviani* Ed. Udin. Praef. p. 29.

46) *Cancellieri* p. 2.

47) *Dionisi* Anedd. V. c. 1.

48) Witte im Hermes XXII. p. 140.

49) Crescimbeni in den Noten zu ſeiner Vita di Dante.

50) *Mehus* p. 182.

51) Crescimbeni Noten zur Vita di Dante.

52) *Muratori* Vita del Castelvetro. p. 47 und 72.

53) *Crescimbeni* l. l.

54) *Mehus* p. 178.

55) Anedd. V. c. 2. 4.

56) Discorso p. 402.

57) Catalogus Biblioth. Mediceo-Laurentianae Florenz 1764—1793. 11 Vol. fol., wovon der 5te die italiäniſchen Manuſcripte enthält.

58) p. 154.

59) *Dionisi* Anedd. V. c. 6. 7. 8. Vergl. Ugo Foscolo. p. 15.

60) Ed. Padov. T. V. p. 134.

61) La div. Comm. di Dante All. di mano del Boccaccio, Rovetta 1820. 3 Vol. 8.

Berühmt iſt ferner der Codice Cassinese vom P. Ab. di Coſtanzo in Monte Caſſino im Anfange dieſes Jahrhunderts entdeckt und von ihm in einer eignen kleinen Schrift beſchrieben[62]. Er iſt aus dem 15ten Jahrh., ſcheint aber eine Abſchrift eines viel ältern Manuſcripts zu ſeyn. Auch das nördliche Italien iſt ſehr reich an Manuſcripten des Dante; die meiſten derſelben, namentlich die der Marciana in Venedig, 19 an der Zahl; der Ambrosiana in Mailand 4; der Brera in Mailand 3; die von Padua 4; von Verona 1; von Bergamo 1; von Piacenza 1; von Parma 3; von Trevigi 1; von Cividale del Friuli 1; S. Daniele del Friuli 1, worin ſich die lateiniſchen Geſänge befinden, welche man fälſchlich für das Original Dante's ausgibt, und mehre, welche ſich im Beſitz von Privatperſonen befinden, wie denn z. B. der Marcheſe Trivulzio in Mailand allein 25 Codices des Dante beſaß, und das in neuerer Zeit durch den Abdruck berühmt gewordene Manuſcript des Commendatore Ant. Bartolini in Udine ſind von Viviani genau beſchrieben[63]. Eins der vorzüglichſten Manuſcripte iſt das der Estensis in Modena, welches für die Paduaner Ausgabe theilweiſe benutzt worden iſt. Seit wenigen Jahren ſind aber aus einer einzigen Privatſamlung zu Padua an 20 Codices des Dante nach Oxford gekommen[64]. Von Manuſcripten des Dante, die ſich außerhalb-Italien befinden, kann leider keine Nachricht gegeben werden; nur das werde noch bemerkt, daß ſich in Breslau in der Rhedigerſchen Bibliothek 3 Manuſcripte des Dante befinden, wovon eins den Commentar des Jacopo della Lana enthält[65], und in Dresden auf der königl. Bibliothek ein zwar nicht ſchön geſchriebenes, aber wegen guter Lesarten ausgezeichnetes Manuſcript der Div. Comm. befindet.

Kaum waren die erſten teutſchen Buchdrucker nach Italien gekommen[66] und hatten angefangen ihre Kunſt zu üben, als auch die Div. Comm. in mehren Ausgaben zugleich erſchien. Die Zahl aller Ausgaben derſelben läßt ſich ſchwerlich genau beſtimmen; Pelli gibt ſie offenbar viel zu gering auf nur 58 an[67], aber Cancellieri[68] übertreibt offenbar, wenn er ihrer 452 annimt. Groß iſt die Zahl allerdings, und eben dies nöthigt uns, hier nur die wichtigſten jeder Art kurz anzuführen[69]. Von der größten Seltenheit ſind die 3 erſten im Jahre 1472 erſchienenen, die eine zu Fuligno am 11ten April von Johann Numeiſter und Evangelista Mei in kl. Fol.; die zweite den 18. Juli, a Magistro Federico Veronensi zu Jeſi in gr. 4.; die dritte per Georgium et Paulum Teutonicos zu Mantua, ohne Angabe des Monats, in Fol. Eine Mediolani per Zarottum 1473. Fol., deren Exiſtenz aber zweifelhaft iſt. Eine andere in kl. Folio ohne Jahr und Ort und ohne Namen des Druckers, iſt wahrſcheinlich zu Neapel 1474 erſchienen; man kennt nur ein Exemplar davon in der Magliabecchiana. Vom Jahre 1477 gibt es zwei; die eine Napoli den 12. April in Fol.; die andere (Venezia) von Vendelin de Spira in Fol., angeblich mit dem Commentar des Benv. von Imola, es iſt aber der des Jacopo della Lana. Am Schluſſe folgt hier zum erſtenmal das ſogenannte Credo di Dante. Die königl. Bibliothek in Dresden beſitzt davon zwei Exemplare. Von 1478 gibt es zwei: a) Mediolani, edentibus Martino Paulo Nidobeato Novariensi et Guidone Terzago, in Fol. Die Grundlage des Commentars dieſer Ausgabe bildet ohne Zweifel Jacopo della Lana, wie die Herausgeber in der Vorrede ſelbſt ſagen; doch haben ſie auch manches aus andern Commentatoren, dem ſogenannten Petr. Dantis, Benvenuto von Imola, Boccaccio, Fra Riccardo und Andern hinzugefügt. (Ed. Zatta. Vol. I. p. XVI. not. a.) Die erſten Anfänge des Druckes waren ſchon 1477 erſchienen; als Anhang befindet ſich auch hier das ſogenannte Credo des Dante. b) Venetiae per Magist. Philippum in Fol. Im Jahr 1481 erſchien zum erſtenmal der Commentar des Landino: Commento di Christophoro Landino Fiorentino. Firenze per Nicholo di Lorenzo della magna. fol. gr. Die Ausgabe iſt ziemlich ſelten und um ſo mehr geſchätzt, je mehr Kupfer ſich darin finden am Anfang der Geſänge. Gewöhnlich findet man davon nur 2 bis 3; wenn mehre, dann ſind ſie meiſtens nicht eingedruckt, ſondern aufgeklebt; dieſe Kupfer ſelbſt ſind übrigens klein, kaum mehr als 3 bis 4 Zoll im Quadrat, äußerſt roh und ohne Werth. Dieſer Commentar iſt beſonders dadurch wichtig, daß Landino manche zum Theil ungedruckte ältere Arbeiten des Boccaccio, des Benvenuto v. Imola und des Francesco Buti benutzt hat; er ſelbſt aber ermüdet durch das Haſchen nach den kleinlichſten Allegorien, durch ſcholaſtiſche Diſtinctionen und Weitläufigkeiten und durch die unnütze Breite ſeiner mythologiſchen Erklärungen. Landin hatte den Dante öffentlich erklärt, dedizirte ſein Werk der Republik und erhielt dafür einen Palaſt geſchenkt[70]. Ein Exemplar dieſer Ausgabe mit breitem Rande hatte Michel Angelo mit Zeichnungen zu jedem Geſange geſchmückt; es iſt aber leider mit dem Schiffe, das es nach Rom bringen ſollte, zu Grunde gegangen[71]. Ein Exemplar auf Pergament iſt in der Magliabecchiana. Dieſer Commentar iſt ſehr oft gedruckt; für ſich allein: Venedig 1484. 1491 mit vielen Holzſchnitten und 15 Canzonen Dante's; hier zum erſtenmal abgedruckt. 1493. 1497. 1507. 1512. 4. Venezia per Stagnino de Monſerra. 1516. 4. iſt die *erſte* Ausgabe, worin das Gedicht auf dem Titel La divina Commedia genannt wird. 1520. 4. 1529. Fol. 1536. 4. und öfter, auch Brescia 1487 Fol. mit Holzſchnitten, dann in Verbindung mit dem Vellutello.

---

[62] Di un antico testo a penna cet. lettera di Eustazio Dicearcheo ad Angelio Sidicino. Roma 1800. 4. in Ed. Pad. T. V. 159 sq. abgedruckt.

[63] La div. Comm. di Dante All. giusta la lezione del Codice Bartoliniano Udine 1823. 4 Vol. 8.

[64] Scolari, della piena e giusta intelligenza della Div. Comm. Padova 1823. 4. p. 60.

[65] Witte im Hermes. XXII. p. 189. Div. Comm. Udine. Vol. III. P. II. p. 318.

[66] Schweinsheim und Pannartz 1465 in Subiaco, und Johann von Speier 1469 in Venedig. *Tiraboschi* Storia. T. VI. P. I. p. 140 sq.

[67] *Pelli* p. 119.

[68] Sopra l originalità cet. p. 64 und 71.

[69] Eine genaue Aufzählung und Beſchreibung der meiſten Ausgaben des Dante findet ſich im 4ten Bande der römiſchen Ausgabe, der den beſondern Titel führt: Le principali cose appartenenti alla Div. Comm. wieder abgedruckt und erweitert in Ed. Pad. T. V. *Bartol. Gamba* Serie de' Testi di lingua. Venezia 1828. 4., führt zwar nur die wichtigſten an, beſchreibt ſie aber genau; nach ihm ſind erſchienen von 1472 — 1500 19 Ausgaben
— 1500 — 1600 über 40 —
— 1600 — 1700 nur 5 —
— 1700 — 1800 37 —
— 1800 — 1825 über 50 —

[70] *Bandini* specimen hist. litt. Flor. Sec. XV. T. II. p. 140.

[71] *Audiffredi* Specimen edit. italic. p. 283.

Le terze Rime di Dante, Venetiis in Aed. Aldi 1502 in 8., dieſe Ausgabe wurde von der Akademie della Crusca bei der ihrigen zum Grunde gelegt. Nach Vellutello's Urtheil iſt ſie bei weitem nicht ſo correct, als die lateiniſchen Aldinen. Eine andere Aldine Dante col sito et forma dell' Inferno, Vinegia nelle Case d'Aldo e d'Andrea di Asola suo suocero. 1515. 8., wovon mehre Nachdrücke ohne Jahr und Ort erſchienen ſind.

Commedia di Dante insieme con un dialogo circa il sito forma e misure dello inferno. Firenze, Filippo di Giunta 1506. 8.

La Comedia (sic) di Dante Alighieri con la nova espositione di Alessandro Vellutello, Vinegia 1544. 4. Die erſte und wahrſcheinlich die einzige Ausgabe dieſes ſehr ſchätzbaren Commentars für ſich allein; ſpäter iſt er mehremale mit dem Landino verbunden erſchienen, ſo: Venezia von Francesco Sanſovino beſorgt 1564. Fol. Ibid. 1578. Fol. Ibid. 1596. Fol. Dieſe letzte Ausgabe wird im Index libr. prohibit. Madrid 1614. fol. beſonders angeführt und mehre darin zu ſtreichende Stellen des Commentars angegeben. Dieſe drei von 1564, 1578 und 1596 werden in Italien Edizioni del gran naso genannt, wegen des darin befindlichen, nicht ſonderlich gerathenen Bildes des Dante, in Frankreich aber Editions du chat, wegen des am Anfange und am Ende befindlichen Zeichens der Buchdrucker Sessa e fratelli.

Dante con nuove ed utilissime isposizioni cet. Lione appresso Guglielmo Rovillio 1551. 16. und öfter: Ibidem 1552. Venezia p. Ant. Morando 1554. Lione 1571. Venedig 1572. 1575. Lione 1575.

La divina Commedia di Dante, di nuova alla sua vera lettione ridotta cet. Vinegia appresso Gabriel Giolito de' Ferrari et fratelli 1555. 12. Auch dieſe von Ludovico Dolce beſorgte, nicht ſonderlich geachtete Ausgabe iſt öfter gedruckt, ſo: Venezia 1569. 12. 1578. 8. Bergamo 1752. 12. von Seraſſi beſorgt, und Venezia 1774. 12.

Dante con l'esposizione di M. Bernardino Daniello da Lucca. Venezia 1568. 4. Einzige Ausgabe dieſes geachteten Commentars; man vermuthete, daß der wahre Verfaſſer deſſelben der berühmte Venetianiſche Gelehrte Trifone Gabriello geweſen ſei; eine Meinung, welche indeß neuerdings ſehr zweifelhaft geworden, ſeitdem man in der Barberiniana die authentiſchen Postille da Trifone Gabriello, ganz abweichend von dieſer Ausgabe, aufgefunden hat [72].

La Divina Commedia di D. All. nobile fiorentino, ridotta a miglior lezione dagli Accademici della Crusca· Firenze, per Domenico Manzani 1595. 8. [73]). Dies iſt die berühmte aber leider ſehr incorrect ausgefallene Ausgabe der Crusca, vorzüglich von Baſtiano de' Roſſi (l'Inferigno) beſorgt. Die Akademiker wollen an 100 Manuſcripte zu Rathe gezogen haben, und haben allerdings viel ſchlechte, durch die Unwiſſenheit der Abſchreiber eingeſchlichene Lesarten verbeſſert; allein ſie haben dagegen durch eigenſinnige Vorliebe für modernere florentiniſche Wortformen und Orthographie den Charakter des Alterthümlichen allzu ſehr verwiſcht. Dennoch iſt dieſe Recenſion bis auf die neuere Zeit den meiſten Ausgaben zum Grunde gelegt worden. Blos wieder abgedruckt ward ſie von Cillenio Zaclori (Lorenzo Cicarelli) Napoli 1716. gr. 12. Es verdient bemerkt zu werden, daß von 1596, wo der Landino und Vellutello zum letztenmale gedruckt worden, bis 1716, alſo innerhalb 120 Jahren, meiſt des 17. Jahrh., nur 3 unbedeutende Ausgaben [74]), alle ohne Commentar, erſchienen, nämlich: La visione poëma di Dante. Vicenza 1613. 16. La visione cet. Padova 1629. 16. und La divina Commed. Venezia 1629. 24. und von da bis 1716, alſo während 87 Jahren, gar keine Ausgabe.

La div. Commedia cet. per opera del Sign. Ant. Volpi, Padova presso Giuseppe Comino 1726—1727. 3 Vol. 8. Der Text iſt der der Crusca, nur von Druckfehlern gereinigt, und daher dem von 1595 weit vorzuziehen, aber ſonſt ohne die geringſte Veränderung; der 3te Band enthält die indici ricchissimi, worin in alphabetiſcher Ordnung Worte, Geſchichte, Allegorien u. ſ. w. auf eine ſehr flache Weiſe erklärt werden. Auszugsweiſe finden ſich dieſe Erklärungen auch in dem Dante von Zatta. Venezia 1784. 3 Vol. 8., die einen Theil des von Rubbi beſorgten Parnasso italiano ausmachen. Dieſe Indici ſind auch beſonders gedruckt. Venezia, Molinari 1819. 32. Die ganze Ausgabe des Comino ward wieder abgedruckt. Venezia, Vitarelli 1811. 16.

Dante con una breve e sufficiente dichiarazione del senso letterale, diversa in piu luoghi da quella degli antichi Commentatori. Lucca per S. D. Cappuri 1732. 3 Vol. 8. Der Text iſt wieder der der Crusca, Der Commentar iſt von dem Jeſuiten P. Pompeo Venturi und bedeutet ſehr wenig; dennoch iſt er oft gedruckt, ſo in der Ausgabe der ſämtlichen Werke des Dante von Pasquali, Venezia 1739—1741. 5 Vol. 8. und Verona 1749. 3 Vol. 8. In der Ausgabe der ſämtlichen Werke des Dante von Zatta. Venezia 1757—1758. 5 Vol. 4. und 1760. 5 Vol. 8. ſind beide Commentare des Volpi und des Venturi abgedruckt, ſowie auch die Bemerkungen des ſehr jung geſtorbenen Roſa Morando. Ferner Firenze 1771—1776. 6 Vol. 8. bloß Venturi, Venezia Zatta 1772. 5 Vol. 8.; ebenſo Venezia, Gatti 1793. 5 Vol. 8.; ebenſo Lucca, Bertini 1811. 3 Vol. 18. ebenſo Firenze 1812. 3 Vol. 18. Ibidem Carli 1813. 4 Vol. 18. Bassano, Remondini 1815 und ſonſt noch mehremale, mit dem Venturi allein.

---

[72] Gamba, serie de' testi. p. 83.

[73] Vergleiche darüber Dioniſi, vorzüglich Anedd. IV. p. 169 sq. und Anedd. V. c. 22.

[74] Gamba, serie de' testi, ſpricht zwar von fünfen, aber ohne ſie näher anzugeben.

La divina Comm. Parigi. Prault. 1768. 2 Vol. 12. Eadem, Parigi, als Theil der Cazinſchen Ausgaben 1787. 3 Vol. 18.

Allen ſeit 1595 bis hieher angeführten Ausgaben liegt der Crusca-Text zum Grunde; der erſte, der die Mängel deſſelben erkannte und glücklich verbeſſerte war der Fra Baldaſſarre Lombardi, Minor Conventuale; ſeine Ausgabe erſchien zuerſt Roma (überhaupt die erſte in Rom gedruckte) presso Antonio Fulgoni 1791. 3 Vol. 4. Lombardi hat großen, höchſt rühmlichen Fleiß an dieſe Arbeit gewendet; er hat den Text theils nach einigen guten Manuſcripten, theils und vorzüglich nach der ſeltenen und trefflichen Ausgabe des Nidobeat 1478, von den Glättungen der Crusca gereinigt, viele treffliche neue Lesarten aufgenommen, und ſein Commentar, worin er alle ſeine Vorgänger treulich benutzt, iſt unſtreitig das Beſte, was in neuerer Zeit für den Dante gethan worden. Ein Auszug ſeiner Arbeit erſchien Roma presso Vincenzio Poggioli 1806. 3 Vol. 8.; einige neue Varianten ſind aus dem Cod. Cassinese darin aufgenommen. Ein ſehr niedlicher aber längſt vergriffener Abdruck des lombardiſchen Textes mit wenigen Noten erſchien Roma, de Romanis 1810. 3 Vol. 18., die aber bequem in einem Bande ſich vereinigen laſſen. Das große Werk ward neu abgedruckt und mit einem 4ten Bande bereichert, Roma, de Romanis 1815 — 1817. 4 Vol. 4. Der 4te Band enthält einen Rimario, das Leben Dante's von Tiraboſchi mit ſchätzbaren Anmerkungen des Herausgebers De Romanis, die Liſte der Ausgaben der Div. Comm., das kleine Werk des Angelo di Coſtanzo über das Caſſineſiſche Manuſcript, die Viſion Alberichs und die Streitſchriften darüber ꝛc. Daſſelbe Werk, doch ohne den 4ten Band abermals Roma de Romanis 1820 — 1822. 3 Vol. gr. 8. Der neueſte aber ſehr bereicherte Abdruck der lombardiſchen Arbeiten iſt die in dieſem Artikel oft angeführte Ausgabe: Padova tipografia della Minerva 1822. 5 Vol. gr. 8. Die Herausgeber Giuſeppe Campi, Fortunato Federici, Giuſeppe Maffei, haben theils ihre eigenen Bemerkungen, theils alles dasjenige dem Commentar hinzugefügt, was ſeit Lombardi über einzelne Stellen der Div. Comm. erſchienen iſt, theils endlich ſeltnere ältere und neuere Werke benutzt, wie die ungedruckt gebliebenen Noten des gelehrten Veroneſers Giuſeppe Torelli, aus dem Jahre 1775; Perazzini correctiones et adnotationes in Dantis Comediam, Verona 1775. 4. Magalotti comento sui primi cinque canti dell' Inferno di Dante, Milano 1819. 8. Scolari note ad alcuni luoghi delli primi cinque canti della Div. Comm. Venezia 1819. 8. und die ſchriftlich ihnen mitgetheilten Bemerkungen des trefflichen Parenti. Der 4te und 5te Band enthalten alles, was der 4te der römiſchen Ausgabe, und noch einige dankenswerthe Zugaben, z. B. die Vita Dantis von Boccaccio, nach einem ſonſt ſelten gedruckten Manuſcript; die des Leonardo Bruni, den Aufſatz des Ant. Manetti über Geſtalt, Lage, Maß des Inferno, die Apologia intorno all' amor patrio di Dante von Perticari ꝛc. An dieſe treffliche Ausgabe wird ſich als 6ter Band die von Trivulzio u. a. beſorgte neue Recenſion der Vita nuova und des Convito oder der Opere minori di Dante anſchließen, ſo daß ſie mit der Zeit vielleicht die ſämtlichen Werke des Dichters umfaſſen wird.

Mehr noch als Lombardi hat Dioniſi für die Reinigung und Berichtigung des Textes der Div. Comm. gethan, mit großem Eifer hat er viele Manuſcripte, beſonders das von S. Croce zu Florenz, verglichen und überall die ältern Formen wiederhergeſtellt. Zu bedauern iſt nur, daß er unleugbar eine entſchiedene Vorliebe für das aller Wunderlichſte und Bizarreſte zeigt, und daher nicht ſelten, bei Beſtimmung der Lesart und bei der Interpretation einer allzu kecken Willkür gefolgt iſt. Seinen Wunſch, eine vollſtändige Ausgabe des Dante nebſt Commentar herauszugeben, hat er nicht ganz erreicht, indeß iſt der von ihm feſtgeſtellte Text, begleitet von einigen aphoriſtiſchen Bemerkungen über ſeine kritiſchen Grundſätze, und einigen einzelnen Erläuterungen, abgedruckt in: La Div. Comm. di Dante, Parma Stamperia reale (Bodoni) 1795. 3 V. 4., einer Prachtausgabe, wovon auch 25 Exemplare in gr. Fol. abgezogen worden und andere in kl. Fol. Im folgenden Jahre erſchien ebendaſelbſt ein anderer Abdruck in kl. Fol. und gr. 4. Ein niedlicher Nachdruck dieſer Ausgabe, wobei ſich noch die Rime befinden, iſt erſchienen Brescia, Bettoni 1810. 2 V. 32.

La Div. Comm. di D. All. con illustrazioni. Pisa dalla tipografia della società letteraria 1804 — 9. 4 V. fol. Prachtausgabe von Roſini beſorgt; der Text iſt der der Crusca.

Eadem illustrata di note, Milano dalla Società tipografica 1804. 3 V. 8. von Portirelli beſorgt, als Theil der großen Samlung der Classici italiani; der Text iſt der der Nidobeatina doch mit Benutzung des Cod. Cassinese, der Commentar unbedeutend; der zum Paradieſe iſt von Giulio Ferrario.

La Div. Comm. cet. accuratamente emendata ed accresciuta di varie lezioni tratte da un antichissimo Codice. Livorno, Tommaso Masi e Comp. 1807. 4 V. gr. 8. von Poggiali beſorgt; der Text iſt der der Crusca, doch geben die Varianten dieſer Ausgabe einigen Werth; der Commentar iſt größtentheils nach Lombardi.

Eadem illustrata da Romualdo Zotti. Londra 1808. 4 V. 12. mit den Rime und der oben erwähnten Abhandlung von Mérian über den Dante.

Eadem, Milano, Mussi 1808 — 9. in 3 Ausgaben, eine in 3 V. 32., die andere 3 V. Fol., die dritte 3 V. 12.

Eadem col commento di G. Biagioli, Parigi 1818 — 19. 3 V. 8. Der Text iſt der der Crusca, welchen der Herausgeber leidenſchaftlich gegen Lombardi und Dioniſi vertheidigt; in ſprachlicher Hinſicht allein iſt dieſer Commentar zu ſchätzen. Nachgedruckt: Milano, Silvestri 1820. 3 V. kl. 8.

Eadem Firenze all' insegna dell' Ancora 1817 — 1819. 4 V. fol. Prachtausgabe mit vielen Kupfern, davon ein Abdruck Prato, Vannini 1822. 3 V. 8. Dieſe Ausgabe, welche im Texte der Crusca folgt, iſt deshalb merkwürdig, weil ſie die einzige iſt, worin die ungedruckten älteſten Auslegungen, der Antico, die angeblichen Chiose di Boccaccio, Pet. Dantis und der Buti faſt allein benutzt worden ſind; die Herausgeber ſind: Renzi, Marini und Muzzi.

Eadem, Roveta, negli occhi santi di Bice 1820—23. 3 V. kl. 4., es iſt ein Abdruck des berühmten Vatikaniſchen Manuſcripts, welches für die Handſchrift Boccaccio's ausgegeben wird, daher der Zuſatz: di mano del Boccaccio. Fantoni iſt der Herausgeber.

Eadem. Bologna, Gamberini e Parmeggiani. 1819—24. 3 V. 4., von Macchiavelli beſorgt, mit vielen ſehr ſchlechten Kupfern und einem höchſt unbedeutenden Commentar von Paolo Coſta [75]). Noch unbedeutender ſind die angeblichen Berichtigungen und Zuſätze zu dieſer Arbeit in Illustrazioni della Div. Comm. compilate da Scipione Colelli. Rieti 1822. 8., nur das Inf. iſt erſchienen.

La Div. Comm. di Dante All. giusta la lezione del Codice Bartoliniano. Udine Mattiuzzi 1823—28. 3 V. 8. Der Herausgeber, Viviani, hat einen treuen Abdruck eines Manuſcripts des 14. Jahrh. geliefert, welches einſt in Cividale gefunden, jetzt dem Commendatore Bartolini gehört. Es iſt allerdings durch die Alterthümlichkeit der Orthographie, welche wenigſtens für die Ausſprache einer dem Dante naheſtehenden Zeit Zeugniß gibt, merkwürdig; aber auch ebenſo gewiß trägt es die Farbe einer nördlichen Mundart. Unter dem Text ſtehen die Lesarten der Crusca und die Noten beziehen ſich blos auf ſprachliche und etymologiſche Dinge, worin die Gelehrſamkeit des Herausgebers dürftig genug erſcheint. Wichtig iſt die genaue Beſchreibung vieler zu Rathe gezogener Manuſcripte und die Mittheilung der angeblichen 4 lateiniſchen Geſänge Dante's, die man nur hier findet. Der dritte Theil, 1827—28, zerfällt in 2 Bände, wovon der erſte Il secolo di Dante, von Arrivabene, oder hiſtoriſche Erläuterungen über alle in der Div. Comm. erwähnte Perſonen, der zweite ein etymologiſches Wörterbuch über den Dante und einige Indices enthält.

Eadem, als Theil des Parnaso classico italiano, contenente Dante, Petrarca, Ariosto Tasso. Padova, alla Minerva 1827. 1 V. 4., von Sicca beſorgt; ein zweiter Band ſoll den Commentar liefern.

L'ottimo commento alla divina Commedia, Pisa, Capurro, 1827—29. 3 V. 8.

Eadem postillata dal Tasso, con rami. Pisa. 3 Vol. 4. (1831?)

In England ſind ſeit kurzem von zwei, politiſcher Gründe wegen ausgewanderten, Italiänern neue Bearbeitungen der Div. Comm. unternommen worden. Ugo Foscolo († Sept. 1827) ſcheint die Abſicht gehabt zu haben, unter dem Titel poeti italiani maggiori eine ganze Reihe Ausgaben zu beſorgen; es iſt davon aber nur der erſte Band, Discorso sul testo di Dante, Londra Pickering 1825. 8. erſchienen, wovon öfter in dieſem Artikel die Rede geweſen. Ein anderer, Gabriele Roſſetti, hat eine Div. Comm. con commento analitico in 6 Vol. Londra Murray 1826 angefangen, wovon 2 Bände erſchienen. Unter dem Texte ſteht erſt eine proſaiſche Paraphraſe, dann folgen flache Erklärungen, am Schluſſe jedes Geſanges note aggiunte und zuweilen noch beſondere Riflessioni, worin der Verfaſſer ſeine Träumereien über die politiſchen Beziehungen des Gedichts weitläufig entwickelt, und endlich noch unter dem Namen Esposizione eine abermalige breite Paraphraſe des Textes. Strenge aber gerechte Recenſion davon im Foreign review, 1828 [76]).

Auch ein Engländer, der ſich nicht genannt, hat einen Commentar über die 8 erſten Geſänge des Inferno geſchrieben,

A Comment on the Divine Comedy by (Taeſſe), London, Murray 1822.

Auch in Teutſchland iſt Dante mehre Male gedruckt, namentlich:

La Div. Comm. di D. A. Nürnb., Schneider 1784. 8.

Eadem, edizione di Giuseppe de' Valenti, Berlino e Stralsunda, Lange 1788 als Theil der Sublime Scuola italiana.

Eadem, Penig, Dienemann 1804. 3 V. 4. und ebenſo viele 8. mit 39 Umriſſen von Hummel nach Flaxmann in Querfol.

Eadem da Fernow. Jena, Frommann 1807. 3 V. 8. Ein Abdruck des Lombardiſchen Textes und ein Auszug ſeiner Noten.

Eadem. Chemnitz, Mauke 1807. 8. von Keil herausgegeben, als ein Theil der Biblioteca italiana.

Die einzige teutſche Ausgabe, welche durch kritiſche Beſtimmung des Textes und Commentar einen eigenthümlichen Werth hat, iſt der Abdruck des Dante in dem Parnasso italiano, ovvero i quattro poeti celeberrimi italiani, Lipsia, Ernesto Fleischer 1826. 4. von A. Wagner beſorgt.

Überſetzungen.

a. Lateiniſche.

Gewöhnlich wird der Olivetanermönch Matteo Ronto, welcher nach Tiraboſchi 1443 ſtarb, für den erſten Überſetzer Dante's in lateiniſchen Verſen gehalten. Einige wenige Bruchſtücke dieſer überaus barbariſchen und ungeſchickten Überſetzung hat Mehus aufgenommen [77]); mehre finden ſich in einer Abhandlung Vandelli's in den Silloghe Guriane [78]). Handſchriftlich iſt dieſe Überſetzung in der Laurentiana und andern Bibliotheken. An den von Viviani herausgegebenen vier lateiniſchen Geſängen beſitzen wir zwar nur ein kleines Bruchſtück, welches aber trotz des barbariſchen Lateins inſofern merkwürdig iſt, als es ſich auf eine beinahe unglaubliche Weiſe genau an das Italiäniſche anſchließt, was wol auch die ungegründete Meinung veranlaßt hat, es ſei das urſprüngliche Original des Dante. Auf jeden Fall ſcheint es älter als Matteo Ronto, da es ſich in einem Codex aus dem 14. Jahrh. befindet und Ronto wol nicht leicht vor 1400 ſeine Arbeit vollendet haben kann. Wading [79]) führt einen gewiſſen Franziskaner Antonio della Marca an [80]), der ebenfalls den Dante ins Latein überſetzt haben ſoll; wüßten wir ſein Zeitalter und ob er in Proſa oder in Verſen überſetzt hat, ſo ließe ſich dieſer für den Verfaſſer jenes vivianiſchen Fragments halten[81]. Das nämliche gilt von Paolo Veneto Eremitano, unſtreitig der nämliche, welcher oben unter den Erklärern Dante's angeführt worden, und welchen Negri zu den Überſetzern des Dichters zählt[82]. Von der proſaiſchen Überſetzung des Biſchofs Giov. da Seravalle iſt ſchon oben geredet worden[83]. Auch Colluccio Salutati, ein großer Verehrer des Dante, hat in ſeinem Werke de fato et fortuna einige Stellen der Div. Comm. zwar frei aber nicht ungeſchickt, in lateiniſchen Verſen überſetzt; Mehus ſcheint ſelbſt zu glauben, er habe einen großen Theil der Div. Comm. auf dieſe Weiſe übertragen[84].

---

[75]) Witte im Hermes XXII. p. 148.

[76]) Vergl. Blanc Erläuterung der beiden erſten Geſänge der göttlichen Komödie. Halle 1832. 12.

[77]) *Mehus* Vita Ambr. p. 1731.

[78]) T. XVI. p. 141 sq.

[79]) Bibliotheca Francisc. T. VII.

[80]) *Cancellieri* p. 57.

In neuerer Zeit iſt die Div. Comm. zweimal in Verſen überſetzt worden. Der Jeſuit Carlo d'Aquino gab zuerſt als Specimen des Ganzen Le similitudini della div. Comm. trasportate verso per verso in lingua latina, Roma 1707. 8. heraus; ſpäter das Ganze: Commedia di D. All. trasportata in verso latino eroico da Carlo d'Aquino, coll' aggiunta del testo italiano. Napoli, Felice Mosca 1728. 3 Vol. 8. Dieſe Ausgabe wurde eigentlich in Rom gedruckt, doch mußte ein anderer Druckort angegeben werden, auch ließ der Padre weislich alle gegen die Päpſte und die Hierarchie gerichtete Stellen unüberſetzt. Das Inferno allein: L'Inferno di Dante tradotto in versi esametri latini da Ant. Catelacci. Pisa, Rainieri Prosperi 1819. 8.

b. Spaniſche.

La traducion del Dante de lengua toscana en verso castellano por Fernandez de Villegas, y por èl commentado cet. Burgos, Fadrique Aleman de Basilea 1515. fol.

c. Franzöſiſche.

La comédie du Dante, mise en rime françoise et commentée par Balthasar Grangier. Paris 1596—97. 3 V. 12. Sie iſt in ſechszeiligen Strophen und ſchließt ſich in ihrer alterthümlichen Sprache dem Original bei weitem genauer an, als die jetzige Sprache es vermag.

L'enfer du Dante par Moutonnet de Clairfons. Paris 1776. 12.

L'enfer, poëme du Dante, traduction nouvelle (par Rivarol) Paris, Didot le jeune 1783 oder 85. 8.

La divine Comédie. Paris chez Saillor, an IV. (1796). 3 V. 8. von Colbert d'Estouteville.

Le Paradis, l'Enfer et le Purgatoire traduits de l'Italien, suivis de notes explicatives (par le Chevalier d'Artaud). Paris 1811—13. 3 V. 8. Es iſt ſeitdem eine neue Ausgabe erſchienen.

L'enfer traduit en vers par Terrasso. Paris 1817. 8.

L'enfer par Brait de la Mathe (in Verſen) Par. 1823.

L'inferno da Tarver, avec la traduction française en prose. Londre 1824. 2 V. 8.

La divine Comédie de Dante Alighieri, traduite en vers françois par Antoni Deschamps. Paris 1830. 1 V. 8. Es ſind 20 Geſänge, worunter einige aus dem Purgat. und dem Paradieſe. Der Überſetzer ſcheint der erſte Franzoſe zu ſeyn, dem es mit der Bewunderung des Dante Ernſt iſt und der in den Geiſt des großen Dichters eingedrungen.

Sehr zu loben iſt auch der Verſuch, die göttl. Komödie in vierzeiligen Stanzen zu überſetzen, in: Dante traduit en vers, par stances correspondantes aux tercets textuels, par Joseph Antoine de Gourbillon. Paris 1831; bis jetzt iſt nur L'enfer erſchienen.

c. Engliſche.

The divina comedia, transl. into engl. verses by H. Boyd. London 1802 (vorher 1785). 3 V. 8.

The vision, or hell cet. transl. by H. F. Carey Lond. 1814. 3 V. 32.; von Ugo Foscolo und Roſſetti ſehr gelobt.

The inferno transl. into engl. blank verses by N. Howard. London 1807. 8.

Idem a translation from D. All. into engl. blank verses by W. Hume. London 1812. 8.

d. Teutſche.

Dante All. Gedicht von der Hölle, von dem Fegfeuer, von dem Paradieſe, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Bachenſchwanz. 2te Aufl. Leipzig 1767—69. 3 Bde. 8. in Proſa.

Die Hölle, von Jagemann in freien Jamben überſetzt in dem Magazin der ital. Literatur. Weimar 1780—85. 7 Bde. 8.

Einige Stellen der Hölle überſetzt von A. W. Schlegel, doch ſo daß von je drei Verſen der mittlere reimlos, in den Horen 1795.

Die göttliche Komödie von C. L. Kannegießer (und L. Hain) Th. 1. die Hölle. Amſterdam 1809 und verbeſſert Leipzig 1814. 8. Th. 2. das Fegefeuer. Ebendaſ. 1814. 8. Th. 3. das Paradies. Ebendaſ. 1821. 8. Zweite Ausgabe, faſt gänzlich umgearbeitet: Die göttliche Komödie des Dante, überſetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Leipzig 1825. 3 Bde. 8. mit lehrreicher Einleitung und ſehr guten Anmerkungen. Dritte ſehr veränderte Ausgabe 1832.

Dieſelbe, überſetzt und erläutert von K. Streckfuß. Halle 1824—26. 3 Bde. 8.

Abeken, Verfaſſer der Beiträge für das Studium der göttl. Komödie, Berlin und Stettin 1826, hat das Gedicht in Proſa überſetzt, mit Excurſen und einem Commentar begleitet, aber bis jetzt noch nicht drucken laſſen.

Dante Alighieri's göttliche Komödie, in teutſche Proſa übertragen und mit den nöthigſten (überaus dürftigen) Erläuterungen verſehen von Dr. J. B. Hörwarter und K. von Enk. Insbruck 1830—31. 8., bis jetzt 2 B. die Hölle und das Purgatorium enthaltend; hätte füglich ungedruckt bleiben können.

Die Manen des großen Dichters, welcher der Schlechtigkeit der Fürſten ſeiner Zeit zürnte, ſind neuerdings durch die Arbeit eines ebenſo hoch gebildeten als geiſtreichen teutſchen Fürſten verſöhnt worden, welcher die zehn erſten Geſänge der Hölle in reimloſen Verſen

---

81) Crescimbeni, Vita di D. in der Zattaſchen Ausgabe des D. T. I. p. XXIV., ſagt, Ant. de Marca habe den Dante in lateiniſchen Verſen überſetzt, das Manuſcript ſei aber nicht mehr vorhanden. 82) *Cancellieri* p. 57. 83) S. oben S. 73. 84) *Mehus* 308. 309.

überſetzt hat. Die Arbeit zeugt von großer Liebe für den Dichter und tiefer Einſicht in deſſen Werk. Der ausdrückliche Befehl des erhabenen Verfaſſers verbietet uns ihn zu nennen und erlaubt uns nur noch den einzigen Wunſch hinzuzufügen, daß Er Luſt und Liebe behalten möge, das ſo rühmlich begonnene Werk zu vollenden. Der Titel iſt: Dante's göttliche Komödie. Hölle. o. O. u. J. (1829) mit einem Titelkupfer.

Viele der vorhin angeführten Ausgaben ſind mit mehr oder weniger unbedeutenden, wenn auch zum Theil prachtvoll geſtochenen Kupfern geziert, die einzigen Werke dieſer Art über den Dante, welche die Kunſt anerkannt, ſind: La Div. Comm. di Dante All. disegnata da Giovanni Flaxmann, scultore inglese ed incisa da Tommaso Piroli Romano. Amsterdam 1793. 110 Blätter Querfol.[85]

Es ſind mehre Nachſtiche davon vorhanden.

Ferner: Umriſſe zu Dante's Paradies, von Peter von Cornelius, mit (höchſt geiſtreichem) erklärendem Texte von Dr. J. Döllinger. Leipzig b. Börner. Es ſind 9 Blätter in 4., nach welchem Freskogemälde in der Villa Massimi bei Rom von Veith ausgeführt worden ſind.

Seit 1826 erſcheinen in Rom: Invenzioni di Bart. Pinelli romano sul poema di D. A. in Querfol., von ihm ſelbſt geſtochen. Bis jetzt 65 Bl. zum Inf., 42 zum Purg. und 34 zum Parad.

Der Vollſtändigkeit wegen muß hier noch mit wenigen Worten von denjenigen Werken geredet werden, welche von einigen dem Dante beigelegt werden, ohne daß man ſonſt eine Spur ihrer Exiſtenz oder ihrer Echtheit hätte. Der oft erwähnte, höchſt unzuverläſſige Mar. Filelfo behauptet, mehre Schriften Dante's beſeſſen zu haben, wovon er meiſtens auch die Anfangsworte gibt, von denen ſich aber ſonſt keine Nachricht erhalten hat. So nennt er beſonders eine Storia de' Guelfi e de' Ghibellini[86], an deren Exiſtenz nicht allein Mehus[87], der überhaupt dem Filelfo mehr als billig traut, ſondern auch Perticari[88], Troya[89] und Orelli glauben; letzterer vermuthet ſogar, Dante könne dies Werk wol gegen ein ähnliches Werk ſeines Feindes Baldo d'Aguglione gerichtet haben[90], von welchem uns Benvenuto von Jmola Nachricht erhalten hat[91]. Weder von dem einen noch von dem andern Werke iſt indeſſen noch etwas vorhanden, und das gänzliche Schweigen Villani's und Boccaccio's, welcher letztere namentlich die Werke Dante's mit augenſcheinlicher Sorgfalt aufzählt, macht die Sache höchſt verdächtig. Filelfo redet ferner von einigen Epigrammen und einem lyriſchen Gedicht über ſeine Verbannung und zwar in lateiniſcher Sprache, wie man aus der Art, wie er davon ſpricht, ſchließen muß[92]; wäre dies nicht, ſo könnte man an die drei Epigramme und allenfalls an die Canzone O patria degna, denken[93]. Endlich ſagt der nämliche Filelfo, Dante habe auch gut franzöſiſch geſprochen, und man ſage, er habe auch etwas in dieſer Sprache geſchrieben[94]. Vellutello in ſeinem Leben Dante's zählt noch zu ſeinen Werken Versi eroici und Allegoria sopra Virgilio; nach der Stellung, die er ihnen gibt, muß man vermuthen, er habe lateiniſche gemeint. Ein anderer unzuverläſſiger Zeuge, Giulio Negri in ſeinem Scrittori fiorentini[95], nennt noch folgende Werke Dante's: Apologia in difesa di Dante accusato d'Eresia, als Manuſcript in der Gaddiana; es iſt, wie auch Pelli vermuthet[96], am Ende nichts anderes als das ſogenannte Credo di Dante. Alcune chiose di lui medesimo, Manuſcript in der Gaddiana. Risposta fatta ad un maestro di Teologia, ebendaſ. Tractatum de Symbolo civitatis Hierusalem ac almae Romae, ſcheint nach Pelli's Bemerkung ein rein erſonnener Titel zu ſeyn. De calamitatibus Italiae L. IV. könnte wol die Geſchichte der Guelfen und Ghibellinen ſeyn. Un poema intitolato la Resione (?), Libellus de officio Pontificis et Caesaris Romani, offenbar nur ein anderer Titel für das Buch de Monarchia. La Magnificat tradotta in versi Toscani. Von allen dieſen findet ſich ſonſt nirgend eine zuverläſſige Nachricht. (*Blanc.*)

DANTE da Majano, ein Dichter und Zeitgenoſſe des Vorigen. An Verwandtſchaft zwiſchen beiden iſt nicht zu denken, da auch hier Dante nur Taufname, der Familienname aber unbekannt geblieben iſt. Er war aus Majano in Toskana; das iſt aber auch faſt alles, was man von ſeinen Lebensverhältniſſen weiß. Er gehörte zu der ziemlich großen Zahl damaliger Dichter, welche nach Art der meiſten Provenzalen ſich in künſtlichen Reimereien ohne Tiefe und ohne Wahrheit gefielen. Seine Sprache iſt roh, ohne Adel, voll provenzaliſcher Wortformen und Wendungen. Dennoch hatte er zu ſeiner Zeit eine gewiſſe Celebrität, ſo daß eine ſicilianiſche Dichterin, Monna (Madonna) Nina, ohne ihn je geſehen zu haben, ein poetiſches Verhältniß mit ihm anknüpfte, Sonette mit ihm wechſelte *), und ſich ihm zu Ehren Nina di Dante nannte. Das Geſetz ſolcher poetiſchen Correſpondenz war und iſt noch, daß die Antwort in gleicher Dichtungsart und mit den nämlichen Reimen ertheilt werde. Es gehörte zur Sitte der Zeit, daß einzelne Dichter ein Sonett räthſelhaften Inhalts bekannt machten und ihre Freunde auffoderten, es ebenfalls in Sonetten von gleichem Reimklang zu beantworten. Ein ſolches von Dante da Majano und die darauf erfolgten Antworten mehrer Dichter, worunter auch Dante Allighieri, iſt noch vorhanden. Auch der große Dante verſchmähte es nicht, ſeine poetiſche Laufbahn auf dieſe Weiſe zu eröffnen, wie denn das erſte Sonett der Vita nuova einen Traum beſchreibt, welchen er ſeinen Freunden zur Löſung vorlegt. Dies Sonett

---

85) Vergl. Athenäum Bd. 2. S. 193 f. und kritiſche Schriften von A. W. Schlegel. Berlin 1828. 2. Bd. S. 253 f.
86) *Mehus* specimen p. 26.
87) Vita Ambr. p. 175.
88) Apologia §. 13.
89) Veltro, er meint, er habe es vermuthlich 1319 in Udine beim Patriarchen Pagano Torriano geſchrieben p. 171.
90) Vita di Dante p. 50.
91) Murat. Antiq. Ital. T. I. p. 1278.
92) *Mehus* specimen p. 25.

93) Bei Kannegießer S. 214 u. 352.
94) *Mehus* specimen p. 28.
95) p. 141 sq.
96) p. 139.

*) Ein Beiſpiel davon in: Beiträge zur Geſchichte der italiäniſchen Poeſie von J. C. von Orelli, Zürich 1810. 1s Heft. S. 90.

ſelbſt und die darauf erfolgten Antworten anderer Dichter, worunter auch Dante da Majano, findet ſich in: Dante Allighieri's lyriſche Gedichte, von Kannegießer. Leipzig 1827. S. 12 f. Es haben ſich von Dante da Majano etwa 40 Sonette, 5 Ballaten und 3 Canzonen erhalten, welche man in mehren Samlungen findet, namentlich in: Rime antiche, divise in XI. libri. Firenze, Eredi Giunta 1527. 8., wovon das eine Buch die Gedichte dieſes Dante enthält. Poeti del primo secolo della lingua italiana. Firenze 1816. 2 V. 8. Raccolta di rime antiche toscane. Palermo 1817. 4 V. 4. (*Blanc.*)

DANTHONIA Cand. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräſer und der zweiten Ordnung der dritten Linné'ſchen Klaſſe, ſo genannt zu Ehren Stephan Danthoine's aus Marſeille, welcher ſich beſonders um die Kenntniß der Gräſer der Provence verdient gemacht hat. Char. Die Blüthen ſtehen in Trauben oder Riſpen; der zweiſpelzige, vielblumige Kelch gleicht den Blümchen an Länge, oder überragt ſie; die äußere Spelze der an der Baſis bärtigen Corolle hat drei Grannen, von denen die mittlere gewunden iſt. Von den 13 bekannten Arten wachſen ſechs in Neuholland, drei am Vorgebirge der guten Hoffnung, zwei in Nordamerika und eine am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Chili und auf Neuſeeland. In Europa findet ſich nur eine, D. provincialis Cand. (Flor. fr. III. p. 32., Avena calycina Villars delph. II. p. 148. t. 2. f. 9., Danthonia alpina Vest.), ein Gras mit einfacher Riſpe, fünfblumigen Kelchen, zottigen Blümchen, ſehr ſchmalen unbehaarten Blättern und Scheiden und bärtigem Blatthäutchen der Scheidenmündung. Dieſe Art kommt im ſüdlichen Frankreich und in Oberitalien vor. (*A. Sprengel.*)

DANTINE, d'Antine (Don Maur François), Benedictiner von der Congregation St. Maur, geboren zu Gourieux im Lüttichſchen den 1. April 1688. Er ſtudirte zu Douai, trat 1712 in den Orden, lehrte die Philoſophie in der Abtei St. Nicolas zu Rheims und wurde dann nach Paris berufen, um an den literariſchen Arbeiten ſeiner Ordensbrüder Theil zu nehmen. Zuerſt arbeitete er an einer Samlung päpſtlicher Decretalen, mehre Jahre aber (gemeinſchaftlich mit Carpentier) an einer neuen durchaus verbeſſerten Ausgabe des Glossarii mediae et infimae latinitatis von du Cange, wovon 1733 und 34 fünf Bände gedruckt wurden. In dem letztgenannten Jahre wurde er als Janſeniſt nach Pontoiſe verwieſen, 1737 aber zurückberufen. Er unterſtützte darauf Boucquet bei der Herausgabe der Collection des historiens de France, hatte vielen Antheil an der berühmten Art de vérifier les dates des faits historiques etc., nach ſeinem Tode von Urſin Durand und Clement ergänzt und herausgegeben, Par. 1750. 4.; verb. u. fortgeſ. von St. Allais. Ebend. 1818, in welchem Jahre von dieſem berühmten Werke die erſten 9 Bde. in 4. u. 8. (eigentlich die vierte Auflage) neu gedruckt wurden *). Für die Erbauung ſchrieb er mit vielem Beifall: Les Psaumes avec des notes tirées de l'écriture et des pères pour en faciliter l'intelligence. Par. 1739. 12.; mehre Auflagen. Er ſtarb den 3. December 1746 **). (*Baur.*)

DANTON, Georg Jacob, eine der rieſenhafteſten Erſcheinungen der franzöſiſchen Revolution, von vulkaniſcher Kraft, ſo ſchöpferiſch als zerſtörend, bis zum Seltſamen gemiſcht aus Gutem und Böſem, fluchwürdig um ungeheuern Mordes willen, und dennoch nicht Unmenſch. **Danton**, geboren den 28. Oct. 1759 zu Arcis ſur Aube in der Champagne, war Advokat bei den königlichen Conſeils, als die Reichsſtände im J. 1789 ſich verſammelten. Die Natur hatte ihm den vollendetſten Ausdruck der Kraft gegeben, die Anmuth aber gänzlich verſagt. Seine Geſtalt war koloſſal, die Gebehrdung von wildem Ungeſtüm, die Stimme von betäubender Gewalt; das Antlitz von afrikaniſcher Häßlichkeit, von Pockennarben zerriſſen, und durch heftige Muskelbewegung und ſtechendes Auge furchterregend, von ihm ſelbſt meduſenartig genannt. Die Rede gleich einem brauſenden Strome, die Gedanken, die ſie trug, kühn, von gigantiſcher Auffaſſung, nie zart, nie in Gemeinheit verſunken, reich gefüllt aus dem Getriebe hochwallender Phantaſie, oft neugeprägter Wörter bedürftig, und die Bildung dieſer überaus treffend. Die geſamte Perſönlichkeit ſeltenes Rüſtzeug zur erfolgreichſten Demagogie in einer Zeit, wo nicht Liebe, Geſetz und Gewohnheit, ſondern Verwegenheit, Kraft und Entſetzen walteten. Nicht der Zufall, ſondern eigener Drang und leider zutretende Aufmunterung Mirabeau's, der Danton's revolutionäre Ausrüſtung richtig erkannte, führten ihn in die Mitte der Gährung und Umtriebe. Zu welchem Ziele er wollte, konnte ihm anfangs noch nicht klar ſeyn; zunächſt galt es ihm Kraftäußerung gegen das was beſtand, und hier geſellte er ſich zu den Maſſen, die durch wilde Gewalt in Paris den revolutionären Schritt der Nationalverſamlung in Verſailles beſchleunigen und des Hofes Rüſtungen begegnen wollten. Am Tage der Erſtürmung der Baſtille (14. Juli 1789) war er unter den eifrigſten Herolden des Angriffs. Bald darauf ward er Präſident des Diſtricts der Cordeliers in Paris, entwickelte im Laufe des Jahres 1790 in noch dauerndem Einverſtändniß mit Mirabeau Kraft und Haltung bei den Jakobinern, mit deren Sinne er den 10. Nov. 1790 vor der Nationalverſamlung erſchien, im Namen der Gemeinden von Paris die Miniſter anzuklagen; bildete aber zugleich ſich einen beſondern Anhang, der im December 1780 ſich als Club der **Cordeliers** neben den Jakobinern aufſtellte und einen Vorſchritt vor dieſen nahm, ohne ſich von ihnen zu trennen. Darin waren vertraute Freunde Danton's Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine; das Ungeheuer Marat wurde von Danton, der nie gern und leicht ſchrieb, zum Lärmſchreiber gebraucht; der geifernde Kettenhund neben dem Löwen;

---

*) Baumgartens Nachr. v. merkw. Büchern. 1. Bd. 254. Allg. Repertor. d. Lit. Leipz. 1819. 1. Bd. 26. Dantine war eigentlich der erſte Bearbeiter dieſes berühmten Werks. S. Eberts bibliogr. Lex. s. v. Art. p. 109. **) Taſſins Gel. Geſch. von St. Maur. 2. Th. 165—173. Biogr. univ. T. X. (von Coqueret de Tairy).

Dantons Genoſſen überhaupt, der Auswuchs der wildeſten, roheſten Kräfte, an Entſchloſſenheit und Gewiſſenloſigkeit allen übrigen Parteien jener Zeit voraus, auf einer Bahn, zum Umſturze des Thrones und zur Aufrichtung eines Freiſtates, mit Danton und ihm einige Zeit befreundet die im damaligen Jakobinerklub vielgeltenden Häupter der nachherigen Gironde, namentlich Briſſot. Mirabeau, vom Hofe gewonnen und Willens, den Strom der Revolution zu dämmen, ſtarb, ehe es zu offenem Bruche zwiſchen ihm und Danton gekommen war; dieſer trat aber nun beſtimmter, als bis dahin, hervor; Lafayette, Chef der Nationalgarde, und Bailly, Maire von Paris, waren die Hauptgegenſtände ſeiner Angriffe. Beide waren perſönlich dem Hofe ſo verhaßt als ihrem politiſchen Widerſacher, Danton, im Wege; daher und von dem zunehmenden Rufe der Gewaltthätigkeit Dantons und der friſchen Erinnerung ſeines frühern Verkehrs mit Mirabeau, mochte dem Hofe Luſt und Hoffnung kommen, Danton zu gewinnen. Ihm wurden Anträge gemacht und Lohn geboten oder wol ſelbſt gezahlt; aber Danton gefiel ſich zu ſehr im revolutionären Sturmſchritt, als daß Geld und halbe, heimliche Gunſtbietung eines unzuverläſſigen Hofes ihn aufzuhalten oder gar zum Rückſchreiten zu bringen vermocht hätten. Bald nach der Heimführung des Königs von ſeiner Flucht erſchien Danton, im Einverſtändniß mit Briſſot, als Führer einer gegen den nur noch ſchwach geſtützten Thron gerichteten Bewegung. Am 17. Juli 1791 ſammelte auf Dantons Ruf ſein Anhang und unzähliges Volk ſich auf dem Marsfelde zur Unterzeichnung einer von Briſſot verfaßten Schrift, in welcher Abſetzung des Königs und Gericht über ihn von der Nationalverſamlung begehrt wurde. Lafayette und Bailly wurden des Aufſtandes Meiſter; Danton mußte der Verhaftung ſich durch die ſchleunigſte Flucht entziehen; aber bald trat er mit erhöhter Verwegenheit wieder in die Schranken. Als ſein Anhang ihn zum Wahlherrn für die zweite Nationalverſamlung (assemblée législative) aufſtellte, erſchien er öffentlich; ſeine Verhaftung konnte nicht vollzogen werden; dem Hofe aber mißlang ein zweiter und dritter Verſuch, ihn für ſich zu gewinnen. Nachdem nun die erſte Conſtitution gegeben war, in der zweiten (geſetzgebenden) Verſamlung aber die Gironde als entſchieden ausgeprägte Widerſacherin des Königthums ſich bekundete, war Danton, damals Subſtitut des Gemeinde-Procureurs, nebſt den Cordeliers die äußere Hilfsmacht, jene ans Ziel zu bringen, um dann den Vorſprung vor ihr zu nehmen. Die Gironde veranlaßte und leitete den Aufſtand des 20. Juni 1792, durch den das Königthum entweiht wurde, Danton aber mit Marat ꝛc. den Sturm auf die Tuillerien am 10. Auguſt, wo frühmorgens er und ſein Anhang ſich als neuer Gemeinderath einſetzten, Dantons Freund aber, der Elſaſſer Weſtermann, die Aufrührer gegen das königliche Schloß führte. An dieſem Tage ward der Thron umgeſtürzt, ſtatt des bisherigen Miniſteriums ein neues proviſoriſch eingeſetzt, und Danton nahm in dieſem ſeinen Platz als Juſtizminiſter.

Indeſſen hatten feindliche Heere Frankreichs Grenze überſchritten; mit ihnen zogen heran Tauſende von ausgewanderten Anhängern der alten Ordnung der Dinge, von Haß und Rachgier gegen die Häupter der Revolution erfüllt, der ihnen Gleichgeſinnten gab es daheim, beſonders in der Hauptſtadt, eine große Zahl, und Einverſtändniß und geheimer Verkehr zwiſchen jenen und dieſen konnten nicht durchaus verhindert werden. Als nun die Kunde von den erſten Erfolgen der Heerfahrt der Preußen eine bange Stimmung in der Hauptſtadt verbreitete, das Vordringen der Feinde bis zur Hauptſtadt gefürchtet ward und der Vertheidigungsausſchuß (comité de défense générale) in dieſer berieth, ob Paris zu vertheidigen oder ſämtliche Behörden nach Saumur zu verſetzen ſeien, ſtieg in Dantons Sele der ſchreckliche Gedanke auf, zur Schirmung der Revolution vor den Gefahren, die ihr aus den Bewegungen der Royaliſten, Ariſtokraten und Prieſter erwachſen möchten, Hoffnungen und Entwürfe der letzteren durch Schrecken und Furcht zu lähmen, durch Blut und Tod den Widerwillen gegen die Revolution zu erſticken und Kräfte zu ihrer Vertheidigung aufzuregen. Danton achtete es nicht für Verbrechen, ſeiner auf des Vaterlandes Rettung gerichteten Politik blutige Opfer zu bringen; der Ermordung eines Einzelnen nicht fähig, frei von perſönlichem Neid und Haß, des herzlichſten Wohlwollens, der hingebendſten Gefälligkeit fähig, fiel er in gräßliche Verirrung, wo er nach Maſſen rechnete, und bereitete ſich und ſeinem Anhang eine Blutſchuld, die in der franzöſiſchen Geſchichte das Gegenſtück zu dem vom Hofe und Pfaffenthum angeſtifteten Morden der Bartholomäusnacht bietet. Schon am 28. Auguſt hatte Verhaftung „Verdächtiger“ Statt gefunden, fortgeſetzt wurden ſie in den folgenden Tagen; am 30. Auguſt Abends, als neue Schreckniſſe von dem Feldlager her ſich verbreiteten, erklärte Danton in dem Vertheidigungsausſchuß, den daheim befindlichen Feinden der Revolution müſſe man Furcht machen (faire peur). Am 1. September erklärte er vor der Nationalverſamlung, daß Anſtalten zur Rettung des Vaterlandes getroffen worden ſeien; bange Ahnung erfüllte die Verſamlung, als er mit Donnerſtimme ausrief: „die Kanonen, welche Ihr hören werdet, ſind nicht Lärmſchüſſe, es iſt der Sturmſchritt gegen unſere Feinde; was gilts, um ſie zu beſiegen, ſie niederzuwerfen? Kühnheit, nochmals Kühnheit und immer Kühnheit,“ und dieſe Schreckensworte mit einer Mordgeberde begleitete. Seine Entwürfe zu hindern verſuchte Niemand. Er berief den Vertheidigungsausſchuß, worin Marat, Panis, Sergent ꝛc. ſich befanden, zu ſich, und während durch Hausſuchungen die Kerker von Paris ſich mit Edelleuten, Prieſtern, Beamten, Herren und Damen des Hofes ꝛc. füllten, ward die Ermordung dieſer Unglücklichen verabredet und für Tagelohn eine Rotte Mörder dazu gedungen. Vollführt ward die Gräuelthat am 2. September und den nächſtfolgenden Tagen; acht Tage ſpäter wurden auf Dantons Befehl noch ſechs und vierzig Gefangene, auf dem Wege von Orleans nach Paris, zu Verſailles geſchlachtet (ſ. Septembermord). Nicht ein Leben opferte Danton perſönlicher Feindſchaft; keines Einzelnen Rettung, für die man ſich bei ihm verwandte, ward von ihm verweigert; ſein Streich ward gegen die Maſſe geführt. Der große Verbrecher war von dem Wahne bethört, ihm ſei gegen die wehrloſen Anhänger des geſtürzten Königthums erlaubt, was dem Feldherrn gegen den Bewaffneten. Dieſer blutige Eintrit des Terrorismus half Frankreich dem Andrange äußerer Feinde widerſtehen. Als nun dieſe von Dumouriez und Kellermann aufgehalten, zurückgewichen und Dumouriez Heer in Belgien eingedrungen war, begab Danton, der ſeit Eröffnung des Nationalconvents nicht mehr Miniſter, ſondern Deputirter der Stadt Paris in jenem war und ſeine politiſche Feindſchaft gegen die Anhänger des ehemaligen Zuſtandes abermals durch den Vorſchlag ewiger Verbannung der Ausgewanderten bekundet hatte, mit ſeinem Freunde Lacroix (Anf. d. J. 1793) ſich nach Belgien, das republikaniſche Gemeinweſen dorthin zu verpflanzen. Hier entfaltete ſich ein zweites böſes Princip ſeiner revolutionären Waltung; in der neubeſetzten Landſchaft das Gut von Gemeinden und Kirchen in Maſſe für ſich als Beute zu nehmen und Schätze aufzuhäufen, erſchien ihm nicht als anſtößig; den Einzelnen zu berauben, würde er ein Verbrechen geſcholten haben; er galt ſich ſelbſt dabei, wie es ſcheint, nicht als Perſon, ſondern als politiſches Organ, dem für ſeine Mühe und Thätigkeit zum Sturze des Königthums anſehnlicher Lohn gebühre; denn, ſagte er, wer würde ſich ſonſt die Mühe geben, einen König zu ſtürzen? Mit einer zweiten Blutſchuld belud er ſich bei der Abſtimmung im Gerichte über Ludwig XVI.; an die Gräßlichkeit des Septembermordes mahnt Dantons Entgegnung auf den Zweifel, ob Ludwig gerichtet werden könne, nous le *tuerons*.

In den Convent war mit Danton ein großer Theil ſeines Anhangs getreten; er ſtand an der Spitze der Bergpartei, neben ihm Marat und Robespierre, jener durch mordwüthiges Geſchrei, dieſer durch tückiſche Argliſt und verzehrenden Neid, wie durch langweilige Reden von Tugend, ausgezeichnet. Dem Berge entgegen ſtand ſeit Eröffnung des Convents die Gironde, von Danton und ſeinen Genoſſen geſondert ſchon vor dem 10. Auguſt, von Abſcheu gegen ſie erfüllt ſeit dem Septembermorde. Danton verſuchte ſie zu ſühnen; er achtete ſie und begehrte, ihre hohen Talente mit ſeiner ſchöpferiſchen Gewalt für das Vaterland und die Revolution geltend zu machen, aber „das Blut des Septembers floß zwiſchen ihm und ihnen;“ der edle Lanjuinais, der gallichte Louvet ꝛc., vor allen aber die bei der Gironde vielgeltende, hochherzige Frau Roland, konnten kein Vertrauen zu ihm gewinnen und wieſen ſeine Anträge zu Ausgleichung des Parteihaders zurück; wiederholte Angriffe der bedeutendſten Girondiſten auf ihn durch heftigen Betrieb einer Unterſuchung der Miniſterrechnungen und der Septembermorde zwangen ihn zur Wehrſtellung, und als der Kampf zwiſchen der Gironde und dem Berge heftiger wurde, wider ſeinen Willen zur Theilnahme an den Bewegungen des letzteren zum Angriffe auf jene, die er, auch nachdem ſie Sühne verſchmäht hatten, doch zu retten noch geneigt war und keineswegs in den Abgrund zu ſtürzen gedachte, welchen ſeine Partei für ſie öffnete. So ward er denn, nimmer abgeneigt, der Gironde die Hand zu bieten, zur Deckung ſeiner ſelbſt und durch ſeine Parteiſtellung genöthigt zu feindſeligen Erklärungen gegen den girondiſtiſchen Präſidenten Isnard, der mit einem Aufſtande der Departements gegen Paris drohte: Tant d'impudence commence à nous peser, und plus de trève entre la montagne et les lâches, qui ont voulu sauver le tyran. Je vous déclare, que nous vous résisterons. (Monit. 1793. p. 148. 149.) Die Männer der zweiten Hand von der Bergpartei handelten dem gemäß, gingen aber weiter, als Danton recht war; als am 2. Juni 1793 Henriot, der Chef der Nationalgarde, den Convent umlagert hielt und, nachdem dieſer den Saal verlaſſen hatte, zum Feuer gegen ihn ſogar die Kanoniere an die Stücke rief, gab Danton mit unverſtellter Rede ſeine Entrüſtung über dieſen Gewaltfrevel zu erkennen. Die Gironde ward geſtürzt, unter den Häuptern des Berges ragten nun Marat und Robespierre höher empor, als Danton; doch blieb er noch eine Zeitlang gemeinſchaftlich mit ihnen thätig zur Weiterbildung der Revolution und beſonders der Bekämpfung ihrer Feinde. Abermals drangen die Heere des Auslandes heran und der Süden und Weſten Frankreichs war im Aufſtande; es galt ihm abermals Rettung des Vaterlandes; ſchon in den erſten Monaten des Jahres hatte er ein Aufgebot der Pariſer in Maſſe, dann Todesſtrafe für Jeden, welcher Unterhandlung mit dem Feinde vorſchlüge, in Antrag gebracht und die Einſetzung des Revolutionstribunals (10. März 1793) betrieben; nun redete er für Einführung eines Maximum, das zuerſt die Vorſtadt S. Antoine begehrt hatte, der Gleichmäßigkeit des Brodpreiſes und Arbeitslohnes, eines Tagſoldes von vierzig Sols für jeden Bürger, der die Sectionsverſamlungen beſuche, einer Revolutionsarmee ꝛc. An dem Wohlfahrtsausſchuſſe aber nahm er nicht Theil. Dies trug bei, ſeinen Feinden das Übergewicht über ihn zu ſchaffen. Nach Marats Tode (13. Juli) trat Robespierre hervor als Haupt der Partei des Wohlfahrtsausſchuſſes und des Jakobinerclubs; Danton und die Cordeliers, Hebert und der Gemeinderath erſchienen als zwei andere Parteien. Der Wohlfahrtsausſchuß hatte Todfeinde Dantons zu Mitgliedern; dieſer war erfüllt von Unmuth über das Wachsthum ſeiner Widerſacher und die Gräuel, die durch Revolutionstribunal und Revolutionsarmee, ſeine nicht dazu gemachten, aber von ihm der ſcheußlichſten Willkür der Würger des Wohlfahrtsausſchuſſes preisgegebenen Stiftungen, geübt wurden: aber ſchlaff durch ſeine Zärtlichkeit gegen ſein junges, ſchönes Weib, mehr wünſchend, daß man ihn in Ruhe lieſſe, als nach dem Siege über ſeine Gegner verlangend, und entſchieden abgeneigt vom Aufgebote der Tücke und des Mordes gegen dieſe, ließ er geſchehen, daß ſie aller Anſtalten und Regirungsmittel der Revolution ſich bemächtigten. Dieſes eine neue, ſchwere Schuld, die er auf ſich lud. Wol war die Revolution damals noch ein Strom, gegen den anzuſchwimmen auch der Stärkſte ſchwerlich vermocht hätte, aber mit ſchlaffer Unthätigkeit wurde nichts gut gemacht.

Jedoch als nun zu der kannibaliſchen Mordluſt des Wohlfahrtsausſchuſſes ſich des Gemeinderaths Vandalismus gegen Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt geſellten, als Gobel und Conſorten im Convente das Chriſtenthum verläugneten und verſpotteten ꝛc., konnte Danton ſeinen Unwillen über dies mächtige und furchtbare Geſindel, das der Wohlfahrtsausſchuß nicht minder haßte, als er daſſelbe verachtete, nicht zurückhalten; wozu, rief er, dieſe antireligiöſen Maskeraden? (Monit. 1793. p. 275). Dieſer Erklärung entſpricht, daß Danton die Zuſicherung der vollen Penſion an alle Geiſtlichen und Herſtellung des öffentlichen Unterrichts aufs eifrigſte betrieb. Robespierre ſchien darin mit ihm einverſtanden zu ſeyn, und überhaupt war dieſer bis dahin weder als Widerſacher Dantons aufgetreten, noch ward er von Danton für einen abtrünnigen Freund angeſehen. Dennoch verließ gegen Ende des Jahres 1793 Danton Paris; war es, um der Entwickelung des böſen Spiels, deſſen Triebfedern nicht ihm angehörten, nicht länger als bloßer Zuſchauer ſo nahe zu ſtehen, oder um ungeſtört ſich dem Luſtſchwelgen überlaſſen zu können? Jedenfalls war es mehr Schwäche als beſonnener Plan. Bald gelangten von ſeinen Freunden Camille-Desmoulins, Fabre d'Eglantine ꝛc. an ihn die dringendſten Auffoderungen, nach Paris zurückzukehren, um böſen Anſchlägen ſeiner Feinde zuvorzukommen. Er kam, entſchloſſen, Menſchlichkeit und Vernunft aufzurichten, und vertraute auf Mitwirken Robespierre's. Camille-Desmoulins rief in dem Journal Le vieux Cordelier mit der eindringlichſten Beredſamkeit von Mord und Gottesläſterung zurück; Danton und Robespierre laſen vorher die Blätter durch und dieſer billigte ſie mit jenem; Dantons Vertrauen zu Robespierre befeſtigte ſich. Aber Robespierre konnte keines Menſchen Freund ſeyn, und gegen Danton hielt ihn Neid und Furcht in Spannung; die Blutmenſchen um ihn aber, welche Camille-Desmoulins ſchonungslos angegriffen hatten, Billaud Varennes, Collot d'Herbois und Saint-Juſt trieben zu Gewaltſchlägen gegen Danton und ſeinen Anhang, den ſie als die faction des indulgens bezeichneten und als ehemalige Parteigänger des Herzogs von Orleans, und geſonnen, dieſen auf den Thron zu erheben, verdächtig machten. Schon begann der Boden unter Dantons Füßen zu weichen; aber er blieb befangen von ſeinem günſtigen Vorurtheil über Robespierre's Charakter und Anhänglichkeit an ihn, von dem Wahne, der Wohlfahrtsausſchuß würde ſich nicht an ihn wagen, oder doch einige Mitglieder deſſelben ihn zu rechter Zeit warnen, und der Unluſt, irgend eine Bewegung des Volkes zu ſeinen Gunſten, wobei Blutvergießen nicht ausbleiben konnte, aufzubieten. Durch eigene Schuld aber befand er ſich außer aller Theilnahme an der vollziehenden Statsverwaltung, wodurch er ſeinen Feinden hätte in der Form und mit dem Anſehen amtlichen Verfahrens entgegen arbeiten können; Wohlfahrtsausſchuß, Gemeinderath, Nationalgarden waren von ſeinen Feinden abhängig, der Convent ohnmächtig und verzagt. Überdies dauerte, ſo lange die ſchändliche Partei des Gemeinderaths, Hebert, Chaumatton, Anacharſis Cloots ꝛc., verwegen dem Wohlfahrtsausſchuſſe gegenüber ſtand, eine gewiſſe Gemeinſchaftlichkeit der Anſicht zwiſchen Danton und Robespierre fort. Dantons Genugthuung über deren Sturz (15. März 1794) war von kurzer Dauer; der Wohlfahrtsausſchuß ließ bald darauf auch ſeinen Freund Fabre d'Eglantine verhaften; dies war das Vorzeichen zum Angriffe auf ihn ſelbſt; er täuſchte ſich darüber nicht; glaubte aber zu einer Verſtändigung und Sühne mit Robespierre gelangen zu können. Bitterkeit hatte ſchon mehrmals im Geſpräch der Beiden mit einander ſich ausgedrückt; als nun aber nach Fabre d'Eglantine's Verhaftung Danton in einer Unterredung mit Robespierre zu Charenton offen ausſprach, was er gegen Robespierre und deſſen Anhang habe, dieſer dagegen ſich verſchloß und in gereiztem Tone Dantons Aufwallung zurückwies, ward dem letztern klar, daß die Gefahr für ihn näher trete. Er ſah Robespierre nachher nicht wieder. Beim Scheiden war er entſchloſſen zum Gewaltkampfe gegen die Tückiſchen, ſeine Freunde mahnten zur That, Weſtermann, angeſehen als General im Kriege gegen die Vendee, war bereit, bewaffnete Macht aufzubieten; aber bald ſank Danton zurück in Schlaffheit und mochte noch immer nicht den Gedanken aufgeben, daß den Gegnern der Muth mangele, ihn anzugreifen. Dies (ils n'oseraient) ſprach er aus noch am 30. März, als ihm vertraut ward, daß über ſeine Verhaftung in den Ausſchüſſen verhandelt worden ſei; das Anerbieten eines Verſteckes anzunehmen, war er nicht zu bewegen; als man ihm Flucht über die Grenze vorſchlug, rief er: kann ich denn- mein Vaterland in den Schuhen mitnehmen? — Verhaftet ward er in der Nacht vom 31. März auf den 1. April; er leiſtete keinen Widerſtand; mit ihm betraten den Kerker Camille-Desmoulins, Weſtermann, Lacroix, Phelippeaux ꝛc. Am 3. April ſtand er vor dem Revolutionstribunal; Saint-Juſt hatte die Anklage abgefaßt, ſie lautete auf Entwürfe Dantons, den Herzog von Orleans auf den Thron zu ſetzen, auf ſein Mitwiſſen um Dumouriez Verrath u. dergl. Aber mit dem gewöhnlichen Verfahren war ihm nicht beizukommen; aus einem Angeklagten ward er zum Ankläger, ſeine Stimme brachte Beklommenheit über die Blutrichter, der Umſtand des Gerichtes ward unruhig: da ſandte Dumas, der blutbefleckte Vorſitzer des Revolutionstribunals, an den Wohlfahrtsausſchuß, und dieſer ließ durch den feigen Convent beſchließen, daß Angeklagten, die ſich Gewaltthätigkeiten gegen das Gericht erlaubten, das Recht der Debatte genommen ſeyn ſolle; die Anwendung ward ſogleich gegen Danton und ſeine Freunde gemacht, und ohne ſie weiter zu hören, das Todesurtheil über ſie geſprochen. Am 5. April fuhren ſie zum Blutgerüſte. Bis zu deſſen Stufen behauptete Danton feſte, ſtolze Haltung; doch mahlte der Grimm, ſeinen argliſtigen Feinden zu unterliegen, und Verachtung des beifallklatſchenden Pöbels ſich auf ſeinem Geſichte; mit Schmerz gedachte er am Fuße des Gerüſtes ſeiner Gattin; raſch und völlig ermannt ſchauete er auf die Todesanſtalten und das umſtehende Volk. Als dieſes jubelte, gebot er ihm Schweigen, es ſehe einen wahrhaften Republikaner; den Scharfrichter, der ihn auf das

Richtbret band, hieß er, ſeinen Kopf dem Volke zeigen, er ſei der Mühe werth. — Was er zum Vorſitzer des Gerichts geſprochen hatte, ſeine Wohnung werde bald in dem Nichts (dans le néant) ſeyn, iſt geeignet, Grauſen zu erregen; der Zuſatz war, daß ſein Name im Pantheon der Geſchichte leben werde; ſeine Gewaltigkeit wird, ſo lange es Geſchichte gibt, Staunen erregen, die ungeheure Blutthat, mit der er die Revolution beſiegelte, Entſetzen, ſein Unterliegen unter den Tücken der Böſewichter, die ſchlechter waren als er, größern Unwillen gegen dieſe, als Frohlocken über ſeinen Untergang; er würde bei längerem Leben vielleicht manche Gräuel verhindert, manche gut gemacht haben; aber auch ſein Tod war ein Glück für Frankreich; er öffnete den Abgrund für Robespierre. Als er vor Gericht nicht mehr gehört werden ſollte, rief er: ich ziehe Robespierre nach; als wenige Monate darauf Robespierre im Convente von der Rednerbühne niedergekämpft wurde und ſeine Stimme ſich veränderte, rief einer der Deputirten (es war Garnier): das iſt Dantons Blut, das in deiner Kehle ſtrömt und deine Stimme erſtickt. (*W. Wachsmuth.*)

DANU, ein Name der Ditis, der Mutter der Daitjas, welche daher auch Danavas genannt werden. S. den Art. Daitjas. (*Rödiger.*)

DANUBIUS, Danuvius 1), *ὁ Δανούβιος*, *ὁ Δάνουβις* 2), Ister, Hister 3), *ὁ Ἴστρος* — wurde von den Römern und Griechen die Donau genannt. Sie entſpringt auf dem Gebirge Abnoba 4), durchwandert den größten Theil Europa's und fällt in mehren Mündungen in den Pontus Euxinus. Bemerkenswerth iſt es, daß der Donauſtrom auf ſeiner langen Reiſe zum Meere zwei verſchiedene Namen trug; denn von ſeiner Quelle an bis in die Nähe Illyricums nannte man ihn Danubius, und von hier bis zu ſeiner Mündung in den Pontus Iſter 5). Agathemerus nimt die Stadt Vindobona (Wien), Strabo die Katarakten des Fluſſes (die Stromſchnelle Demicarpi oder eiſernes Thor unterhalb Orſowa in Servien), und Ptolemäus die Stadt Axiopolis in Unter-Möſien (zwiſchen Hirſowa und Siliſtria, bei dem Flecken Riſſovata) zum Scheidepunkte der beiden Namen 6). Wir ſehen aus den angeführten Hauptſtellen, daß ſelbſt die Alten hierüber verſchiedener Meinung waren. So viel iſt indeſſen ausgemacht, daß der obere Theil des Fluſſes gewöhnlich Danubius und der untere Iſter hieß, mit welcher allgemeinen Beſtimmung ſich die Römer begnügten 7). Die Griechen zogen die Benennung Iſtros vor, weil in der Nähe ihres Vaterlandes der gewaltige Strom ausſchließlich dieſen Namen trug und derſelbe durch ein höheres Alterthum geheiligt war. Deßhalb auch war er bei den Dichtern beliebter. Die Römer bedienten ſich in Proſa lieber des Namens Danubius, da Italien dem obern Strome näher lag, und da in den benachbarten, römiſchen Provinzen Rhätien, Vindelicien, Noricum und Pannonien nur dieſer Name im Munde des Volkes war. Einige Schriftſteller, meiſtens ſpäterer Zeit, pflegen den Namen Iſter mit der Aſpiration zu ſchreiben; über dieſe Abweichung, die in einer härteren thraziſchen Ausſprache den Grund haben mag, ſiehe den Artikel Hister in dieſem Werke, wo das Nöthige geſagt iſt.

Die Kunde von dem Donauſtrom verliert ſich in der früheſten Fabelzeit; in der Sage von dem erſten großen Periplus, in der Argonautenfahrt, ſpielt er eine Hauptrolle. Da indeſſen die Gedichte über dieſe mythiſche Begebenheit, die auf uns gekommen ſind, einen ſpätern Urſprung haben, und über die Rückfahrt der Helden von Kolchis ſelbſt im Alterthume ſehr verſchiedene Meinungen 8) herrſchten: ſo können wir nicht mehr entſcheiden, ob der Iſter zu dem urſprünglichen Mythos gehörte, oder ob man ſeinen Lauf vielleicht erſt in ſpäterer Zeit in dieſe Sage verwebt hat. Das letztere ſcheint mir das wahrſcheinlichere zu ſeyn. Nach der älteſten Überlieferung ſchifften die Argonauten von Kolchis durch den Phaſis in den Okeanos und dann auf dem die Erde umgürtenden Okeanos in ſüdweſtlicher Richtung bis in die Nähe des Triton in Libyen. Hier trugen ſie das Schiff über das Land und gelangten dann aus dem Triton ins Mittelmeer 9). Erſt nachdem die erweiterte Erdkunde durch die Entdeckung, daß der Phaſisfluß nicht mit dem Okeanos in Verbindung ſtehe, die Unmöglichkeit einer ſolchen Fahrt gezeigt hatte, ſcheint man den Iſter zum Ausweg genommen zu haben, dem man im Alterthume eine Verbindung mit dem adriatiſchen und dem tyrrheniſchen Meere zuſchrieb 10). Heſiodus iſt übrigens derjenige Schriftſteller, welcher zuerſt den Iſterfluß erwähnt; er nennt ihn in ſeiner Theogonie zugleich mit dem fabelhaften Eridanos, dem Nil und 22 kleinern Flüſſen einen Sohn des Okeanos und der Tethys, und gibt ihm das Beiwort: der ſchönfluthende — *καλλιρέεθρος* 11).

Über die Quellen der Donau herrſchten in der früheſten Zeit gar wunderbare Meinungen. Man verſetzte ſie gewöhnlich in das äußerſte Weſtland, und wahrſcheinlich hatte der ſonſt ſo vorſichtige Herodot hiezu Veranlaſſung gegeben, der über die Donauquellen wohlunterrichtet zu ſeyn glaubte, obgleich er dieſelben an einer ganz falſchen Stelle ſuchte. Die Gegenden an der Mündung des Fluſſes und eine bedeutende Strecke in das innere Land hinein kannte Herodot aus eigener Anſchauung; denn ſeine Reiſen hatten ihn dahin geführt, und über die im Sommer und Winter faſt immer gleich ſtarke Strömung und Waſſermaſſe hat er Beobachtungen angeſtellt und Erklärungen gegeben, die ſeinem Forſchungsgeiſte und Scharfſinne alle Ehre machen 12). Von wem er die Nachricht über die Donau

---

1) Nach den Inſchriften auf Steinen und Münzen. Ich werde ſpäter auf dieſe Schreibart zurückkommen. 2) Scholion ad Pind. Olymp. III, 25. 3) S. den Art. Hister. 4) *Tacit.* Germ. c. 1. *Plin* Hist. Nat. IV, 24. Vergl. d. Art. Th. I. S. 145. 5) *Plin.* l. c. 6) *Agath.* II, 4. *Strab.* VII, 3. §. 13. *Ptolem.* Geogr. III, 8. 10. 7) *Pomp. Mela* de situ Orbis. II, 1.

8) Ukert, Geogr. der Griechen und Römer. Th. 1. Abth. 2. S. 320. 9) Heſiodus bei dem Scholiaſten des Apollonius Rhodius. IV, 259. u. 284. *Pindari* Pyth. IV, 44. u. 447. und der Scholiaſt zu dieſen Stellen. 10) *Apoll. Rhod.* IV, 289. Euſtathius ſtellt die verſchiedenen Fragen zuſammen. p. 642. 1711. edit. Rom. *Arist.* de mirab. auscult. c. 112. 113. 11) *Hesiod.* Theog. 339. 12) *Herod.* Hist. IV, 50.

quellen eingezogen habe, ſagt er uns nicht. Wol möglich iſt es, daß er bei den Bewohnern der niedern Donaugegenden eine wahre Kunde erhalten hatte; aber ſeine Vorſtellungen über die nördlichen und weſtlichen Gegenden Europa's ſind noch zu verworren und das Bild von dieſem Welttheile, welches ſeinem Geiſte vorſchwebte, zu unrichtig, als daß er die Wahrheit, ſelbſt wenn ſie ihm hier mitgetheilt worden war, hätte feſthalten und in ſein Syſtem verſchmelzen können. So läßt er denn ſeinen Iſterſtrom von dem Keltenlande und der vermeintlichen Stadt Pyrene ausgehen und ganz Europa in öſtlicher Richtung mitten durchſchneiden. Dieſe Kelten wohnen bei ihm außerhalb der Säulen des Herkules als Grenznachbarn der Kyneſier, die ſich am äußerſten Weſtende Europa's befinden 13). Überhaupt hielt Herodot die Donau für das Gegenſtück des Nils. Er ſchreibt beiden Flüſſen eine gleiche Länge und Richtung des Laufes zu; ihre Quellen liegen bei ihm unter demſelben Meridian und ihre Mündungen ſtehen ſich ebenfalls gegenüber. Wie der Nil bei ihm Libyen von Weſten nach Oſten durchſtrömt und dann in nördlicher Richtung in das Mittelmeer mündet: ſo durchſchneidet die Donau von Weſten nach Oſten Enropa und mündet in ſüdlicher Richtung, der Nilmündung genau entgegengeſetzt, in den Pontus Euxinus. Und Herodot iſt ſo feſt von der Richtigkeit ſeiner Angaben über die Quelle und den Lauf der Donau überzeugt, daß er ſich zu dem Wunſche verleiten läßt, auch über den Nil ſo zuverläſſige Nachrichten zu beſitzen.

Der Name der Stadt Pyrene erinnert uns auf die ungezwungenſte Weiſe an das gleichnamige Gebirge, welches Iberien und Gallien trennt, und wirklich nennt hier der Dichter Avienus (V. 566) eine Stadt im Gebiete der Sordi mit demſelben Namen. An dieſe Stadt, wenn übrigens jemals eine mit dieſem Namen vorhanden geweſen iſt und Avienus nicht vielmehr die alte Nachricht copirt hat, hat nun aber Herodot wol ſchwerlich gedacht; ſondern es war ihm durch Seefahrer, die durch die Säulen des Herkules nach den Küſten des weſtlichen Oceans, jenſeits Tarteſſus, vorgedrungen waren, eine dunkele Kunde geworden von einem hohen Gebirge im äußerſten Keltenlande, und nach ſeinem geographiſchen Syſtem mußte dieſes die Quellen des Iſterſtromes enthalten. Nicht unwahrſcheinlich iſt es jedoch, wie ich ſchon oben bemerkte, daß er hiebei Wahres mit Falſchem in ſeiner Vorſtellungsweiſe gemiſcht hat. Der Name Pyrene enthält nämlich unläugbar einen Anklang von dem Namen der Gegend und des Berges, wo die Donau wirklich entſpringt 14); die Bäche Bregen und Brygach gehören zu den Hauptquellen der Donau, und wenn Herodot dieſe geographiſche Kunde von ſeinen Berichterſtattern erhalten hatte, wie leicht konnte er nicht durch eine Namensverwechſelung in dem unbekannten Weſtlande irre geleitet werden, und einen Punkt, der ihm weit näher lag, in die entfernten, durch carthaginienſiſche oder phöniziſche Seefahrer bekannt gewordenen Gegenden verrücken? Schon vor Herodot hatte Pindar 15) in ſeinen Olympiſchen Hymnen dieſelbe Richtung angegeben. Er läßt den Herkules den heiligen Ölbaum von den ſchattigen Quellen des Iſtros im Lande der Hyperboreer nach Elis verpflanzen, und dieſe Sitze der Hyperboreer befanden ſich nach ſeiner Meinung in dem ſüdlichen Frankreich nach den Pyrenäen hin, und erſtreckten ſich vielleicht ſelbſt bis nach Iberien, wo die frühe Cultur des Ölbaums nicht ganz unbegreiflich iſt. Ariſtoteles theilt dieſelbe Anſicht, nur iſt er ſchon genauer in den nähern Beſtimmungen. Er ſagt in ſeiner Meteorologie: „Aus der Pyrene, einem Gebirge in dem nordweſtlichen Keltenlande, fließen der Iſtros und der Tarteſſos, und zwar der letztere außerhalb der Säulen des Herkules, der Iſtros aber durch ganz Europa in den Pontus Euxinus." — Auch kennt Ariſtoteles bereits die ſüdliche Richtung des Laufes der Donau unter dem Arkyniſchen Gebirge 16).

Als bald nach dem zweiten puniſchen Kriege die Römer mit dem ſüdweſtlichen Gallien mehr bekannt geworden waren und daſelbſt keinen Iſterfluß angetroffen hatten, ſo vermuthete man ſeine Quellen in nördlicheren Gegenden, und zwar bei den Oſismiern, in der heutigen Bretagne. Damals entſtand auch die Meinung, daß er inmitten ſeines Laufes ſich in zwei Arme theile, von denen der eine dem Pontus Euxinus, der andere dem adriatiſchen Meere zuſtröme 17). Beide Meere dachte man ſich nämlich in unbeträchtlicher Entfernung von einander, ſo daß ſie von dem Gipfel des dazwiſchen liegenden Gebirges geſehen werden könnten. Die erweiterte Bekanntſchaft mit dem nördlichen Gallien in den Kriegen Cäſars und hauptſächlich die Kunde vom Rheinſtrome zeigte gar bald das Unrichtige der frühern Meinungen. Cäſar 18) führt uns in ſeiner Beſchreibung der Sylva Hercynia auf die Vermuthung, daß er mit der wahren Richtung des Laufes der Donau wohl vertraut war, und um ſo mehr müſſen wir uns wundern, daß Diodor von Sicilien 19), dem Cäſars Berichte vorlagen, den Rhenos und den Danubios in den Ocean münden laſſen konnte und wahrſcheinlich keinen Begriff davon hatte, daß der Iſtros und der Danubios ein und derſelbe Fluß ſei. Tiberius endlich entdeckte auf ſeinem Feldzuge gegen die Vindeliker, den er von dem Bodenſee aus unternommen hatte, im vierzehnten Jahre vor Chriſti Geburt die wahre Quelle des Danubius, in der Entfernung eines Tagemarſches von dem genannten See 20). Obgleich Strabo durch dieſen Feldzug des Tiberius mit der Quelle der Donau bekannt geworden war, ſo täuſchte er ſich doch ſelbſt, wie man aus mehren Stellen ſieht, hinſichtlich ihrer Lage, da er kein richtiges Bild von jenen Gegenden hatte; denn er

---

13) *Herod.* III, 33. 14) Mannert, Germania. S. 425. *Cluveri* Vindelicia et Noricum, c. VI. p. 84. Weſſeling in den Anmerkungen zu Herodot. II, 33. 12. und *Dalecampius* zu Plin. Hist. Nat. IV, 12.

15) *Pind.* Olymp. Carm III, 25. 16) *Aristot.* Meteorol. I, 13. 17) *Strab.* Rer. Geogr. I. p. 57. nach Eratoſthenes, den jedoch Strabo zu berichtigen ſucht, indem er hinzugeſetzt: — *οὔτ' εἰς ἑκατέραν τὴν θάλατταν ῥεῖ, ἀλλ' εἰς τὸν Πόντον μόνον.* 18) *Caes.* Bell Gall. VI. p. 25. Hercynia sylva oritnr ab Helvetiorum, et Nemetum, et Rauracorum finibus, *rectaque fluminis Danubii regione pertinet ad fines Dacorum et Anartium.* 19) *Diodor.* Biblioth. Hist. V, 25. 20) *Strab.* Rer. Geogr. VII. p. 292.

ſuchte ſie von dem Bodenſee aus nicht in nordweſtlicher, ſondern in öſtlicher Richtung, in den Bergen über dem adriatiſchen Meere, von der Küſte des äußerſten adriatiſchen Buſens nur tauſend Stadien entfernt [21].

Aber die wahre Quelle der Donau war nun aufgefunden, und dieſe Entdeckung gehörte unſtreitig zu der wichtigſten des Auguſteiſchen Zeitalters. Durch die Angabe der Entfernung eines Tagemarſches von dem Bodenſee ſehen wir, daß die eigentliche Donauquelle bei Donauſchingen, und nicht die entfernteren Quellen der Mutterbäche der Donau, des Bregen und der Brygach, die erſt nach ihrer Vereinigung und nach dem Hinzukommen der Hauptquelle bei Donauſchingen den Namen Donau annehmen, gemeint ſind. Donauſchingen iſt ungefähr 26 römiſche Millien (5¼ geogr. Meilen) von der äußerſten Spitze des Bodenſees entfernt, während die Entfernung bis zu den beiden andern Quellen gegen 40 Millien (8 geogr. Meilen) beträgt, was für den Marſch eines Tages auf ungebahnten Wegen in dem Lande des Feindes zu viel iſt. Aber 26 römiſche Millien konnte das Heer recht gut in einem Tage zurücklegen. Auch paßt die Schilderung der Localität, die uns Strabo früher gegeben hat [22], ſehr wohl auf Donauſchingen, denn der dortige Schloßberg ſcheint „der mittelmäßig hohe Bergrücken" zu ſeyn, der die Hauptquelle enthält, mit welcher Schilderung Tacitus und Plinius [23] vollkommen übereinſtimmen. Beide nennen das Gebirge, auf dem die Donau entſpringt, mit dem Namen Abnoba, und Tacitus bezeichnet den Ort des Urſprungs näher als einen ſanften und allmälig ſich erhebenden Bergrücken des genannten Gebirges, der offenbar derſelbe iſt mit der ῥάχις μετρίως ὑψηλή Strabo's. Das Gebirg Abnoba der Alten begriff aber den nördlichen Theil des heutigen Schwarzwaldes, bei den Quellen des Neckar, der Donau, des Kinzig- und Murgfluſſes, und ihm hatten die Römer zur Zeit der Blüthe ihrer Herrſchaft in der dortigen Gegend Altäre errichtet, von denen zwei mit ihren Inſchriften ſich bis auf unſere Tage erhalten haben [24].

Von dem Zeitalter des Auguſtus an waren die Römer mit dem Laufe der Donau von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung wohl bekannt, und ſie wurden es mit jedem Jahre immer mehr, da der gewaltige Strom der Hüter der Grenze der römiſchen Macht und Herrſchaft geworden war. Die Donau ſtrömte an den blühenden Provinzen Rhätien, Vindelicien, Noricum, den beiden Pannonien und den beiden Möſien vorüber und ſchützte dieſelben gegen die Einfälle der auf dem nördlichen Ufer wohnenden, kriegeriſchen germaniſchen und ſarmatiſchen Nationen. Weitläufige Befeſtigungen verſtärkten überdies dieſe natürliche Grenze und eine Reihenfolge von Caſtellen und großen Waffenplätzen deckte das ſüdliche Ufer von der Quelle der Donau bis zu ihrer Mündung in das ſchwarze Meer. Sie wurde wol oftmals in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung von den römiſchen Legionen überſchritten; aber nie gelang es ihnen, auf der linken Seite bleibenden feſten Fuß zu faſſen. Zwar fehlt es nicht an Äußerungen bei den römiſchen Schriftſtellern, in denen ſie ſich die Herrſchaft über dieſen Strom großſprecheriſch anmaßen und ihn einen unterwürfigen und dienſtbaren nennen; auch ſind noch mehre Münzen vorhanden mit ſo ſtolzer Aufſchrift; aber die Geſchichte hat es zur Genüge bewieſen, daß, allen Anſtrengungen von römiſcher Seite ungeachtet, es dieſen Welteroberern nie gelungen iſt, die wenigen Beſitzungen, die ſie auf dem linken Ufer des Fluſſes zu behaupten ſuchten, gegen den Andrang der germaniſchen Stämme auf die Dauer zu ſichern, ja daß ſie es endlich ſehr bequem fanden, hinter dem natürlichen Bollwerke des Danubius Schutz zu ſuchen gegen die überwiegende Heldenkraft teutſcher Nationen.

Über die Richtung des Laufes der Donau und über die verſchiedenen Beugungen des Stromes gibt uns Claudius Ptolemäus unter den alten Schriftſtellern die beſte Auskunft. Das Bild, welches er auf ſeinen Tafeln nach aſtronomiſchen Poſitionen und itinerariſchen Berechnungen entwirft, iſt nicht allzuweit entfernt von dem Bilde auf unſern Charten, wenn auch in der Angabe der Polhöhe oft ein bedeutender Unterſchied Statt findet, und da es das richtigſte und vollſtändigſte iſt, das uns aus dem Alterthume geblieben, ſo mag es hier eine Stelle finden. Strabo hatte zwar ſchon früher im Allgemeinen den Lauf der Donau zu ſchildern verſucht; aber ſeine falſche Vorſtellung von den Quellen führte ihn zu einem Irrthume, denn er gibt ihm vom Anfange eine ſüdliche Richtung, und dann führt er ihn nach einer plötzlichen Wendung von Weſten nach Oſten zum ſchwarzen Meere [25]. Die aufgezeichneten Poſitionen des Ptolemäus über den Lauf des Danubius ſind folgende:

	d. Länge.	d. Breite.
Die Quelle des Fluſſes	30°	46° 20′.
Die Poſition bei der Mündung des erſten aus Germanien einſtrömenden Fluſſes (Altmühl)	32°	47° 15′.
Die Poſition bei der Mündung des Ainos (Inn)	34°	47° 20′.
Die Poſition bei der Mündung des zweiten aus Germanien kommenden Fluſſes (Kamp), bei dem Gabretawalde	36°	46° 40′.
Die Poſition bei dem folgenden von Norden einſtrömenden Fluſſe (March), bei dem Lunawalde	39° 20′	47° 20′.
Die Beugung bei der Mündung des von		

---

21) *Strab.* Rer. Geogr. I. p. 57. IV. p. 207. VII. p. 289.

22) *Strab.* Rer. Geogr. IV. p. 207.

23) *Tacit.* Germ. 1. *Plin.* Hist. Nat. IV, 24. *Avienus D. O. M.* v. 437. Abnoba mons Istro pater est.

24) Julius Leichtlen, über die römiſchen Alterthümer im Zehntlande. S. 31. Bibliothek der neueſten Weltkunde von Malten. Th. 3. 1829. S. 180. Die beiden Altäre haben folgende, noch wenig bekannte Inſchriften. Die erſte: ABNOBAE. C. ANTONIVS. SILO>LEG. I. ADIVTRICIS. ET. LEG. II. ADIVTRICIS. ET. LEG. III. AVG. ET. LEG. IIII. F. F. ET LEG. XI. C. P. F. ET LEG. XXII. P. F. D. V. S. L. L. M. Die zweite: IN. H. DD. DIANAE. ABNOBAE. CASSIANVS. CASATI. V. SLL. ET. ANTIANVS. FRATER. FALCONE. ET. CLARO. COS. Die letztere Inſchrift iſt alſo aus dem Jahre 193 nach Chriſtus.

25) *Strab.* Rer. Geogr., VII. pag. 289.

26) *Claud. Ptolem.* Geogr. II, 11. p. 57. ed. Bertii.

	d. Länge.	d. Breite.
Süden kommenden Fluſſes Narabon (Raab)	41°	47° 40′.
Die Beugung bei der Stadt Kurta (Gran)	42°	47°.
Die nördlichſte Beugung bei der Stadt Karpis, (dem heutigen Schloſſe Viszegrad)	42° 30′	48°.
Eine andere Beugung [27])	43°	48°.
Die Poſition [28]) bei der Mündung des Daros (Drau)	44° 20′	45° 40′.
Die Beugung bei der Stadt Kornakon (Wukowar)	44° 25′	45° 15′.
Die Beugung bei der Stadt Akuminkon (Acimincum, zwiſchen Peterwardein und der Theismündung)	45°	45° 25′.
Die Beugung bei Rhitton (der Mündung der Bega gegenüber)	45° 30′	45′.
Die Mündung des Tibiskos [29]) (Theis)	45°	44° 45′.
Die Mündung des Fluſſes Sauios (Sau)	45°	44° 30′.
Die Mündung des Fluſſes Rhabon [30]) (Syl)	49°	43° 30′.
Die Mündung des Kiabros (Ciabrus, Dzibra)	49° 30′	43° 45′.
Die Poſition bei der Mündung des Alutafluſſes (des Oltfluſſes, auch Aluta auf den Charten)	50° 15′	44°.
Die Beugung bei der Stadt Oiskus [31]) (an der Mündung des Fluſſes Oescus, jetzt Isker)	51°	44°.
Die Beugung bei der Stadt Axios (Niſſowata)	54° 20′	45° 45′.
Die Beugung bei der Stadt Dinogetia, bei welcher ſich die Mündung des Fluſſes Hieraſus (Pruth) befindet	53°	46° 40′.

Jetzt folgen die Mündungen des Iſters der Reihe nach, welche Ptolemäus zugleich mit den verſchiedenen Stromarmen mit einer für ſein Zeitalter wahrhaft bewunderuswerthen Künſtlichkeit auf ſeiner Tafel niedergelegt hat [32]).

	d. Länge.	d. Breite.
Die erſte Theilung des Stroms bei der Stadt Nuiodunon (Noviodunum)	54° 50′	46° 30′.
Hier trennt ſich der ſüdlichſte, die Inſel Peuke umfließende Arm und dieſe Inſel beginnt	55° 20′	46° 30′.
Dieſer Arm ergießt ſich in den Pontus durch die Mündung, welche die heilige oder Peuke (ἱερὸν στόμα ἡ Πεύκη) genannt wird	56°	46° 15′.

Um uns nicht zu verwirren, müſſen wir zuvörderſt die angeführten Poſitionen näher ins Auge faſſen. Die Stadt Nuiodunon, Noviodunum der Peutingerſchen Tafel und der Antoniniſchen Wegcharte, das Standquartier der zweiten Legion mit dem Beinamen Herculea, lag in der Nähe der heutigen Feſtung Iſacktſchi. Hier trennt ſich die Donau in mehre Arme, und das große Delta der Mündungen beginnt. Auf dieſer Stelle ſchlug einſt der Perſerkönig Darius, des Hyſtaspes Sohn, auf ſeinem Zuge gegen die Scythen im Jahre 513 vor Chriſtus jene berühmte Brücke, welche er während ſeiner Anweſenheit auf dem nördlichen Ufer der Donau den Joniern zu bewachen anvertraute, und deren Erhaltung ihn und ſein Heer nach dem unglücklichen Feldzuge rettete. Herodot [33]) ſagt, die Brücke ſei zwei Tagſchifffahrten entfernt von dem Meere über den Hals des Iſters, da wo dieſer Strom ſich in ſeine Mündungen ſpaltet, geſchlagen worden, und dies kann nur auf dieſer Stelle ſeyn, in einer Entfernung von ungefähr 10 geogr. Meilen vom Meere.

Der ſüdlichſte Arm, welcher die Inſel Peuke umfloß, iſt der von Iſacktſchi über Tulcza zum See Raſem ſtrömende Donauarm, der ſich heutzutage durch die Mündung Jalowa Kukzik Bugaſi unterhalb der Landſpitze Metlewa Burnu ins Meer ergießt, und dieſe Hauptmündung, die noch zwei kleinere ſüdliche, Portitza Bugaſi und Kurte Bugaſi zwiſchen angeſchwemmten Küſteninſeln hat, iſt die heilige (sacrum ostium) Mündung oder die Mündung Peuke des Ptolemäus. Nach Plinius zog ſich aus dieſem Arme ein Landſee von 63 Millien (12⅔ geogr. Meilen) im Umfange gegen Süden, oberhalb der Stadt Iſtropolis (Kiſtendſchi), mit Namen Halmyris [34]) (Salzwaſſer), der jetzt in zwei mit einander in Verbindung ſtehende Seen, Raſem und Babada, getheilt iſt, aber noch in den ſumpfigen Niederungen zwiſchen Babadag und Kara Arman deutliche Spuren ſeiner ehemaligen Ausdehnung zurückgelaſſen hat. Nach dieſen Andeutungen zeigt ſich uns das große Inſelland im Norden des Sees Raſem und im Süden des Armes Georgiewsk als die Inſel Peuke (Fichteninſel), und die von Ptolemäus zur nähern Beſtimmung derſelben angegebene Poſition trifft auf die erſte Theilung des ſüdlichen Stromarmes bei dem Flecken Borlemi.

Hierauf geht Ptolemäus zur Schilderung des nördlichſten Stromarmes über:

	d. Länge.	d. Breite.
Der nördliche Arm trennt ſich bei der Poſition	55°	46° 45′.
Und von dieſem Arme trennt ſich abermals ein Arm, der noch weiter nach Norden emporſteigt, und zwar bei der Poſition	55° 30′	47°.
Der ſüdliche Theil deſſelben ſtagnirt, ehe er den Pontus erreicht; aber der nördliche bildet einen ſich noch wei-		

---

[27]) Dieſe Poſition iſt nach der lateiniſchen Verſion des Bertius; im griechiſchen Texte fehlt ſie.

[28]) *Ptol.* Geogr. II, 16. pag. 64.

[29]) Dieſe Poſition ſollte früher ſtehen als die vorhergehende bei Rhitton. Dann ſind die Zahlen in der Reihenfolge richtig.

[30]) *Ptol.* Geogr. III, 8. p. 34.

[31]) Dieſe und die drei vorhergehenden Poſitionen ſind bei Ptolemäus unrichtig geſtellt. Die wirkliche Reihenfolge iſt dieſe: Kiabros, Rhabon, Diskos, Aluta. Aber die Zahlen bleiben in der Reihenfolge und nur die Namen verändern die Stellung, dann iſt alles richtig.

[32]) *Ptol.* Geogr. III, 10. pag. 87.

[33]) *Herodot.* IV, 89. *Strab.* Rer. Geogr. VII. pag. 305. Der letztere gibt den Übergangspunkt unbeſtimmt oberhalb der Inſel Peuke an.

[34]) Auf den Itinerarien liegt hier der Ort Salſovia.

	d. Länge.	d. Breite.
ter nach Norden erſtreckenden See mit Namen Thiagola	55° 40′	47° 15′.
Endlich fällt dieſer äußerſte Arm durch eine Mündung, welche die kleine, oder wie jener See, Thiagola heißt, (*Θιαγολή, ψιλὸν ςόμα*) in den Pontus	56° 15′	47°.

Die zuerſt angegebenen Poſitionen laſſen ſich nicht mehr genau mit einer Darſtellung auf den neueſten Charten vergleichen, da das Flußbette zwiſchen Ismail und Kilia in zu viele Arme zerriſſen iſt, die vielleicht im Laufe der Jahrhunderte nicht unbedeutenden Veränderungen unterworfen waren. Jedoch auf dieſen Theil des Stromlaufs müſſen die mitgetheilten Poſitionen bezogen werden, das iſt ausgemacht. Der ſtagnirende Theil des nördlichſten Armes hat noch Spuren ſeines Daſeyns in den Sümpfen weſtlich von der im Süden von Kilia Bugaſi liegenden Landſpitze Baba Gaſan und Kislak Balaban zurückgelaſſen, und ſeine Mündung mag ſchon in der früheſten Zeit verſandet ſeyn. Es iſt dies die ſiebente Mündung, von welcher ſchon Tacitus ſagte, daß ſie ſich in Sümpfen verlöre [35]. Dieſer Arm trennte ſich ungefähr 2 Meilen öſtlich von Ismail von dem nördlichſten Arme, bevor dieſer mit dem zwiſchen Ismail und Kilia befindlichen großen Landſee in Verbindung trit, welcher kein anderer ſeyn kann als der See Thiagola des Ptolemäus. Er ſteigt weit nach Norden in das heutige Beſſarabien empor und erhält ſein Waſſer zum Theil von der Donau, zum Theil von einigen aus dem Norden ihm zuſtrömenden Flüßchen. Nach dem See hatte auch die äußerſte Mündung des nördlichſten Armes den Namen erhalten, die jedoch gewöhnlicher *ψιλὸν ςόμα* genannt wird. Bei Plinius heißt ſie Spireostoma und bei Ammianus Stenostoma [36], und iſt die nördlichſte, durch vorliegende Inſeln zerriſſene und beengte, große Hauptmündung, drei Meilen unterhalb Kilia, die jetzt den Namen Kilia Bugaſi trägt.

Ptolemäus ſchildert uns nun die zwiſchen dem nördlichſten und ſüdlichſten Hauptarme befindlichen Stromabtheilungen und Mündungen:

	d. Länge.	d. Breite.
Der ſüdliche Theil des zweiten Stromarmes ſpaltet ſich wieder bei der Poſition	55° 20′	46° 45′.
Und der nördliche Theil dieſes Armes fällt in den Pontus durch die Mündung, welche die Nördliche (Boreostoma) genannt wird	56° 20′	46° 50′.
Der ſüdliche Theil ſpaltet ſich wieder bei der Poſition	55° 40′	46° 30′.
Und der ſüdliche Theil dieſes Arms fällt in den Pontus durch die Mündung, welche Inariakion genannt wird	56° 30′	46° 20′.
Der nördlichſte Theil aber ſpaltet ſich wieder bei der Poſition	56°	46° 40′.
Und der nördliche Theil dieſes Armes ergießt ſich durch die Mündung Pſeudoſtomon	56° 15′	46° 40′.
Der ſüdliche Theil aber durch die Mündung, welche die Schöne heißt	56° 15′	46° 30′.

Dies iſt die künſtliche Darſtellung der mittleren Stromarme und Mündungen der Donau bei Ptolemäus, die wir nun mit den jetzigen Verhältniſſen zu vergleichen haben. Der Alexandriner Geograph zählt zwiſchen der nördlichſten und der ſüdlichſten Hauptmündung noch vier dazwiſchen liegende, die er, wenn wir ſie nach der Reihenfolge, von Süden nach Norden vorſchreitend, ordnen, Inariakion, Kalon, Pſeudoſtomon und Boreion nennt, während wir heutzutage in dieſem Zwiſchenraume blos zwei Hauptmündungen, Gederile Bugaſi oder Agas Georgios und Cuni oder Suline Bugaſi antreffen. Hier muß alſo in dem Laufe der Jahrhunderte eine Veränderung Statt gefunden haben. Es fragt ſich nun, welche Mündungen von den angeführten verſchwunden ſind, und es leidet kaum einen Zweifel, daß es die von Ptolemäus in ſeiner Aufzählung zuletzt genannten Pſeudoſtomon und die Schöne ſind, und daß der ganze mittlere Arm, den Ptolemäus bei der Poſition 55° 40′ der Länge und 46° 30′ der Breite ſich von dem *zweiten ſüdlichen* Hauptarm trennen läßt, und welcher durch ſeine Spaltung bei 56° d. L. und 46° 40′ d. B. die beiden mittelſten Mündungen bildet, jetzt gänzlich verſandet iſt und nur in den drei Küſtenſeen auf der zwiſchen den Stromarmen Georgiewsk und Suline liegenden großen Inſel, welche Seen auf meiner Specialcharte mit den Namen Reſuad, Laſtigel und Czeſlik bezeichnet ſind, ſchwache Spuren ſeines ehemaligen Vorhandenſeyns zurückgelaſſen hat. Nach dieſer Vorausſetzung würde ſich Pſeudoſtomon bei der Landſpitze Gederim Burnu, und Kalonſtoma etwas ſüdlicher, zwiſchen Gederim Burnu und Agas Georgios ins Meer ergoſſen haben. Schon in der früheſten Zeit hatten ſich hier Inſeln gebildet, die durch vermehrte Anſchwemmung zur Verſtopfung der Mündungen viel beigetragen haben mögen. Plinius nennt bei Kalonſtoma die Inſel Sarmatica und bei Pſeudoſtomon die Inſel Conopon oder *Κωνώπων διάβασις* [der Mückenübergang] [37]. Jetzt, wo die Mündungen verſchloſſen ſind, iſt natürlich auch von dieſen Inſeln keine Spur mehr vorhanden; wir müßten denn annehmen, daß von der Inſel Cone oder Conopon diabaſis, die zwiſchen den Mündungen Pſeudoſtomon und Boreoſtoma lag, ſich noch ein ſchwacher Anklang in dem Namen Cuni Bugaſi erhalten habe. Für Inariakion und Boreion Stoma bleiben uns nun nur die beiden jetzigen mittleren Hauptmündungen der Donau übrig, durch welche die Arme Georgiewsk und Suline ſich in das Meer ergießen. Der erſtgenannte Arm iſt der von Ptolemäus bei der Poſition 55° 20′ der Länge und 46° 45′ der Breite ſüdwärts geführte, und dieſe Spaltung trifft auf die Stelle eine Meile oſtwärts von Tulcza. Inariakion des Ptolemäus iſt daher ohne Zweifel die jetzige Hauptmündung Gederile

---

[35] *Tacit.* Germ. 1. Septimum enim os paludibus hauritur.

[36] *Plin.* Hist. Nat. IV, 24. *Ammian. Marcell.* XX, 8. in fine.

[37] *Plin.* Hist. Nat. IV, 24. Lucan III, 200. nennt die Inſel Cone.

Bugaſi, welche von den heutigen Griechen Agas Georgios genannt wird. Plinius nennt dieſelbe Naracuſtoma, und ebenſo Solinus und Ammianus, und bei ihnen, wie bei Ptolemäus, iſt es die zweite Mündung nördlich von Peuke oder der heiligen 38). In dem Periplus des Pontus Euxinus heißt ſie Arakon, im Periplus Arrian's Narakon und bei Apollonius Rhodius Narekos oder, wie der Scholiaſt vermuthen läßt, Arekos 39). Harduin in ſeinen Anmerkungen zum Plinius deutet den Namen durch Narcuſtoma (die faule Mündung) wegen des trägen Laufs des Waſſers, und mag wol das Wahre getroffen haben. Die Schreibart Inariakion bei Ptolemäus ſcheint alſo durch einen bloßen Schreibfehler entſtanden zu ſeyn, und kann mit gutem Gewiſſen in Narakion umgeändert werden. Apollonius von Rhodos läßt fälſchlich die Inſel Peuke durch die Mündungen *Νάρηκος* und *Καλὸν στόμα* gebildet werden, und beide ſpielen bei der Rückfahrt der Argonauten eine Rolle, die jedoch bei der offenbaren Unrichtigkeit der Vorſtellung des Dichters von keiner geographiſchen Bedeutung ſeyn kann.

Wir haben nun noch die letzte Mündung des Ptolemäus, das Boreion Stoma, welche Plinius Boreoſtoma, Solinus Borionſtoma und Ammianus Boreonſtoma nennen, zu beſtimmen, und dieſe kann keine andere ſeyn als die Donaumündung Euni Bugaſi, durch welche ſich der Arm Suline bei dem Flecken Fonar mit dem Meere vereinigt, und die auch nach jenem Stromarme Suline Bugaſi genannt wird.

Über die Zahl der Mündungen ſelbſt herrſcht in den Angaben der Alten eine Verſchiedenheit. Herodot erwähnt, ohne ſie einzeln namhaft zu machen, nur fünf Mündungen 40), was wol nur darin ſeinen Grund haben mag, daß er die Reihenfolge mit den nördlichen, Boreonſtoma, für geſchloſſen hielt und Thiagola nicht mitzählte. Ich ſchließe dies aus dem Namen Boreonſtoma, in welchem an ſich ſchon der Beweis liegt, daß man eine Zeit lang dieſelbe für die äußerſte gehalten hat. Plinius zählt deren ſechs, alſo ebenſo viel, wie Ptolemäus, und in derſelben Folge: Oſtium Peuces, Naracuſtoma, Calonſtoma, Pſeudoſtomon, Boreoſtoma und Spireoſtoma (die krumme oder gewundene, die auch Thiagola, Pſilon, die kleine, und Stenonſtoma, die enge, genannt wird), und deutet auf keine verſandete ſiebente hin, was doch, wie wir ſahen, Ptolemäus gethan hat, bevor er ſeine ſechſte erwähnte. Strabo, Pomponius Mela, Tacitus, Solinus und Ammianus Marcellinus 41) zählen ſieben Mündungen, und zwar die letzten beiden Schriftſteller mit denſelben Namen und in derſelben Reihenfolge wie Plinius; von der ſiebenten weiß jedoch kein einziger von ihnen den Namen anzugeben. Sie wird von ihnen am weiteſten nach Norden geſchoben, und nach der von Tacitus, Solinus und Ammianus gegebenen Schilderung, daß ſie träge und unbewegt, mehr einem ſchwarzen Sumpfe als einem Fluſſe zu vergleichen ſei, möchten wir ſchließen, daß die genannten Schriftſteller die Küſtenſeen öſtlich von Kilia fälſchlich für eine Donaumündung gehalten haben.

Auch über die Stärke der Strömung und die Größe der Donaumündungen finden wir Nachweiſungen bei den Alten. Die größte war nach Strabo's Angabe das *ἱερὸν στόμα* oder *Πεύκη*, und die kleinſten die drei zunächſt folgenden. Die übrigen waren wieder größer, jedoch ſtanden ſie der erſten bei weitem nach 42). Nach Mela waren drei Mündungen ſehr ſchwach, und nur die übrigen vier konnten mit Schiffen befahren werden 43). Wenn wir Mela's Worte mit den Worten Strabo's vergleichen, ſo ergibt es ſich, daß die Mündungen Naracuſtoma, Calonſtoma und Pſeudoſtomon die drei kleinſten waren, und unſere Anſicht, daß die beiden zuletzt genannten endlich ganz verſandet und verſchwunden ſind, ſcheint hiedurch noch mehr Beſtätigung zu gewinnen. Auch fügt Plinius 44) noch die Bemerkung hinzu: die Strömung einiger Mündungen ſei ſo ſtark, daß ſie ſich 40 Millien (8 geogr. Meilen) weit nicht mit dem Meere vermiſche, und daß bis in dieſe Entfernung von der Küſte das Stromwaſſer den ſüßen Geſchmack beibehalte. Dies ſoll noch jetzt bei den Hauptmündungen der Fall ſeyn. Solinus 45) ſagt daſſelbe von den vier erſten Mündungen, die er als die größten ſchildert, und geräth auf dieſe Weiſe mit Strabo in Widerſpruch. Mir ſcheint jedoch Strabo mehr Glauben zu verdienen, als der unkritiſche Compilator Solinus. Endlich gibt Strabo die Summe der Entfernung von der erſten bis zur ſiebenten Donaumündung auf 300 Stadien (7½ geogr. Meile) an, eine Meſſung, die von Jalowa Kukzik Bugaſi bis Kilia Bugaſi nur um ein Geringes zu klein iſt.

Auf ihrer langen Wanderung von dem Fuße des Schwarzwaldes bis in den Schooß des ſchwarzen Meeres nimt die Donau eine Menge größerer und kleinerer Flüſſe auf, von denen ein großer Theil ebenfalls ſchon ſehr frühzeitig den Römern und Griechen bekannt war. Plinius läßt ſechzig Flüſſe in den Danubius münden, von denen faſt die Hälfte ſchiffbar wäre. Solinus und Ammianus geben dieſelbe Zahl an, dehnen jedoch das Prädicat des Schiffbarſeyns beinahe auf alle ſechzig aus, was offenbar übertrieben iſt, während die Angabe des Plinius der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag 47).

Die älteſte Nachricht über die in die Donau mündenden Flüſſe finden wir bei Herodot 48); aber leider ſind die von ihm in ſo früher Zeit aufgezeichneten Namen ſehr verſchieden von den Namen bei den ſpätern Schriftſtellern, daß ihre Deutung große Schwierigkeiten hat; ſie laſſen ſich daher nur muthmaßlich beſtimmen. Herodot nennt zuerſt unter den fünf durch das Scythenland zur Donau ſtrömenden Flüſſen den Porata, wie er bei den Scythen,

---

38) *Plin.* l. c. *Solinus* Polyhist. XIII. *Ammian. Marcell.* XXII, 8.

39) Peripl. Anon. Geogr. minor. Tom. I. p. 23. *Apollon. Argonaut.* l. IV. v. 312. *τὴν μὲν καλέουσι Νάρηκος.*

40) *Herodot.* IV, 47. *Dionys.* Perieget. v. 301. u. *Eustath.* zum 298. V. *Claudian.* de Bell. Get. v. 337, auch Ephorus bei *Strabo* VII. pag. 305.

41) *Strab.* VII. p. 305. *Pomp. Mela* II, 1. *Tacit.* Germ. 1. *Solin.* XIII. *Ammian. Marcell.* XXII, 8.

42) *Strabo* l. c.

43) *Pomp. Mela* II, 1.

44) *Plin.* H. N. IV, 24.

45) *Solin.* Polyhist. XIII.

46) *Strabo* l. c.

47) *Plin.* IV, 24. *Solin.* XIII. *Ammian. Marcell.* XXII, 8.

48) *Herodot.* IV, 48. 49.

oder den Pyretos, wie er bei den Hellenen hieß. Dies iſt ohne Zweifel der heutige Pruth. Dann folgen der Tiarantos (der Sylfluß), der Araros (der Olt), der Naparis (der Ardſchiſch) und der Ordeſſos (der Sereth). Endlich kommt noch auf der nördlichen Seite der Maris (der Maroſch, der mit der Theis vereinigt in die Donau fällt). Von der Südſeite und zwar zuerſt von den Höhen des Hämus (Balkan) führt er drei große Ströme: den Atlas (Tabandere), den Auras (Sara oder Driſtra) und Tibiſis (den Lommfluß), durch Thracien aber den Athrys (Jantra), den Noes (Osme) und Artanes (Wid), von den Päoniern und dem Gebirge Rhodope den Skios (Isker), und von den Illyriern den Angros (die erſte ſerbiſche Morawa) vereinigt mit dem Brongos (der zweiten ſerbiſchen Morawa) durch die Triballiſche Ebene (das Amſelfeld) zu der Donau. Zuletzt beſchließt er die Reihe der von Süden ſtrömenden Flüſſe mit der aus dem Lande der Ombriker (Rhätier) kommenden Karpis (Drawe) und Alpis (Innfluß).

Wir haben dem Herodot als dem Vater der Geſchichte und Geographie eine größere Ausführlichkeit gewidmet; jetzt mögen nun die von den übrigen Schriftſtellern des Alterthums aufgezeichneten Namen der in die Donau mündenden Flüſſe folgen.

Ptolemäus in ſeiner Beſchreibung des Donaulaufes deutet vier Flüſſe an, die aus der Germania magna der Donau zuſtrömen. Der erſte iſt die Altmühl in der Nähe der Stadt Alkimunnis, der zweite der Kampfluß in der Nachbarſchaft des Volks der Adrabäkampen, der dritte die March und der vierte der Granfluß in Oberungern. Die March, Marus, nennt Tacitus zugleich mit dem benachbarten Wagfluß, Cusus, und Plinius; den Namen des Granfluſſes, Granua, hat uns der Kaiſer Marcus Antoninus Philoſophus am Schluſſe einer ſeiner philoſophiſchen Selbſtbetrachtungen aufbehalten [49]. Hierauf folgen, aus Dacien kommend, die Theis, Pathissus von Plinius, Parthiscus von Ammian und *Τίβισκος* von Ptolemäus genannt, welche den Maroſch, den *Μάρισος* des Strabo, in ſich aufnimt [50]; ferner die Czerna, Tierna, der Sylfluß, *Ῥαβών*, den Ptolemäus im innern Lande mit dem Maroſch verwechſelt zu haben ſcheint, der Olt- oder Altfluß, die *Ἀλούτα* des Ptolemäus, der Ardſchiſch, der Naparis, und der Sereth, der Ordessus Herodot's, und endlich der Pruth, den Ptolemäus von Herodot abweichend *Ἱέρασος* nennt. Dies ſind die auf dem nördlichen Ufer in den Danubius mündenden Nebenflüſſe, deren Namen uns aus dem früheſten Alterthume geblieben ſind; wir gehen jetzt auf das ſüdliche Ufer über, wo wir uns wegen der Nachbarſchaft blühender Provinzen in bekannteren Regionen befinden. Dennoch müſſen wir uns wundern, daß in dieſem von den bedeutendſten Heerſtraßen durchzogenen Gebiete, wo zur Zeit der römiſchen Weltherrſchaft zahlloſe Städte an dem Ufer der Donau blühten, der alte Name manches anſehnlichen Fluſſes mit Stillſchweigen übergangen und folglich für uns verloren iſt.

Aus der Provinz Rhätien und Vindelicien kamen die Iller — Ilargus, — die Günz — Guntia, — der Lech — Licus, *Λίκιος*, — die Iſar — Isargus — mit der Ammer — Amber — vereinigt, und zuletzt an der Grenze der Innfluß, der von Tacitus Aenus, von Ptolemäus *Αἶνος* und von den Itinerarien Oenus genannt wird [51]. Auch die beiden unbekannten Flüſſe Strabo's, *Δοῦρας* und *Κλάνης*, die, in den Gebirgen über Vindelicien entſpringend, zum Iſter floſſen, gehören in dieſe Gegend [52]. Aus Noricum empfing der Danubius die Flüſſe Ens — Anisus, — Ips — Ises, — und Erlau — Erlape, — und aus Oberpannonien als den Grenzfluß die Raab, von Ptolemäus *Ἀραβών* und von der Peutingerſchen Tafel Arrabo genannt [53]. Aus Unterpannonien kamen die beiden Hauptſtröme Drawe und Sawe mit der Waſſermenge vieler in dieſelben mündenden und den Römern wohlbekannten Flüſſe, welche ihre alten Namen Dravus und Savus faſt ganz unverändert beibehalten haben [54]. In Obermöſien finden wir die ſerbiſche Morawa, die von Ptolemäus *Μόσχιος*, von Plinius aber richtiger Margis genannt wird [55]; ferner die Mlawa — Pingus, — den Ipek — Apus, — den Timok — Timachus — und als den Grenzfluß die Dſchibra — Ciabrus, *Κίαβρος* — [56]. Sechs Meilen nordweſtlich von der Mündung des Timok, etwas unterhalb der Katarakten Strabo's, befand ſich die berühmte, von dem griechiſchen Architekten Apollodorus gebaute, ſteinerne Brücke Trajans über die Donau, die einzige vielleicht, welche der gewaltige Strom in ſeinen unteren Theilen getragen hat [57]. Noch ſind in der Gegend von Tſernetz bei niedrigem Waſſer einzelne Pfeiler der alten Brücke in dem Bette des Fluſſes zu ſehen. Noch zwei andere Brücken, wahrſcheinlich bloße Schiffbrücken mit befeſtigten Brückenköpfen, verbanden die beiden Ufer bei Altorſowa, wo auf der Nordſeite die Tzerna — Tierna — mündet, und bei der Mündung des Ipek — Apo flumine —, in der Nähe des heutigen Flecken Gradiſka. Durch dieſe drei Brücken ſtand die durch Trajan eroberte Provinz Dacien mit dem ſüdlichen Donauufer in Verbindung, und an dieſen Punkten überſchritten die römiſchen Heerſtraßen den Strom.

Es folgen nun noch aus Untermöſien kommend der Isker — Oescus, Escus, *Σκίος* —, der Wid — Utus —, die Osme — Escamus —, die Jantra — Ieterus —, und endlich von dem Gebirge Hämus der *Τίβισις*, *Αὔρας* und *Ἄτλας* Herodots [58], der Lomm, die Driſtra und der Tabandere.

---

[49] *Tacit* Annal. II, 63. *Plin.* Hist. Nat. IV, 25. *Marc. Antonin* εἰς ἑαυτόν I, 17.

[50] *Plin.* Hist. Nat. IV, 12. *Amm. Marcell.* XVII, 13. *Ptol.* Geogr. III, 8. *Strab.* Rer. Geogr. VII, 211. Tab. Peuting. Tierna. Alitta. Auch die Sargetia des Dio Caſſius (LXVIII, 14.) gehört hieher.

[51] *Pedo Albinovanus* in Eleg. ad Liv. Aug. v. 385. Itin. Antonin. *Ptol.* II, 12. *Plin.* H. N. III, 20. *Tacit.* Hist. III, 5. *Ptol.* II, 14. Tab. Peuting. Ad Enum.

[52] *Strabo* IV. pag. 207.

[53] Tabul. Peuting. Itin. Antonin. *Ptol.* II, 16.

[54] *Plin* H. N. III, 28. *Strabo* VII. p. 314. *Δράβος* u. *Σάος*. *Ptol.* II, 16. *Δάρος* verſchrieben für *Δράος* u. *Σαούϊος*.

[55] *Ptol* III, 9. *Plin.* H. N. III, 29. Tab. Peuting. Margum flumen.

[56] *Ptol.* III, 10. *Plin.* l. c. Tab. Peuting. Apo flumine.

[57] *Dio Cassius* LXVIII, 13. *Procop.* de Aedific IV, 6. Tab. Peuting.

[58] *Herodot* IV, 49. *Plin.* Hist. Nat. III, 29.

Die Geſamtzahl der von den alten Schriftſtellern aufgezeichneten Namen beträgt nach unſerer Aufzählung acht und dreißig, und wir könnten das Verzeichniß leicht bis zu der von Plinius, Solinus und Ammianus angegebenen Summe vermehren, wenn wir alle Namen bei den ſpäteren Jornandes, Procopius, Paullus Diaconus, dem ungenannten Geographen von Ravenna und einigen Biographen der Heiligen mit aufnehmen wollten. Dies würde uns jedoch zu weit führen, da die meiſten Flüſſe bei jenen Schriftſtellern mit barbariſchen Namen genannt werden und ſehr unſicher zu beſtimmen ſind. Eine weitere Unterſuchung der Art gehört aber nicht in unſern Plan. Soviel ſcheint indeſſen ſchon aus dem von uns Mitgetheilten hervorzugehen, daß Plinius bei der ſummariſchen Angabe von ſechzig in den Danubius mündenden Flüſſen, von denen dreißig ſchiffbar waren, ſich keine Übertreibung zu Schulden kommen ließ. Man prüfe nur und vergleiche die neueren Charten, und man wird ſich gewiß von der Wahrheit dieſer Behauptung überzeugen.

Als Beſchirmer der Grenzen des Reiches ſtand der Danubius bei den Römern in ſo großem Anſehn, daß er häufig als ein bärtiger, mit rückwärtsgekehrtem Haupte und flatterndem Gewande auf einem Seeungeheuer ruhender Flußgott, den Blitzſtrahl und eine Sumpfpflanze als Attribute führend, auf Münzen vorkommt[59], ja wir finden ſogar Spuren, daß man ihm zugleich mit dem Jupiter Altäre errichtete und göttliche Ehre zu Theil werden ließ. Als ſicherſter Beweis möge folgende, aus dem Jahre 201 nach Chriſtus herrührende, bei Echingen an der Donau in neueſter Zeit aufgefundene Steinſchrift[60] dienen:

IN H. D. D.
I. O. M. ET DANV
VIO EX VOT
O PRIMANVS
SECVNDVS V. S. L. M.
MVCIANO ET FABI
. . . .

Der Name ſelbſt aber ſcheint aus dem alten Worte Dan, Tan oder Don gebildet zu ſeyn, welches in den Urſprachen im Allgemeinen Waſſer oder Fluß bedeutet haben mag. Wir finden dieſes Wurzelwort in den alten Flußnamen Tanais, Danaſter, Danus, Tanos, Tanager, Tanarus, Eridanus, Rhodanus, und in den daraus gebildeten Völkernamen Dan, Danai, Dani u. a. m. Dan-ubius hieße dann der obere Fluß, und Iſter, eigentlich Dan-iſter, der untere oder auch der öſtliche Fluß[61]. (*Aug. Wilhelm.*)

DANVERS, Townſhip, in der Grafſchaft Eſſex des nordamerikan. Freiſtates Maſſachuſetts, am Beverley, mit 2 Kirchen, 1 Poſtamte und 3127 Einwohnern, welche Ziegeleien haben, töpfernes Geſchirr und Leder verfertigen. (*H.*)

DANVILLE, Name mehrer Ortſchaften in den nordamerikaniſchen Freiſtaten: 1) Hauptort der Grafſchaft Caledonia im State Vermont, an einem Zufluſſe des Paſſumſick, mit 1 Rathhauſe, auf welchem die county courts gehalten werden, 1 Kirche, 1 Akademie (Schule) der Chaktaws-Indianer, 1 Gefängniſſe und 2500 Einwohnern, welche ſehr zerſtreut umher wohnen; — 2) in der Grafſchaft Steuben des States Newyork, mit 1 Poſtamte und 666 Einw.; — 3) Hauptort der Grafſch. Columbia des States Pennſylvania am O. Arme der Susquehannah und an der Mündung des Mahony, mit 1 Poſtamte und den Grafſchaftsgebäuden; — 4) ein in ſteigendem Wachsthume begriffener Flecken in der Grafſch. Pittſylvania des States Virginia. Er liegt (Br. 36° 34′. L. 298° 9′) am Dan, wo derſelbe einen Katarakt macht, zu deſſen Umgehung ein Kanal angelegt iſt, und hat 2 Kirchen, 1 Bank, 1 Druckerei, über 200 Häuſ. und 1500 Einw., die einen ſehr bedeutenden Handel mit der umliegenden Gegend und Nordcarolina treiben, indem die Güter von hier den Dan und Roanoke hinab in den Cheſapeak und Albemarlekanal nach Norfolk gehen; — 5) Marktflecken in einer der ergiebigſten Gegenden der Grafſch. Mercer des States Kentucky, unweit des Dicks gelegen und gut gebaut, hat eine Kirche, 1 Collegium, 1 Bank, 1 Zeitungsdruckerei, 200 Häuſ. und etwa 1200 (1810 erſt 432) Einw., welche Baumwollen- und Hanfweberei, Sägemühlen und andere umgehende Werke unterhalten und Wochenmärkte eingerichtet haben. (*Leonhardi.*)

D'Anville ſ. Anville.

DANZ, Johann Andreas, Profeſſor der Theologie und der orientaliſchen Sprachen zu Jena, geb. den 1. Febr. 1654 in dem unweit Gotha gelegenen Dorfe Sandhauſen. Nachdem er mehre Jahre das gothaiſche Gymnaſium beſucht hatte, begab er ſich auf die hohe Schule zu Wittenberg, und wurde daſelbſt 1676 Magiſter. Er reiſte darauf nach Hamburg, um Edzardis Unterricht in den orientaliſchen Sprachen zu benutzen, und von da nach Leipzig, 1680 aber nach Jena, um daſelbſt Andere zu lehren. Nach der Rückkehr von einer gelehrten Reiſe durch Holland und England wurde er 1685 Profeſſor der orientaliſchen Sprachen in Jena, 1710 zugleich Doctor und Profeſſor der Theologie, und den 20. December 1727 ſtarb er. Er hat ſich als ſchulgerechter Bearbeiter der hebräiſchen Grammatik, und durch das Beſtreben, in das Studium derſelben mehr Genauigkeit und größere Vollſtändigkeit zu bringen, zu ſeiner Zeit einen berühmten Namen gemacht, und war in dieſer Beziehung das Haupt des Orientalismus, wenigſtens in Teutſchland. Unbekannt mit den Grundſätzen einer echten Sprachphiloſophie trug er die durch die carteſiſche Philoſophie beliebt gewordene, demonſtrativiſche Lehrart auf die hebräiſche Grammatik über, und glaubte ihr

---

59) *Montfaucon* Tab. LXXXXVII. No. 12 mit der Unterſchrift: DANVVIVS.

60) Der in der Inſchrift erwähnte Primanus Secundus ſcheint derſelbe zu ſeyn, der bei Gruter DLVIII, 6. vorkommt. Die angeführten Conſuln ſind M. Nonius Mucianus und L. Annius Fabianus im Jahre der Stadt Rom 954. Die Schreibart Danuvius iſt die auf den Münzen und Steinſchriften gewöhnliche und keineswegs, wie Herr Reichard behauptet (Germanien unter den Römern S. 207.) ein orthographiſcher Fehler der Handwerker. Vergl. *Ferussac*, Bulletin des sciences historiques 1829. No. 8. p. 458.

61) Adelung, älteſte Geſchichte der Teutſchen. S. 329.

dadurch ein philoſophiſches Gewand verliehen zu haben. Er gab zwar ſeinem Syſtem einen innern Zuſammenhang und ſeinen grammatiſchen Regeln eine Vollſtändigkeit, wie ſie vor ihm kein hebräiſcher Sprachlehrer gegeben hatte, weswegen er dadurch zu großem Anſehen gelangte und ſich lange darin behauptete; allein durch die Erfindung einer Menge neuer Terminologien und durch die Subtilität ſeiner Regeln hat er das hebräiſche Sprachſtudium mehr erſchwert als erleichtert. Sehr oft gedruckt wurden ſeine grammatiſchen Schriften: Nucifrangibulum. Jen. 1686. 8., darauf mit dem Titel: Literator ebraeo-chaldaicus, plenam utriusque V. T. institutionem harmonice ita tradens, ut cuncta, firmis superstructa fundamentis, innotescant scientifice. Ib. 1696. 8.; die Syntax: Interpres ebraeo-chaldaicus. Ib. 1696. 8. vermehrt cura J. G. Tympe. Ib. 1755. 4. Das Ganze noch einmal cura J. H. Zopf. Ib. 1773. 8. Teutſch m. Anm. v. G. D. Kypke. Bresl. 1757; verm. u. verb. Lpz. 1780; Anhang dazu. Ebend. 1780. 8. Zur Beförderung des ſyriſchen Sprachſtudiums ſchrieb er, jedoch ohne beſonderes Verdienſt: Aditus Syriae reclusus compendiose ducens ad plenam linguae syriacae antiochenae seu maroniticae cognitionem. Jen. 1689; ed. VII. 1735; emend. Mylius. Frf. 1765. 8. Von ſeinen zahlreichen akademiſchen Schriften, in denen er einzelne Gegenſtände aus den hebräiſchen Alterthümern gründlich erörterte, bemerken wir: De cura Iudaeorum in conquirendis proselytis. Jen. 1688. 4. De Ebraeorum re militari. Ib. 1690. 4. Baptismus proselytorum judaicus e monumentis ebraeo-talmudicis erutus. Ib. 1699. 4. Programmata V. de festo iudaico Septimanarum abrogato et surrogato in ejus locum festo Pentecostali Christianorum. Ib. 1715—18. 4. Dissertatio historico-apologetica pro Luthero ex acrimonia styli reprehenso. Ib. 1704. 4. Oratio de Tryphone Justini martyris collocatore habita. Ib. 1708; wieder abgedruckt in den Parerg. Gotting. T. I. lib. IV. Die meiſten der bisher genannten akademiſchen Schriften und mehre andere findet man geſammelt in G. H. Meuschenii N. T. ex talmude illustr. Lips. 1736. 4. und in dem Thes. diss. ad V. Test. *). (*Baur.*)

DANZ, Wilhelm August Friedrich, Regirungsrath und Lehnsreferent in Stuttgart, geb. d. 3. März 1764 zu Stollberg-Gedern, wo ſein Vater Regirungsdirector war. Er widmete ſich zu Gießen anfangs den theologiſchen Studien, verließ ſie aber wieder und wandte ſich zur Rechtswiſſenſchaft. Nach zurückgelegtem akademiſchen Curſus, und nachdem er zu Wetzlar ſich mit dem Reichsprozeß bekannt gemacht hatte, wurde er Hofmeiſter bei einem jungen Edelmanne, den er 1786 auf die hohe Karlsſchule nach Stuttgart begleitete. Bei dieſer wurde er 1789 als Profeſſor der Rechte angeſtellt, nach Aufhebung derſelben 1794 aber auf Penſion geſetzt. Bei der Achtung, in der er als gelehrter Juriſt ſtand, zeigten ſich mehre Ausſichten zu vortheilhaften Anſtellungen im Auslande, er zog es aber vor, in Stuttgart zu bleiben, wurde 1796 Hofgerichtsaſſeſſor, im folgenden Jahre zugleich Regirungsrath und 1803 Lehnsreferent, ſtarb aber ſchon am 13. Decbr. dieſes Jahrs. Danz war in jeder Beziehung, als Lehrer, Geſchäftsführer und Schriftſteller, ein ausgezeichneter Mann, und ſeine ſittlichen Eigenſchaften erwarben ihm die Liebe Aller, die ihn kannten. Als Lehrer an der hohen Karlsſchule wußte er auch das Trockenſte und Spitzfindigſte ſeiner Wiſſenſchaft ſo lebhaft und einleuchtend vorzutragen und mit ſo paſſenden Beiſpielen zu erläutern, daß ihn ſeine Zuhörer mit ungeduldigem Intereſſe im Hörſaale erwarteten. Im Geſchäftsleben verband er mit einem unermüdeten Fleiß einen leichten und ſchnellen Überblick und eine unerſchütterliche Liebe zu Recht und Wahrheit. Von der kühnen Freimüthigkeit, mit der er ſprach, zeugt unter andern eine am Geburtstage des Herzogs Karl gehaltene Rede 1), in welcher er ſich über die Gebrechen der teutſchen Statsverfaſſung mit einer Klarheit und Eindringen in ſeinen Gegenſtand äußerte, daß ſein erlauchter Zuhörer ihn lange und empfindlich die Wirkung ſeines Mißfallens fühlen ließ. In ſeinen gelehrten Arbeiten veroffenbart ſich, bei allem Eifer für das Wiſſenſchaftliche und Gelehrte der Erkenntniß, und bei dem ausgebreiteten Umfange ſeines Wiſſens, zugleich ein praktiſcher Sinn, der ihn beſonders auch bei ſeinem Lieblingsſtudium, des vaterländiſchen Rechts, nie verließ. Überall war ſeine Darſtellung gründlich, klar, einfach und durch ihre praktiſche Richtung anziehend, daher auch ſeine Schriften ein ſehr ausgebreitetes Publikum fanden: Betrachtungen über die Juſtizverfaſſung in Teutſchland während eines Zwiſchenreichs. Stuttg. 1790. 8. Statsrechtliche Betrachtungen über die Lüttichiſchen Unruhen v. J. 1789. 2 Stücke, nebſt 2 Fortſ. Ebend. 1789—1791. 8. (die zweite Fortſ. enthält zugleich Betrachtungen über das Verhältniß des burgund. Kreiſes gegen das Reich und die Reichsgerichte). Grundſätze des gemeinen, ordentlichen bürgerl. Proceſſes. Eb. 1—3 Aufl. 1791—1800. 4. Aufl. zum Theil umgearb. v. Gönner. 1806. 8. (Gönners Erörterungen über den gem. Proceß; ein Zuſatz zu den Grundſätzen des Hrn. Prof. Danz. Bamb. 1799. 8.). Grundſätze der ſummariſchen Proceſſe. Stuttg. 1792; 3. Aufl. v. Gönner. 1806. 8. Grundſätze des reichsgerichtlichen Proceſſes. Ebend. 1795. 8. Verſuch einer hiſtoriſchen Entwicklung der gemeinrechtlichen Erbfolgeart in Lehen. Ebend. 1793. 8. Über Aſcendentenfolge in Lehn- und Stammgütern. Ebend. 1794. 8. Handbuch des heutigen teutſchen Privatrechts; nach dem Syſtem des Hrn. Hofr. Runde. Eb. 1796—1807. 8 Bde. 8.; die erſten 3 Bände neu aufgelegt; die Zuſätze auch beſonders gedruckt. Runde war mit ſeinem Commentator ſo wenig zufrieden, als mit andern Erſcheinungen im juriſtiſchen Fache. Mit Gmelin, Tafinger und Gönner gab Danz das krit. Archiv der neueſten jurid. Literatur (Tüb. 1801—1806. 6 Bde. 8.) heraus[2]). (*Baur.*)

---

*) Teychmeieri progr. in fun. Danzii, cum indice ejus scriptor. Jen. 1728. fol. Elog. ej. in actis erudit. Lips. Suppl. T. IX, 379—382. Levensbeschryving van beroemde Mannen. Amst. 1780. P. II, 91. Saxii Onomast. T. V, 349. Eichhorns Geſch. d. Sprachk. 1. Abth. 468.

1) Teutſchland, wie es war, wie es iſt, und was es vielleicht werden wird; eine Rede, gehalten 1792 am Geburtstage des Herzogs Karl v. Würtemberg; abgedruckt in Moſers neuem patriot. Archiv. 2. Thl. 135. ff.

DANZ, Ferdinand Georg, Bruder des Vorhergehenden, Profeſſor der Medizin und Profector am anatomiſchen Theater in Gießen, geb. den 28. Oktbr. 1768 zu Stollberg-Gedern*). Er ſtudirte zu Gießen, Marburg und Jena, erhielt 1790 in Gießen die medizinische Doctorwürde, wurde Profector und 1791 außerordentlicher Profeſſor, ſtarb aber ſchon den 1. März 1793. Große und wohlbegründete Hoffnungen vereitelte ſein früher Tod, denn ſeine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen zeugen nicht nur von einer gründlichen gelehrten Kenntniß, ſondern auch von einem nicht gemeinen Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt: Verſuch einer allgemeinen Geſchichte des Keichhuſtens. Marb. 1791. 8.; ein praktiſch nützliches, aus den beſten Quellen geſchöpftes Buch, worin alles gut geordnet, richtig beurtheilt und mit gehöriger Beſtimmtheit und Kürze vorgetragen wird. Grundriß der Zergliederungskunde des neugebornen Kindes in den verſchiedenen Zeiten der Schwangerſchaft mit Anm. von Sömmering. Frankf. 2. Thl. 1792. 8.; alles iſt mit großer Gelehrſamkeit aus alten und neuen Schriftſtellern zuſammen gezogen, ſorgfältig geprüft und mit Ordnung und Deutlichkeit vorgetragen. Daſſelbe Lob verdient ſeine Semiotik, oder Handbuch der allgemeinen Zeichenlehre, Leipz. 1793. 8., deren Abdruck er nicht erlebte. Zu Starks Archiv für die Geburtshilfe und Baldingers neuem Magaz. f. Ärzte lieferte er Beiträge**). (*Baur.*)

DANZÉ, Dorf im Bezirk Vendôme, des franz. Dep. Loir und Cher, in deſſen Nähe ergiebige Eiſengruben ſind. (*H.*)

DANZER, Jakob, Kanonikus zu Buchau, geb. zu Lengenfeld in Schwaben den 4. März 1743. Nach Vollendung ſeiner Studien ließ er ſich zu Iſny in das ehemalige unmittelbare Benedictinerreichsſtift aufnehmen, verließ es aber 1784, da er an der hohen Schule zu Salzburg, mit dem Charakter eines geiſtlichen Raths, als Profeſſor der Moral und Paſtoraltheologie angeſtellt wurde. Dieſe Stelle legte er 1792 nieder, hielt ſich längere Zeit in Linz auf und kehrte dann in ſein Kloſter nach Iſny zurück, wo er aber nur ſo lange blieb, bis er die nachgeſuchte Säculariſation erhielt. Aus drückenden ökonomiſchen Verlegenheiten wurde er gezogen, als er im November 1795 von der Fürſtin und dem Kapitel des Damenſtiftes zu Buchau eine Präbende und den Ruf als zweiter Kanonikus an der dortigen Kollegiatkirche erhielt, allein ſchon am 4. Sept. 1796 entzog ihn der Tod ſeinen glücklichen Verhältniſſen. Er war ein ſehr achtungswerther, kenntnißreicher und aufgeklärter Geiſtlicher, der ſich von den Feſſeln der Vorurtheile zu befreien gewußt hatte, mit vieler Freimüthigkeit die vernunft- und ſchriftwidrigen Vorſtellungen der mehrſten Theologen ſeiner Kirche rügte, ohne dem weſentlichen Lehrbegriff der letztern zu nahe zu treten, aber ſich dennoch den Verfolgungen der Obſcuranten und aller Feinde des Lichts ausſetzte. Dieſe verketzerten ihn bei dem Erzbiſchof Hieronymus von Salzburg, der ihnen aber 1788 in einer ſehr nachdrücklichen Kabinetsordre Frieden gebot, nachdem er ihnen ihr liebloſes, unbeſcheidenes und lärmendes Betragen verwieſen hatte. Sie ruhten aber nicht eher, bis Danzer ſeine Profeſſorſtelle niederlegte und Salzburg verließ[1]). Die Veranlaſſung ihn zu verfolgen nahmen ſeine Feinde aus ſeiner Anleitung zur chriſtlichen Moral für ſeine Schüler in Privatſtunden. Salzb. 1787—1791; 2. verb. Aufl. 1792. 3 Bd. 8.; einem Werke, das ſeinen Verfaſſer allen Freunden gereinigter, heller und praktiſcher Religionsbegriffe ehrwürdig machte, in welchem aber ſeine Feinde pelagianiſche Sätze und andere Ketzereien fanden. Während die früheren katholiſchen Theologen die Moral ſehr einſeitig behandelten, ſie faſt zu einer bloßen Kaſuiſtik herabwürdigten, oder blos auf die Einrichtung des innern Lebens beſchränkten und die geſellſchaftlichen Pflichten ausſchloſſen, war Danzer einer der erſten, der ſie vernunftmäßiger, vollſtändiger und bibliſcher, nach einer leichten natürlichen Methode, in einem lebhaften Tone und ziemlich reinen Style, mit Benutzung der beſten proteſtantiſchen Theologen, ohne die ſeiner Kirche bei Seite zu ſetzen, vortrug[2]). Außer dieſem ſeinem Hauptwerke gab Danzer, meiſtens anonym, mehre kleinere zeitgemäße Schriften heraus, durch die er mit Einſicht dem Reiche des Aberglaubens und der religiöſen Verfinſterung entgegen wirkte: Reflexionen über Teutſchlands 18. Jahrhundert und ſeine Verfaſſer, nebſt einer Betrachtung über die Lage des heutigen Mönchsweſens. 7. Päckchen 1782. 8. Was ſind die Reichsprälaten? 1785. 8. Gedanken über das Büchercenſurrecht der Biſchöfe. 1785. 8. An den Klub des Obſcurantenſyſtems. 1792. 8. Über den Geiſt Jeſu und ſeiner Lehre. Salzb. 1793. 8. (ein Andachtsbuch, von Danzer nur herausgegeben). Kritiſche Geſchichte des Portiunkula-Ablaſſes, (Ulm) 1794. 8. anonym; 1797 mit dem Namen des Verfaſſers, der den mit dem erwähnten Ablaſſe in der katholiſchen Kirche getriebenen großen Betrug, zur Beſtreitung und Abſtellung deſſelben, freimüthig aufdeckte 3)). Magazin zur Verbeſſerung des dogmatiſchen Lehrbegriffs der Katholiken. 1. Bd. 1794. 8. u. m. a., auch viele Recenſionen in der oberteutſchen allg. Lit.-Zeitung 4)). (*Baur.*)

---

[2]) Gradmanns gel. Schwaben 94. Archiv der jurid. Lit. 4. Bd. 1. Hft. Schlichtegrolls Nekrol. f. d. 19. Jahrh. 5. Bd. 77—98.

*) Nach einigen Nachrichten war er zu Ochſenhauſen im Darmſtädtiſchen d. 26. Okt. 1761 geboren. **) Strieders heſſ. gel. Geſch. 15. Bd. 104. Gruners Alman. f. Ärzte 1795, S. 3—19. Meuſels Lex. d. verſt. Schriftſt. 2. Bd.

[1]) Beitrag zur Entlaſſungsgeſchichte des verewigten Danzers von Salzburg, in den Beiträgen zur Beförderung des ält. Chriſt. und der neueſten Philoſ. 23. Heft 230—241. Beiträge zur Reform. der chriſtl. Theol. 1793, enthalten 6 Danzers Schickſal betreffende Aktenſtücke. [2]) Der Verf. ſelbſt ſagt in der Vorrede zum 3. Theile ſeines Werks: „Es iſt der erſte Verſuch, in unſere Schulmoral mehr Licht zu bringen, ſie vom ſcholaſtiſchen Wuſte zu reinigen, die Tugendlehre aus dem Schutte ſinnloſer Sprachformeln, peripatetiſcher Terminologie und hieroglyphiſcher Fratzen herauszuheben, und ſie in einer gemeinverſtändlichen Sprache vorzutragen, Vernunft und Offenbarung zu vereinigen, praktiſche Grundſätze aufzuſtellen und ſie in ein Syſtem zu bringen, die Philoſophie mit der Theologie auszuſöhnen. Die erſten Verſuche können nie die vollkommenſten ſeyn, und wenn man auf einmal zuviel Licht auf einen gewiſſen Gegenſtand hinwirft, ſo ſehen ſchwache Augen das nicht mehr, was man ihnen hat ſichtbar machen wollen ꝛc.“ Man ſ. die Beurtheilungen dieſes Werks in der allg. Lztg. 1787. Mai. S. 105. Auserleſ. Lit. des kathol. Teutſchl. 1. Bd. 2. Stck. 168. 3. Bd. 2. St. 212. Oberteutſch. allgem. Lztg. 1788. Jan. 409. 1789. Febr. 769.

DANZER, Joseph Melchior, baieriſcher wirklicher geiſtlicher Rath und Stiftsdechant zu Altenöttingen, geb. zu Oberatzbach, einem Dorfe in Niederbaiern, den 2. May 1739. Zu Landshut fing er an ſich dem gelehrten Stande zu widmen, und nachdem er auf der damaligen hohen Schule zu Ingolſtadt die Philoſophie, Theologie und Rechte ſtudirt hatte, und Doctor der Philoſophie und beider Rechte geworden war, ließ er ſich 1763 zum Prieſter weihen. Nachdem er 11 Jahre lang an verſchiedenen Orten Dorfkaplan geweſen war, kam er 1774 als Profeſſor der Phyſik und Mathematik nach Straubing, und 1777 in derſelben Eigenſchaft an das Lyceum in München, wo er zugleich Schulrector war, und an der Direction des Schulweſens überhaupt Antheil hatte. Im Jahr 1786 wurde er frequentirender geiſtlicher Rath, kam 1788 als Dechant und Vicepropſt nach Altenöttingen und ſtarb daſelbſt den 10. Mai 1800. Selbſt aufgeklärt und reich an nützlichen Kenntniſſen, ſuchte er in jedem Verhältniſſe Licht zu verbreiten und das Gute zu fördern. Dazu dienten ihm beſonders die ſchätzbaren Kenntniſſe, die er ſich frühe in der Mathematik und Phyſik erworben hatte. Schon als Landkaplan ermunterte er viele junge fähige Männer zum Studium dieſer Wiſſenſchaften, trug viel zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft bei, und vertilgte den aus Mangel an Naturkunde unter dem Landvolke herrſchenden Aberglauben. Selbſt einige nützliche Erfindungen hat man ihm zu danken, unter denen beſonders die Rauchöfen, welche ſeinen Namen führen, und die in und außer Baiern beliebt wurden, zu bemerken ſind *). Ohne ſich hervordrängen zu wollen, war es immer und überall ſein Zweck zu nützen. Dieſer leitete ihn auch bei ſeinen ihrer nächſten Beſtimmung entſprechenden, ſchriftſtelleriſchen Arbeiten: Entwurf einer theoretiſch-praktiſchen Naturlehre. Augsb. 1771. 8. m. Kpf. Anfangsgründe der Naturlehre. München 1778. 8. Mathematiſches Lehrb. Eb. 1780. 2. Thl. 8. Abhandlung von den Kegelſchnitten. 1780. 8. **). (*Baur.*)

DANZIG (30° 18′ 45″ öſtl. Länge, 34° 20′ 48″ nördl. Breite), lat. Gedanum oder Dantiscum, poln. Gdansk, in alten Urkunden Gedaun und Gidanie. Durch merkwürdige Schickſale in der Vergangenheit, wie durch ihre Bedeutung als Handelsplatz und als Feſtung vom erſten Range in der Gegenwart, gehört dieſe Stadt zu den wichtigſten Wohnplätzen der preuß. Monarchie, und ſie nimt in dieſer Hinſicht durch Größe und Bevölkerung die fünfte Stelle unter denſelben ein. Sie liegt am linken Ufer des weſtlichen Hauptarmes der Weichſel, ¾ Meilen von der Oſtſee, 20 Meilen von Königsberg und 60 Meilen von Berlin entfernt. Weitläufige Feſtungswerke, aus allen Perioden der Fortificationskunſt, und neun Vorſtädte umgeben ſie; die Namen derſelben ſind: Petershagen, Altſchottland, Stadtgebiet, St. Albrecht, Langefuhr mit Neuſchottland, Neugarten, Stolzenberg, Schidlitz und Neufahrwaſſer mit dem Fort Weichſelmünde, wo ſich der Hafen, die See- und Weichſel-Lootſen, das Seehandlungs- und Salzcomtoir und der Leuchtthurm (Blieſenfeuer) befinden. Die Feſtungswerke beſtehen aus 19 Hauptbaſteien, mehren Forts, vielen größern und kleinen Schanzen, maſſiven Redouten, 9 erſt 1829 erbauten Defenſionskaſernen. Mittelbar gehören auch die Innundationsſchleuſen, namentlich die ganz neu und maſſiv erbaute Steinſchleuſe am Legethor dazu ꝛc. Beſonders merkwürdig treten unter ihnen hervor der Hagelsberg (auch Ruſſengrab) und der Biſchofsberg. Vier Haupteingänge führen in die Stadt und zwar durch das hohe Thor, das Legethor, das Langartner Thor und das Jakobsthor. Auf dieſe Weiſe in die Stadt ſelbſt eingetreten findet man nur wenig breite und regelmäßige Straßen, doch verſchiedene einzelne ſchöne Theile. Die Stadt zerfällt ſelbſt wieder in die Altſtadt (auch Pfefferſtadt genannt) in die Vorſtadt, die Rechtſtadt, die Niederſtadt, die Langgarten und die Speicherinſel. Die Rechtſtadt zeichnet ſich durch eine beſſere Bauart aus. Zu ihr gehört der ſchönſte Theil der Stadt, der Längemarkt mit dem Artushofe oder der Börſe und dem großen ſteinernen Springbrunnen. Die Altſtadt iſt wirklich alt und wenig freundlich, Langgarten eigentlich nur eine lange, breite Straße, und die Speicherinſel mit ihren Warenlagern, Speichern und Krahnen der Mittelpunkt des merkantiliſchen Verkehrs. Die Stadt ſelbſt zählt über 4700 Privathäuſer, die Vorſtädte über 600, und man kann in der weiteſten Ausdehnung für Stadt und Vorſtädte über 6000 Gebäuden annehmen. Für das Jahr 1830 nahm man 63000 Einwohner an, obgleich die letzte amtliche Zählung nur gegen 61000 ergeben hatte. In Hinſicht der Religion zerfallen. ſie in 43000 Evangeliſche, 15000

---

3) Ein Recenſent in der neuen allg. teutſch. Bibl. 1. Bd. 422 ſagt davon: „Die Wärme für Wahrheit und echtes Chriſtenthum, die auf jedem Blatte dieſer Schrift ſo ſichtbar iſt, fodert jeden auf, der Sinn für die Gegenſtände hat, den Verfaſſer zum Wegweiſer in dieſen Unterſuchungen zu wählen. Wollte Gott, daß es ihm gelingen möchte, durch dieſe Schrift dem kraſſeſten Betrug und Aberglauben die Larve abzuziehen und den Betrogenen die Augen zu öffnen.“

4) Baaders gel. Baiern. 1. Thl. 212. Meuſels Lex. d. verſt. Schriftſt. 2. Bd. Allg. Lit.-Anz. 1798. 8. 1246. Danzers letzte Lebenstage in Buchau von Vogler. 1796. 12. mit Danzers Porträt.

*) Man ſehe von ſeiner Erfindung die Schrift: kurze leichtfaßliche Anweiſung, holzerſparende Rauch-, Kaſtrol- und Kochöfen zu verfertigen. München 1799. 8. m. Kpf.

**) Baader u. Meuſel a. a. O. Münchner Intell.-Bl. 1796. S. 13—18; 30—32; 523—528; 783—788. Jahrg. 1797. S. 36. 770—775. 785—791. 809. Jahrg. 1799. S. 804. u. J. 1800. S. 365. Oberteutſch. Ltzg. 1800. 1. Bd. 991. u. 335. Kapplers Magaz. für kathol. Religionsl. 7. Thl. 100.

Katholiken, 680 Mennoniten und 2500 Juden. Im Jahre 1829 wurden 2612 Kinder geboren, 2319 Perſonen ſtarben, und 442 Paare wurden getraut. Unter den öffentlichen Gebäuden zählt man 22, welche zur Gottesverehrung beſtimmt ſind, und zwar: 15 evangel. Kirchen, 4 kathol. Kirchen, ein mennonitiſches Bethaus und 2 Synagogen. Die verſchiedenen Klöſter der Karmeliter, Dominikaner und Brigitiner ꝛc. ſind theils ſchon aufgehoben, theils nach dem Ausſterben der noch vorhandenen wenigen Mönche und Nonnen zur Säculariſation beſtimmt. Die Marienkirche (auch Parr-, Dom- und Kathedralkirche) iſt wegen ihres Alters, ihrer Größe, ihres Altargemäldes (von J. van Eyck), ihrer Orgel und ihrer Uhr, die Katharinenkirche wegen ihrer Denkmähler und ihres Glockenſpiels merkwürdig. Das Rathhaus, die Börſe (Artushof), die beiden Zeughäuſer, das ehemalige Jeſuitenkollegium, das Zuchthaus, die Waſſerkunſt (vor dem hohen Thore, ſie ſteht auf der Radaune und verſieht die Stadt durch Hebung des Waſſers in die Röhre mit Trinkwaſſer) ſind die wichtigſten Gebäude. Sehr zahlreich ſind die Gebäude und die Inſtitute, die ſich auf den Handel beziehen, wie die ſchon genannte Börſe, die Bank, die Fabriken, die Packhöfe, die Holzhöfe, die Aſchhöfe, Magazine ꝛc. Von den Fabriken verdienen gegen 80 Deſtillations- und Liqueurfabriken, die Zuckerraffinerien, die Seidenfabriken, Gold- und Silberfabriken, die Tabacksfabriken, die Vitriol- und Scheidewaſſerfabriken, Seifenſiedereien, Färbereien, auch die verſchiedenen Mühlwerke, als die Loh-, Tabacks-, Walk-, Roß- und Waſſermühlen ꝛc. einer beſondern Erwähnung. Die Hauptgegenſtände des Handels ſind: Getreide, Holz, Flachs, Talg, Aſche, Seife, Wolle, gebrannte Waſſer, Packleinwand, Wein, Colonial- und Manufacturwaren. England, Dänemark, Frankreich, die Niederlande, Rußland und Schweden halten hier Conſulate. Danzig beſaß in dem Jahre 1829 bis 1830 78 eigene Schiffe auf der See, die mit 900 Matroſen bemannt waren und 17000 Laſten trugen. Man veranſchlagte den Gewinn der Rhederei in der neueſten Zeit auf 3½ Million, den Werth der Ausfuhr auf 6 Millionen. See- und Stromfahrzeuge kamen im Durchſchnitt jährlich zwiſchen 3 und 4000 an. In Bezug auf die Rhede und den Hafen, deſſen Leuchtthurm wir oben ſchon erwähnt haben, bemerken wir, daß der hieſige Moolenbau in den Jahren 1830 und 1831 ununterbrochen fortgeſetzt worden iſt. Mit den Handelsconjuncturen im Jahre 1830 war man im Ganzen ſehr zufrieden; es wurden 38558 Laſt Weizen und 8232 Laſten Roggen, ſo wie bedeutende Quantitäten Hölzer aller Art ausgeführt. Nicht minder lebhaft und bedeutend war der Verkehr im Jahre 1831, trotz der Feſſeln, welche der Communication durch die Sperrungsmaßregeln angelegt waren und durch die Störungen, welche die in der Stadt ſelbſt ausgebrochene Krankheit veranlaßte. Von Seiten des Civils hat man hier eine Königl. Regirung, ein Provinzial-Steuer-Directorat, eine Landſchaftsdirection, ein Kreisamt, ein Polizei-Präſidium, ein Hauptzollamt, ein Oberpoſtamt, ein Hauptſteueramt, ein Land- und Stadtgericht, ein Kommerz- und Admiralitätscollegium u. ſ. w. Den Magiſtrat dirigirt ein Oberbürgermeiſter, die Polizei leitet der Landrath und Polizeipräſident, das Fort Weichſelmünde hat ſeine beſondere Kommandantur; zu Neufahrwaſſer befindet ſich eine von den Lootſenkommandeuren gebildete Hafenpolizei; auch iſt in Danzig eine Provinzial-Erziehungscommiſſion und ein Intelligenzcomtoir; in Neufahrwaſſer aber, wie ſchon bemerkt, ein Seehandlungs- und Salzcomtoir. Von Seiten des Militärs befindet ſich hier ein erſter und zweiter Kommandant, ein Diviſionskommando, drei Brigadekommando's und eine dem großen Waffenplatz angemeſſene Garniſon. Für die Geſundheitspflege ſorgten im Jahre 1830 26 approbirte Ärzte; auch iſt in der Stadt ein Hebammen-, Lehr- und Entbindungsinſtitut. Sie zählt ferner 7 Hoſpitäler, ein Findelhaus, ein Pockenhaus ꝛc. Für die Ausbildung des Geiſtes und für die Erziehung ſind verſchiedene Lehranſtalten, als ein Gymnaſium oder die akademiſche Schule mit einer anſehnlichen Bibliothek, 1832 von 270 Schülern beſucht, die Petri-, Pauli- und Johannisſchule, zwei höhere Bürgerſchulen, eine Schifffahrtsſchule zur Ausbildung guter Steuermänner, verſchiedene Elementar-, Töchter-, Frei-, Armen-, mennonitiſche- und jüdiſche Schulen. Im Jahre 1832 hat ſich an dieſe Anſtalten eine Handelsakademie angereiht, die aus einem Legat des im Jahre 1814 verſtorbenen Kaufmanns Kabrun, zu welchem die hieſige Kaufmannſchaft anſehnliche Zuſchüſſe hinzufügte, entſtanden iſt. Zu den Hilfsanſtalten für die Wiſſenſchaften und Künſte gehören die hieſige naturforſchende und phyſikaliſche Geſellſchaft, die ſchon erwähnte Bibliothek, ein Mineralienkabinet, eine Gemäldeſamlung (ebenfalls von dem patriotiſchen Kaufmann Kabrun hinterlaſſen) und die von M. v. Wolff ſchon vor langen Jahren errichtete Sternwarte. Auch zählt die Stadt 3 Buchhandlungen. Es erſcheint hier eine Abendzeitung und das Amtsblatt der königl. Regirung. Unter den Vereinen zu wohlthätigen Zwecken wirkt höchſt verdienſtlich die Friedensgeſellſchaft (1830 unter dem Vorſtande des Regirungs- und Schulrathes Dr. Jachmann). Schon ſeit mehren Jahren befindet ſich hier eine Rettungsanſtalt für Scheintodte und Verunglückte, ſeit dem Jahre 1829 ein Gewerbeverein, und ſeit dem Jahre 1830 ein Verein zur Beſſerung der Strafgefangenen und der verwahrloſten Kinder. Sehr zahlreich ſind die Anſtalten der Milde, wie das Waiſenhaus, das große Spendenhaus, das Findelhaus ꝛc. Unter den wohlthätigen Stiftungen zeichnen ſich die des ſchon mehrmals genannten Kaufmanns Kabrun vorzüglich aus. Auch befindet ſich hier die Loge Eugenia zum gekrönten Löwen, eine Tochterloge von Royal York. Für das Vergnügen ſorgen mehre geſellige Vereine, das Theater und einige beſuchte Örter der Umgegend. Unter den vielen berühmten verdienſtvollen und bekannten Männern, die hier geboren worden ſind, nennen wir den Generallieutenant Salenmon, den Dichter Opitz, den Naturforſcher Hanow, den Aſtronomen Hävel (Hevelius), den Kupferſtecher und Zeichner Chodowiecky, den Geographen Averius, den Hiſtoriker Archenholz und den Opticus und Phyſikus Fahrenheit. Zu den nähern Umgebungen von Danzig gehört die ſchöne merkwürdige Abtei Oliva (ſ. d.

Art.) — das vielbeſuchte und wohleingerichtete Seebad Zoppot, die Seebadeanſtalt zu Breſen-Jenkau mit einer Erziehungsanſtalt, — ein Silberhammer, — ein Kupferhammer, — eine Stahl- und Eiſenwarenfabrik u. ſ. w. Weit bekannt durch ihre Fruchtbarkeit iſt die Danziger Niederung und die Naturſchönheit der Gegend um Oliva. Hier erhebt ſich auch der Karlsberg, von welchem man eine herrliche Ausſicht in die Landſchaft über den belebten Hafen und bis weit hinein in die offene See hat. Zu der neueren Literatur über Danzig gehört Löſchin's (Rector an der Johannisſchule, von dem im Jahre 1822 auch eine Geſchichte von Danzig erſchien) Danzig und ſeine Umgegend, in verbeſſerter Ausgabe 1829. Plane der Stadt und ihrer Umgegend hat man von v. Gersdorf, von Sotzmann ꝛc. — Werfen wir nach der Beſchreibung des heutigen Zuſtandes von Danzig noch einige Blicke auf die frühern Verhältniſſe dieſer Stadt, ſo finden wir ſie ſchon als einen anſehnlichen Ort des Landes in der Zeit, als der heilige Adalbert hier und in der Umgegend das Chriſtenthum predigte. Wir ſehen ſie geehrt und gefürchtet im Bunde der Hanſe und als eine der Quartierſtädte deſſelben. Dem teutſchen Orden verdankt ſie die Anlegung der Neuſtadt. Blutige Kämpfe und Belagerungen ſtehen in den Tafeln ihrer Geſchichte, und die Peſt mit allen ſie begleitenden Schrecken verödete ſie zu verſchiedenen Malen. Lange hindurch ehrte Danzig die Könige von Polen als Schutzherrn, und bis in die letztern Jahrzehnte des vorigen Jahrh. ſtand ſie in eigenthümlicher Verfaſſung als ein reicher, blühender, ſelbſtändiger, merkantiliſcher Freiſtat da. Im Jahre 1793 wurde ſie dem preuß. State einverleibt; im Jahre 1807 fiel ſie, nach langer und tapferer Vertheidigung des nachmaligen Feldmarſchalls Grafen v. Kalkreuth, in die Gewalt der Franzoſen, deren Heerführer, der Marſchall Lefebvre, von Napoleon mit dem Titel eines Herzogs von Danzig bekleidet wurde. Im Tilſiter Frieden wurde Danzig von neuem zu einer freien Stadt erklärt, aber die franzöſiſche Herrſchaft und die Befehlshaber der immer ſehr ſtarken Garniſon ließen die Bewohner jene Freiheit ſehr wenig genießen. Die lange Belagerung oder Blokade im Jahre 1813 durch die Ruſſen brachte der Stadt neue Trübſale. Am 3. Febr. 1814 wurde ſie von neuem ein Eigenthum und Beſtandtheil Preußens, und ſeitdem iſt ſie der Hauptort des nach ihr benannten Regirungsbezirks, eine der vier Unterabtheilungen der Provinz Preußen. Seit jener Zeit hat ſich der Wohlſtand Danzigs wieder mächtig gehoben, nur kurze Zeit erwuchs ihr durch die Bedeutung Elbings ein Nebenbuhler. Aber auch die Stürme des Schickſals bedroheten von neuem die Stadt. Durch fürchterliche Sturmfluthen, die beſonders in der Umgegend unendlichen Schaden anrichteten, wurde ſie im J. 1829 ein Gegenſtand der allgemeinen Theilnahme, und 1831 war Danzig die erſte preuß. Stadt, welche von der Cholera ergriffen wurde *). *(v. Zedlitz.)*

Dao ſ. Sunda-Inseln.

DAONA, Stadt in der indiſchen Halbinſel jenſeit des Ganges, dem heutigen Malakka, am Fluſſe Daonas, der ſüdöſtlich von der Mündung des Beſynga entſpringt, und ſich in den Meerbuſen von Bengalen ergießt. Das umherwohnende Volk hieß Daonä oder Daones. *(H.)*

DAORIZI (bei *Strabo* 7, 315 und *Plin.* H. N. 3, 22., *Daorsei* bei *Liv.* 45, 26., *Δαρσοι* bei *Appian.* 3, 2., *Δαούσιοι* bei *Ptol.* und *Δάρσιοι* bei *Steph. Byz.*), ein Volk in Dalmatien, welches in der Nähe des Fluſſes Naro ſeinen Sitz hatte. Nach Appian hatte es ſeinen Namen von Daortho, einer Tochter des Illyrios. (S. Schweighäuſer zu *Polyb.* 32, 18, 1.) *(H.)*

DAPHITAS, ein Grammatiker oder Sophiſt, dem ſein beißender Witz das Leben koſtete. Man erzählt, daß er, um Apollon dem Spotte Preis zu geben, zu Delphi gefragt habe, ob er ſein Pferd — er hatte nie eins gehabt — finden werde. Er erhielt zur Antwort, daß er es finden, aber dadurch umkommen werde. Darüber ſpottend kam er zu Attalus, dem erſten König von Pergamus, der ihn wegen eines Spottgedichts auf denſelben von einem Felſen herabſtürzen ließ. Der Felſen hieß Pferd. (Valer. Max. I. 8. Externa 8.) Strabo (14. p. 925) hat das auf den Eunuchen Philetäros, der ſich zuerſt Pergamus unterwarf, bezügliche, den Attalus beſchimpfende, Epigramm aufbewahrt, das einzige, welches von ihm übrig iſt. (Anthol. gr. ed. Jacobs. T. III. p. 330.) Dabei ſagt Strabo, Daphitas ſei auf dem Berge Thorax bei Magneſia gekreuzigt worden, und ein Orakel habe ihn vor dem Thorax (Bruſt oder Harniſch) gewarnt. *(H.)*

Daphnä bei Peluſium ſ. Taphphanches.

Daphnäa und Daphnäos ſ. Daphne.

DAPHNE. 1) Eine Oreade, Prophetin der Gäa, als dieſe noch im Beſitz des delphiſchen Orakels war. (*Paus.* 10, 5.) — 2) Tochter des theſſaliſchen Stromgottes Peneios (Peneus) (*Ovid. Met.* 1, 452 fgg. *Hyg.* 203. nach Andern der Gäa und des Flußgottes Ladon, oder des Amikles *Schol. Lycophr.* 6.), wurde von Apollon mit ſeiner Liebe verfolgt; in der Angſt flehte ſie um Verwandlung, und ſproßte zum Lorbeer, mit welchem ſeitdem der liebende Gott ſeine Schläfe kränzte, wovon er den Beinamen Daphnäos, der Lorbeerbekränzte, hat. Als ſolcher hatte er einen Tempel zu Daphne (ſ. den folgenden Art.); ſeine Schweſter hatte als Artemis Daphnäa einen Tempel zu Sparta. Einer beſondern Sage gedenkt Pauſanias (8, 20). S. Leukippos. *(H.)*

DAPHNE, als Ortsname: 1) eine kleine waſſerreiche Landſchaft im obern Galiläa, im Stamme Naphthali. (*Joseph Bell.* 4. Anf.) — 2) Stadt in Lydien in der Gegend von Magneſia am Sipylus. (*Plin.* H. N. 5, 29.) — Am berühmteſten aber iſt 3) Daphne in Syrien, ein ſüdlich von Antiochia (ſ. dieſes) am Orontes von den ſyriſchen Königen angelegter Luſtort mit ſchönen Gebäuden und einem zwei Meilen im Umfange haltenden Haine von Cypreſſen und Lorbeern, nebſt einem dem Apollon und der Artemis geweihten Tempel. (Strabo p. 516. *Amm. Marc.* 19, 12. 22, 31 fg.) Der reizende Ort galt für einen Sitz der Wollüſte. Pompejus, ergötzt von der Anmuth des Ortes und dem Reichthum ſeiner Quellen, ſchenkte den Daphnenſern die umliegenden Felder zur Vergrößerung des Haines. (*Eutrop*. 6, 14.) — 4) *Daphnes portus*, (Δάφνης λιμήν) war ein Hafenort am thraziſchen Bosporus, 2 Meilen nördlich von Byzanz. (*Arrian Peripl.*) (*H.*)

---

*) Mehres über Danzig, was man hier noch vermißt, liefert ein Nachtrag am Ende des D.

DAPHNE *L.* (Seidelbaſt). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Thymeläen und der erſten Ordnung der achten Linné'ſchen Klaſſe. Char. Der Kelch corolliniſch, trichterförmig, vierſpaltig, hinfällig; die Staubfäden in der Kelchröhre eingefügt; eine einſamige Steinfrucht. Die 32 bekannten Arten finden ſich innerhalb und außerhalb der Wendekreiſe, am zahlreichſten in der gemäßigten Zone, meiſtens als Sträucher, doch auch baumartig. Im nördlichen Teutſchland findet ſich nur eine: D. Mezereum *L.* (gemeiner Seidelbaſt, Kellerhals), ein niedriger Strauch mit lanzettförmigen, glatten Blättern, welche erſt nach den zu dreien beiſammenſtehenden Blüthen aus dem Stengel hervorbrechen. (Abb. Engl. bot. t. 1381., Fl. dan. t. 268., Schkuhrs Handb. Taf. 107., Sturm Teutſchl. Fl. I, 8.) Dieſer Strauch, welcher im ganzen gemäßigten Europa und im nördlichen Aſien, in Laubwäldern und auf Alpen (auf dem glarner Dödi bis zu einer Höhe von 7000′ über dem Meere) vorkommt, enthält in allen ſeinen Theilen einen ſcharfen Stoff (Daphnin), der ſich vorzüglich in der fleiſchigen Hülle der Steinfrucht zeigt. Dieſe wirkt daher heftig brechenerregend und abführend, und war ehedem officinell (Sem. Coccognidii). Die Rinde des Stämmchens wird noch jetzt als blaſenziehend häufig benutzt (ſ. den folgenden Art.). Auch als Zierſtrauch in Gärten iſt der Kellerhals zu empfehlen, da ſeine frühzeitig (im April) erſcheinenden roſenrothen Blüthen und die ſcharlachrothen Steinfrüchte ihm ein ſchönes Anſehen geben. Eine andere ſehr nutzbare Art dieſer Gattung iſt D. cannabina *Lour.* (Coch. p. 291), ein Baum mit ablang-lanzettförmigen Blättern und doldenförmigen gelben Blüthen. Die Rinde und Wurzel dieſes in Cochinchina und Nepal wachſenden Baumes werden als reinigend und auflöſend, die Rinde zur Bereitung eines ſehr guten Papiers gebraucht. Innerhalb des Stammes nahe an der Wurzel finden ſich häufig Stückchen einer harzigen Subſtanz, welche dem Aloëholz ähnelt. Ebenfalls zur Verfertigung von Papier wird die Rinde von D. Bholüa *Hamilt.* (Don prodr. p. 68.) in Nepal benutzt. (*A. Sprengel*)

DAPHNE (chemiſch und medizíniſch): 1) D. alpina, Alpenſeidelbaſt; a) die Rinde davon enthält, nach C. G. Gmelin, Bär [1]) und Vauquelin [2]) außer Holzfaſer und einem in Waſſer löslichen, und durch Weingeiſt, nicht durch Gärbſtoff fällbaren, bei der Zerſetzung vieles Ammonium liefernden Schleim, röthlich braunen Bitterſtoff, eine eigene bittere, kryſtalliſirbare Subſtanz (ſ. Daphnium), ein ſcharfes, grünes Weichharz, und ein ſcharfes, mit dem Waſſer übergehendes Princip (urſprünglich ein flüchtiges Öl). In dem Zeitpunkte des Wachsthums, wo die Daphnien das meiſte flüchtige Öl enthalten, müſſen ſie auch am wirkſamſten ſeyn. So wie dieſes Öl nach und nach zu Harz wird, nimt die reizende Kraft derſelben ab. Wenn jedoch ein gewiſſer Antheil dieſes Harzes ausgebildet iſt, ſo hindert dieſer die Veränderung des übrigen Öls, weßhalb auch alte Seidelbaſtrinden noch auf die Haut wirken. Den durch Äther ausgezogenen ſcharfen Stoff, welcher weder kaliſch noch ſauer, ſondern harzig und flüchtig iſt, begleitet, nach Dublanc Chlorophyll und ein in Äther weniger lösliches Halbharz. Die entfernteren Beſtandtheile der Seidelbaſtrinde ſind: Kieſelerde, phosphor- und oxalſaurer Kalk nebſt Eiſenoxyd.

b) Die Blätter und Blumen haben dieſelben Beſtandtheile, nur weniger ſcharfen Stoff und weniger Daphnium.

2) a) Die Rinde der Daphne Thymelea ſ. Gnidium *L.* verhält ſich, wie Nr. 1. a.; nur fehlt ihr das Daphnium. Sie gibt, gleich D. Laureola *L.* und andern Daphnearten den Seidelbaſt (ſ. weiter unten).

b) Die Früchte, grana Gnidia, beſitzen eine ungemeine Schärfe, und galten ſonſt für ein draſtiſches Purgirmittel.

c) Die geſchalten Samenkörner gaben Gehlen [3]) durch kaltes Auspreſſen ein ſtrohgelbes, etwas nach Canthariden riechendes Fettöl von erſt mildem, dann ſtark brennendem Geſchmack, das vom Alkchol nicht ſo vollkommen als vom Schwefeläther aufgelöſt wird. In die Haut eingerieben, ſowol für ſich, als mit Ätzammonium zu einem Liniment gemacht, reizt es dieſe ſtark genug. In den ganzen Samen fand Göbel [4]) auch Daphnium.

3) Daphne Mezereum, Kellerhals; a) ihr Samenkern enthält, nach Celinsky [5]), 1 Schale, 1,5 Stärkmehl, 2 Schleim, 33 Kleber, 1,5 Eiweisſtoff, 0,5 Extractivſtoff, 36 ſcharfes Fettöl und 4,8 Verluſt.

b) Die äußere Schale der Samen gab Willert [6]), außer Holzfaſer, Schleim, Gärbſtoff und Extractivſtoff, auch Harz und ein bei der Deſtillation mit übergehendes, hautröthendes Princip.

c) Das Fleiſch der Beeren beſteht, nach Ebendemſelben a. a. O., aus 1,5 Schleim, 0,6 blaßrothem Satzmehl, 0,2 flockiger Abſonderung, 0,2 körniger Abſonderung, 4,2 ſäuerlich bitterlichem Extractivſtoff, 82,4 Waſſer und 10,4 hülſigem Rückſtand (keine Spur von ſcharfem Stoff).

d) Die Rinde, cortex Mezerei, iſt dünn, zähe, mit einer feinen, rothbräunlichen, ins Grünliche ſpielenden Epidermis bedeckt, hat innen einen weißen, leicht in Streifen theilbaren Baſt, keinen Geruch, aber einen ſehr ſcharfen, brennenden Geſchmack. Nach C. G. Gmelin und Bär [7]) beſteht ſie aus Wachs, ſcharfem Harze, oder vielmehr einer harzähnlichen Materie, aus Daphnium,

---

[1] S. Schweigger's Journal. V. S. 2.

[2] S. Boltze's Berlin. Jahrbuch für die Pharmacie. XXVII. 1. S. 179. und Buchners Repertor. XIX 3.

[3] S. neues Berlin. Jahrb. für die Pharmacie. II. S. 54.

[4] S. Buchners Repertor. der Pharmacie. VIII. 2.

[5] In Pfaff's Syſt. der Mater. med. III. S. 497 ꝛc.

[6] S. ebendaſelbſt.

[7] In Schweigers neuem Journ. für die Chemie und Pharmacie. 1822. III. 1. S. 1. ꝛc. und in Stoltze's Berl. Jahrb. für die Pharmacie. XXIII. 1. S. 188. XXVI. 2. S. 66.

(das hier, nach Göbel, an eine eigene Säure Coccogninſäure von ihm genannt, gebunden iſt), freier Apfelſäure, apfelſaurem Kali, Kalk und Bittererde, gelbfärbendem Princip, ſüßer Subſtanz, Gummi, braunrothem Extractivſtoff, Holzfaſer, Kieſelerde, phosphorſaurem Kalk nebſt einer Spur von dergleichen Kali, etwas Eiſenoxyd und einer Spur mit Apfelſäure verbundener Alaunerde. — Coldefy-Dorly gewann aus 3 Pfund Rinde faſt 9 Drachmen blaſenziehendes Harz von ſchön dunkelgrüner Farbe, butterartiger Conſiſtenz und außerordentlich brennendem Geſchmack. Es iſt größtentheils löslich in kaltem, abſolutem Alkohol, ſehr löslich in Schwefeläther, Fett- und Ätherölen. In größern Gaben verſchluckt, erregt der Seidelbaſt Brennen und Blaſen auf der Zunge, Wundwerden und Zuſammenſchnürung des Schlundes, Erbrechen, Magenſchmerz und Entzündung, reißendes Grimmen in den Gedärmen, häufigen, aber weniger dünnen Stuhlgang, Harnbrennen, Blutharnen, Schleimabgang aus Harnröhre und Mutterſcheide, Engbrüſtigkeit, trockenen Huſten, Bruſtſchmerzen, Naſenbluten, Zuſammenziehung der Pupillen, Herzklopfen, Ohnmachten, Schwindel, lang anhaltende äußere Kälte mit heftigem Durſt, Knochenſchmerz, beſonders am Schädel, Schläfrigkeit, unruhigen Schlaf, Brennen und Jucken über den ganzen Körper ꝛc. Überhaupt wirkt er ſchneller, wenn er in den Magen kommt, als am entblößten Zellgewebe angebracht.

Zum innerlichen Arzneigebrauch (entweder für ſich allein in Decoct, 2 Drachmen mit 3 Pfund Waſſer bis auf 2 eingekocht, und davon Anfangs täglich ½ Pfund, nach und nach mehr zu nehmen; oder mit Sarſaparillo, Klettenwurzel, Paponarba oder Seidelbaſtſyrup ꝛc.) hat man ſie, doch vorzugsweiſe die im Spätherbſte von den jüngern Sträuchen genommene, kurze, platte, federkielsdicke, innen holzige, weiße, außen mit einer blaßgelben oder gelbbräunlichen Rinde, in der vornehmlich das wirkſame Princip liegt, umgebene Wurzel, und davon noch einmal ſoviel zu einem Abſude, als von der Rinde, bei Haut- und Knochenkrankheiten überhaupt, beſonders ſyphilitiſcher Art, zur Unterſtützung der Queckſilberkur und bei hartnäckigen, gichtiſchen Zufällen mit Recht empfohlen.

Äußerlich verurſacht ſie, friſch, oder die getrocknete mit Waſſer befeuchtet und biegſam gemacht, brennende Röthe und Blaſen auf der Haut, und bei längerm Liegen, Zerſtörung derſelben. Man hat ſie als Umſchlag bei Knochengeſchwülſten und Gichtknoten, und den Abſud davon bei Krebsgeſchwüren angerathen. Häufiger aber bedient man ſich derſelben als eines hautröthenden, und ſeröſe Feuchtigkeiten herbeiziehenden Mittels, um zumal einen langſamen aber dauernden Gegenreiz auf der Haut, am liebſten des Oberarms anzubringen, wo man ein mit Waſſer angefeuchtetes Stück der Rinde von etwa einem Zolle ins Gevierte, Morgens und Abends ein friſches, mit der innern Fläche befeſtigt, und bis zum Wundwerden und Näſſen der Hautſtelle, insgemein 3 bis 4 Tage liegen läßt. Die ſeröſe Abſonderung unterhält man mit den übergelegten Blättern von Wegerich ꝛc., verbindet aber, bei zu ſtarkem Reiz und Ausfluß, mit Wachs- oder Zinkſalbe. Um einen conſtantern Reiz zu bewirken, legt man, wenn die erſte Stelle vertrocknet war, neben dieſelbe ein friſches Stück Seidelbaſt. Das blaſenziehende Rindenharz (ſ. oben), wirkt in Pflaſterform für ſich zu langſam, aber mit wenigem Cantharidenpulver deſto ſchneller und ſicherer.

Das Unguentum Mezerei, nach der polniſchen Pharmacopöa aus der friſchen Rinde bereitet, iſt ein milderes Zugmittel. Die Bereitungsart deſſelben von Lugol und Guibourt aus 1 Drachme Extr. cort. Mez. alcoholisatum, 9 Unzen Schweinefett und 1 Unze Wachs zuſammengeſchmolzen, ſ. in Geigers Magaz. für Pharm. 1829. Okt. S. 84., jene von Peters in Brande's Archiv ꝛc. XXXII. S. 117., und eine dritte in Hufelands Journ. der prakt. Heilkunde. 1830. Jan. Nach Dublanc ſoll der durch Äther ausgezogene ſcharfe Seidelbaſtſtoff mit ſeinem zwanzigfachen Gewicht Fett die beſte blaſenziehende Salbe geben.

Zu Drouot's blaſenziehendem Taffet nimt man eine aus ½ Unze zerſchnittener Seidelbaſtrinde und 2 Unzen Eſſigäther durch achttägige Infuſion bereitete Tinctur und eine mit ebenſoviel Eſſigäther und 1½ Unze Canthariden durch achttägige Infuſion erhaltene Eſſenz, zieht über den Rückſtand der letzten nochmals die erſte durch mehrtägige Infuſion ab, und vermiſcht beide Tincturen, löſt darin 2 Drachmen Colophon auf, und trägt das Ganze auf 1 Stück gegummten Taffet von 4 Fuß Länge und 10 Zoll Breite auf.

Zum Drouot'ſchen blaſenziehenden Papier nimt man 1 Unze von der obigen Seidelbaſttinctur, und 2 Drachmen Cantharideneſſenz mit Colophonzuſatz, und beſtreicht mit der Maſſe ſtark geleimtes Conceptpapier.

Noch dient zu hautröthenden Einreibungen Dorly's Seidelbaſttinctur und Salbe (ſ. Buchners Repertor. ꝛc. XXIII.). (*Th. Schreger.*)

DAPHNE (Mollusca), Name des Thieres der Muſchelgattung Arca, deren Typus A. Noae bei Poli (Testacea utriusque Siciliae. Parmae 1791). (*D. Thon.*)

DAPHNEPHORIA, ein von den Böotiern alle neun Jahre dem Apollon Ismenios oder Galaxios gefeiertes Feſt; ohne Zweifel ein Sonnenfeſt. Mit Lorbeer- und Blumenkränzen wurde ein Olivenzweig, Kopo genannt, umwunden, auf deſſen Spitze eine eherne Kugel angebracht war, von welcher noch andere kleine Kugeln herabhingen. Gegen die Mitte war eine kleinere Kugel, als die auf der Spitze, befeſtigt und der Zweig mit 365 purpurnen Bändern behangen; der untere Theil war mit einem ſafranfarbigen Tuche bedeckt. Nach Proklos waren die obere Kugel Symbol der Sonne, die mittlere des Mondes, die kleinern Kugeln der Sterne oder Planeten, und die Zahl der Bänder deutete auf den jährlichen Lauf der Sonne. Dieſen Zweig trug im feierlichen Umgange ein Knabe, der von edler Abkunft, ſchön und nicht verwaiſt ſeyn mußte. Ein langes koſtbares Gewand floß ihm bis auf die Knöchel herab, ſein Haar umflog frei die Schultern, ſein Haupt bedeckte eine goldene Krone, und an den Füßen trug er eine beſondere Art von Schuhen, welche, nach ihrem Erfinder, Iphikratides hießen. Dieſem Knaben folgte zunächſt der Daphnephoros, der Lorbeerträger, der den Zweig nur berührte, und ihm folgte der Chor von Jungfrauen mit Zweigen in den Händen. So begab ſich der Zug zum Tempel Apollons, wo ihm zu Ehren Hymnen angeſtimmt wurden. (Procl. Chrestom. p. 348. Sylb. — Hesych. und daſ. Albert.) (*H.*)

DAPHNIA, *Müller* (Crustacea). Dieſe Gattung gehört nach Desmareſt (Considérations générales sur la classe des Crustacés. Paris 1825. p. 365.) zur Ordnung Lophyropa, nach Latreille (*Cuvier* regne animal. ed. 2. IV. p. 164.) unter die Abtheilung Entomostraca und in die erſte Ordnung derſelben, Branchiopoda.

Der Körper dieſer Thiere iſt länglich, zuſammengedrückt und ſteckt deutlich in einer Schale. Dieſe Schale iſt zweiklappig, wie eine Muſchelſchale, ſteht mit der Haut in Verbindung, iſt durchſcheinend, hat die Öffnung am Bauch und das Gelenke (Schloß) auf dem Rücken. Der Kopf iſt von mittlerer Größe, deutlich vom Körper unterſchieden, beſonders auf der untern Seite, iſt mehr oder weniger in einen eingebogenen Rüſſel verlängert, der zugeſpitzt oder ſtumpf iſt. In ſeinem Innern ſitzt ein einziges Auge, welches nur mittelmäßig entwickelt iſt, es beſteht aus einer kugligen Haut (allgemeine Hornhaut), die ungefähr ein Dutzend kleiner durchſichtiger Kreiſe (Cryſtallinſen) umſchließt, welche durch einen ſchwarzen Grund gehoben werden (retina und pigmentum). Der Mund liegt unterhalb an der Wurzel des Rüſſels. Latreille betrachtet mit Ramdohr den untern Theil des Kopfs, welchen Strauß für eine Lefze anſieht, als verlängertes Kopfſchild und nennt Lippe denjenigen Theil, welchen der letztere als hintern Lippenlappen betrachtet. Unmittelbar unter dieſem Theile befinden ſich zwei Mandibeln (Ramdohrs innere Kiefern), welche ſehr ſtark, palpenlos, ſenkrecht nach vorn gerichtet ſind und auf zwei horizontalen Maxillen (Ramdohrs äußern Kiefern) liegen, welche in drei ſtarke, hornartige, rückwärts gekrümmte Haken auslaufen [1]. An den zehn Füßen iſt das zweite Glied blaſenartig, die acht erſten endigen in eine ruderförmige Ausbreitung, welche an den Rändern mit Haaren oder Bartfäden kronen- oder kammförmig beſetzt ſind. Die beiden vordern ſcheinen beſonders zum Ergreifen der Nahrung beſtimmt zu ſeyn, weswegen ſie Ramdohr für äußere und innere Palpen anſpricht, auch hält ſie Latreille und Desmareſt für Branchien. Die beiden letzten Füße haben einen etwas abweichenden Bau, und Ramdohr unterſcheidet ſie deswegen unter dem Namen von Scheren. Der Hinterleib oder der eigentliche Körper iſt in acht Ringe getheilt, und zwiſchen den Schalenklappen vollkommen frei, das Ende iſt nach unten eingebogen und läuft in zwei, nach hinten gerichtete, kleine Haken aus. Der ſechſte Leibesring zeigt oben eine Reihe von vier Warzen, welche Zähnchen bilden und der vierte hat eine Art von Schwanz. Was den innern Bau betrifft, ſo iſt der Schlund eng, ſteigt von unten nach oben und von hinten nach vorn. Der Magen oder vielmehr der cylindriſche Darm iſt ziemlich weit und wie der Körper in ſeiner erſten Hälfte faſt horizontal, ſich mit dem hintern Körperende auch nach unten biegend. In ihn münden zwei Arten von Blinddärmen. Die Eierſtöcke liegen längs der Seiten zwiſchen dem erſten und vierten Ring und öffnen ſich einzeln am Rücken in eine Höhle (Uterus *Jurine*), welche zwiſchen der Schale und dem Körper liegt, in welcher die Eier einige Zeit, nachdem ſie gelegt ſind, bleiben.

Müller hat mit dem Namen Ephippium einen großen, dunkeln, rechteckigen Flecken belegt, welcher zu gewiſſen Zeiten des Jahres, beſonders im Sommer, nach dem Häuten der Weibchen an dem obern Theile der Schalen ſich zeigt und den Jurine für eine Krankheit hält. Nach Strauß beſteht dieſer Fleck aus zwei eiförmigen, durchſichtigen Blaſen, eine vor der andern liegend und mit denen der andern Seite zwei kleine eiförmige Kapſeln bildend, welche ſich wie eine zweiklappige Samenkapſel öffnen. Dieſer Fleck theilt ſich wie die Schalen, zu denen er gehört, in zwei ſeitliche Hälften, welche durch eine Längsnath an ihrem obern Rande vereinigt ſind. Sein Inneres zeigt einen andern ähnlichen, kleinern mit freien Rändern, der vielleicht der obere iſt, welcher an den Klappen ſitzt, deren beide Hälften, in einer Schloßfuge aufeinander laufend, die nämlichen Blaſen wie die äußern Klappen zeigen. Jede dieſer Kapſeln umſchließt ein Ei mit einer hornartigen, grünlichen Schale, welches übrigens den gewöhnlichen Eiern ähnlich iſt, nur daß es längere Zeit zur Entwickelung braucht und unter dieſer Geſtalt den Winter hindurch bleiben muß. Zur Zeit der Häutung wird das ephippium, ſo wie die in ihm enthaltenen Eier mit der Schale abgeworfen und dient nun dieſen als Schutz im Winter. Über die weitere Veränderung dieſer Eier ſiehe weiter unten.

Die Männchen, wenigſtens derjenigen Arten, welche Strauß beobachtete, ſind von den Weibchen ſehr verſchieden. Der Kopf iſt verhältnißmäßig kürzer, der Rüſſel trit weniger vor, die Schalenklappen ſind weniger frei und oben weniger gewölbt und klappen vorn dergeſtalt auseinander, daß eine weite, faſt zirkelförmige Öffnung entſteht. Die Fühler ſind viel größer und gleichen zwei nach unten gerichteten Hörnern, welche Müller für Geſchlechtsorgane hält. Strauß hat dieſe Geſchlechtsorgane nicht auffinden können, doch bemerkte er, daß die das letzte Glied endigende Klaue der zwei vordern Füße (der zweiten, wenn man die Ruder als die erſten betrachtet) viel größer iſt, als bei dem Weibchen, daß ſie die Form eines großen Hakens hat, und daß auch die Borſte des dritten Glieds verhältnißmäßig viel länger iſt. Dieſe Haken dienen um das Weibchen feſt zu halten. Die Drüſen des ſechſten Körperrings ſind viel kleiner und erſcheinen bei jüngern Exemplaren nur als Höckerchen. Hinſichtlich der untern Fühler, welche bei dem Männchen länger ſind, gleichen ſich die Geſchlechter ſo ziemlich, die beiden Klappen der Schale endigen ſich bei dem einen wie bei dem andern in einen nach unten gebogenen, auf der untern Seite gezähnelten Griffel, welcher faſt ſo lang iſt als die Schalenklappen, der aber bei jeder Häutung ſich dergeſtalt verkürzt, daß er bei den Erwachſenen nur eine kurze Spitze bildet.

---

[1] Einige Abweichungen von obigen Angaben ſ. u. bei Daphnia sima.

Das Nervenſyſtem der Daphnien iſt allerdings bei dieſen kleinen Thieren ſchwer zu beobachten, indeſſen gibt Strauß darüber folgende Auskunft. Das Gehirn liegt im hintern Theil des Kopfs vor dem Öſophagus und beſteht aus zwei Lappen, welche neben einander liegen. Aus dem obern und vordern Theil ihrer Verbindung entſpringt der Sehnerve als ein ganz kurzer Stamm, der nach dem Auge geht und bald zu einem Nervenknoten anſchwillt, der ein Bündel kleinerer Nerven in das Innere des Augapfels abgibt.

Das Circulationsſyſtem beſteht in einem Herz, welches im Rücken des erſten Körperrings liegt, es iſt ein eiförmiges, mit ſeinem vordern Ende angeheftetes Bläschen, aus welchem wahrſcheinlich eine Pulsader entſpringt. Die Zuſammenziehungen dieſes Herzens ſind ſchnell und folgen in gleichen Zeiträumen; Strauß zählte in einer Minute 260 Schläge.

Nach Strauß's Beobachtungen ſind die Daphnien hinſichtlich ihres Reſpirationsſyſtems ſehr von der Gattung Cypris, mit welcher man ſie ſonſt immer zuſammenſtellte, verſchieden und wahre Branchiopoden; er will deswegen aus den Gattungen Cypris und Cythere eine eigene Ordnung gebildet wiſſen, Ostrapoda, welche auch Desmareſt angenommen hat, und die dadurch charakteriſirt iſt, daß die Reſpirationsorgane am Munde liegen und die übrigen Füße nur Gangfüße ſind.

Die Daphnien ſind in ſtehendem Waſſer ſehr häufig, manchmal in ſolcher Menge vorhanden, daß ſie demſelben ihre eigene Farbe mittheilen, ſo daß namentlich der ſogenannte Waſſerfloh manchmal Veranlaſſung gegeben hat, Blut im Waſſer zu vermuthen. Ihr Schwimmen iſt mehr eine Art von Springen, wobei ihnen die ſchnelle Bewegung ihrer Arme beſonders behilflich iſt.

Die Nahrung dieſer Cruſtaceen beſteht in andern kleinen Thierchen und in vegetabiliſchen Subſtanzen, wie ſie ſich häufig in ſtehenden Waſſern finden; ſie bringen ſie zum Munde, indem ſie das durch die oben gedachte Lücke zwiſchen ihre Schalen eintretende Waſſer durch ihre eigentlichen Füße in eine wirbelförmige Bewegung ſetzen. Im Frühjahr und Sommer ſind ſie beſtändig mit dem Ernährungs- und Fortpflanzungsgeſchäft beſchäftigt, aber im Winter ruhen oder ſchlafen ſie im Schlamme begraben. Auch im Sommer kommen oft Zeiten vor, wo die Sümpfe austrocknen und ſie dann Monate lang im Schlamme begraben liegen, ohne durch das Austrocknen ihr Leben zu verlieren; denn ſowie nur durch Regen wieder Waſſervorrath eintrit, erſcheinen ſie ſogleich wieder in Menge.

Lange Zeit hat man geglaubt, daß die Daphnien Zwitter wären, aber die Beobachtungen von Müller und noch mehr die von Jurine haben bewieſen, daß ſie getrennten Geſchlechts ſind, daß die Männchen nur zu einer beſtimmten Jahreszeit erſcheinen, und daß eine einzige Begattung hinreicht, um die Weibchen auf mehre Generationen zu befruchten, ja die Zahl der letztern ſteigt bis auf ſechs. Bei der Begattung, welche höchſtens acht bis zehn Minuten dauert, nimt das Männchen zuerſt ſeinen Platz auf dem Rücken des Weibchens und erfaßt es mit den langen Fäden der vordern Füße, dann begibt es ſich nach dem untern Rand der Schale und indem es mit der ſeinigen der Öffnung der weiblichen naht, bringt es ſeine Fäden in dieſelbe, ſo wie die Haken, mit welchen dieſe Füße verſehen ſind, hierauf nähert es ſeinen Schwanz dem des Weibchens. Dieſes ſucht anfangs dem Männchen zu entgehen, indem es mit großer Geſchwindigkeit herumſchwimmt und ſeine Laſt mit ſich trägt, aber bald hernach ergibt es ſich dem Männchen, und nun ſcheint die Begattung ſtatt zu finden. Die ſehr hitzigen Männchen verfolgen ohne Unterſchied alle Weibchen, ſelbſt diejenigen, die ſich in Begattung befinden, oder ſchon Eier mit ſich herumtragen. Nach der Befruchtung bei den Weibchen, welche ſich mit Männchen begattet haben, oder nach der Häutung bei denjenigen Weibchen, welche noch von der Begattung ihrer Mütter u. ſ. w. befruchtet ſind, zeigt ſich in den Eierſtöcken je nach der Jahreszeit eine grüne, roſenrothe oder braune Materie, welche ſich in die auf dem Rücken gelegene Höhle zwiſchen Körper und Schale begibt und daſelbſt zu runden Kugeln, welche Eier werden, abſondert. Dieſe Eier entwickeln ſich nach der Jahreszeit mehr oder minder raſch und zwar raſcher im Sommer. Im Winter ſieht man am erſten Tage das Ei aus einer mittlern Blaſe gebildet, welche von andern kleinern umgeben iſt, deren Zwiſchenräume mit kleinen gefärbten Theilchen beſetzt ſind; vom zweiten auf den dritten Tag wird das Äußere des Eies durchſichtig, weil die gefärbten Theilchen ſich mehr nach dem Mittelpunkt begeben, und vom vierten und fünften Tage an vergrößert ſich das Ei mehr und nimt eine eiförmige Geſtalt an. Erſt am ſechſten Tage zeigt ſich der Fötus mit vom Körper getrennten Armen; am ſiebenten kann man die Spuren der eigentlichen Füße und des Kopfs unterſcheiden; am achten erſcheint das Auge zuerſt in zwei gleiche Theile getheilt, und man bemerkt zuerſt den Darmkanal; am neunten werden alle Theile ſichtbarer, das Auge erſcheint ſchwärzer und netzförmig; am zehnten iſt die Entwickelung des Fötus vollendet und er trit aus dem Mutterbehältniß heraus, deſſen Ausgang ſich durch Erhebung des Schwanzes der Mutter öffnet und fängt an im Waſſer herumzuſchwimmen. Er iſt in dieſem Zuſtande nur darin von ältern Individuen verſchieden, daß ſeine Schale nach hinten ſehr verlängert iſt.

Das Thierchen wächſt nun bald, und ſo wie es an Größe zunimt, häutet es ſich mehrmals und wirft dabei auch die Haut ab, welche ſeine feinſten Theile überzieht. Wenn dieſe Häutungen ſtatt haben ſollen, ſo heftet es ſich mit den vordern Füßen an irgend einen Gegenſtand an oder es kriecht in den Schlamm, wo es ſich ganz ruhig verhält. Der Kopf trit bei der Häutung zuerſt hervor, die Füße, ſo wie die Mandibeln und die äſtigen Arme zuletzt, aber alles geſchieht mit einer ausnehmenden Schnelligkeit. Nach der Häutung iſt das Thier keineswegs erſchöpft, ſondern vielmehr viel lebhafter als vorher. Die Häutungen folgen ſchnell aufeinander und zwar im Sommer ſchneller als im Winter. In jener

Jahreszeit folgen die Häutungen von zwei zu zwei Tagen, manchmal auch erſt nach drei Tagen, im Winter beträgt der Zwiſchenraum acht bis zehn Tage, und ſo folgen ſich die Häutungen während der ganzen Lebenstage des Thieres.

In den Monaten Juni und Juli iſt die Thätigkeit der Entwickelung der Daphnien ſo ſtark, daß die kleinen Weibchen ſchon in dem Alter von ſieben Tagen und nach dreimaliger Häutung ihre Eierſtöcke mit grüner Materie gefüllt haben, welche ſchon am achten Tag in das Mutterbehältniß übergeht und ſich in Eier verwandelt, aus welchen die Jungen den zehnten Tag ausſchlüpfen. Die Fortpflanzung erfolgt nun, mit Beziehung auf die Häutung, von zwei zu zwei oder von drei zu drei Tagen, je nachdem die Jahreszeit weiter gegen den Winter vorrückt. Die Zahl der Jungen, welche bei jeder Fortpflanzung erſcheinen, iſt ſich ſelten gleich, zuerſt erſcheinen ſelten mehr als ſechs, doch wächſt die Zahl ſpäter und wenn das Weibchen ſeine vollſtändige Entwickelung erreicht hat, ſo ſieht man nicht ſelten achtzehn Junge auf einmal in dem Mutterbehältniß.

Die Männchen finden ſich in dem Verhältniß zu den Weibchen nur in geringer Anzahl; man bemerkt ſie im Frühjahr und im Sommer nur ſelten, dagegen ſie ſich im Herbſt häufiger zeigen, wahrſcheinlich weil dann ihre Gegenwart zu Erhaltung der Gattung nothwendiger iſt.

Von den Arten dieſer Gattung führen wir folgende an:

1) D. Pulex, *Linné* (Monoculus — Pulex aquaticus arboreus, *Swammerdam* Biblia nat. t. 31. Daphnia pennata *Müller* Entomostraca t. 12. f. 4—7. Schäffer, die grünen Armpolypen u. ſ. w. t. 1. f. 1—8. Federborſtiges Oſthorn, *Schransk* Fauna boica III. 1. p. 264). Der gemeine Waſſerfloh.

Dieſe iſt eine der gemeinſten Arten und diejenige, an welcher die meiſten, auch die oben angeführten Beobachtungen angeſtellt worden ſind. Sie findet ſich ſehr häufig in Sümpfen und ſtehenden Waſſern und hält ſich in der Nähe des Ufers oder der im Waſſer befindlichen Körper auf. Die Größe dieſes Thierchens beträgt nur eine Linie und die Farbe iſt im Frühjahr roth, im Sommer roſenfarb, in den übrigen Jahreszeiten grünlich weiß; der Kopf iſt von mittlerer Größe und vom Rücken nicht durch eine Querfuge getrennt, die Schale läuft hinten in eine Spitze aus.

2) D. sima, *Müller* (Entomostraca t. 12. f. 11—12. Monoculus exspinosus, *Degeer* Memoires VII. t. 27. f. 9—13. M. laevis, *Fabr.* Ent. syst. II. p. 492. D. vetula, *Strauſs* in Memoires du Museum d'hist. nat. V. pl. 29. f. 25—26).

Dieſe Art iſt nur $\frac{10}{12}$ Linien lang. Der Kopf viel kleiner und weniger ſpitzig, als an dem gemeinen Waſſerfloh; der hintere Theil der Schale iſt zugerundet und nur mit ſchwachen, kaum bemerkbaren Querlinien verſehen.

Dies iſt diejenige Art, an welcher Gruithuiſen den Kreislauf beobachtet hat. Die von dieſem Naturforſcher in den Verhandlungen der K. Leop. Carol. Akademie d. N. XIV. 1. p. 397. t. 24. über dieſen Gegenſtand ſowol als über die anatomiſche Beſchaffenheit dieſes Thierchens überhaupt gemachten Mittheilungen führen wir hier um deswillen etwas ausführlicher an, da dieſe Beobachtungen mitunter von denen abweichen, welche Jurine, Strauß u. a. machten und auf welche die obigen Angaben ſich gründen.

Der Kopf hat im Ganzen eine nierenförmige Geſtalt, iſt durchſichtig und ſitzt quer über den Schalenklappen, von denen er nicht bedeckt wird. Am oberſten und vorderſten Theile deſſelben ſieht man die beiden ſchwarzen Augen, welche linſenförmig geſtaltet und an den platten Seiten zuſammengewachſen ſind, weshalb es unrichtig iſt, wenn einige dieſe Thiere unter die Monoculi zählen, auch ſind dieſe Augen an der jedesmaligen Außenfläche mit kleinen hellen Bläschen, welche die Stelle optiſcher Linſen vertreten, über und über beſetzt, und der zu ihnen gehende Sehnerve iſt mehrfach und vereinigt ſich pyramidaliſch in eine Spitze zuſammenlaufend, rückwärts mit dem Gehirn, welches hier nicht ſichtbar iſt, aber bei einigen andern Daphnien-Arten eine birnförmige Geſtalt beſitzt. In der Mitte des Kopfes bemerkt man zwei gelbe Körper, die ſehr wahrſcheinlich der Leber höherer Thiere analog ſind und eine gebogene cylindriſche Geſtalt haben, mit der ſie den Öſophagus umgeben, der ſich am unterſten vorderſten Theile des Kopfs in den Mund des Thieres endigt, an welchem die ſich meiſt zwiſchen den Klappen verbergenden Freßſpitzen ſtehen, und über welche an jeder Seite ein ſchwarzer Punkt liegt, der wol auch ein Auge ſeyn kann. Etwas vorwärts an der Baſis des Kopfes oder dem eigentlichen Halſe ſind zu beiden Seiten die zwei Arme befeſtigt. Jeder dieſer Arme beſteht aus einem Stamme und aus zwei etwas kürzeren Äſten, von welchen jeder aus drei gleich langen Gliedern zuſammengeſetzt iſt. Zwiſchen den zwei untern Gliedern iſt in der Regel ein dreigliederiges Haar, welches abermals mit kleinen Härchen gefiedert iſt, befeſtigt, und auf dem letzten Gliede ſtehen oben an drei bis vier ſolcher gegliederter Haare. Da aber an den von Gruithuiſen beobachteten Exemplaren bald da bald dort eins oder zwei dieſer Härchen fehlten, ſo glaubt er, daß, wenn ſie in vollſtändiger Anzahl vorhanden wären, auf jedem Aſte ihrer ſieben ſitzen müßten. Zuweilen ſcheint ſogar das oberſte Glied eines Aſtes verloren zu ſeyn, in welchem Falle dann das zweite Glied fünf Haare zu tragen pflegt. Dieſen Organen gleichen im Allgemeinen die Branchien der Daphnien, welche durch die Klappen ſtets bedeckt ſind, und durch deren Bewegung ſie infuſoriſche Thierchen mit einem Strome von Waſſer gegen den Mund und zwiſchen die Klappen in ihr Inneres treiben und rückwärts wieder ausſtoßen können, bei welcher Gelegenheit das Thier durch den Mund das Nahrhafte zu ſich nimt und durch das Umſpühlen des ſauerſtoffreichen Waſſers, ſowol in den Branchien, als in dem innern organiſchen, häutigen, mit Capillargefäßen verſehenen Überzuge, den eigentlichen Act der Reſpiration veranlaßt, wovon Gruithuiſen ſich dadurch überzeugte, daß das Thier nach jedem gewaltſamen Bewegungsverſuche, aus dem engen Gefängniſſe zu entkommen, eine Zeit lang die Branchien ſchnell bewegte, um den in Stocken gerathenen Kreislauf wieder in Gang zu bringen. Die Geſtalt dieſer Branchien war bei ihrer ſteten Bewegung und bei dem Gewirre, welches ſie bilden, nicht auszumitteln, nur ſo viel iſt gewiß, daß ſie an ihren Enden mit feinen Härchen gefiederte Bewegungshaare haben. Gruithuiſen findet es deswegen Unrecht, daß Müller die Daphnien nach dieſen ſogenannten Füßen eingetheilt habe, da dieſelben ſo ſchwer zu bemerken ſind.

Der Darmkanal und Hintertheil (der Schwanz nach Müller, der Klauenfuß nach Schäffer) ſind mit einander innigſt verbundene Theile. Der Darmkanal beginnt am Munde und endigt am After, welcher nur durch das Entledigen des Kothes aufgefunden werden kann und ſonſt nie ſichtbar iſt. Bei wohlgenährten Thieren iſt der Darm immer ganz mit Nahrungsbrei angefüllt, der dann durch die periſtaltiſche Bewegung oft auf- und abſteigt; übrigens meint Gruithuiſen, ſei es leicht abzuſehen, daß dieſer einzelne Fuß nichts anderes iſt, als der Körper dieſes Thieres, welchem auch die Branchien und das Herz gehören, und deſſen Gelenk und zwei Klauen, wovon eine oft abfällt, nur zum Fortſchieben durch enge Päſſe, wo das Schwimmen unmöglich iſt, eingerichtet ſind. Die beiden an dieſem Gelenke befindlichen und während der Biegung aus den Klappen vorſtehenden Haare dienen ohne Zweifel zu einem Taſtorgan, wie bei einigen Säugthieren der Bart.

Die beiden am vordern Rande behaarten Klappen dieſer Daphnia ſind bei ausgewachſenen Individuen braun und wenig durchſichtig, bei jungen aber ſo durchſichtig, daß man den ganzen Blutkreislauf darin und im ganzen Thiere wahrnehmen kann. Die innern Flächen dieſer Klappen ſind mit einem häutigen Mantel ausgekleidet. Einen Kopfſchild, wie ihn Schäffer beſchreibt, hat Gruithuiſen weder bei jungen noch alten Thieren wahrnehmen können, und er vermuthet, daß dieſe Anſicht nur eine auf beſonderer Färbung beruhende Täuſchung ſei. Die Klappen werden bei alten, eben von Jungen entbundenen Individuen unverhältnißmäßig groß.

Der Eierſtock befindet ſich im hinterſten Raume der Klappen und enthält oben die minderzeitigen Eier, während von den untern gar oft die jungen Daphnien auszuſchlüpfen beginnen.

Das Gefäßſyſtem und der Kreislauf ließen ſich bei jungen Individuen dieſer Art ſehr gut unterſcheiden und Gruithuiſen hat eine erläuternde Zeichnung davon geliefert, die hier, leider! nicht mitgetheilt werden kann. Der Beobachter nimt ein arterielles und ein venöſes Herz an. Blos die vom Herzen ausgehenden Adern ſcheinen eigene Häute zu haben. Die Capillarkanäle, in welchen das Blut venös wird, ſind mit keiner Spur von eigner Adermembran verſehen. Das Arterienherz, ſo wie das Venenherz, beſtehen in ſackförmigen, muskulöſen Häuten, die ſie ſchnell und kräftig zuſammenzuziehen vermögen, beſonders das erſtere, welches wegen der Lebhaftigkeit ſeiner Bewegungen auch von andern Naturforſchern bei den Daphnien geſehen worden iſt und auch bei den Lynceen und Cytheren geſehen werden kann. Aus dem Arterienherzen entſpringen die aufſteigenden Kopf- und Muskelarterien und die Arterie, von welcher die Branchien, der Darmkanal und der Klauenfuß mit Blut verſehen werden. Der Kopf hat gar keine Vene, und nur die Arme haben eine kleine Arterie und eine Vene, die am erſten Gelenke einige ſchwer zu entwirrende Beugungen bilden, von welchen aus zwei Capillararterien zu den Gliedern der Arme geſchickt werden, aus denen das Blut in die Capillarvenen umwendet und ſich in einen Stamm verſammelt, welcher ganz allein zum Venenherzen herabgeht. Die aufſteigende Arterie theilt ſich hinten am Genicke in zwei Äſte; der unterſte Aſt theilt ſich wieder in zwei Zweige, wovon einer die beiden Armarterien und die Hälfte der Mantelarterien abgibt. Der zweite obere Aſt theilt ſich in zwei Zweige, die den ganzen Kopf mit arteriellem Blute verſehen, dann in die Klappen hinabſteigen und ſich beiderſeits in zwei Capillarkanäle vertheilen. Die abſteigende Arterie geht am Darmkanale nach vorwärts, gibt an die Branchien die nöthigen Arterien ab, verſieht in ihrem Verlaufe nur ſparſam den Darmkanal mit oxydirten Blute und begleitet dieſen vorn genau bis zum After, wo ſie ſich in drei Capillarvenen theilt und abwärts wendet. Über die Scheidepunkte der Arterien und Venen in den Capillarkanälen hinaus bilden ſich folgende Venen: erſtens in den Armen die oben angegebene, abſteigende Vene, zweitens in den Klappen die Capillarvenen, welcht am untern Theile des Rückens ſich in die einzige aufſteigende, einen Bogen bildende Vene verſammeln und ſich in das Venenherz endigen; drittens im Klauenſchwanze verſammeln ſich die Capillarvenen nach einigen Anaslomoſen hinter dieſem Organ in eine zweite, ſehr kurze, aufſteigende Vene, die ſich am untern Theile des Venenherzens endet.

Die Blutkügelchen, welche man hier ſieht, und wodurch man auch ihren Kreislauf erforſchen kann, ſind unfehlbar nur Chyluskügelchen, denn ſie gleichen ihnen gar ſehr, ausgenommen daß ſie alle gleich groß ſind. Man kann ſich daher leicht denken, daß über den Lauf des Blutes im Gefäßſyſtem, wie es hier beſchrieben wurde, nicht der leiſeſte Zweifel obwalten kann, nur die Gefäße der Branchien konnte Gruithuiſen wegen ihrer ſteten Bewegung nicht zeichnen, ob er gleich auch in ihnen den Blutlauf deutlich ſah, nur das bemerkt er noch, daß die gefiederten Bewegungshaare der Branchien ſo wenig einen Kreislauf haben, als die Bewegungsarme.

Das Blut macht dem vorhergehenden zufolge folgenden Kreislauf. In das Venenherz ergießen die von den Armen ab- und von dem Klauenſchwanze und von den Klappen aufſteigenden Venen das Blut, welches hierauf in das Venenherz ausgeſchüttet wird. Das Venenherz ſchüttet es durch ein Loch in das Arterienherz hinüber. Von dieſem geht die größte Blutmaſſe aufwärts zu den Armen, zum Kopf und Mantel und abwärts zum Klauenfuße, und von da in die Venen u. ſ. w.

Merkwürdig iſt es, daß dieſes Thier, welches ſich ebenſo vielfältig und gewaltſam bewegt, wie die vielfliegenden Vögel, mit einer ausnehmend vollkommenen Lungenreſpiration verſehen iſt. Für die Bewegung der Arme und des Klauenſchwanzes ſcheint alſo der ganze übrige Capillargefäßapparat da zu ſeyn, den wir in der innern häutigen Auskleidung der beiden Klappen und in den Branchien aufgefunden haben. Für dieſe Anſicht ſpricht nicht blos die Armuth des Darmkanals an Capillarkanälchen, ſondern Gruithuiſens hundertfältige, ſchon oben erwähnte Erfahrung, daß das Thier eine lang anhaltende Bewegung mit den Armen nicht fortſetzen kann, ohne daß dabei der ganze Kreislauf ſtille ſteht, den es ſodann durch Ruhe und heftiges Umſpühlen neuen Waſſers an die Klappengefäße mit den Branchien wieder in Gang bringen muß.

Über die Gattung Daphnia ſind außer den angeführten Schriften noch zu vergleichen: Histoire des Monocles par Jurine und Rambohrs Beiträge zur Geſchichte der Monoculus. (*D. Thon.*)

DAPHNIS, eine Dichtung, dunkel in ihrem Urſprunge, wie in ihrem Zwecke. Stamme ſie aus Griechenland oder Sikelien, oder aus beiden, ſo iſts ſchwer zu erforſchen, wie viel Helleniſches und Sikuliſches ſie vermiſcht; was ſie auch bezwecke, vielleicht die Nachweiſung des alten Urſprungs des bukoliſchen Geſangs, immer läßt ſich dieſer nicht deutlich begründen. Nach Sikelien, dem Lande der alten Hirten, wo man die ländlichen Götter, *Θεοὶ Πάλικοι*, am Ätna, identiſch mit der römiſchen Pales, als Schutzgötter verehrte, verſetzt die Dichtung den Urſprung des bukoliſchen Gedichts und ſieht in Daphnis (von *δάφνη*, dem Lorbeer) den Erfinder deſſelben[1]). Ein Sohn des Hermes und einer Nymphe[2]), wurde er in einem Lorbeerhaine geboren, von Hirten gefunden und nach dem Fundorte Daphnis genannt. Nymphen erzogen ihn, den ſchönen, liebenswürdigen Halbgott, und Pan unterrichtete ihn im Flötenſpiel[3]). Täglich folgte ſeiner Flöte ſeine groſſe Heerde nach dem Ätna. Wer hörte und ſah nicht gern den ſchönen Jüngling! Eine Nymphe, Echenais (die Zurückhaltende), feſſelte ihn und ihre Eiferſucht drohete ihm Erblindung, wendete er ſeine Liebe einer andern zu. Einmal in der Nähe der ſikeliſchen Königsburg weidend ſah ihn die Tochter des Königs, machte ihn jener Drohung durch Darbieten berauſchenden Weines vergeſſen und — gewann ihn. Die Drohung ging in Erfüllung. Er flehete zum Hermes, welcher ihn nach dem Olymp verſetzte, und ſein Namensgedächtniß durch einen hervorſprudelnden Quell, der ſeinen Namen empfing, erhielt. Alle ſikeliſche Hirten feierten hier einen jährlichen Feſttag[4]). Nach Ovidius wird er von der Nymphe in einen Stein verwandelt[5]), und nach Theokritos ſtarb er liebegram[6]). Andere erzählen noch anders[7]). Die älteren Erklärer der fünften Ecloge Virgils deuten die angezogenen Stellen von Daphnis, dem Halbgott, die neueren von Julius Cäſar[8]). — Hat vielleicht die Dichtung ihren Urſprung in dem alten Wahne: daß das Kauen der Lorbeerblätter die Kraft der Weisheit und den Geiſt zu dichten wecke und befördere[9]). Leicht wäre dann die Deutung des Namens und des nach und nach entſtandenen Mythos mit ſeinen Ausſchmückungen. Doch dies nur Vermuthung. (*Schincke.*)

DAPHNIS von Miletos erbauete mit Päonios, welcher den von Kteſiphon und Metagenes unvollendet gelaſſenen Tempel der Diana zu Epheſos vollendete, einen Tempel dem Apollo nach doriſcher Art in ſeiner Vaterſtadt[*]). (*Schincke.*)

DAPHNIS, *Hübner* (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung (Verein, nach Hübners Ausdruck) geſondert aus Linné's Gattung Sphinx und von Ochſenheimer Deilephila benannt. Sie begreift die Arten Sphinx Aeacus und Hippothous Cramers und Nerii Linné's. (*D. Thon.*)

DAPHNITIS Spr. Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der vierten Linné'ſchen Klaſſe und von unbekannter natürlicher Verwandtſchaft. Char. Der Kelch vierblättrig, der Griffel einfach, die Frucht unbekannt. Die beiden hieher gehörigen Arten ſind Bäume. 1) D. capensis Spr. (Syst. I. 370; Laurophyllus capensis Thunb. prodr. cap. 31.) mit ablangen, ungetheilten, in der Mitte geſägten Blättern. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) D. madagascarensis Spr. (l. c. Diloveia Thouars nov. gen. mad. p. 7.) mit zweilappigen, winkligen, am inneren Rande drüſigen Blättern. Auf Madagaskar. (*A. Sprengel.*)

DAPHNIUM, Daphnin, ein dem Picrotoxin ähnliches, bitterſcharfes und giftiges Pflanzenkaloid, nach Göbel an eine eigene Säure, die Coccogninſäure, gebunden, das Vauquelin aus der Rinde von Daphne alpina, und Göbel aus den Samen der Daphne Gnidium etc. erhielt, als ſie das weingeiſtige Extract dieſer Pflanzenkörper in Waſſer brachten, die Flüſſigkeit vom Harz abfiltrirten und verdampften. Sie ſetzt nach einigen Tagen Kryſtalle ab, welche durch Wiederauflöſen in heißem Waſſer und neues Anſchießen gereiniget, weiß, glänzend, durchſichtig, etwas hart, von ſehr bitterm, anhaltend ſcharfem Geſchmack und äußerſt flüchtig erſcheinen, in einer Retorte ſchmelzen, aufſchwellen, ſich ſchwärzen und ſaure Dämpfe ausſtoßen, die auf Glühkohlen ganz ſtechend werden.

Sie löſen ſich wenig in kaltem, leicht in heißem Waſſer, und kryſtalliſiren beim Erkalten wieder heraus. Ihre wäßrige Löſung ſchmeckt, eine Stunde auf der Zunge gehalten, ſcharf, und mehre Stunden lang immer ſchärfer.

Das Daphnium ſtellt die Farbe des gerötheten Lackmuſes wieder her, läßt aber Veilchenſaft unverändert. Weder Kalk- noch Barytwaſſer trüben die Flüſſigkeit, zum Beweis des Nichtdaſeyns eines kohlenſauren Kali. Das eſſigſaure Blei wird weiß gefället, und der Niederſchlag erhält, umgerührt, einen Atlasglanz. Schwefelſaures Kupfer wirft weiße, etwas ins Grüne ſpielende Flocken nieder. Eine ſchwache weiße Trübung erfolgt mit ſalpeterſaur. Silber, allein die Flüſſigkeit wird nach einer gewiſſen Zeit roſenroth. Es fragt ſich, ob dies die Wirkung von einigen, in dem Waſſer enthaltenen

---

[1] *Athen.* XIV. p. 619. *Diodor. Sic.* IV, 84. *Aelian.* V. H. X, 18.

[2] *Serv.* ad *Virgil.* Ecl. VIII, 20. Edit. Lion. T. II. p. 126.

[3] *Parthen.* Erot. 29. *Serv.* l. l.

[4] *Servius* l. l.

[5] *Metam.* IV, 278.

[6] *Id.* I, 66.

[7] *Sil. Ital.* XIV, 466. *Theokrit.* Id. VIII.

[8] *Voss* zu Virgil's Bd. V, 20. Theil I. S. 244.

[9] *Casaubon.* ad *Theophrast.* Charact. edit. Fischer. p. 175.

[*] *Vitruv.* VII. praef. §. 16.

Spuren Ammoniums, oder von dem ſcharfen Princip ſelbſt iſt? Vauquelin ſtimmte früher mehr für das letztere (ſ. Ann. d. Ch. LXXXIV. S. 174 ꝛc.), ging aber ſpäter von dieſer Meinung ab (ſ. Journ. d. Pharm. et de sc. necess. T X. p. 333., frei übergetragen in Stolze's Berlin. Jahrb. f. d. Pharm. 1825. XXVI. 2. S. 60 ꝛc. und in Buchners Repertor. f. d. Pharm. XIX, 1. XXIII, 1.). Vergl. Göbel in Buchners Repertor. VIII, 2. und C. G. Gmelin und Bär a. a. O. Nach Coldefy-Dorly (bei Buchner a. a. O. XXIII. S. 167.) ſoll ¼ Gr. Daphnin, mit Fett zur Salbe gemacht, eine Stelle von 18 Zoll im Umfange röthen können. (*Th. Schreger.*)

DAPHNUS (ὁ Δαφνοῦς), eine alte, im Gebiete der opuntiſchen Lokrier, nahe bei Alope und der Küſte gelegene Stadt, die aber Strabo (9. 650.) ſchon nur als längſt zerſtört kannte. (*H.*)

Dapiſer ſ. Seneschall und Truchsess.

DAPP, Raymund, Prediger zu Kleinſchönebeck, Schöneiche und Münchehofe, unweit Berlin, geboren den 20. Sept. 1744 in dem Städtchen Geißlingen, im Gebiete der Reichsſtadt Ulm, wo ſein Vater als Viſirer angeſtellt war. Von dem ulmiſchen Gymnaſium, welches er von frühen Jahren an beſuchte, begab er ſich 1769 nach Erlangen, und von da nach Halle. Eine Hofmeiſterſtelle in Berlin, die er annahm, gab 1778 Veranlaſſung zu ſeiner Anſtellung als Prediger in Kleinſchönebeck, wo er den 1. Mai 1819 ſtarb. Er war nicht nur in ſeinen nächſten amtlichen Verhältniſſen ein ſehr geachteter, für das leibliche und geiſtige Wohl ſeiner Gemeinden mit Einſicht ſorgender Prediger, ſondern er hat ſich auch anerkannte Verdienſte durch die Herausgabe von Schriften erworben, welche die Erbauung und religiöſe Bildung des Landmanns, und die beſte Art, durch populäre Kanzelvorträge auf ihn zu wirken, ſowie überhaupt die nützliche Verwaltung des Predigtamts auf dem Lande zum Zwecke haben: Gebetbuch für chriſtliche Landleute. Berl. 1785; verm. Züllich. 1799. 8. Predigtbuch für chriſtliche Landleute nach den Evangelien. Berl. 1788; verm. 1797. 4. Kurze Predigten und Predigtentwürfe über die Evangelien nebſt Kaſualpredigten und Reden, 6 Jahrgänge, jeder aus 3 Abtheil. beſtehend. Eb. 1793—1805. 8. Die erſten Jahrgänge neu aufgelegt. Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten. Eb. 8 Bde., jeder von 3 Stücken, und Schlußband 1805—1817. 8.; eigentlich eine Fortſetzung der kurzen Predigten nach einem erweiterten Plane, indem außer Predigtentwürfen über die Epiſteln auch Aufſätze über das Landſchulweſen und über liturgiſche Gegenſtände, Nachrichten und Vorſchläge über Land- und Hauswirthſchaft, Landpredigerſtand, Amtsführung, Amtsklugheit und dergl. vorkommen. Alle dieſe Schriften, zu denen auch andere Verfaſſer Beiträge lieferten, ſind im Ganzen gut und zweckmäßig, zeugen von hellen Religionseinſichten, einer genauen Kenntniß des Landmannes und ſind faßlich und populär geſchrieben. Doch finden ſich unter der großen Zahl Predigten und Predigtentwürfen nicht wenige, in denen man eine richtige Diſpoſition, eine gute Auswahl der Materien, Präciſion und Gedrungenheit des Stils vermißt. An der allgemeinen teutſchen Bibliothek war Dapp ein fleißiger Mitarbeiter, und vor dem 37. Bande der neuen Folge derſelben findet man ſein Bildniß. Er war auch der erſte in der Mark Brandenburg, der in ſeiner Gemeinde auf öffentliche Koſten eine Induſtrieſchule einführte, die bei ferner zu errichtenden Inſtituten dieſer Art zum Maßſtabe genommen wurde *). (*Baur.*)

DAPPER, Olfert oder Olivier, ein Arzt zu Amſterdam, der mehr für die Buchhändler arbeitete, als am Krankenbette beſchäftigt war, und 1690 ſtarb. Seinen Namen erhalten die vielen geographiſch-hiſtoriſchen Compilationen von fernen Ländern und Welttheilen, die er, meiſtens mit bedachtſamer Benutzung der beſten vorhandenen Quellen, und nicht ohne Sachkenntniß, herausgab. Zuweilen entlehnte er ſeine Nachrichten aus Schriftſtellern, die heut zu Tage ſehr ſelten, und zum Theil gar nicht mehr bekannt ſind, war aber auch Urſache, daß manche ſpätere Schriftſteller, die ſeiner Autorität ungeprüft folgten, irre geführt wurden, da er zuweilen auch aus unglaubwürdigen Schriftſtellern ſeine Nachrichten entlehnte. Er ſchmückte ſeine Werke mit gut gezeichneten und geſtochenen Charten und Kupfern, welche die beſchriebenen Länder und die Sitten der Einwohner ziemlich treu darſtellen. Bei den teutſchen Überſetzungen hingegen ſind Charten und Kupfer meiſtens ſchlechte Nachſtiche. Dapper dedicirte ſeine meiſten Werke dem Bürgermeiſter Nic. Witſen zu Amſterdam, mit welchem ihn die gemeinſchaftliche Liebe zur Erdkunde verband. Die bedeutendſten unter ſeinen noch immer ſchätzbaren Werken ſind: Gedenkwaerdig bedryf der nederlandske oost-indische maetschappye, op de kuste en in het keyzerryk van Taising of Sina. Amst. 1670. fol. m. Kpf. Engl. von J. Ogilby unter dem Titel: Atlas Chinensis etc. Lond. 1671. fol. m. Kpf. Teutſch, Amſt. 1674. (andere Exemplare 1675.) Fol. m. K. Franz. im Auszug in der Histoire gén. des voyages T. V, 282. Verſchieden von dieſem Werke iſt die von Dapper zu derſelben Zeit herausgegebene Beschryving des keyzerryks van Taising of Sina. Amst. 1670. fol. — Asia of naukeurige beschryving van het rijk des grooten Mogols en eene groote gedulte van Indien etc. Amst. 1672. fol. m. Kpf. u. Charten. Dazu gehört: Beschryving van Persia. Ib. 1672. fol.; beide teutſch von J. Ch. Beer. Nürnb. 1681. 1688. 3 Bde. Fol. m. Kpf. Naukeurige beschryving van Asie: behelsende de gewesten van Mesopotamie, Babylonie, Assyrie, Anatolie, of klein Asie; beneffens een volkome beschryving van gantsch Gelukkigh, Woest en Petreasis of steenigh Arabië. Rotterd. et Amst. 1677; 1680. fol. m. Kpf. u. Charten; das ſchönſte von Dappers Werken; teutſch v. J. Ch. Beer. Nürnb. 1681. Fol. Naukeurige beschryving van gantsch Syrie, en Palestyn of heilige lant;

---

*) Weyermanns Nachr. v. Gelehrten ꝛc. aus Ulm 141. Gradmanns gel. Schwaben 96.

ehalsende de gewesten van Fenicie, Celesyrie, Kommagene, Pierie, Cyrestika, Seleucis, Kassiosis, Chalibonitis, Chalus, Abilene, Apamene, Laodicea, Palmyrene, enz. beneffens de Landen van Perea of Over-Jordaen, Galilea, byzonder Palestyn, Judea en Idumea. Rotterd. 1677; Amst. 1681. fol. m. Kpf. u. Chart. Teutſch von J. van Meurſen. Amſt. 1681, Nürnb. 1688. mit Kpf. Naukeurige beschryvinge des afrikaensche gewesten van Egypten, Barbaryen, Lybien, Biledulgerid, Negroland, Guinea, Ethiopien, Abyssinie etc. Amst. 1668; ed. II. 1679. fol. mit Kupf. und Charten. Teutſch, Amſt. 1670. Fol. m. Kpf. u. Charten. Engl. v. J. Ogilby (der Dappers Namen verſchwieg). Lond. 1670. Fol. mit Kpf. franz. Amſt. 1686. Fol. mit Kpf. Naukeurige beschryvinge de eylanden in de Archipel des mittellandsche Zee, Cyprus, Rhodus, Negroponte, Palmos en ontrent dezelve gelegen. Amst. 1688. fol. mit Kpf. u. Charten. Teutſch unter dem Titel: Archipelagus turbatus oder des ſchönen Griechenlands verwüſtete und verödete Waſſerfelder ꝛc. Augsb. 1688. 8. mit Kpf., und unter dem Titel: Ergötzlich- und Merkwürdigkeiten des Morgenlandes. Nürnb. 1712. Fol. m. Kpf. Franz. Amſt. 1703, Haag 1730. Fol. mit Kpf. Naukeurige beschryving van Morea, eertijts Peloponnesus; en de eylanden, gelegen onder de Kusten van Morea. Amst. 1688. fol. mit Kpf. und Charten. Nur mit dem teutſchen Titel kann folgendes Werk von Dapper angeführt werden: Unbekannte neue Welt oder Beſchreibung des Welttheils Amerika und des Südlandes, darinnen von Urſprung der Amerikaner und Südländer und den Reiſen der Europäer dahin ꝛc. ausführlich gehandelt wird. Amſt. 1671; 1678. fol. mit Kpf. u. Charten, die Kupfer ſind nur die bei des Montanus Nieuwe en onbekende wereld. Amst. 1671. fol. gebrauchten. Ein Auszug aus den bisher angeführten Dapperſchen Werken erſchien unter dem Titel: Dapperus exoticus curiosus, d. i. Dappers Afrika, Amerika und aſiatiſche Curioſitäten, zuſammen getragen von D. C. Männling. Frankf. u. Leipz. 1717. 2. Thl. 8. Von Dapper hat man endlich auch eine hiſtoriſche Beſchreibung der Stadt Amſterdam, die daſelbſt 1663 in Fol. gedruckt wurde, und die Geſchichte Herodots und das Leben Homers, ins Holländ. überſ. Amſt. 1665. 4.*). (*Baur.*)

DAPPES, Val des, ein im Jura am Fuße der Dole liegendes Thal, das nicht über 6000 Jucharten (Morgen) im Umfange hat und von mehren Waadtländern, denen es gehört, als Sommerweide für ihr Vieh benutzt wird. Es hat eine gewiſſe völkerrechtliche Berühmtheit erlangt; denn der ſchweizeriſche Kanton Waadt mußte es unter dem Vorwande einer beſſern Verbindung von Paris mit der Simplonſtraße im Jahre 1802 an Frankreich abtreten 1), das auch durch daſſelbe in den Jahren 1806 und 1806 eine ſchöne Heerſtraße anlegen ließ, die von der damaligen Hauptſtadt des franzöſiſchen Reichs über Gex und Rouſſes nach Genf führt. Die Unterhaltung dieſes den Tranſitohandel der Schweiz ohnehin beeinträchtigenden Kunſtwerkes dient Frankreich zum Vorwande, die Zurückgabe des Dappenthals an den Kanton Waadt zu verweigern, obgleich es ſich in Wien dazu anheiſchig gemacht hatte 2). Dies iſt der einzige Punkt der Grenzberichtigung zwiſchen der Schweiz und Frankreich, der, aller Bemühungen der Tagſatzung ungeachtet, bis jetzt noch immer nicht hat erlediget werden können. Immittelſt verwahret der Kanton Waadt ſeine Rechte durch Ausübung der Territorialhoheit in dieſem vom franzöſiſchen Gebiete umgebenen Landestheil 3). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Dapsa (Entomologie) ſ. Lycoperdina.

DAPTRIUS, Viellot, Gattung von Vögeln aus der Familie *Falconidae* Leach, als deren Kennzeichen angegeben werden: Schnabel von der Wurzel gerade, oben gewölbt, Ränder der obern Kinnlade gerade, die der untern ausgebogen, an der ſtumpfen Spitze ausgeſchweift; Wachshaut mit Haarfedern beſetzt; Augenkreiſe und Kehlſack unbefiedert; Nägel ſcharf; Flügel lang; die dritte, vierte und fünfte Schwungfeder ſind die längſten; der Schwanz iſt zugerundet und beſteht aus 12 Federn. Die einzige hieher gezählte Art *Daptrius ater*, Viell. (Falco aterrimus, Temmink col. 37. u. 342.) iſt in Braſilien und Guinea einheimiſch und im Alter ſchwarz. Der Schwanz iſt unten an der Wurzel weiß und hat zwei Reihen bildende ſchwarze Flecke. (*Boie.*)

DAPTUS (Entomologie). Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) von Fiſcher*) errichtet und von Dejean**) noch ſchärfer begrenzt. Sie gehört richtiger in die Abtheilung Scaritides als in die Abtheilung Harpalini, wohin ſie Dejean ſetzt, da die Tarſenglieder nicht erweitert ſind. Ihre Merkmale ſind: kurze, ſchnurförmige Fühler; ein großer, dreieckiger, hinten nicht zuſammengezogener Kopf mit ſtarken, jedoch nur mäßig langen Kinnbacken und walzigem, am Ende geſtutztem Endgliede der Taſter; ein kurzes, breites, faſt herzförmiges Halsſchild, das breiter als der Kopf iſt und etwas von den Deckſchilden abſteht; kurze Beine mit ſtark ausgerandeten Vorderſchienen und an der Spitze geſchweifte Deckſchilde. Es läßt ſich bis jetzt nur eine hieher gehörige Art: D. vittatus (*Dej. Fisch.*), die an feuchten Orten in Sibirien und dem ſüdlichen Frankreich vorkommt, mit Sicherheit nachweiſen, denn Daptus pictus *Fisch.* iſt nur Abänderung davon, und D. chloroticus *Fisch.* ein Pogonus. D. incrassatus *Dej.* möchte kaum hieher gehören. (*Germar.*)

---

*) Benthems holländ. Kirchenſtat. Biogr. univ. T. X. (von Eyriès). Stucks Verzeichniß v. Reiſebeſchr. 86. *Meusel* bibl. hist., das Regiſter beim 11. Bde. Eberts bibliogr. Lex.

1) Gerold Meyer von Knonau's Abriß der Erdbeſchreibung und Statskunde der Schweiz. Zürich, 1824. S. 245.

2) „La Vallée des Dappes, ayant fait partie du Canton de Vaud, lui est rendue." Déclaration des Puissances sur les Affaires de la Suisse. Vienne, du 20. Mars 1815. §. 2. Uſteri's Handbuch des ſchweizeriſchen Statsrechts. 2. Ausgabe. Aarau 1821. S. 33. §. 2.

3) „Verhandlungen der ordentlichen eidgenöſſiſchen Tagſatzung vom Jahre 1826. in der Helvetia. Denkwürdigkeiten für die XXII. Freiſtaten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Neue Folge. Erſter Band. Aarau 1827. S. 198.

*) Entomographie de la *Russie*. Tom. II. p. 35.

**) Species general des Coleopt. Tom. IV. p. 17.

DAR, d. i. Reich, Land, ſteht als Vorſilbe vor vielen Namen von Ländern in Afrika. Dieſe ſuche man unter den eigentlichen Namen. (*H.*)

DARA. Dieſe ehedem ſo wichtige Stadt Meſopotamiens verdankt ihr Daſeyn dem unglücklichen Fortgange, welchen die Perſerkriege für das römiſche Reich hatten. Neſibis und Singara waren verloren, und mit dieſen Hauptſtützen der Römermacht die letzten Haltpunkte, dem weiteren Vorſchreiten der Perſer Einhalt zu thun. Der Kaiſer Anaſtaſius benutzte daher, jedoch gegen alle Verträge, die Gelegenheit, als die Perſer mit den Hunnen beſchäftigt waren, um in der Nähe des verlorenen Neſibis eine neue Feſtung anzulegen. Er wählte für dieſen Zweck ein Dorf, 28 Stadien von der Grenze beider Reiche gelegen, Daras[1], welches er im Jahre 506[2], nach anderen 507, zu einer Feſtung umſchaffen ließ und nach ſeinem Namen Anaſtaſiopolis[3] benannte. Der neue Name erhielt ſich aber nicht lange, und bald erſcheint der alte Name Dara wieder, über deſſen Urſprung[4] ſich aber nichts ausmitteln läßt. Das von Anaſtaſius begonnene Werk wurde von Juſtinian weiter ausgeführt[5], welcher Dara ſogar zum Sitz des dux von Meſopotamien erhob. Nichtsdeſtoweniger konnte aber doch dies neue Bollwerk gegen die Barbaren den längſt vorbereiteten Sturz der Römermacht in dieſen Provinzen nur verzögern, und Dara wurde Veranlaſſung zu einer Reihe von blutigen Kämpfen, welche bis zum Anfange des 7. Jahrh. den unglücklichen Ort bald in die Hände der Perſer bald in die der Römer brachten[6], bis endlich die von den Arabern bewirkte Umgeſtaltung der politiſchen Welt dem Blutvergießen ein Ende machte. Nach Dionyſius Patriarcha[7] kam Dara im J. 641 in die Gewalt der Araber, für die es immer eine Stadt von Wichtigkeit blieb. Gegenwärtig liegt ſie in Trümmern; aber die große Anzahl von Katakomben, welche auf eine römiſch-chriſtliche Zeit führen, die großartigen Überreſte von Mauern, Thürmen, Paläſten, Grotten und andern Bauten jeder Art, welche ehedem Dara furchtbar und ſchön machten, erregten immer noch die Bewunderung der wenigen Reiſenden, welche dieſen Ort beſucht haben[8]. Er heißt jetzt Kara-Dara (d. i. Schwarz-Dara, wie Kara-Amid) und wird von einigen armeniſchen und kurdiſchen Familien bewohnt, welche das gute Waſſer ſcheint bewogen zu haben, ſich unter den Trümmern anzuſiedeln. — Dara liegt zwiſchen Maredin und Nazibin (Neſibis), ungefähr gleichweit von beiden entfernt, am Südabhange des Dſchebel-Maredin (mons Masius), ſo daß es von drei Seiten durch Berge eingeſchloſſen wird, und nur auf der Südſeite ſich die weiten Ebenen von Meſopotamien öffnen. Von Kafr-Tutſa lag Dara nach Jakut 5 Paraſangen, nach Edriſi 21 Meilen (7 Paraſangen); von Nazibin 15 arab. Meilen (Edriſi) und ebenſo viel gibt Cedrenus an. Procopius ſcheint ſich daher verrechnet zu haben, wenn er Pers. I, 10. die Entfernung auf 100 Stadien weniger 2 angibt[9]. Iſthakhri nennt Dara eine kleine, ſchöne Stadt mit Bäumen, Feldern und Fließwaſſer. Letzteres kommt von den zunächſt gelegenen, nördlichen Anhöhen und bildet einen kleinen Fluß, Kordes bei Procopius, der durch die Stadt floß und in zwei große, prachtvoll ausgearbeitete Ciſternen[10] geleitet werden konnte. Etwas mährchenhaft klingt die Erzählung des Procopius (de aedif. II, 2.) von dem unterirdiſchen Wege, den ſich dieſer Fluß bei einer Überſchwemmung, 40 röm. Meilen weit, bis in das Gebiet von Theodoſiopolis, ſoll gebahnt haben. Derſelbe Schriftſteller ſetzt noch hinzu, daß dieſer Umſtand zur Vertheidigung der Stadt ſoll benutzt worden ſeyn, indem man dadurch den Belagerern das Waſſer entzogen habe. (*Tuch.*)

DARA, älteſter Sohn des mogoliſchen Kaiſers in Indien Schah Jehan (Dſihan), ward geboren im Jahr der Hedſchra 1025 (1616—17 n. Chr.), war eine Zeit lang, noch bei Lebzeiten ſeines Vaters, Regent, bis ſein Bruder Aureng-Zeyb (ſ. dieſen) den Vater zu Agra einſperren, den Bruder (11. Sept. 1659) im Gefängniß ermorden ließ. Der Unglückliche iſt merkwürdig durch ſeine Liebe für die Wiſſenſchaften. Zu Benares hatte er ſich mit der indiſchen Literatur vertraut gemacht, und überſetzte theils ſelbſt aus dem Sanſkrit in das Perſiſche, theils ließ er daraus überſetzen. Unter dieſen überſetzten Schriften zeichnet ſich vorzüglich das ſo wichtige Werk: Upnek'hat aus (ſ. dieſ. Art.). Seine Vorliebe für die Religion der Brahmanen brachte ihn auf die

---

[1] *Procop.* Pers. I, 10. de Aedif. II, 1.

[2] So die ſyr. Schriftſteller bei Assemani bibl. or. I. p. 281. Vergl. II. p. 58. Nachrichten des Procopius und Evagrius (III, 37.) führen auf das Jahr 507, was ſich leicht ausgleichen würde, wenn man der Angabe des *Bar-Hebr.* chron. syr. p. 82., daß Anaſtaſius 3 Jahre mit der Erbauung zugebracht habe, mehr Glauben beimeſſen könnte. Im arab. Chron. S. 148. gibt derſelbe das 3. Jahr des Anaſtaſius an, was offenbar unrichtig iſt.

[3] *Procop.* Pers. a. a. O. *Bar-Hebr.* chron. syr. a. a. O.

[4] Wahrſcheinlich perſ. Urſprungs. Schriftſteller des Morgen- u. Abendlandes haben übrigens den Namen Dara vielfach mit Darius Codomannus combinirt, von denen eine Combination ſo abgeſchmackt iſt als die andere. S. *Nicol. Alemann.* zu *Procop.* Tom II. p. 134. vergl. mit *Bar-Hebr.* chron. syr. p 82. *Firuzabadi* im Kamus. p. 527.

[5] *Procop.* Pers. II. p. 13. de Aedif. II, 2.

[6] S. *Assemani* bibl. or. II. p. 119., vergl. mit p. 103. *Bar-Hebr.* chron. syr. p. 87. ff., 97. und im arabiſchen chron. p. 150, 152, 157.

[7] Bei *Assemani* II. p. 103. vergl. p. 113.

[8] Am beſten beſchreibt die Überreſte Macdonald Kinneir: Reiſe durch Kleinaſien, Armenien und Kurdiſtan. Teutſche Überſ. (Weim. 1821.) S. 375—379., und *Tavernier* les six voyages en Turquie, en Perse et aux Indes. Thl. I. S. 188. 189. Einzelne Nachrichten liefern Otter, Niebuhr, Olivier, Bucaingham.

[9] *D'Anville* l'Euphrate et le Tigre. p. 54. meint ſehr unrichtig, daß man 200 weniger 2 Stadien anzunehmen habe. Überhaupt iſt d'Anville, wie ſchon Mannert bemerkt, mit Dara ſehr im Irrthume, indem er Dadacardin bei Tavernier eigenmächtig in Daracardin umwandelt, um es mit Dara combiniren zu können. Allein Karadara iſt unſtreitig dasjenige, welches Tavern. Karaſera nennt, wie aus einer Vergleichung ſeiner Beſchreibungen mit älteren und neueren Nachrichten hervorgeht. Dadacardin hingegen liegt zwiſchen Orfa und Meredin und kann nimmermehr für Dara gehalten werden. Die Vermuthungen d'Anville's und Ewalds (zu Wakedi p. 14.) über Cardin ſtützen ſich auf unrichtige Vorausſetzungen.

[10] *Procop.* de aedif. II, 2. Tavernier u. Kinneir a. a. O. Letzterer fand auch zu Sert ſolche in Felſen gehauene Ciſternen, welche das Quellwaſſer aufnehmen ſollen, das ſich hier zur Zeit der größten Hitze friſch erhalten ſoll.

Idee, einen Verſuch zur Vereinigung derſelben mit dem Islamismus zu machen, und dieſe Idee führte er in einer perſiſchen Schrift unter dem arabiſchen Titel: Medjmà âl·buhareïn (Wiedervereinigung der zwei Meere) aus. Von ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit zeugt eine Art von mediziniſcher Encyklopädie von ihm in drei ſtarken Foliobänden, welche Brunix der (damals) kaiſerlichen Bibliothek zu Paris geſchenkt hat, die unter ihren orientaliſchen Handſchriften auch eine von Abbas zu Dehli verfertigte perſiſche Biographie Dara's beſitzt, welche ſieben Jahre nach deſſen traurigem Ende geſchrieben iſt. (*H.*)

Darabgerd ſ. Fars.

Darabitta ſ. Daberath.

DARADAE, Völkerſchaft im Innern Libyens, an der Küſte des weſtlichen Oceans, in der Nähe des Fluſſes Daradus (Ptol.). (*H.*)

DARADAX, ein nur bei Xenophon vorkommender Fluß in Syrien (Anab. I. 4, 10. — ob der Marſyas des Plinius?), an welchem des Beleſis Palaſt und Paradies (Park) lag. Jenen ließ Kyros zerſtören, dieſes niederhauen. (*H.*)

DARADI, Volk im Süden von Äthiopien über Ägypten, nördlich vom Äquator. (Ptol.) (*H.*)

DARADRAE, Volk, öſtlich von den Quellen des Indus, auf der dieſſeitigen Halbinſel. (Plin.) (*H.*)

DARADUS oder DARAS, Fluß im weſtlichen Innern von Afrika (Ptol.), der auf dem Berge Mandras (j. Kong in Senegambien) entſpringt, und nördlich vom Promontorium Arsinarium (Cap Verd) ſich in das atlantiſche Meer ergießt. Man hält ihn für den Senegal. (*H.*)

DARAE, eine gätuliſche Völkerſchaft im Innern Libyens; nicht zu verwechſeln mit den Aethiopes Daratitae, die ihren Wohnſitz nach der Küſte zu hatten. (Plin. H. N. V, 1.) (*H.*)

DARAH, Fluß und Oaſe in der Marokkaniſchen Landſchaft Tafilet, ſ. dieſes. (*H.*)

Darah und Daras ſ. Dara.

Daran ſ. Atlas, Thl. VI. S. 198.

Darantasia ſ. Tarantasia.

DARAPTI, haben die Logiker der frühern Zeit einen Vernunftſchluß der dritten Figur genannt, welcher durch veränderte Umkehrung des Unterſatzes, welche das p. der zweiten Silbe des Wortes andeutet, in die Form Darii der erſten Figur ſich umwandelt, was eben durch den gleichen Anfangsbuchſtaben des Wortes bezeichnet wird. Weil nämlich in allen allgemein bejahenden, kategoriſchen, nicht identiſchen, Urtheilen, welche man durch den Vocal a. bezeichnet, das Prädicat eine größere Sphäre als das Subject hat, ſofern ihm die ganze Sphäre des Subjects untergeordnet wird; ſo laſſen ſich ſolche Urtheile nicht simpliciter, ſondern nur per accidens, d. h. mit veränderter Quantität, umkehren, wodurch in der geſetzmäßigen Stellung eines Vernunftſchluſſes nach der Form Darapti der Unterſatz ſowol als der Schlußſatz particulär wird, welches der Vacal i. andeutet. Es ſind zwar die verſchiedenen Schlußfiguren nichts als eine ſyllogiſtiſche Spitzfindigkeit, weil ſie nur inſofern als richtig gelten, als ſie ſich auf die erſte Figur zurückführen laſſen, in welcher ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit ſofort erkannt wird; indeſſen können doch die angegebenen Formen dazu dienen, die Richtigkeit eines Vernunftſchluſſes außer der geſetzmäßigen Stellung in der erſten Figur gehörig zu beurtheilen. Es unterſcheidet ſich aber die dritte Figur von der erſten dadurch, daß ſie den Unterſatz umkehrt, welcher alſo von der Beſchaffenheit ſeyn muß, daß durch deſſen Umkehrung ein bejahendes Urtheil entſpringt; mithin muß er ſelbſt bejahend ſeyn, wie der Oberſatz nur allgemein ſeyn kann. S. Darii. (*Grotefend.*)

DARAS, 1) (b. Plin. H. N. VI, 28. Dara bei Ptol.) Fluß in der perſiſchen Provinz Karmanien, der Lage nach der Darabin, der nach Wahls Charte bei Nachelo in den perſiſchen Meerbuſen fällt. — 2) S. Daradus. (*H.*)

Darbanja ſ. Shangallas.

DARCET, Jean, geb. 1725 zu Douazit in Guienne, geſt. den 13. Febr. 1801 zu Paris, überwand in ſeiner Jugend alle Hinderniſſe, die ihm ſein Vater in den Weg legte, um ſeine Neigung zu dem Studium der Medizin zu unterdrücken. Zu Bordeaux, wo er ſtudirte, erwarb er ſich das Nöthigſte durch Unterricht von Kindern, bis Montesquieu ihn kennen lernte, der ihm die Erziehung ſeines Sohnes anvertraute, und den er 1742 nach Paris begleitete. Beide wurden innige Freunde, und Darcet half Montesquieu die Materialien zu deſſen berühmten Werke ſammeln. Nach dem Tode ſeines Freundes und Gönners überließ er ſich wieder ganz ſeinem Lieblingsſtudium, und insbeſondere dem Studium der Chemie, in welcher damals Rouelle, der von Stahl angegebenen Richtung folgend, die Materialien vorbereitete, auf welche die neue Schule ſich gründete, und Perſonen von Stande Neigung zu dieſer Wiſſenſchaft einflößte. Unter dieſen war ein Graf Laugarais, welchem Darcet von Rouelle zur Leitung ſeiner chemiſchen Unterſuchungen empfohlen wurde. Als der Graf im Jahre 1757 dem Heere nach Teutſchland folgen mußte, begleitete ihn Darcet; beide nahmen der Gelegenheit wahr, die Harzbergwerke zu beſuchen. Nach dem Frieden arbeiteten beide gemeinſchaftlich fort, und wendeten zunächſt ihre Aufmerkſamkeit auf die Vervollkommenung des Porcellans. Die Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen theilten ſie in den Jahren 1766 und 1768 der Akademie der Wiſſenſchaften mit. Darcet dehnte ſeine Unterſuchungen ſodann auf viele andere Erd- und Steinarten, beſonders Edelſteine aus, und bewies zuerſt die gänzliche Verbrennbarkeit des Diamants. Jene und dieſe Unterſuchungen machte er bekannt in den Mémoires sur l'action d'un feu, égal, violent et continué plusieurs jours, sur un grand nombre de terres. (Paris 1766. 1771. 8.) Bei allen ſeinen chemiſchen Arbeiten war Darcet auf Entdeckungen bedacht, die eine nützliche Anwendung auf die Künſte verhießen. Im Jahre 1774 bereiſte er die Pyrenäen, und die Frucht dieſer Reiſe war ſeine Histoire géologique des Pyrenées (Paris 1776. 8.), die ſich auch durch ihren Stil auszeichnet, auf welchen er viele Sorgſalt verwendete, wie auch ſeine Anmerkungen zu Lagrange's Überſetzung der Quaestiones naturales von Seneca (herausgeg. von Naigeon. Paris 1778 fg. 7 Bde. 12.) beweiſen. Sieben und zwanzig Jahre lang war Darcet Profeſſor am Collége de France; nach dem Tode von Macquer folgte er dieſem in der Akademie der Wiſſenſchaften und als Direktor der Manufaktur von Sèvres; bald darauf wurde er Generalinſpektor der Münze und Inſpektor der Manufaktur der Gobelins. In allen dieſen Stellen hat er durch chemiſch-techniſche Verbeſſerungen vielfach nützlich gewirkt. Als die neue Chemie, die er durch ſeine Unterſuchungen vorbereitet hatte, hervortrat, war er weit entfernt, ihr entgegen zu treten, und beförderte ſie vielmehr. Ganz ſeiner Wiſſenſchaft lebend, bekümmerte er ſich wenig um die Politik, war aber im Jahre 1789 von Paris zu einem der Wähler ernannt worden. Robespierre hatte ihn auf die Proſcriptionsliſte geſetzt, ſein Freund Fourcroy aber ließ ihn auf derſelben ſtreichen. — Von Dize erſchien 1802: Précis historique sur la vie et les travaux de J. Darcet. 8. (*H.*)

DÁRDA. 1) Nagy (Groß-) Dárda, Marktflecken und Herrſchaft in Niederungern jenſeit der Donau, Baranyer Geſpanſchaft und Bezirk, auf einer Ebene unweit Bellye, dem Grafen Caſimir Eszterházy gehörig, mit einer römiſch-katholiſchen und griechiſchen nicht unirten Pfarre, magyariſchen und ſerbiſchen Einwohnern, liegt eine Meile von Eszek in Slavonien entfernt. Er war einſt anſehnlicher und iſt wegen ſeiner öftern Belagerungen merkwürdig. Die Osmanen ſchlugen hier im J. 1677 ein Lager auf, wurden aber von den ungriſchen Truppen, die vom Harſchänger Felde kamen, verjagt. Der berühmte k. k. General Veterani erbaute hier ein ſchönes Kaſtell. Zu den Zeiten der Römer war hier eine lange ſteinerne Brücke zur Überfuhr über die moraſtige und ſumpfige Gegend. Die Osmanen baueten hier zur Zeit des Kaiſers Soliman eine große hölzerne Brücke, die Zrinyi im Jahre 1664 abbrannte. Im folgenden Jahre ſtellten ſie die Osmanen wieder her, der General Graf Lesle beſchädigte ſie jedoch ſehr, und als im J. 1686 der Oberfeldherr, Herzog von Lothringen, die Türken bei Dárda gänzlich ſchlug, wurde auch die türkiſche Brücke zerſtört. Der Boden iſt fruchtbar und erzeugt auch rothe Tiſchweine. Zahl der Einwohner: 830 Katholiken, 610 nicht unirte Griechen, 10 Proteſtanten, 110 Juden. — 2) Kis (Klein-) Dárda, Dorf in derſelben Baranyer Geſpanſchaft, Schikloſcher Bezirk, nach Nagy Dárda eingepfarrt, dem Grafen Caſimir Eszterházy gehörig, mit katholiſchen Einwohnern und mittelmäßigem Ackerboden. (*Rumy.*)

DARDANELLEN (türkiſch, Boghas-Hissari und Kilidba ſ. Boghas), heißen die beiden, 400 Klaftern von einander entfernten, osmaniſchen feſten Schlöſſer auf beiden Seiten der 8 Meilen langen und ½ bis eine Meile breiten Meerenge von Gallipoli, der Dardanellenſtraße oder Hellespont (ſ. Hellespontos), zwiſchen dem Meer von Marmora und dem Archipelagus. Das eine, Abydus, jetzt Avido, oder das Schloß von Natolien, liegt in Aſien, das andere, Seſtos, jetzt Seſto, das Schloß von Romanien, in Europa. Dies ſind die alten Dardanellen. Ihren Namen haben ſie von der Stadt Dardanos (ſ. Dardania). — Vier Stunden ſüdlicher, bei der Einfahrt in den Hellespont, liegen die im J. 1658 vom Sultan Muhamed IV. auch einander gegenüber angelegten neuen Dardanellen, an 2000 Klafter von einander entfernt; das alte Schloß Chanak Kaleſi und das neue vier Stunden davon entfernte, unweit des alten Skamander. — Die durch dieſe Schlöſſer vertheidigte Straße hat mehre Buchten, unter denen die von Bujukdere (ſ. dieſ.) die merkwürdigſte iſt; an ihrem Geſtade endigt ein Zweig des Balkan. Das aus dem ſchwarzen Meere kommende Waſſer ſtrömt ſo gewaltig in den Archipelagus, daß man bei widrigem, oder auch ſelbſt bei günſtigem, aber ſchwachem Winde unmöglich in den Archipelagus kommen kann. (Voyage à l'embouchure de la mer noire ou essai sur le Bosphore par le Comte *Andreossy*. Paris 1818.) — Die kleinen Dardanellen liegen an der Meerenge, durch welche man aus dem Golfo di Lepanto ſchifft. Das eine Schloß liegt in Livadien, das andere in Morea. (*H.*)

DARDANI, ein Volk, welches aus der Gegend von Troja (ſ. Dardania und Dardanos) über den Hellespont nach Griechenland und von da in die makedoniſchen, bulgariſchen und ſerbiſchen Gebirge gekommen ſeyn ſoll. Die Dardanier beherrſchten vor Chriſti Geburt das heutige Bulgarien und Serbien. Sie waren ſehr kriegeriſch und drückten ihre macedoniſchen Nachbarn um das Jahr 279 v. Chr. durch mancherlei Gewaltthätigkeiten. Zwar wurden ſie im J. 191 v. Chr. von den Kelten und im folgenden Jahre von den Römern beſiegt, behielten aber doch eine gewiſſe Unabhängigkeit, bis endlich die Römer im J. 28 v. Chr. ſie völlig beſiegten und ihr Land in eine beſondere Provinz, Dardania genannt, verwandelten, die aber bald nachher zu Möſien geſchlagen wurde. Seit dieſer Zeit waren die Dardanier friedliche Landleute, gewöhnten ſich an die römiſche Sprache und Sitten, und verloren nach ein paar Jahrhunderten ihren Nationalnamen. (*Rumy.*)

DARDANIA, 1) Landſchaft in Troas, die von Dardanos und den Dardaniern den Namen hatte, mit der Stadt Dardania, nach ihrem Erbauer Dardanos benannt (*Il.* 20, 215 fg.), am Fuße des Berges Ida. Sie war der Sitz der Könige bis zu der Zeit von Iliums Erbauung. Schon zu Strabo's Zeit war keine Spur von ihr mehr vorhanden. Die Landſchaft erſtreckte ſich in der Breite von Süden nach Norden nicht über drei Meilen, in der Länge aber über ganz Troas hin, weshalb Dardaniſch und Trojaniſch auch gleichbedeutend ſind (vergl. *Dardanos*). In Südoſten reichte ſie bis an das Gebiet von Skepſis, an der Küſte des Hellesponts aber von Abydos gegen Süden bis an das Vorgebirge Rhöteum. Zu der Landſchaft gehörten an der Küſte die Städte Ophrynion (jetzt Rene-Kevi), mit einem dem Hektor geheiligten Haine, und Dardanos (bei *Herodot.* und *Strab.*, Dardanon bei *Ptol.*, Dardania bei *Schol. Lycophr.* 29. *Nonni Dionys.* 3, 190. Dardanum bei *Liv.* 37, 9. Dardanium bei *Plin.*

H. N. 5, 30), welche Stadt Strabo ausdrücklich von der vorhin angeführten Dardania unterſcheidet. Dardanos lag an der Küſte, an der Mündung des Fluſſes Rhodius in den Hellespont, zwei Meilen ſüdlich von Abydos; an ſich ein unbedeutendes Städtchen, hiſtoriſch merkwürdig aber durch den Frieden, welchen hier Sylla mit Mithradates ſchloß, und geographiſch dadurch, daß ſie den Dardanellen den Namen gab. Auch erhielt von dieſer, jetzt nicht mehr vorhandenen, Stadt die Landſpitze, an welcher ſie lag, den Namen *Dardanis* oder *Dardanium promontorium*, wofür man das heutige Cap Berbieri oder Kepos Burun annimt. — 2) *Dardania* (urbs) wird öfters Troja genannt, ſo wie *Dardanius Dardanides* für trojaniſch, *Dardanis* für Trojanerin ſteht; den Grund ſ. unter *Dardanos.* Für römiſch ſteht dies öfters auch, weil die Römer ihre Abkunft von Troja herleiteten. — 3) Stadt in Hiſpania Tarraconenſis, muthmaßlich Orduna in Biscaia. — 4) *Dardania* (insula) ſ. *Samothrake* und *Dardanos.* (*H.*)

Dardanis ſ. *Dardania.*

Dardanius, Dardanides, Dardanium ſ. *Dardania.*

Dardanon ſ. *Dardania.*

DARDANOS. Abkunft und Wanderungen dieſes Stammvaters des trojaniſchen Königsgeſchlechtes werden bei den Alten ſehr verſchieden erzählt. Homer ſagt blos, daß er ein Sohn des Zeus, Erbauer der Stadt Dardania am Ida, und Vater des Königs Erichthonios geweſen ſei (*Il.* 20, 215 fgg.); Spätere erſt berichten, ſeine Mutter ſei Elektra, des Atlas Tochter, geweſen (*Apollod.* 3, 12, 1. *Schol. Lycophr.* 1302.); als Land ſeiner Geburt werden Kreta, Etrurien (und hier zwar Corythus, j. Cortona, *Virg. Aen.* 3, 167 fgg.) und Arkadien angegeben (*Dionys. Hal. ant. rom.* 1, 61.). Über ſeine Begebenheiten gibt Dionyſius von Halikarnaß folgenden Bericht: „Elektra gebar dem Zeus den Jaſos und Dardanos. Jaſos blieb unvermählt, Dardanos aber vermählte ſich mit Chryſe, des Palas Tochter, die ihm den Idäos und Deimas gebar, welche des Atlas Herrſchaft in Arkadien überkamen. Damals aber kam eine große Überſchwemmung über Arkadien, die Felder wurden zu Sumpf, und lange Zeit war Anbau unmöglich. Die Menſchen, auf Bergen lebend, nährten ſich kümmerlich, und da ſie ſahen, der übrige Boden reiche für alle nicht aus, ſo theilten ſie ſich in zwei Theile, deren einer, in Arkadien bleibend, Deimas zu ſeinem König ernannte, während der andere Theil auf einer großen Flotte den Peloponnes verließ. Nach Europa zuſteuernd, kamen ſie an die Bai Melas, wo der Zufall ſie an eine thrakiſche Inſel trieb, Samothrake genannt; eine Zuſammenſetzung von Ort und Mann, denn zu Thrakien gehört das Land, Samon aber, ein Sohn des Hermes und der kylleniſchen Nymphe Rhene, hieß der Bebauer. Nicht lange verweilten die Ankömmlinge hier, weil ſelbſt die nur ſpärlichen Nahrungsmittel einem dürren Boden und einer wilden See erſt mußten abgezwungen werden. Mit Zurücklaſſung weniger ſteuerten deshalb die andern Aſien zu, Dardanos zum Führer wählend, denn Jaſos war auf der Inſel vom Blitz erſchlagen worden, weil ihm nach der Demeter Umarmung gelüſtet hatte. In Phrygien ließen ſie ſich nieder; Idäos mit einem Theile des Heers auf dem nach ihm benannten Gebirg Ida, wo er die ſeit der Zeit in ganz Phrygien gefeierten Orgien und Myſterien der Göttermutter ſtiftete; Dardanos aber ließ ſich in der Gegend nieder, welche jetzt Troas heißt, wo er eine Stadt ſeines Namens erbaute, wozu der König Teukros ihm ſelbſt den Bezirk gab, der nach ihm Teukris hieß. Phanodemos, der Verfaſſer der attiſchen Archäologie, ſagt, daß dieſer Teukros aus Attika nach Aſien gewandert ſei, und, da er ein großes und gutes Land beherrſcht, das aber nur wenig bevölkert geweſen, des Dardanos und ſeiner helleniſchen Gefährten Ankunft gern geſehen habe, weil er hiedurch Mitkämpfer in den Kriegen gegen die Barbaren erhielt, und das Land nicht wüſt blieb. — Nach ſeiner erſten Gemahlin Tode vermählte Dardanos ſich mit des Teukros Tochter Bateia (Arisbe b. Schol. Lyc. a. a. O.), mit welcher er den Erichthonios erzeugte.“ Die Genealogie ſeines Stammes iſt nun nach Homer folgende:

Dardanos und Bateia.
Erichthonios und Aſtyoche.
Tros und Kallirhoë.
Ilos, Erbauer von Ilium. Aſſarakos. Ganymedes.
Laomedon. Kapys.
Tithonos. Priamos. Anchiſes.
Äneias.

Aus dieſer Stammtafel erhellet von ſelbſt der Zuſammenhang der Dardaner mit den Trojanern, ſowie zuletzt Äneas auf Italien hinweiſet. In dem Traumgeſicht aber, welches Virgil ſeinen Helden haben läßt (*Aen.* a. a. O.), wird ausdrücklich beſtimmt, daß Dardanus und Jaſius aus Italien ſtammten, und jetzt die Dardaner (Teukrer nach Teukros) in ihr Stammland zurückkehren ſollten; namentlich ſollen ſie Corythus aufſuchen. Dieſe Verſchiedenheit der Sage iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach durch Wanderungen arkadiſcher Stämme nach Kreta, Etrurien und Samothrake, an welche ſich des Dardanos Name knüpfte, entſtanden. Daß ein arkadiſcher Stamm nach Samothrake gewandert ſei, wird aus der Geſchlechtsableitung des Bebauers Samon wahrſcheinlich; denn dieſer ſtammt von Hermes, einem arkadiſchen Gott, und einer kylleniſchen Nymphe, von einem arkadiſchen Berge. Samos, eine alte arkadiſche Stadt (*Strabo* 8. p. 532.) kann die Mutterſtadt der Koloniſten geweſen, und die Inſel nach dieſer benannt worden ſeyn. Nicht minder glaublich iſt, daß die Stadt Arkades oder Arkadia auf Kreta (*Plin. H. N.* 31, 4. *Steph. Byz.*) Namen und Urſprung von arkadiſchen Koloniſten habe. Hier und dort war ein Berg Ida, die Religion der idäiſchen Daktyler, die Sage von der Erziehung des Zeus in einer Höhle; eine Hinweiſung auf religiöſe Inſtitute iſt in der ganzen Sage unverkennbar. Übrigens iſt aus den römiſchen Hiſtorikern bekannt, daß aus Arkadien Kolonien nach Etrurien gewandert ſind. Ein Theil derſelben war ohne Zweifel jener Stamm der Palanten, der mit Evandros aus Arkadien kam, und am palatiniſchen Berge ſich niederließ. Darum läßt der Mythus auch des Palas Tochter in Arkadien mit Dardanos verbunden ſeyn. Wenn nun aber wahrſcheinlich iſt, daß Kreta, Samothrake und Italien durch Kolonien in Verbindung geſtanden haben; ſo iſt auch wahrſcheinlich, daß aus Arkadien die Sagen von Dardanos und Jaſion dahin wanderten; und da ſie in dieſen Ländern lokal geworden waren, ſo leitete man des Dardanos Urſprung bald aus dieſem, bald aus jenem ab. Am einfachſten erklärt ſich dies aber durch die Annahme, daß jede jener arkadiſchen Kolonien aus dem Stamme der Dardaner war, wovon aber der Mythus, nach ſeiner Weiſe, als von einer einzigen Perſon, von Dardanos, ſpricht. Die Umänderungen und Zuſätze, welche der Mythus im Verlauf der Zeit erhielt, haben zum Theil ihren Grund in der Verpflanzung des Mythus nach ſo verſchiedenen Orten. Dazu gehören: 1) des Dardanos Mutter Elektra war, als Zeus ſie liebte, Gemahlin des italiſchen Königs Corythus, und dieſem gebar ſie den Jaſion, dem Zeus aber Dardanos. Als bei der Erbfolge beide Brüder in Streit geriethen, erſchlug Dardanos den Jaſion, und mußte nach Samothrake flüchten. (*Serv.* zu *Æn.* 7, 207.) — 2) Dardanos verließ Samothrake aus Gram um den erſchlagenen Bruder. (*Apollod.* 3, 11, 1. ſ. Jasion.) — 3) Korybas, Jaſions Sohn, begleitete ihn nach Phrygien, und führte daſelbſt den Dienſt der Göttermutter ein. (*Diod. Sic.* 5, 48.) — (S. *Heyne* Exc. VI. zu *Æn.* 3. Kanne zu *Con. Narr.* 21.) (*H.*)

Dardanos, Stadt, ſ. Dardania.

Dardanus ſ. Dardanos.

DARDESHEIM, Dardessen (28° 31′ 35″ L. 51° 58′ 43″ Br.), ein mit einer Mauer umgebenes Städtchen in dem Regirungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachſen. Es liegt 2 M. von Halberſtadt entfernt, unmittelbar auf der Braunſchweigſchen Grenze am Ortsberge, worin gute Steinbrüche, hat 2 Thore, 1 evang. Kirche, 1 Armenhof, auch das Spital zu St. Anna genannt, 250 Häuſ. und 1400 Einw., welche vorzüglich Ackerbau treiben. — In der Gegend des Hockenthals hat man die ſchönſte Ausſicht nach dem Harz. (*Leonhardi.*)

DAREA. Dieſen Namen gab Juſſieu (gen. pl. p. 15.) zu Ehren des engländiſchen Apothekers Dare, eines Freundes von Petiver, einer Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Farren und der 24. Linnéſchen Klaſſe. Da Bergius ſchon ſieben Jahre früher (Acta petrop. VI. p. 249. 1782.) derſelben Gattung den wohlgebildeten Namen Caenopteris gegeben hat, ſo dürfte der letztere beizubehalten ſeyn. Der Gattungscharakter beſteht in Folgendem: ablang-lanzettförmige Kapſelhäutchen ſind am Rande oder auf den Venen der Laubfetzen eingeſenkt; die häutigen, ebenen Schleierchen öffnen ſich nach dem Rande der Laubfetzen zu. (Schkuhr Filic. t. 82.) Von den 13 bekannten Arten ſind fünf auf den Maſcarenhas, eine auf Neucaledonien, eine auf Neuſeeland, eine in Neuholland, eine ebenda und im ſüdlichen Afrika, eine am Cap, eine in Arabien, eine in Japan, eine in Braſilien und Weſtindien einheimiſch. (*A. Sprengel.*)

Dareikos, Dariken, ſ. Persische Münzen.

DAREIOS. (Darius.) Dieſes Namens gab es drei perſiſche Könige. I. Dareios Hyſtaspis, der Sohn des Hyſtaspes, Statthalters von Perſis, gelangte nach der Ermordung des mediſchen Magiers Smerdis, der ſich der Regirung bemächtigt hatte, durch das Wiehern ſeines Pferdes im J. 521 v. Chr. zum Throne. Seine Mitverſchwornen waren nämlich überein gekommen, daß der von ihnen, deſſen Pferd beim Aufgange der Sonne zuerſt wiehern — d. i. für welchen das perſiſche Orakel ſich entſcheiden — würde, den Thron beſteigen ſollte. Ihm verdankt das perſiſche Reich ſeine innere Organiſation. Suſa wurde von nun an die gewöhnliche Reſidenz, und von da aus entwarf er die Eintheilung des großen Perſerreiches, das damals die aſiatiſchen Länder bis zum Indus umfaßte, in 20 Satrapien, wovon die regelmäßige Ernennung von Statthaltern und eine regelmäßigere Beſtimmung der Abgaben die Folge war. Ein Theil der Denkmäler zu Perſepolis verdankt ihm ihre Entſtehung. Durch Kriege ſuchte auch er die Grenzen ſeines ungeheuern Reiches noch zu erweitern und ſeine Macht zu verſtärken. Zwar zu ſeinem erſten Kriege gegen die Babylonier ſah er ſich durch deren Empörung genöthigt; nicht ſo zu den übrigen, die er mit abwechſelndem Glücke führte. Sein Feldzug gegen die europäiſchen Scythen entſprach ſeinen Erwartungen nicht, allein er machte doch dabei, theils in eigner Perſon, theils durch Megabyzos, Thrakien und Makedonien zinsbar. Nachdem er durch den berühmten Seemann Skylax von Karyanda den Lauf des Indus und von deſſen Mündung an die Seeküſten bis zum perſiſchen Meerbuſen hatte unterſuchen laſſen, eroberte er einen Theil von Indien, konnte aber ſeine Waffen im Oſten nicht weiter verbreiten, weil er zu ſehr im Weſten beſchäftigt war. Kleinaſien war gegen ihn aufgeſtanden. Dieſes unterwarf er zwar wieder, die Erbitterung gegen die Athener aber, die den Kleinaſiaten Beiſtand geleiſtet und Sardes in Aſche gelegt, reizte ihn zur Rüſtung gegen Griechenland. Der Befehlshaber ſeines Heeres Mardonios mußte unverrichteter Dinge zurückkehren; Datis, mit einem zweiten Heere von 500,000 Mann und einer Flotte von 600 Segeln ausgeſendet, ſchien anfangs vom Glücke begünſtigt, bis Miltiades in den Feldern von Marathon mit 10,000 Griechen die zehnfach überlegene Macht der Perſer ſchlug. Dareios, in Suſa von dieſer Niederlage benachrichtigt, entbrannte im heftigſten Zorn, und beſchloß von neuem, ſich an den Griechen zu rächen. Neue Rüſtungen ſetzten drei Jahre lang das ganze Reich in Bewegung, und ſchon ſollte ein neuer Feldzug beginnen, als die Nachricht eintraf, daß Ägypten ſich empört habe. Da verſchob er ſeine Rache, um Ägypten erſt wieder zu unterwerfen. Vor ſeinem Abgange ſollte er erſt, nach Sitte der Perſer, über ſeinen Nachfolger in der Regirung entſcheiden. Dareios hatte Söhne aus doppelter Ehe. Vor ſeiner Thronbeſteigung hatte er mit ſeiner Gemahlin, einer Tochter des Gobryas, drei Söhne erzeugt, von denen Artobazanes der älteſte war; nach Antrit der Regirung hatte er, um des Thrones deſto gewiſſer zu ſeyn, ſich mit Atoſſa, einer Tochter des Kyros vermählt, die ihm vier Söhne gebar, von denen Xerxes der älteſte war. Die beiden älteſten Söhne aus jeder Ehe ſtritten ſich um das Nachfolgerecht zum Throne. Dareios erklärte ſich für Xerxes als ſeinen Erſtgebornen nach der Thronbeſteigung; bald darauf ſtarb er, nach einer 36jährigen Regirung, im J. 485 v. Chr. (*Herodot.* B. 3—7, 4. *Ctes. Bibl. Phot. Cod.* 72. *Strabo* B. 5. *Justin.* B. 2.) — Äſchylos in ſeiner echtpatriotiſchen Tragödie: die Perſer, beſchwor den Schatten des Abgeſchiedenen nach der Schlacht bei Salamis aus der Gruft; und wie ehrwürdig erſcheint er da neben Xerxes!

Xerxes hatte von ſeinen drei Söhnen: Dareios, Hyſtaspes und Artaxerxes, den jüngſten zu ſeinem Nachfolger ernannt. Xerxes wurde von dem Oberſten der Leibwache, Artabanos, ermordet; dieſer meldete hierauf dem Artaxerxes, ſein Bruder Dareios habe den Vatermord vollbracht, und Artaxerxes gab deshalb ſeinem Bruder den Tod. (*Diod. S.* 1, 69.) Xerxes hatte 20 Jahre regirt, Artaxerxes regirte 40 Jahre. Er hinterließ von ſeiner Gemahlin nur einen Sohn, Xerxes, von ſeinen Beiſchläferinnen aber 7 Söhne, unter denen Ochos und Sogdianos. Xerxes beſtieg nach des Vaters Tode den Thron, ward aber gleich im erſten Jahre ſeiner Regirung von Sogdianos ermordet, der hierauf jedoch auch nur ſieben Monate regirte, und ſeinem Bruder Ochos unterlag. *Diod.* 12, 71.)

II. Ochos, zum König ausgerufen, nannte ſich Dareios, und wird von andern insgemein als Dareios Nothos, der Baſtard, bezeichnet. Er regirte von dem Jahre 424 v. Chr. bis 405, alſo 19 Jahre. Die Zeit ſeiner Regirung war eine unruhvolle, hauptſächlich durch die Ränke, Herrſchſucht und Grauſamkeit ſeiner Gemahlin Paryſatis, ſeiner Stiefſchweſter. Es empörten ſich gegen ihn zuerſt ſein Bruder Arſites, dann Piſſuthnes, der Satrap von Lydien; beide fanden, wie früher Sogdianos, ihren Tod im Aſchenthurme. Artaxerxes, der Oberſte der Verſchnittenen, büßte ſein Vorhaben, den Dareios vom Throne zu ſtoßen, durch einen ſchimpflichen und ſchmerzhaften Tod. Die Empörung der Meder wurde unterdrückt. Die Lakedämonier ſchämten ſich nicht, ihn zum Bundesgenoſſen gegen die Athener zu erwählen; er unterſtützte ſie mit Geld und Schiffen. (*Diod.* 13, 36.) Als er ſein herannahendes Ende fühlte, ließ er ſeine beiden Söhne, Artaxerxes Mnemon) und (den jüngeren) Kyros, vor ſich kommen. Der Plan der Mutter, Kyros auf den Thron zu erheben, gelang nicht; Artaxerxes folgte in der Regirung, Kyros wurde in ſeiner Satrapie von Lydien, Großphrygien und Kappadokien beſtätigt; woraus ſich nach des Vaters Tode ein gefährlicher Bürgerkrieg entſpann. (*Plutarch. Artax.* — *Xenoph. Anab.*)

Ein Sohn von Artaxerxes Mnemon hieß auch Dareios, und der Vater hatte ihn zu ſeinem Nachfolger und Mitregenten ernannt, mußte ihn aber hinrichten laſſen, weil er mit 50 von ſeinen Brüdern gegen des Vaters Leben ſich verſchworen hatte, wozu ſeine Liebe zu Aspaſia die erſte Veranlaſſung gab. (S. *Aspasia* oder *Milto* Thl. VI. S. 109.)

Unter Artaxerxes Nachfolger gewann der Verſchnittene Bagoas ſo großen Einfluß, daß er ſelbſt nach dem Throne zu trachten anfing, und ihn nur eine Zeit lang mit andern beſetzte, um ihn dann deſto ſicherer einzunehmen. Nachdem die ganze königliche Familie durch ihn ausgerottet worden, erhob er einen ſeiner Freunde auf den Thron:

III. Dareios Kodoman, der ein Enkel von Oſtanes, einem Bruder des Artaxerxes, war. (*Diod.* 17, 5.) Bagoas hatte den Plan, auch ihn zu vergiften; da aber dies entdeckt wurde, lud Dareios ihn ſehr höflich zu ſich, gab ihm den Becher, und zwang ihn, denſelben auszutrinken. Dieſer Dareios der dritte beſtieg den Thron im J. 333 v. Chr., nicht lange darauf, als ſein gefährlicher Gegner Alexandros den Thron von Makedonien beſtiegen hatte. Dareios mußte ſich bald im Kampfe mit ihm meſſen. Sein Gegner ſiegte in den Schlachten am Granikos und bei Iſſos; nach der unglücklichen Schlacht bei Gaugaméla (*Arrian.* 3, 8 fgg.) in den Ebenen von Arbéla (*Diod.* 17, 55 fgg.) am 2. Oktober des Jahres 331 v. Chr., überließ er dem Sieger ſeine meiſten Staten, ſelbſt Perſepolis (ſ. Alexandros). Beſſos, der Satrap von Baktriana, Barzaentes, der Satrap von Arachoſien, und der Perſer Nabarzanes nahmen ihn gefangen, willens, ihn am Leben zu laſſen, wenn Alexander dem Heere, welches jetzt Beſſos befehligte, nicht folgen würde. Da dieſer aber in Eilmärſchen ſie bald eingeholt hatte, brachten ſie ihm tödtliche Wunden bei, ließen ihn liegen, und ergriffen die Flucht. Dareios, eines beſſern Schickſals als Menſch würdig, edel bis zu ſeinem letzten Augenblicke, von Fehlern bei der Kriegführung freilich nicht frei zu ſprechen, ſtarb bald an ſeinen Wunden, und Alexander befahl, den Leichnam in den königlichen Gräbern beizuſetzen. (*Arrian.* 3, 21 fg.) War irgend ein Ende tragiſch, ſo war es das ſeinige, beſonders nach des Curtius (5, 9 fgg.) Schilderung. (*H.*)

DAREITAE nennt Herodot (3, 92.) ein an die Kaspier angrenzendes Volk, welches den Perſern Tribut zahlte. Ptolemäus nennt ihr Land Dareitis, welches er zu den mediſchen Landſchaften zählt, und auf ſeiner Charte in die Nachbarſchaft von Parthien geſetzt hat. (*H.*)

DARENSEE, ein in der Mitte 356 Metres tiefer See im Thale des heil. Gregorius nahe bei Münſter, im Bezirk Colmar des franz. Dep. Oberrhein. Seine Oberfläche wird auf 423 Ares geſchätzt; auf der S. Seite hat er einen Abfluß in die Fecht. (*Leonhardi.*)

DARES, ein Troer, Prieſter des Hephaiſtos, hatte zwei Söhne, Phegeus und Idäos; jenen erlegte Diomedes, dieſen rettete Hephaiſtos (*Il.* 5, 9.). Der Vater wird angeführt als Erzieher Hektors (*Ptol. Hephaest.* 1. p. 103.) und als Verfaſſer einer phrygiſchen, vor der Homeriſchen, auf Palmblätter (*Isidor. or.* 1, 41.) geſchriebenen Ilias, welche Älian noch will geſehen haben. (*Var. Hist.* 11, 2.) Noch beſitzen wir eine lateiniſche Schrift unter ſeinem Namen: *Daretis*

Phrygii de excidio Trojae historia, angeblich — wie der vorangeſetzte Brief an den Geſchichtſchreiber Salluſtius beſagt — eine von Cornelius Nepos verfertigte Überſetzung der in Athen von ihm aufgefundenen Urſchrift. Dieſe Angabe iſt ebenſo erdichtet, als das Werk ſelbſt, welches eine Art von pragmatiſcher Geſchichte des trojaniſchen Krieges enthält. Zu der Zeit des trojaniſchen Krieges gab es ſolche Geſchichten noch nicht, am wenigſten in Proſa geſchriebene; die Überſetzung iſt des Nepos unwürdig. Indeß wurde dieſes Werk zu Anfange der Buchdruckerkunſt öfters gedruckt. Die älteſte Ausgabe beſteht aus 18 Blättern 4., ohne Angabe von Ort und Jahr, muthmaßlich zu Cöln gegen 1474 gedruckt. Eine in Italien veranſtaltete Ausgabe, ebenfalls ohne Angabe von Ort und Jahr, beſteht nur aus 11 Blättern. Die als editio princeps von Fabricius und Erneſti angeführte Ausgabe, Mailand 1477, exiſtirt gar nicht. (ſ. *Sassi* hist. litter. typogr. mediol. p. DLXVI. not. l.) Mehrmals wurde dieſe Schrift mit Homer, noch öfter mit einer ähnlichen von Dictys (ſ. dieſen) herausgegeben. Über den muthmaßlichen Verfaſſer ſ. Iscanus. (*J. de Brincken* Progr. de Darete Phrygio. Lüneburg 1736. 8.) (*H.*)

DARET, Pierre, geb. zu Paris 1610. In ſeiner Vaterſtadt zum Künſtler gebildet, ſuchte er ſich zu Rom im Zeichnen und Kupferſtechen zu vervollkommenen. Ausgezeichnet in dieſem letztern Fache, kehrte er ins Vaterland zurück, wo er in einem hohen Alter ſtarb. Als Schriftſteller machte er ſich bekannt durch eine Biographie von Raphael, die er in einer freien Überſetzung nach Vaſari herausgab *), auf dem Titel mit dem Bildniß Raphaels, von Daret geſtochen. Ferner lieferte dieſer Meiſter eine Folge von mehr als hundert Bildniſſen, unter dem Titel: Tableaux historiques où sont gravés les illustres François et Etrangers de l'un et l'autre sexe, par Pierre Daret et Louis Boissevin, in gr. 4. 1652 und 1656. Sein vorzüglichſtes Werk nach dieſem iſt eine Folge von Kupferſtichen unter dem Titel: La Doctrine des Moeurs (ſ. Gomberville) 1646. Auch lieferte er ein Zeichenbuch von neunzehn Blättern in Umriſſen. Mehre ſeiner Blätter ſind mit PD bezeichnet. (S. *le Comte* T. 3. p. 396. und *Heinecke* Dictionnaire des Artistes.) (*A. Weise.*)

DARGLE, romantiſches Thal in der iriſchen County Wicklow, 3 Stunden ſüdlich von Dublin. Die mit Wald bedeckten Berge, welche es von allen Seiten umgeben, gewähren maleriſch ſchöne Anſichten und der hier entſpringende, das Thal durchſtrömende, gleichnamige Fluß bildet, von Felſen zu Felſen ſtürzend, die ſchönſten Caſcaden. (Vergl. v. Jenny Handwörterb. S. 155.) (*Leonhardi.*)

DARGUN, Marktfl. an einem der Peene zuſtrömenden Bache in dem Wendenſchen Kreiſe des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin mit einem Schloſſe, 1 Kirche und Schule, 136 Häuſ. und 710 Einw.; worunter 12 Judenfamilien und 101 Gewerbetreibende. Es hat zwei Jahrmärkte und iſt der Sitz des gleichn. Domanialamts am Kumerower-See, welches auf 6,380716 Q.Ruthen 1 Marktfl. und 23 ſonſtige Ortſchaften in 6 Kirchſpielen enthält. — D. war ehemals ein Ciſterzienſer-Kloſter, welches 1149 (1172) geſtiftet, in den Religionsunruhen aber aufgehoben und in ein fürſtliches Schloß verwandelt, und aus deſſen Gütern das herzogliche Amt errichtet wurde. (Vergl. Haſſel Erdbeſchr. v. Teutſchland. Weimar 1819. II. S. 507. Hirſching Stifts- und Kloſterlexicon. I. S. 961.) (*Leonhardi.*)

Daricus ſ. Persische Münzen.

DARIEL [1]) [auf tatariſch enger Paß], ein altes kaukaſiſches Schloß an der Grenze von Georgien und Oſſetien, an einem Bach des Tereck, unter deſſen Trümmern man noch die Spuren einer in Felſen gehauenen Waſſerleitung ſieht, ſowie es auch mit dem Tereck durch einen gewölbten Gang in Verbindung geſtanden hat. Die gegenwärtige von den Ruſſen angelegte Feſtung Dariel iſt durch den Tereck von dem alten Schloß getrennt und liegt 6 Werſte von Laars. Das alte Schloß ſoll im zweiten Jahrh. v. Chr. Geburt gegen die nördlichen Chaſaren gebaut worden ſeyn; hier und in Wladikawkas waren die bei den Alten ſogenannten Pylae Caucasiae, die kaukaſiſche Pforte, welche Plinius (lib. VI.) ein ungeheures Werk der Natur nennt, eingeengt zwiſchen ſteilen Klüften durch eiſerne Thore verſchloſſen, unter welchen der Fluß diri odoris durchfließt. Dieſſeit deſſelben ſtand das Felſenſchloß Cumania, ſtark genug, um die Schaaren unzähliger Völker zu hemmen. Procopius (Pers. 1, 20) und andere ſetzen fälſchlich die bei Derbend befindliche kaspiſche Pforte hieher [2]). Unter dem byzantiniſchen Kaiſer Anaſtaſius erbot ſich ein Hunnenfürſt (gegen Sold) dieſen Paß zu vertheidigen, bis endlich bei der Schwäche der Römer die Perſer ſich deſſelben bemächtigten. Das Mährchen von der Erbauerin Prinzeſſin Dariele, welche hier ihren Zoll bezog, und die Liebhaber, die ihr nicht gefielen, in den Tereck warf, erinnert an die ähnliche mythiſche Ableitung alter teutſcher Schlöſſer (ſo z. B. an der Nordgrenze von Heſſen der Sababurg, des Lippoldsberges und der Bramburg von Saba, Lippola und Bramba). In neuerer Zeit geht hier die gewöhnliche ruſſiſche Militärſtraße nach Georgien, bei deren Anlegung die jähen höchſt gefahrvollen Abhänge und die Felſen, welche nur einen ſchmalen Steg am Ufer des Fluſſes offen ließen, weggeſprengt und viele Steine zerſtreut wurden. Das Thal ſelbſt iſt immer noch ſehr eng (50 bis 60 Faden breit) und von zwei ſteilen Gebirgen eingeſchloſſen, die ſo hoch ſind, daß die Oſſeten ſich des Namens

---

*) Vie de Raphael, traduite de l'italien. Par. 1651. 12. Bombourg hat es in ſeine Recherches curieuses sur les dessins de Raphael, où il est parlé de plusieurs peintres italiens (Lyon 1707) wieder aufgenommen.

[1]) Von Ker-Porter Derial genannt. (S. Ker-Porters Reiſen in Georgien 2c. in Bertuchs neuer Bibliothek. B. 35.)

[2]) Vergl. überhaupt St. de la Croix sur les pyles Caucasiennes et Caspiennes in ſeiner 1798 zu Paris gedruckten Schrift: Memoires hist. et geogr. sur les pays. Situés entre la mer noire et la mer Caspienne. Vergl. auch Mannert G. d. G. u. R. 2te Aufl. Th. IV. S. 407., mit Ritters Erdkunde. S. 814. 815.

Himmelsfelſenthal bedienen. (S. Klaproth, Freygang, Engelhard, Gamba u. A.) *(Rommel.)*

DARIEN. 1) Rio del Darien, eigentlich Atrato, auch Rio del Chocò und Rio Dabeiba 1) genannt, ein anſehnlicher, ſchiffbarer und durch die Goldhaltigkeit ſeines Sandes berühmter Fluß in Südamerika, welcher in der Provinz Choco des colombiſchen Depart. Cauca unter 5°20′ nördl. Br. in der Gebirgsgabel der dritten oder weſtlichen Andesreihe entſpringt. Seine Quellflüſſe ſind der aus einem See entſpringende S. Pablo, welcher in den Quido fällt und ebenfalls Abfluß eines See's iſt. Schon in ſeiner Quellgegend iſt er fahrbar und durch den Raspadura-Kanal 2) mit dem S. Juan verbunden. Er durchſtrömt das Departement von S. nach N. auf etwa 71 geogr. Meilen und mündet ſich, durch mehre ſtarke Nebenflüſſe vergrößert 3), faſt 4 Meilen breit unter 8°2′ nördl. Br. in den Meerbuſen von Darien. — 2) Golfo del Darien, auch Golfo del Uraba genannt. Dieſer im J. 1502 von Rodrigo Baſtidas entdeckte Buſen des caraibiſchen Meeres öffnet ſich zwiſchen den Vorgebirgen S. Sebaſtian und Tiburon (9°25′ nördl. Br. 300°24′ L.) n einer Breite von 9 Seemeilen (6¾ geogr. Meilen) und greift 26 Seemeilen (19½ geogr. Meilen) in das Land ein. Seine Küſten ſind mit Felſen umgürtet und Landungsplätze nur an der Süd- und Weſtſeite; der beſte Hafen heißt Nilcos. Mehre Inſeln liegen an der Weſtküſte, und außer dem Atrato ergießen ſich noch mehre Flüſſe in dieſen Golf. — Mit dem Namen der 3) Landenge von Darien wurde früher und zuweilen auch noch jetzt der, Nord- und Südamerika verbindende Iſthmus von Panama (ſ. d. Art.) bezeichnet. (Vergl. Weim. Handb. der neueſten Erdbeſchreib. XIX, 61. XX, 8. 24. 260.) *(Leonhardi.)*

DARIEN, 1) eine Provinz des vormaligen ſpaniſchen Vicekönigreichs Neugranada in Südamerika, ſ. d. Art. Neugranada und Tierra firma. — 2) Stadt an dem Fluſſe Darien, ſ. S. Maria del Darien. *(H.)*

DARIEN (Br. 31° 23′ L. 295° 57′) auf einer Anhöhe, an dem Hauptmündungsarme der Alatamaha, in der Grafſchaft Mac-Intoſh des nordamerikaniſchen Freiſtates Georgia, ein ſchnell anwachſender Marktflecken, welcher im J. 1810 nur 257, aber im J. 1819 ſchon gegen 2000 Einw. zählte, und 1 Kirche, 1 Akademie, 1 Bank, 1 Druckerei, 1 Poſtamt und 300 Häuſer enthielt. Er iſt Stapelplatz für die Exporte der Alatamahagegenden, ſein Hafen gut, und der Eingang in die Strommündung läßt ſelbſt zur Zeit der Ebbe Schiffe ein, welche nicht über 14 Fuß Waſſer bedürfen. Mit Milledgeville ſteht es durch ein Dampfboot in Verbindung. *(Leonhardi.)*

DARIES, Joachim Georg, geb. zu Güſtrow im Mecklenburgiſchen den 23. Juni 1714, geſt. zu Frankfurt an der Oder den 17. Juli 1791, ſtudirte von ſeinem 14ten Jahre an zu Roſtock und Jena Theologie und Philoſophie, nachmals die Rechte. In den letzten beiden trat er im J. 1735 zu Jena als Privatlehrer auf, und wurde 1744 zum Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät ernannt. Der außerordentliche Beifall, den ſeine Vorleſungen ſowol über Philoſophie als über Rechtswiſſenſchaft fanden, wurde Friedrich dem Großen bekannt, und er berief Daries im J. 1763 unter dem Titel eines geheimen Rathes zum Profeſſor jener Wiſſenſchaften an die Univerſität zu Frankfurt a. d. O., wo er im J. 1772 zum Direktor der Univerſität, Ordinarius der Juriſtenfakultät und erſtem Profeſſor der Rechte ernannt wurde. Als Philoſoph gehörte er zu den Gegnern Wolfs, und bei dem Scharfſinn, den er beſaß, erwarb er ſich um Berichtigung mancher philoſophiſchen Begriffe Verdienſt. Über faſt alle Theile der Philoſophie hat er Lehrbücher abgefaßt, auch eins über Mathematik. Beſonders eifrig beſchäftigte er ſich mit den Kameralwiſſenſchaften und war der erſte in Teutſchland, der Principien für die Finanzwiſſenſchaft aufzuſtellen verſuchte. Zu Jena legte er eine Realſchule an, um die Ökonomie auch praktiſch zu befördern. Nicht minderen Eifer wendete er der Rechtswiſſenſchaft zu, und ſeine Institutiones jurisprudentiae universalis, in quibus omnes juris naturae, socialis et gentium partes explicantur (Jena 1740 und 7te Ausg. — außer zwei Nachdrücken — 1766), ſowie ſeine institutiones jurisprudentiae Romano-Germanicae (Jena 1749 und 2te Ausg. 1766), und ſeine Meditationes ad Pandectas, quibus praecipue juris capita ex fontibus philosophicis explicantur (Frankfurt 1765 fg.), welche ſämtlich davon zeugen, daß er auch hier die Philoſophie nicht zurückließ, ſtanden zu ihrer Zeit in großem Anſehen. (S. Schlichtegrolls Nekrolog 1792. Bd. 2. Koppe juriſt. Almanach auf 1792. Über ihn als Philoſophen Buhle Geſchichte der Philoſophie. Bd. 7. S. 10. — Seine Schriften in Meuſels Lexik. der verſt. teutſch. Schriftſteller. Bd. 2. S. 280—284.) *(H.)*

DARII, iſt die logiſche Benennung des dritten Falles der erſten einfachen Schlußfigur, auf welche ſich alle Vernunftſchlüſſe der übrigen Figuren müſſen zurückführen laſſen, deren ſyllogiſtiſche Bezeichnung mit einem D beginnt. Die darin enthaltenen Vocale, welche durch das r. nur zu einem Worte vereinigt werden, deuten an, daß

---

1) Der Name Rio Dabeiba rührt von einer kriegeriſchen Frau her, die, den erſten Schriftſtellern nach der Eroberung zufolge, Beherrſcherin der Berglande zwiſchen dem Atrato und den Quellen des Rio Sinu (Zenu) nordwärts der Stadt Antioquia geweſen iſt. Dem Werke des Perrus Martyr d'Anghiera zufolge (Oceanica p. 52), fand ſich dies Weib in einem örtlichen Mythus mit einer Gottheit vermengt, die das Hochgebirge bewohnte und Blitze ſchleuderte. Heutzutage erkennt man den Namen Dabeiba in dem der Abibe oder Avidi Berge, welcher den Altos del Viento, unter 7° 15′ der Breite, weſtlich von der Bola del Eſpiritu Santo oder der Geſtade des Cauca ertheilt ward. (Vergl. v. Humboldt's Reiſe in die Äquinoctialgegenden u. ſ. w. Stuttgart 1826. Th. 5. S. 255.

2) Dieſen jetzt nur für kleine Fahrzeuge ſchiffbaren Kanal ließ ein Mönch, der Pfarrer zu Novita, im Jahre 1788 durch die Indianer ſeines Kirchſpiels, in einer von natürlichen Überſchwemmungen periodiſch betroffenen Bergſchlucht (Quebreda de la Raspadura) der Andes, zur Erleichterung der Binnenſchifffahrt graben, und bewirkte dadurch zuletzt die ſo lange projectirte Verbindung der beiden an 56¼ geogr. Meilen von einander entfernten Oceane, welche Amerika umfluthen. (Vergl. v. Humboldt a. a. O. S. 254 fg.)

3) Nebenflüſſe ſind rechts: der Bethe, Bebara, der Murri oder Penderisco, der größte von allen, ſodaß ſein Waſſerreichthum den Atrato ſelbſt aufſchwemmt; der Arquia und Sucio; — links, vorzüglich der Naipe oder Napipe.

der Oberſatz allgemein bejahend, der Schlußſatz aber, wie der Unterſatz, nur beſonders bejahend ſei, z. B. alle Menſchen ſind ſterblich; wir ſelbſt ſind Menſchen; folglich ſind wir auch ſterblich. Kehren wir in dieſem Vernunftſchluſſe den Unterſatz simpliciter um — zu den Menſchen gehören auch wir ſelbſt — ſo gehört er der dritten Figur an, und wird wegen der einfachen Umkehrung zu der Form Datiſi gezählt. Läßt ſich aber der umgekehrte Satz als allgemein bejahend darſtellen, ſo findet eine Umkehrung per accidens Statt, und die Form eines ſolchen Vernunftſchluſſes erhält den Namen Darapti, indem hier durch das p. die veränderte Umkehrung bezeichnet wird, wie vorher durch das s. die reine oder einfache. Ein Beiſpiel dieſer Art von Vernunftſchlüſſen iſt folgendes:

Alle Menſchen ſind vernünftige Weſen;
Alle Menſchen ſind auch ſinnliche Weſen;
Folglich ſind einige ſinnliche Weſen auch vernünftig.

Nach der Form Darii würde man aber ſchließen müſſen, wie folgt:

Alle Menſchen ſind vernünftige Weſen;
Einige ſinnliche Weſen ſind Menſchen;
Folglich ſind einige ſinnliche Weſen auch vernünftig.

(*Grotefend.*)

DARIORIGON (*Ptol.*), Dartotoritum (*Tab. Peut.*), die Hauptſtadt der Veneter in Gallien, das heutige Vannes in Bretagne. S. Veneti. (*H.*)

Daritae, Daritis ſ. Dareitae.

Darius ſ. Dareios.

DARKE, eine erſt ſeit dem Jahre 1814 gebildete Grafſchaft im nordamerikaniſchen Freiſtate Ohio. Sie grenzt im N. an die nordweſtlichen Grafſchaften, im O. an Miami, im SO. an Montgomery, in S. an Preble, im W. an Indiana, und liegt ziemlich hoch. In ihrem Umfange, wo ſonſt die jetzt ſpurlos verſchwundenen Forts — eigentlich nur Blockhäuſer — Greenville, Jefferſon und Recovery lagen, entſpringt der Südweſtarm des Miami oder der Stillwater, die dieſen vergrößernden Flüſſe Greenville und Painter und der Maſſaſiſanaway, welcher nach Indiana übergeht. Die öſtliche Seite der Grafſchaft iſt ganz eben und äußerſt fruchtbar, in der weſtlichen finden ſich ſtrichweiſe große Wieſen und holzloſe Ebenen. — Der Hauptort dieſer Grafſchaft iſt Greenville am gleichnamigen Fluſſe, wo ſonſt Fort Greenville ſtand, mit den Grafſchaftsgebäuden und einem Poſtamte. Fort Jefferſon, Harriſon, Twin und Wayne ſind aufblühende Ortſchaften. (Vergl. Weimar. Handb. der neueſten Erdbeſchr. XVII. S. 633.) (*Leonhardi.*)

DARKEHMEN (54° 17′ 35″ Br. 39° 40′ 15″ L.), Kreisſtadt in dem preuß. Regirungsbezirk Gumbinnen, an der Angerap, mit einer Kirche, 6 öffentlichen und 129 Privatgebäuden und 2233 Einw., meiſt Abkömmlingen franzöſiſcher und ſalzburger Emigranten, welche vorzüglich Wollenzeugweberei, Gärberei und Getreidehandel treiben. Es liegt 4½ M. von Gumbinnen entfernt, erhielt im J. 1725 Stadtgerechtigkeit und iſt der Sitz einer Superintendentur, des Landraths, eines Juſtizamtes und Stadtgerichts und einer Poſtwärterei. Bei der hieſigen Mühle, welche, nebſt der Subeyaſchen, die erſte im J. 1722 in Preußen nach ſächſiſcher Art erbaute Panzermühle war, iſt ein ſehr einträglicher Aalfang. — Dicht bei der Stadt liegt das Dorf Klein-Darkehmen mit 85 Einwohnern. — Der Kreis Darkehmen, welcher, von den Kreiſen Inſterburg (im N.), Goldap (im O.) und Angerburg (im S.) umſchloſſen, im W. an den Regirungsbezirk Königsberg grenzt, enthält auf 13,68 QM. 26608 Einw. und in 7 Kirchſpielen 1 Stadt, 279 Dörfer, Vorwerke, Colonien und einzelne Etabliſſements mit 2340 Feuerſtätten. Er hat eine mit Fruchtfeldern und Waldungen bedeckte, ebene Oberfläche und wird von der Angerap, einem Quellfluſſe des Pregel, durchſtrömt; auch entſpringt hier die Auxine, welche bei Norkitten in den Pregel fällt. (Nach Leonhardi, Mützell, v. Zedlitz und v. Schlieben.) (*Leonhardi.*)

Darkemon, Darkmon, der hebräiſche Name für Dareikos ſ. Adarco und Persische Münzen. (*H.*)

Darking ſ. Dorking.

DARLASTON, Kirchſpiel in der engl. Grafſchaft Stafford, 1½ Stunden nordweſtlich von Vednesbury, unweit der Trent, hat 1080 Häuſer und 5545 Einwohner. Der Ort iſt bekannt durch ſeine Schlöſſer und ſtählernen Rauch- und Schnupftabacksdoſen. (Nach v. Jenny.) (*H.*)

DARLEHN (Mutuum), iſt derjenige Vertrag, mittelſt deſſen Jemand (mutuo dans) einem andern (mutuans, mutuo accipiens) Geld oder andere verzehrbare Sachen zum Zweck des Verbrauchs überläßt, unter der Bedingung, daß letzterer demnächſt eine gleiche Sorte, der Qualität und Quantität nach, zurückgebe. Dadurch, daß Verbrauch Zweck iſt, unterſcheidet ſich dieſes Rechtsgeſchäft von dem Borgcontract (Commodatum), und dadurch, daß dieſelbe Sorte, der Qualität und Quantität nach, zurückgegeben werden muß, was nur bei Gelde oder andern verzehrbaren Gegenſtänden denkbar iſt, von dem Tauſche.

Die Römer rechnen das Darlehn zu den Realcontracten, und es kommt bei ihnen ſchon frühzeitig vor. Die älteſte Art ſcheint das ſchon in den zwölf Tafeln erwähnte Foenus mit Zinſen, im Gegenſatz des einfachen mutui ohne Zinſen, geweſen zu ſeyn, wovon das erſtere das eigentliche Geldgeſchäft mit dem foenérator war, was, wegen des damals faſt gänzlich mangelnden, hypothekariſchen Credits von Calenden zu Calenden erneuert wurde, und auf welches ſich das ex calendario debere 1) und die actio calendaria 2) bezieht; das letztere dagegen ein bloßes Freundſchaftsgeſchäft war, ſo daß der Schuldner die Sache auf ſo lange ohne Zinſen erhielt, als er ſie bedurfte. Zinſen konnten daher nicht mit der aus dieſem Geſchäfte entſpringenden condictio ex mutuo, ſondern nur zufolge einer eigenen Stipulation mit der actio ex stipulatu eingefodert werden. Alles dieſes iſt jetzt geändert; das foenus im römiſchen Sinne fällt jetzt hinweg, und wenn gleich das Darlehn auch noch im Zweifel als unentgeld-

---

1) c. 1. C. IV, 31. *de compensat.*

2) fr. 39. §. 14 D. XXVI, 7. *de administr. tut.*

lich gegeben zu betrachten iſt, ſo können dennoch, ſowol aus einem einfachen Nebenvertrage 3) über zu entrichtende Zinſen, als wegen Verzuges 4) Zinſen gefodert werden. Wird die Hauptſumme binnen der beſtimmten Zeit nicht zurückgezahlt oder die Sache nicht zurückgegeben, ſo wird der Schuldner mit der actio mutui oder condictio certi ex mutuo belangt; der Schuldner hat dagegen wegen des Verſehens des Gläubigers nur die allgemeinen Klagen auf Schadenerſatz und keine nach dem Contracte benannte Klage.

Hauptgrundſätze in Bezug auf das Darlehn ſind: I. Ein giltiges Darlehn enthält die volle Veräußerung der Sache und gibt nur ein Recht auf eine andere Quantität; denn der Verbrauch bringt es mit ſich, daß der Empfänger Eigenthümer wird, ſo daß alſo der Geber alienirt 5). Durch die Überlaſſung fremder Sachen entſteht daher kein mutuum, und ebenſo wenig dann, wenn der Geber zur Veräußerung nicht befugt war. Thut er es dennoch, ſo kann die Sache, wenn ſie noch vorhanden iſt, von ſeinem Vorgeſetzten, z. B. dem Vormund, vindicirt werden. Hat indeſſen der Empfänger die Sache bona fide verzehrt, ſo geben einige dem Eigenthümer der Sache gegen ihn eine actio in factum auf ſo viel, als der Empfänger bereichert worden iſt, andere eine condictio, welche die Neuern die actio de bene depensis nennen 6). II. Die Sache muß dem Empfänger durch den Geber überliefert ſeyn. Indeſſen kann auch dem Empfänger eine Sache zum Verkauf gegeben werden, um die Kaufſumme als mutuum zu behalten; auch kann dasjenige, was der Gläubiger von Jemandem zu fodern hat, ſowol einem dritten, als dem Schuldner ſelbſt, als mutuum gelaſſen und endlich dem Gläubiger, ohne alles Zuthun von ſeiner Seite, die auf ſeinen Namen von einem Dritten erfolgte Zahlung aus dem mutuum ein Anſpruch erworben werden. III. Der Empfänger iſt verpflichtet, zu der zum voraus beſtimmten, oder nach der wahrſcheinlichen Abſicht der Contrahenten zu beſtimmenden Zeit, eine Sache von gleicher Sorte, Quantität und Qualität zurückzugeben, ohne ſich durch den zufälligen Verluſt des Angeliehenen von dieſer Verpflichtung befreien zu können. Die Zurückgabe eines Mehren, als der Schuldner empfing, iſt dem mutuum zuwider; ſoll es daher verzinslich (foenus) werden, ſo bedarf es hiezu einer Verabredung, wie oben bemerkt, die aber auch als ſtillſchweigend eingegangen aus den Umſtänden geſchloſſen werden kann 7); daß der Schuldner weniger zurückgeben ſolle, kann dagegen ausgemacht werden. IV. Der Empfänger iſt nur dem zur Zurückgabe verpflichtet, mit welchem er über den Empfang contrahirt hat. Eine Ausnahme macht hievon die condictio Juventiana 8), durch welche derjenige, von dem die dargeliehenen Sachen herrühren, den Empfänger, welcher ſie von einem andern empfangen zu haben glaubte, auf Rückgabe belangen kann. S. auch noch Condictionen. (*Spangenberg.*)

DARLINGTON, Marktflecken in der engl. Grafſchaft Durham, am Skern, worüber eine Brücke von 8 Bogen führt, mit einem Square in der Mitte, einer ſchönen gothiſchen Kirche, mit einem 180 F. hohen, im 12. Jahrh. erbauten Thurme, 909 Häuſern und 5750 Einw., welche gebleichte Leinwand, Damaſt- und Wollenfabriken unterhalten. In der Nähe eine Mühle zur Schleifung optiſcher Gläſer, eine Mineralquelle und zwei merkwürdige Erdfälle, wovon der Hellkettles 30 Yards im Durchmeſſer hält. Im J. 1825 ward zwiſchen hier und Stockton in Durhamſhire, bis wohin es $10\frac{3}{8}$ engl. Meilen ſind, eine Eiſenbahn eröffnet, auf welcher die Reiſenden in Wagen durch Dampfmaſchinen überaus ſchnell (10 bis 12, und an der abhängigſten Stelle 15 bis 16 engl. Meilen auf eine Stunde) fortgeſchafft werden. (Weimar. Handb. VII, 304. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi.*)

DARLINGTON, in Nordamerika: 1) am Ontarioſee in dem Diſtrikt Newcaſtle des britiſchen Gouvernements Obercanada mit 58 Einw. — 2) Darlington am Black, Hauptort des gleichn. Diſtrikts in dem nordamerikaniſchen Freiſtat Südcarolina, mit einem Poſtamte. — Der Diſtrikt Darlington grenzt im N. an Cheſterfield, im NO. an Marlborough, im O. an Marion, im S. in Williamsburg, im SW. an Sumter, im NW. an Kerſhau und zählte im J. 1820 unter 10949 Einw. 69 freie farbige und 4473 Sklaven. Zwiſchen dem Big-Pedee und Lynch gelegen, wird er im Innern von Black, Jefferys, Lake-Swamp und Sparrow-Swamp bewäſſert, und hat meiſtens Haide und Moräſte, aber auch guten Reis- und Tabacksboden. — 3) Darlington am kleinen Pigeon, unweit deſſen Mündung, in der Grafſchaft Warwick des nordamerikaniſchen Freiſtates Indiana, mit einem Poſtamt. (*Leonhardi.*)

DARLINGTONIA. Dieſe Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Klaſſe (?) und der natürlichen Familie der Leguminoſen, hat Candolle (Ann. des sc. nat. 1825. 4. p. 97., Legum. p. 427) ſo genannt nach dem nordamerikaniſchen Botaniker, Doktor Darlington. Ihr Charakter beſteht in hermaphroditiſchen Blüthen, fünf Blumenblättchen und einer lanzettförmigen, wenig haarigen, zweiklappigen Hülſenfrucht. Die Gattung Acacia weicht nur darin ab, daß ihr Charakter polygamiſche Blüthen und eine größere Anzahl von Staubfäden (10 — 200) angibt. Die beiden Arten, welche nach Candolle die Gattung Darlingtonia bilden, ſind perennirende nordamerikaniſche Kräuter mit doppelt gefiederten Blättern, und weißen, in den Blattachſeln einzeln ſtehenden, geſtielten Blüthenknöpfen. 1) D. brachyloba *Cand.* (Legum. t. 66., Acacia brachyloba Willd. sp. pl., Mimosa illinoënsis Mx. am. bor.) mit Drüſen zwiſchen den unterſten Blatttheilungen und ziemlich geraden Hülſenfrüchten. Auf Wie-

---

3) Thibaut Pandektenr. §. 887.

4) Reichsabſchied von 1600. §. 152.

5) Über den durch Salmaſius in Betreff dieſes Satzes entſtandenen Streit ſ. *Walch* jus controv. p. 321. Glück Pandektencommentar. §. 781. Höpfner Commentar über die Inſtitutionen. §. 766.

6) Thibaut a. a. O.; vergl. mit *Voet.* ad Pand. L. XII. tit. 1. §. 8. Schweppe römiſches Privatrecht. §. 449.

7) *Ayrer* de arbitrio judicis circa usuras pecuniae mutuaticiae. §. 26 ſſ.

8) *J. L. Conradi* de Juventiana condictione. Marburg 1774. 4.

ſenflächen von Illinois und Kentucky. — 2) D. glandulosa *Cand.* (Acacia glandulosa Willd., Mimosa gland. Mx., Vent. choix t. 27., Mim. contortuplicata Zuccagn.) mit Drüſen zwiſchen allen Blatttheilungen und ſichelförmigen Hülſenfrüchten. An den Flüſſen Miſſiſippi und Teneſſee. (*A. Sprengel.*)

DARM, oder das Gedärme (intestina), iſt der vom Magen bis zum After ſich erſtreckende Theil des Verdauungsorgans. Da in dem Artikel Darmkanal das Verdauungsorgan im Zuſammenhange betrachtet wird, ſo verweiſen wir auf denſelben in Betreff aller allgemeinen Eigenſchaften des Darms und geben von dieſem hier nur eine einfache Beſchreibung nach ſeiner Beſchaffenheit im ausgebildeten menſchlichen Körper.

Der Darm zerfällt ſeiner Länge nach in zwei Theile, die man gewöhnlich Dünndarm und Dickdarm nennt; genauer ſcheint, da von einem Kanale die Rede iſt, die Bezeichnung als enger und weiter Darm; in morphologiſcher Hinſicht aber verdient, da der Durchmeſſer nicht das Weſentliche iſt, der Name Mitteldarm und Afterdarm den Vorzug.

Der Dünndarm (enger Darm, Mitteldarm, intestinum tenue, angustum, medium), reicht von der Pförtnerklappe des Magens bis zur Grimmdarmklappe, und nimt den mittlern Theil des Unterleibes (Herzgrube, Nabel- und Unterbauchgegend) ein, indem er weder in die ſeitlichen Gegenden der Bauchhöhle ſich erſtreckt, noch auch bis an die obere und untere Wand derſelben (Zwerchfell und Beckenboden) reicht; zugleich iſt er größtentheils mehr nach vorn gelagert, indem zwiſchen ihm und der hintern Wand theils die Stämme der Gefäße und Nerven, theils die Harnorgane liegen.

Er iſt der Hauptſitz der Verdauung und zeichnet ſich durch Reichthum an Blutgefäßen, Saugadern und Nerven, wie auch durch ſtärkere Entwickelung der Ringmuskeln und lebhafte Bewegungskraft aus. Seine Schleimhaut iſt zarter als die des Magens, hat die meiſten und anſehnlichſten Darmzotten und bildet zahlreiche, mehr oder weniger einander parallele Querfalten (valvulae conniventes s. Kerkringii), welche ein größeres oder kleineres Segment eines Ringes bilden und im Ganzen genommen eine halbmondförmige Geſtalt haben, indem ſie in ihrem mittlern Theile am längſten (etwa 2 bis 3 Linien) ſind, an beiden Enden aber in die übrige Fläche ſich verlieren; übrigens nehmen ſie jede Richtung an, und werden zuweilen durch dazwiſchen laufende, kleinere Längenfalten zu einer Art Netzwerk umgeſtaltet.

Der Dünndarm iſt der längſte Theil des Verdauungskanals; ſeine Länge beträgt ungefähr 20 Fuß; im Querdurchmeſſer hält er ungefähr einen Zoll. Seine Geſtalt iſt im Ganzen genommen etwas kegelförmig, indem er in ſeinem Verlaufe allmälig ſich etwas verengt. Zugleich nimt die Dicke ſeiner Wandungen, die Stärke ſeiner Muskelfaſern, der Reichthum an Gefäßen und Nerven, die Zahl und Größe ſeiner Falten und Zotten nach ſeinem Endtheile zu nach und nach ab, ſo daß im Ganzen genommen der obere (oder Anfangstheil) den untern Theil an Lebendigkeit überwiegt. Nur die Schleimbälge ſind nach einem andern Verhältniſſe vertheilt, nämlich am Anfange und Ende am zahlreichſten, werden ſie von beiden Punkten aus gegen die Mitte hin ſeltener; am Anfange finden ſich größere, einzeln ſtehende Schleimbälge (Brunnerſche Drüſen), gegen das Ende hin haufenweiſe an einander gelagerte (Peyerſche Drüſen).

Der Dünndarm zerfällt in den Zwölffingerdarm und den Krummdarm.

1) Der Zwölffingerdarm (duodenum) iſt der Anfang, der auf die Pförtnerklappe des Magens folgt und kein Gekröſe hat, weshalb man ihn den gekrösloſen Mitteldarm nennen könnte. Seine Länge beträgt ungefähr 8 Zoll, oder etwa die Breite von 12 Fingern, wovon er auch ſeinen Namen erhalten hat. Er liegt auf der rechten Seite der Oberbauchgegend, weiter nach oben und nach hinten als der übrige Dünndarm, unter der Leber und dem obern Blatte des Quergrimmdarmgekröſes, unterhalb und links von der Gallenblaſe, rechts vom Magen, rechts, oberhalb und unterhalb vom Pankreas, vor dem innern und mittlern Schenkel des Zwerchfelles der rechten Seite, der Hohlvene und unpaarigen Vene, hinter dem Quergrimmdarme und über dem untern Blatte von deſſen Gekröſe. Er kann ſeine Lage weniger ändern als der übrige Dünndarm, da er durch einen zellgewebigen Überzug an die benachbarten Gebilde angeheftet wird; mit ſeinem obern Theile iſt er an die untere Fläche des obern Blattes des Quergrimmdarmgekröſes angeheftet, und zwar wo daſſelbe von der Gegend der rechten Niere (Ligamentum duodeni renale) und von der untern Fläche der Leber (Ligamentum duodeni hepaticum) ſich nach vorn umſchlägt; ſein unterer Theil berührt die obere Fläche des untern Blattes deſſelben Gekröſes. Er bildet einen Bogen, deſſen Wölbung nach der rechten Seite gewendet und frei iſt, während die links liegende Höhlung den rechten Endtheil des Pankreas einſchließt und mit demſelben durch Zellgewebe und Gefäße dicht verbunden iſt. Sein oberer Theil nämlich geht vom Magen, an deſſen Bewegungen er einigen Theil nimt, horizontal unter der Gallenblaſe über dem Pankreas nach rechts und etwas nach hinten und oben bis unter den rechten Leberlappen; ſein mittlerer Theil ſteigt ſenkrecht und etwas links neben dem Pankreas und vor dem obern Theile der rechten Niere herab; ſein unterer Theil geht nach links und etwas nach oben vor der Hohlvene vorüber bis vor dem zweiten Bauchwirbel und der Aorta, und endet am untern Blatte des Quergrimmdarmgekröſes, über und hinter welchem er liegt, indem er ſich nach vorn und unten wendet, als ob er daſſelbe durchbohren wollte.

Der Zwölffingerdarm iſt weiter als der übrige Dünndarm; ſeine Schleimhaut iſt beſonders weich, ſeine Muskelhaut dick. Sein oberer Theil hat in einer Strecke von etwa 1½ Zoll vom Magen aus keine Falten, ſondern nur Zotten; auf der übrigen Fläche liegen die Querfalten ziemlich dicht an und zum Theil auf einander. Die größern, einzeln ſtehenden, platten und rundlichen Schleimgruben (Brunnerſche Drüſen) haben vorzüglich im oberſten Theile ihren Sitz. An der innern Fläche des Bogens oder an der linken

Seite des mittlern (herabſteigenden) Theils, wo derſelbe an den untern Theil angrenzt, bildet die Schleimhaut einen kleinen Hügel, auf welchem unter einem Fältchen der Gallengang und der pankreatiſche Gang ſich öffnet. Beide Gänge treffen in einem ſpitzen Winkel zuſammen und durchbohren die Wandung des Darms in ſchräger Richtung, ſo daß ihre Mündungen, welche dicht neben einander liegen oder auch mit einander vereint ſind, geſchloſſen bleiben, ſo lange nicht Flüſſigkeit von ihren Stämmen aus eindringt, während in dieſe aus dem Darme nichts zurückfließen kann. Iſt der Darm durch Speiſebrei ausgedehnt, ſo werden dadurch nicht allein jene Mündungen etwas erweitert, ſondern es wird auch das Zufließen der Flüſſigkeiten dadurch befördert, indem nicht allein ſein ganzer Bogen das Pankreas, ſondern auch ſein oberer Theil die Gallenblaſe zuſammendrückt.

Da auf dieſe Weiſe die Leber und das Pankreas, deren Erzeugniſſe vorzüglichen Antheil an der Verdauung haben, dem Zwölffingerdarme beigegeben ſind, ſo nimt dieſer auch in ſeiner Bedeutung die oberſte Stelle in der Reihe der Därme ein, weshalb er von einigen der zweite Magen genannt worden iſt. Dem gemäß iſt er nicht nur beſonders reich an Nerven und Gefäßen, ſondern zeigt ſich auch durch deren Verbindung als das Mittelglied zwiſchen dem Magen und dem übrigen Dünndarme. Seine Nerven ſtammen nämlich nicht nur vom Eingeweidenerven des Rumpfnervenſyſtems, ſondern (am obern Theile) auch vom zehnten Hirnnerven, und hängen mit dem Oberbauchgeflechte, Lebergeflechte und Magengeflechte zuſammen. Sein oberer und mittlerer Theil bekommt ſeine Arterien von dem auch zur rechten Hälfte des Magens ſich verbreitenden Leberaſte der Oberbaucharterie; ſein unterer Theil von der obern Gekrösarterie. Seine Venen gehen vereint mit denen des Magens (als gastro-duodenalis) in die Pfortader. Seine Saugadern gehen theils durch das Lendengeflecht, theils in Verbindung mit denen der Leber und des Pankreas in den Saugaderſtamm über.

2) Der übrige Dünndarm wird Krummdarm (ileum) genannt; da man ihn aber ehemals auf eine willkürliche Weiſe abtheilte und die zwei obern Fünftheile, weil man ſie ſeltner mit Speiſebrei gefüllt gefunden haben wollte, als Leerdarm (ieiunum), und nur die untern drei Fünftheile als Krummdarm bezeichnete; ſo würde er füglicher Windungsdarm zu nennen ſeyn, da er der einzige Theil des Darmkanals iſt, welcher eigentliche Windungen bildet.

Er nimt die Nabelgegend, die Unterbauchgegend und den obern Theil der Beckenhöhle ein; fängt in gleicher Höhe mit dem zweiten oder dritten Bauchwirbel, auf deſſen linker Seite an, und endet gegen die innre Fläche des rechten Hüftbeins, liegt vor ſeinem Gekröſe und den dahinter liegenden Gefäß- und Nervenſtämmen, Nieren und Harnleitern, hinter dem großen Netze, unter dem Quergrimmdarme, deſſen Gekröſe und dem darüber liegenden Zwölffingerdarme, Magen, Pankreas und Leber, über der Harnblaſe, dem Maſtdarme und den Zeugungsorganen.

Das Gekröſe bildet ſich aus zwei ſenkrechten oder vielmehr ſchräg von der linken nach der rechten Seite herabſteigenden Blättern des Bauchfells, die ſich von den Wänden der Bauchhöhle vor den Bauchwirbeln nach vorn ſchlagen, ſo daß ſie die Bauchhöhle in eine rechte und linke Hälfte theilen, oben mit dem untern Blatte des Querdarmgekröſes, ſeitwärts mit den innern Blättern des rechten und linken Grimmdarmgekröſes, unten mit dem Gekröſe des rechten Grimmdarms zuſammenhängen. Seine Breite, d. h. die Fläche zwiſchen dem hintern Wandungstheile des Bauchfells und dem Darme, iſt oben und unten am geringſten, in der Mitte am bedeutendſten und bis zum Betrage von vier Zoll; ſomit kann denn auch der mittlere Theil des Winvungsdarms viel freier ſeine Lage ändern, als es ſeine beiden Enden können. Die Höhe des Gekröſes oder ſeine Ausdehnung zwiſchen dem obern und untern Theile des Windungsdarms iſt in verſchiedenen Breiten ſehr verſchieden: wo es vom hintern Wandungstheile des Bauchfells ausgeht, oder an ſeiner Wurzel, iſt es nur ungefähr drei bis vier Zoll hoch, indem es vom zweiten oder dritten bis unter den fünften Bauchwirbel ſich erſtreckt; dann nimt aber ſeine Höhe ſchnell zu, ſo daß ſein Rand am Darme eine Ausdehnung von etwa 14 Fuß hat und ſtark gekräuſelt iſt.

Der Darm iſt nach allen möglichen Richtungen in Windungen zuſammen gelegt, deren Gang ſich nicht mit einem Blicke überſehen läßt; überall iſt er gekrümmt, ſo daß die am Gekröſe angeheftete, hintere Seite concav und zuſammengefaltet, die entgegengeſetzte, freie, vordere Seite hingegen gewölbt iſt, und dieſer Unterſchied iſt ſo bedeutend, daß die Länge der freien Seite beinahe 6 Fuß mehr beträgt als die der angehefteten. Iſt der Darm leer, ſo iſt ſeine Höhle paraboliſch, nämlich an der Anheftungsſeite durch die als Bauchfellüberzug aus einander weichenden Blätter des Gekröſes mehr verengt als an der freien Seite; doch bei ſeiner Ausdehnung wird ſie kreisrund. Übrigens läßt ſich der Darm vermöge der großen Ausdehnung ſeines Gekröſes ſehr leicht verſchieben, ſei es nun durch den Druck, welchen die Anfüllung des Magens, oder der Harnblaſe, oder des Fruchthälters verurſacht, oder durch den Druck des Zwerchfells und der Bauchmuskeln beim Athmen und bei Muskelanſtrengungen.

Die Schleimhaut iſt dünner als im Zwölffingerdarme und wird, je mehr ſie dem Dickdarme ſich nähert, immer dünner, wie auch in demſelben Verhältniß ihre Falten kürzer und ſeltener werden, der Darm überhaupt aber enger und an Gefäßen ärmer wird. Auch die größern, einzeln ſtehenden Schleimbälge verlieren ſich in ihm allmälig ganz; dagegen treten die ſeichten, gruppenweiſe dicht an einander gelagerten (die ſogenannten Peyerſchen Drüſen) auf, welche an der vom Gekröſe abgewendeten oder freien Seite des Darms ihren Sitz haben. Man zählt ſolcher Gruppen, wenn ſie völlig entwickelt ſind, bis auf dreißig, von welchen die kleinern rundlich, die größern länglich, und die am Ende des Dünndarms liegenden auf zwei Zoll und darüber lang ſind. — Die Blutgefäße ſind Zweige der obern Gekrösarterie und Gekrösvene; die Nerven gehören zu dem jene Arterie begleitenden, obern Gekrösgeflechte.

II. Der Dickdarm (weite Darm, Afterdarm, intestinum, crassum, amplum, anale) hat eine Länge von ungefähr 5 bis 6 Zoll, während der Querdurchmeſſer etwa 2 Zoll und darüber beträgt, und zerfällt in den Grimmdarm und Maſtdarm.

1) Der Grimmdarm (colon) iſt das Mittelglied zwiſchen dem Dünndarme, in welchem die Aſſimilation und Einſaugung am ſtärkſten iſt, und dem Maſtdarme, wo die Egeſtivität das Übergewicht hat. Seine Schleimhaut iſt dünner, aber dichter und derber als die des Dünndarms; ſie hat keine deutlichen Zotten, aber hin und wieder kleine Vorragungen in Form äſtiger Fältchen oder auch eines feinen Netzes; die Schleimgruben ſtehen einzeln, ſind aber groß. Die Ringfaſern ſind ſchwächer als die Längenfaſern, dieſe ſind vorzüglich in drei einzelne Stränge (ligamenta coli) vereint, die von einem Ende des Grimmdarms zum andern ſich erſtrecken, und von denen der breiteſte (ligamentum intestinale) am freien Rande, der zweite (ligamentum mesocolicum) an dem Rande, wo das Gekröſe ſich anſetzt, und der dritte an dem, wo das Netz angeheftet iſt, liegt. Jeder dieſer Stränge bildet eine Einſchnürung des Darms, ſo daß dieſer in ſeiner ganzen Länge äußerlich drei rinnenartige Vertiefungen hat und zwiſchen denſelben in drei Bauſchen hervortrit. Außerdem verkürzen dieſe Stränge die längere Schleimhaut, ſo daß dieſe hin und wieder in Querfalten eingeſtülpt iſt und dadurch der Cylinder in mehre Zellen getheilt wird; dieſe Falten unterſcheiden ſich von denen des Dünndarms dadurch, daß ſie weit aus einander liegen und größer ſind, doch nehmen ſie gegen das Ende des Darms an Größe ab.

Die Gefäße des Grimmdarms ſtehen denen des Dünndarms in Hinſicht auf Zahl, wie auf Durchmeſſer nach. Seine Arterien machen weniger Verbindungsbogen und entſpringen aus zwei Stämmen, wovon der eine auch an den Dünndarm, der andere auch an den Maſtdarm ſich verzweigt: nämlich die Arterien des rechten und queren Grimmdarms (colica dextra und media) ſind die letzten Zweige der obern Gekrösarterie, die des linken (colica sinistra) aber iſt der erſte Zweig der untern Gekrösarterie, und wie die Arterie am Anfange des Grimmdarms (ileocolica) zugleich an das Ende des Dünndarms ſich verzweigt und bogenartig wieder mit ihr anmündet, ſo vereinen ſich auch an ſeinem Ende die letzten Zweige ſeiner Arterie durch Anmündung mit der erſten Arterie des Maſtdarms, welche mit derſelben aus der untern Gekrösarterie entſprungen iſt. Dem gemäß gehören auch die Nerven theils dem obern, theils dem untern Gekrösgeflechte an. Die Venen gehen in die große Gekrösvene über, und die Saugadern hängen mit dem Lendengeflechte zuſammen.

Nur der querliegende Theil des Grimmdarms iſt vermöge ſeines längern Gekröſes mehr frei beweglich; ſeine ſenkrecht liegenden Theile hingegen ſind vorzüglich durch das kurze, äußere Blatt ihres Gekröſes dicht an die Bauchwand geheftet und befeſtigt. Überhaupt nämlich ſind die beiden Blätter des Grimmdarmgekröſes nicht überall dicht an einander gelegt; Gefäße und Nerven verlaufen daher meiſt nur an einem Blatte, und zwar an dem, welches zum innern Umkreiſe des Bogens gehört, den der Grimmdarm macht, alſo am innern Blatte der beiden ſenkrechten Theile und am untern Blatte des queren Theils. Eine andere Eigenthümlichkeit iſt die, daß der als Fortſetzung des Gekröſes den Grimmdarm einſchließende Bauchfellüberzug an deſſen entgegengeſetzter Seite wieder von ihm abweicht und frei liegende Verlängerungen des Bauchfells bildet, welche aus zwei, hier ungemein zarten Blättern deſſelben beſtehen, zwiſchen welchen Fett abgelagert iſt, und die man Netze (omenta, epiploa) nennt: durch das große Netz (omentum gastrocolicum) ſetzt ſich der Bauchfellüberzug des queren Grimmdarms in den Bauchfellüberzug des Magens fort; dagegen ſind die ſogenannten Fettanhänge (omentula, appendices epiploicae) freie, walzenförmige Zipfel, welche hin und wieder vom freien Rande des Grimmdarms in die Höhle des Bauchfellſackes herein ragen.

Der Grimmdarm iſt am Umkreiſe des Windungsdarms gelagert, oder umgibt ihn, und zerfällt demnach in einen rechten, ſenkrecht aufſteigenden, einen mittlern, wagerecht queren, und einen linken, ſenkrecht herabſteigenden Theil.

a) Der rechte Theil beginnt unten an der innern Seite des rechten Hüftbeins, indem das Ende des Dünndarms an der innern oder linken Wand des Anfangstheils des Dickdarms in dieſen übergeht. Die Grenze iſt äußerlich durch eine ringförmige Einſchnürung bezeichnet, welcher die in die Höhle des Dickdarms hereinragende Grimmdarmklappe (valvula Bauhini s. Fallopii) entſpricht. Da nämlich der Dünndarm ein viel dünneres Rohr darſtellt als der Dickdarm, und die Längenmuskeln, welche von jenem zu dieſem gehen, viel kürzer ſind als die Schleimhaut; ſo treiben ſie dieſe ſamt ihren Ringmuskeln in die Höhle des Dickdarms herein in zwei halbmondförmigen Falten, wovon das innere Blatt dem Dünndarme, das äußere dem Dickdarme angehört. Die eine Falte (valvula ileocoecalis) iſt etwas kürzer, liegt unten, hängt mit dem Blinddarme zuſammen und hat eine ſchräge Richtung; die andere (valvula ileocolica) liegt mehr wagerecht, höher und ſetzt ſich in die Wand des aufſteigenden Grimmdarms fort. Die dazwiſchen in Form einer Querſpalte bleibende Mündung geſtattet dem aus dem Dünndarme andringenden Speiſebrei den Durchgang, indem derſelbe keilförmig wirkt und die Falten von einander treibt; gegen den Rücktrit aus dem Dickdarme aber wird ſie ſchon mechaniſch verſchloſſen, indem der Darminhalt (Luft oder Koth), wenn er durch die Muskeln des Blinddarms nach oben gedrängt wird, die untere Falte gegen die Mündung drückt, und wenn er vom aufſteigenden

Grimmdarme abwärts getrieben wird, die obere Falte ausbreitet und die Mündung noch vollſtändiger ſchließt.

Der **Blinddarm** (coecum) iſt der nach unten ſich erſtreckende, etwa zwei Zoll lange, ſackförmige Anfang des Dickdarms. Er grenzt links an den Dünndarm, rechts an den rechten Hüftbeinmuskel, hinten an denſelben, den runden Lendenmuskel und den Harnleiter der rechten Seite, vorn an die Bauchwand, endet nach unten blind und ſetzt ſich nach oben, mit Ausnahme der Stelle, wo die Grimmdarmklappe ſich findet, unmittelbar in den aufſteigenden Grimmdarm fort. Er wird ſowol durch die drei Stränge von Längenmuskeln in ſeiner Länge, als auch in die Quere eingeſchnürt, ſo daß ſeine Oberfläche ungleich wird und zwiſchen dieſen Furchen in Längenbauſchen und Querzellen ſich erhebt. An ſeiner hintern, linken und untern Seite bildet er eine enge, cylindriſche Ausſtülpung, den **Wurmfortſatz** (appendix vermiformis). Dieſer hat zwei Linien im Durchmeſſer, nimt keinen Speiſebrei oder Darmkoth auf, ergießt aber aus ſeinen zahlreichen Schleimgruben Schleim in den Blinddarm, wobei er dadurch unterſtützt wird, daß die an ihn ſich fortſetzenden Muskelſtränge des Blinddarms ihn vollſtändig umgeben. Er iſt etwa zwei Zoll lang und ſteigt gekrümmt ſchräg herauf, wo er blind endet.

Der **aufſteigende Grimmdarm** (colon adscendens s. dextrum) iſt die vom Blinddarme nach oben gehende Fortſetzung, und ſteigt vom rechten Hüftbeine aus, vor der rechten Niere, erſt etwas ſchräg nach hinten, dann etwas ſchräg nach vorn, bis unter den rechten Leberlappen herauf.

Das **rechte Grimmdarmgekröſe** (mesocolon dextrum) iſt ſehr kurz. Der Blinddarm wird vermittelſt einer kurzen Falte des Bauchfells (mesocoecum, ligamentum coecale) mit ſeiner hintern Fläche an den Hiftbeinmuskel geheftet und nur an ſeiner vordern und untern Fläche überzogen; dieſer Überzug verlängert ſich über den Wurmfortſatz und heftet denſelben zum Theil an den Blinddarm an. Das Gekröſe des aufſteigenden Grimmdarms beſteht aus dem äußern Blatte, welches vom Hüftbeinmuskel, Lendenmuskel und queren Bauchmuskel ſich nach vorn umſchlägt, nach hinten liegt und kürzer iſt, und dem innern von der rechten Seite der Bauchwirbel umgeſchlagenen, weiter nach vorn liegenden und längern Blatte.

b) Der aufſteigende Grimmdarm ſetzt ſich durch eine Umbeugung (flexura coli dextra) in den **Querdarm** (colon transversum) fort, welcher in der Oberbauchgegend unter der Leber und dem Magen, über dem Windungsdarme, vor ſeinem Gekröſe und hinter der Bauchwand, erſt ſchräg nach vorn, dann ſchräg nach hinten, quer herüber zur linken Seite ſich erſtreckt, bis er unter und hinter die Milz gelangt, wo er ſich nach unten umbeugt (flexura coli sinistra).

Das **Querdarmgekröſe** (mesocolon transversum) hat eine bedeutende Länge, ſo daß der Querdarm den freieſten, beweglichſten Theil des Dickdarms darſtellt und ſich, namentlich wenn er angefüllt iſt, bis zur Nabelgegend herabſenken kann. Es theilt die Bauchhöhle in einen obern Theil, welcher die Leber, den Zwölffingerdarm, das Pankreas, den Magen und die Milz enthält, und einen untern Theil, in welchem die übrigen Baucheingeweide liegen. Sein oberes Blatt iſt eine Umſchlagung des Bauchfells rechts von der vordern Fläche der rechten Niere und von der untern Fläche der Leber (ligamentum coli hepaticum), in der Mitte vor dem Pankreas und den oberſten Bauchwirbeln, links von der Milz (ligamentum coli splenicum); ſein unteres Blatt iſt eine Umſchlagung der hintern Wand des Bauchfells, und hängt mit dem innern Blatte des rechten und linken Grimmdarmgekröſes zuſammen. Beide Blätter legen ſich nach vorn zu an einander, weichen am Querdarme aus einander, um ihn vollſtändig zu überziehen, treten aber an ſeiner entgegengeſetzten Seite wieder zuſammen, um das von ihm vor dem Windungsdarme herabhängende, dann aber wieder nach oben hinter der vordern Bauchwand ſich erſtreckende und in den Überzug der vordern und hintern Fläche des Magens aus einander weichende, große Netz zu bilden.

c) Der **linke Theil** geht als abſteigender Grimmdarm (colon descendens) aus dem linken Hypochondrium vor der linken Niere, erſt ſchräg nach hinten, dann ſchräg nach vorn bis zur innern Fläche des linken Hüftbeins; dann beugt er ſich (als flexura sigmoïdea s. iliaca, S romanum) nach innen, oben und hinten bis zur linken Fläche des unterſten Bauchwirbels und von da wieder nach unten um, und geht in den Maſtdarm über.

Das **linke Grimmdarmgekröſe** (mesocolon sinistrum) verhält ſich wie das rechte, iſt aber gemeiniglich noch kürzer, ſo daß es ſich nur als eine kurze Falte über die vordere Fläche des Darms ausſpannt.

2) Der **Maſtdarm** (rectum) geht von der linken Seite des unterſten Bauchwirbels ſchräg nach rechts vor dem erſten und zweiten Beckenwirbel herab, dann in der Mittellinie vor den drei untern Beckenwirbeln und dem Schwanzbeine herab und dann etwas nach hinten gebogen zum After. Beim Eintritte in das Becken bekommt er durch Umſchlagung des Bauchfells vom unterſten Bauchwirbel und oberſten Beckenwirbel ein Gekröſe (mesorectum); in der Beckenhöhle ſelbſt liegt ſeine hintere Fläche unmittelbar an den Becken- und Schwanzwirbeln und deren Muskeln an, die vordere Fläche aber iſt in ihrem obern Theile vom Bauchfelle, welches hier den Boden ſeines Sackes bildet, überzogen, und vom dritten Beckenwirbel an ohne Überzug, blos durch Zellgewebe beim männlichen Geſchlechte mit der Harnblaſe, beim weiblichen mit dem Fruchtgange verbunden.

Der Maſtdarm iſt ſehr dehnbar; ſeine Schleimhaut hat viele und große Schleimbälge und iſt übrigens glatt, außer daß ſie im unterſten Theile bis zum After in Längenfalten zuſammen gelegt iſt, welche bei Anfüllung des Darms verſchwinden. Seine Muskelhaut iſt ſtärker als am ganzen übrigen Darme und der der Speiſeröhre gleich; die vom Grimmdarme ſich fortſetzenden Bündel von Längenmuskeln werden ſo breit, daß ſie den Maſtdarm an ſeiner ganzen Oberfläche umgeben; auch die Ringmuskeln ſind ſtark, beſonders aber am After röther, dicker und zu deſſen innerem Schließmuskel (sphincter ani internus) entwickelt. An dieſen lagern ſich aber willkürliche Muskeln, und zwar der ihn umgebende und ſeine Wirkung unterſtützende, äußere Schließmuskel, der hinten an der Spitze des Schwanzbeins, vorn am Damme und ſeinen Muskeln befeſtigt iſt; ferner die queren Dammmuskeln (transversi perinaei), welche vom Sitzbeinhöcker zum Schließmuskel gehen und als deſſen Antagoniſten den After öffnen; endlich die Heber des Maſtdarms (levatores ani), welche von der innern Fläche der vordern und ſeitlichen Beckenknochen zum Schließmuskel und zum Schwanzbeine herab gehen und den After theils herauf ziehen, theils öffnen.

So zeigt ſich der Maſtdarm auch im Verhältniſſe ſeiner Nerven und Gefäße als der Übergangspunkt von den Eingeweiden zur äußern Oberfläche. Seine zahlreichen Nerven ſtammen theils vom Beckengeflechte des Rumpfnervens, theils von den drei unterſten Kreuzbeinnerven des Rückenmarks. Er iſt reicher an Blut als der Grimmdarm, und bekommt daſſelbe an ſeinem obern Theile aus der untern Gekrösarterie durch die innere Maſtdarmarterie (haemorrhoidalis interna), an ſeinem untern Theile aber aus der Beckenarterie, und zwar durch die mittlere und äußere Maſtdarmarterie (haemorrhoidalis media und externa) aus der Schamarterie, und durch kleine Zweige aus der Nabelarterie. Seine Venen haben einen beträchtlichen Durchmeſſer; die obern oder innern gehen durch die untere Gekrösvene in die Pfortader, die untern oder äußern hingegen durch die Beckenvenen in die untere Hohlader ein. Seine Saugadern treten in das Beckengeflecht. (*Burdach.*)

DARMAUSLEERUNG (excretio alvina). I. Phyſiologiſch. Der Darmkanal iſt der Durchgangspunkt für fremde Stoffe, welche dem Einfluſſe der Verdauung unterworfen werden. Denn da das Leben überall zwar äußerlich bedingt iſt, aber nur durch eigene Thätigkeit ſich erhält, alſo auch der organiſche Körper zwar fremden Stoffes bedarf, aber nur um daraus ſeine eigene Subſtanz zu bilden; ſo werden die Nahrungsmittel bei der Verdauung immer zerſetzt, und indem aus ihnen einerſeits ein dem Organismus entſprechender (aſſimilirter) Stoff gebildet wird, bleibt andrerſeits ein dem Organismus fremdartiger Rückſtand, deſſen derſelbe ſich zu entledigen hat. So hat die unmittelbare Beobachtung nachgewieſen, daß ſelbſt von den nahrhafteſten Flüſſigkeiten ein der Verdauung widerſtehender Rückſtand bleibt; ebenſo weiß man, daß Menſchen bei anhaltendem, ausſchließlichem Genuſſe ſolcher flüſſiger Nahrungsmittel doch feſten Koth ausleeren, und ſomit ſcheint die Darmausleerung auf keiner Stufe des Thierreichs zu fehlen, auch da nicht, wo der Verdauungskanal ſich blind endet und blos Flüſſigkeit aufnimt; zwar trit ſie bei einigen Inſecten während des Larvenzuſtandes nicht ein, erfolgt aber ſogleich nach der letzten Metamorphoſe. Noch mehr Überbleibſel finden ſich, wo feſte Nahrungsmittel aufgenommen werden; ſo widerſteht z. B. alles Epidermatiſche von Pflanzen (Hülſen von Früchten und Samenkörnern, Schalen von Knollen ꝛc.) und von thieriſchen Körpern (Oberhaut, Haare, Federn, Nägel, Hörner) der Verdauung und wird unzerſetzt ausgeleert.

Zugleich iſt aber der Darmkanal auch ein Weg zur Ausführung von Stoffen, welche aus der Subſtanz des eigenen Körpers gebildet und zu Unterhaltung des Lebens untauglich ſind. Denn der organiſche Körper wechſelt unaufhörlich die Materie, woraus er beſteht, und verjüngt ſich, indem er die Stoffe, welche eine Zeitlang ſeine Beſtandtheile waren, umwandelt und an die Außenwelt abſetzt. Nun iſt der Darmkanal nicht allein die größte Grenzfläche des Organismus gegen die Außenwelt, wo alſo auch eine bedeutende Ausſcheidung vor ſich gehen muß, ſondern er iſt auch dadurch, daß er eine innere Höhle darſtellt, geeignet, gröbere Auswurfſtoffe anzuſammeln, um ſie dann in größerer Maſſe auszuleeren. Daher kommt es denn, daß die Quantität der Darmausleerung oft viel größer iſt als die der eine geraume Zeit hindurch genoſſenen Nahrungsmittel; dies iſt der Fall, wo nach mehrwöchentlichen Krankheiten, in welchen äußerſt wenig Nahrung genommen worden iſt, durch erhöhte Lebendigkeit des Darmkanals kritiſche Stuhlgänge erfolgen; ferner beim Gebrauche von Mineralwäſſern und andern Arzneimitteln, welche die Secretion dieſes Organs verſtärken; endlich auch wenn letztere krankhaft geſteigert iſt bei Durchfall, Ruhr und Lienterie. Am deutlichſten zeigt ſich aber dies Verhältniß beim Embryo, wo ohne Aufnahme von Nahrung und ſelbſt in dem an beiden Enden widernatürlich verſchloſſenen Darmkanale Darmkoth ſich bildet.

Somit hat denn die Darmausleerung eine doppelte Bedeutung, nämlich den Organismus ſowol von den ihm abſolut fremdartigen Körpern, als auch von eigenen, ihm fremdartig gewordenen Stoffen zu befreien.

Was die Wege derſelben betrifft, ſo dient bei denjenigen Thieren, deren Verdauungsorgan nur eine einzige Öffnung hat, dieſe ſowol zur Aufnahme der Nahrungsmittel, als auch zur Ausleerung, und dieſe wird bei kurzen und weiten Verdauungsorganen zum Theil durch Umſtülpung bewirkt, iſt aber, wo dieſelben lang und eng ſind, weniger bemerklich. Aber auch bei Thieren, die mit einem After verſehen ſind, erfolgt hin und wieder die Ausleerung vermittelſt einer rückgängigen Bewegung durch den Mund: ſo leeren die Blutegel mehr durch den Mund als durch den After aus; bei vielen Vögeln ſcheidet der Magen die unverdaulichen Subſtanzen (Haare, Federn, Knochen, Fiſchſchuppen, Inſectenſchalen, zum Theil auch Kerne und Schalen von Beeren) von den in Speiſebrei verwandelten verdaulichen ab und ballt ſie in Klumpen zuſammen, welche durch Erbrechen ausgeſtoßen werden.

Bei einigen niedern Thieren ſcheint die Ausleerung paſſiv zu ſeyn, oder gelegentlich bei anderweitigen Bewegungen zu erfolgen: ſo bei den rippenartigen Akalephen, bei welchen, indem ſie ſchwimmen, das Waſſer durch die Verdauungsorgane hindurch ſtrömt, und bei den Thieren, deren Kiemen in der Cloake liegen, wird dieſe durch die Athmungsbewegungen ausgeſpült. Bei den übrigen Thierordnungen und beim Menſchen wird der Darmkoth durch die periſtaltiſche Bewegung in den Maſtdarm getrieben, in dieſem aber durch die Schließmuskeln des Afters zurückgehalten, um dann mit einem Male in größerer Quantität ausgeleert werden zu können. Der Maſtdarm iſt durch eine bedeutende Dehnbarkeit hiezu organiſirt, indem ſeine Schleimhaut nach unten zu in Falten gelegt iſt, ſeine Quermuskeln keine geſchloſſenen Ringe bilden, er durch keinen vollſtändigen Bauchfellüberzug begrenzt, auch von lockerem, fetthaltigem Zellgewebe und weichen, nachgiebigen Organen umgeben iſt.

Ein gewiſſer Grad von Ausdehnung verurſacht aber eine Reizung der Nerven, welche einerſeits unmittelbar die Muskelthätigkeit des Maſtdarms anregt, andererſeits auf das Gemeingefühl wirkt, den Trieb zur Ausleerung hervorruft und ſo mittelbar die willkürlichen Muskeln in Thätigkeit ſetzt.

Die Thätigkeit des Maſtdarms iſt die weſentlichſte Bedingung; wo ſie fehlt, vermag alle Anſtrengung des Willens nicht eine Ausleerung zu bewirken, und dieſe erfolgt dagegen auch bei geöffneter Bauchhöhle, wo die willkürlichen Muskeln wenig mitwirken können. Sie hängt zuvörderſt von der örtlichen Reizbarkeit des Maſtdarms ab; ſo wird dieſe bei ſtrenger, anhaltender Geiſtesthätigkeit durch Concentrirung des ſenſibeln Lebens im Gehirne für den Augenblick vermindert, und ſie wird bleibend abgeſtumpft und dadurch habituelle Verſtopfung bewirkt, wenn durch häufige Nichtbeachtung oder Unterdrückung des Dranges der Maſtdarm eine bedeutende Ausdehnung gewohnt worden iſt. Seine Reizbarkeit hängt aber auch von der geſamten ſenſibeln Stimmung ab; im höhern Lebensalter und bei phlegmatiſchem Temperamente iſt unter übrigens gleichen Umſtänden der Stuhlgang träger; bei Apoplexie, Lähmung, Blödſinn findet ſich gemeiniglich eine hartnäckige Verſtopfung; beim Embryo und bei winterſchlafenden Thieren, wo die Senſibilität ſtumpf iſt, füllt ſich der Maſtdarm bei fortwährender periſtaltiſcher Bewegung an, und entleert ſich erſt nach der Geburt oder nach dem Erwachen, wo das Leben in der animalen Sphäre frei hervor trit. Endlich wird die Reizung des Maſtdarms durch die Beſchaffenheit der Reize beſtimmt; bei weniger und reizloſer Nahrung und bei Mangel an Galle oder bei unvollkommener Entwickelung des Gallenſtoffs entſteht Verſtopfung, während ſtarke Reizmittel des Darmkanals oder Überfluß an Galle und Gallenſtoff häufige Ausleerungen bewirken; der feſte Darmkoth iſt der gewohnte Reiz, flüſſiger hingegen iſt ungewohnt und reizt ſtärker, wie denn auch ſelbſt die mildeſte Flüſſigkeit, in einem Klyſtiere beigebracht, eine Ausleerung zu veranlaſſen pflegt.

Die Ausleerung wird aber durch das animale Leben zu Stande gebracht, indem zuvörderſt die Anhäufung des Darmkothes das Gemeingefühl unangenehm afficirt. So lange derſelbe blos den Maſtdarm ausdehnt, verurſacht er nur ein ſtumpfes Gefühl von Vollheit und Belaſtung; wenn er aber gegen den After und ſeine Schließmuskeln andringt, ſo entſteht eine läſtigere, peinlichere Empfindung, welche daher nicht wie der Hunger allmälig, ſondern plötzlich eintrit und, wenn ſie nicht bald beſeitigt wird, Unruhe und Angſt bewirkt. Bei krankhaft erhöhter Reizbarkeit des Maſtdarms, die entweder in deſſen Zuſtande ſelbſt (wie bei Entzündungen) oder conſenſuell im abnormen Zuſtande der benachbarten Theile (wie bei Steinen in der Harnblaſe) begründet iſt, entſteht ein ſolches Gefühl von andringendem Darmkothe, ungeachtet keiner vorhanden iſt (Tenesmus).

Die läſtige Empfindung weckt den Trieb zur Ausleerung. Dieſer trit aber anfänglich nur als organiſche Reaction hervor und nimt erſt bei regerem, animalem Leben den Charakter der Willkür an; neugeborne Kinder und Thiere geben dem Drange ſogleich nach und wirken durch ihre willkürlichen Muskeln auf die Ausleerung; einige Thiere fangen ſpäterhin an, dieſelbe der Willkür zu unterwerfen, indem ſie ſie nur unter beſtimmten Umſtänden bewirken und bis zu deren Eintritte verſchieben. Der Menſch kann durch ſeinen Willen vermittelſt der Schließmuskeln die Ausleerung hemmen und auf dieſe Weiſe z. B. leichte Diarrhöen haben, wie dieſe umgekehrt immer heftiger werden, je mehr man dem Drange ſogleich nachgibt. Auf einem gewiſſen Punkte aber, namentlich wo die periſtaltiſche Bewegung oder die Reizbarkeit des Maſtdarms widernatürlich vermehrt, oder der Darmkoth vermöge ſeiner Flüſſigkeit oder Schärfe zu reizend iſt, wird die Willenskraft durch die organiſche Reizung überwunden. Die Furcht ſchwächt die Kraft der Schließmuskeln, ſo daß das Bedürfniß der Ausleerung dringender wird, wie man dies vor dem Anfange einer Schlacht bemerkt hat; auch die unmittelbare Richtung der Phantaſie auf die Ausleerung hat einen Einfluß, wie denn dieſe bei manchen Perſonen ſchon durch die lebhafte Vorſtellung der zu nehmenden Purganz oder des zu gebrauchenden Klyſtiers bewirkt wird, und ein Abführmittel unter gleichen Umſtänden eher wirkt, wenn der Arzt ſeine Wirkung voraus geſagt hat.

Der After wird geöffnet erſtlich durch den keilförmig eindringenden Koth. Dieſer wird aber durch die periſtaltiſche Bewegung des Maſtdarms, namentlich ſeiner Ringmuskeln, gegen den After getrieben. Sodann kommt die willkürliche Bewegung der Bauchwände (die Bauchpreſſe) zu Hilfe; das Zwerchfell wird herabgedrängt durch Einathmungsbewegungen, die Bauchmuskeln werden nach hinten gezogen durch Ausathmungsbewegungen, und der Boden der Beckenhöhle wird durch Hebemuskeln des Afters heraufgehoben, und indem ſo die Bauchhöhle ſich in allen Richtungen verengert, muß der von allen Seiten gepreßte Koth einen Ausweg ſuchen und in den After dringen. Dieſer wird zweitens durch die Antagoniſten ſeiner Schließmuskeln, nämlich durch die queren Dammmuskeln und durch die Heber des Afters, aus einander gezogen.

Iſt der After geöffnet, ſo treibt der Maſtdarm durch ſeine periſtaltiſche Bewegung, und unterſtützt durch die fortdauernde oder auch vermehrte Verengerung der Bauchhöhle, den Koth aus, deſſen Wege durch den ergoßnen Schleim ſchläpfrig gemacht werden. Indem die Hebemuskeln des Afters die Muskelhaut des Maſtdarms anſpannen und heraufziehen, kann eine Ausſtülpung der Schleimhaut erfolgen; dies iſt bei einigen Thieren, z. B. Pferden, normal, und gibt bei Menſchen einen Vorfall des Maſtdarms ab, welcher bei Kindern durch heftiges Schreien, bei Erwachſenen durch gewaltſames Drängen bei Hartleibigkeit entſtehen und durch ſtarkes Einathmen vermehrt werden kann. (*Burdach.*)

II. Diätetiſch. Bei dieſem in der Regel täglich wiederkehrenden Geſchäfte, das nie im Freien, am wenigſten bei Wind und Unwetter, noch auf zugigen oder ſchmutzigen, und nur mittelſt einer Unterlage auf fremden, oft verdächtigen Gaſthausabtritten vorgenommen werden ſollte, iſt immer, ſowol zu Hauſe als auf Reiſen, eine gewiſſe Zeitordnung zu beobachten, welche der unſrer gewöhnlichen Mahlzeiten entſpricht, und woran ſich unſere Natur leicht gewöhnt. Die beſte Zeit dazu bleibt überhaupt der frühe Morgen, und der Abend kurz vor Schlafengehen, die Niemand verſäumen ſollte. Denn nichts iſt peinlicher und zugleich ſchädlicher, als dieſem Naturdrang länger widerſtehen zu müſſen, aber gleich geſundheitswidrig iſt es, ihm nicht zur rechten Zeit Folge zu leiſten, weil er ein- oder zweimal unterdrückt, nicht ſogleich wiederkehrt und oft eine nur um ſo hartnäckigere Leibesverſtopfung zurückläßt. Bei Perſonen von ſtraffer Faſer und melancholiſchem Temperamente kommt die längere Unterbrechung dieſer Function häufiger vor, iſt aber oft auch nichts weiter, als Folge einer übeln Gewohnheit, wie bei den Weibern.

Auch auf Reiſen ſtellen ſich dergleichen Obſtructionen gewöhnlich ein, hauptſächlich wegen der ſeltenern Gelegenheit, bequem zu Stuhle zu gehen, ob der veränderten Koſt, wegen des längern Sitzens im Wagen ꝛc. Am nachtheiligſten werden ſie für ſolche, die wenigſtens einen Tag um den andern oder alltäglich ein- bis zweimal ihre gehörige Leibesöffnung haben müſſen. Beſonders in der zweiten Hälfte des Lebens ſei dieſe immer im gehörigen Gange. Viele Beſchwerden nach dem fünfundvierzigſten Lebensjahre haben zunächſt ihren Grund in deren Störung, zumal bei Gelehrten u. a. vielſitzenden Perſonen. Hier wirken keine Laxirmittel, ſie machen vielmehr das Übel ärger; hier nützt vorzüglich eine veränderte Diät, mehr Bewegung und möglichſt beſſere Naturgewöhnung. In dieſen liegt hier einzig unſer Heil.

Die Sitzung auf dem Abtritte ſei möglichſt bequem, mit aufgezogenen Schenkeln (eine mehr kauernde), dauere weder zu kurz, noch zu lange und bleibe ungeſtört; alles Leſen und Meditiren während derſelben ſchadet Kopf und Augen, zumal bei einiger Stuhlerſchwerung. Wer überhaupt dazu eher, als zum Gegentheil geneigt iſt, ſei nicht überängſtlich. Kräftige Körper pflegen mehr hartleibig, als durchfällig zu ſeyn; ihre Saugadern nehmen mehr auf, wodurch die Excremente ſteifer, feſter, trockener werden. *Oportet sanorum sedes esse figuratas!* —

Wer an wirklicher Leibesverſtopfung leidet, der ſehe wohl zu, ob Vernachläſſigung des täglichen Stuhlgangs, oder unterdrückter, oder auch zu häufiger Schweiß, ob Unverdaulichkeiten, oder zu weniges Trinken ꝛc. daran Schuld ſeien, und ſuche dieſe Hinderniſſe zu beſeitigen. — Bei Geneigtheit zu Obſtructionen waſche man früh kurz nach dem Aufſtehen ſeinen von Nachtſchweiß wohl abgetrockneten Unterleib mit friſchem Waſſer, genieße mehr flüſſige, wenigere feſte Speiſen, keine Mehl- und Fettſpeiſen, keine Hülſenfrüchte u. a. ſchwer verdauliche Dinge, trinke verhältnißmäßig genug und wenig auf einmal, aber öfter, allenfalls eine Taſſe Kaffee nüchtern bei einer Pfeife Tabak, oder genieße zum Frühſtück Hafergrütz- oder Bierſuppe mit etwas Salzbutter, den Tag über Süßmolken, Buttermilch, Zucker, friſches Kernobſt, reife Weintrauben, ſaftige Roſinen ohne Kerne, Feigen, getrocknete Pflaumen und mehr ſäuerlich ſüße Speiſen überhaupt, vermeide alles, was den Körper erhitzt, und mache ſich mehr Bewegung in freier Luft zu Fuße oder zu Pferde. Übrigens müſſen eigentliche Purganzen, die ſogenannten Polychreſt- u. a. Laxirpillen, ſo lange wie möglich noch wegbleiben, bis ſie der Arzt anräth. Man denke immer an jenen italiäniſchen Grafen, auf deſſen Leichenſteine die Worte ſtehen: Ich befand mich wohl, wollte mich noch beſſer befinden, nahm Arznei und — ſtarb! —

Allein in Fiebern mindert dieſe Ausleerung meiſt die Congeſtionen, die Hitze, die Beängſtigung u. a. Zufälle, und ein mäßiger Durchfall entſcheidet am ſicherſten die gaſtriſchen Fieber. Auch chroniſche Krankheiten beruhen oft auf Anomalien des Stuhlgangs, oder dieſe hindern doch die Heilung, wenn ſie zu den übrigen ſchon vorhandenen hinzukommen.

Für neugeborne Kinder, wenn ſie das angehäufte Meconium (ihren erſten Darmunrath) nicht ausleeren können, paßt die erſte Muttermilch, oder ein Klyſtier mit Zucker ꝛc.; für etwas ältere, die obſtipirt ſind, zunächſt ein und das andere Klyſtier von Kamillenaufguß, oder Salzwaſſer mit Öl, oder von Süßmolken mit Honig ꝛc., nachher irgend ein bitteres Extrakt von Quecken, Löwenzahn, Bitterklee ꝛc. in einem aromatiſchen Waſſer aufgelöſt, Kaffeelöffelweiſe, bis gelinde Öffnung erfolgt. Oft wirkt auch die veränderte Kindernahrung hier wohlthätig. Trinkt das Kind an der Bruſt, ſo iſt die übrigens fehlerfreie Milch zu fett, zu ſchwer oder zu alt. Die Säugende muß dann weniger Fleiſch- und mehr Pflanzenkoſt, nebſt vielem wäſſerigem Getränke genießen, ſich viele Bewegung machen ꝛc. Dabei kann man dem Säugling neben der Bruſt Kuhmilch mit Waſſer, oder einen dünnen Mehlbrei ohne Fett und ohne Fleiſchbrühe geben. Schlägt alles dies nicht an, ſo muß man die Amme verändern oder das Kind entwöhnen, oder, bei künſtlicher Auffütterung, die Milch von einer andern Kuh nehmen kein Eigelb zuſetzen, den Brei mit Waſſer und Milch, nicht mit Fleiſchbrühe bereiten, ohne Butterzuſatz u. ſ. f.

Die bei Säuglingen kurz vorübergehenden und zu gewiſſen Zeiten, z. B. während des Zahndurchbruches, auch wol länger dauernden Durchfälle ſind nicht ſogleich mit Arzneien zu beſtürmen und zu ſtopfen. Entſtehen ſie von zu vieler und fehlerhafter Milch oder anderer Nahrung, ſo ſind ſie eine wohlthätige Selbſthilfe der Natur und hören gewöhnlich von ſelbſt auf, wenn der

chädliche Stoff entfernt iſt. Stärkere, anhaltendere,
chmerzhaftere, zähe, leimartige, graue oder weißge-
ärbte, gallengrüne, blutige Stuhlgänge fodern baldige
kunſthilfe. — Die nach Erkältung oder Diätfehlern ein-
retenden Durchfälle verſchwinden oft von ſelbſt durch
Wärme, oder nach dem Genuß von ſchleimigen Geträn-
en oder Fleiſchbrühe mit Eigelb. — Rhabarberſäfte,
inktur u. a. Hausmittel ſollten hier nicht immer unbe-
ingt und ohne den Rath des Arztes angewendet wer-
en. Noch dringender verlangt der Brechdurchfall bei
kindern ärztlichen Beiſtand.

Den Durchfall im ſpätern Lebensalter, wenn er ge-
inde, ſchmerzlos und ohne Entkräftung nicht zu lange
ndauert, darf man in keinem Falle unterdrücken, am
venigſten durch geiſtige und zuſammenziehende Mittel;
nan halte ſich dabei warm, genieße mehr feſte, trockene
Speiſen, kein Obſt, keine Säure und trinke weniger,
m wenigſten kaltes Waſſer, ſondern ein Warmbier u. a.
chleimige Getränke, ein Glas kräftiges Bitterbier ꝛc.
Iſt er aber heftiger und etwas ſchmerzhaft, ſo ändere
nan ſeine Diät, trinke einige Taſſen Fliederthee, nehme
on Zeit zu Zeit ein Theelöffelchen Zimmettinktur in Wein,
der echtes Stoughtons Elixir, oder einige Pfeffermünz-
onbons, bähe den Unterleib trocken mit immer warmen
üchern und ſuche in Schweiß zu kommen. Wird er
uhrartig, ſo laſſe man eiligſt einen Arzt rufen.

Bei Blähungsbeſchwerden und Windkolik, beſon-
ers mit Durchfall oder Leibesverſtopfung und Schmer-
en verbunden, ſei man vorſichtig in der Auswahl blä-
ungtreibender Hausmittel, deren Beſtimmung man lie-
er dem Arzte überläßt. Oft thun einige Tropfen ſüßen
Salpetergeiſtes auf Zucker mit Kamillenthee und ein
lyſtier aus dieſem, nebſt Einreibungen der Nabelge-
end mit Hoffmanns Tropfen und Frottiren des Unter-
eibs mit erwärmtem Flanell einſtweilen gute Dienſte.
Übrigens hüte man ſich vor allem, was die Erfahrung
ls ſchwächend, eröffnend kund that, meide jede Erkäl-
ung von innen und außen, und verhalte ſich ruhig in
iner Lagerung mit an den Leib gezogenen Schenkeln. —
Die Hauptregel bleibt immer: gib Acht auf das, was
u iſſeſt und trinkeſt, und genieße nur, was Erfahrung
ir als unſchädlich, als wohlthuend beſtätiget. Genieße,
as deinem Leibe geſund iſt.

Übrigens gehe man weder als Geſunder, noch viel
veniger als Kranker auf den Abtrit mit nackten Füßen,
m wenigſten des Nachts und wenn man ſchwitzt; man
itze nicht mit entblößten Schenkeln darauf. Bei Durch-
all und ſonſtigem Übelbefinden bediene man ſich lieber
ines bequemen und immer rein gehaltenen Leibſtuhles,
der eines der neuern nicht riechenden Abtritte (ſ. oben
en Artikel Abtrit), und bei Bettlägrigkeit eines Stech-
eckens oder Unterſetzgeſchirres, das nach der Entledigung
es Stuhls ſogleich beſeitiget und geſäubert werden muß.
(*Th. Schreger.*)

Darmbruch ſ. Bruch, Thl. XIV. S. 186 fgg.

DARMEXCREMENTE (Darmkoth, Darmun-
ath), alvius, stercus, alvi excrementa, faeces intestina-
es s. alvinae etc. Chemiſch. Sie werden in dem bei
en verſchiedenen Thierklaſſen verſchiedenartig organiſirten Verdauungsapparate gebildet, und ſind die unverdauten Überreſte und ein Rückſtand oder Niederſchlag der genoſſenen Nahrungsmittel, insbeſondere diejenigen Theile derſelben, die dem Thierorganismus nicht mehr zur Ernährung dienen können, und woraus durch den Verdauungsproceß ſchon die nährenden Beſtandtheile abgeſchieden ſind. Durch das Digeſtionsgeſchäft erleiden ſie nicht allein eine große Veränderung, ſondern es werden denſelben auch durch verſchiedene Organe aus dem Thierleibe Stoffe zugeführt, wodurch die vegetabiliſchen der animaliſchen Natur näher kommen. Sie haben alſo keine Ähnlichkeit mit den Nahrungsmitteln der Thiere mehr, außer wenn ſie ganz unverdaut bleiben, wie Obſtkerne, Samenhülſen, Knorpel ꝛc., ſondern müſſen als eigene thieriſche Materien betrachtet werden.

Ihre Elementärſtoffe im Allgemeinen ſind aus Waſſerſtoff, Kohlenſtoff, Sauerſtoff, Stickſtoff, Phosphor, aus Kalien, Erden, Metalloxyden, und in einigen Fällen auch aus Schwefel zuſammengeſetzt. Das quantitative und qualitative Miſchungsverhältniß dieſer Grundſtoffe weicht indeß bei den mancherlei Thierexcrementen ſehr ab, und hieraus entſpringt die Verſchiedenheit derſelben ſelbſt, obſchon auch die Nahrungsmittel an ſich und die individuelle Conſtitution jedes einzelnen Subjects hierauf gleich bedeutenden Einfluß haben. Noch größer iſt jener der beſondern Organiſation einzelner Thiergattungen, und auf dieſer beruht es hauptſächlich, daß ſich die Darmexcremente ſo verſchiedenartig geſtalten und charakteriſiren. Deſto weniger läßt ſich aber auch über das Verhalten jeder beſondern Art von Excrementen, über die Beſchaffenheit ihrer nähern Beſtandtheile und über die Veränderung, welche ſie durch Zerſetzung erfahren, etwas beſtimmtes angeben. Der ſie beim Abgang begleitende und überziehende Darmſchleim wird, nach Berzelius, einmal getrocknet, durch Waſſer nicht mehr ſchleimig, wol aber durch Kalilauge, welche jedoch die Durchſichtigkeit deſſelben nicht wieder herſtellt.

I. Menſchenexcremente. A) Natürliche. a) Kindspech (Meconium).

Dieſer Darmkoth, den nur die weiten oder dicken Därme ungeborner und neugeborner Kinder enthalten, hat kaliſche Eigenſchaften, dahingegen der Inhalt der engen oder dünnen Gedärme ſäuerlich iſt. Das Meconium ſcheint blos das Excrement zu ſeyn, und es läßt ſich in demſelben kein eiweisartiger oder nährender Stoff entdecken. Es iſt eine dickliche, zähe, gelbgrün-ſchwarze, animaliſch riechende, etwas bitter ſchmeckende Maſſe, und in den verſchiedenen Perioden der Schwangerſchaft ſich gleich. Nach Buniva und Vauquelin iſt wahre Galle darin. Ich fand in reinem, von ſelbſt abgegangenem, noch friſchem Meconium, außer Waſſer und etwas Darmſchleim, nebſt vielen vom Embryo während ſeiner Ausbildung abgefallenen und verſchluckten Hauthärchen, Spuren von Gallenſtoff und Natron, kein Eiweis. Auch in feuchter Luft ging es ſpät erſt in Fäulniß. Nach Bouillon Lagrange ſoll es keine wirkliche Galle, aber 110 Waſſer, 2 mit Haaren gemengten Darmſchleim, und 28 einer in Waſſer löslichen, etwas bittern Materie enthalten, die, aus getrocknetem Meconium durch ſiedendes Waſſer gezogen, aus dieſer Auflöſung aber durch Chlor in gelblichweißen Flocken gefället wird, mit Salpeterſäure Fett, Oxalſäure und einen rothen Stoff liefert, Vitriolöl röthet, kaum in kaltem, ein wenig nur in kochendem Weingeiſt ſich löſt, und deſſen wäſſerige Löſung ſtark durch ſalpeterſaur. Queckſilberoxydul, aber ſchwach durch eſſigſaur. Blei, durch Gallusaufguß und durch Weingeiſt niedergeſchlagen wird. Bei der trocknen Deſtillation gibt es etwas Ammonium.

b) Darmkoth erwachſener Menſchen.

Bei geſunden und ſtarken Menſchen iſt er gewöhnlich von der Conſiſtenz eines ſteifen Breies. Seine Farbe ſpielt zwiſchen Dunkelgrün und Gelb nach der Menge ſeines Galleninhalts, und nach der Verſchiedenheit zuvor genoſſener Nahrungsmittel. Der gewöhnliche iſt gelbbraun oder dunkelgrün; der dunklere beweiſt einen Überſchuß, der hellere einen geringern Gehalt von Galle, und der weiße, thonähnliche, wie bei Gelbſüchtigen ꝛc., Mangel daran. Im Durchlauf ſind die Excremente, wie bei jungen Kindern, insgemein nur hell- oder ſafrangelb, weil alles Genoſſene zu ſchnell durch die Därme geht, um genug Gallenpigment aufzunehmen.

Die Kothſtange iſt allezeit von einem ihr gleich gefärbten Schleime überzogen. Ihre äußere Farbe erſcheint gemeiniglich dunkler und fällt mehr ins Grüne, geht dagegen nach innen zu mehr ins Braungelbe über. Der Geruch iſt eigenthümlich ſtinkend, verändert ſich an freier Luft, wird in der Wärme nach einigen Tagen ſäuerlich, wie der von ſaurem Brode, und endlich faul, ammonialiſch. Alles dies variirt indeß ſehr, am meiſten die Conſiſtenz.

Homberg unterſuchte den feſten Menſchendarmkoth chemiſch zuerſt, fand im trocknen, abermals deſtillirten Rückſtande deſſelben Dippels Thieröl, und in dem bei Alaunzuſatz ſich von ſelbſt entzündenden, aus 6ſeitigen Kryſtallen beſtehenden Rückſtande zufällig einen Pyrophorus (ſ. dieſ. Art.). Nach Homberg und Sage, Teichmeyer, dem ält. Vogel, Prouſt, Vauquelin und John hat dieſe Excremente Berzelius am vollſtändigſten zergliedert, und in 100 Theilen 26,7 trockne Subſtanz nebſt 73,3 Waſſer, 0,9 darin auflöslichen Gallenſtoff, 2,7 einer eigenthümlichen, extraktartigen, in Waſſer und Weingeiſt braun löslichen, durch ſalzſaur. Zinn, eſſigſ. Blei, ſalpeterſ. Silber, und durch Gallusaufguß in braunen Flocken fällbaren, stickſtoffhaltigen Materie, 0,9 löslichen Eiweisſtoff, 1,2 Salze aus kohlenſ., ſalzſ. und ſchwefelſ. Natron, phosphorſ. Talkerdeammonium nebſt phosphorſ. Kalk und 7,0 extrahirter, unauflöslicher Stoffe oder gröberer, unverdauter Speiſeüberreſte gefunden. Die in dem Darmkanale niedergeſchlagenen Stoffe beſtanden aus einer eigenen, in Waſſer und Weingeiſt nicht löslichen, grauen, und aus einer, nach Entfernung des in Weingeiſt löslichen, gelbgrünen Fettes, in Waſſer ſich löſenden, durch Gärbſtoff ſchwach fällbaren, thieriſchen Subſtanz, und einem unauflöslichen Rückſtande zuſammen 14,0, aus Spuren von Schwefel, Phosphor, Kieſelerde und ſchwefelſaurem Kalke. Bei der Deſtillation ging, zugleich mit dem Waſſer, eine in dieſer Form Bleiſalze bräunlich fällende Subſtanz mit über.

Manche Menſchenexcremente enthalten nach Vauquelin eine freie Säure, die der Eſſigſäure ähnlich ſcheint, andere, nach John, nichts davon, ſondern vielmehr Kali, zum offenbaren Beweis, daß die Natur deſſelben durch die Nahrung in Hinſicht der Miſchungstheile ſehr weſentlichen Veränderungen unterworfen iſt, welches auch ſchon der bloße Augenſchein lehrt.

Schon die alten Griechen und Römer erkannten die Düngkraft der Menſchenexcremente und gebrauchten ſie, wie die Chineſen und andere Völker noch jetzt, zur Beförderung der Pflanzenvegetation. Seit 30 Jahren bereiten die Franzoſen daraus ſogenanntes Düngepulver. Auch in England, in der Schweiz, und hier und da in Teutſchland fand das Beiſpiel Nachahmung. Zur Verdickung und Aufſaugung der ſogen. Urate (ſ. dieſen Art.), daher zur Anfertigung des künſtlichen Düngpulvers dienen: gebrannter Kalk, Gyps, Mergel, Holz- und Seifenſiederaſche, trockner Straßenmoder ꝛc. Die ſteife Maſſe wird mit Spaten und Schaufeln herausgehoben, auf Brettern und Horden getrocknet und ſodann mit irgend einem Kolben Hartholz gepulvert. Der unter dem Namen: Poudrette composée bekannt gewordene, künſtliche Dünger wird aus den mit Kalk und Gyps verdickten, feſten Excrementen gewonnen, die mit Menſchenharn verdünnt ſind (ſ. Hermbſtädt in ſ. Archiv für Agriculturchemie a. m. O. — Hericart de Thury Schrift: Urat, ein neues Düngungsmittel der Hrn. Donat u. Compagnie. a. d. Fr. m. 1 K. Weimar 1820. 8. — Theor.-prakt. Unterricht in der faſt koſtenloſen Selbſtverfertigung künſtl. Düngmittel aus menſchl. Excrementen, Poudrette und Urate genannt ꝛc., von Fr. Büttner. Berl. 1824. 8.; vergl. die Art. Compost und Dung).

Endlich hat Raimann aus, durch Deſtillation in Keſſeln eingedunſteten und getrockneten, Menſchenexcrementen ein Beleuchtungsgas (Kothgas) bereitet und jüngſt in Berlin zuerſt verſucht. Das Gas brennt bedeutend weniger hell, allein das Licht iſt weißer und der hellblaue Theil der Flamme ſoll an der Baſis beträchtlicher erſcheinen. (Vergl. über Leuchtgas-Bereitung aus Excrementen: Erdmanns Journ. f. techn. u. ökon. Chemie. IV. 4. S. 405 ꝛc.)

B) Krankhafte Menſchenexcremente.

a) Bei Durchfällen; ſie ſind bald wäßriger, bald ſchleimiger, bald gemiſchter Natur. Der von einem Kranken abgehende, dünne Darmkoth nebſt Darmſaft und Darmſchleim beträgt in einem Tage zuweilen mehre Pfunde, und enthält mehr oder weniger Eiweisſtoff.

b) Die lienteriſchen Darmausleerungen beſtehen entweder ganz aus noch rohen und faſt unveränderten Nahrungsſtoffen, oder dieſe ſind mit mehr oder weniger Darmkoth vermengt.

c) Beim Darmfluſſe (*Fluxus s. Passio coeliaca*) geht ein ſeröſer, lymphatiſcher, gerinnbarer Stoff, wirklicher Chylus, durch den Stuhl ab.

d) Der Abgang bei ſchmelzendem oder colliquativem Durchlauf hat zur Baſis Darmkoth u. a. durch den After ausgeleerte Materien, mit Fetttheilen über- und durchzogen.

e) Der Darmunrath in dem ſogen. Leberfluſſe (*Fluxus hepaticus, Hepatirrhoea*), ein nur ſchwach gefärbtes Secum aus den Gefäßen des Pfortaderſyſtems, ſieht aus, wie dünnes, blutiges Abwaſchwaſſer vom Fleiſche, mit glänzend ſchwarzem, leberfarbigem Blutgerinnſel untermengt. Die ganz ſchwarzen, oder ſehr dunkeln Stuhlausleerungen entſtehen nicht blos vom Blute oder von dunkelfarbiger Galle, ſondern auch von Abſonderung einer mißfarbigen Flüſſigkeit aus der Darmſchleimhaut.

f) Die Afterentleerung bei den fließenden Hämorrhoiden iſt aa) reines Arterien- oder Venenblut (ſ. oben Blut, Thl. XI. S. 68), oder bb) ein weißlicher, mehr oder minder dicklicher und ſcharfer Schleim, wie in der *Blennochezia s. Proctorrhoea haemorrhoidales*.

g) Die friſchen, theils blutigen, theils ſchleimigen, gallertartigen, oder einer dicken Milch, oder einer eitrigen Flüſſigkeit ähnelnden Darmexcremente von (zumal anſteckenden) Ruhrkranken ſtinken ſpecifiſch, manchmal faſt wie faule Eier. Fiedler will darin über ⅔ kohlenſ. Gas und faſt ¼ Waſſerſtoffgas gefunden haben, Birnſtiel aber Schwefelwaſſerſtoffgas mit Ammonialgas.

h) Der Stuhlgang gelbſüchtiger u. a. leberkranker Perſonen fällt mehr weiß, thonartig aus, wie der weiße Hundskoth.

i) Der Darmkoth in der Bleikolik enthält, wenn man ihn verkohlt, mit Salpeter verpufft, in Salpeterſäure kocht, die Flüſſigkeit filtrirt, neutraliſirt und dann mit kohlenſaurem und chromſaur. Kali und mit Schwefelwaſſerſtoff auf Blei prüft, nach C. Wibmer (in deſſen Tract. de effectu plumbi i. organ. anim. etc. Monach. 1829. 8.) vieles Blei.

k) Die Kothſteine, jene Pſeudo-Inteſtinalconcretionen, bilden ſich aus Darmkoth, der ſteinartig erhärten kann (vergl. d. Art. Concremente, animalische).

II. Säugthierexcremente.

1) Der weiße Hundskoth, als ſogenanntes *Album graecum* ſonſt officinell, beſteht, nach Fourcroy, aus reiner Knochen- oder phosphorſaurer Kalkerde und erſcheint nur, wenn die Hunde von lauter Knochen und Knorpeln ſich nähren, und dann allein die von ihrer Gallerte erſchöpfte Knochenmaſſe mit Darmſchleim wieder ausleeren.

Der Unrath frei herumlaufender Hunde weicht aber gar ſehr von dem Darmabgange jener ab, welche z. B. Kartoffeln ꝛc. zu freſſen bekommen. Letzterer iſt, nach van Maanen, breiweicher, mehr gefärbt und gar nicht ſo widrig von Geruch. Er enthält außer Choleſtearin (ſ. oben), ſalpeterſ. Natron, Welters Bitter und viele Milchzuckerſäure. Die trockne Deſtillation gibt Kohlenwaſſerſtoffgas und kohlenſ. Gas, Eſſigſäure, brenzliches Öl und kaum eine Spur von Ammonium.

2) Der Darmkoth von Pferden, Rindern, Schweinen, Schafen, Ziegen u. ſ. w. iſt ſehr verſchieden, wenn ſie auch einerlei Futter freſſen. Aber das Meconium dieſer noch nicht oder ſo eben gebornen Thiere verhält ſich ganz wie das Kindspech. Ganz anders iſt die Miſtung des Pferdes ꝛc. beſchaffen, wenn es mit friſchem Gras, als wenn es mit Hafer gefüttert wird, dort grüner und breiiger, hier gelblicher, trockner, ſpelzig ꝛc. — Der Dung der ſowol am mittelländiſchen Meere, als in Ägypten von Salzpflanzen lebenden Pferde, Rinder und Kameele gibt, nach Haſelquiſt und Chapital, in ſeinem Ruſe vielen Salmiak durch Sublimation (der ägyptiſche iſt ſehr berühmt). — Aus dem Miſte der im Stalle gefütterten Pferde und Kühe will Becker einen wahren Salpeter gezogen haben. — Der Inhalt des Weitdarmes bei Pferden hat, nach Emmert, keine Säure in ſich, ſondern zeigt vielmehr Spuren eines freien Kali und ſchwach oxydirten Eiſens; außerdem enthält er, nach Fourcroy und Vauquelin, mehr phosphorſ. Kalk, als ihr Futter bei ſich führt. — Nach Zierl gaben die Excremente eines mit Hafer und Häckſel gefütterten Pferdes: 65,0 Pflanzenfaſer mit Überreſten der Nahrung, 20,5 moderartiges, grünes Satzmehl mit Eiweisgerinnſel und Darmſchleim, 5,6 Gallenſtoff mit Extraktivſtoff und 6,5 Gallenzucker mit auflöslichen Salzen (ſ. Kaſtners Arch. d. geſ. Naturk. 1824. II, 4. S. 476 ꝛc.). — Friſche Excremente von Rindern, die im Stalle mit Rübenkraut gefüttert werden, haben eine gelblichgrüne Farbe, keinen unangenehmen, dem Moſchus einigermaßen ähnlichen Geruch. Ihr ſpecif. Gewicht verhält ſich, nach Einhof, zu dem des Waſſers = 104½ : 100. Sie enthalten weder freie Säure noch freies Kali, ſondern in 100 Theilen 71⅞ Wäßrigkeit und 28⅛ feſter Maſſe, 1,1 Sand, 15,6 Pflanzenfaſer, phosphorſ. Kalk, dergl. Kali und ſalzſaur. Kali, zuſammen 2,4, woraus erhellt, daß die Quantität der in denſelben befindlichen, auflöslichen Materie im Verhältniß zur ganzen Maſſe ſehr gering iſt. Sie haben ihre Farbe und ihren Geruch von einer grünlichen, ſchleimigen, in den meiſten Flüſſigkeiten unauflöslichen Materie (9, 4), welche heißen Weingeiſt blos etwas grün färbt und erwärmt nach Galle riecht, ohne davon etwas bei ſich zu führen; dagegen ſcheint ſie das grünfärbende Princip der Gewächſe (ſ. Blättergrün) zu enthalten. Außerdem iſt im Rindermiſte noch eine andere thieriſche Subſtanz, welche mit Waſſer eine farbloſe, an der Luft gelbende und bräunende, in ammonialiſche Fäulniß übergehende und durch Weingeiſt, nicht durch Gärbſtoff fällbare Auflöſung bildet (etwa Speiſeſtoff mit etwas Bitterſtoff?). Von 8 Drachmen Kohle dieſer an der Luft verfaulten, getrockneten und deſtillirten Excremente bekam Einhof 280 Gran Aſche, welche 12 Gr. Kalk, 12,5 phosphorſ. Kalk, 2 Talkerde, 5 Eiſen, 14 Alaunerde mit etwas Manganoxyd, 52 Kieſelerde, 160 Sand mit etwas eiſenhaltigem Thone vermiſcht, 12 ſalzſ. und ſchwefelſ. Kali enthielt. Während der Fäulniß an der Luft abſorbiren dieſelben Excremente viel Sauerſtoffgas, färben ſich dunkler, entwickeln kohlenſ. Gas, Salpeterſäure und Ammonium; allein die Menge des in Waſſer auflöslichen Extrakts wird dadurch nicht größer. Nach

Zierl enthalten die Excremente von Rindern, die mit Kartoffeln, Saubohnen und Häckſel gefüttert werden: 56,5 Pflanzenfaſer mit Überreſten der Nahrung, 33,5 moderartiges, grünes Satzmehl ꝛc., 4,35 Gallen- und Extraktivſtoff und 4,46 Gallenzucker mit auflösl. Salzen; dagegen die Schafexcremente bei Heufütterung 44,0 Pflanzenfaſer ꝛc., 40,0 moderartiges, grünes Satzmehl ꝛc., 6,1 Gallenſtoff ꝛc. und 7,5 Gallenzucker ꝛc. — Der Waſſergehalt aller genannten Säugthierexcremente unter Nr. 2. iſt äußerſt verſchieden nach den Nahrungsmitteln ꝛc. — Durch Zierl's u. A. Unterſuchung wird die Erfahrung, daß Schafexcremente die ſchnellſte und intenſivſte, Rindviehdünger die langſamſte aber am meiſten nachhaltende, und Pferdemiſt zwar eine ſchnelle, aber wenig anhaltend düngende Wirkung hervorbringen, wiſſenſchaftlich beſtätigt.

3) Kachelot-Excremente, ſ. oben Amber.

4) Der Koth von Fledermäuſen enthält deutliche Überreſte von verzehrten Inſekten, Flügeldecken und Bruſtſchildern.

5) Delphin- u. a. Wallthier-Excremente haben bei angehender Fäulniß einen widrigen Geruch und einige Ähnlichkeit mit Menſchenkoth, eine grüne Farbe und riechen an der Luft ſchwach moſchusartig. Die Excremente des Delphinus Globiceps, eine Zeit lang ſich ſelbſt überlaſſen, gaben nach Chevaillier und Laſſaigne (ſ. Trommsdorffs neues Journ. der Pharmacie. 1822. VI. 2. S. 336 ꝛc.) Ammonium, theils frei, theils gebunden, eine Ambreinähnliche, doch verſchiedentlich ſchmelzbare, perlfarbene Materie, Fiſchöl, Osmazom, Gallerte, ſalzſaures Natron- und Bittererdeſalz, Spuren ſchwefelſauren Salzes, kohlen- und phosphorſauren Kalk. Es fragt ſich, ob die Fäulniß dieſer Excremente etwa eine anfangende Zerſetzung obiger perlfarbenen Materie beſtimmt habe, wodurch dieſe weniger ſchmelzbar würde, oder ſtünde ſie etwa zwiſchen der Ambreine und Choleſtearine, fähig, wie die erſte, durch Wirkung der Salpeterſäure, Ambraſäure zu geben? —

6) Dajespis, angeblich der Niederſchlag aus dem Urine, oder die Excremente des ſogenannten Klipdas (Hyrax capensis), eines exotiſchen Nagethiers, deſſen Fleiſch genießbar iſt, findet ſich in einzelnen ſchwärzlichbraunen, etwas klebrigen, feſten, ſchwer zerreiblichen, im Bruche unebenen, bald dunklern, bald hellern, zum Theil harzig glänzenden, mit Halmen, Spreu ꝛc. vermengten Stückchen an ſchroffen Bergabhängen, auf dem Kap am häufigſten. Friſch ſind ſie noch weich, und werden in Weinaufguß, oder trocken gepulvert, von den dortigen Koloniſten, beſonders bei hyſteriſchen Beſchwerden mit Nutzen gebraucht. Thunberg und Sparrmann hielten ſie für ein verdicktes Bergöl. Nach Schrader aber ſind ſie größtentheils animaliſcher Natur, und wahrſcheinlich irgend eine Excretion, die hauptſächlich eine eigene, im Weingeiſt und Waſſer lösliche, durchdringend riechende, thieriſche Subſtanz enthält, daneben ganz wenig Blut und Harn, zufällig Sand und vegetabiliſche Unreinigkeiten. Schrader fand darin 0,01 Talgſubſtanz, 0,02 grünes Harz, in abſolutem Alkohol löslich, 0,38 eines im gemeinen Weingeiſt und im Waſſer löslichen, gelben Riechſtoffes, 0,25 einer in Waſſer löslichen, braunen Materie und 8,34 unaufgelöſten Rückſtandes. — Johns Analyſe in Meckels Archiv für die Phyſiologie. III. J. 1817. S. 179 ꝛc. gab ähnliche Reſultate.

III. Reptilienexcremente *). 1) Der Darmunrath der Rieſenſchlange (Boa Constrictor) iſt, nach Edm. Davy im friſchen Zuſtande weich, erhärtet aber an der Luft und ſieht dann graulichweiß aus, bricht wie Kalk, aber leichter, und läßt ſich in Pulver fettig anfühlen; der Geruch iſt etwas ſtechend, nicht widrig, das ſpecifiſche Gewicht faſt jenes des Kalkes. Er löſt ſich weder in Waſſer, noch in Alkohol, noch auch in Salzſäure, ſelbſt beim Sieden auf, allmälig aber in Schwefelſäure, leicht und mit Aufbrauſen in Salpeterſäure mittelſt Erhitzung, auch in concentrirter Kalilauge. — Prout fand ihn feſt, weißgelblich, erdig im Bruche, trockener und härter als Kalk, von ſchwachem Ekelgeruch, und in 100 Theilen deſſelben 90,16 Harnſäure, 3,45 Kali, 1,70 Ammonium, 0,95 ſchwefelſaures Kali, 0,80 kohlenſauren und phosphorſauren Kalk nebſt Talkerde, und 2,94 Schleim mit animaliſchem Pigment. — Coſta will darin 3 phosphorſauren Kalk, 2 kohlenſauren Kalk und 5 Eiweisſtoff gefunden haben, Arant und Pfaff aber zugleich harnſaures Ammonium, und Marcet phosphorſaures. Nach S. Davy ſoll er nichts als concretes Harn ſeyn und aus faſt reiner Harnſäure beſtehen. Dagegen hält ihn Edm. Davy für keine einfache Zuſammenſetzung, deren Hauptbeſtandtheil zwar Harnſäure ſei, die aber auch Ammonium und ein wenig kohlenſäuerliches Natron, phosphorſauren Kalk und Eiſenoxyd enthalte. Vielleicht kann hier die verſchiedene Lebensart der Thiere in gezähmtem oder freiem Zuſtande eine Verſchiedenheit bewirken (vergl. Schweiggers Journal für Chemie und Phyſik. V, 3. S. 344 ꝛc.). Bei der Braſilianiſchen Anaconde Boas beſteht der Darmkoth nach Vauquelin und Bennerſcheidt vorzüglich aus Harnſäure, harnſaurem Ammonium, phosphorſaurem Kalk, Eiſen und thieriſcher Materie. Aus der friſchen Maſſe dunſtet freies Ammonium aus (ſ. Archiv des Apothekervereins im nördlichen Teutſchland ꝛc. XXIII. 1.).

2) Die Excremente der Lacerta agilis und Iguana ſind braun und mit dem Harne, als einer kreideartigen Subſtanz vermengt, welche nach Scholz 94 Harnſäure, 2 Ammonium, 3,33 phosphorſauren Kalk und 0,67 zufälligen Sand enthält (vergl. den Art. Harn).

IV. Vögelexcremente **). 1) Die Excremente fleiſchfreſſender Vögel beſtehen nach Brugnatelli faſt ganz aus einer weißlichen Materie, nämlich harnſaurem Kalke, welchen nebſt phorphorſaurem Ammonium Wollaſton auch ſehr häufig in den Excrementen des Falken, Fourcroy, Vauquelin und Chevreul aber in denen des Adlers und Geiers, ſowie John im weißen Überzuge des Raben- und Krähenmiſtes fanden.

---

*) Vergl. den Art. Harn.

**) Vergl. den Art. Harn.

2) Die Excremente des übrigen wilden Geflügels, ſowol der Land- als Waſſervögel, enthalten ebenfalls, nach Chevreul, wahre Harnſäure und Färbeſtoff; ſo fand Wollaſton dergleichen im Kothe eines engl. Waſſervogels, Gannet genannt, John im Nachtigallenmiſte. Bei den inſektenfreſſenden Vögeln zeigt der kalkartige Koth nicht das geringſte mehr von der eingenommenen Nahrung, ſie verdauen viel vollſtändiger als die Fledermäuſe, und werfen das wenige, was für ſie unverdaulich iſt, in Gewollen durch die Speiſeröhre, alſo durch den Schnabel aus.

3) Im kreideartigen Überzuge des Taubenkothes iſt, nach Vauquelin und John, viele freie Harnſäure, Gallen- und Eiweißſtoff, nebſt einer großen Menge mehlartiger Theile enthalten.

4) Aus dem Haushühnerkothe erhielt Vauquelin: a) phosphorſauren und kohlenſauren Kalk, davon der Koth, den ein Huhn in einigen Tagen von ſich gibt, mehr enthält, als das von ihm gefreſſene Körnerfutter, ſo daß alſo Kalk im organiſchen Körper erzeugt werden kann. b) Kieſelerde, aber weniger, als das zuletzt verzehrte Futter mit ſich führte, ſo, daß jene, nach Vauquelin, im Organismus vielleicht zu Kalk werden dürfte. Den weißen, kreideartigen Überzug des Miſtes von Hähnen und nicht legenden Hühnern ſah Vauquelin erſt für erhärteten Eiweißſtoff an, erkannte ihn aber ſpäter, wie Wollaſton, für Harnſäure. Durch Calcination von gleich vielen Excrementen eines Huhns und eines Hahns erhielt er dort 5,201, hier aber nur 3 Rückſtand. Der in Salpeterſäure unauflösliche Aſchenüberreſt aus Sand, Steinchen und Kohlentheilchen vom erſten betrug 2,335, während der vom letzten 1,06 wog. Die ſalpeterſaure Auflöſung des Hühnerkothes gab 2, und jene des Hahnenkothes 1,166 phosphorſauren Kalk, ſowie die erſte 0,185, die letzte aber 0,265 kohlenſauren Kalk. Die Excrementenaſche des Huhns entwickelte bei der Auflöſung auch einen Schwefelgeruch. — Übrigens ſchloß Vauquelin aus ſeinen vergleichenden Unterſuchungen der Excremente eines Huhnes mit dem Hafer, den es gefreſſen, und den Schalen der Eier, die es unterdeſſen gelegt hatte, daß in den Verdauungsorganen und Nieren der Vögel Phosphorſäure und Kalk gebildet würde, und daß der Phosphor, ſowie der Kalk, zuſammengeſetzte Körper wären, welche aus Beſtandtheilen ſich erzeugten, die der Hafer, oder das Waſſer, oder die Luft, wozu das Huhn nur allein Zugang hatte, hergäben. Da ſich die Kieſelerde, ein Beſtandtheil des Hafers, in den Excrementen und Eierſchalen nicht wiederfände, ſo wäre es möglich, daß ein Theil des Kalkes daraus gebildet würde. — Allein die Bildung des größten Theiles des Kalkes läßt ſich dadurch nicht erklären, weil die Menge der im Hafer befindlichen Kieſelerde zu gering iſt gegen den vielen phosphor- und kohlenſauren Kalk, welchen das Huhn producirt. — In dem Kothe eines Huhnes, das im Freien lebte, und allerlei thieriſche und vegetabiliſche Stoffe zugleich genoß, fand Wollaſton weit über $\frac{1}{11}$ Harnſäure, allein mit Kalk darin verbunden. — Die gelbe Feuchtigkeit, welche die Hühner ausleeren, trübt ſich an der Luft und läßt denſelben weißen Stoff (Harnſäure) fallen, welcher die Excremente bedeckt. — Die Excremente eines blos mit Hirſe gemäſteten Faſans gaben Wollaſton $\frac{1}{11}$ Harnſäure, ſo wie jene von einer mit lauter Kräutern aufgefütterten Gans nur $\frac{1}{100}$ Theile des Ganzen an Harnſäure.

5) Der Guans, d. i. der natürliche, nach Alex. v. Humboldt, ſeit undenklichen Zeiten angeſammelte Dünger von vielen Vögeln auf den Südſeeinſeln nahe an der Küſte von Peru, welcher Lagen von 50 — 60 Fuß bildet und wie Minen des Eiſenochers bearbeitet wird, beſteht, nach Fourcroy und Vauquelin, aus $\frac{1}{4}$ zum Theil mit Ammonium und Kalk verbundener Harnſäure, ferner aus Oxalſäure, zum Theil mit Ammonium und Kali, aus Phosphorſäure, mit denſelben Baſen und mit Kalk vermiſcht, aus wenig ſchwefel- und ſalzſaurem Kali und Ammonium, etwas fettiger Materie, Sand, zum Theil Quarz-, zum Theil eiſenſchüſſigem Sande.

V. Fiſchexcremente. In dieſen und namentlich in denen des Seerochen fanden Chevaillier und Laſſaigne (a. a. O.) außer Ammonium, Fiſchthran, Osmazom, Gallerte u. m. Salzen, eine perlfarbene, der Ambreine ſich nähernde Materie, aber in kleinerer Menge, als die Wallthier-Excremente gaben (ſ. oben).

Möglich wäre es, daß dieſe eigene Materie alle, wenigſtens Seefiſch-Excremente enthielten, und daß ſie, in gehörige Umſtände verſetzt, oder vielleicht durch eine Krankheit der Fiſche die Entſtehung des grauen Ambers bewirkte.

VI. Inſekten- und Raupenkoth. Die dunkeln Darmexcremente der Raupen aus den unverdaulichen Pflanzenfaſern, die aber meiſtens ſo wie im Blatt zuſammenhängen, bilden mit dem Darmſchleim entweder einen Cylinder, oder ein ſechsſeitiges Prisma, oder eine mehr eiförmige Maſſe. Friſch ſind ſie ganz weich, werden aber an der Luft ſehr hart, ganz ſchwarzgrün und dann ſchwerlöslich in kaltem Waſſer, in dem die friſchen zerfallen; das Waſſer wird davon etwas ſchleimig und von dem Chlorophyll oder Blattgrün grün gefärbt. — Der Seidenraupenkoth ſoll nach Chauſſier eine freie Säure bei ſich führen, zum Theil mit Ammonium verbunden, und jener des aus der Puppe gekrochenen Seidenwurmſchmetterlings, nach Brugnatelli, einen thieriſchen Stoff, viel harnſaures Ammonium, kohlen- und phosphorſauren Kalk nebſt phosphorſaurer Talkerde. — Auch in den Excrementen des Maulbeerſchmetterlings fand derſelbe harnſaures Ammonium, ſo wie John bei andern Schmetterlingen. (*Th. Schreger.*)

DARMGAS (Blähungen), aër intestinalis, flatus, iſt gewöhnlich aus mehren Luftarten zuſammengeſetzt, beſonders aus kohlenſaurem Gas, Stickgas, reinem, gekohltem oder geſchwefeltem Waſſerſtoffgas. Das kohlenſaure Gas iſt gewöhnliches Produkt einer guten, di eübrigen aber ſind Zeichen oder Folgen einer geſtörten, langſamen, abnormen Digeſtion. Die Menge des Sauerſtoffgaſes nimt nach Jurine in den Blähungen vom Magen bis zu den weiten Gedärmen ab, oder es findet ſich gar keines mehr in dem Darmſchlauche. Umgekehrt nimt das Stickgas, nach Jurine und Magendie ***) zu. Das Waſſerſtoffgas vermehrt ſich von dem Magen aus immer fort bis zum Engdarm, vermindert ſich aber im Weitdarme. Das Verhältniß des kohlenſauren Gaſes iſt am veränderlichſten; im Magen ſcheint es häufiger als im übrigen Darmkanale zu ſeyn, und nach Jurine vom Magen zum Afterdarm ſich zu verlieren, nach Magendie aber und Chevreul vielmehr und wol richtiger zuzunehmen. Im Weitdarme will man gewöhnlich kohlenſaures Stick-, Kohlen- und Schwefelwaſſerſtoffgas gefunden haben, und im Afterdarme ſogar Spuren von überkohltem Waſſerſtoffgas. — Die geruchloſen Blähungen ſind, nach Fourcroy, kohlenſaures Gas, die ſtinkenden beſtehen aus dieſem und gekohltem Weinſteingeiſt, ſeltener enthalten ſie Schwefelwaſſerſtoffgas, welches ſich bei der Annäherung eines Lichtes entzünden ſoll; — umgekehrt wird dieſes von Stickgasblähungen ausgelöſcht. Magendie fand, daß die engen Därme kein Sauerſtoffgas, aber 24,39 kohlenſaures, 55,53 Waſſerſtoff- und 20,39 Stickgas, die weiten ebenfalls kein Sauerſtoffgas, dagegen 43,50 kohlenſaures Gas, kein reines Waſſerſtoffgas, 5,47 Kohlen- und Schwefelwaſſerſtoffgas und 51,03 Stickgas enthielten. Kleine Abweichungen kamen zwar bei verſchiedenen Subjekten in dieſen Verhältniſſen vor, ähnelten ſich aber alle.

Nach Chevreul enthielten die engen Därme eines Mannes von 24 Jahren, der vor ſeiner Hinrichtung Brod und Käſe mit etwas Rothwein genoſſen hatte, 24,39 kohlenſaures Gas, 55,53 reines Waſſerſtoffgas, und 20,08 Stickgas, die weiten hingegen 43,50 kohlenſaures Gas, 5,47 Kohlenwaſſerſtoffgas, nebſt einigen Spuren Schwefelwaſſerſtoffgaſes und 51,03 Stickgas †). Aus Chevillot's neuen Unterſuchungen ergibt ſich: 1) daß in krankhaften Zuſtänden, namentlich in der Pneumatoſe, die von der Flatulenz wohl zu unterſcheiden iſt, 6 Arten von Gas im Darmkanale des Menſchen vorkommen, nämlich Sauerſtoffgas, kohlenſaures Gas, Waſſerſtoffgas, Kohlenwaſſerſtoffgas und Schwefelwaſſerſtoffgas; 2) daß in Krankheiten der Darmſchlauch mehr Stickgas enthält, als im geſunden Zuſtande, was in mehren Fällen hinſichtlich der Kohlenſäure ſich gerade umgekehrt verhält; 3) daß bei Kranken die Menge des kohlenſauren Gaſes bei einer Temperatur von 11 bis 21° immer zu, dagegen bei — 2° bis + 5° abnimt; 4) daß bei Erwachſenen die Menge des Waſſerſtoffgaſes bei 11 — 16° beträchtlicher iſt, als bei einer Temperatur von — 1° bis + 6°, während bei Greiſen unter denſelben Temperaturverhältniſſen das Umgekehrte ſtatt hat; 5) endlich, daß im Engdarme ſich mehr Waſſerſtoff findet, als im Magen und im Weitdarme, während man bisher behauptete, daß es nach dieſem letzten hin zunähme. (Vergl. Gerſon und Julius Mag. der ausländ. Literatur der geſ. Heilkunde. 1830. S. 8., und Frorieps Notizen aus der Natur- und Heilkunde. 1829. Nr. 556. S. 89 ꝛc.)

Das Darmgas eines Elephanten beſtand, nach Vauquelin, vorzüglich aus 75 Maaß Kohlendunſt und 160 Waſſerſtoffgas in einer neuen Art von Combination, die von der der bekannten Arten des Kohlenwaſſerſtoffgaſes abwich.

Das Gas in dem Darmkanal durch die Trommelſucht aufgeblähter Rinder lieferte Lameran und Fremy 80 Schwefelwaſſerſtoffgas, 15,0 Kohlenwaſſerſtoffgas und 5,0 kohlenſaures Gas. — Daſſelbe beſtand in einem andern Falle aus $\frac{3}{5}$ kohlenſaurem Gas und $\frac{2}{5}$ Kohlenoxydgas, in einem dritten aus $\frac{1}{5}$ von jenem und $\frac{4}{5}$ von dieſem.

Der Raupendarm enthält, nach Rengger, meiſtens Luft, ehe das Einpuppungsgeſchäft beginnt (vergl. den Art. Verdauung). (*Th. Schreger.*)

DARMKANAL (canalis s. tubus alimentarius, cibarius, intestinalis) im weiteſten Sinne des Wortes iſt gleichbedeutend mit Verdauungsorganen, und es ſcheint um ſo angemeſſener, ihn hier in dieſer Bedeutung morphologiſch und phyſiologiſch abzuhandeln, da der Artikel Darm einer ſolchen Grundlage bedarf.

I. Begriff. Unter Verdauungsorganen verſtehen wir die Höhle innerhalb des thieriſchen Körpers, welche fremde, feſte oder tropfbar flüſſige Stoffe aufnimt und durch deren Umwandlung die dem Organismus eigenthümliche Flüſſigkeit bildet, aus welcher, nachdem ſie anderweitige Veränderungen erfahren hat, ſowol die ſämtlichen Organe gebildet und ernährt, als auch die verſchiedenen beſondern Säfte erzeugt werden. Aus dieſem in der größten Allgemeinheit aufgefaßten Begriffe ergeben ſich nun zweierlei Verhältniſſe dieſer Organe, nämlich einerſeits zur äußern Oberfläche (A), andererſeits zu den übrigen Organen, welche die zu ihrer Erhaltung geeignete Flüſſigkeit empfangen (B).

A) Auf der unterſten Stufe des Thierreichs findet ſich blos eine äußere Oberfläche, welche jede Wechſelwirkung mit der Außenwelt vermittelt und ſo auch Flüſſigkeit als Nahrungsſtoff einſaugt. Eigene Verdauungsorgane fehlen hier; dieſe ſind alſo wol ein eigenthümliches, aber kein allgemeines Attribut des thieriſchen Körpers, wie man ehemals glaubte. So fehlen ſie bei den meiſten Infuſorien und Spongien, unter den Entozoen aber bei Ligula und Tricuspidaria. Bei letztern findet ſich eine Einſenkung der äußern Oberfläche in Form einer flachen Grube oder einer geräumigern Mundhöhle, die ſich aber ohne irgend eine Fortſetzung blind endet. Bei allen übrigen Thieren iſt dieſe Einſenkung, mit welcher das Verdauungsorgan nur angedeutet wird, zu einer Höhle entwickelt, welche durch einen größern oder kleinern Theil des Körpers ſich erſtreckt und im Gegenſatze zur äußern Oberfläche die mit Stoffen der Außenwelt ebenfalls in Berührung tretende, innere Oberfläche bildet.

***) Meckels Archiv f. d. Phyſiol. 1817. III, 2. S. 309 ꝛc.

†) Über die Natur des elaſtiſchen Fluidum in der Windkolik, ſ. Aufklärungen i. d. Arzneiwiſſenſchaft ꝛc. von Göttling und Hufeland. I, 1.

1) Sie erſcheint aber auf einer untern Stufe nur als eine vergrößerte Einſenkung, nämlich mit einer einzigen Öffnung nach außen verſehen und inerhalb des Körpers blind endend. Dies iſt der Fall ausnahmsweiſe bei einigen Spongien (Manon und Tragus) und Infuſorien (Cercarien, Vibratorien und Rotatorien), während die meiſten derſelben keine Verdauungshöhle haben; allgemein bei den eigentlichen Polypen (Hydern, Petalopoden, Seefedern und Korallenpolypen), ſo wie bei den Trematoden, Akanthocephalen, Ceſtoideen und Blaſenwürmern; ferner bei den meiſten Strahlthieren (den Actinien, Aſterien und den meiſten Akalephen); endlich ausnahmsweiſe unter den Nematoideen bei den Filarien.

2) Auf einer höhern Stufe iſt die Verdauungshöhle mit einem Eingange und einem Ausgange verſehen und, indem ſie an zwei Stellen ſich öffnet, zugleich mehr ſchlauchförmig gebildet, ſo daß ſie einen eigentlichen Darmkanal darſtellt. So iſt es ausnahmsweiſe unter den Strahlthieren bei den rippenartigen Akalephen (Beroe, Ceſtum, Callianira ꝛc.), Echiniden und Holothurien; ferner bei den meiſten Nematoideen; endlich allgemein bei den Mollusken, den ſämtlichen Gliederthieren und Wirbelthieren.

B) In Hinſicht auf die Leitung der in den Verdauungsorganen erzeugten, bildungsſtoffigen Flüſſigkeit zu den übrigen Organen erkennen wir wieder eine Stufenfolge verſchiedener Formen.

1) Auf der unterſten Stufe, namentlich bei den Polypen, fehlen alle leitende Gebilde; die bildungsſtoffige Flüſſigkeit ſchwitzt durch die Wandung des Verdauungsorgans, bildet ſich dabei weiter aus und verbreitet ſich, ohne in beſondere Kanäle einzugehen, gleichförmig in die Subſtanz des Körpers.

2) Auf einer höhern Stufe gibt es zwar noch kein eigenes Gefäßſyſtem, aber die blind endenden Verdauungsorgane vertreten deſſen Stelle, indem ſie die in ihnen gebildete Flüſſigkeit den Organen zuführen. Sie ſind nämlich entweder

a) in ihrem ganzen Verlaufe gefäßartig, d. h. eng und verzweigt bei mehren Thieren, die blos flüſſige Nahrung einſaugen, wie bei mehren Cercarien (wo von einer Saugmündung ein gabelförmig getheilter Kanal durch den Körper ſich erſtreckt), bei den Cyſtikern, Akanthocephalen, Trematoden und Ceſtoideen (wo die von den Saugmündungen ausgehenden Kanäle veräſtelt und anaſtomoſirend durch den Körper laufen), bei den röhrenartigen Akalephen (wo Saugröhren ſich verbreiten, zum Theil aber auch eine größere Röhre ſich findet, welche ſelbſt kleinere Thiere ganz verſchlingen kann), und unter den ſcheibenartigen Akalephen bei Berenice und den verwandten Sippen (wo aus den Saugöffnungen verzweigte Kanäle entſpringen); oder

b) ſie bilden geräumigere Höhlen mit blinden Anhängen, welche entweder weit und ſackartig ſind, von denen weiter unten (III. D. 2.) die Rede ſeyn wird, oder einen geringern Durchmeſſer und eine gefäßartige Form haben. Letzteres findet Statt unter den Polypen bei Pennatula cynomorium (wo ſich die ſackförmige Verdauungshöhle in fünf oder ſechs Kanäle ſpaltet), und unter den Strahlthieren bei Lucernaria und bei den ſcheibenartigen Akalephen oder Meduſen (wo die aus der centralen Verdauungshöhle entſprungenen Kanäle divergirend und geſpalten zum Umkreiſe des Körpers gehen und daſelbſt zum Theil eine ringförmige Anaſtomoſe bilden). Daß dies keine wirklichen Gefäße, ſondern nur Andeutungen oder die niedrigſten Formen derſelben durch Verlängerungen des Verdauungsorgans ſind, geht ſchon daraus hervor, daß ſie bei verwandten Thieren in verſchiedenen Geſtalten vorkommen, indem die Verlängerungen der Verdauungshöhle bei den Meduſen bald (wie z. B. bei Ägina) als ſackartige Ausſtülpungen, bald (wie z. B. bei Äquorea) als enge, gefäßartige Kanäle zum Umkreiſe des Körpers ſich erſtrecken. Übrigens unterſcheiden ſie ſich auch dadurch von den wirklichen Gefäßen, daß ſie als Stämme und mit offenen Mündungen aus den Verdauungsorganen treten.

3) Auf den höhern Stufen erſcheint ein ſelbſtändiges, abgeſchloſſenes Gefäßſyſtem, in welchem die bei der Verdauung gebildete Flüſſigkeit als Blut umläuft und durch die Athmung ausgebildet wird.

a) Eine niedere Form iſt es, wo das Blut direkt durch die Verdauung gebildet wird und mittelſt Durchſchwitzung aus den Verdauungsorganen unmittelbar in die Blutgefäße trit. Dies Verhältniß erſcheint zuerſt bei den Holothurien, indem hier ein einfacher Kreislauf zwiſchen Verdauungs- und Athmungsorganen Statt findet, und das Blut wechſelsweiſe vom Darmkanale zu den Kiemen und von dieſen zu jenem geht. Dann trit ein Centralorgan des Gefäßſyſtems (ein Herz) hinzu, welches das Blut entweder durch unmittelbare Aufſaugung aus dem Darmkanale, oder durch Venen, die in dieſem wurzeln, empfängt und an den übrigen Körper verſendet. Dies iſt der Fall bei den Mollusken, Anneliden, Cruſtaceen, Arachniden, und nach den neuern Entdeckungen auch bei den Inſekten, wiewol zum Theil nur während ihres Larvenzuſtandes.

b) Bei ſämtlichen Wirbelthieren finden ſich Saugadern als Mittelgebilde zwiſchen dem Darmkanale und dem Blutgefäßſyſteme. Das Erzeugniß der Verdauung erſcheint hier auf drei Stufen der Entwickelung: als Chymus im Darmkanale, als Chylus in den Saugadern und als Blut in den Venen und Arterien. Hier verdienen dann die Verdauungsorgane den Namen der erſten Wege (primae viae) für die von außen gewonnenen Nahrungsſtoffe.

II. Subſtanz. A) Auf der unterſten Bildungsſtufe iſt das Verdauungsorgan noch nicht von der Leibesmaſſe geſchieden, ſondern blos die innere Fläche derſelben oder eine Rinne; ſo bei den Cercarien, Vibratorien, Rotatorien, den meiſten Polypen, und unter den Akalephen bei den Beroiden.

B) Dagegen iſt es unter den Polypen bei den Petalopoden, ferner bei den meiſten Strahlthieren, Mollusken, Gliederthieren und Wirbelthieren ein eigenthümliches, membranöſes Gebilde. Schon bei Actinien und Anneliden unterſcheidet man daran eine innere und eine äußere muskulöſe Membran, und bei den Inſekten hat man ſelbſt drei Membranen erkannt; bei den Wirbelthieren ſind dieſe verſchiedenen Schichten deutlicher. Wie der Darmkanal die innere, mit fremden Körpern in Berührung tretende Oberfläche darſtellt und an Mund und After in die äußere Oberfläche unmittelbar übergeht: ſo iſt er auch dieſer analog gebildet und beſteht weſentlich aus drei verſchiedenen Schichten, zu welchen meiſt noch eine vierte, minder weſentliche hinzutrit.

1) Die Schleimhaut iſt die mittlere Schicht, der weſentlichſte, die Verdauung bewirkende Beſtandtheil des Darmkanals, und das Analogon des Hautorgans (derma). Sie zerfällt aber in zwei Blätter.

a) Die Zellhaut (tunica cellulosa, vormals durch Mißverſtändniß nervea genannt) iſt die Grundlage und behauptet die Form des Darmkanals, wenn auch die übrigen Membranen weggenommen ſind, iſt alſo das Analogon der Lederhaut (corium). Von dieſer unterſcheidet ſie ſich durch ihr weicheres, lockeres, ſchwammiges Gewebe, vermöge deſſen ſie ſich mit Flüſſigkeit voll ſaugen kann. Sie ſtellt gemeiniglich die dickſte Schicht des Verdauungskanals dar; ihre Dehnbarkeit und Contractilität iſt gering; ſie iſt durchſcheinend, weißlich und mit verſchiedenen Nüancen von Roth, je nachdem in ihren Haargefäßen mehr oder weniger Blut ſich findet. In ihr finden ſich nämlich unzählige, baumförmig verzweigte, in verſchiedenen Schichten über einander liegende und vielfach unter einander anmündende Haargefäße.

b) An ihrer innern Fläche erheben ſich zahlreiche Haargefäße und breiten ſich als ſogenannte Flockenhaut (tunica villosa) aus, welche dem Malpighiſchen Netze des Hautorgans analog, aber viel ſtärker entwickelt, gefäßreicher und durch Zutrit von mehr feſter Subſtanz zu einer wirklichen Membran ausgebildet iſt, da ſie den eigentlichen Sitz des Bildungsherganges bei der Verdauung ausmacht. Sie iſt weich, an ſich völlig durchſichtig und nur, wenn ſie mehr Blut in ihren Gefäßen aufnimt, wie bei der Verdauung, röthlich.

2) Die thieriſche Subſtanz kann nicht nackt in Berührung mit fremder Subſtanz kommen, ſondern wird durch eine hornartige Decke geſchützt, welche als Epidermis die äußerſte Schicht des Hautorgans, als *Epithelium* die innerſte Schicht des Verdauungskanals darſtellt. Dieſes iſt im Anfange der Verdauungsorgane, wo die fremdartigen Stoffe noch zu fremdartig ſind, am deutlichſten, geht am Munde unmittelbar in die *Epidermis* über und läßt ſich hier, ſo wie in der Speiſeröhre und dem Magen, ablöſen; in letzterem iſt es ſelbſt ſchwielig verdickt, wo derſelbe mit ſtarker mechaniſcher Kraft auf die Nahrungsmittel einwirken muß, wie z. B. bei Regenwürmern und körnerfreſſenden Vögeln; auch am Ende des Darmkanals, wo die verdaulichen Stoffe ſchon ausgezogen ſind und der Darmkoth wieder als fremder Körper ſich verhält, iſt es deutlich, leicht abzulöſen und geht endlich in die Epidermis über. Im mittlern Theile der Verdauungsorgane hingegen, wo die Wechſelwirkung derſelben mit den Nahrungsmitteln am innigſten, die Aneignung und Einſaugung am ſtärkſten iſt, wird dieſer iſolirende Überzug ſo zart und mit der Flockenhaut ſo verſchmolzen, daß man ihn nicht ſo leicht deutlich darſtellen kann; der Darmſchleim trägt hier zum Schutze der Schleimhaut bei, denn wenn man ihn bei einem lebenden Thiere mit dem Schwamme abwiſcht, ſo entzündet ſich dieſe gleich dem ſeiner Oberhaut beraubten Hautorgane. Gleichwol kann das Epithelium auch hier nicht völlig fehlen; denn ohne daſſelbe würden die einander gegenüber liegenden Wandungen bei anhaltendem Faſten, wo auch wenig Darmſchleim abgeſondert wird, wie bei winterſchlafenden Thieren, verwachſen; die Aphthen und Blattern, die in den Därmen vorkommen, können nur unter dem Epithelium ihren Sitz haben; die Hautklappen, die bei heftiger Ruhr bisweilen abgehen, ſind wol nicht immer bloße Gerinnſel; die innere Haut des Darmkanals, welche die Inſekten bei der Häutung ausleeren, kann nur epidermatiſcher Natur ſeyn; endlich haben auch mehre aufmerkſame Beobachter bei mikroſkopiſcher Unterſuchung der Darmzotten das Epithelium von denſelben ſich ablöſen ſehen, namentlich im Anfange der Fäulniß.

8) Wie das aus Muskeln und Knochen beſtehende Bewegungsſyſtem peripheriſch gelagert und dem Hautorgane, als dem Grenzgebilde gegen die äußern Körper, mit welchen der Organismus durch Bewegung in mechaniſche Wechſelwirkung treten ſoll, *beigegeben iſt: ſo ſteht* auch die Schleimhaut des Verdauungs*kanals an ihrer* äußern Fläche in Verbindung mit Bewegungs*gebilden*, und zwar an einigen Punkten mit Knochen und willkürlichen Muskeln, in ihrer ungleich größern Ausdehnung aber mit einer ihr eigenthümlichen *Muskelhaut* (tunica carnea). Da dieſe einzig und allein die Bewegungen des Verdauungsorgans zu bewirken beſtimmt iſt, ſo ſchließt ſie ſich auch der Zellhaut deſſelben viel inniger an, als bei den höhern Thieren die willkürlichen Muskeln, da ſie zunächſt mehr auf die Knochen ſich beziehen, mit der Lederhaut verbunden zu ſeyn pflegen. Die Muskelhaut beſteht aber meiſt aus mehren Schichten, und zwar aus quer oder ſchräg geſtellten, meiſt dicker geſchichteten, unmittelbar an die Zellhaut gehefteten Ringfaſern, und weiter nach außen liegenden, meiſt weniger dicht ſich an einander ſchließenden und eine dünnere Schicht darſtellenden Längenfaſern.

4) Noch weiter nach außen endlich wird der Darmkanal an benachbarte Theile angeheftet und mit dem übrigen Organismus in Verbindung gebracht entweder durch Zellgewebe, oder durch eine ſeröſe Membran (das Bauchfell), welche, ſich an ihn anſchließend, ſeinen *Bauchfellüberzug* bildet; dieſer gehört ihm aber nicht weſentlich zu, fehlt an einer großen Strecke und iſt nur durch ein lockres Zellgewebe, in welchem ſich häufig Fett vorfindet, an die Muskelhaut geheftet.

III. *Flächenraum.* Die Umwandlung und Aneignung der Nahrungsmittel beruht auf Berührung der organiſchen Fläche und der von derſelben ausgeſchiedenen Flüſſigkeiten, ſteht alſo mit dem Flächenraume des Verdauungsorgans in geradem Verhältniſſe. Im Ganzen genommen gilt hier die Regel, daß dieſer Flächenraum um ſo kleiner iſt, je mehr auf der einen Seite die Nahrungsmittel dem organiſchen Körper verwandt, leicht zu zerſetzen und umzuwandeln ſind, und je mehr auf der andern Seite die Subſtanz des organiſchen Körpers einfach), der mannigfaltigen Entwicklung ermangelnd, je niedriger alſo die Bildungsſtufe des Thieres überhaupt iſt. So iſt bei den meiſten Polypen, namentlich den Hydern, die innere, verdauende Oberfläche merklich kleiner, als die äußere, da ſie theils nur von thieriſcher Nahrung leben, theils ihr ganzer Körper aus gleichartiger Subſtanz beſteht. Die Vergrößerung der organiſchen Fläche zu Vermehrung jenes Contactes wird auf den verſchiedenen Stufen der Thierreiche durch verſchiedene Verhältniſſe der Bildung, die einander zum Theil compenſiren können, bewirkt.

A. Die Vervielfachung des Verdauungsorgans kommt nur auf den unterſten Stufen und hier in verſchiedenen Graden vor.

1) In ſeinem ganzen Verlaufe iſt daſſelbe mehrfach bei den Spongien, welche überhaupt Verdauungshöhlen haben (die hier von unbeſtimmter Zahl ſind); bei den Trematoden und Ceſtoideen (indem z. B. bei den Bandwürmern vier Saugmündungen in ebenſo viel Verdauungskanäle ſich fortſetzen, die dann in zwei Stämme vereint an den Seitenrändern des Körpers hinlaufen und durch Querzweige mit einander anmünden); unter den Meduſen bei Berenice (wo von den Saugmündungen verzweigte Kanäle entſpringen), und Geryonia (wo jeder ſolcher Kanal in eine eigene, magenartige Erweiterung übergeht).

2) Bei den Rhizoſtomen liegt zwiſchen dem mehrfachen Anfange und Ende eine einfache Centralhöhle; zahlreiche Kanäle gehen von den Saugmündungen aus, vereinen ſich allmälig in Stämme, endlich in einen Hauptſtamm, der in den Magen übergeht, von welchem dann gefäßartige Fortſätze durch den Körper ſich verbreiten.

3) Nur das Ende iſt mehrfach bei einigen Polypen und Strahlthieren (I. B. 2. b.).

4) Nur der Anfang iſt mehrfach unter den Akalephen bei Phyſophoren und Velellen (wo die verſchiedenen, von Saugmündungen ausgehenden Kanäle in einen Stamm ſich vereinen), und unter den Anneliden bei den Siphonoſtomen (wo zwei Mundöffnungen und zwei in einen Darm ſich vereinende Speiſeröhren vorhanden ſind).

5) Die letzte Spur einer Verdoppelung, die bei höhern Thieren gänzlich fehlt, findet ſich in ſchlingenartigen Abweichungen oder zurücklaufenden Gängen bei einigen Cicaden; ſo ſpaltet ſich bei Tettigonia plebeia die Speiſeröhre in den fortlaufenden Darm, und in den durch einen langen gewundenen Gang ſich wieder in ſie einſenkenden Magen.

B. In Hinſicht auf den Durchmeſſer finden wir, daß auf den höhern Stufen des Thierreichs derſelbe im Ganzen genommen bedeutender und ſomit die innere Oberfläche des Körpers beträchtlich größer iſt als die äußere.

1) Über den Querdurchmeſſer oder die Weite des Verdauungskanals laſſen ſich keine allgemeinen Anſichten aufſtellen, da hier an verſchiedenen Stellen dieſes Kanals bei denſelben Thieren große Verſchiedenheiten Statt finden; z. B. bei Thieren, die blos Flüſſigkeiten aufſaugen, iſt er überhaupt zwar eng, aber ſtellenweiſe erweitert; bei ſolchen, die viel feſte Nahrungsmittel mit einem Male aufnehmen, iſt er im Ganzen genommen weit, aber oft nur in ſeinem Anfangstheile. Hin und wieder iſt die geringe Weite durch eine größere Länge compenſirt, oder umgekehrt; jedoch findet ſich auch bei verwandten Thieren bisweilen ein enger und kurzer, oder ein weiter und langer Verdauungskanal.

2) Auch in Hinſicht auf die Länge kommen bei verwandten Thieren bedeutende Verſchiedenheiten vor. Wir ſchätzen dieſelbe in Verhältniß zur Länge des Rumpfs oder des Körpers mit Abrechnung der Gliedmaßen. Ein ſehr kurzer Verdauungskanal iſt ſo lang, wie die Rumpfhöhle, liegt in der Axe des Körpers und verläuft ganz gerade; iſt er weniger kurz, ſo verläuft er geſchlängelt. Ein längerer verläuft in Bogen oder gerade, aber mit knieförmigen Umbeugungen durch die Rumpfhöhle; ein langer bildet vielfache, runde Biegungen oder Windungen, welche entweder concentriſch in einer Fläche, alſo ſcheibenförmig neben einander, oder ſchneckenförmig auf einander, oder bei der größten Länge knäuelförmig durch einander liegen. Bei den Infuſorien, Polypen, Akalephen und unter den Echinodermen bei Aſterien und Actinien iſt er kurz; aber bei den Comatulen macht er ſchon eine, bei Holothurien zwei, bei Echiniden bis fünf knieförmige Umbeugungen. Bei den meiſten Anneliden iſt er ganz gerade, aber bei mehren ein, zwei und mehre Male knieförmig umgebogen, und bei Thalaſſema ſchon ſechs mal ſo lang als der Körper und gewunden. Bei den meiſten Arachniden, Cruſtaceen und Inſekten iſt er ganz gerade, zum Theil aber auch umgebogen oder ſelbſt gewunden, ja bei Scarabäen und Melolonthen ſechs bis ſieben mal länger als der Körper. Unter den Mollusken haben nur die Salpen einen geraden, die übrigen einen gebogenen oder gewundenen Darmkanal. — Bei den Wirbelthieren betrachtet man blos die Länge des eigentlichen Darms, da der Anfangstheil des Verdauungskanals (Mundhöhle und Speiſeröhre) immer gerade iſt. Man vergleicht ſie aber mit der Länge des Raums zwiſchen Mund und After, welche bei den höhern Wirbelthieren mit der Länge des Rumpfs (den Hals und das Antlitz mit inbegriffen) gleich iſt. Bei den Fiſchen finden ſich indeß Schwierigkeiten, da theils der After nicht immer am hintern Ende der Rumpfhöhle befindlich iſt, theils dieſe oft nur kurz iſt und der Rumpf hinter ihr gliederartig ſich verhält. In Vergleich zu den obern Klaſſen iſt hier der Darm am kürzeſten, jedoch mit großen Verſchiedenheiten unter verwandten Fiſchen: ſo iſt er unter den Lophobranchiern bei Syngnathus kurz und gerade, bei Orthogoriscus aber fünf bis ſieben mal ſo lang als der Körper; unter den Schuppenfloſſern bei Sphyräna kurz und gerade, bei Mugil 4 mal größer als der Körper, und 8 mal größer als der Raum zwiſchen Mund und After ꝛc. Unter den Amphibien haben die Ophidier den kürzeſten, die Batrachier einen etwas längern, die Chelonier den längſten Darm, indem der Raum zwiſchen Mund und After zu ihm bei Teſtudo wie 1 : 4,

bei Emys wie 1: 7 ſich verhält, Bei den Vögeln iſt der Darm im Ganzen länger als bei den meiſten Amphibien und kürzer als bei den meiſten Säugethieren; doch iſt bei den Pinguinen jenes Verhältniß wie 1: 15. Daſſelbe iſt bei den Handflüglern nur wie 1: 2 bis 7; bei den Raubthieren 1; 3 bis 7; bei den Quadrumanen 1: 3 bis 8; bei den Zahnloſen 1: 4 bis 8; bei den Nagern 1: 5 bis 17; bei den Beutelthieren 1: 6 bis 12; bei den Einhufern 1: 8; bei den Wiederkäuern und Cetaceen 1: 12 bis 30. Beim Menſchen iſt es wie 1: 5, wiewol es auch bei den einzelnen Individuen verſchieden iſt, indem die Länge des Darms nicht immer in Übereinſtimmuug mit der Länge des Rumpfs zu oder abnimt.

C. Die Fläche des Verdauungsorgans wird ferner vergrößert durch Einſtülpungen, welche den Stülpungen des Hautorgans nach außen entſprechen.

1) Dahin gehören zuerſt die Flocken oder Darmzotten (villi), welche den Papillen des Hautorgans analog, aber freier entwickelt, reicher an Gefäßen und ärmer an Nerven ſind. Sie kommen in allen Klaſſen der Wirbelthiere vor, fehlen jedoch bei vielen Fiſchen, unter den Amphibien bei den Cheloniern, und unter den Säugethieren bei den Cetaceen und Monotremen, wo ihre Stelle durch Falten erſetzt wird. Sie bilden Vorragungen, welche der innern Fläche des Darmkanals eine ſammetartige Beſchaffenheit geben und unter Waſſer ſich deutlich erkennen laſſen. Beim Menſchen ſind ſie ungefähr eine Viertellinie lang; bei vielen Thieren ſind ſie ungleich länger, wie ſie denn z. B. beim Hamſter die Länge einer Linie haben und beim Rhinoceros über einen Zoll lang ſeyn ſollen. Sie ſind meiſt kegelförmig, bisweilen walzenförmig und beſtehen aus einem mit Epithelium überzogenen, weichen Zellgewebe, welches von der Flockenhaut ausgeht und wäſſerige Feuchtigkeit, ſelbſt noch nach dem Tode, gierig einſaugt, wo denn die Zotten im Querdurchmeſſer anſchwellen und rundlich werden, indeß ſie im Zuſtande der Leerheit platt oder zungenförmig ſind; Höhlen finden ſich nicht darin. An der Oberfläche jenes Gewebes verbreitet ſich ein dichtes Gefäßnetz; in jede Zotte treten nämlich aus der Zottenhaut mehre Arterienzweige, welche ſich vielfach zertheilen und anaſtomoſiren; aus ihnen entſpringt an der Spitze eine Vene, welche im Verlaufe durch die Zotte noch mehre Wurzeln aufnimt. Saugadern ſcheinen erſt an der Baſis der Zotten oder auf der Fläche der Zottenhaut ihren Anfang zu nehmen, und Nerven laſſen ſich nicht in ſie verfolgen.

2) Falten, welche den Hautlappen und Kämmen entſprechen, finden ſich ſchon bei mehren niedern Thieren, ſo unter den Akalephen bei Ceſtum, unter den Echinodermen bei Actinien, ferner bei Molluſken, Anneliden, Nematoideen und Inſekten; endlich bei allen Wirbelthieren. Sie beſtehen entweder nur aus der Zottenhaut, oder zugleich auch aus der Zellhaut, welche entweder ebenfalls gefaltet iſt oder nur als ein einfaches Blatt oder als eine Leiſte eintrit. Im Ganzen genommen werden ſie dadurch gebildet, daß die Schleimhaut nicht eine gleich große Ausdehnung hat als die Muskelhaut und daher, wenn ſie in Verhältniß zu dieſer zu kurz iſt, durch dieſelbe in Querfalten, oder wenn ſie einen zu engen Cylinder darſtellt, in Längenfalten zuſammengelegt wird. Bei einigen Molluſken und Fiſchen finden ſich auch ſpirale Falten. Übrigens unterſcheiden ſie ſich von den Zotten nur durch ihre größere Ausdehnung, wogegen ihr Gefäßnetz weniger dicht iſt; wo ſie daher ſchmal, wie zerſchnitten, ſind und franſenartige Läppchen bilden, grenzen ſie an die Zotten an. Übrigens kommen ſie mit dieſen entweder zuſammen vor, ſo daß die Zotten zwiſchen ihnen oder auf ihnen ſtehen, oder beiderlei Gebilde ſind an verſchiedene Stellen vertheilt.

3) Während die Zotten und Falten nur auf den Bildungshergang durch Vergrößerung der verdauenden Fläche ſich beziehen, ſo haben dagegen die Klappen und Zähne nur eine mechaniſche Beziehung. Die Klappen nämlich ſind Falten der Schleimhaut, in welche ſtärker entwickelte Ringfaſern mit eintreten, indem dieſe einen engern Ring bilden als die Schleimhaut, wobei zum Theil auch die Längenfaſern für die Breite jener Ringe zu kurz ſind. Die Klappen verengern alſo theils durch ihren Bau, theils durch ihre Muskelthätigkeit einzelne Stellen des Verdauungskanals, ſo daß die Fortbewegung ſeines Inhalts erſchwert und verlangſamt, oder auch zuweilen ganz gehemmt wird. Zum Theil ſind ſie ſo geſtellt, daß dieſe Bewegung entweder vorzüglich, oder auch ausſchließlich nur in einer Richtung vor ſich gehen kann.

4) Eine ſtärkere Entwickelung des Epitheliums zu dichter, hornartiger Maſſe gibt in den Verdauungskanal ragende Gebilde, welche zu rein mechaniſcher Wirkung auf die Nahrungsmittel beſtimmt und den Waffen des Hautorgans (Hörnern, Geweihen, Hufen, Krallen, Spornen, Stacheln) analog ſind. Sie dienen theils den Rückgang der Nahrungsmittel zu verhindern, theils auch zum Ergreifen, Feſthalten und Zertheilen derſelben. Es ſind die Zähne im weiteſten Sinne des Wortes. Die Mundzähne ſind in die Verdauungshöhle hereinragende, den Zotten analoge, mit Gefäßen und Nerven verſehene Papillen der Schleimhaut, welche ſich mit Knochen und einem in hornartige Subſtanz umgewandelten Epithelium überziehen; ſie ſtehen urſprünglich nur mit der Schleimhaut in Verbindung, und werden gleich der Oberhaut und andern epidermatiſchen Gebilden periodiſch abgeworfen und durch neue erſetzt. Bei den Vögeln vertrit der Schnabel oder der hörnerne Überzug der Lippen die Stelle der Zähne. Zum Zurückhalten der Nahrungsmittel dienen die Stacheln auf der Zunge einiger Raubthiere und Fledermäuſe, ſowie die Zähne an der Zunge und dem Gaumen mehrer Fiſche, und die Stacheln daſelbſt bei Ornithorhynchus und Hyſtrix; ferner an der Speiſeröhre die ſcharfen Höckerchen oder ſteifen Borſten vieler Inſekten, und die hörnernen Spitzen einiger Schildkröten. Im Magen kommen ähnliche Gebilde vor: ſo ragt am Ende deſſelben bei Acephalen ein Kalkſtück herein, auf welchem ein knorpeliges Blatt mit drei Spitzen eingelenkt iſt; mehre Gaſteropoden haben

n zweiten Magen im Kreiſe ſtehende, koniſche, knorpe ge Vorragungen und im dritten Magen krumme Sta eln; unter den Anneliden hat Aphrodite Schwielen im Magen mit knorpeligen Zähnen beſetzt, bei Inſekten, na entlich Orthopteren, enthält der Muskelmagen häufig ornartige Spitzen auf Längenſchwielen, und bei Cruſta een liegt am Ende des Magens ein Knochengerüſt mit reisförmig geſtellten Zähnen, die gleichzeitig mit der Schale jährlich gewechſelt werden.

D. Die Ausſtülpungen ſind ein anderes Mittel u Vergrößerung der Fläche. Dahin gehören:

1) die Schleimgruben (cryptae mucosae), elche den Talggruben des Hautorgans entſprechen und rſt bei den Wirbelthieren gefunden werden. Es ſind leine Vertiefungen der Schleimhaut, an deren Boden ahlreiche Gefäße ſich verbreiten. Die meiſten ſind ſo lein, daß man ſie mit bloßen Augen nicht erkennt; die rößten haben die Größe eines Hirſenkorns. Einige ſind mehr flach und offen, andere tiefer und mit einer en ern Öffnung verſehen, ſo daß ſie die Form eines Beu elchens mit einem kurzen Ausführungsgange haben, wo ie denn vermöge der Verdoppelung der Schleimhaut, urch welche ſie gebildet werden, eine Verdickung und Unebenheit der Wandung verurſachen und als körnige Maſſen (Granulationen) erſcheinen. Sie liegen entweder einzeln oder mehre dicht beiſammen, und zwar neben einander, ſo daß ſie körnige Scheiben darſtellen, oder in hügelförmigen Maſſen über einander; die dicht beiſammen ſtehenden haben zum Theil gemeinſchaftliche Mündungen. Sie ſtellen die erſten Anfänge eigener Abſonderungsorgane vor; die Flüſſigkeit, welche ſie abſondern, ſtockt eine Zeitlang in ihnen, ehe ſie unter Mitwirkung der Muskelhaut in die Höhle des Verdauungskanals ſich ergießt, und wird dabei dicklicher, zäher, ſchleimiger. So ſtehen ſie denn, als abſondernde Ausſtülpungen, den Zotten, als einſaugenden Einſtülpungen, gegenüber. Sie finden ſich häufig neben und zwiſchen den Zotten, zum Theil auch auf den Falten ſelbſt; nicht ſelten bilden ſie einen Gegenſatz, ſo daß ſie am freien, gewölbten Rande einer gebogenen Stelle des Darmkanals in Scheiben beiſammen liegen, während der angeheftete, ausgehöhlte Rand derſelben Stelle in Falten hereinragt, oder ſo, daß ſie an verſchiedene Stellen vertheilt und da überwiegend ſind, wo die Excretion vorherrſcht, indeß die Zotten und Falten da mehr hervortreten, wo die Aſſimilation überwiegt.

2) Zu den größern Ausſtülpungen gehören zuvörderſt die ſackartigen oder walzenförmigen, blind ſich endenden, ſeitlichen Verlängerungen des Verdauungskanals. Dahin gehören die blinden Anhänge der Verdauungshöhle bei Actinien, Aſterien (wo theils in der Ebene 10 Säcke hervortreten, die ſich wieder in eine Menge kleinerer Säcke ſpalten, theils von der obern Fläche blinde Anhänge ausgehen), Meduſen (wo meiſt 4, oder 8, aber auch 32 und mehr Nebenſäcke ſich finden) und Anneliden (wie bei dem Blutegel und der Aphrodite, wo 9 und mehre Paare, zum Theil äſtiger und an den Enden blaſenförmig erweiterter Blinddärme anſitzen). Es gehören dahin die ſackförmigen Anhänge oder Kröpfe an der Speiſeröhre unter den Anneliden bei Siphonoſtoma, unter den Inſekten bei Dipteren und Lepidopteren, unter den Vögeln bei körnerfreſſenden, namentlich hühnerartigen, aber auch bei einigen fleiſchfreſſenden ꝛc.; — ferner die blinden Anhänge am Magen unter den Mollusken bei Cephalopoden (einfache) und Cirrhipoden (mehrfache), unter den Inſekten bei einigen Apteren (2), Lepidopteren (meiſt 6), Orthopteren (2 bis 8), pflanzenfreſſenden Koleopteren (zahlreich und in drei Kränzen geſtellt), unter den Arachniden bei Phalangium (über 30); der Blindſack des Magens bei Mammalien ſchließt ſich an dieſe Anhänge an, und zum Theil die Vervielfachung deſſelben bei Wiederkäuern und Cetaceen; — endlich die eigentlich ſogenannten Blinddärme und Wurmfortſätze (IV. A, 3). Allein es können auch theils die die oben (I. B, 2. b.) angeführten gefäßartigen Fortſetzungen, theils die in den Verdauungskanal ſich mündenden, gefäßartigen Abſonderungsorgane als Ausſtülpungen deſſelben betrachtet werden. Die nähere Beſtimmung dieſer einzelnen Formen unterliegt bedeutenden Schwierigkeiten. Im Ganzen können wir feſtſetzen, daß die Ausſtülpungen, welche weit genug ſind, um Nahrungsmittel aufzunehmen, durch unmittelbare Einwirkung auf dieſelben einen Theil der verdauenden Fläche darſtellen; daß die, welche zu eng ſind, um Nahrungsmittel eintreten zu laſſen, von einer Stelle ausgehen, wo die Verdauung vollendet wird, an verſchiedene Gegenden des Körpers ſich veräſteln und den Nahrungsſaft leiten; daß endlich die ebenfalls engen, welche aber nur an einer einzelnen Stelle des Körpers blind ſich enden, abſondernde und ihre Flüſſigkeit in die Verdauungshöhle ergießende Organe ſind. Allein die Formen gehen verſchiedentlich in einander über. Das Speichelorgan iſt bei einigen Fiſchen ein drüſiges Organ (Pankreas), bei andern eine Reihe von Wurmfortſätzen und bei Inſekten ein langes Gefäßpaar; die Anhänge am Darme mancher Vögel und Säugethiere ſtehen zwiſchen dem Wurmfortſatze und dem Blinddarme mitten inne. Die ſackartigen Erweiterungen z. B. der Aſterien, verdauen nicht nur, ſondern ſind auch Abſonderungsorgane und dienen, wo ſie durch den größten Theil des Körpers ſich erſtrecken, zugleich zur Leitung des Nahrungsſaftes. Auch in Hinſicht auf die Qualität der Abſonderung finden ſich Übergänge ohne ſcharfe Grenzen; der Speichel iſt dem Darmſafte ſehr ähnlich und wird nicht nur in ſeinen eigentlichen Drüſen, ſondern auch an der ganzen Schleimhaut der Mundhöhle abgeſondert; die Flüſſigkeit, welche bei Inſekten in den Darm unterhalb des Magens ergoſſen wird, hat die Qualität der Galle und des Harns zugleich, und es würde gleich irrig ſeyn, wenn wir die Gefäße, worin ſie gebildet wird, für Gallengefäße oder für Harngefäße erklären wollten, ſowie die Magenſäcke der Aſterien geradezu weder als Lebern, noch als Speicheldrüſen oder Nieren betrachtet werden können.

IV. Theile.

A. Die Abtheilungen des Verdauungsorgans fehlen, indem daſſelbe einen gleichförmigen Schlauch darſtellt, bei einigen niedern Thieren, wie unter den Mollusken bei Lingula, unter den Nematoideen bei Filarien, unter den Anneliden bei Naiden, unter den Arachniden beim Scorpion, unter den Entomoſtraceen bei Apus, unter den Iſopoden bei Idothea. Die Abtheilung wird aber bewirkt durch Veränderung des Durchmeſſers oder der Subſtanz, oder durch Klappen. Da der Darmkanal in ſeinem Verlaufe oft nur allmälig ſich erweitert oder verengt und ebenſo die Beſchaffenheit ſeiner Membranen nach und nach ändert, ſo wird nur durch Klappen die Grenze ſeiner Theile ſcharf beſtimmt. Auf der höhern Stufe des Thierreichs finden wir aber außer der Anfangs- und der Endklappe zwei Klappen (Pförtnerklappe und Grimmdarmklappe), wodurch der ganze Darmkanal in drei Theile (Munddarm, Mitteldarm und Afterdarm) zerfällt.

1) Der Munddarm beginnt bei ſeiner vollſtändigen Entwickelung mit den Lippen und ihrem Ringmuskel, als der Anfangsklappe, und begreift die Mundhöhle, wo die Nahrungsmittel zum Theil einige Zeit verweilen, um zertheilt und in Speichel eingeweicht, vermöge der hier herrſchenden Senſibilität empfunden zu werden; den Speiſeröhrenkopf und die Speiſeröhre, welche nur als Leiter dienen, und durch Übergewicht der Muskeln ſich auszeichnen; und den Magen, in deſſen geräumigerer Höhle die Speiſen länger verweilen, um durch die überwiegende, bildende Thätigkeit ſeiner Schleimhaut umgewandelt zu werden. Die Mundhöhle iſt nicht unterſcheidbar bei allen niedrigern Thieren, welche keine Kauwerkzeuge und Zunge haben, wie z. B. bei ſaugenden Inſekten, wo die Speiſeröhre eine unmittelbare Fortſetzung des Saugrüſſels iſt. Der Speiſeröhrenkopf iſt durch das Gaumenſegel, als eine Halbklappe gegen die Mundhöhle, nur bei Krokodilen und Mammalien abgegrenzt. Bei den Actinien, Aſterien, Meduſen und Cirrhipoden, den meiſten Acephalen und mehren Inſekten iſt der Raum zwiſchen Mundöffnung und Magen ſo kurz, daß kaum eine wirkliche Speiſeröhre angenommen werden kann. Wenn man die große, mit einer einzigen Öffnung verſehene Verdauungshöhle der erſtern Thiere als Magen zu bezeichnen berechtigt iſt, ſo beſteht hier das ganze Verdauungsorgan aus einem Munddarme. Dagegen fehlt bei andern Thieren der Magen, indem die Speiſeröhre unmittelbar in den Darm übergeht, während bei verwandten Thieren ein Magen ſich vorfindet. So haben unter den Echinodermen die Holothurien einen Magen, die Echinoden keinen; unter den Anneliden haben Ascaris, Lumbricus, Thalaſſema ꝛc. einen, Hirudo und Sipunculus keinen; bei den Mollusken, den Inſekten und vielen Cruſtaceen iſt er zu unterſcheiden; dagegen iſt er bei einigen Fiſchen (z. B. Gobius, Cobitis, Bellone) gar nicht kenntlich; bei den meiſten, wo die Speiſeröhre unmerklich in ihn übergeht, nur durch die Verſchiedenheit der Textur ausgezeichnet, und blos bei einigen durch ſeine größere Weite oder durch eine leichte Einſchnürung gegen die Speiſeröhre begrenzt. Bei einigen Anneliden und Mollusken, bei mehren Inſekten, bei den Vögeln, den Wiederkäuern und Cetaceen zerfällt der Magen in zwei bis vier auf einander folgende oder zum Theil auseinander hervortretende Abtheilungen, in deren Anordnung kein allgemeines Geſetz zu erkennen iſt, indem z. B. bei den Hymenopteren der erſte Magen dünnhäutig, der zweite ſtark muskulös iſt, während es ſich bei Neuropteren und Orthopteren umgekehrt verhält.

2) Der Mitteldarm iſt ein einfacher Kanal, welcher die meiſten Zotten und Falten hat und unter Einwirkung ſowol eigener, als auch von Nebenorganen in ihn ergoſſener Flüſſigkeiten die im Magen begonnene Verdauung fortſetzt. Seine obere Grenze wird bei den Holothurien, Mollusken, Gliederthieren und Vögeln nur durch die Verſchiedenheit des Durchmeſſers oder auch durch eine eigene Einſchnürung bezeichnet; bei den meiſten Fiſchen, mehren Amphibien und bei den Mammalien wird ſie durch die Pförtnerklappe des Magens gegeben.

3) Der Afterdarm, welcher die Überreſte der Verdauung führt, zeichnet ſich durch ſeine größere Weite, ſowie durch eine Klappe (die Grimmdarmklappe, valvula coli) und einen blinden Anhang (den Blinddarm, coecum) aus. Dieſe Verſchiedenheiten fehlen, und der ganze Darm iſt mehr ein gleichförmiges Rohr bei den Mollusken und Anneliden, vielen Fiſchen, einigen Amphibien und Vögeln und wenigen Säugethieren. Was die Wirbelthiere anlangt, ſo fehlt bisweilen Blinddarm und Grimmdarmklappe zugleich, wie bei den meiſten Fiſchen, unter den Klettervögeln bei den meiſten Gattungen, unter den Säugethieren bei den Fledermäuſen, den meiſten Sohlengängern, Cetaceen und Zahnloſen, unter den Zehengängern beim Marder, unter den Nagern bei den Schläfern. In andern Fällen findet ſich ein Blinddarm ohne Grimmdarmklappe, wie unter den Batrachiern bei den Kröten, ferner bei mehren Sauriern und Ophidiern, bei den meiſten Vögeln, unter den Monotremen bei Ornithorhynchus. Dagegen kommt auch die Grimmdarmklappe ohne Blinddarm vor, wie bei einigen Fiſchen, mehren Sauriern und unter den Säugethieren beim Gürtelthiere. Klappe und Blinddarm finden ſich beiſammen bei den Cheloniern, einigen körnerfreſſenden Vögeln und den meiſten Säugethieren. Die Verſchiedenheit der Bildung unter verwandten Thieren erſcheint noch bedeutender, wenn man die Größe dieſer Gebilde in Betracht zieht; z. B. der Blinddarm fehlt unter den Nagern bei Schläfern gänzlich und iſt dagegen bei Haſen länger als das ganze Thier. Ein am Blinddarme anſitzender Wurmfortſatz findet ſich nur bei dem Phaskolom, dem Urangutang und dem Menſchen. — Der Afterdarm iſt meiſt kürzer als der Mitteldarm, doch finden ſich hier wieder große Verſchiedenheiten auch bei verwandten Thieren. So verhält ſich die Länge des Afterdarms zu der des Mitteldarms beim zweizehigen Strauß wie 2: 1, beim dreizehigen aber wie 1: 6; bei den Einhufern wie 1: 2, bei den Quadrumanen wie 1: 2 bis 8, bei den Pachydermen wie 1: 2 bis 12, bei den Beutelthieren wie 1: 3 bis 4, bei den Nagern und Wiederkäuern wie 1: 4 bis 5, bei den Monotremen wie 1: 4 bis 7, bei dem Menſchen wie 1: 5, bei den Fleiſch-

freſſern wie 1: 6 bis 24, bei den Zahnloſen wie 1: 9 bis 20. — Der Darm endet im After mit einer Klappe; häufig treten noch eigene Abſonderungsorgane (Afterdrüſen) hinzu.

B) Der Darmkanal ſtellt in ſeinem Verlaufe Gegenſätze dar, und zwar:

1) Den Gegenſatz des peripheriſchen und centralen Theils. Wo das Verdauungsorgan an die äußere Oberfläche angrenzt, wird es dieſer immer mehr ähnlich, indem es in einen nähern und unmittelbarern Verkehr mit dem animalen Leben trit, deutlichere Empfindungen vermittelt, der Willkür gehorcht und in ſeiner bildenden Thätigkeit mehr durch Senſibilität beſtimmt wird; je weiter es dagegen von der äußern Oberfläche ſich entfernt und in die Leibeshöhle ſich erſtreckt, um ſo freier wird es von der Beziehung zum animalen Leben, und um ſo mächtiger wird ſeine rein bildende oder pflanzliche Kraft. Wo es nur eine einzige Öffnung hat (I, A, 1.), da liegen an derſelben die Tentakeln als die erſten Sinnes- und Bewegungsorgane, und wenn Nerven da ſind, ſo wird der Anfangstheil von dem centralen Ganglienringe umgeben; in der Verdauungshöhle trit das animale Leben zurück, und ihre gefäßartigen Fortſätze (I, B, 2.) zeigen nur rein pflanzliche Thätigkeit. Wo das Verdauungsorgan ein an beiden Enden offener Kanal iſt, liegt der ſelbſtändige Theil in der Mitte, während die beiden Enden in näherer Verbindung mit dem animalen Leben ſtehen. Der Munddarm und das Ende des Afterdarms haben mit dem ſenſibeln Centralorgane direkt verbundene Nerven; im Mitteldarme dagegen und im Anfangstheile des Afterdarms finden ſich nur Rumpfnerven, die mit dem ſenſibeln Centralorgane blos in mittelbarem Verkehr ſtehen. Am Munde und After ſind rein willkürliche, dicke, hochrothe Muskeln, wobei die Schließmuskeln und ihre Antagoniſten, die Längenmuskeln, auseinander gelegt ſind; in der Speiſeröhre und im Maſtdarme erliſcht die Willkür allmälig, die Muskeln werden dünner, bleicher, Ringfaſern und Längenfaſern auf einander geſchichtet, und weiter gegen den Mitteldarm zu ſteigt dies Verhältniß, ſo daß der pflanzliche Charakter hier ſeine größte Höhe erreicht; der Munddarm bildet aber an ſeiner Grenze gegen den klappenloſen Mitteldarm die Pförtnerklappe, ſo wie der Afterdarm die Grimmdarmklappe als die letzten Reſte ſtärker entwickelter Muskeln.

2) Ein neuer Gegenſatz entwickelt ſich zwiſchen dem Anfange und dem Ende und ſpricht ſich, wo der Typus am reinſten iſt, auch in der Lage der beiden Mündungen aus. Bei Thieren, in deren Form die Breite vorherrſcht, namentlich bei Seeigeln, liegt der Mund an der untern (Bauche), der After an der obern (Rücken-) Fläche; bei vorherrſchender Dimenſion der Länge und zum Theil ſelbſt bei kugeliger Bildung liegt der Mund an dem zuerſt vorſchreitenden (vordern), und der After an dem entgegengeſetzten Körperende, wie unter den Strahlthieren bei Holothurien und rippenartigen Akalephen, unter den Molluſken bei Muſcheln, unter den Entozoen bei Nematoideen, ferner bei ſämtlichen Gliederthieren, vielen Fiſchen und den Thieren der drei höhern Klaſſen. Indeß liegt der After bisweilen auch mehr in der Nähe des Mundes, entweder ſeitwärts, wie unter den Molluſken bei Gaſteropoden und Pteropoden, oder an der untern Fläche, wie unter den Aſteriden bei Comatula, unter den Echiniden bei Scutella und bei mehren Fiſchen, deren Rumpfshöhle durch den Schwanz, als die gliedartige Fortſetzung des Rumpfs, beſchränkt wird, am meiſten bei den Schollen. — Der Munddarm zeichnet ſich durch höheres animales Leben und insbeſondere durch höhere Senſibilität aus; der Afterdarm zeigt geringeres animales Leben, darin aber mehr reine Bewegungskraft. Jener bekommt bei den Wirbelthieren Nerven vom Gehirne, dieſer vom Ende des Rückenmarks; bei wirbelloſen Thieren geht jener durch den centralen Ganglienring, wo ein ſolcher vorhanden iſt, hindurch und erhält ſeine Nerven von demſelben, während der Afterdarm vom Ende des Ganglienſtranges Nerven erhält und, wenn das Herz ringförmig iſt, durch daſſelbe hindurch geht. Wie am After zu ſeinem Schließmuskel peripheriſche Längenmuskeln als Antagoniſten hinzutreten: ſo findet ſich daſſelbe auch am Munde, aber hier trit an der Mundhöhle ſelbſt noch ein Längenmuskel (buccinator) und ein Ringmuskel (palatopharyngeus), am Speiſeröhrenkopfe ein Längenmuskel (stylopharyngeus) und ein Ringmuskel (constrictor pharyngis) auf, und das höchſte Organ der willkürlichen Bewegung, die Zunge, erſcheint als Schleimhautmuskel. Die Zotten der Schleimhaut ſind hier durch Übergewicht der Nerven über die Gefäße in ſenſible Papillen verwandelt, und, während im Afterdarme das Gemeingefühl nur eine höhere Regſamkeit gewinnt, iſt es hier zur Sinnesthätigkeit entwickelt. Nur der äußerſte Theil des Afterdarms hat Rückenmarknerven; dagegen breiten ſich über den ganzen Magendarm Hirnnerven aus, ſo daß noch im Magen die bildende Thätigkeit und willenloſe Bewegung unter unmittelbarem Einfluſſe des Gehirns ſteht, und bei Wiederkäuern auch die Willkür noch einen Einfluß ausübt. Die Mundhöhle ſteht in Verbindung mit den übrigen Sinnesorganen und mit Secretionsgebilden, deren Erzeugniß durch die Verdauung wieder in die lebendige Maſſe aufgenommen wird; der Maſtdarm dagegen iſt an Gebilde gelagert, die nur auf Bewegung oder Mechanismus ſich beziehen, und mit rein egeſtiven Secretionsorganen (Afterdrüſen, Harnwegen, Zeugungswegen) verbunden. In den einzelnen Abtheilungen finden ſich fortſchreitende Verhältniſſe eines relativen Übergewichts der einen oder der andern Richtung des Lebens; ſo iſt die Senſibilität am regſten in der Mundhöhle und am After, die Bewegung vorherrſchend in der Speiſeröhre und dem Maſtdarme, die bildende Thätigkeit überwiegend im Magen und im Grimm- und Blinddarme. Im Mitteldarme aber übertrifft der an den Magen grenzende Theil den an den Afterdarm ſich anſchließenden Theil bei weitem an lebendiger Thätigkeit.

V. Beziehungen.

A) Verbindungen des Darmkanals mit dem übrigen Körper kommen auch auf den unterſten Bildungsſtufen vor und beſtehen namentlich bei Actinien, Aſterien, Echiniden und Anneliden aus Fäden oder Blättern, die zwiſchen dem Darmkanale und der übrigen Leibesmaſſe ausgeſpannt ſind und dieſen Raum zum Theil als deutliche Scheidewände abtheilen. Ein ſonderbares Verhältniß iſt es, daß nach zahlreichen Beobachtungen manche Holothurien, wenn man ſie gefangen und in ein Gefäß mit Waſſer geſetzt hat, ihren Darmkanal, ungeachtet er ebenfalls durch membranöſe Blätter angeheftet iſt, unter krampfhaften Bewegungen durch den Mund auswerfen.

1) Bei den Wirbelthieren iſt bei einem vollſtändigen Gefäß- und Nervenſyſteme der Darmkanal theils durch Zellgewebe, theils durch eine ſeröſe Membran, das Bauchfell, mit dem übrigen Körper in Verbindung geſetzt. Letzteres iſt ein völlig geſchloſſener Sack, der an den Wänden der Bauchhöhle anliegt, in ſeiner Höhle blos ſeröſen Dunſt enthält, aber an einzelnen Stellen Einſtülpungen bildet, welche in dieſe Höhle hereinragen und als Falten Eingeweide in ſich aufnehmen; letztere liegen alſo ohne Ausnahme außerhalb des Bauchfellſackes, d. h. zwiſchen deſſen äußerer Fläche und den Bauchwänden. Iſt die Umbiegungsſtelle, oder der Raum, welchen das Bauchfell durchläuft, um von dem einen Gebilde, welches von ihm überzogen iſt, zu einem andern Gebilde zu gelangen, ſehr kurz, ſo hat dieſer Theil den aus dem Alterhume herrührenden, unſchicklichen Namen eines **Bandes**. Bildet das Bauchfell eine längere Falte, oder durchläuft es einen größern Raum von ſeiner Umbeugung bis zu dem Organe, welchem es als Überzug dienen ſoll, ſo heißt es **Gekröſe** (mesenterium), oder **Netz** (omentum), und zwar trägt ſie den erſten Namen, wenn ſie von der Bauchwand unmittelbar ausgeht, den letzten aber, wenn ſie ſchon ein Eingeweide überzogen hat, und von dieſem zu einem andern übergeht, in welchem Falle ſie ſich auch durch größere Zartheit und Durchſichtigkeit auszeichnet. Dieſe Gebilde nun verknüpfen den Darmkanal mit dem übrigen Organismus theils mechaniſch, indem ſie ihn anheften und dabei doch, wenn ſie länger ſind, eine freie Bewegung bis auf einen gewiſſen Punkt geſtatten; theils ihn unter den Einfluß der geſamten Lebensthätigkeit ſtellen, indem ſie die zu ihm tretenden Nerven und Gefäße leiten.

2) **Nerven** bekommt die Mundhöhle vom fünften und neunten, der Speiſeröhrenkopf vom fünften, neunten und zehnten, die Speiſeröhre vom zehnten Hirnnerven, der Magen von demſelben und dem Oberbauch- und Lebergeflechte des Rumpfnerven; der Mitteldarm und größte Theil des Afterdarms vom Rumpfnerven durch das obere und untere Gekrösgeflechte, welche theils unmittelbar, theils mittelbar durch das Oberbauchgeflechte und die Eingeweidnerven mit dem Stamme des Rumpfnerven zuſammenhängen; der Maſtdarm endlich theils vom Rumpfnerven, und zwar ſowol mittelbar durch das Beckengeflechte, als auch unmittelbar von ſeinem Stamme, theils vom dritten und vierten Beckennerven des Rückenmarks.

3) Die **Arterien** der Mundhöhle und des Speiſeröhrenkopfs ſtammen von der äußern Carotis (maxillaris externa, interna und lingualis); die der Speiſeröhre unmittelbar von der Aorta; die des Magens von allen drei Äſten der Oberbaucharterie; der Mitteldarm an ſeinem Anfange vom Leberaſte derſelben, übrigens von der obern Gekrösarterie; der Afterdarm in ſeinem erſten, größern Theile von der obern Gekrösarterie, im folgenden Theile von der untern Gekrösarterie und in ſeinem Endſtücke von der mittlern Kreuzbeinarterie und von der Beckenarterie (pudenda communis und umbilicalis, auch obturatoria und ischiadica). Die Gekrösarterien haben die Eigenthümlichkeit, daß ſie mehr oder weniger parallele Äſte ausſchicken, deren jeder gabelförmig ſich in zwei Zweige ſpaltet, welche dann theils mit den Zweigen der benachbarten Äſte, theils bogenförmig unter einander wieder ſich vereinen, ſo daß dadurch ein großes Netz gebildet wird. Die Stämme verlaufen entweder am innern (d. h. dem Centrum der Bauchhöhle nähern) Blatte des Gekröſes, oder zwiſchen beiden Blättern deſſelben, und bilden in demſelben (wo es am längſten iſt, vier auf einander folgende) anaſtomatiſche Bogen, aus deren gewölbtem Rande neue Zweige gegen den Darm hinlaufen. Aus dem letzten Bogen treten die Zweige an den Darm ſelbſt; jeder derſelben ſpaltet ſich hier (am Gekrösrande) in zwei Reiſer, welche gabelförmig den Darm umſpannen und theils mit ihren Endzweigen *am entgegengeſetzten* (freien) Rande des Darms in einander laufen, *alſo* einen neuen Bogen bilden, theils durch ihre ſeitlichen Verzweigungen mit den benachbarten Reiſern anmünden und ſo ein Netz bilden, welches zwiſchen dem Bauchfellüberzuge und der Muskelhaut liegt. Durch letztere dringen viele Reiſer hindurch und bilden an der Zellhaut ein noch dichteres Netz, aus welchem die letzten Endzweige in einem ebenfalls dichten Netze an die Zottenhaut ſich verbreiten.

4) Die **Venen** entſprechen den Arterien nur in ihren Wurzeln, ſenken ſich aber in Stämme von eigenthümlichem Verlaufe ein. Die der Mundhöhle und des Speiſeröhrenkopfs gehen in die innere Droſſelvene; die der Speiſeröhre in die unpaarige Vene, zum Theil auch in die obere Hohlvene ſelbſt; die des Magens gehen theils mittelbar durch die Milzvene und die Gekrösvene, theils unmittelbar in den Stamm der Pfortader über; die des Darms gehen durch ähnliche Bogen, wie die Arterien, im Gekröſe hin, vereinen ſich aber in einen Stamm (die Gekrösvene), wodurch ſein Zuſammentreffen mit der Milzvene die Pfortader bildet; nur die Venen des Maſtdarms gehen zum Theil durch die Beckenvenen in die untere Hohlvene ein.

5) Die **Saugadern** der Mundhöhle und des obern Theils der Speiſeröhre gehen zunächſt in das Halsgeflechte; die des untern Theils der Speiſeröhre in das Geflechte des hintern Mittelfells und in den Saugaderſtamm, die des Magens vereinen ſich mit denen der Leber, der Milz und des Darms; letztere ſammeln ſich vom Umfange des Darms an deſſen Gekrösrande, laufen im Gekröſe unter mannigfaltigen Anmündungen hin, bilden erſt kleinere, dann größere Gekrösdrüſen (glandulae mesaraicae), welche vorzüglich an den gabelförmigen Spaltungen der Blutgefäße liegen, verbinden ſich nach ihrem Abgange vom Gekröſe mit dem Becken- und Lendengeflechte, und bilden mit dieſem endlich den un-

ern Anfang des Saugaderſtamms. Sie werden, weil ie während der Verdauung das wie Milch ausſehende Erzeugniß derſelben aus dem Darmkanale in das Blut- yſtem führen, Milchgefäße (vasa lactea, chylifera) ge- annt, und ihre Drüſen zeichnen ſich vor andern durch öhere Entwickelung aus, indem ſie nicht nur ſehr zahl- eich (mehre hundert) ſind, ſondern auch aus feinern Veräſtelungen der Saugadern, zahlreichern Arterien und artern Umhüllungen beſtehen, ſo wie auch häufiger unmittelbar in Venen münden.

B) In Hinſicht auf Anlagerung bemerken wir vorzüglich, daß

1) das Verdauungsorgan meiſtentheils zwiſchen den Centralorganen des animalen und bildenden Lebens iegt. Am vollkommenſten iſt dies Verhältniß ausge- rägt bei den Gliederthieren, wo der Darmkanal über em Ganglienſtrange und unter dem Herzen liegt, indem lle drei Organe in beinahe gleicher Länge durch den Kör- er ſich erſtrecken. Bei den Wirbelthieren liegt wenig- ens die Speiſeröhre zwiſchen der Wirbelſäule und dem Herzen. Bei einigen Molluſken geht der Munddarm urch den dem Gehirne analogen Ganglienring, und der Afterdarm durch das Herz.

2) Auf der niedrigſten Stufe des Lebens ſind Ver- auung und Athmung verſchmolzen, ſo daß eine und ieſelbe Fläche beiden Funktionen ohne Unterſchied vor- eht. Wo beſondere Organe für dieſelben auftreten, nd ſie verſchiedentlich an einander gelagert, ſo daß die Athmungshöhle auch Mund und After, wie bei Biphora, der nur den Mund, wie bei den übrigen nackten und ielen gehäusten Acephalen, oder den After, wie bei Ce- halopoden und Holothurien, enthält; oder die Athmungsorgane einzig, wie bei einigen Neuropteren, oder um Theil, wie beim Wetterfiſche, im Darmkanale enthalten ſind; oder ein Theil des letztern ein ſecundäres Athmungsorgan darſtellt, wie die Schwimmblaſe der Fiſche. Bei den Wirbelthieren ſind beiderlei Organe in hrem Anfange mit einander verbunden, und ſie unter- ützen einander gegenſeitig in ihren Bewegungen, wie B. bei Fiſchen und Fröſchen das Einathmen durch Schlingen bewirkt wird, und bei höhern Thieren die Bewegungen am Kehlkopfe zum Schlingen mitwirken.

3) Die bedeutendſten Ausſonderungsorgane ind mit dem ausſondernden Ende des Darmkanals verbunden. Die Harn- und Zeugungsorgane öffnen ſich ntweder mit dem Afterdarme in eine gemeinſchaftliche Höhle, wie bei Knorpelfiſchen, den meiſten Amphibien, en Vögeln und den Monotremen unter den Säugethie- en; oder ſie liegen an ihm an und ſind durch Gefäße und Nerven vielfältig mit ihm verknüpft.

C) Was die Verhältniſſe zum Organismus überhaupt betrifft, ſo erſcheint das Verdauungsorgan in der Thierreihe als das erſte beſondere Bildungsorgan, früher als Gefäßſyſtem und Secretionsorgane, deren Funktion es in ihrer Indifferenz in ſich trägt, und welche es im Fortſchreiten in der Thierreihe aus ſich entwickelt und allmälig immer mehr von ſich abſcheidet.

1) Die Stufe, welche ein Thier unter ſeines Gleichen einnimt, beſtimmt die Bildungsverhältniſſe des Verdauungsorgans. Nur auf der niedrigſten Stufe iſt dieſes mehrfach, ohne eigene Wandung, ohne Gegenſatz eines ingeſtiven und egeſtiven Theils, und der Leiter des Erzeugniſſes der Verdauung zum übrigen Körper. Je niedriger das Thier ſteht, deſto einfacher iſt der Apparat, indem eine reichere Bildungskraft mit geringern Mitteln Genügendes auszurichten vermag, zum Theil auch die Subſtanz des Leibes auf einer niedrigern Entwicklungsſtufe ſteht, und die zu ihrem Erſatze beſtimmte Flüſſigkeit leichter aus den Nahrungsmitteln gebildet werden kann. So iſt im Ganzen genommen der Verdauungskanal um ſo kürzer, um ſo gleichförmiger und um ſo weniger mit Falten und Zotten beſetzt und mit Nebenorganen verſehen, je niedriger die ganze Organiſation iſt. Allein dieſe Momente geben keinen allgemeingiltigen Maßſtab. Durch eine einſeitige Entwickelung kann ein Organ in einer gewiſſen Richtung mehr ausgebildet ſeyn, als bei andern, in Hinſicht auf Geſamtorganismus höher ſtehenden Thieren; ſo gibt die mehrfache und ſpecifiſche Abtheilung des Magens und die größere Länge des Darms den Wiederkäuern und Cetaceen ebenſo wenig, als der Hinzutrit eigener Afterdrüſen mehren Nagern und Fleiſchfreſſern den Primat unter den Säugethieren. Der menſchliche Darmkanal ſteht in Hinſicht auf ſeine Länge und auf die Zahl ſeiner Abtheilungen, Anhänge und Nebenorgane in der Mitte zwiſchen dem der verſchiedenen Säugethiere; er charakteriſirt ſich durch ein gewiſſes Mittelmaß, durch eine beſtimmte Scheidung ſeiner Abtheilungen und durch Vereinigung mancher einzelnen Bildungen, z. B. durch das gleichzeitige Daſeyn von Falten und Zotten im Anfange des Mitteldarms, und von Blinddarm und Wurmfortſatz am Anfange des Afterdarms.

2) Die Bildung ſteht ferner in Verhältniß zur Geſamtform; wo die Längenform vorherrſcht und der Körper ſchmal iſt, findet man den Darmkanal kürzer, mehr gerade und ſeine Abtheilungen weniger beſtimmt; bei überwiegender Breite hingegen pflegt er länger und mehr gewunden zu ſeyn.

3) Es findet eine beſtimmte Proportion zwiſchen der Qualität der Nahrungsmittel, der Beſchaffenheit der organiſchen Subſtanz, deren Erſatz durch die Verdauung bezweckt wird, und dem Baue der Verdauungsorgane ſtatt. Je mehr der Nahrungsſtoff concentrirt iſt, um ſo leichter kann er aſſimilirt werden, und um ſo kleiner braucht die verdauende Fläche zu ſeyn; wo hingegen die Nahrungsmittel weniger ergibig und mehr fremdartig ſind, alſo theils in größrer Maſſe aufgenommen, theils in anhaltendere und vielfachere Berührung mit der organiſchen Wandung geſetzt werden müſſen, iſt die verdauende Fläche größer. So iſt der Darmkanal mehr oder weniger geräumig, je nachdem feſte Stoffe oder Flüſſigkeiten, vegetabiliſche oder thieriſche Körper, Blätter oder Samenkörner u. ſ. w. als Nahrung dienen; die Geräumigkeit aber wird meiſt durch die Länge, jedoch zum Theil auch durch die Weite, ſowie durch die Zahl und Größe der Falten, Zotten und Ausſtülpungen beſtimmt. Indeſſen kommt es auch auf andere Lebensverhältniſſe noch an: bei zwei von gleicher Nahrung lebenden Thieren kann die Stärke der Conſumtion, ſo wie die Kraft

der Aneignung, mithin auch die Quantität der zum Erſatze dienenden Stoffe und die Zeitdauer der Verdauung, ſo wie der dazu nöthige Flächenraum, verſchieden ſeyn. Daher findet man denn hin und wieder den Darmkanal pflanzenfreſſender Thiere in Vergleich zu dem mancher fleiſchfreſſenden kurz und eng.

VI. Lebensthätigkeit. Die Verdauung iſt ein zuſammengeſetzter Hergang, welcher durch das Zuſammenwirken mannigfaltiger Kräfte vermittelt wird und daher den Gegenſtand eines eigenen Artikels in dieſem Werke ausmachen muß; hier müſſen wir uns beſchränken, einzelne Lebensäußerungen des Darmkanals, als die Elemente ſeiner Geſamtthätigkeit, zu betrachten.

A) Animales Leben.

1) Die Empfindung iſt in der Mundhöhle am lebhafteſten und zur Sinnesthätigkeit des Geſchmacks geſteigert. Im ganzen übrigen Verdauungskanale herrſcht nur Gemeingefühl, welches aber im Magendarme unter anderem auch in eigenthümlichen Formen, als Hunger, Durſt und Sättigungsgefühl, ſich geſtaltet. Das Gemeingefühl im Magen und Darme iſt ſtumpfer als in der Mundhöhle; im Normalzuſtande fühlen wir nichts mehr von den Nahrungsmitteln, ſobald ſie in die Speiſeröhre gebracht worden ſind; die Empfindung lehrt uns nichts von den Bewegungen, Ausdehnungen und Verengerungen des Darmkanals und von den Stellen, wo der Speiſebrei ſich befindet; viele ſcharfe Subſtanzen, die im Munde brennen, z. B. Senf, Pfeffer ꝛc. empfinden wir nicht mehr im Magen, ebenſo wenig wird die ſpecifiſche Schwere, z. B. von verſchluckten Metallen, percipirt, und durchgehende ſpitzige Körper erregen ſelten Schmerzen; gegen Verwundungen, ſo wie gegen die Berührung der innern Fläche bei Wunden oder Geſchwüren, zeigt ſich der Magen und Darm allerdings empfindlicher als drüſige Eingeweide, aber ungleich weniger empfindlich, als das äußere Hautorgan. Eine zu ſehr abweichende Temperatur der (durch den Mund oder in Klyſtieren) eingebrachten Subſtanzen, oder eine zu lebhafte chemiſche Wirkſamkeit derſelben (z. B. von Alkohol, Laugenſalzen, Säuren und Salzen), oder eine zu ſtarke Ausdehnung des Kanals (z. B. durch Luft), oder ein innerer krankhafter Zuſtand deſſelben, namentlich wo der Blutandrang vermehrt, die Schleimdecke entfernt und der Kanal krampfhaft verengert iſt, verurſacht mehr oder weniger bedeutende Schmerzen. Der Magen iſt empfindlicher als der Mitteldarm, und dieſer übertrifft den Anfang des Afterdarms an Empfindlichkeit; aber im Maſtdarme wird das Gemeingefühl wieder mehr rege und nimt im After ſo zu, daß dieſer (zum Theil wegen Ungewohnheit fremder Berührung) ſelbſt empfindlicher iſt, als der Mund.

2) Die Bewegung iſt in der ganzen Mundhöhle unter dem Einfluſſe der Hirnnerven, namentlich des ſiebenten und zwölften Paars, ganz vom Willen abhängig und nach allen Richtungen möglich. Am After gewinnt der Wille vermittelſt der Kreuzbeinnerven ebenfalls Einfluß, jedoch in viel niedrigerem Grade, in beſchränkterem Raume und nur in einförmiger Richtung. In der Speiſeröhre, dem Magen und dem Darme iſt die Bewegung ganz unwillkürlich, nur örtlich bedingt und iſolirt.

a) Sie wird alſo hervorgerufen erſtlich durch örtliche Reizung der innern Fläche des Darmkanals, welche eine conſenſuelle Thätigkeit der Muskelhaut derſelben Stelle erregt. Während ſich hier eine lebendige Spannung zwiſchen der peripheriſchen Senſibilität der Schleimhaut und der Bewegungskraft der Muskelhaut wirkſam beweiſet, iſt die Beziehung der letztern zur Einheit des Nervenſyſtems, oder zur centralen Senſibilität geringer, der Darm bewegt ſich noch bei Reizung der innern Fläche, nachdem ſeine Nervenſtämme zerſchnitten ſind, oder ſeine Verbindung mit dem übrigen Organismus ganz aufgehoben iſt, oder wenn nach dem Tode die übrigen Organe ihre Reizbarkeit meiſt ſchon verloren haben; ebenſo kann eine Reizung ſeiner Nervenſtämme, nur wenn ſie ſehr bedeutend iſt (z. B. durch eine ſtarke galvaniſche Säule), eine Bewegung in ihm erregen, und wenn Gemüthsbewegungen (z. B. Furcht) einen Einfluß darauf ausüben, ſo wird derſelbe vielleicht mehr durch Veränderungen im Blutlaufe vermittelt, als durch direkte Einwirkung auf die Nerven geſetzt. *Wie nun in dieſen* Verhältniſſen ein vergleichungsweiſe *mehr iſolirtes, blos* für örtliche, peripheriſche Reizung empfängliches Leben ſich ausſpricht: ſo zeigt ſich auch der innere Typus oder das eigene Leben der Muskelhaut als der zweite Beſtimmungsgrund der Bewegung. Das Leben des Muskels beſteht in wechſelnder Zuſammenziehung und Ausdehnung, und wo es nicht unter der Macht des Willens ſteht, erfolgt dieſer Wechſel in Zeiträumen, welche bei innigerem Zuſammenhange mit dem Geſamtleben gleichförmig (rhythmiſch), bei mehr iſolirter Lebendigkeit dagegen ungleich und unbeſtimmt ſind; die Muskelfaſern bringen, ehe ſie von neuem ſich zuſammenziehen, längere oder kürzere Zeit im Zuſtande der Ausdehnung zu, je nachdem ſie vorher ſtärker und anhaltender oder ſchwächer und vorübergehender ſich zuſammengezogen haben, und je nachdem ihre Lebendigkeit träger oder regſamer, die Wiederherſtellung ihrer Reizbarkeit langſamer oder ſchneller iſt. Am Darmkanale an einander geſchichtet, erregen ſie zwar einander zur Thätigkeit, ſo daß die Bewegung in der Folge ihrer Anlagerung ſich fortpflanzt, allein jede Stelle behauptet dabei doch wieder ihre Selbſtſtändigkeit. Daher ſieht man denn bei Viviſectionen und bei geſchlachteten Thieren nie den ganzen Darmkanal gleichzeitig in Bewegung, ſondern einzelne Stellen regungslos, welche nach einiger Zeit in Bewegung gerathen, dieſe aber nur über eine gewiſſe Strecke, an welche wieder eine ruhende Stelle angrenzt, verbreiten, ſo daß das Ganze einen Schein thieriſcher Willkür erhält.

b) Die Bewegung der Speiſeröhre, des Magens und des Darms iſt wellenförmig, oder wie an einem fortkriechenden Wurme, d. h. ſie pflanzt ſich über die Theile in der Ordnung, in welcher ſie an einander grenzen, fort, ſo daß Verengerungen und Erweiterungen in abwechſelnder Folge gleichzeitig neben einander ſtatt finden, und die jetzt verengerten Stellen im folgenden Momente erweitert werden und umgekehrt. — Der Kanal wird nicht nur durch ſeinen Inhalt (Luft, Säfte und Nahrungsmittel), ſondern auch durch die lebendige Turgescenz und Prallheit ſeiner Wandungen (vorzüglich durch den Andrang der Säfte vom Gefäßſyſteme aus, ſo wie durch die aus der Höhle eingeſogene Flüſſigkeit) ausgedehnt. Die Ringfaſern der Muskelhaut wirken dieſen Kräften entgegen, indem ſie die Längenrichtung des Darmkanals durchkreuzen und ſeinen Querdurchmeſſer oder ſein Lumen verkleinern. Zunächſt an der Schleimhaut angelagert, ſtehen ſie mit dieſer im nächſten Conſenſus, wie man ſie denn bei örtlicher Reizung der innern Fläche ſogleich in Wirkſamkeit treten ſieht; außerdem ſind ſie durch höhere Lebendigkeit, durch ununterbrochene Anlagerung an einander, und durch ihre Richtung gegen den Darm, welchen ſie völlig zu ſchließen vermögen, beſonders mächtig; ſie geben daher das weſentlichſte Moment der zuſammendrückenden (periſtaltiſchen) Bewegung ab, und ſind im Stande dieſe allein zu bewerkſtelligen. Indem ſie nämlich an einem Punkte den Darmkanal verengern, treiben ſie deſſen Inhalt in die nächſte Stelle, welche ihm bei der Ruhe ihrer Ringfaſern hinlänglichen Raum darbietet, bis dieſe ebenfalls in Thätigkeit geſetzt werden und ihn weiter treiben. — Die Längenfaſern, der Axe des Darmkanals parallel laufend, an ſeiner äußern Fläche gelagert und zum Theil ihn nicht ganz umſchließend, verkürzen denſelben, ſo daß ſein Inhalt einen kürzern Weg zu durchlaufen hat; wenn man einen lebendigen Darm quer durchſchneidet, ſo werden ſie durch Verwundung örtlich gereizt und verkürzen ihn ſo, daß die Schleimhaut herausgeſtülpt wird und an dem Schnitte eine ringförmige Wulſt bildet. Durch an der innern Fläche angebrachte Reize werden ſie nicht unmittelbar in Bewegung geſetzt, aber ſie wirken als Antagoniſten der Ringfaſern. Wenn nämlich dieſe durch ihre Thätigkeit eine Stelle verengern, ſo werden dadurch die Längenfaſern der angrenzenden Stelle antagoniſtiſch erregt und ziehen den weiter nach unten liegenden Theil des Darmkanals gegen die verengte Stelle, die ihnen als Stützpunkt dient, hin und dem Inhalte derſelben entgegen. Während alſo der Darmkanal durch die Ringfaſern austreibt, nimt er durch die Längenfaſern auf; jeder Punkt deſſelben fängt die Nahrungsmittel auf oder verſchluckt ſie, wie ſie der Mund verſchluckt hat. So iſt denn bei der periſtaltiſchen Bewegung die ganze Muskelhaut gleichzeitig in Thätigkeit, aber ſo, daß ſie dem Raume wie der Zeit nach wechſelt. An und für ſich können die Längenfaſern keine Erweiterung bewirken; aber ſie thun dies, wo ſie über eine durch Ringmuskeln verengerte Stelle oder eine Klappe (III, C, 3) herübergehen, indem ſie nämlich über eine ſolche Stelle hinweg ſich anſpannen, ſo daß ſie daſelbſt mehr als gewöhnlich in einer Ebene zu liegen kommen, ſo ziehen ſie dadurch die Ringfaſern mehr nach außen und öffnen die Klappe.

c) Die Richtung geht vom Munde gegen den After hin und wird zuvörderſt durch die Richtung des Impulſes beſtimmt; die Theile treten der Reihenfolge nach in Wirkſamkeit, und nachdem die von den Speiſen zuerſt berührten Stellen gewirkt haben, werden die benachbarten Stellen thätig, deren Reizbarkeit noch nicht abgeſtumpft, und deren Bewegungskraft noch ungeſchwächt iſt. Die Wichtigkeit dieſes Momentes wird bei der antiperiſtaltiſchen Bewegung offenbar, indem hier, vermöge eines an einer tiefer liegenden Stelle gegebenen Impulſes, die Bewegung in umgekehrter Aufeinanderfolge der Muskelthätigkeit ſich fortpflanzt, und der Darm gegen den Magen, der untere gegen den obern Magenmund und die Speiſeröhre gegen die Mundhöhle wirkt. Auch die Richtung der Entleerung wirkt mit; iſt der Mitteldarm durch die Grimmdarmklappe, der Afterdarm durch den After entleert, ſo iſt dadurch ein leerer Raum entſtanden, in welchen der Inhalt des obern Theils leichter eingetrieben wird. Hiezu kommt das Übergewicht der Lebendigkeit der höher über die tiefer gelegenen Stellen. Der Einfluß der Schwere aber iſt ganz unweſentlich, wie denn z. B. bei Thieren mit langem Halſe, die ihr Futter vom Boden aufnehmen, dieſes von unten nach oben durch die Speiſeröhre geht. — Nach einem allgemeinern Geſetze des Lebens verbindet ſich mit der fortſchreitenden auch eine rückgängige Bewegung; der Biſſen oder der Speiſebrei wird eine Strecke in der Richtung gegen den After und dann wieder zurückgetrieben, und ſchwankt ſo auf und ab, während er durch das Übergewicht der vom Munde ausgehenden Richtung immer weniger aufwärts und immer mehr abwärts rückt. Nöthig iſt dieſe Verlangſamung des Durchgangs durch den Darmkanal, damit durch vervielfachte und länger fortgeſetzte Berührung der Nahrung mit der lebendigen Wandung ihre aſſimilirbaren Theile vollſtändig ausgezogen werden; nothwendig aber muß ſie erfolgen, weil durch die Verengerung jedes Segments des Darmkanals ſein Inhalt in zwei Portionen getheilt, die eine nach unten, die andere nach oben getrieben wird, und der nach oben gehende Impuls ſich über eine gewiſſe Strecke verbreitet. Bisweilen wird in einzelnen Momenten die rückgängige Bewegung vorherrſchend und breitet ſich über eine größere Strecke aus, wie im normalen Zuſtande bei Wiederkäuern, im abnormen beim Erbrechen. Übrigens verweilt die Nahrung in jeder Abtheilung des Darmkanals eine Zeit lang, bevor ihr durch die ſpäter in Wirkſamkeit tretenden Längenmuskeln der folgenden Abtheilung die Klappe zum Austritte geöffnet wird. So zerfällt die Verdauung in drei Stadien von ziemlich gleicher Zeitdauer (von ungefähr ſechs Stunden); der Magendarm iſt nämlich am kürzeſten, und die Nahrung gelangt ſehr ſchnell in den Magen, verweilt aber hier um ſo länger, da ſie hier die erſte Stufe der Umwandlung erfährt und zu Speiſebrei umgewandelt wird; der Mitteldarm hat die größte Länge, aber da ſeine Ringfaſern ſehr thätig ſind, ſo wird der Speiſebrei verhältnißmäßig ſchneller fortgetrieben; der Afterdarm iſt kürzer, aber auch weiter und träger, ſo daß der Koth vergleichungsweiſe langſamer vorrückt.

d) Die Wirkung der periſtaltiſchen Bewegung beſchränkt ſich jedoch nicht auf das Forttreiben des Darminhaltes, ſondern beſteht auch darin, daß die feſten Nahrungsſtoffe zerrieben und mit den in den Darm ergoſſenen Flüſſigkeiten gleichförmiger gemengt, die Schleimgruben ausgepreßt, die Zotten in den Speiſebrei eingetaucht, überhaupt aber die Lebensäußerungen der Schleimhaut erhöht werden.

B) Pflanzliches Leben.

1) Die Secretion des Darmkanals iſt

a) gasförmig. Denn wiewol theils mit, theils in den Nahrungsmitteln atmoſphäriſche Luft in den Darmkanal trit, und aus ihnen bei ihrer Zerſetzung während der Verdauung verſchiedene Gasarten ſich entwickeln, ſo wird auch, wie am Hautorgane, ſo am Darmkanale Gas abgeſondert; denn wenn man an einem lebendigen Darme eine Strecke völlig entleert und doppelt unterbindet, ſo findet man dieſelbe nach einiger Zeit mit Luft gefüllt. Es ſcheint aber vorzugsweiſe das kohlenſaure Gas ein ſolches Secretionsproduct zu ſeyn.

b) Die wäſſerige Secretion, welche dem Hautdunſte oder Schweiße entſpricht und den Magenſaft und Darmſaft in ſich begreift, iſt ſehr bedeutend, da der Darmkanal an Flächenraum ſo wie an Zahl peripheriſcher Blutgefäße das Hautorgan übertrifft; trocknet man an einem lebendigen Darme die innere Fläche mit einem Schwamme ab, ſo erſcheint ſie nach einer Minute ſchon wieder völlig feucht, und wie ſehr im abnormen Zuſtande dieſe Secretion zunehmen kann, ſieht man bei Durchfällen theils aus der Quantität der Ausleerungen, theils aus der Gewichtsabnahme des Körpers, welche binnen 24 Stunden auf zwanzig Pfund bisweilen beträgt. Übrigens zeichnet ſich dieſe Flüſſigkeit dadurch aus, daß ſie eine freie Säure enthält, welche blaue Pflanzenſäfte röthet, den Eiweisſtoff aber zum Gerinnen bringt und bei ſtärkerer Einwirkung auflöſet.

c) Der Schleim iſt eine zähere, weniger durchſichtige, mehr grauliche Flüſſigkeit, ohne eine freie Säure, und wird in den Schleimbälgen, welche den Talgbälgen des Hautorgans entſprechen, ſecernirt, ſo daß er denn dem Hauttalge (Hautſchmiere) gegenüber ſteht. Gleich dieſem iſt er mehr ein Auswurfſtoff, welcher noch mechaniſche Beziehungen hat, indem er die Bewegung und Forttreibung, namentlich des trocknen Kothes erleichtert und beſonders im Afterdarme reichlich iſt, während die wäſſerige Secretion im Magen- und Mitteldarme vorherrſcht und, dem chemiſchen Hergange der Verdauung dienend, ſelbſt wieder eingeſogen wird.

2) Die Einſaugung dieſer ſecernirten Säfte, ſo wie der durch die Verdauung erzeugten erfolgt

a) durch die Wandungen des Darmkanals. Kein Gefäß liegt an der innern Oberfläche mit offener Mündung frei; die Flüſſigkeit, welche in die Gefäße dringen ſoll, muß alſo zuvor die Schleimhaut durchdringen. Dieſe aber ſaugt ſich leicht voll, denn bei mancherlei Verſuchen noch nach dem Tode zeigt ſie ſich nicht nur für Flüſſigkeit, welche gegen ſie angedrängt wird, in hohem Grade permeabel, ſondern auch derſelben adhäſiv verwandt und ſie hygroſkopiſch anziehend, und während der Verdauung findet man ſie und namentlich ihre Zotten ſtrotzend. Bei niedern Thieren, welche keine Gefäße haben, dringt aber der durch die Verdauung erzeugte Nahrungsſaft auch durch die Muskelhaut (wie die unmittelbare Beobachtung gelehrt hat), um ſich an den übrigen Körper zu vertheilen. Die Durchſchwitzung durch die Wandungen des Darmkanals iſt alſo die niedrigſte und allgemeinſte Form der Aufſaugung.

b) Aus dem Gewebe der Schleimhaut dringt die Flüſſigkeit bei den Wirbelthieren in die Saugadern. Denn dieſe findet man, wenn der Darmkanal blos wäſſerige Säfte enthält, mit durchſichtiger, wenn er milchartige Flüſſigkeit enthält, mit weißer Flüſſigkeit gefüllt. Die Anfüllung ſämtlicher Saugadern des Gekröſes und des Saugaderſtammes ſelbſt während der Verdauung beweiſet, daß dieſe Gefäße beſtimmt ſind, den durch die Verdauung erzeugten Chylus in ſich aufzunehmen und in das Blutſyſtem zu führen.

c) Bei den wirbelloſen Thieren fehlen die Saugadern, und bei denen, welche Blutgefäße haben, muß der Chylus aus der Subſtanz des Darmkanals in dieſelben und zwar in die abführenden, oder Venen, treten, alſo dem Blute unmittelbar beigemiſcht werden. Mannigfaltige Verſuche haben gelehrt, daß dies zum Theil auch bei Wirbelthieren Statt findet; beſonders ſcheint es, daß fremdartige Stoffe, für welche die Saugadern nicht permeabel ſind, oder keine adhäſive Verwandtſchaft beſitzen, von den Venen des Darmkanals aufgenommen werden, um dann bald wieder durch Secretion ausgeſchieden und nach außen abgeſetzt zu werden.

VII. Die Bildungsgeſchichte des Darmkanals, wie ſie durch fortlaufende Beobachtungen am bebrüteten Vogelei erkannt, und durch Beobachtungen an den Eiern anderer Thiere theils ergänzt, theils beſtätigt worden iſt, mag hier im Umriſſe einen Platz finden, um einen allgemeinen Begriff zu gewähren.

Das Ei iſt im Allgemeinen und ſeinen weſentlichſten Theilen nach eine gefüllte Blaſe, welche aus einer zuſammenhaltenden, beſchützenden, einſaugenden und ausdünſtenden Oberhaut und einer zur Bildung des Embryo beſtimmten Subſtanz, dem Fruchtſtoffe, beſteht. Zwiſchen beiden, alſo dicht unter der Oberfläche des Eies, erſcheint der Keim, und zwar zuerſt als eine kleine Scheibe, die Keimhaut, welche der Form des Eies gemäß an ihrer äußern Fläche gewölbt, an der innern hohl iſt. Sie ſpaltet ſich bei ihrer Entwickelung in einen äußern, zunächſt unter der Oberhaut des Eies liegenden Theil, das ſogenannte ſeröſe Blatt, welches ſich allmälig zum Nerven-, Muskel-, Knochen- und Hautſyſteme entwickelt; eine mittlere Schicht, die ſich zum Blutſyſteme ausbildet; und eine innerſte, zunächſt an den Fruchtſtoff angelagerte Membran, das Schleimblatt, welches zum Darmkanale und zu den ihm verwandten Organen ſich entwickelt.

Das Schleimblatt breitet ſich immer mehr aus und wächſt allmälig um den Fruchtſtoff herum, ſo daß es denſelben endlich einſchließt und ſomit eine geſchloſſene Blaſe, die Darmblaſe, darſtellt. Dieſe Blaſe legt ſich auf einer Linie ihrer äußern Fläche an die von der Wirbelſäule gebildete Axe des Körpers, und nimt nun denſelben gemäß allmälig auch die Längenform an, oder verwandelt ſich nach und nach, gleich einer zähen Blaſe, die man nach zwei entgegengeſetzten Richtungen aus einander zieht, in ein Rohr. Dieſe Umwandlung erfolgt zuerſt an beiden Enden, ſo daß eine Speiſeröhre und ein Maſtdarm entſteht, während die dazwiſchen liegende

Stelle noch blaſig bleibt, jedoch ſchon die vorherrſchende Längenrichtung zeigt, ſo daß ſie, wenn man den freien Theil der Blaſe abgeſchnitten hat, wie eine längs der Wirbelſäule ſich erſtreckende Grube, oder wie ein Boot erſcheint, welches an ſeinem vordern und hintern Ende ein niedriges Verdeck hat, und deſſen Seitenränder, ſo wie die Ränder der Verdecke, in ein (abgeſchnittenes) kugliches Gewölbe übergehen. Man kann dieſen Hergang mit einem Spinnen vergleichen, wo ein Klumpen Wolle an ſeinen beiden Enden zugleich in zwei Fäden ausgezogen und zur Bildung beider verwendet wird. Die Darmblaſe wird alſo immer kleiner, je mehr der aus ihr entſtehende Darmkanal in ſeiner Ausbildung fortſchreitet; überdies nimt auch ihre relative Größe ab, indem der Embryo, gegen den ſie anfangs ungeheuer groß war, ſie überwächſt.

Nämlich die aus dem ſeröſen Blatte entſtandene, Gehirn und Rückenmark mit Schädel und Wirbelſäule in ſich begreifende Axe des Körpers wächſt bedeutend nicht nur in die Länge, ſondern auch in die Breite, und verwandelt ſich aus einem länglichen Blatte mehr oder weniger deutlich in einen länglichen Cylinder, indem die aus Nerven, Muskeln, Knochen und Haut ſamt den dazu gehörigen Blutgefäßen beſtehenden Rumpfwände an beiden Seitenrändern der Axe hervorſproſſen und bogenförmig einander entgegen wachſen, bis ſie endlich in der Mittellinie, der Axe gegenüber, auf einander treffen und ſich zur Schließung der Rumpfshöhle vereinen. Auf dieſe Weiſe wird nun bei den wirbelloſen Thieren, ſo wie bei den Fiſchen und Batrachiern, auch die ganze Darmblaſe von den Rumpfwänden umwachſen und eingeſchloſſen. In den höhern Thierklaſſen hingegen bleibt der Reſt der Darmblaſe, welcher dem an der Wirbelſäule gehefteten und zum Darme gewordenen Theile gegenüber liegt, außerhalb der Rumpfshöhle und hängt mit dem Darme durch ein engeres, röhriges Stück, den Darmblaſengang, zuſammen; für letztern aber bleibt eine Lücke in der Rumpfwand, die Nabelöffnung. Bei den Cheloniern und Vögeln iſt dieſer Gang (den man hier den Dottergang nennt) ſehr kurz; der Reſt der Darmblaſe liegt alſo dicht am Leibe und trit um die Zeit des Auskriechens aus dem Ei in die Rumpfshöhle, wo er den in ihm noch übrigen Fruchtſtoff (Dotter) als die erſte Nahrung des jungen Thieres in den Darm ergießt, und dann ſelbſt, gleichſam als Schlußſtein, zu Ergänzung des Darmes verwendet wird. Während ſo bei allen dieſen Thieren die ganze Darmblaſe zur Bildung des Darmkanals aufgeht, bleibt bei den Mammalien für immer ein Theil derſelben übrig, außerhalb der Rumpfshöhle, und gehört zu den vergänglichen Eitheilchen des Embryo, indem er allmälig verſchwindet, nachdem der Darm ſich gegen ihn abgeſchnürt und geſchloſſen hat. Hier treten nämlich durch die Nabelöffnung auch die vom Embryo zum Fruchtkuchen gehenden Gefäße und Membranen und bilden den Nabelſtrang, welcher den Reſt der Darmblaſe (Nabelbläschen) einſchließt; indem nun der Nabelſtrang eine mehr oder weniger bedeutende Länge erreicht, wird auch der Reſt der Darmblaſe weiter vom Leibe abgerückt, und der Darmblaſengang zu einem langen Kanale ausgezogen; dieſer wird aber dabei immer enger und verwächſt endlich, indeß der Darmkanal ſich ſchließt, zu einem dünnen Faden, an welchem eine Zeitlang noch Blutgefäße übrig bleiben, die den noch übrigen Fruchtſtoff aus dem Reſte der Darmblaſe aufſaugen. Der zuletzt gebildete, mittlere Theil des Darmkanals liegt eine Zeitlang, von dem noch geräumigen Nabelſtrange eingeſchloſſen, außerhalb der Rumpfshöhle, zieht ſich dann durch die Nabelöffnung in dieſelbe und löſt ſich dabei von dem fadenförmigen Überreſte des Darmblaſenganges ab. Der entleerte Überreſt der Darmblaſe und ihres Ganges nebſt den dazu gehörigen Gefäßen welkt allmälig, ſtirbt ab, wird endlich aufgelöſt und eingeſogen und verſchwindet ſo geraume Zeit vor der Geburt.

Der Darmkanal iſt in den erſten Zeiten ſeiner Bildung ein gerades, in der Mittellinie liegendes, an die Wirbelſäule geheftetes Rohr, und ſo bleibt er lebenslänglich bei niedern Thieren (z. B. bei einigen Fiſchen) in ſeinem ganzen Verlaufe, bei den höhern Klaſſen hingegen nur an den beiden Endpunkten, nämlich an der Mundhöhle mit der Speiſeröhre und am Maſtdarme. Wie aber der Darm durch fortſchreitendes Wachsthum länger wird als die Wirbelſäule, löſt er ſich von derſelben ab und legt ſich in Windungen knäuelförmig zuſammen. Ebenſo iſt er anfänglich mehr gleichartig und bildet erſt allmälig durch Verengerung oder Erweiterung, ſowie durch verſchiedenartige Entwickelung ſeiner Subſtanz, ſeine Abtheilungen aus.

Die beiden Enden des Rohres ſind, da daſſelbe aus einer Blaſe gebildet worden iſt, anfänglich geſchloſſen; ſie liegen aber an den entgegengeſetzten Enden des Rumpfes (Kopf und Schwanz) und berühren ſo die aus dem ſeröſen Blatte gebildete Rumpfwand, und werden hier von Nerven des Gehirns und Rückenmarks durchzogen und von willkürlichen Muskeln umlagert; endlich bricht ihre Wandung, wo ſie die äußere Oberfläche berührt, durch und bildet ſo die Öffnungen des Mundes und des Afters, wodurch das zuvor blind ſich endende Rohr zu einem an beiden Enden offenen Kanale wird.

Übrigens bildet der Darmkanal durch allmälige Ausſtülpung nicht allein ſeine eigenen Anhänge, ſondern auch die ihm gehörigen Bildungsorgane, Speicheldrüſen, Pankreas und Leber, außerdem aber auch die Athmungsorgane und Harnwege.

Wenn in dieſer Darſtellung von einem Ausziehen der Darmblaſe in ein Rohr, von einem Durchbrechen, Ein- und Ausſtülpen der Wandung die Rede geweſen iſt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß dadurch nur die Äußerung eines innern Geſtaltungsprozeſſes verſinnlicht werden ſoll, denn es iſt keine äußere Gewalt vorhanden, welche mechaniſch durch Druck, Stoß und Zug wirken könnte, ſondern alles geſtaltet ſich nach einem beſtimmten Typus durch innere Umwandlung der Subſtanz.

VIII. **Allgemeine Anſichten.** Der wahrhafte Kern des Lebens iſt das Selbſtgefühl, und alle übrigen Lebensäußerungen ſind nur ihm untergeordnete Mittel. Da es aber als ein Beſonderes an einen beharrlichen Träger geknüpft ſeyn muß, ſo wird es durch das Blutſyſtem materiell bedingt, inſofern von dieſem das lebendige Daſein ſeines Organs (des ſenſibeln Centralorgans) abhängt. Somit iſt dann eine ideelle und eine materielle Lebensſphäre gegeben.

Beide ſind, da alles beſondere Leben nur im Zuſammenhange mit dem univerſellen Leben beſtehen kann, von der Wechſelwirkung mit der Außenwelt abhängig. Dieſer Verkehr iſt ſeiner Beſchaffenheit nach theils dynamiſch (oder auf reine Thätigkeit bezogen), theils materiell, und ſeiner Richtung nach theils ingeſtiv (Empfindung und Einſaugung), theils egeſtiv (Bewegung und Ausſonderung). Eine vollſtändige Wechſelwirkung wird aber durch Flächenberührung vermittelt; und ſo ſchafft ſich denn der Organismus Oberflächen, welche mit der Außenwelt in Berührung treten.

Auf der unterſten Stufe des Thierreichs iſt das Leben noch einförmig, indifferent, und wie der Leib eine gleichartige Maſſe ohne ſenſibles Centralorgan und ohne Blutſyſtem iſt, ſo wird auch der geſamte Verkehr mit der äußern Natur ohne Unterſchied durch die Oberfläche der Subſtanz vermittelt. Nur in fortſchreitender Entfaltung in Gegenſätze ſteigert ſich das Leben. Der Gegenſatz iſt aber die Entwickelung eines Einigen nach zwei verſchiedenen Richtungen hin; ſeine Glieder ſind alſo nicht abſolut verſchieden, negiren einander nicht, ſondern jedes, aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel hervorgehend, prägt das Ganze auf beſondere Weiſe aus und ſchließt von der Eigenthümlichkeit des Ganzen etwas in ſich. In dieſem Sinne iſt das Folgende zu verſtehen.

Der völlig entwickelte Organismus zeigt den Gegenſatz eines auf Selbſtgefühl bezogenen, ſenſibeln (Gehirn und Rückenmark), und eines auf Materialität und Bildung bezogenen Centralorgans (Herz). Der übrige Leib iſt Peripherie, beſtimmt, durch Verkehr mit der Außenwelt das Leben der Centralorgane zu vermitteln, und ſcheidet ſich dann in einen animalen und einen pflanzlichen Theil, welche die äußere und innere Oberfläche bilden. Die animale Peripherie vermittelt Empfindung und willkürliche Bewegung und beſteht demnach aus dem Empfindungsſyſteme (Hautorgan) und dem Bewegungsſyſteme (Muskeln und Knochen), aus den dieſe beiden Syſteme mit dem Gehirne und Rückenmarke verknüpfenden Nerven und den als allgemeine Lebensbedingung hinzutretenden Gefäßen; die pflanzliche Peripherie bewirkt Einſaugung und Ausſcheidung, und ihre Beſtandtheile ſind die dieſen Funktionen unmittelbar vorſtehende Schleimhaut, die durch unwillkürliche Bewegung die Ausſcheidung vollbringende Muskelhaut, die dieſe Membrane mit dem Herzen in Verbindung ſetzenden Gefäße und die als Bedingungen der Einheit im thieriſchen Organismus hinzutretenden Nerven. Die animale Peripherie bildet außer den nächſten Umgebungen des ſenſibeln Centralorgans (Schädel und Wirbelſäule mit den dazu gehörigen Gebilden) die Wandungen des Leibes oder der Höhlen, welche die pflanzliche Peripherie enthalten, alſo am Schädel die Wandung der Mund- und Naſenhöhle (das Antlitz) und an der Wirbelſäule die Wandung der Rumpfhöhle (mit Einſchluß des Halſes, als einer verengerten Rumpfhöhle); die pflanzliche Peripherie bildet den Verdauungskanal. Dieſer aber entwickelt aus ſich in immer ſchärferer Scheidung und ſtrengerer Gegenſetzung Bildungsorgane, deren Erzeugniſſe zur Einſaugung (Speicheldrüſen und Pankreas) oder zur Ausſcheidung (Harn- und Zeugungswege) beſtimmt ſind, oder deren Leben beiden Richtungen zugewendet iſt (Lungen und Leber), ſowie die Rumpfwand an einzelnen Stellen zu Organen geſteigerter Empfindung (Sinnesorganen) oder geſteigerter Bewegung (Gliedmaßen) ſich entwickelt.

Wie dieſe Gegenſätze in der Thierreihe allmälig immer beſtimmter hervortreten, geht aus den oben (I—IV) im Umriſſe gezeichneten Bildungsverhältniſſen hervor; wie ſie im Laufe des Lebens ſich entfalten, möge hier in der Kürze angedeutet werden.

Die Keimhaut äußert überhaupt nur pflanzliches Leben und trägt den Keim des animalen noch mit jenem verſchmolzen in ſich. Ihr Schleimblatt (die künftige pflanzliche Peripherie) zeigt aber überwiegende Materialität, denn es berührt unmittelbar und umſpannt den eigentlichen und urſprünglichen Fruchtſtoff (den ölhaltigen Dotter), den ſie einſaugt und in Blut umwandelt. Das ſeröſe Blatt (welches ſich zur animalen Peripherie umgeſtalten ſoll) liegt an der Oberfläche unter der Oberhaut des Eies, welche entweder das ganze Ei *gegen die Außenwelt* begrenzt, oder durch einen dünnern, *ſecundären* Fruchtſtoff (Eiweiß) davon geſchieden iſt; es bewirkt alſo den äußern Verkehr, und zwar dynamiſch ingeſtiv durch Aufnahme der Eindrücke der Außenwelt (beſonders der Wärme), materiell ingeſtiv durch Einſaugung feinerer (namentlich luftförmiger) Stoffe und materiell egeſtiv durch Aushauchen wäſſeriger Theile.

Während das Hautorgan und der Darmkanal in ihrer Bildung begriffen ſind, zeigen ſie an beiden Enden des Leibes keine Öffnung, ſondern liegen hier dicht aneinander; wenn ſich aber ihre Lebendigkeit höher entwickelt, ſo wirken ſie an dieſen Stellen widerſprechend und feindlich auf einander, indifferenziren ſich alſo bis zur Vernichtung; ſowol die blinden Enden des Darmkanals, als auch die ſie überziehenden Stellen des Hautorgans welken, ſterben, werden aufgeſogen, und es öffnet ſich Mund und After. Während aber am Umkreiſe dieſer Mündungen die animale Peripherie vermöge der Nähe ihres Centralorgans mächtiger iſt als die hier liegenden äußerſten Theile des Darmkanals, und dieſe dem unmittelbaren Einfluſſe des animalen Lebens unterwirft, findet an der Nabelöffnung das entgegengeſetzte Verhältniß ſtatt. Hier nämlich, wo das Urorgan des Verdauungsſyſtems (die Darmblaſe) und das ſpätere Athmungsorgan des Embryo (der Fruchtkuchen) außerhalb der Rumpfhöhle liegen, iſt das pflanzliche Leben mächtiger und die Verbindungsgebilde jener Organe mit den Eingeweiden (Darmblaſengang und Nabelgefäße) geſtatten der animalen Peripherie nicht, ſich weiter auszubreiten, und ſomit ſchließt ſich die Rumpfwand hier erſt, nachdem jene Organe abgeſtorben ſind.

Nachdem der urſprüngliche Fruchtſtoff verzehrt iſt, treten bei dem Embryo beide Flächen in ein dieſer Periode eigenthümliches Verhältniß. Der Darmkanal nimt, da das animale Leben noch nicht freithätig wirkt, weder von außen auf, noch ſtößt er etwas aus; indeß ſetzt er Gecretionsprodukte in ſeine Höhle ab und ſaugt davon die aſſimilirbaren Theile wieder ein. Das Hautorgan dagegen ſaugt jetzt bei ſeiner höhern Permeabilität Nahrungsſtoff aus der Umgebung ein, und dünſtet noch nicht aus; ſecernirt indeß ſchon eine talgähnliche Subſtanz, und vermittelt die Empfindung, ſo weit dieſe jetzt möglich iſt.

Nach der Geburt werden die Funktionen mehr geſchieden. An dem begrenzenden Hautorgane wird das animale Leben überwiegend, während die Einſaugung immer ſchwächer und unweſentlicher wird, und die Ausſcheidung nur auf luftförmige und wäſſerige Stoffe, ſowie auf etwas talgige Subſtanz ſich beſchränkt. Im Darmkanale aber erreicht die Einſaugung und die Ausſcheidung gröberer Stoffe ihre größte Höhe.

Beide Flächen bleiben in ihrem allgemeinen Charakter einander gleich, in der Wechſelwirkung mit der Außenwelt, in der Berührung fremder Stoffe und in der Ausſcheidung, und ihre ſpecifiſche Differenz wird zum Theil ſchon durch das Verhältniß ihrer Lage beſtimmt. Die äußere Oberfläche wird von der Außenwelt umfaßt, bezeichnet die Individualität als eine Einzelnheit im Weltganzen, und vermittelt eine dynamiſche und mechaniſche Wechſelwirkung; die innere Oberfläche hingegen umfaßt vermöge ihres röhrigen oder blaſigen Baues einzelne fremde Körper, deren ſie ſich bemächtigt hat, überwältigt ſie und bewerkſtelligt mit Hilfe der an ihr geſammelten organiſchen Flüſſigkeit den chemiſchen Proceß der Verdauung. Wenn man einen Armpolypen umwendet, ſo wird die urſprünglich äußere, jetzt nach innen gewendete Fläche die verdauende, weil ſie die fremden Stoffe feſthält und umſchließt. Selbſt bei dem Menſchen ſieht man eine Umwandlung der Flächen in die entgegengeſetzte Form unter abnormen Verhältniſſen der Lage: wo die Schleimhaut (bei einem Vorfalle des Maſtdarms oder bei einem widernatürlichen After) nach außen geſtülpt iſt, wird ſie mit der Zeit dem Hautorgane ähnlich, bleich, dicht, glatt, trocken; wo dagegen eine Stelle des letztern lange Zeit hindurch mit einer andern Stelle deſſelben unausgeſetzt in Berührung geſtanden und ſomit eine permanente Höhle gebildet hat (wie in der Kniekehle bei ſteter Beugung), ſo wird ſie allmälig der Schleimhaut gleich, roth, weich, mit verdünnter Oberhaut und Schleim abſondernd. (*Burdach.*)

Darmkoth ſ. Darmexcremente.

Von Darmkrankheiten ſ. folgende Artikel: Darmentzündung ſ. Enteritis. Darmgicht ſ. Ilius. Darmfistel ſ. Fistel.

DARMSAFT (succus s. liquor entericus), eine ſeröſe Feuchtigkeit, welche, nebſt dem Darmſchleime, in die Höhle des ganzen Darmkanals aus deſſen feinſten Schlagaderenden ausſchwitzt, wenn die Darmſchleimhaut durch die Galle gereizt wird. Haller hielt ſie für ein Gemiſch aus Galle, Bauchſpeichel, dem Rückſtande der Speiſen und dem Darmſchleime, Fourcroy für einen klebrigen Schleim. Allein mit dem gewöhnlichen Stuhlgange geht nur ſehr wenig dieſes Saftes, den Darmkoth befeuchtend, ab, weil der größte Theil wieder von den Saugadern aufgenommen wird. Daher läßt ſich derſelbe ſchwierig ganz rein erhalten, außer bei chroniſchen Durchfällen, wo deſſen Ausſchwitzung oft ſo übermäßig iſt, daß in einem Tage viele Pfunde faſt ganz wäßriger Flüſſigkeit abgehen, die einen möglichſt reinen Darmſaft darſtellt und, gleich der Feuchtigkeit anderer Höhlen, größtentheils aus Waſſer, mit etwas Eiweißſtoff beſteht (Vergl. die Verdauung nach Verſuchen von F. Tiedemann u. L. Gmelin ꝛc. Heidelb. 1826. I. 1827. II.). (*Th. Schreger.*)

Darmschleim ſ. Schleim.

Darmseuche ſ. Krankheiten der Schafe.

DARMSHEIM, evangel. Pfarrdorf im Oberamte Böblingen und Neckarkreiſe des Königreichs Würtemberg mit 891 Einwohnern; Wollenſpinnerei und Weberei. (*Memminger.*)

DARMSTADT, Grossherzogthum, ſ. unter Hessen, Sect. II. Thl. VII. S. 164 flg. insbeſondere S. 170. flg. S. 186—198.

DARMSTADT, Kreis. I. Beſtandtheile. Dieſer Bezirk wurde im Jahre 1829, unter dem Namen Landrathsbezirk Darmſtadt, neu gebildet, erhielt aber im J. 1832, ſowie alle Landrathsbezirke, die Benennung eines Kreiſes. Derſelbe iſt zuſammengeſetzt: 1) aus der Stadt Darmſtadt, 2) aus dem Pfarrdorfe Beſſungen, nebſt dem Forſthauſe Böllenfallthor, 3) Schloß und Hof Kranichſtein, 4) Karlshof, Einſiedel und einigen einzelnen Häuſern. II. Lage und Grenzen. Der Kreis liegt zwiſchen dem 49°,49′, und 49°,56′ nördl. Breite und zwiſchen dem 26°,15′ und 26°,26′ öſtlicher Länge. Seine Grenzen ſind nördlich der Kreis Langen; öſtlich die Kreiſe Dieburg und Reinheim, ſüdlich der Kreis Bensheim und weſtlich der Kreis Dornberg. III. Natürliche Beſchaffenheit. Der Kreis iſt größtentheils eben; nur auf der öſtlichen Seite, gegen den Odenwald hin, ſind einige Anhöhen, wie der Herrgottsberg, 630 Par. Fuß hoch, der Buſenberg, die Ludwigshöhe. Der Boden iſt von großer Verſchiedenheit, iſt aber doch meiſtens Sand, und zwar theils Flugſand, theils mit Moorerde und Granit oder Granitſand vermiſcht. Der häufige Flugſand iſt für die Bewohner von Darmſtadt und der Umgegend ſehr beſchwerlich, beſonders zu heißer Sommerszeit. Am beſten und ſehr fruchtbar iſt der Boden auf der öſtlichen Seite, wo auch die meiſten Gemüßgärten ſich befinden. Auch Lehmboden kommt vor mit grünem und rothem Thon. Die Gewäſſer ſind kaum nennenswerth. Das Darmbächlein, welches man allenthalben überſchreiten kann, bewäſſert Darmſtadt und verliert ſich unterhalb dieſer Stadt im Sande. Teiche ſind der große und kleine Woog und der Steinbrücker Teich. IV. Bevölkerung. Dieſe beträgt 25090 Selen, worunter 22356 Proteſtanten, 2154 Katholiken und 580 Juden ſich befinden, welche zuſammen eine Stadt, ein Pfarrdorf, mehre Höfe, überhaupt gegen 1500 Häuſer bewohnen. V. Naturprodukte. a) Aus dem Thierreiche: 652 Pferde, 17 Fohlen, 11 Bullen, 4 Ochſen, 822 Kühe, 135 Rinder, 625 Schafe, 1103 Schweine, 181 Ziegen. Fiſche in verſchiedenen Teichen; Wildpret verſchiedener Art. b) Aus dem Pflanzenreiche: Korn, Gerſte, Spelz, Hafer, Hei dekorn, Kartöffeln, Spargel, Mohn, Obſt; viel Gemüſe, etwas Hanf. c) Aus dem Mineralreiche: Granit, in großen Blöcken und Geröllen. Mandelſtein, in mehren Abſtufungen und großer Menge. Beträchtliche Steinbrüche bei den Dreibrunnen. Kalkſpath, Röthel, Trippel, Schwerſpath, Quarz, Steinmark, Jaspis, Porphyr, Lehm, Thon, Kies. Kupfergruben. VI. Gewerbe und Handel. Hievon iſt bei Darmſtadt die Rede. Im Bezirke oder Kreiſe befinden ſich mehre Mühlen und Ziegelhütten. VII. Verwaltung. a) Adminiſtrativ-Verwaltung: ein Kreisrath und zwei Bürgermeiſter, zu Darmſtadt nämlich und Beſſungen. b) Juſtizverwaltung: Stadtgericht zu Darmſtadt. c) Finanzverwaltung: das Rentamt zu Darmſtadt umfaßt den Kreis Darmſtadt und 11 Bürgermeiſtereien aus dem Bezirke oder Kreiſe Langen. d) Steuerverwaltung: der Kreis gehört zur Obereinnehmerei Darmſtadt. e) Forſtverwaltung: der Kreis gehört zum Forſte Darmſtadt, welcher in 4 Reviere eingetheilt iſt, welche ſich, außer Darmſtadt, in die Bezirke Langen und Offenbach ausdehnen. f) Kirchenverwaltung: das evangeliſche Dekanat Darmſtadt (und Pfungſtadt) erſtreckt ſich über die evangeliſchen Pfarreien in Darmſtadt und Beſſungen, außerdem aber noch über 13 Pfarreien in andern Kreiſen. Das katholiſche Dekanat Darmſtadt hat unter ſich, außer Darmſtadt, die Pfarreien in Geinsheim und Hasloch. (*Dahl.*)

DARMSTADT, im Kreiſe gleiches Namens, Haupt- und Reſidenzſtadt des Großherzogthums Heſſen, liegt in einer von den Vorhöhen des Odenwaldes, dem Rhein und Main begrenzten Ebene, da wo die Landſtraßen von Frankfurt durch die Bergſtraße und vom Rhein durch den Odenwald ſich durchkreuzen, und unter dem 49°, 52′, 24″ nördl. Breite und unter dem 26°, 19′, 30″ öſtlicher Länge. ſowie 380 Par. Fuß über der Meeresfläche erhaben. Dieſe Stadt hat beinahe anderthalb Stunden im Umfange, iſt aber ſehr weitläufig gebaut und hat ihren Namen von einem ganz unbedeutenden Bächelchen Darm, wie man gewöhnlich annimt. Ihre Geſchichte iſt kürzlich folgende: Schon in dem älteſten Todtenbuche der Mainzer Domkirche kömmt der Ort Darmundeſtat vor, in welchem der Graf Siegeboto der Mainzer Kirche 5 Solidos ſchenkt. Auch in dem Lorſcher Schenkungsbuche kommt bemeldeter Ort, jedoch nur ein einziges Mal, vor, wo jedoch das Alter der Urkunde nicht angegeben iſt. Soviel iſt gewiß, daß ſie in den Zeitraum zwiſchen das achte und eilfte Jahrhundert gehört. Die Grafen von Katzenelnbogen kamen in den Beſitz von Darmſtadt, welches 1319 eine Villa (Dorf) genannt wird und Würzburgiſches Lehn war. Kaiſer Ludwig der Baier bewilligte 1330 dem Grafen Wilhelm I. von Katzenelnbogen für Darmſtadt Stadt- und Feſtungsrechte, einen Wochen- und einen Jahrmarkt. Bald darauf erhielt die Stadt — die jetzige Altſtadt — ihre hohen und wohlverwahrten Mauern, auch mehre andere Befeſtigungen nach damaliger Art. Ein Schloß wurde daſelbſt erbaut, und dieſes wurde der gewöhnliche Sitz der Grafen. Im J. 1403 hielt der rheinländiſche Adel ein berühmtes Turnier zu Darmſtadt. Nach Philipps, des letzten Grafen von Katzenelnbogen, Tode, 1479, kam Darmſtadt durch eine Erbtochter an den Landgrafen Heinrich III. von Heſſen. Im J. 1518 (nicht 1516) ward bemeldete Stadt von Franz von Sickingen belagert, aber bald durch einen Vergleich gerettet. Im ſchmalkaldiſchen Kriege wurde dieſelbe von dem kaiſerlichen General Grafen von Büren belagert, eingenommen und der alte Sitz der Grafen von Katzenelnbogen in die Luft geſprengt. Nach Philipps des Großmüthigen Tode, 1567, kam Darmſtadt und die Grafſchaft Katzenelnbogen an deſſen jüngſten Sohn, Georg I., der die heſſen-darmſtädtiſche Linie ſtiftete und ſeine Reſidenz in Darmſtadt nahm. Er vergrößerte die Stadt und fing im J. 1568 einen neuen Schloßbau an. Unter Landgraf Ludwig V. wurde die Stadt nach Nordoſten hin über ihre alten Mauern ausgedehnt. Im 30jährigen Kriege, ſowie in dem franzöſiſchen Mordbrennerkriege zu Ende des 17. Jahrhunderts, hatte die Stadt viel Ungemach auszuſtehen. Die Landgrafen Ludwig VI. und Ernſt Ludwig trugen wieder Manches zur Erweiterung und Verſchönerung der Stadt bei, womit ihre Nachfolger fortfuhren. Das Meiſte aber that der Großherzog Ludwig I., unter *deſſen Regirung* die Stadt Darmſtadt ihren höchſten Glanz *erreichte*. Die alten Mauern wurden größtentheils abgetragen, ſowie die alten Thore; die ganze Stadt wurde nach allen Richtungen erweitert, und viele ganz regulär gebaute Straßen mit ſchönen großen Gebäuden gleichſam hervor gezaubert. Darmſtadt war, in kirchlicher Hinſicht, anfangs ein Filial von Beſſungen, ſpäter wurde dieſes letztere Dorf eine Tochter von Darmſtadt und endlich eine eigene Pfarrei. Mit der Reformation hörte auch das dortige Halbſtift auf, und die lutheriſche Konfeſſion wurde als die einzige eingeführt. Erſt in den neueſten Zeiten bekamen die reformirten und katholiſchen Konfeſſionen freien und öffentlichen Gottesdienſt.

Darmſtadt iſt der Sitz aller Central-Oberbehörden und der Provinzialbehörden der Provinz Starkenburg. Man findet 8 Thore, worunter 1) das Main-, 2) das Rhein-, 3) das Neckar-, 4) das Beſſunger-, 5) das Jäger- und 6) das Sporer Thor. Das ſchönſte iſt das Rheinthor. Durch daſſelbe führt die Straße nach dem Rhein. Durch das Mainthor geht die Straße nach Frankfurt und nach Offenbach. Durch das Neckarthor zieht die Straße nach der Bergſtraße, Mannheim und Heidelberg. Dieſe drei Thore haben auf beiden Seiten ſchöne Wachthäuſer, abwechſelnd mit ioniſchen und doriſchen Säulen. Durch das Jägerthor führt die Straße nach Dieburg und in den Odenwald. Vorſtädte hat Darmſtadt drei: die Pankratius- (Bangerts-), die Dieburger- und Beſſunger Vorſtadt. Die erſtere iſt die größte und liegt vor dem Sporerthore, die zweite iſt vor dem Jägerthore und die dritte vor dem Beſſungerthore gelegen. Letztere iſt die ſchönſte und zieht ſich ganz nach Beſſungen hin. Die Stadt ſelbſt theilt ſich in die Alt- und Neuſtadt ab. Erſtere iſt zum Theil noch mit der alten Stadtmauer und mit Thürmen umgeben, hat mehre ganz verſchiedene Bauarten und meiſtens enge, winkelichte und finſtere Gaſſen. Die Neuſtadt hingegen beſteht aus breiten, geraden, ſich rechtwinkelig durchſchneidenden Straßen, unter welchen die Rheinſtraße (355 Klafter lang) und die Neckarſtraße (200 Klafter lang) die ſchönſten ſind. Man zählt 72 Straßen, Gaſſen und Gäßchen, welche in 9 Diſtrikte eingetheilt ſind. Plätze hat die Stadt 12, worunter 1) der Louiſenplatz in der Form eines Achtecks, mit ſchönen Umgebungen und einem Springbrunnen; 2) der Marktplatz in der Altſtadt, mit dem Stadtrathhauſe und der Hauptfronte des Schloſſes; 3) der Paradeplatz, mit Stein- und Ketteneinfaſſung, begrenzt vom Schloſſe und dem Zeughauſe; 4) der Mainplatz, neu und ſchön angelegt und mit Bäumen bepflanzt, aber ohne Einfaſſung, von dem neuen Kollegiengebäude und dem Marſtalle begrenzt; 5) der Neckarplatz, mit Stein- und Ketteneinfaſſung, auch mit Platanen ſchön bepflanzt und begrenzt von der neuen Kavalleriekaſerne; 6) der Ballonplatz, unfern des Jägerthores, begrenzt von der neuen Infanteriekaſerne; 7) der Ludwigsplatz ꝛc. Sodann hat die Stadt 37 öffentliche Brunnen. Außer 1270 Wohnhäuſern zählt die Stadt 53 öffentliche Gebäude, unter denen vorzüglich zu bemerken ſind: 1) das großherzogliche Reſidenzſchloß. Dieſes beſteht aus ſehr ungleichartigen Theilen, die mit einem trockenen Graben — zu botaniſchen Pflanzungen benutzt — umgeben ſind. Der älteſte Bau iſt vom J. 1568; ein neuer großer Schloßbau wurde 1629 aufgeführt, der aber im J. 1715 abbrannte; 1664 wurde der ſogenannte Glockenbau angefangen, mit einem Thurme, worauf ſich das 1671 errichtete ſchöne Glockenſpiel befindet. Endlich wurde im J. 1717 ein neuer Bau unternommen, aber kaum zum vierten Theile ausgeführt. Das ganze Schloß hat drei Höfe, von acht großen Flügeln und der Hofkapelle eingeſchloſſen, welche zuſammen 455 Fuß in der Länge und 400 Fuß in der Breite haben. Der gegen den Markt ſtehende Hauptflügel iſt 400 F. und der Seitenflügel gegen den Paradeplatz hin 230 F. lang und beide ſind 60 F. breit. In dieſem Theile des Schloſſes befinden ſich: die Hauptwache, das Archiv, die Hauptſtatskaſſe, das Muſeum, die Bibliothek, der Concertſaal ꝛc. 2) Das Palais des Groß- und Erbprinzen, auf dem Louiſenplatze, worin aber auch gegenwärtig der Großherzog wohnt. 3) Das Palais, welches vormals dem Landgrafen Chriſtian gehörte, in der Louiſenſtraße. Daſſelbe hat auf der Zinne ein Belvedere. 4) Das Hofoperntheater; es wurde in den Jahren 1818 und 1819 gebaut und zwar im italieniſchen Stile mit 6 koloſſalen, korinthiſchen Säulen, worauf der Fronton ruhet. Daſſelbe faßt gegen 2000 Zuſchauer und iſt eins der ſchönſten Theatergebäude in Teutſchland. 5) Das alte Opernhaus; es wird gegenwärtig nur zu Theaterarbeiten gebraucht und von dem Maſchinenmeiſter bewohnt. 6) Das Geſellſchaftshaus oder Caſſino, welches im J. 1818 vollendet wurde. Man findet hier eine ſehr reiche Lectüre. Der Tanzſaal hat nur ein Bogenfenſter und iſt einer der ſchönſten ſeiner Art in Teutſchland. Er wird bei landſtändiſchen Verſamlungen von der zweiten Kammer zu ihren Sitzungen benutzt. 7) Die große Infanteriekaſerne am Ballonplatze wurde erſt vor kurzem vollendet und iſt ein impoſantes Gebäude. Noch ſchönera ber iſt 8) die neue Kavalleriekaſerne am Neckarthore; dieſe wurde im J. 1827 beendiget und von 4 Schwadronen Chevauxlegers (386 Mann) bezogen. 9) Das Zeughaus, vormalige Exercirhaus, auf dem Paradeplatz, wurde 1771 von dem Baumeiſter Schuhknecht erbauet. Das Innere bildet einen einzigen, 32 Fuß hohen Saal, deſſen Decke von keiner Säule getragen wird. Der ganze Dachſtuhl iſt künſtliches Hängewerk. Das ganze Gebäude iſt in ſeiner Art einzig und ſehenswerth. 10) Der neue Marſtall am Mainthore, ein dreiflügeliches, großes, ſchönes Gebäude. 11) Die beiden Kollegienhäuſer, 1777 und 1827 erbaut. Das neueſte iſt das ſchönſte, höchſte und größte. 12) Die Stadtkirche, ein altes, unanſehnliches Gebäude, zum Theil noch aus den Zeiten der Grafen von Katzenelnbogen. In derſelben iſt die Begräbnißgruft für die großherzogliche Familie. Der viereckige Thurm iſt 200 Fuß hoch, aber alt und baufällig. Auf demſelben wohnt ein Thürmer. 13) Die kathol. Kirche, auf dem Riedeſelsberge, iſt eine große Rotunde mit 28 korinthiſchen Säulen, jede von 49 F. Höhe und 5½ F. Dicke. Jedes der ſchön geformten Kapitäle wiegt 32 Ztr. Auf dieſen Säulen führt eine Gallerie rings umher, und darüber wölbt ſich die herrliche Kuppel. Der Durchmeſſer des untern Raums beträgt 173, der der Kuppel 134 F. im Lichten, und in der Höhe mißt ſie 120 Fuß. Das Licht fällt nur durch ein einziges großes Fenſter in der Mitte der Kuppel herein und erhellt die Kirche hinlänglich. Im Jahre 1822 wurde von dem Großherzoge ſelbſt der Grundſtein zu derſelben gelegt, und im J. 1827 wurde ſie am 16. Sept. feierlich eingeſegnet. 14) Eine dritte aber kleine Kirche iſt die Hofkirche im Innern des Schloßgebäudes, und eine vierte iſt 15) die kleine Kirche oder Kapelle auf dem vormaligen Kirchhofe, welche viele Jahre hindurch den Reformirten zu ihrem Gottesdienſte diente. 16) Die Freimaurerloge, im ägyptiſchen Stile 1816 erbaut. 17) Die Synagoge der Juden hat nichts beſonderes. 18) Das Gymnaſium oder Pädagogium erhielt im J. 1628 ein eigenes Gebäude, welches aber gegenwärtig ſehr baufällig iſt, und ſoll das Waiſenhaus, welches von keinen Waiſen mehr bewohnt wird, für das Gymnaſium eingerichtet werden. 19) Das Stadtrathhaus auf dem Speiſemarkt, ein großes, regelloſes Gebäude, welches 1680 gegründet wurde. 20) Das Armenhaus wurde 1808 erbauet und erſt neuerdings durch ein Krankenhaus erweitert. Neben demſelben ſteht 21) das Korrektionshaus. 22) Das Arreſthaus mit den Criminalgefängniſſen, ein altes, finſteres Gebäude. Endlich hat die Stadt mehre Schulhäuſer, jedoch noch keines für die katholiſche Schuljugend.

Die Bevölkerung von Darmſtadt und den zugehörigen Höfen betrug im J. 1830, mit Ausſchluß der Militärperſonen, welche nicht als ſeßhaft angeſehen werden können, 23242 Selen, worunter 20579 Proteſtanten, 2107 Katholiken und 556 Juden gezählt wurden. Die proteſtantiſche Stadtgemeinde hat drei Pfarreien, nämlich: die Stadt-, Hof- und Garniſonspfarrei. Erſtere hat 4, die zweite 2, und die dritte einen Geiſtlichen. Unter denſelben iſt ein Dekan für das Dekanat Darmſtadt und Pfungſtadt. Die Bevölkerung iſt in Darmſtadt innerhalb 18 Jahren beinahe um das Doppelte und in 31 Jahren beinahe auf das Dreifache geſtiegen. Die Garniſon beſteht aus zwei Regimentern Infanterie, 4 Schwadronen Kavallerie, nebſt der reitenden und Fuß-Artillerie. Beide haben neue und ſchöne Kaſernen; desgleichen auch die Infanterie und Kavallerie. Ein überaus ſchönes, neues Hoſpitalgebäude oder Lazareth ſteht für das Militär vor dem Jägerthore. — Die Hauptnahrungszweige der Bewohner von Darmſtadt ſind Gewerbsinduſtrie, Handel, Acker- und Gartenbau. Man findet hier einige Tabacks- und Wachslichterfabriken, eine Tapeten- und eine Silberwarenfabrik, eine Fabrik in gefärbtem Papier; ſodann Kutſchen-, Regenſchirm-, Stärke-, Blumen- und Spielkarten Fabrikanten, 8 Buchhandlungen, mehre Buchdruckereien, Kupfer- und Steindruckereien, mehre geſchickte Kupferſtecher, ein lithographiſches und ein zinkographiſches Inſtitut, welche vortreffliche Arbeiten liefern. Auch werden hier vorzügliche mathematiſche, phyſikaliſche und muſikaliſche Inſtrumente verfertiget. Man findet ferner ſehr geſchickte Graveurs, Gold- und Silberarbeiter, Maler, Lakirer, Vergolder, Goldſticker, Möbelkunſtſchreiner, Kunſtſchloſſer, Dreher, Schönfärber und ſonſtige feine und andere Gewerbe in Menge. Der Handel iſt auf Detailverkauf und auf Krämerei beſchränkt. Wochenmärkte ſind zwei, wöchentlich ein Frucht-, Heu- und Strohmarkt, und zwei Jahrmärkte, wovon jeder 14 Tage dauert. Der Hof, die vielen Statsbehörden und die Garniſon geben einen bedeutenden Erwerb; die neuen Bauten haben aber ſehr abgenommen. — Für den Schulunterricht iſt ſehr gut geſorgt. Man findet hier ein Landesgymnaſium, aus 5 Klaſſen beſtehend, mit 7 ordentlichen und 5 außerordentlichen Lehrern beſetzt. Außerdem iſt hier eine Real- oder höhere Bürgerſchule, beſonders zum Unterrichte künftiger Kaufleute, Künſtler, Ökonomen, Apotheker, Rechnungsführer ꝛc. beſtimmt. Bürger- oder Stadtſchulen hat die Stadt ſechs, dann eine Stadtfreiſchule, eine Zeichnenſchule, eine Geſangſchule, eine Garniſonſchule, zwei Arbeitsſchulen, eine höhere Militärſchule für Officiere und Unterofficiere, mehre Privatlehranſtalten für Knaben und Mädchen ꝛc. — Bedeutend und zum Theil großartig ſind die Samlungen für Literatur und Kunſt. Namentlich 1) die Hofbibliothek, von Ludwig VI. gegründet, von dem Großherzoge Ludwig I. anſehnlich vermehrt und jetzt aus 120000 Bänden beſtehend; 2) das ſehr reichhaltige Landesarchiv; 3) die Bildergallerie, in 9 Sälen aufgeſtellt und nach den verſchiedenen Schulen abgetheilt, mit vielen vortrefflichen Gemälden, beſonders aus der niederländiſchen Schule; 4) die Antikenſamlung, beſtehend in Vorſtellungen der Ruinen des alten Roms und Gypsabdrücken antiker Statuen und Büſten; 5) ein ſehr reichhaltiges Naturalienkabinet aus den drei Reichen der Natur, vorzüglich dem Thierreiche; 6) ein Münz- und Medaillenkabinet; 7) eine Waffen- und eine Trachtenſamlung, ſowie von Glasmalereien. 8) Das ſogenannte alte Muſeum, beſtehend in einer Samlung von Kunſtwerken aller Art und Zeit, in 10 Sälen aufgeſtellt, nebſt einer reichen Samlung von Handzeichnungen großer Meiſter, Kupferſtichen alter und neuerer Künſtler, endlich phyſikaliſcher und mathematiſcher Inſtrumente. Auf dem ſogenannten Glockenthurme im Schloſſe befindet ſich ein Glockenſpiel von 28 Glocken, welche von Franz Hemony in Amſterdam gegoſſen und im J. 1670 aufgehängt wurden. Daſſelbe ſpielt alle halbe Stunden von ſelbſt und kann auch nach Belieben geſpielt werden. Außer den Kunſt- und literariſchen Samlungen im Schloſſe findet man auch mehre ſchöne Privatſamlungen in der Stadt. — Zu den Wohlthätigkeitsanſtalten in Darmſtadt gehören: 1) das Armen- und Krankenhaus für Bedürftige und Kranke aller Art. 2) Eine Arbeits- und Erziehungsanſtalt für Erwachſene und Kinder, die gern arbeiten, aber keine Arbeit finden können. 3) Ein Frauenverein zur Unterſtützung der Armen. 4) Eine Anſtalt für arme und kranke Juden. Für das Militär beſteht eine eigene, ſehr gut eingerichtete Krankenverpflegung in dem neuen, ſehr geräumigen Lazarethe. Außer dieſen Anſtalten beſtehen noch folgende: 1) *ein Pfandhaus* und Leihanſtalt; 2) eine Sparkaſſe; 3) *eine Bibelgeſellſchaft*, und noch mehre andere. — Zur Unterhaltung dienen: a) das Hofoperntheater, worin aber gegenwärtig nur höchſt ſelten geſpielt oder geſungen wird; b) das Caſſino und einige andere Geſellſchaften; c) der Schloßgarten (Herrngarten) und mehre andere ſchöne Gärten in den Umgebungen von Darmſtadt; d) der Karlshof und die Windmühle; e) das Beſſunger Chauſſeehaus; f) die Faſanerie ꝛc., endlich g) einige Leihbibliotheken und Leſezirkel. — Darmſtadt iſt der Sitz der höchſten Statsbehörden und Landeskollegien, namentlich: 1) des großherzoglichen Statsminiſteriums; 2) des Adminiſtrativjuſtizhofes, auch Lehenshofes für die Provinzen Starkenburg und Oberheſſen; 3) der Oberfinanzkammer; 4) des Oberappellationsgerichtes und Kaſſationshofes; 5) des Medizinalkollegiums für die drei Provinzen; 6) des Oberkonſiſtoriums für dieſelben; 7) des Oberſchulkollegiums für dieſelben; 8) des Hofgerichtes für die Provinz Starkenburg; 9) eines Stadtgerichtes ꝛc.

Das Wapen der Stadt Darmſtadt beſteht aus einem blauen Felde, das von einem mit einer weißen Kugel bezeichneten, ſchwarzen Querbande durchſchnitten wird. In dem untern Theile des blauen Feldes ſteht eine weiße Lilie, im obern ein halber rother Löwe. — Von Darmſtadt hat man mehre ſchöne Anſichten, und zwar a) eine alte von 1655 in Merians Topographia Hassiae; b) Anſicht von der Oſtſeite, ein gemalter Kupferſtich von 1826; c) Anſichten von Darmſtadt und deſſen Umgebungen, 2 Lieferungen mit 12 ausgemalten Blättern; d) mehre Anſichten einzelner Gegenſtände in und bei Darmſtadt ꝛc. (*Dahl.*)

Darmsteine ſ. d. Art. Concremente, animaliſche.

DARNETAL, Marktflecken im Bezirk Rouen des franz. Dep. Nieder-Seine, ½ Stunde öſtlich von Rouen an den Flüßchen Robec und Aubette gelegen, hat 2

Kirchen, 600 Häuſ. und 5800 Einwohner, welche ſich größtentheils von den bedeutenden Wollfabriken nähren, die vorzügliche Tuche, Façon d'Elbeuf, Eſpagnolettes, Ratines, Flanell und Decken liefern. Auch ſind hier Färbereien, Bleichen, Papier- und Krappmühlen und Twiſtſpinnereien. (*H.*)

DARNEY, Kantonshauptſtadt im Bezirk Mirecourt des franz. Depart. des Vosges (Wasgau). Sie liegt auf einem Felſen an der Saonne und hat 240 Häuſ. und 1033 Einwohner. (*Leonhardi.*)

Darnis ſ. Derne.

DARNIS, *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung der Hemipteren, aus Membracis geſondert, von Latreille (*Cuvier* regne animal ed. 2. V, 219.) unter die Abtheilung Cicadella der Cicadarier geſtellt. Die Gattungskennzeichen beſtehen blos darin, daß der Thorax nach hinten verlängert iſt, daß dieſe Verlängerung ganz oder zum Theil den Hinterleib und die Flügeldecken bedeckt und die Geſtalt eines langen, gewölbten Dreiecks hat. Die wenigen Arten leben in Südamerika. Als Typus gilt D. cimicoides. Vergl. noch Membracis. (*D. Thon.*)

DARNLEY (9° 34′ ſüdl. Br., 160° 80′ L.), eine Inſel an der Weſtküſte von Neuguinea, welche von den Eingebornen Wamfax genannt wird. Sie hat 4 Meil. im Umfange, eine abwechſelnde Oberfläche und, bei großem Mangel an ſüßem Waſſer, doch eine reiche Vegetation und Überfluß an Holz und Manglebäumen; auſſerdem erzeugt ſie ſüße Kartoffeln, Yams, Piſangs, Kokosnüſſe und Zuckerrohr. Die Einwohner, welche den Papuas in Neuguinea gleichen, ſind zahlreich, wie dieſe, Anthropophagen, und wohnen in Ortſchaften von 10 bis 12 Hütten, deren vornehmſte Verzierungen Menſchenſchädel ſind. Die Inſel wurde 1792 von Bligh entdeckt; in der Treacherousbai waren die Gefährten von Bampton, Capt. Hill, Shaw und Carter nebſt 5 Matroſen von den Einwohnern niedergemacht worden. (Haſſel Erdbeſchr. v. Auſtralien. Weim. 1825. S. 212.) (*Leonhardi.*)

DARNLEY, Heinrich Stuart; Lord, Sohn des Grafen von Lenox, der von einem Zweige des Hauſes Stuart abſtammte, und der Margaretha Douglas, der Tochter der Margaretha von England, der Schweſter Heinrichs VIII., wurde geboren 1541, am 29. Jul. 1565 Gemahl der Maria Stuart mit dem Titel eines Königs von Schottland, und verlor ſein Leben zu Edinburg den 9. Febr. 1567 (S. Maria Stuart). (*H.*)

DAROCA, Ciudade in der ſpaniſchen Provinz Aragon, am Fluß Xiloca, zwiſchen zwei Hügeln in einer fruchtbaren Ebene, hat 2863 Einwohner, 1 Collegiatſtift, 7 Pfarrkirchen, 6 Klöſter, 3 Hospitäler. Die ehemals häufigen Überſchwemmungen ſind jetzt durch einen unterirdiſchen Kanal gehemmt. In der Nähe erfocht der König Alfons I. im J. 1121 einen glänzenden Sieg über die Mauren. (*H.*)

DARÓCZ oder Darótz, eilf Ortſchaften in Ungern und drei Ortſchaften in Siebenbürgen, von welchen folgende angeführt zu werden verdienen: 1) Király-Darócz (König-Darócz), Kruszana-Darócz, Darrholz, walachiſch Doroß, ein Marktflecken, deſſen eine Hälfte in Oberungern jenſeits der Theiß, Szatmarer Geſpanſchaft, Kraßnaközer Bezirk, die andere Hälfte in Siebenbürgen, in der mittleren Szolnoker Geſpanſchaft, im äußern oder untern Kreiſe und Tarnader Bezirk liegt und den Grafen Károlyi und andern adeligen Beſitzern gehört, vom Fluſſe Kraßna durchſtrömt, mit magyariſchen, teutſchen und walachiſchen Einwohnern, einer katholiſchen, reformirten und griechiſch-unirten Kirche. Einwohnerzahl im ungriſchen und ſiebenbürgiſchen Antheil 1260. Der Ackerboden iſt fruchtbar und nur ein Dritttheil deſſelben iſt Überſchwemmungen ausgeſetzt, was auch von den Wieſen, die gutes Heu erzeugen, gilt. Die Weide iſt ausgebreitet und gut. An Brenn- und Bauholz iſt kein Mangel. Die Einwohner haben auch Weingärten zu Szatmar und Erdöd, und mehre erzeugen Gemüſe, vorzüglich aber guten Kopfkohl zu Sauerkraut und bauen viel Hanf an. Zum Abſatze der erzeugten Produkte iſt gute Gelegenheit auf den Marktplätzen zu Nagy Károly und Szatmár. — 2) Magyariſches Pfarrdorf in Niederungern jenſeits der Donau, Baranyer Geſpanſchaft und Bezirk, zur Herrſchaft Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs Karl gehörig, auf einem erhabenen Orte an den Donauſümpfen unweit des Einfluſſes der Drau in die Donau, mit 90 Bauernſeſſionen, einer reformirten Kirche und meiſtens reformirten Einwohnern, ſehr fruchtbarem Boden. — 3) Nagy (Groß-) Darócz, ſlawiſch Welke Drawce, magyar. Dorf in Niederungern dieſſeits der Donau, Neograder Geſpanſchaft, Fileker Bezirk, mehren adeligen Familien gehörig, mit einer katholiſchen Pfarre, ſehr fruchtbarem Ackerboden, der faſt gar nicht gedüngt wird und treffliches Getreide, Kukurutz (Mais), Melonen und Kopfkohl erzeugt. Die Einwohner mäſten in ihren Eichenwaldungen viele Schweine und ziehen auch viel Rindvieh und ſchöne Pferde auf. — 4) Darócz, Draucze, Pfarrdorf in Oberungern dieſſeits der Theiß, Unghvarer Geſpanſchaft, Minaſer Bezirk, zur Kameralherrſchaft Unghvár gehörig, ½ Stunde von Unghvár, mit einer kathol. Pfarre und guten Weingebirgen. — 5) Tibold-Darócz, magyar. Dorf in Oberungern dieſſeits der Theiß, Borſchoder Geſpanſchaft, Erlauer Bezirk, der Familie von Tibold gehörig, unter dem Weingebirge Bik, am Fluſſe Karſipataka, in einem Thale, mit fruchtbarem Boden, hinlänglicher Weide und Holz, Weinbau. (*Rumy.*)

DARÓCZ, Franz, ein Unger aus der Beregher Geſpanſchaft, der nach Iſtvánffi (Cap. 83.) während der unruhigen Zeiten unter Baſta in Siebenbürgen Kanzler und ſpäter in Ungern Präſident der Zipſer Kammer war und am 1. Mai 1616 ſtarb. Von ihm erſchien im Drucke eine Descriptio rerum in Transilvania gestarum post Moldavicam expeditionem. 1600. 4. (*Rumy.*)

DAROMA *). Hierunter verſtehen Euſebius und Hieronymus im Onomaſtikon den ſüdlichen Theil von Ju-

---

*) Griechiſch *Δαρωμᾶς*. Zufällig kommt aber der Nom. nicht vor. Über Daroma vergl. Reland. Palaestina. p. 185 ff.

däa, welcher ſüdlich (s. v. Lachis) von Eleutheropolis in das Gebiet dieſer Stadt eingreift (s. v. Esthemo), ſich über Ziklag an den Bezirk Gerarittika anlehnt (s. v. Gerar) und öſtlich ſich bis zum todten Meere hin erſtreckt (s. v. Gadda). Ob die genannten Schriftſteller auch noch die Wüſte Maon mit zu Daroma gerechnet haben, iſt nicht ganz deutlich, aber wahrſcheinlich **). Der Name Daroma iſt aus dem Hebräiſchen דָּרוֹם beibehalten und bedeutet die Mittagsgegend, wie ſchon Hieronymus (s. v. Duma) erklärt: in Daroma, hoc est ad australem plagam. Die gewöhnlichere Bezeichnung des ſüdlichen Paläſtina war übrigens אֶרֶץ הַנֶּגֶב, wofür aber ſchon die Targumim דרום gebrauchen. (*Tuch.*)

DARRBLEI, kupferhaltiges Blei, welches bei dem Darren der Kühnſtöcke in dem Darrofen zuerſt abfließt (vergl. Blei). (*Th. Schreger.*)

DARREN (Dörren), Excoctio s. Eliquatio secundaria, Recoctio, Ressuage, Resudation, Risudamento, heißt in der Hüttenkunde ein zweiter Saigerungsproceß, welchen man mit dem noch vieles ſilberhaltiges Blei nach der erſten Schmelzung oder Abſaigerung mit ſich führendem Kupfer bei einer ſtärkern Hitze in beſondern Saigerdarröfen (ſ. Ofen) vornimt, um das zurückgebliebene Blei und Silber vollends abzutreiben. — Über das Dörren des Malzes ſ. d. Art. Bierbrauen, 10. Th. S. 135 ꝛc. — Über das Dörren des Obſtes ſ. den Art. Obſt ꝛc. (*Th. Schreger.*)

DARREN zum Abtrocknen des Obſtes (ſ. Obſt); zum Abtrocknen friſcher Gewächſe ꝛc. ohne Rauch in Wärmeſtuben ꝛc. dienen 1) Rahmen mit Holzſpangeflechte oder Drathgitter, worüber auch wol Baſtmatten oder Binſendecken, Papier ꝛc. gelegt werden. Doch ſind die Baſtmatten weniger vortheilhaft, weil ſie leicht ihren Geruch den Vegetabilien mittheilen. — Zum Abtrocknen friſcher Pflanzentheile eignen ſich auch 2) im Kleinen die ſandleeren Digeſtoria oder eiſernen Trockenplatten, die auf der untern Seite eines Digeſtorium (ſ. dieſen Artikel und den Artikel Öfen) angelegt ſind, ſo daß deſſen Thurm damit in Verbindung ſteht und die Trockenplatte dann erhitzt wird, wenn man die Digeſtion bei Seite ſetzen kann. Durch einen Schieber ſchließt ſich indeß die Feuerflucht, ſo lange die Wärme zum Trocknen nöthig iſt; 3) läßt ſich zu demſelben Zwecke Pictets Abdämpfungsapparat und Göttlings danach eingerichtete Abrauchegeräthſchaft (ſ. deſſen Taſchenbuch der Apothekerk. 1798), der untere Behälter mit ſeinem Zugrohr, wenn er nur aus Eiſenblech kleiner gearbeitet und mit Papier zum Aufſtreuen der Pflanzenkörper und mancher anderen chemiſchen Präparate belegt iſt, ſehr vortheilhaft anwenden, gleichwie 4) der eigentlich zur Abtrocknung des Schießpulvers beſtimmte Maier-Gerhardſonſche Trockenapparat, eine Darre, deren Platte durch heiße Waſſerdämpfe immerfort erwärmt wird, welche aus einer darunter ſtehenden Pfanne voll ſiedendem Waſſer emporſteigen; 6) gehören hieher die durchlöcherten Darrbreter, Darrbleche, Darrhorden, d. h. hölzerne Rahmen, die mit engmaſchigem Bindfadengeflechte bezogen ſind und an vier Stücken auf luftigen Trockenböden aufgehangen werden; 6) Siebe, die auf Gerüſten liegen und mit dem Namen des auf ihnen abzutrocknenden Körpers bezeichnet ſind. 7) Die Tabacksdarre iſt ein 4 Fuß hoher, ebenſo breiter und verhältnißmäßig langer Ofen, oben mit Kacheln oder Flieſen bedeckt, auf welchen der ſaucirte Taback getrocknet wird. An einer ſchmalen Seite des Ofens iſt das Schürloch, und über der obern Seite noch eine Decke angebracht, welche die Feuerhitze zuſammenhalten muß. 8) Die Zuckerdarren beſtehen aus Lattengerüſten, auf welchen in der geheizten Darrſtube die raffinirten Zuckerhüte völlig getrocknet werden. (*Th. Schreger.*)

DARRKUPFER (Darrlinge) heißt in der Hüttenkunde das ganz ausgeſaigerte Kupfer, welches zu Gahrkupfer geſchmolzen wird, nachdem zuvor das anhängende Werkblei abgeſchlagen worden iſt (vergl. den Art. Kupfer). (*Th. Schreger.*)

Darrmalz (ſ. den Art. Bierbrauen). — Darrobst ſ. Obst. — Darrofen ſ. Darren. — Darrzinn ſ. Zinn.

DARRO, Nebenfluß des Xenil in der ſpaniſchen Provinz Granada. (*H.*)

Darrsucht ſ. Rückenmark.

DARS, auch Darsz, Dartz und Dartze, eine waldige, ſandige Halbinſel Neuvorpommerns, zum Franzburger Kreiſe gehörig. Der Dars wird im N. von der Oſtſee, im S. von dem bodſtedter und ſaaler Bodden begrenzt, und hängt im W. unweit des Dorfes Arendshop durch eine kaum 1000 Schritte breite Landenge mit Mecklenburg (ſpeziell Fiſhland) zuſammen. Urkundlich gewiß bildete noch im J. 1328 [1]) die Inſel Zingſt (ſ. dieſe) mit dem Dars die Voigtei Hertesburg, welche aber bald nachher unter die Gerichtsbarkeit des Landes Bard kam. Bogislaff VI., Herzog von Wolgaſt, und Herzog Wartislaff VI. von Bard und Rügen, legten, muthmaßlich um den näheſten Hanſeſtädten Abbruch zu thun, vor dem J. 1392 auf dem Dars bei Arendshop an der mecklenburgiſchen Grenze eine Burg und Stadt an und ließen den damals dort befindlichen Hafen ausräumen. Die Roſtocker aber zerſtörten mit gewaffneter Hand im J. 1392 [2]) die ganze Anlage.

Von jeher iſt der holz- und wildreiche Dars ein ausgezeichnetes Jagdrevier geweſen. Die pommerſchen Herzoge hatten im Dorfe Born ein Jagdſchloß [3]), das viel von ihnen beſucht ward. Auch Peter der Große, König Auguſt von Polen und König Friedrich von Dänemark beluſtigten ſich hier (wahrſcheinlich im J. 1712) vierzehn Tage hinter einander mit der Jagd ſo ſorglos, wie die Sage geht, daß die Schweden von Stralſund aus die Herrſcher überfielen und beinahe gefangen genommen hätten.

**) S. Cellarius Not. orbis antiq. II. p. 591.

[1]) *Westphal* Diplomatorium Mecklenb. misc. beim Jahre 1328.

[2]) Kantzow Pomerania. 1ſter Band. S. 426.

[3]) Das erſt in dem letzten Viertel des 18. Jahrh. eingeſtürzt iſt.

Nach Dähnert [4]) hatte der Dars im J. 1782 Arealgröße 10687 Morgen zu 300 Quadratruthen, nämlich Arendshop 1449 M. 30 QR., Born mit Blieſenrad 3564 M. 270 QR., Prerow mit Wiek 3500 M. 120 QR. (bei allen die Waldungen mit eingeſchloſſen), die Kronwaldung 3173 M. 150 QR. [5]), und nach ebendemſelben a. a. O. waren im Jahre 1767 in Arendshop 38 Einwohner, in Blieſenrad 29, in Born 357, in Prerow 464, in Wiek 368, alſo in Summa auf dem Dars 1274 Einwohner. Im Jahre 1819 [6]) waren im Kirchſpiele Prerow, das die Halbinſel Dars und die Inſel Zingſt [7]) in ſich begreift, 3919 Einw., nach welchen auf den Dars etwa 2700 Einw. [8]) gerechnet werden müſſen.

(*C. D. G. v. d. Lancken.*)

DARSA, Stadt in Piſidien unweit des Sees Askanios. (Liv. 38, 13.) (*H.*)

Darsena ſ. Docke.

Darstellung ſ. Mimik und Stil.

DARTFORD (51° 6′ 26″ Br. 17′ 58′ 55″ L.) Marktflecken in dem weſtlichen Theile (Sutton Lathe) der engl. Grafſchaft Kent, zwiſchen zwei Hügeln am Darent; hat 609 Häuſer und 3595 Einwohner, welche Pulver-, Papier- und Eiſendrathmühlen unterhalten. Die Kirche enthält mehre Grabdenkmäler, worunter eines dem Johann Spielmann zu Ehren geſetzt, welcher unter der Regirung Eliſabeths die erſte Papiermühle in England errichtete. (Weimar. Handb. VII, 177. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi.*)

Dartford, Markis von, ſ. (Edward) *Villiers.*

DARTMOUTH (50° 17′ Br. 14° 5′ L.) ein Borough in der engl. Grafſchaft Devon, welcher zwei Deputirte zum Parliamente ſendet, liegt an der Mündung des Dart, und hat 3 Kirchen, von denen eine auf einem Hügel ſteht und einen 70 Fuß hohen Thurm hat, der den Schiffern zum Merkzeichen dient, 3 Armenſchulen, 564 Häuſer und 4485 Einwohner, deren Erwerbszweige der Härings- und Sardellenfang, Schiffbau und der Handel nach Portugal, Italien und Nordamerika ſind. Der geräumige und ſichere Hafen, welcher 300 Segel faſſen kann, wird durch ein Kaſtell geſchützt. (*Leonhardi.*)

DARTUS *Lour.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Solaneen (?) und der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Klaſſe. Char. Der Kelch fünfſpaltig, die Corolle tellerförmig, die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt, die Narbe fünflappig, die Beere dünnhäutig, durchſcheinend, einfächerig, vielſamig. Die einzige bekannte Art, D. Perlarius *Lour.* (Flor. cochinch. ed. *Willd.* p. 152), iſt ein Baum mit ablangen, geſägten, unten filzigen Blättern und weißen Doldentrauben. Er wächſt in Cochinchina und auf den molucкiſchen Inſeln, wo ſeine Wurzel als diuretiſches Mittel benutzt wird. — Abb. Rumph. amboin. VI. t. 57. (*A. Sprengel.*)

DARU, Pierre Antoine Bruno, Graf, ward zu Montpellier im J. 1767 geboren. Sein feuriges Auge und das Haar war ſchwarz und ſein Wuchs von Mittelmaß wie bei den Provencalen, aber ſeine Geſtalt gedrungener und voller; ſein Geſicht hatte den Stempel des Geiſtes und jenen Ernſt, den die Männer gewöhnlich haben, welche durch die Revolution gegangen und Theilnehmer an ihren Arbeiten und Gefahren geweſen ſind. Schon in der Schule war er eifrig und zeichnete ſich aus, trat aber früh im 16ten Jahre in den Kriegsſtand, und erglühte dann in ſeinen jugendlichen Hoffnungsträumen für die Revolution. Er übte ſeine erſte Kraft darin und brach ſich die Bahn, wie es gehen wollte, erkannte aber bald, wie nöthig eine feſte und ſtrenge Ordnung ſei, und was ihm am beſten gelingen könne. Bei ſeinem mathematiſchen Scharfſinn und außerordentlichen Zahlengedächtniſſe ward es ihm leicht, die verwickelteſten Verwaltungsſachen zu durchblicken und zu ordnen; war er aber ermüdet von den kalten, trocknen Geſchäftscombinationen, ſo ſtellte ſeine blühende Einbildungskraft das innere Gleichgewicht wieder her und machte den finſtern Finanzmann zum Dichter und Geſchichtſchreiber. Während der Schreckensperiode ward auch er zehn Monate lang eingekerkert. Im Gefängniß ſchrieb er die heitere poetiſche Epiſtel an ſeinen sans-culotte. Im folgenden Jahre wurde er Chef einer Abtheilung im Kriegsminiſterium, und bald darauf Commissaire-ordonnateur en Chef bei der Donauarmee. Während er dieſe Geſchäfte verwaltete, vollendete er ſeine ausgezeichnete Überſetzung des Horaz (Oeuvres d'Horace traduites en vers p. P. Daru. 2 Bde. 1798, die Oden enthaltend; die Satiren und Briefe folgten 1801; eine neue verbeſſerte Ausgabe der ſämtlichen Gedichte 1804—1805. 4 Bde.), wodurch er ſeinen literariſchen Ruf begründete. Im Jahre 1800 erſchien ſeine *Cléopédie*, ou la theorie des Réputations en Litterature; suivi du Poeme des Alpes. In demſelben Jahre wurden ihm die wichtigen Geſchäfte des Generalſecretairs des Kriegsminiſteriums übertragen, und er trat in die Reihe des Inspecteurs aux revues. Hier erkannte ihn Napoleon, und brauchte ihn bei der Kriegsverwaltung und zu immer wichtigern Geſchäften. Daru diente mit Eifer und mit Treue. Er verſtand die unglaublich ſchwere Kunſt, ſeine Stellung richtig zu nehmen und zu behaupten. Seine Berichte an Napoleon diktirte er, ohne auch nur ein Blättchen Papier vor ſich zu haben, als er in den Feldzügen nach Öſterreich und Preußen Generalintendant der Armee war, und über ſeine Verwaltung der beſagten Lande, über ihre Hilfsmittel, die Einnahmen und Ausgaben, die Kaſſenvorräthe und Rückſtände Nachweiſung zu geben hatte. Er rechnete ſcharf und verwaltete ſtreng; ſeine Güter büßten dafür, ſo weit Blüchers Macht ſie nach den Siegen in Frankreich erreichen konnte. Der Verluſt war bei ſeinem großen Vermögen leicht zu verſchmerzen. Wo er ſeyn mochte, er war immer in großer Thätigkeit, im Statsrathe ſprach er nach den Grundſätzen und mit der ihm ſtets gegenwärtigen und klaren Geſchäftskenntniß, die an ihm zu bewundern war; im Archive von Venedig verband er mit dem gegebenen Geſchäftszwecke ſeinen Geſchichtszweck. Er ſollte berichten, was und wie es mit der betüchtigten Polizei dort geweſen ſei, und er ſammelte zugleich für ein Geſchichtswerk über dieſen Stat von dem erſten Entſtehen bis zu ſeinem Untergange. Dieſes Werk erſchien im J. 1819: Histoire de Venise, 7 Bde. 8., und bezeichnet Daru's Sinn und Takt beſonders in der Schilderung von den letzten Ereigniſſen zu Venedig, wo franzöſiſcher Seits die liberale Partei begünſtigt und verrathen, alles verwirrt und zum Untergange geführt wurde. Er ſagt die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit; er zeigt die unheilvollen Fäden in ihrer vollen Bewegung; aber der Geſandſchaftsſecretair erſcheint nur in ſeinem übertriebenen jugendlichen Eifer und nicht ſein Verführer. Nach der Thronbeſteigung des Königs theilte Daru, Graf und Miniſter der Kriegsverwaltung unter Napoleon, deſſen Begleiter in allen ſeinen Feldzügen ſeit 1804 und Bevollmächtigter zur Vollziehung der Friedensſchlüſſe von Presburg, Tilſit und Wien, anfangs das Loos der Zurückgeſetzten, ward aber im J. 1818 zum Pair ernannt und ſtimmte dann warnend mit jenen, welche für Mäßigung und Ordnung ſtrebten; er berichtete über viele der wichtigſten Finanzſachen und erhielt auch Verwaltungsaufträge. Seine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung blieb indeß vorherrſchend, welche ihm ſchon 1805 das Inſtitut geöffnet hatte. Derſelbe, welcher 1802 eine Abhandlung sur la population militaire de France im geſetzgebenden Körper vorgetragen hatte, trug hier eine sur le génie du christianisme, und sur le système métrique appliqué à la poesie vor, und beſchrieb das Leben von Sully, mit dem er ſelbſt viel Ähnlichkeit hatte, in der Treue und der Freundſchaft, wie in der Wiſſenſchaftlichkeit und dem haushälteriſchen Sinne. Nur war Sully weicher, und nach einem ebenſo arbeitſamen und noch bedrängteren Leben 82 Jahr alt geworden, Daru hat es nur auf die ſechzig gebracht. Er ſtarb d. 6. Sept. 1829.

---

[4]) Pomm. Land. Urk. I. Suppl. Bd. S. 1274. [5]) August von Wehrs in dem ſehr verdienſtlichen Werkchen, betitelt: der Darß und der Zingſt, ein Beitrag zur Kenntniß von Neuvorpommern. Hannover 1819. 8. S. 106 gibt an, daß nach einer Vermeſſung vom J. 1690 die Arealgröße des Darſes 8452 Morgen betragen haben ſoll, und ſagt S. 4, daß die Länge des Darſes von der mecklenburgiſchen Grenze bis zum prerowſchen Strome 1¾ teutſche Meile und die größte Breite von Süden nach Norden 1¼ teutſche Meile gerechnet werde.

[6]) Nach den landräthlichen Liſten. [7]) Die nach Dähnert a. a. O. im Jahre 1767 552 Einw. hatte. [8]) Ganz genau die Einwohnerzahl auf dem Dars zu beſtimmen, hat noch kein pomm. Schriftſteller vermocht — ſelbſt von Wehrs nicht —, da die Behörde-Liſten nur die Einwohnerzahlen nach den Kirchſpielen einliefern, das Dorf Prerow auf dem Dars, die Kirche deſſelben auf dem Zingſt liegt, und das Dorf Pramort auf dem Zingſt in Mohrdorf auf dem Feſtlande eingepfarrt iſt. Beim Artikel Zingſt oder bei den Nachträgen zum Buchſtaben D ſollen aber endlich einmal die Einwohnerzahlen beider Ländchen ganz genau angegeben werden.

Sein Bruder Baron Martial, der in manchen Schriften mit ihm iſt verwechſelt worden, gleicht ihm an Geſtalt, nur ſind die Züge ſanfter, und in Wiſſenſchaftlichkeit. Er iſt in der Kriegsverwaltung geweſen und lebt, unabhängig durch ſein Vermögen, in der Geſellſchaft der Vorſtadt St. Germain und mit den Gelehrten. Seine Liebe zur Geſchichte erkennt ſich in der Histoire de Bretagne.

(*v. Bosse.*)

Darudj ſ. Ahriman. (Thl. 2. S. 254.)

DARUVÁR, ſerbiſch Podborje oder Illize (ſpr. Illidſche), Herrſchaft und großer (in den ſechsziger Jahren des 18. Jahrh. neu angelegter) Marktflecken in Slavonien, Poſchegaer Geſpanſchaft, im obern Bezirk, worin die Beſitzer, die adelige Familie Jankovics de Daruvár, ein prächtiges Kaſtell beſitzt[1]), mit einer katholiſchen und griechiſchen, nicht unirten Pfarre und Kirche, einer Normalſchule und mehren Wirthſchaftsgebäuden, gegen 120 Häuſern und 1070 Einwohnern, worunter 270 Katholiken, 790 nicht unirte Serben und 10 Juden ſind. Der Marktflecken liegt in einer Ebene, iſt ganz von Hügeln und Bergen umgeben, drei Stunden von Pakracz entfernt. Hier befindet ſich ein heilſames warmes Bad, deſſen Ruf bewährt iſt und welches häufig beſucht wird, mit einem Wirthshauſe für die Badegäſte und einer Mühle, welche durch die Mineralquellen getrieben wird. Daruvár hat der natürlich warmen Mineralquellen in einer Länge von ein paar hundert Schritten mehre. Im ganzen Orte gibt es keinen Brunnen mit kaltem Koch- und Trinkwaſſer, als in dem Schloſſe des Grundherrn; überall wo man gräbt, ſprudelt ſogleich warmes Waſſer hervor. Nach den Unterſuchungen des Chemikers Dr. Kitaibel aus Peſt im J. 1808 enthält dieſes mineraliſche Waſſer: fixe Luft oder kohlenſaures Gas, Kalkerde, Magneſia oder Bittererde, Eiſen und Glauberſalz (alſo keinen Schwefel); dagegen nach älteren (freilich nicht der neueren Chemie gemäßen) Unterſuchungen des Dr. Hinterholzner: Schwefelgeiſt, Kalkerde, Talk, Eiſenocher, Alkali, und nach Pillers und Mitterpachers Unterſuchungen (Iter per Poseganam Slavoniae provinciam 1783. S. 96) Alkali und Schwefel und kein Eiſen[2]). Man rühmt die Wirkungen des Bades vorzüglich in rheumatiſchen und gichtiſchen Zuſtänden, in Lähmungen und in der Waſſerſucht. Auch ſoll es nach der Verſicherung einiger Ärzte dienen gegen Kopfweh, Schwindel, Krämpfe, ſchleimige Schlagflüſſe, Engbrüſtigkeit, Leber- und Milzverhärtungen, Gedärmkrankheiten, chroniſche Bauchflüſſe aus Atonie, ödematiſche Geſchwülſte nach langwierigen Krankheiten, gegen die Hämorrhoiden, gegen die geſtörte monatliche Reinigung, Bleichſucht, gegen den weißen Fluß und andere Frauenzimmerkrankheiten aus Schwäche des Unterleibes u. ſ. w. Die Grundherrſchaft iſt bemüht, alles Mögliche zum Unterkommen und zur Bequemlichkeit der Gäſte vorzukehren. Durch ihre Vorſorge ſind zwei ſolid aufgeführte Badehäuſer vorhanden:

---

[1]) Ehemals führte der Marktflecken nur den ſerbiſchen Namen Podborje, d. h. unter dem Berge, ſo wie zwei daran ſtoßende auch heut zu Tage noch den Namen Ober- und Unter-Podborje führen. Das gemeine ſerbiſche Volk nennt ihn auch jetzt noch immer Podbórje, gewöhnlich auch nur Illize (ſpr. Illidſche), d. h. Bad, wegen des warmen Bades. Der ungriſche Name Daruvár bedeutet Kranichſchloß und entſtand daher, weil die von Jankovics'ſche Familie einen Kranich (daru) in ihrem Wapen führt.

[2]) S. Hinterholzner in einem von Csaplovics im erſten Theile ſeines Werks: „Slavonien und zum Theil Kroatien (Peſth 1819)“ mitgetheilten Aufſatz. Die neueſte in magyariſcher Sprache erſchienene Schrift über das Daruvárer Bad, von Dr. Tóth, Arzt zu Cſepregh: Tudósitás a' Daruvári és Lipiki ferdőkrűl (Nachricht von den Daruvárer und Lipiker Bädern), Wien, gedr. b. Haykul 1818. (3 Bogen in 8.) enthält über die Beſtandtheile der Daruvárer Heilquellen nichts Neues und iſt überhaupt ſehr dürftig und unbefriedigend.

das alte oder Antoni-Bad und das neue oder Johannes-Bad [3]). Das gemeine Volk badet ſich auch in der nächſten beſten warmen Quelle. Hauptſächlich wird (wie zu Marienbrunn in Böhmen) das Schlammbad für ſehr wirkſam und heilſam gehalten. In der Nähe des Bades ladet eine ſchöne Allee von Hainbuchen auf einer lieblichen Wieſe in ihren Schatten ein. Ein anderer Spatziergang führt zu dem ſogenannten römiſchen Brunnen unter drei großen Waſſerulmen, einer erſt unlängſt niedlich eingefaßten Quelle. Der große, mit Laubgängen verſehene, herrſchaftliche Garten ſteht jedem Badegaſte zur angenehmen Erholung offen, und das nahe Birkenwäldchen ladet zum Luſtwandeln ein. Nicht weit von Daruvár liegen die Ruinen der ehemaligen Abtei St. Helena von Podborje, welche der Biſchof von Diakovár in ſeinem Titel führt. Die Anhöhen, an welchen die Heilquellen entſpringen, ſind durch viele von Zeit zu Zeit entdeckte Denkmäler des graueſten Alterthums, wahrſcheinlich großentheils aus der Zeit der Römer (die Slavonien als Pannonia interamnensis im Beſitz hatten und bekanntlich große Liebhaber von Bädern waren), ſehr merkwürdig [4]). Das nahe Weingebirge liefert ſehr guten rothen Wein. Sehr ſchön iſt von da die Ausſicht in die Militärgrenze über den großen Wald Lugh auf mehre Meilen hin. — Der Marktflecken Daruvár wird beinahe von lauter Honoratioren und von Handwerkern bewohnt. Die Einwohner ſind eine Colonie von Teutſchen, Ungern, Serben, Italiänern und Franzoſen. Hier iſt der beſtändige Sitz eines Comitatsſtuhlrichters. Mehre Einwohner beſchäftigen ſich mit der Wollenweberei aus ſlavoniſcher Schafwolle und mit der Seidencultur. In den Gebirgen von Daruvár bricht ſchwarzer Marmor mit rothen Streifen. — Die Herrſchaft Daruvár enthält außer dem Marktflecken noch 16 Dörfer. Ehemals war Daruvár die nördliche Hälfte der Herrſchaft Czirach oder Schiratz; als aber ihr Beſitzer, Hr. von Jankovics (ſpr. Jankowitſch), ein ungriſcher Edelmann, wegen ſeiner dem Königreiche geleiſteten Dienſte in den Grafenſtand erhoben wurde, ward der nördliche Theil unter dem Namen Daruvár zu einer beſondern Herrſchaft gemacht, wegen welcher er auch Sitz und Stimme auf dem ungriſchen Reichstage hat. Sie ſtößt gegen Oſten und Norden an die Veröczer Geſpanſchaft, gegen Weſten an Kroatien. Die Einwohner ſind meiſtens nicht unirte Serben. Der größte Theil des Landes beſteht aus abwechſelnden Hügeln und Thälern. Man findet in dieſer Herrſchaft zwar auch Berge, aber auch viele fruchtbare Ebenen, welche den ſchönſten Weizen und andere Getreidearten tragen. Wein wird nicht in hinlänglicher Menge gebaut, ſondern aus der Nachbarſchaft zugeführt. Dagegen geben die vielen Pflaumengärten eine erſtaunliche Menge Sliwowicza (Pflaumenbranntwein).

Den Namen Daruvár führte einſt eine Abtei, die ſpäter ſäculariſirt und in einen Edelſitz verwandelt wurde. Als Hr. von Jankovics im J. 1760 den Ort an ſich brachte, beſtand er nur aus dem Edelhofe und vier Bauerhäuſern, aber im J. 1777 zählte man darin ſchon über 60 neue, gutgebaute Häuſer. (Mehr über Daruvár und das Daruvárer Bad ſ. in Taube's hiſtoriſcher und geographiſcher Beſchreibung des Königreichs Slavonien und des Herzogthums Sirmien, III. Theil. S. 37—45. und in „Slavonien und zum Theil Kroatien von Johann von Cſaplovics“ S. 50—64.) (*Rumy.*)

DARWIN, Erasmus, gehört zu den mediziniſchen Schriftſtellern, die durch Aufwand von Worten und durch Verſchweigung ihrer Vorgänger ſich den Schein von Originalität zu geben wiſſen, auch eine Zeit lang glänzen, aber ſehr bald wieder in Vergeſſenheit gerathen, weil ihre Theorien erborgt oder übel angewandt ſind. Es gab wirklich eine Zeit (1796—1806), wo in England, wie in Teutſchland, Darwins ſogenanntes Syſtem in gewiſſer Achtung ſtand, wo ſogar mehre Teutſche einzelne Theile deſſelben annahmen und praktiſch anzuwenden ſuchten. Nach und nach lernte man indeß die Unhaltbarkeit, die Folgewidrigkeit und Ungründlichkeit jenes Syſtems einſehen, und jetzt intereſſirt es nur noch den Geſchichtsforſcher. Doch es wird zuerſt nöthig ſeyn, den Mann und ſeine Lebensumſtände kennen zu lernen, ehe wir ſeine Lehre würdigen.

---

[3] Das alte Bad enthält, nebſt einem geräumigen Badezimmer für das gemeine Volk, noch drei andere Badeſtuben. Das Waſſer wird in alle dieſe Bäder aus der Brunnenſtube oder dem ſogenannten Urſprunge, welcher ſich in der Mitte befindet, durch Röhren immer Abends eingelaſſen, damit es in der Nacht zum morgenden Gebrauche abkühle, weil es urſprünglich ſehr heiß iſt. Jede Badeſtube hat ihren eigenen Abfluß in den vorbeifließenden Bach Toplica. Das neue Bad enthält in der Mitte ein gemeinſchaftliches Zimmer und auf beiden Seiten zwei Badeſtuben.

[4] Links von dem Schlammbade findet man auf dem etwas ſteilen Hügel Fundamente von Gebäuden. Ein erhöheter Erddamm, den jetzt der Wald deckt, läuft von hier eine gute halbe Stunde fort bis in das Weingebirge, und man findet längs deſſelben überall Fundamente als Beweiſe eines ehemaligen großen Wohnplatzes. Die Einwohner benutzen dieſe Überreſte und graben ſowol die zubereiteten Steine als auch die alten Ziegel, womit die neuen in Hinſicht der Güte in gar keinen Vergleich gebracht werden können, fleißig aus. Zwanzig Schritte vom heutigen Daruvárer Bade, gegen den nahe gelegenen hohen Berg zu, in welchem die warmen Quellen ihren Urſprung haben, wurde unter der Erde ein römiſches Bad mit vielen Alterthümern entdeckt. Dieſes Bad hatte die Republik Jaſoru dem Kaiſer Commodus geweiht. Dies erhellt aus der hier gefundenen Inſchrift: DIVO LVC AVREL COMMODO CAES PATRI PATRIAE HAS THERMAS DEDICAVIT RESPVBLIC IASORV. Die römiſchen Schriftſteller machen dieſer Republik ſonſt keine Erwähnung; nur Plinius gedenkt des Volkes Jaſi, welches auf beiden Seiten der Drave wohnte, folglich im heutigen Ungern und in Slavonien ſeinen Sitz hatte. Daß Daruvár zum Gebiete der Republik Jaſoru gehörte, erhellt aus folgender Inſchrift auf einem zerbrochenen Marmor: THERMAE IASORVENSES HC. Vermuthlich iſt dieſes römiſche Bad durch ein Erdbeben verſchüttet worden und mit der Zeit ganz in Vergeſſenheit gekommen. Daß in oder bei dem Marktflecken Daruvár eine große Stadt, vielleicht Jaſora, die Hauptſtadt jener Republik, geſtanden habe, beweiſen die hier häufig entdeckten Alterthümer. Es iſt merkwürdig, daß von den hier gefundenen römiſchen Münzen die goldenen insgeſamt unter dem Kaiſer Commodus, der doch nicht viel über 12 Jahre regirt hat, geprägt worden ſind. Eine kleine Stunde von Daruvár iſt ein anderes Denkmal alter Zeiten zu ſehen, nämlich ein herrlicher, leider meiſtens verwüſteter Palaſt, deſſen Bruchſtücke ein prächtiges Gebäude andeuten. Das unterſte Stockwerk iſt faſt noch ganz, aber durch feindſelige Hände und durch die verwüſtende Kraft der Zeit ſehr beſchädigt. Dieſe Trümmer ſind offenbar ein Werk der mittlern Zeit und zwar der Tempelherren, die in Slavonien große Güter beſaßen und, nachdem ſie bereits vom Könige Philipp IV. in Frankreich ausgerottet und vom Papſt Clemens V. auf der Kirchenverſamlung zu Vienne im J. 1313 aufgehoben worden waren, nach vorhandenen Urkunden noch lange nachher Beſitzer ihrer Güter in Slavonien geblieben ſind.

In Elton bei Newark in Nottinghamſhire 1731 geboren, hatte er zu Cambridge und Edinburgh ſtudirt, als er ſich 1756 zu Litchfield niederließ. Seine praktiſchen Einſichten und Talente werden gerühmt, wenigſtens reichten ſie hin, um ſeine Familie zu erhalten, die in der erſten Ehe aus drei, in der zweiten aus ſechs Kindern beſtand. In den ſpätern Jahren ſeines Lebens zog er nach Derby, wo er auch 1802 geſtorben iſt.

Als Darwin 1793 den Anfang ſeiner Zoonomie herausgab, hieß es, der Verfaſſer habe zwanzig Jahre daran gearbeitet. Man erwartete nichts geringeres davon, als gänzliche Umgeſtaltung der Medizin, zunächſt aber der Phyſiologie und Anthropologie. Die allererſten Grundſätze der Darwinſchen Zoonomie ſind aus Dav. Hartley's observations on man and his frame. Lond. 1749. 8. entlehnt. Die urſprünglichen Bewegungen der ſenſoriellen Faſer ſind nämlich eins mit den Ideen. Nun gibt es eine Vergeſellſchaftung oder Aſſociation dieſer Bewegungen oder Ideen, wie es eine Verkettung ſenſorieller und Muscular-Bewegungen gibt. Auf dieſen von Hartley ſchon aufgeſtellten Aſſociationen baute Darwin die Theorie der Empfindungen, wobei indeß der Verſuch, die Täuſchungen der Sinne zu erklären, nicht zu überſehen iſt. Doch iſt das ganze Werk eine Sammlung unzuſammenhängender Theorien und Beobachtungen einzelner Krankheiten, in denen man bald Joh. Browns Erregungslehre, bald Dav. Hartley's Ideen, bald eigene Beſtrebungen, den Materialismus zu gründen, bemerkt. Gleichwol wendet er alles, was von dem Vorſtellungs- und Begehrungsvermögen der Thiere geſagt wird, auf die Erſcheinungen der Pflanzenwelt an, wobei es nicht an ſelbſtgewählten Ausdrücken fehlt, wie Volition, Visibility, Saporosity, Odorosity etc. Thom. Brown gab eine Kritik dieſes Werks unter dem Titel: Observations on the zoonomie of Dr. Darwin. Edinb. 1798. 8. heraus.

Ein anderes berühmtes Werk erſchien früher und iſt früher in Vergeſſenheit gerathen: The botanic garden. Lond. 1781. 4. Die Ökonomie und die Begattung der Gewächſe waren die Gegenſtände, die der Verfaſſer, nach dem Muſter von Akenſide und Armſtrong, poetiſch behandelte, aber mit ſo wenigem Geſchmack, daß es der Satyre: The love of the triangles, kaum bedurfte, um jener Poeſie ihren niedrigen Standpunkt anzuweiſen.

Erasmus Sohn, Karl Darwin (geb. 1758, † 1778) iſt wegen einer Anleitung zur Unterſcheidung des Eiters vom Schleim, durch Hilfe der Lauge, bekannt. (Experiments, establishing a criterion between mucaginous and purulent matter. Lond. 1780. 8.), worin auch von den Kräften des Fingerhuts gegen die Waſſerſucht die erſten Nachrichten vorkommen. Zu gleicher Zeit erſchien deſſelben Diss. de motu retrogrado vasorum absorbentium. Lond. 1780. 8., worin aus dem ſchnellen Abgang der ſämtlichen Eigenſchaften genoſſener Getränke mit dem Urin, und aus den Metaſtaſen voreilig auf Bewegung der Lymphe von den Stämmen in die Zweige der Saugadern geſchloſſen wurde. (*Curt Sprengel.*)

DARWINIA. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Myrteen (nach Don im Edinb. n. phil. journ. 1829. Apr. p. 83.) und der erſten Ordnung der zehnten Linnéſchen Klaſſe hat Rudge (Linn. transact. II. 299. t. 22.) ſo genannt nach dem bekannten Phyſiologen Erasmus Darwin. Char. Der Kelch corolliniſch, röhrenförmig, fünfwinklig, mit fünfſpaltigem Saume; die Staubfäden kurz, flachgedrückt, ſind in doppelter Reihe der Kelchmündung eingefügt; der Griffel haarförmig, an der Spitze bärtig; die Samenkapſel fünfwinklig, einſamig. Die beiden bekannten Arten ſind äſtige, am Boden liegende, neuholländiſche Sträucher. 1) *D. fascicularis* Rudg. l. c. mit linienförmig-pfriemenförmigen, drüſig-rauhen Blättern und einem Griffel, welcher die roſenrothe Blume dreimal an Länge übertrifft. 2) *D. taxifolia* Cunningham (in Field's Mem. p. 352.) mit ſäbelförmigen Blättern und einem Griffel, welcher kürzer iſt, als die weiße Blume. (*A. Sprengel.*)

Daryachis, *Gesner*. Name der Hirundo riparia, *Linné*. (*Thon.*)

DASCHOUR, Dahschour, Dajior, Ort in Ägypten in der Nähe des alten Memphis auf dem linken Ufer des Nils. Hier befindet ſich eine große Pyramide, über 300 Fuß hoch, aus feinkörnigem Sandſtein erbaut; dabei eine kleinere, eine dritte nordweſtlich davon gegen die Wüſte. Alle dieſe Pyramiden ſind genau orientirt. (*L. F. Kämtz.*)

DASCILLUS *Latr.* Atopa *Fabr.* (Entomologie). Käfergattung aus der Abtheilung mit fünf Tarſengliedern, in die Zunft Cebrionites gehörig, durch freiſtehende Kinnbacken, abgeſtutztes Endglied der Taſter, fadenförmige, ungezähnte Fühler und einen länglichen, überall gleich breiten, an den Enden ſtumpf gerundeten, oben gewölbten, unten flachen Körper ausgezeichnet. Die einzige bekannte Art D. cervinus, von welchem D. cinereus nur Abänderung iſt, findet ſich in waldigen Gegenden in Europa auf Blumen. (*Germar.*)

DASCUSA [*Δασκοῦσα*, *Δασκούτα*] [1]) war eine der römiſchen Grenzfeſtungen (not. imp. cap. 27.) Kleinarmeniens. Sie lag am ſüdlichen Abhange des Antitaurus, da, wo ſich der ſchon ſchiffbare Euphrat den Durchgang gebahnt hat, am Ufer des Fluſſes (Ptolemäus). Der Lage nach kann Dascuſa im Alterthume kein ganz unwichtiger Ort geweſen ſeyn, denn es war ein Mittelort auf der Straße, welche von Melitene nordwärts über Zimara nach Satala und Nikopolis führte. So erſcheint es auf den Peutingerſchen Tafeln

---

1) *Δασκοῦσα* iſt bei Ptolem. 5, 7. faſt allgemein vorgezogene Lesart des cod. Palatinus für *Δασκούτα*. Indeß ſcheint doch die letztere Lesart die urſprüngliche zu ſeyn, welche ſich auf aramäiſche Ausſprache ſtützt und wahrſcheinlich im cod. Pal. nur nach der üblicheren Form geändert iſt. Ptolemäus benutzte hauptſächlich Quellen eines ſemitiſchen Volks (ſ. Brehmer Entdeckungen im Alterthum Th. 1. S. 25 ff.), woraus ſich die Aramaismen leicht erklären. Dazu noch findet ſich auch bei Oroſius 1, 2. die gut verbürgte Variante Dascuta, welche gewiß auch hier mehr Beachtung verdient.

und im Itinerarium Anton. (p. 209 ed. Wesseling.), und aus Plinius (N. H. 5, 24.) geht hervor, daß Dascuſa auch von der Flußſchifffahrt berührt wurde. Die nähere Beſtimmung der Lage iſt unſicher; nur ſo viel ſcheint aus einer Vergleichung der Angaben über jene Straße hervorzugehen, daß Dascuſa ungefähr in der Mitte zwiſchen Melitene und Zimara lag, von erſterem namentlich nicht über 68 röm. Meilen entfernt [2]. Es iſt daher unmöglich, Dascuſa mit Bullialdus (ad Ducae hist. Byz. pag. 231,) für Arzenkân (Arzendjân) zu halten, welches zwiſchen Siwas und Arzen-ar-Rûm liegt [3], obgleich Oroſius (1, 2.) ſein verdächtiges Dacuſa, worunter er unfehlbar Dascuſa [4] verſteht, auf die Grenze Kappadociens und Armeniens, in die Nähe der Quellen des Euphrat ſetzt. (*Tuch.*)

DASCYLLUS, *Cuvier* (Pisces), falſche Schreibart, da das Stammwort δάσκυλλος iſt. Eine Fiſchgattung, zur Familie Sciaenoides der Ordnung Acanthopterygii gehörig und zwiſchen Pomacentrus und Glyphisodon ſtehend. (*Cuvier* règne animal ed. 2. II. 179. Ej. hist. nat. d. Poissons V. p. 433.) Sie unterſcheidet ſich von Pomacentrus (ſ. dieſen Art.) nur durch die Zähne, die nicht ſchneidend und nur in einer Reihe ſtehend ſind, ſondern eine gleichſam kurzhaarige, ſammetartige Binde darſtellen, in welcher ſtärkere, kegelförmige, ſpitzige eine äußere Reihe bilden. Alle hieher gehörigen Arten leben in den indiſchen Meeren.

1) D. aruanus *Linné* (Chaetodon arcuatus, *Linné* Mus. Adolphi Friderici. pl. 33. f. 8. — Ch. arcuatus, id. Syst. Nat. ed. 12. ed. *Gmel.* Bloch ausl. Fiſche. taf. 198. f. 2. fig. mutilata. — Lutjan arauna *Lacépède* IV. 720. Die von Bloch angeführten Citate ſind zweifelhaft. — Pomacentrus aruanus, Rüppell Atlas zur Reiſe im nördl. Afrika S. 39. — Chaetodon abu dafur, Forskål).

Die Höhe dieſes Fiſches iſt nur ein und ein halbmal in ſeiner ganzen Länge enthalten, und wenn man den Schwanz wegnähme, ſo würde er faſt kreisförmig erſcheinen. Die Mundöffnung reicht nicht ganz bis unter das hochſitzende, ſehr große Auge. Das Naſenloch ſcheint nur einfach zu ſeyn, oder wenigſtens iſt das andere ausnehmend klein. Die untern Augenbogen (os sous-orbitaires) ſind ſehr ſchmal und fein gezähnelt, der Vorkiemendeckel iſt ebenfalls rings herum fein gezähnelt, ſeine Ecke abgerundet, und der geradlinige hintere Rand ſteigt etwas nach hinten in die Höhe. Der Kiemendeckel hat nach oben zwei kleine, wenig vorſtehende Spitzen, der untere Rand deſſelben iſt fein gezähnelt. Auf jeder Bauchfloſſe liegt eine ſpitzige Schuppe, und zwiſchen ihnen findet ſich eine Gruppe Schuppen, von denen die letzte dreieckig iſt. Die Rückenfloſſe iſt ziemlich hoch, und der weiche Theil derſelben bildet eine Spitze. Auch die Afterfloſſe iſt etwas zugeſpitzt, der Schwanz aber gabelförmig (in Blochs Abbildung verſtümmelt) und die Lappen ziemlich ſpitzig. Die Zahl der Strahlen in den Floſſen iſt folgende: Kiemen 5, Rückenfloſſe $\frac{12}{11}$, Afterfloſſe $\frac{2}{11}$, Schwanzfloſſe 15, Bruſtfloſſe 16, Bauchfloſſen $\frac{1}{5}$. Alle Theile des Kopfs, mit Ausnahme der Kiefern und der Kiemenhaut, ſind mit Schuppen bedeckt, auch ſtehen dieſe an den Wurzeln der Stacheln und faſt auf allen weichen Theilen der Rücken- und Afterfloſſen. Die Seitenlinie ſteht im obern Viertel des Körpers, läuft in gleicher Biegung wie der Rücken und endigt mit der Rückenfloſſe, es findet ſich aber noch eine andere gerade auf der Mitte des Schwanzes, welche indeſſen viel weniger bemerkbar iſt. Die Zeichnung dieſes Fiſches iſt ſehr regelmäßig. Der Raum von dem Unterkiefer bis zu den drei erſten Stacheln der Rückenfloſſe und dieſe mit eingeſchloſſen iſt ſchwarz, aber in dieſem Schwarz findet ſich zwiſchen den Augen ein großer, runder, weißer Fleck, welcher von einem Auge zum andern geht, und der hintere Rand der ſchwarzen Färbung, welcher das Auge hinten ſtreift, ſteigt ſchräg nach hinten in die Höhe. Eine zweite ſchwarze Binde umfaßt die Bauchfloſſen, die Wurzeln der Bruſtfloſſen und ſteigt weniger ſchräg nach dem 6., 7., 8. und 9. Rückenſtachel herauf, ſo daß die weiße Binde, welche zwiſchen dem Schwarzen ſich befindet, unten breiter und oben ſchmäler iſt. Eine dritte ſchwarze Binde ſteht noch mehr ſenkrecht, ſie umfaßt den weichen Theil der Afterfloſſe, der Rückenfloſſe und den ganzen dazwiſchen liegenden Raum. Ein ſchwarzer Rand vereinigt die drei Binden oben auf der Rückenfloſſe, deren hintere Spitze ſo wie das Ende des Schwanzes und die ganze Schwanzfloſſe weiß iſt.

Kleinere Exemplare ſind reiner und lebhafter gezeichnet als größere, welche letztere übrigens auch nicht über 3 Zoll in der Länge meſſen. Bei einem Exemplar bemerkte Cuvier eine dunkle Färbung an der Wurzel der Schwanzfloſſe, und nach Valentyn ſind die Floſſen am lebenden Fiſch citronengelb und die Iris der Augen blau, denn die oben angegebene Färbung iſt nur nach Kabinets-Exemplaren beſchrieben. — Dieſer Fiſch findet ſich im ganzen indiſchen Meer und in allen heißen Theilen des Südmeeres, am häufigſten kam er von Isle de France und findet ſich auch im rothen Meere.

2) D. marginatus, *Ehrenberg*, *Rüppell*. Cuvier hält den Ehrenbergiſchen Fiſch identiſch mit dem von Rüppell beſchriebenen (Atlas S. 38. t. 18. f. 2.); indeſſen weicht Cuviers Beſchreibung ziemlich

---

[2] Plin. l. c. gibt 74 Meilen an, was aber von der Flußſchifffahrt (inde navigatur) verſtanden werden ſoll. Allein auch das itin. Ant. differirt mit den Tab Peut. um 23 Meilen, indem jenes von Melitene bis Ciaca 18, und von da bis Dascuſa 32 Meilen rechnet, dieſe hingegen von Melitene bis Ciaca (nicht Craca, ſ. Salmas. ad Solin. p. 441.) 28, und weiter bis Dascuſa noch 45 Meilen angeben. Allein durch Ptolem. wird es deutlich, was auch Mannert (Geogr. der Gr. u. R. Th. 6, 2. S. 304 u. 305) annimt, daß in den Tab. Peut. 18 ſtatt 28 geſetzt werden müſſen, und umgekehrt im Itiner. 42 ſtatt 32, wo ſchon Weſſeling die Angabe der Tab. vorzog. Der Abſtand beläuft ſich alsdann auf 60 bis 63 röm. Meilen. — Die Differenz von 7 Meilen in der Entfernung Dascuſa's von Zimara beruht darauf, daß die Tab. Peut einen andern Weg zeichnen als das Itiner. Anton. Nur die LXXV mill. p. bei Plinius l. c. ſcheinen gänzlich auf einem Irrthume zu beruhen, wenn nicht auch hier ein X zu viel ſteht und LXV geleſen werden muß. [3] Abulfeda in Büſchings Magazin. Th. 5. S. 309. Schultens index geogr. zur vita Saladini s. v. Arzenchanum. Herbelot Orient. Bibl. Th. I. S. 414 d. teut. überſ. [4] So will auch Weſſeling zum Itiner. l. c. geleſen wiſſen.

ab. Er ſagt folgendes. Der Fiſch iſt bläulich mit gelbem Rande der Schuppen, wodurch er gelb, mit Blau gefleckt, erſcheint, der vordere Theil des Körpers iſt mehr einförmig, braungrünlich; eine breite ſchwarze Binde nimt den Rand des ſtachelichen Theils der Rückenfloſſe ein, am weichen Theil iſt ein Stück des obern Randes ſchwarz, an der Afterfloſſe aber der ganze vordere Rand; Schwanz und Schwanzfloſſe ſind bläulich, ſo wie die Bruſtfloſſe, welche an ihrer Baſis eine ſchwärzliche Binde hat; die Bauchfloſſen ſind ſchwärzlich und laufen fadenförmig aus. Dieſer Fiſch iſt etwas höher und folglich mehr zugerundet, als die vorige Art. Floſſenſtrahlen: Rückenfloſſe $\frac{12}{14}$, Afterfloſſe $\frac{2}{12}$. — Dagegen gibt Rüppell folgendes an: „Der Körper dieſes Fiſches, welchen ich nie gröſſer als zwei Zoll lang geſehen habe, iſt ovalelliptiſch mit zugerundetem Kopfprofil, das hintere Ende der Rücken- und Afterfloſſe etwas verlängert, wie bei Glyphisodon saxatilis, die Schwanzfloſſe ein wenig ausgekerbt. Der Kopf und der vordere untere Theil des Körpers dunkelgrau, der Rücken und die Gegend des Schwanzes gelblich, letzterer mit einigen feinen, lazurblauen Punkten und lazurfarbigem Randſaum an den Schwanzſeiten; der äußere Theil der Rücken- und Afterfloſſe ſchwarz; Bauchfloſſe von gleicher Farbe; Bruſtfloſſe und hinterer Theil der Schwanzfloſſe grau hyaliniſch. Iris braun mit gelbem Ring. Fünf Strahlen in der Kiemenhaut. Bruſtfl. $\frac{0}{17}$, Bauchfl. $\frac{1}{5}$, Rückenfl. $\frac{12}{16}$, Afterfl. $\frac{2}{12}$. Schwanzfl. — Kleiner muskulöſer Magenſtumpfſack mit zwei Blinddärmen am Pylorus; mehrmals gewundener Darmkanal $1\frac{3}{4}$ mal ſo lang als der ganze Körper; membranöſe Schwimmblaſe mit zwei Stumpfſäcken zu beiden Seiten der Schwanzwirbel. Dieſer Fiſch kam im Frühjahr ſehr häufig zwiſchen den Korallen bei Maſſana vor. Vielleicht iſt er nur die Jugend einer gröſſern, mir unbekannten Art.“ — Vergleicht man mit dieſer Beſchreibung noch Cuviers Abbildung pl. 138. fig. 2. und dieſe wiederum mit Rüppells, ſo muß die angebliche Identität um ſo mehr auffallen.

3) D. trimaculatus, *Rüppell* (Atlas S. 39. t. 8. f. 3. — *Cuvier* l. c. p. 441.). Kopfprofil und Körperform wie bei D. aruanus, Schwanzfloſſe abgeſtutzt, Hauptfarbe des Körpers und aller Floſſen grauſchwarz; freier Rand aller Floſſen mit Ausnahme der Bruſtfloſſe ſchwarz; am Scheitel und auf jeder Seite in der Mitte der Baſis der Rückenfloſſe ein ſchneeweiſſer Fleck. Iris ſchwarzbraun mit ſilberfarbigem Ring um die Pupille. Bruſtfl. $\frac{0}{20}$, Bauchfl. $\frac{1}{5}$, Rückenfl. $\frac{12}{15}$ (ſoll heiſſen: Rückenfloſſe 12 Stacheln, 15 weiche Strahlen), Afterfl. $\frac{2}{14}$, Schwanzfl. 17. — Magen, Darmkanal und Schwimmblaſe wie bei D. aruanus, nur daß hier drei Blinddärme am Pylorus ſind. Gewöhnliche Körperlänge 5 Zoll. Vorkommen Maſſana. (*Rüppell* l. c.) (*D. Thon.*)

Dasea ſ. Megalopolis.

DASIA. Eine von Agardh (Syst. alg. n. 78. p. 211.) geſtiftete Gewächsgattung aus der Gruppe der Floriden der natürlichen Familie der Algen und aus der 24. Linnéſchen Klaſſe. Char. Das Laub fadenförmig, roth; die Fruchtbildung zwiefacher Art: es finden ſich ſowol geſtielte Kapſeln mit gezähnter Mündung, welche einen Knäuel von Sporidien einſchließen und von Bündeln gegliederter Fäden umgeben ſind, als auch Schötchen (oder Fruchtbehälter) mit Fäden vermiſcht. Die einzige bekannte Art, *D. pedicellata*, Ag. (l. c., Fucus conſervoides Wulf. in Jacqu. coll. III. t. 14. f. 1., Esper t. 68., Sphaerococcus pedicellatus Ag. sp., Chondria pedicellata Spr. syst.), kommt im atlantiſchen Ocean bei Newyork und im adriatiſchen Meere vor. (*A. Sprengel.*)

DASIUS, in der Metrik einer von den fünfſylbigen Versfüßen, die von den alten Grammatikern überflüſſiger und unnützer Weiſe aufgeſtellt und einzeln benamt werden. Daſius heißt nun bei Diomedes (III. S. 479 Putſch.) der Complex von drei kurzen und zwei langen Sylben: ◡ ◡ ◡ – –. Ihrer rhythmiſchen Geltung nach kann dieſe Sylbenfolge eine trochäiſche Dipodie ſeyn, oder die zwei zuſammenſtoßenden Hälften zweier iambiſchen Dipodien, oder ein zum Theil aufgelöſter Antiſpaſt mit langer Endſylbe (da ein Epitritus I. als ſolcher ebenſo wenig ein Metrum bildet) u. ſ. w. (*F. Ritschl.*)

DASKALIA, eine Klippe in der Mitte des Kanals Biskardo, welcher die Inſel Ithaka von Kephalonia ſcheidet. Man hält ſie für die Inſel Aſteris des Homer (Od. 4, 844); bei Strabo u. A. Aſteria. (*H.*)

DASKON, Meerbuſen in Sicilien, unweit Syrakus, der ſüdlichſte Einſchnitt des ſyrakuſiſchen Hafens. An dieſer Bai lag das Kaſtell Daskon. (Diod. 13, 13. 14, 72.) (*H.*)

DASKYLION *) heißen bei Stephanus Byz. fünf Ortſchaften, von welchen blos Daskylion in Bithynien (früher Phrygien) etwas bekannter geworden iſt. Dieſes lag an der Küſte der Propontis (Plin. N. H. V, 32.), öſtlich vom Fluſſe Rhyndacus, wie aus Ptolemäus V, 1. und Mela I, 19. hervorgeht. Unter perſiſcher Herrſchaft war hier der Sitz des Satrapen von Myſien und Kleinphrygien, weshalb ſich auch Alexander ſchnell dieſes Punktes zu bemächtigen ſuchte (Xen. Hell. IV. p. 298. Arrian. exp. Alex. I, 18.). In ſpäterer Zeit war zu Daskylion ein Biſchof (vergl. Harduin zu Plin. l. c.). — Bei dieſer Stadt befand ſich ein Landſee, welcher von ihr nach Strabo XII. pag. 220. (ed. Tschuck.) *Δασκυλῖτις*, nach Stephanus Byz. auch *Δασκυλία* genannt wurde. Pococke (Beſchr. des Morgenl. Th. 3. S. 175 der teut. Überſ.) will ihn im See Magriaas-Guel wiederfinden. Nur Dionyſius Hal. (Antiq. I. pag. 38.) gebraucht *Δασκυλῖτις* als Name einer Landſchaft, in welche er noch den lacus Ascanius verſetzt, welcher bei Nicäa war. (*Tuch.*)

Daskylitis ſ. Daskylion.

DASSARETAE (Plin. H. N. 3, 23. Mela 2, 3.) die Bewohner von Daſſaretia, einer Landſchaft in Illyrien mit der Hauptſtadt Lychnidus, wohnten um den See Lychnidus, auf der weſtlichen Grenze Makedoniens, im Oſten der heutigen Landſchaft Albanien. Strabo (7. p. 316) ſtellt ſie zwiſchen die dalmatiſchen Ardiäi und

---

*) *Δασκύλιον* b. Xenoph., Arrian., Steph. Byz., Hierocles Synecd. p. 693 ed. Wessel.; *Δασκύλειον* hingegen ſchreiben Strabo und Ptolemäus. Mela und Plinius bilden die Form Dascylos, worüber zu vergl. Vossius zu Mela l. c.

ie Dardani. Zu ihnen hatte ſich ein Haufe der thrakiſchen Phrygier oder Bryges gezogen (Scymn. v. 429). Bei Livius (27, 32. 31, 40.), Strabo und Ptolemäus (3, 13.) heißen ſie *Dassaretii*, bei Andern *Dassaritae* und *Dassaritii* (Steph.); bei Polybius (5, 108. 8, 38.) heißt die Landſchaft *Dassaretis*. (*H.*)

DASSDORF, Karl Wilhelm, Hofrath und erſter königl. Bibliothekar in Dresden, geboren den 2. Februar 1750 zu Stauchitz, einem Dorfe im Meißniſchen, wo ſein Vater damals Poſtmeiſter war, der einige Jahre darauf nach Zeitz und 1756 nach Merſeburg verſetzt wurde. Der Sohn kam in ſeinem 12. Jahre auf die kurfürſtliche Landesſchule zu Meißen, wo er ſich gründliche philologiſche Kenntniſſe erwarb und auf Veranlaſſung ſeiner Lehrer ſelbſt im Hebräiſchen Privatſtunden gab. Auf der hohen Schule zu Leipzig, die er 1768 bezog, um ſich zum Theologen zu bilden, machten Cruſius, Garve, Böhme, Erneſti, Morus und Gellert ſich um ſeine Bildung verdient. Der Kreisſteuereinnehmer Weiße übertrug ihm den Unterricht ſeiner Kinder, und auf deſſen und Zollikofers Empfehlung kam er 1773 als Hofmeiſter in das Haus des geh. Raths von Ferber nach Dresden. Durch Empfehlung deſſelben erhielt er 1775 die dritte Bibliothekarsſtelle bei der kurfürſtlichen Bibliothek, nach Canzlers Tode 1786 die zweite, und nach Adelungs Tode 1806 die erſte, auch wurde ihm 1807 der Titel eines königl. ſächſiſchen Hofraths beigelegt. Ein Schlagfluß endete den 28. Februar 1812 ſein Leben. Als Bibliothekar war er ſeinem Amte nicht nur ganz gewachſen, ſondern er erfüllte auch die Obliegenheiten deſſelben mit ſeltener Gewiſſenhaftigkeit und Humanität und that in dieſer Beziehung weit mehr, als von ihm verlangt werden konnte. Mit der freundlichſten Bereitwilligkeit erleichterte er den Beſuchenden auf jede Art den Gebrauch der Bibliothek und wandte viele Zeit darauf, die Arbeiten abweſender Gelehrten durch Auszüge, literariſche Nachweiſungen ꝛc. zu fördern, was mehre derſelben in den Vorreden und in ihren Schriften dankbar rühmten. In dieſer Beziehung ſagte er mit Wahrheit: Aliis inserviendo consumor. Auch außer den Stunden des Dienſtes brachte er ſeine meiſte Zeit auf der Bibliothek zu, deren muſterhafte Ordnung er noch immer zu vervollkommenen ſtrebte. Die Kenntniſſe, die ſein Amt erfoderten, beſaß er in reichem Maße, und überhaupt liebte er die Wiſſenſchaften mit wahrem Enthuſiasmus. Alte und neuere Sprachen hatte er gründlich ſtudirt, und mit der politiſchen und Literaturgeſchichte alter und neuer Zeit und der Bibliographie aller Wiſſenſchaften war er ſehr vertraut. Öfters gab er Privatunterricht in der klaſſiſchen Literaturgeſchichte, Äſthetik, Archäologie und im lateiniſchen und teutſchen Styl, und bereitete hoffnungsvolle Jünglinge zur Akademie vor. Seiner aufopfernden Dienſtfertigkeit und Amtstreue war es zuzuſchreiben, daß er zu literariſchen Arbeiten fürs Publikum nur wenig Zeit gewinnen konnte. Was er aber drucken ließ, fand und verdiente Beifall: Joh. Winkelmanns Briefe an ſeine Freunde. Dresd. 1777—1780. 2 Th. 8. Die von Daßdorf beigefügten Zuſätze und literariſchen Anmerkungen zeugen von einem feinen Geſchmack und ausgebreiteter Kenntniß der Kunſtliteratur. Casati poemata graeca et latina. Ib. 1778. 4.; mit einer Vorrede und diplomatiſchen Genealogie des gräflichen Hauſes Caſati. Castruccii Bonamici de rebus ad Velitras gestis et de bello italico commentarii, curante Dassd. Ib. 1779. 8. La vie de Gasp. de Coligni, revue et aug. de quelques remarq. Ib. 1783. 8. Beſchreibung der Reſidenzſtadt Dresden und einiger umliegenden Gegenden. Eb. 1782. 8. empfahl ſich durch gute Ordnung und geſchmackvollen Styl, und ließ die von 2 Ausländern (J. C. F. Krauſe und J. K. L. Albanus) verfaßte neue Auflage hinter ſich zurück. Numismatiſch-hiſtoriſcher Leitfaden zur Überſicht der ſächſiſchen Geſchichte. Eb. 1801. 8. Von der fürſtl. Jablonowskyſchen Geſellſchaft in Leipzig erhielt er 1779 die hiſtoriſche Preismedaille wegen ſeiner Abhandlung: De statu literarum in Polonia sub duobus ultimis ex stirpe Jagellonica regibus, und bei der Wittenberger akademiſchen Jubelfeier erhielt er aus Schröckhs Händen den poetiſchen Lorbeerkranz, denn er hat einzeln und in Zeitſchriften viele (auch lateiniſche) Gedichte drucken laſſen, die nicht ohne Verdienſt ſind. Sein muſikaliſches Drama: Andromache. Dresd. 1777. 8. (zum Theil aus den 2 erſten Akten der Andromache des Euripides überſetzt) hat keine Senſation gemacht. In frühern Jahren verfertigte er (ohne Namen) verſchiedene Überſetzungen aus dem Franz., Engl. und Italiän., und zu der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften lieferte er Beiträge *). (*Baur.*)

DASSEL, eine kleine Landſtadt im Amte Erichsburg-Hunnesrück, welches von den übrigen Theilen des Fürſtenthums Hildesheim ganz abgeſondert liegt. Durch die Stadt fließt die ſogenannte Spüling und vor der Stadt vorbei die Ilme, welche letztere die Fruchtbarkeit der daran liegenden Wieſen befördert. Die Lage der Stadt Daſſel am Bierberge iſt ziemlich ſchön und bietet romantiſche Ausſichten auf den Burgberg und den Sollingerwald dar. Sie hat 244 Häuſer, die ſehr eng gebaut ſind, weshalb die Stadt oft von verheerenden Feuersbrünſten heimgeſucht iſt. Unter den Wohnungen befinden ſich drei adelige Höfe. Die Einwohner, deren Zahl ſich auf 1400 beläuft, leben vorzüglich vom Ackerbaue und von der Viehzucht. Die wenigen, daſelbſt wohnenden Katholiken gehen nach Hunnesrück zur Kirche. Auch einige Herrnhuter gibt es hier, welche zwar ihre eigenen gottesdienſtlichen Verſamlungen haben, aber auch die evangeliſche Kirche fleißig beſuchen. Daſſel hat eine Kirche, einen Oberprediger und einen Diakonus, eine Bürgerſchule, eine Töchterſchule und eine Schule für die in der Stadt und Umgegend wohnenden Katholiken. Eine Viertelſtunde von der Stadt liegt eine gräflich v. Stollbergſche (ſonſt gräflich v. Brabeckſche) Eiſenhütte, wo Öfen, Töpfe und andere eiſerne Waaren verfertigt werden. Sie hat ſehr bedeutenden Abſatz. — Die Feldmark von Daſſel beſteht aus 2950 Morgen und iſt hier die Drei-Felder-Eintheilung üblich. Wieſen gibt es vor

---

*) Kläbe's gel. Dresd. 26. Haymanns Schriftſteller u. Künſtl. Dresd. 205. 210. 263. 319. Jördens Lex. d. Dichter. 6. Bd. 13. Leipz. Lit. Ztg. 1812. No. 76. Hall. Lit. Ztg. 1812. No. 86.

Daſſel 800, Anger 150, Berge und Waldungen 7500 Morgen. Der Boden iſt meiſtentheils ſehr thonig und kalt.

Die erſte Kapelle zu Daſſel ſollen die Grafen und Brüder **Bernhard**, **Johann** und **Wilhelm** nach ihrer Bekehrung zu Paderborn 778 gebaut haben. Sie brannte mit der ganzen Stadt 1392 ab und wurde nun ſchöner und größer wieder aufgebaut und 1447 vollendet. Die erſte Burg der Grafen von Daſſel lag ſüdwärts von der Stadt auf dem ſogenannten Burgberge, und zeigt man noch jetzt die Stelle, wo ſie gelegen hat. Die zweite Burg wurde an der Stelle erbaut, wo Daſſel ſelbſt liegt, welches urſprünglich castellum mag geheißen haben. Hier fühlte ſich, weil dieſes castellum in der Ebene lag, der Graf nicht ſicher genug, und erbauete eine dritte Burg auf einem Berge gegen Norden von Daſſel aus, welche im J. 1520 von den Truppen des Herzogs Erich eingenommen und nachher zerſtört wurde. Man ſieht noch jetzt merkwürdige Ruinen dieſes alten Grafenſitzes. Auf der Nordſeite von Daſſel ſteht ein alter Stein mit einem Kreuze bezeichnet, auf welchem noch alte Mönchsſchrift zu leſen iſt. Hier ſoll der letzte der Herren v. Ellenhoſen von den Daſſelſchen Frauen auf dem Rückwege von Graf Adolf dem Kühnen von Daſſel, den er beſucht hatte, erſchlagen worden ſeyn, weil er einen Daſſelſchen Kuhhirten durch einen Pfeilſchuß mit der Armbruſt getödtet hatte, ehe er auf die gräfliche Burg geritten war.

Der erſte bekannte Graf von Daſſel iſt nach Letzners Chronik der Graf Walther, zugleich Herr von Nienover. Er lebte ums Jahr 700. Sein Sohn und Nachfolger, Bernhard I., bewohnte das Schloß am Burgberge und ſtarb 795 als Chriſt. Seine zweite Gemahlin war Haſela, Königs Wittekind von Sachſen Tochter. Der fünfte Graf von Daſſel war Bodo nach dem Jahre 800; er fing an, die Stadt Daſſel zu bauen, wurde aber durch Krieg daran behindert. Als berühmt verdient noch angeführt zu werden der 17. Graf von Daſſel, Adolf der Kühne, welcher das Stift Nordheim verbrannte und darüber in die Acht kam. Der ſächſiſche Landvoigt, welcher über Göttingen und Nordheim geſetzt war, zog darauf Lauenberg und alles dazu Gehörige im Göttinger Lande und in der Einbecker Börde als ein verwirktes Lehn ſeinem Herrn zum Beſten ein, wodurch die Grafſchaft Daſſel ſehr verkleinert wurde. Der letzte Graf von Daſſel war Simon, der ohne Erben verſtarb. Der Graf Otho von Wohldenberg, der 35. Biſchof von Hildesheim, bekam hierauf die Grafſchaft Daſſel, und ſo wurde dieſe ein Theil des Fürſtenthums Hildesheim, welches jetzt dem Königreiche Hannover einverleibt iſt. (*Schickedanz.*)

DASSIER. 1) **Jean**, geb. zu Genf 1677 und geſt. daſelbſt 1763, ſtudirte zu Paris die Münzſchneidekunſt, in welcher er ſich auszeichnete. Er hat eine große Anzahl von Denkmünzen in Stahl geſtochen mit den Bildniſſen der berühmteſten Männer aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV., von denen viele in Köhlers hiſtoriſchen Münzbeluſtigungen kopirt ſind. D's Arbeit hat andern Künſtlern zum Muſter gedient. — 2) Sein Sohn, **Jakob Anton**, geb. zu Genf 1715, widmete ſich derſelben Kunſt, die er in Italien und Frankreich ſtudirte, und begab ſich hierauf nach London, wo er als zweiter Münzmeiſter angeſtellt wurde. Von da ging er nach Petersburg, wo er viele Denkmünzen verfertigte, ſtarb aber auf der Rückreiſe nach London zu Kopenhagen im J. 1759. Seine Werke zeichnen ſich, wie die ſeines Vaters, durch Feinheit der Arbeit aus, ſind aber noch intereſſanter durch die dargeſtellten Perſonen. Alle ſeine Denkmünzen ſtellen, und mit der größten Ähnlichkeit, Männer dar, die ſich in den Wiſſenſchaften ausgezeichnet haben, wie Montesquieu, Locke, Newton, Paſcal, Haller u. ſ. **Dupuis** und **Benoit** haben viele Bildniſſe nach dieſen Denkmünzen in Kupfer geſtochen. Es erſchien 1778 eine Explication des medailles gravées par J. Dassier et par son fils, représentant une suite de sujets tirés de l'histoire romaine; ein ſeltnes und geſuchtes Werk. (**Auguis** in der Biogr. univ.) (*H.*)

DASSONVILLE, Jacques, geb. im Hafen St. Quen im J. 1719, trieb die Malerei und das Radiren in Kupfer blos aus Liebhaberei. Man hat von ihm funfzig radirte Blätter Bambocciaden in Oſtade's Geſchmack, welche wegen ihrer Mannigfaltigkeit eine *angenehme* Unterhaltung gewähren, obgleich er ſein Vorbild Oſtade nicht vollkommen erreichte. Übrigens iſt er im Ausdruck der Köpfe glücklich, weniger aber in den äußern Theilen der Figuren. **Huber** (Handbuch VIII, 177.) führt viele Blätter von ihm an. (*A. Weise.*)

DASSOV, Dassovius, (Nikolaus und Theodor), Brüder, Theologen aus Hamburg, wo ihr Vater **Johannes**, zu Buxtehude geboren, 1681 als Archidiakonus an der St. Petershauptkirche ſtarb. **Nikolaus**, geboren den 11. December 1639, ſtudirte zu Greifswald, wurde daſelbſt Profeſſor der Theologie, Konſiſtorialaſſeſſor und Paſtor an der St. Marienkirche, und ſtarb den 8. Auguſt 1706. Man hat von ihm viele Diſſertationen und Programme: De prisca Nicolaitarum haeresi. Gryphisw. 1682. 4. De vento pentecostali. Ib. 1690. 4. De mateologia Terministarum. Ib. 1701. 4. De haeresi Berengeriana. Ib. 1702. 4. Predigten u. a. m. 1). — Sein jüngerer Bruder **Theodor** ſtudirte ſeit 1669 in Gießen, und begab ſich 1674 nach Wittenberg, wo er Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät wurde. Nach der Rückkehr von einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach England, wurde er 1678 Profeſſor der Dichtkunſt und 1689 der orientaliſchen Sprachen zu Wittenberg, ging 1701 als Profeſſor der Theologie und der orientaliſchen Sprachen nach Kiel, wurde um 1714 däniſcher Oberkonſiſtorialrath, Generalſuperintendent der Herzogthümer Schleswig und Holſtein und Propſt zu Rendsburg, und ſtarb daſelbſt im Januar 1721. Er war ein gelehrter Kenner und Beförderer der orientaliſchen Literatur, und gab in ſeinen zahlreichen akademiſchen Schriften ſchätzbare Erläuterungen über Gegenſtände der hebräiſchen Archäologie: De ingressu in sanctum sanctorum pontificis hebraei summi. Viteb. 1692. 4. De suspendio

---

1) **Beuthners** Hamb. Gel. Lex. 60. **Thieß** Hamb. Gel. Lex. 116.

hominis lapidibus obruti, ad Gal. III. 13. et Deuter. XXI. 22. Ib. 1694. 4.; wieder abgedr. in dem Thesaur. theol. philol. T. II. 614. De consensu Judaeorum cum mente Lutheri in versione bibliorum. Ib. 1696. 4. De infante Hebraeo liberaliter educato. Ib. 1698. 4. De sepultura animalium Hebraeis usitata. Ib. 1697. 4. De altari exteriori Hierosolymit. templi. Ib. 1698. 4. De victimis Hebraeorum gravidis. Ib. 1699; 1714. 4. De imaginibus Hebraearum rerum, quae nostra aetate circumferuntur. Kilon. 1701. 4. und in Ugolini thes. T. IX. Dissidium pontificis romani et hebraei. Ib. 1703. 4. De Vacca Rufa, ex antiquitate hebraea speciatimque ex Maimonide, opusculum, quantum constat, nunquam antea formis exscriptum. Ex Msc. ed. J. G. W. Dunkel. Lips. 1757. 4. u. v. a. Aus Daſſovs Vorleſungen entſtanden ſind die unter ſeinem Namen gedruckten Antiquitates hebraicae quam plurima utriusque foederis loca difficiliora illustrantes; acced. J. A. Fabricii notitia scriptorum, qui antiquitates hebr. illustrant. Hafniae 1742. 8. Seine Meinung von der Seligkeit der Gläubigen in dieſem Leben veranlaßte einen Streit zwiſchen ihm und dem gottorpiſchen Generalſuperintendenten H. Muhlius[2]). (*Baur.*)

DASTARKON nennt nur Strabo XII. p. 24. (ed. Tzsch.) als ein vom Fluſſe Karmala (vergl. p. 34.) umgebenes Bergſchloß, mit einem Tempel des Kataoniſchen Apollo. Nach ſeiner Angabe bleibt es aber unbeſtimmt, ob es in Kataonien oder Melitene lag. (S. Mannert Geogr. der Gr. u. R. Th. 6, 2. S. 246.) (*Tuch.*)

DASTEIRA, ein anderweitig unbekannter Ort, bei Strabo XII. pag. 122. am Weſtſaume der armeniſchen Landſchaft Akiliſene. (*Tuch.*)

DASUS. Eine von Loureiro (Flor. coch. p. 176.) geſtiftete Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe und von unbekannter natürlicher Verwandtſchaft. Char. Der Kelch röhrig, faſt fünflappig; die Corolle glockenförmig, dicht behaart; die Staubfäden in der Baſis der Corolle eingefügt; die Narbe fünfſpaltig; die Beere einſamig. Die einzige bekannte Art, D. verticillatus Lour., wächſt als ein mäßig hoher Baum mit lanzettförmigen, unten filzigen Blättern und wirbelförmigen, weißen Blüthen in Cochinchina. (*A. Sprengel.*)

Dasyates *Rafinesque*, (Pisces) ſ. Trygon.

Dasybatus *Blainville*, (Pisces) ſ. Raja.

DASYCERUS (Entomologie). Eine von Brongniart errichtete, von Latreille charakteriſirte Käfergattung, aus der Abtheilung mit drei Tarſengliedern an allen Füßen, deren genauere Kenntniß wir vorzüglich Müller*) zu verdanken haben. Die einzige bekannte Art — D. sulcatus Auct.**) zeichnet ſich durch feine, fadenförmige Fühler mit vier dickern, ſternförmig behaarten Endgliedern, ſechseckiges Halsſchild und eirunde, oben gewölbte und gefurchte Deckſchilde aus. Man trifft dies kleine, nur eine Linie lange Thierchen in und an alten faulenden Baumſtöcken und Baumwurzeln, auch unter Moos an der Erde, meiſtens geſellſchaftlich lebend, an. Zur Begattungszeit durchſtochen, oder zwiſchen den Fingern zerrieben, gibt es eine ſchwache, dem Geruch der Wanzen ähnelnde Ausdünſtung von ſich. (*Germar.*)

DASYCHIRA. Name einer Schmetterlingsgattung aus der Familie der Spinner, von Hübner vorgeſchlagen, wohin er Orgyia fascelina, pudibunda, antiqua und gonostigma bringt. (*Germar.*)

DASYGASTRAE, *Latreille* (Insecta). Eine Familie der Bienen (familles du règne animal), diejenigen umfaſſend, deren Hinterleib unten behaart iſt. Da aber mehre Gattungen nach andern Kennzeichen, z. B. Ceratina, von dieſer Gruppe nicht getrennt werden können, aber doch jenes Kennzeichen nicht führen, ſo hat Latreille dieſelbe in ſeinem neueſten Syſtem (Cuvier règne animal ed. II. V. p. 347.) nur noch beiläufig aufgeführt. (*D. Thon.*)

DASYGNATHUS (Entomologie). Eine von Mac Leay†) aufgeſtellte Käfergattung, der Gattung Geotrupes *Fabr.* verwandt, unter die Abtheilung Scarabaeides xylophili *Latr.* gehörig. Die einzige bekannte Art D. Dejeanii iſt in Neuholland einheimiſch und wird auf folgende Weiſe beſchrieben: der Körper ſchwarzbraun, unten rothbraun behaart, Kopfſchild vorn punktirt, Halsſchild glatt, Deckſchilde tief geſtreift, an den Seiten rauch und die Streifen verwiſcht; After punktirt, glatt. Der Kopf iſt ziemlich viereckig, ohne Quernaht, mit vorragendem, an den Seiten gerundetem, am Rande verdicktem und aufgeworfenem Kopfſchilde. Der Körper iſt länglich eirund, unten behaart, der After unbedeckt. Das Halsſchild iſt gerandet, das Schildchen klein, an der Spitze gerundet. Die Schienen der Vorderbeine führen am Außenrande drei Zähne. (*Germar.*)

DASYLLIOS, ein Beiname des Dionyſos, unter welchem er zu Megara verehrt wurde (Paus. 1, 43.). Es heißt der Behaarte und iſt die Verkleinerungsform von *δασύς*, behaart; Dionyſos ſoll ſo benannt worden ſeyn, entweder weil Zeus ihn als Kind eine Zeitlang in eine Ziege verwandelt hatte, oder weil er ein Fell über den Schultern trug. (*H.*)

Dasymeter ſ. Manometer.

Dasyna *Desvoidy*, (Insecta) ſ. Myodariae.

DASYNEMA. Eine von dem jüngeren Schott aufgeſtellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Dillenieen und der vierten Ordnung der dreizehnten Linnéſchen Klaſſe. Char. Der Kelch vier-, ſechs- oder achtblättrig; keine Corolle; ſteifbehaarte Staubfäden ſtehen auf dem hackerigen Fruchtboden; die Antheren öffnen ſich der Länge nach; die Samenkapſel iſt borſtig, vierklappig, einſamig; der Samen iſt von einer Ausbreitung des Keimganges (arillus) umgeben. Die beiden bekannten Arten ſind braſiliſche Bäume. 1) D. hirsutum *Schott* (in Spr. syst. append. p. 408.) mit kurzgeſtielten, umgekehrt-eiförmigen, langzugeſpitzten, unten zottigen Blättern, vierblättrigen Kelchen und nackten Antheren. 2) D. pubescens *Schott* l. c. mit langgeſtielten, ablangen, zugeſpitzten, unten feinbehaarten Blättern, ſechs- oder achtblättrigen Kelchen und an der Spitze mit Anhängſeln verſehenen Antheren. (*A. Sprengel.*)

---

[2]) *Loescher* de vita ejus. Witteb. 1699. 4. Beuthner u. Thieß a. a. O. Catal. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. 1195. *Meusel* bibl. hist. das Regiſter beim 11. Bde.

*) Germars und Zinckens Magazin der Entomologie. II. S. 274. **) Abbildung in meinen Icon. Ins. Eur. Fasc. IV. tab. 4.

†) Horae entomolog. I. p. 141.

DASYORNIS, *Vigors* (Ornithologie), in den *Linn.* transact. T. XV. part. 3. p. 231. charakteriſirte Gattung aus der Familie der Meruliden oder vielleicht richtiger der Sänger. Die hieher gezählten Vögel haben große Ähnlichkeit mit der Gattung Timalia Horsf. und folgende Eigenthümlichkeiten: Schnabel ſtark, wenig gebogen; Firſte hervortretend, Oberſchnabel kaum ausgeſchweiſt; Naſenlöcher an der Wurzel des Schnabels, oval, zum Theil durch eine Haut verſchloſſen; Flügel kurz, abgerundet; erſte Schwungfeder ſehr kurz, die dritte, ſechſte und ſiebente gleich lang und die längſten; Schwanz lang, abgeſtuft; Füße ſtark, Hinterzehe mit lang gekrümmtem Nagel, Ferſen hinten glatt, vorn mit Tafeln belegt, Mundwinkel durch ſteife und rückwärts gebogene Borſten ausgezeichnet. Typus der Gattung iſt: Dasyornis australis *Vig.* aus der Gegend von Paramatta in Neuholland. Oben gelbbraun, unten heller, Kehle und Mitte des Bauchs weiß, Ruder und Schwungfedern rothbraun. Länge 11 Zoll.

Ferner will man hieher zählen die unter dem Namen le Flûteur von le Vaillant beſchriebene Motacilla africana. *Gm.* (*Boie.*)

DASYPHYLLUM Kunth. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Cynareen der natürlichen Familie der Compositae — und aus der erſten Ordnung der neunzehnten Linnéſchen Klaſſe. Char. Die Schuppen des gemeinſchaftlichen Kelches mit einem kurzen, krautartigen Stachel verſehen; der Fruchtboden behaart; die Samenkrone ungeſtielt, federig; die Samen behaart. Die einzige bekannte Art, D. argenteum *Kunth* (in Humb. et Bonpl. nov. gen. VI. p. 18. t. 308.), welche in Quito wächſt, iſt ein klafterhohes, ſehr dorniges Bäumchen mit gehäuften, elliptiſchen, glattrandigen, an der Spitze dornigen, auf beiden Flächen ſeidenhaarigen Blättern und zuſammengedrängten Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DASYPODA, *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung Hymenopteren aus Linné's Apis geſondert, von Latreille in die Section Andrenetae der Familie Mellifera geſtellt (*Cuvier* règne animal ed. II. V. p. 343.). Sie ward früher von Fabricius zu Andrena gezählt, von Jurine (Nouvelle Méthode de c[illegible]sser les Hyménoptères. Génève 1807. p. 247. und 250.) unter Trachusa, von Kirby unter Melitta aufgeführt. Die Kennzeichen ſind: Maxillen und Unterlippe ſind verlängert, jene an der Spitze gebogen, dieſe an der Baſis in eine cylindriſche Scheide eingeſchloſſen, am Ende in eine lange, zum Theil behaarte Zunge auslaufend, in der Ruhe nach oben gebogen, die zwei ſeitlichen Abtheilungen ſehr klein; die vier Palpen ziemlich gleich, fadenförmig, die Maxillarpalpen (anteriores, Panzer Reviſion der Jeſektenfauna II. p. 204.) kürzer, ſechsgliedrig, die Labialpalpen etwas länger, viergliedrig, die Mandibeln hornartig, bogig, ſpitzig, höchſtens einzähnig; die Fühler fadenförmig oder nur ſchwach nach der Spitze verdickt, kurz, zwölf- und dreizehngliedrig. — Der Kopf ſteht vertikal, iſt zuſammengedrückt, niedriger und ſchmäler als der Thorax; die Augen ſtehen getrennt, ſind oval, auf dem Scheitel ſtehen drei Nebenaugen faſt in einer geraden Linie, der Thorax iſt faſt rund, an beiden Enden ſtumpf, auf den Vorderflügeln ſind zwei Submarginalzellen vorhanden; die Vorderfüße ſind kurz, die hintern lang, das erſte Tarſenglied derſelben iſt faſt ſo lang, als das Schienbein, Schienbeine und Tarſen ſind mit langen, dicken Haaren bekleidet, welche bei dem Weibchen Büſchel bilden.

Dieſe Bienen fliegen ſchneller, als die der Gattung Andrena, graben wie dieſe Löcher in die Erde, in welche ſie ihre Eier nebſt einer Partie Samenſtaub (Pollen) zur Nahrung der Larven legen. Das vollkommene Inſekt findet ſich namentlich auf ſyngeneſiſchen Blüthen, z. B. Tassilago farfara (Huflattig), Serratula arvensis, (Scharte) ꝛc.

Als Typus gilt: D. hirta. *Fabr.* (mas. Syst. Piez. p. 336. Apis farfarisequa *Panz.* fauna 55. n. 14. — foem. D. hirtipes, Syst. Piez. p. 335. *Panzer* l. c. Andrena plumipes 46. n. 16.), gräulich behaart, der Hinterleib mit weißen Ringen, die Füße, beſonders die hintern (beim Männchen die Tarſen) ſtark rothbraun behaart. (*D. Thon.*)

DASYPODIUS, Petrus (eigentlich Rauchfuß). Ein Gelehrter des 16. Jahrhunderts, der nach einigen Nachrichten zu Frauenfeld in der Schweiz ſoll geboren ſeyn; gewiß iſt, daß er 1530 daſelbſt Schullehrer war. Er kam dann nach Straßburg als Profeſſor der griechiſchen Sprache und ſtarb daſelbſt 1559. Man hat von ihm ein Wörterbuch der griechiſchen, lateiniſchen und teutſchen Sprache (Straßburg 1534. 8.), und ein zweites lateiniſch-teutſches. Sie waren für die damaligen Zeiten nicht ohne Werth und wurden oft wieder abgedruckt. — Sein Sohn Konrad war Profeſſor der Mathematik zu Straßburg und hat ſich durch die Überſetzung eines Theiles des Euklides verdient gemacht. Nach ſeiner Anleitung wurde 1580 die berühmte aſtronomiſche Uhr am Münſter zu Straßburg verfertigt. Er beſchrieb ihre Einrichtung in ſeinem Heron mathematicus (1580. 4.). (*Escher.*)

DASYPODIUS, Wenceslaus, ein gelehrter Böhme, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, ſchrieb: Elegia de ultimo judicio et mundi fine, worin er das Ende der Welt und die Erſcheinung des Sohnes Gottes, um die Lebendigen und die Todten zu richten, auf das Jahr 1583 weiſſagte; er erlebte aber ſelbſt die Grundloſigkeit ſeiner Weiſſagung. Carmen de terrae motu, qui anno 1581 Moraviam concussit. Calendarium perpetuum ad horizontem Pragensem directum. Pragae 1591. Dictionarium latino-bohemicum wurde in Polen als Grundlage des erſten Na ionalwörterbuchs gebraucht, indem man an die Stelle eines böhmiſchen, ein polniſches Wort ſetzte. In dieſer Geſtalt wurde das Buch mehrmals in Krakau und Warſchau gedruckt; die zu Danzig 1642 erſchienene Ausgabe ſt lateiniſch, teutſch und polniſch *) (*Baur.*)

DASYPOGON R. Br. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Jumeen und der erſten Ordnung der ſechſten Linnéſchen Klaſſe. Char. Knopfförmige Blüthen; der Kelch doppelt: der äußere dreiſpaltig, der innere dreiblättrig, corolliniſch; die an der Spitze verdickten Staubfäden ſtehen auf der Baſis des inneren Kelches; die Narbe einfach; die Schlauchfrucht über dem Kelche, einſamig. Die einzige bekannte Art, D. bromeliaefolius R. Br. (Prodr. p. 263., Flinders voyag. app. p. 608. t. 8.), in Neuholland (am König Georg's Sund) einheimiſch, iſt ein einfaches, behaartes Staudengewächs mit Grasblättern und knopfförmigen Blüthen, welche mit Stützblättchen verſehen ſind.

(*A. Sprengel.*)

DASYPOGON, *Meigen* (Insecta), Wolfsfliege. Eine Gattung zweiflügeliger Inſekten, von Meigen (ſyſtematiſche Beſchreibung der bekannten europäiſchen zweiflügeligen Inſekten II. S. 256. sq. Wiedemann außereuropäiſche zweiflügelige Inſekten I. S. 367. II. 643.) unter die Familie Asilici, von Latreille (*Cuvier* règne animal ed. II. V. p. 457.) unter die Tanystomata gerechnet, von Linné zu Asilus gezählt. Kennzeichen: Fühler vorgeſtreckt, dreigliedrig; die beiden erſten Glieder faſt walzenförmig, gleich lang; das dritte verlängert, zuſammengedrückt, faſt ſpindelförmig, an der Spitze mit einem kurzen, zweigliedrigen Griffel. Rüſſel vorſtehend, wagerecht, ſo lang als der Kopf, Schienbeine gerade, Flügel aufliegend, parallel. — Der Kopf faſt halbkugelig, am Untergeſicht ein borſtiger, ſteifer Knebelbart; Augen länglichrund, im Leben grün, auf dem Scheitel drei Nebenaugen; Palpen kurz, haarig, zweigliedrig, von verſchiedener Bildung. Der Hinterleib bei einigen Arten walzenförmig, bei andern ſtriemenförmig flach gewölbt, ſiebenringelig: der erſte Ring kurz, wulſtartig; das Männchen hat einen ſtumpfen After, mit hornartiger, geſchloſſener Zange; bei dem Weibchen iſt der After ebenfalls ſtumpf, mit einem Kranze kurzer, ſteifer Zähnchen. Beine ſtarkborſtig, die Füße mit zwei Afterklauen. Die Schwinger unbedeckt, die Schüppchen klein einfach, die Flügel ziemlich breit, ſtumpf, lanzettförmig, die Adern bei den verſchiedenen Arten abweichend.

Dieſe Inſekten leben vom Staube und nähren ſich meiſt von kleinen Fliegen, namentlich auch von der gewöhnlichen Stubenfliege, ihren Raub an den Rüſſel geſpießt zwiſchen den Vorderbeinen mitſchleppend. Die Anzahl der Arten iſt groß, Meigen zählt am angeführten Orte vier und vierzig europäiſche, Wiedemann neun und ſiebenzig außereuropäiſche auf. Zu leichterer Überſicht theilt ſie Meigen in drei Abtheilungen, aus welchen wir einige Arten als Beiſpiele aufführen wollen.

A. Vorderſchienen mit einem Endſtachel.

1) D. teutonus *Linné* (*Panzer* Fauna I. nr. 11.). Schwarz; Untergeſicht und Flecken der Bruſtſeiten goldfarbig; Hinterleib mit weißen Seitenpunkten, Fühler und Beine rothgelb, Flügel bräunlich, an den Spitzen dunkler. Acht bis neun Linien lang. In Teutſchland, Frankreich, Rußland.

2) D. punctatus *Fabr.* (foemina. *Panzer* l. c. 45. n. 24. Asilus Diadema *id.* mas. *Panzer* l. c. n. 23. Variet. Das. nervosus. *Panz.* 105. n. 9.). Schwarz, der Hinterleib mit weißen Seitenpunkten, das Männchen mit rußigbraunen Flügeln und ſchwarzen Beinen, das Weibchen mit ziegelrother Binde des Hinterleibs, roſtfarbigen Beinen und faſt glashellen Flügeln. Die ſchwarze Farbe dieſer Art ſchimmert an beiden Geſchlechtern ins Dunkelviolett und ſpielt im Sonnenſchein mit goldglänzenden Punkten. Bei der angeführten Abänderung ſind die Flügel faſt farbenlos mit mehr oder weniger braun geſäumten Adern. Zehn bis eilf Linien lang. Nicht ſelten in der Gegend von Paris, außerdem im ſüdlichen Frankreich, in Italien, im ſüdlichen Teutſchland und in Rußland einheimiſch.

B. Schienen ohne Endſtachel.

3) D. sabaudus, *Fabr.* (*Meig.* l. c. taf. 20. f. 12.). Roſtgelb, das Rückenſchild mit zwei braunen Linien, der Knebelbart gelb. Acht bis zehn Linien lang, im ſüdlichen Frankreich, auch bei Nizza.

4) D. brevirostris, *Meig.* (foem. Das. armillatus Fallén Diptera suec. Asil. 12, 3. mas. D. longitarsis. ib. 13. 4.). Schwarz, Rückenſchild hinten grauhaarig; hinterſte Schienen an der Wurzel rothgelb. Vier Linien lang. In Teutſchland, bei Stollberg auf Bergwieſen.

C. Unbekannte Abtheilung.

5) D. liburnicus, *Germar.* Schwarz; die Ränder des Rückenſchildes roſtfarbig mit meſſinggelbem Schimmer; Hinterleib mit weißlichen Seitenflecken; Beine roſtgelb, Schenkel oben ſchwarz. Neun Linien lang. Italien. (*D. Thon.*)

DASYPROCTA, *Illiger* (Mammalia). Steißthier, Aguti, Acuti (δασύς und πρωκτός). Eine Säugethiergattung aus der Ordnung der Nager, von Linné früher zu Mus, von Erxleben unter Cavia, von Lacépède Aguti, von Fr. Cuvier Chloromys genannt. Früher gab ihm Illiger den Namen Platypyga und Schinz verband damit noch die Gattung Viscaccia (ſ. unten). Cuvier (règne animal ed. 2. I.) ſtellt ſie zwiſchen Kerodon und Coelogenys.

Nach demſelben haben ſie folgende Kennzeichen: Vier Zehen an den vordern, drei an den hintern Füßen; Backzähne $\frac{4.4}{4.4}$, welche unter einander faſt gleich, mit flacher, unregelmäßig gefurchter Krone, im Umkreiſe rund, die obern am innern, die untern am äußern Rand ausgekerbt.

Die Schneidezähne $\frac{1}{1}$ ſind faſt in einem Halbzirkel gekrümmt, ihre vordere Seite iſt glatt, die Schneide der obern iſt keilförmig, die Schärfe derſelben ſteht quer und

---

*) *Balbini* Bohemia docta T. II, 249. Adelungs Zuſ. z. Jöcher.

iſt etwas ausgerandet; die untern ſind etwas zuſammengedrückt, rundlich, die Schneide keilförmig, die Schärfe derſelben gerundet. Die Backen- oder Mahlzähne haben einen ganz eigenen Bau. Sie beſtehen aus einer Emailröhre, die ſich an den mittleren jeder Reihe ein oder zweimal faltet, und zwar bei den untern an der auswendigen, bei den obern an der inwendigen Seite. Dieſe Emailfalte geht blos bis aufs Zahnfleiſch herunter. Unterhalb iſt die Röhre bis auf den Grund der Alveola cylindriſch und da horizontal abgeſtutzt. Auf dieſer Abſtutzung bemerkt man die ſtumpfen Enden von vier bis ſechs Emailröhren, von denen einige cylindriſch, andere elliptiſch ſind. So wie nun die Krone des Zahnes ſich abnutzt, bemerkt man den Durchſchnitt dieſer Emailröhren, welche durch ein in der gemeinſchaftlichen Röhre enthaltenes Bindungsmittel vereinigt ſind, durch welches letztere auch ihre eigene Röhre ausgefüllt iſt. So lange die Krone noch nicht abgenutzt iſt, ſtehen quer auf ihr fünf oder ſechs Erhöhungen, durch die äußern Emailfalten verurſacht. Die Vertiefung außen vor den untern Zahnreihen, wie man ſie bei den Cavien findet, iſt hier nicht vorhanden. Das Schenkelbein iſt ſo aufgeſchwollen wie bei den Cavien. Das Felſenbein enthält, wie bei dieſen, eine Höhle, in welcher eine beſondere Verlängerung des kleinen Gehirns liegt. Die Querwand der Ethmoidalhöhle iſt ſo groß, als das Hinterhauptloch, aber dieſe Grube iſt weiter als man ſie bei den Cavien ſieht; die Fortſätze des Ethmoidal- und der Kiefernbeine nehmen zwei Drittheile der Länge des Kopfs ein. Das Organ des Geruchs iſt nur bei den Schweinen ſtärker entwickelt als hier. Das Infraorbitalloch iſt ſehr groß und dient wie bei den meiſten Nagern nicht blos zum Durchgang der Infraorbitalnerven, ſondern auch ein Theil des Kaumuskels geht hindurch, um ſich an die vordere Seite des Kiefernbeins anzuſetzen. Die Augen ſind groß und vorſpringend, die Füße ſchmächtig und mager, die vordern haben 4 deutliche Zehen und ſtatt des Daumens einen kurzen aufgeſchwollenen Höcker; die hintern von unverhältnißmäßiger Länge haben nur 3 mit ſtarken Nägeln verſehene Zehen. Die Fußwurzel iſt nackt und ſchwielig und erſtreckt ſich bis etwas auf den hintern Theil des Metatarſus. Der Schwanz iſt äußerlich nicht ſichtbar oder ſehr kurz, er hat nur 5 bis 7 Wirbel. Über die Brüſte, deren Zahl nach den Arten verſchieden iſt, und die ſowol an der Bruſt als am Bauche ſtehen, wird das Nöthige bei den einzelnen Arten erwähnt werden, ebenſo über die Geſchlechtstheile. Das Haar iſt von ſehr verſchiedener Länge, vom kurz abgeſchnittenen bis auf eine Länge von 3″, iſt aber bei allen ſpröde, ganz gerade und geht leicht aus, wie bei den meiſten Arten Hirſchen.

Dieſe Thiere leben nicht in der Erde, ſondern unter umgeſtürzten Bäumen und in ihren Höhlen, manchmal ſogar wenn dieſe in ziemlicher Höhe liegen.

Ihr Geſichtsſinn ſcheint nicht ſehr entwickelt zu ſeyn, obgleich die Anatomie noch nicht näher darüber belehrt hat, doch behauptet **Azara**, daß ſie bei der Nacht beſſer ſehen, als am Tage und dann den Hunden leichter entgehen. Ihre Nahrung beſteht in mancherlei Gewächſen und Früchten, und ſie ſollen jährlich nur einmal 3 bis 5 Junge zur Welt bringen. Sie gleichen übrigens im Allgemeinen, nach Lebensart und Fleiſch, unſern Haſen und Kaninchen und ſcheinen die Stelle dieſer Thiere auf den Antillen und überhaupt im ſüdlichen Amerika zu vertreten.

Wagler, dem wir eine ſchöne Auseinanderſetzung der Arten dieſer Gattung verdanken (Oken Iſis 1831. Hft. 6.), hat noch die Bemerkung gemacht, daß bei den Agutis von faſt vier zu vier Wochen eine Menſtruation Statt findet, wobei ſie vieles Blut, ohne Beimiſchung von Schleim, verlieren. Ob dieſer Blutfluß Folge des nicht befriedigten Geſchlechtstriebes des von ihm beobachteten, ſehr kräftigen Weibchens war, oder ob dieſer zur beſtimmten Zeit auch beim wilden Thiere erfolgt, wagt er nicht zu beſtimmen.

1) D. Aguti, *Linné* (unter Mus! Chloromys Aguti *Desmoulins*, Dict. classiq. d'hist. nat. IV. p. 46. — Dictionaire des sc. nat. mit Abbild. — **Prinz von Neuwied**, Beiträge zur Naturgeſchichte Braſiliens II. 458. — **Rengger**, Säugethiere von Paraguay. 259. — Bei den Guaranis in Paraguay Acuti, *Cotía oder Cutía* an der Oſtküſte von Braſilien, Maniang-kün bei den Botocuden, Hohiong bei den Camacaes. — *Wagler* l. c. 618).

Die Kennzeichen dieſer Art laſſen ſich nach **Wagler**, wie folgt, beſtimmen. Die Oberſeite iſt olivengelblich mit ſchwarz geringelten Haaren, die Haare des Steißes ſind röthlich, fein ſchwarz geſprengt mit weißlicher Wurzel, die Vorder- und Hinterfüße ſind ſchwärzlichbraun, die ganze untere Seite iſt vollkommen ockerfarbig mit einer weißlichen Mittelbinde auf der Bruſt; die Beine ſind unten ockerfarben, der Schwanz kegelförmig platt gedrückt 6″ lang; die Schneidezähne ſind vorn orangeröthlich.

Die folgende genauere Beſchreibung dieſes Thieres, in deſſen Naturgeſchichte ſo manches aufzuklären war, verdanken wir **Rengger**.

Der Acuti iſt mit geraden, groben, rauh anzufühlenden, etwas glänzenden Borſtenhaaren bedeckt, die mit Ausnahme der wenigen 2″ langen Schnurrhaare im Geſichte und der Haare an den Extremitäten kurz, an den zwei vordern Drittheilen des Rumpfs Zoll lang, auf dem Kreuz und an den Schenkeln über 3″ lang ſind. Schnauzenſpitze, Kehle, Ohren, Schwanz und Fußſohlen ſind unbehaart.

An den Haaren der obern und äußern Theile des Körpers, bis gegen das Fußgelenk hinab, ſowie an denen des Bauches, mit Ausnahme der Mittellinie, wechſeln 3 bis 4 braune Ringe mit ebenſo vielen citronengelben oder auch grünlichgelben ab, und zwar ſo, daß bald die eine, bald die andere dieſer Farben die Spitze derſelben einnimt. Auf dem hintern Theile des Kreuzes gehen die gelben Ringe in lichtbräunlich rothe über, an der untern Seite des Halſes, an der Bruſt und an der innern Seite der Extremitäten bis in die Nähe des Fußgelenkes erſcheinen die Haare in ihrer ganzen Länge citronengelb, längs der Mittellinie des Bauches gelblichweiß, am untern Ende der Vorderarme und der Beine, ſowie auf den Füßen braun. Die Borſten im Geſichte, an Schwanz und Fußſohlen ſind ſchwarz, die nackten Theile des Kopfs bräunlich fleiſchroth, die Nägel braun. Je nachdem ſich das Thier bewegt, ſeine Haare an den Körper anlegt oder empor richtet, und je nachdem zugleich das Licht auf ſie fällt, ändert auch die Farbe der obern und äußern Theile, indem bald die braunen, bald die gelben Ringe mehr zum Vorſchein kommen.

Es gibt einige Farbenabänderungen, theils vom Alter, theils von der Jahreszeit, theils von der Individualität abhängig. Beim jungen Thiere ſind die Haare am hintern Theile des Kreuzes (Steiß) gewöhnlich nicht bräunlich roth und braun, ſondern wie auf dem Rücken citronengelb und braun geringelt. Die dunklere Farbe nehmen ſie mit dem erſten, zuweilen erſt mit dem zweiten Haarwechſel an, der im Anfang des Winters eintrit. Das ſchöne Citronengelb der Haare wird während des Sommers bläſſer, wodurch das Braun mehr vortrit und das Thier im Herbſt dunkler erſcheint als im Winter. Nicht ſelten findet man Individuen, bei denen die Mittellinie des Bauches ſtatt gelblich-weiß, röthlich-gelb iſt.

Folgende ſind die Hauptmaße dieſes Thieres, 1″ 6‴ ganze Länge; 3″ 6‴ Länge des Kopfs; 1′ 2″ Länge des Rumpfes; 6‴ Länge des Schwanzes; 9″ vordere Höhe; 11″ hintere Höhe. Mitunter ſind Individuen einen Zoll länger. Das Gerippe eines ungefähr 2jährigen Thieres hatte folgende Maße: 3″ 2‴ Länge des Kopfs; 2″ 2‴ Länge des Unterkiefers ſamt den Schneidezähnen; 1″ 10‴ Länge der Halswirbelſäule; 7″ 3‴ Länge der Rücken- und Lendenwirbel zuſammengenommen; 4″ 0‴ Länge des Heiligenbeines und des Schwanzes zuſammengenommen; 2″ 5‴ Länge des Oberarmes; 2″ 9‴ Länge des Vorderarmes mit dem Ellenbogenfortſatze; 1″ 10‴ Länge des Vorderfußes mit dem Nagel der zweiten Zehe nach innen; 3″ 3‴ Länge des Beckens; 2″ 9‴ Länge des Schenkels; 3″ 0‴ L. des Beines; 4″ 1‴ L. des Hinterfußes vom Nagel der Mittelzehe an bis ans Ende des Fersenbeines; 3″ 4‴ L. des Bruſtbeines.

Der Acuti hat in jeder Kinnlade 2 keilförmig zulaufende Schneidezähne und 8 Backenzähne. Die letztern ſind halb zuſammengeſetzt, ſie haben eine eigentliche Wurzel, der Schmelz dringt in die Knochenſubſtanz der Krone von jeder Seite des Zahnes einmal hinein und bildet mit derſelben mehre Windungen, oder vielmehr, wie es Rengger lieber ausdrücken will, die Krone beſteht aus einer mit Schmelz überzogenen Knochenplatte, welche in mehre Querfalten gelegt iſt, zwiſchen denen ſich ein ſpaltenförmiger, leerer Raum befindet. Ihre Oberfläche zeigt ſich daher, wenn der Zahn im Durchbrechen begriffen iſt, als ein in einer Schlangenlinie ſtark gewundener Grat, ſowie aber dieſer ſich abnutzt, wird ſie eben und ſpäter ſogar concav; die leeren Räume zwiſchen den Windungen erſcheinen als dunkele Spalten, die zuletzt, wenn der Zahn bis an die Wurzel abgeſchliffen iſt, gänzlich verſchwinden. Die Backenzähne treten beim Acuti nur langſam hervor, denn erſt im dritten Jahre iſt ſein Gebiß vollſtändig. Bei einem ungefähr 2jährigen Thiere fand Rengger den ſtark abgenutzten erſten Backenzahn des Oberkiefers mit drei, denjenigen des Unterkiefers mit zwei auseinander ſtehenden, [illegible]nnen und kurzen Wurzeln verſehen, während die zwei folgenden, von denen der hintere noch unter dem Zahnfleiſch verborgen lag, nur eine Wurzel hatten, die aber ſo dick wie die Krone und viereckig war. Er fand ſpäter keine Gelegenheit die Wurzeln der erſten Backenzähne bei einem ausgewachſenen Acuti zu unterſuchen, glaubt jedoch aus der oben angegebenen Verſchiedenheit ſchließen zu können, daß die vier erſten Backenzähne bei dieſer Art ausfallen und durch neue erſetzt werden, was etwa im dritten Altersjahre vor ſich gehen möchte.

Dieſer Nager hat ein ſehr feines, leichtes und gefälliges Ausſehen. Der Kopf nähert ſich der eiförmigen Geſtalt, iſt ſchmal, auf der obern Seite etwas gewölbt; die Schnauze iſt nicht ſehr ſtumpf, die Oberlippe geſpalten, die Augen ſind groß und hervorſtehend, die Ohren faſt kreisförmig, 1½ Zoll lang und breit, an ihrem obern Rande mit einem ſchwachen Ausſchnitt verſehen, die untere Kinnlade iſt weit kürzer als die obere, der Hals ſchlank nach oben gebogen, der Rumpf an der Bruſt ſchmal, auf dem Kreuze breit. Der Schwanz erſcheint blos als eine hornähnliche Hervorragung. Die Extremitäten ſind fein gebaut, an den vordern finden ſich vier Zehen und ſtatt des Daumens, der nur im Gerippe ſichtbar iſt, eine Warze, an den hintern blos drei Zehen, die Krallen ſind breit und ſeitwärts gewölbt, der Länge nach aber nur wenig gebogen. Das männliche Thier trägt in ſeiner Ruthe zwei knorpelartige, weiße, völlig runde, etwa einen halben Zoll lange Stacheln, auch äußerlich bemerkt man noch an jeder Seite der Ruthe eine knochige Lamelle, deren äußerer Rand ſägeförmig eingeſchnitten iſt; die Eichel iſt mit harten, ſpitzigen, nach hinten gerichteten Wärzchen beſetzt. Der Acuti bewohnt ganz Paraguay und Braſilien. Von deſſen Lebensart im freien Zuſtande, ſagt Rengger, ſei ihm nur wenig bekannt, da es beinahe unmöglich ſei, ein ſo furchtſames und ſo flüchtiges Thier, das überdies mehr bei Nacht als bei Tag umherſtreift, näher zu beobachten. Er hält ſich vorzüglich in trockenen und hochgelegenen Wäldern auf; das freie Feld und ſumpfige Gegenden beſucht er nicht. Den größten Theil des Tages bringt er in ſeinem Lager zu, das er ſich in einem hohlen Stamme oder unter den verſchlungenen Wurzeln eines Baumes aus dürrem Laub und Graſe bereitet. Einige Zeit vor Sonnenuntergang verläßt er daſſelbe und geht ſeiner Nahrung nach; iſt die Witterung ſchön, ſo verweilt er die ganze Nacht auf ſeinen Streifereien, ſonſt aber kehrt er ſchon vor Mitternacht zu ſeinem Lager zurück. In ganz unbewohnten Gegenden ſieht man auch bei hellem Tage ihn in den Wäldern herumlaufen. Er hat die Gewohnheit, ſeinen Aufenthaltsort mehrentheils auf dem nämlichen Wege zu verlaſſen und wieder dahin zurückzukehren, wodurch ein gebahnter, ſchmaler, oft über eine halbe Stunde langer Fußſteig entſteht, welcher das Lager des Thieres verräth. Nach der Angabe des Prinzen von Neuwied ſind die Acutis ſehr ſchnelle gewandte Thierchen, und ihr Lauf iſt pfeilſchnell, beſonders geradeaus. Nach demſelben Reiſenden iſt ihre Stimme ein kurzer ſehr lauter Pfiff, der öfters wiederholt wird, beſonders wenn man ſie plötzlich erſchreckt.

Die Nahrung des Acuti beſteht aus Kräutern, Blumen, Samen und Früchten. In angebaueten Gegenden beſucht er auch die Zuckerrohrpflanzungen und die Gemüſegärten, richtet aber darin nie viel Schaden an. Er lebt im Sommer und im Herbſt allein, im Winter und im Frühling paarweiſe, nie aber verſammelt er ſich in großen Geſellſchaften. Das Weibchen wirft im Anfange des Frühjahres, d. h. im Weinmonat, zwei, höchſtens drei Junge, die es während mehrer Wochen ſäugt und, wenn ſie freſſen können, noch einige Zeit beim Aufſuchen der Nahrung mit ſich führt.

Der Acuti wird, jung eingefangen und ſorgſam aufgezogen, beinahe zum Hausthiere. Rengger ſelbſt beſaß einige Individuen, die frei herumliefen, ohne daß ſie deshalb entflohen wären. Sogar mitten in großen Wäldern, ihrem natürlichen Aufenthaltsorte, entweichen ſie nicht, wenn ſie einmal gezähmt ſind. So ſah dieſer Reiſende in den Waldungen des nördlichen Paraguay bei der Hütte einiger wildlebenden Guaranis zwei zahme Acutis, welche den Morgen und den Abend im Walde, den Mittag und die Nacht bei den Indianern zubrachten. Es iſt aber nicht ſowol die Anhänglichkeit an den Menſchen, als die Angewöhnung an ihren Aufenthaltsort, welche in ihnen den Hang zur Freiheit unterdrückt. Sie ſind dem Menſchen nur wenig ergeben, unterſcheiden ihren Wärter keinesweges von andern Perſonen, gehorchen nur ſelten ſeinem Rufe und ſuchen ihn gewöhnlich nur dann auf, wenn ſie der Hunger drängt; auch laſſen ſie ſich ungern von ihm berühren. Sie dulden keinen Zwang, leben ganz nach ihrem eignen Willen und können höchſtens dazu abgerichtet werden, zu gewiſſen Stunden ihre Nahrung an einer beſtimmten Stelle aufzuſuchen. Übrigens verändern ſie im häuslichen Zuſtande ihre Lebensart in ſo weit, daß ſie mehr bei Tage herumlaufen und bei Nacht ausruhen. Gewöhnlich wählen ſie irgend einen dunkeln Winkel des Hauſes zu ihrem Lager und polſtern daſſelbe mit Stroh oder Blättern aus, zuweilen aber auch mit ſeidenen Frauenzimmerſchuhen, Schnupftüchern, Strümpfen ꝛc., die ſie in kleine Stücke zernagen. Sonſt richten ſie mit ihren Zähnen nur wenig Schaden an, außer wenn man ſie einſchließt, wo ſie dann aus Langerweile alles zerſtören, was für ihr Gebiß nicht zu hart iſt. Ihre Bewegungen ſind ſehr leicht, ſie gehen entweder im langſamen Schritte, wobei ſie blos mit den Zehen auftreten, oder ſie laufen im geſtreckten Galopp und machen zuweilen Sprünge, die an Weite denen unſeres gemeinen Haſen nicht viel nachgeben. Unter ihren Sinnen ſcheint der Geruchsſinn der ſtärkſte zu ſeyn, denn ſie wittern ſchon auf große Entfernung riechende Gegenſtände. Auf ihn folgt das Gehör, deſſen innere Organe ſehr ausgebildet ſind. Ihr Geſicht hingegen iſt ſowol bei Tage als bei Nacht ſchwach, überdies iſt die Stellung der Augen bei ihnen ſo, daß das Thier Gegenſtände, die gerade vor ihm liegen, nicht leicht ſehen kann. Außer dem angegebenen Pfiff laſſen ſie zuweilen einen knurrenden Ton hören, aber nur ganz leiſe, wenn ſie an einem verborgenen Orte irgend etwas zernagen. Werden ſie in Zorn oder auch in große Furcht geſetzt, ſo ſträuben ſie ihre Rückenhaare, und es fällt ihnen dann, wie ſchon Azara bemerkt hat, nicht ſelten ein Theil derſelben aus.

Man ernährt ſie mit allem, was im Hauſe gegeſſen wird, ſie lieben aber das Fleiſch lange nicht ſo, wie Azara angibt, ſondern freſſen daſſelbe blos in Ermangelung anderer Nahrung. Eine ihrer Lieblingsſpeiſen hingegen ſind die Roſen; ſowie eine dieſer Blumen in ihre Wohnung gebracht wird, wittern ſie ſolche auf der Stelle und ſuchen ſie auf. Ihre Nahrung ergreifen ſie gewöhnlich erſt mit den Schneidezähnen und nehmen ſie dann zwiſchen die beiden Daumenwarzen der Vorderfüße, indem ſie ſich zugleich, wie das Eichhorn, auf die Hinterfüße ſetzen. Zuweilen freſſen ſie auch in einer kauernden Stellung, beſonders wenn ſie entweder ganz kleine oder große Biſſen vor ſich haben. Rengger ſah ſie nie trinken, jedoch ſollen ſie nach von Dr. Parlet ihm mitgetheilten Beobachtungen das Waſſer lappend zu ſich nehmen. Der nämliche Arzt beſaß ein Paar zahme Acutis, die ſich während des Winters begatteten. Das Weibchen wich lange dem nachjagenden Männchen aus und biß ſogar nach demſelben, endlich ging die Begattung und zwar bei Nacht und unter Geſchrei vor ſich. Nach 6 Wochen warf das Weibchen zwei todte, nicht ganz ausgebildete Junge.

Die Haut des Acuti wird in Paraguay nicht gebraucht, und ſein Fleiſch, von dem man öfters muß gegeſſen haben, um es ſchmackhaft zu finden, mehrentheils nur von den Indianern benutzt. Gegen dieſe Angabe Renggers behauptet der Prinz von Neuwied, daß es ſehr wohlſchmeckend, zart und weiß ſei. Man fängt ihn gewöhnlich in Fallen oder mit dünnen Reiſern bedeckten Gruben, welche die Jäger auf den erwähnten Fußwegen herrichten. Nur zufälliger Weiſe kann man ihn ſchießen, denn ſowie ihn die Hunde verfolgen, verſteckt er ſich im erſten beſten Loche, in einem Baume oder im Boden. Aus dieſem Schlupfwinkel wird er alsdann entweder herausgegraben, oder durch Rauch herausgetrieben.

Unter den Thieren ſind die verſchiedenen größern Katzenarten und die beiden wilden Hunde in Paraguay ſeine gefährlichſten Feinde.

Zuſatz. Die von Lichtenſtein (Doubletten des Berl. Muſeums. 3.) nur ſehr kurz diagnoſtirte D. Azarae, welche Azara's Acuti ſeyn, aber von D. Aguti Auctorum differiren ſoll, iſt mit vorſtehendem entweder identiſch oder eigner Art, was noch zu ermitteln.

2) D. croconata, *Wagler* (l. c. 618).

Der Rücken, der Steiß und die Schenkel ſind glänzend, roſtſaffranfarben, einfärbig, die Haare an der Wurzel röthlichgelb, eine Binde auf der untern Seite des Körpers vom Anfang der Bruſt bis zum After und die innere Seite der Schenkel ſind ganz weiß, Kopf und Hals oben, der obere Rücken und die Seiten des Oberbauches ſind kaſtanienbräunlich, jedoch, je nachdem das Licht darauf fällt, bald mehr ins Olivenfarbige, bald mehr ins Gelbliche fallend, glänzend, die Haare ſchwarz gewellt, der Schwanz iſt rund, ganz kurz, nur vier Linien lang, die Vorderzähne ſind durchaus ſchneeweiß.

Der ganze Habitus iſt der der vorigen Art, doch iſt die Schnauze ſchwächer, etwas gebogen; die Haare an der Gurgel ſtehen mehr oder weniger nach vorn und hinten aufrecht, wodurch eine Art Halsband entſteht; die fleiſchfarbenen Ohren haben einen breiten, dunkleren, mit wenigen ſehr kurzen Haaren beſetzten Rand. Lippen und Kinn ſind mit wenigen weißen Haaren beſetzt, Hinter- und Vorderfüße ſind ſchwarzbräunlich; der Schwanz iſt wie bei der vorigen Art nackt, ebenſo die Sohlen der Vorder- und Hinterfüße, welche tief ſchwarz ſind; die Klauen ſind hornbraun, kürzer und zuſammengedrückter; die Schnurrhaare kürzer, ſchwarz und viel ſchwächer als bei der vorigen Art; die Haare des Hinterkopfes und des Nackens ſind kaum länger als die auf dem Rücken. Die Länge beträgt von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel 17¾ Zoll.

Eine ausgezeichnet ſchöne, leicht erkennbare Art! Die rothe Farbe nimt die ganze obere Hälfte der Körperlänge an Raum ein und dringt von beiden Seiten allmälig in etwas ſchiefer Richtung in die gemiſchten Haare des vordern Rumpftheiles ein. Von oben betrachtet haben die gemiſchten Haare des Rückens einen ſchönen Stahl-, die rothen einen ſtarken Glasglanz. Das Vaterland iſt Braſilien; von Spix brachte das Thier vom Amazonenfluß mit für das Münchener Muſeum.

8) D. prymnolopha *Wagler* (l. c. 629).

Die Seiten des Halſes und Rumpfes ſind strohfarben, die Haare ſchwarz geſprenkelt, die Haare des Kopfes, des Rückens und der Seiten des Steißes ſind rothgelb, an den letztern Theilen wenig, auf dem Rücken häufiger und breiter geſprenkelt; auf dem Hinterkopf oberhalb des Nackens ſteht ein gerader Büſchel kohlſchwarzer Haare, ein ähnlicher ſehr langer hängt in der Mitte des Steißes über den After herab. Die Schenkel ſind oben rothgelb; Vorder- und Hinterfüße bräunlich, rothgelb geſprenkelt, die Gurgel und die untere Seite des Körpers ſind ſtrohgelb, in der Mitte des Unterleibes läuft eine weiße Längsbinde; der Schwanz iſt ſtark, platt, kegelförmig, oben gewölbt, 10‴ lang, die Schneidezähne ſind vorn orangekaſtanienbraun. Der Habitus iſt der der vorigen Arten. Die Länge beträgt von der Naſenſpitze bis zur Schwanzwurzel 18″, der Kopf mißt 4″, 5‴. Die Schnauze iſt oben gerade, an der Spitze etwas breit und ſtumpf; die Haare des Kopfbüſchels ſind an der Wurzel graulich, die des Steißbüſchels, welcher faſt wie ein Pferdeſchwanz vorſteht, an der Wurzel ſtrohgelb. Dieſer letztere Büſchel iſt ſeitlich zuſammengedrückt, ungefähr 1½″ breit, 6½″ lang und hängt bogenförmig herab; unter ihm ſteht ein ähnlicher, doch viel kürzerer Büſchel aus ſtrohgelben, an der Spitze ſchwärzlichen Haaren beſtehend. Der Schwanz iſt breit und ſtärker als an irgend einer andern Art, oben gewölbt, unten flach und daſelbſt mit einer nackten, gleichſam hornartigen Haut überzogen; die Vorder- und Hinterflüße ſind ſchwärzlich fleiſchfarben; die Klauen hornfarben, länger als an andern Arten, an den Vorderfüßen kürzer und ſchwächer, an den hintern viel breiter, glatt gewölbt. Die Schnurrhaare ſind ſchwach. Das Vaterland iſt Guiana.

4) D. cristata, *Geoffroy*. (Chloromys cristata *Desmoulins*, Diction. classique d'hist. nat. IV. 46. — Cavia cristata *Geoffroy*, *Desmarest*. — Cavia Agouti? *Herrmann* Observat. zool. p. 52. — Ménagerie du Musée etc. fasc. 5. t. 3. Weibchen, als Aguti benannt).

Schwärzlich mit Braun geſprenkelt, der Bauch braun, die Haare des Hinterkopfes in einen Kamm aufgerichtet und ſo wie die des Steißes ſehr lang; die Ohren kurz, der Schwanz ſehr kurz. — Die Schnauze nicht, wie beim Aguti, dem dieſe Art übrigens ſehr ähnlich iſt, gebogen, ſondern gerade. — Vaterland Surinam.

5) D. Acachi, *Erxleben* (Cavia Acachi *Aust*. — *Buffon* Supplem. IV. t. 36. — *Guérin* Iconographie du règne animal, mammifères. t. 32. fig. 2.).

Braun, gelb geſprenkelt, Steiß ſchwärzlich, Bauch roth (oder rothgelb), Hinterkopf ohne Kamm, Ohren kurz, Schwanz ſchwach, etwas verlängert, ſechs Brüſte (?). — Nur ſo groß als ein junges Kaninchen — Fuß lang. — In den Wäldern Guiana's einheimiſch.

6) D. exilis, *Wagler* (l. c. p. 621).

Dieſes Thier unterſcheidet ſich durch folgende Kennzeichen: die ganze Oberſeite iſt kaſtanienbräunlich, alle Haare ſchwarz gewellt, im Nacken ſteht eine doppelte rothe Binde; Gurgel und Unterſeite ſind gelbroth, die letztere mit einer weißen Längsbinde; der Schwanz fehlt; die Schneidezähne ſind vorn gelblich.

Kaum größer als eine Wanderratte (Mus decumanus), ein ſehr ſchlankes, zart gebauetes Thierchen, die Ohren ziemlich groß, nackt, am Rande mit kaum ſichtbaren kurzen Haaren beſetzt, die Schläfe und Seiten des Halſes mit einfarbigen, blaß zimmetfarbigen Haaren beſetzt; im Nacken ſteht auf jeder Seite eine orangerothe, einfarbige Längsbinde, und die Haare ſind da länger als am übrigen Hals, die Schnurrhaare ſind ſtark, ſehr lang, zum Theil länger als der Kopf, tief ſchwarz, auch ſtehen zwei oder drei am Auge; die Vorder- und Hinterbeine ſind ſparſam mit ſehr kurzen röthlichen, mehr oder wenig ſchwärzlich beſprenkelten Haaren beſetzt; die Krallen der Vorder- und Hinterfüße ſind pfriemenförmig, von Farbe bräunlichgelb, die Haare des Steißes ſind um die Hälfte und mehr länger, als die des übrigen Rückens, die Haare ſind überhaupt zarter und weicher, als die der Gattungsverwandten, mit Ausnahme der obigen zweiten Art. Ein Schwanz iſt nicht zu bemerken. Die Vorder- und Hinterfüße ſind nackt und ſchwarzbraun; ſtatt des Daumens ſteht an den Vorderfüßen nur eine pfriemenförmige, nach unten gerichtete Kralle, indem das Daumenglied ſelbſt unter der Haut verborgen iſt. Die Länge beträgt von der Naſenſpitze bis an das Körperende 9½″; der Kopf mißt 2″.

Wagler hat ſich durch die zum Theil ſchon concaven Backenzähne, durch die ſehr harten, an der Spitze gänzlich knorpelfreien Fuß- und Zehenknochen ꝛc. überzeugt, daß dieſes Thier keineswegs etwa nur eine jugendliche Altersverſchiedenheit ſei, ſondern wenigſtens zwei Jahr alt ſeyn müſſe.

7) D. patagonica, *Pennant* (Quadrup. pl. 39. Cavia. — Lièvres du port Désiré. *Narborough* Voy. to the streight of Magellan. p. 33. — Lièvre Pampa *Azara* l. c. II. p. 51. — Mara magellanica, Lesson

Centuria zoologique. p. 113. t. 42. beſte Abbildung!) der Pampashaſe.

Dieſes in neuerer Zeit öfters von den in Südamerika Reiſenden erwähnte Thier iſt dort noch ziemlich unbekannt geweſen. Leſſon führt daſſelbe unter dem gedachten neuen Gattungsnamen an, ohne die Gattung näher zu charakteriſiren. Wir folgen ihm in nachſtehender Schilderung. Dieſes kleine Säugethier der Pampas von Patagonien, welches auch in den kältern Gegenden des ſüdlichen Amerika lebt, iſt von der Größe des gemeinen europäiſchen Haſens. Es unterſcheidet ſich von den Cavien durch die Geſtalt des Kopfes, durch die Länge der Ohren, durch die ſchmächtigen, ziemlich langen und gleich hohen Beine, welche wie bei den Acutis nur drei Zehen an den hintern und vier an den vordern Füßen haben. Die Zehen der Vorderfüße ſind ſehr klein und kurz, doch die mittlern viel länger als die äußern. Die Zehen an den Hinterfüßen ſind von mittlerer Länge, die mittelſte am längſten. Die Krallen ſind dreieckig, und die Haare, welche die Extremitäten bedecken, gehen blos bis an die Wurzel derſelben. Der Pelz dieſes Thieres iſt ſanft, ſeidenartig, ſehr dicht, auf dem Rücken und auf der obern Seite der Gliedmaßen braun, auf den Seiten ſind die Haare weiß und hellroſtroth geringelt, ebenſo am Hals, auf den Wangen und an der hintern Seite der Extremitäten, wodurch dieſe Theile gelbzimmetfarben oder gelbbraun erſcheinen. Die Haare der untern Körperſeite und an der innern Seite der Glieder ſind weiß. Man bemerkt unter den langen Seitenhaaren des Körpers keine Wollhaare. Ein violettſchwarzer Fleck nimt die ganze Hüftengegend am Ende des Rückens ein, indeſſen die ganze Steißgegend unter demſelben rein weiß iſt. Die Haare an dieſen Stellen ſind bei weitem länger als alle übrigen. Eine Spur eines nackten Schwanzes iſt zu bemerken. Am Kopfe ſtehen ſchwarze glänzende Schnurrhaare. Die breiten ſpitzigen Ohren ſind mit Haaren eingefaßt, die an ihrer Spitze einen ſchwachen pinſelartigen Büſchel bilden. Die Eingebornen an der Küſte der magellaniſchen Meerenge nennen dies Thier Mara, über deſſen Sitten und Lebensweiſe, ſowie über den Zahnbau noch Aufklärung zu wünſchen iſt *). Dieſer Mara iſt der Pampashaſe der Creolen von Buenos-Ayres, und die eben gegebene Beſchreibung gründet ſich auf ein ſchlecht erhaltenes Exemplar im Muſeum **). Die weiter folgenden Notizen ſind aus Azara entlehnt. Männchen und Weibchen leben vereinigt und laufen zuſammen ziemlich ſchnell, werden aber leicht müde, ſodaß ſie der Jäger zu Pferde leicht erreichen kann. Sie ſchreien in der Nacht und ſehr ſtark, wenn ſie gefangen werden o, o, o, y. — Die Indianer eſſen ihr Fleiſch. Jung laſſen ſie ſich zähmen. Die ganze Länge beträgt 2',6"; die des Schwanzes 1",6'"; er iſt dick, haarlos und hart wie Holz. Die längſte Kralle der Vorderfüße 6'" lang, ſchwarz, ſpitzig, ſtark, zum Graben eingerichtet; an den Ohrenſpitzen ſteht ein Büſchel verlängerter Haare. In den Weichen ſtehen zwei Brüſte, zwei andere weiter vorn. Das Weibchen ſcheint zwei Junge zu werfen.

Zuſatz. Noch ſind zwei zweifelhafte Arten zu erwähnen. — Cavia leporina *Erxleben*, welche vielleicht zu Aguti gehört, und die von Fr. Cuvier umgenannte Chloromys carolinensis. (*D. Thon.*)

DASYPUS *Linné* (Mammalia, δασύπους, Name des Haſens und Kaninchens), Gürtelthier, Armadill, Tatu, Panzerthier, Schildferkel. Eine Gattung Säugethiere, welche Linné in ſeine Ordnung Bruta, Illiger in die Ordnung *Effodientia*, Familie cingulata, und Cuvier unter die *Zahnloſen* (edentata im engern Sinne) ſtellt, Storr nennt die Gattung Cataphractus, Klein Tatu, Briſſon Armadillo. Illiger ſonderte daraus die Gattung Tolypeutes, Friedrich Cuvier trennte ſie in die Gattungen Priodontes und Tatusca, Georg Cuvier in die subgenera Cachicame, Apar, Encoubert, Cabassou und Priodontes (règne animal. ed. II. tom. I.), auch rechnet er als ſechstes Chlamyphorus (ſ. dieſ. Artikel) dazu.

Das Hauptkennzeichen dieſer Thiere iſt ein knochenharter, ſchuppiger Körper, welcher aus gleichen und ähnlichen, moſaikartig zuſammengeſetzten Schildern beſteht, welche den Kopf, den Rumpf und zum Theil auch den Schwanz bedecken. Auf der Stirn ſteht ein großer Schild, ein zweiter ſehr großer und gewölbter Panzer auf den Schultern, ein ähnlicher auf den Hüften, und zwiſchen beiden befinden ſich mehre bewegliche, parallele Querſtreifen, wodurch die Bewegung des Körpers möglich gemacht wird. Haare finden ſich nur wenige zwiſchen den Schilden und an von dieſen nicht bedeckten Theilen des Körpers.

Nach dem Zahnbau würden dieſe Thiere eigentlich in verſchiedene Ordnungen gehören, denn der Charakter der zahnloſen Säugethiere beſteht ſtreng genommen in dem Mangel der Schneidezähne; indeſſen iſt eine Art allerdings mit Schneidezähnen verſehen, jedoch in ihrem ganzen übrigen Bau den andern ſo ähnlich, daß man durch eine Trennung ſie unnatürlich zerreißen würde. Indeſſen kann man ſich dieſes und einiger andern Kennzeichen bedienen, um die Gattung ſelbſt in Unterabtheilungen zu bringen.

Dieſe Thiere finden ſich von verſchiedener Größe, von der eines Igels bis zu der eines Dachſes. Es ſind im Allgemeinen plumpe, niedrig auf den Beinen ſtehende Thiere, deren Vorderfüße mit vier oder fünf

---

*) Wir ſetzen die eigenen Worte Leſſons, die wir oben abkürzten, hieher, da es nach ihnen ſcheint, als wolle er dies Thier ſogar den Zahnloſen (!) beigeſellen. „Tout porte à croire, que les voyageurs français qui explorent l'Amérique méridionale, nous donneront des renseignemens complets sur ce singulier et curieux édenté (?!), qu'on laisse parmi les Agoutis, faute de details suffisans pour l'en retirer; car il s'en éloigne par tous ses caractères exterieures (was der Augenſchein widerlegt!), bien que la forme et le nombre de ses molaires soient inconnues."

**) Dennoch tadelt Leſſon die früher in Nachträgen zu Buffon von ihm (doch wol nach demſelben Exemplar?) gelieferte Abbildung und deutet ſtillſchweigend an, namentlich in dem Nachtrag zu ſeiner Centurie, daß die hier gelieferte Abbildung — doch wol eben nach demſelben Exemplar gefertigt? — eine gute ſei!

Zehen und ſehr ſtarken Grabklauen verſehen, beſonders zum Eingraben in die Erde eingerichtet ſind. Ihr Kopf iſt ziemlich klein, die Schnauze mehr oder weniger in die Länge gezogen, der Kopf ſelbſt oben platt, die Augen ſind klein und ſtehen ſeitlich, die ziemlich langen Ohren gleichen Schweineohren, ſind ſpitz und beweglich, der Mund hat nur eine kleine Öffnung. Der Scheitel iſt mit einem Schilde bedeckt, welches mehr oder weniger über die Augenbogen vorragt und manchmal die Augenlieder wie mit einem Kranze einfaßt, auf dem Hinterkopf ſtehen oft ein oder zwei Reihen ähnliher Schilde von mehr länglicher Geſtalt, die eine Art Kranz bilden. Der Hals iſt immer kurz und manchmal mit einigen Schildreihen bedeckt, die Schultern ind breit, mehr oder weniger gerundet, und auf ihnen ruht ein größerer, vorn halbmondförmig ausgerandeter Panzer, welcher hinten gerade abgeſtutzt und an den Seiten zugerundet iſt. Er wird durch eine Menge knohiger Schildchen, die nach Form und Lage ſymmetriſch ind und welche die allgemeine Epidermis überzieht, gebildet. Sie ſtehen in der Regel in Querreihen, und edes von ihnen diente offenbar als Baſis eines Haares, welches jedoch, ſchnell genug abgenutzt, verſchwindet. Hinter dem Schulterpanzer ſieht man mehre Querreihen, ebenfalls aus Schilden zuſammengeſetzt, und dieſe Binden ſind durch ſchmale Zwiſchenräume, in denen eine nackte biegſame Haut ſteht, von einander getrennt. Die Zahl dieſer Binden ſteigt von drei auf wölf, iſt aber nicht, wie man ſonſt wol glaubte, bei allen Individuen einer Art gleich, kann deshalb auch nicht als Unterſcheidungskennzeichen der Arten benutzt werden. Die Lendengegend bis an den Schwanz nebſt em obern Theile der Schenkel iſt mit einem ähnlichen Schildpanzer, wie die Schultern bedeckt, ſein vordeer Rand iſt der größte und gerade, quer nach der Achſe des Körpers abgeſchnitten, an den Seiten und nach hinten iſt er zugerundet und hat in der Mitte eine Ausrandung für den Schwanz. Der Schwanz, meiſt lang und kegelförmig, iſt bald ebenfalls mit Knochenplatten bedeckt, welche häufig Ringe bilden, theils nur mit Knötchen beſetzt, wie man ſolche an den Beinen findet. Die Haut des Bauches iſt ſehr dick, ohne Schilde und Schuppen, aber ſparſam mit langen, harten, den Schweinsborſten ähnlichen Haaren beſetzt. Solche Haare ſtehen auch an den Schenkeln, an den Schienbeinen und den vordern Extremitäten. Die Anzahl der Zehen, deren Klauen mehr oder weniger ſtark ind, iſt nicht gleich, doch finden ſich beſtändig an den Hinterfüßen fünf, an den Vorderfüßen bald fünf, bald nur vier. Sie ſind faſt bis an die Spitze verwachſen. Auch die Zahl der Brüſte iſt verſchieden, indem ſich bald nur zwei Bauchbrüſte, bald außer dieſen noch zwei Bruſtbrüſte finden. Die Ruthe der Männchen iſt zwar ehr ſichtbar, die Hoden liegen aber im Innern des Körpers verborgen.

Was den innern Bau betrifft, der in vielfacher Hinſicht merkwürdig iſt, ſo beginnen wir deſſen Schilderung mit dem Bau der Zähne. Da aber dieſer in mehrfacher Beziehung mit denen der Faulthiere übereintrifft, ſo können wir nicht umhin, den Zahnbau der letztern dabei etwas mit zu berückſichtigen.

Bei den Gürtelthieren ſowol als bei den Faulthieren haben die beiden möglichen Bewegungen des Unterkiefers, nämlich die ſenkrechte und horizontale, wie überall einen Einfluß auf die Form der Zähne. Dieſe Zähne ſind alle cylindriſch, oder haben doch ſo ziemlich dieſe Geſtalt ihrer Länge nach. Koniſch ſind ſie nur an der Spitze und zwar auch nur ſo lange, als ſie nicht abgenutzt ſind, dabei haben ſie keine Wurzel, wie die Schneidezähne der Nager, und ein permanentes Wachsthum. Sie müßten ſich alſo am freien Ende, wie bei den Wiederkäuern und Nagern abnutzen, indem bei den Gürtel- und Faulthieren der Unterkiefer ebenſo gut eine freie horizontale Bewegung hat als bei jenen. Betrachtet man nun die Durchſchnittsgeſtalt dieſer Zähne, ſo ergibt ſich leicht, daß bei einem Gleiten des Unterkiefers nach vorn die obern und untern Reihen inſofern einander rinnenförmig aushöhlen, als beide nicht von gleicher Breite ſind, die ſchmälern alſo eine Rinne in den breitern bilden würden. Dieſer Fall trit auch allerdings unter den Faulthieren bei den Aï ein, bei dem der Gelenkkopf des Unterkiefers auf ähnliche Weiſe wie bei den Nagethieren gebaut iſt, weshalb denn auch die Hauptbewegung des Kiefers nach vorne geht. Bei dem Unau hingegen iſt dieſe letztere Bewegung ſehr beſchränkt, dagegen die Querbewegung vorherrſchend, weshalb bei demſelben auch die Zähne ſich in einer ebenen Fläche, wie bei den Wiederkäuern, abnutzen. Unter den Gürtelthieren zeigt das Rieſengürtelthier gegen die übrigen dieſelbe Abweichung, wie der Aï gegen den Unau. Der Gelenkkopf des Unterkiefers läuft nämlich in einer der Länge nach ſo ſchmal ausgehöhlten Gelenkhöhle, wie man ſie bei keinem Nager antrifft, ſo daß nicht die geringſte Seitenbewegung möglich iſt, und die Zahnreihen, ſo ſchmal ſie auch ſind, dicht aneinander herabgleiten und ſich alſo in einer vollkommenen Fläche abnutzen (*Cuvier* Ossemens fossiles. V. t. II. f. 2. 3.). Bei den andern Gürtelthieren dagegen iſt das Gelenk ungefähr wie bei den Wiederkäuern gebildet, und es ſind Seitenbewegungen vorhanden. Da aber die Form des Baues cylindriſch, das Email folglich zirkelförmig iſt, ſo findet die Abnutzung auf allen Punkten der Oberfläche gleichmäßig Statt, und die durch ſie entſtehende Schneide genügt für die Art der Nahrung, welche dieſe Thiere zu ſich nehmen. Was die Zahl und Stellung der Zähne betrifft, ſo wird davon bei den einzelnen Unterabtheilungen und Arten die Rede ſeyn. Die Zunge iſt ziemlich, auch ſtark ausdehnbar, mit Papillen beſetzt. — Was weiter den innern Bau betrifft, ſo führen wir über die hauptſächlichſten Verſchiedenheiten deſſelben folgendes an. Am Skelett iſt das Kreuzbein, wie überhaupt bei den Zahnloſen, ſehr breit und lang, hier aber, wenn man alle erwachſenen Wirbel dazu rechnet, am größten. Alle mit dem Sitzbein ſich verbindenden Wirbel verwachſen unter einander mit denen, die ſich an das Hüftbein ſetzen und dürften daher vielleicht, wie **Meckel** (vergleichende Anatomie. II, 2. p. 252) mein mit zum Heiligenbein zu zählen ſeyn. Die vordern Gelenkfortſätze der Lendenwirbel ſind ſehr ſtark nach oben und vorn verlängert und beträchtlich größer als die Dornen. Die Querfortſätze der Halswirbel ſind vom zweiten in der Regel bis zum ſechsten mit den Körpern und Bögen verwachſen, hinſichtlich der Verknöcherungsweiſe des erſten Halswirbels fand derſelbe Anatom zwei anſehnliche, gleich große, faſt ſymmetriſch liegende Knochenkerne. Die erſte Rippe iſt beſonders gegen ihr unteres Ende ſehr breit und deshalb faſt völlig dreieckig, die übrigen ſind faſt ungefähr gleich breit, und ihr hinterer Rand ſpringt in dem größten innern Theil ihrer Länge ſo bedeutend nach außen vor, daß dadurch an der äußern Fläche eine tiefe, von dem Wirbelende bis gegen das Bruſtbeinende verlaufende Rinne gebildet wird. Die Verbindung der Rippen mit dem Bruſtbein iſt ſchon im frühern Lebensalter vollkommen knöchern, nach dem Typus der Vögel und Amphibien. Die fünfzehigen Gürtelthiere haben die verhältnißmäßig längſte Ellenbogenröhre, indem ſie doppelt ſo lang als die Speiche iſt. In Betreff der Knochen der Handwurzel bieten die Gürtelthiere ſehr große und zum Theil merkwürdige Verſchiedenheiten dar. (Meckel a. a. O. p. 386.) Die vierfingerigen haben die gewöhnlichen acht Knochen, wovon das Erbſenbein klein iſt. Anders verhalten ſich die fünffingerigen. Dasypus sexcinctus hat ein weit größeres Erbſenbein, das große dreieckige Bein drängt das Hackenbein nach innen und erreicht den fünften Mittelhandknochen, die beiden vieleckigen Beine ſind verſchmolzen, am äußern Rande liegt ein kleiner überzähliger Knochen. Bei Dasypus gigas iſt die Anordnung ähnlich, nur ſind die beiden vieleckigen Beine getrennt. Dagegen iſt bei Dasypus duodecimcinctus das zweite vieleckige Bein mit dem zweiten Mittelhandknochen und nach Cuviers Angabe ſogar mit dem erſten verwachſen. Bei den Gürtelthieren iſt überhaupt die mittlere Vorderzehe oder der mittlere Finger ſtark entwickelt, ſehr breit und dick. Bei Dasypus niger iſt der zweite der längſte, der dritte der dickſte, der Daumen dünn und ſchlank, der vierte dicker, gleich lang, der fünfte fehlt; bei andern Arten, z. B. Dasypus gigas, iſt der Daumen und der zweite Finger ſchlank, die übrigen ſind breit und dick, der vierte noch mehr, der fünfte ſehr kurz. Am mittelſten und vierten ſind zwei Phalangen verwachſen. Die Schaambeine verbinden ſich an der Stelle der Sitzbeinhöcker mit dem untern Theile des Kreuzbeins; wodurch der Hüftbeinausſchnitt in ein Loch verwandelt wird. Die Unterſchenkelknochen ſind ſtark und weit von einander entfernt, das Schienbein, wie gewöhnlich nach innen ausgehöhlt, das Wadenbein kürzer als das Schienbein und nicht mit dem Oberſchenkelbein verbunden. Bei den vierzehigen (d. h. welche an den Vorderfüßen nur vier Zehen haben) beſteht die fünfte nur aus zwei, bei den fünfzehigen aus drei Gliedern. Die der zwei bis drei innern hintern Zehen (Zehen im engern Begriff) ſind hier weit länglicher als die äußern, doch nicht in demſelben Verhältniß als an der Hand. Die Nagelglieder ſind verhältnißmäßig breiter, kürzer, ſtumpfer und gerader, tragen hinten an den Seiten ſchwache Spuren von Nagelſcheiden. Die verſchiedenen Zehen ſind viel weniger verſchieden als die Finger (die Zehen des Vorderfußes). Wie alle Zahnloſen haben auch die Gürtelthiere ein ſehr großes Stirnbein ohne Jochfortſatz, deſſen Stirn und Augenhöhlentheil unter einem ſtumpfen Winkel allmälig in einander übergehen. Das Stirntheil iſt ſehr ſtark entwickelt. Das Zwiſchenkieferbein iſt, wie überhaupt bei den Zahnloſen, zwar außerordentlich klein, doch unter dieſen bei den Gürtelthieren noch am größten, indem ſich ein kurzer, aber breiter, oberer und ein kleiner, dünner, unterer Aſt vorfindet. — Der Darmkanal iſt bei den Gürtelthieren ſehr lang und ſein Verhältniß zu der Entfernung zwiſchen Mund und After, zwiſchen 8 und 9 zu 1. Der dicke Darm beträgt nur $\frac{1}{10}$ der Länge des dünnen und iſt durch eine quere Klappe von demſelben getrennt. Die Milz iſt im Verhältniß zu dem einfachen rundlichen Magen ſehr groß, die Blinddärme fehlen. Näheres bei einzelnen Arten.

Was die Verbreitung der Gürtelthiere betrifft, ſo finden ſie ſich nirgends als in den heißen und gemäßigten Gegenden des mittägigen Amerika, namentlich in Neuſpanien, Guiana, Braſilien, Paraguay und Chili. Hinſichtlich ihres Aufenthaltes an ſich bewohnen ſie nach Rengger, der in der neuern Zeit die genaueſten Beobachtungen über dieſe Thiere in Paraguay anſtellte, theils die offenen Felder, theils die Gebüſche und den Saum der Waldungen; im Innern der Wälder kommen ſie nicht vor. Sie leben in keinem ganz beſtimmten Reviere und ändern öfters ihr Lager *). Dieſes beſteht in einer gangförmigen, vier bis ſieben Fuß langen Höhle, welche ſie mit ihren ſtarken Nägeln in die Erde graben. Ein ſolcher unterirdiſcher Gang bildet gewöhnlich mit der Oberfläche des Bodens, indem er in die Tiefe geht, einen ſchiefen Winkel, ſeine Mündung iſt kreisförmig und hat, je nach der Größe des Thieres, einen Durchmeſſer von 9 Zoll bis 2 Fuß, gegen ſein blindes Ende zu wird er immer breiter, ſo daß ſich das Thier im Grunde deſſelben bequem umwenden kann; ſeine Richtung iſt bald gerade, bald von der Mitte weg auf die eine oder andere Seite gebogen. In dieſen Höhlen bringen die Gürtelthiere die ganze Zeit zu, die ſie nicht zum Aufſuchen ihrer Nahrung verwenden. In den Wildniſſen gehen ſie ſowol bei Tage, beſonders wenn der Himmel bewölkt iſt, als bei Nacht aus, in bewohnten Gegenden aber trifft man ſie gewöhnlich nur mit einbrechender Dämmerung und bei Nacht an, ſie kehren, wie geſagt, nicht immer zu der nämlichen Höhle zurück, ſondern graben ſich von Zeit zu Zeit, oft jede Nacht, eine neue, ſei es, daß ſie den Weg zur frühern nicht mehr finden, oder durch irgend ein Raubthier davon verſcheucht werden, oder auch, was wol das wahrſcheinlichſte iſt, daß ſie einen Theil ihrer Nahrung aus der Erde hervorſuchen und zu dem Ende einen erſchöpften Boden gegen einen friſchen vertauſchen. Sie

---

*) Das Folgende aus Renggers Naturgeſchichte der Säugethiere von Paragnay.

egen nämlich, wie ſchon Azara bemerkt hat, ihren Bau vorzugsweiſe am Fuße von Termitenhügeln und Ameiſenhaufen an und untergraben dieſelben, wodurch viele von dieſen, wie man bei zahmen Gürtelthieren bemerkt, ihrem Geſchmacke ſehr zuſagenden Inſekten in hre Höhle hinabfallen und ihnen zur Beute werden.

Außerdem beſteht ihre Nahrung vornehmlich aus Käfern und deren Larven, aus Raupen, Heuſchrecken und andern Inſekten, ſowie auch aus Erdwürmern. Rengger ſah öfters einen Dasypus novemcinctus, welcher mit einigen Pferden in einem Hofe eingeſchloſſen war, zu, wie er die Miſtkäfer, die ſich in die Erde eingegraben hat- en, herausſcharrte, oder beim Regenwetter die hervor- riechenden Regenwürmer aufſuchte und verzehrte. Daß ie kleine Vögel, die auf der Erde niſten, Eidechſen, Kröten und Schlangen fräßen, wie Azara angibt, iſt in Irrthum; eingeſchloſſene Gürtelthiere wenigſtens be- ühren dieſe Thiere nicht, auch iſt ihr Zahnbau nicht ſo geſchaffen, wie wir oben geſehen haben, daß ſie dieſelben erreißen könnten. Aus dieſem letztern Grunde ſcheint uch Azara's Behauptung, daß ſie das Aas lieben, unwahrſcheinlich, und wenn ſie, wie es wirklich der Fall ſt, todte Körper aufſuchen, ſo geſchieht dies nach Reng- ers Meinung nur der Inſekten, Larven und Würmer wegen, die ſich immer in großer Anzahl bei den Äſern ein- inden. Zuweilen fand Rengger in ihren Magen auch Überreſte von vegetabiliſchen Stoffen, die aber ſo fein ermalmt waren, daß er nie die Pflanze oder auch nur en Pflanzentheil, dem ſie angehört hatten, erkennen onnte. So viel aber, meint er, ſei gegen die herrſchen- e Meinung in Paraguay gewiß, daß die Gürtelthiere eine Maniocwurzeln benagen, wiewol ſie ſich gern in den Maniocpflanzungen aufhalten, weil ſie dort viele von en Stauden herabfallende Raupen oder auf den Wur- eln ſitzende Larven finden.

Bei ihrem bepanzerten Körper läßt ſich von den Gür- elthieren nicht viel Gewandtheit erwarten. Ihr gewöhnlicher Gang iſt ein langſamer Schritt, wenn ſie den- elben beſchleunigen, ſo machen ſie keine Sätze, ſondern wiederholen ihre Schritte nur mit mehr Schnelligkeit, wobei ſie jedoch nie ſo geſchwind vorwärts kommen, daß ie ein Menſch nicht einholen könnte. Sie nehmen ihren Lauf entweder in gerader Richtung oder in großen Bogen, ndem ihr wenig biegſamer Panzer ihnen nicht geſtattet, ich auf die eine oder die andere Seite zu wenden. Was ih- nen aber an Gewandtheit gebricht, wird durch ihre große Muskelkraft erſetzt. Dieſe zeigt ſich beſonders in der Schnelligkeit, mit der ſie ſich in die Erde eingraben, und war an Stellen, wo eine Haue oft nur mit Mühe ein- ringt, wie z. B. am Fuß von Termitenhügeln. Ein ausgewachſenes Gürtelthier, das einen Feind in der Nähe wittert, braucht höchſtens drei Minuten, um einen Gang u graben, deſſen Länge diejenige ſeines Körpers ſchon um ein beträchtliches übertrifft. Bei dieſer Arbeit kratzen ie mit den Nägeln der Vorderfüße die Erde auf und ſcharren mit den Hinterfüßen den aufgelockerten Theil derſelben hinter ſich. Ein anderer Beweis ihrer Kraft ergibt ſich aus dem Umſtande, daß ſelbſt der ſtärkſte Mann es nicht vermag, ein ausgewachſenes Gürtelthier, das ſich ſchon über ſeine Körperlänge eingegraben hat, beim Schwanze wieder rückwärts aus dem Gange herauszuziehen, ſo kräftig weiß das Thier ſeinen Panzer und ſeine Füße an die Wände der Höhle anzuſtemmen. Wenn man endlich ein Gürtelthier beim Schwanze oder bei einem Beine in der Hand hält und nicht genau auf daſſelbe achtet, ſo macht es ſich zuweilen plötzlich wieder frei, indem es ſich nur in etwas zuſammenbiegt und dann gleich einer Springfeder wieder ausſtreckt.

Die Gürtelthiere leben immer einzeln, nie wird man zwei Individuen in der nämlichen Höhle antreffen, wenn es nicht die Mutter mit ihren Jungen iſt. Der unterirdiſche Bau dient ihnen nicht nur, um darin auszuruhen, ſondern auch als Zufluchtsort gegen ihre Feinde. Befinden ſie ſich in der Nähe ihrer Höhle und wittern die Gefahr, ſo begeben ſie ſich auf der Stelle in dieſelbe, iſt aber die Entfernung davon zu groß, ſo ſuchen ſie ſo ſchnell wie möglich eine neue zu graben, lieber, als daß ſie ſich in eine fremde Höhle flüchteten. Sie legen ihren Koth, der weich und walzenförmig iſt, nie in der Nähe ihrer Wohnung ab, und trifft man ſolchen bei der Mündung einer Höhle an, ſo kann man gewiß ſeyn, daß das Thier ſie verlaſſen hat und nicht wieder dahin zurückkehrt.

Die Begattungszeit der Gürtelthiere fällt in den Winter, bei den einen auf den Anfang, bei den andern auf das Ende deſſelben. Die beiden Geſchlechter ſuchen ſich alsdann auf ihren Streifereien bei Nacht auf, verweilen aber nicht länger bei einander, als zur Befriedigung ihres Geſchlechtstriebes nothwendig iſt, wie Rengger dieß auf dem Anſtande bei hellem Mondſchein mehrmals zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Weibchen wirft, je nach dem Zeitpunkt der Begattung, bald noch im Winter, bald erſt im Frühjahr drei bis neun Junge, die es in ſeiner Höhle verſteckt hält und während einiger Wochen ſäugen ſoll. Jedoch kann die Säugezeit nicht lange dauern, indem Rengger Junge vom Dasypus novemcinctus auf dem Felde antraf, deren Länge mit dem Schwanze kaum einen Fuß betrug; die Jungen kommen bekanntlich ſchon mit dem Panzer auf die Welt, dieſer iſt aber noch ganz weich und knorpelig und verknöchert erſt nach mehren Monaten.

Nur äußerſt ſelten werden in Paraguay Gürtelthiere aufgezogen, da ſie ſehr traurige und ihres Grabens wegen auch ſchädliche Hausgenoſſen ſind. Diejenigen, welche Rengger ſah, hielten ſich den Tag über in einem Winkel ihres Käfigs ganz ruhig, wobei ſie die Extremitäten unter ihren Panzer zurückzogen und die Spitze der Schnauze gegen den Boden ſenkten; bei einbrechender Nacht hingegen fingen ſie an umher zu laufen, nahmen die ihnen vorgelegte Nahrung zu ſich und verſuchten von Zeit zu Zeit mit ihren Klauen ein Loch in den Käfig zu graben. Ließ man ſie in einem Hofe frei herum laufen, ſo gruben ſie ſich zuweilen ſchon bei Tage, gewiß aber in der erſten Nacht in die Erde ein und lebten dann wie im Zuſtande der Freiheit, indem ſie nur bei Nacht ſich zeigten und alle drei oder vier Tage eine neue Höhle gruben. Sie gaben übrigens beinahe keine Zeichen von Intelligenz und ſchienen den Menſchen kaum von den andern Geſchöpfen, mit denen ſie lebten, zu unterſcheiden, jedoch gewöhnten ſie ſich daran, von ihm berührt und herumgetragen zu werden, während ſie vor Hunden und Katzen zu fliehen ſuchten. Erſchreckte man ſie durch einen Schlag oder durch einen ſtarken Laut, ſo ſprangen ſie einige Schritte weit fort und verſuchten ſogleich ein Loch zu graben. In ihrem Laufe achteten ſie weder auf lebloſe Gegenſtände, noch auf lebende Thiere, die in ihrem Wege lagen, ſondern rannten über alles weg. Unter ihren Sinnen iſt der Geruch der vorzüglichſte, lange nicht ſo ſcharf ſind ihre Gehörorgane, ihre Augen endlich, die vom hellen Sonnenlicht geblendet werden, dienen ihnen blos, um ganz nahe Gegenſtände wahrzunehmen.

Die Nahrung der Gürtelthiere beſteht in der Gefangenſchaft in Würmern, Inſekten, Larven und rohem oder gekochtem Fleiſche, das man aber in kleine Stücke zerſchneiden muß, indem ſie von größern, wie Rengger dies oft beobachtete, nicht leicht etwas abbeißen können. Sie ergreifen ihre Speiſe theils mit den Lippen, theils mit ihrer ſehr ausdehnbaren und mit vielen Papillen beſetzten Zunge.

Die wilden Indianer eſſen das Fleiſch aller in Paraguay vorkommenden Gürtelthiere, die übrigen Einwohner hingegen nur dasjenige von Dasypus novemcinctus und hybridus. „Gebraten und mit ſpaniſchem Pfeffer und Citronenſaft verſetzt,“ ſagt Rengger, „iſt das Fleiſch der zwei letztern Arten wenigſtens für meinen Geſchmack eins der angenehmſten Gerichte.“ Auch der Prinz von Neuwied zählt ſie in Braſilien zu dem gemeinſten und ſchmackhafteſten Wildpret. In Paraguay verfertigt man aus dem Panzer zuweilen kleine Körbe, hingegen benutzt man ihn nicht mehr, wie zu Azara's Zeit, um Guitarrenböden daraus zu machen. Nach der Angabe des Prinzen von Neuwied verfertigten die Botocuden aus dem Schwanzpanzer Sprachröhre.

Der Jäger in Paraguay ſtellt den Gürtelthieren gewöhnlich bei Mondſcheine nach. Hiezu bewaffnet er ſich blos mit einem dicken Stock von hartem Holz, der an einem Ende ſpitz oder auch keilförmig zuläuft und ſucht mit einigen Hunden das Wild auf. So wie dieſe ein Gürtelthier aufjagen, ſind ſie ihm auch ſogleich auf dem Leibe, wenn es anders nicht in ſeine Höhle entwiſcht. Da ſie daſſelbe mit den Zähnen nicht anpacken können, ſo halten ſie es mit den Füßen und der Schnauze am Boden feſt, bis der Jäger hinzukommt und das Thier durch einen Schlag auf den Kopf erlegt. Kann es ſich aber noch zu rechter Zeit in ſeine Höhle flüchten, ſo wird dieſe vom Jäger vermittelſt ſeines Stockes ſo lange erweitert, bis er das Gürtelthier mit einer Hand beim Schwanze faſſen kann, worauf er ihm dann mit der andern Hand ſein Meſſer in den After ſtößt. Der heftige Schmerz hindert nun das Thier ſich gegen die Wände des Ganges anzuſtemmen, ſo daß es aus demſelben herausgezogen werden kann. Auch füllt man zuweilen ſeine Höhle mit Waſſer, wodurch es genöthigt wird, ſie zu verlaſſen, oder man richtet an der Mündung derſelben eine Falle auf, in welcher es beim Heraustreten erſchlagen wird.

Die Gürtelthiere ſind für die Einwohner von Paraguay, welche einen bedeutenden Theil ihres Lebens zu Pferde zubringen, die entfernte Urſache mancher Unglücksfälle, indem beim Zuſammentreiben des Rindviehs oder auf der Jagd die im geſtreckten Galoppe begriffenen Pferde zuweilen mit einem Fuß in eine Höhle treten, ſich überſchlagen und ſo ſchwere Verwundungen des Reiters verurſachen. Die Eigenthümer von Meiereien verfolgen daher dieſe Thiere und ſuchen ſie in ihren Beſitzungen auszurotten.

Unter den Säugethieren ſtellen ihnen die größern Katzenarten und die beiden Aguara's (Canis jubatus und Azarae) nach, jedoch ſcheinen ſie nicht häufig die Beute dieſer Feinde zu werden, denn wo ſie der Menſch in Ruhe läßt, da finden ſie ſich, mit Ausnahme des Rieſengürtelthiers, in Paraguay immer in großer Anzahl vor. Ein gleiches iſt in Braſilien der Fall. Einige von ihnen haben die Fähigkeit, ſich zuſammen zu kugeln und entgehen dadurch oft ihren Feinden (die Gattung Tolipeutes *Illigers*).

Man hat die einzelen Arten der Gürtelthiere in frühern Zeiten nach der Zahl der beweglichen Gürtel unterſchieden, aber ſchon Azara zeigte, daß *dieſes Kennzeichen* ſehr trüglich ſei, und der Prinz *von Neuwied* ſtimmt ihm darin bei. Der letztere gibt dabei an, daß es leicht ſei, durch eine Menge von andern charakteriſtiſchen Zügen dieſe Thiere hinlänglich von einander zu unterſcheiden, ohne gerade die trügeriſche, öfters abändernde Zahl der Gürtel zu Hilfe zu nehmen. Dabei bemerkt derſelbe Naturforſcher, daß die von Buffon und andern Schriftſtellern gegebenen, halben und oberflächlichen Beſchreibungen nach verſtümmelten, zuſammengetrockneten, ausgeſtopften Exemplaren, begleitet von barbariſch verdrehten Provinzialnamen, welche die Gürtelthiere in den Sprachen der braſilianiſchen Urvölker führen, der wahren Kenntniß dieſer Thiere mehr geſchadet als Nutzen gebracht habe, und er iſt mit Recht der Meinung, die in den franzöſiſchen Werken über die Naturgeſchichte der Gürtelthiere vorkommenden, ſonderbar verdrehten Provinzialbenennungen dieſer Geſchöpfe gänzlich zu verabſchieden, ſo z. B. Encoubert, Apar, Peba, Tatouay u. a.; denn abgeſehen davon, daß ſie eben gewöhnlich verdreht ſind und im Lande ſelbſt ganz anders ausgeſprochen werden, gelten ſie überdies auch nur auf einem ganz kleinen Raume und werden in verſchiedenen Gegenden oft ſehr verſchiedenen Thierarten beigelegt.

A. Gürtelthiere mit zwei Schneidezähnen im Oberkiefer, im untern keine. Dasypus, *Fr. Cuvier*.

1) D. setosus, *Linné* (Auctorum. — D. gilvipes, Illiger in den Abhandlungen der Berliner Akademie. — D. setosus, Prinz v. Neuwied Beiträge zur Naturgeſchichte von Braſilien. II. 520. — D. Encoubert, *Desmarest*. — Encoubert ou tatou à six bandes; Cirquinçon ou tatou à 18 bandes, *Buffon*. — Tatou second, Tatou Payou ou tatou à main jaune. *Azara* quadrupèdes de Paraguay II. p. 142. — *Guérin* iconographie du règne animal. Mammif. pl. 34. — *Geoffroy* et *Fr. Cuvier* Mammifères fasc. 38. —

Tatú - Peba im Sertong von Bahia. — Tatú-poyu (Tatu mit gelber Hand) in Paraguay, der guaraniſche Name).

Unter allen Gürtelthieren hat dieſe Art das häßlichſte und ſchwerfälligſte Ausſehen. Der Kopf iſt ſehr dick, plump, groß, ſchweineartig, mit ſehr breiter, flacher Stirn und Vorderfläche, nach dem ſtumpfen Rüſſel hin ſich verſchmälernd. Die obere Seite des Kopfes ſt bei dieſer Art mit einer Gruppe von unregelmäßigen, ſechseckigen Schildchen bedeckt; dieſe fängt ſechs Linien oder einen Zoll hinter der Schnauze an, geht bis ins Hinterhauptloch, hat über jedem Auge einen kleinen Ausſchnitt, iſt zwiſchen den Ohren ſtumpf, beinahe geradlinig abgeſchnitten und an den beiden Ecken, gegen die Ohren hin, etwas abgeſtutzt. Der obere Stirnrand des Panzers hat zwiſchen den Ohren etwa ſieben beinahe viereckige, etwas gefurchte Tafeln. Die Ohren ſtehen etwas ſeitwärts heraus, wie beim Ochſen, ſind twas breit eiförmig und oben ſtark abgerundet, ſie beſtehen aus dicker, lederartiger Haut und ſind chagrinartig mit kleinen Knöpfchen beſetzt, einen Zoll lang und beinahe einen Zoll breit. Das Auge iſt klein und länglich geſtaltet, wie beim Schweine; unter den Schildchen, die unter demſelben ſtehen, befindet ſich eine Warze mit einem Büſchel langer, ſchwarzer Borſten; die Naſenkuppe iſt abgeſtumpft, wie am Schweine, aber ohne usgebreiteten, hervortretenden Rand; die rundlichen Naſenlöcher ſind nach vorne geöffnet. Die Zunge iſt ang, ſchmal, fleiſchig und zugeſpitzt. Der Gaumen iſt mit erhöheten Querleiſten bezeichnet. In der obern Kinnlade ſind achtzehn, in der untern zwanzig Zähne vorhanden, welche alle die Geſtalt von ſeitwärts etwas zuſammengedrückten Walzen haben. Sie ſind mit keiner igentlichen Wurzel verſehen, und ihre Knochenſubſtanz ſt nur von einem dünnen Blättchen Schmelz umgeben. Der erſte Zahn der obern Kinnlade ſteckt im hinterſten Ende des Zwiſchenkieferknochens und muß alſo, ſeiner age nach, als ein Schneidezahn angeſehen werden, obſchon er den Dienſt eines Backenzahns verrichtet. Dieſen zwei Schneidezähnen entſprechen in der Unterkinnlade die beiden zweiten Zähne, welche daher, ſowie die zwei erſten, auch für Schneidezähne gehalten werden, obwol ſie weder als ſolche dienen, noch die gewöhnliche Stelle derſelben einnehmen, indem ſie nicht vorn n der Kinnlade, ſondern ſeitwärts und in der nämlichen Reihe mit den Backenzähnen ſtehen. Durch dieſen Standort, ſowie durch eine ſchwache, rückwärts gerichtete Krümmung hat der erſte Zahn eher das Ausſehen ines Eckzahnes als eines Schneidezahnes. Bei geſchloſſenen Kinnladen paſſen der erſte und der zweite Zahn des Oberkiefers auf den zweiten und dritten des Unterkiefers, die folgenden Zähne aber greifen von beiden Kinnladen zwiſchen einander ein, ſo daß immer ein Zahn mit zwei entgegengeſetzten in Berührung ſteht. Bei jenen bildet daher die Mahlfläche nur eine, bei dieſen hingegen zwei Ebenen, von denen die eine etwas nach vorn, die andere etwas nach hinten gerichtet iſt. In dem Oberkiefer nehmen die Zähne bis zum ſechſten, im Unterkiefer bis zum ſiebenten an Größe zu, und von da an werden ſie wieder kleiner.

Was den Panzer betrifft, ſo iſt derſelbe auf folgende Weiſe zuſammengeſetzt. Auf dem Nacken finden ſich neun neben einander ſtehende, länglich viereckige Schildchen, deren längere Seiten mit der Achſe des Körpers parallel laufen. Dieſe Schildchen ſind ſämtlich in ihrer Mitte mit zwei Längsfurchen bezeichnet, ſowie überhaupt ſämtliche Panzerſtücke des Thieres. Der ebengenannte Nackenpanzer iſt rundum von Haut umgeben, welche nach den Ohren und der Kehle hinab ein breites, nacktes, ungepanzertes Feld bildet. Die Schale, welche den Rücken und die Seiten des Rumpfes bedeckt, beſteht zuvörderſt aus dem Schulterpanzer, der etwas mehr als zwei Zoll von der Länge des Rückens einnimt, dicht hinter dem Nackenpanzer ſteht und an den Seiten des Kopfes mit ſeiner untern Ecke vor dem Ohre befeſtigt iſt. Er iſt in ſeiner Mitte aus fünf, an den Seiten aus ſieben querlaufenden und feſt mit einander verbundenen Reihen von Schildchen zuſammengeſetzt, welche die Geſtalt von unregelmäßigen Sechsecken haben, ausgenommen an der hinterſten Reihe, wo ſie die Form eines Dachziegels annehmen, deſſen Spitze nach vorn gerichtet iſt. Alle dieſe Schildchen ſind auf ihrer Mitte durch ein paar Längsfurchen bezeichnet, von welchen ſenkrecht auf den Rand wieder andere ſolcher Furchen laufen, wodurch mehre undeutliche, kleine Randſchildchen entſtehen. Die Schilde der hintern Randreihe haben zwei deutliche, regelmäßige Längsſtreifen und an ihrem vordern, dem Kopfe zugewendeten Ende noch ein kleines, rundliches Plättchen. Auf den Schulterpanzer folgen ſechs von einander getrennte, bewegliche und querlaufende Reihen oder Gürtel, der ſiebente oder hinterſte iſt nur an den Seiten getrennt, oben aber mit dem Hüftpanzer verwachſen, weshalb er auch zu dieſem gezählt werden muß. Dieſe beweglichen Gürtel ſind aus Rectangelſtücken zuſammengeſetzt, die zum Theil an der hintern und vordern ſchmalen Seite etwas buchtig, unregelmäßig gebildet ſind; alle haben in ihrer Mitte zwei Längsfurchen und ein jedes Schildchen ferner am hintern Ende in der Mitte ſeines Randes zwei etwa zwölf bis vierzehn Linien lange, weißliche Borſtenhaare, die in eben dieſer Vertheilung auch am hintern Rande des Schulterpanzers gefunden werden. Der Hüftenpanzer iſt über dem Schwanze in der Mitte ausgeſchnitten, an ſeinem Rande treten die Schildchen ſägeförmig vor; ebenſo erſcheint der Rand der beweglichen Gürtel abwechſelnd vortretend oder gezackt. Der Hüftenpanzer beſteht aus zehn regelmäßigen Querreihen, von welchen die letzte durch den Schwanzausſchnitt unterbrochen wird. Die Schildchen ſind länglich, beinahe ſechseckig oder abgerundet viereckig, blos die Randſchuppen deutlich viereckig. Die erſten beiden Querreihen hinter den Gürteln haben an der Hinterſeite eines jeden Schildchens zwei weißliche, lange Borſten, die übrigen Schüppchen aber ſämtlich nur eine. Auch am hintern Rande des Stirnpanzers, ſowie am Nacken- und Schulterpanzer ſtehen ebenfalls an der Hinterſeite der Schildchen zwei gepaarte Borſten, ſind aber an dieſen

Theilen ſehr klein und nutzen ſich nach und nach immer mehr ab. Die Feldchen des Hüftenpanzers haben in ihrer Mitte ein etwas längliches und rund darum her einen Rand von kleinen Plättchen. Der Schwanz hat 21 bis 22 Panzerbinden; die vier, nach **Rengger** die fünf, erſtern ſind ſtark beweglich und haben nur eine Reihe von beinahe viereckigen Schildchen; die acht folgenden Querbinden haben jede zwei Querreihen, deren Schildchen etwas fünfeckig ſind; die folgenden bis zum Ende des Schwanzes ſind weniger regelmäßig und beſtehen aus viereckigen, kleinen Schildchen, meiſtens ebenfalls aus zwei irregulären Querreihen. Alle dieſe Schwanzſchilde haben an ihrem hintern Ende eine bis drei abgenutzte Borſten. Endlich finden ſich noch unter jedem Auge zwei bis drei einen Zoll lange, horizontallaufende und mit einander verbundene, am Halſe gleich vor dem vordern Winkel des Schulterpanzers zwei querlaufende, nicht zuſammenhängende Reihen von Schildchen vor.

Der Bauch des Thieres iſt etwas hängend, am Männchen mit einer eilf Linien langen, herabhängenden Ruthe, welche vor dem After ſteht und etwas zugeſpitzt iſt, die Hoden ſind äußerlich nicht ſichtbar. Die vier Beine ſind ſehr dick und plump mit fünf Zehen, die drei äußern Zehen der Vorderfüße haben lange Grabklauen, die dritte iſt die längſte, ſie trit einen Zoll lang aus der Haut hervor, nach ihr folgt in der Länge die zweite von außen, der Zeigefinger iſt kürzer, und die innerſte oder der Daumen iſt die kürzeſte, die beiden innerſten haben ihre ſcharfe Grabeſchneide nach innen, die andern nach außen gerichtet. Die Hinterfüße treten bis zur Ferſe auf. Zehen und Nägel ſind hier kleiner als an den Vorderfüßen; die äußerſte Zehe ſteht am weiteſten zurück, nach ihr die innerſte, dann die zweite von außen, die beiden übrigen ſind einander gleich und am längſten. Die Unterſeite des Kopfes, Füße und Bauch ſind mit ſtarker Haut bedeckt, welche mit Querreihen von flachen, glatten, rundlichen Warzen beſetzt iſt, alle dieſe Warzen ſind an ihrem untern Rande mit 11 Linien langen, ſchwärzlichen Borſtenhaaren beſetzt, gewöhnlich vier an jeder Erhöhung. Am Bauche ſind die Borſten weißlich. Die Vorderſeite der Vorderbeine iſt nach oben mit Querreihen von gelblichen Hornplättchen beſetzt, die Warzen ſind hier von der Maſſe der Panzer; weiter an den Beinen hinab ſtehen ſie vereint und ſind vier-, fünf- oder ſechseckig; ebenſo iſt es auf der Oberſeite des Vorderfußes, doch ſind die Schildchen kleiner und deren weniger. Die Farbe der Schildchen iſt bräunlichgelb. Durch die Reibung verliert ſie zuweilen an einigen Theilen, auf dem Kopfe und an den Seiten des Rumpfes von ihrer braunen Schattirung und wird lichtgelb oder gelblichweiß, die Haut hat ebenfalls eine bräunlichgelbe Farbe, die aber mit grau gemiſcht iſt.

Man trifft zuweilen Individuen an, welche ſtatt ſechs, ſieben bewegliche Rückengürtel und an dem Hüftpanzer ſtatt zehn, eilf Schildreihen haben. Dieſe Abänderungen ſind blos individuell und hängen keinesweges von dem Alter ab, indem man dieſelben ebenſo gut bei ganz jungen als bei ausgewachſenen Thieren findet.

Die Maße eines großen männlichen Gürtelthieres dieſer Art ſind 5″ Länge des Kopfes; 2″ 9‴ Breite deſſelben zwiſchen beiden Jochbogen; 1′ 1″ Länge des Rumpfes, 9″ Länge des Schwanzes, 8″ ungefähr die mittlere Höhe.

Der Magen dieſer Art iſt einfach, häutig und etwas birnförmig, der blinde Sack nimt nur einen kleinen Theil deſſelben ein. Es iſt kein Blinddarm vorhanden, hingegen iſt das Kolon an der Stelle, wo ſich der dünne Darm in daſſelbe einſenkt, erweitert. Das männliche Glied hat eine Länge von 4 Zoll; es iſt im Zuſtande der Erſchlaffung etwas gewunden, wie ein Korkzieher, und bis an ſein Ende von einer Haut umgeben. Dieſes ſtellt ein kleines Kugelſegment vor, in deſſen Mitte ſich die Harnröhre öffnet. Die Hoden liegen unter der Haut und ſind im Verhältniß zur Größe des Thieres klein.

Dieſe Art iſt in ganz Paraguay zu Hauſe; der **Prinz von Neuwied** fand ſie in Braſilien in den großen Campos Geraës und den angrenzenden Gegenden des Sertong, ſie lebt auch in Minas Geraës. Nach dem letztern Reiſenden iſt der Geruch des Thieres unangenehm ſüßlich, nach **Rengger** aber ſtinkend.

B. Gürtelthiere ohne Schneidezähne. Tatusca *Fr. Cuvier*.

2) D. gymnurus *Illiger*. (D. unicinctus *Linné*. — D. 12cinctus. **Schreber** Säugethiere. t. 75. 76. f. 11. 12. — D. Tatouay *Desmarest*. — *Seba* Thes. I. t. 30. f. 3. 4. Le Kabasson ou tatou a 12 bandes *Buffon*. — *Cuv.* ossem. foss. V. t. 11. f. 7. 8. 9. (cran.). — Tatou tatouay *Azara* II. p. 155. **Prinz von Neuwied** a. a. O. S. 529. — **Rengger** a. a. O. S. 290. — *Guérin* l. c. fig. 2. — Bei den Guaranis in Paraguay Tatu-ay (Wundentatu, wegen Fettgebrauchs), bei den Kreolen Tatu-ava (Indianertatu, wegen der Farbe), — im öſtlichen Braſilien Tatu de rabo molle, auch Tatu-Chinia).

Mit ſeinem plumpen, ungeſchickten Körper gleicht dieſes Gürtelthier dem Rhinoceros im Kleinen. Die obere Seite ſeines Kopfes iſt von der Naſenwurzel bis ans Hinterhaupt mit großen, aneinander ſtoßenden, unregelmäßigen, ſechseckigen Schildchen bedeckt. Auf dem Nacken ſitzen drei freie Reihen von länglich viereckigen Schildchen, deren längere Seiten quer laufen. Der Schulterpanzer iſt aus ſieben Reihen von ebenfalls länglich viereckigen Schildchen, deren längere Seiten aber mit der Achſe des Körpers gleich laufen, zuſammengeſetzt. Auf ihn folgen dreizehn bewegliche Gürtel, deren Schildchen denjenigen des Nackens ähnlich ſind. Der Hüftpanzer endlich beſteht aus zehn Reihen viereckiger Schildchen, welche gegen den Schwanz hin an Breite, ſowie überhaupt an Größe zunehmen. Noch finden ſich auf dem Rücken der Füße, auf der vordern Seite der Beine und auf der untern Seite des Schwanzendes einige eiförmige Schuppen vor. Alle viereckigen Schildchen ſind ihrer Länge nach doppelt gefurcht. Die Haut, welche den übrigen Körper bedeckt, iſt, wie bei der vorhergehenden Art dick, runzlig und mit querlaufenden Reihen von hornartigen, glatten Warzen beſetzt. Neben jedem hintern Winkel der viereckigen Schildchen des Rückens trit ein ſtarkes

Borſtenhaar hervor, und ähnliche Haare ſtehen, jedoch nur in geringer Anzahl, hinter den Hautwarzen.

Der Kopf iſt nicht ſo lang und breit, hingegen ebenſo hoch, wie bei der vorigen Art, ſeine Scheitelfläche iſt etwas gewölbt. Die Schnauze läuft ſtumpf zu, die Augen ſind klein, von ſchwarzer Farbe, die Ohren chagrinartig, trichterförmig, 18 Linien lang und breit, oben mit einem kleinen Ausſchnitt verſehen. Die untere Kinnlade iſt nicht ſo lang als die obere. Rengger, dem wir hinſichtlich der Angaben über dieſe Art folgen, fand bei allen ausgewachſenen Individuen in beiden Kinnladen immer nur 16 Backenzähne. Die drei erſten der obern und der erſte der untern Kinnlade ſind etwas nach vorn gerichtet, die übrigen ſtehen ſenkrecht. Sie paſſen von beiden Kinnladen, wenn dieſe geſchloſſen ſind, nicht auf einander, ſondern treten zwiſchen einander, ſo daß mit Ausnahme des erſten obern und des letzten untern ein Zahn immer mit zwei entgegengeſetzten in Berührung ſteht. Ihre Krone hat beim Hervortreten aus dem Knochen die Geſtalt eines ſeitwärts etwas zuſammengedrückten Kegels, allmälig reiben ſich aber die Spitzen ab und die Mahlflächen bieten im Oberkiefer bei den drei erſten Zähnen eine etwas nach hinten ſehende, bei den übrigen hingegen zwei Ebenen dar, von denen die eine etwas nach vorn, die andere etwas nach hinten gerichtet iſt, und die bei ihrem Zuſammenſtoßen einen querlaufenden Grat bilden. Im Unterkiefer ſieht die Mahlfläche des erſten und die des zweiten Zahnes etwas nach vorn. Bei den vier folgenden iſt ſie wie bei den fünf hintern Zähnen des Oberkiefers beſchaffen, und bei den zwei letzten iſt ſie horizontal. Die Zähne beider Kinnladen nehmen vom erſten bis zum ſechſten an Größe zu und dann wiederum ab.

Der Hals dieſes Thieres iſt ſehr kurz, der Rumpf iſt nicht ſo breit wie bei der vorigen Art, ſondern mehr walzenförmig. Die Zunge iſt länglich, zugeſpitzt und fleiſchig und kann einen Zoll lang aus dem Munde treten. Die Extremitäten ſind kurz aber ſtark und mit fünf Zehen verſehen; die Klauen ſind an den Vorderfüßen und beſonders an den drei äußern Zehen rinnenartig gebogen und an der äußern Seite mit einem ſcharfen Rande verſehen, an den Hinterfüßen ſind ſie viel kleiner, gerade und nur in der Mitte etwas ſeitwärts gewölbt. Der Schwanz iſt rund, läuft kegelförmig zu und iſt mit einer nackten, runzlichen, rauhen, harten Haut bedeckt. Die Ruthe des Männchens hing bei den Exemplaren des Prinzen von Neuwied 5 Linien lang herab, die Hoden waren wie bei der vorigen Art verborgen.

Die Farbe der Schildchen iſt lichtbräunlichgelb und hat nach Rengger wirklich einige Ähnlichkeit mit der Hautfarbe der Indianer. Mit dem Alter wird ſie durch Reibung immer heller, ſo daß ſie zuweilen ins Weißlichgelbe übergeht. Die Haut iſt blaßbräunlichgrau. Die Borſten ſind gelblichweiß und die Klauen bräunlichgelb.

Rengger will bei dieſem Gürtelthiere keine Abänderungen angetroffen haben und gibt ſeine Maße wie folgt an: 4″ 4‴ Länge des Kopfes, 2″ Breite deſſelben zwiſchen den Jochbogen, 1′ 6‴ Länge des Rumpfes, 6″ 8‴ Länge des Schwanzes, 7″ ungefähr die mittlere Höhe.

Über den innern Bau des Thieres finden ſich bei Rengger folgende Angaben. Der Magen iſt einfach und häutig, der blinde Sack nimt beinahe die Hälfte deſſelben ein. Die dünnen Därme ſind lang, es iſt kein Blinddarm vorhanden, hingegen zeigt der dicke Darm bei ſeinem Anfange eine kugelförmige Anſchwellung, in deren Mitte ſich der dicke Darm einſenkt, die Lungenflügel haben jeder drei, die Leber fünf Lappen. Die Hauptmaße des Gerippes von einem ausgewachſenen, jedoch nicht ſehr großen, männlichen Individuum waren folgende: 4″ 0‴ Länge des Schädels; 1″ 11‴ der ſieben Halswirbel zuſammengenommen; 6″ 6‴ Länge der Rücken- und Lendenwirbel zuſammengenommen; 1″ 6‴ Länge des Heiligenbeins; 2″ 8‴ Länge des Steißbeines bis zu den freien Schwanzwirbeln; 6″ 6‴ Länge der freien Schwanzwirbel zuſammengenommen; 2″ 6‴ Länge des Oberarms; 2″ 10‴ Länge der Ulna; 1″ 6‴ Länge des Radius; 3″ 0‴ Länge des Vorderfußes bis ans Ende des Nagels vom Zeigefinger, welcher der längſte iſt; 1″ 6‴ Durchmeſſer der Beckenöffnung zwiſchen der Verbindung der Schaambeine und dem mit dem Sitzbeine verwachſenen Theile des Steißbeines; 1″ 3‴ Querdurchmeſſer der Beckenöffnung; 2″ 9‴ Länge des Schenkels; 2″ 1‴ Länge des Beines, deſſen beide Knochen gleich lang ſind; 3″ 3‴ Länge des Hinterfußes mit dem ſieben Linien langen Nagel des Mittelfingers.

Am Schädel dieſer Art zeichnet ſich beſonders das Siebbein durch ſeine große Entwickelung aus. Die Siebbeinplatte nimt ungefähr den ſiebenten oder achten Theil des Umfanges der Hirnhöhle ein und hilft nicht nur die Grundfläche derſelben bilden, ſondern macht allein ihre vordere Wand aus, indem ſie unter dem Stirnbein aufwärts ſteigt und ſich umwölbt. Die Zellen, welche von dieſer Platte ausgehen, erſtrecken ſich hiemit nicht allein nach unten, ſondern auch nach vorn und nach oben. In dieſer letztern Richtung vertreten ſie die Stelle der Stirnhöhle, von der nur einige Rudimente vorhanden ſind. Eine ähnliche Bildung des Siebbeines findet ſich auch bei den andern Gürtelthieren, woraus ſich der feine Geruch dieſer Thiere erklären läßt. — Bei ganz jungen Individuen trifft man die ſieben Halswirbel von einander getrennt und beweglich an, bei ausgewachſenen hingegen ſind der zweite und dritte mit einander verwachſen, und ihre Dornfortſätze bilden nur ein Stück; bei ganz alten Individuen endlich anchyloſiren ſich alle Halswirbel, ſo daß ſie nur ein unbewegliches Ganze ausmachen. Die Querfortſätze des vierten bis ſiebenten Steißbeinwirbels verbinden ſich theils mit den hintern oder obern, theils mit der innern Seite des aufſteigenden Aſtes vom Sitzbein, wodurch ſie die ſonſt weite Beckenöffnung verengern, dem Becken ſelbſt aber mehr Feſtigkeit und den hintern Extremitäten eine ſtärkere Stütze geben. Es ſind ſechs wahre und ſieben falſche Rippen vorhanden, nebſt einem kleinen Anſatz einer achten. Die erſte derſelben iſt wenigſtens viermal ſo breit als die übrigen, die 5 folgenden wahren Rippen beſtehen nur bei ihrer Umbeugung aus Knorpel und vereinigen ſich mit dem Bruſtbeine vermittelſt Knochenſubſtanz, welche zwei Drittheile des vorwärtslaufenden Aſtes einnimt und die man allenfalls für einen beſondern Knochen anſehen könnte, auch verbinden ſie ſich nicht mit den Seiten, ſondern mit der untern Fläche des Bruſtbeines. Die Knorpel der falſchen Rippen haben eine ſenſenförmige Geſtalt. Auf der äußern Fläche des Schulterblattes findet ſich unter dem gewöhnlich vorhandenen Grate noch ein zweiter, niedriger vor, welcher mit dem erſtern parallel läuft. Der Kronenfortſatz zeigt ſich als ein abgeſonderter 14‴ langer Knochen, der ſich nach vorn und innen über das Schultergelenk hinabbeugt. Die Knochen des Ober- und Vorderarmes, des Schenkels und des Beines ſind kurz, dick und mit ſtark hervortretenden Gräten, ſowie mit beträchtlichen Vertiefungen verſehen. Das Gerippe hängt an einigen Stellen durch ein kurzes und dickes Zellgewebe mit dem Panzer zuſammen. Dies iſt der Fall am Ende der Querfortſätze der vier letzten Rückenwirbel und aller Lendenwirbel, ferner an den Dornenfortſätzen der 6 erſten Wirbel des Steißbeines, an dem obern und dem vordern Rande des Hüftbeines und an dem hintern Rande des Sitzbeines.

In Braſilien findet ſich dieſes Thier an der Küſte ſowie auch im Innern, außerdem auch in ganz Paraguay, wenn auch nicht ſehr häufig, ſcheint alſo über ganz Südamerika verbreitet zu ſeyn. In Paraguay richtet es zuweilen bedeutenden Schaden an den Maniocpflanzungen an, um ſo mehr, als es jede Nacht eine neue Pflanze untergräbt.

Zu dieſer Art dürfte vielleicht ein von Thunberg (Kongl. Vet. Acad. Handl. f. Ao. 1818. p. 68. t. 1.) beſchriebenes, nach ihm in Braſilien einheimiſches Gürtelthier gehören. Es ſoll mit 28 gleichen Gürteln verſehen ſeyn, runde Ohren, an allen Füßen fünf Zehen haben, von der Schnauzenſpitze zum Schwanz 1′, dieſer aber 4″ meſſen.

3) D. longicaudus *Wied*. Das gemeine Gürtelthier (Prinz von Neuwied a. a. O. S. 531. — Rengger a. a. O. S. 296. — D. Peba *Desmarest*. — D. 7cinctus *Linné*. — D. 7cinctus? D. octocinctus *Schreber* t. 73. 76. f. 5. 6. — D. 9cinctus *L.* Tatu novemcinctus Blumenbach Abbild. t. 83. Tatuete und Cochicame *Buffon*. — *Cuvier* ossem. foss. V. t. 10. (Skel. — Tatu noir *Azara* l. c. II. 177. — Tatú-Peba am Parahybo do Sul. — Tatú-verdadaro an der Oſtküſte und im Sertong von Bahia in Braſilien. — Bei den Guaranis in Paraguay Tatu-hu (ſchwarze Tatu.)

Dieſes Gürtelthier iſt das gemeinſte von allen; auch in den Samlungen ſieht man es am häufigſten, und es iſt mehrmals nach Europa gebracht worden. Schon auf den erſten Blick erkennt man es an der zierlichen, ſchlanken Geſtalt, an dem ſpitzigen Kopf, den langen Ohren und Schwanz, ſowie an der Anzahl der beweglichen Gürtel, deren meiſt 9 vorhanden ſind, und an den 4 Brüſten.

Rengger gibt die Maße eines großen Individuums dieſer Art folgendermaßen an: 4″ Länge des Kopfes, 1′ 3″ 4‴ Länge des Rumpfes, 1′ 1″ 3‴ Länge des Schwanzes, 8″ ungefähr die mittlere Höhe, 1″ 8‴ Länge des Ohres. Der Kopf iſt ſehr verlängert und im Verhältniß zum Körper kleiner als der anderer Arten; die Stirn iſt mit rundlichen Schilden bedeckt, welche bis an die Naſe gehen und das Auge umgeben; auf den Wangen ſtehen einige, von einander entfernte, rundliche Schuppen; der Hals iſt nackt; die Panzer auf den Schultern und auf den Hüften beſtehen aus kleinen, gewölbten, ſechseckigen Schilden; die beweglichen Gürtel ſind aus länglichen, rectangulären Schilden zuſammengeſetzt, auf deren jedem ein vertiefter Eindruck in Form eines länglichen Dreiecks ſteht, wodurch ſich auf dem ganzen Gürtel eine vertiefte Zickzacklinie zeigt. Der Schwanz iſt lang und kegelförmig mit Ringen bedeckt, welche aus einer zwei- bis dreifachen Reihe Schilden beſtehen; auf dem Bauche und den Extremitäten ſtehen ebenfalls einige Reihen Schilde, hinter denen in der Regel einige weiße Haare entſpringen; die Schilde der hintern Füße ſind ſtärker als die übrigen, an den vordern ſtehen vier Zehen mit mittelmäßigen Klauen; es ſind zwei Bruſt- und zwei Bauchdrüſe vorhanden.

Dieſe Art hat in jeder Kinnlade 16 Backenzähne, irriger Weiſe gibt man ihr im Oberkiefer 18. Man erkennt nach Rengger die Vollſtändigkeit ihres Gebiſſes am Daſeyn des hinterſten, oberſten Backenzahnes, welcher um zwei Drittheile kleiner iſt und etwas mehr nach innen ſteht, als die vordern. Alle Zähne haben eine walzenförmige Geſtalt, nur ſind die drei erſten jeder Kinnlade von den Seiten zuſammengedrückt. Das obere Gebiß paßt ebenſo wenig wie bei den vorigen Arten auf das untere, indem mit Ausnahme des erſten und des letzten oberen, ſowie des erſten unteren Zahnes, jeder mit zwei entgegengeſetzten in Berührung ſteht. Dadurch erhält ihre Mahlfläche die nämliche Geſtalt, wie bei jenen Arten, außer daß der querlaufende Grat weniger ſichtbar iſt. Bei ganz jungen Individuen, denen die Zähne eben durchbrechen, laufen ſie in beiden Kinnladen ſpitzig zu und zwar ſo, daß der erſte Zahn eine einfache, die übrigen gleich einer Biſchofsmütze eine doppelte Spitze haben. Die Zunge iſt lang und ſchmal, da der Bau des Unterkiefers keine andere Geſtalt zuläßt; ſie läßt ſich zwei Zoll lang aus dem Munde hervorziehen.

Was die Farbe des Thieres betrifft, ſo iſt ſie mehr ſchwärzlich, als an den übrigen Arten, allein an vielen Stellen vom Einkriechen in die Erde abgeſchliffen und dann weißlich.

Dieſes Gürtelthier hat bald 7, bald 8, bald 9 bewegliche Gürtel, was jedoch, wie ſchon oben bemerkt iſt, nicht vom zunehmenden Alter herrührt. „Ich habe,“ ſagt Rengger, „mit Dr. Parlet an mehren ganz jungen Individuen, welche nur ſieben oder acht bewegliche Gürtel beſaßen, die Schildreihen des ganzen Rückenpanzers gezählt und dieſelben nach einem und ſelbſt nach zwei Jahren nie vermehrt gefunden, nur an Größe hatten ſie zugenommen. Bei einigen Individuen war zwar während dieſer Zeit die Zahl der beweglichen Gürtel von ſieben auf acht, oder von acht auf neun geſtiegen, dieſe Vermehrung fand aber nicht durch Erzeugung eines neuen Gürtels, ſondern dadurch ſtatt, daß die erſte Schilderreihe des Hüftpanzers, die ohnehin einem

Gürtel ſehr ähnlich iſt, vermittelſt des Wachsthums und der Ausdehnung der Flechſenhaut einige Beweglichkeit erhielt, und hiemit die Anzahl der Gürtel auf Koſten des Hüftpanzers vermehrt ward.“ Der Prinz von Neuwied will ſogar an einem großen Exemplar dieſer Art 10 Gürtel gefunden haben.

Um den Bau des Rückenpanzers der Gürtelthiere genauer zu unterſuchen, ließ Rengger den eines jungen Individuums dieſer Art einige Zeit lang in Waſſer einweichen. Vermittelſt der hiedurch bewirkten Zerſetzung nahm er zwei verſchiedene Beſtandtheile an demſelben wahr. Den Überzug des Panzers bilden dünne, halb durchſichtige, hornartige Schuppen, oder die bisher beſchriebenen Schildchen, welche bei dieſer Art auf den Schultern und auf dem Kreuz theils eiförmig, theils unregelmäßig fünf- oder ſechseckig, auf dem beweglichen Gürtel hingegen dreieckig ſind. Sie vertreten die Stelle der Oberhaut und des malpighiſchen Netzes. Der unter demſelben liegende Körper des Panzers iſt aus querlaufenden Reihen von kleinen, ſich berührenden Knochenplatten zuſammengeſetzt, die an dem Schulterpanzer und dem Kreuzpanzer theils eine länglich viereckige, theils eine unregelmäßig fünf- und ſechseckige, an den Gürteln nur eine länglich viereckige Geſtalt haben. Sie werden durch eine dichte, flechſenartige Haut mit einander verbunden, welche zwiſchen die einzelnen Platten ſowol, als zwiſchen die Reihen von Platten hineindringt und zugleich die ganze innere Fläche der Schale überzieht. Die Geſtalt der Schildchen iſt auf den Knochenplatten ſtark abgedrückt, und die Nähte der letztern ſind nur auf ihrer innern Fläche ſichtbar. Man ſieht hieraus, daß der Panzer der Gürtelthiere große Ähnlichkeit mit der Schale der Schildkröten hat.

Das Gerippe dieſes Gürtelthieres hat mit demjenigen der vorhergehenden Art große Ähnlichkeit, nur findet ſich bei ihm ein Rückenwirbel und eine Rippe weniger als bei dieſer. Ferner ſind die Rippen bei gegenwärtiger breiter als bei jener und die acht hinterſten derſelben auf ihrer äußern Seite mit einer breiten, der Länge nach laufenden Rinne verſehen. Der Magen weicht in ſeiner Geſtalt ab; er iſt ein großer, häutiger, nach dem Darmende verdünnter und gekrümmter Sack, jedoch hat ſeine Muskelhaut gegen den Pylorus hin eine beträchtliche Dicke. Die Leber iſt in vier ganzrandige Lappen getheilt. Die männliche Ruthe geht in drei kegelförmige Spitzen aus, die im Dreiecke ſtehen und von denen die obere oder vordere doppelt ſo groß iſt, als die zwei andern; auf dieſer öffnet ſich nahe bei ihrem Ende und nach unten, als eine kleine Querſpalte, die Harnröhre. Die äußern weiblichen Geſchlechtstheile ſind runzlich und an ihrem untern Ende etwas hervorſpringend. Die Scheide iſt lang, die Gebärmutter einfach und von länglich birnförmiger Geſtalt. Sie nimt die kurzen fallopiſchen Röhren gleich über der Mitte ihrer rechten und linken Seite auf. Die Eierſtöcke ſind bohnenförmig. Da die Blaſe weit oben im Becken liegt, ſo findet ſich auch beim Weibchen eine lange Harnröhre vor.

Über die Anzahl der Jungen und die Fortpflanzung überhaupt ſchweigt Rengger; auch der Prinz von Neuwied konnte jene nicht in Erfahrung bringen, ſagt aber, daß die jungen Thierchen allerliebſt ſeien und eine mehr weißliche Farbe als die alten hätten.

Dieſes Thier ſcheint über ganz Südamerika verbreitet zu ſeyn; denn es lebt in Guiana, Braſilien und Paraguay, doch nach Rengger von dieſem Lande nicht weiter ſüdlich. In manchen Gegenden Braſiliens ſind dieſe Thiere äußerſt zahlreich, ihre Höhlen oder Baue findet der Jäger leicht, indem es mit dem Schwanze eine kleine Rinne zieht. Man fängt es häufig in Schlagfallen (Mundeos), und der Prinz von Neuwied erhielt in den Wäldern am Mucuri auf dieſe Art in drei Wochen 30 ſolcher Gürtelthiere, welche ſämtlich der Mannſchaft zur Speiſe dienten. Oft fand man dieſe Thiere unter den ſchweren Schlagbäumen nach zehn bis zwölf Stunden noch lebend, indem der Seitenpanzer das Gewicht des Fallholzes etwas bricht; ja man hat ſelbſt Beiſpiele, daß ſich dieſe Thiere unter dem Schlagbaume herausgegraben haben. Wenn man ſie gefangen halten will, muß man ſie in ſehr feſte Behältniſſe bringen, damit ſie ſich nicht durchgraben. Eine Stimme hörte der Prinz von Neuwied nie von ihnen.

4) D. tricinctus *Linné* (*Seba* thesaurus I. t. 38. f. 2. 3. — D. Apar *Desmarest* — Tatu mataco *Azara* l. c. 197.). Dieſe Art iſt wegen ihres Vermögens, ſich zuſammenkugeln zu können, von Illiger zu einer eigenen Gattung Tolypeutes erhoben worden.

Die Länge dieſes Thieres von der Schnauzenſpitze bis an die Schwanzwurzel iſt 1 Fuß 2 Zoll 8 Linien, der Schwanz mißt 2 Zoll 4 Linien, der Kopf iſt 1″ 3‴ breit, die Ohren ſind 1″ lang. Der Kopf iſt länglich, faſt pyramidal, die Schnauze ſpitzig, der Kopfpanzer iſt ſehr dick und hoch und beſteht aus rauhen, unregelmäßig polygoniſchen Schilden. Er reicht hinten über den Kopf und bildet einen Cirkelabſchnitt, der in die Ausrandung des Schulterpanzers paßt. Auf den untern Augenliedern ſtehen keine Schilde, aber auf dem Halſe ſtehen zwei hinter einander, von denen das hinterſte das größte iſt. Die Ohren ſind zugerundet. Der Schulterpanzer iſt vorn in der Mitte ausgerandet und verlängert ſich nach vorn auf beiden Seiten in eine Spitze, welche die Wangen erreicht. Er beſteht aus 9—10 Gürteln, aus runzlichen oder höckerigen, polygonen Schilden zuſammengeſetzt, mit Ausnahme derjenigen der letzten Reihe, welche die Form eines Parallelogramms haben. Die drei beweglichen Binden beſtehen aus rektangulären Schilden, deren Größe nach den Seiten herunter abnimt und die alle höckerig ſind. Der Kreuzpanzer beſteht aus dreizehn Reihen polygoner Schilde, welche ebenfalls runzlich ſind. Der Schwanz iſt kurz und platt, die Beine ſchwach mit eben ſolchen Zehen, der Daumen und die äußere Zehe ſind kurz. Es ſind nur zwei Pectoralbrüſte vorhanden. Die Farbe des Körpers iſt ein glänzendes, dunkeles Bleigrün, die Haare, welche beſonders an den Beinen ſtehen, ſind braun.

Bei dieſer Art iſt der Panzer am dickſten und feſteſten. Die kleinen vorſpringenden Höcker, welche ſymmetriſch jedes Schildchen beſetzen, geben ihm ein ganz eigenes Anſehen. Der Bau des Panzers macht das Zuſammenkugeln des Thieres möglich, dagegen ſcheint es nach den ſchwachen Füßen und Klauen nicht ſtark zu graben. Es findet ſich vom 36° ſüdlicher Breite in Tucuman und in den Umgebungen von Buenos Ayres.

5) D. hybridus *Desmarest* (Mammal. p. 368. — Tatou mules *Azara* l. c. p. 186.). Mißt von der Schnauzenſpitze bis zum Anfang des Schwanzes 11″ 8‴, der Schwanz 6″ 3‴, iſt dem Longicaudus ſehr ähnlich, weicht aber beſonders durch den viel kürzern Schwanz, durch kürzere Beine, vorn breiten, unten weniger haarigen Körper und weiter aus einander ſtehende Gürtel ab. — Die Schnauze iſt lang, die Ohren groß, der Schwanz rund, Gürtel finden ſich 5—7. Die Farbe iſt weniger ſchwarz als bei dem Longicaudus, weshalb man vermuthet, daß es weniger in Höhlen lebt. Es ſoll überhaupt mehr offene Stellen lieben, wo nur niedrig Gebüſch wächſt. Nach Azara, dem wir allein die Kenntniß dieſer Art verdanken, wirft das Weibchen im October 8—12 Junge. Rengger konnte dieſes Thieres nicht habhaft werden, ob er gleich viele Bruchſtücke von demſelben ſah und es nach Azara zu Aſſumption und in den Miſſions-Provinzen ſehr gemein geweſen iſt.

6) D. minutus *Desmarest* (Mammal. — Patagonicus, *Ej.* Nouv. Dict. d'hist. nat. — Tatou pichiy, *Azara* l. c. II. 192.). Der Schwanz rund, an der Wurzel gepanzert, faſt von halber Körperlänge, 6—7 bewegliche Gürtel aus rectangulären Schilden zuſammengeſetzt; die Ohren ſehr klein, der Kopf mit unregelmäßigen, glatten Schuppen, welche über den Augen einen Ausſchnitt bilden, bedeckt, auf dem Panzer und am Unterleibe viele braune Haare; die Ränder der Gürtel und des Kreuzpanzers ſcharf gezahnt. — Mißt von der Schnauze bis zum Schwanz 10″, dieſer 4½″. Iſt dem nachfolgenden Villosus ſehr ähnlich, aber kleiner und hat wenigere und kürzere Haare. Zwei Bruſtdrüſe.

Wir entlehnen dieſe Beſchreibung aus *Fischer* Synopsis Mammalium. Indeſſen findet ſich eine andere, genauere zwar, welche aber nicht dazu dient, einen Irrthum aufzuklären, der ſich hier irgendwo eingeſchlichen (im Dictionaire des Scienc. nat. tom. 52., wo das Thier D. minimus heißt). Denn Desmareſt citirt dabei F. Cuviers Encoubert bei dieſer Art, welches Synonyms Rengger, dem man wol eher folgen darf, bei D. sexcinctus, wo wir es auch angeführt, gedenkt. Hier müſſen noch unmittelbare Vergleichungen entſcheiden, ob wir gleich geneigt ſind, die Art zu Sexcinctus zu ziehen. Wir überſetzen Desmareſt's Beſchreibung wörtlich, woraus ſich die Ähnlichkeit ergeben wird.

Dieſe Art, von der wir ein Individuum beſaßen und von welcher ein anderes, das in der Menagerie lebte, von Friedrich Cuvier unter dem Namen Encoubert beſchrieben worden iſt, verdient den Namen, welchen wir ihr geben, indem ſie die kleinſte von allen Arten der Gattung iſt, mit Ausnahme des Chlamyphorus. Sie mißt nur 10″ in der Länge, ihr Schwanz hat 4″ 6‴, der Kopf 2″ 8‴, die Ohren 3‴. Der Kopfpanzer dieſer Art iſt ziemlich flach und beſteht aus unregelmäßigen Schilden, die Ohren ſind ſehr ſpitz, die Augen unter dem Rande des Kopfpanzers verborgen, auf dem untern Augenliede ſtehen kleine Schilde, deren man keine auf den Backenknochen ſieht, wo ſich dagegen ein ſtarker Büſchel ſteifer, brauner Haare findet; der Hals iſt außerordentlich kurz und oben mit einer Reihe ſehr kleiner Schilde bedeckt; der Schulterpanzer iſt ungefähr 2″ lang, die beweglichen Gürtel des Rückens, an der Zahl 6 bis 7, ſind aus rectangulären, mehr langen als breiten Stücken gebildet, von denen jedes auf der einen und andern Seite durch eine ſehr zuſammengedrückte, bogige und nach hinten ſpitzige Schuppe eingefaßt iſt; der Kreuzpanzer beſteht aus 10 Reihen faſt viereckiger Stücke, und ſein äußerer Rand iſt ſtark gezähnt; alle Schilde haben zwei vertiefte Längslinien, der Zwiſchenraum zwiſchen beiden iſt glatt, die äußern Ränder gleichſam körnig. Aus allen Schilden des Panzers entſpringen braune Haare, die jedoch weniger lang, als bei dem behaarten Gürtelthier ſind; auch ſtehen an der Unterſeite des Körpers und an den Füßen weniger Haare als bei dem eben genannten. Der Schwanz iſt mit ſtarken Schilden bedeckt, welche beſonders an deſſen Wurzel ringförmig geſtellt ſind. Die Klauen ſind von mittlerer Stärke.

7) In dieſe Abtheilung gehört noch D. quadricinctus *L.*, eine nur von Columna (Aquat. p. XV.) geſehene Art, deren Exiſtenz nur auf einem zuſammengeleimten Panzer beruht.

C. Gürtelthiere mit vielen $\frac{25 \cdot 25}{24 \cdot 14}$ plattenförmigen Backenzähnen. Priodontes *F. Cuvier*.

8) D. Gigas *Cuvier*. (D. giganteus *Desmarest*. — *Cuvier* ossem. foss. V. t. 11. f. 1—3. — Deuxième Kabassou *Buffon*. — Grand tatou *Azara* Essai. II. p. 132.) das Rieſengürtelthier.

Dieſes Thier iſt das größte der ganzen Familie (mit Ausnahme der bis jetzt bekannt gewordenen foſſilen Reſte). Seine ganze Länge beträgt von der Naſenſpitze bis zum hintern Rande des Kreuzpanzers 3′ 2″ 6‴, der Kopf mißt 7″ 6‴ in die Länge, 3″ 9‴ in die Breite, der Hals iſt 2″ 8‴ lang und die Ohren 1″ 9‴, der Schwanz 1″ 5‴. Der Kopf iſt verhältnißmäßig kleiner als an den andern Gürtelthieren, auf der Stirne gewölbt und von den Augen bis an das Ende der Schnauze cylindriſch; der Kopfpanzer iſt am Hinterkopf mit zwei Reihen Schilden eingefaßt; die Ohren ſind von mittelmäßiger Größe, ſpitzig und liegen ſchräg nach hinten; der Schulterpanzer beſteht in der Mitte aus neun Reihen Schilden, der Kreuzpanzer aus ſiebenzehn bis achtzehn; die beweglichen Gürtel, zwölf bis dreizehn an der Zahl, beſtehen aus rectangulären Schilden, der Schwanz iſt an der Wurzel ſehr dick (bis über 10″ im Umfang), ſpitzig an der Wurzel, mit ringförmigen, gegen das Ende in gekreuzte Spirallinien geſtellten Schuppen bedeckt. An den Vorderfüßen iſt der äußerſte Finger ſehr kurz, ſchwach und aufwärts gebogen; die Klaue des zweiten Fingers iſt 2″ lang, einen Zoll breit und meſſerförmig, die des dritten iſt 4″ lang, an der Wurzel 1½″ breit, die Klaue des Zeigefingers iſt 14‴ lang, die des Daumens ziemlich klein. Die Zehen der Hinterfüße ſind kurz, mit weniger ſtarken Klauen als an den Vorderfüßen. Die allgemeine Farbe der Schale iſt überall ſchwärzlich, wo die Oberhaut nicht abgerieben iſt.

Dieſes Thier bewohnt die nördlichſten, holzreichen Gegenden von Paraguay, iſt aber in den bewohnten Gegenden ſo ſelten geworden, daß Rengger kein Exemplar auftreiben konnte; auch der Prinz von Neuwied erhielt, wie wir ſchon oben bemerkt haben, nur unvollſtändige Schwänze dieſes Thieres, welche den Botocuden als Sprachröhre gedient hatten. *(D. Thon.)*

DASYSTEMON Cand. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sedeen und der fünften Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe. Char. Drei bis ſieben blattartige, ungleichförmige Kelchblättchen; ebenſo viel, meiſt aber fünf Corollenblättchen, welche an der Baſis kaum verwachſen ſind; drei bis ſieben dicke, mit den Corollenblättchen alternirende Staubfäden mit aufrechten Antheren; drei bis fünf vielſamige Kapſeln. Die einzige bekannte Art, *D. calycinus* Cand. (Prodr. III. 382, Crassula calycina Desf. catal. hort. par. 1817.), iſt ein neuholländiſches, ſchuppig-blattriges Sommergewächs mit gablig-äſtigem Stengel, linienförmigen, an der Baſis zuſammengewachſenen Blättern und weißgrünlichen Blüthen. *(A. Sprengel.)*

DASYTES, *Paykull* (Insecta), Haarweichkäfer. Eine Käfergattung aus der Abtheilung Pentamera, Familie Serricornes, Section Malacodermes und Tribus Melyrides; zwiſchen Malachius und Zygia ſtehend, aus Lagria *Fabr.* geſondert. — Die Kennzeichen derſelben ſind folgende. Das erſte Tarſenglied iſt ganz deutlich länger als das vorhergehende, die Klauen am letzten haben einen häutigen Anhang, oder einen ſehr zuſammengedrückten Zahn; der Thorax iſt faſt viereckig, die Fühler ſind von der Länge des Kopfes und Bruſtſchildes, an der Wurzel ſehr aus einander gerückt und ſtehen vor den Augen. Die retraktilen Bläschen an den Seiten des Körpers, welche Malachius hat, fehlen hier. — Die Palpen ſind ungleich, nach außen dicker, an der Spitze ſchief abgeſtutzt; der Kopf verſchmälert ſich nach vorn etwas rüſſelförmig, das vorletzte Tarſenglied iſt kegelförmig. Der Körper iſt linienförmig, lang; das Bruſtſchild kurz, gerandet, kaum ſchmäler als die Flügeldecken.

Dieſe Käfer leben meiſt auf Blüthen, viele ſind in Deutſchland, Frankreich, Spanien, Italien, Dalmatien, Ungern, Schweden, einige ſogar in Lappland, wenige der bekannten in Braſilien und Peru einheimiſch. Dejean (Catalogue des Coléoptères p. 39) zählt 35 Arten auf.

Der Unterſchied der Geſchlechter beſteht darin, daß die Männchen kleiner ſind, längere Fühler als die Weibchen, oft Eindrücke auf den Bauchringen haben und das letzte Körperſegment immer ausgeſchnitten iſt.

Die Larve einer Art lebt im Fruchtboden der Himbeeren. — Als Beiſpiele führen wir folgende Arten an.

1) D. coeruleus *Fabr.* (Melyris coerulea, Illiger Käfer Preußens Lagria coerulea, *Rossi* fauna Etrusca. — Telephorus coeruleus *Degeer*, Insecta. Abb. *Panzer* Fauna 96. f. 10.) Lang, behaart, oben blau, der Thorax mit wenigen, tief eingedrückten Punkten; Flügeldecken an der Spitze abgerundet, Fühler ſchwarz. Über vier Linien lang. Auf allerlei Blüthen, Umbellaten, im Juni in Teutſchland nicht ſelten.

2) D. niger *Linné* (Dermestes .. Fauna Suec. 439. — Dasytes niger *Panzer* fauna 96. f. 9. — Melyris nigra *Illig.* l. c. — Melyris villosus *Olivier* Entomol. II. taf. 2. f. 10. a. b.). Lang, ſchwarz, behaart, ſchwach punktirt, Thorax auf beiden Seiten mit einem Eindruck, Fühler ſchwach, ſägezähnig. — Etwa drei Linien lang. — Männchen: Thorax etwas flachgedrückt, Fühler von halber Körperlänge, die meiſten Hinterleibsringe an der Spitze eingedrückt, der vorletzte ausgerandet. Weibchen: etwas größer, Thorax gewölbter, Fühler kürzer, alle Hinterleibsringe glatt, ganzrandig. — Auf Wieſenblüthen in waldigen Gegenden, meiſt in der Nähe von Himbeeren (Rubus Idaeus), in deren Fruchtboden die Larve lebt. In Teutſchland, Frankreich, England u. ſ. w., auch in Lappland. *(D. Thon.)*

DASYURUS, *Geoffroy* (Mammalia). Eine Gattung der Beutelthiere (Marsupialia) mit folgenden Kennzeichen. Schneidezähne $\frac{8}{6}$ klein, gleich groß, oder die zwei mittleren bedeutend größer als die ſeitlichen; Eckzähne $\frac{1.1}{1.1}$ deutlich abgerückt und länger als die erſten; Mahlzähne $\frac{6.6}{6.6}$, von denen die zwei oder drei erſten ſogenannte falſche, die übrigen zugeſpitzt ſind; der Daumen der Hinterfüße iſt bis auf ein Knötchen geſchwunden oder fehlt ganz; kein Wickelſchwanz.

Der Kopf iſt kegelförmig, die Schnauze ſpitzig, die Naſe, mehr oder weniger rüſſelförmig, iſt durch keine Furche getrennt. Die Füße ſind lang, ſchmächtig, alle mit fünf getrennten Zehen und kleinen, hackigen Krallen verſehen; an den hintern Füßen iſt aber der Daumen ſehr kurz, nur höckerförmig, nagellos und von den andern Zehen abgerückt. Der lange Schwanz, kein Greifſchwanz, iſt mit Haaren bedeckt. Die Augen ſind lebhaft und ſtehen ſeitlich faſt in der Mitte der beiden andern Organe. Die Ohren ſind von mittelmäßiger Länge, meiſt ganz oder theilweiſe behaart. Der Rachen iſt nicht bis an den hintern Augenrand geſpalten. Die Weibchen haben zwar eine Zitzentaſche, ſie iſt aber nicht ſehr deutlich und bei denjenigen, welche noch nicht trächtig waren, an getrockneten Häuten ſchwer zu unterſcheiden.

Dieſe Thiere nähern ſich ſehr den gewöhnlichen Beutelthieren und leben wie dieſe von Fleiſch, unterſcheiden ſich aber von den eigentlichen Beutelthieren hauptſächlich dadurch, daß ſie nicht wie dieſe auf Bäume klettern und wegen des Baues der Vorderfüße dieſe nicht als Hände brauchen können. Dieſe Thiere leben vielmehr nach Art der Marder und Füchſe, halten ſich während des Tages in Felſenhöhlen verborgen und gehen des Nachts ihrem Raube nach. Sie leben von dem faulenden Fleiſch der Seehunde und Cetaceen, welche an den Küſten ſtranden und ſterben. Sie ſind ſehr gefräßig, dringen mit vieler Kühnheit in die Wohnungen der Menſchen und werden dadurch ſehr läſtig. Sie bewohnen ſämtlich Neu-Holland und die benachbarten Inſeln.

1) D. ursinus *Harris.* (Transactions of the Linnéan Society. IX. p. 176. t. 19. f. 2. — *Temminck*

Monographie de Mammalogie. I. p. 68. t. 8. Schädel des erwachſenen).

Die Größe der erwachſenen iſt ungefähr die eines kleinen Dachſes. Die Hauptkennzeichen ſind die ſchwarze Farbe mit einzelnen weißen Flecken, die kahlen Ohren und der unten kahle Schwanz, der nur zum Theil ein Greifſchwanz iſt. Letzterer iſt halb ſo lang als Kopf und Körper zuſammengenommen, die Ohren ſind nur mit kurzen, einzeln ſtehenden Haaren bedeckt, die Schnauze iſt kurz und ſtumpf, die Augen ſtehen in der Mitte zwiſchen Naſe und Ohren, an beiden Kiefern und über den Augen ſtehen lange Schnurrhaare, die Füße haben eine nackte, runzliche Sohle. Der Pelz iſt rauh, grob, die Seidenhaare ſind ſehr dick, das ganze Thier iſt überhaupt mit einem ſchwarzen oder braunſchwarzen Pelz bekleidet. Auf der Bruſt zwiſchen den Vorderfüßen ſteht ein ſchmales, weißes Halsband, und nach Harris finden ſich unregelmäßige, weiße Flecken bald auf den Schultern, bald an der Kehle und über dem Steiß. Die Schnurrhaare ſind ſchwarz, an der Oberlippe 4″ lang, die über den Augen 4″ 2‴ und die am Unterkiefer, welche zwei Büſchel bilden, ſind 2″ lang. Harris gibt von den beiden Individuen, welche er lebend beſaß, folgende Maaße. Die ganze Länge 2′ 2″ engliſch Maaß, der Schwanz allein 8″, der Kopf 6″, die Höhe an den Schultern 9″ 6‴.

Das Vaterland iſt, wie geſagt, Neuholland. Die erſten Verbrechercolonien, welche an die wüſte Küſte dieſes Landes in die Umgebung von Hobart-Town gebracht wurden, wurden von der Raubgier dieſes Thieres ſehr beläſtigt, indem es ihr Geflügel aufzehrte; indeſſen diente dagegen ſein Fleiſch auch wieder den Deportirten, das noch überdies nach Harris keinen übeln Geſchmack hat, indem dieſer von dem des Kalbfleiſches nicht viel abweicht. Dieſe Thiere ſind fleiſchfreſſend, und jede Art Fleiſch ſteht ihnen an, doch lieben ſie beſonders das Fleiſch der Wallroſſe. Sie ſind die gefürchteten Verwüſter der Hühnerhöfe, wie bei uns die Marder und Iltiſſe, und ihr engländiſcher Name native devil (natürlicher Teufel) iſt in dieſer Hinſicht bezeichnend genug. Harris hatte lange Zeit ein Pärchen lebendig, welches aber faſt beſtändig im Kampf mit einander war. Sie ſetzten ſich oft auf die Hinterbeine und bedienten ſich der Vorderpfoten beim Freſſen. Sie werfen vier oder fünf Junge, welche nackt geboren und in den Beutel aufgenommen werden und ſehr feſt an den Zitzen hängen.

2) D. macrourus *Geoffroy* (Annales du Mus. III. — *Péron* voyage aux terres australes. t. 33. ſchöne Abbildung). — Viverra maculata, *Shaw* General Zoology. I. 2. 433. — Spotted martin, *Philipps* Voy. t. 46. — Dasyure a longue queue. *Cuvier* regne animal).

Dieſe Art unterſcheidet ſich von ihren Gattungsverwandten durch die rothbraune Farbe mit weißen Flecken, welche letztere ſich auch über den Schwanz erſtrecken.

Die Größe iſt die einer Hauskatze. Der Schwanz iſt faſt ſo lang, als Körper und Kopf zuſammengenommen; die Schnauze ſchwach, in die Länge gezogen, die Ohren kurz, die Augen näher an den Ohren als an der Naſe. Der Pelz dieſer Art fühlt ſich nicht ſehr ſanft an, iſt kurz und ſehr dicht, die Haare des Schwanzes ſind nicht lang und buſchig, ſondern werden nach deſſen Spitze zu kürzer. Die Farbe des Pelzes iſt kaſtanienbraun mit vielen, rein weißen Flecken von verſchiedener Größe. Auf dem Rücken ſind ſie anfangs ſo klein, daß man ſie kaum unterſcheidet, dann werden ſie größer und breiter, endlich an den Seiten faſt Zoll groß. Die an dem Schwanze wechſeln auch in der Größe und bedecken die größere Hälfte dieſes Theiles, der gegen das Ende einfärbig wird. Die größten Flecken ſieht man an den Seiten des Körpers und des Halſes, kleine auch auf dem Kopfe. Der Bauch iſt ſchmutzig weiß, der Kopf zieht ins Roſtrothe, iſt heller als der Rücken, und die vordern Füße haben eine gelbliche Farbe, die Ohren ſind kurz und die Krallen weißlich.

Die Länge des erwachſenen Thieres iſt 3′ 1 bis 2″, der Schwanz mißt 16″; der vordere Augenrand iſt von der Naſenſpitze 1″ 9‴ entfernt.

Dieſes Thier lebt ebenfalls in Neuholland (Botany Bay, Sidney-Cow), von ſeiner Lebensweiſe iſt nicht viel mehr bekannt, als daß es eben von dem Fleiſch geſtrandeter Robben lebt, wie ſchon Pérons Abbildung zeigt.

3) D. Maugei *Geoffroy* (Annales *l. c. t. 7. f.* 5 — 8. Cranium. — *Freycinet* Voyage, *Zoologie* t. 4. — *Geoffroy* et *Cuvier Mammiferes* fasc. 44).

Dieſe Art unterſcheidet ſich durch ihre Olivenfarbe mit weißen Flecken und durch den ungefleckten Schwanz.

Die Größe iſt ungefähr die vom Iltis (Mustela Patorius). Das in gedachter Reiſe abgebildete Exemplar maß in ganzer Länge 2′ 3″, der Kopf 3″ 1‴, der Körper vom Hinterkopf bis zur Schwanzwurzel 11″, der Schwanz 12″; die 11‴ hohen Ohren zeigten ſich im Leben wegen der vielfach verbreiteten, feinen Blutgefäße roſenroth. Der fleckenloſe Schwanz hat eine weiße Spitze, die ſchmächtig iſt. Der Daumen an den hintern Füßen iſt von den übrigen Zehen weit abgerückt und ſteckt faſt ganz in der Haut. Der Pelz iſt haarreich, dicht; die obern Theile wechſeln in Olivenfarben und Rothgelb, die untern ſind hell aſchgrau, alle Theile des Körpers und des Kopfes, mit Ausnahme der hintern Füße und des Schwanzes, ſind mit großen und kleinen, rein weißen Flecken bedeckt. Die olivenfarbigen und aſchgrauen Haare haben zwei Farben, indem ihre Wurzel überall dunkel aſchgrau iſt, aber die Haare der weißen Flecken ſind durchaus weiß. Die Wurzel des Schwanzes iſt auf der obern Seite von der Farbe des Rückens, aber ohne Flecken, weiterhin iſt er roſtgelb mit ſchwarzen Haarſpitzen, und ſeine Spitze, die etwas pfriemenförmig ausläuft, hat weiße Haare, ſowie auch die ganze untere Seite weißlich iſt; die Kehle und das Ende der vier Extremitäten iſt rein weiß, die Schnauze olivengelb mit einem ſchwarzen Fleck vor dem Auge.

Quoy und Gaimard erhielten ein Individuum fünf Monate-lang am Bord der Corvette Urania lebendig. Dies zierliche kleine Thier war nicht ſchüchtern und nicht biſſig, wie man es auch necken mochte; da es aber ſehr lichtſcheu war und gern das Dunkle ſuchte, ſo gefiel es ſich am liebſten in dem kleinen Behälter, den man zu ſeinem Aufenthalt beſtimmt hatte. Als man das Kap Horn umſchiffte und ihm denſelben wärmer machen wollte, war es alles Pelzwerk, womit man jenes ausgekleidet hatte, wieder heraus. Es war nicht bösartig, aber man bemerkte auch nicht, daß es für die Perſon, die ihm Nahrung reichte und es liebkoſte, eine beſondere Anhänglichkeit gezeigt hätte. Die Zeit, wenn es Nahrung zu ſich nahm, war immer eine Art von Unterhaltung für die Zuſchauer. Da es nur von rohem oder gekochtem Fleiſche lebte, ſo erfaßte es gierig die dargebotenen Stücken, und wenn es eins im Maule hatte, ſo warf es oft daſſelbe wieder in die Luft und ſchnappte es geſchickt auf, offenbar um ihm eine zum Verſchlucken beſſere Lage zu geben. Es bediente ſich beim Freſſen auch ſeiner Vorderfüße, nach jeder Mahlzeit aber ſetzte es ſich auf die Hinterbeine und rieb lange und eifrig nicht blos die beiden Vorderfüße ſo gegen einander, ſo wie wir es mit den Händen machen, ſondern ſtrich ſie auch ohne Aufhören über die glatte, immer ſehr feuchte und dunkelrothe Schnauzenſpitze, manchmal über die Ohren und den Kopf, gleichſam um alles wegzuſchaffen, was etwa von Stückchen der Nahrungsmittel da hängen geblieben wäre. Dieſe Sorge für äußerſte Reinlichkeit erfolgte allemal nach jeder Mahlzeit.

Dieſe Thiere ſind noch ziemlich gemein zu Port Jackſon; da man ihnen aber wegen ihrer Schädlichkeit fortwährend nachſtellt, ſo werden ſie bald ſeltener werden.

4) D. viverrinus *Geoffroy*. (Annales l. c. D. maculatus *id.* in Catalog. du Musée. — Spotted Opossam or Tapoo-Tafa; *Phillips White* Voy. to New Soud-Wales, gute Abbildung. — *Guérin* Iconogr. Mammifer. t. 20. f. 2.).

Kennzeichen: ſchwarz mit weißen Flecken, der Schwanz ungefleckt. Die Größe geringer als die des Iltis, Schnauze ſpitzig, Schwanz ſo lang als der Körper und der halbe Kopf mit langen gegen das Ende büſchelförmigen Haaren, die Formen ganz wie die der vorigen Art, aber kleiner. Der Pelz dicht, braun, ſchwarz oder chocoladenfarben mit ſehr großen, unregelmäßigen, weißen Flecken, mit denen es ſich ebenſo verhält, wie bei der vorigen Art; der Bauch grau; die Ohren kürzer und mehr eiförmig; der Schwanz an der Wurzel ſchwächer, gegen das Ende mehr buſchig. Die ganze Länge beträgt 18 bis 20″, wovon der Schwanz allein 8 Zoll wegnimt; der vordere Rand der Augen iſt 1″ 4‴ von der Naſenſpitze entfernt.

Das Vaterland iſt ebenfalls Neuholland und namentlich Port Jackſon.

Zuſatz. Was den Das. Tafa der Syſteme betrifft, ſo beruht derſelbe einzig auf einer ſehr mittelmäßigen Figur in *White* Voyage und unvollſtändigen Beſchreibung; da er, außer von dieſem Reiſenden, nicht wieder geſehen ward, ſo iſt er billig vor der Hand als Art zu ſtreichen.

Hinſichtlich des Das. cynocephalus ſiehe den Art. Thylacinus. (*D. Thon.*)

Dasyus (Insecta) ſ. Scarabaeides.

DATAMES, Sohn des Kamiſſares, unter der Regirung des Artaxerxes Mnemon Statthalters in Kappadozien, welche Statthalterſchaft ihm übertragen wurde, als im Kriege gegen die Kaduſier in den kaukaſiſchen Gebirgen ſein Vater gefallen war, er aber ſich vorzüglich ausgezeichnet hatte. Er erhielt nun öftere Gelegenheit, Feinde des Königs und Empörer zu bekämpfen, unter deſnen ſelbſt ſein naher Anverwandter Thyus, der Dynaſt von Paphlagonien, war, und bei allen dieſen Gelegenheiten bewies er gleich viel Feldherrntalent, Tapferkeit, Treue und Dienſteifer. Durch alles dies ſtieg er immer [illegible] in des Königs Gunſt, reizte dadurch aber auch deſto mächtiger der [illegible] gegen ſich, die ſich zu ſeinem Untergange verſchworen. [illegible] ihn zum Abfall von dem Könige, mit welchem er [illegible] gem Kampfe begriffen war. Gleich im erſten [illegible] jüngerer Sohn; der Vater, ſein Gefühl unterdrückend, bricht deſto ſchneller auf, um in dem Heere den üblen Eindruck nicht wirken zu laſſen, und nimt die vortheilhafteſte Stellung. Da verbindet ſich ſein eigner Schwiegervater Mithrobarzanes mit dem Feinde und geht mit der Reuterei zu dieſem über. Er, benachrichtigt von dem Aufbruch, macht den Seinen kund, dies geſchehe in Einverſtändniß mit ihm, um den Feind deſto ſicherer zu verderben; nun dürfe er aber auch nicht ſäumen. Ehe jener noch ankommt, iſt er ſchon an dem Feinde, der, von Mithrobarzanes ſich verrathen glaubend, dieſen angreift und ſo ihn nöthigt, wider ſeinen Willen ſich für Datames zu ſchlagen. Nachmals fiel ſelbſt ſein älteſter Sohn Sciſmas von ihm ab und verrieth ihn dem Könige, der jedoch durch ſein großes Heer unter Autophradates ihn nicht zu beſiegen vermochte. Was der Krieg nicht gekonnt hatte, das gelang der Hinterliſt. Mehrmals entging des Datames vorſichtige Klugheit auch dieſer, bis endlich der Held verſtellter Freundſchaft unterlag, und Mithridates, des Ariobarzanes Sohn, ihn rücklings meuchelmordete. (*Nepos.* — *Diod.* 15, 91. *Polyaen.* 7.).

Eines Datames, als Königs von Kappadozien, gedenkt Diodor (*Fragm.* 31, 12.), deſſen Geſchlecht von Kyros abgeleitet wird. Sein Vater war Anaphas, und ihm folgte, als er in einem Treffen gegen die Perſer gefallen war, ſein Sohn Aramnes. (*H.*)

DATAPHERNES, Perſiſcher Heerführer. Beſſos, des Dareios verrätheriſcher Mörder (ſ. Dareios), hatte ſich als Artaxerxes IV. zum König aufgeworfen; gegen ihn verſchworen ſich nachher Spitamenes, Katanes und Dataphernes, und er wurde grauſam hingerichtet (*Curt.* 7, 5.); den Spitamenes, der mit Dataphernes eine Empörung gegen Alexander angeſtiftet, ermordete ſeine Gemahlin, und hierauf lieferten die Daher Alexandern den Dataphernes aus (daſ. 8, 3.; vergl. aber Arrian. 4, 17. und 3, 30.). (*H.*)

DATARIE, päpſtliche, war in ältern Zeiten von der ſogenannten apoſtoliſchen Kanzlei nicht unterſchieden, ſcheint aber ſpäter als eine eigene und gewiſſermaßen obere Abtheilung derſelben angeordnet worden zu ſeyn, indem in der eigentlichen Kanzlei oder Ausfertigungsbehörde nichts ohne Genehmigung der Datarie ausgefertigt werden darf. Der Vorſteher dieſer Anſtalt iſt gewöhnlich ein Cardinal, wenigſtens ein Prälat und wird Datarius genannt, weil er auf die an den Papſt gerichteten Geſuche um irgend eine Bewilligung mittelſt einer Bulle Ort und Zeit oder das Datum des päpſtlichen Entſchluſſes zu bemerken hat, worauf er ſie dem Vorſteher der Kanzlei einhändigen läßt, um den Entwurf und die Ausfertigung, auch Taxation der Bulle, zu beſorgen. Unter ihm ſtehen die Subdatarien, Reviſoren und andere Subalternen, deren Anzahl bei der päpſtlichen Kanzlei überhaupt ſehr groß iſt, wie denn *Ciampini* de S. Rom. Eccl. Vicecancellario illiusque munere, auctoritate et potestate die Zahl der Kanzlei- der Unvollſtän- perſonen über tauſend ſteigen läßt. man überhaupt von dem digkeit der Nachrichten dem römiſchen Hofe hat, läßt ſich Geſchäfts die eigentliche Beſtimmung der Datarie und der Wirkungskreis des Datarius nicht genauer angeben. Es ſcheint jedoch, daß alle wichtigen Sachen, welche durch feierliche Bullen abgemacht werden müſſen, dahin gehören, und daß der Datarius in Anſehung derſelben den Vortrag bei dem Papſte hat, alſo zugleich eine Art von Geheimerreferendair iſt. (*v. Arnoldi.*)

DATHAN, Sohn Eliabs aus dem Stamme Ruben, war mit ſeinem Bruder Abiram ein Hauptmitglied der Verſchwörung, welche, auf Korachs Anſtiften, eine Anzahl unzufriedener Iſraeliten zuſammenbrachte, um ſich den vermeinten Anmaßungen des Moſe und Aaron zu widerſetzen. Vielleicht war Eiferſucht die Triebfeder, weil man nähere Anſprüche auf die Würden beider zu haben glaubte, wie es Joſephus (Antiq. IV, 2, 2.) darſtellt. Allein die göttliche Strafe ereilte die Verſchwornen früher, ehe ſie ihr Vorhaben ausführen konnten. Die Erde berſtete unter ihnen „und ſie fuhren hinunter lebendig in die Hölle mit allem, das ſie hatten.“ 4. Moſ. 16.; vergl. 5. Moſ. 11, 6. Sirach 45, 22—24. Die Sage von dieſem außerordentlichen Einſchreiten Gottes lebte noch lange fort, und diente den ſpätern Pſalmiſten (106, 17.) zum warnenden Beiſpiele von Ungehorſam gegen den göttlichen Willen. (*Tuch.*)

DATHE, Johann August, Profeſſor der hebräiſchen Sprache zu Leipzig, Sohn des herzoglichen Raths und Amtmanns Georg Wilhelm Dathe zu Weißenfels, wo er den 4. Julius 1731 geboren war. Die religiöſe Erziehung, welche er im elterlichen Hauſe erhielt, wirkte wohlthätig auf ſein ganzes Leben und trug ſchöne Tugendfrüchte. Von der Domſchule zu Naumburg, die er 6 Jahre lang beſuchte, begab er ſich 1751 nach Wittenberg und 1754 nach Leipzig, wo er an ſeinem Schwager, dem berühmten Erneſti, einen Lehrer hatte, der ſeinen Studien die zweckmäßigſte Richtung gab. Unter dieſem vertheidigte er eine Diſſertation de Origene, interpretationis librorum s. grammaticae auctore, und wurde darauf 1756 Magiſter. Da aber in eben dieſem Jahre der 7jährige Krieg ausbrach, beggab er ſich nach Göttingen, hörte hier beſonders Michaelis und Geßner, und habilitirte ſich 1757 als Magister legens in Leipzig mit einer Diſſertation de reliquiis Aquilae in interpretatione Hoseae. Als ihm 1762 ein außerordentliches philoſophiſches Lehramt zu Theil wurde, ließ er ein Programm de Anaxarcho, philosopho eudaemonico, drucken, und als er in demſelben Jahre die ordentliche Profeſſur der hebräiſchen Sprache erhielt, ſchrieb er eine Abhandlung de difficultate rei criticae in Vet. Test. caute dijudicanda. Dieſes Amt bekleidete er, bis er den 17. März 1791 ſtarb. Als gelehrter und gründlicher Kenner der orientaliſchen Literatur war er ein ſehr geſchätzter und nützlicher Docent, und ſeine Vorträge hatten das Eigene, daß ſie den Zuhörer immer zugleich auf religiöſe Geſinnungen hinlenkten. Die gelehrte [illegible], welcher er den größten Theil ſeiner von Amtsgeſchäften freien Stunden widmete, war die Bearbeitung einer neuen lateiniſchen Überſetzung des ganzen alten Teſtaments, das hohe Lied nicht ausgenommen, welches er aber für das Liebeslied eines alten, unbekannten Dichters hielt, dem eine wahre Geſchichte zum Grunde liege. Dieſe Überſetzung, die als ein fortdaurender Kommentar anzuſehen iſt, erſchien unter dem Titel: Pentateuchus ex recensione textus hebraici et versionum antiquarum lat. versus notisque philol. et crit. illustr. Halae 1781; ed. II. emend. 1791. 8. Libri historici V. Test. Ib. 1784. 8. Jobus, proverbia Salomonis, Ecclesiastes et canticum canticor. Ib. 1789. 8. Psalmi. Ib. 1787; ed. II. 1794. 8. *Prophetae* majores. Ib. 1779; ed. II. emend. 1785. 8. Prophetae minores. Ib. 1773; ed. III. 1790. 8. Die Überſetzung iſt rein und fließend; Dathe bemühte ſich, den Sinn der Originale deutlich und richtig darzuſtellen, ohne ſich jedoch zu beſtreben, die Schönheiten *derſelben* im Lateiniſchen nachzubilden; beſonders *vermißt man in den* poetiſchen Büchern Lebhaftigkeit und Feuer. Mit großer Sorgfalt hat Dathe die bis auf ſeine Zeit verbeſſerte Sprach- und Alterthumskunde benutzt, die berichtigten Vorſtellungsarten von der alten Welt geſammelt, auf die einzelnen Bücher angewandt und in eine leichte Überſicht gebracht. In der Kritik, wie im Widerſpruch gegen andere Gelehrte, war er ſehr beſcheiden, änderte nur ſehr ungern am Texte, und in der Exegeſe äußert ſich ſeine Anhänglichkeit an das kirchliche Syſtem. Die erläuternden Anmerkungen unter dem Texte, die jedoch wenig Eigenes enthalten, ſind zweckmäßig, und ſeine ganze Arbeit iſt beſonders angehenden Theologen nützlich [1]). Im Jahre 1768 gab Dathe den ſyriſchen Pſalter nach des Erpenius Ausgabe mit philologiſchen und kritiſchen Anmerkungen heraus, und 1776 erſchien von ihm ganz umgearbeitet Glassii philologia sacra, doch nur die Grammatik und Rhetorik, als das Beſte und Brauchbarſte am Buche, wobei jedoch bemerkt wurde, daß das Werk noch weit mehr umgeſchmolzen, verbeſſert und vieles theils hätte hinzugefügt, theils weggelaſſen werden ſollen [2]). Mit einer lehrreichen Vorrede gab Dathe Briani Waltoni in biblia polyglotta prolegomena. Lips. 1778. 8. heraus, und nach ſeinem Tode dirte E. F. C. Roſenmüller: Dathii opuscula ad crisin t interpretationem vet. T. spectantia. Lips. 1796. 8. [3]). An Erneſti's theologiſcher Bibliothek hatte Dathe vielen Antheil, und in ſeinem Teſtamente vermachte er der Leip-iger Univerſitätsbibliothek einen großen Theil ſeiner reichhaltigen Bücherſamlung und 4000 Rthl. zur Unterhaltung der Gebäude des Paulinums [4]). (*Baur.*)

---

[1]) So betrachtete Dathe ſelbſt ſeine Arbeit, indem er in der Vorrede zum Jobus etc., womit er ſein Werk endigte, ſagt: Id autem non fuerat hoc, ut viris doctis, linguarum peritis et apparatu librorum philologico instructis, novam offerrem librorum sacrorum versionem, qua eos facile carere posse probe novi. Sed his, qui illo apparatu biblico vel destituti sunt, vel multa legendi, conferendi, examinandi neque voluntatem neque tempus haberent, prodesse; maxime vero sacrarum literarum studiosis viam ostendere volui, quam ad scripturae sacrae interpretationem doctam et eruditam ingrederentur.

[2]) Den zweiten Theil, der die Kritik und Hermeneutik enthält, und der in Glaſſius Werke voranſteht, bearbeitete, nach Dathe's Tode, der Prof. Bauer in Heidelberg.

DATHEMA war ein befeſtigter Ort in Gilead, in welchen die von Timotheus, dem Anführer der Ammoniter, gedrängten Juden ſich flüchteten, aber von Judas Maccabäus befreit wurden, als die Feinde eben den Sturm begannen. 1. Macc. 5, 9. ff. Joseph. Ant. 12, [illegible], 1. ss. Über die Lage haben wir nur folgende ungenügende Angaben: Judas ging über den Jordan drei Tagemärſche weit, wandte ſich nach Boſor, von wo aus er Dathema in einer Nacht erreichte. (*Tuch.*)

DATHENUS, Peter, zu Ypern geboren, war Mönch in der Abtei zu Poperingen, nahm aber die Grundſätze der Reformation an, entfloh aus ſeinem Kloſter nach England, wo er Buchdrucker wurde, gegen 1551 ſich für den geiſtlichen Stand vorbereitete; kehrte nach drei Jahren auf den Kontinent zurück, ward im J. 1555 Prediger zu Frankfurt, ging von da in die Niederlande und predigte daſelbſt die Lehre Calvins, und zwar mit einem fanatiſchen Eifer, den er ſelbſt gegen den Prinzen von Oranien richtete, weshalb er es jedoch rathſam fand, ſich nach der Pfalz zu begeben, wo der Kurfürſt Friedrich ihn, unter dem Titel eines Rathes, zu ſeinem Kaplan ernannte und ihn ſeinem Sohne Kaſimir zum Begleiter gab. Er ging indeß nach den Niederlanden zurück, wurde zu Vreeswyk verhaftet und ſaß zwei Monate lang gefangen. Im J. 1578 ward er Prediger zu Utrecht, ging aber 1585 nach Holſtein, prakticirte dann unter dem Namen Peter Montanus zu Stade als Arzt und zuletzt zu Elbingen, wo er 1590 ſtarb. Literariſch merkwürdig iſt er durch ſeine Überſetzung der Pſalmen in holländiſche Verſe, die er der Muſik zu der franzöſiſchen Überſetzung von Marot und Beza anpaßte. Seine Überſetzung, für die Zeit, in welcher ſie erſchien, nicht ohne Werth, erhielt ein vorzügliches Anſehen dadurch, daß man ſich derſelben bis zum Jahre 1773 beim Gottesdienſte bediente. Es hatte endlich doch nicht an ſolchen gefehlt, die ſie ins Lächerliche gewendet hatten, wie die zu Utrecht 1758 erſchienene Schnurre unter dem Titel Datheniana. (Nach Morron in der Bibl. univ.). (*H.*)

DATHEVATSI, Gregor, einer der gelehrteſten Lehrer der armeniſchen Kirche, erhielt ſeinen Namen von dem Kloſter Dathev in der Provinz Siounikh, wo er als Mönch lebte. Er war ums Jahr 1340 geboren, und hatte den Johann Orodnetſi, einen der gelehrteſten Männer ſeines Jahrhunderts, zum Lehrer in der Philoſophie und Theologie. Dathevatſi zeichnete ſich bald ſelbſt als Lehrer in beiden Diſciplinen aus und hinterließ mehre ausgezeichnete Schüler, als er 1410 ſtarb. Sein Hauptwerk, magnae quaestiones genannt, enthält einen vollſtändigen Abriß der Theologie und Methaphyſik, nach den religiöſen Grundſätzen der armeniſchen Kirche und des konſtantinopolitaniſchen Archimandriten Eutyches, des Stifters einer dem Chriſtenthum nachtheiligen Sekte. Es wurde zu Konſtantinopel in einem Quartbande gedruckt, und in der königl. Bibliothek zu Paris wird es handſchriftlich verwahrt. Andere Schriften: über die Kirchendisciplin, Homilien, Reden ꝛc. hat Dathevatſi handſchriftlich hinterlaſſen *). (*Baur.*)

DATI, Carlo Roberto, aus einem ſchon im 14ten Jahrhundert berühmten und an ausgezeichneten Männern fruchtbaren, florentiniſchen Geſchlechte, ward zu Florenz 1619 geboren und ſtarb ebendaſelbſt 1676. Er hatte eine gründliche Schulbildung erhalten, ſo daß ihm ſeit 1648 die Profeſſur der alten Sprachen übertragen werden konnte; doch beſchäftigte er ſich am liebſten mit dem Studium ſeiner Mutterſprache und hat als Akademiker viel zur Ausarbeitung der 3. Ausgabe des Wörterbuchs der Crusca beigetragen. Auch die phyſiſchen Wiſſenſchaften hatte er eifrig unter Torricelli und Galilei ſtudirt. Demungeachtet trieb er als Gewerbe die Goldſchlägerkunſt und erwarb damit ein bedeutendes Vermögen. Der Ruhm ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner feinen Sitten ward durch viele Ausländer verbreitet, welchen er bei ihrem Aufenthalte in Florenz ſich freundlich erwieſen. So ſtand er namentlich in Briefwechſel mit Ménage, Ezechiel Spanheim, Nic. Heinſius, Lambecius, Gronovius und Milton, welcher letztere ſeiner auch in einigen lateiniſchen Gedichten ehrenvoll gedenkt. Ludwig XIV. hätte ihn gern an ſich gezogen; gab ihm aber doch, obwol Dati ſeine Anträge von ſich wies, eine Penſion von 100 Louisd'or, wofür Dati eine Lobrede auf den König hielt, welche italiäniſch zu Florenz 1669 und franzöſiſch zu Rom 1670 erſchien. Schon in ſeinem 21. Jahre ward er Mitglied der Accademia della Crusca, wobei er den Namen des Smarrito annahm; etwas ſpäter nahm ihn auch die Accademia fiorentina auf. Sein Hauptwerk ſind ſeine Vite de' pittori antichi. Firenze 1667. 4., die er Ludwig XIV. dedicirte. Später ſind ſie wieder abgedruckt: Napoli. 1730. 4., dann mit vielen Noten von Guglielmo della Valle, Siena 1795. 4. Geringere Abdrücke ſind in neuerer Zeit in Mailand, Padua und Venedig erſchienen. Dati wollte eigentlich in dieſem Werke von der Malerei der Alten überhaupt handeln, wo denn dieſer Band der zweite des Ganzen geworden wäre; allein er fand dabei ſo viele Schwierigkeiten, daß er ſich begnügte, dieſen Theil ſeiner Arheit, die Biographie des Zeuxis, Parrhaſius, Apelles und Protogenes, mit vielen Abhandlungen und Noten, welche urſprünglich für andere Theile des Werks beſtimmt waren, herauszugeben. Zu gleicher Zeit unternahm er eine Samlung von muſterhaften Schriften verſchiedener Gattungen in italiäniſcher Sprache, wovon er indeß nur die Erſcheinung des erſten Bandes noch erlebte. Das ſind die Prose fiorentine raccolte dallo Smarrito. Firenze 1661. 8. Dieſer Band enthält 10 Reden von verſchiedenen Verfaſſern, auch einige von ihm ſelbſt. Dieſe Samlung iſt unter dem nämlichen Titel von Bottari und andern fortgeſetzt, ſo daß das Ganze 17 Bände in 8. ausmacht, wovon die 6 erſten Bände dem von Dati beſorgten erſten Theile entſprechen. Firenze 1716 — 1745. 17. vol. 8. Vergleiche Gamba, Serie de' testi. Venezia 1828. (*Blanc.*)

---

[3] Inhalt: die oben genannten Diſſertt. de reliquiis Aquilae und de difficultate etc. Ferner: De ratione consensus versionis chald. et syr proverbiorum Salomonis 1764; de ordine pericoparum biblicarum non mutando (in welcher er des Propſt's Harenberg u. A. Hypotheſe von der Verwechſelung der Blätter in den älteſten Handſchriften und der daher entſtandenen Unordnung in manchen bibliſchen Büchern unterſucht und widerlegt) 1769; in canticum Mosis Deut. XXXII. 1769. Der Herausgeber hat, doch nur ſelten, Anmerkungen und ein Regiſter über die erklärten Bibelſtellen, hebräiſchen und griechiſchen Wörter, hinzugefügt.

[4] *A. W. Ernesti* elogium Dathii. Lips. 1792. 4. Biographien jetztleb. Gel. Leipz. 1779. 2. Hft. Nova acta hist. eccles. 9. Bd. 661—667. Schlichtegrolls Nekrol. a. d. J. 1791. 1. Bd. 175—183. (Ecks) Leipz. gel. Tageb. 1791. S. 41. Meuſels Lex. der verſt. Schriftſt. 2. Bd.

*) Biogr. univ. T. X. (von Saint-Martin).

DATIO in solutum, oder Angabe an Zahlungsſtatt, nennt man eine vom Kaiſer Juſtinian eingeführte Rechtswohlthat, zufolge deren der Schuldner, welcher eine Geldſumme zu bezahlen hat und von ſeinem Gläubiger gedrängt wird, falls er auf keine andere Art dieſelbe zurückzahlen kann, die Befugniß hat, dem Gläubiger, unter Beſtellung gehöriger Sicherheit wegen der Entwährung, ſeine beſten Sachen anzubieten und nach einer gerichtlichen Schätzung aufzunöthigen *) (*Stryck* de benefic. dat. in solutum in Opp. T. I. n. 9.). (*Spangenberg.*)

DATIS, perſiſcher Heerführer unter Dareios, verlor die Schlacht von Marathon. S. Persische Kriege. (*H.*)

DATIS, König des Volks der Heruler zur Zeit des Kaiſers Juſtinian, welchen die an dem Ufer der Donau auf dem oſtrömiſchen Gebiete hauſenden Stämme des Volks nebſt ſeinem Bruder Aordus und einem Geleite von 200 Jünglingen von ihren alten Stammgenoſſen aus Thule (Skandinavien) herbeiholten, nachdem ſie zuvor ihren König Anirich aus unbeſchränkter Freiheitsliebe ermordet hatten. Er gewann die Herrſchaft über die Heruler gegen den von Juſtinian während der Abweſenheit der Thulitiſchen Geſandtſchaft eingeſetzten König Suartun †). S. den Art. Heruler in dem ſiebenten Theile der zweiten Section dieſes Werkes S. 70. (*Aug. Wilhelm.*)

DATISCA L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Reſedeen und der neunten Ordnung (Polyandria) der 22ſten Linnéſchen Klaſſe. Char. Die männliche Blüthe beſteht aus einem fünfblättrigen Kelche und faſt ungeſtielten Antheren; die weibliche aus einem zweizähnigen, über dem Fruchtknoten ſtehenden Kelche; die Frucht iſt eine einfächerige, vielſamige Kapſel. Die drei bekannten Arten ſind perennirende Kräuter. 1) D. cannabina L., ein glattes Kraut mit gefiederten Blättern, fünf- bis zehnpaarigen, ungleich-lanzettförmigen, langzugeſpitzten, geſägten Blättern und kurzen Hörnern der Fruchtkapſel. Dieſe Pflanze, welche dem Hanfe im Äußeren gleicht, wächſt auf Kreta und in Kleinaſien. Abb. Lam. ill. t. 823. 2) D. nepalensis Don (Prodr. 203.) ebenfalls ein glattes Kraut mit gefiederten Blättern, aber mit zweipaarigen, ei-lanzettförmigen Blättchen und langen Hörnern der Kapſel. In Nepal. 3) D. hirta L., ein ſteifbehaartes Kraut mit herablaufend-gefiederten Blättern. In Pennſylvanien. (*A. Sprengel.*)

Die hanfartige, gelbblühende Datisca kommt häufig als Schmuckpflanze in unſern Gärten ꝛc. vor. Sie hat einen ſehr bittern Geſchmack. Braconnot entdeckte darin einen eigenen Stoff, Datiscin, welcher dem Inulin (ſ. unten), am nächſten kommen, ſich aber doch noch weſentlich davon unterſcheiden ſoll (vergl. Bucholz's neueſte Ausg. von Grens Grundriß der Chemie. 1818. II; Trommsdorff's n. Journ. der Pharm. II. 1.). Er ſchießt beim Verdunſten des Abſuds der Pflanze kryſtalliniſch an, und ſcheint eher zu den Säuren, als zu den Kaloiden zu gehören. Rubini (ſ. Weigels italiän. Biblioth. IV, 1.) empfiehlt den Aufguß der friſchen Pflanze von ½ — 1 Unze, oder am Morgen 1 Skrup. bis ½ Dr. des Pulvers der im Schatten getrockneten Pflanze, 3 — 4 mal nach Umſtänden wiederholt, oder das etwas langſamer wirkende Extract zu 3 Gr. mit 1 Gr. Pulver bis zu 6 Gr. geſtiegen, gegen Wechſelfieber da, wo die China angezeigt iſt, welcher jedoch die Datisca deshalb vorzuziehen iſt, weil ſie, bei Unreinigkeiten in den erſten Wegen, Erbrechen oder Laxiren erregt und ſo zur glücklichen Heilung des Fiebers ſich ſelbſt den Weg bahnt. Oft aber heilt ſie dieſes auch ohne Ausleerungen ꝛc. — Außerdem werden die Blätter der Pflanze in Pillen- oder Bolusform, nach Carus, häufig zu 3 — 8 Gr. mit Eiſenvitriol und Electuarlenitiv in Parma bei gaſtriſchen und ſkrophulöſen Übeln (auch gegen Fieber) angewendet. Sie bewirken leicht Übelkeit, Erbrechen und Purgiren. Übrigens nützt die Pflanze nach Braconnot, vermöge ihres gelben Farbſtoffs, auch in der Färberei (ſ. Annal. d. chem. et de phys. III. p. 277. etc.). (*Th. Schreger.*)

DATISI heißt in der Logik diejenige Schlußform, welche, wie das s. der zweiten Silbe andeutet, durch ſimpele Umkehrung des Unterſatzes die mit dem Namen Darii, welcher gleichen Anfangsconſonanten und gleiche Vocale hat, bezeichnete Schlußform der erſten Figur in einen Vernunftſchluß der dritten Figur umwandelt. S. Darii. Das t. hat, wie das r. in Darii, keine weitere Bedeutung, ſondern dient nur zur Verbindung der Vocale. (*Grotefend.*)

Dativus ſ. Casus.

DATJÀ nennen die Serbier das Todtenmahl, welches von ihnen dreimal im Jahre, und zwar ſtets am Sonnabend Abends und am Sonntag früh, gehalten wird, und daher csetrdesnjitza (das vierzigtägige, d. h. nach 40 Tagen gefeierte), polugodischnjitza (das halbjährige) und godischnjitza (das jährliche) heißt. Zu dem Todtenmahle ladet man in Serbien alle Bewohner des Dorfes, einen nach dem andern (der Reihe nach), nit den Worten ein: Bodjite dovecse, da spomenemo nrtve (d. h. kommt heute Abends, daß wir der Todten Erwähnung machen!). Zum Todtenmahle muß auch der Pfarrer (Popa) erſcheinen, um ein Gebet zu ſprechen. Beim Zutrinken ſprechen ſich die Serbler ſo an: za ispokoj dusche brata N. (Zur Erquickung der Sele des Bruders N.!). Der Angeſprochene antwortet: Bog da mu duschu prosti! (Gott ſpreche ſeine Sele von Sünden los!) und die übrigen Gäſte rufen gleichfalls: Bog da mu duschu prosti! — Das ganze ſerbiſche Todtenmahl hat in der That viel Feierliches, Ehrwürdiges und Rührendes. (*Rumy*).

---

*) Novell. IV. c. 3. Jüngſt. R. A. §. 172.

†) *Procop.* Bell. Goth. II, 12. p. 433. edit. Lugdun.

DATJOWSCHE SEE, der, in Hinterpommern, m Kreiſe Fürſtenthum des Regirungsbezirkes Köslin, bei den Dörfern Datjow und Teſſin, beinahe ½ Meile lang und ½ M. breit. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DATNIA, *Cuvier* (Pisces). Eine Fiſchgattung aus der Familie der Percoides in der Ordnung Acanthopterygii und zwar unter denjenigen Gattungen ſtehend, welche ſich durch eine einzige Rückenfloſſe, ſechs Kiemenſtrahlen und ſpitzige Zähne (dents canines) auszeichnen. Sie kann eigentlich als eine zweite Unterabtheilung der Gattung Therapon betrachtet werden, von der ſie ſich nur durch einen höhern Körper, ein geradliniges oder concaves Kopfprofil, eine zugeſpitzte Schnauze, ſtärkere, einen größern Raum einnehmende, wenn auch in der Zahl gleiche Rückenſtacheln, die wenig ausgerandete Rückenfloſſe und den Mangel der Gaumenzähne auszeichnet. Sie würde nach Blochs Syſtem zu Holocentrus gehören, und Buchanan ſtellt die eine von ihm beſchriebene Art zu Coius. Cuvier hat dieſe Gattung aufgeſtellt in ſeiner Histoire naturelle des Poissons III. p. 138 und ſagt von der Gruppe, zu welcher er ſie zählt, und welche die Gattungen Therapon, Datnia, Pelates und Helotes umfaßt, Folgendes:

Wenn es irgend eine Gruppe von Fiſchen gibt, die dazu gemacht zu ſeyn ſcheint, die Naturforſcher zur Verzweiflung zu bringen, indem ſie zeigt, bis zu welchem Grade die Natur ihrer charakteriſirenden Combinationen ſpottet: ſo iſt es diejenige, von welcher wir in dieſem Artikel handeln und welche mit einer Menge innerer und äußerer, ſo eigenthümlicher Verhältniſſe, daß man ſie nicht trennen kann, mit einer großen Ähnlichkeit zur ganzen Familie der Barſche, Arten, welche mit Gaumenzähnen verſehen ſind, mit andern vereinigt, welche dieſe ſtandhaft zu entbehren ſcheinen. Alle dieſe Fiſche haben ſammetartige Zähne in den Kiefern; Zähnchen am untern Augenbogen, am Vorkiemendeckel und ſelbſt oft am Schulterknochen. Keiner von ihnen hat mehr als ſechs Strahlen in den Kiemen; man ſieht Schuppen weder an ihrem Schädel, noch an der Schnauze, noch an den Kiefern; ihre Rückenſtacheln legen ſich in eine Furche des Rückens, welche an jeder Seite durch eine Vertiefung angedeutet iſt; ihre Schwimmblaſe iſt ſtandhaft durch eine Einſchnürung in zwei deutliche Säcke getheilt, wie bei dem Karpfen u. ſ. w., für die Familie der Stachelfloſſer ein ſeltener Charakter.

1) Datnia argentea *Cuvier* (l. c. Taf. 54. Coius Datnia *Hamilton Buchanan* Fishes of the river Ganges. p. 88. t. 9. f. 29.). Der Körper iſt zuſammengedrückt und hoch, von der Seite geſehen etwas eiförmig, die Höhe nicht ganz dreimal in der Länge enthalten; das Profil des Kopfes ſteigt ſchräg von der Rückenfloſſe herab; das Auge ſteht ziemlich hoch, und die beiden Naſenlöcher ſtehen ziemlich weit von einander; die Schnauze iſt vorn etwas plattgedrückt; in jedem Kiefer ſteht eine ziemlich breite Binde feiner, ſammetartiger Zähne. Der erſte Unteraugenbogenknochen iſt fein, aber deutlich gezähnt; oben auf dem Kopfe ſtehen einige ſchwache, zum Theil veräſtelte, erhabene Längslinien; Schuppen ſtehen blos auf der Wange und auf den Kiemendeckelſtücken. Der Vorkiemendeckel hat einen fein gezähnelten Rand. Der knöcherne Kiemendeckel läuft in zwei ſcharfe Spitzen aus, von denen die untere die längſte iſt; die Kiemenhaut hat nur ſechs Strahlen. Der Oberſchulterknochen und der rabenſchnabelförmige Fortſatz oberhalb der Bruſtfloſſe ſind gezähnelt. Von den ſehr ſtarken, wechſelsweiſe nach der einen und der andern Seite erweiterten Rückenſtacheln iſt die erſte kurz, die vierte und die fünfte ſind die längſten; an der Afterfloſſe ſtehen drei ſehr ſtarke Stacheln. Die Schwanzfloſſe iſt halbmondförmig ausgeſchnitten. Auch vor der Bauchfloſſe ſteht ein Stachel. Die Rückenfloſſe hat $\frac{12\ \text{Stacheln}}{10\ \text{Strahlen}}$, die Afterfloſſe $\frac{3}{8}$; die Seitenlinie läuft faſt mit dem Rücken parallel auf dem obern Drittheil des Körpers. Der ganze Fiſch iſt ſilberfarben, gegen den Rücken und auf dieſem graulich. Die Stacheln ſeiner Floſſen ſind ſilberfarben, die Floſſenhaut derſelben und alle weichen Theile grau, der Rand zwiſchen den Stacheln ſchwarz geſäumt. Auf der Afterfloſſe ſteht ein ſchwärzlicher Fleck, jede Schuppe hat einen ſchmalen, glanzloſen Rand. Nach Buchanan hat dieſer Fiſch im lebenden Zuſtand grünliche Fleckenreihen, welche gegen den Rücken goldglänzend, nach dem Bauche zu perlmutterglänzend ſind, und auf dem weichen Theile der Rücken- und Schwanzfloſſe ſtehen ſchwarze Punkte. Er ſoll gewöhnlich 6 bis 10″ lang werden.

Die Leber dieſes Fiſches iſt klein, die Gallenblaſe klein, verlängert und reicht über die Magenſpitze hinaus. Dieſer letztere in Geſtalt eines länglichen, ſpitzigen Sacks geht nach hinten über die Hälfte der Leibeslänge hinab und ſteigt nach vorn mit ſeinem obern Aſt bis an das Zwerchfell hinauf. Der Darmkanal, mittelmäßig lang und eng, macht nur zwei Biegungen. Der erſte Theil der Schwimmblaſe iſt kugelig und geht vom Zwerchfell bis an die Theilung des Magens, der zweite iſt dreimal länger, zweimal höher und nimt den ganzen hintern Theil des Unterleibes ein, man ſieht an demſelben die Eindrücke der Rippen, an welchen er ſtark anhängt. Ein Luftkanal iſt nicht vorhanden.

Dieſer Fiſch findet ſich in allen Mündungen des Ganges und iſt auf dem Markte von Calcutta ſehr gemein, ſein Fleiſch aber nicht ſehr geachtet.

2) Datnia cancellata *Cuv.* (l. c.) Dieſer Fiſch gleicht dem vorigen in der Geſtalt, ſowie nach der Anzahl und der Größe der Stacheln, doch iſt er kleiner und anders gefärbt. Die Schnauze iſt etwas kürzer, die

Zähnchen des Vorkiemendeckels ſind ſehr ſtark. Er iſt ſilberfarben, gegen den Rücken bräunlich; vier verloſchene Binden laufen der Länge nach über den Körper und ſind durch drei oder vier, noch mehr verloſchene, ſenkrechte gekreuzt. Die zweite der Längsbinden endet mitten auf der Wurzel der Schwanzfloſſe durch einen etwas ſchwärzern Fleck. Die Haut zwiſchen den Rückenfloſſen iſt dunkelbraun, der übrige Theil der Floſſen gelbgrau. Am innern Rande der Wurzel der Afterfloſſe ſteht ein brauner Fleck. Das beſchriebene Individuum war nur 8'' lang. Bei dieſer Art iſt der zweite Theil der Schwimmblaſe kleiner, der Magen groß, hinten zugerundet und deſſen aufſteigender Aſt näher am Zwerchfell, die Blinddärme konnten wegen der ſchlecht erhaltenen Eingeweide nicht gezählt werden. (*D. Thon.*)

Datolith ſ. die Nachträge zu D.

Daton, Datum, Datos, Datus, früher Krenides, zuletzt Philippi, ſ. dieſen Art. (*H.*)

DATT, Johann Philipp, Regirungs- und Konſiſtorialrath in Stuttgart, geboren den 29. Oktober 1654 in der ehemaligen Reichsſtadt Eßlingen, wo ſein Vater reichsritterſchaftlicher Syndikus und der Stadt Ammann war. Frühe ſchon ſtudirte er die alten Sprachen mit ſolchem Fleiß, daß er in ſeinem 16. Jahre nicht nur den Virgil, ſondern auch die ſeltener geleſenen Dichter, einen Statius, Lukan, Claudian ꝛc. faſt auswendig wußte. Auf der hohen Schule zu Straßburg, wo er ſeit 1674 die Rechte ſtudirte, hatte er dem Unterrichte und der Leitung des humaniſtiſchen Statsrechtslehrers und erſten Prätors der Stadt, Ulrich Obrecht, das meiſte zu danken, und zu ſeiner Bildung für den Statsdienſt trug auch der Zutritt in angeſehenen Familien bei. Nach der franzöſiſchen Beſitznahme der damaligen Reichsſtadt Straßburg 1681 kehrte er nach Eßlingen zurück, erhielt einige Jahre nachher die Direktion über die ganze Kanzlei-Regiſtratur und wurde dadurch zur beſſern Einrichtung des reichhaltigen Archivs, ſowie zur Benutzung deſſelben für eigene hiſtoriſche Forſchungen veranlaßt. Die Republik wählte ihn 1690 zu ihrem Konſulenten, und von der Zeit an wurde er viel auf Reichs- und Kreistage verſchickt, und als 1693 die Franzoſen in Schwaben einfielen, ging er, ſein Vaterland zu retten, nebſt andern als Geißel nach Straßburg, von wo er im Februar 1694 zurückkam. Bald darauf berief ihn der Herzog von Würtemberg als Regirungs- und Konſiſtorialrath in ſeine Dienſte, und dieſes Amt bekleidete er, bis er den 28. Februar 1722 ſtarb. Seinen Bemühungen dankte Würtemberg die Rettung der Klöſter Herrmall und Reichenbach gegen die Anſprüche Badens. In der gelehrten Welt hat er ſich durch ein gehaltvolles publiciſtiſch-hiſtoriſches Werk bekannt gemacht, das er unter dem Titel herausgab: Volumen rerum germanicarum novum, sive de pace imperii publica libri V. ad illustrandam publicae pacis, regimenti, camerae imperialis, vemicorum Westphaliae judiciorum, foederum imperii ejusque statuum, Suevicae praesertim confoederationis, collectarum et contributionum, comitiorum Wormatiensium anni 1695 statusque seculi XII. XIII. XIV. et XV. publici historiam ex antiquis legibus, rescriptis caesarum, actis et recessibus comitiorum veterum, tabulis ligae triumviralis Suevicae et pacis publicae foederum originalibus, selectisque aliis rerum imperialium documentis, vel ex archivo et mss. nunc primum integra serie et fide collectis ed. J. P. Datt. Ulmae 1698. fol. 922 Seiten. Dieſes mit ſeltener diplomatiſcher Genauigkeit aus unbenutzten handſchriftlichen Quellen und Archiven geſchöpfte Werk iſt zwar zunächſt der Erläuterung des geſetzlichen Reichsfriedens vom J. 1495 beſtimmt, verbreitet ſich aber faſt über alles, was zur Kenntniß des mittleren Zeitalters gehört, gibt viele befriedigende neue Aufſchlüſſe über wichtige Ereigniſſe und Einrichtungen, und kann als ein teutſches Statsrecht der mittleren Zeiten angeſehen werden. Außer dieſem Werke ließ Datt einen Traktat de venditione liberorum drucken *). (*Baur.*)

Dattelbaum ſ. Phönix.

Dattelland ſ. Belad el Dscherid (Thl. VIII. S. 409.

DATTELN, dactyli, ſind die Früchte des *urſprünglich* wol in Oſtindien und Arabien heimiſchen, *heut zu Tage* durch den ganzen Orient und durch Nordafrika verbreiteten und von da nach dem ſüdlichen Portugal und Spanien, den Inſeln des Mittelmeers und nach Unteritalien verpflanzten **Dattelbaums**, Phoenix dactylifera L. (ſ. unten), der 2—300 Jahre *alt wird.* Aus dem Innern des Gebietes von Tripoli (*Belad-el-dscherid*, wörtlich Dattelland), von Tunis, aus Ägypten und Syrien kommen die meiſten und beſten Datteln in den Handel. Man ſammelt ſie theils noch unreif, theils halb, theils ganz reif, breitet ſie auf Strohmatten aus, wo ſie bald weich und breiartig werden, dann anſchwellen und nun nicht wieder faulen. Wenn ſie getrocknet ſind, wird aus ihnen der Zuckerſaft gepreßt, die ausgepreßten genießt das gemeine Volk; oder man begießt ſie noch einmal mit ihrem Saft, bevor ſie eingepackt werden, oder endlich man hebt ſie unausgepreßt in Krügen mit Syrup auf. Die aus Syrien und Ägypten kommenden ſind zum Theil auf der Palme ſelbſt getrocknet, oder ſie werden kurz vor der Reife abgenommen und an Fäden zum Trocknen aufgehängt. Sie müſſen groß und länglich, recht voll und fleiſchig, von Größe und Form der Eicheln, aber noch dicker, außen ſchön röthlichgelb, ſehr dünnhäutig, ohne alle Runzeln, friſch, innen um den ſteinharten, entlang gefurchten Kern weißlich, von rein ſüßem, zuckerartig ſchleimigem Geſchmack ſeyn, wie die über Marſeille, Genua, Venedig und Livorno kommenden mauritaniſchen ꝛc. — Schlecht ſind die noch unreifen, wachsgelben, cylindriſch ovalen, kaum zollangen, innen noch roh-feſten, fleiſchigen, kernloſen, krautigherb und zuſammenziehend ſchmeckenden ſpaniſchen, die entweder in dürftigen oder ſchon wurmigen Datteln von Salée, und die meiſt ſchon alten, verlegenen, mithin ausgetrockneten, harten, runzlichen, löchrigen und wurmſtichigen aus der Levante, welche beim Schütteln ſchlottern oder klappern und widrig fad von Geſchmack ſind. Die Datteln ſind in der Heilkunſt entbehrlich, dienen aber, mit Zuck

---

*) **Moſers** erläutertes Würtemberg. Leipz. gel. Zeitg. 172 S. 275—278. *Buders* bibl. jur. 616. **Pütters** Lit. d. Statsrechts 1. Th. 297.

eingemacht, vorzüglich zum Nachtiſch ꝛc. und ſind nährend. Durch Aufguß oder durch Kochen mit Waſſer wird die Dattelpulpe ausgezogen und nachher durch einen feinlöchrigen Durchſchlag durchgetrieben. Auch läßt ſich aus ihrem Safte durch Gährung eine Art Wein und daraus durch Deſtillation ein ſtarker Branntwein bereiten. Dieſer Palmwein war bereits im höchſten Alterthume bekannt, wo die Äthiopier ſich deſſelben beim Einbalſamiren ihrer Todten bedienten, um die Eingeweide damit auszuwaſchen. Aus den Früchten wird noch jetzt in Syrien und Ägypten ein dicker und ſüßer Syrup gepreßt, deſſen man ſich, anſtatt der Butter, zur Bereitung der Speiſen bedient. Viele Völker Afrika's und Indiens leben faſt einzig von Datteln. Aus den in Butter gebratenen macht man in Aſien eine trockne Paſte, Aluha genannt, dergleichen jeder aſiatiſche Kavalleriſt ſtatt aller anderer Nahrungsmittel mit ſich führt. Tammer heißt in Aſien das Dattelbrod. — Mit den zerſtampften Dattelſtengeln füttert man die Kameele ꝛc. in Aſien, mit Dattelfrüchten in Arabien, namentlich zu Muskat ꝛc. alles Schlachtvieh, deſſen Fleiſch davon ſehr wohlſchmeckend werden ſoll.

Phoenix declinata am Vorgebirge der guten Hoffnung trägt lederartige, geſchmackloſe Früchte, welche in ihrem Vaterlande unter dem Namen wilder Kaffee bekannt, von den Hottentotten geröſtet und wie Kaffee benutzt werden. — Auch die geröſteten Dattelkerne ſind dem geröſteten Kaffee ſehr ähnlich. (*Th. Schreger.*)

Dattelpalme ſ. Phönix.

DATTENBERG, Dorf in dem Kreiſe Neuwied des preuß. Regirungsbezirks Coblenz, mit 320 Einw. und dem Hüttenwerk Alſau. (*H.*)

DATTENFELD, Bürgermeiſterei in dem Waldbröler Kreiſe des preuß. Regirungsbezirks Cöln, mit 450 Einw., ergiebigen Eiſengruben und einem Blaufarbenwerk. (*H.*)

DATUM, Zeit- und Ortsangabe in Urkunden und anderen Schriften der Vorzeit, muß jedem, der nur die heutige Art zu datiren kennt, nicht als Gegenſtand einer wiſſenſchaftlichen Erörterung erſcheinen. Seitdem Kalender faſt in Jedermanns Händen ſind, iſt nichts leichter und einfacher, ſelbſt für den Ungelehrten, als Jahr und Tag, wenn etwas geſchehen iſt oder geſchehen ſoll, ebenfalls nach dem Kalender anzugeben. Eines ſolchen Hilfsmittels entbehrten die Alten lange Zeit ganz. Faſt nur die Geiſtlichkeit hatte Kenntniß von Zeitrechnung und Kalenderweſen. Die Hauptſache dabei war das Kirchliche; denn der Kirchenkalender mußte ihr zur Norm bei gottesdienſtlichen Verrichtungen dienen. Selbſt nach Erfindung der Buchdruckerkunſt ward ſpät erſt daran gedacht, Kalender durch den Druck ſo gemein zu machen, als ſie es nun ſind. Der große Haufen hätte ohnehin noch keinen Gebrauch davon machen können. — Da die meiſten Verhandlungen und ſchriftlichen Ausfertigungen darüber ſowol in den Kanzleien der Großen als bei Privaten durch die Hände der Geiſtlichen gingen, ſo war davon eine natürliche Folge, daß dieſe ſich auch der bei ihnen üblichen Zeitangaben bedienten, welchen ſämtlich, neben dem römiſchen Kalender, die kirchlichen Feſtbeſtimmungen und Heiligentage zu Grunde lagen. Die Kirchenkalender kannten aber unſere einfache Art nicht, jedem Monatstage ſeine Zahl in fortlaufender Ordnung beizulegen und danach zu datiren. Selbſt die Angabe der Jahre nach der chriſtlichen Zeitrechnung, obwol dieſe auch von der Kirche ausgegangen war, vernachläſſigten Urkundenſchreiber oft, oder es treten andere Umſtände ein, welche die Angabe in manchen Fällen zweifelhaft machen. — Durch alles dieſes wird es dem Diplomatiker und Geſchichtsforſcher oft ſehr erſchwert, den eigentlichen Zeitpunkt eines Ereigniſſes ausfindig zu machen, und es iſt nichts gewiſſer, als daß durch Unbekanntſchaft mit den verſchiedenen Arten des Datirens in der Vorzeit oder durch oberflächliche Unterſuchung und Vergleichung mehrer Zeitangaben manche chronologiſche Unrichtigkeiten in Stammtafeln und Geſchichten von jeher eingeſchlichen und vererbt worden ſind. Wol iſt daher die diplomatiſche Zeitkunde ein wichtiger, aber auch ſchwieriger Theil der Urkundenwiſſenſchaft. Zwar iſt ſeit dem verfloſſenen Jahrhundert durch die Arbeiten mehrer fleißiger Gelehrten dem Diplomatiker die Mühe, dergleichen dunkele Zeitangaben auszufinden und in die heutige Kalenderſprache zu überſetzen, beſonders durch mancherlei Tabellen und Kalender über das Mittelalter, ſehr erleichtert worden, obwol ſie nicht alle Daten erklären. Doch kann der gründliche Diplomatiker darum die Kenntniß der ehemaligen mancherlei Zeitangaben keineswegs ganz entbehren, wozu es auch an Anweiſungen in älteren und neueren Werken nicht fehlt. Hier eine ſolche zu geben, würde überflüſſig und dem Zweck der Encyklopädie nicht gemäß ſeyn. Es wird ſich daher nur auf eine kurze geſchichtliche Überſicht beſchränkt, zumal da manches hier einſchlagende unter andern Artikeln vorkommt.

I. Angabe des Jahres im Datum. Die älteſten Urkunden haben bis auf die Zeiten Karls d. Gr. noch keine Angabe des Jahres nach Chr. Geburt, und ſelbſt unter Karl und ſeinen Nachfolgern werden nur die Jahre der Regirung und meiſtens auch die Indictionszahlen angegeben. Die wol häufig beigefügte Formel: Christo propitio, oder: regnante Christo, konnte zur Zeitbeſtimmung nichts beitragen. Stimmen nun wegen der verſchiedenen Arten, wie zu zählen angefangen ward, die Regirungs- und Indictionszahlen nicht überein, ſo bleibt die eigentliche Ausfertigungszeit ſolcher Urkunden immer etwas zweifelhaft, iſt oft gar nicht mit völliger Zuverläſſigkeit ausfindig zu machen. Denn Kennzeichen, aus der Graphik hergenommen, können zwar auf einen größern Zeitabſchnitt, aber nicht auf einzelne Jahre weiſen. Gegen Ende des 9. Jahrh. wird zwar die Angabe der Jahre nach chriſtlicher Zeitrechnung gewöhnlicher, damit hört aber die Ungewißheit noch nicht auf. Es mögen hier nur als Beiſpiel zwei Urkunden K. Arnulfs dienen. Die eine iſt datirt: anno domini 889 Ind. VII. anno I. regni D. Arnolfi regis; die andere a. domini 891 Ind. VIII. a. 4to regni Arnolfi. In der erſten trifft die Indiction auf das J. 889, weniger das Regirungsjahr 1, man mag vom Jahre der erſten Erwählung (887) oder dem des Todes ſeines Vorgängers (888 im Jan.) zu zählen anfangen. In keiner Art läßt ſich damit das Datum der zweiten vereinbaren. Die Indiction müßte IX. ſeyn, das Regirungsjahr III., wenn der Schreiber der zweiten nicht ein anderes Jahr zum Anfang der Regirung als der erſte angenommen hat. — Es ſcheint in einem ſolchen Falle am ſicherſten, ſich an das Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung zu halten. Doch auch damit iſt noch zu keiner Gewißheit zu gelangen. Denn es entſtehet nun doch noch der Zweifel: wo fing der Schreiber, oder der Gebrauch der Kanzlei, welcher er diente, das Jahr an? Bald iſt Weihnachten, bald der 1. Jannar, bald der 19. März, wie in Lüttich, bald Mariä Verkündigung, der 25. März, bald Oſtern ꝛc. Jahresanfang. Die Formeln: anno domini, anno dominicae incarnationis, oder incarnationis domini, auch incarnationis verbi und anno gratiae, entſcheiden allein nichts. Denn es läßt ſich wol nicht behaupten, daß die Worte incarnatio domini jederzeit auf Mariä Verkündigung als Jahresanfang weiſen, vielmehr werden ſie mit der ſpäteren Formel: anno a nativitate Christi oder domini, welche ſchon entſcheidender iſt, oft gleichbedeutend gebraucht. Wollte man aber auch den Anfang jeden Jahres, welches durch incarn. dom. bezeichnet iſt, in den März verlegen, ſo entſteht die weitere Frage, ob der Schreiber, wenn er z. B. ſeine Urkunde im Jan. 800 datirt, dieſes Jahr ſchon mit dem 25. März 799, nach gemeinem Gebrauch gezählt, angefangen hat, oder ob er bereits im J. 801 ſchreibt, welches er nach ſeiner Art zu zählen erſt mit dem nächſten März anfangen wird, ob er alſo ſeinen Jahresanfang um faſt ſieben Monate vorausnimt, oder dem gewöhnlichen um drei, faſt vier Monate nachſetzt. Die letzte Art zu rechnen war doch, in Teutſchland wenigſtens, die gewöhnlichſte, und es iſt faſt unbegreiflich, wie ſich die Gewohnheit, das Jahr erſt mit dem März anzufangen, in manchen Kanzleien ſo lange erhalten konnte, z. B. zu Trier, Cöln, Lüttich und in den Niederlanden, ungeachtet im gemeinen Leben der 1. Jänner als Neujahr galt. Nothwendig mußte dieſes zu manchen Verwirrungen Anlaß geben, die auch in den Kanzleien und von Notarien nicht unbemerkt bleiben konnten. Das führte denn wol hauptſächlich auf den Gebrauch, außer der eigentlichen Jahrzahl auch noch andere chronologiſche Merkmale anzugeben. Dahin gehören vorzüglich Indictionen, Regirungsjahre, Goldene Zahl, Concurrenten, Epakten, Regularen, Sonntagsbuchſtaben, Mondsalter (*Luna*), *Claves terminorum*, *Terminus paschalis*, wovon oben unter Claves, Concurrenten, Cyclus ſchon mehres vorgekommen iſt. Die Daten werden dadurch oft ſehr weitläufig, zumal da man ſich bei der Angabe der Regirungsjahre nicht immer auf kaiſerliche, königliche und päpſtliche beſchränkte, ſondern auch wol die Jahre der Erwählung eines Biſchofs, Abtes ꝛc. angeführt werden. So hat eine Urkunde des Grafen Florens II. von Holland folgendes Datum: „Actum est hoc publice in Haecmunda in Eccl. B. Petri Ap. a. incarn. Domini 1108. Indict. II. Id. Apr. quando octavae Paschae celebrantur, regnante quinto Henrico, anno Imp. sui tertio, Burchardi Traject. Eccl. Episcopi anno Episcopatus sui nono, domini Athalardi Abbatis (Egmondani) anno suo quarto susceptí pastoralis officii.“ Auch hiſtoriſche Umſtände werden in Daten häufig angeführt. So erwähnen Urkunden K. Friedrich I. im Datum der Zerſtörung Mailands. — Erzbiſchof Konrad von Mainz datirt eine Urkunde von 1196: „Acta sunt hec anno ab inc. dom. 1195, Ind. XIII. Celestino Romane sedi presidente. Heinrico V. — imperium gubernante. Anno electionis nostre in Mogunt. Archiepiscopat. 34, *Exilii* 31, *reversionis* 13. Eine Urkunde der Äbtiſſin Agnes von Quedlinburg hat das Datum: „Preposita existente Domina Oderade, Decana Dom. Mathilda, Praeposito S. Wiberti domino Bertoldo. A. D. d. 1200. Ind. III. Ep. III. Conc. VI. regnante dom. nostro Jes. Chr. Feliciter. Amen.“ und eine Urkunde der Herren von Pleſſe: „anno gratie 1247 Ind. V. tempore dom. Innoc. Pape quarti, Romano imperio inter Fridericum quondam Imperatorem et Regem Henr. quondam Thuring. Lantgravium in scismate constituto, mortis ejusdem regis anno primo, nob. Domino Archiepisc. Sifrido Eccl. Moguntinensis.“ — Je ſpecieller und genauer dergleichen Angaben ſind, deſto mehr können ſie dazu dienen, das wahre Datum auszufinden, ſelbſt unrichtige zu berichtigen. So finden ſich viele Urkunden teutſcher Könige, welche vor einem belagerten Ort datirt ſind, wo ſich dann mit andern Geſchichtsquellen das Datum vergleichen und ein Irrthum im Jahr, wenn er ſich hier oder dort findet, entdecken läßt. Eine Urkunde K. Heinrich VII. „data Rome *in militiis* XIV. Kal. Aug. Ind. X. A. D. 1311, regni nri anno IV. Imper. vero I.“ hat offenbar einen Schreibfehler in der Jahrzahl. Denn 1311 war Heinrich VII. nicht in Rom, ſondern hielt ſeinen Römerzug erſt 1312, und auf dieſes letzte Jahr weiſen auch die Indiction und die angegebenen Regirungsjahre. — Wie eine Trierſche, auf das J. 1158 lautende, aber in das J. 1169 gehörende Urkunde über Naſſau ihr Datum nur aus den derſelben beigefügten Kennzeichen hat berichtigt werden können, iſt oben im Art. Cyclus unter Epakten auseinander geſetzt worden. — In Kanzleien, wo ein ſolcher vom gewöhnlichen abweichender Jahresanfang üblich war, mag endlich die daraus entſtehende Verwirrung und Ungewißheit wahrgenommen worden ſeyn. Es kam daher ſpäter der Gebrauch auf, jene Eigenheit in dem Datum ſelbſt zu bezeichnen. Daher häufig der Zuſatz: secundum morem oder stilum Curiae nostrae, „na Coſtume onſes hobf,“ wie eine Urkunde des Herzogs Philipp v. Burgund von 144[illegible] 2[illegible]. Febr. datirt iſt, oder sec. stilum Treverensis, Leodiensis, Moguntinae, Cameracensis Ecclesiae u. ſ. w., auch teutſch, wie eine Urkunde des Erzbiſchofs Boemund zu Trier von 1358: „da man nach Gewonheyt des Stifftes von Trere czalte nach Criſtus Geburte ꝛc.“ wo denn doch eigentlich hätte geſagt werden ſollen: nach Chriſti Menſchwerdung. Auch ward es in den Niederlanden beſonders üblich, ſtatt jener Formeln im Datum zu bezeichnen, ob die Ausfertigung vor oder nach Oſtern geſchehen. So hat eine Urkunde K. Maximilians, als Beſitzers der Niederlande, das Datum: „en notre ville de Bruges le 12 jour d'Avril l'an de grace 1486 *avant pasques*.“ Sie iſt alſo in das J. 1487 ſetzen, in welchem Oſtern auf den 15. April fiel, ſtatt daß 1486 Oſtern ſchon am 26. März gefeiert war. Eine andere von Max. hat dagegen: d. Malines 1. Avr. 1513 *après pasques.* Oſtern war in dieſem Jahr bereits am 27. März geweſen und die Urkunde gehört alſo auch in das J. 1513. Aus Unachtſamkeit ließen aber die Schreiber oft auch eine ſolche Beſtimmung aus. Graf Heinrich von Naſſau ward von K. Karl V., nach Antretung der Regirung in den Niederlanden, als Haupt einer Geſandtſchaft an K. Franz I. von Frankreich geſchickt, um mit die ern über Karls Vermählung mit der Prinzeſſin Renate, über eine Allianz und andere Gegenſtände zu unterhan eln. Die Vollmachten ſind im Jänner 1514 datirt, hne Zweifel nach Gewohnheit des Brabant chen Hofes, obwol nichts angegeben iſt. Denn Karl rat erſt 1515 die Regirung der Niederlande an, und im J. 1515 erfolgte auch erſt die Geſandtſchaft an K. Franz I. — Ebenſo iſt die Vollmacht Karls für den nämlichen Grafen Heinrich als Botſchafter zur Kaiſerwahl in Frankfurt datirt: Barcellona 31. März 1518. Dennoch iſt K. Maximilian darin als verſtorben aufgeführt, der doch rſt im Jan. 1519 mit Tode abging. Die Vollmacht gehört alſo auch in das J. 1519, in welchem Jahre die Oſtern auf den 24. April fielen. — Nicht weniger Verwirrung macht es, wenn Urkunden- und Chronikenſchreiber das Jahr mit Weihnachten anfangen. Die Verfaſſer er Art de verifier les dates ſagen zwar, der Unterſchied von 7 Tagen ſei zu unbedeutend, um Unrichtigkeiten zu veranlaſſen. Sie bedenken aber nicht, daß falls der Schreiber nicht ausdrücklich bemerkt, oder aus anderen Umſtänden bekannt iſt, er fange ſeine Jahre mit Weihnachten an, der Unterſchied ein ganzes Jahr beträgt. So erzählen wirklich Chroniken, Karl der Große ſei am Weihnachtstage 801 in Rom zum Kaiſer gekrönt worden, und im J. 813 geſtorben, während allgemein das J. 800 als Krönungs-, das J. 814 als Todesjahr Karls angenommen wird. Bei jenen Angaben, wenn ſie richtig ſind, muß der erſte Chroniſt ſein Jahr mit Weihnachten, der letzte mit Oſtern oder Mar. Verkündigung angefangen haben. Daß der Jahresanfang mit Weihnachten dem Geſchichtsforſcher weniger zu ſchaffen macht, liegt einzig darin, daß der Begebenheiten und Handlungen zwiſchen dem 25. Dec. und 1. Jan. weniger ſeyn können, als während eines Zeitverlaufs von mehren Monaten, daß alſo die Zweifel im erſten Falle ſeltener ſind als im letzten.

Zu den nicht oft vorkommenden, aber auch ſehr zweifelhaften Jahresangaben gehören die a passione domini und anno trabeationis Christi. Bei der erſten vom Leiden Chriſti iſt der Jahresanfang wol in die Paſſionszeit oder Charwoche geſetzt worden. Die Dunkelheit eines ſolchen Datums liegt aber hauptſächlich in der Verſchiedenheit der Meinungen über das Lebensjahr Jeſu, in welches ſein Tod falle, ob in das 32., 33. oder 34. Jahr, wonach denn auch 32, 33 oder 34 Jahre von dem Jahre nach der gewöhnlichen chriſtlichen Zeitrechnung abgezogen werden müſſen. Über annus trabeationis ſind die Meinungen der Ausleger getheilt, indem einige dieſe Formel mit annus passionis, andere mit annus incarnationis gleichbedeutend halten, je nachdem ſie die Herleitung von trabs oder trabes, ein Balken, alſo auf die Kreuzesbalken ſich beziehend, annehmen, oder von trabea, ein Kleid, trabeatio alſo Bekleidung mit Fleiſch, Menſchwerdung. Die letzte Erklärung iſt wol die richtigſte, Jahresanfang in beiden Fällen ungefähr der nämliche. — Zu den ſeltenen Daten gehören noch die mit der Jahresangabe nach Erſchaffung der Welt[1]), wobei immer zweifelhaft iſt, welcher Zeitrechnung der Schreiber folgt.

II. Angabe der Monate im Datum. So lange, wie in der früheren Periode in den Daten der Urkunden nicht einmal die Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung vorkamen, ward noch weniger eines Monats gedacht. Später kommt neben der Angabe des Jahres Chriſti oft auch noch kein Monat, oder doch nur ohne Tagsbezeichnung der Monatsname, z. B. mense Junii, vor, oder, was ſich am längſten, zumal bei Urkunden in lateiniſcher Sprache erhielt, Monats- und Tagsangabe wurden aus dem römiſchen Kalender genommen. Daraus konnte, wenn auch der römiſche Kalender und die Bezeichnung der Tage nach Kalenden, Nonen, Idus, den meiſten fremd war, doch keine Verwirrung oder Ungewißheit entſtehen. Wol aber gab dazu der Gebrauch teutſcher Benennungen der Monate Anlaß. Zu Karl d. Gr. Zeiten kamen, wie wir aus Eginhard wiſſen, folgende Monatsnamen auf: Wintermond, Hornung, Lenzmond, Oſtermond, Wunnemond, Brachmond, Heumond, Ährenmond, Herbſtmond, Weinmond, Windmond, Heilige- oder Heilmond. Sie wurden aber theils verändert, theils nicht in der nämlichen Bedeutung gebraucht.

Wintermonat heißt nicht immer der Jänner allein. Auch November und December führen wol dieſen Namen, zuweilen mit dem Zuſatz: der erſte, der zweite. Selbſt dem Februar ward er an einigen Orten beigelegt. — Dagegen kommt der Jänner auch unter dem Namen Hartmond vor in einer Naſſ. Kellereirechnung von 1455, der 30. Hartmond in einer Urkunde von 1452 und in einer andern von 1479: „des 10. Daghes des Mondes Januar zu Dutzſche Hartmont.“ Friſch aber hat Hartmond für December gefunden, und Haltaus für Februar. — Dieſem letzten Monat legt die angef. Rechnung den Namen Spurkel bei, der ſich auch noch in der Volksſprache erhalten hat, wie Sporkel bei den Niederländern. — In einer zu Middelburg 125? ausgefertigten Urkunde des K. Wilhelm heißt der Februar Zille. — Statt Oſtermond wird der April auch Grasmonat genannt. — Auguſt kommt auch als Ernte- und Kochmonat vor, welches letztere ſich auf die Zeitigung des Weines beſonders beziehet. — Den September nennt die Kellereirechnung Füllmonat, wie auch Haltaus hat, dagegen den October ſtatt des Septembers Herbſtmonat, vermuthlich in Rückſicht der Weinleſe, welche in den Weinländern häufig der Herbſt genannt wird. — Eine andere Benennung des Octobers iſt nach einer Ur-

---

1) Wovon in m. hiſtor. Denkwürdigkeiten S. 152 ein Beiſpiel angeführt iſt.

kunde von 1484 Lauprayſſe „zu Latin October" wie der Schreiber ſelbſt hinzuſetzt, vielleicht ſo viel als Laubreiße, weil dieſer Monat die Bäume zu entblättern anfängt. — November heißt in obiger Rechnung Schlachtmonat, wahrſcheinlich vom Einſchlachten der Schweine ꝛc., daher auch Blutmonat, und December iſt nach der nämlichen Rechnung Wintermonat, nach Haltaus auch Wolfsmonat, und, wie noch gewöhnlich iſt, Chriſtmonat. — Nicht oft ſetzen aber dieſe verſchiedenen Benennungen der Monate den Diplomatiker in Verlegenheit. Denn ſelbſt Urkunden in teutſcher Sprache haben im 14. Jahrhundert und ſpäter ſehr häufig noch das ganze Datum in der lateiniſchen. Andere Urſachen der Ungewißheit eines Datums gibt der nächſtfolgende Abſchnitt.

III. Anzeige der Tage im Datum. Oben iſt ſchon bemerkt worden, daß die ſpeciellere Zeitbeſtimmung in den früheren Jahrhunderten gewöhnlich aus dem römiſchen Kalender genommen ward. Die Zahl des Monatstages nach unſerer heutigen Art anzugeben, war höchſt ſelten. In Urkundenſamlungen werden ſich nur einzelne Beiſpiele finden. Gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts fing aber der Kirchenkalender an, der herrſchende zu werden, und — mit Ausnahme der päpſtlichen, größtentheils auch der kaiſerlichen Urkunden — den römiſchen Kalender und die Angabe der Monatstage nach der Zahlenfolge faſt ganz zu verdrängen. Damit ward die Zeitbeſtimmung nach Tagen bei den meiſten Urkunden des 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderts ſehr erſchwert, und erſt mit dem 17ten kam das Datiren nach dem bürgerlichen Kalender wieder eigentlich in Gebrauch. So machte denn faſt jedes Datum eine beſondere Berechnung nöthig, zumal ehe der Diplomatiker mit ſolchen Hilfsmitteln, wie ſie oben im Art. Concurrenten zum Theil angegeben worden, verſehen war.

Nach dem Kirchenkalender fiel nämlich die Angabe der Monate nach ihren Namen und der Tage eines jeden Monats nach der Zahlenfolge, in früheren Zeiten ſelbſt die gewöhnliche Benennung der Wochentage, zumal in lateiniſchen Urkunden, ganz weg. Statt nach Monatstagen ward 1) nach Feſt- und Heiligentagen, 2) nach kirchlichen Benennungen der Sonntage; 3) nach Tagen vor oder nach einem Feſt- oder Heiligentage und Sonntage datirt.

1) Bei der erſten Art findet wieder eine Unterabtheilung ſtatt. Nach der Anordnung der Kirche gibt es

a) unbewegliche Feſte, d. i. ſolche, welche in jedem Jahre auf den nämlichen Tag fallen und gefeiert werden. Der eigentlichen Feſte dieſer Art ſind nur wenige, nämlich das Feſt der Beſchneidung und Erſcheinung Chriſti, Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung, ſodann Weihnachten, dagegen aber alle Marien- und andere Heiligentage. Die Tage, wenn ſie einfallen, ſind theils allgemein bekannt, theils ſind ſie in alphabetiſchen Verzeichniſſen, welche Rabe, Pilgram, Helwig u. a. lieferten, leicht aufzufinden. Wenn alſo eine Urkunde auf den Tag, an welchem ein ſolches Feſt, oder der Heiligentag einfällt, mit dem gewöhnlichen Namen datirt iſt, ſo läßt ſich der Monatstag leicht beſtimmen. Die Feſte führen aber zum Theil mehre Namen, wie das Beſchneidungsfeſt, als 1. Jänner, auch Jahresfeſt und der achte Tag unſeres Herrn, d. i. die Octave der Weihnachten, genannt wird. Synonyme vom Erſcheinungsfeſt oder Epiphaniae ſind: drei Königefeſt, adoratio Magorum, Oberſtentag, zwölfte- auch dreizehnte Tag (nämlich nach Weihnachten, je nachdem vom Weihnachtstag ſelbſt, oder vom folgenden Tage an gezählt ward). — Die beiden Kreuzesfeſte werden zwar gewöhnlich durch Zuſätze: als es funden ward, nach Oſtern, im Mayen, und: als es erhocht ward, im Herbſt ꝛc. unterſchieden. Es wird aber auch der h. Kreuzestag ohne Zuſatz zuweilen genannt, in welchem Falle zweifelhaft bleibt, welcher Kreuzestag zu verſtehen ſei, wenn nicht eine andere Beſtimmung dazu kommt, wie in einer Urkunde von 1473 im Dillenb. Archive: „uf Maintag uff des hilligen Crutzabent." In dieſem Jahre fiel Kreuzerfindung auf einen Montag, die Vigilie war alſo Sonntags; Kreuzerhöhung hingegen traf auf einen Dienſtag, und die Vigilie wird alſo richtig als Montag angegeben. Dieſes *beweiſet gegen* Pilgrams Regel, daß Kreuzerfindung, *als das älteſte* der beiden Feſte, immer zu vermuthen ſei. — Noch mehr Zweifel entſtehen bei den Heiligentagen, weil mehre einerlei Namen führen, die in Daten nicht immer genau unterſchieden werden, der nämliche Tag aber oft mehre Bezeichnungen hat, wovon manche dunkel ſind. Peterstag im gemeinen Leben bezeichnet den 22. Febr., obwol mehre Tage dieſes Namens ſind, als 29. Jun., 1. Aug., 25. Nov. und einige weniger vorkommende im Apr. und Dec. Die gewöhnlichſten ſind Peters Stuhlfeier (ad cathedram), Peter und Paul, und Peters Kettenfeier (Vincula Petri), und werden auch in Daten gemeiniglich mit den angeführten, auch anderen Bezeichnungen unterſchieden, als Peterstag im Winter, in den Faſten, Peterstag „als ſich die Erde entſchlußt" — „alſo he uff den Stul ward gebracht zu Rome," auch „uff den Sechſel zu Rome" — „als he gekronet ward," welches alles den 22. Febr. bezeichnet; ſowie den 1. Auguſt Peterstag „in der Erne" — „als veme Banden entſprungen" — „Fenknuß," Vinkeltag ꝛc. Wird aber Peterstag ohne Zuſatz gebraucht, ſo bleibt es zweifelhaft, welcher zu verſtehen iſt. Denn es fehlt nicht an Beiſpielen, wo der 22. Febr. und dagegen auch wieder der 1. Aug. anzunehmen iſt. Ebenſo zweifelhaft ſind die Beinamen: Kräutertag, Peterstag, als man Meerrettig weihet ꝛc.[2]. — Ebenſo iſts mit den mehren Johannistagen. Eine Urkunde Gottfrieds Gr. von Dietz von 1332 iſt ganz ungewöhnlich datirt auf Freit. nach „ſ. Johannis Martyris Dage als er geboren wart." Das ſcheint aber der 24. Jun. zu ſeyn. Doch iſt der Zuſatz Märterers ſtatt Täufers nicht gebräuchlich. Es mag alſo wol eher Johannes Enthauptung, 29. Aug., zu verſtehen ſeyn, und der Schreiber das Wort Natalis, welches die Martyrologen ſo wie passio gebrauchten und den Todestag eines Märterers damit anzeigten, mit Nativitas für gleichbedeuend gehalten und darum als er geboren ward überſetzt haben. — Die meiſten Zweifel entſtehen bei den vielen Marien- oder Frauentagen und durch die mancherlei Benennungen, unter denen faſt jeder derſelben vorkommt. So heißt das Feſt der Reinigung Mariä (Purificatio Virginis), 2. Febr., auch Mar. Lichtmeſſe, unſer Frauentag als man Lichte weihet, Kerzweihe, U. Fr. Tag Klibelmeſſe Urkunde Chr. Heinr. v. Weilnau 1337.), U. Fr. Tag als man Kerze ſeynet, festum praesentationis domini. — Den Namen: U. Fr. Tag Würzweihe ührt zwar gemeiniglich nur das Feſt Mar. Himmelahrt. Er kommt aber auch als Mar. Reinigung vor in einer Urkunde des Biſchofs Friedrich zu Worms ür die Grafen Johann und Engelbert zu Naſſau 1433: Dienſtag nehſt nach unſer lieben „Frauentag Wurzeihe Purificationis zu latin genannt." Der oben angeführte Name Klibelmeſſe wird dagegen gemeinilich dem Tage Mar. Verkündigung, 25. März, eigelegt. — Sehr zweifelhaft iſt die Bedeutung von U. L. Fr. Tag der erſte, welche bald Mar. Reiniung, bald Mar. Himmelfahrt zugeſchrieben wird. — Daß Mariä Krönung auch vom 16. Aug. zu vertehen ſei und auf ihr Prädikat Himmelskönigin Bezug habe, iſt höchſt wahrſcheinlich. — Mar. Opfeung, praesentatio, 21. Nov., kommt auch unter dem Namen Anburtung, und illatio Mariae (Einführung in den Tempel) vor, und Mariä Empfängniß (als e empfangen ward), 8. Dec., wird auch wol der 25. März oder Mar. Verkündigung, als ſie empfangen hat, genannt, ſowie der Name: U. Fr. Tag der Verolenen — verborgenen, dem 8. Dec. u. 25. März eigelegt wird. — Kommt ein Marientag ohne alle Bezeichnung vor, ſo iſt eine Erklärung faſt unmöglich, wenn nicht andere Umſtände darauf deuten, wie z. B. ie in Pacht- oder Erbzinsbriefen häufig vorkommende Beſtimmung des Termins, wenn die Pachtfrüchte abgeiefert werden mußten; „zuſchen den zweyn unſer Frauen Dagen, als man alle Pecte ſpolget u weren," worunter dann nach landwirthſchaftlichen Rückſichten Mar. Geburt der 8. Sept. und Mar. Empf. er 8. Dec. zu verſtehen ſeyn würde, weil in den meiten Gegenden die Fruchternte am 8. Sept. noch nicht eendigt iſt. Pilgram und andere deuten dagegen die Formel: zwiſchen zwei Frauentagen, auf Mar. Himmelfahrt und Geburt, oder 15. Aug. und 8. Sept. Und dieſe Meinung iſt auch wol als die richtige nzunehmen, da die obige Formel in Urkunden auch häufig mit dem erklärenden Zuſatz: als ſie zu Himmel fuhr, und als ſie geboren ward, zur Beſtimmung des gewöhnlichen Pachtlieferungstermins vorkommt. Ein ſo früher Termin, wofür ſpäter der Martinstag beſtimmt ward, macht es wahrſcheinlich, daß Pachtfrüchte ehedem vom Felde weg im Stroh geliefert wurden. — Auch die Verteutſchung lateiniſcher Namen veranlaßt oft Dunkelheiten, z. B. Jelis für Egidius, Koße und Demeſſe für Cosmus und Damianus, Ayt, Agte, Akte für Agathe, Hieſel auch Matz für Mathias, Treutel für Gertrud ꝛc. Zwölfherrentag für Apoſteltag. — Schwieriger noch, wenigſtens Berechnungen erfodernd, ſind

---

[2] Vergl. Spieß archiv. Nebenarb. II. 83. und Zinkernagel Handb. für Archiv. S. 261.

b) die Daten nach beweglichen Feſten, nämlich ſolche, die nicht jährlich auf die nämlichen Monatstage fallen, ſondern nach der Oſterfeier ſich richten, ſo wie dieſe von dem erſten Vollmond nach dem 21. März jeden Jahres abhängt, alſo bald früher, bald ſpäter einfällt. — Dahin gehören vor Oſtern die Faſten und Faſtnacht, Aſchermittwoche, grüner Donnerſtag, Charfreitag, nach Oſtern Himmelfahrt, Pfingſten, Trinitatis oder Dreifaltigkeitsfeſt, Fronleichnam. Außerdem gehören hiehin die meiſten Sonntage und Quatember, die Kreuzwoche. Hier iſt nun, um ein Datum zu finden und deſſen Monatstag zu beſtimmen, vor allem nöthig, ſich die verſchiedenen Namen bekannt zu machen, unter welchen dergleichen Tage und Feſte vorkommen. So wird Faſtnacht, bekanntlich immer ein Dienſtag, auch Vaſtel — Faſtenabend genannt, was leicht zu dem Irrthume verleiten kann, als ſei nach der gewöhnlichen Bedeutung von Abend oder Vigilie, der Tag vorher darunter zu verſtehen, da Abend hier auf die folgende Aſchermittwoche, als eigentlichen Anfang der Faſten, ſich beziehet. Daher auch der lateiniſche Name: Vigilia cernisprivii. — Aſchermittwoche ſelbſt kommt gewöhnlich unter dem Namen Aſche- und Eſchetag vor, dies cinerum, auch caput ieiunii und quadragesimae. — Grüner Donnerſtag heißt auch der weiße- und hohe Donnerſtag, Mendeltag, coena domini, Antlaßtag ꝛc. Oſtern, Paiſch- (Paſcha-) Tag, dominica sancta; Himmelfahrt, dies ascensionis domini, Montag; Pfingſten, Dominica rosarum, Gedächtniß der Geiſtesſendung; Fronleichnam, Sacramentstag, heil. Blutstag, festum Corporis Christi. Die Quatemper, auch Quatertemper, Weich- und Weih-, auch Fronfaſten, vier Hochzeiten, Temperfaſten, werden meiſtens nach der Zeit, wenn ſie fallen, in den Urkunden angegeben. Außerdem hat es, da deren vier ſind, welche immer auf Mittwochen geſetzt werden, Schwierigkeit, ſie zu unterſcheiden. Zwei Quatember kann man übrigens zu den unbeweglichen rechnen, da ſie jedesmal auf die Mittwoche nach Kreuzerhöhung und nach dem Lucientage fallen. Die beiden andern Reminiscere und Trinitatis richten ſich nach der Oſterfeier. Iſt dieſe für ein gegebenes Jahr der julianiſchen Zeitrechnung gefunden, wovon oben in anderen Artikeln gehandelt worden, ſo laſſen ſich auch die andern Feſttage danach leicht abzählen, denn Himmelfahrt iſt immer der 40ſte, Pfingſten der 50ſte, Fronleichnam der 60ſte Tag nach Oſtern, wie Trinitatis die Octave von Pfingſten iſt. —

2) Daten nach kirchlichen Benennungen

der Sonntage. Daß die Kirche die Sonntage nicht in fortlaufenden Nummern vom Anfange des gemeinen Jahres, oder vom Anfange des Kirchenjahres, dem 1. Adventsſonntage, zählt, iſt bekannt. Sie haben entweder eigene Namen, wie die Adventsſonntage, Septuageſimä, Sexageſimä, Quinquageſimä, Quadrageſimä, Palmſonntag, oder ſie werden nach den nur auf Sonntage fallenden Feſten, wie Oſtern ꝛc., oder als auf ein Feſt folgend, wie 1. 2. 3. ꝛc. Sonntag nach Pfingſten genannt, wogegen die Proteſtanten den 1. Sonntag nach Pfingſten Trinitatis, den 2. 3. 4. ꝛc. Sonntag nach Pfingſten aber den 1. 2. 3. ꝛc. nach Trinitatis nennen, ſo daß jeder Sonntag nach Pfingſten, deren 28 ſeyn können, gegen die Sonntage nach Trinit. um eine Zahl voraus iſt. Ebenſo werden auch wol der 1. 2. 3. ꝛc. Sonntag in den Faſten, der 1. ꝛc. Sonntag nach Oſtern, gezählt. Doch ſind dieſe meiſtens unter dem Namen bekannter, der ihnen von den Eingängen der Meſſen (introitus missarum) beigelegt wird, als: Reminiscere, Oculi, Lätare ꝛc. vor Oſtern, oder: Quaſimodogeniti, Jubilate, Rogate ꝛc. nach Oſtern. Dieſe Eingänge ſind die erſten Worte des aus einem Pſalm oder einer anderen Schriftſtelle entnommenen Geſangs (Antiphone), welcher in der römiſchen Kirche angeſtimmt wird, wenn der Prieſter zum Meſſeleſen vor den Altar trit, je nachdem ihn das Meßbuch (missale) eines jeden Kirchſprengels für dieſen oder jenen Sonn-, Feſt- oder Heiligentag vorſchreibt[3]. Hienach wird nun häufig der Tag ſelbſt genannt. Beſonders hat jeder Sonntag einen ſolchen Eingangsnamen, deren mehre auch noch die gewöhnlichen Kalendernamen mancher Sonntage ſind. — Es iſt ſich aber dabei vor Verwechslungen zu hüten, da mehre Meſſen einerlei Eingänge haben.

Aller dieſer Sonntagsnamen, zumal auch der von den Meßeingängen hergenommenen, bedienten ſich dann auch die Urkundenſchreiber in dem Datum, entweder ganz einfach: datum a. d. 1368. dominica Invocavit, oder auch mit einem Zuſatz, z. B. Dirre Brief wart gegeben von Chr. Geb. 1375 am Suntage Reminiscere in der Vaſten, und Urk. K. Sigismunds 1418: „Suntag als man in der heil. Kirchen ſinget Letare.“ — Eben dieſer Sonntag wird aber auch von dem Eingang: freue dich Jeruſalem, der Sonntag Jeruſalem, und der fröhliche Sonntag, außerdem auch Sonntag zu Mittfaſten genannt, ſowie mehre Sonntage auch andere Namen führen, z. B. Quinquageſimä, der Herrenfaſtnacht, und Sonntag zu Vaſtelabend; Judica, der Paſſions- auch ſchwarze Sonntag; Palmſonntag, dominica ramorum, Osanna, indulgentiae etc. — Fiel ein merkwürdiger Frauentag, oder das Feſt eines anderen großen Heiligen in der Nähe eines Sonntags ein, ſo war es nicht ungewöhnlich, dieſen Sonntag auch danach zu bezeichnen, z. B. Sonntag vor Lichtmeſſe. —

So iſt es denn oft ſchwierig, ausfindig zu machen, welchen Sonntag der Schreiber unter dieſem oder jenem Namen im Sinne gehabt habe. Iſt der Sonntag gefunden, ſo muß dann ferner, meiſt nach dem Oſterfeſt, berechnet werden, welcher Monatstag derſelbe in dem gegebenen Jahre geweſen. — Es iſt dabei zu beachten, daß von den Sonntagen mehre wandelbar ſind, je nachdem Oſtern frühe oder ſpät fallen, indem die nach ihren Eingängen benannten Sonntage Omnis terra und Adorate, oder der zweite und dritte Sonntag nach Epiphaniä ausfallen, wenn wegen der frühern Oſtern auf den 1. Sonnt. nach Epiph. der Sonntag Septuag. folgt, wogegen Sonnt. Omnis terra und 4 Sonntage mit dem Eingang Adorate, alſo 6 Sonnt. nach Epiph. und vor Septuag. ſeyn können, wenn Oſtern erſt den 21. Apr. und ſpäter einfallen. Im erſten Falle wird der Sonntag Dicit dominus, oder der 23. nach Pfingſten, von zwei- bis fünfmal mit demſelben Eingang wiederholt, mit anderen Worten: die Sonntage nach Pfingſten können bis zu den Adventsſonntagen auf 24 — 28 ſteigen. Fallen Oſtern auf den 24. oder 25. Apr., ſo kommt nur ein Sonntag Dicit dominus vor, weil dagegen die Sonntage Omnis terra und mehre Adorate vor Septuageſimä bereits eingeſchaltet waren[4]. —

3) Daten nach Tagen vor oder nach Feſt-, Sonn- und Heiligentagen. Dabei ſind auch mehre Arten zu unterſcheiden. Die einfachen ſind die, welche den nächſtvorhergehenden, oder nächſtfolgenden Tag eines unbeweglichen Feſtes oder Heiligentages bezeichnen. Die erſten werden durch Vigilia, Abend, Vorabend, auch pridie und neheſten Tag vor Martini z. B. ausgedrückt. So hat eine Urkunde von 1357 in teutſcher Sprache das Datum „in vigilia beati Mathiæ apoſtoli,“ eine andere von 1351. „an dem heil. Chriſt Abend.“ Hier iſt ohne weitere Berechnung klar, daß die erſte auf den 23. Febr., die andere am 24. Dec. gegeben iſt. Die Zuſätze in crastino, infra, den neheſten Tag nach — bezeichnen ebenſo den nächſten nach dem Feſt oder Heiligentag, z. B. 1360 in crastino b. Mich. Archang., den 30. Sept. So auch in Octava den achten, z. B. nach Johannes dem T. oder wie 1357. infra octavas nativ. b. Joh. B. den folgenden Tag, 2. Jul. — Bei beweglichen Feſten und Sonntagen muß freilich erſt nach der Oſterfeier berechnet werden, auf welchen Tag ein ſolches Feſt oder der Sonntag in dem gegebenen Jahre fällt. —

Eine andere Art iſt die Bezeichnung nach Ferien. In früheren Zeiten war es nicht gewöhnlich, die Wochentage nach ihren Namen anzugeben. Sie wurden dagegen mit der Benennung Feria ſo gezählt, daß Feria 1. der Sonntag, 2. Montag ꝛc. bedeutete bis Sonnabend, welcher feria septima war. Dieſes ſetzt voraus, daß in dem Datum ein Sonn- oder Feſttag, ſei es ein beweglicher oder unbeweglicher, angegeben wird, wonach die Ferie vor oder nach dem genannten Feſte gezählt wird. So ſind Naſſ. Urkunden von 1364 datirt: „fer. VI. ante Tiburt. et Valer." „Fer. II. post Laetare! fer. IV. post Ambros." Bei der erſten und letzten iſt nachzurechnen, auf welchen Wochentag Tiburtius und Ambroſius im J. 1364 gefallen, wo dann durch Fortzählen leicht zu finden iſt, daß Freitag vor Tib. der 12. Apr., Mittwoch n. Ambr. der 10. Apr. war. Denn fer. VI. zeigt nicht den 6. Tag vor Tib. ſondern den 6. Wochentag oder den Freitag vorher an, ſowie fer. IV. nicht gerade den 4. Tag nach Ambr. ſondern den 4. Wochentag oder Mittwoche nach dieſem Heiligentage bezeichnet. — Bei dem zweiten Beiſpiel muß erſt geſucht werden, auf den wievielſten Monatstag der Sonntag Lätare 1364 einfiel, welches der 3. März war. Dann erſt ergibt ſich, daß die Urkunde am 4. März, als dem Montage, datirt ſei. — Ein anderes Datum verbindet die Angabe nach Ferien mit infra: „datum fer. 4. infra octavas Epiph. dom. 1359., secundum stilum treverensem." Im J. 1360, welches hier wegen des Beiſatzes sec. stil. Treverensem anzunehmen iſt, fiel Erſcheinung Chr. oder 6. Jan. auf einen Montag. Die Octave war Mont. 13. Jan., die vierte Ferie alſo, oder Mittw. nachher, der 15. Jan. —

---

[3] In der Helwigſchen Zeitrechnung findet ſich ein alphabet. Verzeichniß der gewöhnlichſten Eingänge, ein vollſtändigeres aber in A. C. Wedekinds kl. Schrift: die Eingänge der Meſſen. Braunſchw. 1815. 8.

[4] Eine gute Anleitung zur Berechnung der Sonntage und beweglichen Feſte gibt Gruber im diplom. Lehrſyſtem. Bd. III.

Indeſſen fing man ſpäter an, neben der Angabe nach Ferien, auch die nach Wochentagen zu gebrauchen. So iſt aus dem nämlichen J. 1860 eine Urkunde des Erzb. Gerlach zu Mainz datirt. „Eltvil am Freitage vor Palmen," damals der 27. März. Eine Urk. Wilh. Herrn v. Braunsberg von 1333 iſt datirt: „Suntags ſo man zelt vierzihen Nacht — (was häufig ſtatt Tage vorkommt) nach Oſtern." Oſtern war damals am . April, der 14. Tag nachher, alſo der 18. April oder Sonntag Misericord. domini. —

In den meiſten Fällen kann alle dieſe beſchwerlichen Berechnungen erſparen, wer die früher genannten Hilfsmittel, beſonders die 35 Kalender beſitzt, welche Pilgram, Zinkernagel und Steinbeck, nach den 5 Tagen, auf welche Oſtern vom 22. März bis 25. Apr. fallen kann, geliefert haben.

Zu dem Datum rechnet man heutiges Tages auch en Ort der Ausfertigung. Doch wird ſolcher, mit wenigen Ausnahmen, in früheren Urkunden ſelten angegeben, am häufigſten noch in kaiſerlichen Ausfertigungen. Einiges iſt darüber auch ſchon oben unter Actum t datum vorgekommen. (*v. Arnoldi.*)

DATURA *L.* (**Stechapfel**). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Solaneen und der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe. **Char.** Der Kelch röhrig, mit der ſchildförmigen Baſis ſtehenbleibend; die Corolle trichterförmig, gefaltet, mit gezähntem Saume; die Narbe zweilappig; die Kapſelfrucht achlicht oder unbewehrt, halbvierfächerig, vierklappig mit getrenntem Mutterkuchen. Die zwölf bekannten Arten ſind beſonders in Südamerika, aber auch im ſüdlichen Aſien und in Nordafrika einheimiſch. Zwei davon D. arborea *L.* (Sp. pl., Ruiz et Pav. fl. per. II. p. 16. t. 128.) und D. sanguinea *Ruiz* et *Pav.* (l. c. p. 15.) ſind baumartig (Perſoon hat beide unter dem Namen Brugmansia candida und bicolor als beſondere Gattung); die übrigen einjährige Kräuter, aber oft mit hohem, ſtarkem Stengel. Sowol die beiden genannten, als D. fastuosa *L.* (Sp. pl. — Rumph. amb. V. t. 243. f. 2.) ſind wegen ihrer großen, ſchöngefärbten Blumen zu den Prachtgewächſen zu rechnen. Die einzige Art, welche in Europa wild wächſt, aber wahrſcheinlich von Amerika oder Oſtindien her eingeführt iſt, D. Stramonium *L.* (der gemeine Stechapfel), iſt als eine ſtark narkotiſche Giftpflanze bekannt. Dieſes einjährige, ſtinkende Kraut, welches jetzt im gemäßigten Europa, beſonders auf Schutthaufen, häufig vorkommt, hat glatte, eiförmige, buchtig-gezähnte Blätter, weißgrünliche Corollen mit fünfzähnigem Saume und aufrechte, dornige, eiförmige Samenkapſeln. Abb. Engl. bot. t. 1288., Flor. dan. t. 446. — Das Kraut iſt officinell. (S. den folgenden Artikel.)

(*A. Sprengel.*)

DATURA STRAMONIUM *L.* (**Stechapfel**), ein überall in Europa auf wüſten Stellen an Gräben ꝛc. vegetirendes, urſprünglich amerikaniſches Sommergewächs, deſſen krautartiger, glatter, aufrechter, 2—3 Fuß hoher Stengel viele ausgebreitete Äſte treibt. In den Winkeln, welche die Äſte mit den Stengeln bilden, ſtehen auf langen Stielen die großen, breiten, eirunden, zugeſpitzten, glatten, geaderten, dunkelgrünen Blätter von widrigem, betäubendem Geruche und Ekelgeſchmacke. Die großen, trichterförmigen, gefalteten, fünfſpaltigen weißen Blumen kommen auf kurzen Stielen zwiſchen den Blättern und Zweigen einzeln hervor. — Die vielen kleinen, nierenförmigen, zuſammengedrückten, ſchwarzbraunen, faſt geruchloſen Samen (ſogenannter ſchwarzer Kümmel) liegen in einer aufrechten, ovalen, faſt viereckigen, vierklappigen, dicht mit Stacheln beſetzten, zweifächerigen Samenkapſel. R. **Brandes** entwickelte daraus ein eigenes Kaloid (ſ. Daturin). **Promnitz** (in **Pfaffs** Syſt. d. Mat. Med. ꝛc.) zog aus dem friſchen Kraute 0,58 gummigen Extractivſtoff, 0,12 Harz, 0,25 phosphorſauren und pflanzenſauren Kalk und Talkerde, 0,60 Extractivſtoff, 0,64 grünes Satzmehl, 0,15 Eiweißſtoff und 91,25 Waſſer.

Alle Theile dieſer Giftpflanze wirken in einem hohen Grade narkotiſch ſcharf; friſch haucht ſie in eingeſchloſſener, natürlich warmer Luft, noch mehr beim Trocknen in gelinder Hitze dergleichen Giftdünſte aus. Ein friſches zerquetſchtes Blatt auf ein Geſchwür *) neben ein Auge gelegt, lähmt die Pupille, und in die Naſe geſteckt, den Sehnerven. Zu große Gaben davon innerlich genommen, bewirken binnen 24, ſpäteſtens 36 Stunden mehr oder weniger heftige Zufälle des Narkotismus (vergl. *Meigs* in The North-American medic. and surgic. Journ. 1827. 8. Januar), manchmal plötzlichen Tod. Die Wirkung ihres Saftes auf Erweiterung der Pupille iſt jener der Datura fastuosa, Met. arborea, ferox und tatula,

---

*) Eine chemiſche Unterſuchung der Samen des blauen Stechapfels (Dat. Tatula), ſ. in **Scherers** nord. Ann. der Chemie. VIII. S. 147. und von A. **Lindbergſon** in: Kongl. Vetenskaps Academ. Handlingar för ar. 1820.

ſowie jener von der Belladonna ganz gleich. Brech- und Abführmittel, Pflanzenſäure, beſonders Citronen- und Eſſigſäure, auch mit Waſſer zum Getränk und in Klyſtieren, kalte Eſſigüberſchläge auf den Kopf, bei Blutandrang nach oben Blutegel, zuletzt ſchwarzer Kaffee oder Wein ſind die Gegenmittel.

Die Blätter, bei uns im Juni geſammelt, und die Samen des Stechapfels ſind, ſeit Störk ſie als Arzneimittel in ihren verdienten Ruf brachte, officinell. Die friſch zerquetſchten Blätter als Brei räth Plenk äußerlich zur Erweichung harter Entzündungsgeſchwülſte und zur Vertreibung der Milch aus den Brüſten entwöhnender Mütter, gegen Bruſtknoten, Gichtbeulen, bei ſchmerzhaften Hämorrhoiden, bei Hernia humoralis, Cunningham bei Milzanſchwellungen und bereitet eine Salbe daraus mit Schweineſchmalz, Read bei rheumatiſchen Schmerzen an. Auch läßt man den Rauch der auf Glühkohlen verglimmenden Blätter und Stengel aſthmatiſche Perſonen bei reinen Bruſtkrämpfen ohne Entzündung und organiſche Fehler einathmen, oder nebſt gewöhnlichem Tabackrauchen, beides aber mit nöthiger Vorſicht, der gefährlichen Folgen wegen, die bei ältern Perſonen Schlagfluß und Erſtickungstod herbeiführen können.

Innerlich gibt man die gepulverten Blätter zu 20 Gr. dreimal täglich in der Fallſucht, und die gepulverten Samen zu 1 Gr. in 24 Stunden, nach Bird, mit Nutzen in der Kardialgie, Proſopalgie und im chroniſchen Huſten.

1) Extractum Stramonii: a) aus dem Safte des friſchen Krautes bereitet, von Honigdicke und ſehr widrigem Geſchmack, dient anfangs zu ¼ — 1 Gran in nach und nach ſteigenden Gaben, mit Kampher, Baldrian, bittern Extracten, in Pillen oder in Auflöſung mit einem aromatiſchen Waſſer: bei rein nervöſem, fieberloſem Wahnſinn nach und nach bis zu 1 Skr.; in der Epilepſie, Hydrophobie (zeitig und ſogleich zu 2 Gr. nach Harles), gegen Zuckungen, Iſchias und Geſichtsſchmerz, nach Kirkhof im chroniſchen Rheumatismus, gegen Nevralgien ꝛc. — b) Das Extract aus den Samen, die bei allen Daturaarten Zufälle von Vergiftung erregen, durch einigemal unterbrochene Eindickung möglichſt rein von den ſehr vielen mehlichen Theilen zu erhalten, die ſchwer davon ſich trennen laſſen, iſt, nach Marcet, das wirkſamſte ſchmerzſtillende Narkoticum zu ⅛ — 2 Gran in ſteigender Gabe 2 — 3 mal täglich, in rheumatiſchen und gichtiſchen Leiden, vorzüglich im Hüft- und Geſichtsweh, bis Kopf, Augen und Athem angegriffen ſind; King gebrauchte es zu ½ — 1 Gran mit Erfolg bei aſtheniſchen Hirnentzündungen, Begbie, bei allgemeinen und örtlichen Nevralgien, z. B. Opiſthotonus ꝛc. Überhaupt iſt es, nach Zaar, ein gutes krampfſtillendes Mittel.

2) Tinctura Stramonii aus 4 Unzen gepulverten Stechapfelſamens, die mit 15 Unzen rectif. Weingeiſt und 1 Unze Salmiakgeiſt einige Tage in gelinder Wärme aufgeſtellt werden. Von der Colatur gibt man anfangs 6, allmälig 14 — 25 Tropfen alle 2 Stunden in aſthmatiſchen Beſchwerden. Hufeland und Günther ſahen von ihr und der Tinct. digit. purp. große Wirkungen beim acuten Wahnſinne und andern periodiſchen Selenſtörungen, in der Fallſucht und im Veitstanze, Zollikoffer bei chroniſchen Rheumatalgien, Velten bei heftigem Kopfrheuma, Joh. Wendt bei Nymphomanie und chroniſchen Krämpfen. Auch äußerlich läßt ſich dieſe Tinctur bei hartnäckigen, ſkrophulöſen Augenentzündungen mit krampfhaft verſchloſſenen Augenlidern, zu 2 Drachmen mit 8 Unzen Waſſer verdünnt, in beſtändig kühlen Überſchlägen, oder zu Einreibungen auf die ſchmerzhaften Stellen im chroniſchen Rheumatismus, bei hyſterrheumatiſchem, halbſeitigem Kopfweh, bei Clanus, nach Fehr, vortheilhaft benutzen, oder in Salbenform.

3) Oleum sem. Stramonii expressum, ein ſehr ſchleimiges Öl, das, äußerlich angewendet, kühlend, ſchmerzſtillend und zurücktreibend wirken ſoll, aber wol nichts mehr leiſtet, als jedes andere Fettöl; (vergl. *Störk* Lib. de Stramon. Hyosc. Acon. etc. Vindob. 1762. 8. — Gredings ſämtl. medic. Schriften ꝛc. 1790. 1. Bd. S. 27 ꝛc. — Bernard in Gerſons und Julius Magazin. VIII. S. 291 ꝛc. — Hufelands Journ. der pr. Heilkunde. IX. 3. S. 189 ꝛc. XXXVI. 2. S. 107 ꝛc. — Vergl. Günther ebendaſ. Nov. 1829. 11. S. 111 ꝛc. — Amelung ebendaſ. 1828. Novbr. *C. Engelhart* Diss. de Datura stramonia etc. Ultrai. 1822. 8. — Joh. Wendt in Ruſts Magaz. für die geſ. Heilk. 1827. XXIV. 2. S. 322 ꝛc. — J. R. L. de Kirkhof in d. N. Saml. auserleſ. Abhandl. zum Gebr. prakt. Ärzte. 1828. XII. 1. ꝛc.).

(*Th. Schreger.*)

DATURIN, Daturium, ein eigenes, rein bitteres, narkotiſch giftiges Pflanzenkaloid, welches R. Brandes *) in den Stechapfelſamen mit Äpfelſäure verbunden fand und auf die bekannte Art darſtellte (ſ. Brucin, Daphnin etc.). In der ſehr verdünnten, geiſtigen Auflöſung deſſelben ſchießen erſt nach mehren Wochen förmliche morphinähnliche Kryſtalle an, nämlich: büſchelförmig zuſammengeſetzte, nach verſchiedenen Richtungen ſtrahlenförmig auslaufende, vierſeitige, rechtwinkelige Priſmen mit 2 breitern und 2 ſchmälern Seitenflächen. — In Waſſer iſt das Daturin faſt unlöslich, wie in kaltem Alkohol, deſto reichlicher aber wird es vom ſiedenden aufgenommen, und aus deſſen erkalteter Löſung in zarten Flocken wieder niedergeſchlagen. Die Säuren werden durch dieſes Kaloid vollkommen neutraliſirt, wiewol die baſiſche Wirkung deſſelben ſehr ſchwach, und viel davon nöthig iſt, um eine beſtimmte Menge von Säure zu ſättigen.

1) Schwefelſaures Daturin in anſehnlichen Priſmen mit Quadratbaſis, die an der Luft nicht feucht, ſondern verwitternd, weiß und undurchſichtig werden, dagegen im unveränderten Zuſtande farblos und durchſichtig erſcheinen. In Waſſer löſt ſich das Salz leicht, aus der Löſung fällen Kalien das Kaloid

---

*) S. d. Schweiggerſche Journ. der Chemie und Phyſik u. ſ. w. XXVI. 1. S. 98 ꝛc. Vergl. Pauli's und Pelkers Preisſchriften, angezeigt in d. Überſ. der Verhandl. der S. Galliſchen naturwiſſenſchaftl. Geſellſchaft. 1819 — 20.

flockig, und ſalzſaurer Baryt zeigt im Salze die Schwefelſäure aufs beſtimmteſte an.

2) Salpeterſaures Daturin, zarte, federartige Kryſtalle; aber unter keinen Verhältniſſen der Concentration der Säure erſcheinen jene Farbenänderungen, welche man unter dieſen Umſtänden beim Strychnin bemerkt (ſ. dieſen Artikel).

3) Das hydrochlorinſaure Daturin ſchießt in platten, vierſeitigen, farbloſen, faſt cubiſchen Tafeln an, welche in Waſſer, wie Nr. 1., leicht löslich ſind.

4) Hydrojodſaures Daturin, eine unkryſtalliſirbare, ſehr hygroſkopiſche Maſſe, welche man beim Verdunſten einer mit Jodin während des Siedens verſetzten Abkochung des Daturins mit Waſſer erhält. Das Jodin verliert hier beim Sieden bald ſeine Farbe, wird gelblich und verſchwindet, Daturin auflöſend, alſobald in der Flüſſigkeit.

5) Das eſſigſaure Daturin bildet eine formloſe, ſchnell an der Luft zerfließliche und in Waſſer ſehr leicht lösliche Salzmaſſe. (*Th. Schreger.*)

DAU, Michael, aus Marienburg in Preußen, wurde ums Jahr 1682 Rector der Kronſchule zu Dorpat, 1693 Profeſſor der theoretiſchen Philoſophie, 1695 aber der Beredſamkeit und Dichtkunſt. In derſelben Eigenſchaft kam er nach Pernau, als die hohe Schule dahin verlegt wurde, war zugleich Bürgermeiſter und ſtarb im J. 1710. Bemerkenswerth ſind ſeine akademiſchen Schriften: De lege naturali 1694. 4. De astrologia judiciaria. 1695. 4. De trinitate Platonis et Platonicorum. 1696. 4. De immortalitate animae. 1696. 4. De sensibus brutorum. 1699. 4. etc. In teutſcher Sprache ſchrieb er einen Sittenſpiegel (1701.) und: der närriſche und elende Atheiſt. O. J. (1699). 8. *). (*Baur.*)

DAUBENSEE, der fünfſtündige Weg von dem Berner-Kanderthale nach dem in Wallis belegenen Leuckerbade führt über die Gemmi (Zwillings-Felſen), einen in den eigentlichen Schweizeralpen ſtehenden Berg. Ehe man den höchſten Punkt dieſes Paſſes, die Daube genannt, erreicht, der 7160 Fuß über das Meer ſich erhebt, gelangt man an die öſtlichen Ufer des Daubenſee's. Das Becken, deſſen Länge auf 4280 und deſſen Breite auf 1150 Fuß angegeben wird, umſchließen faſt von allen Seiten nackte, ſenkrechte Felſenwände. Auch ſind die Ufer nicht jeden Sommer von Schnee- und Eisflächen frei, was bei einer Höhe von 6860 Fuß über dem Meere nicht befremden darf. Der See empfängt ſein Waſſer von dem eine Stunde entfernten Lämmern-Gletſcher. Es iſt trübe und ſchlammig, höchſtens 20 Fuß tief, ohne ſichtbaren Abfluß und ernährt durchaus keine Fiſche. Razoumowsky 1) überſetzt den teutſchen Namen gewiß unrichtig durch Lac des pigeons; indem die Benennung nicht von Taube, ſondern vielmehr von den auch hier einheimiſchen Alpendohlen (Corvus Pyrrhocorax *Linn.*) herkommt, die in der Landesſprache Däwi 2) heißen und deren Krächzen die einzigen Töne ſind, die man in dieſer gräßlichen Einöde neben dem Donner der Gletſcher und dem Wolfsgeheul vernimt. Vom Daubenſee windet ſich der Pfad nach dem Schwarrenbach 3), einer einſamen, nur im Sommer bewohnten Herberge, wo der Reiſende Wein, Brod, Käſe, Eier, Ziegenmilch und im Nothfall, ſelbſt ein Nachtlager bekommen kann. In dieſe Hütte verſetzt Werner den Schauplatz ſeines ſchauerlichen Trauerſpiels: „Der vier- und zwanzigſte Februar", doch iſt die Verſicherung beruhigend, daß man jetzt nicht zittern darf, von der Nacht hier überfallen zu werden 4). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DAUBENTON, Louis Jean Marie, geb. zu Montbar am 29. Mai 1716, iſt einer derjenigen Naturforſcher, welche ihr anfängliches Studium, die Theologie, aufgaben, um ſich dem der Medizin zu widmen, und dann ſich ganz dem der Naturgeſchichte und namentlich der Zoologie hingaben. Er machte, wie zu jener Zeit gewöhnlich, ſeinen erſten Curſus bei den Jeſuiten, und zeigte ſchon damals den ſanften Charakter und Fleiß, welche beide ihm im Leben immer eigen blieben.

Sein Leben wird erſt mit der Zeit für die Wiſſenſchaft wichtig, wo er nach Paris kam, um Theologie zu ſtudiren, dieſe aber verließ und zur Medizin überging. In jener Epoche aber war es gerade, wo man in Frankreich nicht blos die Naturwiſſenſchaften überhaupt, ſondern auch die Anatomie insbeſondere mit ebenſo vielem Eifer als Erfolg betrieb und unter Daubentons Lehrern Baron, Martinencq, Coll de Villars, Winslow, Hunauld, Antoine de Juſſieu ꝛc. glänzen einige ſehr gefeierte Namen.

Die verſchiedenen ärztlichen Würden nahm er zu Rheims in den Jahren 1740 und 1741 an, und begab ſich nach dem Tode ſeines Vaters wieder in ſeinen Geburtsort, wo er ſich, beſonders bei einer damals herrſchenden Epidemie, als tüchtiger praktiſcher Arzt zeigte. Indeſſen ließ ihn die Verbindung mit Buffon, deſſen Bekanntſchaft er ſchon in Paris gemacht hatte, und der damals ſein großes Meiſterwerk begann, nicht lange in dieſer Laufbahn, die er nur verließ, um ſich dem Studium der Natur ganz zu widmen.

---

*) Gadebuſch Liefl. Bibl. Adelungs Zuſ. z. Jöcher.

1) C'est entre ces rochers (du Gemmi) que se trouve situé le lac nommé par les gens du pays Dauben sé, lac des pigeons; ce lac que nous cotoyames surtoute sa longueur qui est d'environ une demi lieuë, n'est pas d'une largeur considérable; ses eaux sont troubles et bourbeuses, et ne sont que la produit des eaux de plue et des neiges fondues qui découlent du haut de ces montagnes qui le bordent et le resserrent; aussi dans les grandes chaleurs est-il entièrement à sec, et il y croit une verdure qui donne un bon pâturage pour le bétoil qu'on y mène paître," *Voyage minéralogique dans la gouvernement d'Aigle et une partie du Vullais. Par. Mr. le Comte G. de Razoumowsky.* Lausanne MDCCLXXXIV. p. 180. 2) Dieſe von Ebel (Anleitung auf die nützlichſte und genußvollſte Art die Schweiz zu bereiſen. Dritte Aufl. 1810. III. S. 27) angeführte Benennung fehlt in Meisners und Schinz's „Die Vögel in der Schweiz." Zürich 1815. S. 58. unter dem ſchweizeriſchen Namen der Alpendohle; doch ſteht unter denſelben das dem Laute nach nahe verwandte „Däſi." 3) Ebel a. a. O. erzählt, daß im Jahre 1788 der Schnee hier bis 18 Fuß hoch fiel. 4) Wir entlehnen ſie aus dem lehrreichen Handbuch für Reiſende in der Schweiz von Robert Glutz-Blotzheim. Sechste Aufl. Zürich 1830. S. 236.

Mit dieſer Änderung trat auch eine Veränderung des Aufenthaltes ein. Ein Mann, der **Buffon** beſtändig bei ſeinen Arbeiten behilflich ſeyn ſollte, durfte dieſem nicht entfernt ſeyn, und ſo nahm er ſeinen Aufenthalt in Paris, wo er als Aufſeher und Demonſtrator an dem damals nicht ſehr umfangreichen Kabinet der Naturgeſchichte angeſtellt wurde. In dieſer Stellung war er gewiſſermaßen natürlicher Mitarbeiter ſeines berühmten Landsmannes, der indeſſen allerdings einen Theil dieſes Ruhmes der Thätigkeit **Daubentons** verdankt.

Die Arbeiten des letztern erſchienen in der erſten Ausgabe und den erſten Theilen des **Buffon**ſchen Werkes, und man konnte ſie gewiſſermaßen als eine Fortſetzung und Ergänzung deſſen anſehen, was früher **Perrault** und andere für das königliche Kabinet der Anatomie geliefert hatten, deren Präparate ſich noch in dieſer Samlung befanden. Dieſe Arbeiten, welche ſich, ſo weit ſie bekannt geworden ſind, nur auf die Säugethiere erſtreckten, trugen nicht wenig dazu bei, wie bemerkt, den Werth der Buffonſchen Werke in den Augen der wiſſenſchaftlichen Naturforſcher bedeutend zu ſteigern. Sei es nun, daß **Buffon**, auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig, dieſen nicht gern mit einem andern theilen wollte, oder daß er glaubte, daß ein ſolches Eingehen in das Einzelne, ſolche Ausmeſſungen, ſolche ängſtliche Genauigkeit in der Beſchreibung der Organe, in eine **allgemeine** Naturgeſchichte, wie er ſie beabſichtigte, nicht gehörten, und den Leſer entweder nicht intereſſiren, oder ihm den Geſichtspunkt, den er von demſelben aufgefaßt wünſchte, entrücken möchten, — genug **Buffon** nahm nach Vollendung der Säugethiere ſchon bei den Vögeln keine Rückſicht mehr auf das Anatomiſche, und entfernte ſogar **Daubentons** Beiträge zur Naturgeſchichte und Anatomie der Säugethiere bei der ſpäter erſchienenen Ausgabe in 12 Format.

Dieſe Anſicht **Buffons**, ſowie die gehäſſigen Angriffe **Reaumurs**, wodurch **Daubenton** ſogar faſt um ſeine Stelle kam, auf der er jedoch durch die Fürſprache **Buffons** bei Madame Pompadour erhalten worden ſeyn ſoll, machten ihm nicht wenig Verdruß. Immer iſt ein Theil der Schuld wol mit Recht auf **Buffon** geſchoben worden, wie ihn auch Manches vertheidigen mag, und er hat wenigſtens darin ſehr Unrecht gehabt, daß er der Wiſſenſchaft einen großen Verluſt zufügte, indem er **Daubenton** als Mitarbeiter entfernte.

Dieſer beſchäftigte ſich nun damit, die Reſultate ſeiner Forſchungen in einzelnen Abhandlungen herauszugeben, welche man in den Memoires de l'Academie des Sciences für die Jahre 1754 bis 1781 findet. Die meiſten darunter beziehen ſich auf Naturgeſchichte, und namentlich ſind anzuführen diejenigen über die Fledermäuſe, über eine neue Art Spitzmaus, welche ſeitdem den Namen des Entdeckers führt, über das Moſchusthier und ſeine Organiſation, über die eigenthümliche Bildung der Stimmorgane der Vögel ꝛc.

Vor allem muß man aber hervorheben, daß **Daubenton** als derjenige zu betrachten iſt, welcher die **paläontographiſche vergleichende Anatomie** begründete. Er war es, welcher in dieſer Beziehung eine Menge von Irrthümern und falſchen Anſichten der damaligen Naturforſcher berichtigte, er war es, der zuerſt den angeblichen Knochen eines Rieſen der Vorwelt, den man in der Geräthekammer (garde-meuble) der Könige von Frankreich aufbewahrte, für den Radius einer Straſſe erklärte, deren Skelett das königliche Naturalienkabinet damals noch nicht beſaß.

Außerdem hat er auch noch den Unterſchied zwiſchen wirbelloſen Thieren und Thieren mit rothem Blut, den ſchon **Buffon** andeutete, weiter herausgehoben und entwickelt. Nicht minder wichtig iſt ſeine Abhandlung über das Hinterhauptsloch, aus deſſen Verhältniß und Lage er die aufrechte Stellung des Menſchen, als dieſem allein zukommend, ableitete, ſowie deſſen höhere thieriſche Organiſation.

Wichtig iſt auch ſeine Abhandlung über die Unverdaulichkeit und die darin dargelegte Anſicht, daß die abſteigende Entwickelung des menſchlichen Organismus hauptſächlich auf dem Magen beruhe, und daß man der daraus entſpringenden Abnahme der Kräfte ꝛc. durch eine paſſende Lebensweiſe und geeignete Medicamente begegnen müſſe. Er ſelbſt ſchien von dieſer Anſicht ſehr überzeugt zu ſeyn, denn unter den diätetiſchen Heilmitteln, die er täglich und in kleiner Doſis nahm, befand ſich auch die Ipecacuanha, von welcher er einen halben Gran nahm, und je nachdem es der Magen zu verlangen ſchien, mit der Doſis bis auf ſechs Gran ſtieg.

Bei allen ſeinen zahlreichen Unterſuchungen zeigte er ſich immer als wahren Menſchenfreund, indem er aus ſeinen Forſchungen nur nützliche, der Wiſſenſchaft förderliche oder für das Leben und die Gewerbe vortheilhafte Reſultate zu erlangen ſuchte.

Unter dieſen Forſchungen muß beſonders diejenige lange Reihe derſelben genannt werden, welche ſich auf die Wollproduction der Schafe in Frankreich und deren Verbeſſerung bezieht. Er fing ſie im Jahre 1766 an und ſetzte ſie bis an ſeinen Tod fort. Die desfallſigen Abhandlungen finden ſich in den bereits gedachten Memoires, und ihr Inhalt betrifft beſonders folgende Gegenſtände: 1) über das Wiederkäuen und das Temperament der Schafe überhaupt; 2) über die Stallfütterung und ihre Vortheile, als deren Begründer er ebenfalls anzuſehen iſt; 3) über die Verbeſſerung des Schafviehes überhaupt; 4) über die Abwartung der Schafe und die für ſie paſſenden Arzneimittel; 5) Vergleichung der franzöſiſchen Wollſorten mit denen des Auslandes; 6) von den Purgirmitteln für die Schafe.

Im Jahre 1782 erſchien ſeine Instruction pour les bergers mit ſehr zweckmäßigen Kupfern ausgeſtattet, welche gleichſam den Kern der Reſultate aller ſeiner bisherigen Forſchungen enthielt, und die dazu beſtimmt war, allen einigermaßen gebildeten Landwirthen den Weg zu zeigen, den ſie einſchlagen müßten, um ihre Schafzucht auf eine höhere Stufe der Vervollkommenung zu bringen. Iſt dieſe Anweiſung hinſichtlich ihres Inhaltes wichtig, ſo iſt ſie es nicht minder in Bezug auf ihre Abfaſſung, die als ein Muſter dafür gelten kann, wie man es anzufangen habe, die Reſultate wiſſenſchaftlicher Forſchungen auch dem minder Gebildeten zugänglich zu mahen, die Wiſſenſchaft ins Leben einzuführen, die todte Theorie in goldene Praxis zu verwandeln [1]).

Dieſes Werk verſchaffte ihm nicht allein eine ſehr große Popularität und einen in Bezug auf dieſen Gegenſtand unvergänglichen Ruhm, ſondern es brachte ihm, ſo u ſagen, auch die Krone des Lebens in jener unglücklichen Zeit, wo in Frankreich nicht Würde, Wiſſenſchaft oder redliches Leben heilig war, wo kaum der den Verfolgungen der Tyrannen entging, der in der größten Dunkelheit, abgeſchieden von allem politiſchen Leben, ſein Daſeyn friſtete. Auch den 80jährigen Greis Daubenton würde bei dem Verdacht unlauterer Geſinnungen gegen die Republik nicht der Titel und die Stelle eines Directors des Nationalmuſeums der Naturgeſchichte gerettet haben, aber ſeine Freunde riethen ihm, ſich als einfachen Schäfer zu legitimiren, der nur darauf denke, dem Stat durch ſeine Dienſte nützlich zu werden. Er konnte dies beweiſen und erhielt folgendes Zeugniß, welches ihm das Leben ſicherte, und das wir, der Merkwürdigkeit halber, wörtlich herſetzen, da dergleichen wol nicht wieder in der Geſchichte vorkommen dürfte.

Section des sans culotte.

Copie de l'extrait des deliberations de l'Assemblée générale, dans la séance du 5., de la première décade, du troisième mois de la seconde année de la republique française une et indivisible.

Appert que d'aprés le rapport faite de la Societé fraternelle de la section des sans culotte sur le bon civisme et faits d'humanité qu'a toujour témoignés le berger *Daubenton*, l'assemblée générale arrête unanimement qu'il lui sera accordé un certificat de civisme, et le président, suivie de plusieurs membres de la dite assemblée, lui donna l'acccolade avec toutes les acclamations dues à un vraie modèle d'humanité, ce qui a été témoigné par plusieures reprises.

Pour copie conforme.

Signé *R. G. Dardel*, président.
Signé *Domond*, secretair.

Unter den einzeln erſchienenen Werken Daubentons iſt namentlich ſein Unterricht für die Normalſchule, dann aber beſonders die Arbeiten für die große ſyſtematiſche Encyklopädie zu bemerken. Für die letztere verfaßte er die Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere und Cetaceen, der Eier legenden Reptilien und Schlangen, ſowie der Fiſche [2]).

Bei der Bearbeitung hatte er beſonders folgende drei Formen des Vortrags im Auge:

1) die Elementarform, welche ſich darauf beſchränkte, die einfachen Elementarbegriffe der Wiſſenſchaft, mit Hinweglaſſung der in derſelben ſich findenden Schwierigkeiten, als Einleitung zu weiterm Studium vorzutragen;

2) den vollſtändigen Curſus, worin ſyſtematiſch in alle Einzelnheiten eingehend, die ſämtlichen Theile der Wiſſenſchaft abgehandelt werden;

3) die Elemente oder gleichſam die Philoſophie der Wiſſenſchaft, ihre Grundſätze, Beziehungen, allgemeinen Reſultate und Anwendung darſtellend.

Nach den beiden erſtern Methoden lehrte er in der Veterinärſchule zu Alfort und am Muſeum der Naturgeſchichte, nach der letztern an der Normalſchule. In dieſer Weiſe faßte er auch immer bei ſeinen Arbeiten jeden Gegenſtand auf, wodurch es ihm gelang, dieſe Klarheit und Genauigkeit zu erreichen, durch welche ſeine Schriften ſich auszeichnen.

Er ſtand ſchon in den achtziger Jahren, als er zum Mitglied des Senats ernannt wurde; doch traf ihn, als er zum erſtenmal der Sitzung beiwohnte, ein Schlagfluß, in deſſen Folge er in einem Alter von 84 Jahren am 31. December 1799 verſchied.

Noch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens, ſo lange ſein Geiſt noch frei war, zeigte er ſeine Beobachtungsgabe, indem er mit den ungelähmten Fingern ſeinen Puls unterſuchte. Überhaupt hatte er mehrmals mit philoſophiſcher Gleichgiltigkeit ſich gegen ſeine Schüler über die Gebrechlichkeiten des Alters ausgeſprochen und dieſelben an ſeinem eigenen Körper nachgewieſen.

Eine grenzenloſe Geduld, eine hartnäckige Ausdauer, eine Aufmerkſamkeit, welcher ſo zu ſagen nicht das Geringſte entging, zeigt ſich ſchon in ſeinen Schriften; außerdem gehörte Sanftmuth, Menſchenfreundlichkeit, Thätigkeit und Mittheilungsgabe zu ſeinem Charakter. Gehäſſige heftige Leidenſchaften waren ihm bei ſeinem arbeitſamen Leben fremd; er zog den Genuß aus ſeinen Studien jedem andern vor, ſie waren ihm mehr ein Vergnügen als eine Arbeit, ſeine Erholung beſtand in Abwechſelung, und als er in den letzten Jahren ſeines Lebens anfing, Romane zu leſen, nannte er dieſe Lektüre — ſeinen Geiſt auf Diät ſetzen. So war, mit Ausſchluß weniger trüben Tage, deren Veranlaſſung wir oben berührten, ſein Leben eins der glücklichſten, beſonders durch die Lage, in welcher er ſich befand, was er fühlte und oft mit Dankbarkeit gegen Buffon ausſprach. Ohne dieſen, ſagte er zu Lacépède, hätte ich nicht funfzig glückliche Jahre in dem Pflanzengarten verlebt! (*D. Thon.*)

Daubentonia (Mammalia) ſ. Cheiromys.

DAUBENTONIA. So hat Candolle (Legum. p. 285.) nach dem berühmten Naturforſcher Daubenton eine Pflanzengattung genannt, welche der natürlichen Familie der Leguminoſen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéſchen Klaſſe angehört. Char. Der Kelch glockenförmig, fünfzähnig; die Schmetterlingsblume mit ſtumpfem Kiele und rundlichem, geſtieltem Wimpel;

---

[1]) Der Verfaſſer dieſes Artikels kann hier eine Bemerkung über das Intereſſe nicht unterdrücken, welches ihm dieſe Schrift Daubentons, in der Urſprache geleſen, einflößte, als er ſie zum erſtenmal, etwa im Jahre 1809, damals noch nicht mit der franzöſiſchen Literatur bekannt, durch Zufall in die Hände bekam. Nicht allein hatte er ihr viel zu verdanken, welches ihm ſpäter bei Ausübung der praktiſchen Ökonomie hinſichtlich der Schafzucht ſehr von Nutzen war, ſondern noch mehr verdankt er es ihr, durch ſie auf die Wichtigkeit der franzöſiſchen Literatur an ſich aufmerkſam gemacht worden zu ſeyn.

[2]) Histoire naturelle des Quadrupèdes et Cétacés. 1 Vol. 4. — Hist. nat. des Oiseaux par Mauduit, Ovipares et serpens par Daubenton. 1½ Vol. 4. — Hist. nat. des Poissons. ½ Vol. 4.

die Staubfäden in zwei Bündeln; die Hülſenfrucht langgeſtielt, vierflügelig, zwiſchen den Samen verſchmälert. Die Gattung Piscidia, von welcher Daubentonia getrennt iſt, unterſcheidet ſich nur durch einen fünfſpaltigen Kelch und monadelphiſche Staubfäden. Die beiden Arten, welche Candolle zu D. rechnet, ſind mexikaniſche Sträucher mit abgebrochen-gefiederten Blättern, ablangen Afterblättchen und traubenförmigen Blüthen. 1) D. punicea *Cand.* (l. c. p. 286., prodr. II. p. 267., Piscidia punicea *Cav.* icon. IV. t. 316., Aeschynomene miniata Orteg. dec.) mit acht- bis neunpaarigen Blättern, ablangen, ſtumpfen Blättchen und rothen Blüthentrauben, welche dreimal kürzer ſind, als die Blätter. 2) D. longifolia *Cand.* (ll. cc., Piscidia longif. *Willd.* sp. pl., Aeschynomene longif. *Cav.* l. c. t. 315.) mit eilf- bis zwölfpaarigen Blättern, lanzettförmigen, ſpitzen Blättchen und gelben Blüthentrauben, welche wenig kürzer ſind, als die Blätter.

(*A. Sprengel.*)

DAUBIGNY, Jean-Louis-Marie Vilain, geb. zu St. Juſt in der Picardie, war vor dem Ausbruche der Revolution Procurator beim Parlament zu Paris. Nach dem Ausbruche der Revolution war er Mitglied aller Klubs, die auf Umſturz der Monarchie hinwirkten, und bewies ſich als wüthender Jakobiner. Als Officier der Pariſer Municipalität trug er zu den Ereigniſſen des 10. Auguſt 1792 viel bei, und mehre Perſonen, die ſich in den elyſäiſchen Feldern zum Beiſtand des Königs verſammelt hatten, wurden unter ſeinen Augen ermordet. Nach den Tagen des 2ten und 3ten Septembers klagte der Miniſter Roland ihn eines beträchtlichen Diebſtahls an, den er an dem Eigenthum der Krone begangen; da er aber zu der mächtigſten Partei gehörte, ſo blieb die Anklage ohne Folgen, und er wurde 1793 Adjunkt beim Kriegsminiſterium unter Bouchotte. Bourdon de l'Oiſe wiederholte die Anklage noch zweimal, allein das erſtemal erklärten ſich Robespierre und St. Juſt für ihn, und das zweitemal kam ihm die Amneſtie vom 3. Brumaire des Jahres 4. zu ſtatten. Glücklich allen Gefahren der Schreckenszeit entgangen, ließ er ſich unter dem Conſulat in die Verſchwörung gegen Bonaparte ein, den man durch die Höllenmaſchine vernichten wollte. In Folge der Unterſuchung hierüber ward er zur Deportation nach den Seſchellesinſeln verurtheilt, wo er geſtorben iſt. (*H.*)

DAUBORN, Gericht, Kirchſprengel und Pfarrdorf der alten Grafſchaft Dietz, auch bis in die neueſten Zeiten ein beſonderes Oranien-Naſſauiſches Amt, obwol zu dem Hauptorte nur noch ein Filial Eufingen und einige Höfe gehören, welche zuſammen ungefähr 900 Einwohner haben. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Menge der Branntweinbrennereien, welche in dem kleinen Gericht betrieben werden, ſind Quellen eines großen Wohlſtandes. — Der alte Name des Ortes Tabernae, unter welchem es noch in einer Urkunde Karls des Gr. von 790 vorkommt, woraus nachher Dewern, Debern und zuletzt Dauborn gebildet ward, läßt nicht zweifeln, daß die Römer hier eine Station hatten, welche wahrſcheinlich mit dem einige Stunden entfernten Theodissa an der Straße nach Coblenz und der daſigen Lahnbrücke in Verbindung ſtand. — Jetzt iſt das Gericht dem Herzogl. Naſſauiſchen Amte Limburg einverleibt.

(*v. Arnoldi.*)

Daubrawicze ſ. Dobrawitz; Daubrawitz ſ. Dubrawitz; Daubrawnik ſ. Dubrawnik.

DAUCHINGEN, katholiſches Pfarrdorf mit 826 Einwohnern, Ackerbau und Viehzucht, im großherzogl. Badenſchen Bezirksamte Villingen, über eine teutſche M. nordöſtl. von der Amtsſtadt am Anfange des Neckars, mit den Trümmern und Spuren zweier Burgen in ſeiner Feldmark, die auf ein ehemaliges, von ihm benanntes Rittergeſchlecht ſchließen laſſen. (*T. A. Leger.*)

DAUCHSTEIN, verfallene Ritterburg im großherzogl. Badenſchen Bezirksamte Mosbach und grundherrl. gräfl. Waldkirch'ſchen Amte Binau, auf einem hohen Berge am Neckarſtrome, von Weinbergen umgeben, berühmt wegen ihrer romantiſchen Lage und ihrer ſchönen Ausſicht, beſonders in die oberen Neckargegenden bis Heilbronn. Ihre Geſchichte iſt bis jetzt noch ganz im Dunkel der Vorzeit verhüllt. Zu ihr führt ein alter Weg, den man heute noch den Reiterpfad nennt. (*T. A. Leger.*)

DAUCIONES, Volk. Die Daukionen — *Δαυκίωνες* — gehören zu den ſechs Völkerſchaften, die Claudius Ptolemäus auf ſeiner größten der vier ſkandiſchen Inſeln, die vorzugsweiſe Skandeia heißt, dem ſüdlichen Theile des heutigen Schwedens, als heimiſch aufgezeichnet hat [1]. Kein anderer Schriftſteller kennt dieſen Volksnamen. Nach der Schilderung des alexandriniſchen Geographen laſſen ſich die Sitze der Daukionen nur muthmaßlich beſtimmen. Die Weſtſeite der vermeintlichen Inſel bewohnten die Chädeiner, die Oſtſeite die Phavonen und Phiräſer, die Südſeite die Guten und Daukionen und das Mittelland die Levonen. Nach dieſer Angabe hauſten die Guten offenbar in dem ſüdlichen Theile des alten Gothien, wohin ſie ſchon ihrem Namen nach gehören, und die Daukionen neben ihnen in Südermanland und Upland, ſo daß beide Völker die Südoſtküſte Schwedens zur Zeit des Ptolemäus beſetzt hielten. Da ſich indeſſen in jener Gegend weder in den alten Gaubenennungen noch in den Ortsnamen eine Hindeutung auf die einſtige Anweſenheit der Daukionen entdecken läßt, ſo möchte ich vermuthen, daß der Volksname nicht in urſprünglicher Geſtalt auf uns gekommen iſt. Ohnedies ſcheint der Text des Ptolemäus in der Schilderung Skandiens ſehr verdorben zu ſeyn, wie wir aus einer Stelle des Jornandes ſchließen müſſen, welcher behauptet, Ptolemäus habe auf jener Inſel ſieben Völkernamen genannt, während wir jetzt in allen Recenſionen des ptolemäiſchen Textes blos ſechs vorfinden [2]. Vielleicht lautete der Name urſprünglich Dankionen — *Δανκίωνες*, — und dann würde er mit den Danis des Jornandes identiſch ſeyn, die vor ihrer Vertreibung durch die Heruler bei Danmora in Upſala-Län und in den benachbarten Kü enſtrichen heimiſch geweſen zu ſeyn ſcheinen, alſo in eier Gegend, in welcher nach der ſummariſchen Beſtimung des Ptolemäus die Stammſitze der Daukionen ebenalls geſucht werden müſſen. (Vergl. den Art. Dani.)

---

[1] *Ptolemaei* Geograph. II, c. 11. p 61. ed. *Pet. Bertii.*

[2] *Jornandes de Reb. Get. Edit. Lugdun.* p. 1057. In Scanzia vero insula — licet multae et diversae maneant nationes, septem tamen earum nomina meminit Ptolemaeus. Und die andere Stelle, die kurz vorhergeht, nach welcher Ptolemäus die Inſel mit dem Blatte einer Ceder verglichen haben ſoll.

(*Aug. Wilhelm.*)

DAUCUS *L.* (Mohrrübe). Eine Pflanzengatung aus der Gruppe der Caucalinen der natürlichen Failie der Umbellaten und aus der zweiten Ordnung der ünften Linnéſchen Klaſſe. Char. Die gemeinſchaftlihen und beſondern Doldenhüllen vielblätterig, halbgeiedert; die Blumen meiſt ſtrahlig; die Frucht ablang, nit fünf ſtachelichten Rippen und dazwiſchen liegenden orſtigen oder ſtachlichten Winkeln; der Eiweiskörper uſammengewickelt oder halbmondförmig. Von den 18 ekannten Arten, Kräutern mit zuſammengeſetzten Blätern, ſind die meiſten auf den Küſten des Mittelmeeres inheimiſch; D. hispidus *Desf.* wächſt dort, in der Noriandie und in Cornwallis; D. montanus *Humb.* in Leu-Granada; D. montevidensis *Link.* in Montevideo nd der zweifelhafte D. depressus *Spr.* (Athamanta deressa Don.) auf dem Himalaya-Gebirge. Die verbreietſte Art iſt D. Carota *L.* (die gemeine Mohrrübe), elche ſowol wild (D. C. sylvestris), als angebaut (D. . sativus) in Europa, Aſien und Amerika vorkommt. Dieſes zweijährige, hackerige Kraut hat dreifach gefiederte Blätter, halbgefiederte Blättchen, deren Fetzen lanzettörmig und borſtig zugeſpitzt ſind, Doldenhüllen, welche en Dolden an Länge faſt gleichen und Früchte mit geraen Stacheln. (Abb. Flor. dan. t. 723., Engl. bot. 174.) — Die Mohrrübe war ſchon den Alten als Nahungs- und Heilmittel bekannt: Diphylus von Siphnus beim Athenäus) nennt ſie in ſeiner Abhandlung über te Nahrungsmittel τὸ χαρωτὸν, Dioskorides (Mat. ned. III. 52. p. 401. ed. Spr.) ὁ σταφυλῖνος, welches Wort bei andern Schriftſtellern die Paſtinake bezeichnet. Unter den vielen Abarten der Mohrrübe iſt beſonders ine, D. mauritanicus *L.*, bemerkenswerth, weil bei hr beſtändig die mittelſte Blume der Dolde fehlſchlägt ind ein purpurrothes, fleiſchiges Knöpfchen bildet. — Eine andere Art iſt D. gummifer *Lam.* (Enc., Abb. Moris. hist. sect. 9. t. 13.), ein ſteifbehaartes, zweijähiges Kraut mit meiſt dreifach gefiederten, glänzenden Blättern, eiförmigen, eingeſchnittenen, zugeſpitzten Blättchen und breiter, am Rande trockenhäutiger Dolenhülle, welche weit kürzer iſt, als die Dolde. Dieſe Pflanze, welche in Italien und Sizilien einheimiſch iſt, chwitzt aus verletzten Stellen einen klebrigen, aromatichen Saft aus, das ſiziliſche Bdellium der Araber ind Latinobarbaren.

(*A. Sprengel.*)

DAUCUS CAROTA *L.*, gemeine Möhre, Mohrübe, gelbe Rübe oder Wurzel, Carotte etc. (ökonomiſch, chemiſch und arzneilich):

1) Die auf trockenen Stellen und Bergen wachſende wilde Möhre, Dauc. sylvestris, hat eine dünne, holzige und unſchmackhafte Wurzel. Das Kraut derſelben dient zum Viehfutter; aus den Samenſtengeln bereitet man hier und da mit Käſematten eine Art Handkäſe, indem man die weiche Matte um die Samendolde herum drückt und dann wie gewöhnlich auf Horden trocknet. Dieſer Käſe ſchmeckt gewürzhaft und heißt in der Volksſprache Stielquark.

2) Von der durch Kultur veredelten, entweder ſpindel- oder cylinderförmigen Wurzel des Daucus sativus gibt es, außer der weißen, als der geringſten, und der rothgelben engländiſchen oder holländiſchen, welche die beſte iſt, bei uns zwei Hauptſpielarten. Die orangefarbige oder goldgelbe, welche etwas feiner, würziger, und die citronen- oder hellgelbe, welche ſüßer, aber nicht ſo fein ſchmeckt. Dieſe läßt ſich länger aufbewahren, jene wird im Winter leicht anbrüchig. In den Gärten baut man vorzüglich die Frühmöhren, von welchen der Same aus Holland zu uns kam. Sie unterſcheiden ſich durch ihre dunklere Farbe und ſind theils goldgelb, theils roth- oder braungelb, und haben kurze Blätter. Jetzt ſind die holländiſchen größtentheils ausgeartet. — In einem fetten, aber nicht friſch gedüngten, mit vielem Sand vermengten Boden werden die Möhren beſonders wohlſchmeckend und auch früher eßbar, zumal wenn ſie im Frühjahre geſäet wurden. Noch gibt es ſchwarzrothe und citronengelbe, ſpindelförmige, große Carotten aus Avignon in Frankreich, kleine gelbe und kleine rothgelbe, cylinderförmige aus Holland ꝛc. Wakenroder (ſ. deſſen Dissert. de Anthelmint. regni vegetabilis. Gott. 1826. p. 4.; teutſch in Geigers Magaz. für die Pharm. Mai 1827. 8.) fand darin, außer vielem Schleimzucker, ein eigenes, farbloſes Ätheröl von beſonderem, ſtarkem Geruche und erhitzendem Übelgeſchmacke, und einen eigenen, kryſtalliniſchen, purpurfarbigen Stoff, der in Äther- und Fettölen löslich und den Harzen analog iſt. Braconnot will daraus ſeine Gallert- oder pektiſche Säure dargeſtellt haben (ſ. dieſ. Art. unten).

Der friſch ausgepreßte Möhrenſaft enthält, nach Vauquelin (in d. Annal de Ch. Mai 1829. daraus teutſch in Erdmanns Journ. f. techn. u. ökonom. Ch. ꝛc. 1829. V. 4. S. 451 ꝛc., bei Geiger a. a. O. 1830. S. 183 ꝛc., und in Buchners Repertor. für die Pharm. XXXII. 3. S. 904 ꝛc.) Eiweisſtoff, und mit dieſem verbunden, eine fettige, harzähnliche Subſtanz von ſchöngelber Farbe (Carotin), und Mannit oder Mannazucker, ferner eine ſchwer kryſtalliſirbare, zuckerige Materie, eine organiſche Subſtanz, welche durch den Zuckerſtoff auflöslich gemacht wird, und Äpfelſäure. Der Salzrückſtand des eingeäſcherten Saftes beſteht aus Kali und Kalk mit Phosphor- und Kohlenſäure verbunden. Der durch kaltes Waſſer erſchöpfte Rückſtand enthält: Pflanzenfaſer und Gallert- oder pektiſche Säure, oder den Stoff, der ſich darein umwandelt, wenn man ſie nicht als ſchon gebildet darin annehmen will. — Der Zuckerſtoff der Möhren in keinem ganz reinen Zuſtande iſt der Weingährung fähig, verliert aber dieſe Eigenſchaft in Verbindung mit der obigen organiſchen Subſtanz und wird dann zu Mannazucker.

Diätetiſch gehören zumal die jungen, ſaftigen, gut durchkochten Carotten, als Frühgemüſe, zu den leichtverdaulichen, wohlnährenden, etwas laxirenden Wurzelgewächſen. Zu alt ſchwächen ſie, vermöge ihres vielen, etwas holzigen Faſerſtoffes, oft die Verdauung und erregen, in Menge genoſſen, leicht Durchfall, oder gehen zum Theil unverdaut durch den Stuhl wieder ab, beſonders wenn ſie nicht weich genug gekocht ſind. Nach Vauquelin und Percy enthalten ſie 14 Pfund Nährſtoff.

Früh nüchtern und roh genoſſen, ſind ſie bei Kindern ein gutes Hausmittel gegen Spulwürmer. Auf dem Reibeiſen gerieben, dienen ſie überhaupt gegen Magendrücken und Magenweh.

Bei den Franzoſen ſind ſie ein gewöhnliches Suppengewürz, und bei uns, mit Eſſig, Öl, Salz und Pfeffer gewürzt, ein lieblicher Winterſalat. Geröſtet geben ſie einen fadſüßlichen Afterkaffee; roh und friſch wirken ſie, gleich ihrem Samen, harntreibend. Bei den Arabern und in Indien gelten ſie für ein treffliches Aphrodiſiacum. — Der Möhrenbranntwein iſt zwar gut, aber wegen der Vorarbeiten theurer als der Kornbranntwein.

In England füttert man Pferde, auch bei ſchwerer Arbeit, lange Zeit blos mit Mohrrüben und Heu. Für Kühe, welche davon viele und gute Milch geben, ſind ſie, gleich wie für Schweine und Gänſe, die man damit mäſtet, ein gutes Sommer- und Winterfutter.

Arzneilich gebraucht man die Carotten, zerrieben und erwärmt, äußerlich als Breiumſchlag auf Geſchwüre, ſelbſt Krebsgeſchwüre, deren Schmerzen ſie, vermöge der bei einem gewiſſen Grade von Gährung entwickelten Kohlenſäure, wenigſtens lindern, zugleich aber die ſchwieligen Ränder erweichen, die jauchige Eiterung und den übeln Geruch verbeſſern. — Deshalb wirken, nach Polack ꝛc., Halbbäder aus abgekochten Möhren mit Zuſatz von Cicuta, Hyoſciamus ꝛc. ſo heilſam bei Mutterkrebs. — Gleich gute Dienſte thut der Carottenbrei bei ſcorbutiſchen Geſchwüren und bei Verbrennungen.

Der Möhrenſaft, succus Dauci inspissatus, Roob Dauci, deſſen einfachſte, beſte Bereitungsart Pohl lehrt in ſeinen hauswirthſchaftlichen Neuigkeiten, Leipz. 1829. Heft 4. S. 462 ꝛc., beſteht aus dem Zucker- und Riechſtoffe der Möhren, verbunden mit Schleim und einem gelinden Empyreuma. Er muß zähe und dicklich genug ausfallen, gelbbräunlich von Farbe ſeyn und einen reinen, ſüßen Wohlgeſchmack haben. Zu wenig eingedickt und an einem warmen Orte aufbewahrt, gährt er fort, beſchlägt, ſchmeckt dann ſäuerlich, fad, moderig, der angebrannte aber brenzlich, bitter. Durch Einkochen in kupfernen oder meſſingenen Gefäßen wird er leicht kupferhaltig, ſomit der Geſundheit ſchädlich; der gewöhnlich verkäufliche iſt daher auf Kupfer zu prüfen.

Fürs Haus wird er ſtatt des Honigs benutzt und in der Ökonomie zum Gelbfärben blaſſer Winterbutter. Auch läßt ſich daraus durch Gährung und Deſtillation Branntwein bereiten (ſ. oben).

Arzneilich iſt er vermöge ſeines Riechſtoffs ein gutes Wurmmittel für Kinder; außerdem bei Huſten, Heiſerkeit, bei chroniſch-entzündlichen Bruſtkrankheiten ein gelindes Reizmittel für die Lungen, ein mildes Expectorans; der aus geriebenen Möhren kalt ausgepreßte Saft, täglich mehremal zu einem Eßlöffel, empfiehlt ſich vorzüglich gegen Keuchhuſten. Noch dient er zu einem einhüllenden Mittel für ſcharfe Reize, ſowie gegen die Ruhr und beim Blaſenſtein. Innerlich und äußerlich bedient man ſich ſeiner mit Nutzen bei Aphthen, äußerlich auch, als Überſchlages, entweder für ſich allein oder als Vehikels für andere Heilmittel, ſtatt des Carottenbreies, bei ſchlimmen, krebsartigen Geſchwüren (ſ. oben).

3) Der wilde Möhrenſamen, deſſen vorwaltende Grundſtoffe ein ätheriſches Princip und Schleim ſind, wird, zerſtoßen, mit gutem, weißem Weine angeſetzt und täglich von Erwachſenen zu einem Theelöffel genommen, von Handel gegen Skropheln gerühmt, wenn er ſtarken Harnabgang bewirkt; auch wird der wäßrige Aufguß davon bei Harn- und Steinbeſchwerden empfohlen. Man kann Wein oder Bier aufgießen.

4) Die in der Mitte der Carotten-Dolde ſitzende unfruchtbare rothe Blume der wilden Art gibt mit Limonienſaft eine ſchöne Carminfarbe.

(*Th. Schreger.*)

Daucus creticus ſ. Athamanta.

DAUDALUS Boie (Ornithologie), Gattung aus der Familie der Meruliden, deren Kennzeichen auch ſie von den übrigens nahe verwandten Sängern unterſcheiden. Die Ferſen ſind nicht mit Tafeln belegt, ſondern geſtiefelt, die Flügel ſehr ausgebildet, die Augen groß, die Beine überaus ſchmächtig, das Gefieder olivenbraun mit roſtrothen Abzeichen. Die bekannten Arten wiederholen die Krammetsvögel in kleinerm Maßſtabe, bilden einen Übergang von denſelben zu den Fliegenſchnäppern und ſind gleich letztern geſchickte Fliegenjäger. Außer der Fortpflanzungsperiode leben ſie aber auch von Beeren und niſten auf trocknem Laube auf der Erde. Man findet dergleichen in Europa und Afrika.

Hieher 1) das bekannte Rothkehlchen, Motacilla rubecula Lin. mit dunkel olivengrauem Oberkörper, weißlichem Unterkörper, grauen Seiten und ſchön gelbrother Stirn, Vorderhalſe und Oberbruſt. Zwei afrikaniſche Arten ſtehen demſelben in allem Betrachte ſehr nahe.

2) Turdus phoenicarus Gm., le Janfredic Vaill oiseaux d'Afrique pl. III. fig. 2. Größe der Nachtigall, Farbe des vorigen, allein auch der Schwanz roſtfarben, Augengegend ſchwärzlich, mit weißlichem Streif über den Augen. Liebt im Herbſte die Trauben. Sehr gemein am Kap.

3) Turdus ruficandus Gm. Le reclameur Vaill. l. c. pl. 104. Obere Theile bräunlichgrau mit Seidenglanz, untere heller. Schwanzfedern, mit Ausnahme der mittelſten ſchwarzbraunen, ſchön olivenfarben. Größe des vorigen.

Mehre andere ſind weder abgebildet noch beſchrieben.

(*Boie.*)

DAUDE, Adrian, Profeſſor in Würzburg, geboren zu Fritzlar den 9. November 1704, ließ ſich zu Mainz in den Jeſuiterorden aufnehmen, lehrte in den Ordensſchulen zu Heiligenſtadt, Mannheim, Mainz und Wetzlar und legte 1738 die Ordensgelübde ab. In demſelben Jahre erhielt er zu Bamberg den philoſophiſchen Lehrſtuhl, wurde dann auf der hohen Schule zu Würz-

urg Profeſſor der Polemik und Geſchichte und ſtarb den
2. Juni 1755. Er ſtand in und außer ſeinem Orden in
orzüglicher Achtung, wußte den wiſſenſchaftlichen Eifer
er Studirenden anzuregen, brachte hiſtoriſche Disputir-
bungen in Gang und ſchrieb: Majestas hierarchiae
cclesiasticae etc., ex dogmatibus theologicis, sacris
anonum statutis, historia eccles. et civili proposita.
Bamb. 1760. Vol. II. 4. zuſammen 4 Alph. 5 Bogen
zuerſt als Diſſertat. Würzb. 1746. 4. auf 46 Seiten).
Historia universalis pragmatica romani imperii et re-
norum, provinciarum, una cum insignioribus monu-
nentis hierarchiae ecclesiasticae. Tom. I. cont. appa-
atum chronol., notitiam sex priorum mundi aetatum
t hist. univ. rom. imp. ab ejusdem primo monarcha ad
Constant. M. Wirceb. 1748. T. II. P. I. cont. hist.
aec. IV. et V. a Const. M. ad Augustulum. Ib. 1751.
T. II. P. II. cont. hist. ab Aug. ad Carolum M. Ib. 1751.
Hist. univers. etc. Vienn. Vol. II. 1755. 8. (weder prag-
atiſch noch genau). Von einem ungenannten Jeſuiten
ach des Verfaſſers Tode verb. und herausgegeb. zu Ve-
edig 1756. 1. Bd. in 4. Hist. univ. rom. imp. etc. (ab
jus haerede in compend. red.) Wirceb. 1757—60.
Vol. II. 8. *) (*Baur.*)

DAUDEBARDIA *Hartmann* (Mollusca). Die-
e von Cuvier (regne animal. ed. 2.), ſowie von
Blainville (Manuel de Malacologie 1825.) übergan-
ene, obſchon im J. 1821 (Syſtem der Erd- und Süß-
aſſer-Gaſteropoden Europa's, von Hartmann von
Hartmannsruthi. Nürnb. 1821.) aufgeſtellte Schne-
kengattung, deren beide Arten ſchon Draparnaud
Hist. nat. des Mollusq.) als zur Gattung Helix gehörig
eſchrieben, und die Feruſſac in ſeiner Gattung He-
x als Untergattung Helicophanta (ſ. d. Art.) aufführt,
ellt Menke (Synopsis Molluscorum ed. 2. p. 14.) in
ie Familie Helicea, Abtheilung Tetracera, zwiſchen
Vitrina und Succinea. Die Kennzeichen ſind: die
Schale, ein vollſtändiges Gehäuſe, rechts gewunden,
äßt den Bewohner nicht ganz, iſt rundlich oder beinahe
hrförmig, nur aus wenigen Windungen beſtehend und
ehr brüchig, die letzte Windung iſt groß. Die Mün-
ung iſt halbmondförmig, oft ſehr ausgeſchweift, weit.
Abb. l. c. t. 1. f. 9.) — Die beiden Arten ſind um deſ-
willen ſehr merkwürdig, weil ſie den Übergang von den
ackten Schnecken zu denen mit einer Schale machen.

1) D. brevipes *Draparnaud* (Hist. nat. d. Mol-
usq. d. l. France. pl. VIII. f. 30—33. *d'Audebard*
e Ferussac Hist. des Mollusques. pl. X. f. 1. — Heli-
ophanta br. Pfeiffer Naturgeſchichte teutſcher Land-
nd Süßwaſſermolluſken. 3. Abth. p. 12. t. IV. f. 1.
. 3. — wobei auffallend iſt, daß hier das Citat aus
Hartmann fehlt). Das 6—8''' lange Thier dreimal
o lang als die Schale, von dieſer nur am äußerſten Ende
edeckt. Der Rücken dunkelgrau gekörnt; Kopf und
ußſohle weiß; Fühler beinahe ſchwarz. Zwiſchen den
obern Fühlern befinden ſich zwei Furchen, welche längs dem Rücken bis zur Schale divergirend hinziehen und ſich da mit zwei gleichen Furchen, die an beiden Seiten vom Fußrande aufſteigen, vereinigen. Wenn das Thier ausgeſtreckt iſt, liegt die Schale platt auf und deckt die Fußſpitze. Die Reſpirationsöffnung verhältnißmäßig groß, weit geöffnet, an der rechten Seite unter der Schale. Dieſe $2-2\frac{1}{2}'''$ lang, platt, röthlichgelb, dünn, durchſcheinend, matt glänzend, bogig geſtreift. Das Gewinde mit $2-2\frac{1}{2}$ Windungen; die letzte bildet faſt das ganze Gehäuſe. Mündung gerundet, ſehr groß, länger als breit, zur Axe ſchief ſtehend. Mundſaum einfach, Nabel offen, erweitert. — Findet ſich an feuchten, ſchattigen Orten unter Steinen, Moos, verweſendem Laube, z. B. in Heſſen am Schöneberg bei Hofgeismar, bei Überlingen am Bodenſee, wo ſie aber nicht mehr vorkommen ſoll. Gehört zu den ſeltenſten Schnecken Teutſchlands.

2) D. rufa *Draparnaud* (gleich obiger nicht Hartmann noch Pfeiffer, denn dieſe haben ſie ja nur in eine anders benannte Gattung geſtellt; Draparnaud benannte ſie aber zuerſt als Art. Durch Nichtbefolgung der Regel, den erſten Namengeber der Art beizubehalten, entſteht grenzenloſe Verwirrung! *Drap.* l. c. f. 26—29. *Fer.* l. c. f. 2. Pfeiff. a. a. O. f. 4—5). Thier $3-4\frac{1}{2}'''$ lang, im Weſentlichen mit vorigem übereinſtimmend, nur dunkler mit längern Fühlern. Die Eingeweide zum Theil ſelbſt durch die Schale ſichtbar. Schale aus zwei Windungen beſtehend, mehr niedergedrückt; $1\frac{1}{2}-1\frac{3}{4}'''$ lang. Mündung ebenſo hoch als breit. Aufenthalt in Geſellſchaft voriger.

(*D. Thon.*)

DAUDET, Jean Baptiste, geb. zu Lyon 1737, wurde von ſeinem Vater, der Kupferſtecher und Kupferſtichhändler war, unterrichtet und vervollkommnete ſich zu Paris in ſeiner Kunſt, indem ſich Wille ſeiner annahm, für welchen er auch mehre Platten nach Dietrich geſtochen hat. Die Werke dieſes Meiſters, Landſchaften und Seeſtücke in großem Format, ſind geiſtreich behandelt. (Huber's Handb. Thl. 8. S. 271.) (*A. Weise.*)

DAUDET, N. Chevalier, aus Nimes, Ingenieur-Geograph des Königs und der Königin von Frankreich in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, edirte: Le plan de la ville de Rheims, avec les céremonies du sacre. 1722. fol. Nouveau guide des chemins du royaume de France, contenant toutes les routes tant gén. que particulières. Par. 1724; 1733. 12. Epitre héroique à la reine, sur sa maladie. 1726. 12. Journal hist. du première voyage du roi Louis XV. dans la ville de Compiègne, de l'ouverture du congrès convoqué à Soissons etc. Par. 1729. 12. Hist. de l'auguste naissance de Msgr. le dauphin (Louis). Ib. 1731. 8. Mém. instructif (avec pièçes) concernant le canal de Conti. Ib. 1733. 4. Nouvelle introduction à la géometrie prat. Ib. 1740. Vol. II. 12. Mehre Karten von franzöſiſchen Provinzen *). (*Baur.*)

DAUDIN, François-Marie, Sohn eines Gene-

---

*) Bönicke's Geſchichte d. Univ. Würzb. 2. Th. 96—102.
äck's Pantheon der Literaten Bambergs, Heft 1, 194; Heft 7,
192. Meuſel's Lex. d. verſt. Schriftſt. 2. Bd. Baader's
ex. verſt. baier. Schriftſt. 1. Bd. 1. Th. 90.

*) Biogr. univ. T. X. (von Vincens St. Laurent).

raleinnehmers der Finanzen, geb. zu Paris 1776 und geſt. daſ. 1804, iſt der Verfaſſer mehrer naturhiſtoriſcher Werke, die jedoch nur als mittelmäßige Compilationen zu betrachten ſind. Tableau des divisions, sous-divisions, ordres et genres des mammifères et oiseaux, d'après la methode de M. Lacépède, avec l'indication de toutes les espèces decrites par Buffon, et leur distribution dans chacun des genres. 1802. 12. Traité élémentaire et complet d'ornithologie. 2 Bde. 4. 1800. (unvollendet geblieben). Histoire naturelle des reptiles. 6 Bde. 8. 1802—3. Histoire naturelle des rainettes, des grenouilles et des crapauds. 1803. Mehre dieſer Werke, beſonders das über die Reptilien, haben indeß Kupfer nach ſehr netten Zeichnungen von der Hand der Gattin des Verfaſſers, die kurz vor ihm ſtarb. Seine einzelnen Abhandlungen ſammelte er in ſeinem Recueil de memoires et de notes sur des espèces inédites ou peu connues de Mollusques et de Zoophytes. 1800. 8. (*H.*)

DAUDNAGAR (Davidsſtadt), in der britiſch-vorderindiſchen Provinz Bahar, zwei Meilen vom öſtlichen Ufer des Fl. Soane, mit 8000 Häuſern, 48000 Einw., deren Hauptnahrungszweige Baumwollenwebereien und Verfertigung des Opium ſind. (*H.*)

DAUENBERG, zerſtörte Ritterburg und landesherrliches Kammergut mit 11 nach Eigelberg eingepfarrten Bewohnern kathol. Religion, im großherzogl. Badenſchen Bezirksamte Stockach und in der ehemal. Landgrafſchaft Nellenburg, gehörte vordem den Freiherren von Stuben. (*T. A. Leger.*)

Daufers ſ. Taufers.

DAUGENDORF, ein kath. Pfarrdorf im Oberamte Riedlingen und Donaukreiſe des Königreichs Würtemberg mit 438 Einwohnern. Der Ort kommt ſchon in Urkunden zu Anfange des 9. Jahrhunderts vor. (*Memminger.*)

Daulia, Daulias und Daulion ſ. Daulis.

DAULIS, Stadt in Mittelgriechenland, in der Provinz Phokis, auf der Hauptſtraße nach dem weſtlicher liegenden Delphi, am ſüdöſtlichen Abhange des Parnaſſus. Strabo (9, p. 648) ſagt: bei Homer heiße die Stadt Daulis, bei Späteren Daulia. Einige nennen das Gebiet der Stadt Daulia, Andere Daulion; beide Namen kommen aber auch für die Stadt ſelbſt vor. Nach Einigen hat die Stadt ihren Namen von der Nymphe Daulis, einer Tochter des Flußgottes Kephiſſos, nach Andern von δαῦλον, welches ein dicht eingehegtes, verwachſenes Gebiet bezeichnet habe (Paus. 10, 4. Strabo a. a. O.). Die Stadt lag auf einer Anhöhe und war gut befeſtigt (Thucyd. 2, 29.), und hatte nach Pauſanias die größten und ſtärkſten Bewohner von ganz Phokis. Noch jetzt ſieht man die Ruinen der alten Befeſtigung, der Ort ſelbſt iſt verſchwunden, in der Ebene aber erinnert ein Dörfchen Daulia von etwa 50 Häuſern an das alte Daulis, welches einen Tempel der Minerva mit einem alten Götterbilde hatte. Hier ſoll, wie Strabo ſagt, der Thrakier Tereus geherrſcht, und nach Thukydides die Begebenheit mit Philomele und Prokne, welche Andere nach Megaris verſetzten, vorgefallen ſeyn (vergl. Paus. a. a. O. Apollod. 2, 14, 11.). Prokne wurde in eine Schwalbe, Philomele in eine Nachtigall verwandelt, und beide kommen daher bei den Dichtern als Daulias avis, oder auch blos als Daulias, vor. (*H.*)

DAULSEN, ein ½ Meile von Verden gelegenes, und in die Domkirche daſelbſt eingepfarrtes Dorf, merkwürdig als der Geburtsort des bekannten Seeräubers Gädke Michaelis, deſſen Gehilfe ein gewiſſer Klaus Störtebeker war. Beide wurden, nebſt vielen andern, von den Hamburgern gefangen genommen und hingerichtet. (Verſuch einer zuverläſſigen Nachricht von der Stadt Hamburg. 1. Th. S. 344. Wilkens hamburgiſcher Ehrentempel. S. 6 u. 7.) Ihre Wapen ſtehen noch in einem Fenſter des hohen Chors im Dom zu Verden. (*Schlichthorst.*)

DAUM bedeutet in der Seeſprache ſo viel, als die Länge eines Zolles. (*Braubach.*)

DAUM, Christian, Rektor in Zwickau, wo er den 19. März 1612 geboren war. Schon in ſeinem 8. Jahre hatte er es im Lateiniſchen und Griechiſchen ziemlich weit gebracht, und auf der hohen Schule zu Leipzig ſetzte er die linguiſtiſchen Studien eifrig fort, wurde aber zweimal durch die Peſt zur Flucht genöthigt, nahm eine Hofmeiſterſtelle an, wurde 1642 dritter Kollege an der Schule in Zwickau und ſtarb als Rektor dieſer Anſtalt den 15. December 1687. Außer der lateiniſchen und griechiſchen Sprache verſtand er auch Hebräiſch, Arabiſch, Türkiſch, Böhmiſch, Spaniſch, Franzöſiſch und Italiäniſch, war ein ſehr fertiger lateiniſcher Dichter, ſtand mit vielen Gelehrten in Italien, Frankreich, Holland, Schweden, Dänemark und Teutſchland in Briefwechſel, und wurde als ein eifriger Beförderer der humaniſtiſchen Studien von ſeinen Zeitgenoſſen geſchätzt. Aus der großen Zahl ſeiner für ihr Zeitalter nützlichen, zum Theil noch jetzt beachtenswerthen Schriften bemerken wir: De causis amissarum quarundam latinae linguae radicum, uti et multarum vocum derivatarum. Cygneae 1642. 8., wieder abgedruckt in Graevii collect. dissertatt. rariss. Traj. 1716. p. 447—535; war eigentlich nur der Vorläufer eines größern Werks, an dem Daum zeitlebens arbeitete, das er aber unvollendet hinterließ. Strenae, seu vota metrica, vario carminum genere. Ib. 1646. 8. Versiculus ex anthologia graeca latinis hexametris plus trecenties redditus. Ib. 1652; eine Spielerei, als Beweis eines fruchtbaren Geiſtes merkwürdig. Catonis disticha, graece à Planude etc. germ. a Mart. Opitio expressa, cum excerptis ac notis edid. Ib. 1652; 1662. 8.; die erſte Auflage 120, die zweite 242 Seiten. Palaponista Bernheytensis, sive de vita privata et aulica lib. II. versibus leoninis scripti. Ib. 1660; nicht die erſte Ausgabe, wie Daum meinte, eine frühere erſchien zu Cöln 1504. Ravisianae et quaedam J. A. Campani epistolae. Ib. 1662. 8. Homiliae ac meditationes in festum nativit. J. C. ex patrum operibus collectae. Ib. 1670. 8. Hieronymi graeci libellus de trinitate et Gennadii, patriarchae Constantinopolitani, opuscola; item Hieronymus de baptismo. Ib. 1677. 8. Fabulae Camerarii cum indice et aliis carmine redditarum et alibi reperiendarum, c. not. Lips. 1679. Henrici Septimellensis seu pauperis elegia, sive dialogus de diversitate fortunae et philosophiae consolatione. Ib. 1680; erſte Ausgabe, en gedruckt zu Florenz 1730. 4. Bened. P. Petrocorii de vita B. Martini lib. VII.; carmen ad Restitutum, et epigrammata Basilicae B. Martini apud Turones inscriptum, cum Fr. Jureti, Casp. Barthii nepot., J. Fr. Gronovii et suis notis, recens. Ib. 1681. 8.; voraus ein Verzeichniß aller chriſtlichen Dichter, die über religiöſe Gegenſtände geſchrieben haben. Mit Thomas Reineſius und Kaspar Barth lebte er in freundſchaftlichen Verhältnissen, und er hat mehre Schriften des letztern zum Druck befördert: Soliloquiorum rerum divinarum lib. XX. Cygn. 1655. 4. Animadverss. ad Claud. Mamerum; ad Guil. Britonem; Statii Papiniani opera cum animadverss. Barthii et indice Daumiano; Petr. Areini colloquium muliebre etc. Aus Daums eigenem Nachlaſſe erſchienen 2 Brieffamlungen zu Dresden 1697, und zu Chemnitz 1709. 8. Seine Bibliothek und Manuſcripte kaufte der Rath von Zwickau. Daums Eltervater, Johann Daum, der als Sekretair dem Kurhauſe Sachſen nützliche Dienſte leiſtete, hat der Kaiſer Leopold I. mit ſeinen Brüdern und beider Nachkommen 1658 in den Adelſtand erhoben *). (*Baur.*)

DAUMAZAN, Damazan, Stadt im Bezirk Paniers des franz. Dep. Arriège, an der Rize, mit 217 Häuſ. und 860 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

Daumen ſ. Gliedmaſse.

DAUMKRAFT. Eine bekannte und bei der Maſchine ſehr nützliche Maſchine. Sie beſteht aus einer gezähnten Stange, welche durch ein Rad und zwei Getriebe in Bewegung geſetzt wird, und ein einziger Mann iſt im Stande, eine Laſt von 3 bis 4000 Pfund damit zu heben. Man bedient ſich dieſes Werkzeugs, um Wolle, Lumpen, Hanf u. ſ. w. damit zuſammen zu ſchrauben, damit ſie weniger Platz einnehmen, auch hebt man die Kanonen damit auf die Stapeeren und bringt ſie damit wieder herunter. (*Braubach.*)

Daumſchrauben ſ. Tortur.

DAUN, ein Flecken und Kreisort gleichen Namens im königl. preuß. Regirungsbezirke Trier, liegt in einer der höchſten Gegenden der Eifel (ſ. den Art.), am Fuße eines vulkaniſchen Kopfes, an welchem die Lieſer vorbeifließt[1]). Auf dem Berge, wo die Burg der alten Grafen von Daun (de Duna) war, ſoll, der Sage nach, ein römiſches Castrum geweſen ſeyn. Die Sage wird bekräftigt durch aufgefundene römiſche Steinſchriften und Götterbilder[2]). — In der Kirche des Ortes befinden ſich mehre Denkmale, Gemälde und Wapenſchilder der Grafen von Daun. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 563 Selen. — Vor der franzöſiſchen Beſitznahme gehörte der Ort dem Kurfürſten von Trier, und war der Sitz eines Amtsverwalters, der 58 Gemeinden zu verwalten hatte; unter der franzöſiſchen Regirung war er Hauptort eines Cantons. (*Wyttenbach.*)

DAUN, Leopold Joseph Maria, Graf von, öſtreichiſcher General-Feldmarſchall und oberſter Anführer der kaiſerlichen Truppen faſt während der ganzen Dauer des ſiebenjährigen Krieges, war aus einem der älteſten und edelſten Geſchlechter, das urſprünglich aus den Rheinlanden ſtammte (ſ. den vor. Art.; mehr über dieſes Grafengeſchlecht ſ. in den Nachträgen), und ſpäter in den öſtreichiſchen Erbſtaten heimiſch wurde, am 25. Sept. 1705 zu Wien geboren. Sowol ſein Großvater Wilhelm Johann Anton, geſtorben 1706, als ſein Vater Wirich Philipp Lorenz, geſt. 1741, waren kaiſerliche Feldmarſchälle; letzterer hatte ſich beſonders in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege ausgezeichnet und war von dem Könige Karl zum Grand von Spanien und Ritter des goldenen Vließes, auch zum Fürſten von Thiano ernannt worden und zweimal Vicekönig von Neapel geweſen. Seine Gemahlin war Barbara, Tochter eines Grafen von Herberſtein, und Leopold Joſeph ſein jüngerer Sohn. Dieſer wurde in Italien erzogen, ſtudirte in Rom und ſollte ſich dem geiſtlichen Stande widmen, wählte aber, aus vorherrſchender Neigung zum Kriege, den Maltheſerorden, in welchem er eine Kommende erhielt und den er bei ſeiner Verheirathung im Jahr 1745 wieder verließ. Im kaiſerlichen Dienſte ſtieg er, anfangs durch die Umſtände begünſtigt, bald aber auch durch eigenes Verdienſt gehoben, raſch empor. Schon im Alter von 20 Jahren war er Oberſter in dem Infanterieregiment ſeines Vaters, 1736 wurde er kaiſerlicher wirklicher Kämmerer, 1737 Generalmajor, 1739 Feldmarſchall-Lieutenant, 1740 Inhaber des Infanterieregiments Franz Wallis, 1745 Generalfeldzeugmeiſter, 1748 wirklicher geheimer Rath, 1751 Kommandant von Wien, 1753 Ritter des goldenen Vließes und 1754 Generalfeldmarſchall. Die erſten Feldzüge machte er gegen die Türken in den Jahren 1737 bis 1739 und wurde im letztern Jahre in der unglücklichen Schlacht bei Grotzka verwundet. In den erſten Kriegen der Kaiſerin Maria Thereſia focht er gegen die Preußen und Franzoſen. Er war bei der Belagerung von Prag, bei der Eroberung Baierns, bei dem berühmten Rheinübergange des Prinzen Karl von Lothringen am 23. Auguſt 1744 und bei deſſen Rückgange, und hatte ſich ſchon jetzt den Ruf eines tapfern, ſorgſamen und vorſichtigen Feldherrn erworben. Daher erbaten ſich bei dem eben erwähnten Rheinübergange die Grenadiere, welche die Avantgarde bildeten, ihn zum Anführer und bei dem Rückgange befehligte er die Nachhut und traf ſo gute Anſtalten, daß er nur viertehalb hundert Mann einbüßte. Mitten unter dieſen Feldzügen heirathete er am 1. März 1745 die junge Witwe eines Grafen von Noſtitz, Maria Joſepha, eine Tochter der kaiſerlichen Oberhofmeiſterin, Gräfin von Fux, die bei Maria Thereſia alles vermochte und ſelbſt von der Kaiſerin geliebt war. Dieſe, nicht kinderloſe, Verbindung verſchaffte ihm ein bedeutendes Vermögen, und er ſtand von nun an unter

---

*) *Feustelii* memor. Daumii. Lips. 1688. 4. und in Hagers Memor. philosoph. Dec. II. 306. *Loescheri* Memor. ejusd. renov. Witteb. 1701. 4. und in Rolls Memor. philos. 252. *Ludovici* hist. scholar. P. III. 99. *Fabricii* hist bibl. P. VI. 446. Mém. de Niceron. T. XXX. 114. *Saxii* Onomast. T. V. 562.

[1] S. die ſtatiſtiſch-topographiſche Beſchreibung des Regirungsbezirks Trier. IV. Lieferung. (im Trierſchen Taſchenkalender f. d. J. 1831.) Der Daunerbecher, ein eiſenhaltiger Sauerbrunnen, wird wenig benutzt. [2] S. Trierſche Chronik vom J. 1823. S. 100.

allen Umſtänden unerſchütterlich feſt in der Gunſt ſeiner Herrſcherin, welcher er ſchon früher von dem trefflichen General Khevenhüller auf dem Sterbebette dringend empfohlen war. Wenige Monate nachher, am 4. Juni 1745, war er in der unglücklichen Schlacht bei Hohenfriedberg und wurde abermals verwundet. Nach dem Frieden mit Preußen, der noch vor dem Schluß des Jahres erfolgte, führte er 1746 die Infanterie nach den Niederlanden gegen die Franzoſen und hatte in den folgenden Feldzügen, welche der Aachner Friede 1748 beendigte, mit ſeinem Corps meiſtens die Avantgarde. Man unternahm hierauf in Öſtreich die Einführung einer neuen Kriegsverfaſſung, deren Bedürfniß lange ſchon gefühlt worden war. Daun, der unermüdet thätige, am Hofe begünſtigte, patriotiſche und kenntnißreiche Feldherr, dem neben eigenen, reichen Erfahrungen auch die des Vaters und Großvaters zu Hilfe kamen, war mehr als irgend einer zu dieſem Werk geeignet und brachte es zu Stande unter endloſen Hinderniſſen, welche Eigennutz, Starrſinn, offener Widerſpruch und heimliche Kabale ihm in den Weg wälzten. Er benutzte dabei die Materialien, welche Khevenhüller, einſt ſein Lehrer, und lange vor ihm Montecuculi und andere, theils gedruckt, theils handſchriftlich hinterlaſſen hatten. Neben dem ſeit 1749 eingeführten Kriegsexercitium war auch die 1751 errichtete Militärakademie zu Neuſtadt ſein Werk. Die Kaiſerin, welche mit ihrer ganzen Familie dieſe neue Anſtalt beſuchte, fand ſie weit über ihrer Erwartung und ehrte den Begründer durch ein ehernes, zehn Fuß hohes und neun Centner ſchweres Standbild, welches im Ingenieurſaale aufgeſtellt wurde. Am meiſten wurde jedoch ſein Ruf durch den ſiebenjährigen Krieg ausgebreitet, obwol hier, wo er Friedrich II. gegenüber ſtand, ſeine Wirkſamkeit keine durchaus glänzende war. Nachdem die öſtreichiſchen Heere unter dem Oberbefehle Browns bereits den Kampf gegen Preußen eröffnet hatten, erhielt er im Frühling 1757 an die Stelle des plötzlich verſtorbenen Generals Piccolomini den Oberbefehl über ein Corps, welches derſelbe in Mähren zuſammengezogen hatte und welches die Hauptarmee in Böhmen unter Prinz Karl von Lothringen verſtärken ſollte. Er war mit demſelben bis Böhmiſch-Brod gekommen, als Friedrich II. am 6. Mai die Hauptarmee ſchlug und größtentheils in Prag einſchloß. Nach dieſem ſchweren Unfalle beruhte die letzte Hoffnung Öſtreichs auf Daun, der jedoch vor dem ſchwächern preußiſchen Heere des Herzogs von Bevern vorſichtig zurückwich, mehre Wochen nichts unternahm und ſich nur von allen Seiten her verſtärkte. Auf die gemeſſenſten Befehle von Wien aus, Alles zur Rettung des belagerten Heeres zu verſuchen, ging er endlich den 12. Juni vorwärts bis in die Nähe von Collin und erwartete dort in einer feſten, beinahe unzugänglichen Stellung den Angriff des Königs. Die Schlacht geſchah am 18. Juni und endigte, trotz der ausdauerndſten Tapferkeit der Preußen, mit ihrer Niederlage, vornehmlich, weil fehlerhafte Dispoſitionen eines Theils der Schlachtordnung das Fußvolk dem Einhauen der feindlichen Reuterei bloßſtellten. Dieſer erſte Sieg, welchen die Kaiſerlichen nach vielen verlornen Schlachten über die Preußen davon trugen, war auch unter allen Waffenthaten Dauns die glänzendſte und verdienſtlichſte und nicht ohne die härteſte Anſtrengung von ſeiner Seite errungen. Er wurde in dieſer Schlacht ſelbſt zweimal verwundet, blieb aber zu Pferde und ließ ſich erſt am ſpäten Abend verbinden. Sein Sieg erweckte in den öſtreichiſchen Staten die ausſchweifendſte Freude und veranlaßte die Kaiſerin zur Stiftung eines Militärordens, des erſten in der öſtreichiſchen Monarchie, von welchem Daun das zweite Großkreuz erhielt. Auch die Armee wurde belohnt und ihr Anführer erhielt die Vollmacht, die erledigten Stellen nach eigenem Gutdünken zu vergeben. Nach dem Entſatze von Prag trat der Prinz Karl von Lothringen nochmals an die Spitze der kaiſerlichen Heere, bis zu Ende des Feldzugs von 1757, der nach manchen von den Öſtreichern errungenen Vortheilen zuletzt durch die Niederlage bei Leuthen am 5. December, den unglücklichſten Ausgang für ſie nahm. Als dem Prinzen Karl hiedurch der Krieg für immer verleidet worden war, erhielt Daun den Oberbefehl, welchen er durch alle folgenden fünf Feldzüge bis zum Jahr 1762 unausgeſetzt führte. Der erſte derſelben, vom J. 1758, gehörte zu den glücklicheren. Er hemmte nochmals die Fortſchritte des Königs in den öſtreichiſchen Staten, vereitelte die Belagerung von Ollmütz und nöthigte, am 14. Oktober, durch einen nächtlichen Überfall die Preußen bei Hochkirch in der Lauſitz zum Rückzuge. Sein Plan bei dieſem Angriffe war von der Art, daß bei gehöriger Ausführung deſſelben der größte Theil des preußiſchen Heeres vernichtet ſeyn würde; aber er gelang nur ſehr mangelhaft, wovon Daun die Schuld dem verſpäteten Angriffe des Prinzen von Baden-Durlach beimaß. Auch die weitern Folgen dieſes Sieges wußte Friedrich beinahe gänzlich zu vereiteln. Dennoch erhielt der kaiſerliche Feldherr nach dieſer Schlacht von der Beherrſcherin Rußlands einen koſtbaren Degen und ſelbſt von dem Papſt geweihte Ehrengeſchenke. Das Jahr 1759 verging größtentheils ohne bedeutende Waffenthaten, bis zum 21. November, wo Daun den preußiſchen General Fink bei Maxen mit großer Übermacht angriff und ihn mit ſeinem Corps von 11000 Mann gefangen nahm. Im J. 1760 rettete er das von den Preußen belagerte Dresden, konnte aber nicht verhindern, daß Laudon in ſeiner Nähe am 15. Auguſt bei Liegnitz von dem Könige geſchlagen wurde. Am 3. November bei Torgau angegriffen, behauptete er lange das Schlachtfeld und glaubte ſich bereits Sieger; als aber die Preußen ſpät noch den Angriff erneuerten, befahl er den Rückzug, weil er wegen einer erhaltenen Wunde am Fuße vom Schlachtfelde zurückgehalten wurde und fürchtete, daß in ſeiner Abweſenheit durch die Dunkelheit der Nacht Verwirrung entſtehen und die Armee von der Elbe abgeſchnitten werden möchte. Als er hierauf, von ſeiner Gemahlin abgeholt, nach Wien zurückkehrte, kam ihm die Kaiſerin mit ihrer ganzen Familie zwei Meilen weit entgegen und führte ihn, wie im Triumphe, in die Stadt. Die zu ſeiner Heilung wurde er täglich von den kaiſerlichen Perſonen beſucht und die Kriegskonferenzen in ſeinem Hauſe gehalten. Als er zum erſtenmal das Haus verließ, wurde er als Mitglied in den neu errichteten Statsrath eingeführt. Seine fernern Kriegsthaten entſprachen jedoch dieſen Auszeichnungen wenig. Während des Jahres 1761 ſtand er unthätig in Sachſen, dem Prinzen Heinrich von Preußen gegenüber. Im J. 1762 hatte er wieder den König in Schleſien zum Gegner, wurde von ihm aus ſeinen Verſchanzungen bei Burkersdorf verdrängt und konnte es nicht hindern, daß Schweidnitz von den Preußen belagert und erobert wurde. Seine in den letzten Jahren immer mehr hervortretende Unthätigkeit machte ihn jetzt zum Gegenſtande des Spottes der Wiener, und der Vergleich mit dem thätigen Laudon gereichte ihm nicht zum Vortheil. Nach dem Hubertsburger Frieden arbeitete er von neuem an Verbeſſerung des Kriegsweſens. Kaiſer Joſeph billigte die meiſten ſeiner Vorſchläge. Er endigte aber ſeine Laufbahn bereits am 5. Febr. 1766. Auf ſeinem Sterbebette empfahl er der Kaiſerin dringend den General Laſcy. Die hohe Achtung der Kaiſerin gegen ihn offenbarte ſich noch nach ſeinem Tode durch die Auszeichnungen, welche ſeinem hinterlaſſenen Sohne zu Theil wurden. Er wurde vom Stabscapitän zum Oberſten erhoben und erhielt das Regiment ſeines Vaters. Er hatte indeß wenig Anlage zum Krieger und ſtarb ſehr früh. — Daun war ein unterrichteter Mann, der außer den Kriegswiſſenſchaften in allen Fächern der Statsverwaltung Kenntniſſe beſaß und von der Kaiſerin als wirklicher geheimer Rath in Allem zu Rathe gezogen wurde. Als Feldherr war er perſönlich tapfer, beſonnen und einſichtsvoll, aber übertrieben vorſichtig und unentſchloſſen. Nur ein einziges Mal griff er, im Laufe von fünf Feldzügen den König ſelbſt an, und obwol wegen der fehlerhaften Stellung des Königs bei Hochkirch der Erfolg des nächtlichen Angriffs gewiß war, mußte er doch von ſeinen Unterbefehlshabern beinahe mit Gewalt dazu gedrängt werden. Sein Verhältniß zu dem kaiſerlichen Hofkriegsrathe, deſſen Präſident, der Graf von Neuperg, ihm wenig wohlwollte, kann dieſe Vorſicht nur zum Theil entſchuldigen, denn auch in der Benutzung ſeiner Siege zeigte er ſich gleich bedenklich. Er war unermüdet thätig, kannte faſt kein Vergnügen, als die Arbeit und erlaubte ſich von Geſchäften nur wenige Stunden Erholung. Sein Charakter war ſehr rechtſchaffen und achtungswerth, er mißbrauchte ſeinen großen Einfluß nicht und ſchadete ſelbſt denen nicht, die ihm mißfielen. Er war religiös und beobachtete ſehr genau die gottesdienſtlichen Gebräuche der katholiſchen Kirche. Täglich hörte er die Meſſe, nie unterließ er, wenn er zu Wien war, den Sonnabendsandachten zu Mariahilf beizuwohnen, und beim Anfange jedes Feldzuges verrichtete er ſeine Devotion zu Mariazell. Seine Gewohnheit, ſtets methodiſch und nach Regeln zu handeln und alle möglichen Folgen eines Schrittes ſorgfältig zu combiniren, ſowie auch ſeine ängſtliche Sorge für den Unterhalt der Armee, ſchadeten ſeiner Wirkſamkeit als Feldherr, wozu er ſonſt ausgezeichnete Eigenſchaften beſaß *). (*Rese.*)

DAUNIA, Apulia Daunia, hieß der nördlich gelegene Theil von Apulien in Unteritalien (Großgriechenland) am adriatiſchen Meere, zwiſchen den Flüſſen Frento nördlich und dem Aufidus (Ofanto) ſüdlich, und landeinwärts an Samnium grenzend. Es umfaßte alſo Theile von den jetzigen Landſchaften Capitanata, Baſilicata und Terra di Bari. Das triftenreiche Waldgebirge Garganus (Monte di S. Angelo) bildet ein Vorgebirge, vor welchem die Inſeln des Diomedes liegen (j. Trimeti). Das Land umfaßte die Städte Teanum (j. Tragonara), Luceria, Arpi oder Argos Hippion und Argyrippe (j. Arpe), Sipontum, Asculum (Ascoli), Cannä, Venuſia (Venoſa), des Horaz Geburtsort, und Salapia (Salpe). Über den Namen von Daunien ſ. Daunos. (*H.*)

DAUNOS, kommt vor 1) als der Sohn Lykaons (alſo Enkel des Pelasgos) und Bruder des Japyx und Peuketios (Anton. Lib. 31. wo aber Daunios ſtatt Daunos ſteht); — 2) als der Sohn des Pilumnus (alſo Enkel des Saturnus) und der Danaë, welcher mit Venilia den Turnus, König der Rutuler †), erzeugte. (Aen. 10, 615. ss.) Virgil hat aber ohne Zweifel das Wort Sohn hier nicht im ſtrengen Sinne genommen, ſondern als Abkömmling überhaupt, wie er denn in der angeführten Stelle den Pilumnus als Großvater von des Turnus Großvater bezeichnet (Pilumnus illi quartus pater). Dieſem nach könnte Daunus, des Turnus Vater, wol als derſelbe angenommen werden, zu welchem nach der Eroberung von Troja Diomedes kam, der ihm Beiſtand im Kriege gegen die Meſſapier leiſtete und von ihm ſeine Tochter Euippe zur Gemahlin und einen Theil des Landes erhielt (Ant. Lib. 37.). Von Daunos, als einem Halbbruder des Perſeus, ließe ſich dies nicht ſagen; Virgil nimt Daunus bei der Ankunft des Äneas in Italien zwar als einen Greis, aber als noch lebend an. — Beide Daunos werden als Gründer des Reiches Daunien genannt. Bei dem erſten erkennt man ſogleich die Abſicht der Sage, die drei Grenzländer Daunien, Peuketien und Japygien gemeinſchaftlich abzuleiten. Die drei Brüder ſollen mit Illyriern angekommen, die Auſoner vertrieben und das Land unter ſich getheilt haben. Dieſes würde einigermaßen mit dem ſtimmen, was Feſtus ſagt: Daunia appellatur a Dauno, *Illyricae* gentis claro viro; es iſt aber höchſt wahrſcheinlich, daß damit ein anderer Daunus gemeint iſt, denn gegen den Daunus, Lykaons Sohn, erheben ſich bedeutende Schwierigkeiten, da weder Apollodor (3, 8.) noch Pauſanias unter Lykaons Söhnen die angeführten Namen nennen, und außerdem Japygien von einem Sohne des Dädalos abgeleitet wird (Solin. 8.). — Plinius (H. N. 3, 2.) leitet den Namen Daunien von Daunos, des Diomedes Schwiegervater, ab. Da nun Virgil deſſen Abkunft auf einen einheimiſchen Gott zurückführt, um ſeinen Turnus deſto mehr zu verherrlichen; ſo iſt man an die von dem Dichter angegebene Genealogie nicht gebunden, erhält aber dadurch freilich einen Daunos von unbekannter Abkunft. Wer er nun geweſen ſei, von ihm leitete man den Namen Daunien ab, und er wird als der erſte Beherrſcher des waſſerarmen und zu ſeiner Zeit nur von einem noch rohen Landvolke bewohnten Landes genannt (Horat. Od. 3, 30, 8. ss.). Ovid (Met. 14, 458. 510.) nennt ihn den Japygiſchen Daunus, weil die Alten den Namen Japygien, der ſonſt Kalabrien eigen iſt, auch für Apulien gebrauchten. (Vergl. Strabo 6. p. 277.) (*H.*)

---

*) S. Tempel des Nachruhms. Wien 1797. Thl. 1. S. 124—152. Hiſtor. Taſchenbuch für das Jahr 1789. S. 363—370. Geſtändniſſe eines öſtreichiſchen Veterans (von Kuniaczo) und ähnliche Schriften über den ſiebenjährigen Krieg und deſſen Helden.

†) Dieſe werden Daunia gens, von den Dauniern abſtammend, genannt. Heyne, von welchem über dieſe ganze Sage nachzuſehen iſt Exc. VII. zu Aen. 7., vermuthet, daß ein Wortſpiel mit Danaë und Daunia ſowol die Abkunft des Daunos von Danae, als der Rutuler von den Dauniern hervorgebracht habe.

Dauphin, Dauphine und Dauphiné ſ. die Nachträge zu D.

DAUPHIN, eine der 51 Grafſchaften, in welche der nordamerikaniſche Freiſtat Pennſylvania getheilt iſt. Sie grenzt im N. an Northumberland, im N.O. an Schuylkill, im S.O. an Libanon, im S.W. an Cumberland, von welchem es durch die Suſquehannah getrennt wird, im W. an Miflin, und hatte 1820 auf einem Flächenraume von 30,06 Q.Meil. in 9 Ortſchaften 21653 Einwohner. Fünf Reihen von Bergen ziehen vom N.O. durch die Grafſchaft zur Suſquehannah herab. Die vorderſten ſind die blauen Berge oder South-Mountains; auf dieſe folgen die niedrigen Second-Mountains; die dritte Parallele bilden die Little-Mountains; die vierte die Peters-Mountains und hinter der fünften, den Wikinisky-Mountains, öffnet ſich ein faſt eine Meile breites Thal, Likens-Valley, das ſich bis zu den Mahantangogebirgen, welche die Grafſchaft von Northumberland trennen, fortzieht. Dieſe mit dichten Wäldern beſetzten Sandſteingebirge verſchließen in ihrem Innern viele nutzbare Mineralien und liefern beſonders gute Mühlſteine. Die zwiſchen ihnen liegenden und durch Kriks — der Mahantango auf der Grenze von Northumberland, der Wikiniski im Linkurthale und die Swétara auf der Grenze von Libanon — hinlänglich bewäſſerten, fruchtbaren Thäler eignen ſich vorzüglich zur Viehzucht, die nebſt der Waldbenutzung den vornehmſten Erwerb der Einwohner ausmacht; doch beſitzen auch die Susquehannahniederungen ergiebiges Kornland. — Der Hauptort der Grafſchaft und die erſte Hauptſtadt des Stats Pennſylvania iſt Harrisburgh †). (*Leonhardi.*)

DAUPHIN, eine zur Grafſchaft Mobile des nordamerikaniſchen Freiſtates Alabama gehörige Gruppe von 3 Inſeln, welche vor dem Eingange der Mobilebai liegen und deren eine einen Leuchtthurm trägt. (*H.*)

DAUPHIN, Port Dauphin (64° 52′ L., 25° 10′ ſüdl. Br.), Meerbuſen mit einem trefflichen Ankerplatz an der Südoſtſpitze der Inſel Madagaskar, mit einem von den Franzoſen (1643) angelegten, aber ſchon ſeit langer Zeit verlaſſenen und verfallenen Fort, nach welchem die Inſel ſelbſt auch Isle Dauphine genannt wurde. (*Leonhardi.*)

DAUPHINÉ D'AUVERGNE, kleine Landſchaft in dem franzöſiſchen Depart. Puy de Dome. Sie bildete früher eine eigene Herrſchaft (principauté) in Niederauvergne, welche (1168) für den Grafen Wilhelm IV. von Auvergne errichtet, ſpäter dem Hauſe Orleans gehörte. Hauptort derſelben war die kleine Stadt Vodable (vergl. Expilly dict. géogr. II, 604.). (*Leonhardi.*)

Daupow ſ. Duppau.

DAURIEN *), Daurisches Gebirge. Jenes iſt eine Provinz in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Irkutzk in Sibirien, nicht weit von der chineſiſchen Grenze (bei Nertſchinsk), welche der Fl. Argun macht. Es iſt noch wenig angebaut und auch nicht recht bekannt. Sonſt heißt es auch Tunguſien, denn Daurien iſt der ruſſiſche Name von Tunguſien. Die Provinz Nertſchinsk macht davon den größten Theil aus. Das Klima iſt hier ſehr rauh. Die Erde thaut nur ſelten tief auf und ein ewiger Schnee bedeckt die Berge; gleichwol wird an mehren Orten der Ackerbau mit ziemlichem Gedeihen getrieben. Der ruſſiſche Landmann lebt im Wohlſtande und ebenſo der Handelsmann. Jenen nährt ſein ergiebiger Acker, die Viehzucht und Frachtfuhren, welche er für den Kaufmann und die Bergwerke macht; dieſen ein ziemlich einträglicher Handel im Innern und nach China und Irkutzk. Viele Buräten, die hier wohnen, haben, dem Beiſpiele der Ruſſen folgend, ſowie die Tunguſen, auch ſchon angefangen, das Feld zu bauen. Man ſieht hier viele wilde Eſel, den Dſchiggetai (eine Mittelgattung zwiſchen Pferd und Eſel), auch viele wilde Schweine, Steinwidder, Antilopen und Kropfgazellen, die auch an der mongoliſchen Grenze leben. Städte findet man, Nertſchinsk, Kiächta und Zuruchaitu ausgenommen, hier nicht. Es ziehen hier viele Steppentunguſen mit ihren Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen und Kameelen herum; doch haben ſich auch mehre von ihnen ſchon an eine ſeßhafte Lebensart gewöhnt, welche Landbau treiben. — Dieſes, das dauriſche Gebirge, deſſen Hauptkette auch das Apfelgebirge heißt, iſt eine nordöſtliche Fortſetzung des mongoliſchen Grenzgebirges und beſtehet, wie dieſes, meiſtens aus Granit. Der öſtliche Theil deſſelben iſt das nertſchinskiſche Erzgebirge, welches auch das arguniſche Gebirge genannt wird. Es iſt theils Gang- und Schiefergebirge, theils Kalkgebirge. Es ſind hier Bergwerke, beſonders auf Blei und Silber, auch Kupfer. (*I. C. Petri*)

DAUSAR wird von Abulfeda (Mesop. p. 12.) erwähnt im Dienſte des Königs von Hira Noman-Ibn al Mondar, welcher ihn als Präfekten an die Grenzen von Syrien ſchickte. Er muß daher in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. gelebt haben. Von ihm ſoll das Kaſtell m Euphrat Dauſar oder Dauſaria ſeinen Namen aben, welches ſpäter Kal'at-Djabar (Dſchabar) genannt wurde. S. den Art. Djabar. (*Tuch.*)

---

†) S. dieſen Art. II. Sect. III. Thl. S. 8. Vergl. Haſſel's Erdbeſchr. der vereinigt. Stat. von Nordamerika. Weimar 1823. S. 553.

*) Daurien wird vierſylbig ausgeſprochen.

DAUSENAU, Taussenau, an der Lahn, Marktfl. m Amte Naſſau des Herzogthums Naſſau, mit 90 Häuſ. nd 501 Einw., welche ſehr ſtarken Obſtbau (im J. 1808 ber 12000 Gulden Ertrag) betreiben. (*H.*)

DAUSQUE, d'Ausque, Dausquai, latein. Dausquius und Dausqueius, Claude, Kanonikus zu Tournai, geb. zu St. Omer den 5. Dec. 1566. Er trat in ie Geſellſchaft Jeſu, verließ ſie aber aus unbekannten Urſachen wieder, weihte ſeine Muße ernſten Studien nd literariſchen Arbeiten und ſtarb den 17. Jan. 1644. Er beſaß eine große Beleſenheit, war mit der römiſchen und griechiſchen Literatur ſehr vertraut, und ſeine Kommentare verdienen noch jetzt einige Beachtung. Am meiſten tadelt man ſeinen gezierten, dunkeln und mit veralteten Worten und Redeformen durchwebten Styl, nd Hemſterhuys nannte ihn in dieſer Beziehung mit Recht: Summus dictionis antiquae affectator. Seine erſte Arbeit war eine mit Anmerkungen verſehene, lateiniſche Überſetzung der Homilien des heil. Baſilius von Seleucia, Heidelb. (Commelin) 1604. 8.; wieder abgedruckt in der Ausgabe des h. Baſilius, Paris 1622. Fol. Dausque ließ darauf Anmerkungen zum Quintus Calaber, Coluthus und Tryphiodorus drucken, die man zuſammen in der Ausgabe des Quintus Calaber von Rhodomann (Frankf. 1614. 8.) antrifft. Auf dieſe Arbeit folgte: In Silii Italici Punica s. de bello Punico secundo lib. XVII. (cum textu) Par. 1615. (gewöhnlich mit der auf dem Titel veränderten Jahreszahl 1618.) 4. Der ausführliche Kommentar enthält viel Gutes in Hinſicht auf die Interpretation, nur vermißt man eine gute Ordnung und Auswahl, und was der Herausgeber ſowol hier als ſonſt für die Kritik des Textes that, befriedigt am wenigſten. Manches Gute und Selbſtgedachte enthält ſeine Antiqui novique Latii orthographia. Tornaci 1632; mit einem neuen Titel, Paris. 1677. fol., und mit vielem Aufwande von Gelehrſamkeit geſchrieben iſt ſein Buch: Terra et aqua, seu terrae fluctuantes. Tournai 1633. 4., worin er von den Phänomenen in und auf den Gewäſſern manches Merkwürdige berichtet. Seine Streitſchriften, beſonders die gegen einige Bettelmönche, welche behaupteten, daß der Apoſtel Paulus und Joſeph bereits im Mutterleibe Heilige geweſen, ſind vergeſſen*). (*Baur.*)

DAUT, Dauth (Johann Maximilian), ein Chiliaſt, Schwärmer und Prophet, der im erſten Viertel des 18ten Jahrhunderts die Kirche beunruhigte. Er war aus Niederroden gebürtig, erlernte das Schuhmacherhandwerk und befand ſich als Schuhknecht zu Frankfurt am Main, als er ein Buch drucken ließ unter dem Titel: Helle Donnerpoſaunen von denen bevorſtehenden Gerichten Gottes über das römiſche Reich (ohne Ort). 1710. 8. 11 Bogen. Er ſpricht darin wie die Propheten des alten Teſtaments und ſagt auf dem Titel, daß er auf Befehl des ewigen Gottes dieſe Weiſſagung publicirt habe. In ſeinem Buche redet aber kein Geiſt aus Gott, ſondern ein fanatiſcher Irrgeiſt, der alle chriſtlichen Religionsparteien ohne Ausnahme für heidniſche Sekten, Babel, Antichriſt, ehebrecheriſche Hure und dergl. erklärt und nur die Frommen und Auserwählten ausnimt, die nach ſeiner Weiſſagung errettet werden ſollen, wenn alle andere Chriſten, bis auf einige wenige, durch ſchreckliche Gerichte aufgerieben und vertilgt werden. Den meiſten Reichen, Städten und Ländern in der ganzen Chriſtenheit kündigt er gänzliche Verwüſtung, den andern aber etwas gelindere Plagen an[1]). Da er nicht nur in dieſer Schrift die heftigſten Schmähungen gegen die lutheriſche Geiſtlichkeit ausſtieß, ſondern auch dem Pfarrer in der Barfüßerkirche zu Frankfurt bei der Vorbereitung zum heil. Abendmahl in die Rede fiel und die Gemeinde öffentlich anredete, ſo wurde er verhaftet und über die Grenze gebracht. Bald darauf ließ er eine „göttliche Betrachtung über die Heuchelchriſten und ſcheinheilige Pietiſten" (ohne Ort). 1711. 8. drucken, worin er das tauſendjährige Reich verkündigte und unter andern von einer Schwängerung der Natur durch den heiligen Geiſt redete. Eine Zeitlang trieb er ſich in den Niederlanden umher, wählte dann Schwarzenau im Wittgenſteiniſchen zu ſeinem Aufenthalte, fand überall viele gläubige Anhänger, und ſelbſt in London hatte er ſeine Verehrer. Er ſtand mit mehren andern ſchwärmeriſchen Propheten jener Zeit, namentlich mit Johann Tennhardt aus Meißen, einem Perückenmacher in Nürnberg, in Verbindung. Ihre Schriften richteten unter andern im ulmiſchen Gebiete allerlei Zerrüttung an, wo ſich viele Leute von der öffentlichen Gemeinde abſonderten. Der Magiſtrat der Reichsſtadt Ulm ſandte daher die beiden Prediger am Münſter, Joh. Frick und David Algöwer, mit einem weltlichen Vorſtand aufs Land, und dieſen gelang es mit vieler Mühe zu Gingen, Suſſen und Geißlingen, die Verführten zur Abbitte und Verſöhnung mit der Kirche zu bringen[2]). Von Dauts fernern Schickſalen iſt nichts bekannt[3]). (*Baur.*)

---

*) Sweertii Athenae Belgicae 178. Magiri eponymol. h v. Baillet jugem T. I. 228. 419. Bayle Dict. Crenii animadv. philol. P. IV, 263 IX, 15. Fabricii hist bibl. P. VI, 514. Foppens bibl. belg T. I. 183. Clement bibl. cur. T. VII, 396. Paquot Mém. T. VI, 297. Scribanius in amphitheat. hon. lib. II. cap. 13.

1) Unſchuldige Nachrichten von alten und neuen theol. Sachen auf d. J. 1710. S. 281—288.

2) Man ſehe die von Frick und Algöwer herausgegebene Schrift: Herſtellung des Kirchenfriedens in den Landgemeinden ulmiſchen Gebiets. Ulm 1713. 4. 15½ Bogen. Abgedruckt iſt dabei die von Frick zu Gingen über Gal. 5, 7—10. gehaltene Predigt: vom geheilten Ärgerniß einer geſpaltenen Gemeinde; und eine zweite, die Algöwer über das Evangel. am 18. Sonntage. p. Trin. zu Geißlingen hielt, worin er Dauts und Tennhardts Greuel aus ihren Schriften zeigt. Das letztere geſchah auch in einer andern Schrift unter dem Titel: Dauts und Remlings (Predigers zu Haarburg, eines eifrigen Anhängers Jak. Böhm's) Weiſſagungen, aus dem göttlichen Wort beurtheilt von einem Membro des ehrwürdig. Miniſt. in Hamburg. 1711. 8. Vergl. Unſchuld. Nachrichten auf d. J. 1711. S. 872—76; auf d. J. 1714. S. 298—305. Die Sektirerei dauerte übrigens im Ulmiſchen noch lange fort; ſ. Weyermanns neue Nachr. v. Gel. aus Ulm. S. 581.

3) Von Daut und an-

DAUTENSTEIN, Duttenstein, Thutenstein, altes Schloß und dazu gehöriges Gut, jetzt Dorf mit 168 meiſt katholiſchen Einwohnern, unweit Seelbach an der Schutter, von den Beſitzern der Grafſchaft Hohengeroldseck als Hauptort derſelben angeſehen, von welchem bis auf die heutigen Tage alle herrſchaftliche Verordnungen, öffentliche Urkunden und Befehle ausgingen, ſeit dem Jahre 1819 mit der genannten Grafſchaft dem Großherzogthume Baden und nun dem aus dieſer Grafſchaft gebildeten, großherzoglich-ſtandesherrlichen, fürſtlich Leyenſchen Oberamte Hohengeroldseck zu Seelbach einverleibt. — Schon im Anfange des 14. Jahrh. erſcheint es als ein hohengeroldseckiſches Lehen in den Händen des altadeligen Geſchlechtes der Herren von Bleiß oder Pleyß, worüber aber Hohengeroldseck ſich jederzeit das Wiederkaufsrecht vorbehalten hatte. Dieſe Beſitzer nannten ſich gewöhnlich Herren von Pleyß zu Dautenſtein, oder auch Herren von Dautenſtein und hatten damit auch ein Drittel der Herrlichkeitsrechte zu Wittelbach, welches ebenfalls in das Lehen von Dautenſtein gehörte, zu beziehen. Johann Seyfried von Pleyß zu Dautenſtein war der letzte dieſes Geſchlechtes. Er empfing im J. 1564 von Jakob, Grafen und Herrn von Geroldseck, die Lehen über Dautenſtein für ſich und ſeine Leibeserben ſowol männlichen als weiblichen Geſchlechtes, ohne ſeiner Schweſter, Maria von Pleyß, welche an Wilhelm von Wurmſer verheirathet war, Meldung zu thun. Als nun Johann Seyfried ohne Leibeserben ſtarb und Maria ihre Anſprüche auf Dautenſtein vorbrachte, erklärte Graf Jakob die Dautenſteinſchen Lehen für heimgefallen, worüber ſich Händel erhoben, die bis in das Jahr 1584 dauerten. In eben dieſem Jahre verſchrieb Graf Jakob von Geroldseck ſeiner Gemahlin, Barbara von Rappoltſtein, das Schloß Hohengeroldseck zum Witwenſitze, mit dem Beiſatze, daß, wenn ihr dieſes gefalle, er das Schloß und Gut Dautenſtein wieder an ſich bringen wolle. Er brachte ſofort mit Maria einen Vergleich zu Stande, durch welchen dieſe um 4100 Gulden Verehrung ihre Anſprüche auf Dautenſtein nachließ. Nach dem im J. 1634 erfolgten Tode Jakobs, des letzten Grafen und Herrn dieſes Hauſes, behielt daher ſeine hinterlaſſene Gemahlin Dautenſtein als ihren Witwenſitz. Nachdem aber auch dieſe geſtorben war, wurde es vernachläſſigt und zerfiel. Zwar unternahmen die Grafen, jetzige Fürſten, von der Leyen, nachdem ſie im J. 1697 zum ruhigen Beſitze der Grafſchaft Geroldseck gekommen waren, die Ausbeſſerung und Wiederherſtellung des Schloſſes Dautenſtein; allein es kam in der Schreinerei des Schloſſes Feuer aus und legte es faſt ganz in Ruinen. Jedoch blieb der große gewölbte Keller ganz unverſehrt, und bis auf den heutigen Tag ein ſehenswerthes Stück der Baukunſt. (*Th. A. Leger.*)

DAUTENZELL, evangel. Pfarrdorf mit 232 Einw., dem Grundherrn Freiherrn von Gemmingen-Babſtadt unter Badenſcher Landeshoheit und zum großherzogl. Bezirksamte Mosbach gehörig, 1½ teutſche Meilen weſtlich von der Amtsſtadt, der alte Ort Cella im Elſenzgaue, welchen Kaiſer Otto II. im Jahre 976 als ein Zugehör der Abtei Mosbach dem Domſtifte Worms verliehen hat [1]). Die voigteiliche Gerichtsbarkeit des Ortes kam aber an adelige Geſchlechter. Am Ende des 15ten Jahrhunderts wird Katharina von Rammungen als Erbin von Daisbach und Dautenzell erblickt, und brachte dieſe Stücke auf ihren Gemahl Albrecht Göler von Ravensburg und ſeine Erben [2]); mit deſſen Urenkel, Johann Friedrich Göler, iſt dieſe männliche Geſchlechtslinie ausgeſtorben, und Dautenzell an ſeine Tochter Eva Maria gekommen, die ſich im J. 1670 mit Wolf Friedrich von Gemmingen vermählt hatte, bei deſſen Nachkommenſchaft die Voigtei bis auf den heutigen Tag verblieben iſt. Die Landeshoheit gehörte aber von jeher bis zu den großen Statsveränderungen unſerer Tage zur Stüber Cent des alten kurpfälziſchen Oberamtes Heidelberg.

Die Kirche zu Dautenzell iſt ſehr alt und hat ohne Zweifel, ſowie der Ort, von einem alten Mönchskloſter, Cella, ihren Urſprung. Sie war dem heil. Vitus geweiht, hatte die Kirchen zu Asbach und Aglaſterhauſen zu Synodaltöchtern, und der Pfarrſatz gehörte dem Pfarrer und den Kaplänen zu Wimpfen am Berge [3]). In ihr wurde die lutheriſche Lehre, welche die Voigtsjunker angenommen hatten, eingeführt und auch in der Folge durch die Religionsdeclaration beibehalten. (*Th. A. Leger.*)

DAVALLIA. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Farren und der 24ſten Linnéſchen Klaſſe hat Smith (Mém. de l'acad. de Turin. V. p. 414. t. 9. f. 6.) ſo genannt nach Edmund Daval, von welchem er bemerkt, daß er Arzt zu Orbe im Waadtlande und Mitglied der Linnéſchen Geſellſchaft war. — Die Gattung wird charakteriſirt durch rundliche Kapſelhäufchen, welche am Rande des Laubes ſitzen und mit mönchskappenförmigen, nach außen aufſpringenden Schleierchen verſehen ſind. Die 46 bekannten Arten, zu denen auch Humata *Cad.* und Saccoloma *Kaulf.* (Berl. Jahrb. für Pharmac. 1820. S. 51., Syn. p. 224. t. 1. f. 12.) gehören, ſind Kräuter, deren vier einfaches Laub haben, während das Laub der übrigen gefiedert iſt. Sie ſind alle exotiſch und finden ſich auf den Inſeln der Südſee und Weſtindiens, auf den Canarien und Maſcarenhas, in Oſtindien, Neapel, China, Colombien, Braſilien, Chili und Patagonien. (*A. Sprengel.*)

DAVANA (auch Dabana), iſt bei Amm. Marc. 23, 3. ein feſtes Schloß, welches Julian, nach einer kurzen Tagereiſe, von Carrä (Harran) aus erreichte. Es lag zwiſchen dieſer Stadt und Callinikum (Rakka), und zwar — wie aus der Stelle bei Ammian hervorgeht — näher

---

dern Schwärmern ſ. Walchs Religionsſtreit. in der luther. Kirche. 2. Thl. 750. 783. 794. 810. 5. Thl. 1029. 1031. 1044. 1051. 1053. *A. S. Bürger* exercit. de sutoribus fanat. Lips. 1750. p. 52. sq. (Heinſius) unparl. Kirchenhiſt. 2. Thl. 1106. vergl. 743. Fuhrmanns Handwörterb. d. Kirchengeſch. 1. Bd.

[1]) *Ottonis diploma* ap. Schannat in Histor. Episcopat. Wormat. Codice diplomatico. Prob. XXVII.

[2]) Humbracht, höchſte Zierde Teutſchlands. Tab. 191.

[3]) Vergl. *Schannat* in Histor. Episcopat. Worm. p. 16., und den Auszug des Synodalregiſters vom J. 1496 in Faber's Statskanzlei. Tom. XLIII. p. 65.

in Carrâ, wozu die Notiz paßt, daß es nahe bei der Quelle des Belias gelegen haben ſoll; offenbar der Ba ikh, welcher nach Abulfeda (p. 30. ed. Jouy. p. 165. bei Reiske) im Gebiete von Harran entſpringt. In der Notit. imper. erſcheint Dabana noch als Feſtung, welche durch Juſtinian weſentliche Verbeſſerungen erhielt. Es iſt wahrſcheinlich, daß man mit Valeſius (zum Ammian) unter *Δαβανάς* bei Prokopius (de aedif. II, 4.) dieſes Dabana zu verſtehen habe, obgleich er es etwas ungenau mit den Feſtungen erwähnt, welche zwiſchen Dara und Amida lagen. Die Straße zwiſchen Harran und Rakka war zwar ſpäter im arabiſchen Zeitalter noch beſucht und Jſchakhri und Edriſi (p. 234. d. Text.) geben ſie zu 3 Tagereiſen an; aber keiner gibt eine hieher paſſende Angabe. (*Tuch.*)

DAVANZATI BOSTICHI, Bernardo, zu Florenz 529 geboren. Seine Familie gehörte zu den edeln Geſchlechtern ſeiner Vaterſtadt, und er ſelbſt erhielt eine gelehrte Erziehung; dennoch trieb er zeitlebens neben ſeinen Studien kaufmänniſche Geſchäfte. Zur Erlernung der Handlung war er noch jung nach Lyon geſendet worden, wo, bei Gelegenheit einer eben erſchienenen franzöſiſchen Überſetzung des Tacitus, ſich ein Streit entſpann über den Vorzug der franzöſiſchen oder der italiäniſchen Sprache, beſonders in Hinſicht auf Kürze und Präciſion des Ausdruckes. Davanzati, welcher die Vorzüge ſeiner Mutterſprache vertheidigt hatte, ſchickte ſich an, ſeine Behauptung durch die That zu bewähren; ſo entſtand ſeine berühmte Überſetzung des Tacitus, welche indeß erſt nach ſeinem Tode vollſtändig erſchien. Viele Italiäner, namentlich die Florentiner, ſehen ſie als ein Meiſterwerk an, während andere, und gewiß mit Recht, ihr nur ein ſehr bedingtes Lob zugeſtehen. Davanzati, um die energiſche Kürze des Tacitus zu erreichen, hat ſich einer Menge veralteter Ausdrücke und florentiniſcher Volksredensarten bedient, welche jetzt wenigſtens ſelbſt den Florentinern nicht ohne lexikaliſche Hilfe verſtändlich ſind und überdieß ſeiner Überſetzung häufig einen beinahe burlesken, die Würde des Originals durchaus verletzenden Charakter geben. Bei ſeinem Leben erſchienen nur erſt zwei Proben dieſer Überſetzung: Il primo libro degli Annali di Corn. Tacito volgarizzato da B. Davanzati. Firenze 1596. 8. und L'imperio di Tiberio Cesare, scritto da Corn. Tacito. Firenze. 1600. 4. Erſt nach ſeinem Tode erſchien das Ganze: Opere di C. Tacito volgarizzate etc. col testo latino a rincontro. Firenze 637. Fol. Dieſe erſte Ausgabe iſt über die Maßen fehlerhaft gedruckt. Unendlich beſſer, wenn auch nicht ganz ſo gut wie die meiſten von Comino beſorgten Ausgaben iſt die: Cadova, Comino, 1755. 2 Vol. 4. mit Davanzati's Bildniß. Ein eleganter Abdruck ohne den lateiniſchen Text erſchien in Paris 1760. 2 Vol. 12. und ebendaſelbſt ein anderer von Biagioli beſorgt. 1804. 2 Vol. 8. Eine ſehr gute Ausgabe iſt ferner: Bassano 790. 3 Vol. 4., in welcher auch Brotiers Ergänzungen, von Paſtore, ſo viel als möglich im Style Davanzati's überſetzt, aufgenommen worden ſind. Ferner Bas ano. 1808. 3 Vol. 4., noch geſchätzter als die vorige. Außerdem gibt es noch viele geringere Nachdrücke. — Nicht ganz ſo auffallend ſind die vorhin gerügten Fehler des Styls in Davanzati's Scisma d'Inghilterra, sin alla morte della reina Maria. Roma 1602. 8. Eine zweite Ausgabe dieſer kleinen Schrift: Firenze 1638. 4. enthält noch mehre andere ſehr ſchätzbare, kleinere Arbeiten Davanzati's, als: Notizia de' cambi; Lezione della moneta; Orazione in morte di Cosimo I.; Due orazioni o azioni accademiche und La coltivazione toscana. Auch in den Prose fiorentine (ſ. Dati) finden ſich mehre dieſer Aufſätze und 14 Briefe Davanzati's. Dieſe kleinen Werke ſind wiederum zuſammen gedruckt: Padova 1727. 8. Eine kleine, bisher ungedruckt gebliebene Schrift: Del modo di piantare e custodire una ragnaja e di uccellare a ragna, von der es aber ungewiß iſt, ob ſie wirklich dem Davanzati angehört, iſt in Florenz 1790. in 8. erſchienen. — Davanzati war Mitglied der Accad. degli Alterati und führte in ihr den Namen: il Silente. Obgleich nicht Mitglied der Accad. della Crusca wurde er wegen ſeiner gründlichen Kenntniß des Italiäniſchen doch oft zu den Konferenzen der Akademiker eingeladen, um ſich ſeines Rathes in ſchwierigen Fällen, bei der Ausarbeitung des Wörterbuches della Crusca, zu bedienen. Er ſtarb zu Florenz 1606 in einem Alter von 77 Jahren. (*Blanc.*)

DAVEL, Johann Daniel Abraham. Eines der vielen Beiſpiele dunkler und ſchwärmeriſcher Religionsbegriffe, wodurch rechtſchaffene und achtungswürdige Menſchen zu wirklichen Verbrechen können verleitet werden. Davel wurde 1669 zu Cully am Genferſee, zwei Meilen von Lauſanne, geboren. Über ſeine Jugendgeſchichte iſt nichts bekannt. Sein Vater war Prediger zu Cully. Er trat frühe in ein Schweizerregiment in Piemont, vertauſchte dieſen Dienſt mit dem holländiſchen, nahm dann als Capitain-Lieutenant ſeinen Abſchied und zeichnete ſich in dem innern Kriege von Zürich und Bern gegen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und den Abt von St. Gallen 1712 ſo aus, daß ihm die Regirung von Bern eine Penſion ertheilte, ſeine Güter von allen Laſten befreite und ihn zum Major bei den Milizen der Waadt ernannte. Einige Zeit nachher wurden die Streitigkeiten zwiſchen der Akademie zu Lauſanne und der Regirung von Bern über die Formula Conſenſus immer heftiger (ſ. den Art. Helvetischer Consensus) und erregten auch unter den Einwohnern des Waadtlandes große Bewegung. Davel, der in den Foderungen der Regirung wegen der Unterſchreibung der Formel mit Recht eine tyranniſche Gewaltthat ſah, wurde dadurch aufs höchſte erbittert. Dieſes ſcheint ein Hauptgrund geweſen zu ſeyn, welcher ſein unſinniges Unternehmen zur Reife brachte, nachdem ſeine Empfänglichkeit ſchon durch Viſionen war genährt worden, die er in der Jugend ſoll gehabt haben, und an welche er, ſowie daran, feſt glaubte, daß durch ſein Gebet Kranke geheilt worden, und daß ihm Gott Zukünftiges geoffenbart habe, das dann wirklich eingetroffen ſei; zu dem von ſolchen Schwärmereien immer unzertrennlichen, geheimen Stolze geſellte ſich noch politiſcher Fanatismus. Er wähnte ſich bald von Gott berufen, ſein Vaterland von der Herrſchaft Berns zu befreien und vielleicht zu einem neuen Kanton im ſchweizeriſchen Statenbunde zu erheben. Dabei verdient noch erwähnt zu werden, daß ſeine Familie ſchon mehre melancholiſche Mitglieder gezählt hatte; ſeine Mutter wurde von Zeit zu Zeit von tiefer Schwermuth befallen; der eine ſeiner zwei Brüder ſtarb als Wahnſinniger. Davel ſelbſt war meiſtens ernſt und nachdenkend, dabei aber ſehr gutthätig und liebreich und in ſeinen Sitten tadellos; als Officier zeigte er viele Einſicht und Tapferkeit. Er blieb unverheirathet und lebte zurückgezogen; ſein Haus wurde durch zwei Töchter eines Bruders beſorgt. Eine ſeiner Eigenheiten war es, daß er nie anders als in völligem Anzuge, die Perücke auf dem Kopfe und den Degen an der Seite, betete und es für unanſtändig erklärte, vor Gott im Hauskleide zu erſcheinen. Zu Cully war er als freimüthiger Sittenprediger bekannt, der alles, was ihm mißfiel, offen tadelte. Allmälig ſcheinen die Mängel der Staten und der Kirche bei ihm zur fixen Idee geworden zu ſeyn, welche jede ruhige Überlegung ausſchloß. Man ſah ihn tiefſinniger als gewöhnlich, und bemerkte, daß er oft in der Einſamkeit weinte. — Plötzlich verſammelte er den 31. März 1723 die Milizen, welche unter ſeinen Befehlen ſtanden, zu Cully, wählte zwiſchen 5 und 600 Mann aus, denen er verbot, Munition mitzunehmen, und rückte unerwartet Abends 3 Uhr zu Lauſanne ein. Keiner ſeiner Officiere oder Soldaten wußte, warum es zu thun war; Davel ſchützte geheime Befehle von Bern vor. Der Landvogt zu Lauſanne war, wie die übrigen Landvögte im Waadtlande, nach Bern zu der jährlichen Verſamlung des großen Rathes gereiſt, worin der Wechſel der Statsämter vorgenommen wurde. Dieſen Zeitpunkt ſcheint Davel, bei welchem ſich, wie bei allen Schwärmern, ſchlaue Berechnung mit Unbeſonnenheit paarte, abgewartet zu haben. — Eilends wird der Stadtrath zu Lauſanne verſammelt; Davel kommt ſelbſt aufs Rathhaus, begehrt mit dem Vorſteher und einem ſeiner Freunde allein zu ſprechen, und legt ihnen ein Manifeſt vor, worin der Regirung von Bern eine Menge Fehler vorgeworfen werden, unter andern der Zwang wegen der Formula Conſenſus und des Aſſociationseides, der Verkauf weltlicher und geiſtlicher Ämter, die Untüchtigkeit und Ungerechtigkeit der Landvögte ꝛc. Hierauf erklärt er ſeinen Plan, das Waadtland von der berneriſchen Hoheit zu befreien, und ermahnt die beiden Mitglieder, den günſtigen Augenblick nicht unbenutzt zu laſſen. Dieſe kehren in die Sitzung zurück; der Vorſteher läßt den Rath zuerſt den Eid der Treue gegen Bern erneuern und hierauf eidlich verſprechen, ſeine Eröffnungen geheim zu halten. Dann zeigt er Davels Abſichten an, die dieſer, nachdem er vorberufen worden, ausführlich und ganz unbefangen auseinander ſetzt. Nach ſeiner Entfernung beſchließt der Rath, die Truppen bei den Bürgern und in den Vorſtädten, ſo zerſtreut als möglich einzuquartiren, während der Nacht andere Milizen vor den Thoren zu verſammeln und ſchnell nach Bern zu berichten. Davel wurde auf jedem Schritte von einigen Rathsgliedern begleitet und ahnete keine Gefahr. Die getroffenen Anſtalten gelangen vollkommen; am frühen Morgen zogen die herbeigerufenen 1500 Mann in aller Stille in die Stadt ein; denn nicht einmal die Thore hatte Davel mit den Seinigen beſetzt, ſondern die Bewachung den Bürgern überlaſſen. Er wurde nun arretirt, ſeine Truppen heimgeſchickt, und nur zwei Oberofficiers zurückbehalten, deren Unſchuld dann aber auch bald völlig erwieſen wurde. In den Unterſuchungen beharrte Davel immer darauf, daß ihm ſein Unternehmen von Gott unmittelbar ſei eingegeben worden, daß er durchaus keinen Mitſchuldigen habe, daß es zwar Gott nicht gefallen habe, die wirkliche Vollziehung zu verhängen, daß aber dennoch Gutes daraus entſtehen werde, indem die Regirung, durch Gottes Leitung gewarnt, den Mißbräuchen abhelfen werde; er freue ſich, dazu zum Werkzeuge auserwählt zu ſeyn, und ſterbe daher gern. Auch die Folter konnte nichts anderes erpreſſen; er blieb unter den heftigen Schmerzen ruhig, und ſeine Heiterkeit und Unbefangenheit verließ ihn weder bei der Ankündigung des Todesurtheiles, das nach einem alten Rechte durch die Bewohner des Quartiers Rue de Bourg zu Lauſanne ausgeſprochen wurde, noch auf dem Schaffote. Als man Zweifel an ſeiner Überzeugung von einer göttlichen Eingebung dieſes Unternehmens äußerte, verwies er theils darauf, daß er ſeinen Soldaten verboten habe, Munition mitzunehmen, ja ſogar das Schießpulver, welches einige trugen, *hatte* wegwerfen laſſen, theils entwickelte er ſo zweckmäßig, wie er die Sache als Militär hätte einrichten müſſen, wenn er ſich nicht ganz blindlings von Gott hätte leiten *laſſen*, daß man wirklich an ſeiner Schwärmerei nicht mehr zweifeln konnte. — Die Regirung von Bern milderte das Urtheil durch Weglaſſung des Zuſatzes, daß ihm vor der Enthauptung die rechte Hand ſollte abgehauen werden. Ehe er den Todesſtreich empfing, hielt er eine ausführliche Rede an das Volk, worin er zum Fleiße, zur Gottesfurcht ermahnte, vor Prozeſſen warnte, die Prediger und die Studirenden ernſtlich zur Erfüllung ihrer Pflichten auffoderte und die Hoffnung äußerte, daß ſein Schickſal zur Abſchaffung der Mißbräuche beitragen werde. Der Regirung von Bern gedachte er mit keinem Worte, und auch über ſein Unternehmen äußerte er ſich nicht. — Die Unbefangenen erblickten in ihm mit Mitleiden ein unglückliches Opfer ſchwärmeriſcher Begriffe, das nicht konnte gerettet werden, weil Davel in allem übrigen ſo viel ruhige Überlegung und Beſonnenheit zeigte, daß er nicht als wahnſinnig beurtheilt und ſo der Zurechnung konnte entlaſſen werden *). (*Esch*

DAVENANT, William, engländiſcher Dichter unter der Regirung Karls I. und II., ward 1605 zu Oxford geboren, wo ſein Vater ein Weinhaus hielt, welches Shakeſpeare, nachdem er ſich nach Warwikſhire zurückgezogen, öfters beſucht und dadurch auf die lebhafte Phantaſie des noch ſehr jungen Davenant mächtig eingewirkt haben ſoll. In ſeinem 21. Jahre kam er n as Lincoln-College, blieb aber darin nicht lange, wurde Page bei der Herzogin von Richmond und trat dann n Dienſte des Lord Brooke, der ſein großer Gönner war. Im J. 1629 erſchien ſein erſtes Trauerſpiel: *Albovin, King of the Lombards,* welches er dem Grafen von Somerſet gewidmet hatte. Er kam dadurch in vertraute Bekanntſchaft mit den beſten Köpfen am Hofe und erhielt ſo eine ehrenvolle Stellung, in welcher er ſich auch dann noch erhielt, als er das Unglück gehabt hatte, durch einen Liebeshandel einen Ver uſt an ſeiner Naſe zu erleiden. Der Hof bediente ſich ſeiner zu Veranſtaltung von Maskeraden, in denen die Königin ſelbſt eine Rolle übernahm. Von dieſen Faſtnachtſpielen erſchienen in den nächſten acht Jahren folgende von ihm: Coelum britannicum; Triumphs of Prince d'Amour; Britannia triumphans; The Temple of Love; außerdem aber als Tragikomödien: The just talian; Platonik Lovers; als Trauerſpiel: The cruel Brother; und als Luſtſpiel: The Wits. Nach dem Tode von Benjamin Johnſon im J. 1637 wurde er zum Dichter gekrönt, und von dieſer Zeit an hatte er die Beſetzung aller Hofluſtbarkeiten, bis ſie durch die Unruhen der Zeit unterbrochen wurden. Während dieſer brachte hn ſeine Anhänglichkeit an den König in manche Gefahr. Auf die Anklage, das Heer zur Vertheidigung des Königs aufgewiegelt zu haben, ward er 1641 auf Befehl des Parlaments verhaftet. Gegen Bürgſchaft frei ge aſſen, begab er ſich nach Frankreich, wo er zur katho iſchen Religion überging, zur Königin. Dieſe ſendete hn mit Kriegsbedürfniſſen an den Grafen von Newcaſt e, der ihn zum General der Artillerie ernannte; und es ſcheint, daß er als ſolcher ſeine Pflicht erfüllt habe, da hn der König bei der Belagerung von Glouceſter zum Ritter ernannte. Er kehrte nachmals nach Frankreich urück und wurde von der Königin mit wichtigen Geſandtſchaften beauftragt. Mitten unter dieſen Unruhen begann er in Paris ſein epiſches Gedicht Gondibert, machte aber nachher den Plan zur Anlegung einer Ko onie in Virginien, wobei ihn die Königin unterſtützte. Das Schiff, worin er ſeine Koloniſten überführen wollte, ward jedoch von einem Kriegsſchiffe des Parlaments genommen, und er zu Cowes-Caſtle ins Gefängniß gebracht, worin er ſein epiſches Gedicht fortſetzte, welches nachmals in ſieben Geſängen vollendet erſchien. Von der Inſel Wight ward er nach dem Tower gebracht; ſein Leben war gefährdet; es ſcheint, daß er auf Miltons Verwendung nach zwei Jahren in Freiheit geſetzt worden. Um jetzt aber der Dürftigkeit ſeiner Umſtände abzuhelfen, faßte er den Plan zur Errichtung eines Theaters, welches bei der damals herrſchenden, ſonderbaren Art von Frömmigkeit eigene Schwierigkeiten hatte, die er jedoch glücklich beſiegte. Da Schauſpiel nicht ſeyn durfte, ſo gab er in Rutlandhouſe Unterhaltungen (Enter ainments), worin Muſik, Geſang und Dialog abwechſelten, und hiemit brach er in England der Oper, die man bis dahin nicht gekannt hatte, die Bahn. Nach Wiederherſtellung des Königthums erhielt Davenant Ge egenheit, durch ſeine Verwendung bei Karl II. Milton den Dienſt, den dieſer einſt ihm geleiſtet, zu vergelten. Jetzt gab der König Patente zu zwei Schauſpielergeſellſchaften; das eine erhielt Killigrew (das jetzige Drurylanetheater), das andere Davenant, der ſein Theater erſt in Lincolns-Inn-Fields eröffnete und nachmals nach Dorſetgarden verlegte. Er war hier auch der erſte, der den Reiz der Bühne durch Decorationen erhöhte, über deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit damals für und wider geſchrieben wurde. Dabei fuhr er fort, die Bühne mit neuen Stücken zu verſorgen, deren mehre mit großem Beifall aufgenommen wurden. Nach vielen Stürmen verlebte er den Reſt ſeines Lebens in Ruhe und Anſehen, ſtarb den 7. April 1668 und wurde in der Weſtminſterabtei begraben. Seine ſämtlichen Werke erſchienen, von ſeiner Witwe geſammelt, im J. 1675. (Biogr. britan. — *Dryden* Essay on heroic Plays. — *Langbaine* Account on the Dramatick Poets. — The poetical Register.)

---

*) Ausführliche Erzählungen der ganzen Begebenheit finden ſich in folgenden Werken: Mémoires pour servir à l'histoire des troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus. Amsterdam 1728. p. 399—442. — Simmler's Samlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeſch. des Schweizerlandes. Bd. 2. Th. 1. S. 181 fgg. — Bremiſches Magaz. T. 5. p. 1. S. 112.

Sein älteſter Sohn Charles Davenant, Doctor der Rechte, geb. 1656, geſt. den 6. Nov. 1714 als Generalinſpector der Ein- und Ausfuhr, ſchrieb in ſeinem 19. Jahre eine Oper: Circe, die mit großem Beifall aufgenommen wurde. Dryden ſchrieb dazu den Prolog und der Graf von Rocheſter den Epilog. Nachmals aber wendete Charles ſich ganz der Geſetzgebung und Statsverwaltung zu und zeichnete ſich als politiſcher Schriftſteller aus. Seine zahlreichen Schriften hat Charles Whitworth geſammelt (5 Bde. 8. Lond. 1771). (*H.*)

DAVENTRY, Marktfl. in der engl. Grafſchaft Northampton, unweit der Quellen des Nen und Aron, mit 639 Häuſ. und 3326 Einw., welche Peitſchen- und Seidenſtrumpffabriken unterhalten. Der noch ſtehende Theil einer alten, um 1090 geſtifteten Priorei wird jetzt von Armen bewohnt. (Vergl. v. Jenny Handwörterb. S. 156.) Der gelehrte Biſchof von Cheſter, John Wilkins, wurde hier 1614 geboren. (*H.*)

DAVERDEN iſt zwar nur ein Pfarrdorf, 1 Meile von Verden gelegen, jedoch zum Herzogthum Bremen und dem darin befindlichen Gowgerichte Achim gehörig; aber doch ſeit den neuern Zeiten durch zwei an dem Ufer der nicht ſehr entfernten Weſer angelegte Ziegeleien in ſeiner Art merkwürdig, indem dieſe jährlich etwa 300,000 Steine liefern, die einen bedeutenden reinen Geldertrag abwerfen. Einige eingepfarrte Dorfſchaften löſen viel Geld aus dem Torfe und Daverden ſelbſt aus der Wolle. (*Schlichthorst.*)

DAVERIO, Michael Paulus Franz, geb. den 4. October 1770 zu Vergiata (einer Herrſchaft in der Nähe des Lago maggiore, welche dieſer adeligen mailändiſchen Familie gehört), geſt. zu Zürich den 31. December 1824. Dieſer edle Mann erneuerte das Beiſpiel, welches manche ſeiner Landsleute im 16. Jahrhundert gegeben haben, indem ſie alle äußern Güter der Freiheit ihrer religiöſen Überzeugung opferten. — Der väterliche Oheim war Generalverwalter der geiſtlichen Güter in der Lombardei unter Maria Thereſia und Joſeph II., ein eifriger Beförderer der Plane des letztern und deswegen dem Klerus verhaßt, aber von ſeinem Monarchen geachtet und auch zu Unterhandlungen mit Savoyen gebraucht. Er übernahm die Leitung der Erziehung des Knaben und beſtimmte ihn dem geiſtlichen Stande. Zwar entwickelte ſich bald bei dieſem die größte Abneigung dagegen, wozu neben den eignen Äußerungen des Oheims über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen, welche der lebhafte Knabe begierig auffaßte, auch die verkehrte Behandlung beitrug, die er von einem mit ſeiner Bildung beauftragten Prieſter erfuhr. Da der Oheim auf ſeinem Plane beharrte, und die Erzieher durch Beſchimpfungen und Mißhandlungen des Knaben denſelben zu befördern wähnten, ſo wurde ſeine Abneigung immer entſchiedener. Dennoch wurde er im 15. Jahre gezwungen, in das Seminar des helvetiſchen Kollegiums (ſ. dieſ. Art.) einzutreten. Die Verſetzung auf die Univerſität Pavia befreite ihn nach drittehalb Jahren aus dieſer drückenden Lage. Der rege, freiſinnige Geiſt, der damals dort herrſchte und durch aufgeklärte Lehrer, die ganz in Joſephs Reformationsplane eintraten, genährt wurde, ergriff den Jüngling im Innerſten, und noch in ſeinen letzten Lebensjahren entlockte die Erinnerung an jene Zeit und an die vereitelten Hoffnungen eines hellern, dem Vaterlande aufgehenden Lichtes ſeinem feurigen Auge manche Thräne. Um ſelbſt dereinſt dazu beitragen zu können, widmete er ſich mit großem Eifer den theologiſchen und philoſophiſchen Studien, und nach vier Jahren erhielt er ohne Widerſpruch den theologiſchen Doctorgrad. Nachdem er hierauf ein Jahr lang ſeinem Oheim als Secretär behilflich geweſen war, kehrte er wieder nach Pavia zurück, ſtudirte zwei Jahre die Rechte und erhielt auch in dieſer Facultät den Doctorgrad. Noch immer aber nährte der Oheim den Wunſch, ihn als Prieſter auf der Bahn zu höhern kirchlichen Ämtern zu ſehen, und als dann nach Joſephs II. Tode die Verhältniſſe ſich änderten und der Oheim ſein Anſehen verlor, bewirkten Bitten, was der Neffe ſeinen Befehlen immer verweigert hatte. Ihm zu Liebe entſchloß er ſich, die Prieſterweihe anzunehmen, und übte nun einige Jahre unter Fortſetzung ſeiner Studien kirchliche Verrichtungen aus; aber als 1796 Bonaparte Mailand einnahm und die jungen Geiſtlichen in der neuen ciſalpiniſchen Republik zum Austritte aus ihrem Stande aufgemuntert wurden, folgte auch Daverio mit Einwilligung des Oheims dieſem Rufe. Zur Erhebung ſeines tief verſunkenen Vaterlandes, zur Erhellung und Selbſtändigkeit Italiens mitwirken zu können, war immer der liebſte Wunſch ſeines Herzens geweſen. Zuerſt ſuchte er denſelben als Secretär eines Ausſchuſſes für den öffentlichen Unterricht zu befriedigen; aber die mißtrauiſche Politik der franzöſiſchen Machthaber hob dieſe Anſtalt auf; und als Daverio nun beim Miniſterium der Polizei die Aufſicht über die Fremden erhielt und, nicht gewohnt ſich als blindes Werkzeug gebrauchen zu laſſen, mit dem franzöſiſchen Platzcommandanten Hülin in Streit gerieth, wurde auch dieſe Stelle alſobald abgeſchafft. Er wurde nun in dem Archive der Republik angeſtellt, leiſtete aber neben dieſen Ämtern ſeine Dienſte als Nationalgardiſt und verließ 1799 beim Einrücken der Öſtreicher Mailand mit den franzöſiſchen Truppen. Er wurde nun als Artillerieofficier angeſtellt, wohnte mehren Schlachten bei und kam mit Hilfstruppen nach der Schweiz, wo er beim Diviſionsgeneral Mainoni als Adjutant des Generalſtabes ſich drei Monate in Bern und dann noch einige Zeit in Wallis aufhielt. In dem Feldzuge von 1800, durch welchen der erſte Conſul Bonaparte ſich wieder in den Beſitz von Italien ſetzte, focht Daverio meiſtens im Vortrabe und erhielt auf dem Schlachtfelde von Marengo eine Sendung nach Mailand, wo ihn ſein greiſer Oheim mit Freudenthränen empfing. Indeſſen wurde eine zuerſt vernachläſſigte Verwundung am Fuße, die Daverio in einem Gefechte erhalten hatte, immer gefährlicher; ſein Leben wurde zwar gerettet, aber gänzliche Lähmung des Fußes nöthigte ihn, die militäriſche Laufbahn zu verlaſſen. Er wurde zum Oberaufſeher des Statsarchivs zu Mailand gewählt und leiſtete durch unermüdete Thätigkeit und ſyſtematiſche Ordnung, welche er in das Chaos von Urkunden brachte, ausgezeichnete Dienſte. Zugleich beſchäftigte er ſich mit Bearbeitung einer urkundlichen Geſchichte des Herzogthums Mailand. Der erſte Band, welcher die Zeiten der Visconti betrifft, erſchien 1804. (Memorie sulla Storia dell' Ex-Ducato di Milano, riguardanti il dominio de Visconti, estratte *dell'* Archivio di quei Duchi e compilate dal *Cittadino Michele* Daverio, Archivista nazionale. Milano 1804. 4.) Aber die mißtrauiſche Cenſur jener Zeit ſo wenig als die der ſpätern geſtattete die Bekanntmachung der übrigen neun Bände, die noch handſchriftlich in der Bibliothek zu Mailand liegen. Namentlich bot die Erhebung von Franz Sforza zum Alleinherrſcher zu viele Vergleichungspunkte dar, und eine treue Schilderung der frühern republikaniſchen Zeiten Mailands war ſchon damals verwehrt, als die ciſalpiniſche Republik in das italiäniſche Königreich umgeſtaltet wurde. Für gründliche Geſchichtsforſchung iſt dies ein großer Verluſt, da eine Menge unbekannter Urkunden durch dieſes Werk ſollte ans Tageslicht kommen. Ebenſo groß iſt der Verluſt einer großen Menge von andern Auszügen aus dem Archive, die er bei ſeiner Auswanderung nach Zürich in Mailand zurückließ, und deren er nachher, ungeachtet aller Bemühungen, nicht mehr habhaft werden konnte. Eine Frucht ſeiner Forſchungen war noch eine kleine Schrift über das lombardiſche Kriegsweſen bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts. (Prospetto dello Stato militare in Lombardia e particolarmente in Milano, dal tempo dei Longobardi sino al principio del Secolo XIV. Milano 1813. 8.). Die Wiedereroberung der Lombardei durch die Öſtreicher 1814 ſtörte dieſe wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. Zwar bekleidete er noch mehre Monate auf erhaltene Auffoderung ſein Amt; aber die gänzliche Vernichtung ſeiner Hoffnungen auf Italiens Wiedergeburt, beſonders aber die neue Geſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe, wodurch ſeine religiöſen Überzeugungen gefährdet wurden, brachten den Entſchluß, anderswo für ſich und die Seinigen eine Heimath zu ſuchen, zur Reife. Denn der gewiſſenhafte Mann konnte ſich nicht entſchließen, in dem Formulare, das allen Angeſtellten zur Einſchreibung ihrer Namen u. ſ. w. vorgelegt wurde, und worin auch die Kirche, zu

er ſich jeder bekenne, nicht vergeſſen wär, ſich den
Namen eines Katholiken zu geben; wiederholte Auffode-
ungen, ſeiner Unterſchrift „Chriſt“ noch denſelben bei-
ufügen, wies er zurück. Er erhielt die gewünſchte
Entlaſſung und Reiſepäſſe und wählte Zürich, wo er
m Spätjahre 1814 ankam, zu ſeinem beſtändigen Aufent-
alte; ſeine Gattin aber, mit welcher er ſich 1804 ver-
nählt hatte, verließ ihn und drei in dieſer Ehe erzeugte
Kinder und kehrte nach Mailand zurück. Von jetzt an
ebte der achtungswürdige Mann in ſtiller Zurückgezo-
enheit der Erziehung ſeiner Kinder und der Bildung
iner bedeutenden Zahl von Jünglingen, denen er theils
inen ſehr gründlichen Unterricht in der italiäniſchen
Sprache, theils Anleitung zum Studium der Diploma-
ik ertheilte, wozu ihn ſeine vieljährigen Beſchäftigun-
en mit den Urkunden des Mittelalters vorzüglich ge-
chickt machten. Aber ſeine nützliche Thätigkeit be-
hränkte ſich nicht auf ſeinen Unterricht. Die hohe Be-
eiſterung für Wahrheit und Tugend, welche, ihm ſelbſt
nbewußt, aus jedem ſeiner Worte hervorleuchtete, ver-
unden mit der Liebenswürdigkeit ſeines Charakters und
ner Geſichtsbildung, welche ganz der Ausdruck einer
hönen Sele war, alles dies erregte Ehrfurcht und Lie-
e für den ſeltenen Mann, und mancher ſeiner Schüler
nd an ihm einen väterlichen Freund, deſſen weiſer
ath und erſchütternde Warnungen ihn von gefähr-
chen Wegen zurückhielten. Von Statsmännern und
elehrten geachtet und geſucht, blieb er ſich in ſeiner
eutſeligkeit und Gefälligkeit gegen Jedermann gleich. —
m J. 1819, als der ältere ſeiner zwei Söhne hinläng-
ch herangereift war, trat der Vater auch äußerlich
r proteſtantiſchen Kirche über; die Kinder hatte er ſeit
inem Aufenthalte in Zürich in dieſer Religion unter-
chten laſſen, und durch die dann erfolgte Erwerbung
es Zürcheriſchen Indigenats erſetzte er ihnen die verlo-
ne Heimath. — An den Gährungen, welche Italien
it ſeiner Abreiſe bewegten, nahm er immer den innig-
en Antheil, vermied aber, die Gaſtfreundſchaft ehrend,
e er gefunden hatte, jede Berührung oder thätliche
heilnahme und theilte ſeine Anſichten nur den ver-
auteſten Freunden mit. — Eine große Menge kleiner
amatiſcher Spiele in italiäniſcher Sprache, die er für
e Übung ſeiner Kinder und Zöglinge abfaßte, ſind
Handſchrift vorhanden; in dem Archive des Ver-
ns teutſcher Geſchichtsforſcher finden ſich von Daverio
achweiſungen abgedruckt über den Gebrauch italiäni-
her Archive für die Zwecke dieſes Vereins, wozu der
iniſter von Stein ihn einladen ließ. — Die Ruhe
nd die Freiheit für ſeine Überzeugung, welche ihm ſein
ſtes Vaterland nicht gewähren konnte, fand er in dem
weiten, und obgleich er äußern Rang und Vermögen
ufgeopfert hatte, ſo wurde ſeine Heiterkeit niemals auch
ur von der leiſeſten Spur der Reue über den gefaßten
ntſchluß getrübt. — Eine ſchnelle Entkräftung endigte
ach kurzem Krankenlager das Leben des vielgeprüften
Mannes. (*Escher.*)

DAVIA, Giovanni Antonio, Kardinal, zu Bo-
gna den 23. October 1660 aus einem Geſchlechte ge-
oren, das zu den älteſten im Lande gehörte und im
Lateiniſchen de Via hieß. In ſeiner Vaterſtadt ſtudirte er Rhetorik, Philoſophie, Mathematik und Rechte, und wurde ſchon 1675 Doctor der letztern. Unter die Präſides der Stadt, die man Antianos nannte, wurde er 1682 aufgenommen. Kenner und Freund der Wiſſenſchaften, hielt er in ſeinem Hauſe gelehrte Zuſammenkünfte, aus denen das, von dem Grafen Marſigli geſtiftete, berühmte kanoniſche Inſtitut (Institutum scientiarum et artium bonon.) erwuchs, eine Akademie, die der Naturkunde, Mathematik und Aſtronomie manchen ſchönen Gewinn brachte 1)). Davia verließ 1684 ſeine Vaterſtadt, trat in venedigſche Kriegsdienſte und wohnte der Belagerung von St. Maura bei, welches die Türken im Beſitz hatten. Auf einer Reiſe durch Italien, die er nach geendigtem Feldzuge machte, ließ er ſich in Rom von Innocenz XI. bereden, in den geiſtlichen Stand zu treten. Er kam 1687 als Nuntius nach Brüſſel, 1690 nach Cöln und 1696 nach Polen, zu einer Zeit, da wegen der Wahl eines neuen Königs große Verwirrung in der Republik herrſchte. Zehn Candidaten meldeten ſich zu der erledigten Krone, und daß die Wahl auf Auguſt II., Kurfürſten von Sachſen, fiel, war zum Theil das Werk der klugen und liſtigen Politik des Nuntius Davia. Er begleitete 1699 den neuen König nach Sachſen als der erſte päpſtliche Nuntius, der ſeit der lutheriſchen Reformation daſelbſt erſchienen war. Die zum katholiſchen Gottesdienſte eingerichtete Schloßkirche zu Moritzburg weihte er mit einer Rede in franzöſiſcher Sprache. Clemens XI. ſandte ihn 1700 als Nuntius an den teutſchen Kaiſerhof, aber ſeine Bemühungen, den Ausbruch des ſpaniſchen Succeſſionskrieges zu verhindern, blieben ohne Erfolg, und als Joſeph I. 1705 nach des frommen Leopold I. Tode zur Regirung kam, verlor er ſeinen Einfluß gänzlich und mußte ſich von Wien wegbegeben, weil der Papſt den franzöſiſchen Prinzen Philipp für den rechtmäßigen ſpaniſchen König erkannt hatte, während am Kaiſerhofe dem Erzherzog Karl das Recht der Thronfolge in Spanien zugeſchrieben wurde. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom wurde Davia Biſchof von Rimini, 1712 Kardinal, 1715 Legat zu Urbino und 1718 zu Ravenna. Er ſei, ſagte man von ihm, den Böſen ein Schrecken, den Tugendhaften eine Freude geweſen. Nach dem Tode Benedicts XIII. (1730) hatte er große Hoffnung Papſt zu werden, allein da ihm Clemens XII. vorgezogen wurde, legte er ſein Biſthum Rimini nieder, blieb in Rom, wohnte den Congregationen bei und ſtarb den 11. Januar 1740 2)). (*Baur.*)

DAVID (Iſraelitiſcher König). David war der jüngſte von acht Söhnen 1)) eines gewiſſen Iſai aus

---

1) *Bolletti* origine e progressi dell instituto etc. Bolog. 1751. 8. Commentarii de Bononiensi scient. et art. instit. atque acad. Ib. 1731. 4. 2) (Ranfts) Leben der Kardinäle. 2. Bd. 257—265. Ebend. genealog. hiſt. Nachr. 10. Th. 896—909. (Heinſius) unpart. Kirchengeſch. 3. Th. 308.

1) Die Stelle 1. Chron. 2, 15. weiß nur von ſieben Söhnen, deren jüngſter auch nach ihr David iſt. Der Irrthum konnte durch 1. Sam. 16, 10. veranlaßt werden, wenn hier geſagt wird: Iſai habe „ſeine ſieben Söhne“ dem Samuel vorgeſtellt.

dem zum Stammgebiete Juda gehörenden Städtchen Bethlehem (1. Sam. 17, 12. 14. 16, 11.), welcher gleich ſeinem Großvater Boas (Ruth 2, 15. 16.) mittelbar als ziemlich wohlhabend geſchildert wird (1. Sam. 16, 20. 17, 17. 18.). Da, wo die Geſchichtsbücher Davids zum erſtenmale gedenken, erſcheint er als junger Hirt, dem die Hut der kleinen Schaf- und Ziegenheerde ſeines Vaters in der „Steppe Juda's" anvertraut iſt (1. Sam. 17, 28. 16, 11.). Hier in ländlicher Abgeſchiedenheit, ſtets unter freiem Himmel (vergl. 1. Moſ. 31, 40.), in einem Berufe, deſſen unſchwer erfüllte Pflichten nicht, wie der mühſame Ackerbau, durch das Gewicht leiblicher Arbeit den Geiſt niederdrückten, ſondern zu Nebenbeſchäftigungen Muße vollauf übrig ließen, kürzte er ſich die Zeit mit erheiterndem Spiele der Cither, das nach hebräiſcher Sage des Ahnherrn nomadiſcher Hirten Bruder zuerſt geübt hat (1. Moſ. 4, 21.). Hier entwickelte ſich auch in der Bruſt des Einſamen, der, in der Steppe verlaſſen, auf ſich ſelbſt verwieſen war, jenes unbezwungene Gottvertraun und die kecke Verachtung der Gefahr, Eigenſchaften, welche ihn ſein ganzes Leben hindurch nie verließen und ſeinem Schickſal plötzlich eine andere Wendung gaben. Das israelitiſche Heer, in welchem die drei älteſten Brüder Davids dienten, ſtand um jene Zeit dem philiſtäiſchen gegenüber, und David, welchen ſein Vater mit Aufträgen ins Lager geſandt hatte, kam, da er ſeine Brüder daſelbſt nicht traf, ſondern in den Schlachtreihen aufſuchen mußte, gerade dazu, als ein rieſenhafter Philiſtäer, Namens Goliath, wie er ſchon längere Zeit täglich gethan hatte, in der Mitte der beiden Heere, die Israeliten höhnend, zum Zweikampf foderte. Von dem hohen, auf des Philiſtäers Erlegung geſetzten Preiſe noch mehr gereizt, wagte er trotz der anfänglichen Abmahnungen des Königs, nur mit ſeiner Schleuder bewaffnet, den Kampf gegen denſelben und traf ihn tödlich mit einem Stein, was die Flucht und Niederlage des philiſtäiſchen Heeres zur Folge hatte. Unſer Held durfte nun nicht mehr nach Hauſe zurückkehren, ſondern Saul nahm ihn nach ſeiner Gewohnheit (vergl. 1. Sam. 14, 52.) in das Heer auf und gab ihm eine Befehlshaberſtelle. Allein ſchon bei der Rückkehr aus dem Feldzuge machte der Päan der Israelitinen: Saul hat Tauſend geſchlagen, David aber Zehntauſend, des Königs Eiferſucht rege, und bald ſuchte er ſich deſſelben wieder zu entledigen. Alſo ſollte David im Widerſpruche zu Sauls Worten (K. 17, 35.) des Königs Tochter erſt durch neue Heldenthaten gegen die Philiſtäer verdienen, indem Saul die geheime Hoffnung hegte, durch Feindes Hand ihn fallen zu ſehen. Die Hoffnung ſchlug fehl und — des Königs Tochter erhielt ein Anderer. Indeß hatte Sauls zweite Tochter, Michal, den tapfern und ſchönen Jüngling (1. Sam. 16, 12.) liebgewonnen; und als jetzt David die vom König verlangte Morgengabe, womit Saul wiederum ſein Verderben beabſichtigt hatte, einlieferte, konnte ihm ſein Lohn nicht länger vorenthalten werden. David ward Schwiegerſohn des Königes, ſtand nun nebſt dem Feldherrn Abner und des Königes älteſtem Sohne, Jonathan, demſelben am nächſten (1. Sam. 20, 25.) und erhielt zum König den ungehinderten Zutrit (1. Sam. 22, 14.). Jonathan, welcher mit David ſchon ſeit deſſen glücklichem Zweikampfe innige Freundſchaft geſchloſſen hatte, beſänftigte indeſſen die argwöhniſche Eiferſucht (vergl. 1. Sam. 20, 31. 22, [illegible] 24, 10.) ſeines Vaters gegen den Schwager. Aber dieſe brach plötzlich von neuem und ſo unzweideutig aus, daß David entfloh. Jonathan, welchem ſeine Fürſprache für David bald das Leben gekoſtet hätte, mußte ſich endlich von der ſeinem Herzen ſo ſchmerzlichen Wahrheit überzeugen, daß David von Seiten Sauls nichts Gutes mehr zu erwarten habe (1. Sam. 20, 2. 33.); und ſo trennten ſich die beiden Freunde unter Thränen und gegenſeitigen Betheuerungen ewiger Freundſchaft [2]).

---

[2]) Wir haben bis dahin die Geſchichte Davids nach der einen der beiden Quellen erzählt, welche, namentlich von vorn herein leicht kenntlich, durch einen Diaskeuaſten nur loſe und ungenügend verbunden worden ſind. Mit Unrecht hat man, über den Widerſprüchen der Erzählung ſtutzend, die Stellen 1. Sam. 17, 11—[illegible] 54—18, 5. 18, 8—11. 17—19. kurz weg als ſpätere Einſchaltungen verurtheilt. Die Sache dürfte ſich vielmehr folgendermaßen verhalten. Zunächſt iſt das ganze 16. Kapitel, Davids Salbung durch Samuel und ſeine Berufung an den Hof berichtend, aus einer andern, weniger zuverläſſigen Quelle entlehnt. Es iſt ganz romanhaft, wenn nach der zweiten Hälfte dieſes Kapitels, welche mit der erſten genau zuſammenhängt, gerade Sauls heimlich deſignirter Thronfolger von ihm zu ſich berufen wird. Die Geſchichte ferner von der Salbung, von der Thatſache ausgehend, daß Samuel und David noch Zeitgenoſſen waren, ſoll offenbar den Schein der Uſurpation von Davids ſo vielfach angefochtenem Throne ablenken. Allein nirgends beruft ſich David auf dieſe Salbung, läßt ſich vielmehr ſpäter erſt über Juda (2. Sam. 2, 4. 3, 39.), dann über Israel (2. Sam. 4, 3.) zum Könige ſalben und urgirt ſelber, daß Saul der Geſalbte Jehova's ſei; während, wenn Jehova dieſen verworfen und David in jener Weiſe zum Könige gewählt hätte, Sauls Salbung ungiltig geweſen wäre (2. Sam. 1, 14. 1. Sam. 26, 11. 24, 7.). Außerdem iſt in der hier gegebenen Darſtellung von der Berufung Davids zu Saul wunderbare Maſchinerie angewandt, und die Erzählung vom Herabſteigen des göttlichen Geiſtes auf David (Kap. 16, 13.) ſoll wol die ſpätern Großthaten deſſelben erklären. Wie kann auch David Kap. 16, 18. ein Kriegsheld genannt werden, da er noch keine Probe ſeiner Tapferkeit abgelegt hat? So viel nun gegen dieſen Abſchnitt einzuwenden iſt, ſo wenig gegen Kap. 17. Hier iſt nirgends ein wunderbares Motiv, ein unmittelbares Eingreifen Jehova's, eine berechnete Abſichtlichkeit der Darſtellung zu entdecken iſt, und offenbar, wie am deutlichſten aus dem Berichte von dem Zorn und den Vorwürfen des ältern Bruders V. 28. und aus den ſo ganz ſachgemäßen Aufträgen V. 17. 18. hervorleuchtet, einfache, ungeſchminkte Wahrheit erzählt wird. Und mit dieſem Abſchnitt verträgt ſich der vorige auf keine Weiſe. Dort, Kap. 16., iſt David ſchon Waffenträger Sauls und in ſein Haus aufgenommen; hier ein gänzlich unbekannter Hirt, der zufällig unter das Heer geräth; und Eliab, dem die Salbung ſeines Bruders nicht hätte unbekannt bleiben können, weiß hier offenbar nichts davon. Der Diaskeuaſt freilich ſuchte ſich dadurch zu helfen, daß er Kap. 17, 1. in einen, wäre Kap. 16. urſprünglich ſchon vorhergegangen, ganz ungehörigen Vers, ungeſchickt genug das zurückweiſende הזה, dieſer, einſetzte; ſowie, daß er V. 15. im Widerſpruche zu Kap. 16, 22. den David bei Saul ab- und zugehen läßt; wodurch aber, daß David Helm und Panzer nicht gewohnt iſt Kap. 17, 39., und daß Saul den Namen ſeines Vaters nicht weiß V. 55. 58., unerklärt bleibt. — Jene [illegible] Tradition läßt ſich nun auch weiter verfolgen. Ihr gehört unter Anderem an Kap. 17, 54., wo im Widerſpruche mit Kap. 21,

David ſchlug nun die Richtung ein nach dem nahen
Philiſtäa, verſah ſich auf dem Wege dahin zu Nob mit
twas Zehrung und dem daſelbſt im Heiligthum aufbe-
wahrten Schwerte des Goliath, und gelangte nach Gath.
Hier erkannt, rettete er ſich, durch den glücklichen
Einfall, ſich wahnſinnig zu ſtellen, und verſteckte ſich,
ns Land Jſrael zurückfliehend, in einer geräumigen Höhle
bei Adullam im Stamme Juda, wo ſich ſeine Verwand-
en, die von Saul zu fürchten hatten, bei ihm einfan-
den und ein Haufe Unzufriedener ſich um ihn ſam-
melte. Vor allen Dingen brachte er jetzt ſeine betag-
en (1. Sam. 17, 12.) Eltern in Sicherheit. Er ſelbſt,
m Süden des Stammes Juda verbleibend, führte nun
in Freibeuterleben, flüchtig und unſtet. Seiner Ge-
wohnheit treu, befehdete er die Philiſtäer Kap. 23, 1. fg.;
ber Saul verfolgte ihn unabläſſig; und ſo beſchloß er
ndlich mit ſeiner Familie — er hatte ſtatt der inzwi-
ſchen an einen andern vergebenen Michal zwei Frauen
eheirathet, Kap. 25, 43. 44. — und ſeinem mittler-
weile auf ſechshundert Mann angewachſenen Heerhaufen
nach Gath zu Achis, dem dortigen König, zu fliehen,
von welchem er ſich, um ſein Weſen ungeſtört fortrei-
ben zu können, eine Provinzialſtadt einräumen ließ. Von
hier aus bekämpfte er nach ſeinem Vorgeben die Ju-
däer ꝛc., in der That aber die Feinde derſelben, wie die
Amalekiter; und mußte zuletzt als Vaſall des Achis mit
dieſem im philiſtäiſchen Heere gegen Jſrael zu Felde
ziehen, ward aber von den ihm mißtrauenden Heerfüh-
ern zurückgeſchickt und fand bei ſeiner Rückkehr ſei-
nen Wohnort Ziklag eingeäſchert, Weiber und Kin-
er, Hab und Gut hinweggeführt. Er verfolgte die
Feinde, ſchlug ſie und rettete das Verlorene; kaum aber
urückgekehrt, erhielt er die Kunde von Sauls Tode in
iner verlorenen Schlacht.

Jetzt ſtand der Rückkehr Davids ins Vaterland nichts mehr im Wege; und zugleich bedurfte daſſelbe, ſeines Königs beraubt, einen kräftigen Beſchützer. Mit ſeiner Schaar kam er zurück und nahm ſeine Wohnung zu Hebron im Stamme Juda, woſelbſt ſeine nähern Landsleute, die Judäer, ihn zu ihrem Könige erwählten, während die andern Stämme auf Betreiben des dem Hauſe Sauls verwandten Feldherrn Abner dem Sohne Sauls, Jsboſet, huldigten, der zu Mahanaim, jenſeit des Jordans im Norden, ſeinen Sitz nahm (2. Sam. 2, 8. 29.). David ſtand damals in ſeinem dreißigſten Lebensjahre (2. Sam. 5, 4.). Siegreich behauptete er ſich als judäiſcher König über ſieben Jahre gegen die ihn immerwährend befehdende Partei Sauls, deren Macht in dem Maße abnahm, wie die ſeinige ſich verſtärkte (2. Sam. 3, 1.). Zuletzt trat, von Jsboſet unklug beleidigt, auch Abner auf Davids Seite, ließ ſich in heimliche Unterhandlungen mit ihm ein und ſuchte die Gemüther der Jſraeliten für David zu ſtimmen (2. Sam. 3, 12. 17.). Zwar wurde Abner meuchlings ermordet; aber mit ihm ſank auch die bisherige Stütze Jsboſets (2. Sam. 4, 1.), und dieſer ſelbſt fiel bald darauf durch die Hand zweier Mörder. Jetzt wandten ſich aller Blicke auf David; er wurde in Hebron zum Könige über ganz Jſrael ausgerufen.

Er verlegte nun die Reſidenz an die Grenze ſeines bisherigen Gebietes, etwas mehr gegen die Mitte des Reiches hin, nach Jeruſalem, welches er von den Jebuſitern eroberte. Phönizische Architekten erbaueten ihm hier eine Burg; und nachdem er die gegen den neuen König Jſraels ausgezogenen Philiſtäer geſchlagen, war ſein nächſter Regirungsakt, die Bundeslade mit großem Gepränge, wobei er den Oberprieſter machte (2. Sam. 6, 14.), ebenfalls nach Zion zu ſchaffen, und ſo die Theokratie und ſeine eigene Dynaſtie auch durch ein äußerliches Band unter ſich zu verknüpfen.

Nun bändigte er, angriffsweiſe verfahrend, die Philiſtäer, unterwarf in einem grauſamen Kriege (2. Sam. 8, 2. 23, 20.) Moab, und ſchlug den König von Aram Zoba, welcher ſich ihm auf ſeinem Marſche gegen den Euphrat entgegenſtellte, in Edoms Nachbarſchaft, im Salzthal (2. Sam. 8, 4. 13. 1. Kön. 11, 15.); worauf er auch die Edomiter in einem Vertilgungskriege bezwang. Dem Könige von Zoba eilte zwar Damask zu Hilfe, während der König von Aram Hamath dem David wegen ſeines Sieges über Zoba Glück wünſchen ließ; allein David ſchlug die Aramäer von Damask ebenfalls, machte ſie, gleichwie die Edomiter, tributpflichtig und legte, um die Beſiegten im Zaume zu halten, in Aram Damask (Hoh. L. 4, 4. 7, 5. 2. Sam. 8, 6.) und Edom (2. Sam. 8, 14.) Kaſtelle an, welche er mit hinreichenden Beſatzungen verſah [3].

---

nd ſonſt bekannter Geſchichte David Goliaths Kopf nach Jeru-
alem bringt, deſſen Waffen aber in ſeinem Zelte, da er ja Waf-
enträger Sauls ſeyn ſoll, niederlegt. Es gehört dahin Kap. 18,
0. flg., wo, daß er Sauls Waffenträger bisher war und vor
hm die Cither ſpielte, vorausgeſetzt, das Schleudern des Speers
ber nach David (vergl. Kap. 19, 10.) zu früh erzählt und nicht
on den zu erwartenden Folgen begleitet iſt. Ferner iſt hieher zu
echnen Kap. 19, 11—20, 1. (erſte Vershälfte), offenbar vom
Verfaſſer von Kap. 16. herrührend, da auch hier jene Verbin-
ung Davids mit Samuel vorausgeſetzt wird, und ebenſo unhiſto-
iſchen Gepräges, da David ſich ſchwerlich nach Hauſe begeben
nd vielmehr nach Kap. 20, 19. ſich im Freien wo verſteckt hat.
berdies wird hier das Sprichwort: iſt Saul auch unter den Pro-
pheten, nicht ſo einfach abgeleitet, als Kap. 10, 10. flg. Endlich
uhrt aus dieſer zweiten Quelle das Stück Kap. 23, 19—24, 23.,
em, wie ſchon Bayle gewollt hat, mit der Erzählung Kap. 26.
in und daſſelbe Faktum zu Grunde liegt; aber auch hier bleibt
e zweite Quelle ihrem Charakter treu. Kap. 23, 26. flg. iſt die
Gefahr für David dringender, die Rettung wunderbarer; kaum
laublich, daß Saul, welcher jetzt endlich einmal ſeinen Feind in
Händen hatte, ſogleich aufgebrochen ſei, um den Philiſtäern zu be-
egnen. In der zweiten aber der beiden Erzählungen, welche zu-
ammen dem Bericht Kap. 26. entſprechen, bleibt es unbegreiflich,
ie David unbemerkt dem Saul einen Zipfel von ſeinem Gewande
bſchneiden konnte; wogegen die Erzählung Kap. 26. einfach und
atürlich lautet ohne Übertreibung und Unwahrſcheinlichkeit. Mög-
cherweiſe gehörte auch der Bericht Kap. 23, 16—18. von Jona-
hans Beſuch bei David urſprünglich der zweiten Quelle an; je-
och kann dafür kein Beweis geſtellt werden.

[3] Über dieſe Kriege ſ. meine Abhandlung: Des Propheten Jonas Orakel über Moab ff. S. 23. Wie ganz unrichtig die gewöhnliche Meinung ſei, 2 Sam. 8, 13. ſei אֱדֹם für אֲרָם zu leſen, ſ. ebendaſelbſt S. 25. Man ſchreibt den Namen Jdumäa's immer אֱדוֹם, nie אֱדֹם; und es iſt deswegen auch Ez. 25, 4. בארם durchaus בַּאֲרָם zu punktiren.

Indeß ſtarb der König von Ammon, zu welchem, wie es ſcheint, David früher ſeine Eltern geflüchtet hatte 4), und der neue König beleidigte durch Mißhandlung der Geſandten Davids, welcher dem Ammoniter ſein Beileid über des Vaters Tod bezeugen ließ, ſowol dieſen, als alle Sitte der Völker. David ſandte ſeine beiden Feldherrn, Joab und Abiſai, gegen die Ammoniter, welche das anrückende feindliche Heer vor den Mauern der Hauptſtadt Rabbat Ammon in Schlachtordnung erwarteten, während zugleich ein von ihnen gedungenes Hilfsheer von 33000 Mann Aramäer von Zoba, Beth Rehob ꝛc. gerüſtet in der Ebene ſtand. Joab griff, während ſein Bruder Abiſai ſich den Ammonitern gegenüber aufſtellte, die Aramäer an; dieſe ergriffen die Flucht, und nun ſchloſſen ſich die Ammoniter in die Mauern ihrer Hauptſtadt ein; die Iſraeliten aber traten den Rückzug an nach Jeruſalem. Bald brachen ſie jedoch wieder auf, David ſelbſt an ihrer Spitze, um den Aramäern, welche ihre Niederlage rächen wollten und Landsleute von jenſeit des Euphrat an ſich gezogen hatten, die Spitze zu bieten; und nun ſchlug David die Aramäer in einer großen Schlacht in der Weiſe, daß ſämtliche Vaſallen Zoba's ſich ihm unterwarfen.

Im folgenden Jahre rückten die Iſraeliten unter Anführung Joabs von neuem ins Feld, das die von allen Seiten verlaſſenen Ammoniter nicht mehr halten konnten. Die Iſraeliten verheerten das Land und belagerten die Hauptſtadt (2. Sam. 11, 1.), vor welcher, von ihrem nahen Fall in Kenntniß geſetzt, David zuletzt ſelbſt erſchien und ſie eroberte.

Während er ſo nach außen ſeine Macht erweiterte und das Land ſicher ſtellte vor ſeinen auswärtigen Feinden (2. Sam. 7, 10.), ordnete er auch im Innern die Regirung, welche freilich einen militäriſch-theokratiſchen Charakter bewahrte. Außer jener Kriegerſchaar, welche er von Gath mitgebracht hatte (2. Sam. 15, 18.), nahm er noch eine philiſtäiſche Leibwache in Dienſt, die ſogenannten Crethi und Plethi (2. Sam. 8, 18. 28, 23.), deren Anführer Zutrit zum Könige erhielt (2. Sam. 23, 23.); und der Oberanführer des Heeres war auch der erſte im Rang nach dem Könige 5). Auf der andern Seite ernannte er nebſt andern auch eigene Söhne zu Prieſtern (2. Sam. 8, 18.); die im Krieg gemachte Beute legte er größtentheils im Tempelſchatze nieder (Kap. 8, 11. 12.); und im Namen des Nationalgottes ließ er ſich von den Sehern Nathan (Kap. 12.) und Gad (Kap. 24.) willig leiten und tadeln. Außerdem ſchuf er übrigens die Stellen des Reichsannaliſten und des Geheimſchreibers (Kap. 8, 16. 17. 20, 24. 25.), ſpäter erſt, wie es ſcheint, auch die eines Aufſehers über den Frohndienſt (Kap. 20, 24.).

So ſehr nun auch das Volk Urſache hatte zur Zufriedenheit mit dem Könige ſeiner Wahl, der es durch gu Regirung im Frieden und durch glückliche Kriege vor Unbill ſchützte und ſo oft ſein Retter geweſen war (2. Sam. 19, 10.); ſo häufte ſich doch mancherlei Stoff des Mißvergnügens durch Umſtände, deren Beſeitigung zum Theil nicht in des Königs Gewalt lag. So ſuchte z. B. eine verheerende Peſt das Land heim (Kap. 24.), die man als Strafe eines übermüthigen Regirungsaktes auslegte. Mehre Jahre lang laſtete während ſeiner Regirung eine Hungersnoth auf dem Volke, ein Unglück, das David durch Menſchenopfer ſühnte. Zu Opfern wurden nach dem Spruche des Orakels noch lebende Söhne und Enkel Sauls auserſehen (Kap. 21.), eine gehäſſige Handlung, welche ein nachtheiliges Licht auf David warf, als habe er ſich auf ſolche Weiſe etwaniger Kronprätendenten zu entledigen geſucht, und dazu dienen mußte, die Herzen der Benjaminiten, zu welchen Sauls Geſchlecht gehörte, ihm noch mehr zu entfremden (vergl. 2. Sam. 16, 5 — 8.). Dazu kam noch die Erinnerung früherer Feindſeligkeit aus der Periode der getrennten Reiche und die nicht verjährende Eiferſucht des mächtigen Stammes Ephraim, um den ſich die übrigen ſchaarten (vergl. Kap. 19, 21), gegen den Stamm Juda, aus welchem man den König genommen hatte; Zündſtoff genug, welcher in Flammen ausbrechen konnte, zu deren Anfachung ſich in Davids nächſter Nähe ein Mann fand, — einer von ſeinen eigenen Söhnen.

Davids Erſtgeborner, Ammon, hatte die leibliche Schweſter eines jüngern Bruders, Abſalom, geſchändet, und dieſer, allein Sohn einer Königstochter und nach der Thronfolge ſtrebend, benutzte den Vorwand, um als beleidigter Bruder den, welchen die Erſtgeburt zum Throne berief, aus dem Wege zu räumen. Nach Jahren verzieh der Vater, nicht aus eigener Bewegung; das lange Exil aber und die harte Behandlung des Zurückberufenen ſcheinen das Herz des Sohnes erbittert und zur Reifung des Planes beigetragen zu haben, noch bei des Vaters Lebzeiten der Krone ſich zu bemeiſtern. Er zettelte eine Verſchwörung gegen ihn an und ließ ſich plötzlich in Hebron zum König ausrufen. David entfloh eilends mit ſeiner Familie und ſeinen Anhängern nach Mahanaim, wo ihn treu gebliebene Unterthanen reichlich mit Lebensmitteln verſahen (Kap. 17, 27.). Abſalom ſammelte indeß, ſtatt dem Könige ſogleich nachzueilen und ihn aufzureiben, ſeine ganze Streitmacht und zog endlich mit derſelben über den Jordan, während Davids Krieger, ihn ſelbſt zu Mahanaim zurücklaſſend, das weſtliche Ufer wieder gewannen, wo ſich im Waldgebirge Ephraims der Kampf entſpann. Die Schlacht lief für Abſalom unglücklich ab und koſtete ihm ſelbſt durch des erbitterten Joab Hand das Leben. Nun knüpfte David durch ihm ergebene Prieſter mit dem Stamme Juda und dem daher gebürtigen Feldherrn des geſchlagenen Heeres Unterhandlungen an. Man rief ihn zurück, und geleitete ihn, während auch die übrigen Stämme ihre Augen wieder auf David warfen, im Triumphe über den Jordan. Viele Iſraeliten, namentlich vom Stamme Benjamin (Kap. 19, 17. 18. 41.) ſchloſſen ſich an; allein ſie verdroß, daß die Judäer ihnen zuvorgekommen waren; ſchnöde Gegenrede dieſer erzürnte

---

4) 1. Sam. 22, 3. wird der König von Moab genannt; allein man begreift dann nicht, was denn der Ammoniter dem David Liebes gethan haben ſoll 2. Sam. 10, 2. Durch ähnliche Verwechſelung wird 2. Sam. 21, 8. die jüngere Tochter Sauls, Michal, erwähnt, wo die ältere, Merab, vergl. 1. Sam. 18, 19. genannt ſeyn ſollte.

5) Nach 1. Chron. 2, 16. wären die Heerführer Joab und Abiſai zugleich Davids Neffen geweſen; allein nach 2. Sam. 17, 25. war ihre Mutter keinesweges eine Tochter Iſai's.

te noch mehr; und ein Benjaminite, Seba, gab das Zeichen zu neuem Abfall. Die Israeliten kehrten unter deſſen Anführung wieder um, und David zog, von den Judäern allein begleitet, in Jeruſalem ein, ergriff aber, die Größe der Gefahr und die Dringlichkeit der Sache richtig ſchätzend, ſofort ſeine Maßregeln, ſchickte ſeine Krieger aus zu ſchleuniger Verfolgung und dämpfte den Aufruhr (Kap. 20.).

David befand ſich um dieſe Epoche noch im kräftigen Mannesalter (vergl. 2. Sam. 17, 8. 10. 18, 3.). Von nun an bis gegen ſein Lebensende hin ſcheint er Ruhe genoſſen zu haben, wenigſtens iſt keines der 2. Sam. 21—24. erzählten Ereigniſſe mit Wahrſcheinlichkeit in die Epoche nach Abſalom zu verſetzen; aber noch den Spätabend ſeines Lebens trübte ein Attentat ſeines Sohnes Adonia. Dieſer, der vierte Sohn Davids, hatte nach Ammons und Abſaloms Tode die nächſte Anwartſchaft auf den Thron 6) und beſchloß, von einer Partei unterſtützt, noch vor erfolgtem Tode des dem Verſcheiden nahen Vaters ſich die Krone aufzuſetzen, wogegen eine andere Partei den jüngern Königsſohn, Salomo, welchen der Seher Nathan erzogen hatte (2. Sam. 12, 25.), auf den Thron wünſchte. David, welcher auch ſelbſt dem Salomo die Thronfolge zugedacht hatte, ließ ſich bewegen, die königliche Würde abzutreten. Salomo wurde eilig zum König geſalbt und proklamirt; die Krieger huldigten, und die Gegenpartei zerſtob. Endlich ſtarb David mit der Beruhigung, das Scepter einer weiſen und feſten Hand anvertraut zu ſehen (1. Kön. 2, 9.), nach einer ruhmvollen und thatenreichen Regirung, wie angegeben wird, von vierzig Jahren, im ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens.

David iſt eine merkwürdige, intereſſante Individualität und, wie kein anderer, geeignet zum Repräſentanten des edlern, alten Orients. Tiefe, echte Religioſität war der Grundzug ſeines Charakters, und darin übertrifft ihn nur Abraham, der Sagengeſchichte angehörend, und auch bei dieſem, wie ihn die Sage ſchildert, war ſie nicht gepaart mit ſo vielen andern Vorzügen, konnte ſie ſich nicht ſo nach allen Richtungen entwickeln, wie in Davids wechſelvollem, ſturmbewegtem Leben. Wie ſie wahre Demuth war (2. Sam. 6, 22.) vor dem, der ihn ſo weit geführt (2. Sam. 7, 18.), der aus niedrigem Stande ihn auf den Thron erhoben (a. a. O. V. 8 fg.): ſo zeigt ſie ſich auch als feſtes Gottvertraun in bedrängter Zeit, das eine günſtige Wendung der Dinge vom Lenker der Geſchicke zuverſichtlich erwartet (1. Sam. 22, 23. 26, 23.); und dieſelbe iſt, wenn ein Unglück droht, oder hereingebrochen iſt, ſtille Ergebung in den göttlichen Willen (2. Sam. 12, 19 fg. 24, 14 fg.). Der Weltſchöpfer aber, den er verehrte, war für ihn, den Hebräer, zugleich Nationalgott; und dadurch ſteht ſeine Religioſität mit ſeiner Vaterlandsliebe im innigſten Verbande. Nimmer wäre es ihm möglich geweſen, mit den Philiſtäern, deren Helden er einſt im Vertrauen auf den Landesgott Jehova beſiegt hatte, gegen das Volk Jehova's (2. Sam. 1, 12.) zu kämpfen. Führte er ja doch ſelbſt in der Verbannung die „Kriege Jehova's“ (1. Sam. 18, 17.), deſſen Feinde allenthalben bekämpfend (1. Sam. 30, 26.); und hauptſächlich um Jehova's willen, deſſen Heiligthume er nicht nahen darf, erträgt er ſeine gezwungene Entfernung aus der Heimath ſo ſchmerzlich (1. Sam. 26, 19.). Dem gemäß werden wir auch Davids grauſames Verfahren gegen die Moabiter und Ammoniter leichter begreifen und entſchuldigen. Gerade dieſe beiden Völkerſchaften waren Israels wüthendſte Feinde, deren Urſprung daher ſchon 1. Moſ. 19. der Mythus ſchändet, gegen welche ewige Feindſchaft das Geſetz predigt (5 Moſ. 23, 4—7.). David aber bekämpft in ihnen Feinde Jehova's, gleichwie er in Sauls Perſon den Geſalbten Jehova's ſcheut und aus dieſem Grunde (2. Sam. 1, 14. 15.) deſſen Todtſchläger tödtet. Unmenſchlichkeit lag nicht in Davids Charakter. Vielmehr flammt er über Gewaltthat auf in edeln Zorn (2. Sam. 12, 6. 4, 9 ff.), iſt gerecht, iſt billig und human (2. Sam. 14, 10. 1. Sam. 30, 23. 24. 2. Sam. 9, 1 f.), und, ſein Herz vor Verwilderung beim Waffenhandwerk während durch Saitenſpiel und Geſang, gibt er wiederholt Raum einer großmüthigen Regung (2. Sam. 19, 23. 24. 1. Sam. 25, 32 f.). Bei dem Allen iſt er freilich immer nur ein Orientale und kann aus dem Geiſte ſeiner Zeit und ſeiner Weltgegend nicht ſo gänzlich heraustreten. Hienach iſt aber auch das Urtheil über ſeine Fehler zu modificiren. Im Orient ſuchen wir überhaupt vergebens die compakte, energiſche Subjektivität des erſtarkten Menſchengeiſtes; das Innere des Menſchen iſt dort weit mehr der Natur offen, als im neuern Occident; die Handlungen fließen weit eher aus momentanem Eindruck und jeweiliger Stimmung, denn aus Principien, und ſind daher im Guten wie im Böſen weniger hoch anzuſchlagen. Dies gilt namentlich für den Ehebruch Davids mit der Bathſeba. Unbedacht folgte das Herz den Augen nach, und die Folgen des Verbrechens zwingen dem Geängſtigten ein anderes, eine wirkliche Unthat ab, die er aufrichtig, aber zu ſpät, bereut. Allein als Oriental war er, wie in andern Leidenſchaften, im Zorn (1. Sam. 25, 13. 34.), in der Betrübniß (2. Sam. 19, 1.), auch in der Liebe heftig und haltungslos und als König nicht gewohnt, ſich Wünſche zu verſagen. Deswegen hielt er auch ein reichbeſetztes Harem; ſo aber kam auch der Fluch der Polygamie über ihn: ſchlechte Kinderzucht, Feindſchaft zwiſchen den Geſchwiſtern und Einbruch des Verbrechens ins Heiligthum der Familie.

Im Ganzen ebenſo günſtig werden wir über die Intelligenz Davids urtheilen dürfen. Schon in der Jugend ſcheint er ſich als ſehr verſchlagen gezeigt zu haben, der auf mancherlei Streiche ſann und dem nirgends zu trauen war. Daher die Vorwürfe ſeines Bruders; daher die ihm auferlegte Verpflichtung (1. Sam. 17, 18.), ſich durch ein Pfand von ſeinen Brüdern über die Ausrichtung des erhaltenen Auftrags auszuweiſen. Es ſpricht für ſeinen Verſtand, daß er ſich, dem Emporkömmling, die Liebe ſeiner Genoſſen zu erwerben und zu erhalten weiß (1. Sam. 18, 16. 22.). Aus der Art und Weiſe, wie

---

6) Vergl. 1. Kön. 2, 14. Chileab (2. Sam. 3, 3.), welchen die Chronik Daniel nennt (1. Chron. 3, 1.), war, wie es ſcheint, ſchon geſtorben.

er Sauls Geſinnung erforſchen läßt (1. Sam. 20, 5 fg.), leuchtet tiefe Menſchenkenntniß hervor, und Saul ſelbſt gibt ihm (1. Sam. 23, 22.) das Zeugniß großer Schlauheit, von der uns übrigens auch in ſeinem fingirten Wahnſinn (1. Sam. 21, 14.) eine glänzende Probe vorliegt. Später finden wir an ihm als König einen ſtatsklugen Regenten, der, auf unbefeſtigtem Throne ſitzend, ſeinen Feldherrn Joab ſchont (2. Sam. 3, 39.), ohne ihm zu verzeihen (1. Kön. 2, 5.); desgleichen einen ſcharfſinnigen Richter (2. Sam. 14, 19. 20.). In ſeinem ganzen Leben entwickelt er intellectuelle Überlegenheit und einen unerſchöpflichen Reichthum des Geiſtes.

Mehr als irgend ein anderer israelitiſcher König hat David auf die Folgezeit eingewirkt und ihre Geſtaltung mittelbar bedingt. Er war Stifter einer Jahrhunderte beſtehenden Dynaſtie, dem keiner ſeiner Nachfolger gleichkam, ſo daß er als unerreichtes Ideal eines Regenten fortan daſtand. Nach Davids glorreichen, ſchönen Tagen, nach einem Könige, gleich ihm, ſehnte ſich in ſpäterer Unglückszeit das Volk; ſeine Geſchichte ward Grund und Boden der Meſſianiſchen Idee. An dem in idealem Glanze leuchtenden Bilde ſeiner Perſon und ſeiner Zeit entzündete ſich der Wunſch einer nochmaligen Verwirklichung derſelben, und an der unläugbaren hiſtoriſchen Exiſtenz eines ſolchen Königs erſtarkte die Hoffnung, daß ein ſolcher einſt wiederkehren dürfte. Die Hauptwirkung der Meſſiasidee war ihre eigene, freilich auch in ihrer Art und Weiſe eigenthümliche Verwirklichung, das Chriſtenthum. Übte aber ſomit ſeine Erſcheinung auf die ſpäteſte Nachwelt noch einen gar nicht zu berechnenden Einfluß aus, ſo wirkte David auch auf einem andern Wege weniger mittelbar auf Mit- und Nachwelt ein, als lyriſcher Dichter und Urheber hebräiſcher Lyrik. Seine Hymnen und Gebete, in welchen ſich ſein gottergebener, edler Geiſt, ſein rein menſchliches Gemüth, ſein tiefer Naturſinn ſo klar und lebendig ausſpricht, ſie wurden ebenfalls Muſter und Vorbild für ſpätere Dichtungen in Davids Geiſt, die endlich mit den ſeinigen in die bekannte Samlung vereinigt wurden (ſ. Psalmen). Und auch im Liede ward er nicht übertroffen, nicht erreicht; ſeine Geſänge waren immer und ſind noch friſch, entzücken noch immer, begeiſtern und richten auf; auch als heiliger Sänger lebt David fort ein unendlich Leben in einer unabſehbaren, unermeßlichen Wirkung. (*Hitzig.*)

DAVID, hochgeachteter armeniſcher Philoſoph, aus Hereth gebürtig, Neffe des Geſchichtſchreibers Moſes von Chorene, lebte in der Mitte des 5. Jahrh. Er war ein Schüler des Patriarchen Iſaak I. und des Mesrob, Erfinders des armeniſchen Alphabets. Der erſtere ſendete ihn nach Edeſſa, Alexandria, Athen und Conſtantinopel, um die griechiſche Sprache zu ſtudiren, die Schriften der Kirchenväter und Philoſophen, ſowie zu einer genauen Überſetzung der Bibel ins Armeniſche die nöthigen Handſchriften zu ſammeln. David hat die meiſten Schriften von Platon, Ariſtoteles und Porphyrios ins Armeniſche überſetzt, von denen die königl. Bibliothek zu Paris mehre beſitzt. Eine Schrift von ihm, philoſophiſche Definitionen enthaltend, iſt zu Conſtantinopel 1731 gedruckt worden. (*St. Martin* Biogr. univ.) (*H.*)

David, Könige von Schottland, ſ. Schottland.

David Komnenos ſ. Komnenen.

DAVID, Davith, ſo heißen mehre Könige in der Geſchichte Georgiens. Davith I. unbekannt, lebte im 9. Jahrh. (geſt. 881), als Perſer, Türken und Araber dies Land verheerten. Davith II., einer der größten und glücklichſten Könige Georgiens, der Wiedererbauer oder Erneuerer genannt, regirte am Ende des 11. und im Anfang des 12. Jahrh. (1089—1130). Er vertrieb Türken und Muhammedaner, griff Anatolien an und unterwarf ſich die Gegend vom Pontus Euxinus bis nach Trapezunt. (Vergl. außer Wachtangs Chronik in Klaproths Kaukaſus Th. II. S. 175, Fallmerayer Geſchichte des Kaiſerthums von Trapezunt S. 19.) In ſeine Fußtapfen trat die berühmte Thamar, deren Gemahl aus dem Hauſe Bagration ebenfalls Davith hieß. Die Tochter der Thamar, die von Abulfeda wegen ihrer Lüderlichkeit getadelte Königin Rußudan, hatte einen Sohn, welchen die im Niederland abgetheilten Georgier unter dem Namen Davith IV. wählten, als ſeine Mutter durch den Sultan Dſchelaleddin, einen Bundesgenoſſen des Kaiſers von Trapezunt, vertrieben wurde. Er nahm ſeinen Sitz zu Khutaiſſi in Imereti, ward im Jahre 1241 Oberlehnsherr über Imereti, Mingrelien, Odiſchi und über einige benachbarte Bergvölker, die ſich aber bald nachher wieder unabhängig machten, während ſein Vetter gleiches Namens (David, der Sohn des Georgi) in Obergeorgien herrſchte. Nach der Zeit regirten noch mehre Daviths, unter denen der letzte König von Imereti, Davith, der Sohn Georgi's, 1793 von Salomon II., einem Enkel des berühmten Irakli (Heraklius) vertrieben wurde, bis endlich Imereti 1810 eine ruſſiſche Provinz ward. (S. Wachtang und Klaproth a. a. O.) (*Rommel.*)

DAVID DE DINANT 1) lebte zu Anfange des 13. Jahrh. als Magiſter der freien Künſte und als geachteter Lehrer der Theologie 2). Er wird für einen Schüler des Amalricus gehalten, und ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß ſeine Meinungen mit den Ketzereien des Amalrich nahe verwandt ſind, und daß ſeine Bücher in den Verfolgungen gegen die Anhänger des Amalrich auf ewig verboten und verbrannt wurden 3). Eins dieſer Bücher führte den Titel de tomis, d. h. von den Zertheilungen 4), welches die Meinung zu beſtätigen ſcheint, daß die Lehren dieſes Mannes mit der Schrift des Johannes Scotus Erigena *περὶ φύσεως μερισμοῦ* im Zuſammenhange ſtanden, eine Meinung, welche noch durch viele andere Andeutungen gerechtfertigt wird 5). Er theilte alle Dinge in drei Arten ein, in Körper, in Seelen und in ewige, vom Körperlichen getrennte Weſen. Für eine jede dieſer drei Arten ſuchte er eine untheilbare Einheit, aus welcher die Verſchiedenheiten dieſer Arten

---

1) So wird er urkundlich genannt. *Bulaei* hist univ. Paris III p. 82. 2) Ib. p. 678. 3) Ib p. 51. 4) *Alberti Magni* summa theolog. I. P. Tract. IV. qu. 20. 5) Tennemanns Geſch. der Phil. VIII. 1. S. 321 f.

hervorgegangen wären, alſo ein erſtes materielles Princip, aus welchem die Verſchiedenheiten dadurch entſtänden, daß es verſchiedene Formen anzunehmen fähig wäre. Das erſte formbare Princip für die körperlichen Dinge nannte er Hyle (ὕλη) oder erſte Materie; das erſte formbare Princip für die Selen nannte er Noys (νοῦς) oder geiſtige Subſtanz, und das erſte formbare Princip für die ewigen, von allem Körperlichen getrennten Weſen war ihm Gott. Nach demſelben Grundſatze aber, nach welchem er einen allgemeinen Grund für eine jede der drei Arten des Seyns geſucht hatte, glaubte er auch wieder nach einem allgemeinen Grunde der drei formbaren Principe ſuchen zu müſſen, wenn nicht alle dieſe Principe ihrem Weſen nach Eins ſeyn ſollten. Wenn der Nus und die erſte Materie von einander verſchieden ſeyn ſollten, ſo würden ſie unter einem Allgemeinen, von welchem ihre Verſchiedenheit ausginge, verſchieden ſeyn, und dieſes Allgemeine würde durch die Verſchiedenheiten bildbar ſeyn zu beiden. Das aber, was zu Mehrem bildbar, iſt Materie oder materielles Princip. Wenn daher geſagt würde, es gebe eine Materie für den Nus und für die erſte Materie, ſo würde es eine Materie der erſten Materie geben und in das Unendliche eine Materie der Materie geſucht werden können. Da dies nun unmöglich iſt, ſo bleibt nur übrig anzunehmen, der Nus und die erſte Materie ſeien Eins. Auf dieſelbe Weiſe folgt auch, daß Gott und der Nus und die erſte Materie Eins ſind und Gott erſcheint daher als die Materie aller Dinge 6). Dieſen letztern Satz hat man beſonders dem David von Dinant zum Vorwurf gemacht, obwol es einleuchtend iſt, daß er ebenſo ſehr auf eine Vergeiſtigung des Materiellen, als auf eine Verkörperung des Geiſtigen ausging. Da er die Einheit Gottes, der geiſtigen Subſtanz und der Materie nur als Einheit des Weſens und des Princips ſetzte, ſo konnte er wol noch eine Verſchiedenheit dieſer drei ihrer Form nach annehmen. Darüber vermiſſen wir Überlieferungen. Doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß er alles aus der erſten ungeformten Materie ſich herausbilden ließ und demnach die Verſchiedenheiten der Principien als Verſchiedenhei[illegible] der Bildungsperioden anſah. Dafür ſtimmt die Anſicht des Johannes Scotus und der Ketzer, deren Prozeß mit der Verdammung der Bücher des David von Dinant verbunden war. Dieſe nämlich nahmen drei Perioden der Weltgeſchichte an, die erſte unter dem Geſetze des alten Teſtaments und unter der Herrſchaft Gottes des Vaters, die andere ſeit Chriſti Erſcheinung unter der Herrſchaft des Sohnes und die dritte, nun eben begonnene, unter der Herrſchaft des heiligen Geiſtes 7). Dieſe Schwärmer wurden offenbar von myſtiſchen Erregungen getrieben, und daß ſolche auch der Lehre des David von Dinant zum Grunde lagen, kann man vermuthen. Seine Sätze jedoch ſuchte er wiſſenſchaftlich zu entwickeln und berief ſich dabei auf mißverſtandene Sätze der Ariſtoteliſchen Metaphyſik und Topik. Auch in der Phyſik des Ariſtoteles fanden jene Ketzer Sätze, durch welche ſie ihre Meinung vertheidigten 8). Der Gebrauch, welchen David von Dinant von griechiſchen Wörtern machte, ſcheint überdies Kenntniſſe bei ihm vorauszuſetzen, welche zu ſeiner Zeit ſelten waren. (*H. Ritter.*)

David Joris oder Georgi, d. i. Jörgs Sohn, ſ. Joris.

DÁVID, ein aus der Familie der osmaniſchen Sultane entſproſſener, in Ungern Chriſt gewordener Türke zu den Zeiten des Kaiſers und Königs Siegmund. Sein Vater war Muſtapha, Bruder des türkiſchen Sultans Amuráth, welchen dieſer der Augen berauben ließ, um an ihm keinen Nebenbuhler um den Thron zu haben. Muſtapha flüchtete ſich mit einer Gattin und ſeinen Kindern nach Ungern, wo er auch ſtarb. Sein Sohn Dávid wurde Chriſt und kämpfte mehrmals mit den Ungern gegen den türkiſchen Kaiſer. Als der Sultan Amurath geſtorben war, machte ihm dies der griechiſche Kaiſer zu wiſſen. Dávid wollte nun den türkiſchen Thron erlangen und bat den König von Polen, durch ſein Land nach der Türkei ziehen zu dürfen. Der König erlaubte ihm dies nicht nur, ſondern gab ihm auch Reiſekoſten. Allein Davids Bemühungen waren vergeblich; die Türken erhoben Muhammed auf den Thron und David mußte durch Polen nach Ungern zurückkehren. (*Rumy.*)

DAVID, Lukas, preußiſcher Geſchichtſchreiber, geboren zu Allenſtein im Biſthum Ermeland 1503. Er ſtudirte zu Leipzig, wo er Magiſter wurde, Unterricht ertheilte und einer von den Senatoren der vier Nationen war, aus welchen das akademiſche Corpus beſtand. Frühe ſchon hatte er ſich zu den Grundſätzen Luthers bekannt, und nach der Rückkehr in ſein Vaterland war er ins neunte Jahr Kanzler des Biſchofs von Kulm, Tidemann Giſe. Hierauf kam er als fürſtlicher Rath und Beiſitzer des Hofgerichts nach Königsberg, bekleidete dieſes Amt unter dem Markgrafen Albrecht dem ältern und ſeinem Nachfolger Albrecht Friedrich und ſtarb 1583. Für ſeine aus Preußen gebürtigen Verwandten ſtiftete er zu Leipzig das ſogenannte Stipendium Davidianum, das ſie genießen können, ſobald ſie die Latinität zu treiben anfangen; das Kapital von 3937 Thlr. wurde in der Folge mit 800 Thlr. vermehrt. Vierzig Jahre lang ſammelte er die Materialien zu einer Geſchichte von Preußen, fing die Verarbeitung derſelben erſt in ſeinem 73. Jahre an und ſtarb, als er mit der Ausarbeitung zum Jahr 1410 gekommen war. Seine Samlungen kamen in das geheime Archiv zu Königsberg, wo ſie erſt 1720 zufällig wieder aufgefunden wurden. Nachdem verſchiedene Verſuche, das Werk durch den Druck bekannt zu machen, mißlungen waren, erſchien es endlich unter dem Titel: Preußiſche Chronik von Luk. David, nach der Handſchrift des Verfaſſers, mit Beifügung hiſtor. u. etymolog. Anmerk. herausgeg. von E. Hennig u. Dn. F. Schütz. Königsb. 1812 — 17. 8 Bde. 4.

---

6) *Thom. Aquin.* summa contr. gentiles I, 17; in quat. libr. sent. II. dict 17. qu 1. art. 1. *Alberti Magn* l. I.

7) Rigordus ap. Bulaeum III p 49.

8) *Lannoj.* de varia Aristotelis in univ. Paris. fortuna. p. 180.

Es iſt eine reichhaltige hiſtoriſche Quelle, da der Verfaſſer ſeine Angaben häufig mit Urkunden belegt, die ſonſt nirgends zu finden ſind, und Schriften und Chroniken excerpirt, die verloren gegangen ſind. Bei der großen Sorgfalt, die er anwendete, die Wahrheit zu erforſchen, verdient er mehr Glauben, als die Chroniſten ſeiner und der ſpäteren Zeit, von denen immer einer den andern abſchrieb. Von manchen Ereigniſſen ſpricht er als Augenzeuge, iſt zuweilen ſehr redſelig, huldigt vielen kraſſen Vorſtellungen ſeines Zeitalters, und in Sprache und Styl ſteht er ſeinem Zeitgenoſſen Luther weit nach. Der ſehr correkte Abdruck iſt nach Davids eigenem Manuſcripte und nach einer von ihm beſorgten Reinſchrift gemacht, und die Anmerkungen ſind zweckmäßig *).

(*Baur.*)

DAVID, Jean, Jeſuit von Courtray, wo er 1546 geboren war. Er verwaltete zuerſt die Predigerſtelle zu St. Martin in ſeiner Vaterſtadt, war ſpäter Rector des Jeſuiter's Kollegiums daſelbſt, dann zu Brüſſel und Gent und ſtarb zu Antwerpen den 9. Auguſt 1618. Er iſt Verfaſſer vieler Controvers- und ascetiſchen Schriften, unter denen von Liebhabern, der ſchönen Kupfer wegen, folgende geſucht werden: Veridicus Christianus, Antw. ex officin. Plant. 1601. 4., mit 104 Kupfern (Emblemen), begleitet von Diſtichen in lateiniſcher, holländ. und franzöſiſcher Sprache. Orrasio accepta, neglecta; hujus commoda, illius incommoda. Ib. 1605. 4. Paradisus sponsi et sponsae. Ib. 1607 oder 1618. 8.; die Kupfer ſind von Theod. Galle. Pancarpium Marianum. Ib. 1618. 8. †).

(*Baur.*)

DAVID oder Davidis, Franz, Prediger zu Clauſenburg in Siebenbürgen und erſter Superintendent der Unitarier in dieſem Lande, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.; war zu Clauſenburg geboren [1]) und erhielt ſeine Schulbildung daſelbſt, die akademiſche aber zu Wittenberg, wohin er im J. 1548 ſich begab. Nach ſeiner Rückkehr wurde er lutheriſcher Prediger zu Clauſenburg und bald darauf auch Superintendent der ungriſchen Gemeinden. Als ſolcher unterzeichnete er ſich in einem Buche, das im J. 1556 über das Abendmahl erſchien, und eiferte bis um dieſe Zeit noch gewaltig gegen Calvins Lehre, welche vorzüglich Martin Kalmantſchehi (Kálmáncsehi) und Peter Melius (oder Iuhász, d. h. Schäfer), letzterer von Debreczin aus, wo er ſeit 1558 Prediger war, auch in Siebenbürgen zu verbreiten ſuchten. Aber noch in demſelben Jahre gewann ihn Melius für den Calvinismus; und jetzt wurde er ein ſolcher Eiferer für dieſe Lehrmeinung, daß er alles aufbot, die ganze lutheriſche Partei in Siebenbürgen dem Genfer Reformator zuzuführen [2]). Sein Vorhaben ſcheiterte bei der Disputation, welche zu Medgyes (Medwiſch), unter dem Vorſitze des Generalſuperintendenten Matthias Hebler gehalten wurde (1559, 18. Aug.), wo er mit ſeinem Collegen Caſpar Heltai, oder Helth, gegen den fürſtlichen Hofprediger Dionyſius Aleſius, den kürzern zog. Daſſelbe begegnete ihm bei ähnlichen Gelegenheiten in den zwei folgenden Jahren, und ebenſo wenig konnte er auf der Synode zu Enyed (1564.) durchdringen. Erbittert über das mißlungene Vorhaben, warf er ſich nun ganz in die Arme des fürſtlichen Günſtlings Georg Blandrata, und hoffte durch deſſen Mitwirkung ſeine Abſicht zu erreichen. Aber dieſer ſchlaue Italiäner, der im J. 1563 nach Clauſenburg als Leibarzt des damaligen Fürſten von Siebenbürgen, Johann Siegmund von Zapolya, gekommen, war ein Socinianer und bot wol Davidis freundlich die Hand dar, aber nicht zur Förderung des Calvinismus, ſondern zur Verbreitung des Socinianismus. Der wankelmüthige Mann wurde bald bethört und arbeitete nun wieder ebenſo eifrig an dem Emporkommen dieſer Secte, als er vorhin für die beiden Gattungen des Proteſtantismus thätig geweſen. Seit dem J. 1566 trug er die Behauptungen derſelben öffentlich vor, und nicht ohne Erfolg. Selbſt der Landesherr, Fürſt Johann Siegmund, von deſſen Hofe man ſchon vorher den Prediger Aleſius zu verdrängen wußte [3]), wurde ſo dafür gewonnen, daß er ſelbſt ein Unitarier wurde, ihrer Kirche zu Clauſenburg große Schenkungen machte und ihnen auf dem Landtage zu Maros Váſárhely im J. 1571 den vierten Platz unter den vom State beſchützten Kirchen einräumte [4]). Doch in dem nämlichen Jahre (1571, 14. März) ſtarb dieſer Fürſt; Stephan Báthori erhielt das Fürſtenthum, und da ſchien ſogleich auch Davidis Sonne dunkler. Weder dieſer Fürſt, noch ſein Nachfolger, Chriſtoph Báthori (1576.), war den Unitariern gewogen; und da Davidis überdies noch viel weiter ging, als ſein Lehrer Blandrata, und ſelbſt die Anbetung Chriſti verwarf, zog ſich auch dieſer von ihm zurück. Es wurde

---

*) Erläutertes Preußen 1. Th. 569. Arnolds Hiſt. d. Königsb. Univ. 2. Bd. 24. 494. Mangelsdorfs preuß. Nationalblätter. 2. St. No. 13. Hall. Litztg. 1812. No. 135.

†) *Andreae* bibl. belgic. *Alegambe* bibl. scriptor. soc. Iesu. *Swertii* Athenae belgic.

[1]) Nach Bod, in Magyar Athénás war er der Sohn eines ſächſiſchen Schuſters zu Clauſenburg. Er erlernte aber die ungriſche Sprache ſo vollkommen, daß er in derſelben Prediger werden konnte.

[2]) Man gibt ſeine Furcht, die Gunſt einiger calviniſch-geſinnten Magnaten zu verlieren, und die Hoffnung, die Sachſen leicht zu ähnlichen Geſinnungen zu bewegen, als Triebfeder ſeiner Glaubensveränderung an. In Hinſicht der Sachſen hat er ſich betrogen (ſ. Seiverts Nachrichten von ſiebenb. Gelehrten. S. 56.).

[3]) Der gegen ſeinen bedeutenden Proſelyten Davidis nicht undankbare Blandrata bewog nämlich den Fürſten, ſeinen Hofprediger Aleſius zu entlaſſen und dieſe Stelle dem Davidis anzuvertrauen.

[4]) Vergeblich hatte der Debrecziner calviniſche Prediger Juhász oder Melius (*Μήλιος*) den Fürſten bewegen, zur Hebung der entſtandenen Spaltung eine allgemeine Verſamlung der ſiebenbürgiſchen proteſtantiſchen Theologen zu veranſtalten. Dieſe kam zwar am 8. März 1568 zu Stande, hatte aber nicht den erwünſchten Erfolg. Die ſtreitenden Parteien traten in Gegenwart des Fürſten und der Magnaten zu Weißenburg oder Karlsburg auf den theologiſchen Kampfplatz. Zehn Tage ſtritten ſie mit einer ſolchen Heftigkeit, daß dieſe den weichen Heltai zur Flucht nöthigte, dem Blandrata aber (der in ſeiner Perſon den Arzt und Theologen vereinigte) eine ſtarke Heiſerkeit verurſachte. Am Ende blieb jeder (wie es auch bei den theologiſchen Disputen in Teutſchland und Ungern geſchah) bei ſeiner Meinung. Doch verband ein fürſtlicher Befehl beide Theile, bei Verluſt des Kopfs (freilich ein nachdrücklicher Bewegungsgrund

m nun durch ein Landesgeſetz im J. 1577 verboten,
gend eine Viſitation oder Synode außer in den Be-
cken Clauſenburg und Torda zu halten, dies aber dem
uperintendenten der reformirten Gemeinden, Andreas
ándor, Prediger zu Déva, durch das ganze Land
ſtattet [5]). In dem nämlichen Jahre rief Blandra-
ſeinen Freund Fauſtus Socinus, der ſich damals
Polen aufhielt, zur Bekehrung des Davidis, herbei.
ieſer aber beharrte ſo hartnäckig bei ſeiner Meinung,
ß ihn beide bei dem Fürſten Chriſtoph Báthori
s gefährlichen Irrlehrer anklagten [6]). Dieſer ließ ihn dann ins Gefängniß zu Déva werfen, in welchem er nach kurzer Friſt im Jahr 1579 den 6. Juni ſtarb [7]). Obgleich ſeine Behauptungen ſo übertrieben waren, daß ſie ſelbſt von den Socinianern halbjüdiſche genannt wurden, ſammelte er ſich doch eine kleine Partei, die unter dem Namen des Davidismus und der Davidiſten fortdauerte bis zum J. 1638, da Fürſt Rákozy den Unitarismus gänzlich davon reinigen ließ. Seine zahlreichen Schriften findet man theils bei Sandius (Bibliotheca Antitrinitariorum), theils bei Czwittinger und Bod (Magyar Athenás) und aus allen dreien bei Horányi (Memoria Hungarorum), und am vollſtändigſten in Seiverts Nachrichten von ſiebenbürgiſchen Gelehrten (1785) verzeichnet [8]). (*Gamauf.*)

---

ich für Theologen, da die Zeiten des Märtyrerthums ſchon lange
rbei waren!) ſich in Zukunft aller Schmähungen gegen einander
enthalten. Unter dieſer Ägide des Fürſten breitete ſich der So-
nianismus gleich einer Fluth in Siebenbürgen aus.

5) Zu-
leich verbot ihnen der Fürſt die Druckfreiheit, welches allerdings
irkſame (aber mit der Denkfreiheit nicht harmonirende) Mittel,
e Ausbreitung einer Lehre zu hindern, jedoch ſchlecht beobachtet
urde.

6) Die Triebfedern ſeines Verderbens und ſeine
auptankläger waren ſeine Gattin, ſein ehemaliger alter Freund
landrata und Fauſtus Socinus. Davidis hatte als Witwer im
. 1572 Katharina Baráth geheirathet, ein junges und reiches
rauenzimmer, die ſich aber kein Gewiſſen daraus machte, ihren
atten aus Rachſucht zu verderben. Dieſe klagte ihn im J. 1576
er Untreue, des Meineids und mörderiſcher Nachſtellungen nach
rem Leben an und verlangte die Eheſcheidung. Der Fürſt Ste-
han Báthori berief eine Verſamlung ungriſcher und ſächſiſcher
eiſtlichen nach Enyed, um die Sache zu unterſuchen. Die Ehe
es Davidis wurde geſchieden und er ſeines Amts für unwürdig
rklärt, jedoch nicht entſetzt. Denkwürdig für die Culturgeſchichte
ſt der Schluß ihres Endurtheils: „Ac licet Franciscus (Davi-
is) juste amoveri poterat ab ecclesiastica functione, juxta
ictum Pauli — sed cum nobis nihil commune sit cum eo,
uspendant, si volunt, magistrum discipuli sui; sin minus,
abeant et recognoscant, ut sordescant adhuc magis.“ Zu-
leich erhielt er die Freiheit, nach zwei Jahren wieder zu heira-
hen. Allein bald nach jener für den moraliſchen Ruf des Davi-
is ſchimpflichen Verurtheilung trat Blandrata als ſein Verderber
uf. Die wahre Urſache ſeines rachſüchtigen Haſſes ſoll eine
chändliche Heimlichkeit geweſen ſeyn, welche Davidis von Blan-
rata zufällig erfuhr und nicht verſchwiegen hatte (laut der De-
ensio Francisci Davidis 1581.), die vorgegebene aber waren die
euen Davidiſchen Glaubenslehren. Allerdings äußerte Davidis
elbſt auf der Kanzel ſolche Meinungen, die den Heiland aller
öttlichen Würde beraubten (wie auch aus ſeiner Defensio er-
hellt), allein ſie waren eigentlich natürliche Folgen der ſociniſchen
antitrinitariſchen Grundſätze. Nach Blandrata ſollten wol die
Grundſätze ihre Richtigkeit haben, nicht aber ihre natürlichen Fol-
gen. Blandrata ließ den Socinus auf ſeine Koſten aus Polen, wo er ſich damals aufhielt, nach Clauſenburg kommen, um den Davidis eines Beſſern zu belehren, eigentlich aber, um ſeine Geſinnungen deſto beſſer auszuſpähen; was um ſo leichter geſchehen konnte, da ſich Socinus in dem Hauſe des Davidis aufhielt und ſein Gaſtfreund war. Als ſie nun Stoff genug zu ſeinem Verderben hatten, auch Davidis ſeine neuen Lehren öffentlich bekannt machte, klagten ſie ihn im J. 1579 bei dem Woywoden Chriſtoph Báthori (dem Bruder des Fürſten Stephan Báthori, der jetzt als König von Polen nicht mehr in Siebenbürgen reſidirte) als eine Perſon an, die wider die Landesgeſetze von 1571 Neuerungen in der Religion einführe und mithin die ſtrengſte Ahndung verdiene. Als eine ſolche Neuerung wurde ihm unter andern ſeine Lehre, Jeſus ſei im Gebete nicht anzurufen, Schuld gegeben, und doch war dies ſchon ſeit 1572 in der Clauſenburger Kirche öffentlich gelehrt und von den Socinianern angenommen worden. Davidis wurde nach dieſer Anklage in ſeinem Hauſe gefänglich gehalten und nach einiger Zeit nach Weißenburg (Karlsburg, Alba Julia oder Carolina) abgeführt, um ſich vor dem Woywoden und den verſammelten Ständen und Geiſtlichen beider Nationen zu verantworten. Davidis leugnete ſeine Lehrſätze nicht, betheuerte aber, nichts darin zu behaupten, als was diejenigen ſelbſt gelehrt hatten, die jetzt ſein Verderben ſuchten (Blandrata und Socin). Die Unterſuchung wurde auf den folgenden Tag ausgeſetzt. Sie fiel gar nicht günſtig für ihn aus, denn er wurde als ein Gottesläſterer und Neuerer in der Religion zu einem ewigen Gefängniſſe verurtheilt.

7) Davidis fiel in dieſem Gefängniß in eine Schwermuth, die ſich endlich in Raſerei verwandelte, in der er elendiglich ſtarb. Sein Todestag wird verſchieden angegeben. Das Verzeichniß der unitariſchen Superintendenten in Siebenbürgen gibt den 15. Nov. an, und dieſe Angabe dürfte wol die richtigſte ſeyn. — Unſtreitig ſpielte Davidis bei den großen Revolutionen des 16. Jahrh. in der vor kurzem entſtandenen proteſtantiſchen Kirche eine zu merkwürdige Rolle, als daß ſein Gedächtniß in der Kirchengeſchichte vergeſſen werden ſollte. Es läßt ſich nicht leugnen, daß Davidis ein Mann von großen Talenten war, unermüdet in der Ausführung ſeiner Plane, begabt mit erobernder Beredſamkeit, ſtandhaft in der Behauptung ſeiner angenommenen, aber von Zeit zu Zeit gewechſelten Grundſätze und unerſchöpflich in ſeinen Gründen zur Vertheidigung derſelben, ſie mochten nun wahr oder falſch ſeyn. Der Glanz ſeines Ruhms machte ſein Herz zum Raube des Stolzes, und dieſer verdarb auch ſeinen Verſtand und zum Theil ſeine Moralität. Er wollte anfangs die lutheriſch-ſächſiſche Kirche in Siebenbürgen mit der calviniſch-ungriſchen vereinigen und trennte ſie dadurch gänzlich. Nachdem er ſich dem Socinianismus in die Arme geworfen hatte, blieb er nicht bei den Lehren Socins ſtehen, ſondern ging (freilich aus Socins Grundſätzen natürliche Folgen ableitend) noch weiter und ſchien es darauf anzulegen, der Stifter einer eigenen Kirche zu werden. Er erreichte dieſen Zweck, aber zu ſeinem Unglücke. Zuweit geht jedoch Seivert in ſeinem Tadel, indem er von Davidis ſagte: „Er ſchien jenen Engeln zu gleichen, die auch nach dem Verluſt ihrer moraliſchen Güte dennoch fürchterlich blieben.“ Ein Teufel war Davidis keinesweges.

8) Seine Hauptſchriften ſind: 1. Dialysis script. Stancari contra primum Articulum Synodi Szakiensis, qui de doctrina controvertitur. Claudiopoli, per Georg. Hoffgrevium 1555. 8. (ganz nach lutheriſchen Grundſätzen). 2. Consensus Doctrinae de Sacramentis Christi, Pastorum et Ministrorum Ecclesiarum in Inferiori Pannonia et Nationis utriusque in tota Transylvania. Claudiepoli, in Officina Hoffgrevii. 1575. 4. (vollkommen dem Lehrbegriffe der lutheriſchen Kirche gemäß). 3. Acta Synodi Pastorum Ecclesiae Nationis Hungaricae in Transylvania die Apostolorum Philippi et Jacobi Anno 1558. in Oppido Thordae celebratae. Quibus adjunctum est judicium Inclytae Academiae Wittebergensis de controversia Coenae Domini, a Clarissimo et Doctissimo Viro, Phil. Melanthone conscriptum Ecclesiisque Transylvanicis transmissum. Claudiopoli, in Officina Hoffgrevii in 4. (In der Vorrede eifert Davidis wider die Feinde der Gottheit Chriſti). 4. Rövid útmutatás az Istennek Igéjének igaz értelmére mostani Szent, Háromságról támadott vélekedésnek megfejtésére 's meyitélésere hasz-

DAVID, Jean Pierre, ein berühmter Wundarzt, geb. 1737 zu Gex, im Gouvernement von Bourgogne. Er machte ſeine Schule zu Lyon und Paris, beſuchte fleißig die Hoſpitäler und ſtudirte außer der Medizin und Chirurgie mit vielem Eifer Phyſik und Naturgeſchichte. Schon 1762 gewann er bei der gelehrten Geſellſchaft zu Harlem einen doppelten Preis, und ſeine Abhandlung wurde unter dem Titel gedruckt: Diss. sur ce qu'il convient de faire pour diminuer ou supprimer le lait de femmes. Par. 1763. 12. Bei der Annahme der chirurgiſchen Doctorwürde ſchrieb er die gehaltreiche Dissertatio de sectione caesarea. 1766. 4. Noch vor Erſcheinung derſelben war er zu Rheims Doctor der Medizin geworden, und hatte von der königl. Akademie der Chirurgie zu Paris, wegen ſeiner Abhandlung sur la manière d'ouvrir et de traiter les abscès dans toutes les parties du corps, einen Preis erhalten. Einen andern Preis, von der Akademie zu Rouen, erlangte er für ſeine Dissertation sur le mécanisme et les usages de la respiration. Par. 1766. 12. Damals heirathete er die Tochter des berühmten Le Cat, Oberarztes am Hoſpital zu Rouen, nahm Theil an deſſen Arbeiten, und als derſelbe 1768 ſtarb, war er ſein Nachfolger, hielt als königlicher Profeſſor Vorleſungen über Medizin und Chirurgie, machte ſich um die leidende Menſchheit nicht nur als geſchickter Operateur, ſondern auch als gefühlvoller Menſch ſehr verdient, beſuchte die Armen mit dem unverdroſſenſten Eifer und ſtarb den 21. Auguſt 1784. Seinem erfinderiſchen Geiſte verdankt die operative Wundarzneikunſt die Erfindung mehrer guter Werkzeuge und vereinfachter Behandlungsarten, und er war einer der erſten, welche der Nekroſis gedachte (Observations sur une maladie des os connue sous le nom de nécrose. Par. 1782. 8.), und in Frankreich war er zu ſeiner Zeit der einzige, der dieſe merkwürdige Knochenkrankheit nach Scultet behandelte. Der häufigen Anwendung der Inſtrumente, beſonders der

---

nos és szükséges (kurze und zur Widerlegung und Beurtheilung der jetzt von der heiligen Dreieinigkeit entſtandenen Meinung nützliche und nothwendige Anleitung zum wahren Verſtändniſſe des göttlichen Wortes). Weißenburg 1567. 4. 5. Rövid magyarázat, miképen az Antikristus az igaz Istenről való tudományt meghomályositotta, és a' Kristus az ő Hiveinek általa tanítván minket, miképen épitette-mey az ő mennyei szent Atyjáról, és a' Szent Lélekről bizonyos értelmet advan elönkbe (kurze Erklärung, auf welche Weiſe der Antichriſt die Lehre von dem wahren Gott verdunkelte, und Chriſtus, durch ſeine Gläubigen uns unterrichtend, ſolche aufbaute, indem er uns das gewiſſe Verſtändniß von ſeinem himmliſchen Vater und von dem heiligen Geiſte vorgelegt hat). Weißenb. 1567. 4. 6. Refutatio Scripti Petri Melii, quo, nomine Synodi Debrecinae, docet, Jehovalitatem et Trinitarium Deum Patriarchis, Prophetis et Apostolis incognitum. Albae Juliae 1578. 4. (Man lehrte alſo zu Debreczin im 16. Jahrh. im Namen der reformirten Synode, was Semler im 18. Jahrh. in Teutſchland, von allen Seiten verketzert, als eine neue Lehre auf dem Katheder und in Schriften vortrug). 7. A' Szent Irásnak fundamentomából vett Magyarázat a' Jesus Kristusról és az ő igaz Istenségéről. (Auf die heilige Schrift gegründeter Unterricht von Jeſu Chriſto und von ſeiner wahren Gottheit). Weißenb. 1568. 4. 8. Brevis enarratio Disputationis Albanae de Deo Trino et Christo duplici, coram serenissimo Principe et tota Ecclesia, decem diebus habita, anno Domini MDLXVIII. Albae Juliae in 4. (Im ſociniſchen Geiſte verfaßt. Sandius ſchreibt in ſeiner Bibliotheca Antitrinitar. 1684. dieſe Schrift dem Blandrata, Bod aber in Magyar Athénás dem Davidis zu). 9. Demonstratio falsitatis doctrinae Petri Melii et reliquorum Sophistarum, per antitheses, una cum refutatione Antitheseon Veri et Turcici Christi nunc primum Debrecini impressarum. Albae Juliae. (s. a) 4. — 10 a. Refutatio Scripti Georgii Majoris, in quo Deum Trinunum in Personis, et unum in Essentia, unicum deinde eius filium in persona, et duplicem in naturis, ex lacunis Antichristi probare conatus est, Autoribus: Francisco Davidis Superintendente, et Georgio Blandrata, Doctore. 1569. 4. 10 b. Az Atya Istenről, Jesus Kristusról és a' Scent Lélekről hetvenegy Prédikótziók. (71 Predigten von Gott dem Vater, Jeſu Chriſto und dem heiligen Geiſte). Weißenb. 1569. Fol. 11. Váradi Disputatziónak vagy Vetélkedésnek az egy Atya Istenről és annak Fiáról a' Jesus Kristusról, és a' Szent Lélekről igazán való elő számlálása (wahrhafte Erzählung von der zu Großwardein gehaltenen Diſputation von dem einigen Gotte, dem Vater und ſeinem Sohne Jeſu Chriſto und dem heiligen Geiſte). Kolosvár (Clauſenburg) 1569. 4. 12. Epistola ad Ecclesias Polonicas super quaestione de Regno millenario Jesu Christi in his terris. Albae Juliae 1570. 13. Az ő egy magától való felséges Istenről és az ő igaz fiáról, a' Nazarethi Jesusról, az igaz Messiásról etc. (von dem einigen, ſelbſtändigen und allerhöchſten Gott, und von ſeinem wahren Sohne, dem Jeſus von Nazareth, dem wahren Meſſias, aus der heiligen Schrift genommenes Glaubensbekenntniß, in welcher alle Schlüſſe und falſche Erkärungen der kathol. Kirche widerlegt werden). Clauſenb. 1571. 4. 14. Az egy Atya Istennek és az ő áldott szent Fianak a' Jesus Kristusnak Istenségéről igaz vallástétel, a' Profétáknak és az Apostoloknak irásinak igaz folyása szerént etc. (wahrhaftes, aus den Schriften der Propheten und Apoſtel hergeleitetes Glaubensbekenntniß von der Gottheit des Einigen Gottes des Vaters und ſeines gebenedeiten heiligen Sohnes Jeſus Chriſtus, von Franz David, Diener des gekreuzigten Jeſus Chriſtus, geſchrieben und den Schlüſſen des Peter Károli und Peter Melius entgegengeſetzt). Clauſenb. 1571. 4. — 15. Defensio Francisci Davidis in negotio de non invocando Jesu Christo in precibus. 1581. in 4. (nicht 1580. in 8., wie Czwittinger irrig anführt). — In der Handſchrift hinterließ Davidis: 1) Theses Blandratae oppositae, in quibus disseritur: Jesum Christum vocari nunc non posse Deum, cum non sit verus Deus; Jesum invocari non posse in precibus; justificationem et praedestinationem a Luthero et Calvino male fuisse intellectas; de regno eius Messiae, quem fore Prophetae divinarunt, qui esset Jesus Christus. A. 1578. 2) De Dualitate tractatus in tria capita distinctus, cui adjunguntur: Tractatus II., quod unus solus Deus Israelis, Pater Christi, et nullus alius invocandus sit, continens Theses XV. in generali Synodo Tordana propositas, Tractatus III, observationes in Theses Georgii Blandratae. 3) Theses XVI. — Von dieſen lautet die letzte: „Quam ob rem Jesu Christo, in quiete sua placide versante, nihil nos ab eo nunc iuvari apud Deum vel credamus, vel curemus, nisi quatenus dum hic inter nos fuit, salutis viam nobis ostendit, et ad Deum accedendi modum docuit, donec ad nos regnum accepturus revertens, vere habendum veniat, et in hoc modo personaliter praesens, nos Dei veritate foveat atque sustentet. Interim ad Deum ipsum solum, nulla Christi praesente alia ope aut potestate confisi, perpetuo confugiamus." Dieſe Sätze (welche Davidis, von Blandrata dazu aufgefodert, ohne einen Mißbrauch zu ahnden, aufſetzte) überſchickte der hinterliſtige Blandrata, nebſt den Gegenſätzen des Fauſtus Socinus, am 7. April 1579, mit einer Zuſchrift begleitet, der unitariſchen Geiſtlichkeit. 4) Confessio edita XIII. Aprilis. Anno 1579. in Conventu Thordensi. Dieſes aufrichtige Glaubensbekenntniß verdarb ſeine Sache ganz und zog ſeine Verurtheilung nach ſich. (*Rumy.*)

Zange, und der Trepanation, wirkte er mit Einſicht entgegen, aber als Phyſiolog befriedigte er am wenigſten. Außer den ſchon angeführten Schriften hat man von hm: Recherches sur la manière d'agir de la saignée. Par. 1762; 1763. 12. Diss. sur la cause de la peanteur et de l'uniformité qu' elle nous présente. Ib. 1767. 8. Diss. sur la figure de la terre. Ib. 1771. 8. Traité de la nutrition et de l'accroissement. Ib. 1771. 8. Diss. sur les effets du mouvement et du repos dans es maladies chirurgicales. Ib. 1779. 12. Engl. v. J. D. Juſtamond. 1790. 8.*) (*Baur.*)

DAVID, Jacques L[illegible]is, geb. zu Paris im J. 1748. Nach dem Tode ſeines Vaters, der ein Eiſenhändler war und im Zweikampfe blieb, nahm ſich Buron, Entrepreneur königlicher Gebäude, väterlich ſeiner an. Als er ſeine Studien im *Collége des Quatre Nations* beendet hatte, mußte er gegen ſeine Neigung nach dem Willen ſeines Oheims und ſeiner Mutter ſich der Architektur widmen, was für die Folge von großem Nutzen für ihn war. Indeß war bei ihm der Hang zur Malerei ſo vorherrſchend, daß endlich ſeine Mutter denſelben zu befriedigen ſuchte, indem ſie ihm an Boucher, erſten Maler des Königs, der zugleich ein Verwandter Davids war, empfahl. Boucher, der einem verdorbenen Geſchmacke huldigte, kannte das Fehlerhafte ſeiner Manier, und weil er den Empfohlenen davor bewahren wollte, übergab er ihn lieber Vien[1], in deſſen Schule er nun ſeine erſte Bildung erhielt.

Einige Jahre unter der Anleitung ſeines Lehrers hatten ihn in den Stand geſetzt, ſich um den erſten Preis mit zu bewerben. Dieſen gewann er nicht, allein in ſeinem 24. Jahre (1772) erhielt er den zweiten Preis und im vierten Concurs ward ſeine Arbeit gekrönt. Um dieſe Zeit führte er eine öffentliche Arbeit in dem Salon des Fräulein Guimars aus; allein dieſe Malerei iſt noch zu ſehr im Geſchmack der Zeit, worin er ſich bewegte; erſt in Rom lernte er einen reinern Geſchmack kennen und würdigen. — Als Vien im J. 1775 zum Director der Malerſchule zu Rom ernannt wurde, nahm er den jungen David mit dahin. Obgleich anfangs für die franzöſiſche Schule eingenommen, änderte er ſchon ſeine Meinung, als er die Malereien im Dom zu Parma erblickte; noch mehr aber ſtieg ſein Enthuſiasmus für die echte Kunſt, als er den Geiſt der Antike und der großen Meiſterwerke in Rom kennen lernte. Nach dem Rathe ſeines Lehrers verfertigte er hier eine große Anzahl Zeichnungen nach Antiken[2].

Das erſte Gemälde, welches David in Rom ausführte, war eine Copie von Valentins Abendmahl, worin er ſchon die große Fertigkeit ſeines Pinſels zeigte. Sein zweites Gemälde, eine eigne Compoſition, den heiligen Rochus, der die Peſtkranken heilt, darſtellend, führte er im Geheim aus, und erſt nach deſſen Vollendung lud er ſeine Mitſchüler ein, es zu ſehen. Schon in dieſem Werke zeigte ſich die Überlegenheit über ſeine Mitſchüler. Alle, beim Anblick deſſelben erſtaunt, ſchwiegen, bis endlich Giraud in Beifallsbezeugungen ausbrach, in welche die andern einſtimmten. Selbſt Bettoni erkannte den Werth dieſer ſchönen Arbeit, welche 1781 ausgeſtellt wurde und ſich gegenwärtig im Lazareth zu Marſeille befindet.

Nach ſeiner Rückkehr nach Paris im J. 1780 malte er den Beliſar[3], wie er erblindet vor den Mauern zu Conſtantinopel um Almoſen bettelt; dieſe Arbeit erwarb ihm im folgenden Jahre einen Ehrenplatz in der königlichen Akademie. Der Kurfürſt von Trier[4] kaufte es, ſpäter aber kam es in die Galerie von Lucian Bonaparte. Daſſelbe Gemälde, im verkleinerten Maßſtabe 1784 von ihm ausgeführt, befindet ſich im Muſeum zu Paris.

Um ſeine Aufnahme als wirkliches Mitglied der Akademie zu bewirken, überreichte er 1783 derſelben das Gemälde Andromache, wie ſie den Hektor beweint. Um dieſelbe Zeit malte er auch einen Chriſtus für die Kirche der Kapuziner zu Paris. Ehe er dann wieder nach Rom reiſte, verheirathete er ſich mit der Tochter des Herrn Pécoul, Entrepreneurs der königlichen Gebäude. Seine Gattin und ſein Schüler Drouais begleiteten ihn dahin; der letztere, ausgeſtattet mit glänzenden Talenten für die Kunſt, ſtarb daſelbſt in der Blüthe ſeiner Jahre.

David vollendete hier 1784 den Eid der Horazier[5], ein Werk, welches in Paris enthuſiaſtiſchen Beifall erhielt. Von dieſem, bei ſeinen vielen Schönheiten doch nicht fehlerfreien Werke, beſonders was die Anordnung betrifft, war der Einfluß, welchen es auf die franzöſiſche Schule bewirkte, ſo groß, daß ſich der ganze Stil derſelben änderte. Eines ſeiner ſchönſten Gemälde, 1787 ausgeführt, iſt der Tod des Sokrates[6]; ein Jahr ſpäter malte er für den Grafen von Artois, nachherigen König Ludwig XVIII., die Liebe des Paris und der Helena. Sein letztes Werk, vor der Revolution für den König ausgeführt, iſt Brutus, nach Hauſe zurückgekehrt[7], nachdem er ſeine Söhne verurtheilt hat. Zur Zeit der Revolution ward er einer der heftigſten Demagogen, der ſeinen Pinſel nur revolutionären Gegenſtänden weihte. Seine wichtigſte Arbeit aus dieſer Zeit iſt der Schwur im Ballhauſe. Der Künſtler wählte den Moment, wo Bailly auf dem Tiſche ſtehend der Verſamlung den Eid, ſich nicht eher zu trennen, bis das Reich eine Conſtitution erhalten habe, vorlieſt. So ſchwierig auch hier der Stoff zu behandeln war, indem die moderne Bekleidung der maleriſchen Anordnung entgegen ſtrebte, ſo hat doch die Begeiſterung, welche hier das Genie des Künſtlers ſteigerte, jede Störung überwunden; alles iſt voll Leben und Ausdruck. Um die Einheit dieſer ſchönen Gruppirung beſſer anzudeuten, brachte er im Vorgrunde einen Karthäuſermönch, einen Proteſtanten und ein Mitglied des dritten Standes an. Alles iſt in dieſem Gemälde durchdacht. So ließ der Künſtler den Vorhang eines Saalfenſters vom Winde heftig bewegen, daß man den mit Wolken bedeckten Himmel erblickte, woran ſich die Wolken öffnen und der Blitz in eine königliche Kapelle einſchlägt.

---

*) Biogr. univ. T. X. (von Chaumeton). Nouv. Dict. hist. Erſch gel. Frankr. Metzger medizin. Briefw. 1. St. Nr. 12. Deſſen Literärgeſch. d. Med. 421. Von Davids Behandlung der Schußwunden ſ. Hunczowsky medizin.-chirurg. Beobacht. auf ſeinen Reiſen durch Engl. und Frankr. 164.

[1] Er war Maler des Königs, Mitglied der königl. Akademie und ſeit 1750 Profeſſor.

[2] Kunſtblatt Nr. 33. April 23. 1827. S. 130.

[3] Geſtochen von Morel.

[4] Nach Fiorillo, an den Kurfürſten von Cöln.

[5] Geſtochen von Morel.

[6] Von Maſſard, dem Vater, geſtochen.

[7] Von Morel geſtochen.

Mit Robespierre und Marat ſtand David in genauer Verbindung. Des letzteren, ſowie Lepelletiers Ermordung malte er, und dieſe Gemälde ſollten nach einem Beſchluſſe des Convents im Sitzungsſaale aufgehangen und unter Davids Direction geſtochen werden.

Wir übergehen die Greuel, in welchen zu der Zeit David lebte und wirkte, und bemerken nur, daß er an allen Vorfällen der Revolution den lebhafteſten Antheil nahm, die angeſtellten Revolutionsfeſte leitete und bei dem Prozeß gegen Ludwig XVI. im J. 1793 mit der Mehrzahl ſtimmte. — Aber auch ihn traf endlich das Loos der Einkerkerung. Zwar erlangte er bald ſeine Freiheit wieder, wurde aber kurz darauf nach Luxemburg abgeführt und erſt im Jahre IV. den Seinigen wieder gegeben. Von dieſer Zeit an zog er ſich völlig in das Privatleben zurück, und ſeine Gefangenſchaft ſcheint wohlthätig auf den Menſchen und Künſtler gewirkt zu haben. Während ſeiner Gefangenſchaft zu Luxemburg verfertigte er den Carton zu ſeinen Sabinerinnen. Das Gemälde, welches mit zu ſeinen vorzüglichſten Darſtellungen gehört, vollendete er 1799 8).

Es ſchmeichelte dem Ehrgeize Bonaparte's, ſeine in Italien erkämpften Siege auch durch die Kunſt bleibend geſtaltet zu ſehen; in dieſer Abſicht lud er David in das Lager zu ſich ein. Da aber der Künſtler dieſer Einladung nicht folgte, ſah ihn Bonaparte erſt nach dem Frieden von Campo-Formio, wo er Willens war, ſich malen zu laſſen. Nach dem Siege von Marengo nach Paris zurückgekehrt, ließ Bonaparte den Künſtler mehre Male zu ſich kommen und fragte ihn bei ſolch einer Gelegenheit, mit was er ſich jetzt beſchäftige. David antwortete: „ich arbeite an dem Zuge durch die Thermopylen.“ „Schlimm genug, entgegnete B., warum bemühen Sie ſich, Beſiegte darzuſtellen?“ und auf D.'s Antwort: „Aber Bürger-Conſul, dieſe Beſiegten waren ebenfalls Helden, die für ihr Vaterland ſtarben; obgleich überwunden, haben ſie doch die Perſer von Griechenland abgehalten,“ erwiederte der Conſul: „Thut nichts; der einzige Name Leonidas iſt auf uns gekommen, alles übrige iſt für die Geſchichte verloren.“ Bonaparte verlangte dann nochmals ſein Portrait, und David verſprach ihm, ſich damit zu beſchäftigen und bat ihn, dazu zu ſitzen. „Wozu?“ antwortete Bonaparte, „glauben Sie, daß die großen Männer des Alterthums, deren Bildniſſe wir beſitzen, den Künſtlern geſeſſen haben?“ „„Aber ich male ſie für Ihr Jahrhundert, für Menſchen, die Sie geſehen haben, und die Sie kennen, die Sie ähnlich finden wollen.““ „Ähnlich! nicht die Gleichheit der Züge macht ähnlich, ſondern der ganze Ausdruck des Geſichts, das Leben, das muß man malen.“ „„Das Eine ſchließt das Andere nicht aus.““ „Alexander hat gewiß niemals dem Apelles geſeſſen! Niemand bekümmert ſich darum, ob das Bildniß eines großen Mannes ähnlich iſt oder nicht, wenn nur ſein Geiſt darin lebt.“ „„Sie haben Recht; nun Sie ſollen mir nicht ſitzen, ich werde Sie malen.““ 9) Der Künſtler ſtellte nun Bonaparte dar, wie er es gewünſcht hatte, ruhig auf einem wilden Pferde, im Begriff, den St. Bernhard hinan zu reiten. Auf dem Felſen ſind die Namen Hannibal und Karl der Große eingegraben 10). Dieſes Gemälde wurde vom Künſtler mehre Male wiederholt; eines erhielt der König von Spanien, das andere beſitzt das Muſeum, und das dritte wurde nach des Künſtlers Tode ausgeſtellt.

Nach der Thronbeſteigung Napoleons wurde David erſter Maler des Kaiſers, der ihn auch zum Officier der Ehrenlegion ernannte. Durch dieſe Auszeichnungen aber wurde der Künſtler auch genöthigt, Arbeiten zu übernehmen, die er ſchwerlich aus freiem Triebe würde übernommen haben, wie z. B. die Austheilung der Adler und die Krönung des Kaiſers. Letzteres Gemälde, an welchem er drei Jahre arbeitete, iſt nach dem Umfange ſein größtes Werk; ein ungünſtiger Stoff, indem eine Menge Bildniſſe den Künſtler darin beläſtigten; allein er überwand die vielen Schwierigkeiten glücklich. Das Werk enthält viele Schönheiten, und Napoleon zeigte bei Anſicht deſſelben ſeine vollkommene Zufriedenheit. Sein letztes Hauptwerk, welches David in Paris vollendete und im Jahre 1814 ausſtellte, ſind die Thermopylen. Das Jahr darauf mußte er Frankreich verlaſſen, und ohne Rückſicht auf ſeine großen Verdienſte als Maler ward er in dem Verzeichniſſe der Mitglieder des Inſtituts ausgeſtrichen. — Brüſſel war der Aufenthalt, welchen er nun für ſein übriges Leben wählte. So hoben durch ſeine Kunſt, geehrt von ſeinen Zeitgenoſſen, geſtalteten ſich neue bewunderungswürdige Schöpfungen unter ſeinem Pinſel. Dahin gehören ſein Amor, welcher die Pſyche verläßt, Telemachus und Eucharis, und endlich Mars und Venus. Das letztere Gemälde trug ihm bei einer Ausſtellung in Paris 46000 Franken ein.

Bei ſeinen Schülern, von denen mehre ſich als bedeutende Maler zeigten, war die Liebe für ihren Lehrer nicht erkaltet, und ſie gaben ihm in der Verbannung einen Beweis davon, indem ſie durch Galle eine Denkmünze auf ihn verfertigen ließen, welche ihm der Maler Gros überreichte. Auch die Stadt Gent machte ihm durch Vanhutten, Mitglied der Generalſtaten, als Erkenntlichkeit für eine Ausſtellung zum Beſten der Armen, ein gleiches Geſchenk.

---

8) Von Morel geſtochen.

9) Kunſtblatt Nr. 36. 3. Mai 1827. S. 141.

10) Dieſes Gemälde, welches Blücher beim Einmarſch der Preußen mit aus St. Cloud brachte, verehrte er ſeinem Monarchen, und es iſt noch gegenwärtig auf dem Schloſſe des Königs zu Berlin aufgeſtellt. Es exiſtirt auch ein guter Kupferſtich davon.

Im J. 1825 wollte er den Zorn des Achilles vollenden; körperliche Schmerzen aber verhinderten ihn daran, und ſo wurde dieſes Werk von Stapleaux unter ſeinen Augen ausgeführt. Von neuen Schmerzen ergriffen und ſchon dem Tode nahe, zeigte man ihm den Kupfertich der Thermopylen, worüber Laugier ſeine Meinung vernehmen wollte. Nur mühſam deutete der Kranke mit dem Stocke auf einige Theile des Blattes. Als er an die Hauptfigur kam, ſagte er: „Ah! ce n'est pas là la tête de Leonidas! c'est qu'on fait, il n'y avait que moi qui pût la faire.“ Sein Stock entfiel ihm, und das Haupt ſank auf die Bruſt. Er ſtarb, von ſeiner Familie umgeben, den 29. Dec. 1825. Seine Familie wollte den Leichnam nach Frankreich bringen, was aber von den Bourbons nicht geſtattet wurde; erſt ſeit dem J. 1830, unter einer neuen Regirung, ruhen ſeine Überreſte im heimathlichen Boden.

Will man David beurtheilen, ſo muß man die Zeit berückſichtigen, in welcher er lebte und wirkte. Ließ er ſich gleich durch die Revolution hinreißen, und vereinigte ſich mit Männern, deren Andenken uns noch mit Abſcheu erfüllt, ſo wäre es doch ungerecht, über ihn ohne Weiteres das Verdammungsurtheil auszuſprechen. David war ein leidenſchaftlicher Republikaner, der ſeine feurige Phantaſie in der Schreckensperiode nicht zu zügeln vermochte, und ſo ließ er ſich zu Handlungen hinreißen, die ihm recht ſchienen. Er wurde, wie er ſelbſt geſtand, von jenen Schreckensmännern getäuſcht; allein er kam auch von ſeinen Verirrungen zurück und ſuchte nun blos als Vater und Freund für das Wohl ſeiner Familie und ſeiner Schüler zu ſorgen; daß letztere mit großer Liebe an ihm hingen, zeigte ſich ſchon dadurch, daß ſie in den Tagen der Gefahr alles anwendeten, ihn vom Tode zu befreien; aber auch er war für ſie ein vortrefflicher Lehrer, der ihnen ohne Mißgunſt alle ſeine artiſtiſchen Geheimniſſe aufſchloß, er unterſtützte ſie auf jede Weiſe und fand die ſchönſte Belohnung darin, ausgezeichnete Künſtler aus ihnen zu bilden. Zu dieſen gehören Drouais, Girodet, Gérard, Gros, Fabre Ingres u. a.

Als Maler iſt er der erſte ſeiner Zeit und Gründer der neuen franzöſiſchen Schule. Seine früheren Werke ſind unbeſtimmt von Charakter, indem er ſich vom Zeitgeſchmack noch nicht völlig befreien konnte. Von der Zeit ſeiner Selbſtändigkeit an werden aber in ſeinen Darſtellungen drei verſchiedene Manieren ſichtbar; zu der erſtern gehören die Gemälde von Beliſar bis zum Brutus, wo die Zeichnung wahr und großartig, das Colorit aber nicht gleich verdienſtlich iſt, denn dem Ton des Fleiſches fehlt öfters die Wahrheit, und auch in der Bekleidung hat er die ſpätere Vollendung noch nicht erreicht. In den zweiten Zeitraum gehören die Sabiner. Hier iſt die Zeichnung nicht minder edel, vielleicht noch reiner, und voll Wahrheit; die Führung des Pinſels aber iſt nicht mehr dieſelbe. Obgleich das Colorit durch glänzende Farben gehoben iſt, ſo vermied hier der Maler doch den zu vielen Gebrauch des Zinnobers, den er bei ſeinen früheren Werken anwendete. Seine dritte Periode umfaßt den Zeitraum vom Krönungsgemälde an bis zu Mars und Venus. Hier iſt die Zeichnung ungleich, zwar richtig, der Natur getreu, aber die Formen nicht ſo edel; hingegen ſind die Farben markiger aufgetragen, das Colorit iſt glänzender und die Figuren heben ſich mehr von der Fläche. — Über Davids Künſtlerwerth erinnern wir nur noch, daß er in ſolchen Compoſitionen am glücklichſten war, welche in der Geſchichte gewaltig ergreifen; daher wählte er immer ſolche Motive, wodurch er ſtark in das Gemüth greift, um es zu erſchüttern. Zarte Rührungen ſind ihm fremd geblieben; ebenſo wenig glücklich war er in Darſtellung des Naiven, oder es ging bei ihm, der nur die heftigern Gemüthsbewegungen hervorhob, achtungslos vorüber. Übrigens erinnern die Gegenſätze von Licht und Schatten, die er anbrachte, an ſeinen Landsmann Valentin. (*A. Weise.*)

David oder Schulkleinod, bei den Meiſterſängern, ſ. Meistersänger.

DAVID (St.), in dem britiſchen Weſtindien: 1) eins der 10 Kirchſpiele, in welche die Inſel Dominica eingetheilt iſt. — 2) St. David, eins der 6 Kirchſpiele der Inſel Grenada. — 3) St. David, Kirchſpiel in der Grafſchaft Surry auf der Inſel Jamaica. Es liegt weſtlich von dem Kirchſpiele St. Thomas in the Eaſt, hat einen unfruchtbaren, felſigen und ſehr gebirgigen Boden und zählte im J. 1786 nur 3 Zuckerplantagen, 55 andere Beſitzungen und 2500 Sklaven. (Vergl. d. Handb. d. neueſt. Erdbeſchr. Weimar 1824. Bd. 18. S. 575. 609. 625.) (*Leonhardi.*)

DAVIDISTEN. 1) So nannte und nennt man in Siebenbürgen jene Socinianer oder Unitarier [Antitrinitarier] 1), die Anhänger der Glaubenslehren des Franz Davidis (ſ. dieſ. Art.) waren und noch ſind. Aus ihrer Mitte entſtanden wieder die jüdiſch geſinnten Unitarier, und aus dieſen die Sabbatarier. Die Davidiſten behaupten nach ihrem öffentlichen Glaubensbekenntniſſe vom 1. Auguſt 1637, Chriſtus ſei nur als unſer Fürſprecher, Meſſias und Erlöſer zu verehren und anzurufen. Ihre Gemeinde war einſt ſehr zahlreich, ſie verlor aber unter dem Fürſten Gabriel Bethlen gegen 70 Kirchſpiele, in den Szekler-Stühlen Sepſi (Schepſcht), Kezdi und Orbai, die ſich mit den Reformirten vereinigten. Die jüdiſchgeſinnten Unitarier folgen den letzten Glaubenslehren des Davidis, nach welchen er die Anbetung oder Verehrung und Anrufung Jeſu Chriſti gänzlich verwarf und ihn für einen blos natürlichen Menſchen erklärte. Sie ſelbſt nennen ſich die wahren Unitarier und nennen die Socinianer Dualiſten. Aus ihnen entſtanden die Sabbatarier (Szombatoſok). Dieſe feiern, wie die Juden, den Sonnabend, halten die Beſchneidung für nothwendig zur Seligkeit, enthalten ſich aller im moſaiſchen Geſetze verbotenen Speiſen, erwarten mit den Juden noch

---

1) Die ſociniſche Glaubenslehre wurde im J. 1571 von dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Johann Siegmund Zápolya (als ungriſcher Afterkönig Johann II.) unter die beſtätigten Landesreligionen Siebenbürgens aufgenommen, mit dem Namen unitariſche Religion und Kirche. S. Socinianer und Unitarier.

den Meſſias und verwerfen die Schriften des neuen Bundes. Ihr Stifter war Simon Pécſi (l. Pétſchi), Kanzler des Fürſten Gabriel Bethlen. Seine übertriebene Vorliebe zu der orientaliſchen Sprache und den rabbiniſchen und muhammedaniſchen Schriften ſtürzte ihn in dieſe Irrthümer, von welchen er ſich jedoch in ſeinem hohen Alter befreiete. Die Fürſten Gabriel Bethlen und Georg Rákóczy I. ſuchten dieſe Sekte durch ſcharfe Befehle auszurotten [2]. (*Rumy.*)

Davidisten ſ. Joristen.

DAVIDS (St.), eine zu den Bermudas gehörige Inſel, im SO. von St. Georg gelegen und bewohnt. (*H.*)

DAVIDS (St.), City in der engl. Grafſchaft Pembroke in Südwales, nahe am Meere bei dem gleichnam. Vorgebirge gelegen, mit 440 Häuſ. und 2240 Einw., welche Steinkohlenhandel treiben. In dem ummauerten biſchöflichen Hofe ſteht die im J. 1176 erbauete Kathedrale, der biſchöfliche Palaſt und die Häuſer der Präbendarien; die hieſige Heilquelle St. Nun's Wall wird nur gelegentlich benutzt. — The Bishop and his clerus ſind der Schifffahrt gefährliche unbewohnte Felſen unweit des Vorgebirgs. (*Leonhardi.*)

Davidsharfe ſ. Harfe.

DAVIDSON, Wolf, Arzt israelitiſcher Religion, geb. zu Berlin 1772 und geſt. daſelbſt den 19. Aug. 1800, machte ſich auch als Schriftſteller nicht unrühmlich bekannt, beſonders durch ſeine phyſiologiſch-pſychologiſche Abhandlung über den Schlaf (Berlin 1795) und mehre die Diätetik betreffende Aufſätze, namentlich den über den Einfluß der jetzigen Kleidertracht unſerer Damen auf die Geſundheit des Körpers (1798), und einige andere in den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg. Überſetzt hat er Plenks Hygrologie des menſchlichen Körpers aus dem Lateiniſchen, Lownde's Beobachtungen über die mediziniſche Elektricität, Seybol über die Fäulniß des Blutes im lebendigen thieriſchen Körper, beide aus dem Engl. Gegen zwei ihm zugeſchriebene Schauſpiele hat er proteſtirt. (*H.*)

DAVIDSONVILLE, Ortſchaft in dem nordamerikaniſchen Gebiet Arkanſas, am Einfluſſe des Eleven-Point in den Big-Blak, mit 1 Poſtamt und einigem Handel. (*H.*)

DAVIDSSTAD, eine jetzt (1820) nicht mehr unterhaltene Feſtung, 40 Werſt von Wilmanſtrand in Altfinnland (Wiborgs Län); ſie hatte nie Einwohner, nur Garniſon. Außerhalb der Feſtung trifft man einen Poſtgaſthof (gästgifvaregård) und das Haus eines Kaufmanns. (*v. Schubert.*)

DAVIEL, Jacques, geb. zu Barre in der Normandie 1696, geſt. 1762, ſtudirte erſt unter ſeinem Oheim zu Rouen und dann im Hôtel-Dieu zu Paris die Chirurgie, in welcher er ſich nachmals ſo auszeichnete. Im J. 1719 wurde er mit mehren jungen Wundärzten nach Marſeille geſendet, wo die Peſt ausgebrochen war, und war ſo glücklich, der Anſteckung zu entgehen und durch die Hilfe, die er leiſtete, ſich allgemeines Vertrauen zu erwerben. Er wurde hierauf zum Profeſſor der Anatomie ernannt. Als ſolcher richtete er ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf die Anatomie und Krankheiten der Augen, und wurde der berühmteſte Oculiſt ſeiner Zeit. Im J. 1747 kam ihm ein Fall vor, in welchem die Niederdrückung des grauen Staares nicht den Zweck erreichte, und dies veranlaßte die Erfindung ſeiner Methode, den grauen Staar mittelſt des Hornhautſchnittes auszuziehen; eine Erfindung, die in der Geſchichte dieſer Heilart Epoche macht. Er ließ zum Behuf dieſer Ausziehung einen beſondern Löffel und einige andere Inſtrumente verfertigen, welche alle noch jetzt ſeinen Namen führen. Eine Beſchreibung ſeiner Operation und der dazu gehörigen Inſtrumente theilte er in den Denkſchriften der Akademie der Chirurgie mit. Bei 206 Augenkranken wendete er ſeine neue Methode an, und heilte von dieſen *182*. Im J. 1749 ward er zum königl. Leibarzt ernannt. (*Haller* Bibl. Chir.) (H.)

DAVIES, in den vereinigten Staten von Nordamerika; 1) eine der 85 Grafſchaften des Freiſtates Indiana. Sie grenzt nordweſtl. an Sullivan, *nördl.* an Martin, im O. an Owen, im S. an Pike und weſtl. an Knox und hatte im J. 1820 3432 Einw. Der Hauptort derſelben iſt Waſhington, mit einem Poſtamte, an einem Zufluſſe des Oſtarms des White, deſſen beide Hauptarme, der öſtliche und weſtliche, ſich im Umfange der Grafſchaft vereinigen; — 2) eine der 71 Grafſchaften des Freiſtates Kentucky, welche im N. an den Ohio, im O. an Brackenridge, im SO. am Ohio, im S. an Muhlenburg und Hopkins, und im W. an Henderſon grenzt, und im J. 1820 3876 Einwohner zählte, worunter 852 Sklaven und 7 freie Farbige. Im W. der Grafſchaft ſtrömt der Green, welcher den Parther aufnimt; der Hauptort iſt Owensborough, vormals Yellow-Bank am Ohio. (*Leonhardi.*)

DAVIES, mit dem Vornamen John, iſt der Name mehrer rühmlich bekannten engländiſchen Gelehrten und Schriftſteller. I. Sir John Davies, Rechtsgelehrter und Dichter, der Sohn eines reichen Lohgerbers, war im J. 1570 zu Cisgrove in der Grafſchaft Wilt geboren. Er wurde zu Oxford erzogen und ſtudirte zu Middle-Temple in London die Rechte, wurde aber, weil er einſt einen ſeiner Lehrer prügelte, verſtoßen. Er kehrte nach Oxford zurück, und da er hier rühmliche Beweiſe ſeiner Kenntniſſe ſowol als von dem Beſtreben, ſeine ſtürmiſche Gemüthsart zu bezähmen, gab, ſo wurde er wieder in Middle-Temple aufgenommen. Durch 26 Akroſtichons (Namensgedichte) zur Ehre der Königin Eliſabeth, in welchen der Weihrauch nicht geſpart war, wurde er am Hofe vortheilhaft bekannt, und als dieſe Monarchin 1603 ſtarb, wurde er mit andern nach Schottland geſchickt, um dem Könige Jakob, dem Nachfolger der Eliſabeth, die Glückwünſche der engländiſchen Nation darzubringen. Der König, der ihn ſchon vorher als Dichter ſchätzte, ernannte ihn zum Generalfiskal von Irland, und 1606 zum Sprecher im daſigen Unterhauſe. Von dieſer Zeit an beſchäftigte er ſich beſtändig mit den Angelegenheiten Irlands und ſuchte dieſes Reich der engländiſchen Krone gänzlich unterwürfig zu machen. Er erhielt 1607 die Ritterwürde und ſtarb 1626 plötzlich am Schlage, nachdem er kurz zuvor zum Präſidenten des Oberhofgerichts (Kingsbench) ernannt worden war. Vielſeitige gelehrte Kenntniſſe, ein heller Geiſt und durchgreifende Thätigkeit im Geſchäftsleben zeichneten ihn aus und machten ihn der Freundſchaft des Kanzlers Baco werth. Seinen literariſchen Ruhm gründete er durch ein philoſophiſches Lehrgedicht über die Unſterblichkeit der Sele, unter dem Titel: Nosce te ipsum, zuerſt gedruckt 1591, ſeitdem öfter aufgelegt, zuletzt in ſeinen Works, London 1773. 12. unter dem Titel: On the origin, nature and immortality of the soul, in vierzeiligen gereimten Strophen, worunter ſich einige ganz gute befinden. Ein anderes Lehrgedicht von ihm hat den Titel: Orchestra, a poem expr. the antiquity and excellency of dancing, in a dial. Man hält ihn auch für den erſten, der unter dem Titel: Hymnen, in engländiſcher Sprache, Gedichte geſchrieben hat. Seine proſaiſchen Aufſätze, die 1786 in 8. zuſammen gedruckt wurden, zeichnen ſich durch einen klaren, natürlichen und reinen Stil aus. Was er in Beziehung auf die irländiſchen Angelegenheiten ſchrieb, kann hier übergangen werden. Seine Gattin, **Eleonore Tronchete**, eine Tochter des Lord Audley, machte durch ihren prophetiſchen Geiſt Aufſehen, und es wurde ſogar 1649 eine „Nachricht von ihren ſeltſamen, erſtaunenswürdigen Prophezeihungen" durch den Druck bekannt gemacht. Sie ſtarb 1652 [1]). — II. **John Davies**, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. lebend, nach ſeinen perſönlichen Verhältniſſen unbekannt, ſchrieb: History of the Caraibby islands, with a Caribbian vocabulary. Lond. 1666. Fol., mit Kupf. und The egyptian history, treating of the pyramids etc. written originally in the arabian tongue by Marradi and thence done into english. Ib. 1672. . [2]). — III. **John Davies**, aus Denbigſhire, ein gelehrter Kenner der griechiſchen und römiſchen Literatur, der Geſchichte und Alterthümer. Er erhielt 1616 zu Oxford die theologiſche Doctorwürde, war zuerſt Prediger zu Mallogd in der Grafſchaft Merioneth, dann ber Kanonikus von St. Aſaph. Seine wichtigſten Werke ſind: Antiquae linguae britannicae, nunc vulgo dictae cambro-britannicae, a suis cymcaccae vel cambricae, ab aliis wallicae et linguae latinae dictionarium duplex. Acced. adagia britannica. Lond. 1632. Fol. Antiquae linguae britann. rudimenta. Ib. 1621. . Man ſchreibt ihm auch eine engländiſche Überſetzung von Cebes Gemälde zu. Er hatte vielen Antheil an der gäliſchen Überſetzung der Bibel, die 1620 gedruckt wurde, und man verdankt ihm andere Überſetzungen aſcetiſcher Werke in dieſelbe Sprache, die er 30 Jahre lang ſtudirt hatte. Seine Schriften werden von den Liebhabern der alten celtiſchen Sprache ſehr geſucht und geſchätzt [3]). — IV. **John Davies**, lat. Davisius, der berühmte Philolog und Kritiker. Er war Kanonikus zu Ely und Präſident des Kollegiums der Königin auf der hohen Schule zu Cambridge und ſtarb den 22. März 1732. Den gelehrten Kennern des Alterthums machte er ſich zuerſt durch ſeine Ausgaben des Maximus Tyrius, Cäſar und Minucius Felix ſehr vortheilhaft bekannt: Maximi Tyrii dissertatt. gr. et lat. Recens. et notulis illustr. Cantabr. 1703. 8. (Heinſius Text, hin und wieder verbeſſert. Die Anmerkungen ſind theils kritiſch, theils die Geſchichte der Philoſophie erläuternd). Ed. II. auct. (cur. J. Ward). Oxon. 1740. 4., neu herausgeg. mit Zuſ. von J. J. Reiske. Leipzig 1774. 2 Bde. 8. C. J. Caesaris opera ex rec. Dav. cum ejusd. animadv. ac not. varior. Acc. metaphrasis graec. libror. VII. de bello gall. et indd. Cantabr. 1706; blos ein neuer Titel und eine Beilage von 34 Seiten curar. secundar. Ibid. 1727. 4., mit einer Charte. Minucius Felix Octavius ex iterata recensione J. Davisii cum ejus animadvers. ac notis integris Heraldi et Rigaltii, nec non select. alior. Acc. Commodianus cum observatt. antehac editis aliisque nonnullis, quae jam prim. prodeunt. Cantabr. 1712. 8.; vorher ib. 1707. 8.; enthält eine neue ſcharfſinnige Recognition des Textes mit guten Erläuterungen. Ein Abdruck von Davies Texte (ohne Noten) erſchien zu Glasgow 1750. 4. und 8. Alle dieſe gehaltreichen Arbeiten waren jedoch nur die Vorläufer ſeiner Bearbeitung der philoſophiſchen Schriften des Cicero, um die er ſich anerkannt die größten Verdienſte erwarb; Tusculanarum quaestionum lib. V. Cantabr. 1709; 1723; 1730; 1738. 8. De finibus. Ib. 1715; 1728; 1741. 8. De natura Deorum. Ib. 1718; 1723; 1744. 8. De divinatione. Ib. 1721; 1730. 8. Academica. Ib. 1725; 1736. 8. De legibus. Ib. 1727; 1745. 8. [4]). Die Anmerkungen des Herausgebers ſind erklärend und kritiſch. Unverkennbar iſt in ihnen eine große Kenntniß der philoſophiſchen Geſchichte, eine ausgebreitete Gelehrſamkeit und ein ſeltener Scharfſinn, weswegen Davies unter die beſten Interpreten des Cicero gerechnet wird. Was man an ihm tadelt, iſt eine allzu große Kühnheit in ſeinen Conjecturen. Als er ſtarb, war ſeine Arbeit über die Officia größtentheils vollendet; er vermachte ſein Manuſcript dem Doctor Mead, der die Herausgabe einem ſeiner gelehrten Freunde übertrug; allein bald darauf verzehrte eine Feuersbrunſt den ganzen gelehrten Nachlaß [5]). (*Baur.*)

---

[2] Seiverts Nachrichten von ſiebenbürgiſchen Gelehrten. S. 57.

---

[1]) Cibber lives of the poets of Great-Brit. T. I. 176. Biogr. univ. T. X. (von **Suard**). **Adelungs** Zuſ. z. Jöcher. **Blankenburgs** Zuſ. zu Sulzers Theorie. Regiſter. [2]) Adelung a. a. O.

[3]) Biogr. univ. (von **Suard**). **Eberts** bibliogr. Lex. [4]) Genaue literariſche Nachweiſungen über dieſe Ausgaben findet man in **Eberts** bibliogr. Lex. s. v. Cicero. S. 347 ff., und in **Fuhrmanns** Handb. der klaſſ. Literatur. 4. Bd. 401 ff. Alle Ausgaben von Davies ſind geſucht und ſelten, vorzüglich die de nat. deor. und de legibus. Zu bemerken ſind: Ciceronis opp. philos. ex rec. Davis. et cum commentt. ejusd. ed. R. G. Rath. Halae 1804 — 1811. Vol. VI. 8.; ein correcter, aber nicht ſchöner Abdruck, auch mit beſondern Titeln. [5]) **Adelungs** Zuſ. z. Jöcher. Saxii Onomast. T. VI. 52. Biogr. univ. (von Boiſſonade).

DAVIES, Thomas, ein Engländer, ums Jahr 1720 geboren, war zuerſt Schauſpieler, dann Buchhändler, gerieth in Schulden, kehrte wieder zum Theater zurück, verſuchte ſein Heil abermals beim Buchhandel, allein unverſchuldete Unglücksfälle hatten einen abermaligen Bankerot zur Folge. Eine Benefizvorſtellung auf dem Drury-Lane Theater, die Verwendung ſeines Freundes Doctor Johnſon und ſelbſt die Unterſtützung ſeiner Gläubiger brachten ſeine Angelegenheiten in Ordnung, und er ſtarb zu London den 4. Mai 1785, wegen ſeiner Kenntniſſe und ſeiner heitern Gemüthsart geſchätzt und geliebt. Unter ſeinen mit Beifall aufgenommenen Schriften ſind die bekannteſten: Memoirs of the life of Dav. Garrik Esq. interspersed with characters and anecdotes of his theatrical contemporaries. The whole forming a history of the stage which includes a period of thirty six years. Lond. 1780. Vol. II. 8., mehrmals aufgelegt, Teutſch, Leipzig 1782. 2 Bde. 8. Dramatik miscellanies consisting of critical observations on several plays of Shakespear, with a review of his principal characters, and those of several eminent writers as represented by Mr. Garrik; with anecdotes of dramatic poets, actors etc. Lond. 1782. Vol. III. 8., ebenfalls mehre Auflagen. Einzelne Biographien und ſehr viele Aufſätze in Proſa und Verſen in St. James Chronicle und andern Journalen *). (*Baur.*)

DAVIESIA. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminoſen und der erſten Ordnung der zehnten Linnéſchen Klaſſe hat Smith (Linn. transact. IV. p. 220.) ſo genannt zu Ehren des Mitgliedes der Linnéſchen Geſellſchaft Hugh Davies (Verf. der Descriptions of four new British lichens, und einer der thätigſten Beförderer von Hudsons Flora anglica, der Flora britannica, und der English Botany von Smith und Sowerby). Char. Der Kelch fünfſpaltig, ohne Stützblättchen; der Kiel der Schmetterlingsblume kleiner als die übrigen Blättchen; der Fruchtboden geſtielt; die Hülſenfrucht zuſammengedrückt, winklig, elaſtiſch aufſpringend, einſamig; die Keimwarze des Samens hinterwärts ungetheilt. Die zwölf bekannten Arten ſind zierliche neuholländiſche Sträucher mit einfachen Blättern, oder blattlos. Smith beſchrieb neun: D. juncea, D. alata (Abb. Bot. reg. t. 728.), D. acicularis, D. ulicina (D. ulicifolia Andr. repos. t. 304.), D. umbellata (D. umbellulata Labill. nov. Holl. I. t. 137.), D. corymbosa, D. incrassata, D. squarrosa und D. cordata (D. reticulata Sm. gehört zu Jacksonia R. Br.). Robert Brown (Hort. Rew. ed. 2. III, 20.) fügte zwei, D. latifolia (Abb. Bot. mag. t. 1757.) und D. mimosoides (D. glauca Loddiges bot. cab. t. 43.), und Candolle (Prodrom. II. p. 114.) eine, D. racemulosa, hinzu. (*A. Sprengel.*)

DAVILA, Enrico Caterino, einer der ausgezeichnetſten Geſchichtſchreiber Italiens. Er ward 1576 zu Pieve di Sacco bei Padua von vornehmen Eltern geboren. Sein Vater, wie ſchon mehre ſeiner Vorfahren, war Connetable von Cypern im Dienſte der Republik Venedig; als aber dieſe Inſel 1570 von den Türken erobert ward, floh er mit ſeiner zahlreichen Familie zuerſt nach Italien, wo er bei Padua einige Güter beſaß. Von dort begab er ſich mit zwei Söhnen nach Spanien, von woher, nämlich aus Avila, ſein Geſchlecht ſtammte; als er aber dort nicht die günſtige Aufnahme fand, die er erwartete, wendete er ſich 1572 nach Frankreich, wo es ihm glückte, mehre ſeiner Kinder bei Hofe anzubringen. Er ſelbſt begab ſich nach Italien zurück, wo ihm ein Sohn geboren ward, dem er aus Dankbarkeit die Namen ſeiner Gönner, des Königs Heinrich III. und der Königin Catharina von Medici, beilegte. Dieſer Sohn, Enrico Caterino, ward, als er kaum 7 Jahre alt war, nach Frankreich geſchickt und dort bei ſeinem Schwager in der Normandie erzogen, war dann eine Zeit lang Page bei Hofe, nahm, 18 Jahre alt, Kriegsdienſte und focht 4 Jahre lang mit Auszeichnung in den damaligen bürgerlichen Kriegen Frankreichs. Sein Vater rief ihn *1599* zurück; kaum aber war der Sohn angekommmen, als der Vater, man weiß nicht ob zufällig oder abſichtlich, aus einem hochgelegenen Fenſter ſtürzte und ſo den Tod fand. Enrico Davila ſetzte nun ſeine Studien zu Padua fort und lebte auch eine Zeit lang in Parma, wo er Mitglied der dortigen Akademie der Innominati ward. Die Republik Venedig, der ſeine Vorfahren ſchon gedient hatten, übertrug ihm nun wichtige militäriſche Ämter auf Candia, auf der Küſte von Dalmatien und auf dem feſten Lande von Italien, und gewährte ihm als Lohn ſeiner Dienſte die ſeinen Vorfahren als Connetablen von Cypern zugeſtandene Ehre, im Senat zur Seite des Dogen zu ſitzen. Auf einer ſolchen Berufsreiſe 1631, als er das Militärcommando in Crema übernehmen ſollte, und nach den Befehlen des Senats die auf dem Wege liegenden Ortſchaften ihm Fuhrwerk ſchaffen mußten, gerieth er in S. Michele bei Verona mit dem Pächter eines Edelmannes in Streit und ward durch einen Musketenſchuß getödtet. Sein Sohn, der ihn begleitete, tödtete den Mörder auf der Stelle, und mehre andere Perſonen wurden bei dieſem Strauße getödtet und verwundet. Mitten unter den Zerſtreuungen ſeines kriegeriſchen Lebens hat er ſeine Geſchichte der bürgerlichen Kriege Frankreichs, während des Zeitraums von 1547—1598, ausgearbeitet. Von florentiniſchen Puriſten wird ſie zwar als nicht ganz ſprachrein in Anſpruch genommen, aber allgemein wird anerkannt, daß der Stil Davila's natürlich, einfach und fließend, ſeine Darſtellung höchſt anſchaulich, lebendig und anmuthig iſt. Er ſpricht größtentheils als Augenzeuge und gehört daher zu den beſten Quellen für die Geſchichte jenes Zeitraums; doch darf man freilich nicht vergeſſen, daß er als Katholik und als einer, welcher der Königin Catharina von Medici große Verbindlichkeiten ſchuldig war, der Hofpartei zugehört, und man alſo, um ein richtiges Bild jener Zeit zu erhalten, auch den der entgegengeſetzten Partei angehörenden De Thou nicht überſehen darf. Die erſte Ausgabe ſeines Werkes: Historia delle guerre civili di Francia, in 15 Büchern, Venezia 1630. 4., iſt nicht ſonderlich correct; ebenſo wenig die prächtige: Parigi, stamperia reale, 1644. 2 Vol. fol., noch die Londra 1755 2 Vol. 4., oder ebendaſelbſt 1801. 8 Vol. 8. Die beſte

---

*) Allgem. Literaturzeit. 1785. 2. Bd. S. 300. Biogr. univ. T. X. (von Suard).

ſt ohne Zweifel die Venezia, Hertzhauser 1733. 2 Vol.
ol., mit dem Bildniß des Verfaſſers. Sie enthält das
eben Davila's von Ap. Zeno und Anmerkungen von
Jean Baudouin. Ein Abdruck davon iſt die Ausgabe: Mi-
ano, classici ital. 1807. 6 Vol. 8. Davila's Werk iſt
n mehre Sprachen überſetzt. — Jean Baudouin über-
etzte es ins Franzöſiſche mit vielen Anmerkungen, Paris
642. 2 Vol. Fol. Eine andere Überſetzung von Mallet
und Grosley erſchien Paris 1757. 3 Vol. 4. Spaniſch
rſchien es von Baſilio Varen de Soto, Madrid 1651 und
659. Fol. mit einer Fortſetzung in 5 Büchern, welche
en Zeitraum von 1598 — 1630 umfaßt. Eine ſchöne
usgabe dieſer Überſetzung iſt die von Antwerpen 1686.
Fol. Engliſch, zuerſt von Aylesbury, London 1647. Fol.;
och reicht dieſe Arbeit nur bis 1572; dann vollſtändig
on Cotterel, London 1666. Fol. Teutſch von B. Reith,
eipzig 1792. 5 Bde. 8. Lateiniſch von Cornazzano, Rom
745. 3 Vol. 4. (*Blanc.*)

DAVILER (d'Aviler), Augustin Charles, Archi-
ekt, geboren zu Paris 1653, geſt. zu Montpellier 1700,
machte in ſeiner Kunſt ſchon als Jüngling ſo große Fort-
chritte, daß man ihn in ſeinem 20ſten Jahre in die Aka-
emie nach Rom ſendete. Mit Desgodets und dem An-
iquar Vaillant ſchiffte er ſich zu Marſeille ein; die ganze
Mannſchaft aber hatte das Unglück, von Algierern gefan-
en zu werden. Sechszehn Monate lang blieb er in der
Sklaverei, aber auch in dieſer nicht müßig für ſeine
Kunſt; er zeichnete beſtändig und machte den Riß zu ei-
ner Moſchee, die in der großen Straße von Tunis erbaut
worden iſt. Nach ſeiner und ſeiner Gefährten Befreiung
durch Ludwig XIV. begaben ſich dieſe nach Rom, wo Da-
viler mit großem Eifer die Bauwerke ſtudirte. Nach ei-
nem fünfjährigen Aufenthalt daſelbſt arbeitete er in Frank-
reich unter Manſard, was ihm jedoch bald läſtig wurde,
da dieſer blos nach ſeinen eigenen Zeichnungen gebaut ha-
ben wollte. Er begab ſich deshalb nach Montpellier, wo
r einen Triumphbogen aufführte, jetzt Porte du Peirou
genannt, und fand hier einen Gönner an dem Intendan-
en der Provinz de Bâville. Zu Nimes, Carcaſſone, Bé-
iers, Montpellier und Toulouſe führte er treffliche Ge-
bäude aus; in der letzten Stadt zeichnet ſich beſonders
der prächtige erzbiſchöfliche Palaſt aus. Zur Belohnung
wurde er 1698 zum Architekten der Provinz ernannt. Ne-
ben ſeinen künſtleriſchen Arbeiten wirkte er für ſeine Kunſt
auch als Schriftſteller. Er überſetzte Scamazzi's ſechſtes
Buch über die Architektur, welches von den Säulenord-
nungen handelt, aus dem Italiäniſchen und fügte An-
merkungen bei (Paris 1685. Leiden 1715). Sein Com-
mentar zu der Überſetzung des Vignola wurde durch ſeine
Zuſätze zu einem vollſtändigen Werke über die Baukunſt.
Sie erſchien unter dem Titel: *Cours d'Architecture* qui
comprend les regles de Vignole, et les figures et descri-
ptions de Mich. Ange (Paris 1691. 2 Bde. 4. mit Zu-
ſätzen von Leblond 1750—1755. 8 Bde., und zuletzt
herausgegeben von Mariette 1760, mit einer Biogra-
phie Davilers vom Herausgeber). Sein Dictionnaire de
tous les termes de l'architecture civile et hydraulique iſt
vielen ſehr nützlich geworden. (*H.*)

DAVILLA. Eine von Vandelli (Flor. lus. 35. t. 14.) ſogenannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Dillenieen und der erſten Ordnung der 13ten Linnéſchen Klaſſe. Char. Ein fünfblätteriger, ungleichförmiger Kelch, deſſen zwei innere große, corolliniſche Blättchen die Befruchtungstheile einſchließen; ein bis ſechs hinfällige Corollenblättchen; die einſamige Frucht wird von den Kelchblättchen bedeckt. Die ſieben bekannten Arten: D. rugosa *Poir.* (Suppl. enc. D. brasiliana *Cand.* Syst. I. p. 405., prodr. I. p. 69., Lessert icon. t. 71. Hilair. pl. usuell. t. 22.), D. angustifolia *Aug. St. Hilair.* (Fl. brasil. I. p. 18.), D. macrophylla *Hilair.* (l. c. p. 19.), D. brasiliana *Kunth.* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. V. p. 51.). D. castaneaefolia *Hilair.* (l. c. p. 17.), D. elliptica *Hilair.* (Pl. us. t. 23.) und D. flexuosa *Hil.* (Flor. l. c. t. II.) ſind braſiliſche und columbiſche (oft kletternde) Sträucher und Bäume. Die ſehr biegſamen und zähen Zweige der D. rugosa (von den Braſilianern Cambaibinha genannt, werden in Braſilien als Bänder, die Blätter jener und der D. elliptica als Wundmittel und zu Dunſtbädern gegen die dort häufigen Geſchwülſte der Beine und Hoden gebraucht. (*A. Sprengel.*)

DAVIS, John. Dieſer berühmte Seefahrer war zu Sandbridge unweit Dartmouth geboren, wo der nahe vortreffliche Hafen ihm ſchon als Knaben Neigung zum Seeleben einflößte, dem er ſich nachmals mit dem größten Eifer widmete. Er war durch Studium und Erfahrung der Schifffahrt ſehr kundig, als im Jahre 1585 von neuem der Verſuch, eine nordweſtliche Durchfahrt von Amerika nach Oſtindien zu entdecken, gemacht werden ſollte, und Sanderſon, Kaufmann und Verfertiger von Erdkugeln in London, ihn zum Capitain bei dieſer Unternehmung vorſchlug. Am 7. Juni ſegelte er mit zwei Schiffen von Dartmouth ab, entdeckte am 20. Juli die Südküſte von Grönland, auf dem nordweſtlichen Laufe von da eine Menge grüner und anmuthiger Inſeln, deren Bewohner ihnen andeuteten, daß gegen Norden und Weſten eine große See vorhanden ſei. Am 6. Aug. fand er unter 66° 40′ Br. vom Eiſe freies Land, und als er von deſſen ſüdlichſtem Vorgebirge weiter ſegelte, kam er in eine vom Eiſe freie, ſchöne Meerenge. Dieſe, welche das nördliche Feſtland Amerika's von der Weſtküſte Grönlands trennt, nordweſtlich vom Cap Farewell, 60° N. Br., zu der Baffinsbai, 86° N. Br., geht und ſich bis zu 75° W. Länge erſtreckt, wo ſie mit der Baffinsbai verbunden iſt, ſowie durch die Cumberland-, Frobiſher- und Hudſonsſtraße mit der Hudſonsbai, hat von ihm den Namen der Davisſtraße erhalten. Noch ſuchte Davis einige Zeit lang die nordweſtliche Durchfahrt, die aus mehren Gründen ſich vermuthen ließ, allein er traf blos auf eine Menge Inſeln und kehrte, da ihm der Wind entgegen kam, nach England zurück, wo er am 29. Sept. zu Dartmouth landete. Im folgenden Jahre ſegelte er wieder mit vier Schiffen ab, fand aber, nach vielen beſtandenen Gefahren, wieder nicht, was er ſuchte und zog aus ſeinen gemachten Beobachtungen den Schluß, daß der äußerſte Norden von Amerika aus lauter Inſeln beſtehe. Im J. 1587 unternahm er die dritte Entdeckungsreiſe; und da er auf der vorigen unter 56° Br. eine erſtaunliche Menge Stockfiſche gefunden hatte, ſo gab man ihm diesmal zwei Schiffe zum Fiſchfange, und nur eins zu ſeiner Entdeckung mit. Jene beiden Schiffe ſollten nicht eher zurückkehren, als bis er wieder zu ihnen geſtoßen wäre. Er drang diesmal bis zu 73° Br. vor, mußte da aber wegen widrigen Windes ſeinen Lauf verändern und gelangte zu einer Inſelgruppe, die er Cumberlandsinſeln nannte. Die Schiffe, die ihn hatten erwarten ſollen, waren inzwiſchen zurückgekehrt, was ihn in nicht geringe Noth brachte und ebenfalls zur ſchleunigſten Rückkehr nöthigte. Gern hätte er ſeine Entdeckungen weiter verfolgt, allein er fand jetzt keine weiteren Beförderer derſelben. Er begleitete nun im J. 1591 Cavendiſh auf ſeinem zweiten Zuge nach der Südſee, und führte das Schiff Deſiré, welches ſich aber von den übrigen trennte, wodurch der Untergang von Cavendiſh beſchleunigt wurde. Inzwiſchen hatte Davis auf dieſer Fahrt ebenfalls mit vielem Unglück zu kämpfen, bis er am 11. Juni 1593 zu Beahaven in Irland wieder ankam. Nachher machte er mehre Seereiſen nach Oſtindien mit. Auf der letzten derſelben wurde er in einem heftigen Gefecht mit Japanern in der Nähe der Küſte von Malacca, am 27. Dec. 1605 erſchlagen.

Die Nachricht von ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe bei Hackluyt (Voyages, Navigations etc. Bd. 3. S. 103) ſcheint von Davis ſelbſt verfaßt zu ſeyn. Unter mehren Aufſätzen (ebendaſ.) iſt ein Auszug aus ſeiner Schrift: The worlds hydrographical Description, und eine Beſchreibung ſeiner Schifffahrt nach Oſtindien im J. 1598 in *Harris* Collection of voyages zu bemerken. (Biogr. brit.) (*H.*)

DAVIS, Eduard, ein engländiſcher Flibuſtier, übernahm nach dem Tode des Capitän Johann Cook das Commando des Schiffes, auf welchem ſich Cowley, Dampier und Wafer befanden. Nachdem ihn die beiden erſteren verlaſſen hatten, ſegelte Davis am 27. Auguſt 1685 aus dem Hafen von Rialeſo aus, erreichte die Galopagos und kreuzte dann während des Jahres 1686 an den Küſten von Peru und Chili bis 38° ſüdlicher Breite. Nachdem er mehre Städte geplündert hatte, kehrte er nach den Galopagos zurück und ſegelte im Jahre 1687 nach Süden. In der Breite vom 27° 20′ entdeckte er eine kleine, ſandige Inſel, und als er ſich ihr näherte, entdeckte er weſtlich eine Reihe hoher Länder, welche ſich mehre Meilen weit erſtreckten, überzeugte ſich aber bald, daß es nur Inſeln wären. Von hier ging er nach Juan Fernandez, dublirte das Kap Horn, landete nördlich vom Rio de la Plata und erfuhr im Caraibenmeere, daß Jacob II. den Flibuſtiern Amneſtie verſprochen hätte. Er ging deshalb 1688 nach Philadelphia und von hier nach England, wo er lange Zeit ruhig lebte.

Von ſeiner Reiſe hat der Chirurgus Wafer einen Bericht im Anhange zu ſeiner Beſchreibung der Landenge Darien gegeben. Dampier, welchem Davis in England die von ihm gemachte Entdeckung mittheilte, war der Meinung, daß das gefundene Land die Küſte von Terra australis incognita ſei. Roggewein, Cook, la Perouſe und andere haben ſich vergeblich bemüht, dieſes Land aufzufinden. (Biogr. univ.) (*L. F. Kämtz.*)

DAVIS, Eduard, Maler und Kupferſtecher, geb. in Wallis gegen 1640, erlernte die Kupferſtecherkunſt bei Loggan. Armuth zwang ihn, ſeinen Meiſter als Bedienter nach Frankreich zu begleiten, wo er Gelegenheit fand, ſich in der Malerei zu üben. Nach ſeiner Rückkunft nach England verſchaffte er ſich ſeinen Unterhalt bald durch den Pinſel, bald durch den Grabſtichel. Er hat eine Reihe hiſtoriſcher Bildniſſe gemalt, unter andern die ganze Familie Karls I., iſt aber jetzt weniger durch ſeine Gemälde als durch ſeine Kupferſtiche bekannt. Ein ſehr ſeltnes Blatt von ihm iſt das Ecce homo nach van Dyk. (*H.*)

DAVISBAI, eine 11½ Meile weit in das Land eingreifende Bucht an der Oſtküſte von Labrador. Vor denſelben liegt die Inſel Tickithockthock, und zwiſchen hier und Unitybai (56° 10′ Br. 317° 5′ L.) haben die Herrnhuther drei Miſſionen. (*Leonhardi.*)

DAVISBURG, Hauptort der Grafſchaft Giles im nordamerikaniſchen Freiſtate Virginia, mit den Grafſchaftsgebäuden. (H.)

Davisland ſ. Oſterinſel.

DAVISON, eine der 52 Grafſchaften des nordamerikaniſchen Freiſtats Tenneſſee. Sie grenzt im N. W. an Robertſon, im N. O. an Sumner, im O. an Wilſon und Rutherford, im S. an Williamſon, im W. an Dickſon und hatte im J. 1820 20154 Einw., unter denen ſich 189 freie Farbige und 7899 Sklaven befanden. Der vom Cumberland — welcher hier den Harpeth, Sycamore, Manſeces und White aufnimt — bewäſſerte Boden erzeugt die vorzüglichſte Baumwolle in Tenneſſee und iſt auch am beſten angebauet. (*Leonhardi.*)

DAVISON, Davyson, (William), Statsſekretär unter der Regirung der Königin Eliſabeth, vorzüglich merkwürdig durch ſein mit dem der Maria Stuart verflochtenes Schickſal. Das peinliche Verhältniß, in welches er dadurch mit der Königin kam, hat Schiller in ſeiner Maria Stuart (Akt 4. Sc. 11. 12. Akt 5. Sc. 14. 15.) im Weſentlichen mit der höchſten Treue geſchildert, und nur inſofern nicht hiſtoriſch richtig, als er die Königin ſagen läßt: „mein Schreiber Daviſon," dieſen aber ſelbſt zur Königin:

— — Habt Nachſicht
Mit mir! Ich kam ſeit wenig Monden erſt
In dieſes Amt! Ich kenne nicht die Sprache
Der Höfe und der Könige, — in ſchlicht
Einfacher Sitte bin ich aufgewachſen;
Drum habe Du Geduld mit Deinem Knecht!

Zu Burleigh ſagt er ferner:

Mylord! Ihr ſeyd's,
Der mich in dieſes Statsamt eingeführt!
Befreiet mich davon. Ich übernahm es,
Unkundig ſeiner Rechenſchaft! Laßt mich
Zurückgehn in die Dunkelheit, wo Ihr
Mich fandet; ich gehöre nicht auf dieſen Platz.

Alles dieſes paßt durchaus nicht auf den wirklichen Daviſon, der als Statsſekretär kein Schreiber, ſondern Miniſter war, und eben deshalb weder ſo jung noch ſo unerfahren ſeyn konnte. Was die Dunkelheit betrifft, in der man ihn gefunden, ſo kann ſich dieſe höchſtens auf ſeine Abkunft beziehen, von der man nichts weiter weiß, als daß er entweder ſelbſt in Schottland ge oren war, oder doch von einem ſchottiſchen Geſchlecht bſtammte. Dieſes Nichtkennen ſeines Geſchlechts läßt ber um ſo mehr vermuthen, daß er, der ſo hoch geſtellt urde, ſich durch Talente, Kenntniſſe und Gewandtheit nüſſe ausgezeichnet haben. Dieſe Vermuthung wird urch die Geſchichte beſtätigt. Daviſon erſcheint zuerſt ls Sekretär des Sir Killigrew, den er nach Schottland egleitete, als dieſer im J. 1566 der Königin Maria die Glückwünſche wegen der Geburt ihres Sohnes über- rachte, und ſeit dieſer Zeit, alſo 20 Jahre vor der Hin- ichtung Maria's, muß er in Verbindung mit dem Hofe eſtanden haben und als ein ſehr tüchtiger Diplomat be- annt geweſen ſeyn, weil man ihn ſonſt nicht zu Geſchäf- en gebraucht haben würde, die große Umſicht, Klugheit nd Gewandtheit erfoderten. Er wurde aber im J. 1575 on der Königin nach den Niederlanden abgeſendet, um u erforſchen, welche Partei ſie unter den damals ſo chwierigen Umſtänden zu ergreifen habe. Dieſes Auf- rags entledigte er ſich zu ſo großer Zufriedenheit der Köni- in, daß er nachmals förmlich als ihr Abgeſandter nach Gent, und im J. 1579 als ihr Bevollmächtigter nach Holland abging. Im J. 1583 ſendete ſie ihn nach Schottland, um dem Einfluſſe des franzöſiſchen Geſand- en entgegen zu wirken; und als die Niederlande ſich ent- chloſſen hatten, ihre Unabhängigkeit mit den Waffen zu rkämpfen, wurde er dahin geſendet, um ein Bündniß nit denſelben abzuſchließen. Zu dieſer Zeit war er Se- retär im geheimen Kabinet, und nach ſeiner Rückkunft vurde er Mitglied deſſelben, indem er, zugleich mit Sir Walſingham, zum Statsſecretär ernannt wurde, wozu orzüglich der Graf von Leiceſter beitrug. Daviſon ſtand n dem wohlbegründeten Rufe, ebenſo redlich als ein- ichtig zu ſeyn, und trotz der ſehr verwickelten Angelegen- eiten, womit man ihn beauftragt hatte, war ſein Cha- akter unbefleckt geblieben. Nun kam die Zeit, wo nach er entdeckten Verſchwörung Babingtons der Prozeß ge- gen die unglückliche Maria eröffnet wurde. Daviſon hatte daran gar nicht Theil. Als das Todesurtheil ge- ſprochen war, ſtellte Walſingham ſich krank und kam nicht an den Hof, ſo daß nun die Laſt, die Vollmacht auf- uſetzen und der Königin zur Unterſchrift vorzulegen, al- ein auf Daviſon fiel, den die Königin ihrer Heuchelei und Rache zum Opfer fallen ließ. Unter den Schriften es Sir Paulet hat ſich Daviſons Rechtfertigungsſchrift gefunden, welche die Biographia britannica bekannt ge- macht hat, und aus dieſer geht Folgendes hervor. Die Königin hatte durch den Lord der Admiralität Daviſon uffodern laſſen, die Vollmacht auszufertigen und ihr zu bringen. Dieſer bringt ſie; ſie unterzeichnet und befiehlt nachher, daß ſie beſiegelt werde, verlangt jedoch, daß lles ganz geheim vom Lord Kanzler ſolle vollzogen wer- en, welches alles über ihre Willensmeinung keinen Zweifel übrig läßt. Nachher folgen indeß Klagen über Sir Paulet, der doch ſo leicht ſie von der Laſt, welche ſie drücke, befreien könne, und eine Auffoderung, dieſen darüber in einem Briefe auszuforſchen. „Ob ich nun gleich, ſagt Daviſon, bei früheren ähnlichen Vorſchlägen mich jederzeit geweigert hatte, in eine Sache mich einzumiſchen, die ich gänzlich mißbilligte; ſo erklärte ich mich doch zu ihrer Beruhigung bereit, dem Sir Paulet zu ſchreiben, was ſie von ſeinen Händen erwarte, wiewol ich voraus verſichert war, daß dies vergeblich ſeyn würde, weil ich dieſen als einen ſo rechtſchaffenen Mann kannte, der um nichts in der Welt eine unrechtmäßige Handlung begehen würde." Daviſon beſorgte hierauf die Beſiegelung bei dem Lordkanzler. Am folgenden Morgen ließ ihm die Königin ſagen, er ſolle nicht zum Lordkanzler gehen, bevor er ſie geſprochen. Als ſie hörte, er ſei bereits bei dem Lordkanzler geweſen, tadelte ſie dieſe Eile und kam wieder darauf zurück, daß die Sache eine beſſere Form bekommen könne, wodurch nicht die ganze Laſt auf ſie geworfen würde. Daviſon erwiederte, die einzig rechtmäßige Form, die ſich mit Ehren beobachten ließe, ſei die geſetzliche, und ſie antwortete: „Klügere Leute als Ihr ſind anderer Meinung!" „Für Andere, ſagte Daviſon, kann ich nicht einſtehen; gewiß aber bin ich, daß nie jemand einen haltbaren Grund anführen wird, um zu beweiſen, daß es für Ihro Majeſtät rühmlich oder ſicher wäre, einen andern Weg einzuſchlagen als den, welcher mit den Geſetzen und der Gerechtigkeit beſteht." Die Königin antwortete nicht und entfernte ſich. Sir Paulet hatte geantwortet wie ein Ehrenmann. Empfindlich beklagte ſie das übergroße Zartgefühl der gar zu gewiſſenhaften Leute. Daviſon ſtellte ihr vor, daß, wenn jene Leute ihren Wunſch erfüllten, ſie ſich doch ſelbſt entweder zu der That bekennen, oder ſich davon losſagen müſſe. Im erſten Falle nehme ſie die Schande auf ſich, im andern richte ſie dieſe braven Leute, ja deren ſämtliche Nachkommen zu Grunde. Am letzten Tage, wo Daviſon ſie ſprach, äußerte ſie nochmals, es ſei ihnen allen eine Schande, daß dieſe Sache noch nicht beendigt ſei, ſo daß man deutlich ſieht, ſie wollte dieſelbe durch einen Meuchelmord beendigt haben, wozu ſich Daviſon auf keine Weiſe verſtand. Bei Gott betheuert er die Treue und Wahrheit ſeines Berichts und ſagt in Beziehung auf einen Befehl, den er erhalten haben ſolle, die Vollmacht vor den übrigen Mitgliedern des geheimen Kabinets geheim zu halten (die es durch die Königin ſelbſt alle wußten), oder dieſelbe bis zur Zeit eintretender Gefahr bei ſich zu behalten: „beides muß ich in aller Unterthänigkeit mit Ihrer Majeſtät allergnädigſten Erlaubniß ſchlechterdings leugnen." — „Wenn, ſagt er dann, es Ihrer Majeſtät Meinung geweſen ſeyn ſollte, daß Walſingham und ich allein die Abſendung der Vollmacht an die Grafen beſorgen ſollten, ſo geſtehe ich, daß ich dazu nie Luſt gehabt, weil ich den Plan der Königin wohl kannte, ſo viel als möglich von dieſer Laſt auf fremde Schultern zu wälzen, und mir bewußt war, daß meine Schultern ſie nicht zu tragen vermöchten."

Der unglückliche Daviſon entging darum bei dieſer rachſüchtigen Königin ſeinem Schickſal nicht. Dieſe, um rein zu ſcheinen, ließ Burleigh eine Zeitlang in ſcheinbarer Ungnade, Daviſon aber wurde in den Tower geſetzt, und die Richter verurtheilten ihn zu einer hohen Geldſtrafe und Gefangenſchaft, deren Dauer in die Willkür der Königin geſtellt wurde. Die Königin ſendete — zum Beweis ihrer Unſchuld an Maria's Hinrichtung — dieſes Urtheil an den König von Schottland. Daviſon, für lange, treue Dienſte ſo belohnt, fand Troſt in ſeiner Unſchuld und entbehrte doch nicht der Theilnahme ſeiner Freunde. Burleigh ſchrieb der Königin: „Ich halte es für ſchwer, einen gleich geſchickten Mann für ſeine Stelle zu finden. Ihn bei Ihro Majeſtät ſchwerer Ungnade zu Grunde zu richten, würde ein größerer Verluſt für Ihro Majeſtät ſeyn als für ihn.“ Der Graf Eſſex ſagte der Königin, die beſten Unterthanen in ihrem Reiche wünſchten, daß ſie ſich ſelbſt die Ehre anthun möchte, ihn wieder herzuſtellen. Er verwendete ſich für ihn bei dem Könige von Schottland, und ſchlug ihn der Königin nach Walſinghams Tode zu deſſen Stelle als den vorzüglichſten vor, denn ſonſt würde in wenigen Jahren keiner dieſer Laſt ſich unterziehen können. Die Königin ſelbſt fand dies auch gegründet, ſcheute aber jetzt die Folgen, die ſeine Wiederanſtellung in Schottland bewirken könnten. Von nun an fehlen Nachrichten über ihn. Die Schriftſteller jener Zeit, ſagt die Biogr. brit., erhoben den Glücklichen und Großen und ließen den Unglücklichen, wie tugendhaft und würdig er auch war, in Dunkelheit. (*H.*)

Davisstraſse ſ. John Davis.

DAVITY, d'Avity, (Pierre), Sieur de Montmartin, geboren 1573 zu Tournon in Vivarais, lebte als königl. Kammerherr zu Paris und ſtarb daſelbſt 1635. Seine Poeſien ſind vergeſſen, und die vermiſchten Werke, die er unter dem Titel: Les travaux sans travail. Par. 1699; 1602; Rouen 1609. 12. herausgab, haben ebenfalls ihre Bedeutung verloren. Bemerkenswerth iſt dagegen ſeine Statiſtik aller Staten des Erdbodens, von den älteſten bis auf ſeine Zeit: Les estats, empires, royaumes, seugneries, duchez et principautez du monde, representez en ce livre par la description et situation des pays et moeurs tant anciennes que modernes des nations, les richesses des provinces, les forces, le gouvernement, la religion et la vie des princes, qui ont gouverné chacun estat etc. par le Sieur D. V. T. Y. (Davity). St. Omer 1621. Vol. II. 4. Par. 1625. fol. Lateiniſch mit Zuſätzen von J. L. Gothofried. Frankfurt a. M. 1629. Fol. Teutſch mit 107 Kupferſtichen von Matth. Merian. Frankf. a. M. 1646; 1695. Fol.; dieſe letzte Ausgabe enthält 145 Kupfer und iſt bis 1694 fortgeſetzt. Erweitert und fortgeſetzt erſchien das Werk unter dem Titel: Le monde, ou la description generale de ses quatre parties etc. Ed. II. rev. corr. et aug. par Ranchin. Par. 1635. Vol. V. fol.; das fünfte, von Europa handelnde Vol. in 3 Tom.; die letzte (verballhorniſirte) Ausgabe von Rocoles erſchien zu Paris 1660 in 6 Fol.-Bänden; ein Auszug mit Zuſätzen Genf 1665. Fol. Im Ganzen iſt das Werk planlos, unkritiſch und ohne Geſchmack kompilirt, aber für die Zeit, in der es erſchien, merkwürdig. Davity ſoll auch Verfaſſer der Origines de tous les ordres militaires et de chevalerie de la chretienté. Par. 1635. fol. ſeyn *). (*Baur.*)

DÅVÖ oder Davidsö, eine Inſel mit Rittersitz, im See Galten, Kirchſpiels Murktorp in der ſchwediſchen Provinz Weſtmannland, benannt nach dem erſten chriſtlichen Lehrer dieſer Provinz, dem heil. David, der dort um 1060 aus England anlangte, ein Kloſter und eine Kapelle, auch die Kirche Murktorp, in welcher er begraben wurde, erbaute. (*v. Schubert.*)

DAVOS 1). Eines der ſieben Hochgerichte des Zehn-Gerichten-Bundes im ſchweizeriſchen Kanton Graubünden. Hohe, gletſcherreiche Alpen, über welche mehre Päſſe führen, wovon indeſſen zu Winterszeiten nur vier fahrbar ſind, trennen das Gebiet vom Unter- und Ober-Engadin, vom Prätigäu und von den Hochgerichten Kloſters, Bellfort, Churwalden und Schanfick. Die ganze Landſchaft, die einen Umfang von etwa 48 Stunden hat, bildet ein Hauptthal, das ſich von N. O. nach S. W. ziehet und vier ſüdoſtwärts laufende Nebenthäler, nämlich das Flüela- oder Flögiathal, das Diſchmathal, das Sartigerthal, welches zu hinterſt in zwei kleine Nebenthäler, das Kuhalpthal und das Dukanerthal ausläuft, und das ebenfalls in zwei Nebenäſte ſich ſpaltende Thal Monſtein. Unter den Bergen ſind die ausgezeichnetſten das ſchwarze Horn, das bis oben begraste Rinershorn, beide ſo wie die Spitze des Caſannaberges mit herrlichen Fernſichten, der Alteinerberg, das Mittagshorn, das Thälihorn, das g'frorne Horn, das Dukaner Horn und das Schevenhorn. Ihre mittlere Höhe beträgt 4 bis 6000 Fuß über dem Meere. Die Gewäſſer beſtehen aus mehren kleinen Bächen, die vereinigt den Namen des Davoſer Landwaſſers führen, das ſich unweit Filiſur in die Albula ergießt, und aus ſechs Seen. Von den letzten iſt der große Davoſerſee ½ Stunde lang und ½ Stunde breit, reich an Gold- und Silberforellen und Trüſchen (Gadus Lota *L.*). Der ſchwarze See, der kaum ½ Stunde im Umfang hat, nimt ſeinen Ausfluß in entgegengeſetzter Richtung des vorhin genannten Landwaſſers gegen Kloſters in die Landquart. Zwei andere kleine, aber fiſchloſe Seen ſind auf dem Flüelaberg, und die beiden bei Eroſa ergießen ſich mit den beiden Bächen dieſer Nachbarſchaft in die Pleſſur. So ſchwach Erdbeben hier zu ſeyn pflegen, und ſo ſelten ſich jetzt die vormals weit häufigern Erdſchlipfe ereignen, deſto häufiger zeigen ſich Gewitter, Lauwinen und im Sommer Hagelwetter und plötzliche Anſchwellungen verheerender Bergwaſſer. Das Ausſpülen der Bergabhänge durch das Waſſer erzeugt die vielen gefährlichen Tobel, die, mit Bergkanälen vergleichbar, bei Waſſergüſſen ſich füllen, und wenn ſie überſtrömen, die Ebene mit Waſſer und Schutt bedecken. Rückſichtlich der außerordentlich merkwürdigen, geognoſtiſchen Beſchaffenheit verweiſen wir auf von Valär 2), Ebel 3) und von Salis 4). Nur im Allgemeinen be

---

*) Eloge par Rocoles bei der Ausg. von 1660. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. X. (von Weiß). Wachlers Geſch. d. hiſt. Forſch. 1. Bd. 2. Abth. 562. Meuſels Lit. d. Statiſt. 2.

1) Der Verfaſſer einer der beſten Schriften über Graubünden, betitelt: Die drei Bünde in Hohen-Rhätien. Berlin 1799, ſchreibt dieſen Namen ſtets Davaß.

2) Topographiſche Beſchreibung der Landſchaft Davos, von Herrn Landammann Jacob von Valär daſelbſt im neuen Samler für Bünden. Herausg. v. der ökonom. Geſellſchaft. Chur 1. S. 8.

3) Anleitung, auf die nützlichſte und genußvollſte Art die Schweiz zu bereiſen. 3. Aufl. Zürich 1809. II. S. 54—70.

4) Die Landſchaft Davos

merken wir, daß die Berge reich an Erzen ſind, namentlich an Silber, Bleiglanz, Gallmay, Eiſenſtein, Kupferkies, goldhaltigen Schwefelkieſen u. dgl. m. Aus einer Urkunde vom Jahre 1477 geht hervor, daß ſchon damals Bergbau in Davos betrieben ward. 1609 hatte Oſtreich, das zu dieſer Zeit das Bergregal beſaß, einen Inſpector und Bergrichter in der Perſon eines gewiſſen Chriſtian Gadmer zu Davos beſtellt. Seit 1805 wurde der bergmänniſche Betrieb des Blei- und Zinkbergwerks wieder begonnen. Die Ausbeute wird dadurch vermehrt, daß die häufig mit dem Bleiglanze einbrechende Blende durch Röſtung auf Zink benutzt wird. Die Reduction geſchieht in Kloſters und die Auswalzung des Metalls zu Zinkblechen in Chur, wo man auch ſeit kurzem Meſſing daraus erzeugt [5]). Mineralquellen gibt es mehre in der Landſchaft, z. B. bei Spina (Spien), beſonders in dem Sartigerthal [6]), das auch durch einen ſchönen Waſſerfall ausgezeichnet iſt. Nicht weniger mannigfaltig ſind die Produkte des Thierreichs, worunter Bären, Wölfe, Gemſen, Füchſe, Eichhörner, Fiſchottern, rothe und graue Haſen, Rehe, Luchſe, wilde Katzen, Eidechſen, Schlangen, mehre merkwürdige Vögel, Inſekten und Murmelthiere Erwähnung verdienen. Um der Ausrottung der letzten vorzubeugen, hat man geſetzliche Vorſchriften erlaſſen. Ein Gleiches iſt in Anſehung der Enzianwurzeln geſchehen. Die Wälder, die von den vielen Ziegen (Gaiſſen) leiden, doch aber ſchon von Alters her Privateigenthum und mithin keine Gemeindewaldungen ſind, beſtehen aus Rothtannen, Lerchen, Arven (Pinus Cembra *L.*) u. ſ. w. Das Hauptprodukt des Pflanzenreichs iſt aber das treffliche Bergheu der zahlreichen Alpen, Alpenwieſen und Bergweiden, in der Landesſprache Azungen und Sömmerungen genannt, wogegen das zwar äußerſt geſunde, dennoch aber rauhe Klima dem eigentlichen Feldbau ziemlich enge Schranken ſetzt, da er nur Gerſte, Roggen, Erbſen, Bohnen, Kartoffeln, weiße, gelbe und rothe Rüben und Blatten Rumex alpinus *L.*) geſtattet [7]). Dafür ſind die in beſondern, zerſtreut liegenden Sennthümern betriebene Alpenwirthſchaft, die Säumerei und die Viehzucht äußerſt beträchtlich. Der Viehhandel nach Italien und Tyrol, durch zwei Viehmärkte belebt, gehört zu den Hauptnahrungszweigen. Außerdem bilden Butter, rohe Häute, Wildprett, Fiſche und Eier Ausfuhr-, ſo wie Roggen, Salz, Wein, Branntwein, Obſt, Hanf, Colonialwaren u. ſ. w. Einfuhrartikel. Zum Beweiſe, wie geſund das Klima iſt, kann wol der Umſtand dienen, daß die Einwohner mehrentheils ein hohes Alter erreichen, weswegen Greiſe von 70, 80, 90 Jahren und darüber gar nicht ſelten ſind. Der Daroſer iſt ſtark, wohlgewachſen, flink und ausdauernd bei mühſamer Arbeit. Er hat vielen Mutterwitz, Schlauheit, eigenthümliche Sitten und Gebräuche [8]). Schade, daß ſeit einigen Jahren er dem Beiſpiel der Engadiner nachahmt und häufig als Conditor (Schweizer) ins Ausland zieht. Er ſpricht teutſch wie die Nachbaren in Wallis. Eine nicht geringe Anzahl von Daroſern hat ſich berühmt gemacht und iſt in auswärtigen Kriegsdienſten zu hohen Ehrenſtellen gelangt. Selbſt bekannte Schriftſteller, wie z. B. Johann Guler von Weineck (geb. 1562, geſt. 1637) und Fortunat Sprecher von Bernegg (geb. 1584, geſt. 1647) ſtammen aus dieſem Theile von Graubünden.

Alle bündeniſche Geſchichtſchreiber ſtimmen darin überein, daß im Jahre 1233 einige oberwalliſer Jäger des Freiherrn Walther IV. von Vatz dieſe Gebirgslandſchaft entdeckt und ihr dem Namen Davos, d. h. dahinten, hinter den Bergen [9]), beilegten. Sie erhielten die Erlaubniß, ſich mit ihren Angehörigen daſelbſt anzuſiedeln, weswegen dieſe Thalleute noch in einer Urkunde vom St. Agathentage 1438 „Walſer" genannt werden. Dieſe ihre nahe Verwandtſchaft mit den Oberwalliſern läßt ſich auch durch gleiche Geſchlechtsnamen in beiden Ländern darthun. Nach Erlöſchung der Freiherrn von Vatz gerieth Davos unter die Herrſchaft der mächtigen Grafen von Toggenburg, und erſt im Jahre 1463 nach dem Tode des Grafen Friedrich trat es mit dem Prätigäu in einen gemeinſchaftlichen Bund, den Zehn-Gerichten-Bund, zuſammen. Damals war ein Beeli Landammann, deſſen Vorfahr Wilhelm Beeli im Hofe zu den erſten Anſiedlern gehört hatte. Nach und nach gelangte Davos an den Grafen von Montfort, an die Familie von Mätſch und von Öſtreich, von welchem es ſich erſt 1649 loskaufte. Als erſtes Hochgericht im Zehn-Gerichten-Bunde genießt die Landſchaft beſondere Vorrechte. Die Grundlage ihrer Freiheiten enthält der Lehenbrief, den Hugo von Werdenberg und Johann Donat von Vatz am 18. Tage Bartholomä 1289 ihr verliehen [10]). Das Länd-

---

Karl Ulyſſes von Salis-Marſchlins in der Alpina. Winterthur 1806. I. S. 54—70. 5) S. von Valär a. a. O. Über den Bergbau in Bünden, von Karl Ulyſſes von Salis-Marſchlins im neuen Samler für Bünden. Chur 1806. II. S. 491—562. Zuſtand der Bergwerke im Kanton Graubünden in C. Bernoulli's ſchweizer. Archiv für Statiſtik. Baſel 1827. I. S. 54. 6) Rüſch, Anleitung zum richtigen Gebrauche der ſchweizeriſchen Mineralwaſſer. Ebnat 1826. II. S. 210.

7) Wichtige und beachtenswerthe Winke über Klima und Landwirthſchaft von Davos findet man in K. Kaſthofers Bemerkungen auf einer Alpenreiſe über den Suſten, Gotthard, Bernardin u. ſ. w. Aarau 1822. S. 149 und in deſſen Bemerkungen auf einer Alpenreiſe über den Brünig, Bragel, Kirenzenberg und über die Flüela, den Malogia und Splügen. Bern 1825. S. 124. 134.

8) S. Kaſthofer a. a. O. Etrennes helvétiennes pour l'année MDCCCXVIII. Vevey. in 8. p. 241—259, wo ein intereſſanter Brief von Heinrich Bullinger an Johann Pontiſella, ins Franzöſiſche überſetzt und mit erläuternden Noten verſehen, abgedruckt ſteht. 9) Fondation du bourg de Davos, dans les Grisons im Conservateur Suisse. Lausanne 1818. Tome II. p. 123. Joh. Ulr. von Salis-Seewis Sohn ſagt im Schweizer Geſchichtsforſcher I. S. 263: Davos bedeute „die innere Gegend" und komme a. d. lat. de post. H. L. Lehmann in der Republik Graubünden hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſch dargeſtellt. Brandenburg 1799. II. S. 6. behauptet: Die Barone von Vatz ſagten zu ihren Jägern: „Giain aint Davous" und überſetzt dies „eamus ulterius ad loca interiora post montes sita" Bridel im Conservateur Suisse l. c. p. 478 Note 20. erinnert, daß „dans le patois Fribourgeois *d'Avo* veut dire là-bas; ce mot vient du vieux terme *Val*, au pluriel *Vaux*, qui signifie, vallée." 10) Der Verf. des in der erſten Note angeführten Werkes nennt S. 5. dieſe Urkunde einen Freiheitsbrief und ſagt, daß derſelbe dem ſpätern von 1438 zur Grundlage gedient habe. —

chen hat eine eigene obrigkeitliche Verfaſſung und beſetzt zwei Stellen im großen Rathe des Kantons. Mit der wohlgeordneten Armenpflege halten die Schulen nicht gleichen Schritt, deren ſchlechte Beſchaffenheit ſelbſt einheimiſche Schriftſteller tadeln.

In klimatiſcher Beziehung wird das Ganze, wie die meiſten Alpenthäler, rückſichtlich der Lage gegen die Sonne in zwei Theile getheilt. Man nennt, was dem Laufe des Landwaſſers zur rechten Hand liegt, die Sonnenſeite, das übrige dagegen die Lize, d. h. die Schattenſeite. In politiſcher Hinſicht zerfällt das Hochgericht in den obern und in den untern Schnitt und in die Gemeinde Eroſa (Aroſa, Uroſa, 4230 Fuß über dem Meere), die außerhalb der natürlichen Grenzen der Landſchaft Davos weſtlich und von derſelben durch den Kummerberg getrennt liegt. Jeder Schnitt hat ſieben Nachbarſchaften, deren Namen folgen:

A. Im obern Schnitt. Nachbarſchaften.	B. Im untern Schnitt. Nachbarſchaften.
1) Kircher Oberſchnitt.	1) Kircher Unterſchnitt.
2) Seewer Sonnenhalb.	2) Brüch und Siebelmatte.
3) Seewer Lizihalb.	3) Sartig mit Glavedell (5650 F. über d. Meere).
4) Diſchma.	4) Langmatte.
5) Flüela (5900 F. über d. Meere).	5) Glaris (3440 F. ü. d. M.).
6) Meyerhof.	6) Spina (Spien).
7) Ober- und Unter-Laret.	7) Monſtein (4500 F. üb. d. M.).

Sämtliche Bewohner, an 2000 an der Zahl, ſchon ſeit 1527 der reformirten Religion zugethan[11], bilden ſechs Kirchengemeinden oder ſogenannte Kirchhören. Die Kirchen ſind: 1) St. Johann, am Platze, Hauptkirche; 2) St. Theodor, im Dörfli, mit einem Kirchlein im untern Laret; 3) die Frauenkirche zu Sibelmatte, deren Filial die Alpkirche im Sartigthal iſt; 4) St. Nicolas auf Glaris; 5) die Kirche zu Monſtein und 6) die Kirche zu Eroſa.

Davos oder Am Platze iſt der Hauptort des Hochgerichts. Bei der Kirche, deren Pfarrer den Titel eines Antiſtes führt, da wo die Landsgemeinde gehalten wird, iſt die Grenze der übrigens in allen Gerechtſamen völlig gleichen Ober- und Unter-Schnitte. Der Ort, 4360 Fuß über dem Meere, hat Jahrmarktsrechte. Im äußerſt einfachen Rathhauſe, das gleichzeitig als Herberge dient, verſammelt ſich der große und kleine Rath der Landſchaft Davos, dann alle Jahre der Bund der Zehn-Gerichte und alle drei Jahre der allgemeine Bundestag von Graubünden. Der Sitzungsſaal zeichnet ſich blos durch alterthümlich bemalte Glasſcheiben aus[12]. Auch werden auf dem Rathhauſe Wolfsgarne aufbewahrt und außen an demſelben ſind über dreißig Wolfsköpfe mit Rachen angenagelt[13]. Das muſterhaft geordnete Archiv iſt ſehenswerth. Es werden darin dreierlei Arten von Urkunden und Statsſchriften aufbewahrt, je nachdem ſie entweder den Kanton (die gemeinen Lande), oder den Zehn-Gerichten-Bund, oder endlich nur die Landſchaft Davos betreffen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Davoust ſ. Eckmühl.

DAVUS, nach Strabo ſo viel wie Dacus, Dacier; bei den Römern ein Sklavenname wie Getha, Thrax, Syrus u. a. Bei den Luſtſpieldichtern hat er die Rolle, welche die Neueren dem liſtigen, zu allen Intriguen bereiten Bedienten ertheilt haben. Von dem bei Terenz in der Andria ſchreibt ſich die ſprichwörtliche Redensart her: ich bin ein Davus, kein Ödipus (Act 1. Sc. 2.), weil ſich der Schelm einfältig ſtellt, als ob er nicht errathen könnte, was der alte Simo von ihm wollte. (*H.*)

DAVY, eine der von Parry benannten nördlichen Georgsinſeln im Polarmeer, im S. W. von Lowther (74° 38′ Br. 277° 50′ L.) gelegen. (*Leonhardi.*)

DAVY, Sir Humphry, einer der berühmteſten, um Wiſſenſchaft, Kunſt, Leben und Stat verdienteſten, engländiſchen Naturforſcher unſerer Zeit, welcher beſonders in der Chemie Entdeckungen machte, die in ihrer Art gleiche Epoche bilden wie früher jene von Lavoiſier, war der Sohn eines Bildſchnitzers, Robert Davy, der ein kleines Gut an den Ufern der St. Michaelsbay beſaß. Humphry ward ihm am 17. Decbr. 1779 zu Penzance in der Grafſchaft Cornwallis geboren.

Den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung legte Davy in ſeinem Geburtsorte und unfern davon in Dr. Cardew's Schule zu Truro. Daneben beſchäftigte er ſich mit Jagen, Fiſchen und Fertigung von Verſen, welche er ſeinen Mitſchülern mit Begeiſterung vordeclamirte.

Nach Penzance zurückgekehrt, begann er, 15 Jahr alt, ſeine Lehrzeit als Apotheker, ward aber aus derſelben unter nichtigen Gründen in ſeinem 18. Jahre entlaſſen. Um dieſe Zeit entſtanden ſeine Ode an den Berg St. Michael und ſein Gedicht auf Monbray, zwei ſeiner beſten poetiſchen Leiſtungen. In ſeinen Stanzen, die erſt ſpäter mit bedeutenden Abänderungen und unter dem Titel: „das Leben" herauskamen, verſenkte er ſich in alle Abſtraktionen des Pantheismus.

Nach Leſung von Lavoiſiers Schriften entſchied ſich endlich Davy für die Chemie und verband ſich mit Beddoës, der ihn 1799 an die Spitze ſeiner zu Briſtol errichteten mediziniſchen Anſtalt (die Pneumatic-Institution) ſtellte.

Seine erſte Entdeckung war die des Stickſtoffprotoxyds, einer Gasart, welche bekanntlich auf diejenigen, welche ſie athmen, außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Durch die Analyſe der Salzſäure, ſowie durch ſeine Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxyde, or dephlogisticated nitrous air and its respiration. London 1800. 8. (verteutſcht

---

Kaſthofer a. a. O. theilt Bruchſtücke aus dieſem Briefe mit, und Joh. Ulr. von Salis-Seewis Sohn, in ſeinen im Schweizer Geſchichtsforſcher I. S. 250 abgedruckten Nachrichten über das Geſchlecht derer von Vatz, zieht dieſe Urkunde S. 263 und 293 beſonders an.

[11] Geſchichte der Fortſchritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im 16. Jahrh., nebſt einem Abriſſe der Geſchichte der Reformation in Graubünden. Aus dem Engl. des Thomas M'Erin, Dr. D. G., herausgeg. von Dr. G. Friederich. Leipz. 1829. S. 310.

[12] Kaſthofer a. a. O.

[13] J. R. Steinmüller, neue Alpina. Winterthur 1821 I, S. 370.

mit Zuſätzen und einem Anhange (von Fr. Naſſe) in 2 Theilen. Lemgo 1812 u. 1818. 8.), und durch den Beifall, welchen ſeine Lehrvorträge in Briſtol fanden, ward Davy dem berühmten Grafen Rumford, damaligem Director des königl. Inſtituts zu London, auf das vortheilhafteſte bekannt. Dieſer berief ihn als Profeſſor der Chemie an das Inſtitut, wo ſeine Vorleſungen mit Enthuſiasmus gehört wurden. — Im Jahr 1803 ward er Mitglied der königl. Geſellſchaft zu London und im Jahre 1806 deren Secretär.

In London benutzte er die koſtbaren Apparate, um Ritters Entdeckungen über die chemiſche Thätigkeit der Electricität weiter zu verfolgen, und die Experimente, u welchen er dadurch veranlaßt wurde, gleichwie die ſcharfſinnigen Folgerungen, die er aus denſelben zog, begründeten eine Theorie, welche bald als die einzige anerkannt wurde, von der man bei dem Studium der Chemie ausgehen könnte. Davy wurde Begründer der Electro-chemiſchen Theorie. — Auch ward ſeiner Abhandlung: Über die chemiſche Thätigkeit der Electricität (sur le Mode d'action chemique de l'electricité), welche er in einer Sitzung der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Paris vorlas, im Jahre 1807 der Jahrespreis des franzöſiſchen Inſtituts zuerkannt; er ſelbſt aber 1817 auswärtiges Mitglied dieſer Akademie.

Indeß blieb Davy mit ſeinen Forſchungen nicht bei einem einzelnen Zweige der Wiſſenſchaft ſtehen, ſondern bediente ſich auch anderer wichtiger Hilfsmittel, die ſein Genie geſchaffen hatte, um ſeine Erfahrungen nach allen Seiten auszudehnen. So enthüllte er die zuſammengeſetzte Natur der Kalien und Erden und bewies, daß die Soda und die Pottaſche, deren Zuſammenſetzung bisher noch unbekannt war, nichts ſeien als Metalloxyde, die er durch große Voltaſche Batterien zerſetzte; ſo zeigte er, auf dieſe Analogie ſich ſtützend, auch die Metallität der kaliſchen Erden ꝛc.

Wenn Davy's Unterſuchungen über die Natur des Feuers keine allgemeine Zuſtimmung fanden, ſo verdankt ihm doch die Humanität eine der größten Segnungen, indem er die Eigenſchaft der Metalldrahtgewebe, dem Umſichgreifen der Flamme zu wehren, erkannte und durch den Gebrauch, welchen er von dieſer Entdeckung bei ſeiner Berg- und Sicherheitslampe machte, den Berg- und Hüttenmann vor einer ſtets drohenden Gefahr der Grubenwetter beſchützte (vergl. den Art. Lampe). — Auch lieferte er eine vortreffliche Agriculturchemie und eine vorzügliche Methode zur Analyſe der Bodenarten. — Überhaupt verſtand Davy allgemeine Geſetze ſtets von vereinzelten Thatſachen abzuleiten, und dieſe Geſetze dienten dann andern Gelehrten wieder zur Grundlage neuer Forſchungen. So enthalten ſeine Beobachtungen über die Strömungen im leeren Raume die Hauptſätze, von denen wir bei der Erklärung der Aurora borealis ausgehen. Ebenſo wichtig ſind die beiden von ihm aufgefundenen Geſetze über die Leitungsfähigkeit der Metalle. Von der Admiralität beauftragt, die Urſachen der Oxydation oder Verroſtung des Kupfers an den Schiffsbeſchlägen zu unterſuchen, gab er bald eine Löſung dieſer Aufgabe, die von gleich praktiſchem und theoretiſchem Werthe iſt, indem er mit den Urſachen der Verroſtung auch die Mittel nachwies, derſelben zu begegnen oder zuvorzukommen. Nach ihm ſichert nämlich ein einziger Gran Zink, ein kleiner eiſerner Nagel einen ganzen Quadratfuß Kupfer vor Oxydation; doch muß hiebei ein gewiſſes Verhältniß getroffen werden, damit nicht durch zu viel ſchützendes Metall das Kupfer zu ſehr negativ werde und ſich keine Erdſchicht darauf ablagere, in der ſich Muſcheln und Seepflanzen feſthängen, welcher Übelſtand unbeſeitigt blieb. — Auch ſollten die Davyſchen in Neapel 1818 gemachten Verſuche, Herkulaniſche Bücherrollen (ſ. den Art. Bibliolithen) durch chemiſche Mittel zu entwickeln und das Aufgerollte zu entziffern, nicht gelingen!

Durch ſeine Gattin, eine Miß Apreece, wurde Davy 1812 zwar ein reicher, doch kein ſehr glücklicher Ehegatte. — Er ſtarb kinderlos.

Im J. 1818 wurde Davy von ſeinem Könige zum Baronet erhoben und 1820 nach dem Ableben Banks Präſident der königl. Societät zu London, gab aber nun ſeine Profeſſur auf und trat, um mehr ſich und der Wiſſenſchaft zu leben, in den Privatſtand zurück. Faſt alle gelehrten Geſellſchaften Europa's hatten ihn zu ihrem Mitglied erwählt.

Allein ſeine wankende Geſundheit, ſowie manche Unannehmlichkeiten, die er während ſeiner Präſidentſchaft erlitten, beſtimmten ihn, auch dieſe an Gilbert abzugeben und 1828 das vaterländiſche Klima abermals mit dem mildern von Italien zu vertauſchen. Auf dieſer Reiſe verſchlimmerte ſich jedoch ſein Übelbefinden immer mehr, bis er in ſeinem 50. Lebensjahre zu Genf, wo er ſchon 1814 einige Zeit gelebt hatte, wiederholten apoplectiſchen Anfällen erlag.

H. Davy's Laufbahn war glänzend, ja blendend; ſchade, daß ſie es bis an das Ende ſeiner Tage nicht ganz in gleichem Grade blieb! — Über deſſen Lebensumſtände vergl. Revue encyclopédique 1829. — Cuviers Gedächtnißrede auf H. Davy. 1829. — Kaſtners Proteus ꝛc. Erlang. 1829. I. ꝛc. — Einiges aus dem Leben H. Davy's in Buchners Repertor. f. d. Pharmacie. XXXIII, 1. S. 161 ꝛc. — The annual biography and obituary. Lond. 1830. p. 39 etc. — Memoirs of the life of *Sir H. Davy* etc.; By J. A. Paris. Lond. 1830. 8.; teutſcher Auszug daraus im Tageblatte: das Ausland, 1831. Nr. 110 ꝛc. S. 439 ꝛc.; Nr. 120. S. 479 ꝛc. und im Literaturblatte des Morgenblattes für gebild. Stände. 1831. Nr. 71. S. 281 ꝛc. — Sir H. Davy, Verſuch einer Lebensbeſchreibung von Dr. O. B. Kühn in d. Zeitgenoſſen ꝛc. Leipz. 1831. III, 3. S. 1 ꝛc.

Außer ſeinen obigen Druckſchriften hat Davy noch folgende hinterlaſſen, worin zum Theil die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes und ſeiner praktiſchen Behandlung höherer Zweige der Wiſſenſchaften lebendig hervortritt.

Einen Abriß ſeiner Vorleſungen über d. Chemie in d. königl. Inſtitut 1802. 8.

Elements of chemical philosophy. Lond. 1812. 8. Franzöſ. von van Mons. 2 Theile. Brüſſel 1813. 1816. 8. Teutſch von Fr. Wolff. Berl. 1814. 8.

Elements of agricultural chemistry. Lond. 1813. 4. 1814. 8. Franzöſ. von Balos. 2 Bände, Paris 1819, und von Marchais de Migneaux. Ebendaſ. 1820. 12. Teutſch von Fr. Wolff. Berl. 1814. 8.

H. Davy's Beiträge zur Erweiterung des chemiſchen Theils der Naturlehre; a. d. Engl. überſ. von Fr. Wolff. Berl. 1820. 8.

Davy's ohne deſſen Namen erſchienene Schrift über eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen: die Fiſcherei und das Angeln, führt den Titel: Salmonia or the days of fly-fishing etc.

Auch fand man unter deſſen hinterlaſſenen Papieren eine jetzt erſt abgedruckte Schrift: Consolations on travels, or the Last Days of an Philosopher. Lond. 1830. 8., die höchſt anziehend und gemüthvoll ſeyn ſoll.

Übrigens ſind in den Philosoph. Transactions, im Philos. Magaz. und in ausländiſchen Geſellſchafts- und Zeitſchriften noch viele treffliche Abhandlungen von ihm, wie dort unter andern deſſen Unterſuchung über die Schützung der Metalle durch electrochemiſche Mittel (teutſch von Marx in Schweigger-Seidels Jahrb. der Chemie u. Ph. 1829. Heft 8. S. 434 ꝛc.) niedergelegt worden, davon die meiſten in den Annales de Chimie et de Physique ins Franzöſiſche, und hier und da in unſern Journalen ins Teutſche überſetzt ſich vorfinden.

Noch ſtattete H. Davy kurz vor ſeinem Abſcheiden der Roy. Society zu London Bericht ab über Verſuche mit dem Zitterrochen, deſſen Schlag weder auf das Electrometer, noch auf den Magneten einwirkten, der bekanntlich, nach Örſted, durch die galvaniſche Kette in Bewegung geſetzt wird. Davy ſchließt daraus, daß die animaliſche Electricität, welche in jenem Rochen ſo ſehr ausgebildet iſt, ihrer Natur nach ſowol von der gemeinen Contact-Electricität, als auch von der Metallelectricität verſchieden ſeyn dürfte (vergl. Schweigger-Seidels Jahrb. ꝛc. III, 1.). (*Th. Schreger.*)

DAVYA. So hat Candolle (Prodr. III. p. 105.) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Melaſtoneen und der erſten Ordnung der 13. Linnéſchen Klaſſe nach dem rühmlichſt bekannten Chemiker Sir Humphry Davy genannt. Char. Der Kelch glockenförmig-trichterförmig; fünf oder ſechs Corollenblättchen; die Staubfäden ſchnabelförmig, mit einem Löchlein und einem langen, einfachen, oder zwei- bis dreiſpaltigen Sporne; der Griffel fadenförmig; die Samenkapſel fünffächerig. Die vier von Candolle aufgezählten Arten, *D. paniculata* Cand. l. c., *D. glabra*, *D. guianensis* Cand. (l. c., Mém. sur la fam. des Mélast. p. 18. t. 3.) und *D. peruviana*, ſind ſüdamerikaniſche (die beiden erſtgenannten wachſen in Braſilien, die dritte iſt, wie der Name lehrt, in Guiana, die vierte in Peru einheimiſch) Bäume und Sträucher mit eiförmigen, fünfnervigen Blättern und gelben Doldentrauben oder Riſpen. (*A. Sprengel.*)

DAWA, Dorf in Nubien am Nile, nördlich von Shendy liegend. Das Nilthal erweitert ſich hier zu einer mehre Meilen breiten Ebene, welche mit Gras und Akazien bewachſen iſt. Die Dſchalein Araber durchziehen dieſe Gegend mit ihren Heerden; einige von ihnen bauen viele Zwiebeln und verſehen damit den Markt in Shendy. (*L. F. Kämtz.*)

Dawara ſ. Gallas.

DAWE oder Dawes, geb. in England um 1750 und blühend zu London um 1780, war ein geſchickter Zeichner und Kupferſtecher in ſchwarzer Kunſt; er hat mehrentheils nach engländiſchen Malern geſtochen. Einige ſeiner vorzüglichen Blätter ſind: Ulyſſes von Kalypſo in den Wald geführt nach Angelika Kaufmann gr. Fol. 1776. Rinaldo und Armida nach Rich. Cosway gr. Querfol. 1780. Die Auſterhändlerin nach G. H. Morland gr. Fol. 1769. u. a. (*A. Weise.*

DAWIDOW, 1) Davidsstadt, eine vormalige Kreisſtadt im Pinsker Kreiſe des ruſſiſchen Gouvernement Minsk, am Sluck, mit 3 Kirchen, 1 Kreisſchule, 335 Häuſ. und mit 3200 Einwohnern, welche Landwirthſchaft und ſtädtiſche Gewerbe treiben. (*Petri.*) — 2) D., eine im J. 1783 an der ehemaligen Grenze von Schweden angelegte, kleine, gegenwärtig verfallene Feſtung im Wilmarſtrander Kreiſe der ruſſiſchen Statthalterſchaft Finland, mit 1 Kirche, einigen Krongebäuden und hölzernen Häuſern. (H.)

DAWSONIA. Dieſe Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Laubmooſe und der 24ſten Linnéſchen Klaſſe, benannte Robert Brown (*Linn. transact.* X. p. 316. t. 23. f. 1., *Flinders* voyage app. *III.* p. 573.) nach ſeinem um die Kenntniß der Mooſe und Tange hochverdienten Landsmanne Dawſon Turner. Der Gattungscharakter iſt folgender: die Kapſelmündung und das Säulchen ſind mit zahlreichen, geraden Wimpern beſetzt; die Kapſel iſt ſchief; die Haube außen zottig, innen häutig, halbirt. Die einzige bekannte Art, D. polytrichoides *R. Br.* (l. c., *Hook.* musc. exot. t. 162., *Schwägr.* suppl. II, t. 175. t. 150.) iſt ein Laubmoos, welches dem gewöhnlichen Polytrichum commune täuſchend ähnlich iſt und ſich nur durch den Gattungscharakter unterſcheidet. Es wächſt bei Port Jackſon in Neuholland an ſchattigen Bächen. (*A. Sprengel.*)

DAX, Acqs (43°42'23" Br., 16°36'5" L.), Hauptſtadt des gleichnamigen Kantons und Bezirks in dem franz. Dep. der Haiden (des Landes), in einer Ebene am linken Ufer des Adour, über welchen eine ſteinerne Brücke in die jenſeits gelegene Vorſtadt Sablar führt. Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, iſt mit Mauern, Graben und einem Walle umgeben und gut gebaut, mit ſteinernen Häuſern in geraden, breiten Straßen. Es hat ein ziemlich feſtes Schloß, 1 Kathedrale, 6 Kirchen, 1 Hospital, 1046 Häuſ. und 4398 Einw. 1), welche beſonders nach Bayonne einen lebhaften Produktenhandel treiben. In der Mitte der Stadt iſt ein großes ausgemauertes Baſſin, in welchem aus der Erde das Waſſer warm und dampfend hervorſprudelt und auf der Oberfläche eine Wärme von 49°, an der Quelle 56° R. hat; unmittelbar vor der Stadt ſind 4 warme (56°) Mineralquellen, von denen eine zum Trinken, die übrigen zum Baden gebraucht werden. Wegen dieſer Mineralwaſſer

---

1) Nach dem Alm. roy. von 1818, in dem Weimar. Handb. Bd. VIII. S. 623. Nach Volger S. 463. aber 4500 Einwohner.

ie Stadt ſchon zu den Zeiten der Römer berühmt [2]); eit dem 10. Jahrh. Hauptſtadt der gleichnamigen Vicomté, velche Karl VII. i. J. 1451 mit Frankreich vereinigte, wurde ſie ſpäter Hauptort der Landſchaft des Landes in Gascogne, und Sitz eines beſondern Gouverneurs und eines Biſchofs mit 18000 Liv. Einkünfte, welcher unter dem Erzbiſchof von Auch ſtand. — Der Bezirk Dax umfaßt 41,76 Q. Meil. mit 87000 Einw. in acht Kantonen: Caſtets [3]), Dax, Montfort, Peyrehorade, Pouillon, St. Esprit, St. Vincent de Tiroſſe und Souſtons mit 112 Gemeinden, und erſtreckt ſich längs der Küſte des atlantiſchen Oceans bis zum Departement der Niederpyrenäen. (*Leonhardi.*)

DAXABON, Dajabon oder Massacre, ehemaliger Grenzfluß des franz. und ſpaniſchen Antheils von S. Domingo, welcher ſich auf der Nordküſte Hayti's unter 90° 50′ nördl. Br., 305° 50′ öſtl. L. in die große Manzenillabai mündet *). Er läuft in einer nördlichen Richtung, nimt den Capotillo auf, iſt ſehr fiſchreich und ziemlich breit, aber nur 5 bis 12 Fuß tief. An demſelben liegt (19° 32′ nördl. Br., 305° 51′ öſtl. L.) die Stadt und das Kirchſpiel Daxabon oder Dajabon mit ungefähr 4000 Einw., und nördlich von dieſer Stadt ind die gleichnamigen Savannen. (*Leonhardi.*)

DAXLANDEN, ſonſt Dasslan, kathol. Pfarrdorf am Rheine im großherzogl. badenſchen Landamte Karlsruhe, ½ teutſche Meil. weſtlich von der Reſidenz, mit 1150 Einw., wovon etwa 30 evangeliſch ſind, 1 Kirche, 1 Pfarrhauſe, 1 Schule, 160 Wohnhäuſ., über 300 Nebengebäuden, einer ſtarkbenutzten Rheinüberfahrt, einer guten Pferdezucht und einer Rheingoldwäſcherei. (*Th. A. Leger.*)

DAXWEILER, Marktflecken in dem Kreiſe Kreuznach des preuß. Regirungsbezirks Coblenz. Er hat mit den Eiſenwerken Alte- und Neuehütte und Rheinbellerhütte über 400 Einwohner. (*H.*)

DAY, Thomas, Eſq., aus einer angeſehenen und wohlhabenden Familie zu London den 22. Juni 1748 geboren. Kaum 13 Monate alt verlor er ſeinen Vater, wurde zuerſt auf dem Lande in einer Kinderſchule, dann in Charterhouſe zu London erzogen und ging im 16. Jahre nach Oxford, wo er drei Jahre den Studien oblag. Um mit den Rechten und Geſetzen ſeines Vaterlandes bekannt zu werden, begab er ſich nach Middle-Temple in London, fing an zu advociren, entſagte aber bald für immer dem öffentlichen Geſchäftsleben, ging auf Reiſen und hielt ſich längere Zeit in Frankreich, Holland und den Niederlanden auf. Wo er hinkam, zeichnete er ſich durch ſeine leutſelige Menſchenliebe und Großmuth aus. Im Beſitz eines anſehnlichen Vermögens beſchloß er, ſeine Tage in Ruhe auf dem Lande zuzubringen. Zuerſt bewohnte er ein Landgut in Eſſex, dann in Surrey, beſchäftigte ſich viel mit landwirthſchaftlichen Verſuchen, wozu er die Armen aus der Nachbarſchaft gebrauchte, verlor aber ſchon den 28. September 1789 durch einen Pferdeſturz ſein Leben. Er war ein liebenswürdiger Sonderling, ein Mann, der bei mancherlei unſchädlichen Eigenheiten ſich durch ſeine Herzensgüte, thätiges Wohlwollen und ſeine freigebige Beförderung jedes Guten, verbunden mit einem hellen Geiſte und vielerlei nützlichen Kenntniſſen, allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Die Bequemlichkeiten des Lebens waren ihm unbekannt und ſogar läſtig, wenn ſie ſeiner Freiheit Eintrag thaten, und verhaßt, wenn ſie ihm bei ſeinem Beſtreben, menſchliches Elend zu verhindern, in den Weg traten. Seine Reiſen machte er öfters zu Fuß, weil er auf dieſe Art den leichteſten Weg zu finden hoffte, ſich vertraut und ungefeſſelt in die geringern Klaſſen zu miſchen; denn das Beſtreben, ſich nicht nur dieſen, ſondern überhaupt der Welt recht nützlich zu machen, beſchäftigte ſeit ſeinem 21. Jahre ſeinen Geiſt am meiſten. Reine Liebe zu ſeinem Vaterlande und einen unvertilgbaren Haß gegen jede Art von Tyrannei äußerte er bei jeder Gelegenheit, und beſonders reizte der Krieg gegen die Amerikaner und die Sklaverei der Neger ſeinen Unwillen. Er trat den Aſſociationen unabhängiger und patriotiſcher Männer bei und gab in Beziehung auf dieſe Angelegenheiten einige, mit edler Wärme und Vaterlandsliebe abgefaßte, politiſche Schriften heraus. Außer ſeinem Vaterlande wurde er am bekannteſten durch das lehrreiche, für Kinder beſtimmte Mährchen: The history of Sandford and Merton, a work intented for the use of children. Lond. 1783—89. Vol. III, 12.; teutſch von Campe. Braunſchw. 1788. 8. Franz. von Berquin. Day zeigt darin ein vorzügliches Talent, edle Lehren und Geſinnungen in die Form des Geſprächs und der Erzählung einzukleiden, doch bemerkt man an den mehr theoretiſchen als praktiſchen Ideen des Verfaſſers, daß er ſelber keine Kinder hatte. Auch als Dichter zeichnete er ſich durch ſeine edeln Geſinnungen für Gemeinwohl aus, unter andern durch zwei feurige und geiſtvolle Gedichte: The devoted legions, und the desolation of America; den meiſten Beifall fand jedoch ſein zuerſt 1773 erſchienenes, gegen die Sklaverei der Neger gerichtetes, größeres Gedicht: The dying Negro, der ſterbende Neger, ein Gedicht von Th. Day, engliſch, mit einer freien, poetiſchen Überſetzung. Leipz. 1798. 8. m. Kpf. Unter mehren Gedichten, welche über die Abſchaffung des Sklavenhandels im Druck erſchienen, iſt dieſes, an dem auch Day's Freund Bicknell Antheil hatte, eines der vorzüglichſten. Unter die Dichter vom erſten Range kann Day nicht geſtellt werden, aber was er dichtete, zieht an durch lebhafte Bilder, Stärke und eine edle Geſinnung *). (*Baur.*)

---

[2] Aquae Tarbellicae — Hauptſtadt der Tarbeller in Gallia Aquitanica, auch Aquae Augustae (bei Ptolem.) ſ. dieſ. Art. Thl. V. S. 23. [3] Caſtets, Marktfl. mit 214 H. u. 1065 Einw., von Fichtenwäldern umgeben, welche ſich nördlich von Dax bis zum Meere erſtrecken.

*) S. die Charte von Hayti in dem I. Thl. der II. Sect.

*) *Keirs* account of the life of Th. Day. Biogr. brit. (von Kippis). Vol. V. — Th. Day; das Leben eines der edelſten Männer unſers Jahrh., von J. J. C. Timäus. Nebſt deſſen Gedicht: der ſterbende Neger und einem Fragment über den Sklavenhandel. Leipz. 1798. 8. m. Kpf. Was R. L. Edgeworth in ſeinen Memoirs. Lond. 1820. 8. von Day's Eigenheiten erzählt, iſt überſetzt im Morgenblatt. 1820. Nr. 267—272.

DAYAKS oder Biadjos heißen die Bewohner der Gebirge im Innern von Borneo, von denen mehre Gelehrte glauben, daß ſie zu dem Malaienſtamme gehören [1]), wie dieſes ältere Sprachproben zu beweiſen ſcheinen [2]) und neuere Unterſuchungen, welche die Engländer während der Occupation der holländiſchen Colonien anſtellten, ſehr wahrſcheinlich machen [3]). Dieſer Menſchenſtamm iſt faſt ganz unbekannt, und unſere wenigen Kenntniſſe verdanken wir den Bemerkungen des holländiſchen Reiſenden Palm (1779), welche Radermacher in ſeiner Beſchreibung von Borneo mittheilte [4]). Sie beſitzen keine Regirung, ſondern leben Familienweiſe mit ihren Sklaven in großen hölzernen Hütten, in denen ſich oft hundert Perſonen befinden; einzelne Zweige der Familie haben in dieſen beſondere Zellen. Den Schöpfer, welchen ſie Dewatta nennen, ſcheinen ſie durch durch keinen Cultus zu verehren; in deſto größerer Achtung ſtehen die Zauberer, welche ſie vor jedem Unternehmen zu Rathe ziehen. Für die benachbarten Königreiche ſind die Dayaks ein wahrer Schrecken. Jedes Mitglied dieſes Volkes hält es für eine Ehrenſache, auf nicht zu ſeinem Stamme gehörige Menſchen Jagd zu machen, den abgeſchnittenen Kopf in ſein Dorf zurückzubringen und in ſeiner Hütte als Trophäe aufzuſtellen. Niemand kann heirathen, ohne den Kopf eines Bewohners aus einem friedlichen, überfallenen Dorfe heimgebracht zu haben. Daß ſie Menſchenfreſſer ſeien [5]), iſt durch keine Thatſache erwieſen, es iſt dieſes Aufbewahren des Kopfes vielmehr wol nur ein Gebrauch, durch welchen jedes Individuum Beweiſe ſeines Heldenmuthes geben will, gerade ſo wie der Indianer in Nordamerika's Wäldern den erſchlagenen Feind ſcalpirt. Aber fragen kann man allerdings, wie ein Volk den feigen Mord gleich heroiſchen Thaten ehren kann [6])? Wäre uns die Geſchichte dieſes Stammes bekannt, ſo ließe ſich darin vielleicht ein Urſprung dieſer grauſamen Sitte auffinden. Vielleicht iſt dieſes Volk einſt durch irgend einen grauſamen Eroberer in die Gebirge der Inſel zurückgedrängt worden und ſuchte ſich durch heimliche Einfälle in das Gebiet der Uſurpatoren zu rächen; die Sitte dauerte in der Folge fort, aber die Urſache wurde vergeſſen. Daß wenigſtens der Zuſtand der Inſel einſt ein anderer war als jetzt, geht aus einigen wenigen Entdeckungen hervor, welche Europäer gemacht haben. Man hat dort zerſtörte Städte, Tempel, Ruinen, Reſte von Statuen und Inſcriptionen in Menge gefunden.

In neueren Zeiten haben ſich die Holländer bemüht, in einen lebhafteren Verkehr mit dieſem Volke zu treten, doch ſind die Reſultate der Bemühungen von zwei Expeditionen noch nicht näher bekannt [7]). (*L. F. Kämtz.*)

DAYKA, Gabriel von Ujhely, ein berühmter magyariſcher Dichter, geb. 1768 zu Miskolcz (Miſchkoltz) in der Borſchoder Geſpanſchaft und geſtorben in Ungvár 1796. Sein Vater, ein Schneider, ſtarb ſehr früh und hinterließ die noch in den niedern Schulen befindlichen Knaben der Sorge der Mutter. Der kleine Dayka abſolvirte die Grammatikalſchulen bei den Minoriten zu Miskolcz und ging von da im J. 1782 nach Erlau, um die höheren Wiſſenſchaften zu ſtudiren. Seine ſeltenen Talente, ſein Fleiß und ſeine Sanftmuth gewannen die Herzen der zwei würdigen Glieder des Ciſtercienſerordens, des Abtes Gottlieb Schumann und des Directors Raymund Pászthy ſo ſehr, daß ſie den ausgezeichneten Knaben ins Kloſter aufnahmen und ihm freie Koſt verſchafften. Dayka's Beſtreben ging von zarter Jugend dahin, in den geiſtlichen Stand zu treten. Für dieſen eröffneten die neuen königlichen Verordnungen unter Joſeph II. nur denjenigen den Weg, die den philoſophiſchen Curſus abſolvirt hatten; Philoſophie ward aber damals in Erlau nicht vorgetragen. Dayka ging deswegen nach Kaſchau.

Sein überſpannter Fleiß ſchadete hier ſeiner ohnehin nicht ſtarken Geſundheit ſo ſehr, daß er zu einem Arzte ſeine Zuflucht nehmen mußte. Der edelgeſinnte Dr. Viczay nahm ihn in die Kur und war für ihn, ſowie für viele tauſend andere, nicht *blos Arzt*, ſondern zugleich Wohlthäter. Viczay verbot ihm das Studiren. Dieſes Verbot und ſeine Monate lang währende Krankheit hemmten ſeine Fortſchritte und er ſah ſich genöthigt, den Curſus im neuen Schuljahre aufs neue zu beginnen. Im J. 1787 ging er nach Erlau und ließ ſeinen Namen in die Zahl der Kleriker ſchreiben, und von da im October nach Peſth. Er wußte da bereits ſo viel griechiſch, daß er das Neue Teſtament nach der Reihe und ohne Anſtoß verſtand; auch verſuchte er in dieſer Sprache Verſe zu ſchreiben. Teutſch wußte er damals noch nicht, und ſein Hauptbeſtreben ging daher jetzt auf die Erlernung der teutſchen Sprache. Er brachte es darin in kurzer Zeit ſo weit, daß er andere fremde Sprachen zu erlernen anfangen konnte. Die aus Dalmatien gebürtigen Kleriker ſprachen im Generalſeminarium unter einander italiäniſch. Dayka hörte ihre Worte und bekam Luſt, dieſe liebliche Sprache zu erlernen. Ich will dieſe Jünglinge recht zum Beſten haben, ſagte er einſt zu ſeinem Freunde, ſie wiſſen, daß ich italiäniſch nicht verſtehe, aber von heute über einen Monat werde ich mit ihnen fließend italiäniſch ſprechen. Er verbarg vor ihnen ſein Vorhaben, ſtudirte insgeheim eine italiäniſche Grammatik und horchte, wenn er zwiſchen ihnen war, ihrem Geſpräch aufmerkſam zu. Als die beſtimmte Zeit verfloſſen war, ſprach er fertig mit ihnen italiäniſch. Dieſe ſtaunten, glaubten, daß er ſich blos ſo geſtellt hätte, als ob er ihre Sprache nicht verſtände, und geſtanden, daß er beſſer als ſie ſelbſt ſpreche, weil er die Sprachregeln beſſer verſtehe. In der franzöſiſchen Sprache machte er ſolche Fortſchritte, daß er in derſelben las, ſchrieb und ſprach; in der engländiſchen brachte er es nicht ſo weit. Er wußte auch ſlawiſch, was er vielleicht ſeinem Aufenthalt in Kaſchau verdankte [*]).

---

[1]) S. Borneo. Thl. XII. S. 41. [2]) Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap II. [3]) *Berghaus* Annal. II, 111. [4]) Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap. III. [5]) ſ. Thl. XII. S. 41. [6]) *Berghaus* a. a. O. S. 112. [7]) *Berghaus* Annal. a. a. O. S. 113.

[*]) In Kaſchau wird nämlich ungriſch, teutſch und ſla

Als im J. 1790 das Peſther Generalſeminarium aufgehoben ward und die Seminariſten ihren Diöceſanbiſchöfen zurückgegeben wurden, verließ auch Dayka Peſth und kehrte nach **Erlau** zurück. Dieſer Ort war das Grab ſeines Glücks; hier fingen ſeine Leiden an. Er wurde auch hier geſchätzt und geliebt und war die Zierde der Jugend; aber es gab einige, die den feurigen und unbedachtſamen Jüngling mißverſtanden, und die häufigen Verweiſe ſeiner Vorgeſetzten, die bald ſanft bald hart waren, reizten ihn zur Hartnäckigkeit. Da er ſah, daß man auf ihn Acht gab, verlor er das Zutrauen, ſeinen Muth und alle Luſt und dachte an den Austrit. Doch ſchon ſo nahe an ſeinem Ziele, beſchloß er zu dulden und in ſeiner Abſicht ſtandhaft zu bleiben. Ein Vorfall beſtimmte endlich ſein Loos. Unter den Übungen der Seminariſten beſtand eine darin, daß ſie von ihnen ſelbſt verfaßte und zuvor der Kritik unterworfene Predigten an öffentlichen Orten hielten. Dayka, der ſchon zuvor in ungriſcher Sprache gepredigt hatte, hielt im Juli 1701 eine teutſche Predigt in der Kirche der Serviten. **P. Leo Maria Szájcz**, ein hyperorthodoxer Pater, war gegenwärtig, erzürnte ſich heftig über die vorgetragene, irrige Lehre und klagte ihn an. Er verlangte, daß der angeklagte Dayka ſeine Behauptungen zurücknehme und um Verzeihung bitte. Dayka wollte dies nicht thun, ſondern nahm und erhielt ſeinen Abſchied. Da nun ſeine Mutter nicht mehr lebte, wußte er nicht, wohin er ſeine Zuflucht nehmen ſollte. Doch kaum erfuhr ſein Freund **Bodnár**, der auch aus dem Orden ausgetreten war und vorher zu Fünfkirchen, jetzt in dem königl. Gymnaſium zu Leutſchau ein öffentlicher Profeſſor war, in Szikszó, was mit ihm vorgegangen war, als er ihn nach Leutſchau führte und mit ihm Wohnung und Koſt theilte. Allein die edelſte Freundſchaft ſah ſich genöthigt, die dem Unglücklichen geöffnete Wohnung nach kurzer Zeit, aus Edelmuth, wieder zu ſchließen; denn Dayka, der mit der Tochter des Hausherrn Bekanntſchaft gemacht hatte, eilte durch unbedachtſame Liebe in ſein Verderben und verſchloß ſein Ohr jeder Warnung. Damals wurden die Lehrſtühle der ungriſchen Sprache an den königl. Gymnaſien eröffnet. Dayka berathſchlagte mit Bodnár, ob er ſich um eine ſolche Profeſſur bewerben ſollte, und als er die Zuſtimmung ſeines Freundes erhalten hatte, reichte er eine Bittſchrift ein und bat um Anſtellung an dem Leutſchauer Gymnaſium. Zu ſpät dachte Bodnár daran, daß dies wegen ſeiner Liebſchaft gefährlich ſei, und bewog Dayka, um einen Tauſch des Anſtellungsortes zu bitten. Dayka folgte ſeinem Freunde, aber es war zu ſpät. Am 11. März 1792 wurde er als Profeſſor der ungriſchen Sprache im königlichen Gymnaſium zu Leutſchau eingeführt, am 12. Auguſt feierte er ſeine Hochzeit. Im Herbſte des Jahres 1793 erhielt er in demſelben Gymnaſium die Profeſſur der erſten grammatikaliſchen Klaſſe. Am 21. Dec. 1795 trat er in dem Gymnaſium zu Ungvár die Profeſſur der Rhetorik an.

Der Maitzner Domherr **Georg Aloys Szerdahelyi**, königl. Rath der Studiencommiſſion bei der königl. ungriſchen Statthalterei, erzählte einſt, daß Dayka in dem für dieſe Profeſſur gehaltenen Concurs (einmal ließ er ſich auch für eine Profeſſur der Metaphyſik examiniren nnd blos aus Unüberlegtheit erhielt er ſie nicht —) ſich ſo betrug, daß er die Cenſoren mit ungewöhnlicher Hoffnung erfüllte. Dayka kann, ſagte dieſer Gelehrte, ohne Zweifel unter die beſten Köpfe gerechnet werden; ſchade, daß er zu ſehr Dichter iſt.

Dayka brachte von Leutſchau nach Ungvár eine zerrüttete Geſundheit und ein verwundetes Herz. Der Arzt ermüdete in ſeiner Kur; der Kranke ließ ſich nach Kaſchau führen und erwartete von ſeinem ehemaligen Erhalter Hilfe. Allein jetzt waren auch Viczay's Bemühungen vergeblich. Er kehrte nach Ungvár ebenſo krank zurück, als er weggegangen war, und ſtarb daſelbſt an der Auszehrung.

Am beſten hat der magyariſche Literator **Kazinczy** Dayka nach ſeinem Umgang mit ihm geſchildert. Nur weniges davon heben wir hier aus. „Es war Geſetz unter uns, und ſo wollte es Dayka, daß einer des anderen Werke vorlas und nie ſeine eigenen. Bei ſolchen Gelegenheiten lauerte er meinen Tönen und Mienen den Beifall oder Tadel ab. Sein titkos bú (der geheime Kummer) und ſein esdeklés (Flehen), die ich jetzt zum erſtenmal ſah, entzückten mich. Ich empfand, daß dies der ſüßeſte Geſang ſei, der je — und bis jetzt! — magyariſch geſungen wurde. Freund, ſagte ich ihm, das iſt ein italiäniſcher, nicht magyariſcher Geſang. Auſoniſche Gluth iſt darin, ſo heiß wie Italiens Klima. Im Gefühl ſeines Verdienſtes, ohne Schlauheit und Verſtellung, die mit ſeinem ſchönen Geiſte unvereinbar war, hörte er ſein Lob und ſeine Bewunderung unb war in ſich geſenkt. „Warte nur, ſagte er, gleichſam aus einer langen Ruhe erwacht, da nun einmal der Anfang gemacht iſt! Ich weiß, was mich das koſtet. Noch einige ſolche Stücke und ins Feuer mit allen meinen übrigen Arbeiten. Was iſt alles übrige neben dieſen!" — „Nach einem halben Jahrhundert, fuhr er fort mich zu unterbrechen, wird auch dies ſo unlesbar ſeyn, wie jetzt **Hallers** Gedichte neben den neuern Meiſterſtücken der teutſchen Literatur. Aber uns bleibt der Ruhm, den Weg gebrochen zu haben, und die gerechte Nachwelt wird begreifen, was ſie uns verdankt."

„Eines meiner Stücke war ich genöthigt ſelbſt zu leſen, weil es nicht rein abgeſchrieben war. So wie Sully mit dem Ehecontract ſeines königlichen Freundes verfuhr, nahm er die Feder, ohne ein Wort zu ſagen, durchſtrich es und gab nicht zu, daß ferner davon die Rede ſei. Ebenſo verfuhr ich mit ihm, als er ſeine Überſetzung der Musarion in ſcandirten, zweizeiligen Alexandrinern vorzuleſen anfing. Das leichte Stück hatte allen Zauber in den knappen Zeilen verloren. Dayka war in dieſer Versart nicht glücklich, was auch aus ſeiner unvollendet gebliebenen Clelia erhellt.

„Die erſte Nachricht, die ich von ihm ſeit dem 14. December jenes Jahres, der mir ſeinen letzten Brief

---

geſprochen, und es gibt wenige Kaſchauer, die nicht in allen drei Sprachen, oder doch in zweien bewandert ſind.

brachte, vernahm, war, daß er nicht mehr lebe. Da alles, was ich von ſeiner Hand beſaß, mir verloren gegangen war, brannte ich vom Verlangen, ſeine Schriften zu erhalten. Der Dichter Virág in Ofen, der ein von Dayka's Hand geſchriebenes Exemplar ſeiner Gedichte beſaß, ſandte es mir, ohne meine Wünſche zu kennen, zum Geſchenk. Dies koſtbare Geſchenk ſetzte mich in den Stand, der Herausgeber ſeiner Poeſien zu werden. Was von Dayka's Gedichten für den Druck geeignet war, gab ich heraus. Fünf bis ſechs Stücke ließ ich weg, theils wegen ihres Gegenſtandes, theils wegen unausfüllbarer Lücken und nicht vollendeter Ausarbeitung. In ſeinen lateiniſchen Gedichten brachte ich keine Veränderung an; nur war die Descriptio veris ſo unleſerlich geſchrieben, daß ich vieles ſuppliren oder durch andere ſuppliren laſſen mußte.

Seine magyar. und latein. Gedichte erſchienen unter dem Titel: Ujhelyi Dayka Gábor Versei. Oszveszedte 's Kiadta barátjà Kazinczy Ferencz. (Gedichte des Gabriel Dayka von Ujhely. Geſammelt und herausgegeben von ſeinem Freunde Franz von Kazinczy.) Peſth bei Trattner 1813. XLVIII und 248 S. 8. mit Kpf. Dabei befindet ſich ſein Bildniß, geſtochen von Gerſtner, mit dem Motto: Hunc tantum populo monstrarunt fata. Virg. (*Rumy.*)

DAYMIEL, Stadt in dem Portido de Ciudad Real der ſpaniſchen Provinz Mancha mit 2700 Einwohnern. (*H.*)

DAYTON, Hauptort der Grafſchaft Montgomery in dem nordamerikaniſchen Freiſtate Ohio. Er liegt an der Mündung des Mad in den Bigmiami und hat, außer den Grafſchaftsgebäuden, 2 Kirchen, 1 Akademie mit einer Bibliothek von 250 Bänden, 1 Bank, ein Poſtamt, über 100 Häuſer und im J. 1815 823 Einwohn., mit der Ortſchaft aber im J. 1810 1746 Einw. Der Mad treibt hier viele Sägemühlen und andere umgehende Werke, und in der Nähe findet man Mauerſteine, Quadern und Kalk im Überfluſſe. (*Leonhardi.*)

DAZILLE, Jean Barthelemi, Oberwundarzt der königlich-franzöſiſchen Marine ſeit 1755, ein Schüler von Ant. Petit. Er verlebte 28 Jahre auf den franzöſiſchen Kolonien zu Guiana, Canada, Cayenne, St. Domingo, Isle de France ꝛc., und ſtarb zu Paris 1812, beinahe 80 Jahre alt. Die Reſultate ſeiner Beobachtungen enthalten die auf höhere Veranlaſſung herausgegebenen Schriften: Observations sur les maladies des nègres. Par. 1776. 1792. 8. Observations générales sur les maladies des climats chauds. Ib. 1785. 8. Observations sur les tétanos, sur la santé des femmes enceintes et sur les hôpitaux d'entre les tropiques. Ib. 1788. 1792. 8. Aus langer Erfahrung theilt der Verfaſſer in dieſen Schriften mit Klarheit viele nützliche Belehrungen mit *). (*Baur.*)

DAZINCOURT, Joseph Jean Baptiste, franzöſiſcher Schauſpieler, bekannter unter dieſem Namen, als unter ſeinem eigentlichen Familiennamen Albouy, wo den 11. Dec. 1747 zu Marſeille geboren. Dem Geſchäft ſeines Vaters, eines dortigen Kaufmanns, vermochte er wenig Intereſſe abzugewinnen. Um ſo erwünſchter für ihm die Stelle eines Sekretärs bei dem Marſchall von Richelieu, dem er bei dem Ordnen der Materialien zu ſeiner Lebensbeſchreibung behilflich war. Bald aber führte ihn ſeine Neigung zur Bühne, nachdem er an einigen Liebhabertheatern als Komiker mit Beifall aufgetreten war. Er ward Schauſpieler zu Brüſſel und bildete ſich dort durch den trefflichen Unterricht des Directors Dhannetaire. Mit Beifall debütirte Dazincourt auf dem Theatre françois in Paris als Crispin in den Folies amoureuses und in einigen andern komiſchen Rollen. Mitglied der genannten Bühne ward er im J. 1776. Die Königin Marie Antoinette rief ihn im J. 1785 von Paris nach Trianon, wo er ihr Unterricht in der Declamation ertheilte und ein Geſellſchaftstheater errichtete. Bei dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution trafen ihn harte Schickſale. Er ward eilf Monate hindurch ſeiner Freiheit beraubt. Erſt im J. 1799 gelang es ihm, das franzöſiſche Theater neu zu organiſiren. Im J. 1807 ward er Profeſſor der Declamation am Converſatorium, und bald nachher von Napoleon zum Director der Hofſchauſpiele ernannt. Ein Wechſelfieber beſchleunigte den 18. März 1809 ſeinen Tod.

Ausgezeichnet war Dazincourts Spiel vorzüglich in komiſchen Rollen, obwol im Ganzen mehr kunſtgerecht als glänzend. Beſonders gelang ihm die Darſtellung des Figaro. Seine Sprache war rein, ſein Vortrag natürlich. Die Trauer um ſeinen Verluſt war um ſo größer, da er auch als Menſch durch Herzensgüte und andere liebenswürdige Charakterzüge ſich allgemeine Achtung erworben hatte. Als Schriftſteller ward Dazincourt durch ſeine Notice sur Prèville. Paris 1800. 8. bekannt. Die Memoires de Dazincourt, welche ebendaſelbſt 1810 in 8. gedruckt wurden, ſind mittelmäßige Compilation, an welcher er ſchwerlich einen Antheil gehabt hat †). (*Heinr. Döring.*)

DEÁKI, ſlawiſch Deakowecz, Diakowce, großes magyariſches Dorf in Niederungern dieſſeits der Donau, Presburger Geſpanſchaft im äußeren Bezirk, den Benedictinern vom St. Martinsberg gehörig, 5 Stunden von Tyrnau, mit einer eigenen kathol. Pfarre und Kirche, 950 kathol., 500 reform. und 10 evangel.-lutheriſchen Einwohnern, einer weitläufigen Meierei, welche hier die Benedictiner vom St. Martinsberg i. J. 1784 anlegten, fruchtbarem Ackerboden, in welchem viel Flachs und Hanf gebaut wird. Das hier vorbeifließende Flüßchen Perna iſt reich an Hechten, Karpfen und andern Fiſchen. Im

---

*) Erſch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. X. (von Renauldin).

†) S. Gallerie historique des Contemporains. Bruxelles 1818. T. IV. p. 138. sq. Converſationslexikon mit vorzüglicher Rückſicht auf die gegenwärtigen Zeiten. Bd. 2. S. 166. Baurs neues hiſtor. biograph. literar. Handbuch. Bd. 6. S. 283. Lendenfroſt's hiſtor. biograph. Handwörterbuch. Bd. 2. S. 198. f.

J. 1668 wurde hier ein armes, unſchuldiges, altes Weib von Soldaten als eine Hexe verbrannt *). (*Rumy.*)

DEÁKOVÁR, Diakovár, Deakovo, Jakovár, Jakobsstadt, biſchöflicher Marktflecken im Königreich Slavonien, Veröczer Geſpanſchaft, Deakovarer Bezirk, zum vereinigten Deakovarer oder Bosnier und Sirmier Bisthum gehörig, der Sitz des Deakovarer und Sirmier kathol. Biſchofs (jetzt Emrich Karl von Raffay), mit einem Domkapitel, einem geiſtlichen Seminarium, einer Kathedralkirche, einem Franciskaner Kloſter, einer Reuterkaſerne, einer Wohnung des Veröczer Comitats- und Deakovarer-Bezirksſtuhlrichters, einem Poſtwechſel auf der Straße nach Eszek, 1630 Einwohnern, worunter 26 Juden, die übrigen Katholiken. Die meiſten Häuſer ſind ſchlecht gebaut, und die Mehrzahl der Einwohner lebt vom Ackerbau und von der Viehzucht. (*Rumy.*)

DEAKOVARER, Diakovarer oder Bosnier, römiſch-kathol. **BISTHUM**, geſtiftet vom Könige Koloman im J. 1238 1), iſt ſeit 1773 mit dem Sirmier Bisthum, welches der Kalotſchaer Erzbiſchof, mit Einwilligung des Papſtes Gregors X., im J. 1229 gründete, kanoniſch vereinigt. Der gegenwärtige Biſchof Emrich Karl von Raffay iſt ein ausgezeichneter Prälat und Beförderer der Wiſſenſchaften. Dieſe vereinigte biſchöfliche Diöceſe hat vier Archidiakonate: den Kathedralarchidia-onat mit dem Deakovarer, Eßeker und Kopaniczer Diſtrict; den Broder Archidiakonat mit dem Broder Diſtrict; den oberen Sirmier Archidiakonat mit dem Vinkovczer und Tovarniker Diſtrict, und den unteren Sirmier Archidiakonat mit dem Peterwardeiner, Mitroviczer und Poſſavaner Diſtrict. In dieſer biſchöflichen Diöceſe ſind: 5 wirkliche, 6 Ehrendomherren, 5 Abteien, 2 Propſteien. Der Kathedralarchidiakonat hat in dem Deakovarer Diſtrict Pfarren und 47 Filialgemeinden mit 25854 Selen; n dem Eßeker Diſtrict 6 Pfarren und 11 Filialgemein-en mit 29321 Selen; im Kopaniczer Diſtrict 7 Pfarren und 11 Filialgemeinden mit 16682 Selen. Der Broder Archidiakonat hat im Broder Diſtrict 11 Pfarren und 46 Filialgemeinden mit 20323 Selen. Der obere Sirmier Archidiakonat hat im Vinkovczer Diſtrict 13 Pfarren und 17 Filialgemeinden mit 28465 Selen; im Tovarniker 9 Pfarren und 22 Filialgemeinden mit 26536 Selen. Der untere Sirmier Archidiakonat hat im Peterwardeiner Diſtrict 7 Pfarren und 15 Filialgemeinden mit 23543 Selen; im Mitroviczer Diſtrict 12 Pfarren und 84 Filialgemeinden mit 113286 Selen und im Poſſavaner Diſtrict 6 Pfarren und 14 Filialgemeinden mit 15433 Sel. In Bosnien ſtehen jetzt keine Gemeinden mehr unter dem Diakovarer Biſchof, ſondern der Papſt ernennt ſtets den älteſten Guardian von den drei in Bosnien liegenden Franciskanerklöſtern zum Biſchof über Bosnien, der als ſolcher aus der Kaſſe der Congregatio de propaganda fide zu Rom eine Beſoldung von 100 Dukaten empfängt. Zu den Haupteinkünften des Deakovarer Biſchofs gehört die Herrſchaft Deákovár. (*Rumy.*)

DEÁKOVARER, oder Jakovarer, **HERRSCHAFT** in Slavonien, dem Deakovarer römiſch-katholiſchen Biſchof, mit Einſchluß des Marktfleckens Deakovar, gehörig. Sie ſtößt gegen Morgen theils an die ſirmiſche Herrſchaft Stuſtar, theils und hauptſächlich an den Bezirk des Broder Regiments, von welchem dieſelbe auf der Mittagsſeite durch den Fluß Bich (Bitſch) oder Bosznt in einer beträchtlichen Strecke abgeſchnitten wird. Auf der Nordſeite ſtrömt die fiſchreiche Vuka vorbei, welche die Diakovarer Herrſchaft von den Herrſchaften Eszek und Valpo ſcheidet. Die Kette hoher Berge, die ganz Slavonien der Länge nach durchſchneidet, zieht ſich durch dieſe Herrſchaft hindurch, welche aber auch an fruchtbaren Fluren, Viehweiden und Wieſen keinen Mangel hat. Ungeachtet ſie 40 Dörfer enthält, ſo liegen doch noch ſehr viele Bauernhöfe einzeln in den Gebirgen und Wäldern zerſtreut, woraus mancherlei üble Folgen entſtehen, weil die Bauern ſich ſelbſt überlaſſen, von ihren Vorgeſetzten und Geiſtlichen zu entfernt ſind und ſelbſt von ihren Nachbarn keine Hilfe erhalten können. (*Rumy.*)

DEAL (51° 18′ Br., 16° 15′ L.), Marktflecken in der engl. Grafſchaft Kent, am Meere, oder vielmehr an den Dünen, zwiſchen den Vorgebirgen Nord- und Südforeland gelegen, mit einer Kirche und mehren Bethäuſern, einem Marinehospital, Arbeitshaus, Zollhaus und Schiffsmagazin, einer Buchhandlung und Leſebibliothek, 1302 meiſtens von Backſteinen erbauten Häuſ. und 6311 Einwohnern, welche gute Seeleute ſind. Deal hat keinen Hafen, aber einen trefflichen, durch die Dünen geſchützten Landungsplatz; die Forts Sandown-Caſtle oberhalb der Stadt, Deal und Walmer-Caſtle unterhalb derſelben, vertheidigen die Küſte. — Nach Camden landete hier Julius Cäſar bei ſeinem erſten Einfall in die britiſche Inſel. (*Leonhardi.*)

Dean ſ. Fliegeneiland.

DEAN, Great- oder Mickel-D., Marktflecken und Kirchſpiel in der engl. Grafſchaft Glouceſter mit 133 Häuſ. und 566 Einwohnern, welche Wollenzeuge und Nägel verfertigen; es iſt der Hauptort des großen Waldes Dean-Foreſt, zwiſchen den Flüſſen Wye und Severn, wo die beſten Eichen zum Schiffsbau wachſen. *(H.)*

---

*) Das Weib widerſetzte ſich einem Soldaten, der zur Obſt-eit in ihren Garten eingeſtiegen war und darin noch unreifes Obſt ß. In der Nacht bekam er ein fürchterliches Bauchgrimmen. Er rzählt dies ſeinen berauſchten Kameraden. Dieſe erklärten das Weib für eine Hexe und verbrannten es brevi manu, ohne einen Hexenproceß inquiſitoriſch anzuſtellen, auf der Stelle.

1) Der Name Bosnier Bisthum rührt daher, weil der Diakovarer Biſchof, der vor Zeiten Biſchof über ganz Bosnien, Kroatien und Slavonien war, in Bosnien reſidirte und von da-er, von den Türken verjagt, im J. 1739 nach Slavonien kam. Sein Kirchenſprengel wurde ungemein klein, da in Kroatien das Agramer Bisthum errichtet wurde und die Gemeinden in Bosnien ch von ihm trennten. Deswegen wurde im J. 1773 das ſirmi-he Bisthum mit dem ſogenannten Bosniſchen oder Deakovarer ereinigt. Vukovár in Sirmien gehört zum Fünfkirchner Bisthum ı Ungern, und ein beträchtlicher Theil von Slavonien gehört zum Kirchenſprengel des Agramer Biſchofs in Kroatien. Der Deako-arer Biſchof hat unbeträchtliche Einkünfte, von welchen er, wie lle römiſch-katholiſchen, ungriſchen Biſchöfe jährlich 25 Proc. zur Erhaltung der Feſtungen erlegen muß, von welcher Steuer die riechiſchen Biſchöfe befreit ſind. Das Domkapitel zu Deákovár iſt am 8. Jan. 1777 errichtet worden, aber mit ſehr mäßigen Einkünften für die Domherrn dotirt.

DEANE, John, geb. in England um 1750, blühte zu London 1780 und ſtarb daſelbſt um 1798. Dieſer geſchickte Kupferſtecher lieferte Bildniſſe und geſchichtliche Darſtellungen in ſchwarzer Kunſt mit gleich glücklichem Erfolg. Wir gedenken von ihm der vier Evangeliſten, große Figuren in Knieſtücken nach Rubens und Jordaens, ſehr gr. Fol., des heil. Antonius von Padua und des Jeſuskindes, welches auf einem offnen Buche ſteht nach Morillo. Gr. Fol. *(A. Weise.)*

DEARBORN, in den vereinigten Staten von Nordamerika: 1) Grafſchaft des Stats Indiana, im N. an die Grafſch. Franklin, im NO. an Ohio, im SO. an Kentucky, im S. an die Grafſchaft Switzerland, im W. an die Grafſchaft Ripley grenzend, und 1820 mit 11468 Einwohnern. Der Ohio trit aus dem State Ohio auf die Grenze des Stats und empfängt den Tanner, Houghelane und Loughery, die den Boden des fruchtbaren, aber noch ſtark bewaldeten Landes tränken. Der Hauptort der Grafſchaft iſt Lawrenceburgh am Ohio. — 2) Grafſch. des States Illinois, im N. an das uneingetheilte Land, im O. an die Grafſch. Caldwell, im S. an die Grafſch. Bond und Madiſon, im W. an die Grafſch. Pike grenzend. Im W. ſtrömt der Illinois, dem der Sanguemon mit dem Manitou, Wolfshead, Janoanong und Sugar zugehen. Sie iſt 1820 errichtet und Hauptort derſelben (das Fort) Dearborn oder Chicago (Br. 41° 53″ 11‴) am ſüdlichen Ufer des Chicago, wo ſich dieſer Fluß in den Michigan mündet und einen Hafen für Boote bildet. Aus dieſem Fluſſe führt ein Trageplatz nach dem Fox, einem Zufluſſe des Illinois. *(Leonhardi.)*

DEBA in Meſopotamien, wird blos von Ptolemäus (5, 18.) erwähnt als ein Ort am Tigris, in der Nähe von Sapphe (Djezire). Mannert macht darauf aufmerkſam, daß dieſer Ort ſeiner Lage wegen nicht könne unwichtig geweſen ſeyn, weil er wahrſcheinlich zum Übergangspunkte auf der Straße von Neſibis nach Aſſyrien gedient hat. Es läßt ſich vermuthen, daß Deba in der Nähe der Furth gelegen habe, welche ſich zwiſchen Djezire und Eski-Moſul findet; die einzige Stelle, wo der Tigris zwiſchen dem erſtgenannten Orte und Moſul durchwatet werden kann *). Eski-Moſul ſelbſt, welches Mannert (Geogr. der Gr. und R. V. S. 331.) vergleicht, liegt für die Poſition beim Ptolemäus zu ſüdlich. *(Tuch.)*

DEBA, 1) Fluß in der ſpaniſchen Provinz Alava, der nach Guipuzcoa geht. — 2) Villa in der Landſchaft Montaña in der ſpaniſchen Provinz Burgos, am Fluſſe gleiches Namens. *(H.)*

DEBANDADE, Zerſtreuung, iſt diejenige Art des Angriffes, welche auf den Grundſätzen des Einzelgefechtes beruhet, indem die Reuterei auseinander geht und den Feind umringend, ihn von allen Seiten anfällt, daher ſie bei den Teutſchen auch den Namen der Schwarmattake erhalten hat. Bei den Franzoſen hingegen heißt ſie Attaque en Fourageurs. *(v. Hoyer.)*

DEBEMDORF, ein Dorf im königl. baierſchen Landgerichtsbezirk Cadolzburg vom Rezatkreiſe, mit 3 Feuerſtellen, bemerkenswerth wegen eines Luſtſchloſſes mit einem Garten und einer Eremitage, über deſſen Lehn- und Allodialeigenthum ein noch nicht rechtskräftiger Streit mit dem herrſchaftlichen Fiscus vorliegt, und weshalb auch die Bierbrauerei daſelbſt, welche früherhin für herrſchaftliche Rechnung von Beträchtlichkeit war, gegenwärtig ruht. Im J. 1756 erkaufte die markgräfl. ansbachſche Lehnherrſchaft den Ort von dem kurcölniſchen Kammerherrn und Vaſallen Georg Auguſt Karl von Diemar. *(Fenkohl.)*

DEBENHAM, Kirchſpiel und Marktflecken in der engl. Grafſchaft Suffolk, mit 392 Häuſern und 1535 Einw., auf einem Berge am Fluſſe Deben, welcher ſich in der Nähe von Harwich in die Nordſee ergießt. Der Ort iſt gut gebaut und das Kaufhaus ein anſehnliches Gebäude. Auch iſt hier eine Freiſchule. *(H.)*

DEBES, Lukas Jakobson, ein däniſcher Prediger auf der Inſel Falſter im J. 1623 geboren. Er war viele Jahre Propſt und Prediger zu Thorshave, einer kleinen Stadt auf der Inſel Strömoe, der größten in der Farögruppe, und ſtarb den 16. Sept. 1676. Mit vielem Fleiß unterſuchte er die natürliche Beſchaffenheit der merkwürdigen Inſelgruppe, die ihm ſein Amt zur Wohnung anwies, und beſchrieb das Erforſchte in einem Werke, das in Hinſicht auf Kritik und Geſchmack ſehr unbefriedigend iſt, aber doch auch viel, vorher unbekanntes Merkwürdige und noch jetzt Beachtenswerthe enthält: Färöa reserata: Färönis segerrouske indbygeris beskrivelse. Ciopenh. 1673. 8., teutſch: Natürliche und politiſche Hiſtorie (und Beſchreibung) der Inſeln Farée, aus dem Däniſchen, nebſt (Thormond) Torfäus Färöiſche Geſchichte, aus dem Latein. überſetzt durch C. G. Menzel. Kopenh. 1757. 8., mit Kupfrn. Engl. von Sterpin. London 1676. 12. Was Debes ſonſt ſchrieb, hat keine Bedeutung mehr *). *(Baur.)*

DEBEZ (de Bez) Ferrand, Rector der hohen Schule zu Paris, wo er ums Jahr 1528 geboren war. Er lehrte zuerſt die Humaniora in ſeiner Vaterſtadt und zu Nimes, erhielt im J. 1571 die angezeigte Würde und ſtarb im J. 1581. Er gerieth als geheimer Begünſtiger des Proteſtantismus in Unterſuchung, wurde aber freygeſprochen. Von ſeinen Schriften ſind zu bemerken: Poesies. Par. 1548. 4. Institution puérile en vers. Nimes 1553. 8. In omnium regum franconiae et franco-galliae res gestas a Pharamundo usque ad Franciscum primum compendium. Par. 1577. fol. Suppl. 1578. 4. beide zuſammen in der Ausg. Par. 1583. 4. Epitres heroiques, amoureuses aux Muses etc. Ib. 1579. 8.; et nd 6 Heroiden in zehnſilbigen Verſen, wovon die erſte n Gott ſelbſt gerichtet iſt *). (*Baur.*)

---

*) S. Kinneirs Reiſe durch Kleinaſien, Armenien und Kurdiſtan. Weimar 1821. S. 394. vergl. mit S. 416. Es iſt dies unſtreitig dieſelbe Stelle, wo Alexander vor der Schlacht bei Gaugamela über den Tigris ging.

*) Götting. gel. Anz. 1757. S. 667. Biogr. univ. T. X. (von Malte-Brun). Halleri bibl. bot. T. I. 592.

Debitcommission, Debitiren, Debitor, Debitum . Schuldenwesen.

DEBLAI und REMBLAI, das Ausſchachten der Gruben und Anſchütten der Wälle bei dem Erdbau der Schanzwerke muß gegen einander im richtigen Verhältniß ſtehen, um nicht zu unnützen Arbeiten verleitet zu werden und zuviel zu bekommen, oder durch zu wenig erlangte Erde ſich in Verlegenheit geſetzt zu ſehen. Hiezu iſt eine Berechnung und Vergleichung des Profils der Gräben und der erhöheten Walltheile nach ſtereometriſchen Grundſätzen nöthig, um aus den zu letztern nöthigen Maſſen die Dimenſionen der erſtern zu beſtimmen. Wenn die Wälle, wie gewöhnlich, Futtermauern bekommen, wird der Inhalt derſelben für die Ausführung von dem Inhalte des Erdbaues abgezogen; die Ausſchachtung darf jedoch deshalb nicht verringert werden, weil man Raum für die Grundmauern und zur Arbeit hinter denſelben bekommen muß; zuletzt wird der Überſchuß zur Anſchüttung des bedeckten Weges mit verwendet. Böhm Anleit. zur Kriegsbaukunſt. 1776. 4.) gibt ein Beiſpiel von der vollſtändigen Berechnung eines Polygons der ſogenannten erſten Vaubanſchen Befeſtigungsart mit Orillons, von der man leicht eine Anwendung auf jede andere Befeſtigungsweiſe machen und den Inhalt des Profils durch die Länge der Magiſtrale vermehren kann, um den ganzen Bedarf an Mauerwerk und Erde zu finden. Die Berechnung läßt ſich aber auf zweierlei Weiſe führen: 1) indem man die Wälle als drei- oder viereckige Prismen anſieht, deren Grundflächen die Profile der Wälle, Gruben ꝛc. ſind und deren Summe den Inhalt des ganzen Feſtungstheiles anzeigt. 2) Nach Guldins Regel: durch Multipliziren des Profiles mit dem Wege, welchen ſein Schwerpunkt durchläuft, um die körperliche Figur zu bilden. Dieſer Weg beſteht aus der Summe der einzelnen Linien, durch ihre Zahl getheilt; z. B. wenn das Feſtungswerk ein Ravelin wäre, jede Face 432′ auf der Feuerlinie lag, mit einem vorſpringenden Winkel von 60°, ſo hat man

a) die Feuerlinie	432′
b) die obere Linie der äußern Böſchung	463′
c) die untere Linie derſelben .	473,5′
d) die innere, untere Linie der Böſchung	428,5′
e) die hintere, obere Linie des Auftrittes	421,6′
f) die untere Linie deſſelben .	411,2′
g) die hintere Linie des Wallganges	385,2′
h) die untere Linie der hintern Böſchung	371,4′

$$\frac{3386{,}4'}{8} = 423{,}3'$$

den von dem Profile zurückgelegten Weg auf einer Seite des Ravelins. Nun wird aber das Profil gebildet:

1) von dem Dreieck der äußern Böſchung	= 89¾
2) dem Trapez der hintern Bruſtwehrböſchung bis auf den Horizont . . .	= 18¾
3) dem Trapez der Bruſtwehr und des Wallganges unter ihr	= 332
4) dem Parallelogramm des Auftrittes	= 46
5) dem Trapez ſeiner Böſchung . . .	= 57
6) dem Parallelogramm des Wallganges	= 124
7) dem Dreieck der hintern Böſchung deſſelben	= 32

zuſammen 648 Quadratfuß, wodurch der Inhalt des Ravelins 3809 Schachtruthen wird. Die Futtermauern hatten bei 10′ unterer und 5′ oberer Dicke und 30½′ Höhe, im Profil 228¾ Quadratfuß; das Fundament iſt 33 Quadratfuß, gibt bei einer äquirten Länge jeder Face von $\frac{483{,}5+468}{2} = 475{,}75$ für den Inhalt der Futtermauer 1731 Schachtruthen. Dazu die Contreſcarpenmauer (24′ hoch, 2′ ſtark mit ⅙ Böſchung), deren Abrundung vor der Ravelinſpitze (wo ſie wegen des Winkels von 60° einen Bogen von 120° macht) 129,79′ beträgt. Das Doppelte der Face iſt = 952′, daher der Inhalt dieſer Mauer 721 Schachtruthen; die Strebepfeiler an der innern und äußern Grabenmauer 68½ Schachtruthen und der Ravelingraben ſelbſt 9256 Schachtruthen; zuſammen 11776½ Schachtr. Erde, wovon 3809 Schachtr. abgezogen, 7967½ Schachtr. zu Aufſchüttung des Glacis bleiben. Wenn die Beſchaffenheit der Ortslage die Futtermauern des Hauptwalles und der Cavaliere über den Erdhorizont erhebt, wird der Inhalt von der aufzuführenden Erdmaſſe abgezogen, weil ſie in der Erde keines Raumes bedürfen, als inſofern ſie mit ihrem Grunde in derſelben ſtehen. Die unterirdiſchen Gewölbe hingegen, Kaſamatten und Poternen, müſſen bei der auszugrabenden Erde mit in Anſchlag gebracht werden. Die Ausgrabung bekommt eine der Feſtigkeit des Erdbodens entſprechende Abdachung, oder Stufen von 1 Fuß Breite und etwa 2 Fuß Höhe. Während man nach dem Abſtecken der Befeſtigung den Graben aushebt, wird die Erde ſogleich nach den Orten gebracht, wo ſie liegen bleiben ſoll; denn es iſt dem Fördern der Arbeit entgegen, die ausgegrabene Erde niederzulegen und mehrmals weiter zu ſchaffen. Man ſondert ſie zugleich nach ihrer Beſchaffenheit ab, um die reine Gartenerde zu dem Aufplacken der Bruſtwehren zu bewahren, die ſchlechtere zu den Wallgängen u. dergl. zu verwenden, die größern Steine aber zu dem Mauerwerk zu beſtimmen. Wenn die Böſchung keine beſondere Bekleidung bekommt, muß ſie, den Lehrbüchern zufolge, in guter Erde 45°, oder ihrer Höhe gleich, in lockerer Erde 38½° oder ¾ ihrer Höhe, endlich in loſem Sande 33½°, oder ³⁄₂ der Höhe beſtimmt werden, doch können bei ſehr feſtem Boden Ausnahmen und eine geringere Böſchung ſtatt finden. Deshalb angeſtellte Verſuche gaben nachſtehendes Reſultat:

Wallhöhen.	Böſchung.	
	in feſtem Boden.	in lockerem Sande.
12 Fuß	6 Fuß	9 Fuß
18 —	12 —	18 —
24 —	20 —	27 —

---

*) Biogr. univ. T. X. (von Weiß). Adelungs Zuſ. z. öcher s. v. Bez.

Wallhöhen.	Böſchung. in feſtem Boden.	Böſchung. in lockerem Sande.
30 Fuß	28 Fuß	36 Fuß
36 —	36 —	46 —

Die aufgeſchüttete Erde wird mit Handrammen lagenweiſe zu 1 Fuß Höhe feſtgeſtampft; das Zuſammenſetzen derſelben beträgt in dieſem Falle nachher nur $\frac{1}{20}$ der Höhe, anſtatt die blos mit der Schaufel aufgeworfenen Bruſtwehren bis auf $\frac{1}{10}$ ihrer Höhe niederſinken. Torfmoor widerſteht nach dem Austrocknen der Stückkugel gar nicht. (*v. Hoyer.*)

Déblathaim ſ. Diblathaim.

Debonnaire (Aloysia) ſ. Barclaja. Thl. 7. S. 368.)

DEBORA, die gefeierte Heldin in Israel, lebte zur Zeit, als die Israeliten, noch im ſteten Kampfe um den Landesbeſitz mit den Inſaſſen begriffen, allmälig erſt anfingen, ihre politiſchen Verhältniſſe zu einem geregelten State zu ordnen. Anarchie und Abfall vom gemeinſamen Cultus (Jud. 5, 6 — 8.) zerſtückelten die Streitkräfte wie die Nationaleinheit, durch welche allein Israel ſtark war, und beugten das Volk 20 Jahre hindurch unter den harten Scepter des Canaaniterkönigs Jabin von Hazor, bis Debora, die Prophetin, als Richterin auftrat auf dem Gebirge Ephraim (4, 4. 5. 5, 7.). Sie weckte den erſtorbenen Heldengeiſt, wählte Barak aus dem Stamme Naphtali zum Führer und ſammelte um ſich die Patrioten, von denen freilich nur Naphtali, Sebulon (4, 6.), Ephraim, Benjamin, Manaſſe und Iſſaſchar (5, 14 ff.), mit Ausſchluß von Ruben, Gilead, Dan und Aſcher (5, 16. 17.) es wagten ſich der bedeutenderen Macht des Jabin, deſſen Feldherr Siſera war, zu widerſetzen. Debora ſelbſt zog mit gegen die Feinde. Am Bache Kiſchon beim Berge Tabor kam es endlich zum entſcheidenden Treffen, welches unter Beiwirkung günſtiger Umſtände [1]) Israel von der Knechtſchaft befreiete. Siſera ſelbſt entkam nur mit Mühe zu Fuße, fiel aber in Jaels Zelte durch Meuchelmord.

Dieſem Siege verdanken wir eins der erhabenſten Lieder, welche uns im Blüthenkranz althebräiſcher Lyrik aufbewahrt ſind, das ſogenannte Lied der Debora [2]). Es athmet ganz den Geiſt ſeiner Zeit und muß aus dieſem beurtheilt werden. Lob Gottes, welcher ſeinem zu ihm bekehrten Volke zur Vernichtung der Feinde Beiſtand leiſtete, Lob der Heldenmüthigen, welche entſchloſſen den Freiheitskampf über ſich nahmen, begeiſtertes Lob der Jael, welche dem wehrloſen, ſchlafenden Siſera den Nagel durch die Schläfe bohrte: dies ſind die Grundgedanken des Liedes, in denen ſich genau der jüdiſche Charakter abſpiegelt in ſeiner ganzen unbiegſamen Starrheit, wo es auf eine Ausgleichung menſchlicher Regungen und menſchlicher Rechte mit den Rechten Gottes und ſeines geheiligten Volkes ankommt. Das Vaterland des Liedes iſt (was ſchon der Ort der Begebenheit wahrſcheinlich macht) das nördliche Paläſtina, und im Rhythmus der ſogenannten Stufenlieder [3]) ſchließt es ſich als Volkslied näher an die ungekünſtelte Volksſprache an. Ob dieſes Lied in gegenwärtiger Geſtalt wirklich von der Debora herrühre, iſt eine Frage, zu deren Beantwortung die Kritik keinen ſichern Haltpunkt gewinnen kann. Nur ſoviel ſcheint als entſchieden angenommen werden zu müſſen, daß dieſes Lied in eine ſehr frühe Zeit gehört, was man einige Zeit in Zweifel gezogen hat [4]). Dafür ſpricht aber ſchon die ganze Beſchaffenheit des Liedes, wenn man es mit erweislich ſpäteren Produkten vergleicht, welche einem früheren Dichter untergeſchoben ſind, wie Gen. 49. Ex. 15. Deutr. 32. 1. Sam. 2. Ferner ſpecielle Züge im Gedichte ſelbſt. Dahin gehört die Angabe der 40000 in Israel (V. 8. vergl. mit Ex. 12, 37. 38. Num. 1, 45. 47.); die Erwähnung eines Jael neben Samgar (V. 6.) und der Meroſiten (V. 23.); die Theilnahme der Stämme Ephraim ꝛc. am Kampfe (V. 14. 15.), wo 4, 6. 10. blos Sebulon und Naphtali genannt werden; die Erwähnung der Mutter des Siſera (V. 28.) Alle dieſe Angaben ſetzen noch eine genauere Bekanntſchaft mit der Begebenheit ſelbſt voraus, und es läßt ſich kein Grund denken, weshalb ſie von einem ſpäteren Dichter ſollten eingeſchoben ſeyn. Zwar macht der Parallelismus mit Pſ. 68. in mehren Stellen [5]) das Alter des Liedes verdächtig. Hier iſt aber gewiß der Pſalm die Nachahmung, da der Pſalmiſt unfehlbar in einer ſehr ſpäten Zeit lebte, und die Annahme eines gemeinſamen Originals [6]) mit den anderweitigen Spuren des hohen Alters des Liedes der Debora und mit der ganzen Situation unverträglich iſt. Noch unſicherere Zeichen ſpäter Abfaſſung ſind die ſprachlichen Annäherungen zum Aramaismus. Dieſe ſind theils Eigenheiten der geſammten Dichterſprache, theils gehören ſie, wie Schin relativi, der Volksſprache des nördlichen Paläſtina an [7]).

Eine andere Debora war die Amme der Rebekka, welche in der Nähe von Bethel begraben wurde. Gen. 35, 8. (Tuch.)

Deboros ſ. Doberos.

DEBOT (Deboude, Debode), wahrſcheinlich Parembole der Alten, Ort am Nile oberhalb Aſſuan, in Nubien. Mitten im Dorfe auf dem linken Nilufer liegen die Überreſte eines Tempels, in deſſen Säulen man eine Nachahmung des Tempels zu Philä erkennt. Drei hohe Propylone, die in verſchiedenen Diſtanzen hinter einander liegen, führen zur 60 Fuß breiten Façade des Tempels, welchen ein Porticus mit 4 Säulen bildet, deren beide mittlere andere Capitale haben, als die äußern. Aus em Porticus führt eine Pforte in den Pronaos, von elchem der ganze Tempel ſich der Länge nach 70 Fuß tief urch mehre Gemächer erſtreckte, die theils ohne, theils it Sculpturen verſehen ſind. Im hinterſten Ady- on ſind zwei kleine Monolithentempel, ſehr ſorgfältig nd künſtlich aus einem Granitblocke gearbeitet und ganz ollkommen erhalten; der größte von ihnen iſt 12 Fuß ang, 3 Fuß tief und 8 Fuß hoch, mit einem geflügelten lobus über der Thür. Der größte Theil des Tempels ſt ſehr ſchlecht erhalten. (*Burckhardt* Travels in Nu- ia. p. 126.) (*L. F. Kämtz.*)

---

[1]) S. Jud. 5, 20. 21. vergl. mit 4, 15., was Josephus Antiq. V, 5, 4. richtig von einem Unwetter verſteht, welches in ſeiner Richtung günſtig für die Israeliten war.

[2]) Jud. Cap. 5. Brauchbare Commentare ſchrieben Schnurrer in den dissert. philolog. crit. 1797 und *Hollmann* commentarius philol.-criticus in carmen Deborae. 1818.

[3]) Geſenius in der A. L. Z. 1812. Nr. 205. de Wette Commentar über die Pſalmen. S. 43 ff. Hollmann a. a. O. S. 8. 9.

[4]) Hartmanns Hebräerin. Th. 1. S. [illegible] Früher auch de Wette in der Einleitung. Vergl. über den ganzen Streitpunkt Hollmann a. a. O. S. 5—8.

[5]) Vergl. Jud. 5, 4. 5. mit Pſ. 68, 8. 9.; Jud. 5, 16. mit Pſ. 68, 14. Jud. 5, 19. 24. mit Pſ. 68, 14.

[6]) A. L. Z. 1819. Nr. [illegible]

[7]) Dieſer Gegenſtand iſt erledigt durch Ewald im Commentare zum Hohenliede. S. 18 — 20., woſelbſt die Aramaismen aufgezählt ſind.

DEBOYNE, eine zu der Gruppe der Louiſiade ge- örige Inſel in Auſtralien, unter 10° 39′ 5″ S. Br., 70° 4′ 48″ L. im W. von S. Aignan gelegen (ſ. Loui- iade). (*Leonhardi.*)

DEBRAEA nannten Römer und Schultes (Syst. I. 4.) zu Ehren des baierſchen Geſandten am ruſſiſchen ofe, des Stifters und Präſidenten der Regensburger otaniſchen Geſellſchaft, Gabriel Grafen de Bray, ine Pflanzengattung, welche Rudge (Fl. gui. p. 7.) zu- rſt unter dem übel gewählten Namen Erisma bekannt ge- acht hat. Da aber ſchon zwei Jahre vor jenen Schrift- ellern (1815) Graf Sternberg dem Grafen de Bray ine wohlbegründete Pflanzengattung Braya (ſ. d. Art.) ewidmet hatte, ſo iſt der Name Ditmaria *Spr.* vorzu- iehen (ſ. d. Art.). (*A. Sprengel.*)

DEBRETZIN, Debretzinum, Debreczen, De- reczin, eine der größten und volkreichſten, königlichen reiſtädte (letzteres ſeit 1715), an der nördlichen Grenze es Biharer Comitats im Königreiche Ungern, unter 39° 6′ 55″ öſtl. L. und 47° 31′ 40″ nördl. Br., in einer eiten, faſt unabſehbaren, zum Theil wol ſandigen und aſſerarmen, aber gegen Süden hin auch ungemein ruchtbaren Ebene, 16½ Meile von Peſth, 18½ Meile von aſchau entfernt. Sie hat mehr ein ländliches als ſtäd- iſches Anſehen und entbehrt der Bequemlichkeiten viele, ie man in einer großen Stadt zu haben pflegt. Dafür eiden auf ihrer geſegneten Umgegend Tauſende von chſen, Schweinen und Schafen und gedeihen der Wei- n, der Tabak, der Hirſe und das Heidekorn (Buchwei- en) in vorzüglichſter Güte und großer Menge. Jedoch uch als Stadt iſt ſie, nach Peſth, die erſte Erwerb- und andelsſtadt des Landes. Es befinden ſich daſelbſt meh- e Manufakturen und Fabriken, beſonders in groben, wol- enen Zeugen, Leder und Seife; viele Handwerker, vor- üglich Gärbermeiſter, Drechsler für Tabakspfeifenmund- tücke, Töpfer für Tabakspfeifen, deren jährlich an 12 illionen Stücke geliefert werden, und Ziſchmenmacher, ber 500 Meiſter. Die vier großen Jahrmärkte werden us allen Gegenden der Monarchie wie der benachbarten ande ſo ſtark beſucht, daß ſie zu den größten Sehens- ürdigkeiten Ungerns gehören [1]). Die Stadt zählt 4000 Häuſer und 42000 Einwohner, von welchen ſich 38500 zur reformirten, die übrigen zur katholiſchen Kirche bekennen. Die erſtern haben zwei Pfarrkirchen und ein berühmtes Collegium mit ſieben Profeſſoren für die höhern Wiſſenſchaften und einer Bibliothek von 20000 Bänden; die letztern eine Pfarrkirche, ein Piariſtenkloſter und ein Gymnaſium. Auch iſt hier der Sitz der Diſtrictual-Gerichtstafel vom Kreiſe jenſeit der Theiß, eines Ober-Provincial- und Kriegscommiſſariats und eines Hauptdreißigſtamts. Die ungriſche Sprache herrſcht hier allgemein und wird in vorzüglichſter Reinheit geſprochen. Auf dem Landtage des Jahres 1830 wurde der Stadt die alte Portenanzahl, nämlich 45, belaſſen und ſie entrichtet davon an jährlicher Kriegscontribution 30982 Gulden C. M. ohne den Werbungsbeitrag. (*Gamauf.*)

An Holz hat Debreczin zwar keinen Mangel (die Stadt hat ſchöne Buchen- und Eichenwälder, die ſchon ſeit vielen Jahren nach einer guten Waldordnung in 32 Holzſchläge eingetheilt ſind), aber weil das Holz für die Bedürfniſſe der ſtarken Bevölkerung nicht hinreichen würde und einen beträchtlichen Preis hat, ſo heizen die Einwohner meiſtens mit Stroh und Rohr ein und bedienen ſich des Holzes nur zum Bauen, zur Verfertigung von Hausgeräthen und auf dem Herde [2]). Weil in der Nähe von Debreczin keine Steinbrüche ſind, ſo ſind die Gebäude nur von Ziegeln, Backſteinen und Holz aufgeführt. Bei der Stadt iſt eine Salpeterſiederei. Der Boden um Debreczin iſt ſehr ſtark mit mineraliſchem Laugenſalz (ungriſch Székső) geſchwängert, welches hervorſchwitzt und die Oberfläche des Bodens in der Geſtalt einer feinen, weißlichen Erde bedeckt und von Zeit zu Zeit vor Sonnenaufgang geſammelt wird, woraus die Seifenſieder zu Debreczin eine Lauge bereiten, deren ſie ſich bei dem Sieden der berühmten Debrecziner Seife bedienen, die wegen ihrer Weiße und Leichtigkeit berühmt iſt, mit der Marſeiller Seife verglichen werden kann, ſtark verführt und von einigen Ärzten auch zu officinellem Gebrauche verordnet wird [3]). — Aus der Geſchichte von Debreczin ſind folgende Thatſachen anzuführen. Im J. 1567 wurde hier auf einer Synode die Augsburgiſche Confeſſion verworfen und die Helvetiſche eingeführt, nachdem bald nach Luthers und Zwingli's Reformation faſt alle Einwohner ſich zum Proteſtantismus gewendet hatten. Der Debrecziner Prediger Dévay, anfangs ein eifriger Anhänger Luthers und einer der erſten und vorzüglichſten Verbreiter von Luthers Reformation in Ungern (deswegen der ungriſche Luther genannt), ſpäter aber ein Anhänger Zwingli's, trug das meiſte dazu bei. Schon Schwartner bemerkte in ſeiner Statiſtik von Ungern, daß dem ſchwermüthigen Charakter der Magyaren mehr Zwingli's und Calvins als Luthers Lehrbegriff und Kirchenreform zuſagte. Lange Zeit, bis zum Anfang des 18. Jahrh., waren in Debreczin beinahe gar keine Katholiken. Unter Leopold I. wüthete auch in Debreczin (wie zu Eperjes) der berüchtigte Graf Caraffa ganz nach Willkür, ohne Auftrag der Regirung, mit ſpaniſcher Tortur und machte ſich unter andern das grauſame Vergnügen, ihm verdächtige Debrecziner Bürger durch bleierne Gewichte an den Füßen des in der Luft ſchwebenden Körpers zum Geſtändniß zu bringen. Deswegen wird auch noch heut zu Tage der derbe magyariſche Fluch, in welchem der Name Caraffa's vorkommt, „Beste lélek Caraffia," nirgend ſo häufig als in Debreczin gehört. Unter den in Debreczin gedruckten Werken zeichnet ſich als eine beſondere Eigenheit der magyariſchen Sprache aus eine im Jahr 1766 gedruckte Elegie vom Profeſſor Varjas (ſpr. Warjaſch), welche keinen andern Vokal enthält als e. Im J. 1770 war Kaiſer Joſeph II. in Debreczin, und ſein Andenken blieb den Einwohnern unvergeßlich. (*Rumy.*)

---

[1] Das Treiben und Leben zu dieſer Zeit iſt in Debreczin un- emein groß, ſo daß es zum Sprichworte geworden iſt: wer einer Weinleſe in der Hegyallya (bei Tokay) und einem Debrecziner Jahr- arkt nicht beiwohnte, hat von Ungern nichts geſehen. Man ſieht uf dieſen Debrecziner Jahrmärkten größtentheils ein orientaliſches, omadiſches Leben und wird zugleich an die türkiſchen Bazars er- nnert. Der Abſatz iſt vorzüglich mit Getreide, Vieh, Tabak, Speck und andern ungriſchen Landesprodukten, wie auch mit türkiſchen Produkten und Waren ungemein ſtark. Die Ordnung und ſtrenge Polizei, welche auf dieſen Jahrmärkten gehandhabt wird, iſt lobenswerth.

[2] Jeder Bürger erhält zu ſeiner Nothdurft Holz, nach dem Verhältniſſe ſeines Contributionsquantums. Wer 6 fl. contribuirt, bekommt eine Klafter. Die Waldungen werden gut erhalten und gewähren angenehme Spaziergänge.

[3] Dieſes ungriſche Natrum oder székső hat zuerſt Dr. Gabriel Pázmándy in einer eignen Abhandlung (Idea Natri Hungariae Veterum Nitri analogi. Viennae 1770. 76 p. 8.) beſchrieben. Später erſchienen darüber Aufſätze in den Pariſer Memoires des sciences, in den Abhandlungen der Berliner Akademie, von Rückert in dem patriotiſchen Wochenblatt für Ungern u. ſ. w. Man findet es auch am Neuſiedler- (Fertő) und Palitſcher See und an verſchiedenen andern Orten in Ungern in Menge.

Debris ſ. Garamantae.

DEBRÖ, ein ungriſches Dorf im Heveſcher Comitat des Königreichs Ungern, nicht weit von der biſchöflichen Stadt Erlau, zum Unterſchiede von Unterdebrö, das daneben liegt, Oberdebrö genannt, deſſen Bewohner jenen gelben Tabak in vorzüglicher Güte und Menge bauen, aus welchem der berühmte Debröer Schnupfſtabak bereitet wird. (*Gamauf.*)

DEBSTEDT, ein Kirchdorf im herzogl. Bremenſchen Amte Bederkeſa, in deſſen Bezirke ſich die Überreſte der Pipinsburg befinden, die entweder von Pipin ſelbſt oder von Karl dem Großen errichtet, und im letztern Falle von dieſem nach ſeinem Vater genannt wurde. Nahe dabei iſt ein großes, ſteinernes Denkmal, Bülzebedde genannt, welches die Benachbarten für das Grab eines berühmten alten Heerführers jener Zeit ausgeben. (S. Johann Vogt in Pratje's Altem und Neuem Bd. 8. S. 335 fgg.) (*Schlichthorst.*)

DEBURE, (de Bure), Guillaume François, Buchhändler zu Paris, wo er im Januar 1731 geboren war und den 15. Juli 1782 ſtarb, rühmlich bekannt als Bibliograph und Herausgeber einiger bibliographiſchen Werke, die bei manchen faſt unvermeidlichen Unvollkommenheiten zu den beſten in ihrer Art gehören. Zuerſt gab er unter dem Namen Rebude ein Museum typographicum, seu collectio, in qua omnes fere libri rarissimi notatuque dignissimi accurate recensentur. Par. 1755. 12. heraus, ein höchſt unvollkommener, jugendlicher Verſuch auf 43 Seiten, von dem nur 12 Exemplare gedruckt wurden. Nach langer Vorbereitung erſchien ſein (ſyſtematiſch geordnetes und überhaupt bequem eingerichtetes) Hauptwerk: Bibliographie instructive, ou traité de la connoissance des livres rares et singuliers. Paris 1763—1768. Vol. VII. 8. Damit iſt zu verbinden: Supplement à la bibl. instr., ou catalogue des livres du cabinet de M. L. J. Gaignat. Ib. 1769. Vol. II. 8. und die von Née de la Rochelle bearbeitete Bibl. instr. tom. X., contenant une table destinée à faciliter la recherche des livres anonymes qui ont été annoncés par Mr. Debure etc. Ib. 1782. 8. Debure hat durch dieſes Werk zur Verbreitung bibliographiſcher Kenntniſſe in Frankreich ſehr viel beigetragen, und weder die Kritiken Merciers de St. Léger (in den Mém. de Trévoux 1763 und einzeln), noch die Verunglimpfungen des Abbé Rive konnten ſein Verdienſt ſchmälern. Unter den Katalogen anſehnlicher Bibliotheken, die er herausgab, ſchätzt man beſonders den Catalogue des liv. de Mr. Girardot de Préfond. 1757. 8. und Cat. de la bibl. de feu Mr. le duc de la Valière. 1767. Vol. II. 8. *) (*Baur.*)

Deca. Mehre Zuſammenſetzungen damit ſ. unter Deka.

Decacera, *Blainville* (Mollusca) ſ. Decapoda.

DECACNEMOS (Paläozoologie), von δέκα — κνημός (zehn — Haarſchweif). In Beziehung auf die zehn gefranzten Arme hat der Leipziger Joh. Heinr. Linck ſchon im Jahre 1733 das ſpäter von Leach unter dem Namen Alecto (nicht Alecto Lamouroux's), und von de Lamarck unter dem Namen Comatula aufgeſtellte Geſchlecht von Stelleriden genannt, welches nämlich Linné wieder mit Asterias verbunden hatte. Ref. hat dieſe Benennung in einem frühern Werke beibehalten, geſteht jedoch zu, daß dieſe Benennung inſofern unpaſſend erſcheinen könne, als die durch Theilung der fünf Hauptarme entſtandenen zehn Arme ſich an ihrer Wurzel ſogleich noch weiter theilen können, wie es bei Comatula multiradiata *Lamk.* (Genus Caput Medusae Linck.) wirklich der Fall iſt. Schweigger, Miller, Leuckart, Goldfuß u. A. haben ſich ſeitdem Mühe gegeben, durch Zergliederung lebender Arten den organiſchen Bau dieſes Geſchlechts noch vollſtändiger darzulegen und es als eine vermittelnde Zwiſchenform zwiſchen den Stelleriden und Stylaſtriten zu bezeichnen, letzterer Autor aber noch insbeſondere, die foſſilen Arten vollſtändiger zu ſammeln und zu beſchreiben, welche wir daher, da ſie beim Artikel Comatula übergangen worden, hier nachtragen.

Char. gen. Corpus orbiculare; Abdomen membranaceum, orificiis oris centrali, ani excentrico proboscideo praeditum; in dorso columnae non radicatae, rudimentum brachiis auxiliaribus obvallatum. Brachia decem marginalia simplicia vel palmata et digitata, tentaculis articulatis pinnata. Sulci brachiorum serrati, cute obtecti.

Lebende Arten haben Lamarck acht, Leach und Rüppell noch zwei andere in ſehr verſchiedenen Meeren gefunden. Foſſile beſitzen wir fünf aus dem lithographiſchen Kalke der Juraformation im Pappeneimiſchen und am Libanon, und Defrance gedenkt och einer bisher nicht beſchriebenen Art, welche in den reide- und Tertiärformationen zugleich vorkäme.

---

*) Erſch's gel. Frankr. s. v. Bure. Biogr. univ. T. I. (von Beuchot). Eberts bibl. Lex. Derſelbe in Hermes Bd. 1 S. 144.

Wie dieſe Thiere im lebenden Zuſtande ihre Arme it dem untern Theile aufgerichtet tragen, ſo finden ir ſie auch im foſſilen Zuſtande und zwar gewöhnlich it allen ihren Theilen erhalten, nur daß jene Richtung häufigem Zerbrechen der Arme Veranlaſſung gegeben, ie dann oft unregelmäßig über einander liegen. Da ie Thiere im Leben außer Hornſubſtanz aus kohlenſau- em und etwas phosphorſaurem Kalke beſtehen, ſo iſt re vollſtändige Erhaltung durch dieſe Zuſammenſetzung egünſtigt worden. Der Bauch aber iſt von mehr hän- ger Beſchaffenheit, daher ſich dieſe Seite in der Regel icht ſo gut aus dem Geſteine ablöſt als die entgegen- eſetzte.

A. Species brachiis auxiliaribus longis sparsis.

1) *C. pennata.* C. brachiis simplicibus; tentacu- s aequalibus, tetragonis, elongatis alternis; brachiis uxiliaribus filiformibus longissimis.

Collini in Comment. elect. Palat. vol. III. p. 103. IV. fig. 6. Knorr Merkwürd. vol. I. tab. XI. fig. 1. ab. XXXIVa. fig. 1. vol. II. II. tab. L. I.

Pentacrinites vel *Caput Medusae.* Walch Na- urg. I. 145. 181. Schröt. Einleit. III. 377. No. 19.

Ophiurites pennatus v. Schlth. Petrefk. 326. b. XXVIII. fig. 1—4. Germar in Keferſt. Teutſchl. V. II. 89 ff.

Comatulithes mediterraneaeformis von Schlth. Nachtr. II. 47. *Krüg.* Nat. I. 181. Germar a. a. O.

Comatula mediterraneaeformis. Holl Petre- akt. 387.

Comatula pinnata. Goldf. Petref. 203—204. b. LXI. fig. 3.

Groß, doch der Körper iſt verhältnißmäßig ſehr lein und gewöhnlich noch verdeckt durch die zerbrochen iber ihn her liegenden Untertheile der bis 6 Zoll langen Irme, deren oberer Theil dann gerade iſt. Die Hilfsar- ne haben gegen 2 Zoll Länge und beſtehen aus langen, valzigen, am obern Ende verdeckten Gliedern, nebſt ünneren, fadenförmigen, kurzgliederigen Armen. Der Kelch iſt an der Bauchſeite mit fünf Rippengliedern, mit ihnlichen Furchen und Gelenkflächen, wie bei C. medi- erranea verſehen. Darauf folgen die zweiten Rippen- lieder. Die Schulterglieder tragen jedes zwei dünne, borſtenförmige Arme. Armglieder halbwalzig, 1 Linie lang und dick, innen an beiden Rändern der Furche mit einer verlängerten Spitze, an deren Baſis die Gelenkflächen zum Anſatze der Tentakeln ſind. Dieſe ſind 1¼ Zoll lang, wechſelſtändig, jedoch oft 1—2 Glieder überſpringend, borſtenförmig, in der Mitte der Arme am längſten, aus langen, faſt vierſeitigen Gliedern gebildet, an deren innerer Seite nämlich die Fortſetzung der Armfurche; an den drei andern ebenfalls ſchwache Furchen ſind.

In den Samlungen zu Heidelberg, Bonn, v. Münſters zu Baireuth, v. Schlotheims zu Grätz, Florenz u. ſ. w. Aus dem lithographiſchen Kalke der Juraformation zu Solenhofen.

2) *C. breviciliata Ehrenb.* Dieſe Art, welche Ehrenberg vom Libanon mitgebracht, habe ich im Berliner Muſeum geſehen. Sie iſt weder beſchrieben noch unterſucht, gehört jedoch, wenn ich nicht irre, mit der vorigen Art, der ſie im Habitus gleicht, in dieſelbe Abtheilung. Sie findet ſich ebenfalls mit Seefiſchen und Ophiuren in einer dem Pappenheimer ganz ähnlichen Geſteinart, wol auch aus gleicher Formation.

B. Species brachiis auxiliaribus minutis, ad costas quinque radiantes affixis.

3) *C. tenella.* C. brachiis simplicibus; tentaculis aequalibus oppositis; brachiis auxiliaribus brevissimis, costis quinque dorsalibus affixis.

C. tenella. Goldf. Petref. 204. taf. LXII. fig. 1.

Astrophyton (*Euryale*) *minutum.* Bronn in v. Leonh. Zeitſchr. 1828. S. 614.

Klein, der Körper ſtets nur von der Rückenſeite ſichtbar, verhältnißmäßig gegen die Arme groß, 1 Linie breit, über die Geſteinfläche hervorſtehend und durch fünf erhabene Rippen in Felder abgetheilt, welche gewölbt und in der Mitte gekielt ſind. Die Rippen laufen von einer kreisförmigen Fläche des Mittelpunktes (entſprechend der Inſertionsſtelle des Stieles) aus und ſind von beiden Seiten mit ſehr zarten, fadenförmigen, aber ſelten ſichtbaren Hilfsarmen beſetzt. Die fünf Arme ſind 6—8 Linien lang, ſitzen am Ende dieſer Rippen und haben nur ein Armglied, wonach ein verlängert dachförmiges Glied die zwei Hände trägt. Arme und Hände mit walzig-dreiſeitigen, an den Enden verdeckten und an jeder der zwei Seitenflächen durch eine tiefe Längenfurche ausgehöhlten Gliedern verſehen, wovon die innere Seite nie ſichtbar iſt. Am obern Ende jedes Arm- und Fingergliedes ſind gewöhnlich zwei gegenüber ſtehende, borſtenförmige Tentakeln, doppelt ſo lang als das Glied ſelbſt.

In den Samlungen zu Heidelberg, zu Bonn, Gr. v. Münſters zu Baireuth u. ſ. w. Wird mit C. pennata gefunden.

4) *C. pannulata.* C. brachiis simplicibus; tentaculis brevibus geminatis a basi, aliisque longissimis filiformibus a medio ad apicem usque brachiorum alternis; brachiis auxiliaribus brevissimis, costis quinque dorsalibus affixis.

Bajeri oryt. nor. tab. VIII. fig. 4. Suppl. tab. VII. fig. 2—6. Knorr Merkwürd. I. tab. XI. fig. 2—9.

Decactis? Walch Naturg. I. p. 145—147. II. II. 293.

Parkins. org. rem. III. tab. I. fig. 15.

< *Asteriacites filiformis.* v. Schlth. Taſchenb. VII. 68.

< *Ophiurites filiformis.* v. Schlth. Petref. 326.

Asteriacites pannulatus. — — 325.

Ophiurites decafilatus. (v. Schlth. ib. 326?) Germar in Kef. Teutſchl. IV. II. 89 ff.

Euryale Bajeri. *König* ic. sect. no. 27.

Comatula pectinata. Goldf. Petref. 205. tab. LXII. fig. 2. (non *Ast. pectinata Linn.*).

Kleine Art, jedoch mit erbſengroßem, 1½ Linien breitem Körper, welcher zuweilen mit der Bauchfläche erſcheint. Arme oft emporgerichtet und zwiſchen dem fünfeckigen Mund (?) und der Peripherie des Körpers eingefügt. Auch hier bemerkt man eine kleine, runde Scheibe in deſſen Mittelpunkt, von welcher fünf Rippen über den Körper ausgehen, mit ſehr zarten, fadenförmigen Hilfsarmen beſetzt. Arme gegen 1 Zoll lang. Arm- und Handglieder ebenfalls wie bei C. tenella, doch an der untern Hälfte alle nur mit gepaarten, pfriemenförmigen Tentakeln, ſo lang als dieſe Glieder ſelbſt, die der obern mit ausſetzend-alternirenden, langen, borſtenförmigen Fingern, deren Enden bis gegen die Spitze der Hand reichen und welche ohne Tentakeln ſind. Enden der Arme gewöhnlich in einen Ring zuſammengerollt.

In den Samlungen zu Bonn, v. Schlotheims, v. Münſters u. ſ. w. Wird mit voriger Art gefunden[1]).

5) *C. filiformis.* C. brachiis simplicibus; tentaculis brevissimis gemmatis aliisque longissimis filiformibus a basi ad apicem usque brachiorum alternis; brachiis auxiliaribus brevissimis, costis quinque dorsalibus affixis.

C. filiformis. Goldf. Petref. S. 205. tab. LXII. fig. 3.

> *Ophiurites filiformis?* v. Schloth. Petrefakt. 326.

Größe, Körper, Arme, Hilfsarme, Tentakeln wie bei der vorigen Art, nur daß die langen, fadenförmigen Finger ſchon am erſten Handgliede beginnen, dann abwechſelnd bis zu deren Mitte auf jedem dritten, und von da bis zur Spitze auf jedem zweiten Gliede ſtehen. Die Mitte des Rückens mit den von da auslaufenden Rippen erſcheint wie eine erhabene, ſternförmige Scheibe. Das Ende der Arme iſt gewöhnlich ringförmig eingerollt.

In den Samlungen zu Bonn, v. Münſters zu Baireuth u. ſ. w. Vorkommend mit voriger Art.

Der von Defrance in Kreide und Tertiärgebirgen aufgeführten Art haben wir ſchon oben gedacht. Auch in Luyds Samlung glaubte man Reſte aus dieſem Geſchlechte bemerkt zu haben, was ſich aber nach Parkinſon nicht beſtätigt[2]). (*H. G. Bronn.*)

DECACTIS (Zoologie, Paläozoologie), Zehnſtrahl, nannte Linck eine lebend gefundene, zehnſtrahlige Aſterie, die er ſogar zu einem eignem Geſchlechte erhob. Bajer und Walch aber rechneten irrig zu demſelben Geſchlechte, ihrer zehn Arme wegen, die im Solenhofer Jurakalkſchiefer vorkommenden Comateln, namentlich mit Beziehung auf die Abbildungen bei *Bajer* monum. tab. VII. fig. 3. u. Knorr Merkwürd. I. tab. XI. fig. 7. (Comatula pectinata *Goldf.*), die aber zu Lincks Genus Decacnemos gehören, worüber dieſer Artikel zu vergleichen iſt *). (*H. G. Bronn.*)

DECADIA. Eine von Loureiro geſtiftete Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 13. Linnéſchen Klaſſe und wahrſcheinlich aus der natürlichen Familie der Eläocarpeen. Char. Der Kelch dreiblättrig, ſtehenbleibend, mit rundlichen, ungleichen Blättchen; zehn, meiſt geſägte, faſt gleiche Corollenblättchen; die Staubfäden *an der* Baſis der Corollenblättchen eingefügt, mit *rundlichen,* zweilappigen Antheren; der Griffel fadenförmig, mit dicker Narbe; die kleine Steinfrucht ſteht über dem Kelche und hat eine dreifächerige Nuß. Die einzige bekannte Art, *D. aluminosa* Lour. (Fl. coch. p. 385, Arbor aluminosa Rumph. amb. III. p. 160. t. 100, *Arbor Bobu* dicta Burm. zeyl. p. 26.), in den Wäldern von Cochinchina und auf den moluckiſchen Inſeln einheimiſch, iſt ein mäßig hoher Baum mit eiförmig-ablangen, *geſägten,* glatten Blättern und weißen, in den Blattachſeln und am Ende der Zweige ſtehenden Blüthentrauben. Die Cochinchineſen, welche dieſen Baum Deung-sé nennen, bedienen ſich ſeiner Rinde und Blätter anſtatt des Alauns beim Rothfärben. (*A. Sprengel.*)

DECANUS heißt im Allgemeinen der Vorſteher von zehn Perſonen. An dieſe Anzahl kehrte man ſich nachher nicht genau, und belegte mit dieſem Namen auch den Vorſteher eines geringeren oder größeren Perſonals, ſei es, daß er deſſen Anführer oder Vorgeſetzter, oder nur der Leiter ihrer Angelegenheiten und Geſchäfte war. Beim Militär war Decanus (δέκαρχος) eben das, was Decurio; **Dekanie** und **Dekurie** waren gleichbedeutend. Am oſtrömiſchen Kaiſerhofe hießen eine Art von Hofbedienten, deren man ſich zur Ausführung von allerhand Aufträgen bediente, **Dekane**, wahrſcheinlich weil Dekane von der Leibwache zu dieſem Amte genommen wurden (*Cod. Justin.* XII, 27. leg. 1. 2. *Cod. Theod.* VI, 33. 1.). **Dekane** hießen zu Conſtantinopel auch die Vorſteher der Geſellſchaft, welche die Beerdigungen und Leichenbegängniſſe zu beſorgen hatte (*Cod. Justin.* I, 2. leg. 4. 9. *Justin. Novell.* 59.). Im mittelalterlichen Latein hießen **Dekane** die Richter in minder wichtigen Streitigkeiten unter zehn Familien, die den engſten Kreis der damaligen bürgerlichen Ordnung ausmachten. So bei den Angelſachſen, welche in **Tithings** und **Hundrede** (das Hundred aus zehn Tithings beſtehend) eingetheilt waren. Der Vorſteher des Hundred hieß **Hundredar**, der Vorſteher des Tithing **Borſholder**; Decanus Friborgi (der zehn Freibürger, freien Hausväter) heißt er in den Geſetzen Eduard des Bekenners. — Derſelbe Titel wurde nachmals auch zur Bezeichnung einer kirchlichen Würde gebraucht. Was in den Klöſtern bei den Mönchen der Prior, das war in den Stiftern bei den Kanonikern der **Dekan**, der Vorſteher des Kapitels.

---

[1] Wir glaubten den ältern Schlotheimſchen Namen, obſchon er ohne Beſchreibung und Diagnoſe gegeben worden, deswegen wieder herſtellen zu müſſen, weil Lamarcks Com. Mediterranea (C. fimbriata *Mill.*) von Linné ſchon Asterias pectinata genannt worden war.

[2] Literatur. *Joh. H. Linck* de stellis marinis liber singularis. Lips. 1733. fol. p. 53 u. 58. *Bajer* Oryctographia Norica. *Bajer* Monimenta rerum petrificatarum, praecipue Oryctographiae Noricae supplementi loco adjungenda. Norimb. 1757. fol. tab. VII. Knorr Samlung von Merkwürdigkeiten der Natur und den Alterthümern des Erdbodens. Nürnberg. fol. Vol. I. (1755) tab. XI. u. XXXIV a; vol. II. ii. tab. I. i. Walch Die Naturgeſchichte der Verſteinerungen. I. 1773. fol. 145—147. 181. II. ii. (1769). fol. 104 ff. 298. 301. Schröter Vollſtändige Einleitung in die Kenntniß der Steine und Verſteinerungen. Altenburg. 4. III. (1778). S. 377. *C. Collini* Description de quelques Encrinites etc. in Historia et Commentationes Academiae elector. Palatinae scientiarum. vol III. phys. (Mannh. 1775. 4.) p. 69—105. tab. I—IV. *Parkinson* Organic remains of a former world. 1811. 4. vol. III. v. Schlotheim in v. Leonhard Taſchenbuch f. Mineralogie. 1813. VII. 68. *Leach* Zoological Miscellanies. London. 8. II. (1815). 61. *de Lamarck* Histoire naturelle des Animaux sans vertebres. Paris. II. (1816). 530—535. v. Schlotheim die Petrefaktenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte. Gotha. 8. I. (1820). 325—327. tab. XXVIII. fig. 1—4; Nachtrag II. (1823) 45—51. *Parkinson* Oryctology. London 1822. 8. p. 101. *Miller* A natural history of the Crinoidea. Bristol 1822. 4. p. 123—133. (beſchreibt dieſes Genus noch mehr im Detail). *Defrance* Tableau des corps organisés fossiles. Paris 1824. 8. p. 102. (*König*) Icones fossilium sectiles. Centuria prima. (London 1825). no. 27. Krüger Urweltliche Naturgeſchichte der organiſchen Reiche. Quedl. u. Leipz. 1825. I. 180—181. H. G. Bronn Syſtem der urweltlichen Pflanzenthiere. Heidelb. 1825. Fol. S. 67. Germar über die Verſteinerungen von Solenhofen, in Keferſteins Teutſchland ꝛc. Weim. IV. ii. (1826) 89—107. F. S. Leuckart Einiges über das Aſteroidengeſchlecht Comatula, in Heuſingers Zeitſchr. f. organ. Phyſik III. 1828. S. 375—391 u. 478—480. H. G. Bronn Notiz über die Verſtein. des lithograph. Kalkes im Pappenheimiſchen, in v. Leonhards Zeitſchrift 1828. S. 608—616. F. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dresden 1829. 12. S. 386. Goldfuß Abbildung u. Beſchreibung der teutſchen Petrefakten. Fol. 3. Liefr. 1831. S. 201—205. tab. LXI—LXII.

*) Vergl. *J. H. Linck* de stellis marinis liber singularis. Lips. 1733. fol. p. 41. *Bajer* monimenta rerum petrificatarum etc. Norimb. 1757. tab. VII. fig. 3. Walch die Naturgeſchichte der Verſteinerungen ꝛc. II. ii. (1796. Fol.) 293—295.

Davon ſind die **Domdechanten** noch übrig. Von den Stiftern ging dann dieſer Titel auf die Univerſitäten über, bei denen ihn der jedesmalige Vorſteher einer Fakultät führt (ſ. Domstifter und Universitäten). Dekan eines Biſchofs (Decanus episcopi oder ruralis) heißt der Geiſtliche, welchen in einem Bezirk der Biſchof zu ſeinem Stellvertreter, als Aufſeher über die Geiſtlichen, ernennt. In England heißt der Biſchof von London Dekan des Erzbiſchofs von Canterbury. Auch in proteſtantiſchen Ländern iſt ſonſt der Titel Dekan übrig, und ſo viel als in andern Ländern ein geiſtlicher Inſpector oder Superintendent.

Dekane nannte man auch in der ägyptiſchen Aſtrologie 36 Untergötter, nach der Eintheilung des Thierkreiſes in 36 Theile. Jedes Zeichen war nämlich in 3 Theile, jeder von 10 Graden, eingetheilt, und in jedem ſolchen Gradtheile regirte einer von jenen Göttern. Bei Firmicus (2, 4.), Origenes u. A. werden die Namen derſelben verſchieden angegeben. Nach ihnen wurde bei der Geburt das Prognoſtikon geſtellt. (S. *Dupuis* orig. de tous les cultes VII. 89—150. *Salmas.* de annis climact. 842.) (*H.*)

DECAPITANI, Carl' Antonio, geſtorben als Pfarrer zu Viganò am 7. Sept. 1820 im 49. Jahre ſeines Alters, galt für einen Kenner der Landwirthſchaft. Unter mehren Schriften, die er über den Landbau herausgegeben hat, zeichnet ſich beſonders ſein Werk, betitelt: Sull' agricoltura particolarmente dei paesi di collina. Discorsi teoretico-pratici ad uso dei possidenti, dei fittajuoli e dei contadini. Milano, b. Silveſtri. 1815. 3 Bände. in 8. aus. Die darin enthaltenen Lehren, die oft auf eigenen Verſuchen beruhen und namentlich in Betreff der Seidenzucht wichtig ſind, beziehen ſich zunächſt auf die Umgegend ſeines Wohnorts, die ſogenannte Brianza, einen hügelreichen Theil des Mailändiſchen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DECAPODA, *Ferussac* (Mollusca). Die zweite Familie der Cephalopoden nach **Orbigny**, ausgeſondert aus der Gattung Sepia **Linné's**, entſprechend den Cephalopodes non testacés, Sépiolés oder Sepiaires **Lamarcks**, den Decacera **Blainville's**, umfaſſend die Familie Sepiolidea und Sepiidea **Leach's**. — Die Kennzeichen ſind folgende: Der Körper iſt im Allgemeinen in die Länge gezogen, cylinderförmig; er iſt von einem dicken Sack umgeben, der mit floſſenartigen Ausbreitungen Behufs des Schwimmens verſehen iſt, die nach Geſtalt und Stellung ſehr abändern. Der deutlich geſonderte Kopf hat oben zehn Arme, von welchen acht aufſitzen, die borſtenartig verdünnt, kürzer als bei der Familie Octopoda und ihrer ganzen innern Länge nach mit Saugnäpfen beſetzt ſind; die beiden andern Arme ſind viel länger, geſtielt, ſtehen außer der Reihe und haben meiſt nur auf ihrem breitern Endtheil Saugnäpfe, ſie können im Zuſtande der Ruhe in den Leibesſack zurückgezogen werden. Bei mehren Gattungen findet ſich im Innern des Rückens ein knorpel- oder kalkartiges Schalenrudiment. **Orbigny** theilt (Annales des Sciences naturelles VII. 147.) dieſe Familie folgendermaßen ein.

A. Mit partiellen Floſſen, welche entweder nach hinten zu oder faſt auf dem Rücken ſtehen.

a) Die Floſſen am Schwanze (Familie: Sepiolidea, *Leach*). Gattung: Cranchia, *Leach.*

b) Die Floſſen ſeitlich nach dem Rücken; von einander entfernt. (Familie: Sepiolidea, *Leach*). Gattung: Sepiola, *Leach.*

c) Die Floſſen am Körperrande ſeitlich ſtehend, dreieckig oder rhomboidal (Fam. Sepiidea, *Leach*).

1) Die Maſſe der geſtielten, manchmal auch der aufſitzenden Arme mit Saugnäpfen und hornigen Krallen beſetzt. Gattung: Onychotheutis, *Lichtenstein.*

2) Die Saugnäpfe an einem Theile ihres Umkreiſes mitunter mit Zähnen oder Höckern beſetzt, doch ſind keine Krallen vorhanden. Gattung: Loligo, *Lesueur.*

B. Die Floſſen erſtrecken ſich am ganzen Sack herab (Familie: Sepiidea, *Leach*). Gattung: Sepiotheutis, *Blainville.* (*D. Thon.*)

DECAPODA, *Latreille* (Crustacea). Eine Ordnung der Krebſe, oder wie man ſie in der neuern Zeit genannt hat, der Cruſtaceen, in der Section Malacostraca, von den meiſten Syſtematikern angenommen, aber mehr oder weniger abweichend eingetheilt. Sie umfaßt diejenigen Thiere, die man vorzugsweiſe Krebſe nennt, und unterſcheidet ſich durch folgende Kennzeichen. Der Kopf eng mit dem Bruſtſtück (Thorax) verbunden, unter einer gemeinſchaftlichen Schale (Schild, test oder carapace der Franzoſen), welche an den Seiten die Kiemen bedeckt; die Augen ſtehen auf einem beweglichen Stiel; vier, meiſt borſtenartige Fühler, von denen die mittlern in zwei oder drei Fäden getheilt ſind; zehn Füße; die eigentlichen Kiefern und die Kieferfüße bilden zuſammen ſechs Paar, die unter einander ſehr abweichend geſtaltet ſind; alle eigentlichen oder Haupteingeweide liegen unter dem Rückenſchilde.

Der Kopf iſt kaum durch etwas anderes von dem Leibe oder Rumpfe unterſchieden, als durch Fühler, Augen, Mund. Der mit demſelben ganz verwachſene Leib hat Ähnlichkeit mit dem Thorax der Inſekten, indem an ihm die eigentlichen Füße (Gangfüße) befeſtigt ſind, er umſchließt aber die Haupteingeweide, indem der Hinterleib, wie bei den Inſekten, aus Ringen beſtehend, nur den hintern Theil des Darmkanals enthält, an ihm auch nur Afterfüße ſitzen.

Die Fühler ſind aus zahlreichen Gliedern zuſammengeſetzt, ſtehen ſehr beweglich am vordern Theile des Kopfes, aber in keiner Beziehung zum Munde. Sie liegen in einer Reihe neben einander, daher der Ausdruck mittlere und äußere, oder ſeitliche. Die letzteren liegen bald außerhalb, bald innerhalb der Augen, oder ſitzen auch unter dieſen. Jeder Fühler beſteht aus Stiel und Faden. Jener beſteht aus drei oder vier Stücken, ſehr verſchieden in Geſtalt und Länge, oft mit blattartigen Anhängſeln verſehen. Die Glieder des Fadens ſind alle gleichförmig gebildet. An der Baſis der äußern Fühler ſitzt ein kleiner, rundlicher oder faſt dreieckiger Körper, der bei den Brachyuren (kurzſchwänzigen) ſteinartig, bei den Macrouren (langſchwänzigen) etwas häutig iſt (ſiehe unten Gehör). Baſter hat noch an den Fühlern des Hummers eine Menge kleiner Öffnungen bemerkt, deren Zweck man nicht kannte (ſiehe unten Geruchsſinn). Die äußern Fühler ſind in der Regel länger, oft viel länger als die innern, welche meiſt ganz kurz ſind.

Es finden ſich nur zwei zuſammengeſetzte Augen vor, auf deren oberer Fläche man zahlreiche Facetten bemerkt (Röſels Inſektenbeluſtigung. III. t. 55. f. 4.). Sie ſitzen, wie angegeben, auf beweglichen Stielen, welche in einer eigenen Grube liegen, meiſt einfach cylindriſch und bald nur ſo lang als das Auge, bald ſehr viel länger ſind. Bei einigen Brachyuren ſind die ſehr langen Augenſtiele an den Seiten eines Vorſprungs des vordern Kopfrandes eingeſetzt und paſſen in eine Querfurche dieſes Vorſprungs, wie bei Gonoplax, Gelasimus, Podophthalmus. Manchmal reichen die Stiele über die Augen hinaus, ſo daß dieſe an ihrer Seite ſitzen, und der vorragende Theil endigt dann in eine Spitze oder in einen Haarbüſchel ꝛc. Die Augen ſelbſt ſind in der Regel mehr oder weniger kugelig.

Der Mund liegt immer an der untern Kopfſeite, und die ihn conſtituirenden Haupttheile bewegen ſich wie bei den Inſekten ſeitlich. Die Theile zeigen hinſichtlich der Größe und Form viele Abweichungen, und einige der äußerſten gleichen oft ganz Füßen, deren Stelle ſie auch zum Theil vertreten. Am Munde iſt zuerſt die Mundöffnung (ouverture buccale der Franzoſen) zu beachten, welche theils ein regelmäßiges Viereck, theils ein Trapezium oder Dreieck darſtellt.

Die Brachyuren haben 1) eine querſtehende, mit dem vordern Rande der Mundöffnung zuſammengelenkte Oberlippe (Lefze); 2) ein paar Mandibeln oder zur Seite liegende, dicke, ſtarke, zuſammengedrückte, innen ſchneidende Stücke, welche auf ihrer Rückenſeite, und am Punkte ihrer Einlenkung, einen Anhang oder Palpe, aus drei Gliedern beſtehend, tragen; 3) eine dünne, blätterige, geſpaltene Zunge, welche gegen die hintern Baſis der Mandibeln geſtellt iſt; 4) ein erſtes Paar häutiger Kiefern (Maxillen), welche tief gelappt und am Rande gefranzt ſind, keine Palpen haben und auf der untern Fläche der Kiefern aufliegen, im Allgemeinen aber den bei den käferartigen Inſekten vorkommenden Maxillen ſehr ähnlich ſind; 5) ein zweites Paar ſolcher palpenloſen Kiefern, welche auf den erſtern liegen, gleichfalls häutig abgeſtutzt und gefranzt ſind; 6) ein drittes Paar häutiger Kiefern (erſtes Paar Hilfskiefern Savigny, innere Kieferfüße Desmareſt), außen mit einer Palpe (Palpus flagelliformis *Fabricius*) verſehen, welche aus einem langen Stiele beſteht, auf deſſen Ende ein kleines, gebogenes, borſtenartiges, vielgliederiges Stück ſteht; 7) ein viertes Paar Kiefern (zweites Paar der Hilfskiefern Savigny, mittlere Kieferfüße Desmareſt), welche aus einem gewöhnlich ſchmalen, zuſammengedrückten, nicht häutigen, wie die Füße aus ſechs Gliedern beſtehenden Stamm und einer äußern, peitſchenförmigen Palpe beſtehen, der der vorigen Kiefern ähnlich, aber deutlicher; 8) ein letztes Paar Freßwerkzeuge (äußere Kiefern Fabricius, äußere Kieferfüße Latreille, Pedipalpen Leach), welche, wie die vorigen, aus zwei Theilen beſtehen, von welchen der innere, hornartig zuſammendrückt, in ſechs Glieder getheilt iſt, von denen das zweite und dritte viel größer als die übrigen, die letztern aber klein ſind; der äußere Theil iſt eine Palpe, der der beiden vorhergehenden Kieferpaare ähnlich.

Savigny betrachtet dieſe drei paar äußere Kiefern als zu Freßwerkzeugen modificirte Füße, und ſtützt ſich hinſichtlich dieſer Meinung darauf, daß die Palpen, mit denen ſie verſehen ſind, den fadenförmigen Organen analog ſeien, wie man ſie an den vordern Füßen mehrer Entomoſtraceen findet, daß die beiden äußern derſelben ganz wie eigentliche Füße gegliedert ſind und auch aus ebenſo viel Stücken beſtehen, daß jener die Baſis derſelben ganz wie die der eigentlichen Füße als Anſatzpunkt für die Kiemen dient ꝛc. Nach demſelben Naturforſcher würden daher alle echten Cruſtaceen ſechzehn Füße haben und unter einander nur in der Zahl derjenigen abweichen, welche die Stelle der Kiefern vertreten *).

Bei den Krabben (kurzſchwänzige Krebſe, Gattung Cancer, Podophthalmus etc.) ſind die äußern Kieferfüße immer ſehr deutlich. Sie ſchließen den Mund unten und bedecken den ganzen Raum der Mundhöhle. Das zweite Stück ihres innern Stammes, das größte von allen, legt ſich meiſtens mit ſeinem innern Rande gegen den entſprechenden des entgegengeſetzten Stückes aber manchmal ſtehen dieſe beiden Stücke auch aus einander und laſſen einen dreieckigen Raum zwiſchen ſich. Das dritte Stück iſt viel kleiner, bald viereckig, bald dreieckig, trapezoidal oder länglich, und ſeine Spitze oder innerer Rand hat eine Ausrandung für das Gelenk des vierten Gliedes, mit welchem es an den beiden letztern angeheftet iſt.

---

*) Um nicht zu weitläufig zu werden, müſſen wir die weitere Ausführung dieſer Analogien übergeben und auf den Aufſatz in Savigny's Werk Bd. III. verweiſen ſowie auf Carus Urtheile über Knochen- und Schalengerüſtes ꝛc. hinſichtlich der Sache ſelbſt auf die Abbildung zu Art. Cruſtacea.

Das zweite und beſonders das dritte Glied der äußern Kieferfüße ſind diejenigen, welche am meiſten hinſichtlich der Form abändern und deshalb am gewöhnlichſten zur Unterſcheidung der Gattungen der Brachyuren benutzt werden. Faſt die meiſten Schriftſteller nennen erſtes Glied dasjenige, welches wir hier, nach Savigny, als das zweite bezeichnet haben, und zweites das, welches wir drittes nannten. Dieſer Unterſchied im Zählen der Glieder kommt daher, daß das gedachte erſte Glied ſehr klein und oft mit dem folgenden verwachſen iſt und deshalb leicht dem Beobachter entgeht.

Bei den Makrouren weichen die Mandibeln und die beiden erſten echten, häutigen, gelappten Kiefern wenig von den eben beſchriebenen Formen ab; aber die Kieferfüße, beſonders die des äußerſten Paares, ſind lang, prismatiſch, ſtark, die letzten Glieder derſelben faſt ſo ſtark, als das zweite und dritte, und die Ähnlichkeit dieſer Theile mit den eigentlichen Gangfüßen iſt unbeſtreitbar. Bei den Gattungen Pasiphaë und Mysis dienen ſie ganz deutlich als Gangfüße.

Außer dem Munde, den Augen und den Fühlern iſt der Kopf mehrer Dekapoden, oder richtiger geſagt, der Theil der Schale, der ihm angehört, mit mancherlei Verlängerungen verſehen, denen man, je nach ihrer Geſtalt, verſchiedene Namen gegeben hat. Bei Brachyuren und Makrouren iſt der Theil des Schildes zwiſchen den Augen mehr oder weniger verlängert und erhält den Namen Schnabel (rostrum). Dieſer iſt bald mehr, bald weniger groß, bald ſehr lang und kegelförmig und ungeſpalten, wie bei der Gattung Leptopodia, bald ſehr lang, kegelförmig und geſpalten, wie bei Macropodia, oder kurz und geſpalten bei der Gattung Maja, bei andern, z. B. Palemon und Peneus, ſehr zuſammengedrückt, ſehr lang, auf beiden Seiten ſägezähnig, dagegen kurz und ſcharf ſtachelig, wie bei Astacus und Palinurus.

Bei der Gattung Anceus iſt der Kopf der Männchen mit zwei großen Verlängerungen verſehen, welche Mandibeln ähnlich ſind, obgleich ſie die Funktion derſelben nicht haben. Der Kopf des männlichen Branchipus hat ebenfalls zwei große, bewegliche Verlängerungen, deren Form ziemlich denen der Mandibeln des Lucanus cervus gleicht, die aber dazu beſtimmt ſind, das Weibchen bei der Begattung zu erfaſſen, zu welchem Endzweck zugleich zwei ſpiralförmig zuſammengewundene, trompetenförmige, zwiſchen und unter jenen liegende Organe dienen. Die erſten jener beiden Verlängerungen finden ſich zwar auch bei den Weibchen, doch viel einfacher und nicht ſo groß, und die beiden andern fehlen.

Wenn der vordere Rand des Kopfes nicht ſo ſchnabelförmig verlängert iſt, ſo wird der Raum, welcher die Augen von einander trennt, Stirn (frons) und manchmal Schild (clypeus) genannt. Die Stirn iſt beſonders bei den Krabben und andern Brachyuren merkwürdig, wo ſie bald gerade, bald bogenförmig, bald ganzrandig, gelappt, ausgerandet oder gezähnt iſt. Dieſer Theil endigt ſich meiſtens an den Seiten am innern Rande jedes Augenbogens oder der Höhle, in welcher das Auge liegt, manchmal aber breitet er ſich bis an die vordern Winkel der eigentlichen Schale; wenn nämlich die langeſtielten Augen in einer Furche lagern, welche unter ſeinem Rande hinläuft, dann trit die Mitte, wie bei den Gattungen Gonoplax, Gelasimus und Ocypode nach vorn vor und bekommt ungefähr das Anſehen, wie das Schild bei der Käfergattung Goliath.

Der Körper der Dekapoden beſteht, wie wir ſchon angegeben haben, aus einem vordern Theil, dem eigentlichen Körper, an welchem auch die Gangfüße ſitzen, und einem hintern Theil, dem Hinterleib, gewöhnlich Schwanz genannt.

Der eigentliche Körper beſteht unten aus verſchiedenen Stücken, oben aber nur aus einem einzigen, welches Schild oder Schale (testa) genannt wird.

Dieſe Schale bedeckt den ganzen Körper der Brachyuren, unter den der Hinterleib eingebogen iſt. Sie iſt feſt in zwei Punkten ihrer Mitte mit Anhängen der untern oder Bruſtſtücke verbunden, welche ſie gleichſam wie Pfeiler ſtützen, oder den Stücken zu vergleichen ſind, welche bei Geigen den obern und untern Bogen auseinander halten; der ganze untere und vordere Theil hängt feſt mit den Mundtheilen und den vordern Abſchnitten der untern Körperſeite zuſammen, aber an den Seiten iſt die Verbindung der Stücke ſo weit aufgehoben, daß zwei Spalten entſtehen, welche in die Höhlungen führen, in denen die Kiemen liegen. Die allgemeinen Formen dieſer Schale ſind nach den Gattungen ſehr verſchieden; derſelbe Fall gilt in Bezug auf die Wölbung der Schale, welche vom faſt Flachen bis zu einem Kugelabſchnitt ſteigt. Ihren Umkreis hat man zur Erleichterung der Beſchreibung in verſchiedene Gegenden eingetheilt: 1) Vorderrand oder Stirn heißt der zwiſchen den beiden Augen befindliche Rand; 2) ſeitliche Vorderränder werden diejenigen genannt von den Augen bis an einen Vorſprung der Schale, welcher Seitenwinkel heißt; 3) Seitenränder nennt man ſie überhaupt, wenn dieſer Winkel nicht vorhanden oder ſo weit nach vorn gerückt iſt, daß die beiden Seiten der Schale faſt gerade und unter einander parallel ſind; 4) ſeitliche Hinterränder, der Theil an jeder Seite, der ſich vom Seitenwinkel bis an den Hinterrand erſtreckt; 5) Hinterrand, das hintere Ende der Schale, welches in einer Querlinie unmittelbar an das erſte Hinterleibsglied anſtößt.

Jeder dieſer verſchiedenen Ränder iſt je nach Gattung und Art auf mannigfaltige Weiſe geformt, bald ausgerandet, gezähnt, gefaltet, mit Spitzen verſehen ꝛc.; ebenſo ſind die Seitenwinkel bald mehr oder weniger verlängert, haben eine verſchiedene Richtung und verſchwinden bei kugelförmigen Thieren ganz.

Der Geſamtumriß der Schale hat ebenfalls verſchiedene Formen. Er iſt mehr oder weniger kreisförmig, nach Länge oder Breite oval, halbkreisförmig, viereckig, trapezoidal, dreieckig, herzförmig ꝛc. Die Oberfläche iſt bald glatt, ſelbſt glänzend, bald chagrinartig körnig, runzelig, warzig, ſtachelig, mit allerlei ſonderbaren Auswüchſen beſetzt ꝛc.

Wie unregelmäßig auch die Erhöhungen der Schale an ſich ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch, namentlich bei den Brachyuren, dergeſtalt eigenthümlich vertheilt, daß die verſchiedenen Erhöhungen, welche ſich auf dem Schilde finden, einem beſtimmten, unter ihm liegenden Eingeweide entſprechen, worüber das Nähere ſich in den Erklärungen zu den zum Artikel Crustacea gehörigen Abbildungen findet. Dieſe Stellen weichen je nach den verſchiedenen Gattungen in der Bildung ab. Bei einigen verſchwinden ſie faſt ganz, ſind kaum zu unterſcheiden, indeſſen ſie bei andern ſehr ſtark hervortreten. Hauptſächlich iſt es die Magengegend, welche bei der größern Anzahl ſehr entwickelt iſt und auf derſelben Querlinie, wie die vordern Lebergegenden, erſcheint, bei einigen Gattungen aber, z. B. Inachus, Maia ꝛc. ſpringt ſie nach vorn vor und trägt dazu bei, dem Körper eine dreieckige Form zu geben. Die Gegend der Geſchlechtstheile iſt im Allgemeinen auch ſehr deutlich entwickelt und verlängert ſich faſt immer nach dem Mittelpunkte der Magengegend, eine Art Spitze bildend, welche dieſe in zwei Theile zu theilen ſcheint. Ebenſo wird auch die Herzgegend beſtändig ſichtbar und immer an derſelben Stelle, nämlich etwas hinter dem Mittelpunkte des Schildes, und nur bei der Gattung Dorippe grenzt ſie an den hintern Rand des Schildes, indem ſie die hintere Lebergegend verdrängt. Die Kiemengegenden zeichnen ſich bei einigen nicht aus, indeſſen ſie bei andern in ſtarker Wölbung hervortreten, ja ſogar die hintere Lebergegend, und bei der Gattung Gecarcinus die vordere Lebergegend verdrängen, und bilden bei der Gattung Ixa an jeder Seite des Körpers eine ausgedehnte, cylindriſche oder kegelförmige Verlängerung. — Die Lebergegenden bilden nie einen beſonders merklichen Vorſprung, ja ſie zeichnen ſich oft durch ihre Abplattung aus.

Die Makrouren oder langſchwänzigen Dekapoden haben ebenfalls ein Schild, welches indeſſen meiſt etwas cylindriſch iſt; doch zeigt es ſich bei einigen mehr oder weniger platt, z. B. bei Scyllarus, Ibarus, Eryon. Oft ſieht man auch auf dem Schilde eine nach hinten ſich biegende Querlinie, welche gleichſam Bruſt und Kopf ſondert, und hinter derſelben zwei parallele Längslinien (vergl. die angezogene Tafel zum Artikel Crustacea). Jene vordere Hälfte deckt nicht blos den Kopf, ſondern auch die Magen- und vordere Lebergegend. Zwiſchen den beiden hintern Furchen liegen aber, mehr oder weniger ſtreng geſchieden, die Geſchlechtsgegend, die Herzgegend und hintere Lebergegend, und auf jeder Seite der Längsfurchen hinter der Querlinie liegen die Kiemengegenden. — Dieſe Sonderungen leiden aber je nach den verſchiedenen Gattungen mancherlei Abweichungen, die wir, um nicht zu weitläufig zu werden, einzeln nicht aufführen können [1].

Bei denjenigen Makrouren, bei welchen die ſehr dünne und biegſame Schale wie hornartig erſcheint, ſind dieſe Gegenden nicht mehr zu unterſcheiden, wie z. B. bei Palaemon, Penaeus, Cringon etc.

Auf der untern Seite des Körpers iſt die Schale in deutliche Segmente geſondert, und dieſe Segmente beſtehen wieder aus einzelnen Stücken.

Bei den Brachyuren zeigt dieſe Seite eine mehr oder weniger ausgedehnte Fläche, welche ſich dem Bruſtpanzer der Schildkröten ziemlich vergleichen läßt. Auf der Mitte befindet ſich eine mehr oder weniger breite Furche, die nach vorn mehr oder weniger verlängert iſt, bei den Weibchen aber in der Regel größer iſt, als bei den Männchen.

Dieſe untere Seite oder das Bruſtſchild *beſteht aus* zwei Arten Stücken; die mittleren, welche *viel größer* ſind als die andern, kann man als Bruſtſtücke, die andern als Seitenbruſtſtücke bezeichnen. Zwiſchen dieſen Stücken und den Seiten- und untern Rändern des eigentlichen Schildes liegen die Füße.

Das erſte Bruſtſchild iſt ſehr *groß; ſein vorderer* Rand ſchließt an der hintern Seite die Mundhöhle, und an ihm ſitzt das äußerſte Paar der Kieferfüße; ſein hinterer Rand iſt in der Mitte eingedrückt und gibt meiſtens das Ende der Mittelfurche des Bruſtſchildes ab; ſeine Seitenränder nehmen die Gliederung des erſten Fußpaares oder die Scheeren auf, zwei mehr oder weniger tief eingedrückte Querlinien zeigen, daß dieſes Stück ſelbſt aus drei andern, mit *einander verwachſenen* beſteht.

Das zweite und dritte Stück ſind ſchmal, dehnen ſich ſehr nach den Seiten aus und ſind folglich Querſtücken; ihre Seitenwand iſt bald zugerundet, bald eckig, bald nach vorn, bald nach hinten gerichtet, und das hinterſte iſt bei dem Weibchen von zwei Öffnungen durchbohrt, welches die Geſchlechtslöcher ſind. Das vierte hat dieſelbe Geſtalt, aber mehr Breite, das fünfte oder letzte und hinterſte iſt ſchmäler als die übrigen, und dient, verbunden mit dem hintern Rand des Rückenſchildes, zur Gliederung für den erſten Ring des Hinterleibes.

An jeden Seitenrand dieſer Stücke ſetzt ſich die Gliederung der vier hintern Fußpaare an, und an der Baſis von dieſen befinden ſich die kleinen, ſeitlichen Bruſtſtücke, welche an den Enden der eigentlichen Bruſtſtücke anſitzen und den einſpringenden Winkel einnehmen, welchen dieſe zwiſchen ſich offen laſſen.

Die Form aller dieſer ſeitlichen Bruſtſtücke iſt, je nach den Gattungen, ſehr verſchieden, und ſie weichen hinſichtlich der Lage unter einander bei einer und derſelben Art ab.

Oft ſind alle Stücke des Bruſtſchildes ſehr wenig von einander zu unterſcheiden, beſonders bei den Männchen, und ſcheinen nur ein einziges zu bilden. Bei e igen erſcheint das Bruſtſchild ſogar vollſtändig hohl, nit erhabenen Rändern, gleichſam wie das Grundſtück iner Büchſe, zu welcher der Schwanz den Deckel bilet; dieſe Bildung zeigt ſich beſonders merkwürdig bei em Weibchen der Gattung Leucosia. Bei der Gatung Dorippe finden ſich zwei große, ovale, ſchräge, n den Rändern gefranzte Öffnungen, eine zu jeder Seite am untern und ſeitlichen Rande der Schale, an er Baſis und nach außen des äußern Paares der Kiefernfüße, die vor den Kiefern liegen und dazu dienen, as Waſſer in dieſe eintreten zu laſſen. Bei derſelben Gattung liegt die Mittelfurche des Bruſtſtückes weit hinten und erreicht nach vorn nur das zweite der Bruſtſtücke.

---

[1] Vergl. darüber *Desmarest* consideration sur les Crustacés. p. 20 sq.

Bei den Makrouren findet dieſelbe Lage der eigentichen und Seitenbruſtſtücke ſtatt, aber alle ſind weniger entwickelt, weniger deutlich, beſonders die mittleen, und die Mittelfurche verſchwindet. Mitunter iſt as letzte Bruſtſtück von den andern iſolirt und beweglich.

Es ward ſchon bemerkt, daß der Name *Schwanz* cauda) dem hintern Theile des Körpers, dem eigentichen Hinterleibe gegeben wird. An ſeiner untern Seite ſitzt der After, mitunter auch Kiemenfüße, am Ende deſſelben befinden ſich oft verſchiedene Anhänge, welche meiſt zum Schwimmen beſtimmt ſind.

Bei den Brachyuren, welche davon den Namen fühen, iſt dieſer Theil klein und beſteht höchſtens aus , mindeſtens aus 4 Segmenten oder Ringen. Dieſe ind platt gedrückt, an den Rändern ſchneidend und beehen aus zwei tafelförmigen Stücken, einem obern nd einem untern. Sie ändern ab in Zahl, Länge und Breite, je nach den Gattungen, Arten, ſelbſt nach dem Geſchlecht, ſind aber bei dem Weibchen immer breiter, als bei dem Männchen. Bei dieſer Abtheilung der Deapoden iſt auch der Schwanz beſtändig unter den Körper eingebogen und bedeckt die Längsrinne des Bruſtchildes. In dieſer Vertiefung, einer Doſe gleichſam, iegen zur Legezeit bei dem Weibchen die Eier, bei dem Männchen aber liegt der Schwanz ganz in gedachter Rinne. Bei beiden Geſchlechtern aber iſt der letzte Schwanzring zugerundet oder dreieckig und hat keine Schwimmanhänge. Nur bei einigen Gattungen, z. B. Albunea, Hippa, welche den Übergang zu den Brahyuren bilden, finden ſich einige Spuren ſolcher Schwimmanhänge.

Die Makrouren empfingen dieſen Namen (μαϱός lang) von ihrem langen Schwanze. Dieſer iſt bei ihnen bald weich und ohne deutliche Ringe, wie . B. bei Pagurus, bei andern ſehr hart und ſehr musulös, z. B. bei Astacus, Palaemon ꝛc.

Die Paguren oder ſogenannten Eremitenkrebſe tecken ihren weichen Schwanz immer in verſchiedene Schneckenſchalen, um ihn gegen äußerliche Verletzungen zu ſichern, und die Spiralformen dieſer Schalen nehmen ihm die Symmetrie, indem er ſich nach ihnen drehen muß. Die Anhänge am Ende deſſelben ſind hakenförmig und dienen dazu, ihn in der Schale zu befeſtigen. Der Schwanz der andern Makrouren iſt faſt immer zweimal ſo lang, als der Vorderleib; an ſeiner Wurzel iſt er nach der Richtung des letztern ausgeſtreckt, das Ende aber iſt eingekrümmt und mit fünf einfachen oder doppelten Blättchen verſehen, welche, fächerförmig ausgebreitet und gleichzeitig wirkend, den Dienſt von Floſſen verſehen. Der Schwanz beſteht aus 7 Ringen. Ihre obere Fläche iſt gewölbt, halb cylindriſch oder halb elliptiſch, die untere aber faſt flach. Ihre Länge, d. h. die Ausdehnung von vorn nach hinten, iſt oben weit bedeutender als unten; ihre Größe mindert ſich von vorn nach hinten; die Seitenränder ſind bald zugerundet, bald eckig. Bei manchen Gattungen ſind ſie der Geſtalt nach unter einander gleich, bei vielen aber, z. B. Penaeus, Palaemon, bemerkt man, daß beim zweiten die Seiten bei weitem mehr entwickelt ſind, als die Mitte, und dieſelben lappenförmig den vorhergehenden ſowie den nachfolgenden Ring bedecken. Dieſe Leibesringe ſind an jeder Seite mit einem ziemlich kleinen, einfachen Anhängſel verſehen, After- (d. h. falſcher) Fuß genannt, der dazu beſtimmt iſt, den Eiern als Befeſtigungspunkt zu dienen.

Die eigentlichen Glieder ſind bei dieſen Thieren entweder Gang- oder Schwimmfüße. Ihre Zahl, Stellung und Functionen ändern verſchiedentlich ab, denn bei einigen treten ſie mit zu den Freßwerkzeugen über, bei andern werden ſie Athmenwerkzeuge. Die eigentlichen Füße ſind immer größer, feſter, weniger veränderlich in ihren Formen, als die übrigen, beſonders als die Kiemenfüße. Die eigentlichen Füße haben immer ſechs Glieder und heißen, je nach ihrem Bau, Füße ſchlechthin oder Scheren.

Ein Fuß im engern Sinne beſteht 1) aus einem Hüftſtück, welches kurz und unterhalb ausgerandet, an den Seiten des Körpers zwiſchen den Seitenbruſtſtücken eingefügt iſt, dergeſtalt jedoch, daß ſeine Axe faſt der Mitte eines Flügels der Bruſtſtücke entſpricht; 2) aus einem zweiten, ebenfalls kurzen Stücke, mit dem erſten gliedernd, welches man analog mit dem ähnlichen Gliede der Inſekten Trochanter nennen kann; 3) aus einem Stücke, welches das längſte von allen — der Schenkel —; 4) aus dem Schienbein, welches zwar kürzer als voriges, aber ſo lang als die beiden erſten zuſammengenommen; — 5) aus dem Metatarſus, welcher viel länger als das Schienbein; 6) aus einem letzten Gliede, dem Tarſus, mit Unrecht mitunter Klaue genannt, welchen Namen es nur bekommen ſollte, wenn es ſpitziger und härter und mehr durchſcheinend wird.

Die Scheren weichen von den eigentlichen Füßen in ihrer Zuſammenſetzung nur darin ab, daß das vorletzte Glied etwas mehr als die vorigen aufgeſchwollen iſt und ſich unterhalb des letztern nach vorn verlängert, auf dieſe Weiſe einen unbeweglichen *Finger* bildend, und daß dieſes letzte Glied, dieſem Anhange an Länge gleichend, ſo eingelenkt iſt, daß es ſich von oben nach unten bewegen kann, wie eine Schere. Man nennt dann dieſes Glied den *Daumen* oder den beweglichen Finger, und *Hand* beide Finger zuſammen, *Hand*-

wurzel das vorhergehende oder vierte Glied, und Arm das dritte.

Bei den Brachyuren finden ſich zwei Scheren, welche dem vordern Fußpaar angehören; nur bei der Gattung Pactolus ſind die beiden erſten Fußpaare einfach, und nur die beiden letzten haben kleine Scheren. Sie ſind meiſt größer, beſonders aber dicker als die eigentlichen Füße, obgleich dieſe ſie manchmal viel an Länge übertreffen. Bei einer großen Anzahl Gattungen ſind ſie unter einander gleich, bei einigen aber iſt eine ſtandhaft größer als die andere, und bei manchen Arten iſt es beſtändig die einer und derſelben Seite. Bei manchen Arten gründet ſich dieſe Verſchiedenheit auf den Geſchlechtsunterſchied. Manchmal ſind die Scheren auch übermäßig ſchwach und lang, oder im Gegenſatz ſehr kurz und verborgen. Die Hand ſelbſt iſt bald cylindriſch, bald aufgeſchwollen, bald mehr oder weniger zuſammengedrückt, manchmal läuft ihr oberer Rand in einen mehr oder weniger gezähnelten Kamm aus ꝛc. Ebenſo verſchieden iſt ihre Oberfläche, glatt, körnig, warzig, ſtachelig, behaart und ſo fort. Auch die beiden Finger ſind einander theils gleich, theils von verſchiedener Größe, theils gerade oder gekrümmt, und ihre innern Ränder ſind mitunter mit Erhabenheiten beſetzt, welche dann Zähne genannt werden. — Von der Bedeutung der Scheren in Bezug auf das Geſchlecht wird unten mehr die Rede ſeyn.

Die eigentlichen Füße weichen von einander in Länge, Stellung und in der Form des letzten Gliedes ab. Im Allgemeinen werden ſie paarweiſe von vorn nach hinten kleiner, ſo daß die nach den Scheren kommenden die größten ſind; aber bei einigen Gattungen iſt auch das zweite oder dritte Paar größer als die übrigen. Die Seekrabben haben größere Füße als die Landkrabben, auch ſtehen ſie bei ihnen mehr horizontal, einige haben das letzte, oder die beiden letzten Paare viel kürzer als die übrigen, gleichſam verkümmert und dergeſtalt geſtellt, daß ſie auf den Rücken zu liegen kommen, welches beſonders bei der Gattung Dromia der Fall iſt. Bei der Gattung Lithodes ſind die beiden letzten Füße ſo ſchwach und ſo klein, daß man ſie aufzufinden kaum im Stande iſt.

Die Landkrabben und diejenigen, welche an den Küſten leben, haben das letzte Fußglied wenig gebogen, kegelförmig und ſtark; diejenigen, welche mehr ſchwimmen als laufen, haben daſſelbe Glied beſonders an den hintern Füßen, ſtark platt gedrückt, oval und an den Rändern gefranzt; die vorletzten Glieder nehmen an dieſem Bau mehr oder weniger Antheil, und bei einer Gattung ſind ſogar alle Füße auf dieſe Weiſe gebildet.

Die Füße der Makrouren ſind im Allgemeinen denen der Brachyuren ähnlich, nur viel länger, und bei ihnen iſt in der Regel das erſte Paar ſtärker als die übrigen und ſcherenförmig; manchmal iſt es indeſſen auch das zweite, welches die Scheren bildet und welches dann größer iſt; manchmal haben die zwei und drei vordern Paare Scheren, bei andern fehlen die Scheren ganz, ja es kommt ſogar vor, daß der eine Fuß ſcherenförmig, der andere deſſelben Paares einfach iſt, und bei ſolchen Arten iſt dann die Handwurzel oder das vierte Glied ſehr verlängert und vielgliedrig.

Die Füße ſtehen bei den Dekapoden bald auf zwei parallelen Linien, bald auf zwei Bogen, deren hohle Seiten gegen einander gerichtet ſind, bald auf zwei ſchiefen, nach vorn zuſammenlaufenden Linien, welche Verſchiedenheiten ſämtlich von der Bildung und Ausdehnung der Bruſtſtücke abhängen.

Außer den wahren Füßen haben die Dekapoden unter dem Schwanze auch noch fünf Paar Afterfüße, deren bereits oben gedacht wurde.

Was die Anatomie und Phyſiologie der Cruſtaceen betrifft, ſo iſt der Bau ihrer harten Körpertheile, oder wenn man ſich des Ausdruckes lieber bedienen will, ihres äußern Skelettes bereits im Vorigen auseinander geſetzt.

Die Muskeln der Cruſtaceen überhaupt beſtehen wie bei den Inſekten aus unzuſammenhängenden Faſern, welche weder durch Zellgewebe vereinigt, noch durch Aponeuroſen eingehüllt werden, ſie ſind zahlreich und liegen alle innerhalb der harten Theile, im Allgemeinen ſich auf ausdehnende und beugende beſchränkend. Wir können hier in ein umſtändliches Detail über den Muskelbau uns nicht einlaſſen und bemerken nur, daß die Muskeln der Fußwurzeln der Brachyuren ſehr kräftig ſind und in einer Art von Fächern liegen, die ſich innerhalb der ſenkrechten Scheidewände befinden, welche die verſchiedenen Bruſtſtücke von einander trennen; daß die Schwanzmuskeln der Makrouren ſehr entwickelt und complicirt ſind, eine ziemlich dünne Rücken- und eine ſehr dicke Bauchmaſſe bilden, welche alle beide aus drei Ordnungen deutlicher Fibern beſtehen.

Was das Nervenſyſtem betrifft, ſo iſt die obere Fläche des Gehirns in vier Lappen getheilt, von welchen die mittlern, jeder am vordern Rand, den Sehnerven abgeben, der geradenweges in den Augenſtiel geht, wo er ſich in eine Menge Fäden theilt, von denen ein jeder an die Facetten der Hornhaut des Auges geht. Die untere Seite des Gehirns gibt vier andere Nerven für die Fühler ab, welche verſchiedene Zweige nach den benachbarten Theilen ſchicken; vom hintern Rande gehen zwei ſtarke, verlängerte Nervenſtränge ab, welche ſeitlich den Öſophagus umfaſſen und ſich unten vereinigen. Bei den Brachyuren hat dieſe Vereinigung nur in der Mitte des Rückenſchildes ſtatt, und das Rückenmark erſcheint dann ringförmig und achtmal größer als das Gehirn, aus dem Ringe aber entſpringen von jeder Seite ſechs Nerven, von denen der vordere ſich nach den Mundtheilen, die übrigen nach den Füßen begeben. Vom hintern Rande geht ein anderer Nerv aus, der ſich, ohne beſondere Ganglien zu bilden, als ein einfacher Nervenſtrang in den Schwanz zieht. Bei den Makrouren gibt jeder Nervenſtrang, bevor ſich beide unter dem Öſophagus vereinigen, in der Mitte ſeiner Länge einen ſtarken Nerven ab, der ſich nach den Mandibeln und ihren Muskeln begibt. Nach der Vereinigung bilden ſie ein erſtes Ganglion, welches Nerven nach den Kiefern und Kiefernfüßen ſchickt. Dann in ihrer ganzen Länge genähert, bilden ſie nach und nach zwölf andere Ganglien, von denen die fünf erſten jeder einen Nerven nach den betreffenden Fußpaaren, die ſechs andern in den Schwanz abgeben. Bei Pagurus finden ſich einige Ganglien weniger, und dieſe Thiere ſcheinen alſo den Übergang von den Brachyuren zu den Makrouren zu machen. Serres will ſogar Spuren des großen ſympathiſchen Nerven gefunden haben.

Was den Geſichtsſinn anbelangt, ſo iſt derſelbe bei mehren ſtark und wol am ſtärkſten bei den Landkrabben entwickelt, indem es eine bekannte Thatſache iſt, daß dieſe ſich ſchon eilig auf die Flucht begeben, wenn ſie den Feind nur noch in großer Entfernung erblicken. Wie ſchon bemerkt ſind die Dekapoden nur mit zuſammengeſetzten Augen verſehen. Von außen zeigen dieſe eine Menge kleiner, ſechsſeitiger Facetten, die ſchwach gewölbt ſind, deren Subſtanz ſehr durchſcheinend und in der Mitte dicker als an den Rändern iſt. Über ihren innern Bau gibt Blainville 2) nach ſeinen Unterſuchungen bei Palinurus folgendes an: Ihr Inneres iſt mit einer Art Pigment oder ſchwarzen Gefäßhaut bekleidet, welche man als eine wahre Choroidea anſehen muß. In der That iſt ſie deutlich in der Mitte jeder ſolchen Hornhautfacette mit einem kleinen Loch durchbohrt, welches man als Pupille betrachten kann. Von dieſer Öffnung geht eine kleine, häutige Verlängerung als ſehr kurze Röhre ab, welche ſich an die entſprechende Wölbung einer großen, faſt gelatinöſen, durchſichtigen Maſſe anſetzt, welche unzweifelhaft als Glaskörper oder Kryſtalllinſe angenommen werden muß. Blainville konnte ſich nicht darüber vergewiſſern, ob dieſe Maſſe durch die Verlängerung ihrer ſehr durchſcheinenden Umhüllung in ebenſo viele Theile getheilt iſt, als kleine Röhren vorhanden ſind, er hat nur gefunden, daß dieſe Glasmaſſe auf der einen Seite gewölbt, auf der andern ausgehöhlt, unmittelbar auf einem ſtarken Ganglion oder einer Anſchwellung des Endes des Sehnerven aufſitzt, auf welchem ſich ebenſo viele Vertiefungen zu finden ſchienen, als kleine Sehröhren vorhanden waren.

Cuvier hat an den Augen des Krebſes die Organiſation mit der eben angegebenen nicht übereinſtimmend gefunden. Nach ihm trit der Sehnerve durch den Stiel des Auges in einen cylindriſchen Kanal hindurch, welcher deſſen Axe einnimt. Am Mittelpunkt der Augenwölbung angelangt, bildet er einen kleinen Knopf, von welchem nach allen Richtungen ſehr feine Fäden auslaufen, welche in einiger Entfernung auf die Choroidea treffen, die mit der Hornhaut faſt concentriſch iſt, und dieſes wegen der Fäden wie bürſtenartig ausſehende Ende des Sehnerven als eine Kappe umhüllt. Der ganze Zwiſchenraum zwiſchen der Choroidea und der Hirnhaut iſt wie bei den Inſekten durch weißliche, dichtſtehende Fäden erfüllt, welche ſich ſenkrecht von einer zur andern begeben, und deren an die Hornhaut ſtoßendes Ende mit einem ſchwarzen Pigment überzogen iſt. Dieſe Fäden ſind die Fortſetzung derjenigen, welche das knopfförmige Ende des Sehnerven abgeben und welche die Choroidea durchbohrt haben.

Nach Müller 3) zeigen die zuſammengeſetzten Augen 1) eine Hornhaut mit viereckigen Facetten, 2) durchſichtige, den Glaskörper darſtellende, mit Pigment umhüllte Kegel, 3) für jeden Kegel einen Nervenfaden, welcher aus dem Kopfe des Sehnerven kommt. Die Vereinigung dieſer letztern Fäden bildet das, was man die Netzhaut zu nennen pflegt.

Strauß-Dürkheim (Considerations générales sur l'anatomie comparée des animaux articulés) betrachtet diejenigen Theile als Kryſtalllinſen, welche andere die Facetten der Hornhaut genannt haben. Die Glaskörper, welche Müller als Hauptorgan anſieht, hat er nicht auffinden können.

Verſuche mancherlei Art haben beſtätigt, daß die Dekapoden allerdings mit einem Gehörſinn verſehen ſind, bei den Makrouren aber hat man auch das Organ deſſelben entdeckt. Es liegt in der Schale im untern Theile am erſtern Glied der äußern Fühler und beſteht bei den Gattungen Astacus und Squilla in einer in die Dicke der Schale verſenkten Höhle, welche einen kleinen, eiförmigen, aus einer dünnen Haut beſtehenden Sack umſchließt, der von weißer Farbe und von einer wäſſerigen Flüſſigkeit gefüllt iſt, und zu dem ein ſehr feiner Nerv geht. Die äußere Mündung liegt an einer dicken, weißen Haut, welche eine Öffnung von ähnlicher Form verſchließt, die ſich am hintern Theil eines Höckers der Schale befindet, wodurch alſo gewiſſermaßen ein Trommelfell dargeſtellt iſt. Bei den Brachyuren findet ſich dieſelbe Höhle, aber entweder gar kein Vorſprung oder nur ein geringer, der aber dann ganz ſteinartig iſt, und an welchem die hintere Öffnung mit dem Trommelfell nicht vorhanden iſt.

Es iſt wol faſt nicht zu bezweifeln, daß die Dekapoden Geruchsſinn beſitzen, und man hat denſelben meiſtentheils in den Fühlern geſucht, in welchen ſich nach Baſter, wie wir oben bemerkten, verſchiedene Öffnungen befinden, doch iſt dies noch keineswegs beſtimmt entſchieden. Robineau-Desvoidy (Recherches sur l'organisation vertebrale des Crustacés etc. Paris 1828.) hält die mittlern Fühler für die Organe des Geruchs und den Fühlern der Inſekten analog. Den Sitz des Organes weiſt er an dem Flußkrebs oder Hummer in folgenden Angaben nach. An der obern Seite des Wurzelgliedes der mittlern Fühler befindet ſich ein Kanal, der nach außen mündet (Baſters Löcher?). Dieſer Kanal liegt ſchräg von außen nach innen, von vorn nach hinten und etwas von oben nach unten. Er geht unter einer Platte weg, die außen von einer gefranzten, contractilen Haut bedeckt iſt, welche die äußere Öffnung hermetiſch ſchließen kann und daher auch Veranlaſſung dazu gibt, daß man die wahre Stelle dieſes Organes nicht leicht auffindet. Im Innern des Wurzelgliedes findet ſich ein knochiger oder knorpeliger Ap-

---

2) Principes d'Anatom. Compt. tom. I. p. 485.

3) Zur vergleichenden Phyſiologie des Geſichtsſinnes. Bonn, 1826.

parat, der innen mit einer Haut ausgekleidet iſt und den Nerven aufnimt. Er correſpondirt mit dem übrigen Theil des Fühlers, der ſich in cartilaginöſe Fäden endigt.

Was den Gefühlsſinn dieſer Thiere betrifft, ſo kann derſelbe ſchon wegen der harten Schale nur ſehr unbedeutend ſeyn und nur zur Zeit der Häutung, wo die Schale eben noch ganz dünn iſt und nicht erhärtet, zeigen ſie ſich empfindlich, ſo wie manche, die Paguren, an dem hintern, ſchwachhäutigen Theile ihres Körpers.

Übrigens beſteht die Schale der Dekapoden nach Blainville aus mehren, über einander liegenden Lagen. Bei Palinurus unterſchied er 1) eine erſte, innere Lage welche faſeriger als die übrigen, durchſcheinend und deutlich belebt iſt und das innere Blatt für diejenigen Theile bildet, welche ſich nicht mit einer harten Schale überziehen; 2) eine zweite, mehr cartilaginöſe Lage von Opalfarbe, welche etwas dicker iſt und ebenfalls noch den häutigen Theilen angehört; 3) eine dritte, noch dickere Lage, mit weniger dichtem Gewebe, in welcher ſich die Kalktheilchen niederſchlagen, welche der Schale ihre Feſtigkeit geben; 4) eine letzte, ganz äußere Lage, welche aus einer färbenden Materie oder dem Pigment und einem Oberhäutchen beſteht. Nach dem nämlichen Anatomen bringen die drei letzten Lagen der Bekleidung bis in die Höcker des Kopfes und namentlich in deſſen Stachelfortſätze bis zu einer gewiſſen Entfernung von der Spitze vor, wo dann die dritte Lage aufhört und man nur noch eine ſtärkere und härtere Epidermis ſieht. In den Fühlern iſt die erſte Lage viel dünner, die zweite dagegen viel dicker, auch die dritte iſt etwas ſtärker und die vierte iſt es noch mehr im untern Theile des Fühlers, wo ſie faſt eine Membran bildet. Bei den Paguren bemerkt man beſonders, daß die kalkführende Lage von der Haut unabhängig iſt, vielmehr als eine eigene Haut beſteht und bei dem Hautwechſel den obern, färbenden Theil mit hinwegnimt.

Über den Hautwechſel ſelbſt findet man das Nöthige in dem Artikel Crustacea angegeben.

Was die Ernährung der Dekapoden betrifft, ſo ward der Bau der Freßwerkzeuge oben genügend erörtert, und es iſt hier nur noch der Bau der übrigen innern Organe nachzuholen.

Der Magen der Brachyuren und Makrouren liegt oberhalb, etwas nach vorn über dem Munde und nimt einen bedeutenden Platz unter der Schale ein (man vergleiche die zu dem Artikel Crustacea gehörenden Tafeln). Er iſt ſehr weithäutig, und ſeine Wände werden durch cartilaginöſe Bogen ſelbſt dann ausgeſpannt erhalten, wenn nichts in dem Magen enthalten iſt. Seine Geſtalt iſt die eines Trapeziums, deſſen Ecken lappenförmig zugerundet ſind, und von denen ſich die größern vorn befinden. Inmitten der obern Wand findet ſich eine cartilaginöſe, vorſpringende Gräte, welche nach innen einen erſten Zahn oder eine knochige, längliche, an der innern Seite befeſtigte Platte abgibt, die gegen den Pylorus gerichtet iſt und hinten in einen Höcker endigt. An dieſes hintere Ende gliedert ſich eine zweite, nach hinten gerichtete Gräte, welche einfach geſpalten iſt, und von welcher jeder Aſt eine andere, nach vorn gerichtete aufnimt, welche nach außen das ſeitliche Ende der erſten Gräte erreichen. Auf dieſen beiden ſeitlichen Gräten liegen die beiden größten Magenzähne, ſie beſtehen aus einer feſten Maſſe, ſind länglich, haben eine flache Krone, welche in die Quere gefurcht iſt, und deren Ungleichheiten und Furchen je nach den Arten verſchieden ſind. Auf dem Punkte der Vereinigung der Quer- und Seitengräte jeder Seite entſpringt eine andere, welche etwas kleiner als die vorige iſt, etwas nach vorn und unter dem vordern Ende der vorigen ſteht, ſie iſt mit drei oder fünf ſpitzigen, zurückgebogenen Zähnen beſetzt. Die kleinen Zähne dienen nach Cuvier dazu, die Nahrung, welche aus dem Munde kommt, zu erfaſſen und ſie zwiſchen die größern zu bringen, welche ſie zermalmen. Nahe am Pylorus hinter und zwiſchen den großen Zähnen findet ſich ein eiförmiger, fleiſchiger Vorſprung, der Pylorus ſelbſt aber iſt durch eine kammartige Erhöhung in der Mitte in zwei Halbkanäle getheilt.

Hinter dem Magen verfolgt der Darmkanal ſeinen Weg ziemlich gerade nach dem After. Er hat gegen die Mitte eine Anſchwellung, in welcher ſich eine Klappe befindet, und von welcher ein ſehr langer Blinddarm ausgeht. Er endigt immer an der untern Seite des letzten Schwanzringes.

Die Leber, ein ſehr umfangreiches Organ, vergrößert ſich noch zu manchen Jahreszeiten, namentlich bei den Krabben und eigentlichen Krebſen. Sie liegt unter dem Magen, dem Herzen und den Generationsorganen und füllt bei der Gattung Pagurus faſt die ganze Schwanzwurzel. Sie hat keine beſtimmte Geſtalt, da ſie nicht wie bei höhern Thieren in eine eigene Haut eingeſchloſſen iſt. Sie beſteht aus einer unzähligen Menge kleiner, äſtig an einander gefügter Blinddärme, welche eine braune, bittere Flüſſigkeit enthalten, deren Hauptausführungsgänge hinter dem Magen münden. Nach Lund (Iſis 1829. S. 13. 102.) öffnet ſich bei Cancer maenas außer der Leber in den Maſtdarm ein langer, in viele Buchten gewundener Blinddarm, wie bei vielen Inſekten; dann gibt es außer dieſen noch zwei drüſenförmige Körper, welche in den Pylorus einmünden. Wenn man ſie von dieſem aus verfolgt, ſo ſieht man, daß jeder nur einen langen Kanal bildet, der in einen Knäuel zuſammengerollt iſt, welchen man aber leicht entwickeln kann.

Die Nahrung der Dekapoden beſteht übrigens in animaliſchen Subſtanzen und zwar in ſolchen, welche mehr oder weniger verdorben ſind, weshalb man ſie auch leicht mit Aas fängt.

Was den Kreislauf in dieſen Thieren betrifft, ſo herrſchen darüber ſehr abweichende Anſichten, und man kann darüber ein beſtimmtes Endreſultat noch nicht feſtſtellen, da jede der verſchiedenen Meinungsangaben immer wieder auf eigenen Unterſuchungen beruht, und alſo neue Unterſuchungen nöthig ſind, um zu beſtimmen, wer von den mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt geweſenen Anatomen recht geſehen hat. Wir können daher, um den gegenwärtigen Zuſtand der Kenntniß in dieſer Sache ſo darzulegen, wie es ſich in einem encyklopädiſchen Werke geziemt, nichts weiter thun, als die verſchiedenen Anſichten kürzlichſt vorlegen.

Die erſten Angaben über den Kreislauf finden ſich bei Willis (De anima brutorum. Amstelodami 1674), dann bei Cuvier (vergleichende Anatomie, überſetzt von Meckel) und bei Succow (anatomiſch-phyſiologiſche Unterſuchungen über Inſekten und Kruſtenthiere. 1. Hft.).

Bojanus (Iſis XI. S. 1230. taf. 9. fig. 3, 4.) konnte das von Succow angegebene, doppelte Gefäßſyſtem und namentlich die zwei ins Herz tretenden Venen nicht finden, doch fand er am Herzen des Flußkrebſes ſechs arterioſe Gefäßſtämme, drei vorn, zwei unten, einen hinten. Ein ſiebenter Stamm, ebenfalls hinten, hart unter dem Urſprunge der hintern Schlagader, gewöhnlich rechts, ſelten links liegend, ſchien ihm der einzige venöſe zu ſeyn. Derſelbe ſteigt aus dem Bruſtkiel auf und iſt nur Fortſetzung eines Stammes der vordern Mittelarterie, aus deren urſprünglichen Zweigen er entſteht. In ſeinem Laufe nimt er paarweiſe aus den Fußwurzeln (wie es ſcheint auch aus den Kiemen) eintretende Äſte auf, und zuletzt ſteigt er gegen das Hintertheil des Herzens, um ſich da einzuſenken. Ehe er aus dem Bruſtkiel aufſteigt, trit zu ihm noch ein beträchtlicher Aſt aus dem Schwanze, welcher, den Nervenſtrang begleitend, vom Ende des Schwanzes dünne anfängt und nach und nach ſtärker wird. Bojanus erklärt ausdrücklich, daß dieſes eben genannte Schwanzgefäß nicht zu den Kiemen führe.

Später, im Jahre 1825, machte Lund (Iſis XVI. 593.) folgende Angaben über den Kreislauf beim Hummer bekannt. — Im Herzen befinden ſich ſechs Spalten, welche mit einer Klappe verſehen zu ſeyn ſcheinen, zwei ſehr lange oben, eine an jeder Seite, zwei kleinere unten. — Vom Herzen gehen ſieben Gefäßſtämme aus, drei vorn, zwei unten und zwei hinten; da die beiden letztern aus einer einzigen Öffnung entſpringen, ſo kann man ſie wol als einen einzigen betrachten. Von den vordern Stämmen gibt der mittelſte Zweige ab nach dem Magen, den Augenmuskeln, Augen und dem Gehirn. Die beiden ſeitlichen gehen nach dem Bruſtkaſten, nach den Eierſtöcken (oder bei den Männchen nach den Hoden), nach den hintern Kaumuskeln, theilen ſich dann und geben eines Theils ſtrahlenförmig nach dem Magen, die andern Zweige aber an die Kaumuskeln, Mandibeln, Seitenfläche des Magens, an die ſogenannte grüne Drüſe und in die großen und keinen Fühler. Die beiden untern Stämme verbreiten ſich auf die Leber. Am hintern Ende des Herzens erhebt ſich eine membranöſe Blaſe (Audouins Zwiebel?), durch einen kleinen Hals von der Herzhöhlung geſchieden; aus derſelben entſpringen zwei große Stämme, der eine, der große Schwanzſtamm, läuft oben über den Darm weg, der zweite theilt ſich in zwei Hauptzweige, von welchen der eine nach hinten läuft, der andere in den Bruſtkanal ſich ſenkt, beide aber Zweige an die Kiemen abgeben. — Die Kiemen ſind lange, pyramidenförmige Röhren, welche auf ihrer Oberfläche ganz dicht mit feinen Seitenröhren beſetzt ſind. Die Röhre der Kiemen iſt mit einer fleiſchärtigen Maſſe angefüllt, worin man beim Durchſchneiden zwei Öffnungen ſieht. Wenn man in dieſe bläßt, ſo dehnt ſich die ſcheinbare Fleiſchmaſſe in zwei weite Kanäle aus, welche den ganzen Kiemencylinder ausfüllen. Die Blätter, welche zwiſchen den Kiemen ſtehen, ſind gleichfalls mit einer ihrer Form entſprechenden Fleiſchmaſſe ausgefüllt, welche aufgeblaſen ſackförmig erſcheint. Der Gefäßzweig, welcher von dem Fuße ausläuft oder, mit andern Worten, der nach den Kiemen geht, verbreitet ſich der Länge nach in den Wänden dieſer beiden Kanäle der Kiemenröhre und ſendet von da aus äußerſt feine Äſte in die Seitenröhren der Kiemen. Auch in den gedachten Kiemenblättern verbreiten ſich die Gefäße in den Wänden der ſackförmigen Membran.

Nach den eben vorgetragenen und ſeinen eigenen, beſondern Angaben weicht nun Lund in folgenden Punkten von der Anſicht früherer Anatomen ab: 1) hinſichtlich der Verbindung der vordern Seitenſtämme, der Gefäße mit den Kiemen, wie dies Willis (S. 18.), Treviranus (Byologie IV. S. 242.), Succow (S. 58.) annehmen, da weder er noch Bojanus eine ſolche Verbindung auffanden; 2) hinſichtlich der unmittelbaren Verbindung des Herzens mit den Kiemen, von welcher Cuvier (Überſetzung IV. S. 244.) ſagt: „wenn man eine von den großen Kiemenvenen einſpritzt, dringt die Maſſe mit Leichtigkeit ins Herz.“ Lund bemerkt hierüber, daß wenn auch ſeine eigenen Unterſuchungen (vgl. deſſen ſpätere Angaben unten) zu einem ähnlichen Reſultat zu führen ſchienen, doch dagegen zu erinnern wäre: die zwei weiten Kanäle in den Kiemen könnten keine Blutgefäße ſeyn; denn

1) ſind ſie dazu zu weit. Das Gefäßſyſtem des Hummers in deſſen zwei und vierzig Kiemen und zehn großen Kiemenblättern würde dann in gar keinem Verhältniß zu denen des ganzen Körpers ſtehen, es würde ſich vielmehr verhalten wie 94 zu 7.

2) Der Kanal, welcher in die Kiemenblätter eingeht, erweitert ſich zu einem der Form des Kiemenblattes entſprechenden Sack, noch aber kennt man keine Blutgefäße, welche auf ſolche Weiſe endigten.

3) Da zwei Kanäle vorhanden ſind, ſo müßte der eine Arterie, der andere Vene ſeyn (wie Audouin will, ſiehe unten); dies kann aber nicht der Fall ſeyn, da ſchon durch das Bauchgefäß eine Verbindung zwiſchen Herz und Kiemen beſteht, die Verzweigung des Bauchgefäßes aber auf keine Weiſe in einen dieſer Kanäle übergehen (?).

Hieraus ergibt ſich nun weiter, daß für den kleinen Kreislauf nur ein Glied gegeben iſt, über den großen iſt aber Folgendes zu erinnern. Willis hält die nach vorn gehenden Gefäßſtämme für Arterien, das Schwanzgefäß und den hinabſteigenden Stamm für Venen. Treviranus nimt jene für Venen, dieſe für Arterien, welche Beſtimmungen ſich als grundlos erweiſen. Cuvier hält die drei vordern Gefäße und das große Schwanzgefäß für Arterien, das hinabgehende für die Venen, welche Beſtimmung ebenſo wenig eine genaue

Kritik aushält. Hienach würden alle Eingeweide des Rumpfes, die Fühler, die Muskelſchichten des Schwanzes nur Arterien enthalten. Demzufolge wäre alſo vom großen Kreislauf ebenfalls nur das eine Glied gegeben. Wo ſoll man das fehlende ſuchen? Unter den bekannten Gefäßſtämmen, das Bauchgefäß ausgenommen, iſt keins, das nach Lage und Größe die Füße mit Zweigen verſehen könnte; diejenigen aber, welche das Bauchgefäß dahin und in die Scheren ſendet, ſind zu anſehnlich, als daß dann die venöſen hätten ohne Injection bleiben ſollen. Man müßte alſo zur Vervollſtändigung ein zweites Herz annehmen, welches noch Niemand beobachtete. Aus dieſen Gründen kann man keinen doppelten Kreislauf annehmen. Man findet aber bei den Cruſtaceen niederer Organiſation ein vollkommenes Rückengefäß, wie bei den Inſekten; ſollten, fragt Lund, die Kiemenröhren nicht dazu dienen, die von den Kiemen abgeſonderte Luft in den vermeintlichen Circulationsapparat zu führen? Da Ähnliches bei den Oniſciden und Arachniden Statt findet, ſo ſcheint es ihm, daß man eine Trachealreſpiration annehmen müſſe. Demnach erklärt er ſich dafür, daß alle Gefäßſtämme arteriös ſeien, daß die andere Hälfte des Gefäßſyſtems fehle und ſtatt deren freie Saftbewegung Statt finde, wie dieſe ſchon Leuwenhöck beobachtet haben will, und daß das Hummerherz den Übergang in ein dem Rückengefäß der Inſekten analoges Organ bilde.

Gegen dieſe Annahmen Lunds behauptet Treviranus (Zeitſchrift für Phyſiologie III. S. 150.), daß bei den Cruſtaceen eine doppelte Circulation Statt finde.

Sehr umſtändlich haben nun Audouin und Milne Edwards (Annales des sciences naturelles 1827.) den doppelten Kreislauf zu beweiſen geſucht und mit Abbildungen erläutert und geben eine weitläufige Beſchreibung, von der wir Nachſtehendes als das Wichtigere auszugsweiſe mittheilen.

Die Kiemen liegen unter den Seitengegenden des Kopfes und Bruſtſchildes. Jede iſt pyramidenförmig und zeigt zwei große, der Länge nach gehende, durch die Mittellinie geſonderte Gefäße, welche durch das Kiemengewebe mit einander in Verbindung ſtehen. Der eine dieſer Gefäßſtämme hat ſeinen Platz immer auf der innern Seite der Kieme (dem Körper zugewendet), der andere liegt nach außen, entweder auf der äußern Seite oder im Innern der Maſſe des Organs. Um zu ermitteln, welcher von beiden Arterie, welcher Vene ſei, verfuhren die genannten Naturforſcher auf folgende Weiſe.

So wie man an Maja squinado eine Kieme durchſchnitt, ſo floß Blut heraus. Es ward nun mittelſt einer Glasröhre das innere Kiemengefäß ausgezogen, daſſelbe blieb hernach fortwährend leer, indeſſen das äußere Gefäß auf gleiche Weiſe behandelt, fortwährend nachblutete. Derſelbe Verſuch ward an mehren andern Arten wiederholt. Das äußere Gefäß empfängt daher das Blut, welches in das Reſpirationsorgan kommen ſoll, dieſes Blut iſt alſo Venenblut, das innere Gefäß empfängt ſein Blut aus dem äußern, welches auf dem Wege durch die Haargefäße Arterienblut geworden iſt. Das äußere Gefäß kann daher als zuführendes, das innere als abführendes betrachtet werden.

Es war nun das fortleitende Gefäß, das ins Herz mündende, zu ermitteln. Zu dem Ende ward ein Majaherz blos gelegt und in das äußere Gefäß Luft geblaſen, ſo trat keine Luft ins Herz und der Herzſchlag blieb ſich gleich. Durch das innere Gefäß Luft eingeblaſen, drang die ins Herz, aber nicht in die entgegengeſetzte Kieme, bewirkte jedoch ungleiche Herzſchläge.

Da folglich das äußere Gefäß nicht ins Herz mündet, ſo geht daraus hervor, daß das Venenblut, welches in die Kiemen dringt, nicht aus dem Herzen kommt, ſondern daß das Herz das Arterienblut aus den Kiemen empfängt. Es drang aber eingeſpritzte ſchwarze Flüſſigkeit durch einen beſondern Kanal auf derſelben Seite ins Herz. Aus dieſem letztern aber drang eingeſpritzte Flüſſigkeit nicht in die Kanäle der Kiemen an ſeiner Seite, noch weniger in die der entgegengeſetzten. Die Flüſſigkeit, die ſich im äußern Gefäße der Kiemen befindet, kommt alſo nicht aus dem Herzen. Wird durch das äußere Gefäß eine ſchwarze Flüſſigkeit eingeſpritzt, ſo dringt dieſe weder in die Arterien noch ins Herz, ſondern durch alle äußern Gefäße der Kiemen in einen ſackartigen Behälter, welcher in einem halbkreisförmigen Raume nahe an der Baſis der Seiten zwiſchen der Einfügung der Kiemen und der Articulation der Füße liegt und ſich als gewundener Kanal mit zarten Rändern ſinusartig aufgetrieben zeigt. Von da aus waren auch die Füße, die innern Bogen des Bruſtſchildes nebſt der Leberſubſtanz injicirt. In einem Falle trat die Injection auch auf die andere Seite. Aus alle dieſem geht hervor, 1) daß das Kiemenblut durch die äußern Gefäße in dieſelben geführt wird; 2) daß das Blut von da, indem es durch die Kiemenplatten dringt, in die innere Seite der Kiemen und das innere Gefäß geht; 3) daß von der innern Kiemenſeite das Blut nach dem Herzen dringt, indem es durch jene Kanäle der Seiten geht; 4) daß alſo alle Gefäße, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Herzen ſtehen, jene genannten Kanäle ausgenommen, Arterien ſind, welche das Blut in alle Theile des Körpers bringen; 5) daß das Blut, welches allen Theilen Nahrung brachte, alſo venös geworden iſt, in die äußern Gefäße der Kiemen gelangt, in Arterienblut verwandelt wird, und durch die Sinus zurück ins Herz gelangt und von da ſeinen Kreislauf aufs neue beginnt. Dieſer Kreislauf iſt aber dem der Mollusken ſehr analog.

Außer dieſem Allgemeinen iſt über das Beſondere und mancherlei Abweichung noch Folgendes zu bemerken.

Das Herz iſt bei den Brachyuren mehr ſternartig als bei den Makrouren, es liegt über der Leber und auf den Zeugungsorganen. Im Innern zeigt es eine große Menge Muskularbündel und Faſern, die ſich verſchiedentlich durchkreuzen und kleine Kammern über den Mündungen der Arterien bilden, ſo zu ſagen, ebenſo viele kleine Herzröhrchen, welche während der Dilatation alle leicht unter ſich communiciren, bei der Contraction aber für jedes Gefäß eine kleine Zelle zu bilden ſcheinen welche die demſelben beſtimmte Blutquantität abmißt. Im Innern bemerkt man bei Brachyuren und Makrouren acht Öffnungen. Die beiden Eingänge der Vasa branchio-cardiaca oder des Stammes der gedachten Sinus, welche das Blut aus den Kiemen empfangen, nehmen die Seiten und untern Theile ein, ſind ſehr weit und zeigen eine doppelte Klappe. Die Sternalarterie kommt bei den Makrouren nicht wie bei den Brachyuren aus der untern Herzfläche, ſondern aus einer zwiebelförmigen Anſchwellung hervor, die hinter dieſem Organ unter ſeiner hintern Spitze ſich befindet und ſich in die obere Arterie des Hinterleibes fortzuſetzen ſcheint. Wilis fand das Gleiche am Krebs, Swammerdam fand bei Pagurus dieſen Bau nicht, auch ſcheint er bei Paaemon nicht vorhanden zu ſeyn.

Das Arterienſyſtem iſt im Allgemeinen bei Brachyuren und Makrouren gleich vertheilt. Die Augenarterie, d. h. diejenige, welche ins Auge geht, und die Willis die Carotis nennt, ſcheint bei Palaemon mit einem kleien Äſtchen ſich bis in den Schnabel fortzuſetzen. Die Fühler oder Lateralarterien weichen bei den Makrouren dadurch ab, daß ſie ſich an den Seiten ſenken. Sie lieen nämlich erſt an der Oberfläche über der Leber, dann ehen ſie nach unten. Sie geben auch weniger Zweige n die Tegumentarmembranen als bei den Brachyuren, weniger an die Magenmuskeln und den Magen ſelbſt, s gehen von ihnen aber Zweige in die innern Fühler. Die Leberarterien bilden nicht wie z. B. bei Maja eine Vereinigung auf der Mittellinie, um hinten einen Aſt abzueben, ſondern ſie bleiben auf ihrem ganzen Wege getrennt. Die Sternal- oder Bruſtbeinarterie gibt bald inter jener gedachten, zwiebelartigen Anſchwellung die bere Abdominalarterie ab. Dieſe liegt unter dem Gewölbe der Schwanzringe und gibt links und rechts eien Aſt ab. Nach jener erſten Zweigabgabe dringt die Sternalarterie nach unten, geht am Verdauungsſchlauch und den Zeugungsorganen hin und bildet zuletzt die untere Abdominalarterie. Die eigentliche Sternalarterie eht aber ins Bruſtbein und an die eigentlichen und Kiefernfüße.

Das Venenſyſtem der Makrouren weicht wegen des Baues der harten Theile ab, indem nämlich, wie oben eſchrieben wurde, der plattenförmige Theil des Bruſtſchildes eine kielförmige Geſtalt annimt. Es findet ich z. B. bei dem Hummer unabhängig von den venöſen Säcken oder Sinus, die an den Seiten des Körpers iegen, noch ein Mittelſinus vor, der ſich von einem Ende des Bruſtſchildes zum andern erſtreckt und in der Mittelfurche deſſelben im Sternalkanal lagert. Die Lateralſinus, die wegen der zwiſchen ihnen ſtehenden, nicht urchbrochenen Wände mit einander nicht communicien, gehen in dieſe mittlere Longitudinalvene oder Sinus aus, durch welche alſo beide mit einander in Verindung ſtehen. Die Venen ſind an ſich bei den Makrouren weniger ausgebildet als bei den Brachyuren, enn die Einſpritzung bringt durch ihre Wände (ſiehe nten Lunds Angabe) in die umgebenden Theile. Die führenden Gefäße der Kiemen liegen bei den Makrouren nicht an der äußern Seite der letztern, ſondern in der dichten Maſſe des Organs.

Lund hat ſpäterhin alle Beobachtungen und Angaben Audouins und Milne Edwards von neuem einer Prüfung unterworfen, ihre Verſuche an Thieren derſelben Art wiederholt, dabei aber Manches anders gefunden, wie aus den nachſtehend auszugsweiſe mitgetheilten Beſchreibungen deſſelben hervorgeht.

Von den zwei Gängen in den Kiemen liegt nach ihm bei den Brachyuren einer an jedem Rande des Körpers der Kieme, bei den Makrouren einer am innern Rande, der andere neben ihm in der Mitte. Der innere, d. h. der dem Körper am nächſten liegende, iſt ſowol bei den Brachyuren als Makrouren mit einer eigenen Haut ausgefüttert; der äußere beſitzt bei den Brachyuren keine ſolche Haut und liegt bei den Makrouren in einem Parenchym, welches die ganze Kieme vom innern Gange an ausfüllt. Beide Röhren, wie die obigen Beobachter wollen, als Arterie und Vene anzuſehen, dagegen ſtreitet außer den bereits oben angeführten Gründen noch ihre Verbindung. Wenn man nämlich beim Maja squinado einen Gang mit Queckſilber ausſpritzt, ſo trit das Queckſilber erſt in die Blätter der Kiemen, ſpannt dieſe aus und dringt dann erſt von ihnen aus in den andern Gang. Dieſer Verſuch ward mehrmals wiederholt. Einem Palinurus quadricornis ward eine Kieme durchſchnitten; das Blut floß kräftig, nach Stilleſtand floß es von neuem, wenn man den Schwanz aufhob, was wol für ein freies Strömen deſſelben ſpricht, indem daſſelbe, in Gefäße eingeſchloſſen, dem Geſetze der Schwere kaum ſo gehorchen würde. Zuletzt zeigte ſich bei dieſem Verſuche ein einzelner Blutstropfen, der bald vor bald zurücktrat, was offenbar von einem Drucke abhing. Es iſt aber nicht anzunehmen, daß das Herz das Blut mit ſolcher Gewalt durch die Arterie und Venen treibe, es rührt vielmehr dieſer Druck von den oben erwähnten, zwiſchen den Kiemen liegenden Blättern her, welche das Thier in beſtändiger Bewegung erhält und damit auf die Kiemen wirkt. Statt dieſer Blätter haben die Makrouren lange, elliptiſche. Daher aufs neue Blutung bei jeder Bewegung der Füße. Der Rhythmus, nach welchem dieſe Blätter bewegt werden, ſtimmt ſogar mit dem der Bewegung des Herzens überein, ſo daß man ſie wol als einen Stellvertreter der rechten Herzkammer betrachten kann.

Es muß nun die Frage aufgeworfen werden, wie kommt das Blut aus allen Theilen des Körpers zu den Kiemen zurück? Das venöſe Syſtem, welches die genannten Beobachter ſogar mit ſeinem Herzen abbilden, konnte Lund nicht auffinden. Er ſpritzte den äußern Kiemengang mit Queckſilber und Gyps ein, die Maſſe verbreitete ſich längs der untern Fläche des Körpers in die Füße u. ſ. w., ohne die geringſte Spur von Gefäßen, worin ſie enthalten. Damit man hiebei nicht etwa an ein Extravaſat denke, darf man nur auf andere Weiſe den Verſuch wiederholen, indem man Luft einbläſt, worauf dann das ganze Thier ſich aufbläſt. Dem zufolge iſt das von Audouin und Edwards angegebene Gefäßſyſtem wol nicht anzunehmen.

Nach dem eben genannten ſoll ferner der innere der beiden Kiemengänge oder Sinus unmittelbar ins Herz durch eine große Öffnung in deſſen Seiten einmünden und außer dieſer Öffnung und den ſieben Arterienmündungen keine andere im Herzen ſeyn. Lund räumte früher, wie oben erwähnt wurde, Cuviers desfallſige Behauptung ein, ſeine neuern Unterſuchungen aber bewieſen ihm, daß der fragliche Übergang nicht exiſtire, wol aber ſind die von Audouin geleugneten Öffnungen vorhanden und zwar bei den Makrouren in der Art, wie es vom Hummer angegeben wurde, bei den Brachyuren liegen vier oben, zwei auf den Seiten, und alle ſind innen mit Klappen verſehen, die Flüſſigkeiten zwar eindringen, aber nicht austreten laſſen. Nimt man bei Maja squinado den Rückenſchild weg, ſo ſieht man an der Schalenwand, auf welcher die Kiemen eingefügt ſind, riemenförmige Leiſten von deren Baſis aufſteigen, deren jede einen Gang für die aus der Kieme ſtrömenden Flüſſigkeiten bildet, dieſe Ströme aber treten in folgenden Behälter ein. Unter dem Herzen nämlich breitet ſich eine Membran aus, die auf Leber und Eierſtock, bei den Männchen auf den Hoden liegend, ſich quer über nach den Seiten, wo ſie ſich anheftet, ausſpannt. Eine andere ähnliche Membran geht über dem Herzen, an daſſelbe in der Mitte ſeiner obern Fläche angeheftet, gleichfalls nach den Seiten hin, vorn und hinten mit der untern Membran ſich einigend, ſo daß das Ganze einen großen, geſchloſſenen Sack bildet, in deſſen Mitte das Herz liegt. Dieſer Sack iſt immer mit Flüſſigkeit gefüllt, welche frei von einer Seite zur andern treten kann. Einſpritzungen gehen nach der tiefer liegenden Seite und in deren Kiemen hinab. Daſſelbe geſchieht auch; wenn Herz und Arterien nicht eingeſpritzt ſind, iſt daher wol ein Beweis gegen die unmittelbare Verbindung zwiſchen dem innern Kiemengang und dem Herzen; denn wenn dies der Fall wäre, ſo müßten die Kiemen der entgegengeſetzten Seite nur dann eingeſpritzt werden können, wenn die Injection das Herz, das ganze arterielle und venöſe Syſtem des Körpers und das arterielle der Kiemen durchlaufen hätte, was doch nicht ſtatt findet. Wie aber das Ergebniß vorliegt, läßt ſich die Sache leicht erklären. Durch den innern Kiemengang läßt ſich auch der Herzbehälter aufblaſen, durch den äußern nicht, wol aber der Körper und dann wird jener nur mitgehoben, durch den innern Gang aber läßt ſich auch das Herz nebſt den Arterien, wie angegeben wurde, füllen.

Da Audouin und Milne Edwards hinſichtlich der ſechs großen Einriſſe, welche Lund als im Herzen vorhanden angibt, dieſen einer Augentäuſchung beſchuldigen, ſo liefert derſelbe nun folgende, nähere Beſchreibung des Herzens. Auf der obern Fläche des Hummerherzens ſieht man an der Baſis der flügelförmigen Ausbreitungen auf jeder Seite eine lange, wellenförmige Längsritze, welche bis in die Herzhöhle dringt, ſo daß man hineinſehen kann, woran jedoch manchmal eine Membran (Klappe?) hindert. Der hintere Theil der untern Herzfläche iſt mit einer rectangulären Scheibe bedeckt, die mit dem Fuße einiger Gaſteropoden eine auffallende Ähnlichkeit hat. Wenn man die vordere Ecke derſelben zurückſchlägt, ſo erblickt man zwei Einriſſe derſelben Art, die aber kürzer ſind. An der Seite des Herzens ſieht man einen dritten Einriß, welcher gerade in die Höhle dringt. In dieſem iſt eine deutliche Klappe, welche bei großer Ausdehnung wie eine Blaſe hervortritt. Lund injicirte die innere Kiemenröhre; die feinen Röhrchen der Kiemen füllten ſich auf beiden Körperſeiten, man konnte die Flüſſigkeit durch die feine Haut unterm Schwanze frei herumfließen ſehen, das Herz war ebenfalls mit den beiden hinten ausgehenden Stämmen gefüllt. Lund fragt nun, wozu alle dieſe Einriſſe im Herzen, durch welche die gefärbte Flüſſigkeit von den Kiemen aus eindringt, diene, und bemerkt noch, daß Audouin und Edwards den Übergang der Arterien in die Venen nicht nachgewieſen haben, und daß ſie überhaupt mehre Punkte, hinſichtlich welcher die Organiſation der Cruſtaceen mit derjenigen der Inſekten übereinſtimmen, unbeachtet gelaſſen haben. Hinſichtlich der weitern Ausführung dieſer Bemerkungen und der desfallſigen Angaben müſſen wir aber, um nicht zu weitläufig zu werden, auf Lunds Abhandlungen in der Iſis 1829 und 1830 verweiſen.

Was die Reſpiration anbetrifft, ſo bezieht ſich manches von demjenigen, was über die Circulation geſagt wurde, hieher, und es iſt nur noch einiges nachzutragen.

Bei den Brachyuren liegen die Kiemen an der Wurzel der Füße unter dem ſeitlichen und untern Rande des Schildes, ſie ſitzen auf zwei feſten, ſchrägen Platten des Innern des Körpers, deren Beſtimmung iſt, oben die Fächer zu ſchließen, in welchen ſich die erſten Muskeln der Füße finden. Das Waſſer dringt zu ihnen durch eine Spalte am hintern Rande des Schildes und ſtrömt durch eine vorn am Mund liegende Öffnung wieder aus. Die eigene Lage der letztern bei Dorippe ward oben bemerkt. Jede Kieme iſt blos unten befeſtigt, ihre Spitze nach oben und innen gerichtet. Sie beſtehen aus einem cartilaginöſen Stamm, auf welchem zahlreiche, weiche, häutige Blätter ſitzen, welche durch eine Mittelfurche in zwei Längsmaſſen getrennt ſind und in perpendiculärer Richtung zum Stamm der Kiemen auf einander geſchichtet ſind. In der Furche befinden ſich die beiden oben mehr erwähnten Röhren. An jeder Seite befinden ſich ſieben Kiemen, von denen fünf zu den eigentlichen Füßen, zwei zu dem erſten und zweiten Paar der Kieferfüße gehören. Sie werden beſtändig durch zwei lange, dünne, cartilaginöſe, biegſame Blätter gerieben, welche an der Wurzel der Kiefern, eins oben das andere unten, anſitzen und welche die ſchon oben angedeutete Function zu haben ſcheinen, durch einen Druck das Waſſer wieder aus den Kiemen zu treiben und die Circulation zu befördern. Die Kiemen der Makrouren haben ſtatt der Blätter cylindriſche, ziemlich kurze, büſchelförmig zuſammenſtehende Fäden. Sie ſind auch zahlreicher, denn man zählt an jeder Seite zwei und zwanzig, in fünf Hauptgruppen von vier Stück, welche der Wurzel der vier erſten Füße und der äußern Kieferfüße entſprechen, eine einzelne Kieme ſteht ganz vorn am zweiten Paar der Kiemenfüße, eine andere, ebenfalls einzelne, am letzten oder fünften Fußpaar. Die gedachten Hilfsblätter theilen die Gruppen der Kiemen, und der Gruppe iſt die äußerſte Kieme an der Wurzel des Blattes befeſtigt und wie dieſe beweglich, indeſſen die andern keine eigenthümliche Bewegung haben. Zwei ähnliche Blätter ohne Kiemen ſitzen am vordern Kieferfuß und an der letzten eigentlichen Kiefer. Die beiden gedachten Öffnungen zum Ein- und Auslaſſen des Waſſers ſind hier ebenfalls vorhanden. Manche Brachyuren ſind noch mit einem eignen Apparat zur Bewahrung der Feuchtigkeit beim Luftathmen außer dem Waſſer verſehen, worüber der Art. Gecarcinus zu vergleichen.

Was die Organe der Fortpflanzung betrifft, ſo ward deren Beſchreibung bereits genügend in dem Artikel Crutacea gegeben, und wir haben hier nur das nachzutraen, was in neuerer Zeit Rathke über die Entwickeung des Flußkrebſes mitgetheilt hat (Unterſuchungen über die Bildung und Entwickelung des Flußkrebſes. Leipzig 1829. Fol. m. ill. u. ſchwarzen Kupf. 12 Rthlr.).

Im Eiergang zeigt ſich das Ei anfangs als mehr linenförmiges, dünnhäutiges, mit wäſſeriger Flüſſigkeit gefülltes Bläschen. Später bildet ſich um daſſelbe eine ſtärkere Haut und zwiſchen beiden eine undurchſichtige, mit ſehr kleinen, weißen Kügelchen gefüllte Flüſſigkeit, das Eigelb. Das innere Bläschen, von Rathke Purkinje's Bläschen genannt, wächſt kaum, bleibt durchſcheinend und legt ſich nach und nach faſt dicht an eine Seite des äußern an. Nach ſechs Monaten wird das äußere Bläschen gelb, dann orangefarben und endlich dunkelbraun, wobei die Kügelchen im Eigelb ſich vermehren. Endlich verſchwindet das Purkinjiſche Bläschen, und der Keim erſcheint anfangs als ſchwache, weißliche Wolke auf dem Eigelb, endlich als weißtrüber Fleck, geronnenem Eiweiß ähnlich, ungefähr ein Sechstheil der Oberfläche des Eigelbs einnehmend. Die äußere Blaſe wird immer dünner, indeſſen das Eigelb an Umfang zunimt. Endlich ſprengt das Ei die Hüllen, in denen es lag, trit in die Höhle des Eierſtocks und von da nach und nach in den Eiergang, wo es mit dem Eiweiß und einer zweiten äußern Haut umgeben wird. Nach dem Austreten, wo die Eier als kleine Kugeln an den Schwimmfüßen des Hinterleibes befeſtigt ſind, beſtehen ſie aus dem ſchwärzlichen Eigelb, welches den größern Theil ſeiner Maſſe bildet, aus dem Keim, der als weißliche Lage auf demſelben erſcheint, aus der Dotterhaut, welche beide umhüllt, aus der dieſe letztere umſchließenden Lederhaut, aus dem Eiweiß und aus der ungleichen, äußern Haut, mittelſt welcher das Ei befeſtigt iſt. In der erſten Bildungsperiode, d. h. vom Legen oder außerhalb Erſcheinen deſſelben und den erſten Spuren einzelner Organe, kommen folgende Veränderungen in demſelben vor. Der Keim zeigt ſich nämlich nach und nach als eine Vereinigung weißer, am Rande unregelmäßig gezähnelter Ringe mit einem dunklern Mittelpunkt, welche indeſſen nach und nach wieder verſchwinden, während die Haut des Keimes ſich faſt gleichförmig auf dem Eigelb verbreitet, daſſelbe als ſchwache Wolke umhüllt, ſich in einem Punkte verdickt, ſich in demſelben ganz zuſammenzieht und von neuem einen weißen Fleck, den Keimfleck, — blastoderma — bildet. Dieſer wächſt bald in die Breite, wird elliptiſch, und man ſieht in ſeiner Mitte eine kleine, hufeiſenförmige Furche, deren Enden ſich nach wenigen Tagen vereinigen, wodurch eine Ellipſe entſteht. Der innere Raum derſelben wird nach und nach tiefer und bildet einen kleinen, unten weitern Sack. Während dies geſchieht, vergrößert ſich der Keimfleck, und man ſieht zwei ziemlich nahe ſtehende, neblichte Punkte, welche mit dem einen Ende der Ellipſe einen Triangel bilden, erſcheinen. Sie vergrößern ſich ſchnell, werden keulenförmig und verbinden ſich in eine Herzform. Nun ſieht man die erſten Spuren der Organe erſcheinen, welche entweder aus dem Grunde des Sacks oder aus der Maſſe, die den Keimfleck umgibt, beſonders aus dem herzförmigen Fleck ſich entwickeln. Um Genauigkeit in die Beſchreibung zu bringen, werde jener Theil die Centralmaſſe, die den Umfang des Keimflecks mehr oder weniger durchſcheinende äußere Maſſe der pheripheriſche Theil genannt, und Mittellinie heiße der größte Durchmeſſer der Öffnung des Sackes. Die letztere vergrößert ſich nach und nach, und der Grund deſſelben vereinigt ſich ebenſo mit dem übrigen Keimfleck, indeſſen der andere Theil des Umfangs ſeiner Öffnung frei bleibt und eine halbmondförmige Falte darſtellt, deren Enden mehr und mehr ſich von einander entfernen. Hierauf erſcheint in der Mitte eine kleine, warzenförmige Hervorragung mit eingedrückter Spitze, zum Theil von dem übrig gebliebenen Rande des Sackes bedeckt, welche die erſte Spur des hintern Körpertheils iſt. In der vordern Hälfte des mittlern Theils des Keimflecks erſcheinen zur Seite der Mittellinie, ziemlich weit von einander liegend, die erſten Spuren der Mandibeln als zwei ſchräg liegende, kleine Streifen, und ehe dieſe erſcheinen, ſieht man weiter nach vorn zwei Paar andere, welche die Spuren der Fühler ſind, gleichzeitig aber zeigt ſich zwiſchen den beiden äußern Fühlern auf der Mittellinie ein Punkt, der Anfang der Lefze. In dieſem Zeitraume konnte Rathke weder eine Spur von Nerven, noch vom Gefäßſyſtem entdecken, aber der Keimfleck hat ſo viel Umfang gewonnen, daß er nun ſchon ein Viertheil der Oberfläche des Eigelbes einnimt.

Die zweite Entwickelungsperiode beginnt mit der Erſcheinung einzelner Organe und geht bis zur Bildung des Herzens. Während derſelben breitet ſich der Centraltheil des Keimflecks, zugleich ſich verdickend, ungefähr über den achten Theil des Eigelbs aus, aber der peripheriſche Theil wächſt noch ſchneller, bedeckt ſchon vor dem Ende der Periode die ganze Oberfläche des Eigelbs und ſcheint ſich mit ihr an dem der Centralmaſſe entgegengeſetzten Punkte zu vereinigen. Der Keimfleck bildet dann eine ganz dünne, kaum bemerkbare Hülle um das Eigelb. Jetzt entwickeln ſich nach und nach die innern Fühler und ſpalten ſich, denen noch ſchneller die äußern voraus eilen und ſich mit ihnen ſchräg nach außen und vorn richten. Auch die Mandibeln entwickeln ſich weiter und ſpalten ſich. Die Lefze, anfangs als äußerſt kleine Warze erſcheinend, rückt weiter nach hinten, eine ringförmige Verbindung um ſie herum füllt ſich bald, indeſſen bleibt immer noch auf der Mittellinie eine kleine, nach und nach tiefer werdende Höhlung, der Anfang der künftigen Mundöffnung. Nachdem ſich die vordern Fühler gezeigt haben, erſcheinen auch die Spuren der Augen als kleine, ſich verlängernde Anſchwellungen, welche zuletzt frei nach außen aus dem Keimfleck hervortreten, und an welchen das eigentliche Auge vom Stiel ſchon durch einen kleinen Einſchnitt geſondert erſcheint. Der kleine Hinterleibshöcker, von dem vorhin die Rede war, nimt nun die Geſtalt eines länglichen Blättchens an, deſſen vorderes Ende frei und zugerundet iſt, indeſſen das hintere noch mit dem Mitteltheil vereinigt bleibt. Er rückt bis nach der Lefze vor und vergrößert ſich; ſeine äußere Fläche, an der Dotterhaut liegend, iſt gewölbt, die obere, mit dem Keimfleck in Verbindung ſtehende, concav. Die kleine Vertiefung, jetzt am Ende des Blättchens, höhlt ſich ſchnell zum After aus und öffnet ſich nun in den Darmkanal. Der After ſteht in dieſem Zeitraume derjenigen Seite entgegengeſetzt, welche er ſpäter einnehmen ſoll. Es entwickeln ſich nun auch die eigentlichen und Hilfskiefern. Beim erwachſenen Krebs finden wir deren fünf Paar, hier aber zeigen ſich zuerſt nur drei Paar als kleine Querſtreifen, von der Mittellinie ausgehend. Später erſcheint das vierte Paar (die zweiten Kieferfüße) in der Krümmung, welche den vordern Theil des Körpers vom hintern trennt. Dann kommen auch die Kiefern des fünften Paares (die äußern Kieferfüße) zum Vorſchein, welche aber ſonderbarer Weiſe auf der obern Fläche des Hinterleibshöckers liegen. Wenn die Kiefern ihre Entwickelung angefangen haben, ſo verlängert ſich der Hinterleibshöcker nach hinten und legt ſich mit dem übrigen Keimfleck in eine Fläche, während die hintere Fläche dieſer Verlängerung nach unten gebogen bleibt. Der Bau der Kiemen verändert ſich nun vielfach im Einzelnen, welche Veränderung wir jedoch ſpeciell nicht angeben können. In dem Zeitraume, wo das fünfte Kiefernpaar erſcheint, zeigen ſich auch die erſten Spuren der Gangfüße und zwar zuerſt die vordern, ebenfalls als kleine Streifen und auf der obern Fläche der Hinterleibsverlängerungen. Je mehr dieſe Füße ſich ausbilden, um ſo mehr dehnt ſich die Krümmung nach dem hintern Theile des Eies, und es erſcheinen am eingekrümmten Theile derſelben die Spuren der Schwanzfloſſe. Zuletzt bemerkt man auf der untern Seite, welche ſpäter dazu beſtimmt iſt, die obere zu werden, die Andeutung von ſechs Querringen. Die Querfalte an der Wurzel der Hinterleibsverlängerung verſchwindet zwar nach und nach, erſcheint aber gegen die Mitte dieſes Zeitraums von neuem, nimt bedeutend an Größe zu und bildet den erſten Anſatz der Seitenſtücke des Schildes. Zugleich verdickt ſich der peripheriſche Keimfleck zwiſchen den Augen und fängt an den vordern Theil des Schildes zu bilden, auch bemerkt man jetzt zuerſt die Entwickelung des Darmkanals, von welchem indeß weiter hinten die Rede ſeyn wird. Auch das Herz fängt an gegen das Ende dieſer Periode ſich zu bilden, in der Gegend, wo Vorder- und Hinterleib ſich vereinigen, und ſcheint aus dem peripheriſchen Theile des Keimflecks zu entſtehen. Man unterſcheidet nämlich an dieſem Theile des Keimflecks zwei deutliche, doch innig mit einander vereinigte Häute, die äußere ſehr zart und dick. In dieſer letztern entſteht auf der Mittellinie eine nach und nach ſich erweiternde Vertiefung, welche eben das Herz bildet, welches anfangs einer kleinen, länglichen, hinten ſtumpfen, abgeplatteten Blaſe gleich. Es zeigen ſich nun auch die Spuren der Blutgefäße als hohle Kanäle im innern Blatt des Keimflecks, welches das Schild darſtellt; der eine derſelben geht vom hintern Theile nach unten, der andere nach vorn an das Kopfende. In einiger Entfernung von dieſem Gefäß entſteht ein anderes, was ſeine Richtung nach vorn nimt und in der Mitte des Schildes blind endet. Dieſe Gefäße ſind, wie Rathke ausdrücklich bemerkt, keine Verlängerung des Herzens und erweitern ſich erſt bedeutend, ehe irgend eine Veräſtelung ſich zeigt. Faſt gleich nach ſeinem Entſtehen beginnt auch das Herz ſeine ſchlagende Bewegung, iſt aber nur noch mit einer wäſſerigen Flüſſigkeit gefüllt, in der man noch keine Kügelchen bemerkt.

Was die Entwickelung des Nervenſyſtems betrifft, ſo fiel deſſen Beobachtung ſehr ſchwer wegen der tiefen Lage der Ganglienkette, und war eine vollſtändige Vorſtellung nicht davon zu erhalten, ſondern nur Folgendes zu bemerken. An der obern Fläche des Theils des Keimflecks, welche Rathke die Bauchplatte nennt und auf welcher die Glieder entſtehen, befindet ſich eine längliche Anſchwellung und an jeder Seite derſelben kleine Höcker, welche die Muskeln der Glieder bilden, in der Mitte aber eine Längsrinne. In dem mittleren Theile dieſer Anſchwellung (Sternalkanal Audouins) bildet ſich der Nervenſtrang des Vorderleibes oder Schildes, anfangs aus 11 Paaren kleiner Punkte beſtehend. Das erſte Paar gehört den Mandibeln, die fünf folgenden den Kiefern, die übrigen den Gangfüßen. Vor dieſer doppelten Reihe unterſcheidet man die Fäden am Öſophagus und das Kopfganglion, doch wenig deutlich. Vom Nervenſyſtem des Hinterleibs konnte Rathke nichts entdecken.

Eine dritte Entwickelungsperiode erſtreckt ſich von der Bildung des Herzens bis zur Erſcheinung der als Speicheldrüſen angeſehenen Organe. In dieſer wächſt die Abdominalportion des Keimflecks ſehr ſchnell, nach und nach die Geſtalt eines Kugelſegmentes annehmend; die Augen vergrößern ſich, die Fühler gleichfalls und erſcheinen in drei Glieder getheilt, die äußern Fühler werden bald länger als die innern. Lefze, Mandibeln, Kiefern, Füße bilden ſich weiter aus. Der Hinterleib wird bedeutend groß, koniſch und zeigt auf ſeiner obern Fläche 6 Einſchnitte, auch entwickeln ſich an jedem Ringe mit Ausnahme des erſten und letzten 2 griffelförmige Verlängerungen, die erſten Spuren der Bauchfüße.

Wichtig iſt nun die Entwickelung der Kiemen, von denen ſchon vor dem Erſcheinen des Herzens ſich Spuren zeigten. Sie beſtehen anfangs aus Verlängerungen in Geſtalt dreieckiger Platten, welche mit ihrer Wurzel oberhalb der Vorderfüße feſtſitzen, und von denen die zuerſt erſcheinen, welche den Kieferfüßen angehören, deren weitere Ausbildung findet an der Spitze ſtatt, welche ſich verlängert. In der Mitte der Periode bemerkt man auf jeder ſolchen Platte eine Spalte, welche vom äußern Rande bis an die Wurzel reicht, ſie in zwei ungleiche Hälften theilend, von denen die kleinſte cylindriſch, nach außen gerichtet, die andere, dreieckige, die größere iſt. An dem Cylinder entſtehen zwei Reihen einfacher Striche, welche ſich ſpäter als Kiemenfäden entwickeln. Gegen as Ende dieſer Entwickelungsperiode zeigen ſich am äußern Rande der Wurzel jedes der vier erſten Füße zwei in unde, glatte Griffel ſich verlängernde Höcker, deren Oberfläche gegen das Ende der Periode ungleich wird, ſich mit kleinen Warzen bedeckend, welche ſich ſpäter benfalls in Kiemenfäden umbilden. An der Wurzel des ünften Paares bildet ſich um dieſelbe Zeit, ſo wie auf em innern Kiefernfuß, nur eine Kieme, auf dem äußern agegen zwei. Anfangs liegen dieſe Kiemen alle an der untern Seite des Embryo, bald aber richten ſie ſich auf und bergen ſich unter dem Schilde.

Was dies betrifft, ſo haben wir früher geſehen, daß ie zur Bildung des Schildes beſtimmte, peripheriſche Portion des Keimfleckes anfangs an jeder Seite eine Verdickung zeigt, welche nichts weiter iſt, als die Anſätze der Seitentheile, die nun ſich entwickeln, ſo daß ihre vordere Partie ſich nach vorn ausdehnt, indeſſen die hintere ſich nach den hintern Füßen verlängert und ſich unten mit der er andern Seite verbindet. Wo die Seitenſtücke des Schildes über die Bauchplatte gehen, zeigt ſich erſt eine kleine Spalte, welche bald eine beträchtliche Breite erhält. Der eine Rand dieſer Rinne verbindet ſich mit der eitlichen Verdickung des Schildes, der andere mit der Haut des Keimflecks, der ihr gegenüber liegt, ſo daß nun der Embryo die Geſtalt einer unten offenen Höhle ekommt, welche nach und nach tiefer und ſchmäler wird.

Der Darmkanal entwickelt ſich auf folgende Weiſe. Auf der äußern Fläche des mittlern Theiles des Keimflecks erſcheint eine äußerſt feine Haut, welche ſich verdickt und von dem Munde bis an das Ende des Schwanzhöckers reicht. An jedem dieſer beiden Punkte entſteht ine nach außen gerichtete Anſchwellung, welche hohl wird, ſich verkürzt und einen kleinen, ſenkrechten Kanal bildet, von denen der eine zum Magen, der andere zum After wird. Der übrige Theil der Haut, von der wir ben ſprachen, wird nun um vieles größer und bildet eine Art Schlauch um das Eigelb, der in ſeinem Grunde zwei richterähnliche Vertiefungen zeigt, welche ſich in den Magen und in den Darmkanal öffnen. Endlich dehnt ſich dieſe Membran ſo weit aus, daß ſie das Eigelb ganz umhüllt, ſelbſt aber noch von keinem Fleck bedeckt bleibt.

Nachdem ſich der angegebene Sack gebildet hat, entwickeln ſich gegen das Ende dieſer dritten Periode noch drei andere Häute, welche den Magen ausbilden helfen, welche Veränderung wir jedoch ins Einzelne nicht verfolgen können, ebenſo wenig als die bedeutenden, denen er Magen jetzt unterliegt. Wir bemerken blos, daß der ndere Cylinder, der ſich hinter dem Magen zum Darmkanal bildete, zu gleicher Zeit wächſt, und daß der Theil es Sackes, der zwiſchen ſeinem vordern Ende und dem Magen ſteht, ſich ſtark verkürzt, ſo daß er die beiden Hälften des Darmkanals an einander bringt. Kurz nach er erſten Erſcheinung des Herzens fängt die Leber an ſich zu bilden. An dem Punkte, wo der Darmkanal ſich mit em Sacke verbindet, entwickeln ſich zwei kleine Anhänge auf der Oberfläche mit warzigen Anſchwellungen, welche ſich in die Lebergefäße umwandeln, die in der vierten Periode gelblich erſcheinen.

In dieſer dritten Periode vereinigen ſich die zwölf vordern Nervenganglien paarweiſe, während die zu den Bruſtfüßen gehörigen noch getrennt bleiben. Auch bildet ſich der Sternalkanal zur Umfaſſung des Nervenſyſtems. Gegen das Ende dieſer dritten Periode zeigen ſich auch an den Seiten des das Eigelb umfaſſenden Sackes die Speicheldrüſen in Geſtalt kleiner Blättchen.

Die vierte Periode reicht von dieſer Entwickelung bis an das Ausſchliefen des Krebſes aus ſeinen Häuten. In dieſer Zeit wächſt beſonders der Magen mehr als alle andern Theile, namentlich in ſeiner vordern Hälfte, und füllt den größten Theil der Eingeweidehöhle; der Darmkanal bildet ſich vollſtändiger aus, das Eigelb verſchwindet zum Theil, der daſſelbe umgebende Sack ſteht mit dem Darmkanal nur durch eine kleine Öffnung in Verbindung, iſt indeſſen aber ſo groß, daß er den Magen gleichſam in einer ſeiner Falten verſteckt. In dieſer Zeitperiode entwickeln ſich die einzelnen Glieder nach und nach vollſtändig. Nach der Geburt ſind die Bedeckungen des jungen Krebſes noch weich und biegſam, die Glieder ſind gegen den Körper gelegt und dieſer auf ſich ſelbſt zurückgebogen; wenn er ſich aber ausſtreckt und die Bedeckungen hart werden, ſo gleicht er in ſeiner Bildung ganz dem der erwachſenen, wenigſtens bemerkt man keine bedeutenden Unterſchiede, wol aber weicht ſein innerer Bau ab, weshalb man nun noch eine fünfte Entwickelungsperiode annehmen kann. In dieſer entwickelt ſich namentlich das Knochengerüſte des Magens; die vier vordern Nervenganglien, ſo wie das fünfte und ſechſte Paar vereinigen ſich unter einander, ſo daß die erſtern eine größere Maſſe, die beiden letztern ein Centralganglion bilden. Jetzt fangen auch erſt die Zeugungstheile an ſich zu zeigen. Hoden und Eierſtöcke erſcheinen zuerſt in dem Sacke des Eigelbs, und nur erſt weiterhin gelangen aus demſelben die ausführenden Gefäße und der Eiergang an die äußere Fläche des Körpers; beide öffnen ſich nach außen aber erſt dann, wenn der junge Krebs einen Zoll lang iſt.

Dies über die Entwickelung des Flußkrebſes, welche man in Beziehung der Bildung der Jungen zu den Erwachſenen als normal bezeichnen kann. Nicht ſo verhält es ſich aber mit andern Dekapoden, denn in der neuern Zeit hat Thompſon (Zoological Researches. Vol. I. part. I. Cork. 1830. pag. 9.) die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß Zoea Taurus, bis jetzt als eigene Art angenommen, ſich auffallend in ſeiner Geſtalt verändere, und das Auskriechen der Eier des Cancer Pagurus beſtätigte ihm, daß jenes Thier nicht die Larve von letzterem ſei, indem die Eier ihm nur Zoea Taurus ſtatt des erwarteten Pagurus lieferten. — Von den Cruſtaceen niederer Ordnung iſt es ſchon bekannt, daß auch nach dem Ausſchliefen aus dem Ei ihre Geſtalt Veränderungen unterliegt.

Was die Verbreitung der Dekapoden betrifft, ſo beſchränkt ſich dieſelbe ziemlich auf die Gegenden zwiſchen den Wendekreiſen; doch gehen die eigentlichen Krabben, namentlich Portunus, Inachus, Cancer bis an die Polarkreiſe. Was den ſpeciellen Aufenthalt derſelben anlangt, ſo ſind der größere Theil derſelben Waſſerthiere. Manche Brachyuren, welche weit von der

See auf dem Lande leben, ſind indeſſen genöthigt, zur Zeit der Fortpflanzung das Meer zu ſuchen, welche Thatſache wol auch dafür ſprechen möchte, daß die Jungen eine andere Geſtalt haben. Über die Züge der Brachyuren zum Meere vergl. die Artikel Crustacea und Gecarcinus. Manche der Brachyuren verlaſſen die ſüßen Waſſer nicht. Was die Arten betrifft, die ſich im Meere aufhalten, ſo leben die meiſten an den Ufern, theils im Sande, der abwechſelnd der Ebbe und Fluth ausgeſetzt iſt, theils mehr oder weniger tief unter der Waſſerfläche, theils in Felſenritzen und Löchern, theils auch zwiſchen Korallen. Diejenigen Arten, welche in der hohen See leben, namentlich die kleinern, finden ſich häufig im ſchwimmenden Seetang. Einige der Seekrabben aus der Gattung Pisa leben in Muſcheln, namentlich in der Gattung Pinna. Die auf dem Lande lebenden Brachyuren graben ſich Höhlen in die Erde und tragen die ausgegrabene Erde auf dem Rücken weg. Die Makrouren kommen nie eigentlich ans Land, ſondern leben nur allenfalls in Uferhöhlen u. dergl., mit Ausnahme der Gattung Pagurus, welche ihren Hinterleib in Schneckenhäuſer ſtecken und mit dieſen auf dem Lande herumziehen.

Was die Bewegungen dieſer Thiere an ſich betrifft, ſo beſteht dieſelbe im Laufen und Schwimmen oder in beidem. Die Brachyuren ſind vorzugsweiſe Läufer. Mit der nämlichen Leichtigkeit gehen ſie vor- und rückwärts, rechts und links und in allen möglichen ſchiefen Richtungen, ja ſie beſteigen ſogar eine ſenkrechte Höhe, wenn dieſe nur nicht ganz glatt iſt. Dabei laufen einige ſo ganz außerordentlich ſchnell, daß ein Menſch ſie einzuholen oft nicht im Stande iſt. Die ſchwimmenden aber ſind im Waſſer ebenſo ſchnell, als die andern auf der Erde. Die Makrouren bedienen ſich ihrer Gangfüße nur unter dem Waſſer und ſchwimmen in dieſem rückwärts mit Hilfe ihres fächerförmigen Schwanzes.

Von dem Inſtinkt dieſer Thiere läßt ſich im Allgemeinen nicht viel ſagen. Nur die Krabben zeigen ſich hinſichtlich ihrer Feinde ſehr vorſichtig und wiſſen ihnen meiſt durch ſchnellen Lauf zu entgehen. Manche graben ſich auch ſchnell in den Sand, andere bedienen ſich ihrer Scheren zur Vertheidigung, in welchen manche eine ausgezeichnete Stärke beſitzen, ſo z. B. Pagurus Latro, von dem in Freycinets Reiſe erzählt wird, daß, wenn er ſich feſt geklammert und man ihm einen Stock in die Schere gibt, ein Kind ſich an dieſen hängen könne. In demſelben Werke wird erzählt, daß man von Cancer Grapsus *Linné* auf Felſen der Inſel Guam eine Menge abgehäutete Schalen fand, welche der Gewalt der Winde widerſtanden hatten. Das Männchen von Gelasimus Marionis *Desmarest* benutzt ſeine große Schere dazu, um, wenn es ſich bei Gefahr in ſeine Höhle zurückbegibt, wohin immer das Weibchen zuerſt flüchtet, den Eingang der Höhle damit zu ſtopfen und ſie zu vertheidigen. Von der Nahrung der Dekapoden war bereits oben die Rede.

Was das Verhältniß der Geſchlechter zu einander betrifft, ſo halten ſich dieſelben ſelten anders als zur Zeit der Paarung zuſammen; überhaupt leben dieſe Thiere wenig geſellig. Einigen Unterſchied der Geſchlechter haben wir ſchon oben angegeben, näheres hat man bei den einzelnen Gattungen zu ſuchen. Was die Jungen betrifft, ſo haben ſich dieſelben keiner beſondern Vorſorge der Alten zu erfreuen.

Der größte Nutzen dieſer Thiere beſteht darin, daß ſie als Speiſe dienen. Die durch Religionsgebräuche in ihrer Nahrung beſchränkten Völker rechnen ſie zu den Faſtenſpeiſen. Vorzugsweiſe ſind es die größern Arten, welche in dieſer Beziehung geſucht ſind, namentlich aber gewähren die Landkrabben, wenn ſie auf ihren Wanderungen in zahlloſer Menge erſcheinen, eine willkommene Nahrung. Manche Arten werden auch eingeſalzen und mit dieſen namentlich ein ſtarker Handel von Frankreich nach der Levante getrieben. Kleinere Arten dienen als Fiſchköder. Wir laſſen nun die vollſtändigſte Eintheilung der Dekapoden, wie ſolche Latreille (*Cuvier* regne animal. ed. 2. IV. p. 30 seq.) gibt, folgen.

Erſte Familie. Decapoda brachyura (Kleistognatha *Fabricius*). Der Schwanz kürzer als der Rumpf (tronc, *Latr.*), am Ende ohne Anhängſel oder Floſſen, im Zuſtande der Ruhe nach unten in eine Grube unter der Bruſt eingeſchlagen. Bei dem Männchen iſt er dreieckig und nur an ſeiner Baſis mit drei oder vier Anhängen verſehen, von denen die obern größer, hornförmig ſind; bei dem Weibchen iſt er zugerundet und gewölbt 4). Auf der untern Seite ſtehen vier Paar doppelter, behaarter Fäden, welche dazu beſtimmt ſind, als Eierträger zu dienen, und den Schwanzſchwimmfüßen der Makrouren analog ſind. Mehre ſolcher Fäden ſind auch bei dem Männchen vorhanden, aber nur als Rudimente. — Die Geſchlechtslöcher (vulves, *Latr.*) ſind zwei unter der Bruſt zwiſchen dem dritten Fußpaare ſtehende Öffnungen. Die Fühler ſind klein, die mittlern, meiſt in einem Grübchen unter dem vordern Schalenrande befindlich, endigen in zwei ſehr kurze Fäden. Die Augenſtiele ſind meiſt länger als bei Decapoda macrura. Die Ohrenröhre iſt faſt immer ſteinartig. Das erſte Fußpaar endigt in eine Schere. Die Kiemen ſtehen in einer Reihe und haben die Geſtalt von pyramidalen Züngelchen, die aus einer Menge kleiner, mit der Spitze parallel auf einander geſchichteter Blättchen beſtehen. Die Kieferfüße ſind im Allgemeinen kürzer und breiter als bei andern Dekapoden, die beiden äußern bilden eine Art Lippe. Das Nervenſyſtem weicht von dem der Makrouren ab (ſ. oben). — Dieſe ganze Familie entſpricht der Daldorf-Fabricius'ſchen Gattung Cancer.

Section 1. Pinnipedes. Die Füße ſitzen an den Seiten der Bruſt und ſind unbedeckt, das letzte Fußpaar hat das letzte Fußglied ſehr platt, ruderförmig (Schwimmfüße) (es iſt ei- oder kreisförmig und immer breiter als daſſelbe Glied der übrigen Füße, ſelbſt wenn

---

4) Die Zahl der Schwanzringe, meiſt ſieben, weicht nach dem Geſchlecht ab und iſt bei dem Weibchen geringer. Leach hat dies bei ſeinen Abtheilungen benutzt, Latreille bemerkt aber, daß dies Kennzeichen einmal nicht wichtig genug ſei, andererſeits gegen die natürliche Ordnung ſtreite, auch iſt es gegen die Regeln der Syſtematik, Abtheilungen auf ein Kennzeichen zu gründen, was nach dem verſchiedenen Geſchlechte verſchieden iſt.

dieſe Schwimmfüße wären). Sie entfernen ſich oft von den Küſten und gehen in die hohe See. Hieher gehören folgende Gattungen.

Matuta *Fabr.* — Polybius *Leach.* — Portumnus *Leach.* — Orithya *Fabr.* — Podophthalmus *Lamarck.* — Portunus *Fabr.* — Thalamita *Latreille.* — Lupa *Leach.* — Carcinus *Leach.* — Platyonichus *Latr.*

Section 2. Arcuata. Die Füße ſitzen an den Seiten der Bruſt, ſind unbedeckt und endigen in eine Spitze oder einen kegelförmigen, mitunter zuſammengedrückten Tarſus, nie aber in eigentliche Schwimmfüße. Die Schale iſt breit, vorn zirkelförmig abgeſchnitten, hinten zuſammengezogen und abgeſtutzt; die Scheren ſind bei beiden Geſchlechtern gleichförmig gebaut; der Schwanz hat die nämliche Zahl der Ringe wie bei Portunus, denen ſie auch, mit Ausnahme der Tarſen, gleichen.

Gattungen ſind: Cancer *L.* — Clorodius *Leach.* — Carpilius *Leach.* — Xantho *Leach.* — Perimela *Leach.* — Atelecyclus *Leach.* — Thia *Leach.* — Murſia *Leach.* — Hepatus *Latr.*

Section 3. Quadrilatera. Schale faſt viereckig oder herzförmig, die Stirn meiſt verlängert, eingebogen, oder doch ſehr geneigt, eine Art Kopfſchild bildend. Der Schwanz beſteht bei beiden Geſchlechtern aus ſieben n ihrer ganzen Breite deutlich geſonderten Segmenten. Die Fühler ſind meiſtens ſehr kurz, die Augen der meiſten ſtehen auf langen oder dicken Stielen. Mehre Ar en leben am Lande, andere im ſüßen Waſſer. Sie aufen ſehr ſchnell.

Gattungen: Eriphia *Latr.* — Trapezia *Latr.* — Pilumnus *Leach.* — Telphusa *Latr.* (ſonſt Potamophilus. — Potamobia *Leach.* — Potamon *Savigny.*) — Trichodactylus *Latr.* — Melia *Latr.* (Name ſchon ange an Pflanze vergeben!) — Gonoplax *Leach.* — Macrophthalmus *Latr.* — Gelasimus *Latr.* (Uca *Leach.*) — Ocypode *Fabr.* — Mictyris *Latr.* — Pinnotheres *Latr.* — Uca *Latreille.* — Cardisoma *Latr.* — Gecarcinus *Leach.* — Plagusia *Latr.* — Grapsus *Lamarck.*

Sect. 4. Orbiculata. Die Schale etwas kugelig oder rhomboidal, oder eiartig, immer ſehr feſt; die Augenſtiele ſind immer kurz oder nur wenig verlängert; die Scheren von ungleicher Größe, je nach dem Geſchlecht beim Männchen größer); der Schwanz hat nie ſieben vollſtändige Segmente; die Mundhöhle wird nach ihrem Ende enger, und das dritte Glied der äußern Kieferfüße hat immer die Geſtalt eines länglichen Dreiecks. Die hintern Füße gleichen den vordern, von denen keine ſehr lang ſind.

Gattungen. Corystes *Latr.* — Leucosia *Fabr.* — xa *Leach.* — Iphis *Leach.* — Nursia *Leach.* — Ebalia *Leach.* — Arcania *Leach.* — Ilia *Leach.* — Persephona *Leach.* — Myra *Leach.* — Phylira *Leach.* —

Sect. 5. Trigona. Schale meiſt dreieckig oder etwas eiförmig, vorn in eine Spitze oder eine Art Schnabel verengt, meiſt ſehr uneben oder rauh, die Augen ſeitlich ſtehend. Das Epiſtom oder der Raum zwiſchen den Fühlern und der Mundhöhle iſt immer faſt viereckig, oder ſo lang oder doch faſt ſo lang als breit. Die Scheren ſind, wenigſtens beim Männchen, immer groß und lang. Die denſelben folgenden Füße ſind bei einer großen Anzahl ſehr lang, und manchmal haben ſelbſt die beiden letzten eine von den vorhergehenden verſchiedene Form. Das dritte Glied der äußern Kieferfüße iſt faſt immer viereckig oder ſechseckig, wenigſtens bei denjenigen, bei welchen die Füße von gewöhnlicher Länge ſind. — Die Zahl der Schwanzſegmente ändert ab, mehre haben in beiden Geſchlechtern ſieben, bei andern Gattungen, wenigſtens bei den Männchen, iſt die Zahl geringer.

Gattungen. Parthenope *Fabr.* — Lambrus *Leach.* — Eurynoma *Leach.* — Mithrax *Leach.* — Acantonyx *Latr.* — Pisa *Leach.* — Naxia *Leach.* — Lissa *Leach.* — Chorinus *Leach.* — Pericera *Latr.* — Maja *Leach.* — Micippe *Leach.* — Stenocionops *Leach.* — Camposcia *Leach.* — Halimus *Latr.* — Hyas *Latr.* — Libinia *Leach.* — Doctaea *Leach.* — Egeria *Leach.* — Leptopus *Lamarck.* — Hymenosoma *Leach.* — Inachus *Fabr.* — Eurypode *Guérin.* — Achaeus *Leach.* — Stenorhynchus *Lam.* (Macropodia *Leach.*) — Leptopodia *Leach.* — Pactolus *Leach.* — Lithodes *Latr.*

Sect. 6. Cryptopoda. Die Füße mit Ausnahme der beiden erſten ſind ganz unter ein bogenförmiges Gewölbe zurückziehbar, welches die hintern Enden der Schale bilden. Die Schale ſelbſt iſt halbzirkelförmig oder dreieckig. Der obere Rand der Scheren iſt mehr oder weniger erhaben und kammförmig gezahnt. Bei denjenigen Arten, wo dieſe am größten ſind, bedecken ſie den Vorderkörper.

Gattungen. Calappa *Fabr.* — Aethra *Leach.*

Sect. 7. Notopoda. Die vier oder zwei hinterſten Füße ſtehen höher als die andern, oder ſcheinen auf dem Rücken zu ſitzen und nach oben gerichtet. Bei denjenigen, wo ſie in einen ſpitzigen Haken endigen, bedient ſich das Thier derſelben meiſt, um allerhand fremde Körper, als Schneckenſchalen, Alcyonien ꝛc. damit zu faſſen, mit denen es ſich bedeckt. Der Schwanz hat bei beiden Geſchlechtern ſieben Glieder.

Gattungen. Homola *Leach.* — Thelxiope *Rafinesque.* — Dorippe *Fabr.* — Dromia *Fabr.* — Dynomene *Latr.* — Ranina *Lamarck.* —? Symethis *Fabr.*

Zweite Familie. Decapoda macroura. (Exochnatha *Fabr.*). Sie haben am Ende des Schwanzes meiſt an jeder Seite Anhänge, welche eine Floſſe bilden; der Schwanz ſelbſt iſt ſo lang als der Vorder- oder eigentliche Körper, oft noch länger, ausgebreitet, unbedeckt und nur am hintern Ende eingebogen. Unter demſelben ſtehen meiſt und bei beiden Geſchlechtern fünf Paar After- (falſche) Füße, von denen jeder in zwei Blätter oder Faden ausläuft. Dieſer Schwanz beſteht immer aus ſieben Gliedern. Die Geſchlechtsöffnungen des Weibchens liegen im erſten Gliede des dritten Fußpaares. Die Kiemen beſtehen aus blaſigen Pyramiden, ſind gebartet und behaart (bald reihen-, bald büſchelweiſe zuſammengehäuft). Die Fühler ſind meiſt lang, vorſtehend; die Augenſtiele kurz. Die äußern Kieferfüße ſind oft ſchmal, lang, palpenförmig und bedecken die übrigen Mundtheile nicht ganz. Die Schale iſt ſchmal und mehr in die Länge gezogen, als bei den Krebſen der vorigen Familie, und läuft an der Stirn gewöhnlich in eine Spitze aus. Die hieher gehörigen Cruſtaceen ſind lauter Waſſerthiere und die meiſten von ihnen leben in der See.

Ein Theil derſelben nähert ſich hinſichtlich der Verhältniſſe, Form und des Gebrauchs der Füße, von denen die erſten oder wenigſtens die zweiten die Geſtalt von Scheren haben, ſowie durch die Lage der Eier unterm Schwanz deutlich den vorigen Cruſtaceen. Sie bilden die vier erſten Sectionen.

Die übrigen haben ganz ſchwache Füße, die fadenförmig oder riemenförmig und außen mit einem Anhang oder Ruder verſehen ſind, wodurch ihre Zahl ſich gleichſam verdoppelt. Es ſind Schwimmfüße und keiner derſelben läuft in eine Schere aus. Die Eier liegen zwiſchen den Füßen, nicht unterm Schwanze. — Hieher die fünfte und ſechste Section.

Sect. 1. Anomala Die zwei oder vier erſteren Füße ſind immer viel kleiner als die übrigen. Unterm Schwanze ſitzen nie mehr als vier Paar falſche oder Afterfüße. Die ſeitlichen Floſſen am Schwanzende oder dem Rücken, welche die Stelle derſelben vertreten, ſind ganz zur Seite gerückt und bilden mit dem letzten Ringe keine fächerförmige Floſſe. Die Augenſtiele ſind meiſt viel länger, als bei den folgenden Sectionen.

Gattungen. Albunea *Fabr.* — Hippa *Fabr.* (Emerita *Gronov.*). — Remipes *Latr.* — Birgus *Leach.* — Pagurus *Fabr.* — Coenobita *Latr.* — Prophylax *Latr.* — Glaucothoë.

Sect. 2. Locustae. Nur vier Paar Afterfüße. Das hintere Ende der Schwanzfloſſe iſt faſt immer häutig oder weniger feſt, als der übrige Schwanz. Der Stiel der mittleren Fühler iſt immer viel länger, als die zwei auf ihm ſitzenden Fäden, und mehr oder weniger gebogen oder knieförmig; die ſeitlichen ſind nie von Schuppen begleitet und beſtehen bald nur in einem Stiel, der erweitert, platt, kammförmig iſt, bald ſind ſie groß, lang, gehen in eine Spitze aus und ſind mit Stacheln beſetzt. Alle Füße ſind unter einander faſt ähnlich und laufen in eine Spitze aus; die beiden erſteren ſind nur etwas ſtärker; ihr vorletztes Glied und das der beiden hinteren iſt höchſtens einzähnig, ohne jedoch mit den letzten eine vollkommen zweifingerige Hand zu bilden. Der Raum auf der Bruſt zwiſchen den Füßen iſt dreieckig, das Schild iſt faſt viereckig oder etwas cylindriſch, ohne Stirnverlängerung (d. h. zugeſpitzten oder lanzenförmigen Schnabel).

Gattungen. Scyllarus *Fabr.* — Thenus *Leach.* — Ibacus *Leach.* — Palinurus *Fabr.*

Sect. 3. Astacini. Von der vorhergehenden durch die Geſtalt der beiden vorderen und öfters auch der beiden darauf folgenden Füße unterſchieden, welche ſich in eine zweifingerige Hand (in eine Schere) endigen. Bei einigen ſind die beiden oder vier letzteren viel kleiner als die vorhergehenden, wodurch ſie den Anomalen ähnlich werden; aber die fächerförmige Floſſe am Ende des Schwanzes und andere Charaktere entfernen ſie von denſelben. Das Schild verſchmälert ſich vorn, und die Stirn trit mehr oder weniger ſchnabelförmig vor.

Gattungen. Galathea *Fabr.* (Calypso, ſpäte genannt Janira *Risso*). — Munida *Leach.* — Grimo tea *Leach.* — Aeglea *Leach.* — Porcellana *Lam.* (Pisidia *Leach*). — Monolepis *Say.* — Megalop *Leach.* (Macropa *Latr.*) — Gebia *Leach.* — Th lassina *Latr.* — Callianossa *Leach.* — Axius *Leac* — Eryon *Desmarest.* — Astacus *Gronov.* — N phrops *Leach.*

Sect. 4. Carides (Salicoques). Die mittleren Fühler ſtehen über den ſeitlichen (nicht auf einer Linie mit denſelben); der Stiel dieſer letzteren iſt ganz mit einer großen Schuppe bedeckt. Ihr Körper iſt gebogen (wie buckelig) und weniger hart als bei den vorhergehenden Cruſtaceen. Die Stirn iſt immer nach vorn in eine Spitze verlängert, meiſt ſchnabelförmig oder als zugeſpitztes Blatt zuſammengedrückt, an beiden Rändern gezähnt. Die Fühler ſtehen immer vor, die ſeitlichen ſind meiſt ſehr lang und dann borſtenförmig, die mittleren endigen bei vielen in drei Fäden. Die Augen ſind einander ſehr genähert. Die äußern Kieferfüße, ſchmäler und viel länger als gewöhnlich, gleichen Palpen oder Fühlern. Die Mandibeln der meiſten ſind gegen das Ende verſchmälert und gebogen. Eins der erſten Fußpaare iſt oft auf ſich ſelbſt gebogen oder erſcheint ſo gleichſam doppelt. Die Schwanzringe ſind ſeitlich erweitert oder breiter. Das äußere Blatt an der Endfloſſe des Schwanzes iſt immer durch eine Nath in zwei Theile getheilt (wie man dies auch bei den letztern Cruſtaceen der vorigen Section bemerkt), das ungleiche Paar der Mitte oder eigentlich der letzte Schwanzring iſt lang, gegen das Ende verſchmälert und hat unten Reihen kleiner Stacheln. Die Afterfüße, an der Zahl fünf Paar, ſind lang und meiſt blätterig.

Gattungen. Penaeus *Fabr.* — Vielleicht Sicyonia, Sergestus, Acetus *Milne Edwards.* — Atya *Leach.* — Crangon *Fabr.* — Processa *Leach* (Nica *Risso*). — Hymenocera *Latr.* — Gnathophyllum *Latr.* — Pontonia *Latr.* — Alpheus *Fabr* — Hippolyte *Leach.* — Autonomea *Risso.* — Pandalus *Leach.* — Palaemon *Fabr.* — Lysmata (ſonſt Melicerta) *Risso.* — Athanas *Leach.* — Pasiphaë *Savign*

Sect. 5. Schizopoda. Bildet den Übergang zur Ordnung Stomapoda. Die Füße alle ohne Scheren, ſind ſehr ſchwach, riemenförmig, mit einem mehr oder weniger langen Anhang, der auf ihrer äußern Seite nahe an ihrer Wurzel entſpringt. — Sie ſind nur Schwimmfüße. Zwiſchen ihnen liegen die Eier, nicht unterm Schwanze. Die Augenſtiele ſind ſehr kurz. Die Stirn trit ſchnabelförmig vor. Die Schale iſt ſchwa der Schwanz endigt floſſenförmig. Alle ſind klein und Seethiere.

Gattungen. Mysis *Latr.* — Cryptopus *Latr.* — Mulcion *Latr.* (*D. Th*

DECAPTERYGII (Pisces). In Bloch's Syste Ichthyologiae ed. *Schneider.* Berol. 1801. die zwe Klaſſe der Fiſche. — Kennzeichen zehn Floſſen. S zerfallen in die Ordnungen Jugulares, thoracici, abdo nales. Vgl. d. A. Ichthyologie. (*D. Thon*

Decaspermum *Forst.* — S. Nelitris *Gärtn.*

DECASPORA *R. Br.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Epacrideen und der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe. Char. Der Kelch fünfſpaltig, mit zwei Stützblättchen verſehen; die Corolle glockenförmig, mit bärtigem Saume; die Staubfäden aus der Corolle hervorragend; fünf unter dem Fruchtknoten ſtehende, an der Baſis mit einander verwachſene Schüppchen; die Beere zehnkörnig. Die beiden bekannten Arten wachſen als Sträucher mit ährenförmigen, nickenden, rothen Blüthen und violetten Beeren in Van Diemens Land: 1) D. disticha *R. Br.* (Prodr. l. N. H. p. 548., Cyathodes *Labill.* nov. holl. t. 82., Trochocarpa *Spr.* syst.) mit lanzettförmigen, zugeſpitzten, nervenreichen, faſt zweizeiligen, offenſtehenden, wie die Zweige unbehaarten Blättern und in den Blattachſeln ſtehenden Blüthen. 2) D. thymifolia *R. Br.* l. c., Trochocarpa *Spr.*) mit eiförmigen, meiſt zugeſpitzten, unten dreinervigen, geſtielten Blättern, feinbehaarten Zweigen und am Ende der Zweige ſtehenden Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DECASTADIUM, Stadt auf der Südweſtküſte von Bruttium (Kalabrien), auf der Küſtenſtraße (Anton. Itin.); nach Einigen das heutige Caſtidia, nach Andern St. Anna. (*H.*)

Decatiren ſ. Tuch.

DECATUR. 1) Grafſchaft des nordamerikaniſchen Stats Alabama, im N. an Tenneſſee, im O. an Jackſon, im S. an das Land der Cherokeſen, im W. an Madiſon grenzend, gebirgig, aber im Tenneſſeethale vom Flint und Paint gut bewäſſert und daher, der erſt begonnenen, Cultur nicht ungünſtig. — 2) Townſhip in der Grafſchaft Brown in Ohio mit 30 Häuſern und einem Poſtamte. — 3) Townſh in der Grafſchaft Otſego in Newyork mit 902 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

Deceates ſ. Deciates.

Decebalus ſ. Dacia (in den Nachträgen zu D.).

Decelia ſ. Dekeleia.

DECEMBER iſt der Name des zwölften Monats in unſerm Kalender, welcher ſeine Entſtehung dem Umſtande verdankt, daß die Römer, von welchen wir unſern Kalender erhalten haben, urſprünglich das Jahr mit dem März anfingen und ſo lange nur zehn Monate im Jahre zählten, bis die daraus entſtehende Verwirrung darauf führte, noch den Januar und Februar hinzuzufügen. Ovid ſchreibt dieſe Verbeſſerung des Kalenders erſt dem Könige Numa Pompilius zu, Fast. I. 43 sq., welcher zugleich die Zahl von 30 Tagen, die Romulus allen Monaten gab, außer dem März, Mai, Julius (urſprünglich Quintilis genannt) und October, denen von jeher 31 Tage zugetheilt waren, der glücklichen Vorbedeutung wegen mit der untheilbaren Zahl 29 vertauſchte. Als der Dictator Julius Cäſar ſtatt des urſprünglichen Mondjahres ein Sonnenjahr einführte, erhielt der December, gleich dem Sextilis (ſpäter Auguſtus genannt), 31 Tage, wogegen der Februar die unglückliche Zahl von 28 Tagen behielt, welche Numa ihm als dem letzten Monate des Jahres zugetheilt hatte. Als man unter den Decemvirn den Februar zum zweiten Monate machte, ward der December wieder der letzte Monat des Jahres, obwol erſt mit dem Anfange des ſiebenten Jahrhunderts der Stadt Rom der erſte Januar der beſtimmte Anfangstag des Conſulates wurde. Seit jener Zeit hat der December immer als letzter Monat des Jahres gegolten, wenn man gleich im Mittelalter das neue Jahr mit dem Chriſttage begann, von deſſen Feier am 25. December dieſer Monat auch Chriſtmonat, ſowie früher Heiligmonat von den Weihnachten genannt ward. Die Weihnachten oder geweiheten Nächte ſcheinen bei unſern heidniſchen Vorfahren ein Feſt zur Feier des Winter- und Jahranfanges am 21. December geweſen zu ſeyn, an deren Stelle nach der Einführung des Chriſtenthums der Chriſttag trat. Zur Verlegung des Chriſttages auf den 25. December wurde man durch mehrerlei Gründe beſtimmt. Einmal wurde dadurch das Zuſammentreffen des Chriſttages mit den römiſchen Saturnalien verhütet, an welchen man ſeit des Kaiſers Caligula Zeit fünf Tage lang, vom 19ten bis 24ſten December, zum Andenken des goldenen Zeitalters unter des Saturnus Herrſchaft ſchwelgte; dann konnte man das Beſchneidungsfeſt auf den erſten und das Feſt der Erſcheinung auf den ſechsten Januar verlegen, welches einerſeits der Feier des Mithrasfeſtes bei den Perſern analog war, andererſeits den ſechsten Tag des Januars heiligte, wie der ſechste December dem heiligen Nicolaus und Knecht Ruprecht geweihet war. Nach Plinius H. N. XVI, fin. betrachteten die Druiden Galliens den ſechsten Tag jedes Mondwechſels als den Anfang des Monates und größerer Zeitabſchnitte; und hierin iſt vielleicht der Grund zu ſuchen, warum auch das Michelsfeſt unſerer heidniſchen Vorfahren zur Feier des Herbſtbeginns auf den ſechsten Tag nach Herbſtes Anfang fiel. Ganz anders waren die Monatstage bei den Griechen nach den Beſtimmungen des Hesiodos Op. et D. 770 sq. geordnet. (*Grotefend.*)

DECEMBRIO, December, Decembrino, auch del Zimbre, Uberto, aus Vigevano im Mailändiſchen, war bei dem nachmaligen Papſt Alexander V. und dem Herzog Johann Maria Visconti von Mailand Secretair und ſtarb im J. 1427. Er lebte mit dem berühmten Griechen Emanuel Chryſoloros in vertrauter Freundſchaft und hinterließ handſchriftlich mehre Schriften, philoſophiſche und politiſche Abhandlungen, Überſetzungen aus dem Griechiſchen und lateiniſche Gedichte, wovon aber nichts gedruckt worden iſt. (*Baur.*)

DECEMBRIO, Angelo, des vorigen Sohn, zu Vigevano geboren, verband ebenfalls mit dem Geſchäftsleben die Liebe zur alten Literatur. Er ſtand an dem Hofe der Herzoge von Mailand in beſonderem Anſehen, kam unter andern als Geſandter nach Rom zu dem Papſte Julius II. und hinterließ mehre Schriften, von denen aber erſt lange nach ſeinem Tode nur eine gedruckt wurde: De politia literaria lib. VII. Basil. 1562. 8.; vorher ſehr fehlerhaft Aug. Vind. 1540. fol.; eigentlich ein Samlung von mancherlei philologiſchen und literariſchen Bemerkungen, nach Art der Noct. Attic. des Aulus Gellius. Mehre Gelehrte ſprechen mit beſonderer Achtung von ſeinen Kenntniſſen und der gemeinnützigen Anwendung derſelben *). (*Baur.*)

---

*) Unus eorum, qui tenebris capita extollere ausi sunt.

DECEMBRIO, des vorigen Bruder, erhielt ſeine beiden Vornamen Pier Candido (Petrus Candidus) zu Ehren des damaligen Biſchofs von Novara, Pietro di Candia, der ſpäter als Alexander V. den päpſtlichen Thron beſtieg, bei welchem ſein Vater Secretär war. Nach vollendeten Studien trat er ſelbſt als Secretär in die Dienſte des Herzogs von Mailand Philipp Maria Viſconti, nach deſſen Tode die in mehrfache Parteien getheilten Mailänder.1) ihn an den König von Frankreich und andere Fürſten ſandten, um Hilfe zu begehren. Als die Stadt ſich dem Sieger Franz Sforza ergab, wanderte er nach Rom, wo er bald Segretario apostolico des Papſtes Nicolaus V. ward. Als auch dieſer ſtarb, erhielt er ein ähnliches Amt bei dem Könige Alfons von Neapel (*Apostolo Zeno* Dissert. Voss. I. Artic. 40.), der ihn bei ſich zu behalten wünſchte. Immer aber ſehnte er ſich nach Mailand zurück, wo er auch wenige Monate nach ſeiner Rückkehr ſtarb. Er gehört mit zu den fruchtbarſten Schriftſtellern; denn die auf ſeinem ſchönen Grabmal befindliche Inſchrift gedenkt 127 von ihm geſchriebener Bände 2). Sie ſind meiſtens hiſtoriſchen Inhalts, doch befinden ſich darunter mehre Überſetzungen und ſogar einige Dichtungen 3). Eine große Menge von ihm geſchriebener Briefe wird auf mehren öffentlichen Bibliotheken in Italien aufbewahrt, namentlich auf der Ambroſiana zu Mailand. Aus dieſer letzten Samlung führt Giambattiſta Corniani (J Secoli della letteratura italiana dopo il suo risorgimento. Brescia MDCCCV. Volume II. p. 179.) eine Stelle an 4), wo dem Verfall der wahren chriſtlichen Religion, die nicht blos in Worten und äußerem Gepränge beſtehe, die harten Schickſale zugeſchrieben werden, welche Italien und die Kirche erduldet hatten. Der durch ſeine vielſeitige Gelehrſamkeit nicht weniger als durch ſeine Tugenden allgemein geachtete Mann, geb. zu Pavia 1399, ſtarb in Mailand den 12. Nov. 1477. — Es wäre eine undankbare, ohnehin dem fleißigſten Bibliographen noch nicht gelungene Mühe, die Titel jener 127 Schriften erforſchen zu wollen; doch wird es nicht unangemeſſen ſeyn, einige hier anzuführen. Außer den Überſetzungen der Ilias und der ſieben Bücher der Cyropädie Xenophons ins Lateiniſche und den italiäniſchen der Commentare Cäſars, der erſten Dekade des Livius, der Geſchichte Alexanders von Curtius, erſchien von ihm: 1. Alexandrinus Appianus a Candido ling. lat. patrono romanus. (Venetiis.) Vind. de Spira 1472. in fol. Ebert (bibliogr. Lexikon) ſagt, daß dieſe *erſte lateiniſche*, ſpäter mehrfach wiederholte Ausgabe *ſchön* und ſelten ſei, die Überſetzung ſelbſt aber dunkel und ſchwülſtig, doch nicht ohne kritiſchen Werth. 2. La comparatione di Caio Julio Cesare imperadore maximo et d'Alexandro magno .... ordinata da Pt. Candido etc. Florentiae, apud Sanctum Jacobum de Ripoli. 1478. 3. Die Lebensbeſchreibungen von Philipp Maria Viſconti, Franz Sforza und Niccolo Piccinino, die in *Muratori* Scriptor. Rer. ital. XX. abgedruckt ſtehen und deren ſchönen lateiniſchen Styl Wachler (Handbuch der Geſchichte der Literatur 1822. II. S. 226.) rühmt. In der erſten wird des Suetonius Weiſe glücklich nachgeahmt 5), die zweite iſt in *Hexametern* geſchrieben 6). Von der Vita Francisci Petrarchae et commentaria in italicam ejusdem poesin weiß man blos aus Decembrio's hinterlaſſenen handſchriftlichen Briefen, daß ſie gedruckt wurden. Unter ſeinen nicht gedruckten Schriften ſind viele Überſetzungen aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche, von Diodor von Sicilien, Plato, Xenophon, Ariſtoteles; ferner: Peregrinae historiae lib. III. Grammaticon et de proprietate verborum latinorum; Catonis Uticensis, Phocionis Atheniensis, et Titi Quinti Flaminii vitae; mit griechiſchen Charakteren 1437 von Decembrio's eigener Hand geſchrieben. De humani animi immortalitate. De vitae ignorantia. Homeri vita in latinum translata u. v. a., die ſich unter den Handſchriften der ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand und der laurentianiſchen zu Florenz befinden.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

---

saepe rari judicii scriptor — ſagt G. Barthius ad Claudiani IV. Cons. Honor. 195. p. 602., und Brouckhusius ad Tibull. I. El. IV. 77. nennt ihn unum ex primis illis literarum renascentium sospitatoribus. Vergl. Fabricii bibl. lat. med. T. II. 47. Camusatus ad Ciaconii bibliothecam 861. Saxii Onomast. T. II. 462.

1) Interea Mediolanenses varie inter se fluctuabant. Erant, quibus vivendi cum Principe consuetudo inerat, Franciscum veluti Philippi filium, et afflictis rebus succurrere potentem magnopere laudabant. E contra, quibus mercatorum familiaritas et usus aderat, Venetos ut divinos quosdam homines proponendos dictitabant. Nihil in medio consulebatur; sed ut vulgo mos est, studia in contraria incerti scindebantur. Sic confusis civium voluntatibus plebs omnium ignorans libertatis dumtaxat nomen sibi adsciverat, et nullo salubri consilio perducta est..... Non publica munera a populo rite gubernari; non divites onera conferre.... Boni praeterea officiis exuti, nec sibi aut aliis prodesse utiles, silentio languebant; plebs vero inter spem metumque conjecta onus tolerabat, dominatus dumtaxat nomine exultans. *Decemb.* in vita Francisci Sfortiae. Rerum italic. script. T. XX.

2) In der Kirche des heiligen Ambroſius zu Mailand. S. *A. L. Millin.* Voyage dans la Milanais etc. Paris 1817. I. p. 164.

3) S. *Ginguené.* Histoire littéraire d'Italie. Milan. MDCCCXX. Tome III. p. 396.

4) Ludimus cum eo, qui deludi non potest, et sub verborum velamine Dei filium colimus, quem factis abnegamus. De curia vestra et curiae praesidentibus romanae loquor, quorum vita jam undique patens et ab omnibus exploditur.... Deus bone, quae patientia tua est, vel potius, quae stultitia nostra, cum Christi hostes debellare contendimus ex virtute nostra ac potentia, qui Christianae legi adversi vivimus, monitaque contemnimus? Quid plane vita nostrorum Praesulum ostendit, quibus nihil otio et [illegible] est antiquius etc.? Codex epist. ambros. 104. — Von deſſen zahlreichen noch vorhandenen Briefen ſagt Ginguené a. a. O.: Ce qu'on doit le plus regretter de lui, dans ce qui n'a pas été publié, ce sont ses Lettres que l'on conserve manuscrites en très — grand nombre dans plusieurs bibliothèques d'Italie. Elles ne pourraient que jeter un nouveau jour sur l'histoire politique et littéraire de ce siècle.

5) Egli scrisse l'accenata due vite ad imitazione di quelle de' Cesari, tessuta da Svetonio, dicendone il bene, e [illegible] dissimulandone il malo. *Corniani* l. c. II. p. 178.

6) La seconde est en vers héxamètres; et il y faut chercher comme dans tous les poëmes de cette espèce, moins la poésie que les faits. *Ginguené* l. c.

DECEM PAGI, ein kleiner Ort in Gallia belgica, m Gebiete der Mediomatrici an der Moſel; jetzt **Dieuze** n Lothringen zwiſchen Metz und Sarburg (Amm. Marc. 6, 2. Tab. Peuting. und Anton. Itin.). (*H.*)

Decemprimi, Decemprimatus ſ. Decuriones.

DECEMVIRI, Zehnmänner. Unter dieſem Namen finden wir in Rom mehre Magiſtrate, ſowol höhere als niedere, ordentliche, ſtändige wie außerordentliche, bei denen ſämtlich die Zehnzahl der mit iner ſolchen Würde bekleideten Perſonen oder des Collegiums, das ſie bilden, das Charakteriſtiſche iſt.

I. Als die bedeutendſten und einflußreichſten und auch zugleich am früheſten erſcheinen die Decemviri legibus scribendis, eine außerordentlicher Weiſe zum Behuf der Geſetzgebung angeordnete und mit den ausgedehnteſten Vollmachten ausgeſtattete Commiſſion, die ugleich den Charakter einer oberſten Regirungsbehörde nnahm und aus zehn Gliedern zuſammengeſetzt war. Die nähere Veranlaſſung zu Errichtung einer ſolchen Behörde (woraus ſich zugleich am beſten ihr Wirkungsreis und ihre Bedeutung erkennen läßt), war folgende. Während in den erſten Jahrhunderten Roms die Rechtspflege in den Händen der Könige war, ſowie wir ſolches mit dem älteren Königthum allerwärts, in Griechenland ſo gut wie in Rom, verbunden ſehen, die Könige emnach die oberſte richterliche Gewalt ausübten, ſo war mit der Abſchaffung des Königthums die richterliche Gewalt, gleich den übrigen mit dem Königthume verbunenen Gewalten — denn in dieſen Zeiten erſcheint in den Staten des Alterthums nirgends die richterliche Gewalt von der adminiſtrativen oder executiven getrennt oder usgeſchieden — auf die jährlichen, aber mit gleicher Machtvollkommenheit begabten Nachfolger der Könige, uf die Conſuln, übergegangen[1], welche weniger wol nach geſchriebenen Geſetzen — wir denken hier an die Leges regiae[2], deren Inhalt freilich, zunächſt was das Strafrecht betrifft, höchſt problematiſch bleibt, und denen wir in dieſer Beziehung keineswegs ein großes Gewicht eilegen können[3] — als nach dem (freilich nicht ſchriftlich aufgezeichneten) Herkommen, nach der beſtehenden Sitte, nach Brauch, das Recht ſprachen, wobei zugleich ie prieſterliche Bedeutung der conſulariſchen Würde in Betracht kommt, da nach den im Alterthume herrſchenen Begriffen das Recht als ein Ausfluß der höchſten göttlichen Gewalt (des Zeus) erſcheint, die Vollſtreckung es Rechts, die Verwaltung und Erhaltung deſſelben uf Erden aber zunächſt den Dienern der göttlichen Gewalt, den Prieſtern, oder den Söhnen des Zeus, den Köigen, zukommt. Denn es unterliegt bei näherer Betrachtung keinem Zweifel, daß die römiſchen Magiſtrate mehr oder minder einen prieſterlichen Charakter haben[4], der noch in manchen ihrer Verrichtungen, in den ihnen zuſtehenden Auſpicien und Augurien, verſchieden ſelbſt nach dem verſchiedenen, höheren oder niederen Grade dieſer Würden hervortrit und allein ſo manche in der Geſchichte der römiſchen Magiſtrate vorkommende Erſcheinungen aufzuklären vermag; wie denn, um nur dies anzuführen, der langwierige und hartnäckige Kampf der Plebejer mit den Patriciern um Theilnahme oder vielmehr um Zulaſſung zu dieſen Würden, welche die patriciſche Prieſterkaſte als ihr Eigenthum betrachtete und deren Theilung mit den Plebejern als Profanation anſah, nur daraus ſich erklären und gehörig würdigen läßt.

Daß dieſe dem regirenden Stande Roms angehörenden, höchſten Richter nach dem Herkommen zwar das Recht geſprochen, aber doch mit natürlicher Berückſichtigung ihres Standes, und daß demnach von einer Gleichheit der Rechtspflege keine Rede ſeyn konnte, wird für den, welcher den Charakter und das Weſen der römiſchen Republik in den erſten Zeiten nach Vertreibung der Könige, zunächſt die ausſchließliche Herrſchaft der Patricier, erkannt hat, kaum einer weiteren Bemerkung bedürfen; und wenn wir auch nicht abſichtliche Willkür in der Bevortheilung der Patricier zum Nachtheil der Plebejer den patriciſchen Richtern beimeſſen dürfen, ſo liegt doch in der ganzen Einrichtung der Rechtspflege und in der Natur der Sache ſelber eine Begünſtigung des bevorrechteten Standes, der jeden Gedanken an Gleichheit der Rechtspflege und des Rechtsſtandes der verſchiedenen Bürger Roms ausſchließt. Der Patricier ſtand vor ſeinem patriciſchen Richter ganz anders, als der arme Plebejer, dem der Richterſpruch und das Machtgebot der beiden jährlichen Statthalter weit drückender und beſchwerlicher erſcheinen mußte, als das eines bleibenden Königs. Wohl fühlten die Tribunen, dieſe Vertheidiger und Beſchützer des plebejiſchen Standes, dieſen Mißſtand, dieſe Ungleichheit, welche die Quelle ſteter Klagen und ſteter Unzufriedenheit war, und welche für die Plebejer ein ſtetes Hinderniß war, zur Gleichheit mit den übrigen Bürgern des Stats auch nur einigermaßen zu gelangen und aus der niederen, gedrückten Stellung ſich zu erheben, ſo lange die richterliche Gewalt in die Hände der beiden patriciſchen Oberhäupter des Stats gelegt war, die nicht nach feſten Satzungen, ſondern nach dem unſichern, vielfacher Deutung fähigen Herkommen alle zwiſchen Patriciern und Plebejern obwaltenden Streitigkeiten zu entſcheiden hatten, die namentlich in dem Strafrecht, durchaus nicht an feſte Beſtimmungen gebunden, nach bloßer Willkür verfuhren und wol in einem und demſelben Falle, nach den Umſtänden und nach der Perſon des Strafwürdigen, auf ganz verſchiedene Weiſe verfuhren. In dieſem unſichern und ſchwankenden Rechtszuſtande, der von den Patriciern nur zu ihrem Vortheil benutzt werden mochte, zum offenbaren Nachtheil der Plebejer, an deſſen Erhaltung daher den Patriciern in ihrem eigenen Intereſſe ebenſo viel gelegen ſeyn mochte, als den Plebejern an deſſen Entfernung und Beſeitigung, keineswegs aber, wie ein neuerer Forſcher [5]) behauptet, vorzugsweiſe in der Verſchiedenheit der Rechte, die den einzelnen Stämmen, Geſchlechten und Corporationen herkömmlich eigen waren (obwol auch dies nicht ganz verworfen werden darf), ſuchen wir den Grund des Übels und der Beſchwerden der Plebejer, ſowie der Foderungen ihrer Schutzbehörden, der Tribunen, die das Volk auf ſeine natürlichen Rechte aufmerkſam zu machen ſuchten [6]).

---

[1] Vergl. *Dionys. Halicarn.* Antiqq. Romm. X, 1.

) S. die Unterſuchung von Dirkſen in deſſen Verſuchen zur ritik und Ausleg. d. Quellen d. R. R. VI. S. 234. ff. und aneres in meiner römiſch. Literaturgeſch. §. 169. Not. 5—7. der weiten Ausg. 3) Mehr Gewicht ſcheint Niebuhr röm. eſch. II. S. 315. 316. Zweit. Ausg. darauf zu legen.

) Man bemerke den Satz des J. Laurentius Lydus, womit r ſeine Schrift De magistratibus eröffnet: *ἱερέας γενέσθαι τὸ πρὶν τοὺς ὕστερον ἄρχοντας τοῦ Ῥωμαίων πολιτεύματος, οὐδεὶς τῶν πάντων ἠγνόηται.* S. Creuzer röm. Antiqq. §. 128. S. 171. d. zweit. Ausg.

So wird es uns denn wenig befremden, wenn im Jahr 292 u. c., als die Conſuln mit der Armee ins Feld gezogen waren, C. Terentilius Arſa oder Harſa [7]) mit einer Rogation gegen die übermäßige Gewalt der beiden jährlichen Statsoberhäupter, der Conſuln, auftrat und die Errichtung einer demnächſt zu wählenden Commiſſion von fünf Gliedern vorſchlug, welche ſich mit näherer Beſtimmung der Grenzen der conſulariſchen Macht befaſſen ſollte [8]). Der heftige Widerſpruch [9]), den dieſer Vorſchlag von Seiten der Patricier fand, gibt hinreichend zu erkennen, wie die Patricier die Sache betrachteten, aber auch, wie ſie bisher das Regiment geführt haben mochten. Wohl hatten ſie die Bedeutung einer ſolchen Rogation erkannt. Man beſprach ſich hin und her, auch von Seiten der Tribunen, bei welchen natürlich Einhelligkeit der Stimmen und Einigkeit in Bezug auf dieſe Rogation gefodert wurde; es erfolgte endlich ein Aufſchub der Rogation, womit zugleich, wie wol zu vermuthen, eine Entfernung oder Beſeitigung der Rogation beabſichtigt war, da auch die Conſuln aus dem Felde zurückberufen wurden. Aber ſchon im nächſten Jahre ward der Vorſchlag von neuem wieder aufgenommen. Auch jetzt wieder bot der Senat alles auf, einen ſolchen Vorſchlag zu beſeitigen, wie man dies aus Livius [10]) Bericht, der zweifelsohne älteren Quellen entnommen iſt, erſehen kann. Aller Orten her wurden ſchreckliche Prodigien gemeldet und ein drohender Kampf mit den Volskern, Hernikern und Äquern angekündigt; lauter Mittel, angewendet, um die Plebejer zu beſchäftigen, ſie wo möglich von jener Rogation abzuziehen und aus Rom für den Augenblick zu entfernen; obwol den Tribunen des Senats wahre Abſichten nicht verborgen blieben. Es erfolgten alsbald heftige Kämpfe im Innern Roms und ſelbſt blutige Streitigkeiten, von welchen Livius [11]) den nähern Bericht liefert; er zeigt zur Genüge, mit welcher Hartnäckigkeit der römiſche ſich in dem Beſitz der unumſchränkten, blos auf kommen gegründeten, und durch keine feſten, geſetzlich und allgemein giltigen Beſtimmungen geregelten, hö ſten Regirungsgewalt zu erhalten ſuchte, ohne auch im mindeſten nachgeben zu wollen; aber wir ſehen andererſeits daraus die gewaltige Gährung, zu welch das durch die Tribunen erregte Volk gebracht war, ebenſo wenig geſonnen war, in der bisherigen gedrück ten Lage länger auszuharren. Bereits im J. 297 u. c. hatte ſich der Senat zu einer Vermehrung der Tribun verſtanden [12]), ob aus reinen Abſichten oder aus bloß Statsklugheit, wollen wir hier nicht unterſuchen entſcheiden. Endlich verſtand man ſich [13]) im Jahr 30 u. c. von Seiten des Senats und des Volks zur Abfaſſung allgemein giltiger, rechtlicher, geſetzlicher Beſtimmungen, denen alle Bürger des Stats, ohne Unterſchied des Standes, unterworfen ſeyn ſollten. Der Beſchluß ſcheint, wie auch Niebuhr [14]) ganz richtig bemerkt, nur ganz allgemein gefaßt geweſen zu ſeyn. Daß die Patricier das Recht, ſolche Beſtimmungen abzufaſſen, für ſich allein in Anſpruch nahmen und keine Zulaſſung der Plebejer dazu verſtatteten, war zu erwarten und erklärt ſich hinreichend aus dem ganzen Charakter und der Stellung dieſes Standes. Es beliebte vorerſt eine Commiſſion von drei Senatoren — denn dies waren ſie muthmaßlich, wenn auch gleich Livius dies nicht ausdrücklich bemerkt — Sp. Poſthumius Albus, A. Manlius und P. Sulpicius Camerinus nach Griechenland abzuſchicken, wo ſie die berühmten Geſetze des Solon abſchreiben und zugleich die Inſtitutionen der andern griechiſchen Staten kennen lernen ſollten [15]).

Man iſt in neuern Zeiten vielfach bemüht geweſen, dieſe Angabe von Abſendung einer Geſandtſchaft nach Griechenland in Zweifel zu ziehen [16]), ebenſo wie man die Aufnahme griechiſcher, zunächſt atheniſch-ſoloniſcher Beſtimmungen in die römiſche Geſetzgebung der zwölf Tafeln, wie ſie durch dieſe Geſandtſchaft bewirkt worden, bezweifelt, ja gänzlich verworfen hat. wir glauben mit Niebuhr [17]), dieſe beiden, mit einander verbundenen Punkte, von einander trennen zu müſſen. An der Richtigkeit der auch ſonſt beglaubigten Angabe des Livius, der ſie gewiß aus älteren Quellen entlehnt hat, zu zweifeln, iſt durchaus gerechter Grund vorhanden, wir müßten ſonſt mit chem Rechte hundert andere Angaben verwerfen, man noch nicht bisher bezweifelt hat und auch vernünftigerweiſe nie wird bezweifeln können. Wir auch Niebuhr [18]) zugeben (was vielleicht, bei näher etrachtung, die uns hier fern liegt, nicht ſo unbedingt ugegeben werden dürfte), daß zwiſchen den Geſetzen des olon und den Beſtimmungen der Zwölftafelgeſetze kei e Ähnlichkeit Statt finde, wenigſtens keine ſolche, die uf unmittelbare Ableitung des einen aus dem andern ühren könnte, daß alſo da, wo eine ſcheinbare Ähnlich eit ſich finde, dieſelbe meiſt Gegenſtände betrifft, aus eren Weſen eine Art allgemeiner Einerleiheit hervor eht, oder die auf einem unendlich weiter verbreiteten echte beruhet. Wenn es demnach nicht Zweck und Ab cht der Sendung ſeyn konnte, nach Athens Geſetzen, lſo nach einem fremden Vorbilde die eigenen Geſetze bilden und ein in dem langen Herkommen wenigſtens ttſam begründetes Landrecht zu ändern; ſo lag es doch ndrerſeits ſehr nahe, zu erkennen, wie in dem bedeu ndſten und blühendſten State Griechenlands jene leichheit der Rechte und Stände [19]), die man jetzt auch Rom von Seiten des Volks und ihrer Wortführer, er Tribunen, ſo dringend verlangte, jene Vereinigung er in ihren Rechten gänzlich getrennten Theile der Na ion zu Stande gekommen war, durch welche Mittel, auf elchem Wege dies bewirkt worden, um davon eine eckmäßige Anwendung auf Rom zu machen, wo eine chroffe Scheidewand die zu einem Ganzen zu verbin enden Körper der Nation von einander trennte. Auf ieſe Weiſe wird es gewiß einleuchtend, wie gerade lthen Hauptgegenſtand einer ſolchen Reiſe werden muß e, bei welcher allerdings auch Kenntniß der Inſtitu ionen anderer griechiſchen Staten, wahrſcheinlich der oriſchen, gewonnen und auch wol die in Italien an eſiedelten doriſchen Städte berückſichtigt werden ſoll en. Athen ſtand damals in ſeiner höchſten Blüthe, s war die Zeit des Perikles und Cimon, etwa ein Jahr hent vor dem Beginn des peloponneſiſchen Kriegs, und ei dem regen Verkehr, der zwiſchen den griechiſchen tädten Italiens und dem Mutterlande herrſchte, bei em lebhaften Handel Athens, ſelbſt mit den Produkten ttiſcher Induſtrie, nach Italien und den dort angeſiedel en Griechen, war gewiß auch zu den Römern die Kunde ieſes blühendſten aller griechiſchen Staten gelangt, der ieſe Blüthe aber ſeinen politiſchen Einrichtungen, jener leichheit des Rechtszuſtandes aller einzelnen Statsbür er verdanke, und darum konnte Athen und die Kenntniß ttiſcher Inſtitutionen allerdings Hauptzweck der Sen ung bilden.

---

[5]) Niebuhr röm. Geſch. II. S. 316. zweit. Aufl.

[6]) *Dionys. Halicarn.* Antiqq. Romm. X, 1. und daſelbſt zunächſt die Worte: *ἐταράττετο γὰρ αὖθις ὑπὸ τῶν δημάρχων ἀναδιδασκόμενος, ὅτι πολιτειῶν κρατίστη τοῖς ἐλευθέροις ἐστὶν ἰσηγορία· καὶ κατὰ νόμους ἠξίου διοικεῖσθαι τά τ' ἰδιωτικὰ καὶ τὰ δημόσια· οὔπω γὰρ τότ' ἦν οὔτ' ἰσονομία παρὰ Ῥωμαίοις, οὔτ' ἰσηγορία* (ſ. unten Not. 19.), *οὐδ' ἐν γραφαῖς ἅπαντα τὰ δίκαια τεταγμένα κ. τ. λ.* Man vergleiche damit die von Terentilius Behufs ſeiner Rogation angeführten Gründe über die Behandlung der Plebejer bei Livius III, 9.

[7]) Terentilius Harſa iſt nach Niebuhr II. S. 313. Note 634. die richtige Schreibung dieſes Namens bei *Livius* III, 9.

[8]) „Legem se promulgaturum, heißt es in der Rede dieſes Tribunen bei *Livius* III, 9, ut quinque viri creentur legibus de imperio consulari scribendis."

[9]) *Livius* a. a. O.

[10]) Buch III. Kap. 10.

[11]) S. Buch III. Kap. 11 ff.

[12]) S. Niebuhr röm. Geſch. II. S. 338 ff.

[13]) *Livius* III, 31 fin.

[14]) Röm. Geſch. II. S. 343.

[15]) eigene Worte III, 31. am Schluß lauten: „jussique inclutas leges Solonis describere et aliarum Graeciae civitatum tuta, mores, juraque noscere." Vergl. *Dionys. Hal.* tiqq. Rom. XI, 52 fin.

[16]) Das pro und contra dieſe Angabe ſ. in den Nachweiſungen in meiner röm. §. 170. Note 4. S. 341. der zweiten Ausgabe.

[17]) Geſch. II. S. 344 ff. zweit. Ausg.

[18]) Ebendaſ. II. S.

Im Jahre 302 u. c. (452 v. Chr.) kehrte die Ge andtſchaft nach Rom zurück, wo indeſſen eine Ruhe ein etreten war, die nach der Rückkehr der drei Abgeordne en bald durch heftige Foderungen der Tribunen an den enat unterbrochen wurde, endlich einen Anfang zu der rüher beſchloſſenen Geſetzgebung zu machen. Noch im er zögerte man, ſo lange es ging, bis endlich die Wahl iner Commiſſion von zehn Gliedern zu Stande kam, wel he, auf die Dauer eines Jahres mit höchſter Machtvollkommenheit bekleidet, ſo daß alle andern Magiſtrate während dieſer Zeit ceſſirten, und ohne alle Reſponſabilität in letzter Inſtanz entſcheidend (sine provocatione), mit der Abfaſſung geſchriebener Geſetze, alſo einer feſten Geſetzgebung, beauftragt wurde. Die Aufnahme von Plebejern in dieſe Commiſſion, ſo lebhaft ſie auch anfangs gefodert und eine Zeitlang beſtritten worden war, ward doch am Ende aufgegeben; es iſt auch in der That kaum glaublich, daß auf friedlichem Wege die ſtreitenden Parteien zu einem ſolchen Reſultate gelangt wären, wenn die Plebejer ihren urſprünglichen Antrag auf eine aus beiden Ständen zu gleichen Theilen zuſammengeſetzte Commiſſion nicht aufgegeben und die Beſetzung dieſer Stellen den Patriciern ausſchließlich überlaſſen hätten, jedoch mit dem ausdrücklichen (und durch das Ceſſiren der Tribunen nun nöthig gewordenen) Vorbehalt, daß weder die in den vorhergehenden Kämpfen durch die Plebejer errungene Lex Icilia über die Vertheilung der Ländereien des Aventiniſchen Berges unter die Plebejer, noch die andern Leges sacratae abgeſchafft werden ſollten [20]).

Dies ſind die ſo berühmt gewordenen *Decemviri legibus scribendis*; die Namen der in dieſe höchſte Geſetzgebungs- und Regirungscommiſſion durch die Wahl der Centurien Berufenen finden ſich bei Livius und Dionyſius [21]): Appius Claudius, T. Genucius, P. Seſtius, L. Veturius, C. Julius, A. Manlius, Ser. Sulpicius, P. Curiatius, T. Romilius, Sp. Poſthumius; wir finden darunter die beiden auf das nächſte Jahr erwählten Conſuln (denn das Conſulat ceſſirte ja gleich den übrigen Magiſtraten), ferner den einen der beiden Conſuln für das verfloſſene Jahr, dann die drei nach Griechenland abgeordneten Geſandten; die vier übrigen waren vielleicht ebenfalls zu andern, jetzt aber ceſſirenden, Ämtern für das nächſte Jahr beſtimmt geweſen, und traten dafür nun in das neu errichtete, oberſte Regirungs- und Geſetzgebungscollegium ein, oder ſie hatten zunächſt vorher in bedeutenden Ämtern geſtanden. Plebejer waren keine unter dem Collegium, wie bereits oben angedeutet worden; denn noch hatten die Patricier das Recht der ausſchließlichen Beſetzung aller Behörden und Obrigkeiten der Republik; um ſo weniger konnte von ihnen verlangt werden, daß ſie jetzt, bei der Errichtung einer ſo bedeutenden, den ganzen Stat leitenden Behörde dieſes Recht aufgeben möchten, das in dem innerſten Weſen des Patriciats und in dem oben berührten, prieſterlichen Charakter der Magiſtrate Roms begründet lag. Auch darf es uns nicht befremden, wenn wir dieſe neu errichtete Commiſſion mit der höchſten Gewalt, der richterlichen wie der adminiſtrativen, bekleidet ſehen, alle bisherigen Magiſtrate aber ſo lange gänzlich aufhören; es lag dies in dem Geiſte ſolcher Einrichtungen im Alterthume und zeigt ſich uns ebenſo gut in Griechenland, in Athen zunächſt und an andern Orten, weil man die Vorlage ſchriftlicher Geſetze und die Einführung einer neuen Geſetzgebung als eine außerordentliche Maßregel betrachtete, die daher auch eine momentane Entfernung der gewöhnlichen, ordnungsmäßig beſtehenden Magiſtrate nach ſich zog 22). Wenn daher auch in Rom die Plebejer ſich darein fügten, in dieſer höchſten, mit unumſchränkter Machtvollkommenheit begabten Regirungsbehörde, welche die Mittel zur Gleichſtellung der einzelnen, bisher getrennten Stände der Nation durch Vorlage von neuen, für alle gleich giltigen, geſetzlichen Beſtimmungen auffinden ſollte, nur Patricier zu ſehen; ſo hatten die Plebejer darum noch gar nicht ihre Rechte aufgegeben, da das geſamte Volk in den Centuriatcomitien die von dem Regirungscollegium der Zehner vorgelegten Geſetze entweder genehmigen oder verwerfen konnte und damit in dem vollen Genuß ſeiner legislativen Vorrechte blieb. Was die Plebejer verlangten 23), war Vorlage einer Geſetzgebung, welche die erfoderlichen Beſtimmungen eben ſowol über das, was wir Stats- und Privat- oder Civilrecht nennen, als insbeſondere über das Strafrecht (weil hier der Klagen gegen der Patricier Willkür beſonders viele waren) enthalten ſollte. Eine möglichſte Gleichſtellung und Verbindung der Stände, ſo wie eine Beſchränkung der unumſchränkten, faſt abſolut monarchiſchen Gewalt der beiden jährlichen patriciſchen Oberhäupter des Stats, der Conſuln, ſollte damit gewonnen und ein allgemeines Landrecht für das geſamte römiſche Volk, für alle Stände, für alle Römer ohne Unterſchied gegeben werden. Auch deuten die Alten bereits auf dieſe Gründe hin, indem ſie bald den einen, bald den andern Punkt mehr hervorheben.

---

[19]) Dies iſt die bei den griechiſchen Schriftſtellern oftmals er ähnte ἰσηγορία, ἰσονομία, auch ἰσοκρατία; ſ. eben die Stelle es Dionyſius Note 6. und meine Bemerkungen zu *Herodot.* III, 0. 142. V, 37. 92. §. 1.

[20]) S. *Livius* III, 32. nebſt Niebuhr röm. Geſch. II. S. 349.

[21]) S. *Livius* III, 32. am Schluß; *Dionys Halic.* Antiqq. Romm. XI, 56.

Die Leitung des Ganzen bei dieſer neuen Behörde führte eigentlich nach Livius Zeugniß 24) Appius, ein Mann, der aus einem Feinde des Plebs und eifrigen Vertheidiger der Rechte der Ariſtokratie nun ein warmer Volksfreund geworden war; ſein perſönlicher Einfluß herrſchte in allem vor, er galt, wie Niebuhr 25) ſich ganz richtig ausdrückt, für die Sele der ganzen Decemviralregirung. Im übrigen beſtand unter dieſem Zehnercollegium die Einrichtung, daß einer abwechſelnd das Präſidium führte, *custos urbis* oder *praefectus urbi* genannt, von zwölf Lictoren umgeben als zeitliches Oberhaupt der Republik 26). Muthmaßlich war die Dauer dieſes Präſidiums auf fünf Tage feſtgeſtellt, wie ſolches bei dem Interregnum der Fall geweſen 27). Die übrigen Glieder hatten jeder nur einen Amtsdiener bei ſich und ſaßen als Schöffen vor Gericht. Mit vieler Mäßigung, ſo berichten die Alten 28), führten ſie ihr Amt und verwalteten die Regirung; einträchtig unter einander wieſen ſie begründete Beſchwerden des Plebs nicht von ſich ab, ſondern ſuchten zu helfen, wo ſie konnten, und benutzten die ihnen überwieſene Jahresfriſt zur Aufſtellung einer Reihe von geſetzlichen Beſtimmungen, die unter zehn [illegible] ſchnitte gebracht, auf ebenſo vielen Tafeln öffentlich a geſtellt und zur allgemeinen Kunde gebracht, dann al vom Senat, von den Curien und Centurien genehm auf zehn eherne Tafeln eingegraben und zu Jederman Kenntniß auf dem Comitium angeſchlagen wurden. W gen der im folgenden Jahre noch nachträglich hinzugef ten beiden Tafeln (ſ. unten) wird dieſe Geſetzgebung g meiniglich mit dem Namen der **zwölf Tafeln** bezei net. Über den Inhalt derſelben, über das Verhält derſelben zu früheren, unter dem Namen der Leges reg bekannten, geſetzlichen Beſtimmungen, über die Quellen, woraus der Inhalt der Zwölftafelgeſetze und die einzelnen darin enthaltenen Beſtimmungen gefloſſen, können wir uns hier keine nähere Erörterung erlauben, da dieſe anderswo zu erwarten iſt 29); wol aber möge es uns erlaubt ſeyn, auf die Wichtigkeit und hohe Bedeutung dieſer von dem Zehnercollegium zu Stande gebrachten Geſetzgebung für die römiſche Republik hinzuweiſen. Sonſt hätte Livius 30) die Geſetze der zwölf Tafeln nicht als die Quelle des geſamten römiſchen Rechts in ſeiner weitern Ausbildung betrachten, oder der Redner Craſſus dieſelben über die Schriften aller Philoſophen ſetzen können 31). Daß den Zehnern bei dieſem Geſchäft ein gebildeter Grieche, **Hermodorus** aus Epheſus, hilfreiche Hand geleiſtet 32), iſt eine Angabe, welche, wie auch Niebuhr 33) anerkennt, durchaus nichts an und für ſich Unwahrſcheinliches enthält, zumal da dieſem Fremdling zu Rom ſogar die ſeltene Ehre einer Statue zu Theil ward. Worin freilich ſein Antheil und ſeine Mitwirkung beſtanden, dürfte im Einzelnen ſchwerlich nachzuweiſen ſeyn, ſo ſehr es auch im Allgemeinen wol ſich annehmen läßt, daß die thätige Mitwirkung eines ſo gebildeten Griechen, eines Philoſophen, welcher des Heraklitus Freund geweſen, von großem Vortheil für die Geſetzgebungscommiſſion der Zehner war.

Da die am Ablaufe des Jahres von den Decem[illegible] aufgeſtellten und von Senat und Volk genehmigten [illegible] Tafeln keineswegs genügend oder alles das zu enthalten ſchienen, was zu beſtimmen nöthig war, ſo entſtand das Verlangen einer neuen Wahl der Decemvirn für das nächſte Jahr zur Vollendung der bereits ſo glücklich begonnenen Geſetzgebung 34). Mit vieler Schlauheit [illegible] te Appius Claudius, der ſelbſt bei der Wahl der [illegible]

---

22) Vergl. C. F. Hermann Lehrbuch d. griech. Statsalterth. §. 53. Note 5. 23) S. Niebuhr röm. Geſch. II. S. 315 ff. 24) *Livius* III, 33: „regimen totius magistratus penes Appium erat favore plebis: adeoque novum sibi ingenium induerat, ut plebicola repente omnisque aurae popularis captator evaderet, pro truci saevoque insectatore plebis.“ 25) Röm. Geſch. II. S. 377. 26) Vergl. *Livius* III, 36. Niebuhr a. a. O. II. S. 352. Laur. Lyd. de magistrr. I, 34. 27) S. Niebuhr röm. Geſch. II. S. 353. 28) Vergl. *Livius* III, 33. 34. u. insbeſondere *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. X, 57. u. daſelbſt unter andern die Worte: „*ἐδόκει τ' ἄριστα τὸν ἐνιαυτὸν ἐκεῖνον ἡ Ῥωμαίων πόλις ὑπὸ τῆς δεκαρχίας ἐπι*[illegible]*πευθῆναι.*“ *Cicer.* De republ. II, 36. 29) Vergl. [illegible] dieſe Punkte die Nachweiſungen in meiner röm. Lit. Geſch. [illegible] Note 2 ff. der zweit. Ausg. 30) Buch III. Kap. 34: [illegible] nunc quoque (d. h. in der Zeit des Auguſtus) in hoc im[illegible]so aliarum super alias acervatarum legum cumulo [illegible] omnis publici privatique est juris.“ 31) S. *Cicer.* [illegible] orat. I, 44. — Bei *Tacitus* Annal. III, 27. heißen dieſe [illegible] „finis aequi juris.“ S. die Erörterungen des Favorinus b. [illegible]*lius* N. Att. XX, 1. 32) S. die Nachweiſungen in [illegible] röm. Lit. Geſch. §. 170. Note 1. 33) Röm. Geſch. II. S. [illegible] 34) S. *Livius* III, 34. und daſelbſt die Worte: „Vulg[illegible] deinde rumor, duas deesse tabulas; quibus adjectis, ab[illegible] posse velut corpus omnis Romani juris. Ea exspect[illegible] quum dies comitiorum appropinquaret, desiderium decem[illegible] ros iterum creandi fecit. Jam plebs, praeterquam q[illegible] consulum nomen, haud secus quam regum perosa erat, [illegible]

Decemvirn präſidirte, nicht blos die Stimmen der Wähenden für ſeine Perſon zu gewinnen, ſondern auch es dahin zu bringen, daß die Wahl der übrigen Glieder auf auter Männer fiel, die ihm entweder ganz ergeben, oder doch leicht für ſeine Pläne zu gewinnen waren. Ihre Namen gibt Livius an: M. Cornelius Malugihenſis, M. Sergius, L. Minucius, Q. Fabius Vibulanus, Q. Poetelius, T. Antonius Merenda, K. Duilius, Sp. Oppius Cornicen, M. Rabulejus [35]. Nun aber nahm das Regiment der Zehner bald einen ganz andern Charakter an; Appius, der auch jetzt die Sele des Ganzen war und bisher urch tückiſche Milde das Volk zu täuſchen gewußt, gab etzt dieſe Rolle auf und begann die entgegengeſetzte zu pielen. Schon das Auftreten der Zehner des Jahres 304 u. c. war ganz verſchieden von dem des Jahres 303 [36]. Mit zahlreichen Lictoren gleich einer Art von Wache umgeben, erſchienen ſie auf dem Forum, wie wenn ſie, gleich Tyrannen, durch dieſe Art von bewaffneter Macht Schutz und Schirm für eine ungeſetzliche, willkürliche Despotie gegen das Volk ſuchen wollten. Dieſes unerwartete Auftreten von zehn Tyrannen flößte dem Volke, das durch das Ceſſiren aller andern Magiſtrate, elbſt der tribuniciſchen Schutzbehörde, jedes Schutzes beraubt und ohne alle Appellation vor dem Richterſpruche der Zehner war, Schrecken und Angſt ein; ſelbſt die Paricier theilten dieſe Angſt, da die unumſchränkte Macht und das königliche Auftreten einer ſolchen oligarchichen Behörde, die in ihrem Benehmen rückſichtslos und ohne alle Mäßigung verfuhr, ihnen ebenſo gefährlich rſcheinen mußte. So verſtrich der größte Theil des Jahres, die beiden noch fehlenden Tafeln wurden den zehn andern hinzugefügt und ihre Genehmigung durch die Cenuriatcomitien gegeben. Jetzt hatte die Commiſſion der Zehner nichts mehr zu thun, als ſich aufzulöſen und die außerordentlicher Weiſe ihnen verliehene Gewalt in die Hände des Volks, von dem ſie ihnen verliehen worden, zurückzugeben, da der Zweck erreicht war und der Stat iner ſolchen außerordentlichen Behörde nicht mehr bedurfte. Mit geſpannter Erwartung ſah man dem Tage ur Wahl der Conſuln für das nächſte Jahr entgegen und damit der Wiedereinſetzung der conſtitutionellen Behörden; die Plebs insbeſondere erwartete ſehnlichſt die Wiederherſtellung des Tribunats, welches für die Plebejer von ähnlicher Bedeutung war, als für die Paricier das Conſulat, jetzt aber, bei dem Druck und der Despotie, welche das Zehnercollegium ausübte, doppelt nothwendig erſchien, wenn das Volk nicht gänzlich unteriegen und in eine ſchlimmere Lage als zuvor verſetzt werden ſollte. Indeſſen verfloß das Jahr 304 u. c., ohne daß von einer Wahl der Conſuln oder der übrigen Magiſtrate die Rede war, die Decemvirn legten ihr Amt nicht nieder, während von außen Feinde der Republik, Sabiner, Äquer u. A. ihre Angriffe und Streifzüge in das Gebiet der Stadt erneueten. Nur durch Gewalt vermochten die Zehner eine Truppenaushebung zu erzwingen und ſo ein Heer aufzubieten, das aber, wegen ſchlechter Anführung, mehrfache Niederlagen von Seiten der Feinde erlitt. Die von den Decemvirn unternommene Ermordung des Siccius Dentatus [37], eine That, die bald allgemein bekannt wurde, erregte ebenſo bald allgemeinen Unwillen bei dem Heere, und als gar Appius Claudius, das Haupt der Zehner, die edle Virginia, die Tochter eines römiſchen Hauptmanns L. Virginius von guter Erziehung, nachdem ſeine Anträge fruchtlos geblieben, ihrem Vater entziehen wollte, indem er ſie durch einen Richterſpruch als Sklavin, als Leibeigene erklärte, um ſie ſo zu einem Opfer ſeiner Lüſte machen zu können, ohne des von der Armee herbeigerufenen Vaters, ohne des Bräutigams Icilius und anderer Zeugen Ausſpruch zu hören: da ermordete auf offenem Markte der Vater die eigene Tochter, um wenigſtens ihre Ehre vor ſchmählicher Entehrung durch den Tod zu retten, und rief, das blutige Meſſer in die Höhe haltend, das Volk zur Rache auf, eilte dann zur Armee auf dem Algidus, die, alsbald zur Empörung gegen die tyranniſche Macht der Zehner geneigt, den heiligen Berg und darauf den aventiniſchen Berg beſetzte und dadurch die Zehner zwang, ihre uſurpirte Gewalt niederzulegen, oder ſie vielmehr in die Hände des Senats und Volks zurückzugeben [38]. So mußte eine ähnliche That, wie die der Lucretia, Rom von der Tyrannei einer oligarchiſchen Behörde, der Zehner, wie früher von der Tyrannei eines Einzelnen befreien! Nachdem zuerſt Appius, zum Nachgeben genöthigt, freiwillig vom Decemvirat abzutreten ſich bereit erklärt hatte, faßte der Senat den Beſchluß, die Zehner ſollten unverzüglich ihr Amt niederlegen und neue Volkstribunen durch den Pontifex Maximus erwählt werden, zugleich für die Urheber und Theilnehmer des Aufſtandes Amneſtie eintreten [39]. Man ſieht, daß es dem Senat vor allem daran gelegen ſeyn mußte, das aufgeregte Volk, von deſſen Unzufriedenheit und der dadurch erregten Gährung alles zu befürchten war, zu beſchwichtigen. Daher die Beſtimmung der Wahl der Tribunen, noch ehe nur von Wiederherſtellung der conſulariſchen Gewalt die Rede war. Unter dem Volke verbreitete ſich bald allgemeine Freude, die Ruhe ward hergeſtellt, das Volk eilte zu den Comitien, welche durch den erwähnten Pontifex — andere Behörden, welche die Wahl hätten leiten und dirigiren können, gab es noch nicht wieder — präſidirt wurden. Hier fiel die Wahl auf die Anverwandten der gemordeten Virginia und auf die Haupturheber der ganzen Bewegung, die den Sturz des Zehnercollegiums veranlaßt hatte, wie A. Virginius, L. Icilius (der Bräutigam der ermordeten Virginia), P. Numitorius, ihr Oheim und einige andere [40]. Alsbald ward auch durch

---

tribunicium quidem auxilium, cedentibus invicem appellationi decemviris, quaerebat." [35] *Livius* III, 35 fin. [36] *Livius* III, 36. *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. XI, 22. *Cicero* De republ. II, 36.

[37] S. die ausführlichere Erzählung bei *Dionysius* Halic. Antiqq. Romm. XI, 26 ff. [38] Das Nähere bei *Livius* III, 44 ff. Dionyſius a. a. O. XI, 28 ff., nebſt Niebuhr röm. Geſch. II. S. 393 ff. der zweiten Ausg. [39] Der Senatsbeſchluß lautete nach *Livius* III, 54: „Ut decemviri se primo quoque tempore magistratu abdicarent; Q. Furius pontifex maximus tribunos plebis crearet; et ne cui fraudi esset secessio militum plebisque." [40] S. *Livius* III, 54 fin.

einen Interrex zur Wahl der neuen Conſuln geſchritten, welche auf die beiden Freunde des Volks, die zur gütlichen Beilegung der letzten Unruhen ſo viel geleiſtet hatten, auf den L. Valerius und M. Horatius fiel 41), die auch augenblicklich nach der erfolgten Wahl ihr Amt antraten, und nun durch mehre von ihnen ausgehende Verfügungen die wiederhergeſtellte Volksfreiheit zu befeſtigen und die Wiederkehr ähnlicher Ereigniſſe zu verhüten ſuchten. Um jeden Betrug und Verfälſchung öffentlicher Urkunden und Beſchlüſſe für die Zukunft unmöglich zu machen, bewirkten ſie die Aufbewahrung der Senatsbeſchlüſſe in dem Tempel der Ceres unter Aufſicht der Ädiles Plebeſi, indem früherhin ſolche Beſchlüſſe durch der Conſuln Willkür wol unterdrückt oder entſtellt worden waren 42). Appius ſtirbt bald darauf im Gefängniß, in welches er wegen der gegen ihn von Seiten der Tribunen erhobenen Anklage gebracht war; daſſelbe begegnete dem Spurius Oppius, als er nach ſeiner Verurtheilung in das Gefängniß zurückgebracht war; die übrigen entzogen ſich der gerichtlichen Verurtheilung durch ein Exil; ihr Vermögen, ſowie das der beiden geſtorbenen, fiel dem Stat anheim 43). Dies war das Schickſal des Zehnercollegiums.

II. *Decemviri stlitibus judicandis*, d. i. litibus judicandis nach der hier beibehaltenen alterthümlichen Form *stlis* für *lis* 44), eine aus zehn Gliedern zuſammengeſetzte Juſtizbehörde, welche, wie ſchon der Name andeutet, mit der Entſcheidung von Prozeſſen und ſtreitigen Rechtsfällen beauftragt war. Nach einer Angabe des Pomponius 43) würde die Errichtung dieſer Behörde, die immerhin zu den Magistratus minores gehört, gleichzeitig mit der Errichtung der *triumviri capitales* 46), alſo um 467 u. c. fallen, welche zunächſt, ebenfalls als Magistratus minores, mit der Vollſtreckung der durch richterlichen Spruch angeordneten Strafen, gleich den Eilfmännern zu Athen, beauftragt waren, aber nebenbei ſelbſt eine gewiſſe Art von Gerichtsbarkeit führten. Die große Anzahl von Prozeſſen, die unmöglich durch den einen Prätor entſchieden werden konnten, die übermäßige Anhäufung der Geſchäfte ſcheint Veranlaſſung zu Gründung dieſer eigenen Behörde geweſen zu ſeyn, die mithin als ein untergeordneter Zweig der prätoriſchen Amtsgewalt erſcheint, von dem Centumviralgericht aber wohl unterſchieden werden muß, welches ſie nach einer ſpätern Verfügung des Auguſtus 47) zu verſammeln hatten, was bisher Sache des geweſenen Prätors geweſen war, und deſſen einzelne Abtheilungen oder Senate, wie wir jetzt zu reden pflegen, ſie präſidirten. Um ſo weniger können wir der Anſicht 48) beipflichten, welche in dieſen Zehnern keinen ſtändigen Magiſtrat anerkennen will, ſondern als eine außerordentlicher Weiſe in beſondern Fällen für dieſe zuſammenberufene Commiſſion betrachtet, keineswegs unter die niedern Magiſtrate gerechnet wer dürfe, da dieſe Zehner vielmehr Richter geweſen; indeß mit der beſtimmten Äußerung des Pomponius, wir doch ſchwerlich des Irrthums zeihen dürfen, in derſpruch ſteht. Leider mangeln uns freilich nähere gaben über die Grenzen und Befugniſſe dieſer Zeh beſonders in der früheren Zeit, da ſie ſchwerlich nicht bloße Aſſeſſoren oder Rathgeber dem Prätor zur Seite ſtellt waren, ſondern ihre eigene Jurisdiction beſaßen Denn aus einzelnen in den Schriften der Alten vorkommen den Fällen ſehen wir, daß ſie z. B. über die Frage der Frei einzelner Bürger entſchieden, alſo über Civität und Fr heit 49) und insbeſondere auch über manche Präjudi Fünf Senatoren und fünf Ritter bildeten das Collegium, das ſchwerlich einen beſondern Präſidenten hatte, ſondern in dieſer Hinſicht unter den Prätor geſtellt war. Wenn aber in einer alten Inſchrift ein Fabius Ruminalis Mag. (d. i. Magister) Decemvirûm angeführt wird, ſo möchten wir lieber an das demnächſt anzuführende geiſtliche Collegium der Zehner denken. Sonſt kommen auf Inſchriften dieſe Decemviri nach den Quäſtoren vor 5,

III. *Decemviri sacris faciundis*, ein geiſtliches Collegium, anfänglich nur aus zwei Patriziern beſtehend, welche lebenslänglich und mit Befreiung vom Kriegsdienſt und andern öffentlichen Leiſtungen die Aufſicht über die ſibylliniſchen Bücher führten, aber ohne Erlaubniß der beiden andern, von Seiten des Stats ihnen beigegebenen Senatoren dieſelben nicht nachſchlagen durften 51), wobei offenbar kein anderer Grund war, als Betrug und Verfälſchung bei einer auf den Gang der Statsereigniſſe ſo ſehr einwirkenden Sache zu verhüten. Späterhin erſcheinen ſie in der Zehnzahl, als nämlich die Tribunen Licinius Calvus und Sextus Lateranus mit dem Vorſchlag auftraten, dieſe Zehner zum Theil aus den Patriziern und zum Theil aus den Plebejern zu erwählen 52), und noch ſpäter erſcheinen ſie in der Zahl von funfzehn. Ihr Geſchäft war, in einzelnen bedenklichen Zeiten die ſibyl liniſchen Bücher nachzuſchlagen, wie z. B. zur Zeit der Peſtilenz oder bei unerwartet eingetretenen Prodigien 53) u. dergl. m., um daraus die Mittel zur Abwendung der dro henden Gefahr anzugeben; aber wir ſehen ſie auch Anordnung der apolliniſchen Feſtopfer 54), Beſtimmung der Supplicationen oder Betfeſte 55) und ähnlicher Cere monien beſchäftigt. Muthmaßlich hatten ſie einen Vorſteher, der, wie ſolches auch bei andern ähnlichen Collegien der Fall war, den Namen Magiſter führte; kurz zuvor.

---

41) *Livius* III, 55. 42) *Livius* III, 55. am Schluß. 43) *Dionys* Halic Antiqq. XI, 46. vergl. mit *Livius* III, 56 ff. 44) S. *Festus* s v. nebſt den Auslegern zu *Cicer.* De Legg. III, 3. §. 6. 45) I, 2. §. 29. De origg. Jur.: „Deinde cum esset necessarius magistratus, qui hastae praeesset, decemviri in litibus judicandis sunt constituti. Eodem tempore et triumviri capitales." 46) S. über dieſen Magiſtrat Creuzers Abriß d. röm. Antiqq. §. 154. S. 228. zweite Ausg. 47) *Sueton* Aug 36. vergl. mit *Plin* Epp. V, 21. §. 2. 48) S. *Bach* Histor. jur. II, 1. § 28. p. 108. und dagegen *Heineccius* Syntagma Antiqq. IV, 6. §. 9 p. 6 – Siccama de Judic Centumvir. c. 9. 10 *Sigonius* De judic I, 8. 49) S. z. B. *Cicer.* pro Caecin. 33, pro Dom. vergl Orat 46. 50) S. bei *Pitiscus* in dem Lex Ant Rom. s. v. *J. C Orelli* Collect. inscript. T. I. nr 153 51) *Dionys* Hallic IV, 61. 52) S. *Livius* VI, 42. *Decemvir sacris faciundis* in einer Inſchrift bei J. C. Or Inscript. Coll. T. I. nr. 554. 53) Z. B. bei *Livius* V. 27 XXI, 62. XXXI, 12. 54) *Livius* X, 8. 55) *Livius* XXXVII, 3.

IV. *Decemviri agris dividundis*; eine Commiſſion von zehn Männern mit Vertheilung und Anweiſung er Ländereien einer Colonie unter die einzelnen dahin abgehenden Coloniſten und mit allen zur Anordnung und Begründung der Colonie erfoderlichen Einrichtungen beauftragt; eben darum aber keine ſtändige Behörde, ſondern eine für den momentanen Zweck der Gründung und Einrichtung einer Colonie errichtete Commiſſion, die daher auch, wenn der Zweck, der ſie ins Daſeyn gerufen, erreicht war, wenn alle Einrichtungen der neu angelegten Colonie beendigt waren, von ſelbſt aufhörte. Die Zahl der Glieder einer ſolchen Commiſſion hing natürlich ab von der Größe und von dem Umfang der neu anzulegenden Colonie und dem daraus hervorgehenden rößern oder geringern Geſchäftskreis der Commiſſion. Daher bald Triumviri agris dividundis oder coloniae deducendae, und dieſe am häufigſten, vorkommen, bald Quinqueviri, bald Septemviri, ja ſelbſt Vigintiviri[56]. Der *Decemviri* oder Zehner bei Vertheilung eroberter Landſtriche oder Statsdomänen gedenkt Livius mehrmals, . B. XXXI, 4, XLII, 4. Auf einer Inſchrift kommt auch ein *Decemvir agris dandis assignandis*[57] vor, auf einer andern ein *Decemvir in vao Novanensi*[58]. (*Bähr.*)

DECENNALIA. Mit dieſem Namen wurde in der ömiſchen Kaiſerzeit ein alle zehn Jahre gefeiertes Feſt be-eichnet, deſſen Veranlaſſung in des Auguſtus Politik zu uchen iſt, welcher die von ihm durch die Unterdrückung er Republik begründete Monarchie anfänglich nur als ine freiwillig übernommene Oberaufſicht und Leitung es Ganzen darſtellen wollte, um ſo den Übergang von iner freien Verfaſſung zu einer abſolut monarchiſchen dem Volke minder fühlbar zu machen und weniger von ſeiner chroffen Seite darzuſtellen, das Volk ſelbſt aber dadurch immer mehr und mehr an die neue Form der Dinge, die reilich unter den jetzigen Verhältniſſen als nothwendig erſchien, zu gewöhnen und zugleich den großen Haufen urch Vergnügungen zu feſſeln. Auguſtus hatte die öchſte Gewalt nur auf zehn Jahre übernommen, und arum ließ er nach Ablauf dieſer Friſt jedesmal von neuem ieſe Würde auf weitere zehn Jahre ſich übertragen; und ieſe feierliche Übernahme war mit einem Feſte verbunden, as eben daher den Namen Decennalia führte. Das Ganze war, im politiſchen Sinne betrachtet, nur eine ere Form, eine Farçe und Komödie; der Hauptzweck wol Beluſtigung des großen Haufens, der, wie überall in großen Hauptſtädten, ſolche Zerſtreuung durch Luſtbarkeiten jeder Art ſucht und dadurch zu gewinnen iſt. Daher blieb auch das Feſt bei den folgenden Kaiſern, ſelbſt nachdem jene Formalität der Übertragung der höchſten Gewalt auf weitere zehn Jahre längſt weggefallen war; und ſoll nach des Euſebius Verſicherung noch Conſtantin er Große ſeine Decennalien gefeiert haben, wie denn nter andern auch von dem Kaiſer Gallienus ſein Biograph Trebellius Pollio uns berichtet, daß er dieſes Feſt mit neuer Pracht und ungewöhnlichem Pompe gefeiert. S. die Hauptſtelle bei Dio Cass. LIII, 13. p. 506 E. nebſt Rossini Antiqq. Romm. V, 22. (*Bähr.*)

Decentius ſ. Magnentius.

DECEPTION, eine zu der Südſhetlandsgruppe gehörige kleine Inſel mit heißen Quellen, vulkaniſchen Steinarten und einem guten, ringsum von Felſen geſchützten Hafen, deſſen Eingang nur 200 Klafter breit iſt. (*H.*)

DECETIA, Stadt in Gallia Lugdunenſis im Gebiete der Äduer (Caes. B. G. 7, 33), nach d'Anville jetzt Deciſe an der Loire. S. Weſſeling zu Anton. Itin. p. 367. (*H.*)

DECHALES, Claude François Milliet, ein Jeſuit, machte ſich um die Wiſſenſchaften beſonders durch einen vollſtändigen Curs. Mathematic. fol. 1674. verdient, worin er zuerſt die Artillerie, die Baukunſt, das damit verbundene Behauen der Steine (la coupe des pierres) und die Befeſtigungskunſt unter die Zahl der mathematiſchen Wiſſenſchaften ordnete, wie nach ihm auch Wolff im J. 1710 und alle ſpätere Mathematiker thaten. Von ihm iſt auch eine Pyrotechnie, eine Art de fortifier, de défendre et d'attaquer les places. 12. 1595. und l'Art de naviguer, démontrée par principes et confirmée par plusieurs observations. 4. 1677. (*v. Hoyer.*)

DECHARGE, das Abfeuern des Geſchützes oder kleinen Gewehres, das, wenn es auf einmal von einem ganzen Trupp oder Bataillon geſchieht, den Namen einer General-Decharge bekommt. Voûte en decharge, hinten offene Gewölbe in der Kriegsbaukunſt, entſtanden durch das Überwölben der Strebepfeiler, zuerſt von Spekle, einem alten teutſchen Kriegsbaumeiſter, angewandt und von mehren andern nach ihm empfohlen. Der innere Raum unter dem Gewölbe ward alsdann bisweilen leer gelaſſen und zu Vertheidigungskaſematten benutzt, oder auch mit Erde ausgefüllt. Man findet dieſe Bauart in vielen alten Feſtungen, von denen wir nur Ivren, Pignerol, die Citadelle von Spandau, Vercelli, Verva nennen wollen. Der genug bekannte General Carnot hat ſie wieder aus der Vergeſſenheit hervorgezogen und zur Vertheidigung benutzt, indem er hinter der Futtermauer drei verſchiedene Lagen Gewölbe über einander ſetzt und durch ſie die Strebepfeiler verbindet. Dieſe Gewölbe lehnen ſich jedoch hinten an die unter 45° abfallende Böſchung des Erdwalles, und haben blos durch Seitenthüren unter einander Gemeinſchaft. Ihre Frontmauer, bei der kein Erdedruck wirkſam iſt, wird ſenkrecht aufgeführt und mit Schießlöchern verſehen, iſt jedoch darum nicht weniger der Zerſtörung durch die feindliche Breſchbatterie ausgeſetzt, welche das Kleingewehrfeuer aus den Gewölben weder zu bauen hindern, noch zum Schweigen bringen kann. Dieſe Bauart gewährt daher gegen die gewöhnlichere, mit bloßen Strebepfeilern, nur geringen Vortheil, und iſt deshalb mit den Defenſivkaſematten auf keine Weiſe zu vergleichen. (*v. Hoyer.*)

Dechiffrirkunst ſ. Entzifferungskunst.

DECIA GENS. Das deciſche Geſchlecht war ein plebejiſches Geſchlecht in Rom von hohem Ruhm und großem Anſehen. Es zerfiel in mehre Familien, die Calpurnii, Mures und Subulones; doch hat die Familie der Mures vor allen andern Deciern Nobilität erlangt. Sie iſt es, von der Juvenal in der achten Satire V. 254. die ewig denkwürdigen Worte ſagt:

---

[56] Vergl. *Rossini* Antiqq. Romm. VII, 47. Creuzer briß der röm. Antiqq. §. 172. S. 251.

[57] S. *J. C.* *relli* Inscriptt. Coll. T. I. nr. 544.

[58] Ebendaſ. T. I. . 129.

Plebejae *Deciorum* animae, plebeja fuerunt
Nomina: pro totis legionibus hi tamen, et pro
Omnibus auxiliis, atque omni pube Latina
Sufficiunt Dîs infernis, terraeque parenti;
Pluris enim *Decii*, quam qui servantur ab illis.

Wir wollen hier nur in der Kürze an die drei großen Männer dieſes Geſchlechts erinnern, welche in 3 Generationen hintereinander die Vorfechter und durch ihre entweder wirklich ausgeführte oder doch beabſichtigte Devotion die Retter Roms wurden. Der Ahnherr dieſes Geſchlechtes, wenigſtens der Begründer der Nobilität deſſelben, war Publius Decius Mus. Zuerſt wird P. Decius Mus uns genannt als Quinquevir mensarius im Jahr Roms 403, zugleich mit vier andern ſehr achtbaren Männern, C. Duilius, M. Papirius, Q. Publilius und Ti. Ämilius. Dieſe Commiſſion der Fünfmänner ward niedergeſetzt, um die immer mehr überhand nehmende Schuldennoth der Plebejer zu mildern. Solche Schuldner, die bei wirklichem Vermögen nur Mangel an baarem Gelde hatten, erhielten ſolches zur Befriedigung des Gläubigers aus der Statskaſſe gegen Bürgſchaft. Wer keinen Bürgen ſtellen konnte, aber Eigenthum hatte, dem ward daſſelbe durch die Fünfmänner abgeſchätzt und der Gläubiger mußte daſſelbe zu dem von ihnen beſtimmten Preiſe annehmen. Durch große Gerechtigkeit erwarben ſich die Fünfmänner allgemeine Liebe, und der Zweck der Einrichtung ward erreicht. Im erſten Samniterkriege im Jahre Roms 412 war Decius Legionstribun im Heere des Conſuls A. Cornelius Coſtus. Während der andere Conſul M. Valerius Corvus auf dem Berge Gaurus mit dem ſamnitiſchen Heerbann ſiegreich kämpfte, war der Conſul Cornelius mit ſeinem Heere von Capua aufgebrochen, um über Saticula nach Beneventum in Samnium vorzudringen. Der Weg dahin führte über mehre Berggründe, welche, parallel neben einander fortlaufend, durch tiefe Thäler von einander getrennt ſind. Plötzlich ſah ſich der Conſul (ſ. Cornelia gens) auf allen Seiten von dem ſamnitiſchen Landſturm umringt, welcher ſchon im Rücken der Römer eine Stellung einzunehmen begann, um ſo die Einſchließung derſelben zu vollenden. Da kein anderer Ausweg für die Römer war, als daß ſie auf demſelben Wege den Rückzug wieder zu gewinnen ſuchten, auf dem ſie gekommen waren, ſo erſah der Legionstribun P. Decius Mus, während die übrigen Führer durch Schrecken und Verwirrung gelähmt waren, eine felſige Höhe, welche im Rücken der Römer den Weg beherrſchte. Mit den Haſtaten und Principes ſeiner Legion beſetzte er im ſchnellen Laufe dieſelbe, und mit jeglichen Waffen, die der Zufall darbot, die Samniter von oben herab bekämpfend, auch zu wiederholten Malen die Samniter förmlich angreifend, brachte er es dahin, daß der Conſul Zeit gewann, ſein Heer wieder über den Berg zurück nach der Ebene zu führen. Decius, der unter unaufhörlichen Kämpfen ſich bis zur Nacht gehalten hatte, mußte nun auch an ſeinen Rückzug denken. In der zweiten Nachtwache, als die Samniter (es war kein geordnetes Kriegsheer) alle in tiefen Schlaf verſunken lagen, ſtiegen die Römer in der Stille von der Höhe herab und ſchritten durch die ſchlafenden Reihen der Feinde hindurch. Als ſie in der Mitte waren, wurden ſie entdeckt; doch erhoben die Römer alle ein furchtbares Schlachtgeſchrei, das die Samniter lähmte und den Römern es möglich machte, glücklich bis in die Nähe des feindlichen Lagers zu gelangen. Dort aber machten ſie Halt, weil es ſich nicht ziemte, daß ſo tapfere Männer im Dunkel der Nacht zurückkehrten. Am Morgen zog das ganze Heer den Kommenden entgegen, um den Decius mit den Seinigen im Triumph ins Lager zurückzuführen. Der Conſul Cornelius rühmte laut des Decius Verdienſt. Dieſer aber verlangte ſtatt der Worte Thaten; man müſſe die beſtürzten Feinde angreifen. Die Legionen wurden wieder gegen die Samniter bergan geführt, die Haufen derſelben geſchlagen und zerſprengt, viele getödtet und ſodann das ſamnitiſche Lager nach einem großen Blutbade erobert. Decius wurde durch Ehrengeſchenke belohnt, wie noch keiner vor ihm. Er erhielt, außer andern gewöhnlichen Ehrenzeichen, eine goldene Krone, hundert Rinder und darunter einen ausgezeichneten weißen Stier mit vergoldeten Hörnern; die Krieger erhielten die doppelte Portion für immer, jeder zwei Kleider und einen Ochſen. Das Heer ſchenkte dem Decius eine Krone von Gras und eine gleiche weiheten ihm ſeine Gefährten. Den Stier opferte Decius dem Mamers. Die hundert Rinder ſchenkte er ſeinen Kriegern, und jeder Krieger des übrigen Heeres gab den Soldaten des Decius ein Pfund Korn und ein Quart Wein (cf. Liv. VII. 34—37.)

Im dritten Jahre nachher, A. U. 415, als der große Latinerkrieg ausbrach, ſehen wir den P. Decius Mus ſchon mit dem Conſulate geehrt, das er mit den P. Manlius Torquatus bekleidete. Die Latiner nämlich, ſtolz auf ihr Bündniß und auf ihre Verbindung mit Capua, wollten das Band der Abhängigkeit zerreißen, das ſie bisher an Rom gefeſſelt hatte. Sie verlangten, daß, wenn Rom das Haupt des latiniſchen Bundes ſeyn wolle, dann der latiniſche Adel die Hälfte des römiſchen Senats bilden, daß 27 latiniſche Tribus zu den 27 römiſchen Tribus errichtet werden, und einer der Conſuln aus den Latinern gewählt werden ſollte. Die Römer aber, welche ſich zu dem Gedanken eines latiniſchen Volksthums nicht erheben konnten, wieſen dieſe Foderung mit Unwillen zurück, und ſo war der Krieg unvermeidlich. Es mußte dieſes der gefährlichſte Krieg werden, den Rom je geführt hatte, zumal, da ſeit dem Aufſtande des römiſchen Heeres im Jahre 413 die Kriegszucht in demſelben ſehr geſunken war. Deshalb ward ſofort Friede mit den Samnitern geſchloſſen, ja es wurden dieſelben bewogen, mit den Römern gegen die vereinigten Latiner und Campaner ſich zu verbinden. Das latiniſch-campaniſche Heer ſtand in der Nähe von Capua. Während ein römiſches Heer unter dem Befehle des Prätors die Stadt ſchützte, zogen die Conſuln mit 4 Legionen in Eilmärſchen, einen großen Bogen beſchreibend, durch das Land der Marſen, Peligner und Samniter nach Campanien. Die Latiner, den das Ungewöhnliche der Unternehmung geſchreckt, blieben tehen, erwartend, wohin die Römer ihren Angriff richten würden, ſtatt daß ſie hätten gegen Rom ziehen und die römiſche Ebene zum Kampfplatz machen ſollen. Bei Veſeris, in der Nähe des Veſuvs, ſtanden ſich die Heere gegenüber, und hier war es, wo der Sohn des Conſuls Manlius, weil er gegen das Verbot der Conſuln ſich mit der Reuterei in ein einzelnes Gefecht eingelaſſen hatte, mit dem Tode büßte, damit durch ein ſo großes Beiſpiel die Kriegszucht im römiſchen Heere befeſtigt würde. Keinem der Streitenden war die Bedeutung des großen bevorſtehenden Kampfes verborgen; böſe Träume ſchreckten die Conſuln, und dieſe thaten das Gelübde, ſich für das römiſche Heer dem Tode zu weihen. Das Opfer verkündigte dem Decius Unglück; er antwortete, das ſchade nichts, da ſein College glücklich geopfert habe. Am Tage der Schlacht nun, als auf dem linken Flügel, den Decius befehligte, die Haſtaten auf die Principes zurückwichen, ließ Decius den Pontifex M. Valerius die Formel der Devotion (vergl. Liv. VIII, 9. und dazu die Ausleger) ſich vorſprechen, betete ſie im Feierkleide mit verhülltem Haupte auf einem Schwerte ſtehend. Dann ſchwang er ſich aufs Pferd und ſprengte in der Toga in die feindlichen Reihen. Beiden Heeren erſchien er als ein überirdiſches Weſen, als ein Geiſt des Verderbens, der ſich unter die latiniſchen Legionen ſtürze. Entſetzen ging vor ihm her, und als er von Geſchoſſen durchbohrt niederſank, wichen die Latiner. Doch auch Manlius hatte einen harten Stand. Erſt nachdem er die Triarier in die Schlachtlinie hatte einrücken laſſen, erklärte ſich der Sieg für Rom. Nun aber erfolgte eine allgemeine Flucht und ein unſägliches Blutbad. Kaum ein Viertheil des latiniſchen Heeres ſoll entkommen ſeyn. Des Decius Leichnam ward erſt am Tage nach der Schlacht gefunden und dann herrlich beſtattet. Die Campaner übergaben ſich ſogleich nach der Schlacht den Römern, die Latiner erſt, nachdem in einer neuen Schlacht bei Trifanum der latiniſche Landſturm aufs Haupt geſchlagen worden war (vergl. Liv. VIII, — 12. Niebuhr röm. Geſch. 2ter Th. 1ſte Ausgabe).

Publius Decius Mus, ein Sohn des Vorigen. Er bekleidete im Jahre 442 ſein erſtes Conſulat, in welchem er aber ungeachtet des großen Samniterkrieges keine Gelegenheit erhielt, ſich auszuzeichnen, indem er wegen einer ſchweren Krankheit in Rom zurückbleiben und ſeinem Collegen M. Valerius allein den Krieg gegen die Samniter überlaſſen mußte. Als nun auch noch ein etruskiſcher Krieg drohte, ernannte er für denſelben den C. Julius Bubulcus zum Dictator (Liv. IX, 29.). Jedoch im Jahre 445 begleitete Decius, um den früher ihm verweigerten Ruhm nachzuholen, als Legat den Dictator Papirius Curſor, und befehligte zugleich mit dem M. Valerius die römiſchen Ritter in der großen Schlacht bei Longulä gegen die Samniter (Liv. IX, 40.). Der Tapferkeit des Decius und Valerius ward zum großen Theile der Sieg zugeſchrieben, und deshalb machte in den nächſten Comitien das Volk den Valerius zum Prätor, den Decius aber zum Conſul und gab ihm den Fabius Maximus zum Collegen. In dieſem ſeinem zweiten Conſulate 446 erhielt Decius die Oberanführung im etruskiſchen Kriege. Er beſiegte die Tarquinienſer und Valſinienſer und ſchreckte das ganze etruskiſche Volk ſo ſehr, daß es um Frieden und Bündniß mit Rom den Conſul anflehte. Dieſes verweigerte Decius, doch ſchloß er unter günſtigen Bedingungen einen Waffenſtillſtand auf ein Jahr ab. So ward Etrurien damals durch ihn wieder beruhigt, und ſelbſt als plötzlich die Umbrer ſich erhoben hatten gegen Rom, ſo gelang es der Wachſamkeit des Decius, den größten Theil der Etrusker von der Theilnahme am Kampfe abzuhalten. Vor allen Dingen war dieſes Conſulat wichtig wegen der engen und vertrauten Freundſchaft, die während deſſelben zwiſchen dem Decius und Fabius ſich anknüpfte und während der ganzen übrigen Lebenszeit des Decius unerſchüttert blieb. Im J. 448 ward Decius zum Magister equitum des Dictators P. Cornelius Scipio ernannt (Liv. IX, 44.), jedoch nur zur Haltung der Wahlcomitien, indem die beiden Conſuln durch den Krieg verhindert worden waren, nach Rom zu kommen. Im Jahre 450 ward Decius mit ſeinem Freunde Q. Fabius Max. zum Cenſor ernannt (Liv. IX, 46.). Die curuliſche Ädilität des Cn. Flavius, eines Mannes aus dem niedrigſten Stande, der die Geheimniſſe des Civilrechtes, die allein im Beſitz der Nobilität waren, ausgeplaudert und die Faſten öffentlich aufgeſtellt hatte, erregte große Verwirrung in Rom. Adel und Gemeine ſtanden mit großer Erbitterung einander gegenüber. Die Weisheit und Eintracht aber des Fabius und Decius ſtellten die Ruhe wieder her. Sie vereinigten den ganzen Stadtpöbel in die vier ſtädtiſchen Tribus. Dieſes erwarb dem Fabius den Beinamen Maximus. Im Jahre 454, als die Tribunen Q. und Cn. Ogulneus das Geſetz vorgeſchlagen hatten, daß zu den vier patriciſchen Auguren und vier patriciſchen Pontifices auch noch vier Pontifices und fünf Auguren aus der Plebs hinzugewählt werden ſollten, und App. Claudius Cäcus heftig widerſprach, erklärte ſich Decius für das Geſetz (Liv. X, 7.) und bewog durch ſein Anſehen und das Gewicht ſeiner Worte das Volk, es anzunehmen, und Decius ſelbſt ward einer der neu erwählten Pontifices. Immer höher ſtieg nun die Bewunderung und die Liebe des Volkes für den Decius; als im J. 457 ein beſonders gefährlicher Krieg drohete, indem die Samniter mit den Galliern, Etruskern, Umbrern und Apuliern ſich verbündet hatten, verlangte das Volk in Rom einſtimmig den Fabius Maxim. zum Conſul. Dieſer entſchuldigte ſich mit ſeinem Alter; doch mußte er nachgeben, nahm aber das Conſulat nur unter der Bedingung an, daß Decius ſein College würde (Liv. X, 13.). So erhielt Decius ſein drittes Conſulat, und beide Conſuln führten dann den Krieg mit großem Glücke. Decius erkämpfte einen Sieg bei Maleventum und verheerte dann 5 Monate lang das ſamnitiſche Land. Nach Verlauf des Conſulats mußten Decius und Fabius im Jahre 458 den Krieg als Proconſuln fortführen (Liv. X, 16.). Auch jetzt erwarb ſich Decius großen Ruhm. Als das ſamnitiſche Heer, von Gellius Egnatius angeführt, Samnium verließ und nach Etrurien zog, um die Etrusker zu den Waffen zu rufen, wandte ſich Decius gegen die feſten Städte der Samniter und eroberte

in kurzer Zeit die Hauptſtädte derſelben, Murgantia, Romulea und Ferentinum, wobei die Römer eine ungeheure Beute machten. Doch der Hauptſchlag ſollte im folgenden Jahre 459 fallen. Schon frühzeitig war nach Rom die Kunde gekommen, daß jetzt endlich Egnatius ſeine große Abſicht erreicht und Etrusker, Umbrer und Gallier zu den Waffen gerufen habe, um ſich mit den Samnitern zu verbinden. Ängſtliche Briefe kamen vom App. Claudius nach Rom, der nur mit Mühe gegen die täglich zunehmende Anzahl der Feinde in ſeinem Lager ſich hatte halten können. Rom brauchte wieder einen Fabius; doch auch dieſes Mal nahm dieſer das Conſulat nur unter der Bedingung an, daß er den Decius zum Collegen erhielte (Liv. X, 22.). Fabius und Decius führten ihre Legionen nach Etrurien und vereinigten ſich mit dem Heere des Appius, das dadurch eine bedeutende Stärke erlangte. Aber die Zahl der Feinde war übergroß; 140,000 Mann ſollen von den 4 Völkern gegen Rom unter den Waffen geſtanden haben; das römiſche Heer mochte dagegen etwa nur 40000 M. ſtark ſeyn. Der Anfang des Feldzuges war für die Römer keinesweges glücklich, vielmehr erlitten ſie einen faſt unerhörten Verluſt, indem eine römiſche Legion unter dem Proprätor L. Scipio bei Cluſium von den Galliern umzingelt und bis auf den letzten Mann niedergehauen wurde. Doch beugte dieſer Verluſt die Römer nicht nieder, ſondern ſie rüſteten neue Heere, um die Hauptſtadt zu decken, und die Conſuln gingen über die Appenninen, um einen Angriffskrieg gegen die Feinde zu führen. Bei Sentinum in Umbrien trafen die Römer auf die geſamte Kriegsmacht der vier Völker, die in zwei beſondern Lagern aufgeſtellt waren (Liv. X, 27.). Gallier und Samniter füllten das eine Lager, Etrusker und Umbrer das andere. Gegen eine ſo ungeheure Übermacht zu ſtreiten, wäre Verwegenheit geweſen; doch wußten die Conſuln die Feinde zu trennen. Schon früher hatten ſie den Proprätoren Fulvius und Poſthumius den Befehl ertheilt, von Rom aus in Etrurien und Umbrien einzubrechen und dort mit aller möglichen Wuth Verheerungen anzurichten. Bei dieſer Nachricht bereueten ſogleich die Etrusker und Umbrer, ihr Land Preis gegeben zu haben; ſie trennten ſich von den Galliern und Samnitern und eilten zum Schutze ihres Landes zurück. Sofort führten die Conſuln ihre Legionen in den Kampf, und eine glückliche Vorbedeutung erhob den Muth der Römer. Decius ſtand mit ſeinen Legionen auf dem linken römiſchen Flügel den Galliern gegenüber, Fabius auf dem rechten gegen die Samniter. Fabius gebot den Seinigen, nur vertheidigungsweiſe ſich zu verhalten, um die Hauptkraft auf den letzten entſcheidenden Augenblick zu verſparen; der jüngere und feurigere Decius hingegen bot ſogleich zu Anfang der Schlacht alle Kraft ſeiner Legionen gegen die Gallier auf, und da die erſten Angriffe ſeiner Legionen den Feind nicht zurückwarfen, ſo ſetzte er ſich an die Spitze ſeiner Reuterei, ſchlug damit die Reuterei der Feinde und drang weiter in die galliſchen Reihen vor. Plötzlich ſtürmten die galliſchen Schlachtwagen daher; die Roſſe der Römer wurden ſcheu, kehrten um und brachten das Fu
volk in Verwirrung; das galliſche Fußvolk, den Aug
blick benutzend, drang nach. Da erkannte Decius, d
es Zeit ſei, daß auch er das Schickſal ſeiner Fa
erfüllte. Durch den Pontifex M. Livius ließ er ſich
die feindlichen Schaaren den unterirdiſchen Göttern
der Mutter Erde weihen, beſtieg dann ſein Roß
ſtürzte ſich in die galliſchen Geſchwader, wo er
von Geſchoſſen durchbohrt niederſank. Die Götter
fen ſchnell. Die Römer hielten inne in der Flucht,
Gallier in der Verfolgung; Erſtarrung hatte dieſe
lähmt. Zugleich kam auch Hilfe vom Heere des Fa
und unter Anführung der Legaten Scipio und Mar
griffen die Römer die geſchildeten Reihen der Gallier
und brachen ſie. Nun griff auch Fabius, der nach de
Untergange ſeines Collegen des Sieges gewiß war, d
Samniter an, und dieſe, im Rücken von der römiſche
Reuterei bedroht, flohen in ihr Lager zurück. Während
nun Fabius mit den Legionen die Samniter dahin ver
folgte, ließ er die Gallier durch ſeine Reutern umge
hen, unter welche ſich die Principes der dritten Legi
gemiſcht hatten. So mußten denn auch die Gallier we
chen. Das ſamnitiſche Lager ward erſtürmt, und we
noch Widerſtand leiſtete, niedergehauen. Hier verlo
auch der wackere Egnatius das Leben. Der Verluſt de
Feinde belief ſich auf 25000 Mann, der der Römer
8200, von denen allein 7000 auf den linken Flügel k
men, den Decius angeführt hatte. Des Decius Leich
nam ward erſt am folgenden Tage unter einem Haufe
von Leichen hervorgezogen. Er wurde auf das Fei
lichſte vom Heere beſtattet, und Fabius hielt ihm d
Lobrede. Nie hatten bis dahin die Römer in einer grö
ßeren Schlacht gekämpft; doch ward durch dieſelbe di
Kraft der Samniter und ihrer Verbündeten gebroche
und wenige Jahre nachher wurden die Samniter Unt
thanen der Römer.

P. Decius Mus. Ein Sohn des Vorigen wa
Conſul mit dem P. Sulpicius Saverio im Jahre Ro
475. Beide Conſuln führten das Heer gegen den Kö
nig Pyrrhus, und bei **Asculum** in Apulien trafen d
Heere auf einander. Da eine entſcheidende Sch
bevorſtand, ſo wagte keins der beiden Heere über d
Fluß, der beide Heere trennte, zu gehen. Auch ſchreck
die Epiroten das abſichtlich verbreitete Gerücht, daß D
cius deshalb zum Conſul erwählt worden ſei, dam
auf gleiche Weiſe, wie ſein Vater und Großvater, d
unterirdiſchen Göttern ſich weihend, den Römern d
Sieg mit der Vernichtung des Pyrrhus gewönne. Py
rhus, der ſeine Krieger belehrt hatte, daß Decius n
ſchrecklich ſei, wenn ſie ihn nicht tödteten, und deshal
denſelben zu tödten verbot, ſchickte Abgeordnete ins r
miſche Lager und ermahnte die Römer, nicht ſelbſ
Thorheiten ſich hinzugeben, die gegen ihn keinen Er
haben würden; wenn Decius lebendig in ſeine Hä
käme, ſo möchte er Schlimmeres noch leiden mü
als er ſelbſt gewünſcht hätte. Die Conſuln antworte
darauf: die Römer vertrauten ihren Waffen. Dem
mäß ließen ſie dem Pyrrhus die Wahl, ob er ungeh

ert von den Römern über den Fluß gehen wolle, um mit den Römern zu kämpfen, oder ob er auf ſeinem Ufer die Römer erwarten wolle. — Den letzteren Vorſchlag nahm Pyrrhus an, und die Römer gingen vom Pyrrhus ungehindert über den Fluß. Nun entbrannte eine gewaltige Schlacht, die um ſo blutiger wurde, als unter Pyrrhus Oberbefehl außer den Epiroten und Tarentinern auch noch Samniter, Bruttier, Lucaner und Salentiner ſtritten. Bis zum Untergang der Sonne dauerte der Kampf; als der Tag ſich neigte, kehrten beide Heere, ohne den Sieg erfochten zu haben, in ihre Lager zurück. Am folgenden Tage ſoll der Kampf erneuert worden ſeyn. und es heißt, daß an dieſem Tage die Römer den Sieg erfochten hätten, nachdem 20000 Mann vom Heere des Pyrrhus erſchlagen und der König ſelbſt verwundet worden wäre, wogegen die Römer nur 5000 Mann verloren hätten. Nach anderen Nachrichten war der Kampf am zweiten Tage ebenſo unentſchieden wie am erſten, ſowie auch der Verluſt auf beiden Seiten gleich war, weshalb denn auch Pyrrhus geſagt hätte, daß wenn er noch einmal auf ſolche Weiſe über die Römer ſiegen müßte, er verloren ſeyn würde. Das wahrſcheinlichſte aber iſt, daß nur an einem Tage bei Aſculum gekämpft wurde, und daß keins von beiden Heeren einen entſcheidenden Sieg gewann, daß beide gleichviel und ſoviel einbüßten, daß Pyrrhus ſich genöthigt ſah, den Feldzug aufzugeben und ſich nach Tarentum zurückzuziehen, und daß die römiſchen Conſuln, nicht im Stande den Pyrrhus zu verfolgen, ihre Legionen in die Städte Apuliens vertheilen mußten, um dort Winterquartiere zu machen. Auch iſt gewiß, daß die römiſchen Conſuln keinen Triumph feierten, ſowie es auch gewiß zu ſeyn ſcheint, daß P. Decius ſich den unterirdiſchen Göttern *nicht* geweiht und auf dieſe Weiſe, als der dritte ſeines Geſchlechts, einen ſiegbringenden Tod gefunden hat; obſchon nicht geleugnet werden kann, daß er die Abſicht, ſich gleichfalls zu weihen, gehabt habe. Die römiſchen Geſchichtsbücher wiſſen von dieſer dritten Devotio nichts, und wenn Cicero an einigen Stellen (Tusc. Qu. I, 37. Fin. II, 19.) von dem Opfertode dreier Decier ſpricht, ſo hat er, was den dritten Decier anbelangt, wol nur den Willen für die That genommen. —

Decius Jubellius. Dieſer Decius Jubellius ſcheint ein geborner Campaner geweſen zu ſeyn und mit dem römiſchen Geſchlechte der Decier in keiner Verbindung zu ſtehen; denn das Geſchlecht der Jubellier wird als ein adeliges Geſchlecht in Capua mehrmals genannt. Als zu Anfang des Krieges der Römer mit Pyrrhus die Einwohner von Rhegium Unterſtützung und Schutz von den Römern verlangten, ſo ward ihnen eine Legion Campaner unter Anführung des Decius Jubellius als Beſatzung geſandt. Doch da Pyrrhus die Rheginer nicht angriff, ſo verfiel gar bald die Kriegeszucht unter der Beſatzung und dieſe, ſowie ihr Anführer, geriethen auf den Gedanken, ſich der reichen und üppigen Stadt zu bemächtigen. Weil die Römer durch den Krieg mit Pyrrhus genugſam beſchäftigt waren, ſo glaubte Decius dieſes ungeſtraft wagen zu können; nöthigen Falls hoffte er auch von den Mamertinern in Meſſana, die auf ähnliche Weiſe ſich der Stadt Meſſana bemächtigt hatten und deren Beiſpiele er nur folgte, Hilfe und Unterſtützung zu erlangen. Das Vorhaben ward ausgeführt, die vornehmſten Einwohner von Rhegium wurden bei einem Gaſtmale, das Decius gab, überfallen und getödtet, zugleich auch die übrigen Bürger der Stadt von den Soldaten entweder getödtet oder vertrieben. Die Reichthümer derſelben theilten die Mörder unter ſich, ſowie ihnen auch die Weiber, Töchter und Sklaven derſelben in die Hände fielen. Ein ſolcher Gräuel verlangte Ahndung von Seiten der Römer; jedoch wurden dieſe durch die Kriegsereigniſſe 10 Jahre lang gehindert, die beabſichtigte Rache an den Mördern zu nehmen. So hatten ſich denn die Campaner dort feſtgeſetzt, ein förmliches Statsweſen eingerichtet, ſogar Kriege mit den benachbarten Städten angefangen und unter anderen Kroton erobert und zerſtört. Den Decius freilich ereilte die Rache. In einer Empörung, die zu Rhegium ausbrach, ward er aus der Stadt vertrieben und nach Meſſana zu fliehen genöthigt, und an ſeine Stelle ward M. Cäſius, ſein Schreiber, zum Anführer gemacht. Decius erhielt freilich wegen der großen Reichthümer, die er mitbrachte, die Prätorwürde zu Meſſana; jedoch da er an einer Augenkrankheit litt und einen berühmten Arzt deshalb zu Rathe zog, der, was Decius nicht wußte, ein geborner Rheginer war, ſo wurde er von dieſem, der für die Leiden ſeiner Vaterſtadt Rache nehmen wollte, gänzlich ſeiner Augen beraubt. Im Jahre 483 erhielt dann der Conſul **Genucius** den Befehl, Rhegium zu erobern und es den alten Einwohnern, ſoviel ihrer noch am Leben wären, wieder zu geben. Aber die campaniſche Legion, von vielen Überläufern und heimathloſen Leuten, und durch die Mamentiner verſtärkt, wehrte ſich lange mit Verzweiflung, und die Römer litten ſelbſt durch Hunger bei der langwierigen Belagerung. Bei dieſer Gelegenheit aber unterſtützte Hiero, König von Syrakus, die Römer mit Zufuhren aller Art, und gab ihnen damit den erſten Beweis ſeiner freundlichen Geſinnung gegen die Römer.

Endlich ward die Stadt mit Sturm erobert nach einer blutigen Schlacht, in der die meiſten der Schuldigen das Leben verloren. Dreihundert von ihnen wurden gefangen und nach Rom geführt. Auch Decius ward von den Mamertinern ausgeliefert und mit den übrigen Gefangenen in einen Kerker geworfen, die endlich nach vielen Leiden mit dem Beile hingerichtet. Doch hatte Decius ſich ſelbſt vorher im Kerker getödtet. Rhegium ward den vertriebenen Einwohnern wieder zurückgegeben. —

C. Meſſius Quintus Trajanus **Decius** (ſ. Aurel. Vict. epit. 29.) war geb. 201 nach Chriſti Geb., gelangte zur kaiſerlichen Würde im Jahre 240 nach Chr. Geb. (im Jahre Roms 1002.) und fiel in der Schlacht gegen die Gothen gegen Ende des Jahres 251 (J. R. 1004). Das Charakterbild dieſes ausgezeichneten Mannes iſt durch die Gunſt oder Ungunſt der Parteien ſehr verwirrt oder entſtellt worden, ſo daß es ſchwer iſt, über ſeinen Werth ein Urtheil zu fällen; auch würde es ebenſo mißlich ſeyn, ihn zu vertheidigen als zu verdammen, da ſeine Geſchichte ſich in nur ſehr unbedeutenden Trümmern bei geiſtloſen und dürftigen Schriftſtellern erhalten hat, und wir kaum den Zuſammenhang ſeiner Thaten wiſſen, noch weniger aber die Beweggründe derſelben durchſchauen können. Einige Zeilen bei Aurelius Victor, bei Eutropius, Broſius und Jornandes und gelegentliche Anführungen bei Ammianus Marcellinus ſind alles, was wir bei römiſchen Schriftſtellern von ihm leſen; von den Griechen haben etwas weitläufiger über ihn Zoſimus und Zonaras gehandelt, aber erſterer nur in der Einleitung im Vorbeigehen, der andere nach ſeiner Weiſe zuſammenziehend und ohne Sinn für das wahrhaft Bedeutende oft das aller Unwichtigſte ausführend. Auch findet ſich über ihn eine nicht unwichtige Stelle bei Syncellus. Die Kirchenſchriftſteller erwähnen freilich den Decius häufig genug wegen der 7ten Chriſtenverfolgung, die unter ihm und auf ſeinen Befehl Statt fand, aber doch nur in dieſer Beziehung allein, ſo daß von daher auf ſeine übrigen Thaten kein Licht geworfen wird.

Der Kaiſer **Decius** war geboren zu Budalia, einem Flecken in der Nähe von Sirmium[1]), und ſtammte aus einem angeſehenen Geſchlechte[2]); er war Senator in Rom zur Zeit des Kaiſers Philippus Arabs. Von ſeinen früheren Lebensverhältniſſen wiſſen wir nichts, doch hatte er ohne allen Zweifel durch Glück und Auszeichnung im Kriege die hohe Ehrenſtufe erreicht, auf welcher wir ihn ſtehen ſehen, und das Anſehen ſich erworben, welches er beim Senate und dem Kaiſer genoß; denn er wird uns geſchildert als ein Mann, der mit allen Gaben und allen Tugenden geſchmückt war, als ein ebenſo gefälliger, freundlicher und zuvorkommender Bürger, als tapferer Kriegsmann[3]). Als gegen den Kaiſer Philippus die Legionen des Orients ſich empörten und einen gewiſſen Jotapianus (oder Pacatianus) zum Kaiſer machen wollten, die Legionen in Möſien und Pannonien aber den Marinus mit dem Purpur bekleideten, und Philippus in der größten Beſorgniß den Senat auffoderte, entweder ihm gegen die Anführer Hilfe zu verſchaffen oder, wenn man mit ſeiner Herrſchaft unzufrieden wäre, ihn abzuſetzen; ſo erhob ſich, da alle übrigen ſchwiegen, der Senator Decius, ſprach dem Kaiſer Muth ein und verſicherte ihn, daß beide Aufſtände in kurzer Zeit in ſich ſelbſt zuſammenfallen und ein Ende finden würden. Dieſes geſchah; Jotapianus wurde ſchnell beſiegt und Marinus, der nur ein Tribun war und von ſeinen Soldaten nicht geachtet wurde, bald darauf erſchlagen. Durch dieſe Vorherſagung, die der Erfolg beſtätigt hatte, gewann Decius ein großes Anſehen bei Philippus, und da die möſiſchen und pa niſchen Legionen ſich noch immer widerſpenſtig bezeig ſo übertrug Philippus dem Decius den Oberbefehl dieſelben mit dem Auftrage, die Schuldigen zu be fen und die Ruhe in dieſen auch von den Feinden bedrängten Provinzen wieder herzuſtellen.

Decius verweigerte zwar die Annahme des Ob fehls, indem er erwiederte, daß dieſes weder zu Philippus noch zu ſeinem eigenen Beſten gereichen werde; doch Philippus zwang ihn dazu mit Gewalt, und Deci mußte gehorchen. Als Decius bei den möſiſchen Legionen angelangt war, geſchah, was er vorhergeſehen hatte. Um nicht von Decius beſtraft zu werden, zwangen die Legionen ihn, ihr Mitſchuldiger zu werden; ſie kamen ihm mit dem Purpur entgegen und nöthigten ihn mit gezogenem Schwerte zur Annahme deſſelben. Decius, um ſein Leben zu retten, gab dem Willen der Soldaten nach, ſchrieb aber ſogleich ins Geheim an den Philippus, berichtete das Geſchehene und beſchwor ihn, ohne Sorgen zu ſeyn und ihm zu vertrauen; ſobald er nach Rom zurückkehren werde, wolle er alſobald die Inſignien der Herrſchaft wieder ablegen. Aber Philippus glaubte dem Decius nicht, ſondern zog ein großes Heer zuſammen und, obſchon alt und ſchwach, ſtellte er ſich ſelbſt mit ſeinem Sohne an die Spitze dieſes Heeres, um den Decius zu beſtrafen (nach einer andern Nachricht ließ er den Sohn als Regenten ſtatt ſeiner in Rom zurück). Decius nun zum Kampfe gezwungen, zog mit geringerer Macht, aber vertrauend auf ſein Feldherrntalent und die Tapferkeit ſeiner Soldaten, dem Philippus entgegen. Bei Verona kam es zur Schlacht; Philippus ward ſelbſt getödtet, ſein Heer geſchlagen und zerſtreut, und Decius zog bald nachher als Sieger in Rom ein. Auch der jüngere Philippus fand entweder in der Schlacht oder in Rom ſeinen Tod (Herbſt 249.). Decius nahm ſogleich ſeinen Sohn Q. Herennius **Etruscus Meſſius Decius** zum Mitregenten an, und verband ſich aufs genaueſte mit dem Senator Va**lerianus**, dem nachherigen Kaiſer, den er vom Senate zum Cenſor ernennen ließ (Zonaras nennt ihn ſo gar ſeinen Mitregenten), und dem er den Auftrag gab, während er gegen die Gothen ins Feld zog, die Ruhe in Rom zu erhalten und durch die Ausübung einer ſtrengen Cenſur die Würde des Reichs wieder herzuſtellen. Decius ſelbſt blieb, wie es ſcheint, nur kurze Zeit in Rom, um den Bau einiger öffentlichen Gebäude anzuordnen und früher angefangene einzuweihen; und nachdem er dann heftige Edikte gegen die Chriſten erlaſſen hatte, zog er, von ſeinem Sohne begleitet, mit ſeinem Heere gegen die Feinde des Reichs. Die Verfolgung der Chriſten, welche nun begann, und welche vielen ausgezeichneten Biſchöfen (denn auf dieſe erſtreckte ſich die Verfolgung faſt nur allein) Verbannung, Gefängniß oder den Märtyrertod brachte, wird von den chriſtlichen Schriftſtellern jener Zeiten aus dem Haſſe des Decius gegen den Philippus, welcher letztere ein Chriſt geweſen ſeyn ſoll, hergeleitet. Aber theils war höchſt wahrſcheinlich Philippus kein Chriſt geweſen, theils thut auch überhaupt darin dem Decius gewiß Unrecht; daß er es mit dem Philippus redlich gemeint hatte, ſcheint aus obiger Darſtellung (die aus einem chriſtlichen Schriftſteller, der ſonſt des Decius Freund nicht iſt, Zonaras, genommen iſt) gewiß zu ſeyn; es wird dieſes auch dadurch beſtätigt, daß Decius den Bruder des Philippus, Priscus, an der Spitze der Legionen in Macedonien ließ, wofür dieſer ihm nachher ſchlecht lohnte. Vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß Decius ohne nähere Kenntniß des Chriſtenthums bei ſeinem Streben, den römiſchen Stat zu reformiren (einem Streben, das nach dem eben gefeierten, tauſendjährigen Secularfeſte des Reiches ſehr begreiflich war), die Ausrottung des Chriſtenthums für nöthig hielt, wenn der alte Stat in ſeiner Kraft und Ständigkeit wieder aufblühen und aufleben ſollte. Er wollte und verſuchte alſo daſſelbe, was ein Jahrhundert ſpäter der Kaiſer Julianus noch einmal und mit noch ungünſtigerem Erfolge begann; und daß bei der Vergleichung zwiſchen beiden das Urtheil zu Gunſten des Decius ausſchlagen muß, wird daraus hervorgehen können, daß Decius, ſelbſt ein Heide und das Chriſtenthum für eine den Stat verwirrende, verfaſſungswidrige Sekte haltend, ein größeres Recht hatte, das noch herrſchende Heidenthum reſtauriren zu wollen, als Julianus, ſelbſt als Chriſt erzogen in dem ſchon chriſtlichen Rom, die Befugniß für ſich ſehen konnte, dem Weltgeiſt zum Trotz eine ſchon verlebte und erſtorbene Religion wieder in ein Scheinleben zurückzurufen.

---

[1]) *A. Victor* epit. 29. nennt den Ort Budalia; da er aber de Caes. 29. ſagt, es ſei ein Vicus bei Sirmium geweſen, und nach Antonini Itinerar. S. 268. Wess. ein Ort Budalia 8 Millien von Sirmium entfernt gelegen hat, ſo iſt die Lesart bei Eutrop., Budalia, gewiß die richtige.

[2]) *γένει προέχων.* Zos. I, 21.

[3]) *A. Victor.*

Über die kriegeriſchen Unternehmungen des Decius herrſcht großer Widerſpruch unter den Schriftſtellern. Offenbar haben die uns vorliegenden, die von Decius berichten, aus zwei ganz verſchiedenen Quellen geſchöpft. Zoſimus und Zonaras haben denſelben Gewährsmann, den ſie beide aber auf verſchiedene Weiſe abgekürzt haben, und welchem ſie in den Hauptſachen folgen, obſchon ſie beide ganz entgegengeſetzte Intereſſen haben, indem der erſte ein ebenſo eifriger Heide iſt, als der andere ein eifriger Chriſt. Aus derſelben Quelle hat wahrſcheinlich auch Aurelius Victor geſchöpft, ſowie auch Ammianus Marcellinus, hinſichtlich deſſen es ſehr zu bedauern iſt, daß der Theil ſeiner Geſchichte, welcher die Gothenkriege behandelte, verloren gegangen iſt. Jornandes aber, der am ausführlichſten iſt, hat eine ganz andere Quelle gehabt, und wir zweifeln nicht, daß dieſe der Athenienſer Dexippus war, der, ſelbſt Feldherr gegen die Gothen, ein ausführliches und umfaſſendes Geſchichtswerk, das von Vielen benutzt worden iſt, über den gothiſchen Krieg geſchrieben hat, von dem wir aber nur leider noch einige Bruchſtücke beſitzen. Die Nachrichten des Jornandes nämlich ſtimmen am genaueſten mit dem überein, was wir bei Syncellus (Tom. I. pag. 05. der Bonner Ausgabe) über die Thaten des Decius leſen, wobei Syncellus ſich ausdrücklich auf den Dexippus beruft.

Zoſimus und Zonaras erzählen nun Folgendes: die Gothen waren über den Tanais (ſoll wol Donau heißen) gegangen, und plünderten das benachbarte Thracien und die Gegenden am Bosporus. Decius zog gegen ſie, ſchlug ſie in allen Schlachten, nahm ihnen die gemachte Beute wieder ab und beabſichtigte, ſie ganz einzuſchließen und zu vernichten, weshalb er ſeinen Unterfeldherrn, den Senator Trebonianus Gallus, den Gothen in den Rücken an die Donau ſchickte, um ihnen die Päſſe zu verlegen. Die Gothen verſuchten Unterhandlungen mit dem Decius, um freien Abzug zu erhalten, aber vergebens. Jedoch Gallus war ein Verräther; er wollte des Decius Tod, um ſelbſt die Krone zu gewinnen. Deshalb rieth Gallus heimlich den Gothen, ſich in drei Treffen vor einem großen und tiefen Sumpfe aufzuſtellen. Decius griff die Gothen an und ſchlug ihr erſtes Treffen in die Flucht, darauf auch das zweite. Aber bei der Verfolgung gerieth er in den Sumpf, indem er ſein unbändiges Roß nicht hatte aufhalten können, ward abgeworfen und fand in dieſem Sumpfe mit ſeinem Sohne und einem großen Theile ſeines Heeres entweder vom Schlamme erſtickt oder durch die Pfeile der Gothen ſeinen Tod. — Jornandes dagegen erzählt alſo: die Gothen unter Anführung des Oſtrogotha waren zur Zeit des Kaiſers Philippus im Zorne darüber, daß dieſer ihnen die im Frieden mit ihm ausbedungenen Jahrgelder verweigert hatte, über die Donau gegangen und in Möſien eingebrochen, gegen ſie ward der Senator Decius abgeſandt. Dieſer wollte die Kriegszucht bei den Legionen wieder herſtellen und entließ zur Strafe dafür, daß die Legionen die Barbaren hatten über die Donau gehen laſſen, alle älteren Soldaten des Kriegsdienſtes, der damals ſo einträglich war, daß er ſelbſt die Barbaren anlockte, ſich in großen Schaaren für die römiſchen Legionen anwerben zu laſſen. Durch ſeine Erſcheinung und ſeinen Ruf und den Nachdruck, mit welchem er verfuhr, ſchreckte Decius die Gothen, welche über die Donau zurückwichen. Als aber Decius nach Rom heimgekehrt war, nahm Oſtrogotha die entlaſſenen römiſchen Krieger in ſein Heer auf, verband ſich mit anderen, den Gothen verwandten Stämmen und machte einen neuen Einfall in Möſien und Thracien, drang vor bis Marcianopolis, das er belagerte und erſt, nachdem die Einwohner ein ungeheures Löſegeld ihm bezahlt hatten, wieder verließ. Aber mit ſeiner Beute in der Heimath wieder angelangt, erregte Oſtrogotha den Neid der Gepiden, welche gerade damals ſtolz waren auf den Sieg, den ſie unter Anführung ihres Königes Faſtida über die Burgundionen erfochten hatten. Es kam zwiſchen Gothen und Gepiden zum Kriege; eine groſſe Schlacht bei Galtis am Fluße Aucha ward geſchlagen, in der die Gothen Sieger waren. Dieſer bürgerliche Krieg zwiſchen Gothen und Gepiden befreite für eine Zeitlang das römiſche Reich von dieſem Feinde, welcher ſonſt bei der Empörung des möſiſchen Heeres unter Marinus und der darauf folgenden Verwirrung des Reiches ſehr gefährlich hätte werden müſſen. Bald auch ſtarb Oſtrogotha, und es folgte ihm Eniva. Zugleich aber hatte nun auch Decius die Kaiſerwürde erhalten, ein Mann, wie ihn der Drang der Umſtände verlangte. Eniva nämlich, auf den bürgerlichen Krieg im römiſchen Reiche die Hoffnung großer Eroberung bauend, war mit 70000 Mann über die Donau gegangen und in Möſien eingebrochen. Schnell rückte ihm Decius mit der Hauptſtärke der Legionen entgegen. Eniva belagerte Cuſieſium, ward aber von dort durch des Decius Unterfeldherr, Trebonianus Gallus, vertrieben. Darauf wandte er ſich gegen Nikopolis, eine Stadt, die Trajan nach Beſiegung des Decebalus am Fluſſe Jatius im heutigen Bulgarien angelegt hatte. Als Decius ihm hiehin nachfolgte und ihn plötzlich überfiel, wich Eniva nach einem Verluſte von 3000 Mann aus, ging über den Hämus und belagerte Philippopolis. Decius, um die wichtige Stadt zu decken, in welcher Priscus, des Philippus Bruder, dem er nicht allzuſehr trauen mochte, befehligte, zog ihm nach, indem er in Möſien auf der andern Seite des Gebirges den Gallus mit einer Heeresmacht zurück ließ und den Tribun Claudius, den nachherigen Kaiſer, zum Schutze Achaja's in den Thermopylen aufſtellte. Aber als Decius zu Berrhöa, am ſüdlichen Fuße des Hämus, angelangt war und ſeinen Schaaren Zeit zur Erholung gewähren wollte, überfiel ihn Eniva und tödtete oder verſprengte den größten Theil ſeines Heeres. Decius rettete ſich mit wenigen Trümmern ſeiner Legionen übers Gebirge zum Gallus. Während er hier aber ein neues Heer ſammelte, ſetzte Eniva die Belagerung von Philippopolis fort und eroberte daſſelbe endlich nach einem Blutbade, in dem 100,000 Menſchen ihren Tod fanden. Priscus, der Befehlshaber, ſcheint den Gothen die Stadt geöffnet zu haben, denn er wird ſeitdem als ihr Bundesgenoſſe gegen den Decius genannt. Nachdem Decius ſein Heer wieder ergänzt hatte, zog er gegen die ſiegestrunkenen Gothen. In der erſten Schlacht (nach Dexippus bei Forum Thenbronium) ward des Decius Sohn, der Cäſar Decius, durch einen Pfeilſchuß getödtet. Als die Krieger den Kaiſer tröſten wollten, ſprach er: an einem Manne liegt nicht viel! — Doch hatte den Kaiſer, obſchon er Faſſung zeigen wollte, der Tod des Sohnes tief erſchüttert; er war, wie es ſcheint, Sieger im vorigen Kampfe geweſen; dennoch ſuchte er nun Rache an dem Feinde zu nehmen. Bei Abrutum in Möſien traf er auf die Gothen. Zu ungeſtüm vordringend, ward er von den Gothen umzingelt und erſchlagen. Die Stätte war noch zu Jornandes (oder Caſſiodorus) Zeit Decii ara genannt. Decius war der erſte römiſche Kaiſer, der von Feindeshand fiel, gewiß zum Unglücke des Reiches, das in ihm eine große Stütze gefunden hätte. Alle Schriftſteller rühmen die Weisheit ſeiner Verwaltung, und auch im Innern ſcheint, obſchon Aurelius Victor einen ſonſt unbekannten Aufſtand des Julius Valens erwähnt, unter ihm Ruhe und Einheit geweſen zu ſeyn. Den Purpur erhielt nun Trebonianus Gallus (von deſſen Verrätherei übrigens Jornandes und Syncellus nichts wiſſen), der ſofort mit den Gothen einen Frieden ſchloß. Die Gothen behielten die gemachte Beute, bekamen Lebensmittel auf ihrem Rückzuge bis zur Donau geliefert, und die Zuſicherung eines jährlichen Geldzinſes. Gallus aber nahm des Decius zweiten Sohn Haſtilianus zum Mitregenten an, welcher aber bald nachher ermordet wurde. — Die chriſtliche Legende, welche übrigens viele wunderbare Ereigniſſe in die Zeiten des Decius ſetzte, läßt den Decius ein ganz anderes Ende finden. Nach ihr ſtarb am 27. Tage nach dem Märtyrertode des Sixtus und Laurentius, als Decius und Valerianus in einer Sänfte ſitzend auf neuen Mord der Heiligen ſannen, Valerianus plötzlich, von den Dämonen ergriffen, in des Decius Gegenwart. Decius eilte in ſeinen Palaſt zurück, ward jedoch hier gleichfalls von den Dämonen gefaßt und ſtarb nach dreitägiger Qual in den Armen ſeiner Gattin Triphonia. Doch mag die Legende ſelbſt zuſehen, wie ſie dieſen Ausgang des Decius mit der verbürgten Geſchichte reimen will. Das unerhört unglückliche Ende des Kaiſers aber, das derſelbe im Sumpfe oder durch die Geſchoſſe der Feinde fand, haben die meiſten ſpäteren chriſtlichen Geſchichtſchreiber als eine Strafe der Gottheit, die den θεομάχος ereilte, betrachtet.

(*Dr. U. J. H. Becker*)

DECIANI, Francesco, aus Udine, geſt. daſelbſt am 28. Febr. 1818 in der Blüthe des Alters. Seine Landsleute ehrten ihn als gewiſſenhaften Beamten, ſie ſchätzen ihn als Schriftſteller. Man hat von ihm: 1) Saggio sulla felicità. Udine 1809. in 8., voll jugendlichen Feuers. 2) Orazione letta nell' Accademia aquilejese di Udine. Padova 1812, in welcher er dieſem gelehrten Vereine, deſſen Präſident er war, die Skizze einer Literargeſchichte des Friauls vorträgt. 3) Novelle. Padova, b. Bettoni 1812. 8., ausgezeichnet von Seiten des Styls und der Erfindung. Nach dem Urtheil eines Kenners *) ſichern ſie dem Verfaſſer eine Stelle unter den erſten italiäniſchen Novellenſchreibern. 4) *Epistola*. Udine 1813. in 8., worauf Giovanni Bertoldi, an den ſie gerichtet iſt, durch ſeine Risposta all' epistola di Francesco Deciani in morte dell' avvocato Antonio Liruti. Udine 1813. antwortete. 5) La Pace, poemetto pubblicato nel passaggio di S. M. l'Imperatore. Udine 1816. in 4. und 6) Vita dei Giambatista Porta. Sie ſtehen abgedruckt in der von Bettoni veranſtalteten Sammlung der Vite e Ritratti di illustre Italiani. Padova 1812. in 4.

(*Graf Henckel von Donnersmarck*)

DECIANUS, Tiberius, geboren 1508 zu Udine in Friaul, aus Patriciergeſchlecht, advocirte zuerſt daſelbſt, nachmals zu Venedig, Vicenza und zuletzt in Padua. Nach des Hieronymus Cagnolus Tode (1551) erhielt er deſſen Lehrerſtelle, las mit ſehr vielem Beifalle und ſtarb daſelbſt den 7. Febr. 1581. Er ſchrieb Consilia, Responsa und tractatus criminales. Am wichtigſten möchten ſeine Zuſätze zu des Albericus von Roſate juriſtiſchem Wörterbuch, Dictionarium genannt, ſeyn, die ſich ſchon, mit ſeinem Namen bezeichnet, in der Ausgabe, Venedig 1573, ſo wie in den ferner daſelbſt erſchienenen Ausgaben von 1581 und 1601, vorfinden. Indeſſen urtheilt doch Renazzi (Elem. jur. crim. praef.) auch über die Tractatus criminales (Venet. 155 cura *Brederodii*. Francof. 1581. 1591. 1613. fol.) günſtig, indem er ſagt: Vir certe dignus meliori saeculo

---

*) Im da Rio'ſchen Giornale dell' italiana lettera-

Quamvis enim vitio temporum, quibus floruit, ignoraret scientias, unde jurisprudentia criminalis vera sua derivat principia: tamen agnovit eam aptius, quam um fieret, repeti debere et a capite accessi, quod ex doctrinis, quae tunc regnabant in scholis, primo libro ui operis praestitit. (*Pancirol.* de claris leg. interpret. L. II. n. 259. *Tiraboschi* Storia della liter. T. VIII. Lib. II. c. 4. §. 9.) (*Spangenberg.*)

DECIATES (*Plin.* H. N. 3, 5.) oder Deceitae *Δεκεῆται* b. Strab., *Δεκιῆται* bei Polyb., *Deceates* b. Flor. 2, 3.), Völkerſchaft in Gallia Narbonenſis auf dem ſchmalen Küſtenſtriche am mittelländiſchen Meere bis an Varus (Var), mit der Hafenſtadt Antipolis (Antibes). Bei Mela (2, 5.) ſcheint von einer Stadt *Deciatum* die Rede zu ſeyn, und da Steph. Byz. *Δεκιητον* aufführt, ſo konnten *Deciates* die Einwohner von Decietum ſeyn. (*H.*)

Decidius Saxa ſ. Saxa.

Decima ſ. Zehent.

DECIMA (Decime), iſt in der Muſik das zehnte diatoniſche Intervall des Grundtons oder der Prime, auch Tonica genannt, folglich die Terz über der Octave des Grundtons. In den meiſten Fällen kann ſie geradehin als Terz mit der Zahl 3 bezeichnet werden, weil ſie harmoniſch nicht anders als die Terz behandelt wird. Die ausdrückliche Angabe der Decime wird gebraucht, wenn die vorhergegangene None (die jedoch auch eine über die Octave geſetzte Secunde in dieſem Falle iſt) ſich einen Ton höher, alſo in die Decime, auflöſen ſoll. Es geſchieht demnach um möglichſter Deutlichkeit willen. Daſſelbe gilt im doppelten Contrapunkte, wenn auf die genaue Höhenangabe der Intervalle etwas ankommt. Dennoch überſchreiben die meiſten Lehrer ihre Auseinanderſetzungen dieſes Gegenſtandes: „Vom doppelten Contrapunkte in der Terz oder Decime,“ wenn ſie auch die Umkehrungen der Intervalle in folgenden Zahlen ausdrücken:

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.
10.	9.	8.	7.	6.	5.	4.	3.	2.	1.

Der Unterſchied der eigentlichen Terz und eigentlichen Decime bezieht ſich alſo nur auf den Abſtand vom Grundtone. Dieſer Abſtand wird aber nicht eher angegeben (die Intervalle werden nicht eher über die Octave hinausgeführt, ſollen es auch nicht der unnützen Erſchwerung wegen), als bis auf die Lage des Intervalls, hier der Terz über der Octave, etwas ankommt. — Zuweilen wird auch ein Orgelregiſter Decima, gewöhnlich aber Terz genannt, das unter dem Art. Orgel zu erklären iſt.

Decima tertia, oder Terzdecime, wird die dreizehnte Stufe, vom Grundtone an gerechnet, genannt, alſo die Sexte über der Octave. Von dieſem Intervall gilt daſſelbe, wie vom vorigen. Die ältern Harmoniſten, welche die Sexte bald als Conſonanz, bald als Diſſonanz anſehen, bedienen ſich des Ausdrucks Terzdecime und ſchreiben die Zahl 13, wenn ſie dieſelbe, als Diſſonanz oder als Vorhalt behandelt, anzeigen wollen. Sie geht dann einen Ton tiefer. Im doppelten Contrapunkte iſt nothwendig von ihr die Rede, und die Umkehrung der Intervalle iſt folgende:

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.
13.	12.	11.	10.	9.	8.	7.	6.	5.	4.	3.	2.	1.

Decima quarta, Quartdecime, iſt die Septime über der Octave, oder die vierzehnte Stufe vom Grundton an gezählt. Nur im doppelten Contrapunkte iſt die Angabe nöthig; die Umkehrung der Intervalle macht ſich nach dem vorigen jeder von ſelbſt. Der genauere Unterricht von dieſen Intervallen gehört in die Lehre vom doppelten Contrapunkte. Man führt auch noch die

Decima quinta auf. Sie iſt als funfzehnte Stufe nichts weiter als die Octave der Octave, welche nicht einmal im doppelten Contrapunkte eine eigene Lehre erfodert. Dieſe Bezeichnung iſt nur höchſt ſelten, im Grunde gar nicht nöthig. Sie hat nur hiſtoriſche Bedeutung. (*G. W. Fink.*)

DECIMA (DALLA), Angelo, Graf, geb. auf Cephalonien den 12. Febr. 1752, geſt. den 14. Febr. 1825 zu Padua als Profeſſor an der dortigen hohen Schule. Schon als Zögling der Somasker unter dem berühmten Stellini zeigte er die entſchiedenſte Neigung für die Arzneikunde und die Mathematik. Um ſich in beiden Fächern zu vervollkommenen, unternahm er, nachdem er im Jahre 1775 Doctor der Medizin geworden war, eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Italien. Sie führte ihn über Mailand, Pavia, Florenz nach Rom, und hatte zur Folge eine engere Befreundung mit Boscovich, den Gebrüdern Gregor und Felix Fontana und andern Gelehrten. Bei ſeiner Rückkehr erhielt er nach einander die Lehrſtellen der Arzneimittellehre, der Geologie, der Pathologie, der Hygieia und der allgemeinen Therapie, und lehrte mit dem glücklichſten Erfolge. Mit gründlichem Wiſſen verband er alle Eigenſchaften eines edlen Charakters und einen unermüdlichen Eifer für das Beſte ſeiner Zuhörer *). Seine Mitgliedſchaft bei den erſten italiäniſchen gelehrten Vereinen bethätigte er in den Schriften derſelben durch zahlreiche Aufſätze, wovon wir nur anführen wollen: Sugli accidenti del moto di più corpi fra loro uniti per mezzo di verghe inflessibili ed obbligati a marciare per due scanalature fra loro inclinate (Memoria dell' Accademia di scienze, lettere ed arti di Padova 1809. Vol. I.) und Intorno gli accumulamenti aeri o gazosi del corpo umano (Nuovi Saggi della C. R. Accademia di Scienzi, lettere ed arti di Padova 1817. Vol. I.). Auch verdankt man ihm eine mit wichtigen Zuſätzen bereicherte italiäniſche Überſetzung von Linné's und von Cullen's Materia medica. Die letzte erſchien zu Padua 1800 in ſechs Octavbänden. Seine eigenen Werke ſind: 1) De facultatibus remediorum recte investigandis specimen. Venetiis 1813. in 8. 2) Trattato di Geologia. Venezia 1816. in 8.; ein Compendium. 3) Discorsi pronunziati dal sig. co. Angelo Dalla-Decima Rettore Magnifico nell' J. R. Universitate di Padova nell' occasione della collazione generale de' gradi accademici della stessa Università alla fine dell' anno scolastico 1817. Padova 1817. in 4. 4) Istituzioni di Patologia generale. Padova 1819—1823. Vier Octavbände. Von dieſer umfaſſenden Schrift befinden ſich weitläufige Auszüge in da Rio Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova. Tomi L—LX. Mit ſeinen Collegen G. A. Bonato und B. L. Brera gab er gemeinſchaftlich heraus: Osservazioni sopra i Funghi mangerecci, estese con approvazione della facoltà medica dell' J. R. Universita di Padova. Padova 1815. in 8.

---

*) Vergl. Necrologia del prof. Angelo conte Dalla-Decima in da Rio Giornale dell' Italiana letteratura. Padova 1825. Tomo LXIII. p. 142—148.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Decimalbruch ſ. Dekadik.

DECIMALEINTHEILUNG iſt die Eintheilung eines Ganzen in Brüche, welche zum Nenner zehn oder eine Potenz von zehn haben. So theilen z. B. die Feldmeſſer die rheinländiſche Ruthe gewöhnlich in zehn Decimalfuß, jeden Fuß wieder in zehn Decimalzoll u. ſ. w., ſo daß dann die Quadratruthe hundert Decimalquadratfuß, der Quadratfuß hundert Decimalquadratzoll u. ſ. w. enthält (vergl. Duodecimaleintheilung). Die Rechnung mit benannten Zahlen wird in der That ſehr erleichtert, wenn die kleineren Einheiten und ihre Vielfachen lauter Decimalbrüche von den größeren Einheiten ſind, indem dann alle die Multiplicationen und Diviſionen, welche ſonſt nöthig ſind, um die Ganzen auf ihre Theile, oder Vielfache der Theile auf Ganze zu reduciren, erſpart werden. Dieſer Vortheil, und manche andere damit zuſammenhängende, entſpringt aus der Übereinſtimmung der Decimaleintheilung mit dem faſt bei allen jetzt bekannten Völkern in Sprache und Schrift üblichen dekadiſchen Zahlenſyſteme, und würde, wenn wir nach einem Zahlenſyſteme von anderer Grundzahl die Zahlen auszuſprechen und zu ſchreiben gewohnt wären, auch bei derjenigen Eintheilung benannter Zahlen Statt finden, welche nach ebendieſer Grundzahl gemacht würde, z. B. bei der Duodecimaleintheilung der Ruthe u. ſ. w., wenn wir nach einem Zahlenſyſteme von der Grundzahl zwölf alle Zahlen ausſprächen und ſchrieben. — Wegen ihres bequemen Gebrauchs hat man in neuerer Zeit, beſonders in Frankreich, die Decimaleintheilung bei allen Maßen, Gewichten und Münzen, und ſogar auch bei dem Zeitmaße einzuführen geſucht (vergl. die Art. Maſs, Gewicht u. ſ. w.). So theilen z. B. die franzöſiſchen Mathematiker den vierten Theil des Kreisumrings in hundert gleiche Theile, welche ſie Decimalgrade oder genauer Centeſimalgrade, auch wol ſchlechthin Grade nennen; einen ſolchen Grad theilen ſie dann wieder in hundert gleiche Theile, welche Legendre u. a. Minuten nennen u. ſ. w. (vergl. Sexagesimaleintheilung und Grad). (*Gartz.*)

Decimalgrad, Decimalmaſs, Decimalminute, ſ. Decimaleintheilung.

DECIMALRECHNUNG iſt die Rechnung mit dekadiſch ausgedrückten Zahlen (vergl. Dekadik und Zahlensystem.) (*Gartz.*)

Decimalsecunde ſ. Decimaleintheilung u. Secunde.
Decimalsystem ſ. Decimaleintheilung u. Dekadik.
Decimalzahl ſ. Dekadische Zahl.
Decimanorum colonia ſ. Narbo Martius.

DECIMANUS oder Decumanus, eigentlich ein Adjectivum, abgeleitet von Decima oder Decuma 1), d. i. der Zehnten des Ertrags, welcher als Pacht von den an einzelne Privaten zur Bebauung und Benutzung überlaſſenen Statsländereien oder Domainen an den römiſchen Statsſchatz abgeliefert wurde. Daher ein ſolches Stück Feld oder Land ager decumanus 2) genannt wird, und das Zehentgetreide ſelber, das davon eingeliefert wird, frumentum decumanum, auch blos decumanum 3). Aber Decumanus (sc. homo) oder in der Mehrzahl Decumani 4) bezeichnet diejenigen, welche gegen eine an den Statsſchatz zu zahlende Summe die Einziehung dieſer Zehnten einzelner Ländereien an ſich gebracht hatten, und welche demnach eine Klaſſe der Publicani (ſ. den Artikel) bilden, die nach dem im römiſchen Reiche eingeführten Finanzſyſtem durch ähnliche Steigerungen oder Pachten die verſchiedenen *Gefälle* des Stats an ſich gebracht, indem dieſer, durch eine von *ihnen* zu entrichtende Summe befriedigt, dieſen *Generalpächtern* die einzelnen Gefälle überließ. Die Theilnahme an ſolchen großen Pachten gehörte mit zu den Handels- und Geldſpeculationen der reichen Römer, zunächſt des Standes, in welchem der meiſte Geldreichthum herrſchte, der Equites, welche zugleich das zur Ausführung ſolcher Unternehmungen erfoderliche baare Geld durch Verbindungen der Einzelnen oder Handelscompagnien und Aſſociationen, wie wir dies zu nennen pflegen, ſtets in Bereitſchaft halten konnten. Während die Equites *auf dieſe* Weiſe ihr Vermögen bedeutend zu vermehren und ſich auf eine oft unglaubliche Weiſe zu bereichern wußten, ward aber auch andererſeits ein ſolches Verfahren höchſt drückend für die, welche ſolche Zehnten zu *leiſten hatten*, da es die Quelle von unzähligen Bedrückungen jeder Art war und öftere Streitigkeiten, ja ſelbſt Empörungen veranlaßt hat.

Endlich ſagt man auch Decumana 5) nämlich porta, um damit in den römiſchen Lagern das dem Hauptthor oder der Porta praetoria, aus welcher die Legionen gegen den Feind auszogen, entgegengekehrte, hintere Thor, durch welches die Verbrecher zur Strafe geführt wurden und zugleich aller Unrath aus dem Lager entfernt ward, zu bezeichnen. Der Name rührt daher, weil dies Thor hinter den zehnten Manipeln der Legion ſtand.

(*Bähr.*)

DECIMATIO. Eine von den militairiſchen Strafen, welche ſchon früher in der römiſchen Republik vorkommt und aus der furchtbaren Strenge der älteren römiſchen Kriegsdisciplin abzuleiten iſt, die dann beibehalten und ſelbſt in das neuere Kriegsrecht aufgenommen worden iſt. Hatten nämlich mehre Soldaten oder eine ganze Heeresabtheilung ſich eines gleichen Vergehens

---

1) S. *Heinecc.* Syntagm. Antiqq. Append. Lib. I. §. 60. vergl. §. 115. 2) Z. B. *Cicer.* in Verr. III, 6. 3) S. *Heinecc.* l. l. §. 115. und daſelbſt *Burmann* De vectigg. 2. 4) S. z. B. *Cicer.* in Verr. III, 8. II, 13. III, 48. II, 71. cap. 9. *Ascon.* in *Cicer.* Oratt p. 29. *Burmann* De vectigg. cap. 9. 5) S. *Vegetius* I, 28: „Decumana porta quae appellatur, post praetorium est, per quam delinquentes milites educuntur ad poenam." Vergl. *Lipsius* De Milit. Rom. V, 5.

ſchuldig gemacht, wie z. B. der Meuterei, des Verlaſſens des Poſtens im Angeſicht des Feindes u. ſ. w., ohne daß es möglich war, die eigentlich Schuldigen, die Hauptſchuldigen auszumitteln, oder auch, weil alle an der Schuld Antheil hatten, ſo ließ man die Schuldigen zuſammentreten und wählte durch das Loos den zehnten Mann aus, welcher dann das Vergehen mit dem Leben büßen mußte[1]). Dies hieß Decimatio und war nach Verſicherung des Plutarch[2]) und Anderer altrömiſche Sitte, obwol im Ganzen in der frühern Zeit wenige Beiſpiele vorkommen, in der ſpätern Zeit aber ſchon öfters ſich finden. Das erſte Beiſpiel gab der Conſul Appius Claudius im Jahre 282 u. c.[3]). Ein anderes Beiſpiel der Art gab Antonius in dem Kriege gegen die Parther, wo er, unzufrieden mit dem Betragen einer Legion, die Centurionen zweier Cohorten enthaupten und die Gemeinen decimiren, d. h. den zehnten Mann hinrichten ließ. Von Domitius Calvinus wird in Spanien, fünf Jahre nach Cäſars Tode, etwas Ähnliches berichtet. Auch unter dem Kaiſer Auguſtus[4]) und ſpäter noch unter den Antoninen kommen Fälle vor, wo dieſe Strafe in Anwendung gebracht wurde; ſelbſt Maximin ſoll dieſelbe bei der thebaniſchen Legion angewendet haben, als ſie ſich weigerte, zur Ermordung der Chriſten hilfreiche Hand zu leiſten. Immerhin wird aber uns dieſe Strenge der römiſchen Disciplin nicht befremden, wenn wir bedenken, wie z. B. der Conſul Manlius den eigenen Sohn enthaupten ließ, weil er ohne ſeine Erlaubniß den Feind angegriffen hatte[5]), oder wenn wir leſen, welche Strafe die Legion traf, welche nach Rhegium als Beſatzung geſchickt, um dieſe Stadt gegen Pyrrhus zu vertheidigen, ſich der Stadt bemächtigt, die Einwohner gemordet oder verjagt und hier eine Art von unabhängiger, militäriſcher Republik errichtet hatte[6]). Als ſpäter die Römer die Stadt wieder einnahmen, ward die ganze Legion von viertauſend Mann gefangen nach Rom abgeführt und hier enthauptet, indem man einen Tag um den andern funfzig aus dem Gefängniß auf das Forum ſchleppte, wo ſie unter dem Beile des Lictors fielen, bis niemand von den viertauſend mehr übrig war[7]).

(*Bähr.*)

DECIMIUS. 1) **Numerius Decimius**, zu Bovianum wohnhaft, der Vornehmſte und Reichſte in ganz Samnium, führte in dem Kriege gegen Hannibal, im J. R. 535, den Römern 8000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferde zu und kam mit dieſen Truppen eben zu rechter Zeit, und zwar dem Hannibal im Rücken, an, um eine Schlacht zum Vortheil für die Römer zu entſcheiden. (Liv. 22, 24.) — 2) **Cajus Decimius Flavus**, rettete als Oberſter ebenfalls im Kriege gegen Hannibal das römiſche Heer, gegen welches Hannibal die Elephanten hatte aufführen laſſen, durch ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart. (Liv. 27, 14.) Im J. R. 567 wurde er zum Prätor erwählt (Liv. 39, 32.) und im folgenden Jahre ihm die Rechtspflege in Rom übertragen (daſ. 38.); er ſtarb aber noch in dieſem Jahre (daſ. 39.). — 3) **Cajus Decimius** ging zu der Zeit, als der makedoniſche König Perſeus ſich gegen die Römer zum Kriege rüſtete und die Römer vielerlei freundliche und feindliche Vorkehrungen trafen, als Geſandter nach Kreta, um über die Anzahl der zu bewilligenden Truppen zu unterhandeln. (Liv. 42, 35.) Im J. R. 582 wurde er zum Prätor erwählt (Liv. 42, 11.) und erhielt im folgenden Jahre die Rechtspflege über die Fremden (daſ. 15.). Im J. R. 584 ging er als Geſandter nach Ägypten, um den von Antiochos, König von Syrien, gegen Ptolemaios und Kleopatra begonnenen Krieg beizulegen. (Liv. 44, 19.) Wie geeignet er zu einem Geſandten war, beweiſt ſein Benehmen bei den Rhodiern, wo er es bewirkte, daß die Strafe für deren Handeln zum Vortheil des Perſeus nur die Häupter der Anſtifter, und nicht alle traf. (Liv. 45, 10.) — 4) Ein **Lucius Decimius** war vor Ausbruch des Kriegs mit Perſeus unter den Bevollmächtigten, welche nach Griechenland gingen und Corcyra beſetzten; er wurde ſodann an den illyriſchen König Gentius geſendet, um dieſen von einem Bündniß mit Perſeus abzubringen (Liv. 42, 37.), kehrte jedoch unverrichteter Sache zurück, und nicht ohne den Verdacht, daß er ſich habe beſtechen laſſen (daſ. 45.). — 5) Ein **Marcus Decimius** kommt ebenfalls in jener Angelegenheit mit Perſeus vor, als Geſandter nach Kreta und Rhodus, um die Freundſchaft mit dieſen zu erneuern. (Liv. 42, 19.) — 6) Ein **Cajus Decimius**, welcher Quäſtor geweſen und zu Cercina in Afrika mächtig war, kommt als Gegner Cäſars im afrikaniſchen Kriege vor. (B. Afr. 84.)

(*H.*)

DECIMOLE gehört unter die verzierenden, unregelmäßigen Tacteintheilungen, wenn nämlich irgend eine Tactnote anſtatt 8 geregelter Unterabtheilungen 10 erhält, alſo z. B. ein Viertel 10 Zweiunddreißigtheile ſtatt der gewöhnlichen 8. Über eine ſolche Notenfigur wird eine 10 geſetzt, was des Überblicks wegen nie zu unterlaſſen iſt. In ältern Zeiten findet man dergleichen Eintheilungen gar nicht; in unſern Tagen ſind ſie nichts Ungewöhnliches; namentlich ſind ſie in vielen Bravourſätzen ſowol für den Geſang als für Inſtrumente angewendet worden. Man iſt jetzt in den Zeiten herrſchender Verzierungen an allerlei olen ſehr reich geworden; wir haben Quintolen, Sextolen, Septolen ꝛc. In einfache Muſik, vorzüglich in einfache Geſänge gehören ſie freilich (die Sextolen ausgenommen und die Triolen,

---

1) S. *Cicero* pro Cluent. 46. *Polyb.* VI, 36. nebſt *Lipsius* de milit. Rom. V, 18. *Lebéau* „Des delits et des peines militaires“ in den Mém. de l'Acad. d. Inscr. Tom. XLII. pag. 279 seq.

2) In Vit. Crass. 10. pag. 548. Damit ſtimmen auch die Zeugniſſe des Dionyſius von Halikarnaß und des Appianus, welche Pitiſcus im Lex. Antiqq. s. v. Decimatio anführt, überein.

3) S. *Liv.* II, 59. Die Belege zu dem Folgenden finden ſich bei *Lebéau* a. a. O.

4) Vergl. *Sueton.* Vit. Aug. 24.

5) *Livius* VIII, 7.

6) *Livius* Epit. XII. XV. und anderes, was *Lebéau* p. 281. citirt.

7) Die Strafe des **Decimirens** war noch bis zum 17. Jahrhunderte üblich. Gewöhnlich ward dem Oberſten, auch wol den Offizieren, das Leben abgeſprochen, von dem Regimente aber der — durch das Loos beſtimmte — zehnte Mann erſchoſſen. So geſchahe es in dem Treffen bei Leipzig 1642 dem Reuterregimente **Madloi**, wo die überlebenden ehrlos fortgejagt wurden. Die mildern Sitten der ſpätern Zeit haben dieſe Strafe abgeſchafft, die auch jetzt noch oft genug verdient, wenn auch nicht ausgeübt wird.

über welche unter ihren Artikeln nachgeleſen werden muß) gar nicht. (*G. W. Fink.*)

Decisio, Decisum ſ. Rechtsentscheidung.

Decius ſ. Decia gens.

DECIUS oder de Dexio, war der von einem mailändiſchen Dorfe genommene Zuname einer lombardiſchen Familie, die über dreihundert Jahre in Mailand blühte und von deren Gliedern folgende eine Erwähnung verdienen:

1) Triſtan de Dexio, der Vater, der ſich beſtändig am Hofe des Franz Sforza und deſſen Söhne aufhielt.

2) Lancelot d. D., der eheliche Sohn des Triſtan, Schüler des Alexander Tartagnus, lehrte zu Teſſino, Piſa und Pavia die Rechte mit großem Beifall; er ſtarb 1500.

3) Philipp d. D., unehelicher Sohn des Triſtan, geb. 1454. Sein Vater ließ ihm in der Abſicht, ihn gleichfalls an dem Hofe der Sforza anzubringen, eine ſorgfältige Erziehung geben; indeſſen begab ſich Philipp, wegen der in Mailand herrſchenden Peſt, zu ſeinem Bruder nach Teſſino, auf deſſen Zureden er im 17. Jahre ſeines Alters unter Jaſon Mainus und Jacob Puteus die Rechte ſtudirte. Schon hier zeigte ſich ſein außerordentliches Talent im Diſputiren, welches er in dem Maße ausbildete, daß es einen Concurrens, wie er war, ſelten gegeben haben mag und ſelbſt Jaſon Mainus, ſein Lehrer, ihn ſcheute. Von da begleitete er ſeinen Bruder nach Piſa, wo er ſelbſt im 21. Jahre den Lehrſtuhl der Inſtitutionen erhielt; dann dort entlaſſen, nach Siena, wo er gleichfalls römiſches und kanoniſches Recht lehrte. Im Jahre 1494 begab er ſich nach Rom, ward von Innocenz VIII. zum Auditor der Rota deſignirt und mit den Weihen des erſten Grades verſehen. Da jedoch ſeine uneheliche Geburt bekannt wurde, ſo konnte er in den Gerichtshof nicht eintreten, ſondern mußte Rom wieder verlaſſen. Er begab ſich wiederum nach Siena, dann nach Piſa und hierauf nach Padua und Pavia, wo er das kanoniſche Recht lehrte. Der König von Frankreich, welcher mit dem Papſt Julius II. bekanntlich in größtem Hader lebte, reclamirte ihn, als ſeinen Unterthan, von Padua und bewog ihn, nach Teſſino zu kommen. Bald darauf wurde von dem Könige eine Synode zu Piſa zuſammenberufen, worauf auch Philipp erſcheinen mußte. Hier behauptete er, daß ein Concilium auch durch etliche wenige Kardinäle giltiger Weiſe berufen werden könne, weshalb Papſt Julius II. ihn nebſt den übrigen in Bann that. Bei der Eroberung von Teſſino verlor er den größten Theil ſeines Vermögens und ſeiner Bibliothek; er floh daher nach Frankreich, wo er zum Parlamentsrath zu Grenoble ernannt wurde. Von da begab er ſich als Lehrer der Rechte nach Valence. Dieſe damals ſehr herabgekommene Univerſität ſoll er wieder gehoben und gegen 400 Zuhörer angelockt haben. Nach des Papſts Julius Tode befreiete ihn Papſt Leo X., ſein ehemaliger Schüler, vom Bann, berief ihn auch nach Rom als Profeſſor des kanoniſchen Rechts. Jenen Ruf ſchlug Philipp aus, um den König von Frankreich nicht zu erzürnen. Nach deſſen Tode erhielt er 1514 einen Ruf nach Piſa, aber König Franz, Ludwigs Nachfolger, litt die Annahme nicht, ſondern verſetzte ihn nach Teſſino. Wie aber Kaiſer Maximilian Mailand erobert hatte, ſo wurde er von den Mailändern nach Piſa berufen, wo er einige Jahre vor ſeinem Tode das Gedächtniß völlig verlor und im 80. Jahre ſeines Lebens, 1531 am 13. Oct. zu Siena verſtarb. Seine Leiche wurde nach Piſa gebracht. Er hatte eine uneheliche Tochter, die jedoch als Citherſpielerin ein ausſchweifendes Leben geführt haben ſoll, ſo ſehr der Vater ſie liebte und für ſie ſorgte.

Er ſchrieb: Lecturas supra Decretalia, Digesta et Codicem, einen Commentar de regulis juris, Consilia ac Responsa u. ſ. w. Man wirft dieſen Schriften vor, daß in ihnen die Rechtsſtellen häufig auf ſehr gezwungene Weiſe interpretirt werden, und daß ſie falſche Allegationen enthalten; indeſſen werden die Consilia ac Responsa noch hie und da von Geſchäftsmännern benutzt. (*Pancirol.* de clar. leg. interpr. L. II. c. 135.)

(*Spangenberg.*)

DECIZE, Decise (46° 50′ 24″ Br. 21° 6′ 18″ L.), Stadt in dem Bezirk Nevers des franz. Dep. Nièvre, auf einer Inſel der Loire, über welche eine Brücke führt, hat einen Blechhammer, 158 Häuſer und mit dem Kirchſpiele 2468 Einw. Hier ſind gute Steinkohlen- und Mühlſteinbrüche. (*H.*)

DECK, Verdeck. Jeder Boden eines Schiffes wird in der Seeſprache Deck genannt. Dieſe Decke ſind nicht ganz eben oder horizontal, ſondern in der Mitte des Schiffes der Länge nach erhöht oder gewölbt, welches einen zweifachen Nutzen hat, indem dadurch der Rücklauf der Kanonen vermindert und ihr an Bord Ziehen erleichtert wird; auch wird dadurch der Ablauf des Waſſers befördert, wozu die Speigaten dienen, meiſt runde, öfters aber auch viereckige Löcher in dem Winkel, den die Verdecke mit dem Bord machen, durch welches ſie eingehauen und mit Kupfer oder Blei ausgefüttert ſind. Außer der angezeigten mittlern Erhöhung ſind die Decke vorn und hinten höher als in der Mitte, welches man das Springen derſelben nennt.

(*Braubach.*)

DECKE, in der Baukunſt, iſt entweder: a) Decke eines Hauſes ſ. Dach, oder b) Decke, Bedeckung einer freiſtehenden Mauer ſ. Mauerdeckel, oder c) Decke eines Saales, Zimmers u. ſ. w. Letztere iſt eigentlich die innere, wagerechte Raumabtheilung eines Gebäudes im Geſchoſſe, welche jedesmal zur Bedeckung aller Arten von ſenkrechten Raumabtheilungen eines Geſchoſſes und zugleich zum Fußboden des darüber liegenden Geſchoſſes dienen muß. Dieſe wagerechte Raumabtheilung wird der Form nach auf drei verſchiedene Weiſen bewirkt, wodurch drei Hauptarten von Decken entſtehen, nämlich: 1) gewölbte Decken, das ſind aus hohlen (concaven) Flächen gebildete ſ. Gewölbe; 2) halbgewölbte Decken, d. i. aus hohlen und geraden Flächen zuſammengeſetzte, ſ. weiter unten Nr. 12., ſo wie auch im Art. Gewölbe die Abtheilung Spiegelgewölbe; 3) gerade Decken, Plafonds. Letztere ſind nach Art ihrer Conſtruction wieder zweierlei, nämlich:

Keildecken, welche wie die ſteinernen Gewölbe aus eilförmig zugerichteten Steinen gemacht werden und aher auch im Art. Gewölbe unter dem Namen gerader Gewölbe oder ſcheitrechter Gewölbe vorkommen; dann **Balkendecken**, die in techniſcher Hinſicht den Hauptgegenſtand des vorliegenden Artikels ausmachen.

Der Hauptkörper der Balkendecken iſt der Grund es oberen Fußbodens, die Balkenlage, ſ. Gebälke. Die verſchiedene Behandlung dieſes Hauptkörpers zur Erhaltung einer zweckmäßigen Decke, und beſonders die n dieſer Abſicht bei den unteren Theilen der Balken vorommende Ausbildung veranlaſſen eine große Mannigaltigkeit von Deckenwerken, von welchen wir die in Anwendung gekommenen hier anzeigen, ihre Conſtruction deutlich und auf ihren vortheilhaften Gebrauch aufmerkſam machen.

No. 1. **Ganze Blockdecken, Trahmdecken** ind aus dicht neben einander gelegten Balken beſtehene Gebälke, deren untere Fläche ohne alle weitere Zuichtung zur Decke dient. Man bediente ſich ihrer ſonſt ehr häufig zu Kellerdecken, um die koſtbarere Conſtruction der Gewölbe zu vermeiden, und noch werden ſie ier und da, beſonders in holzreichen Gegenden, z. B. m baierſchen Untermainkreiſe, gebraucht, dann an vieen Orten Teutſchlands auf dem Lande in Bauernwohungen zu Gemüſe- und Gartenkellern angebracht. Alein außerdem, daß dieſe Balkenkeller zur Erhaltung der Produkte nicht ſo gut ſind wie die ſteinernen Gewölbe, o gewähren ſie auch einem darüber liegenden Geſchoſſe icht den Vortheil eines geſunden, trockenen und warmen Fußbodens. Überdies ſtockt und fault das Holz eicht über ſolchen halbfeuchten Orten, und man muß inen ſo unzweckmäßigen Gebrauch dieſes jetzt faſt in llen Theilen Europa's ſchonungswürdigen Materials als ine Verſchwendung des gemeinen Gutes anſehen. Daingegen gehören die Blockdecken zu den zweckmäßigſten Decken über Gefängniſſen, indem ſie die größte Sichereit gegen den Ausbruch der Verhafteten gewähren. Übrigens kann man dieſe Art von Decken querüber chindeln, ſpriegeln und rohren, ſonach in aller Sichereit mit Stuck bewerfen und folglich zu einem ſchönen Plafond ausbilden.

No. 2. **Halbe Blockdecken, eingeſchobene Blockdecken, Dobeldecken, Dübeldecken** weren aus ſchwächerem Blockholze gemacht, welches zwichen die Deckenbalken alſo eingeſchoben wird, daß es mit den Unterflächen derſelben eine Ebene bildet. Dieſes Ausdobeln geſchieht entweder nach der Breite oder nach der Länge der Balkenfächer. Bei der erſten Verahrungsweiſe werden die Füllhölzer a b, wie wir in Fig. 1. A durch einen Querdurchſchnitt und in Fig. 1. B n dem Grundriſſe eines Theiles der oberen Anſicht einer olchen Decke anſchaulich machen, vermittelſt Spunden ei ihren Enden a und b in die nach der Länge c d der Deckenbalken an den Seiten derſelben ausgeſtoßenen Nuthen eingeſchoben. Die Haltbarkeit einer ſolchen Decke beruhet theils auf der Stärke des Spunden, theils, und hauptſächlich, auf dem unter der Ruth ſtehenden Balkenholze, auf welchem der Spunden aufliegt. Bei Balken, die vielen Splint haben, und Füllhölzern, die gleichfalls nicht von gutem Holze ſind, iſt alſo die Standhaftigkeit eines ſolchen Deckenwerkes gefährdet. Man ſchlägt daher vor, die Balken c d, Fig. 2. A und B mit abgedachten Seitenflächen zuzuhauen, das iſt, oben bei d, Fig. 2. A ſchmäler als unten bei c zu machen und die Füllhölzer a b wie Keile zwiſchen dieſelben einzulegen. Freilich muß dieſe Arbeit fleißig und genau paſſend ausgeführt und alles Dobelholz hinlänglich feſt eingetrieben werden, damit nach dem Verputze einer ſolchen Decke kein Senken der Dobelhölzer erfolge, wodurch nothwendigerweiſe Riſſe in dem Verputze entſtehen müßten. Auch iſt für eine ſolche Anordnung zu bedenken, daß bei dieſem Verfahren die Deckenbalken gegen die Okonomie der Baukunſt und gegen die ſtatiſchen Geſetze der Feſtigkeit verſchnitten und geſchwächt werden. — Wird aber das Füllholz nach der Länge der Deckenbalken eingelegt, ſo iſt man zu keiner Schwächung der Balken weder durch Ausnuthen noch Verhauen derſelben genöthigt; denn man nimt aufgeſchnittenes Holz von ſolcher Länge, daß es mit ſeinen Enden a und b auf Mauerlatten g h oder Wandſchwellen i k aufliegen kann, wie die geometriſche Horizontalanſicht Fig. 3. B eines ſolchen Deckenwerkes von oben deutlich macht. Dieſes Füllholz wird nach der Länge der Deckenbalken auf der Zulage mit eingepaßt, und ſeine aufgeſchnittenen Seiten a a Fig. 3. A nach unten gelegt, wodurch es mit den Unterflächen der Hauptbalken bündig wird. Oben können dieſe Hölzer, wie im Querdurchſchnitte Fig. 3. A geſehen wird, von ungleicher Höhe ſeyn. Da nun ſolches aufgeſchnittenes Holz gewöhnlich 4 bis 5 Zoll hoch und in der aufgeſchnittenen Seite etwa 7 Zoll breit iſt, ſo würde es über Zimmerräumen von etwa 14 Fuß ſchon nicht mehr mit der für eine Decke erforderlichen Sicherheit frei liegen, Man muß daher von oben quer über die Balken etwa alle 7 Fuß Riegel e f einlaſſen und die Füllhölzer an dieſe Riegel vermittelſt kreuzweis d. i. in entgegengeſetzten Richtungen durch ſie getriebener, hölzerner Nägel anheften, wie der Querdurchſchnitt Fig. 3. A hinlänglich deutlich macht. Unten werden dieſe Nägel, ſo weit ſie durchreichen, weggeſtämmt und auseinander gekeilt. Auch dieſe Decken bedürfen der Verſchalung nicht, um ihnen für beſſere Zimmer den gehörigen Verputz oder eine weitere architektoniſche Ausbildung und Verzierung zu geben. Aber für die Dobelhölzer muß man gutes und vorzüglich trockenes Holz wählen, ſonſt könnten die hölzernen Nägel ſtocken, das Herunterſacken der Füllhölzer und dadurch Riſſe im Deckenverputze veranlaſſen.

Nr. 3. **Offene Balkenfächerdecken** ſind, wenn der obere Fußboden auf ſeiner Grundlage, dem Gebälke, als hinlängliches Deckenwerk erkannt und eine weitere Deckenbildung an den untern Theilen der Balken für überflüſſig erachtet wird. Bei dieſer Art von Decken ſind die Unterlagen des obern Fußbodens oder überhaupt die Balkenlagen von unten ſichtbar. Von ihrer Anordnung hängt es daher ab, ob ſolche Decken blos über gemeinen Stallungen oder andern der Veredelung entrückten Raumabtheilungen, oder aber über ſolchen brauchbar ſind, die eine Kunſtausbildung fodern. Die einfache gewöhnliche Balkenlage wird als Decke über Stallungen und über den Zimmerräumen gemeiner Bauernwohnungen mit großem Vortheile benutzt. Der darüber angebrachte Fußboden iſt in ſolchen Fällen hinlänglich, eine ſichere Bedeckung zu gewähren, und wenn man denſelben aus quer über die Balken und dicht neben einander gelegten, geklöbten oder auch nur etwas behauenen, kienenen, elſenen oder birkenen Stangen verfertigt, die Fugen zwiſchen dieſen mit Strohlehm verſtreicht, oder ſie ſelbſt mit Lehmſtroh umwickelt und einen tüchtigen Lehmſchlag darüber bringt; ſo hat man nicht nur allein oben einen guten ökonomiſchen und feuerſichern Boden, ſondern auch für unten eine leichte, dichte, warmhaltende und zugleich eine der wohlfeilſten Decken. Eine Anſchauung hiezu iſt weiter unten bei Nr. 7. angezeigt. Solche Decken werden auch geſtreckte Windel- oder Wickeldecken genannt, und halten in Bezug auf die darauf verwendete Arbeit das Mittel zwiſchen ganzen und halben Wickeldecken. Man kann ſie unterwärts mit Lehm gerade ſtreichen und mit der ganzen vorſtehenden Balkenlage weißen. Allein für ſolche Raumabtheilungen, an welche der Kunſtſinn Foderungen macht, ſind dergleichen Decken nicht anwendbar, weil die unveränderte, gewöhnliche einfache Balkenlage ebenſo wenig wie die gewöhnliche doppelte Balkenlage, wo nämlich in gewiſſen Fällen ſchwächere Balken zur Unterlage des Fußbodens quer über die gewöhnliche Balkenlage ebenfalls in gewöhnlicher Lage angebracht ſind, einer ſchönen architektoniſchen Ausbildung fähig iſt. Auch findet man in den Denkmälern der Alten keine Spur, daß man je verſucht habe, die untere Anſicht dieſer gewöhnlichen Balkenſkelette zu verzieren. Aber die Kreuzbalkenlagen, ſowol der Hauptbalken als auch der aus ſchwächeren Balken über der einfachen Balkenlage angebrachten, oder von Unterzügen unterſtützten, ſind der architektoniſchen Ausbildung vorzüglich fähig und daher als offene Balkenfächerdecken in allen Fällen, ſelbſt bei den ſtrengſten Kunſtanſprüchen, brauchbar; denn ihre untern Anſichten bilden vertiefte, viereckige Felder, welche ſchon durch Anbringung eines einzigen, einfaſſenden, architektoniſchen Gliedes ein gefälliges und reiches Anſehen erhalten, durch fortgeſetzte zweckmäßige Gliederung aber ſich in der größten Mannigfaltigkeit ausbilden und auf das reichſte verzieren laſſen. Um uns kurz zu faſſen, legen wir folgende Anſchauungen als Typen für Conſtruction, architektoniſche Ausbildung und Verzierung zum Grunde: Fig. 4. A. iſt der Durchſchnitt, und Fig. 4. B. die untere geometriſche Anſicht eines ſolchen einfachen Kreuzbalkendeckenwerkes mit einfacher architektoniſcher Ausbildung; Fig. 5. A. und B. iſt daſſelbe mit einer reichern Ausbildung und zweckmäßigen antiken Verzierung; Fig. 6. A. iſt der Durchſchnitt, und Fig. 6. B. die untere Horizontalanſicht eines aus ſchwächeren Zimmerſtücken zuſammengeſetzten und über der einfachen Balkenlage liegenden Roſtdeckenwerkes mit einfacher architektoniſcher Ausbildung; Fig. 7. A. und B. iſt daſſelbe mit reicherer Ausbildung und eben ſolcher antiken Verzierung. Aus dieſen Typen kann man ſich die große Mannigfaltigkeit leicht entwickeln, welche theils durch Veränderung der Balkenentfernungen und Abwechſelung in Lage der Unterbalken oder Unterzüge für Größe, Form, Verhältniß und Eintheilung der Felder und Balkenſtreife, theils durch Abwechſelung der Bauglieder und Art der Verzierung für den Charakter ſolcher Decken bewirkt werden kann.

Bei den Alten war dieſe Art Deckenwerk ganz vorzüglich im Gebrauche. Sie führten es in Holz und in Stein aus, und man findet in den Reſten der auf uns gekommenen Bauwerke mehr oder weniger erhaltene Überreſte, Trümmer und Spuren, ſowie in den bekannten Samlungen griechiſcher und römiſcher Denkmäler Abbildungen davon, auf welche wir zur weitern Kenntniß derſelben hinweiſen müſſen. Griechen und Römer ſcheinen einen beſondern Gefallen daran gehabt zu haben, dieſe Deckenart gar reich auszubilden und zu verzieren. Die untere Anſicht der Balken pflegten ſie als Bänder oder Frieſe a. a. (ſiehe die vorhin angezeigten Figuren) mit dem mannigfaltigſten Schnitzwerke zu verſehen und an den Stellen, wo ſie ſich kreuzten, ſchön verzierte Schraubenköpfe b. b.... anzubringen. Die Seiten c. c.... der Balken theilten ſie rings um die Vertiefungen in Streifen ab, oder brachten an denſelben ſtark hervorragende Geſimschen d. d.... an. Die Vertiefungen ſelbſt aber füllten ſie mit einer Hauptzierde e aus dem idealiſchen Pflanzenreiche aus, welche die neuere Architektur eine Roſette nennt und deren mehr als hundert Arten in unbeſchreiblicher Mannigfaltigkeit zum Gebrauche hat (ſ. im Art. Verzierung). Die Römer nannten dieſe Art Deckenwerk lacunar, wegen der von den Balken gebildeten Vertiefungen, und auch laquear wegen der ſcheinbaren Verſchlingung derſelben. Von ihr trugen ſie dieſe Benennung endlich auf alle andere Decken, ſelbſt auf die gewölbten Decken über, welche dieſe Conſtruction und ihre Verzierung in Steinbildnerei oder in Weißwerk, oder auch nur in Malerei darſtellten.

Alle bis hieher beſchriebenen Arten von Balkendecken, ſowie auch mehre der noch zu erwähnenden laſſen ſich in Stein ſowie in Holz ausführen. Nicht nur allein die Griechen und die Römer haben ſie, wie wir bereits anzeigten, in erſterem Materiale dargeſtellt, ſondern ſchon die uralten Völker, die Ägypter, bedienten ſich der ſteinernen Balken zu ihrem Deckenwerke, wie faſt alle ihre noch übrig gebliebenen Bauwerke beweiſen, und die Abbildungen bei Pocoke, Norden und in der Description de l'Egypte anſchaulich machen. Ihre ſteinernen Deckenbalken ſind aber natürlicherweiſe bei weitem kürzer als unſere hölzernen. Sie werden von einer großen Menge Säulen geſtützt, und ein jeder reicht von einer Säule zur andern. Quer über ſie ſind andere den unteren ganz gleiche Balken aufgelegt, und die Fächer zwiſchen dieſen mit dicken Steinplatten ausgeſetzt, welche mit den Oberſeiten der Balken bündig einen ebenen Fußboden bilden. Selbſt in den vorhiſtoriſchen Denkmälern Indiens ſieht man wenigſtens ſchon den Unterbalken unter der Decke von einem Pfeiler zum andern reichend, wenn auch nicht aufgelegt, doch in der Steinmaſſe des Felſens mit dieſen älteſten Bauwerken ausgehauen.

Nr. 4. **Stülpdecken, eingeſchobene Decken** heißen die offenen Balkenfächerdecken, wenn die Fächer mit Bretern ausgeſtülpt, das iſt, zwiſchen die Balken beſſere oder geringere Breter eingeſchoben werden. Das Einſchieben dieſer Füll- oder Deckenbreter geſchieht auf zweierlei Weiſe: entweder werden an die Seiten der Deckenbalken a. b. Latten c. (man ſehe den Längendurchſchnitt Fig. 8. A. und den Querdurchſchnitt Fig. 8. B.) befeſtigt, die Breter d auf dieſe Latten aufgelegt und die Fugen mit Strohlehm verſtrichen, welches Verfahren bei ſolchen Deckenbalken angewandt wird, die man durch das Falzen nicht ſchwächen darf; oder es werden an die Seiten der Deckenbalken ſtatt dieſer Latten Falzen, nach dem Längendurchſchnitt Fig. 8. C., ausgeſtoßen und die Breter d in die Falzen ſo über und unter einander geſchoben, daß ſie ſich gegenſeitig um 1½ Zoll decken. Bei dieſem Verfahren muß an einer Seite jedes Deckenbalkens ein Einſchnitt e bis auf die Tiefe des Falzens hinab gemacht werden, durch welchen man die Schubbreter auf die Falzen bringen kann. Um eine noch dichtere Verbindung der Deckenbreter und zugleich ein beſſeres Ausſehen einer ſolchen Decke zu bewirken, werden dieſelben an den Seiten, wo ſie über einader greifen, vermittelſt Spunden und Nuth, nach dem vergrößerten Längendurchſchnitte Fig. 8. E. zuſammengefügt, wodurch vertiefte und erhöhete Felder f und g in der unteren Anſicht der Decke entſtehen, die der architektoniſchen Ausbildung günſtig ſind. Man darf nur den unter den oberen Bretern vorſtehenden Rand c der untern mit einem Gliederhobel abſtoßen und in die unter den obern Schubbretern befindlichen leeren Falzen f ebenſo gegliederte Holzſtücke, wie der Querdurchſchnitt Fig. 9. A. bei f zeigt, einpaſſen; ſo hat man nicht nur den Zweck einer architektoniſchen Formbildung auf eine einfache und leichte Weiſe erreicht, ſondern auch eine nothwendige weitere Befeſtigung zu Stande gebracht, indem nun die oberen Schubbreter, die ſonſt lediglich auf ihren Spunden ruhen müßten, an ihren beiden Enden von den eingepaßten Holzſtücken f unterſtützt werden. Fig. 9. B. zeigt die untere Anſicht einer ſolchen Decke mit einfacher architektoniſcher Ausbildung. Man wird bei ihrer Anſchauung gleich wahrnehmen, welche angenehme Abwechſelung von Schatten und Licht die vertieften Felder f mit den erhöheten g und mit den unteren Balkenflächen h hervorbringen, und wie ſchön ſich dieſe mannigfaltigen Felder durch paſſende Verzierungen in Schnitzwerk oder durch Farben und Vergoldungen veredeln laſſen. Doch eine ſaubere Aushobelung und ein Anſtrich mit Ölfarbe ſind ſchon hinlänglich, ſolchen Decken eine edle Wirkung zu verſchaffen. Alle dieſe eingeſchobenen Decken können zwiſchen den Schubbretern und den Fußbodenbretern mit einem zweckmäßigen Stoffe ausgefüllt werden. Sie ſind leicht, warmhaltend, dauerhaft, und alſo in aller Hinſicht ſehr brauchbar, freilich auch, beſonders die zuletzt beſchriebenen, koſtbar, da ſie einen Aufwand von ſehr gutem Holze fodern.

Nr. 5. **Ganze Windeldecken, Wickel-, Welger-, Wellerdecken, geſtackte Decken** ſind in unſern Zeiten das gemeinſte, faſt überall übliche, wohlfeile Deckenwerk. Wir haben ſeine Conſtruction in einem Durchſchnitte Fig. 10., quer über die Deckenbalken genommen, deutlich gemacht. Es werden hiebei 2½ bis 3 Zoll über der Unterkante der Balken nach ihrer ganzen Länge Falzen eingehauen, und in dieſe Falzen ſogenannte **Stackhölzer** a b, das ſind 1 bis 2 Zoll dicke und 3 bis 4 Zoll breite Hölzer, am beſten von Kienenholz, eingepaßt, mit Lehmſtroh umwunden und ſo dicht als möglich neben einander getrieben. Alsdann wird alles von unten mit vorzüglich gutem, nicht zu magerem Lehm der Unterfläche der Balken gleich verſtrichen, wodurch ſich ein ganz ebenes, gerades Deckenfeld bildet. Dieſes Deckenfeld läßt ſich mit Kalk oder Gyps abweißen, zur architektoniſchen Ausbildung aber durch Berohrung und Bewurf vorbereiten. Die Abſicht, eine ſolche ganz ebene Decke ohne den weiteren Holzaufwand für eine Verſchalung zu erhalten, hat die Erfindung der ganzen Windeldecken veranlaßt. Um ſolche Decken oder den Fußboden darüber recht wärmehaltend zu machen, werden die Balkenfächer mit Lehm und Schutt, nach der Regel den Oberkanten der Balken zu gleich, ausgefüllt. Die Balken dürfen aber bei ſolchen Decken keinen Splint mehr an den Kanten haben; denn ſonſt kann es leicht geſchehen, daß das unter den Falzen gebliebene wenige Holz ſchon durch das Eintreiben der Stackhölzer abgeſpalten und durch die Laſt der Ausfüllung das Ablöſen derſelben befördert wird, was das Einſinken und bald gar das Herabſtürzen von Deckenfeldern zur Folge hat. Dieſe Decken erfodern auch unter den Windeldecken die meiſten Koſten, Arbeit und Zeitaufwand.

Nr. 6. **Halbe Windel- oder Wickeldecken** wurden durch die eben bei den ganzen Wickeldecken zuletzt bemerkten Umſtände veranlaßt. Sie unterſcheiden ſich von dieſen dadurch, daß man die Falzen nicht nahe bei den Unterkanten der Deckenbalken, ſondern nach dem Querdurchſchnitte Fig. 11. 3 Zoll unter den Oberkanten derſelben einhaut, und die **Stackhölzer** a b, zu denen man hier beſſer dicke Bretſtücke oder Schwarten nimt, nicht mit Lehmſtroh umwickelt, ſondern, nachdem ſie in die Falzen dicht neben einander getrieben ſind, nur ihre Fugen mit Lehm verſtreicht, alsdann den noch über den Schwarten bleibenden geringen Raum der Balkenfächer zuerſt mit dünnem Lehmſtrohe, und darauf mit trockenem Schutte mit den Oberkanten der Deckenbalken bündig ausfüllt. Dieſes Deckenwerk gehört eigentlich auch zu den **offenen Balkenfächerdecken**. Es iſt unter den Wickeldecken das wohlfeilſte und koſtet die wenigſte Arbeit und den geringſten Zeitaufwand, iſt aber dem Zuſammenhalten der Wärme in den Zimmern nicht ſo günſtig, wenn nicht über der Unterfläche der Balken Verſchalung erfolgt und ſo die Wickeldecke in eine geſtackte und verſchalte Decke umgewandelt wird. Allen erwähnten, bei den Wickeldecken vorkommenden, der Ökonomie des gemeinen Häuſerbaues nachtheiligen Umſtänden zu entgehen, hat man die unter folgender Nummer angezeigten Decken aufgebracht, nämlich

Nr. 7. **Geſtreckte Windel- oder Wickeldecken**, welche oben unter offenen Balkenfächerdecken beſchrieben und in Fig. 12. durch einen nach der

Länge der Balken vorgeſtellten Durchſchnitt verſinnlicht ſind.

Nr. 8. **Verſchalte Decken, Breterdecken** heißen alle gerade Balkendecken, deren Balkenſkelett durch Breter verblendet wird, welche man quer über die Unterflächen der Balken aufnagelt. Wir haben ihre Conſtruction in einem Querdurchſchnitte Fig. 13. A. und der unteren Anſicht der Decke Fig. 13. B. anſchaulich gemacht und mit folgenden Buchſtaben erklärend bezeichnet: a die Deckenbalken, b die unten angeſchlagenen Breter oder die Verſchalung, c die Nägel, d die Berohrung und der Anwurf mit der einfachſten architektoniſchen Ausbildung, e das Deckengeſimß, f die für die Ausfüllung der Balkenfächer zwiſchen die Deckenbalken eingeſchobenen Bretſtücke, g die mit Lehm und Schutt auszufüllenden Räume, h die Breter, welche den oberen Fußboden bilden. — Die ganzen Windeldecken, um ihnen mehr Haltbarkeit zu geben, die halben Windeldecken, um ſie wärmehaltender zu machen, und dieſe, ſowie auch alle andere Decken, für die man ein ſchönes, gerades und ebenes Deckenfeld erhalten will, werden als verſchalte Decken vollendet. Die architektoniſche Ausbildung der ebenen Decken geſchieht am einfachſten und gemeinſten durch Begrenzung der Deckenform, welche natürlicherweiſe von der Grundform des darunter befindlichen Zimmerraumes abhängt, das iſt, durch Einfaſſung des ganzen Deckenfeldes mit einem einzigen Baugliede i, Fig. 13. A und B, welches die Decke vermittelſt eines der einfachſten Deckgeſimße e, nämlich einer Schattenkehle, einem Rundſtäbchen und Leiſtchen, mit dem Frieſe der Zimmerwände, dem oberſten Theile derſelben, verbindet. Je nachdem es nun der Charakter des Zimmers verlangt, trit an die Stelle des einfachen Leiſtchens i ein zuſammengeſetztes l, Fig. 13. C, oder ein Rundſtab m Fig. 13. D, oder eine Zuſammenſetzung mehrer Bauglieder zu Geſimßchen n, o, p, q, wodurch ſich zugleich jedesmal das vertiefte Band r rings um die Deckenform als eine weitere Bereicherung der architektoniſchen Ausbildung geſtaltet. Aus dieſen Typen erſieht man, wie durch ihre fernere Zuſammenſetzung, oder durch ihre Wiederholung nach derſelben, oder nach andern Richtungen eine reichere Einfaſſung oder auch eine Eintheilung in mehre große Felder bewirkt wird. Alle dieſe Gliederungen werden in Weißwerk (Stukkaturarbeit) oft auch durch bloße Abbildung derſelben in Licht- und Schattenzeichnung ausgeführt. Endlich erfolgt auch die architektoniſche Ausbildung der ebenen Decken, der geraden ſowol als der gewölbten, nach dem Beiſpiele der Alten, durch Nachbildung der vertieften viereckigen Felder, welche bei den offenen Balkenfächerdecken durch Conſtruction der Kreuzgebälke veranlaßt werden. Dieſe werden mit ihrer ganzen eigenthümlichen architektoniſchen Ausbildung und Verzierung in Weißwerk ſowol als in Schatten- und Lichtzeichnung nachgeahmt, und haben auch allerdings den Anlaß zu derjenigen Deckenausbildung gegeben, wo ſich dieſe vertieften Felder nicht mehr als rechtwinkliche Vierecke darſtellen, ſondern entweder nach der Grundform des Schiefeckes oder jener des Sechseckes, des Achteckes, des Kreiſes, oder nach irgend einer andern Figur gebildet erſcheinen. Die Deckenflächen ſind dann bald nach einer dieſer Grundformen, bald nach mehren zugleich, und in einer mannigfaltigen Ordnung mit einander verbundenen, abgetheilt. Auch dieſe Art von Deckenausbildung haben die Alten ſchon ausgeführt, wie neben andern die mannigfaltigen Deckenwerke dieſer Art in Weißwerk zu Palmyra beweiſen (Siehe *Wood* the Ruins of Palmyra und Hirt in der Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten). Mit ihr erreicht die architektoniſche Ausbildung der Decken zugleich ihren höchſten Grad, und man wird fühlen, daß dieſe Deckenwerke ein höchſt angenehmes Spiel für das Auge bilden und bei einer Folge von Raumabtheilungen, wo man dieſelben Formen nicht immer wiederholen, ſondern durch Mannigfaltigkeit ergötzen will, glückliche Anwendung finden. Nur muß man ſie mit Beſonnenheit anwenden und, nach der Warnung eines unſerer verdienteſten heutigen Lehrer der Architektur, dergleichen in der Conſtruction ungegründete Nachahmungen nie da gebrauchen, wo der Ernſt der Kunſt die Nachbildung der Wahrheit fodert.

Nr. 9. **Lattendecken** heißen ſolche, die man für den oben erwähnten Zweck der verſchalten Decken der Erſparniß der Breter und der Berohrung wegen erfunden hat, und alſo die Balken, ſtatt ſie mit Bretern zu verſchalen, mit Latten bekleidet. Solche Decken werden nach zwei verſchiedenen Verfahrungsweiſen angefertigt. In dem nach der Länge der Balken vorgeſtellten Durchſchnitte Fig. 14. werden Latten a, die oben ganz ſchwach, nach unten aber etwas abgeſchrägt und alſo breiter ſind, dergeſtalt quer über die Balken gelegt, daß zwiſchen jeder nur ein Raum b von etwa einem Zolle bleibt. Dann wird Gyps zwiſchen dieſe Latten geworfen, welcher ſich ſo feſt in den Zwiſchenräumen b anhängt, daß auch die unter den Latten angeworfene Gypsfläche mit gehalten wird. Nach dem Längendurchſchnitt Fig. 15. werden gewöhnliche $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll breite und 1 Zoll dicke Latten a ebenfalls quer unten über die Balken genagelt, daß 1 Zoll Zwiſchenraum b zwiſchen jeder bleibt. Dieſe Zwiſchenräume werden mit Mörtel, der mit Haferſtroh vermiſcht iſt, ausgeſtopft, und noch etwas Mörtel darauf gegoſſen. Alsdann werden die unten durchhängenden Strohhalmen mit der Maurerkelle abgehauen und von unten Mörtel, der mit Kälberhaaren vermiſcht iſt, angetragen. Wenn dieſer Anwurf trocken iſt, folgt ein anderer von bloßem Mörtel, der, um ſchneller zu halten, mit Gyps vermiſcht ſeyn kann.

Nr. 10. **Vertäfelte Decken** werden aus den verſchalten gebildet, wenn auf die Fugen a, Fig. 16. A und B, welche da, wo die Breter zuſammenſtoßen, und da, wo ſie neben einander liegen, entſtehen, Latten oder Leiſten b aufgenagelt, und durch dazwiſchen angeſchlagene ähnliche Querlatten c gleichſeitig viereckige oder länglich viereckige Felder an der Deckenfläche gebildet werden. Dieſe Latten können eine reichere architektoniſche Ausbildung durch Gliederhobel und Verzierung durch Schnitzwerk und Vergoldung, ſowie der felder mannigfaltige Bildnereien durch Sculptur und Malerei erhalten. — Außer den bis hieher beſchriebenen Balkendecken gibt es auch:

Nr. 11. **Ausgemauerte Balkendecken.** Für dieſe müſſen nach dem Querdurchſchnitte Fig. 17. die Balken a auf beiden Seiten von oben nach unten ſchräg zugehauen, und wenn die Ausmauerung b mit Ziegel- oder Lehmſteinen geſchehen ſoll, nicht wol über 2 Fuß, höchſtens 2½ Fuß im Lichten auseinander gelegt werden. Dieſe Decken ſind dauerhaft und dicht und wurden mit gebrannten Ziegeln ſchon in alten Zeiten gebraucht, wie man, nach dem Zeugniſſe **Gilly's** in deſſen Landbaukunſt, bei Abbrechung eines uralten Hauses zu Stargard in Pommern gefunden hat. Sie ſind aber ſchwer und koſten einen großen Aufwand an Balkenholz. Neuerdings hat man die Ausmauerung der Deckenfelder mit Schlacken, wobei ſo enge Balkenweiten nicht nöthig ſind, verſucht und bewährt gefunden, wovon man das Verfahren in **Holzers** Beiträgen zu dem Baue der Deiche ꝛc. Berlin 1825. S. 50 ff. beſchrieben findet. Endlich

Nr. 12. **Ausgewölbte Balkendecken,** wo nach Fig. 18. die Balken a... in geringen Entfernungen von einander und übereck gelegt und ihre Zwiſchenweiten mit kleinen Gewölben überſpannt werden, und nach Fig. 19. die Balken a in 9 Fuß weiter Entfernung liegen, an ihren Seiten 2 Zoll tiefe Einſchnitte b b einen Zoll hoch über ihren Unterkanten ihrer ganzen Länge nach erhalten, dazwiſchen flache Gewölbe aus doppelt über einander auf ihre flachen Seiten in Gyps gelegten Ziegeln eingeſpannt und die Seiten c der Gewölbe hintermauert werden. Die zuerſt beſchriebene Art iſt ebenfalls ſchon uralt und wurde in der Burg Oberſum in Oſtfriesland gefunden. — Die **Espinſchen** und **Gillyſchen** Decken ſind keine ausgewölbten Balkendecken, ſondern reine Gewölbe, ſiehe ſie alſo im Art. Gewölbe.

Die weitere techniſche Ausbildung der Deckenflächen erfolgt in den oben erwähnten Fällen durch den Verputz, ſiehe den Art. Bewerfen in unſerer Encyklopädie Sect. I. Thl. IX. S. 384 ff.; die artiſtiſche oder architektoniſche Ausbildung aber durch Anbringung der Bauglieder und der daraus entſtehenden Felder und Geſimße, und endlich durch die Verzierung. Von der architektoniſchen Ausbildung der Decken iſt oben unter Nr. 3. 4. 8. und 10. das Nöthige erinnert worden. Die vollendete Ausbildung erfolgte aber durch Verbindung der Decke mit den Umfaſſungswänden des Zimmers vermittelſt eines Deckenhauptgeſimßes, das höchſt einfach, wie e Fig. 13., oder reicher zuſammengeſetzt ſeyn kann, und ſich in dieſer Hinſicht theils nach der Conſtruction der Decke ſelbſt und ihrer daraus entſpringenden architektoniſchen Ausbildung, theils nach der Ausbildung der Wände zu richten hat, um als ein ſchönes Mittelglied und harmoniſcher Übergang zu erſcheinen. Die Anordnung und techniſche Ausführung aller Arten von Geſimßen ſind im Art. Gesimsse und aller Arten architektoniſcher Verzierung im Art. Verzierung abzuhandeln.

Hier bleibt nur noch übrig, diejenigen Verzierungen im Allgemeinen anzudeuten, die für Deckenwerke ſchicklich ſind.

Die erſte und einfachſte Verzierung iſt die Farbe. Dieſe hat man für Deckenwerk immer ſo zu wählen, daß nicht nur die Reflexion des Lichtes ſowol wegen Erhellung des Innern, als wegen des Effectes der an den Decken vorkommenden Bauglieder und Bildnereien befördert, ſondern auch das Gefühl der Leichtigkeit der Decke in dem darunter Wandelnden erregt und erhöhet wird. Hiezu ſind außer der theilweiſen oder gänzlichen Vergoldung, wodurch der Decke zugleich der Charakter des höchſten Reichthums gegeben wird, alle hellere Farben vorzüglich geeignet. — Die eigenthümliche Verzierung der Bauglieder, welche die architektoniſche Ausbildung der Decken, wie oben gezeigt wurde, bewirken, iſt der zweite Grad der Deckenauszierung (ſ. Verzierung). Der dritte Grad iſt die Ausfüllung der vertieften Felder mit Roſetten, wovon oben Nr. 3. unter offenen Balkenfächerdecken, und der vierte Grad die Darſtellung bildlicher Gegenſtände in den flachen Feldern (ſ. oben Nr. 8. verſchalte Decken und Nr. 10. vertäfelte Decken).

Die Gegenſtände, welche ſich zu bilblichen Darſtellungen an den Decken vorzüglich eignen, ſind vorderſamſt alle natürlichen Erſcheinungen am Himmel und in den Wolken, die Sonne, der Mond, die Sterne, die Wirkungen des Aufganges und des Niederganges u. ſ. w., welche dann beſonders wirkſame Vorſtellungen für Deckenmalerei werden. Die einfachſte Art dieſer Deckenverzierung iſt das blaue Deckenfeld, mit goldenen Sternen in einer architektoniſchen Ordnung beſtreut, welches eine beſonders erheiternde, einfach große und edle Wirkung hervorbringt. Schon die Völker des Alterthums haben von dieſer edeln Deckenverzierung Gebrauch gemacht. Denn ſie ſah man an der Decke eines Saales im Palaſte oder Grabmale des Oſymandias (Diodor. Sicul. libr. I. sect. 2. cap. 20); ſie ſieht man heute noch in der Portike des Tempels zu Hermontis und in andern Denkmälern Ägyptens. Auch die Erzeugniſſe des Pflanzenreiches eignen ſich zu edeln und angenehmen Deckenverzierungen. Die Zweige der Bäume und die Blüthen über unſern Häuptern geben uns eine natürliche Veranlaſſung, ſie an unſer Deckenwerk zu verſetzen. Mit Blumen oder Blättern in einer regelmäßigen Anordnung leicht beſtreuete Deckenfelder, großes kräftiges Blätterwerk in gut geformten Gruppen oder wohlgeordneten Zügen, beſonders wenn ſie durch die Sculptur in Weißwerk ausgeführt ſind, gewähren immer den befriedigendſten Anblick. Selbſt das Thierreich bietet manchen Gegenſtand dar, der mit jenen in eine ſchöne Verbindung gebracht werden kann. Hieraus entwickeln ſich die ſogenannten **Arabesken** und **Grotesken** (ſ. Grotesken), mit welchen ſchon die Alten ihre Decken verziert haben, wie die ſchönen Überreſte unter den Trümmern von Hadrians Villa zu Tivoli und in den Bädern des Titus zu Rom beweiſen (*Ponce* Arabesques antiques des Bains de Livie etc. et Description des Bains de Titus etc.

Pl. 5. 8. 11. 17. 18. 35. 37. 38. 41. 54 — 58.). Auch dieſe werden in Weißwerk und in Malerei, und oft in beiden vereint ausgeführt. Ja das Zelt der Naturvölker und die Bedeckung oben offener Gemächer mit Teppichen geben Veranlaſſung, die Decken mit Nachbildung von Tuch und Faltenwerk auszuzieren. Auch hievon ſieht man ein muſterhaftes Beiſpiel in einer Runddecke in den genannten Bädern des Titus (auch abgebildet in Hirts Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten, Pl. I. Fig. IV.). Endlich eignen ſich zu bildlichen Darſtellungen am Deckenwerke theils ſolche Gegenſtände, welche die Phantaſie als Sinnbilder an den Himmel ſetzt, theils ſolche, welche man ſich als höhere Weſen über uns oder als Erſcheinungen in der Luft und über den Wolken denkt. Zu den erſten rechnen wir im Geiſte der Alten die Sinnbilder und Vermenſchlichungen der Sonne, des Mondes, des Auf- und Niederganges beider, der Geſtirne, der Nacht, des Schlafes, der Träume, der Winde und der Jahreszeiten; zu den andern Erſcheinungen der Götter, Scenen auf dem Olympos, Apotheoſen großer Männer und Helden 2c., welche ſich alle auch im Geiſte unſerer Zeit und unſerer Religion in Erſcheinungen von Engeln und von anderen höheren Weſen, in Himmelfahrten, Verklärungen chriſtlicher Helden und großer Männer des Vaterlandes anwenden laſſen. Aus ſolchen Darſtellungen, wenn ſie für Deckenwerk in Malerei ausgeführt werden, entſtehen die Deckengemälde.

Die Deckengemälde erſcheinen entweder als einzelne leichte Figuren und kleinere bildliche Vorſtellungen in den durch die Bauglieder oder durch die Lage und Züge des Ornamentes gebildeten kleineren und größeren Feldern, und gehören dann mehr zu der Art Verzierung, die wir Arabesken und Grotesken nennen (ſ. weiter oben); oder ſie ſtellen ſich als große bildliche Vorſtellungen dar, welche oft das ganze Deckenfeld, oft den bedeutendſten Theil deſſelben einnehmen, und ſind dann eigentliche Deckengemälde, Deckenſtücke, Plafonds. Die eigentlichen Deckengemälde kommen aber nach zwei für Anordnung und Zeichnung höchſt verſchiedenen Methoden zur Ausführung; nach der einen Art werden die bildlichen Darſtellungen an der Decke ſo angeordnet und gezeichnet, als befänden ſich dieſelben an vertikalen Wänden. Bei ihrer Anſchauung bleibt daher der Gedanke an das Simßwerk, den Rahmen, der ſie einſchließt, folglich auch an das Daſeyn der Decke und ihres Ornamentes feſt. Allein nach der andern Art wird die Decke gänzlich hinweggedacht, und die Ausſicht in einen höhern Oberbau, oder in die freie Luft, oder gar in den Himmel wird geöffnet. Die bildlichen Vorſtellungen müſſen demnach ſo gezeichnet werden, als würden ihre Urbilder ſelbſt in dieſer Höhe von unten geſehen. Hiebei hat nun die Architektur für die Deckenausbildung nicht mehr zu ſorgen. Sie hat höchſtens nur die Wahl der Gegenſtände zu leiten, damit die Malerei von der Phantaſie nicht hingeriſſen wird, Gegenſtände über unſeren Häuptern zu zeigen, deren Daſeyn in dieſer Höhe oder in der Luft nicht möglich iſt. In allem Übrigen iſt hier die Deckenausbildung ein reiner Gegenſtand der Malerkunſt, zugleich aber auch ihre höchſte und ſchwerigſte Aufgabe, welche die größten Talente in Anſpruch nimt und den größten Aufwand von Kräften erfodert, der Zeichner und Maler ſolcher Deckenſtücke muß nicht nur mit den großen, für Wandgemälde überhaupt und für Behandlung der Farben an den Decken beſonders nöthigen Kenntniſſen und Erfahrungen ausgerüſtet ſeyn, ſondern hier vorzüglich noch die Wiſſenſchaft der mathematiſchen Perſpective in ihrem ganzen Umfange und eine große Fertigkeit und Gewandtheit in allen Theilen ihrer Anwendung beſitzen. Vor Allem hat er bei der erſten Anordnung eines ſolchen Deckengemäldes darauf acht zu geben, daß das Gemälde, welches die Ausſicht in die höheren Regionen bilden ſoll, von dem beſtimmten tiefen Standpunkte aus mit einem Anblicke überſehen werden kann, und keine in demſelben darzuſtellenden Gegenſtände aus dem nach den Grundſätzen der Perſpective beſtimmten Geſichtskreiſe fallen. Wenn daher das Deckenfeld für die Höhe des Standpunktes zu lang oder zu breit oder zu weit iſt; ſo muß ſein Scharfſinn die zweckmäßigen Mittel dagegen zu ergreifen wiſſen, welche außer andern hauptſächlich darin liegen, das Deckenfeld bildlich oder architektoniſch abzutheilen und durch mehre Öffnungen die Ausſicht in die höheren Räume aufzuſchließen. — Von der Deckenmalerei haben geſchrieben: Laireſſe in ſeinem großen Malerbuche im 10. Buche, 1. bis 9. Kap. im 3. Bande der Ausgabe von 1785, G. H. Werner in der Anweiſung, alle Arten von Proſpecten 2c. von ſelbſt zeichnen zu lernen, Erfurt 1781. 8. *Armenini* in Veri *Preceiti* della Pittura. Lib. III. cap. IV. Venet. 1688. 4.

Daß die Alten die eigentlichen Deckengemälde, ſowie ſie die neuere Kunſt in Anwendung brachte, gar nicht kannten, dürfen wir mit Gewißheit ausſprechen. Zwar erfahren wir von Euripides (Jon. v. 1128—1168.) daß die Griechen die oben offenen Tempelräume mit künſtlich gewebten Teppichen überſpannten, auf denen Sonne, Mond, Nacht, Morgenröthe ſinnbildlich dargeſtellt waren, und von Plinius (Histor. natural. XXXV, 40.), daß die Griechen erſt ſpät angefangen haben, die Decken zu malen, und daß Pauſias, ein Zeitgenoſſe Alexanders, der erſte hierin geweſen ſei. Allein es iſt ebenſo gewiß, daß dieſe Malerei nie über die Grenzen der Arabesken heraustrat, und daß eben jene künſtlich gewirkten Teppiche das Muſter für die nachherigen Arabesken wurden; denn unter den vielen Überreſten von gemalten Decken, ſelbſt in den prachtvollen Sälen und Gewölben, welche unter dem Namen der Bäder des Titus bekannt ſind, findet man keine einzige, deren Malerei ſich aus den oben bezeichneten Grenzen verliert. Auch war es dem Kunſtſinne der Alten ganz zuwider, die Deckenmalerei ſo weit zu treiben, daß ſie den Charakter einer Verzierung verloren, geſchweige das Daſeyn einer nothwendigen Conſtruction durch die Idee vernichtet hätte; und aus Plinius nehmen wir ſogar ab, daß die großen Darſteller der Götter und Menſchen in Griechenland es unter ihrer Würde hielten, re erhabene Kunſt zur Verzierung der Gebäude zu gerauchen. Die Arabeskenmalerei an den Decken währte uch die ganze Römerzeit und bis in das chriſtliche Mitlalter hinein fort. In ihr haben ſich ſchon im zweien chriſtlichen Jahrhunderte die Perſonen aus den Gehichten des alten und neuen Teſtamentes und die Bilder aus der chriſtlichen Symbolik neben den leichten Bildungen aus der griechiſchen Mythologie und nach ieſen, als ihren Muſtern geſtaltet. Die ungemein vieen gemalten Decken aus dem 1ten bis in das 10te hriſtliche Jahrhundert, welche in allen Katakomben Itaens geſehen werden, die Muſivgemälde aus dem 4ten Jahrh. in dem Gewölbe der Kirche der heil. Conſtantia u Rom, die Muſivgemälde, welche das Chorgewölbe n der Kirche Santo Clemente zu Rom verzieren und viele andere ſind alle wahre Arabesken. Und obgleich chon im 4ten Jahrh. Scenen aus der Geſchichte des Chriſtenthums in den gewölbten Decken erſcheinen, ſo haben dieſe doch, ſelbſt bis in das 15te chriſtl. Jahrh. hinein, mehr oder weniger und immer etwas von dem Charakter der Arabesken feſt gehalten. Man ſieht es deutlich in den Muſivgemälden aus dem 4ten Jahrh. in den Niſchendecken von Santa Conſtantia, und aus der alten Peterskirche von Rom, man findet es in den Muſivgemälden aus dem 7ten Jahrh. in dem Chorgewölbe der Kirche der heil. Agnes außerhalb der Mauern Roms, in jenen aus dem 9. und 13. Jahrh., welche die Chorgewölbe von Santa Maria Maggiore verzieren, und aus dem 12. Jahrh. in dem Chorgewölbe von Santa Maria Traſtevere zu Rom. Faſt noch beſtimmter zeigen jenen Charakter die Frescogemälde, wovon die berühmteſten an der gewölbten Decke der unterſten Kapelle in der Kirche del Sacro Speco zu Subiaco, welche der Grieche Stammatiko im 14. Jahrhunderte gemalt hat, das im 15. Jahrh. von Johann von Fieſole in Fresco gemalte Deckengewölbe der Kapelle Nikolaus V. im Vatikan, und das Deckengewölbe der Kapelle della Paſſione in der Kirche Santo Clemente zu Rom, ebenfalls im 15. Jahrh. von Thomas Maſakkio gemalt. Selbſt als in ebendieſem Jahrhunderte die großen bildlichen Darſtellungen die Decken einnehmen mußten, haben die großen Meiſter, die ſich dieſes gefallen ließen, die Idee der Verzierung einer architektoniſchen Conſtruction niemals aus den Augen verloren: Als Michel-Angelo das Gewölbe der ſixtiniſchen Kapelle malte, paßte er ſeine großen Compoſitionen den in dem Gewölbe angebrachten Lucken an, und theilte die ganze Decke in große Felder, deren jedes ein dort oben zur Verzierung befeſtigtes Gemälde erſcheint. Die Deckengemälde Raphael's in den Sälen des Vatikans und in der Loggia des Farneſiſchen Palaſtes ſtellen ebenfalls nichts anderes als in Deckenfeldern zur Verzierung eingepaßte Gemälde vor, und die letztgenannten hat der Künſtler noch mit ſolchen Zierrahmen eingefaßt, die an der Decke mit Nägeln befeſtigt ſcheinen, damit bei ihrer Anſchauung ja niemand vergeſſe, daß ſie als vertikal aufgeſtellte Gemälde zu betrachten ſind. Gleiches hat Giulio Romano in ſeinen zahlreichen Deckengemälden beobachtet, wie uns alle Plafonds im herzoglichen Palaſte zu Mantua, und im Palaſte del Te in der Gegend dieſer Stadt anſchaulich machen, das einzige ausgenommen, welches den Vater der Götter im Kampfe gegen die hinaufſtürmenden Giganten vorſtellt; in welchem die Schöpfungskraft des Künſtlers in ungezügelter Kühnheit ihren eigenen Weg genommen, und faſt alle architektoniſche Conſtruction im ganzen Saale in der Idee zernichtet hat. Auch die Muſivgemälde in der Kuppel der Peterskirche zu Rom ſind in verſchiedenen Deckenabtheilungen ausgeführt, deren Einfaſſungen ſelbſt dem befangenſten Auge das Daſeyn nothwendiger architektoniſcher Conſtruction nicht entgehen laſſen. Auf dieſe Weiſe ſind faſt alle Deckengemälde bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinein angeordnet. Alle ſtellen ihre Bilder nicht als wirkliche von dem tiefen Standpunkte aus geſehene Gegenſtände dar, ſondern als Bilder, die der ihnen beſtimmten vertikalen Aufſtellung entrückt, und in den Deckenabtheilungen zur Verzierung befeſtigt ſind.

Doch ſchon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., um das Jahr 1472, war Melozzo von Forli der erſte, welcher von dieſer Anſicht abwich, und in ſeinem Deckengemälde, mit welchem er an dem Kugelgewölbe der Kirche der heil. Apoſtel zu Rom die Himmelfahrt Chriſti vorſtellte, die Figuren ſo zeichnete, als würden ihre Urbilder wirklich in dieſer Höhe von unten geſehen. Er wird daher für den Erfinder der Verkürzungen gehalten, und die Bruchſtücke des gedachten Werkes, welches im Jahre 1702 abgebrochen wurde, ſieht man jetzt auf der Treppe des Quirinaliſchen Palaſtes aufgeſtellt. Die großen Meiſter der nächſten Zeit nahmen aber, wie wir eben geſehen haben, dieſe Anſicht nicht in ihre Deckengemälde auf, und der vortreffliche Correggio ſuchte die Idee der hinweggenommenen wirklichen architektoniſchen Decke durch eine fingirte Decke mit dem Style der Arabesken zu vereinigen, und ſtellte uns davon in dem Frauenkloſter Santo Paolo zu Parma in einem Saale, den er im Jahre 1519 für die Äbtiſſin malte, ein ſchönes Muſter auf: das hohe Rundgewölbe des Saales verwandelte ſeine Kunſt in eine hohe Rebenlaube von Gitterwerk mit friſchen Trieben, Blüthen und Früchten prangend. Die ſechszehn Abtheilungen dieſes Laubgewölbes treffen oben beim Scheitel an eine kreisrunde Öffnung, durch welche man den Himmel und an demſelben den Mond erblickt. Sechszehn ovale Öffnungen in der Hälfte des Rebengewölbes laſſen die Luft und Gruppen von Knaben in mannichfaltigen angenehmen Bewegungen, als Genien mit Attributen, erſcheinen. Unter dieſen, am Anfange des Gewölbes ſind ſechszehn halbrunde Lucken oder Niſchen angebracht, welche mit allegoriſchen Figuren in Weißwerk verziert ſind. — Erſt über hundert Jahre nach Melozzo folgte ihm Hannibal Carraccio in ſeinen Deckengemälden in der Galerie des Farneſiſchen Palaſtes zu Rom. Zwar ſind dieſe Gemälde ebenfalls noch, wie es üblich war, in Deckenabtheilungen eingerahmt: allein der Künſtler glaubte an vielen Gegenſtänden derſelben Verkürzungen anbringen zu müſſen, weil ſie wirklich in der Natur von dem tiefen Standpunkte aus alſo geſehen würden. Seine Anſicht wurde aufgenommen und weiter verfolgt. Die Wiſſenſchaft der mathematiſchen Perſpective bildete ſich aus, unterſtützte die Malerkunſt, und bald war die alte Anordnung der Deckengemälde meiſtens verlaſſen und die andere Methode ihrer Ausführung ſtand in ihrer Vollendung da. Das erſte große Muſter dieſer Art iſt die Decke des Hauptſaales im Palaſte Barberini zu Rom. Sie ſtellt den Triumph der Ehre vor, und der Maler hat in ſeiner Compoſition beobachtet, in den Zwiſchenräumen der Gruppen hinaufſtrebende Theile eines höheren Oberbaues blicken zu laſſen. Es iſt das Werk Peters Beretini von Cortona aus der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und wird von allen Kennern der Kunſt für das vollendeſte Gemälde dieſer Art gehalten, das bis jetzt noch von keinem erreicht worden iſt. — Der Bau der Kuppeln, welcher in dieſer Zeit angefangen hatte ſich in allen Theilen Europas zu verbreiten, erleichterte dieſe neue Art von Deckenmalerei und erweiterte ihr Feld ungemein. Allein die ungezügelte Phantaſie der Maler fand in dieſem weiten Felde Gelegenheit, im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts, die größten Ausſchweifungen zu begehen und die abgeſchmackteſten und widerſinnigſten Dinge in die höheren Regionen zu verſetzen. Wir finden daher für nothwendig, die Vorſchrift eines der tiefſten Kunſtkenner der alten und neuen Zeit zu wiederholen, daß immerhin der beſonnene Architekt nicht nur allein die Wahl und das Maß der bildlichen Darſtellungen an den Decken zu leiten, ſondern auch ihre Stellen zu beſtimmen und ſich allen Ausſchweifungen, in welche ſich die Malerkunſt, durch Farbenwirkung hingeriſſen, beſonders auf den Baugliedern und anderen weſentlichen Theilen der Architektur verlieren könnte, mit Kraft zu widerſetzen hat. Ich aber halte überhaupt für das Räthlichſte, in aller Deckenverzierung dem bewährten Kunſtſinne der Alten, deſſen weiter oben im Anfange dieſer hiſtoriſchen Überſicht mit einigen näher beſtimmenden Worten gedacht iſt, treu zu bleiben.

Indeſſen iſt die Muſivmalerei ſchon bei ihnen von den Fußboden und Wänden auch an die Decken übergangen. Nach dem Berichte des älteren Plinius (Histor. nat. XXXVI, 64.) geſchah dieſes kurz vor ſeiner Zeit, wahrſcheinlich unter der Regirung des Kaiſers Claudius (*Seneca* in Epist. 86, wo er von Glasmoſaik ſpricht; vergl. *Plinius* XXXVI, 25.). Doch überreſte von ſolchen Decken ſind uns nur aus den ſpätern Zeiten des römiſchen Kaiſerreiches bekannt geworden. Dergleichen ſind in dem Gewölbe der Kirche oder des Grabmales der heil. Conſtantia zu Rom, und in der Kapelle oder dem Grabmale der Kaiſerin Galla Placidia zu Ravenna. Dieſer Gebrauch wurde auch nach dem Verfalle der römiſch-griechiſchen Kunſt gleich von der byzantiniſchen Architektur aufgenommen, wie die Kuppeldecke von Sancta Sophia in Konſtantinopel bezeugt, und dauerte das ganze Mittelalter durch fort, wie noch in mancher Baſilike und Taufkapelle geſehen wird (ſ. etwas weiter oben). Die neuere Kunſt brachte dieſe Art Malerei an den Decken zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Unter ihren Werken ſind die ausgezeichnetſten, die Kuppeldecke im Dome zu Siena von Dominico Beccafumi in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts gemacht, und die Kuppel in der Peterskirche zu Rom im Anfange des 17. Jahrh. von mehren ausgeführt, unter denen ſich beſonders Paolo Roſetti und Francesco Zucchi auszeichnen.

(*Th. Alfr. Leger.*)

Decke ſ. Dakke.

Deckel, verſteinte, ſ. Oporculites.

Deckengemälde und Deckenstück ſ. Decke.

DECKENPFRONN, ein evangeliſches Pfarrdorf im Oberamte Calw und Schwarzwaldkreiſe des Königreichs Würtemberg, mit 1070 Einwohnern.

(*Memminger.*)

DECKER, Thomas, engländiſcher dramatiſcher Dichter zur Zeit Jakobs I., wird als Verfaſſer von 12 Dramen aufgeführt, von denen er aber 4 in Gemeinſchaft mit Webſter, Rowley und Ford verfertigte. Von dieſen ſind 10 Luſtſpiele, ein Trauerſpiel und ein hiſtoriſches Schauſpiel. Zwei von dieſen Luſtſpielen (Fortunatus und der zweite Theil von The honest Whore) ſind nicht in Akte abgetheilt. Es fehlte ihm nicht an Talent; dennoch machte er eigentliches Aufſehen nur mit dem gegen ſeinen Zeitgenoſſen Ben Johnſon gerichteten Stücke, der ihm in ſeinem Poetaſter unter dem Namen Crispin ſeine Geißel hatte fühlen laſſen. Decker ſchrieb dagegen ſeinen *Satyromasti* oder The untrussing the humorous-poet (1602), *worin er* ſeinen Gegner unter dem Namen Horace *junior*, *zur* großen Beluſtigung des Publikums, nicht weniger geißelte. Decker lebte noch um 1638. (H)

DECKER, Adolf, ein holländiſcher Schiffslieutenant, aus Strasburg gebürtig, wohnte 1623, unter dem Admiral Jakob l'Hermite, der berühmten (ſogenannten Naſſauiſchen) Expedition in die Südſee bei, welche die Abſicht hatte die Spanier zu bekriegen und ihnen Peru zu entreißen, dieſe Abſicht aber nicht erreichte. Der Admiral ſtarb auf dieſem Seezuge und ſeine Flotte kam im Sommer 1626, nachdem ſie die Erdkugel umſchifft hatte, nach Holland zurück. Decker blieb mit ſeiner Mannſchaft zu Batavia und kam erſt im Mai 1628 wieder nach Amſterdam. Man hat von ihm einen mit Einſicht, in guter Ordnung, klar und lehrreich abgefaßten Bericht von den Schickſalen dieſer viel Aufſehen erregenden großen Expedition unter dem Titel: Diurnal der Reiſe der naſſauiſchen Flotte, unter Jakob l'Hermite, um die ganze Welt. Strasb. 1629. 4. Lat. in der Samlung der Brüder de Bry, Hist. Amer. T. XI. et Jnd. orient. T. XII. mit Kpf. Franz. in Recueil de voyages de la comp. des Ind. orient. T. V. p. 1. Engl. in der Samlung von Harris. 1. Bd. 2. Thl. 11. *).

(*Baur.*)

---

*) Eine ausführliche Nachricht von dieſer Expedition, nach Harris, findet man in der allgem. Welthiſt. Halle, 27. Bd. S

Decker, Jeremias, ſ. Dekker.

DECKHERR, Johann, ein berühmter Statsrechtslehrer, war 1650 zu Strasburg geboren, wo ſein Vater, Friedrich, Profeſſor der Rechte war*). Er ſtudirte auf der hohen Schule ſeiner Vaterſtadt, wurde ſchon in ſeinem 22. Jahre Doctor der Rechte, im folgenden Advocat bei dem Reichskammergericht und 1675 Procurator bei demſelben. Als Ludwig XIV. die Pfalz verwüſten ließ, verlor er bei der Zerſtörung der Stadt Speier durch Brand ſeine Bibliothek und ſtarb ums Jahr 1694 in Armuth. Alle teutſchen Statsrechtslehrer rühmen ihn als einen der gelehrteſten und gründlichſten Bearbeiter ihrer Wiſſenſchaft, und beklagen ſich nur über die Dunkelheit ſeiner Schreibart**). Seine Schriften ſind in folgender Ordnung erſchienen: Conjectura juris publici. Amst. 1686. 12. De scriptis adespotis pseudepigraphis et supposititiis. Ib. 1686. 12. mit einem lateiniſchen Briefe von Bayle über anonyme Schriften; wieder abgedruckt in Placii theatr. anonymorum. Hamb. 1708. Vol. II. fol., herausgeg. von J. A. Fabricius. Vindicia pro veritate et justitia rei jurisque cameralis in notis et animadversionibus ad Jac. Blumii processum cameralem. Frf. 1688., und relertiones vindiciarum 1691. 4.; Wetzl. 1723. 4.; Pütter nennt dieſes Werk ein wahres Meiſterſtück. Consultationum forensium lib. II. Frf. 1691; 1697. Wetzl. 1725. 4. Monumenta lectionis cameralis antiquae, quae continet Caspari et Werneri Kochiorum, Joach. Mynsingeri et Conr. ab Offenbach notas ad O. C. Frf. 1691.; Wetzl. 1720. 4. Rerum in camerae senatu judicatarum duodecenalis periodus ab anno 1666 —1678. Frf. 1678.; Spirae 1698.; Wetzl. 1725. 4. Liber singularis relationum, votorum et decisionum cameralis judicii. Spir. 1681.; Wetzl. 1724. 4.; ſind Proberelationen, von dem Kammergerichts-Advocaten Mertloch geſammelt, mit einer Vorrede von Deckherr. Er gab auch Leimbachs Informativproceß mit Anmerk. heraus***). (*Baur.*)

DECKNETZ, Deckgarn, auch Tyraſs, nennt man ein Netz, welches über Rebhühner, Wachteln oder Lerchen, welche feſt in der Getreideſtoppel oder Wieſen liegen, hinweggezogen wird, um dieſe damit zu bedecken und ſie dann bei dem Auffliegen zu fangen. Bei dem Hühner- und Wachtelfange bedient man ſich eines gut und feſt vorſtehenden Hühnerhundes, um die Stelle zu wiſſen, wo das mit dem Netze zu überziehende Thier liegt, welcher ſo abgerichtet ſeyn muß, daß er ſich kurz vor demſelben niederlegt (Couche macht). Zwei Jäger ziehen dann das aus feſtem Zwirne geſtrickte Garn über den Hund hinweg und laſſen daſſelbe auf die Stoppel ꝛc. fallen, wo dann die auffliegenden Hühner oder Wachteln ſich in daſſelbe verwickeln und wobei es zuweilen gelingt, ein ganzes Volk Hühner zu fangen. — Zum Tyraſſiren der Lerchen, denn mit dieſem Ausdrucke bezeichnet man die Fangart, wählt man ſternhelle, ruhige Nächte, oder auch ſolche, wo der Mond ſchwach ſcheint, um damit die Haferſtoppel zu überziehen. Es wird dabei von gutem Erfolge ſeyn, wenn die Lerchen vorher auf den Ort, welcher mit dem Nachtnetze überzogen werden ſoll, in gleicher Art wie bei dem Fange mit den Tag- oder Klebgarnen zuſammengetrieben werden. Drei mit dem Geſchäfte bekannte Männer begeben ſich dann ſobald es ganz Nacht iſt, an Ort und Stelle und ſchlagen das Deckgarn im Oberwinde aus. Sodann ergreift der eine die auf der linken, der andere die auf der rechten Seite eingebundene Tragſtange, mittelſt welcher das Netz vorn etwas gehoben wird, und beide ziehen daſſelbe ſcharf aus, um ſich mit dem Winde in Bewegung zu ſetzen und das Netz über die Stoppel zu ſchleifen, was deſto raſcher geſchiehet, je heller die Nacht iſt. Der dritte Gehilfe hat eine, in dem hintern, auf der Stoppel ſchleifenden Garnſaume eingeknüpfte Leine in der Hand, um das zu ſtarke Schleifen oder gar Hängenbleiben des Netzes zu verhindern. Sobald die durch das Geräuſch des ſchleifenden Garnſaumes, welcher deshalb auch der Wecker heißt, aufgejagten Lerchen gegen das Netz fliegen, geben ſich die beiden Fänger, welche das Garn tragen, durch Pfeifen ein Zeichen, um daſſelbe augenblicklich fallen zu laſſen. Man gehet dann auf die Stellen zu, wo ſich die gefangenen Lerchen durch ihr Flattern merken laſſen, tödtet ſie durch das Eindrücken des Kopfes und löſet ſie aus.

Das Deckgarn auf Hühner und Wachteln wird ſpieglich geſtrickt, mit einer Maſche angefangen, welche ½ Zoll von einem Knoten zum andern weit iſt, wo dann auf beiden Seiten jedesmal zugenommen wird, bis es 8 Klaftern breit iſt; alsdann wird auf der einen Seite mit einer Maſche ab-, auf der andern mit einer Maſche zugenommen und ſo fort geſtrickt, bis es die Länge von 7 Klaftern hat. Endlich wird auf jeder Seite wieder eine Maſche abgenommen und ſo lange fortgeſtrickt, bis es wieder nur eine Maſche wird. Auf dieſe Art bekömmt der Tyraß einen Saum von doppelten Maſchen. — Gewöhnlich wird derſelbe 60 Fuß breit und 40 Fuß lang gemacht, wiewol man ihn ſonſt auch wol 60 Fuß lang und 90 Fuß breit hatte. — Überhaupt aber wird dieſe Fangmethode bei Hühnern und Wachteln immer ſeltener angewendet, je mehr man in der neuern Zeit die Schießgewehre vervollkommenet hat.

Das Nachtnetz für Lerchen hat etwa dieſelbe Größe wie der Hühnertyraß und wird aus ſtarkem Zwirne über

---

219—237. Biogr. univ. T. X. (von Eyriès). *Meusel* bibl. hist. Vol. III. P. II, 121.

*) Glückſelig geführter Lebenslauf Fr. Deckherrs, J. V. Decorandi. Strasb. 1681. 4. **) Eſtor ſagt von ihm: Erat rei cameralis peritissimus, sed obscuri ingenii. Der Freiherr von Cramer: Er war überhaupt ein geſchickter Mann und von großem judicio. Sein Styl aber iſt dunkel; gleichwol war er faſt der geſchickteſte Cameraliſt. Er hat äquitable Principia, beſonders auch quoad religionem. Pütter ſagt, ſeinen Schriften gebühre eine vorzügliche Stelle, da er alles, was er in ihnen abhandle, faſt bis auf den Grund erſchöpfe und mit ſehr bewährten Erfahrungen beſtärke; obgleich ſeine bis zur Dunkelheit körnichte Schreibart manche Leſer bald abzuſchrecken bald zu ermüden pflege. — Was Ludolf, Hennings, Struv und andere Rechtsgelehrte von Deckherrs Schriften halten, hat Moſer in ſeiner Biblioth. juris T. II, 590. u. T. III, 873. und 1188. angezeigt. ***) Leipz. Magaz. für Rechtsgel. von Günther und Otto. 1. J. 1786. S. 410. Pütters Lit. der Statsr. 1. Thl. 273. Fahnenbergs Lit. d. Reichskammerger. 103. ff.

ein Strickholz von 1$\frac{1}{10}$ Zoll Breite geſtrickt. Man macht mit einer Maſche den Anfang, und wenn man herumgeſtrickt hat und eine Maſche zugegeben, bis es 6 Klaftern lang iſt, dann wird 2 Klaftern lang auf einer Seite zugegeben und auf der andern abgenommen. Iſt dies geſchehen, ſo wird auf beiden Seiten abgenommen, bis man eine Maſche behält, und ſo iſt das Netz 6 Klaftern lang und 4 breit. Rings um das Netz wird eine ſchwache Leine gezogen und auf beiden Seiten eine 2 Zoll ſtarke, glatte Stange von Kiefern oder Fichten eingebunden, um das Garn daran heben oder tragen zu können, (*Pfeil.*)

Declamation ſ. die Nachträge zu D.

Declaration ſ. Declariren.

DECLARATIONSGESUCH. Iſt die in einem richterlichen Erkenntniſſe enthaltene Entſcheidung dunkel oder zweideutig, ſo daß die Partei, welche daſſelbe erwirkt hat, nicht beurtheilen kann, ob ihr durch dieſe Entſcheidung eine Beſchwerde zugefügt worden ſei oder nicht, ſo muß dieſelbe, um dieſes auszumitteln, erſt um Erklärung (Declaration) bitten, bevor ſie Rechtsmittel gegen das Erkenntniß verfolgt. Dieſes geſchieht mittelſt eines Declarationsgeſuchs, welches bei demſelben Richter angebracht werden muß, welcher das Erkenntniß abgegeben hat. Rathſam iſt es, mit demſelben eventuell für den Fall, daß die Entſcheidung in dem Sinne erläutert werde, welchen die Partei fürchtet, Rechtsmittel gegen das Erkenntniß einzulegen, um ſich die Interpoſitionsfriſt während der Zeit, daß die Erläuterung erfolgt, offen zu halten. Das eventuell eingelegte Rechtsmittel nennt man wohl ein blindes Rechtsmittel [ubi a futuro gravamine appellatur *)]; indeſſen iſt es dieſes deshalb nicht, weil, im Falle das Rechtsmittel zur Anwendung kommt und wirklich verfolgt wird, die Beſchwerde vor der Einlegung des Rechtsmittels ſchon zugefügt war. (*Spangenberg.*)

DECLARIREN kommt als Kunſtausdruck in der Handelsſprache vor und heißt, die Waren, welche beſtimmt ſind, von einem Orte zum andern transportirt zu werden, in einem Verzeichniſſe, die Declaration, ſpeciell angeben, damit die Steuerbehörde die von ihnen zu entrichtende Abgabe genau zu berechnen und zu erheben in den Stand geſetzt werde. Gewöhnlich geſchieht die Erhebung dieſer Abgabe an einer Zollſtätte, welche die ihr unterliegenden Waren auf ihrem Wege paſſiren müſſen. Die nähere Einrichtung des Verzeichniſſes wird theils durch die Gattung der darin aufgeführten Waren, theils durch die Art, die davon zu erhebende Abgabe zu berechnen, bedingt. Bald wird das Gewicht, bald das Maß, bald die Zahl der Stücke, bald der Geldwerth einer Ware angegeben. Außerdem muß das Verzeichniß aber auch die Namen des Abſenders, des Empfängers, deſſen, der den Transport übernommen hat, des Abgangsortes und des Ortes, wohin die Ware adreſſirt iſt, den Tag der Abſendung und, zur Vermeidung von Verwechſelungen, die Nummern oder Zeichen, womit die einzelnen Collis verſehen ſind, enthalten. (*Eiselen.*)

DECLIEUXIA. Dieſe von Kunth (Humb. Bonpl. et K., nov. gen. III. p. 352.) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen (Gruppe der Coffeaceen) und der erſten Ordnung der vierten Linnéſchen Klaſſe, iſt ſo genannt worden nach dem franzöſiſchen Gärtner Declieux, welcher zuerſt Kaffeepflanzen von den Mascarenhas nach Martinique brachte und, als auf der Überfahrt Waſſermangel eintrat, ſich von ſeinem Trinkwaſſer ſo viel abdarbte, daß er die Pflanzen begießen und erhalten konnte. — Char. Der Kelch vierſpaltig; die Corolle trichterförmig, mit regelmäßig-vierſpaltigem Saume und bärtigem Rachen; die Staubfäden auf dem Saume, oder zwiſchen den Lappen der Corolle eingefügt, mit linienförmigen, am Rücken befeſtigten Antheren; der Griffel mit geſpaltener, ſpitzer Narbe; die Steinfrucht zuſammengedrückt, zweiförmig, mit faſt lederartigen, einſamigen Körnern. Die 28 bekannten Arten ſind als Sträucher, Staudengewächſe, ſelten als Kräuter in der heißen und warmen Zone von Amerika einheimiſch. Sie haben aufrechte Zweige, meiſt ungeſtielte, gegenüberſtehende und wirbelförmige Blätter, kleine Afterblättchen und am Ende der Zweige ſtehende, dreitheilige, mit Stützblättchen verſehene, gablig getheilte, weiße Doldentrauben. Humboldt und Bonpland fanden nur eine Art, *D. chiococcoides* H. B. et K. (l. c. t. 281., Houstonia fruticosa W. M. Röm. et Sch. syst.) in Neu-Andaluſien; Hänke eine (*D. mexicana* Cand. prodr. IV. p. 479.) in Mexiko; die übrigen wurden von Martius (Mart. et *Zuccarin.* in R. et Sch. mant. 3. p. 111.), Pohl (Cand. l. c.) und Chamiſſo (Cham. et Schl. Linn. IV. p. 4—13.) in Braſilien entdeckt. Zweifelhaft iſt *D. psychotrioides* Cand. (l. c. p. 481.), welche Patris in Cayenne und Hänke in Mexiko fand. Chamiſſo und Schlechtendal rechnet Knoxia brasiliensis Spr. unter dem Namen *D. herbacea* hieher; nach Martius bildet dieſe Pflanze vielleicht eine neue Gattung. (*A. Sprengel.*)

DECLINATION iſt die grammatiſche Bezeichnung für die Abwandlung der Nennwörter, welche zwar nicht ſo mannigfaltig iſt, als die Conjugation, oder die Abwandlung der Vollwörter, aber auch nicht ſo einfach, als es ſcheint. Sie iſt nicht nur in verſchiedenen Sprachen ſehr verſchiedenartig, ſondern auch in einer und derſelben Sprache meiſt ſo vielfach, als es die Arten des Nennwortes ſind, ſo daß die Unterſcheidung einer Declination des Subſtantives und Adjectives nicht immer ausreicht, ſondern auch jedes andere Nennwort noch manche Eigenthümlichkeit hat. Selbſt wenn man den Namen der Declination nur auf die Zahl- und Fallform der Subſtantive beſchränkt, ohne Rückſicht auf die Motive des Geſchlechts und die Steigerung der Adjective, auf die Zeit- und Verbalformen der Infinitive und Participe, auf die mancherlei Zahl-, Perſon- und Sachverhältniſſe der Zahl-, Perſon- und Deutewörter zu rechnen, ſind doch die Arten der Abwandlung meiſt ſo verſchieden, daß auch bei der Aufzählung mehrer Declinationen noch allerlei Anomala und Heteroklita, d. h. abweichend

---

*) Cap. 2, 18. X. (II. 28.) *de appellat.* Clem. 3. (II. 12.) *eod.*

und verſchiedenartig declinirte Wörter übrig bleiben. Die rohſte Art der Declination findet ſich in den einſylbigen Sprachen, welche die Abwandlung der Begriffe eines Nennwortes nur durch vor- oder nachgeſetzte Wörter andeuten. Ebendieſes thun auch einige mehrſylbige Sprachen, wie die malayiſche und mantſchuriſche, wovon jene die am meiſten hervorſtechenden Caſus durch Präpoſitionen, den Plural aber durch Verdoppelung bezeichnet, z. B. orang orang für Männer oder Menſchen, dieſe hingegen zur Bezeichnung des Plurals und verſchiedener Fallformen von allerlei Poſtpoſitionen einen ſolchen Gebrauch macht, daß man ſie mit den Endungen unſerer Sprache vergleichen kann. Wie die letztere Sprache ſich dem Charakter der occidentaliſchen nähert, ſo kann man erſtere als das Vorbild der ſogenannten orientaliſchen Sprachen betrachten, in welchen die Präpoſitionen zu proklitiſchen Vorſätzen werden, mithin auch die Poſſeſſiv-Pronomina, welche die malayiſche Sprache den Subſtantiven nachſetzt, wie rumoh ku, mein Haus, durch Enkliſis zu ſolchen Endungen ſich geſtalten, wie man ſie in der hebräiſchen Sprache findet. Weit roher erſcheint in dieſer Hinſicht die tagaliſche Sprache auf den Philippinen, welche keine Poſſeſſiv-Pronomina hat und die verſchiedenen Caſus nur durch viererlei Form eines Artikels bezeichnet, welchen in der Mehrzahl das Wort manga beigefügt wird, wie ang nang tavo, die Menſchen.

Wie mannigfaltig die Declination bei vorgeſetzten Partikeln werden könne, zeigen die ſemitiſchen Sprachen, beſonders die arabiſche, welche außer den beſondern Pluralformen für das männliche und weibliche Geſchlecht noch 25 andere Formen hat, um eine größere oder kleinere Menge zu bezeichnen, welches man den gebrochenen Plural nennt. Auf eine andere Weiſe hat die japaniſche Sprache, welche die Caſus durch nachgeſetzte Partikeln bezeichnet und ſo wenig ein Geſchlecht unterſcheidet, daß ſie das natürliche Geſchlecht der Thiernamen nur durch ein vorgeſetztes wo für das männliche, und me für das weibliche Geſchlecht andeuten kann, die Declination ſehr vervielfacht. Denn die Complimentenſucht der Japaner hat mit Ausnahme des Vocativs, welchen das Wort icani vorgeſetzt wird, die nachzuſetzenden Partikeln nach dem Stande der Sprechenden ſo unterſchieden, daß es zweierlei Partikeln des Genitivs und Dativs, dreierlei des Ablativs und fünferlei des Nominativs und Accuſativs gibt, welche den viererlei Partikeln des Plurals noch nachgeſetzt werden. Die Adjective erleiden außerdem noch mancherlei Veränderungen in Verbindung mit Subſtantiven und Verben; am mannigfaltigſten ſind jedoch die perſönlichen Pronomina, da man nach der Würde des Sprechenden oder des Gegenſtandes Wörter für die erſte, 13 bis 14 für die zweite und 6 für die dritte Perſon unterſcheidet. Wieder auf eine andere Weiſe verfährt die Quichua-Sprache in Peru, welche ebenfalls kein Geſchlecht unterſcheidet, und mit Ausnahme des Vocativs, welchem a oder ya vorgeſetzt wird, und des Duals, welchen der Vorſatz purap oder purapmin andeutet, die Fallformen durch Endungen bezeichnet, die auch der allgemeinen Pluralendung cuna angehängt werden. Wenn Zahlwörter vor den Subſtantiven ſtehen, braucht man gar keine Pluralform zu ſetzen, und zur Andeutung eines collectiven Sinnes wird das Wort verdoppelt; gleichwol gibt es ſieben Endungsarten des Plurals, durch deren Zuſammenſetzung noch ſieben andere Ausdrucksweiſen des Plurals entſtehen. Denn zu der allgemeinen Pluralendung cuna kommen noch ſechs andere, deren eine bei Theilen eines Ganzen, zwei, wenn mehre unter einander etwas thun, drei bei Adjectiven im Falle einer Vergleichung üblich ſind. Die Adjective werden, die Steigerungsformen und andere Endungen abgerechnet, durch welche eine Verneinung, Ähnlichkeit, Beſtimmung oder Geſchicktheit wozu bezeichnet wird, nicht weiter declinirt, außer wenn ſie ſubſtantiviſch gebraucht werden; in dieſem Falle wird aber ſelbſt der Genitiv weiter fortdeclinirt, welcher oft des Adjectivs Stelle vertrit. Die Poſſeſſiv-Pronomina werden, wie die Pluralendung, zwiſchen die Subſtantive und ihre Caſusendungen eingeſchoben.

Die zuletzt angeführte Bemerkung zeigt, daß die perſönlichen Beziehungen ebenſowol bei enklitiſchen Anhängſeln, als bei proklitiſchen Vorſätzen der Fallformen durch beſondere Endungen bezeichnet werden können; merkwürdig iſt es aber, daß die Sprache der Wotjaken in Siberien den Subſtantiven nicht nur beſondere Poſſeſſiv-Pronomina vorſetzt, ſondern dieſen auch, wie den damit verbundenen Subſtantiven, verſchiedene Endungen gibt, ſo daß daraus ſechs verſchiedene Declinationen entſtehen, deren noch größere Vervielfachung die Geſchlechtsloſigkeit der Subſtantive verhütet, z. B. munam Pi, mein Sohn, Gen. mülam Pilen; tunad Pied, dein Sohn, Gen. tünad Piedlen; solen Pies, ſein Sohn, Gen. solen Piesten; milaem Pimii, unſer Sohn, Gen. milaem Pimülen; tülaed Pidii, euer Sohn, Gen. tülaed Pidülen; soüslen Pisü, ihr Sohn, Gen. soislen Pisülen u. ſ. w. Im Eſthniſchen werden die Poſſeſſiv-Pronomina durch den Genitiv des Perſonal-Pronomens ausgedrückt; daſſelbe geſchieht zum Theil auch im Finniſchen und Lappiſchen, zum Theil gebraucht man aber durch alle Caſus kleine Pronominal-Anhänge, von welchen man im Finniſchen auch die Perſonalendungen der Vollwörter ableitet, ſo wie ſie bei Infinitiven die Nothwendigkeit der Handlung bezeichnen, z. B. gehen mein für ich muß gehen. Dieſerwegen können jene Pronominalanhänge bei Verben nicht, wie im Hebräiſchen, den Accuſativ bezeichnen, ſondern es müſſen in dieſem Falle die Pronomina auf gewöhnliche Weiſe durch alle Caſus declinirt werden. Im Ungriſchen trit bei Plural-Subſtantiven zwiſchen dieſe und den Pronominalanhang ein i, und oft wird dem Subſtantive noch das Perſonal-Pronomen auf eine ganz eigene Weiſe nebſt dem beſtimmten Artikel vor- und nachgeſetzt. Wenn man z. B. Mi Atyánk für unſer Vater ſpricht, ſo ſcheint es, als wäre von miénk, welches der Genitiv von mi oder mink (wir) iſt, die erſte Hälfte dem Nennworte Atya (Vater) vor, die andere nachgeſetzt; doch ſagt man auch blos Atyank, ohne den Vorſatz mi, wie atya miénk im Vocativ, wogegen im Nominativ noch der Artikel à (vor Vocalen az) vortrit,

z. B. à te neved, dein Name, von nev, Name, und tied, dein, welches hier wieder getheilt ſcheint, wiewol in à te orszagod, dein Reich, die Endung verſchieden lautet, wie tied az orszag, dein iſt das Reich. Auch Präpoſitionen ſetzt man zwiſchen, wie mi ellenünk, wider uns, von ellen, wider; wogegen man auch blos nékünk ſpricht für minékünk, uns, im Dativ des Plurals. Wie die Caſusendungen gebildet werden, ſieht man aus à mi vetkeinkot, unſere Fehler, von vetek, Fehler, im Acc. Pl. Vetket.

So mannigfaltig ſich die Poſſeſſiv-Pronomina mit den Subſtantiven verbinden, ſo vielgeſtaltig wird die Declination durch die verſchiedene Behandlung der Artikel. Wie auch eine gebildete Sprache den Artikel gänzlich entbehren könne, lehrt die lateiniſche Sprache; wie jedoch die Sprache durch Einführung des Artikels noch weit vollkommener werde, zeigt die griechiſche. Wie dieſe, hat die teutſche Sprache den Nennwörtern beſondere Artikel vorgeſetzt, aber die Declination der Beiwörter danach verſchieden behandelt, und dafür auf andere Endungen der Beiwörter und Hauptwörter, welche die Sprache urſprünglich mit der lateiniſchen und griechiſchen gemein hatte, ſo wenig Werth gelegt, daß die engliſche Sprache ſie faſt gänzlich abgeworfen hat, indem ſie die Fallformen nur durch Präpoſitionen unterſcheidet. Eben dieſes haben die Töchterſprachen des Lateiniſchen bei der Einführung des Artikels gethan, ſo daß ſie außer der verſchiedenen Plural- und Geſchlechtsbezeichnung die Declinationen nur nach dem verſchiedenen Gebrauche des Artikels unterſcheiden. Mit einer ſonſt ſehr ähnlichen Declinationsweiſe verband die alte keltiſche Sprache die Eigenthümlichkeit eines Lautwechſels zu Anfange der Wörter, welche man in keiner andern europäiſchen Sprache bemerkt, aber noch in allen Zweigen des Keltiſchen, im Iriſchen, Galiſchen, Wäliſchen, Corniſchen und Bretoniſchen, mehr oder weniger findet. Die baskiſche Sprache hat nichts der Art, dagegen eine andere Eigenthümlichkeit, daß ſie durch Anhängung des Artikels aus den Genitiven neue Nominativformen bilden kann, welche ſie nicht nur durch alle Fall- und Zahlformen declinirt, ſondern auch bis zu einer auffallenden Länge auszudehnen im Stande iſt. Übrigens hat die baskiſche Sprache zwei verſchiedene Arten zu decliniren, mit oder ohne Artikel, welchen ſie zwiſchen den Wortſtamm und die Endung ſetzt. Wahre Caſus mit verſchiedenen Endungen hat ſie nur drei, den Nominativ, Genitiv und Dativ, weil der Accuſativ und Vocativ dem Nominativ gleich ſind, und was man unter dem Namen des Ablativs aufzählt, eigentlich nur Zuſammenſetzung des unveränderten Stammwortes mit einer angehängten Poſtpoſition ſind; dabei beſitzt aber die baskiſche Sprache einen beſondern Nominativ für den Fall, wenn das Subject als handelnd dargeſtellt wird. Von der Unterſcheidung eines status constructus und status absolutus liefert die hebräiſche Sprache ein Beiſpiel, und daß der Artikel den Nennwörtern auch angehängt werden kann, zeigt die däniſche Sprache. Ebendieſes thut die albaniſche Sprache vermittelſt beſonderer Endungen der verſchiedenen Geſchlechts- und Zahlformen, während die Adjective die Caſuszeichen noch vorſetzen. Noch andere Eigenthümlichkeiten in Hinſicht des Artikels werden von mehren afrikaniſchen Sprachen angemerkt.

Was ſchon Varro von der ägyptiſchen Sprache behauptet, daß ſie nur einen Caſus habe, weil dieſe höchſtens durch gewiſſe Vorſätze bezeichnet wurden, ſcheint auch von der madagaskariſchen Sprache zu gelten, in welcher ſich weder für die Zahl-, noch für die Geſchlechtsformen irgend eine Flexion der Nennwörter zeigt, ob man gleich die Sprache wegen des Reichthums in der Bezeichnung rühmt. So haben auch in der Loango- und Kakongo-Sprache die Subſtantive, welche gewöhnlich auch die Stelle der Adjective vertreten, eigentlich keine Formen für Genus, Numerus und Caſus, ſondern drücken letztere durch Artikel aus, welche inſofern den ſchwerſten Theil der Sprache ausmachen, als nicht jeder Artikel bei jedem Subſtantive ſtehen kann. Manche Artikel ſtehen bei einem Theile der Wörter vorn, bei andern hinten, oder derſelbe Artikel bezeichnet vorſtehend dieſen, nachſtehend einen andern Caſus. Nicht minder ſchwierig iſt der Gebrauch der an die Subſtantive angehängten Artikel in der als außerordentlich ſanft, fließend und biegſam gerühmten Kongo-Sprache, in welcher ſich nach Maßgabe der Artikel, welche ſie im Singular und Plural annehmen und nach Maßgabe der Anfangsbuchſtaben der Subſtantive, welche ſich, ſo wie in der madagaskariſchen Sprache nach den Vorſätzen, ſo hier nach der Anfügung der Artikel oft ändern, die Subſtantive in acht Klaſſen theilen. Dabei haben die Eigennamen und die Benennungen der Menſchen und Thiere keine Artikel, wenn ſie mit Verben verbunden ſind; dagegen haben die Namen für Menſchen und Thiere ganz eigenthümliche Artikel, wenn ſie mit dem Seinsworte oder mit Adjectiven, welche immer hinter dem Subſtantive mit zwiſchengeſetztem Artikel oder Demonſtrativ-Pronomen ſtehen, in Verbindung gebracht ſind. Etwas Ähnliches bemerkt man in der Yarura-Sprache des ſüdlichen Amerika, welche in der Ebene zwiſchen der Meta, die auf dem linken Ufer in den Orinoko, und zwiſchen dem Caſanare, der auf dem linken Ufer in die Meta fällt, geſprochen wird. Die Subſtantive können den Unterſchied des Geſchlechts, wie in vielen andern Sprachen, nur durch den Beiſatz Mann oder Weib unterſcheiden; der Numerus aber, für welche die braſiliſche Sprache ebenſo wenig als die karaibiſche, eine andere Unterſcheidung als durch den Beiſatz viele oder alle hat, unterſcheidet ſich für die abhängigen Fallformen dadurch, daß an dieſelben das Pronomen der dritten Perſon, gleichwie eine Art Artikel, hinten angehängt wird; die Caſus werden außerdem noch durch Poſtpoſitionen bezeichnet. Eine Eigenthümlichkeit mehrer amerikaniſchen Sprachen iſt der Unterſchied der Männer- und Weiberſprache, welche unter andern auch beim Pronomen ſichtbar wird. Außer den verſchiedenen Wörtern im Munde des einen und andern Geſchlechts hat die Moxa-Sprache auch andere Demonſtration bei abweſenden, andere bei gegenwärtigen Perſonen und Sachen.

Die ebenerwähnte Moxa-Sprache zeichnet ſich, wie die Maipuriſche, durch einen beſondern Gebrauch der Perſonwörter aus, welcher angeführt zu werden verdient. Die Perſonwörter der Moxa-Sprache ſind: nuti ich, piti du, ema in der Männerſprache und egni n der Weiberſprache er, f. esu ſie, biti wir, eti hr, eno ſie. Sobald aber dieſelben den Verben oder auch den Adjectiven bei ausgelaſſenem Seinsworte zur Bezeichnung der Perſonen vorgeſetzt werden, erſcheinen ſie in der einfachen einſylbigen Form, welche zugleich vor Subſtantiven die Stelle der Poſſeſſiv-Pronomina vertrit, o daß nu ich oder mein, pi du oder dein, bi wir oder unſer, e ihr oder euer bedeutet; nur die dritte Perſon wird durch ti ſowohl für er und ſein, als für ſie und ihr bezeichnet und im Plural trit die Endung eno ans Wort, welche auch die erſte und zweite Perſon des Plurals annehmen können. Daß dieſes ti für er dieſelbe Sylbe ſei, welche den übrigen Perſonwörtern angehängt wird, zeigt der Umſtand, daß bei den Verben die dritte Perſon auch durch ma, im Plural na, wie in der rwähnten Männerſprache, bezeichnet wird. Auch führt Hervas das weibliche suiya ihr Vater und männliche naiya ſein Vater von piiya dein Vater an, woher das Vaterunſer mit biya beginnt. Übrigens lautet auch der Vocal der Pronominal-Vorſätze bei den Verben nach Moden und Conjugationen, deren zwei auf ro und co ind, verſchieden, und die Poſſeſſive hängen für ſich al- ein ſtehend der kürzern Form der Sylbe jèe an, z. B. nujèe meinig, pijèe deinig, majèe in der Männerſprache und nijèe in der Weiberſprache ſeinig, f. sujèe hrig, bijèe oder bijèenò unſerig, ejèe oder ejèenò eurig, najèe oder najèenò ihrig. Hiemit ſtimmen die Perſonwörter der maipuriſchen Sprache zuſammen, als: naja ich, pìa du, ìa er, f. juga ſie, naja wir, nia ihr oder ſie für beide Geſchlechter der Mehrzahl, nebſt den für ſich allein ſtehenden Poſſeſſiven: nuche meinig, piche deinig, juche ihrig (ſein wird in Bezug auf eine beſtimmte Perſon nicht ausgedrückt); aiche, veche oder uajùche unſrig, niche eurig und hrig; man darf nur den Wechſel des h und j, und die ſpaniſche Ausſprache des bi als ui nicht überſehen. Vor Subſtantiven ſtehen ſie in folgender Abkürzung: nuàni mein Sohn, piàni dein Sohn, àni ſein Sohn, . juàni ihr Sohn, vaàni unſer Sohn, niàni euer und ihr Sohn; und gerade ſo lauten die Vorſätze der Verbe, bei denen ebenfalls die dritte Perſon des männlichen Geſchlechts in der Einzahl unbezeichnet bleibt. Indem man nun dieſen Vorſätzen noch die Sylbe ca vorſetzte, ſo entſtanden daraus die Perſonwörter: canà ich, capi du, che er, f. cau ſie, cavi wir, cani ihr und ſie. Hieraus erklärt ſich die Endung männlicher Subſtantive auf chè, wie tumèteche Knabe, und weiblicher auf cau, wie capecau, alte Frau. Die Subſtantive enden ſonſt den Plural auf ne oder tepè; wenn aber das Subſtantiv mit einem Poſſeſſive zuſammengeſetzt iſt, auf ni oder ani.

Man ſieht aus dem bisher angeführten zur Genüge, wie verſchiedenartig der Begriff der Declination in verſchiedenen Sprachen ſei, und man wird es nun um ſo leichter ſich erklären, wie die teutſche Declination bei aller urſprünglichen Verwandtſchaft mit der griechiſchen und lateiniſchen dennoch allmälig einen ganz verſchiedenen Charakter angenommen hat. Während die griechiſche Dichter- und lateiniſche Rednerſprache, um deſto mehr Freiheit in veränderter Wortſtellung zu gewinnen, die Verſchiedenheit der Declination von der äußern Form des Wortes abhängig machte, hielt die teutſche Denkerſprache feſter an der Bedeutung des darin enthaltenen Begriffes, und gab den fremden und heimiſchen Wörtern, den Eigen- und Gemeinnamen, den urſprünglichen Adjectiven und Subſtantiven eine mehr oder weniger verſchiedene Declination, ſowie ſie die Adjective ſelbſt, ohne alle Rückſicht auf die Wortform, blos nach der Beſtimmtheit oder Unbeſtimmtheit des Artikels verſchieden declinirt. Nur das hat die teutſche Sprache mit der lateiniſchen und griechiſchen in Hinſicht auf die Declination gemein, daß ſie gleich ihnen zwiſchen Stamm- und Sproßformen unterſcheidet, obgleich wieder in der teutſchen Sprache der Umlaut in der Mehrzahl ein beſonderes Unterſcheidungszeichen der Stammform iſt, in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache dagegen bei der Sproßform, gerade wie bei der Conjugation, ein bleibender Charaktervocal an die Stelle des veränderlichen Bindevocales trit. Die Stammform ſchied zuerſt nur ein perſönliches Geſchlecht vom ſächlichen aus, welches die Sproßform wieder in ein männliches und weibliches theilten. Als Muſter der Stammdeclination iſt das Fragwort zu betrachten, welches griechiſch τίς, τί, oskiſch pis, pit, lateiniſch quis, quid, oſtgothiſch hwas, hwa für hwata, altnordiſch hwar, hwat, hochteutſch wer, was, lautet, und den als Demonſtrativ griechiſch ἴς, ἴ, lateiniſch is, id, oſtgothiſch is, ita, althochteutſch ir, iz, neuhochteutſch er, es entſpricht. Von dem letztern Worte bildete ſich im Oſtgothiſchen der Plural eis, ija, und daß dieſer im Griechiſchen und Lateiniſchen urſprünglich ähnlich lautete, beweiſet das uralte Zahlwort τρεῖς, τρία, umbriſch tris, trija, welches man als Muſter der Stammform für den Plural anſehen darf, wie δύω, lateiniſch duo für den Dual. Eben dieſer Dual iſt ein Beweis, daß man urſprünglich nur drei Caſus unterſchied, indem der Accuſativ und Locativ dem Nominative, der Genitiv aber dem Dative gleichlautete. Der Ablativ der lateiniſchen Sprache iſt nur eine Nebenform des Dativs, wozu ſich noch ein Vocativ auf i, pl. is geſellte, wie im Oſtgothiſchen und andern altgermaniſchen Sprachen ein Instrumentalis; daß aber der Genitiv von allen Caſusformen zuletzt ſich bildete, zeigt nicht nur das vielfältig Abweichende ſeiner Formen, ſondern auch der Mangel deſſelben in den lateiniſchen und teutſchen Perſonwörtern, wo man das Poſſeſſiv zu ſeiner Ergänzung benutzt. Auch gebrauchte man nach Homer die älteſte Form des Dativs auf φι zuweilen für den Genitiv.

Den Gleichlaut des Nominativs, Accuſativs und Vocativs hat noch das ſächliche Geſchlecht erhalten, wie der Plural der Stammform in der lateiniſchen Sprache; und weil auch der Plural teutſcher Wörter jene Caſus nicht unterſcheidet, ſo lauten dieſelben Caſus auch im Singulare des weiblichen Geſchlechts, welches die Sproßform offenbar den Plural des ſächlichen Geſchlechts nachgebildet hat, durchaus einander gleich. Nur in dieſen gleichen Caſusformen ſchied man das ſächliche Geſchlecht vom männlichen, den Dativ und Genitiv bildete man für beide Geſchlechter gleich. Auf die Unterſcheidung eines Accuſatives vom Nominative ſcheinen zuerſt die Perſonenwörter geführt zu haben, deren Geſchlechtsloſigkeit außer dem obengenannten Demonſtrative, welches zur Bezeichnung der dritten Perſon gebraucht wurde, ihren alten Urſprung verräth. Als die älteſten Formen dieſer Perſonenwörter muß man, nach den älteſten Perſonenformen griechiſcher Verba zu ſchließen, μὶ und σὶ oder τὶ, im Plural μὶς und σὶς oder τὶς betrachten: denn daß das älteſte Zeichen des Plurals ſowol als des Singulars im männlichen Geſchlechte ein ς war, davon haben ſich die Spuren in allen der hier berückſichtigten Sprachen erhalten. Wenn das ſächliche Geſchlecht der griechiſchen Sprache ſchon auf ein σ ausging, ſo verlängerte man im männlichen Geſchlechte den vorhergehenden Selbſtlaut, welches dann auch für den Plural vor is die Form eis erzeugte, woraus durch verſchiedenen Vorſatz im Griechiſchen die Pluralformen ἡμεῖς und ὑμεῖς hervorgingen. Der Umſtand, daß die Lateiner ihre Pluralformen nos und vos aus den griechiſchen Dualformen νώ und σφά bildeten, beweiſt für das ältere Daſein des Duals: die teutſchen Pluralformen wir und ihr entſtanden aus dem oſtgothiſchen weis und jus, deren Dual wit und git lautete. Erwägt man nun die Gleichheit des Dativs und Accuſativs in den Pluralformen uns (vermuthlich aus uins entſtanden) und euch für juch; ſo darf man wol annehmen, daß man bei der erſten Ausſcheidung des Accuſativs denſelben den Dativ gleich bildete, bis man anfing, von zwei verſchiedenen Formen, die eine für den Dativ, die andere für den Accuſativ zu beſtimmen, wie im Oſtgothiſchen mis für mir, mik für mich, thus für dir, thuk für dich, obwol die Teutſchen für ſis und ſik noch blos ſich ſagen. Daß die Griechen ebenſo urſprünglich μαὶ, σαὶ, τ-αὶ zugleich als Dativ und Accuſativ von den älteſten Formen μὶ, οἱ, τ-ὶ gebrauchten, beweiſen ihre reflexiven Verba. Die Lateiner bildeten daraus ihre Accuſative me oder mehe, te und se, vor welchen ſie darauf die Dative mi oder mibi, tibi, sibi ebenſo unterſchieden, wie die Griechen ἐμίν, τίν, ἵν, und im Plural ἄμμιν, ὔμμιν, σφίν oder ἄμμι, ὔμμι, σφὶ von ἐμὲ, τὲ oder σὲ und ἓ, ἄμμε, ὔμμε, σφέ, obwol ſich noch νίν oder μίν als Accuſativ für alle Geſchlechts- und Zahlformen erhalten hat, und in der Sproßform der Subſtantiv ν das Zeichen des Accuſativs, wie ι des Dativs ward.

Das griechiſche Schluß-n wurde im Lateiniſchen zu m, welches auch die Sproßformen des ſächlichen Geſchlechts ſtatt des urſprünglichen d oder t annahmen; und die Lateiner ließen auch die Stammform der Accuſative auf m ausgehen, welches ſich vor dem s des Plurals ebenſo verlor, wie im Griechiſchen ᾶς aus αν und ους aus ον ward. Die oſtgothiſche Sprache bildete von den Accuſativen des Singulars ahman, gagukon, hairto, welchen die Dative ahmin, gagukon, hairtin in den drei verſchiedenen Geſchlechtern bei[illegible] lichen Subſtantive entſprachen, die Accuſative und Nominative des Plurals ahmans, gagukons, hair[illegible] Dieſe letztere Neutralform wählten die Griechen zum perſönlichen Accuſative des Singulars in der Stammform wie τινα von τίς, woraus wieder der Dativ τινι und der Genitiv τινος für die urſprünglichen Formen τέο und [illegible] hervorgingen. Hieraus erklärt ſich die Entſtehung [illegible] griechiſchen Declinationen, aus welchen ſich [illegible] der die lateiniſchen leicht ableiten laſſen, indem man [illegible] die Stammdeclination im Singular die Formen ος, ι, [illegible] für die Sproßdeclinationen dagegen die Formen ο, ι, [illegible] wählte, welchen man für die männlichen Wörter [illegible] oder ω, für die weiblichen ein α vorſetzt. Die Lateiner, die auch in der Stammdeclination is für os eintreten ließen, bezeichneten auch den Genitiv durch i, vor welchem ſie in den männlichen Formen das o, wie im Dativ umgekehrt das i wegließen; die Griechen wählten dagegen [illegible] die weiblichen Formen auf α zum Zeichen des Genitive ein ς, welches man auch in dem lateiniſchen Worte familias findet. Statt dieſes einfachen ς herrſcht in den lateiniſchen Demonſtrativen und Relativen, ſowie in dem Zahlworte unus die Endung ius vor, welche den äoliſchen Genitiven ἐμοῦς, τεοῦς, ἑοῦς, oder den doriſchen ἐμεῦς, τέος etc. entſprechen. Es wäre möglich, daß man hier beiderlei Caſuszeichen des Genitivs εο und ος vereinigt habe; am beſten leitet man jedoch die Caſuszeichen ος und ι aus den Adverbialformen auf die Frage woher? und wo? ab, da die doriſch-äoliſche Form ἄλλοθα leicht in alius, ἄλλοθι oder alibi in alii übergehen konnte. Für dieſe Anſicht ſprechen wenigſtens die homeriſchen Formen ἐμέθεν, σέθεν, ἕθεν, und die lateiniſchen Formen mihi, tibi, sibi, nebſt der epiſchen Endſilbe φι oder φιν, aus welcher im Lateiniſchen zuerſt die Pluralformen nobis, vobis mit angehängtem s, dann die Dative auf bus, wie quibus für queis hervorgingen. Wenn ſich aber die griechiſchen Pluralformen τίνες, τίσι für τίνσι oder τέοις, und τίνα, vom Singular durch den Zuſatz eines ς unterſcheiden, [illegible] haben dagegen die Genitive τίνων oder τέων zum Beweis ihres ſpätern Urſprungs ein ν erhalten.

Die teutſchen Caſusformen wer, weß, wem, wen mögen gleichen Urſprung mit den lateiniſchen quis, cujus, cui, quem gehabt haben, da ſich ihre geringen Abweichungen leicht durch Lautwechſel erklären laſſen; nur die Pluralformen die, derer, denen, die, welche [illegible] eigentlich ſächlichen Geſchlechts ſind, ſcheinen aus dem Singulare auf eine eigenthümliche Weiſe ausgebildet zu ſeyn, wie denn auch die Declination der Adjective im Hochteutſchen unſerer Sprache eigenthümlich iſt. Während die teutſchen Adjective als Prädicate gar nicht, und als Attribute, je nachdem ſchon eine Beſtimmung voraus gegangen oder nicht, verſchieden declinirt werden; haben die Griechen und Lateiner die Declination der Adjective den Subſtantiven analog gebildet, und ſie gleich dieſen nach Stamm- und Sproßform unterſchieden. Die Stammform der griechiſchen und lateiniſchen Adjective unterſcheidet nur ein perſönliches und ſächliches Geſchlecht, welche noch dazu den Genitiv und Dativ, ſowie im Lateiniſchen auch den Ablativ mit einander gemein [illegible] en, und zumal in der lateiniſchen Sprache, oft ſelbſt den Nominativ und Vocativ des Singulars nicht unterſcheiden. Beide Geſchlechter der Stammform gehörten daher einer und derſelben Declination an, ſowie auch bei einigen lateiniſchen Adjectiven auf ris, re, durch Metatheſis geſchaffene Form auf er, welche man allmälig als blos männlich zu betrachten anfing. Die Griechen ſchoben aber in viele Adjective dieſer Art eine weibliche Form auf α ein, welche im Lateiniſchen nur der Sproßform angehört, wenige Pronomina, wie is, ea, id abgerechnet, welche auch den ganzen Plural, wie den Accuſativ des Singulars, nach der Sproßform umgeſtalteten, oder wie bei qui, quae, quod auf willkürliche Weiſe Stamm- und Sproßform durch einander mengten. Daß jene weibliche Form auf α aus der Mehrzahlsendung des ſächlichen Geſchlechts hergenommen ward, lehrt die ähnliche Verfahrungsweiſe der teutſchen Sprache in er, ſie, es; die Griechen gaben aber der weiblichen Endung einen Umlaut, indem ſie entweder γλυκία in γλυκέη oder γλυκεῖα umſchufen, oder τα mit σα vertauſchten, ſo daß πάντα zu πᾶσα, ἑκόντα zu ἑκοῦσα, χαρίεντα zu χαρίεσσα u. ſ. w. wurde. In der Sproßform unterſchied man, da das ſächliche Geſchlecht nur für die drei gleichen Caſus eine abweichende Endung erhielt, vorzüglich das männliche und weibliche Geſchlecht, und gab jenem mit dem ſächlichen den Charaktervocal o, dieſem α. So bildeten ſich aus den Adjectiven auf ος, α, ον, lateiniſch us, a, um, die erſte und zweite Declination, wie aus der Stammform die dritte hervorgegangen war. Die Griechen ließen jedoch bei vielen Adjectiven die männliche Form ος zugleich als weiblich gelten, und bildeten umgekehrt auch in der erſten Declination männliche Formen auf ας oder ης. Da übrigens der Comparativ lateiniſcher Adjective der Stammform, der Superlativ dagegen der Sproßform angehört, ſo erkennt man daraus des letztern ſpätern Urſprung. Die Griechen, welche im Comparativ neben der Stammform auf ων, ον auch die Sproßform auf τερος einführten, declinirten doch die Superlative beider Formen auf στος und τατος nach der Sproßform.

Wie man bei den griechiſchen und lateiniſchen Adjectiven eine Stamm- und Sproßform unterſcheiden muß, ſo auch bei den teutſchen **Subſtantiven**, bei welchen ſich die Stammform, wo es möglich iſt, durch den Umlaut im Plurale kenntlich macht, während der Singular beider Formen völlig gleich lautet, da ſich deſſen Declination nur nach den Geſchlechtern unterſcheidet, indem das Femininum, mit Ausnahme der aus dem Plural des Neutrums entlehnten Artikel **die** und **der**, gar nicht, das Neutrum aber, mit Ausnahme des dem Nominative gleichen Accuſatives, ganz wie das Maſculinum flectirt wird. Im Plural iſt die Declination aller drei Geſchlechter gleich; nur bildet ſich der Nominativ bei jedem Geſchlechte nach der Stamm- und Sproßform verſchieden. Bei beiden liegt das männliche Geſchlecht zum Grunde, deſſen Pluralendung daher nur e, ſowol mit als ohne Umlaut iſt; denn die Endung en gehört nur den aus Adjectiven hervorgegangenen Subſtantiven an, welche man mit den übrigen nicht in eine Klaſſe bringen darf, obwol es einzelne **Anomala** gibt, wie **Herz** und **Schmerz**, die im Plural eine Adjectivendung annehmen. Da ſich nun dem Obigen zufolge in der Stammform nur das ſächliche, in der Sproßform aber das weibliche Geſchlecht durch eine beſondere Endung ausſcheidet, ſo hat das ſächliche Geſchlecht neben der Stammform auf er eine Sproßform auf e, das weibliche Geſchlecht dagegen neben der Stammform auf e eine Sproßform auf en, wodurch ſich zugleich ergibt, daß die Endungen auf en ſpätern Urſprunges ſind, wie die Endung ον für ο in dem ſächlichen Geſchlechte griechiſcher Adjective. Daß man dieſe einfache Theorie der teutſchen Subſtantivdeclination, nach welcher der Singular die Geſchlechter, der Plural aber noch eine Stamm- und Sproßform unterſcheidet, wovon im männlichen Geſchlechte ſowol die Stamm- als Sproßform auf e, im weiblichen Geſchlechte aber die Stammform auf e, die Sproßform auf en, und im ſächlichen Geſchlechte die Stammform auf er, die Sproßform auf e ausgeht, ſo lange verkannt hat, iſt blos dem Umſtande zuzuſchreiben, daß es außer den ſchon erwähnten Anomalen auch **Heterogenea** gibt, welche im Plural das Geſchlecht verändern, und daher eine ſcheinbar abweichende Endung annehmen, wie **Männer**, **Götter**, **Geiſter**, die man ihres Singulars wegen für männlichen Geſchlechts hielt, da ſie doch ihrem Begriffe nach, worauf die teutſche Verſtandesſprache vorzügliche Rückſicht nimt, eben ſowol ſächlichen Geſchlechts ſind, als **Weiber** und **Menſcher** im gemeinen Provincialgebrauche. Auch gibt es ſcheinbare Sproßformen, die dennoch im Plural als Stammformen behandelt werden, wie die Zuſammenſetzungen mit **thum**; aber alle dieſe ſcheinbaren Anomalien ſtoßen die oben angegebene Unterſcheidung der Stamm- und Sproßform, die vielmehr eine Menge ſcheinbarer Willkürlichkeiten unter eine feſte Regel bringt, nicht um. (*Grotefend.*)

Declination und Declinationskreis ſ. Abweichung.

DECLINATORIUM. Ein Inſtrument, welches dient, den Winkel einer Ebene mit dem Horizonte (ihre Neigung) und ihren Winkel mit der Mittagsfläche (ihre Abweichung) zu beſtimmen.

Es iſt daſſelbe ein Halbkreis (Fig. 10. Gnomonik, ſ. Thl. II.) in ſeine Grade getheilt, auf einer Tafel A B C D, welche dick genug ſeyn muß, um ſie mit Sicherheit an eine Ebene zu legen. Um die Neigung einer Ebene IK gegen den Horizont KL zu finden, befeſtigt man an einem Stifte F einen Faden mit einem Gewichte, und legt die Seite CD an IK ſo, daß der Faden den Rand des Kreiſes berührt. Der ſpitze Winkel EFG, den der Faden FG mit EF macht, iſt alsdann die geſuchte Neigung IKL. — Man kann ſie auch durch eine Setzwage mit einem Gradbogen finden.

Um die Abweichung einer Ebene KL von der Mittagsfläche GH zu beſtimmen, befeſtige man am Stifte F ein bewegliches Lineal FG, deſſen Mitte auf FE zu liegen kommt, und welches am Ende G eine Bouſſole trägt, deren Nordpunkt über der Mitte des Lineals iſt. Alsdann legt man AB an die ſchief ſtehende Fläche und ſtellt an den Rand BD eine Setzwage, um der Tafel die horizontale Lage zu geben; dies geſchieht, wenn der Faden des Loths ſich an die Lothrechte des Inſtruments anlegt. Zuletzt dreht man das Lineal ſo lange hin und her, bis die Spitze der Nadel den Grad ihrer Abweichung von Norden zeigt, und alſo die Mitte des Lineals in der Mittagsfläche liegt; alsdann gibt der ſpitze Winkel AFG den Bogen des Horizonts zwiſchen ſeinen Durchſchnitten mit der Mittagsfläche und der Ebene. Aus dieſem Bogen und der Neigung der Ebene läßt ſich ihr Abweichungswinkel finden; er iſt nämlich der dritte Winkel eines ſphär. rechtw. Dreiecks, in welchem eine Seite (jener Bogen) und die anliegenden Winkel bekannt ſind. — Iſt die Ebene ſenkrecht auf dem Horizonte, ſo iſt jener Bogen auch ihre Abweichung. (S. d. Art. Gnomonik.)

Zuſatz. Wenn man eine Tafel mit einem darauf ſenkrechten Stifte horizontal an eine Ebene legt, und den Stiftsſchatten, Mittags nach einer die wahre Zeit zeigenden Uhr auf der Tafel bemerkt, ſo iſt der Winkel zwiſchen dieſer Schattenlinie und jener anliegenden Seite der Tafel die Abweichung der Ebene, wenn dieſe vertical iſt, oder er gibt den vorhin genannten Horizontbogen, wenn die Ebene geneigt iſt. (*Raupach.*)

DECODON, *J. F. Gmel.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Salicarien und der erſten Ordnung der zehnten Linnéſchen Klaſſe. Char. Der Kelch halbkugelig, glockenförmig, ohne Stützblättchen, mit fünf aufrechten Lappen, deren Buchten hornförmig verlängert und offenſtehend ſind; fünf Corollenblättchen wechſeln mit den aufrechten Kelchlappen ab; von den zehn Staubfäden ſind fünf bedeutend länger als die übrigen; der Fruchtknoten ungeſtielt, faſt kugelig, dreifächerig; die Kapſel vom Kelche bedeckt; die Samen ſehr klein, ungeflügelt. Dieſe Gattung unterſcheidet ſich von Nesaea Commers. nur durch das Zahlenverhältniß; indem bei Nes. die Zahl 4, bei Dec. die Zahl 5 vorherrſcht. Die einzige bekannte Art, D. verticillatus *Elliott.* (Sketch. I. p. 543., D. aquaticus *J. F. Gmel.* syst. 677., Lythrum verticillatum *L.* sp., Anonymos aquatica *Walt.* car., Nesaea verticillata *Humb.* B. et K. nov. gen.), wächſt in den Sümpfen von Nordamerika als ein perennirendes, feinbehaartes Kraut mit geſtielten, lanzettförmigen, gegenüberſtehenden oder dreizähligen Blättern, vielblumigen an der Baſis mit zwei Stützblättchen verſehenen Blüthenſtielen und wirbelförmig-zuſammengehäuften, purpurrothen Doldentrauben. (*A. Sprengel.*)

Decompositio ſ. Zersetzung.

DECOMPOSITA oder mehrfach zuſammengeſetzte Wörter beſtehen eigentlich, wie das Wort Decompusitum ſelbſt, nur aus zwei Theilen, wovon jeder aber ſchon vorher zuſammengeſetzt ſeyn kann, ſo daß vier oder noch mehr Wörter mit einander zuſammengeſetzt erſcheinen. So iſt zwar das Wort Decompositum aus drei Präpoſitionen de, con und pot für ποτὶ oder πρὸς, und dem Participe situs für θετὸς erwachſen; aber zuerſt ging des Particips Zuſammenſetzung mit der in Vergeſſenheit gerathenen Präpoſition pot in ein einfaches Particip von pono für posino über, dann ward deſſen Zuſammenſetzung mit con noch einmal mit de zuſammengeſetzt. Nur durch Zuſammenſtellung oder Oppoſition gleichartiger Begriffe kann ein Wort aus drei oder mehr Theilen zugleich erwachſen, wie Quintilians I, 5, 67. Suovetaurilia aus sue, ove, tauro, und die roth-ſchwarz-golden Fahne der neueſten Zeit; aber bei der eigentlichen Zuſammenſetzung oder Compoſition verſchiedenartiger Vorſtellungen treten immer nur zwei Theile zuſammen, deren einer den andern näher beſtimmt, ſei es, daß ein einfaches oder ein zuſammengeſetztes Wort zu einem andern einfachen oder zuſammengeſetzten Worte tritt, wie in Hof-Baurath und Wegbau-Rath, Abend-Mahlzeit und Abendmahl-Zeit für Zeit des Abendmahls. Nur ſelten iſt die Art der Zuſammenſetzung gleichgiltig, wie in Abendſonnenſchein, welcher ſich gleich gut als abendlichen Sonnenſchein oder als den Schein der Abendſonne erklären läßt: in den meiſten Fällen entſpringt aus der verſchiedenen Zuſammenſetzungsart gleicher Wörter ein ſo weſentlicher Unterſchied der Bedeutung, daß es die Deutlichkeit erfodert, die Art der Zuſammenſetzung durch Verbindungsſtriche anzudeuten, wie wenn man einen Landbau-Meiſter von einem Land-Baumeiſter, oder einen Oberfeld-Jäger von einen Ober-Feldjäger unterſcheiden will. Hier leiſten die Verbindungsſtriche dem Auge, was die verſchiedene Art der Betonung dem Ohre ſagt: doch da der Ton gar mannigfaltig ſeyn kann, die Verbindungsſtriche aber ſich immer gleich ſind, ſo iſt die Verdeutlichung für das Ohr durch den Ton viel größer, als die, welche die Verbindungsſtriche dem Auge gewähren, wie in ſplitter-faſel-nackt und Mutter-Gottes-Bild nur der Ton andeutet, daß in dem erſten Worte ſplitter ein neuer Zuſatz zu faſelnackt, im letztern aber Bild zu Mutter Gottes ſei, welche Redensart hier als einfaches Wort genommen wird. Die Verbindungsſtriche deuten meiſt nur heterogene Beſtandtheile der Zuſammenſetzungen, wie in Großherzoglich-Meklenburg-Schwerinſcher General-Feld-Zeugmeiſter, während der Ton die Art der Zuſammenſetzung näher beſtimmt, wie in Ober-Hof-Marſchall-Amt, wiewol es ſich nicht leugnen läßt, daß durch den langen Gebrauch eines Wortes die Betonung auch unrichtig werden könne, wie in funkel-nagel-neu, wo man eigentlich Funkelnagel zu einem Ganzen verbinden ſollte, ſtatt das Wort ebenſo, wie ſplitter-faſel-nackt zu betonen. Wenn ganze Redensarten zu einfachen Subſtantiven erhoben werden, ſo fallen die Verbindungsſtriche weg, man mag das Ganze wie ein einzelnes Wort ſchreiben, z. B. Saufaus, Springinsfeld, ein Denkanmich, Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber, oder in getheilten Worten darſtellen, z. B. der Gott ſei bei uns. Auf die letzte Weiſe pflegte der Grieche ganze Sätze durch den Artikel zu Einem Begriffe zu erheben, auf jene Weiſe aber ohne alle Verbindungsſtriche ſelbſt die längſten Wörter zu ſchreiben, die durch beſondere Bindevocale in ein Ganzes verſchmolzen waren, wie ὀλεσιαυλοκάλαμος λαλοβαρυπαραμελορυθμοβάτας bei Athen. XIV, 8., oder das auch von Voß in der Überſetzung nachgeahmte 76ſylbige Wort am Ende der Ekkleſiazuſen bei Ariſtophanes. Wie ſchon der Gebrauch der Compoſition in verſchiedenen Sprachen ſehr verſchieden iſt, ſo ſind es noch mehr die Decompoſita. Während die rohern Sprachen Nordamerikas die Zuſam menſetzungen der Begriffe in ſolchem Maße lieben, daß ſie den Ableitungsformen aſiatiſcher und europäiſcher Sprachen gleichen, war in der gebildeten lateiniſchen Sprache die Compoſition ſo beſchränkt, daß Decompoſita faſt nur mit Präpoſitionen gebildet werden konnten, und die Verſuche des Pacuvius, Wörter, wie *repandirostrum, incurvicervicum* pecus, Quint. I, 5, 62. in die Sprache einzuführen, keinen Beifall fanden. Die romaniſchen Sprachen haben durch Abwerfung vieler unterſcheidender Flexionen die Compoſition noch mehr beſchränkt, wogegen es in der einſylbigen Sprache der Chineſen ſchon die Verdeutlichung des Geſagten erfodert, allerlei Compoſita zu bilden, ſelbſt da, wo in gebildeteren Sprachen ein ganz einfaches Wort zur Bezeichnung des Begriffes hinreicht. Sowie die Chineſen ihre Schriftzüge aus mehren Charakteren ſo zuſammenſetzen, daß der zuſammengeſetzte Schriftzug eine Art von Definition des bezeichneten Begriffes enthält, wie z. B. der Schriftzug fuh für höchſte Glückſeligkeit aus den Charakteren schin, Geiſt, ji, eins, kuh, Mund, und tien, angebauetes Feld, gleichſam höchſtes Beſitzthum in Einheit des Gedankens und Wortes; ſo fügen ſie zu Fuh, Vater, noch das Wort tschin, Verwandtſchaft, um durch die Zuſammenſetzung Fu-tschin die Verwechſelung mit irgend einem andern ähnlich lautenden Worte zu vermeiden. Ja! da es ihnen an aller Flexion der Wörter gebricht, ſo müſſen ſie durch Compoſition und Decompoſita alles erſetzen, was mehrſylbige Sprachen durch Derivation erreichen. So fügen ſie z. B. zu go oder ngo, ich, das Zeichen des Genitivs tié, um durch die Zuſammenſetzung ngo tié das Poſſeſſivum mein zu bezeichnen; mithin können ſie, da ſie den Plural wir durch ngo men, ich, ander, ausdrücken, das Poſſeſſivum unſer nur durch das Decompoſitum ngomen tié bezeichnen: und auf ähnliche Weiſe bilden die Japaneſen den Genitiv tons taschi no, der Herren, von tono taschi, Herren. (*Grotefend.*)

DECOPPET, Abraham Louis, geb. zu Chateau-d'Oex den 4. April 1706, geſt. als Dekan und Pfarrer in Älen (Aigle) im ſchweizeriſchen Kanton Waadt den 10. Aug. 1785. Schon während ſeiner akademiſchen Studien zu Lauſanne und Genf entwickelte ſich ſein Hang zur Arznei- und Kräuterkunde. Nach ſeiner Anſicht ſollte jeder Landpfarrer mediciniſche Kenntniſſe beſitzen, um in ihrem ganzen Umfange die Pflichten eines Standes zu erfüllen, deſſen Muſter er ſelbſt war. Die große Menge der in ſeinem Kirchſprengel vorhandenen Cretinen 1), deren Namen er vom Wort Chrétien ableitete, lenkte ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Geſchöpfe. Er ſah den Mephitism der Luft als die nächſte Urſache des Übels an, ſowie er dafür hielt, daß Schmutz und eine unordentliche Lebensart es hauptſächlich verbreiten. Darum rieth er, die Kinder auf den Bergen erziehen zu laſſen, wo reinere Luft als in den dumpfen Thälern wehet, die ſcheußlichen Geſtalten dem Blicke der Schwangern zu entziehen, und empfahl den Eltern Reinlichkeit und gute Sitten. Seine Vorliebe für die Botanik beurkundete er durch Anlegung eines Gartens, in welchem er ſeltene, vorzüglich Alpenkräuter zog, durch zahlreiche Excurſionen auf die nahen Berge 2), ſeinen Umgang und ſpäterhin ſeinen Briefwechſel mit Haller, zu deſſen unſterblicher Historia stirpium er wichtige Bei- und Nachträge lieferte 3), endlich durch die mit dem Arzte Ricou in Bex gemeinſchaftlich herausgegebenen in den Mémoires de la Société oeconomique de Berne. 1764. P. II. p. 127—147 abgedruckten Essai d'une collection de noms vulgaires ou patois des principales plantes de la Suisse usités dans la partie française du Pays-de-Vaud. — (Vergl. Eloge de *M. Decoppet* in Hist. et Mém. d. l. Société des sciences physiques de Lausanne. Tom. II. p. 73 u. 85.; *Bridel.* Conservateur Suisse. Lausanne 1817. T. VIII. p. 362.) (*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

Decoration ſ. Verzierungskunst.

DECORTIREN, nennt man das Abziehen eines gewiſſen Theiles (½ Procent) von dem Preiſe einer Ware, wozu im Handel der Käufer berechtigt iſt, wenn er nach geſchloſſenem Kaufe erklärt, gleich bezahlen zu wollen, und alſo auf den Vortheil, erſt nach einem Monate die Zahlung zu leiſten, welchem zu gewähren allgemein kaufmänniſcher Gebrauch iſt, verzichtet. Der Abzug an der Rechnung, der auf dieſe Weiſe gemacht wird, heißt Diskort. (*Eiselen.*)

DECOSTEA. Dieſe ſehr zweifelhafte Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtſchaft und aus der fünften Ordnung der 22ſten Linnéſchen Klaſſe, haben Ruiz und Pavon ſo genannt (Fl. per. p. 259.) nach dem damals lebenden Profeſſor der Botanik zu Perpignan, Decoſte-Sarrabel. — Char. Die männlichen Blüthen beſtehen aus einem fünfzähnigen Kelche, einer fünfblätterigen Corolle und fünf Staubfäden. Die weiblichen haben einen fünfzähnigen Kelch, keine Corolle und drei Griffel. Die einſamige Steinfrucht iſt mit dem Kelche und den Griffeln gekrönt. Die einzige Art, welche ſich bei Ruiz und Pavon genannt findet, *D. scandens* iſt ein kletternder, chileſiſcher Strauch mit herzförmigen, an der Baſis gezähnten und dornigen Blättern. (*A. Sprengel.*)

DECRES, Denis, Herzog, war nach der Biographie des hommes vivans zu Chateau-Vilain in der Champagne 1762, nach der Biogr. nouvelle des Contemporains aber zu Chaumont im Departement der obern Marne am 22. Juni 1761 geboren. Er ſtammte aus einer ſehr angeſehenen Familie, aus welcher ſchon mehre Mitglieder ſich im Seedienſt ausgezeichnet hatten, dem auch er ſich ſeit ſeinem achtzehnten Jahre widmete, und worin auch er ſchon als Seekadet ſich auszeichnete. In der für den Grafen von Graſſe ſo unglücklichen Schlacht am 13. April 1781 waren mehre franzöſiſche Schiffe ſchon in der Gewalt der Engländer, und eins, aller ſeiner Maſte beraubt, würden ſie ſo eben genommen haben,

---

1) *G. de Razoumowsky*, Voyage minéral. dans le Gouvernement d'Aigle. Lausanne 1784. p. 135.

2) „Incredibile est, quantum montium vir venerabilis *A. L. Decoppet* emensus sit. *Alb v. Haller*, Hist stirp. indigenar. Helvetiae. Praefat. p. XVII.

3) Mém. de la Soc. des phys. de Lausanne. I. p. 83. II. p. 263. *Reynier* Mém. pour servir à l'hist. nat. de la Suisse. Tome I. p. 214, 216. G. E. v. Haller Bibliothek der Schweizergeſchichte. I. S. 515. Nr. 1695. Nr. 1700. II. S. 243. Nr. 902.

wenn nicht der junge Decrès ſich in ein Boot geworfen und unter dem Feuer der feindlichen Flotte ihm ein Schlepptau zugebracht hätte, mittelſt deſſen es von einer Fregatte glücklich fortbuchſirt wurde. Im J. 1786 war er Schiffslieutenant und diente zu Anfange der Revolution in Indien, wo er als Major eine Schiffsdiviſion befehligte. Nach ſeiner Rückkehr im J. 1793 ward er verhaftet und irrte flüchtig umher bis zur Zeit der Expedition nach Ägypten, bei welcher er als Contre-Admiral die Beobachtungsescadre in der Schlacht von Abukir befehligte. Er wendete ſich hierauf nach Malta, zu deſſen Vertheidigung er 17 Monate lang mit ſeiner Escadre wirkte, dann aber, um die Vorräthe der Beſatzung nicht zu erſchöpfen, ſich zum Abzug entſchloß. Im Angeſicht der feindlichen Escadre machte er den Wilhelm Tell ſegelfertig und ſtürzte ſich mitten in jene hinein. Wenn gleich umringt und endlich gefangen genommen, nöthigten doch der Muth und die Tapferkeit, womit er ſich aufs Äußerſte vertheidigte, dem Feinde Achtung ab. Nachdem er ausgewechſelt worden, wurde er zum Präfekten des vierten Seearrondiſſement zu Lorient ernannt, und am 1. Oct. 1802 zum Seeminiſter. Im J. 1804 wurde er Viceadmiral, Chef der zehnten Cohorte, Großofficier der Ehrenlegion, Präſident des Wahlcollegiums der obern Marne und 1805 Generalinſpector der Küſten des mittelländiſchen Meeres; zum Herzog aber ward er erſt im J. 1813 ernannt. Mit ſeinem Miniſterium wurde man ſehr unzufrieden, beſonders ſeit ſeiner Weigerung die zu Domingo geſchloſſenen Verträge zu erfüllen, wobei es jedoch ungewiß iſt, ob er dies aus eigenem oder auf Napoleons Betrieb gethan, an welchen er ſtets die größte Anhänglichkeit bewies. Zum Vorwurfe hat man ihm auch gemacht, daß er in allen Zweigen des Seeweſens eine zu große Ökonomie eingeführt habe, um dem Kaiſer große Summen für einen Nothfall aufzuſammeln. Dabei darf man aber doch nicht überſehen, daß während ſeiner Verwaltung 93 Linienſchiffe und 60 Fregatten erbaut wurden, und daß die Arbeiten bei Cherburg und im Hafen von Antwerpen große Summen erfoderten. Er blieb Napoleon getreu, als dieſer nach Elba ging, erhielt im Jahre 1815 ſein Miniſterium wieder und die Pairswürde, verlor aber beides nach der Rückkehr der Bourbons, und zog ſich ſeitdem in den Schoos ſeiner Familie zurück. Ein Dunkel ſchwebt noch über ſeinem unglücklichen Ende. Am 23. Nov. 1820 entladete ſich eine in ſeinem Zimmer angelegte und bis in ſein Bett geleitete Höllenmaſchine, die zwar ihren Zweck verfehlte, weil ein Brandgeruch ihn vor der Entladung erweckt hatte, wodurch er aber doch ſo ſtark verwundet wurde, daß er an den Folgen davon am 7. December ſtarb. Man vermuthet, daß ſein Kammerdiener der Thäter geweſen, der aber ſelbſt zum Fenſter hinausgeſchleudert wurde, und bis an ſeinen, zwei Tage nach der Exploſion erfolgtem, Tod auf ſeiner Ausſage beharrte, daß zwei Männer ihn zum Fenſter hinausgeſtürzt hätten. (*H.*)

Decrescendo ſ. musikaliſche Farbengebung.

DECRETALEN oder Decretalbriefe (decretales epistolae) heißen die vom Papſte erlaſſenen Antwortsſchreiben auf Rechtsfragen, welche ihm über Gegenſtände der Kirchendisciplin zur Entſcheidung vorgelegt worden; oder, wie ſchon Gelaſius I. auf der römiſchen Kirchenverſamlung vom J. 494 ſich ausdrückte: Epistolae, quas beatissimi papae diversis temporibus ab urbe Romana pro diversorum patrum consultatione dederunt [1]).

Die Gewohnheit ſolcher Conſultationen war für bürgerliche Rechtsangelegenheiten bereits bei den alten Römern üblich [2]), und erhielt ſich bis zum Untergange des römiſchen Reichs [3]). Um ſo natürlicher war es, daß man ſich ihr auch im kirchlichen Leben anſchloß, und den ſchon ſeit den apoſtoliſchen Zeiten, zur Erhaltung der Verbindung und Gemeinſchaft unter den zerſtreuten Gemeinden und Particularkirchen gepflogenen Briefwechſel dazu benutzte [4]), ſich durch Sendſchreiben zugleich über kirchliche Streitfragen gegenſeitig zu belehren. In den gleichen Fällen wandte man ſich begreiflich immer nur an die angeſehenſten Biſchöfe, und wenn die Fragen beſonders wichtige Gegenſtände betrafen, am liebſten an den Biſchof zu Rom [5]). Dieſer nahm ja in bürgerlicher und kirchlicher Hinſicht gleich von Anfang an eine vor den übrigen Biſchöfen ausgezeichnete Stellung ein, und ſtand außerdem (worauf hier vorzugsweiſe Gewicht gelegt werden muß) in dem wohl begründeten Rufe einer ganz beſondern Orthodoxie. Auch pflegte der erwähnte Briefwechſel, wenn er ſich nicht auf einzelne Particularkirchen beſchränkte, hauptſächlich gerade durch den römiſchen Biſchof vermittelt zu werden [6]).

So geſchah es, daß eben die Lehrbriefe der Oberhirten zu Rom für das Kirchenrecht bald von ganz beſonderem Einfluß wurden. — Geſetzliche Auctorität hatten ſie indeſſen urſprünglich keinesweges; *ſie galten* vielmehr bloß als unvorgreiflicher guter Rath [7]). Daher ſagt auch unter andern Papſt Gelaſius in dem ſchon oben citirten Texte nur: „Decretales epistolae *venerabiliter* suscipiendae sunt.“ Auch deutet die Vorrede der, dem Anfange des ſiebenten Jahrhunderts angehörenden, Iſidoriſchen Samlung ausdrücklich darauf hin, daß das Anſehn der römiſchen Lehrbriefe nur auf der Vorausſetzung beruhe, die römiſche apoſtoliſche Kirche werde nach den von den Vätern überlieferten Regeln regirt und dieſe Disciplin ſei in jenen enthalten [8]). — Wie hoch man indeſſen die Decretalen der Päpſte bereits ſeit dem fünften Jahrhundert geachtet habe, läßt ſich namentlich daraus abnehmen, daß ſie in den gleichzeitigen Quellenſamlungen, die doch zugleich lediglich auf den praktiſchen Gebrauch berechnet waren, neben den Canonen der Concilien zuſammengeſtellt wurden. Förmliche Geſetzeskraft erlangten ſie jedoch gleichwol noch lange nicht. Der Papſt war nämlich noch nicht das, was er ſpäterhin wurde [9]), und obwol er nach einer geſetzgebenden Ge walt ſchon längſt eifrigſt geſtrebt hatte, war es ihm in den fränkiſchen Zeiten doch noch nicht möglich, das Ziel ſelbſt wirklich zu erreichen. Bedeutende Fortſchritte machte er inzwiſchen bereits ſeit der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, und fand dabei vornehmlich an den pſeudo-iſidoriſchen Decretalen eine Hauptſtütze. In dieſen wird dem Papſt Damaſus I. unter andern folgendes in den Mund gelegt: „Omnia decretalia et cunctorum decessorum nostrorum constituta, quae de ecclesiasticis ordinibus et canonum provulgata sunt disciplinis, ita a vobis et ab *omnibus episcopis* ac *cunctis generaliter sacerdotibus* custodiri debere mandamus, ut, *si quis in illa commiserit, veniam sibi deinceps noverit denegari* [10]. — Es kam nur darauf an, daß dieſe Decretalen für echt ausgegeben, und (insbeſondere durch Aufnahme in die gangbaren Samlungen der kirchenrechtlichen Quellen) überall vorbereitet wurden; wie konnte dann ein orthodoxer Chriſt, da Ausſprüche, wie der vorſtehende, ſich ſchon bei den Päpſten des vierten Jahrhunderts fanden, die Geſetzeskraft der römiſchen Decretalen immer noch in Frage ſtellen?

---

[1]) *Gratiani* Decret. Part. I. Dist. 15. can. 3. §. 16.

[2]) *Cicero* Topica cap. 17. in fin.

[3]) *Justiniani* Institut. Lib. I. Tit. 2. §. 8.

[4]) J. J. Lang Äußere Kirchenrechtsgeſchichte (Tübingen 1827) §. 22. Note e.

[5]) L. T. Spittler Geſchichte des kanoniſchen Rechts bis auf die Zeiten des falſchen Iſidorus. Halle 1778. S. 157 ff.

[6]) Lang a. a. O. §. 58. Note y.

[7]) Vergl. übrigens C. F. Eichhorn Grundſätze des Kirchenrechts (Göttingen 1831). S. 83. 84. Lang a. a. O. §. 58. Note z. Spittler a. a. O. S. 160.

[8]) Eichhorn a. a. O. S. 125.

[9]) Eichhorn a. a. O. S. 140 ff.

Seit dieſer Zeit (d. h. ſeit dem Ende des neunten Jahrhunderts) begann aber auch das Syſtem des päpſtlichen Primats ſich immer beſtimmter auszubilden und jene Hierarchie zu entwickeln, worauf die ſtreng monarchiſche Organiſation der Kirche während der Periode beruhte. Je deutlicher dieſer Monarchismus ins Leben trat, deſto ſchwächer wurde inſonderheit die Wirkſamkeit der Concilien, und faßten die Synoden noch Beſchlüſſe, ſo geſchah es bald nur, um das zu ſanctioniren, was ihnen von dem römiſchen Hofe vorgeſchrieben worden [11]. Dennoch concentrirte ſich die allgemeine kirchliche Geſetzgebung zuletzt, d. h. ſeit dem zwölften Jahrhundert lediglich in der Hand des Oberbiſchofes zu Rom, und an der förmlichen Geſetzeskraft der Decretalbriefe war begreiflich nun nicht mehr zu zweifeln.

Im Gegentheil wurde das Kirchenrecht ſeitdem faſt nur durch Decretalen fortgebildet; welche mithin für das Kirchenrecht ganz das wurden, was die Conſtitutionen der römiſchen Kaiſer einſt für die weltlichen Angelegenheiten geweſen waren. Nicht mit Unrecht unterſcheidet man ſie daher, gleich dieſen kaiſerlichen Conſtitutionen, auch in *Constitutiones speciales* — Mandata, Decreta, Rescripta, — und *Constitutiones generales* — Edicta [12].

Vornehmlich zeichneten ſich als Geſetzgeber aus: Gregor VII. († 1085) [13], Innocenz II. († 1143), Alexander III. († 1181), Innocenz III. († 1216), Honorius III. († 1227), Gregor IX. († 1241), Innocenz IV. († 1254), Bonifacius VIII. († 1303), Clemens V. († 1314) und Johann XXII. († 1334) [14]

Jedoch blieben die Decretalen nur bis zur erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die eigentlichen Träger und Stützen des ſich fortbildenden Kirchenrechts. Auch hatte dies ſeinen ſehr natürlichen Grund theils in der (wenn gleich nur factiſchen) Abgeſchloſſenheit des inmittelſt entſtandenen und bereits ſo vollſtändigen Corpus juris canonici, theils aber auch (und zwar vorzugsweiſe) in der immer mehr ſeitdem gefährdeten Machtvollkommenheit der Päpſte. — Beſonders hörten nunmehr die allgemeinen Conſtitutionen der Päpſte mit der Zeit faſt ganz auf, und von denjenigen, welche noch erlaſſen worden ſind, haben viele, die ſogar noch aus der Zeit des Mittelalters herrühren, niemals allgemeine Giltigkeit erlangt [15]. Waren allgemeine Kirchengeſetze zu erlaſſen, ſo gingen ſie, wie die Concilien zu Koſtnitz, Baſel und Trient beweiſen, ſeit dem funfzehnten Jahrhundert weniger vom Papſte, als von den auf einer ökumeniſchen Synode verſammelten Biſchöfen aus.

An eine Geſetzgebung des römiſchen Stuhles, wie ſie von den oben genannten großen Päpſten des zwölften und dreizehnten Jahrhundert ausgeübt worden war, iſt daher längſt nicht mehr zu denken; um ſo weniger aber für die gegenwärtigen Zeiten, da ſich ohnehin auch das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen Kirchen- und Statsgewalt ſeit den letzten Jahrhunderten von Grund aus geändert hat. Vielmehr pflegt ſich der Papſt, nach vorgängiger Rückſprache und Unterhandlung mit den bezüglichen Regirungen, zunächſt auf Anordnung und Erhaltung der kirchlichen Verhältniſſe der einzelnen Länder zu beſchränken [16].

Dies Alles ſpricht ſich auch in denjenigen päpſtlichen Conſtitutionen der neueſten Zeit, welche den Decretalen im eigentlichen Sinne angehören, deutlich genug aus. Solche Conſtitutionen und Reſcripte gelten gegenwärtig nicht mehr als eigentliche Geſetze; der auf eine Anfrage ertheilte Ausſpruch des Papſtes iſt vielmehr, ganz wie es in der frühern Zeit der Fall war, wieder blos als ein unvorgreiflicher guter Rath zu betrachten, welcher, um mit Gelaſius zu ſprechen, ehrfurchtsvoll (venerabiliter) aufzunehmen iſt, deſſen Befolgung aber gleichwol lediglich dem Ermeſſen des Anfragenden überlaſſen bleibt. — Dieſer Satz, deſſen Richtigkeit ſich aus dem Obigen von ſelbſt ergibt, ſpricht ſich auch in den vorhandenen Lehrbriefen ſelbſt unverhohlen aus. Sie enthalten nämlich nicht dictatoriſche Gebote oder Verbote, ſondern meiſt nur wiſſenſchaftliche Begründungen, Entwicklungen und Erklärungen der bereits vorhandenen Quellen des Kirchenrechts, mithin weniger Geſetze als Gutachten. Einen recht deutlichen Beleg liefert hiezu ein im Jahre 1744 von Papſt Benedict XIV. an den Erzbiſchof von St. Domingo erlaßenes Reſcript. Der Biſchof hatte beim Papſte darüber angefragt, ob Kinder, die im Ehebruch erzeugt worden, durch nachfolgende Ehe ihrer Eltern legitimirt würden. Benedict antwortet in der gedachten Decretale hierauf, und zwar ganz in der oben erwähnten Form wiſſenſchaftlicher Darlegung, wobei er außerdem im Eingange ſeines Reſcriptes ausdrücklich bemerkt, daß er nicht ex auctoritate apostolicae sedis, ſondern lediglich als Doctor privatus reſpondire[17].

---

[10] *Gratiani* Decret. Part. II. Caus. 25. quaest. 1. can. 12.

[11] Eichhorn a. a. O. S. 169.

[12] Vergl. z. B. Decretal. Gregorii IX. Lib. I. Tit. 2. cap. 13.

[13] Merkwürdig iſt es, daß ſich von den Decretalen dieſes Papſtes in den Decretalenſamlungen nur wenig, ja faſt nichts findet.

[14] Vgl. den zweiten und dritten Index J. H. Böhmers hinter ſeiner Ausgabe des Corpus juris canonici. Tom. II. p. 506 seq.

[15] Vergl. z. B. über die Extravagantes communes. J. W. Bickell Über die Entſtehung und den heutigen Gebrauch der beiden Extravagantenſamlungen (Marburg 1825). S. 71 ff. — Sogar ſolche Verordnungen, die ſich auf beſondere Länder beziehen, ſind in dieſen Ländern öfters nicht recipirt worden. Vergl. z. B. Bickell a. a. O. S. 75.

[16] Vergl. z. B. Grundſätze des gemeinen Kirchenrechts von E. A. v. Dorſte-Hülshoff. (Münſter 1828). Bd. I. S. 263 ff.

Seit der Zeit des fünften Jahrhunderts fing man auch an, die päpſtlichen Decretalen zu ſammeln[18].

Unter denjenigen Männern, welche ſich in dieſer Hinſicht beſonders ausgezeichnet haben, verdient den erſten Platz der Abt Dionyſius Exiguus († 536); nicht gerade deshalb, weil er der erſte geweſen wäre, der die Decretalen der römiſchen Biſchöfe compilirt hätte (denn ſchon vor ihm ſind dieſe Rechtsquellen neben den Synodalſchlüſſen geſammelt worden): ſondern vornehmlich deshalb, weil ſein Werk[19], welches in der Zeit 499 — —514 entſtanden iſt, ſich ebenſowol durch beſtimmtere Ordnung des Stoffes, als größere Vollſtändigkeit der Materie auszeichnet, auch in der abendländiſchen Kirche Jahrhunderte lang die Auctorität eines Rechtsbuches genoſſen hat. — Wie Dionyſius in der an den römiſchen Presbyter Julian (welcher ihn zur Abfaſſung der Compilation aufgefodert hatte) gerichteten Vorrede ſeiner Samlung ſelbſt ſagt, hat er alle auf die Kirchendiſciplin Bezug habende Decretalen der römiſchen Biſchöfe, deren er nur habhaft werden konnte, compilirt und unter gewiſſen Titeln, jedoch chronologiſch, zuſammengeſtellt. Zugleich läßt er hinter ſeiner Vorrede ein Verzeichniß dieſer Titel folgen, wonach er aufgenommen hat die ihm zu Gebote ſtehenden Decretalen von Siricius († 398), Innocenz I. († 417), Zoſinius († 418), Bonifacius I. († 422), Cöleſtin I. († 432), Leo I. († 461), Gelaſius I. († 496), und Anaſtaſius II. († 498).

Die Decretalenſamlung des Dionyſius[20] bildet gegenwärtig den zweiten Theil ſeines Geſamtwerkes, in deſſen erſtem Theile die dionyſiſche Samlung der Synodalſchlüſſe enthalten iſt. Doch hatte ſie urſprünglich ihr ſelbſtändiges Daſeyn, wie unter anderm ſich aus den Vorreden ergibt, welche Dionyſius zu jeder Samlung beſonders geſchrieben hat. — Späterhin wurde ſeine Compilation der Decretalen durch Zuſätze bereichert, und gerade auf ſolche vermehrte Handſchriften ſtützen ſich die Ausgaben ſämtlich, die wir zur Zeit darüber beſitzen; ſie ſind nach Hadrianiſchen Handſchriften angefertigt worden, d. h. nach ſolchen, denen dasjenige Manuſcript zum Grunde liegt, welches Papſt Hadrian I Karl dem Großen 774 zum Geſchenk machte[21]. D älteſte Ausgabe iſt 1525 zu Mainz von Joh. Wendelſtein beſorgt worden und führt den Titel: Canones Apostolorum, veterum conciliorum constitutiones, decreta pontificum antiquioro etc. — —

Eine zweite, beſonders wichtige Samlung iſt diejenige, welche in den Manuſcripten dem Iſidorus, Biſchof von Sevilla, zugeſchrieben wird[22]. Doch i völlig unbekannt, was Iſidor ſelbſt dafür gethan habe; denn kaum dürfte es zu bezweifeln ſeyn, daß dieſe Samlung eine andere zum Grunde liege, die ſchon in den ſpaniſchen Concilienſchlüſſen von 563 erwähnt wird, und im Laufe der Zeit durch Nachträge vermehrt worden war. Wie es ſcheint, beſchränkt ſich das Verdienſt Iſidors, auf größere Vervollſtändigung und zweckmäßigere Anordnung des Materials. So, wie das Werk aus den Händen dieſes Biſchofs hervorgegangen iſt, fällt es übrigens in die Zeit von 633 und 636, da die neueſten Stücke darin dem zuerſtgenannten Jahre angehören, in dem zuletzt genannten aber Iſidor verſtorben iſt. Mit dem Dionyſiſchen Geſamtwerke ſtimmt es darin überein, daß es in zwei Theile zerfällt, von denen der zweite, was gerade für uns hier von Wichtigkeit wird, den päpſtlichen Decretalen gewidmet iſt.

Bei weitem das Meiſte in dieſem zweiten Hauptſtücke iſt aus Dionyſius entlehnt. Doch finden ſich auch anderweitige Decretalen darin, deren Mehrzahl an die Obern der ſpaniſchen Kirche ergangen iſt[23]; ſie ſind, unter Beobachtung der chronologiſchen Ordnung, welche auch in dieſer Samlung wie bei Dionyſius herrſcht, gehörigen Orts eingeſchaltet worden.

An und für ſich betrachtet, würde daher die Iſidoriſche Compilation der Decretalen faſt blos den Werth einer ſtark vermehrten Ausgabe des Dionyſiſchen Werkes haben. Dennoch iſt ſie in hiſtoriſcher Beziehung von ungleich größerer Wichtigkeit geworden; freilich aber zunächſt nur durch die unechten Zuſätze und Interpolationen, welche um die Mitte des neunten Jahrhunderts darin eingeſchaltet wurden. Dergleichen Zuſätze erhielt die Samlung Iſidors zwar ſchon früher; doch waren ſie, wie z. B. ein Straßburger Codex vom Jahre 787 bezeugt[24], meiſt echt und unſchuldiger Natur.

Anders verhält es ſich dagegen mit den vorher erwähnten Verfälſchungen[25]. Dieſen liegt eine beſtimmte, um Vortheil des Papſtes und der Kirche gereichende Abſicht zum Grunde; die Abſicht nämlich, die Kirche von der weltlichen Macht loszureißen, und ausſchließlich unter den Einfluß des Papſtes zu bringen. Zwar leugnen dies Manche und ſtellen den Betrug als etwas ſehr unſchuldiges dar; indeſſen dürfte, zumal nach den von Eichhorn neuerdings darüber gemachten Bemerkungen, die Abſichtlichkeit der Fälſchungen ſich mit Grund wol nicht mehr bezweifeln laſſen.

---

[17] Bullarium magnum edit. Luxemb. Tom. XVI. pag. 260. sq

[18] *I. H. Böhmer* De decretalium pontificum Romanorum variis collectionibus et fortuna; abgedruckt als einleitende Abhandlung vor dem zweiten Bande von Böhmers Ausgabe des canoniſchen Rechtsbuches.

[19] Über ähnliche, der Dionyſiſchen Compilation gleichzeitige Samlungen vergl. Fratrum *Ballerinorum* Tractat. de antiquis tum editis tum ineditis collectionibus canonum ad Gregorium usque. pag. 107. 114. 116. (in der von den Ballerini veranſtalteten Ausgabe der Opera Leonis Magni. Tom. III.) In dem Appendix eben dieſes Bandes findet ſich eine, übrigens nicht für Gallien ſondern für Italien (Eichhorn a. a. O. S. 114. Not. 47.) beſtimmte Samlung dieſer Art abgedruckt.

[20] Vergl. über das Dionyſiſche Werk z. B. *Böhmer* l. c. §. 4. sq. Spittler a. a. O. S. 145. ff. Eichhorn a. a. O. S. 110. ff. Vergl. auch die folgende Note.

[21] *J. C Rudolph* Nova commentatio de codice canonum, quem Hadrianus Carolo M. dono dedit. Erlang. 17

[22] Vergl. hierüber *Böhmer* l. c. §. 7. seq. Spittler a. a. O. S. 208. ff. Eichhorn a. a. O. S. 116. ff. *C. de la Serna Santander* Praefatio historica critica in veram et genuinam collectionem veterum canonum ecclesiae Hispanae. *Bruxell.* a. reipubl. Gall. VIII.

[23] Vergl. hierüber die beiden Inhaltsverzeichniſſe mit einander, die ſich finden bei Spittler a. a. O. S. 145. ff. und 208. ff.

[24] Notices et extraits des manuscrits de la bibliotheque nationale. Tom. VII. P. 2 pag 173. seq

[25] *Böhmer* l. c. §. 9. seq. *Ballerini* l.

Die Verfälſchung des echten Iſidoriſchen Werkes ſelbſt beſteht in einer Maſſe von interpolirten oder ganz erdichteten Decretalen[26]), worin den Päpſten von Clemens I. († 100.) bis Siricius († 398.) über die Unabhängigkeit der Kirche und die Macht des römiſchen Biſchofes Ausſprüche und Anſichten, die erſt ſeit dem fünften Jahrhundert allmälig in Umlauf gekommen waren, untergeſchoben worden, zugleich aber mit ſolchen Übertreibungen, wie ſie früher (d. h. vor der Verfälſchung der Iſidoriſchen Samlung) noch Niemand gewagt hatte. Ein Beiſpiel davon iſt ſchon oben angeführt worden. Denn wenn in dem S. 301. mitgetheilten Decretalbriefe dem Papſte Damaſus I. die Worte in den Mund gelegt werden: „*Omnia* decretalia ab *omnibus* episcopis et *cunctis generaliter* sacerdotibos (ita) custodiri debere mandamus, ut, si quis in illa commiserit, *veniam* sibi deinceps noverit *denegari*"; ſo ließ man ihn etwas ausſprechen, was Papſt Leo der Große nur gegen diejenigen Biſchöfe geltend zu machen gewagt hatte, welche zugleich ſeinem Patriarchenſprengel angehörten, alſo in einer beſondern Subjection zu ihm ſtanden[27]).

Daß dieſe Stücke unecht ſeien, iſt ſelbſt von Cardinälen, wie Baronius und Bellarmini, eingeräumt worden und wird gegenwärtig auch von den ſtärkeſten Anhängern der römiſchen Curie nicht mehr beſtritten. Dagegen galten ſie das ganze Mittelalter hindurch für echt[28]). Gerade dies war es nun, was ſie in hiſtoriſcher Hinſicht von ſo beſonderer Wichtigkeit macht. Die Päpſte wurden nämlich bei der immer beſtimmtern Durchführung ihres Papalſyſtemes dadurch unglaublich unterſtützt, und würden dieſes Syſtem entweder gar nicht oder doch nicht ſobald, als es wirklich geſchah, zur practiſchen Anwendung haben bringen können, hätten ſie nicht jene Decretalen auf ihrer Seite gehabt, wodurch ſie in den Augen des gläubigen Publikums gegen jede Mißdeutung möglichſt geſichert wurden.

Zum Unterſchiede von der echten Samlung Iſidors, pflegt man die verfälſchte Compilation mit dem Namen der Pſeudoiſidoriſchen zu belegen. Seinen Grund hat dies darin, daß die Vorrede folgendermaßen beginnt: „Incipit praefatio S. Isidori episcopi. Isidorus Mercator (al. Peccator) servus Christi etc."[29]).

Von der echten Samlung Iſidors beſitzen wir erſt ſeit kurzem eine Ausgabe; ſie iſt zu Madrid erſchienen. Der erſte Theil, d. h. die Samlung der Concilienſchlüſſe war bereits 1808 im Druck vollendet, der zweite, alſo die Decretalenſamlung, hingegen erſt 1821. Das Ganze wurde auch erſt in dem zuletzt genannten Jahre mit einer Vorrede des Fr. Ant. Gonzalez, öffentlich bekannt gemacht; der erſte Theil unter dem Titel: Collectio canonum ecclesiae Hispanae ex probatissimis et pervetustis codicibus nunc primum in lucem edita; — der zweite Theil unter dem Titel: Epistolae decretales ac rescripta Romanorum pontificum. — Das Pſeudoiſidoriſche Werk iſt dagegen viel früher und zwar vollſtändig gedruckt, im erſten Bande der 1523, 1524 zu Paris herausgekommenen Samlung Merlins, wovon 1530 zu Cöln und 1535 zu Paris Nachdrucke erſchienen ſind. —

Was die übrigen, gleichzeitigen und ſpätern Samlungen betrifft, wie z. B. die von Regino von Prüm, Burchard von Worms und Ivo von Chartres[30]), worin, nach ſyſtematiſcher Ordnung, neben den übrigen weltlichen und kirchlichen Quellen des Kirchenrechts insbeſondere auch die Decretalen der Päpſte auszugsweiſe mitgetheilt worden; ſo werden ſie hier ebenſo übergangen wie das Gratianiſche Decret, worin die Decretalen gleichfalls ſtark benutzt ſind. Dagegen ſind die nach Gratians Decret erſchienenen, auf päpſtliche Decretalen ſich zunächſt beſchränkenden Samlungen hier wieder näher zu beſchreiben.

Die beiden älteſten darunter fallen gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. Die eine dieſer Samlungen führt den Titel: Appendix ad concilium Lateranense III., und findet ſich in den gewöhnlichen Ausgaben der Conciliensamlungen abgedruckt[31]); die andern den Titel: Decretales Alexandri III. in concilio Lateranensi III. generali anno MCLXXIX. celebrato editae, und iſt aus einer Kaſſelſchen Handſchrift von J. H. Böhmer zum Druck befördert worden[32]). — Zwiſchen beiden Compilationen[33]), die übrigens von unbekannten Verfaſſern herrühren, findet der engſte materielle Zuſammenhang Statt, und die zweite iſt im Grunde nichts weiter als eine verbeſſerte Recenſion der erſtern. Sie enthalten, außer den Canonen des dritten Lateranenſi

---

pag. 215. seq. Spittler a. a. O. S. 220. ff. *J A. Theiner* De pseudoisidoriana canonum collectione. Vratislav. 1827. 8. Walter Lehrbuch des Kirchenrechts. §. 83. ff. Eichhorn a. a. O. S. 148. ff.

[26]) Lehrreich iſt das Verzeichniß bei Spittler a. a. O. S. 223. ff., beſonders wenn man es mit dem Verzeichniß vergleicht, welches Spittler S. 208. mittheilt.

[27]) *Leonis Magni* epistol. ad episcopos per Campaniam, Picenum etc. — constitutos; in Operib. Tom. I. pag. 616. (edit. Ballerin.)

[28]) Lang a. a. O. §. 115. Not. 5.

[29]) Spittler a. a. O. S. 222.

[30]) Vergl. z. B. Lang a. a. O. §. 116—120. §. 143—148.

[31]) z. B. *Harduin* Collect. concil. Tom. VI. P. II. pag. 1693. seq. *Mansi* Concil collect. Tom. XXII. pag. 248. seq.

[32]) Im zweiten Bande ſeines Corp. jur. can. Append. pag. 186. seq.

[33]) Vergl. über dieſe beiden Samlungen: *J. H. Böhmer* De decretor. pontificum Romanor. variis collectionib. §. 13. (oben Note 17.); beſonders aber: *Augustin Theiner* De Romanor. pontificum epistolar. decretalium antiquis collectionib. et de Gregorii IX. decretalium codice. Lips. 1829. pag. 5—9. Vergl. auch J. W. Bickells Recenſion des Theinerſchen Werks in der allgem. Lit.-Zeitung von 1830. Nr. 129.

ſchen Concils und einigen Satzungen anderer Synoden, faſt nur Decretalen **Alexanders** III. Zwar finden ſich darin auch Lehrſchreiben früherer und ſpäterer Päpſte, z. B. **Gregors** VII., **Eugens** III., **Lucius** III., **Urbans** III., **Gregors** VIII., **Clemens** III. Doch ſind dieſe der Zahl nach gering; beſonders ſoweit ſie den Vorgängern **Alexanders** III. angehören. — Die Decretalen werden bald blos auszugsweiſe, bald ihrem ganzen Umfange nach darin mitgetheilt, öfters auch in mehre Stücke zerlegt. Dabei halten ſich die Compilatoren (was ebenſo, wie das Vorſtehende, auch von den Verfaſſern der ſpäten, weiter unten näher zu charakteriſirenden Decretalenſamlungen gilt), nicht ſtrenge an die Worte des Urtextes ſelbſt; erlauben ſich vielmehr bald größere, bald geringere Abänderungen, wovon indeſſen manche Abweichungen gewiß auch auf Rechnung ungenauer Abſchreiber der Handſchriften zu ſetzen ſind.

Wie ſchon bemerkt machen beide Compilationen im Grunde ein und daſſelbe Werk aus. Auf den erſten Anblick ſcheint dem zwar nicht ſo zu ſeyn. So z. B. beſteht die ältere Samlung aus 50 Theilen mit 571 Abſchnitten oder Kapiteln; die jüngere aus 65 Titeln mit 438 Kapiteln. Ferner ſind im erſten Theile des ältern Werks die Canonen des dritten Lateranenſiſchen Concils mitgetheilt, was dagegen von den erſten Titeln der zweiten Compilation nicht gilt. Auch iſt am Ende dieſer zweiten Samlung (Tit. 57—65.) eine Reihe von Titeln enthalten, welche über das Eherecht ausſchließlich handeln; wogegen eine ſolche Zuſammenſtellung am Schluß der erſten Compilation und überhaupt in dem geſamten Werke ganz fehlt. Dergleichen Abweichungen der beiden Samlungen von einander kommen auch ſonſt noch vor, und das eine Werk ſcheint daher auf den erſten Anblick mit dem andern nicht näher verwandt zu ſeyn. Wirklich aber **ſcheint** es auch nur ſo. Dazu geben gleich die angeführten beiden Abweichungen einen Beleg. Die in dem erſten Theile der ältern Samlung enthaltenen Canonen des Lateranenſiſchen Concils fehlen nämlich ebenſo wenig in der zweiten Samlung, als die eherechtlichen Texte der zweiten Compilation in der erſten; die Satzungen der gedachten Synode ſind vielmehr in den erſten zwölf Titeln des jüngern Werkes untergebracht worden, und was das am Ende dieſer jüngern Compilation ſich vorfindende Eherecht betrifft, ſo kommen die dazu gehörigen Texte in der ältern Samlung zwar ebenfalls vor, freilich aber an verſchiedenen Stellen zerſtreut, nämlich in Theil 5. 6. 9. 12. 18. 32. 45.

Die angeführten beiden Beiſpiele bezeugen übrigens zugleich das Beſtreben des Verfaſſers der zweiten Samlung, das von ſeinem Vorgänger mitgetheilte Material zweckmäßiger zu ordnen, und wirklich verdient daher ſeine Arbeit den Namen einer **verbeſſerten** Recenſion. Eine **vermehrte** Ausgabe kann ſie dagegen nicht genannt werden; denn 112 Kapitel der ältern Compilation ſind daraus weggelaſſen und nur 32 Kapitel dafür neu hinzugefügt worden.

Auf dieſe Decretalenſamlungen folgt zunächſt die Compilation des **Bernardus** von **Pavia** [† 1213][34]. — **Bernardus** ſelbſt gab dieſem Werke, welches um das Jahr 1190 entſtanden iſt, den Titel: Breviarium extravagantium, und zeigt damit zugleich an, daß es einen Nachtrag zum Gratianiſchen Decrete bilden ſollte. Auch war es gerade die Betrachtung, daß das Decret **Gratians** nach den vielen, ſeit **Innocenz** II. erlaſſenen, derogatoriſchen Decretalen ſowol für den Hörſaal als die Gerichtshalle nicht mehr ausreichte, wodurch Bernardus zur Veranſtaltung ſeiner Samlung beſtimmt wurde.

Er ſchloß ſich dabei dem Gratianiſchen Decrete inſofern an, als er im Ganzen dieſelben Quellen benutzte, welche **Gartian** benutzt hatte; er nahm nämlich in ſeine Compilation auf: Excerpte aus den Kirchenvätern, Satzungen der Concilien, vor allem aber päpſtliche Decretalen; weniger jedoch ſolche, die ſchon aus den frühern Zeiten (ſeit **Gregor** dem **Großen**) herrührten, aber bei **Gratian** fehlten, als vielmehr ſolche, *die erſt* ſeit **Gratian** (beſonders von **Alexander** III.) *erlaſſen* waren. Dagegen wich er in der äußern Anordnung ſeines Breviars von **Gratian** völlig ab; die einzelen Kapitel ſtellte er nämlich, unter Beifügung der gehörigen (nicht ſelten übrigens unrichtigen) Inſcriptionen, in **Titeln**, denen er zugleich die ihrem Inhalte entſprechenden Rubriken vorſetzte, zuſammen, und zerlegte daneben das geſamte Werk in fünf Bücher. Wie es ſcheint ſchwebte ihm bei dieſer Anordnung des Ganzen die Einrichtung des Juſtinianeiſchen Codex vor Augen.

Das Material entlehnte er aus den verſchiedenen, ihm zu Gebote ſtehenden, ältern Samlungen, z. B. aus der Samlung des **Burchard** von **Worms** *und* **Ivo** von **Chartres**. Vieles nahm er unter *andern auch aus* dem Werke **Gratians**; das meiſte jedoch aus den vorher beſchriebenen beiden Decretalenſamlungen, von denen er indeſſen die jüngere vorzugsweiſe benutzt hat. Auch hat er ſich meiſt an die Ordnung dieſer letztern Compilation gehalten, woraus er ohnehin auch faſt alle Inſcriptionen entlehnt hat. — Über das nähere Verhältniß des Bernardſchen Breviars zu den ältern beiden Decretalenſamlungen gibt die ſynoptiſche Tabelle vollſtändige Auskunft, welche **Auguſtin Theiner** ſeiner trefflichen Schrift als Accessio prima beigefügt hat[35].

Dieſes Breviar **Bernards** erlangte, obwol nur Privatarbeit, doch bald eine außerordentliche Auctorität. Überall wurde es ſowol bei den Vorleſungen als in den Gerichten gebraucht. **Bernardus** ſelbſt fertigte darüber eine **Summa** an und bald darauf folgte ein ähnliches Werk unter dem Namen: Glossa. Auch ſchrieben viele andere Gloſſatoren darüber. So geſchah es, daß über dem Breviar die beiden frühern Decretalenſamlungen bald ganz vergeſſen wurden und die ältern Canoniſten die Compilation **Bernards** geradezu als die prima (decretalium) compilatio bezeichneten.

---

[34] [illegible] lämer [illegible] *C. Koch* De breviario extra[illegible] nar[illegible] in Opuscul. juris can. No. [illegible] pag. 3—12.

[35] [illegible]

Die älteſte Ausgabe iſt von Anton Auguſtinus 1576 zu Jlerda veranſtaltet worden[36].

An das Breviar des Bernardus Papienſis ſchloſſen ſich zunächſt die Compilationen von Gilbertus, Alanus, Rainerius Pompoſianus und Bernardus Compoſtellanus an[37]. Doch werden dieſe Samlungen der Decretalen hier übergangen, weil die erſte, zweite und vierte nicht bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, die dritte aber, welche uns zwar erhalten iſt[38], nur untergeordnete Bedeutung hat. Sie beſteht übrigens aus 41 willkürlich zuſammengereihten Titeln, worunter 123 Decretalen von Innocenz III. aus deſſen erſten Regirungsjahren mitgetheilt ſind.

Wichtig wird dagegen wieder die Compilation des Petrus Beneventanus, welche auf unmittelbare Veranlaſſung des Papſtes Innocenz III. veranſtaltet, auch förmlich publicirt und mit Geſetzeskraft bekleidet wurde[39]. Es iſt dies die erſte Decretalenſamlung, von welcher ſolches gilt. Veranlaſſung zu dieſem Werke gaben die bei Innocenz darüber erhobenen Klagen, daß ſo viele Decretalen unter ſeinem Namen in Umlauf geſetzt waren, die von ihm gar nicht erlaſſen worden. Daher trug dieſer Papſt (1198—1216.) dem Petrus von Benevent auf, aus den echten Regeſten der erſten zwölf Jahre ſeines Pontificats eine neue Samlung zu veranſtalten. Dieſem Auftrage gemäß legte Petrus natürlich die Regesta ſelbſt zum Grunde; doch hat er ſicherlich auch die Samlungen ſeiner beiden Vorgänger benutzt; ob die des Bernardus Compoſtellanus, darüber läßt ſich weil dieſes Werk untergegangen iſt, freilich nicht urtheilen. Daß er hingegen die Compilation des Rainerius Pompoſianus zu Rathe gezogen habe, dürfte um ſo weniger zu bezweifeln ſeyn, als ſich faſt alle Kapitel dieſer Samlung in ſeinem Werke wiederfinden. — Was übrigens die äußere Anordnung des Materials betrifft, ſo hielt ſich Peter von Benevent ſtreng an das Bernardſche Breviar an; er hat wie dieſer fünf Bücher unterſchieden und jedes Buch in Titel zerlegt, welche den Titeln Bernards faſt durchgängig entſprechen. —

Der nächſte Nachfolger des Petrus von Benevent war, als Decretalenſamler, Joannes Wallenſis[40]. Dieſer entſchloß ſich zu einer neuen Compilation, weil Petrus von Benevent ſich auf die Lehrbriefe Innocenz III. beſchränkt hatte, und ſammelte daher, außer den von Bernardus Papienſis übergangenen Decretalen Alexanders III., die Sendſchreiben der ſpätern Päpſte bis auf Innocenz III., alſo die Decretalen Lucius III., Urbans III., Gregors VIII., Clemens III. und Cöleſtins III. — Er ſchloß ſich dabei in der äußern Anordnung ſeines Werkes ebenſo genau, als Petrus Beneventanus, dem Breviar des Bernard von Pavia an, nach deſſen Vorgange er auch verſchiedene Excerpte aus den Concilien und Kirchenvätern aufnahm. — Übrigens unterzog er ſich der Arbeit aus eigenem Antriebe; auch hat ſeine Samlung die Auctorität einer förmlichen Geſetzſamlung ſpäterhin nicht erlangt. Sie wurde aber gleichwol in den Vorleſungen gebraucht und in den Gerichten benutzt. — Den Stoff entlehnte Joannes Wallenſis vorzugsweiſe aus den Compilationen des Gilbertus und Alanus, und (wie es ſcheint) aus den beiden älteſten Decretalenſamlungen.

Obwol das Werk des Petrus Beneventanus älter iſt, als das des Joannes Wallenſis[41], ſo wird doch das erſte (in Bezug auf das Breviar des Bernardus Papienſis, welches, wie ſchon oben bemerkt worden, mit dem Namen der prima compilatio belegt wird) bei den ältern Canoniſten als die tertia, und das letztere als secunda compilatio bezeichnet. Inzwiſchen erklärt ſich dieſer ſcheinbare Anachronismus hinlänglich daraus, daß Joannes ältere Decretalen geſammelt hat, als Petrus.

Beide Werke haben die älteſte Ausgabe mit dem Breviar des Bernardus Papienſis gemeinſchaftlich. — Die Compilation des Petrus von Benevent beſchränkte ſich auf die von Innocenz III. während der erſten zwölf Jahre ſeiner Regirung erlaſſenen Decretalen und reichte alſo nur bis zum Jahre 1210. Nun iſt aber kein Papſt als kirchlicher Geſetzgeber ſo thätig geweſen als gerade Innocenz III. Sehr natürlich alſo, daß bald eine neue, übrigens von unbekannter Hand angefertigte, Samlung derjenigen Drecretalen dieſes Papſtes erſchien[42], welche erſt nach dem vorher bezeichneten Jahre publicirt worden waren. Zugleich ſind in dieſer Compilation die Satzungen der im Jahre 1215 unter Innocenz gehaltenen, vierten Lateranenſiſchen Kirchenverſamlung nebſt einigen ältern Decretalen enthalten, welche von Petrus Beneventanus übergangen waren. Der äußern Form nach ſtimmt dieſes Werk mit denen des Bernard von Pavia, Petrus von Benevent und Joannes von Wallia ebenfalls überein; auch ſchließt es ſich an die Samlungen dieſer Männer bei den ältern Canoniſten als Compilatio quarta an. Übrigens iſt es nur eine Privatarbeit, die auch niemals in Geſetzeskraft getreten, indeſſen ſowol bei den Vorleſungen als den gerichtlichen Entſcheidungen benutzt worden iſt. Wie es ſcheint, iſt dieſe Compilation erſt nach dem Tode Innocenz III. erſchienen. Die älteſte Ausgabe fällt mit der Editio princeps der andern drei Compilationen zuſammen.

Die letzte Decretalenſamlung, von welcher noch nähere Rechenſchaft gegeben werden muß, iſt endlich die von Honorius III. [1216—1227] [43]. Sie enthält außer den Decretalen dieſes Papſtes noch die von Friedrich II. „pro libertate ecclesiarum et clericorum, confusione Patarenorum, testamentis peregrinorum et securitate agricultorum“ erlaſſenen Conſtitutionen. Auch dieſe Samlung ſtimmt der äußern Einrichtung nach mit den vier frühern Samlungen, an die ſie ſich als Compilatio quinta anſchließt, überein; wie dieſe zerfällt ſie in fünf Bücher und die einzelnen Bücher in Titel, welche den Titeln der ältern Samlungen entſprechen. Verfaßt iſt ſie auf ausdrücklichen Befehl des Honorius, und demnächſt auch förmlich publicirt worden, wie es ſcheint gegen Ende des Jahres 1226. Doch iſt ſie weder lange in Gebrauch geblieben, noch überall in Gebrauch gekommen, weil Honorius bald darauf mit Tode abging und ſein Nachfolger Gregor IX. gleich nach Beſteigung des päpſtlichen Stuhls den Entſchluß einer (auch ſchon im Jahre 1234 publicirten) neuen Compilation faßte, worin er außer ſeinen eignen Decretalen die in den ältern Compilationen enthaltenen zu einem Ganzen vereinigen ließ [44]. Dies war der Grund, weshalb die Compilatio quinta auch mehr als die frühere, vernachläſſigt und kaum gloſſirt worden iſt. Nicht einmal der Name deſſen, welcher ſie redigirt hat, iſt der Nachwelt aufbewahrt worden.

---

[36] Unter dem Titel: Antiquae collectiones decretalium, gab Ant. Auguſtinus außer unſerer Compilatio prima auch die weiter unten zu beſchreibenden Collectiones secunda, tertia und quarta zuerſt darin heraus.

[37] *Theiner* l. c. p. 13—15.

[38] Sie iſt herausgegeben von St. Baluzius als Prima collectio decretalium Innocentii III. und befindet ſich hinter dem zweiten Buche der von Baluzius edirten Briefe von Innocenz [illegible] pag. 548. Tom. I.

[39] *Theiner* l. c. p. 15—17. [illegible] de Innocentii III. P. R. collectione decretalium pri[illegible] antiquas tertia; in deſſen Opusc. jur. can. Nr. 2.

[40] [illegible]ner l. c. §. 14. *Theiner* l. c. p. 17—19.

[41] *Theiner* l. c. pag. 18. 19. vergl. mit pag. 8. Note 43.

[42] *Theiner* l. c. pag. 20. *Böhmer* l. c.

Die älteſte Ausgabe iſt von J. Cironius beſorgt, und erſchienen unter dem Titel: Quinta compilatio epistolarum decretalium Honorii III. Tolos. 1645. — Die ſpätern Decretalenſamlungen des Mittelalters ſind hier zu übergehen, weil ſie integrirende Beſtandtheile des Corpus juris canonici ausmachen und alſo unter dem Artikel Kanonisches Rechtsbuch näher zu beſchreiben ſind. Bekanntlich ſind es folgende: 1) Die Decretalenſamlung Gregors IX. — 2) Die Samlung Bonifacius VIII. — 3) Die Samlung Clemens V. — 4) Die Samlung der Extravaganten Johanns XXII. — und 5) Die Samlung der Extravagantes communes.

Übrigens haben ſich auch in den neuern Zeiten verſchiedene Gelehrte als Samler der aus dem erſten Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung herrührenden Conſtitutionen der Päpſte verdient gemacht; zuvörderſt nämlich der Kardinal Antonio Carafa. Seine Samlung geht bis zum J. 1073 und iſt 1591 von Antonius de Aquino in zwei Foliobänden herausgegeben. — Eine andere Samlung beabſichtigte P. Couſtant. Sie ſollte enthalten die Epistolae Romanor. pontific. a S. Clemente I. usque ad Innocentium III. Allein ſie iſt unvollendet geblieben und der erſte 1721 zu Paris erſchienene Band geht nur bis zum Jahre 430. — Ebenſo iſt das Werk von C. T. G. Schönemann nicht vollendet worden, welches bis auf Leo den Großen († 461) fortgeführt werden ſollte. Was (Göttingen 1796. 1801.) davon erſchienen iſt, iſt ein bloßer Abdruck der Samlung Couſtants. Schönemann hat nur einige kleine Anmerkungen nebſt einer zu Couſtants Zeit noch unbekannten epistola Anastasii I. hinzugefügt.

Die in den Samlungen des Mittelalters nicht enthaltenen Verordnungen ſind, beſonders ſoweit ſie die neuern Zeiten betreffen, in folgenden Werken zu finden: 1) Bullarium magnum Cherubinorum. Dieſes Werk erſchien zuerſt 1586 zu Rom in einem Foliobande und reichte bis Sixtus V., veranſtaltet durch Laertius Cherubini. Dann erſchien es, bis zu drei Bänden vermehrt, ebendaſelbſt 1617, und wurde hienächſt bis zum Ende des 17. Jahrhunderts fortgeſetzt. Es bildet zugleich die Grundlage der beiden ſpätern Samlungen. Dieſe ſind: 2) Bullarium magnum Romanum a *Leone* M. usque ad Benedictum XIV. Luxemburgi *1727*—1758. Es beſteht aus 19 Foliobänden. 3) *Bullarum* privilegiorum ac diplomatum amplissima *collectio*; opera et studio Caroli Cocquelines. Romae 1733—1748. Es beſteht aus 14 Theilen (Tomi), welche 28 Foliobände ausmachen. (*Dieck.*)

Decretum ſ. die Nachträge zu D.

Decretum Gratiani ſ. Gratianus.

DECSANE (ſpr. Detſchane), **Decsansky** (ſpr. Detſchansky). Eine ſerbiſche Sage erzählt, daß dem Könige Decſansky ſein grauſamer Vater die Augen ausgeriſſen und auf dem Stadtthore aufgehängt habe. Der blinde Decſansky ging nun einſt vor der Stadt ſpaziren. Da erblickte ihn ein Erzengel, erbarmte ſich ſeiner, verwandelte ſich in einen Adler, nahm ſeine Augen von dem Stadtthore weg und gab ſie ihm mit den Worten „odecsi ocsi!“ (da ſind die Augen!) zurück. Decſansky ſah wieder mit den in die Augenhöhlen eingeſetzten Augen und ließ zum Andenken die Stadt Decſane anlegen. (Rumy.)

DECSY (ſpr. Detſchi), Samuel, Doctor der Philoſophie und Medizin, geſt. den 25. Jan. 1816 im 71. Lebensjahre, war ein um die magyariſche Literatur verdienter Mann. Er war zu Rimaßombat in der Gömörer Geſpanſchaft von reformirten Eltern geboren und ſtudirte auf teutſchen und holländiſchen Univerſitäten Philoſophie und Medizin. Nach ſeiner Rückkunft ins Vaterland faßte er den Vorſatz, demſelben durch die Herausgabe einer magyariſchen Zeitung in Wien und durch die Abfaſſung magyariſcher Werke zu nützen. Er gab 27 Jahre lang den Magyar Kurir, theils allein, theils in Verbindung mit Daniel Pánczél heraus. Durch zu viele Anſtrengung ſchwächte er ſeine Geſundheit, was ihn aber nicht abhielt, den Magyar Kurir bis zu ſeinem Tode mit raſtloſer Thätigkeit zu redigiren. Jungen Landsleuten, die nach Wien kamen, erwies er viele Gefälligkeiten und ertheilte ihnen guten Rath. Seine im Druck erſchienenen Werke ſind, außer dem Magyar Kurir: 1) Ἰατρὸς φιλοσόφος ισο θεος, hoc est: Medicus Philosophus Deo aequalis, effatum Hippocratium commentatione academica illustratum. Trajecti ad Viadrum 177. p. 57. 4. 2) Osmanografia, az-az: a' Török Birodalom természeti, erköltsi, egyházi, polyári 's hadi

---

[43] *J. A. Riegger* de collectione decretalium Honorii III. in deſſen Opuscul. (Friburg. 1773.) pag. 223 seq. *Theiner* l. c. pag. 20—24.

[44] Für das Verhältniß der Decretalenſamlung Gregors IX. zu den ältern Compilationen ſowol, als für das gegenſeitige Verhältniß dieſer letztern unter einander wird ganz beſonders lehrreich die ſynoptiſche Tabelle bei *Theiner* l. c. pag. 46—70. Über eine in dieſer Tabelle, ohne Schuld des Verfaſſers, entſtandene Verwirrung vergl. *Theiner* pag. 79.

apottyának és a' Magyar Királyok ellen viselt neveze-
esebb hadakozásainak summás leirása. (Osmanogra-
hie, das heißt kurzgefaßte Beſchreibung des natürlichen,
ittlichen, kirchlichen, politiſchen und Kriegszuſtandes
es türkiſchen Reichs und ihrer mit den ungriſchen Köni-
en geführten Hauptkriege.) 3 Theile mit 2 Charten.
Wien 1788. 378, 442 und 772 S. Zweite vermehrte
usgabe 1789 (fand ſehr viele Leſer). 3) Pannoniai
eniksz, avagy hamvából feltámadott Magyar nyelv.
Pannoniſcher Phönix, oder die aus ihrer Aſche entſtan-
ene magyariſche Sprache). Wien 1790. 274 S. 8.
) A' Magyar szent Koronának és ahoz tartozó tárgya-
nak historiája. (Geſchichte der heiligen ungriſchen Kro-
e und der dahin gehörigen Gegenſtände). Wien 1792.
89 S. Mit vielen Kupfern. (fand auch ſehr viele Leſer).
) Magyar Almanak 1794 esztendöre, mellyben min-
len Europai egyházi 's világi Fejedelmeknek Közönsé-
esen, Különösen pedig a' Két Magyar Hazában Kö-
önséges hivatalokat viselö Hazafiaknak neveik fel vagy-
ak irattatva. (Ungriſcher Almanach auf das Jahr 1794,
n welchem die Namen aller europäiſchen, geiſtlichen und
eltlichen Fürſten im allgemeinen, insbeſondere aber der
n Ungern öffentliche Stellen bekleidenden Landsleute ver-
eichnet ſind. Wien. 486 S. 8. (der erſte Verſuch eines
Statskalenders in magyariſcher Sprache). 6) Magyar
lmanak 1795 esztendöre, a' Polynesiának históriajá-
al egygyütt. (Ungriſcher Almanach 1795, mit einer Ge-
chichte von Polyneſien). Wien. CXLIV und 304 S. 8.
) Magyar Almanak 1796 esztendöre, a' Hollandiai
espublika Utrekti szövetségén épült elsö alkotmánnyá-
ak és constitutiójának rövid le rajzolásával egygyütt.
ngriſcher Almanach auf das Jahr 1796, ſamt kurzer
Schilderung der durch das Utrechter Bündniß geſtifteten
erfaſſung der holländiſchen Republik). Wien. LVIII
nd 292 S. 8. Die Fortſetzung dieſes ungriſchen Al-
anachs unterblieb. (*Rumy.*)

DECUMARIA. Eine von Phil. Conr. Fabri-
ius (Hort. helmst.) zuerſt ſo genannte Pflanzengat-
ung aus der natürlichen Familie der Philadelpheen und
er erſten Ordnung der 12. Linnéſchen Klaſſe (früher zu
er 11. Klaſſe gerechnet). Char. Der Kelch glockenför-
ig mit 7- bis 10zähnigem Saume; 7 bis 10 ablange
orollenblättchen; zahlreiche, fadenförmige Staubfäden
it Zwillingsantheren; ein cylindriſcher Griffel mit
hildförmiger, vielſtrahliger Narbe; eine vielfächerige,
lappenloſe Samenkapſel, mit Griffel und Narbe ge-
rönt; die Samen in ein Häutchen gehüllt. Die einzige
ekannte Art, *D. barbara* L. (Lam. ill. t. 403, D. ra-
icans Mönch. meth., D. Forsythia Michx. am., For-
ythia scandens Walt. car., D. sarmentosa Bosc. Act.
oc. hist. nat. Par. I. p. 76. t. 13.) iſt ein in den Wäl-
ern Carolina's und Virginiens einheimiſcher Strauch
it eiförmig-ablangen, etwas geſägten Blättern und
eißen, wohlriechenden Doldentrauben. Er klettert oft
n Bäumen in die Höhe und erſtickt dieſe bisweilen, wo
r üppig wächſt, daher der Trivialname. (*A. Sprengel.*)

DECUMATES AGRI. Die einzige Stelle der
lten, in welcher von den Dekumaten-Äckern die Re-
e iſt, ſteht Taciti Germania cap. 29, wo nach Erwähnung der Bataver und Mattiaken, als den Römern unterthäniger, germaniſcher Völker auf der Rheininſel und dem rechten Rheinufer, es heißt: „doch unter die Völker Germaniens möchte ich nicht auch die zählen, welche die Dekumaten-Äcker bebauen, obſchon ſie jenſeit des Rheins und der Donau ſich angeſiedelt haben. Galliſches Geſindel, aus Dürftigkeit kühn, beſetzte den, unſicheren Beſitz gewährenden Boden. Nachdem ſpäter der Grenzwall gezogen und die Schanzen weiter hinaus gerückt worden ſind, gelten ſie nun als Vorland (sinus) des Reichs und als Theil der Provinz." Es iſt auffallend, daß keiner der ſpätern Schriftſteller, ſelbſt nicht einmal Tacitus in den Annalen und Hiſtorien, ſo weit wir ſie beſitzen, dieſer Dekumaten-Äcker wieder erwähnt, obſchon häufig Gelegenheit dazu war, da er den limes transrhenanus mehrmals nennt; noch auffallender iſt es, daß das Wort Decumas überhaupt, mit Ausnahme dieſer Stelle, bei den Lateinern gar nicht vorkommt. Deshalb möchte es, um zuvörderſt von dem Namen zu ſprechen, gewagt erſcheinen, denſelben, wie gewöhnlich geſchieht, durch Zehentäcker, Zehentland u. ſ. w. zu überſetzen, als wenn Tacitus geſchrieben hätte: agri decumani, welches allerdings einen Landbeſitz bezeichnen würde, für deſſen Bebauung und Benutzung der Inhaber dem Eigenthümer als Landesherrn den Zehenten zu bezahlen hätte. Wir halten es daher für gerathener, bis die Bedeutung von Decumas, als eine appellative, erwieſen worden iſt, daſſelbe für ein Nomen proprium zu halten, und nach der Bedeutung deſſelben nicht weiter zu fragen. — Die Gegend, in welcher wir die Dekumatenäcker zu ſuchen haben, kann nicht zweifelhaft ſeyn. Jenſeit des Rheins und der Donau und zwar auf der teutſchen Seite dieſer Ströme, müſſen ſie nach des Tacitus Worten liegen, alſo ohne Zweifel in dem Winkel, den der Rhein um die Quellen der Donau bildet und insbeſondere nördlich von dem oberen Laufe der Donau bis nach dem Mittelrheine hin. Auch wird ſich die Stelle noch genauer ausmitteln laſſen. Da Tacitus die Bewohner der Dekumatenäcker nach den Batavern und Mattiaken nennt, von Norden nach Süden fortſchreitend, ſo müſſen ſie ſüdlicher als letztere gewohnt haben und da die Wohnſitze der Mattiaken wegen der aquae Mattiacae (Wisbaden) bekannt genug ſind, ſo haben wir dieſelben am Main, oder zwiſchen Main, Rhein und Donau zu ſuchen. Auf der andern Seite können ſie nicht allzu weit abwärts von der Donau gewohnt haben. Die erſte ſueviſche Völkerſchaft, die Tacitus an der Donau nennt, ſind die Hermunduren, welche einestheils mit den Chatten an der fränkiſchen Saale zuſammenſtießen (Annal. XIII, 57.), anderntheils auch das Donauufer unmittelbar berührten und mit den Römern in ſo freundlichem Verkehre ſtanden, daß ſie Erlaubniß hatten, ohne weiteres über die Donau zu kommen und die Städte Rhätiens zu beſuchen. (Germ. 41.) Weiter abwärts werden aber an die Donau noch geſetzt: Narisker, Markomannen und Guaden. (Germ. 42.) Da alſo der Punkt, wo die Hermunduren die Donau berührten, gewiß zwiſchen Regensburg und Ingolſtadt zu ſetzen iſt, ſo wird für die Dekumanenäcker nur das große

Dreieck übrig bleiben, deſſen eine Seite die Donau von Regensburg an bis zu ihrer Quelle bildet, die andere der Rhein bis nach Mainz, die dritte eine Linie von Mainz bis nach Regensburg. Dieſes, aus obigem hervorgehende Reſultat wird noch dadurch beſtätigt, daß weder Strabo, noch Tacitus, noch Ptolemäos in dieſe Gegenden die Wohnſitze namhafter Völkerſchaften ſetzen, und daß erſt ſpäterhin, als die germaniſchen Völkerſchaften in großen Bünden die römiſchen Grenzwälle zu durchbrechen anfingen, die Allemannen in dieſe Gegenden eindrangen und ſich hier anſiedelten.

Um nun genauer der Entſtehung dieſer räthſelhaften Anſiedelung galliſchen Geſindels auf unzweifelhaft germaniſchem Boden nachzuſpüren, ſo möchte ſich darüber folgendes ergeben. Seit dem 5. Jahrhunderte v. Chr. Geb. hatte die Gallier ein gewaltiger Drang nach auswärtigen Eroberungen ergriffen, deren ſie auch bedurften, um die überhand nehmende Volksmenge abzuleiten. So ward Oberitalien mit galliſchen Anſiedlern überſchwemmt und durch dieſe die alte Macht der Etrusker gebrochen; ſo auch Germanien, von welchem der ganze Strich zwiſchen der Donau und den Alpen (wo dieſer nicht früher ſchon von den rhätiſchen Völkern beſetzt war) und ein großer Theil Landes ſogar zwiſchen dem Main und der Donau in den Beſitz dieſer Gallier gerieth. Jedoch nicht überall erhielten ſich die Gallier in dieſen Sitzen; außer einigen Stämmen, die ſich am Fuße der Alpen anſiedelten, blieben wol nur die Bojer in dem Lande wohnen, das ſie erobert und nach ſich benannt hatten (Böheim), bis auch dieſe ſpäterhin der Macht der Markomannen weichen mußten; das übrige Land fiel bald wieder an ſeine alten Herren zurück. Im Einzelnen können wir dieſes wechſelſeitige Drängen und Treiben der germaniſchen Nationen nicht verfolgen; nur iſt ein anderes hiſtoriſches Factum noch bekannt. Faſt zur ſelbigen Zeit, in welcher die Bewohner Nordteutſchlands, vielleicht durch den Cimbernkrieg angeregt, in großen Schaaren über den Rhein gingen und dort nach Vertreibung der Gallier ſich anſiedelten (was zu der Entſtehung des Namens Germanen Veranlaſſung gab (Tac. Germ. 2.), drangen die Helvetier, auch ein galliſches Volk, über den Rhein vor nach Germanien und ſetzten ſich feſt in dem Lande um die Quellen der Donau und des Neckar. Hier behaupteten ſie ſich nicht nur, ſondern ſie dehnten unter unaufhörlichen Kämpfen mit den Germanen ihr Gebiet allmälig bis an den Main aus. Dieſes erzählen Tac. Germ. 28. und Caes. B. G. I, 1. — Die teutſchen Völkerſchaften, welche auf dieſe Weiſe von den Helvetiern verdrängt wurden, werden uns zwar nicht genannt; doch leidet es keinen Zweifel, daß ſie zu dem Stamme gehörten, der ſpäterhin Sueven genannt wurde. Dieſes Vordringen der gewaltigen und durch Tapferkeit vor allen andern Galliern ſich auszeichnenden Helvetier erfoderte aber und bewirkte von Seiten der Germanen kraftvollere Anſtrengungen, und wurde ohne Zweifel die Veranlaſſung zur Bildung des ſogenannten großen Suevenbundes, von dem uns Cäſar ſo große Dinge erzählt, die ihm zum Theil auch noch Tacitus nacherzählt, obſchon damals der Suevenbund längſt eine Antiquität geworden war. In dem großen Kampfe nun zwiſchen den 100 ſueviſchen Gauen und den verbündeten Helvetiern und Bojern ward die ganze Landſtrecke, welche dieſelben von Teutſchland inne gehabt hatten, zur Wüſte gemacht, indem der Streit [illegible] der Verdrängung oder Vertilgung der Feinde [illegible] hatte, und ſo entſtanden die helvetiſche und die bojiſche Wüſte, von denen noch Strabo und ſogar Ptolemäos erzählen. Dieſes waren denn auch die Wüſten, deren ſich die Sueven bei Cäſar rühmen (B. G. IV, 3.) und von denen ſie behaupteten, daß ſie in einem Umkreiſe von 600 röm. Meilen, d. h. 120 t. M. einen Theil ihrer Grenzen bildeten. Dieſe Kämpfe mochten beendigt ſein in dem Jahrzehend, welches dem Auftreten Cäſar's in Gallien vorherging, und mochten auch wiederum Urſache ſeyn, daß die Helvetier, indem ſie ihre überflüſſige Volkszahl nicht mehr nach Germanien ableiten konnten, ſich genöthigt ſahen, dieſelbe in Gallien ſich Wohnſitze ſuchen zu laſſen, ſo wie auch wiederum die *ſueviſche* Übermacht und der Schrecken, der vor ihrem Namen herging, dem Arioviſt und ſeinem Kriegsgeleite Gelegenheit gab, in Gallien die große Rolle zu ſpielen, aus der er nur mit Mühe von Cäſar wieder verdrängt wird. Jedoch die Niederlage des Arioviſt bei Veſontio, die allmälige Unterwerfung der Gallier und der Belgier, die ſchreckliche Niedermetzelung der Uſipeter und Tenkterer, die mehrmaligen Verſuche Cäſars, über den Rhein zu gehen und in Germanien einzudringen, die Verbindungen, welche er mit einzelnen germaniſchen Völkern ſchloß u. ſ. w., ſchreckten die Sueven und hielten ſie von einem weiteren Vordringen zurück, und ſo geſchah es, daß die ſogenannte helvetiſche und bojiſche Wüſte *wirklich eine* lange Zeit öde und unbebauet liegen blieben. Letztere beſetzten nun freilich nicht lange nachher Hermunduren (cf. *Dio Cassius* fragm. libri LV. ed. Morelli.), Narisker und Markomannen; erſtere aber, welche der römiſchen Herrſchaft näher lag und in einem langen, ſpitzen Keil ſich in den Römern unterworfene Länder hineinſchob, wurde von den ſueviſchen Völkern, zumal da das Land großentheils von rauhen Gebirgen bedeckt war, nicht wieder beſetzt. So geſchah es denn, daß Gallier, die in den zerſtörenden Kriegen Cäſars heimathlos geworden waren, oder ſpäterhin dem drückenden römiſchen Joche zu entgehen trachteten, über den Rhein gingen und in der helvetiſchen Wüſte eine Zuflucht ſuchten. Auch mögen ſich ſpäterhin, nachdem Druſus und Tiber die Rhätier und Vindelicier bezwungen hatten, Flüchtlinge aus Rhätien dahin gezogen haben. Sehr mißlich und zweifelhaft waren allerdings dieſe Anſiedelungen, denn ſie waren verloren, wenn es den Germanen in den Sinn kam, ſich [illegible] weiter ſüdlich auszudehnen; doch da dieſes nicht geſchah, und auch der fruchtbare Boden in den Thälern des Neckars und ſeiner Nebenflüſſe die Anſiedelungen begünſtigte und immer neue Einwanderer anlockte, ſo erwuchſen dieſelben im Ablaufe eines halben Jahrhunderts zu einem nicht unbedeutenden Völkchen, das der Aufmerkſamkeit der Römer nicht mehr entgehen konnte. Die Wichtigkeit dieſes Landſtriches für die Römer ward noch vermehrt, ſeitdem die Römer unter des Auguſtus Herrſchaft die Alpenvölker unterjocht und vertilgt, Helvetien

bezwungen und von der äußerſten Grenze Pannoniens an
lles Land nördlich von den Alpen bis zur Donau beſetzt
atten (A. 15 und 14 vor Chr.) und darauf durch Dru-
us nicht nur das ganze linke Rheinufer durch Caſtelle be-
eſtigt, ſondern auch der Verſuch gemacht wurde, ins
Innere von Teutſchland bis an die Weſer und Elbe vor-
udringen (13 bis 9 vor Chr.). Seitdem Rhätien eine
ömiſche Provinz geworden war und hier eine bedeutende
nzahl volkreicher Colonien aufblühete, und auf gleiche
Weiſe auch am Rhein 2 germaniſche Provinzen entſtanden
nit zahlreichen Städten und ſtarken Beſatzungen, ſo war
s unumgänglich nöthig geworden, eine leichtere und
ähere Verbindungslinie zwiſchen dieſen Provinzen zu er-
alten zu gegenſeitiger Unterſtützung und zu ſchnelleren
uſammenwirken nach einem Plane; es mußte möglich
eyn, von Augusta Vindelicorum (wenn dieſes damals
chon wirklich angelegt wurde) unmittelbar und ohne
eindliches Land zu berühren, nach Moguntiacum zu ge-
angen, ohne den großen Umweg über den Bodenſee
urch die Schweiz und das Elſaß zu machen. Daher lei-
et es keinen Zweifel, daß Druſus ſchon das Land zwi-
chen der oberen Donau und dem Mittelrhein, d. h. die
gri Decumates, beſetzte, Wege bahnte, Caſtelle anlegte
nd den Limes zu ziehen begann, welcher ſpäterhin zu ei-
er ſo großen und ſtarken Vertheidigungslinie zwiſchen
er Donau und dem Rheine geworden iſt, daß die Über-
eſte davon noch heute zu Tage ſichtbar ſind. Auch ſagt
ieſes ausdrücklich *Florus* IV, 12. 27., invisum atque
naccessum in id tempus Hercynium Saltum patefecit,
nd von den 50 Caſtellen, von deren Anlegung am
Rheine entlang (per Rheni ripam) durch Druſus unmit-
elbar vorher geſprochen iſt, wird auch wol ein Theil
n dieſem Limes zu ſuchen ſeyn. Sogar von der Stra-
e, welche an der ſüdweſtlichen Seite des Grenzwalles
ntlang ging, haben ſich ſtellenweiſe noch unverkennbare
Spuren erhalten. Was Druſus begonnen hatte, wur-
e von Tiberius, ſeinem Nachfolger, fortgeſetzt, ſo wie
om Domitius Ahenobarbus und M. Vinicius, welche
etztere ſich beſonders große Verdienſte um die Begrün-
ung der römiſchen Herrſchaft in Germanien erworben,
nd um die Zeit der Geburt Chr. war gewiß das Werk
es Limes vollendet. Zu welcher von beiden Provinzen,
b zu Rhätien oder zu Germania superior, das Deku-
natenland gehört habe, iſt zweifelhaft; am wahrſchein-
ichſten möchte es ſeyn, daß es zu beiden gehörte und daß
ie Caſtelle, welche zunächſt den Rhätiern lagen, von dort
us beſetzt wurden, ſo wie die übrigen von Germanien
us. Eigentlich aber wurde es wol zu keiner von beiden
rovinzen gerechnet, was man theils aus den Aus-
rücken: *sinus* imperii et pars provinciae *habetur*,
chließen möchte, indem Tacitus hier offenbar verlegen
ſt, mit welchem Worte er das Verhältniß der agri De-
umates zum römiſchen Reiche bezeichnen ſoll, theils
araus, daß er an einer andern Stelle (Germ. cap. 3.)
ies Land *Confinium* Germaniae Rhaetiaeque nennt.
lberhaupt ſcheinen die Römer zu Tacitus Zeit dieſes Land
och ſehr wenig gekannt zu haben und da die Geſtalt deſ-
elben auf der Peutingerſchen Tafel ſehr verſchoben iſt,
o mochte man ſich in Rom, wo man die Geographie des Reichs nur aus dem Orbis pictus des Agrippa (deſſen Abbild die Peut. Tafel iſt) ſtudirte, von dieſem Sinus Imperii keine rechte Vorſtellung machen, und obſchon zahlreiche kriegeriſche Vorfälle, Märſche, Kämpfe u. ſ. w. an einer Befeſtigungslinie vorfallen mußten, die von Regensburg bis Mainz eine Ausdehnung von 50 t. Meilen hatte, ſo ward doch alles, was am Limes geſchah, von den Geſchichtſchreibern ſo dargeſtellt, als wenn es entweder am Rhein oder an der Donau vorgefallen wäre. — Über den Limes ſelbſt haben wir ſehr genaue und gründliche Unterſuchungen, die, wenn ſie denſelben auch noch nicht ganz verfolgt haben, doch den bei weitem größten Theil deſſelben nachweiſen; nämlich J. Ant. Buchner Reiſe auf der Teufelsmauer, Regensburg 1818—21. 2 Theile. Preſcher hiſtoriſche Blätter. Stuttgard 1818. und J. F. Knapp römiſche Denkmäler des Odenwaldes. Heidelberg 1813. u. ſ. w., und daß auch dieſe Unterſuchungen ihre Verfaſſer nicht getäuſcht haben, geht daraus hervor, daß durch eine nicht unbedeutende Anzahl von Inſchriften, die man in der Nähe des Limes entdeckt hat, ſo wie durch zahlreiche Münzen, die noch jährlich gefunden werden, dieſe Schanzen und Steinmauern ſich als wirklich römiſche legitimiren. Das Nähere muß man bei den angeführten Schriftſtellern ſelbſt ſuchen; einen Auszug, der alles Weſentliche enthält, findet man in Wilhelm's verdienſtlichem Werke: Germanien und ſeine Bewohner. Weimar 1823. S. 290—317, und wir wollen hier nur kurz und im Allgemeinen die Richtung deſſelben angeben. Der Limes beginnt an der Donau, 3 M. oberhalb Regensburg an der Mündung der Altmühl, und läuft zuerſt 12 Meilen weit in nordweſtlicher Richtung fort, durchſchneidet zweimal die Altmühl, bis 1 M. über Gunzenhauſen hinaus; dann wendet er ſich plötzlich wieder gegen Südweſt und der Donau zu und geht an Dinkelsbühl und Elwangen vorbei bis zum Zuſammenfluß der Leine und des Kocher und von dort über die Höhe zur Rems über Gemünd bis nach Lorch, welches wahrſcheinlich unter dem Namen Lauriacum ſelbſt ein Caſtell auf dem Limes war. Von Lorch wendet er ſich in einem rechten Winkel faſt gegen Norden und geht in gerader Linie über Welsheim, Murhard, Meinhard, an Öhringen vorbei über den Kocher an die Jaxt bei Jaxthauſen, von dort über Hauſen und Mudau bis an den Odenwald. Bisher beſtand der Limes immer aus einer Mauer von Steinen, die mit Mörtel verbunden waren, die Mauer iſt zum Theil noch 8 bis 10 Fuß hoch und hat auf der Seite nach Germanien einen tiefen Graben, der an manchen Stellen ſich ſogar jetzt noch erhalten hat. Alle halbe Stunden ſtand in der Mauer ein Thurm von beträchtlichem Umfange und in größeren Entfernungen lagen Caſtelle, deren Spuren in Lorch, Welsheim, Murhard, Meinhard und Jaxthauſen noch ſichtbar ſind. So wie der Limes den Odenwald berührt, hört die Mauer auf; von hier an beſtand er nur aus einer Reihe von Caſtellen, die von Mudau bis nach Obernburg an den Main führten und unter einander wol nur durch eine Pfahlhecke verbunden waren, da die Nähe von Mainz ſtärkere Verſchanzungen für unnöthig machten. Von Obernburg an machte nun der Main die Grenze bis nach Hanau; von

dort aus aber ging wieder der Limes über Nidda nach Homburg an der Höhe, und von dort über Langenſchwalbach nach Ems über den Taunus und dann weiter bis zum Siebengebirge und bis zur Sieg.

Der Anbau der agri Decumates war im Laufe des 1. Jahrhunderts nach Chr. wahrſcheinlich nur unbedeutend, obſchon gewiß damals auch ſchon römiſche Städte ſowol auf dem rechten Rheinufer zwiſchen Baſel und Mainz lagen, als auch in dem fruchtbaren Neckarthale und auf dem Limes ſelbſt. Jedoch in den unruhigen Zeiten des Reichs ſeit der Regirung des Claudius waren dieſe Anſiedelungen allmälig in Verfall gerathen. Trajan erſt, der ehe er den Thron beſtieg, längere Zeit an dem Rheine und der Donau verweilte, ſtellte dieſe Städte wieder her (urbes trans Rhenum in Germania reparavit Eutrop. VIII, 2.), ſo wie auch inſonderheit Hadrian es ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, die verfallenen Grenzwälle wieder zu erneuern (in plurimis locis, in quibus barbari non fluminibus, sed limitibus dividuntur, stipitibus magnis, in modum muralis sepis, funditus jactis atque connexis, barbaros separavit. Ael. Spart. Hadrianus 12.). Die folgenden Kaiſer wandten noch mehr Mühe auf den Anbau dieſer Gegenden, was ſich daraus ergibt, daß faſt alle Denkmäler, die ſich hier noch erhalten haben, die Namen des M. Aurelius, Antoninus Pius, des Sept. Severus u. ſ. w. tragen; und es wird nicht ohne Grund vermuthet, daß die Anſiedler in dieſen Gegenden vorzüglich Veteranen waren, welche nach der Vermuthung Savigny's (D. Rechtsgeſch. I. S. 64) eine Art von Militärgrenze bildeten (Lampr. Alex. Sev. 58.), obſchon es durchaus unerweislich iſt, daß das Land von der Coloniſirung durch Veteranen (Dig. Lib. XXI. Tit. 2. de evictionibus, 11.) den Namen agri Decumates erhielt. Vielmehr ſind die Bewohner und Bebauer deſſelben nach Tacitus Galliſche Einwanderer, und hätte ein bedeutender Theil der Anſiedler aus Römern beſtanden, ſo würde Tacitus nicht in Verſuchung gekommen ſeyn, dieſelben den Germanen zuzuzählen. — Bis in die Zeit des Alexander Severus und des Maximin ſtieg fortdauernd die Blüthe dieſes Dekumatenlandes; dann aber begannen mit immer ſteigender Heftigkeit die Angriffe der Allemannen, eines Bundes ſueviſcher Völker, der ſeit den Zeiten des Alexander Sev. zuerſt in dieſem Theile Germaniens auftrit. Zu Valerians Zeit (253) war ſchon ein großer Theil des Landes von den Allemannen erobert; freilich vertrieben die tapfern römiſchen Feldherrn Poſthumus und nach deſſen Ermordung Lollianus, dieſelben wieder, aber nach Aurelian's Tode (275) kehrten die Allemannen mit erneuerter Wuth zurück und eroberten das ganze Land, ſo wie den benachbarten Theil Galliens. Der Kaiſer Probus ſchlug noch einmal die Barbaren wieder zurück, tödtete in Gallien 400,000 Allemannen, welche das Land verwüſteten, trieb die übrigen über den Rhein und ſchlug ſie über den Neckar und über die rauhe Alp, und drang ſogar bis in das feindliche Land vor, wo er zur Sicherung des römiſchen Gebiets noch neue Vertheidigungslinien anlegte, in welchen er einen Theil ſeiner Legionen zurückließ (Vopisc. Probus 13.); aber nach dem baldigen Tode des tapferen Kaiſers (282) ging alles wieder verloren. Die Allemannen drangen aufs neue vor, überwältigten die Römer und beſetzten das Land, das ihnen ſeitdem nicht wieder entriſſen wurde. Nun verſchwand der limes transrhenanus, ohne daß wir die genauen Umſtände kennen, und die Allemannen breiteten ſich auch über das Elſaß, Vindelicien und Rhätien aus. Zwar zog gegen ſie der Cäſar Conſtantius Chlorus zu Diocletian's Zeit, indem er von Mainz aus bis an die Donau vordrang (294), doch ſchon 2 Jahre nachher erſchienen die Allemannen aufs neue verheerend in Gallien und Helvetien und ſetzten dieſe verheerenden Einbrüche oft ſogar bei der Verwirrung des römiſchen Reichs mit den Römern ſelbſt im Bunde, fort, bis 355 der Cäſar Julianus gegen ſie zog und die Allemannen in der Schlacht bei Straßburg ſchlug. In Folge dieſes Sieges verſuchte Julianus mehremale in das allemanniſche Land vorzudringen, doch getrauete er ſich nicht allzu weit in ihre Wälder, ſondern begnügte ſich damit, Frieden und Verträge mit ihren Kriegsfürſten abzuſchließen. 878 erſchien noch einmal Kaiſer Gratian in Allemannien, deſſen Gaue er durchzog, um einen Frieden zu erzwingen, doch blieben die Allemannen im Beſitze des Landes, das von ihnen ſeitdem den Namen Allemannien oder Suevien (Schwaben) erhielt.

Von den römiſchen Städten und Caſtris innerhalb der agri Decumates ſind folgende die wichtigſten: Castellum Valentiniani am Neckar bei Manheim, Lopodunum (Ladenburg bei Heidelberg), Solicinum (Schwetzingen), in deſſen Nähe der Berg Pirus (Königſtuhl oder Heiligenberg bei Heidelberg, vielleicht auch der Melibocus), Sanctio (Seckingen), *Aurelia Aquensis* oder Aquae (Baden), von Caracalla angelegt oder benannt, Bibium (Iffizheim), Tarodunum (bei Freiburg, vielleicht Zähringen); außerdem noch mehre Städte, deren Überreſte man noch zu Durlach, Ettlingen, Breiſach (der Kaiſerſtuhl), Badenweiler u. ſ. w. ſieht. Ferner Tenedo (Thiengen), Juliomagus (Blumeck an der Wutach), Brigobannis (Breunlingen), Arae Flaviae (Rotweil), Samulocenae (Mühlen), Grinario (Sigmaringen), Alma (?), Brentia (Brenz), Rhiusiava, Alcimoennis (?); ferner ſtanden Caſtelle oder Städte zu Marbach am Neckar, bei Canſtadt, Tübingen, [illegible] am Kocher, bei Lorch, Welsheim, Murhard, [illegible] Öhringen, Jaxthauſen u. ſ. w. Mehre Spuren römiſcher Straßen finden ſich, die zum Theil noch brauchbar [illegible] beſonders über die Rauhe Alp; Trümmer römiſcher Tempel, z. B. des Mercurius zu Obrigheim am Neckar, des Apollo zu Großbottar, der Diana Abnoba zu Mühlenbach an der Kinzig, andere noch bei Canſtadt und Heilbronn. Noch liegt eine von den Römern ausgehauene Granitſäule $31\frac{2}{3}$ F. lang und $4\frac{1}{2}$ F. breit auf dem [illegible] berge im Odenwalde u. dergl. m. — Vergl. auch [illegible] J. Leichten Schwaben unter den Römern 1825.

(Dr. *U. J. H. Bec*

DECURIONES [1]). Mit dieſem Namen bezeichnete man in Rom die Glieder der höchſten Regirungshörde, welche nach dem Muſter des römiſchen Senats n den mit freier ſtädtiſcher Verfaſſung begabten römiſchen Municipien und Colonien in Italien angeordnet war; das Collegium ſelber ward mit den Ausdrücken Ordo, Ordo Decurionum bezeichnet, wofür ſpäter auch der Ausdruck Curia und für Decuriones der Ausdruck Curiales in ganz gleichem Sinne und mit ganz gleicher Bedeutung vorkommt 2). An der Spitze dieſes erblichen Senats ſtanden, wie in Rom die beiden Conſuln, ſo hier Duumviri, mit gleichen Rechten begabt, ja ſelbſt mit eigener Jurisdiction 3) und, anfänglich wenigſtens, vom Volke erwählt, das in den einzelnen Municipien und Colonien, wie in Rom, die ſouveraine Gewalt beſaß und ausübte, daher Geſetze gab und die verſchiedenen Behörden durch Wahl beſtellte. Wenn aber ſpäter die Theilnahme des Volks an ſolchen Wahlen verſchwindet und die Beſtellung der einzelnen Behörden auf dieſe Senate 4) überging, ſo iſt dies der Analogie gemäß und ganz dem gleich, was in der römiſchen Kaiſerſtadt ſelber ſeit der Kaiſerzeit geſchah. Es leitete der Senat der Decurionen die ganze innere Verwaltung dieſer kleinen Städte, die wir als ebenſo viele kleine Republiken Italiens betrachten dürfen, er hatte mit uneingeſchränkter Gewalt die geſamte Polizei, ſtädtiſche Adminiſtration, Verwaltung der ſtädtiſchen Einkünfte u. dergl. m. in ſeiner Hand und genaß daher mit Recht eines groſſen Anſehens und Einfluſſes 5), zumal als nur Decurionen zu den verſchiedenen ſtädtiſchen Magiſtraten beſtellt werden konnten; der Stand des Decurionen war darum mit vieler Ehre und Würde verbunden; was aber freilich nur o lange beſtehen konnte, als die freie Verfaſſung dieſer kleinen Stadtrepubliken und ihre freie Verwaltung unangetaſtet blieb und die Despotie der Kaiſer das freie öffentliche Leben noch nicht zerſtört hatte, was leider bald nach den Zeiten des Auguſtus und Tiberius der Fall war, wo durch den alles unterdrückenden Despotismus der Kaiſer die Würde des Decurionen weder einflußreich noch ehrenvoll bleiben konnte. Der Stand der Decurionen war unter den chriſtlichen Kaiſern, wie man aus vielen m Codex Theodosianus 6) enthaltenen Beſtimmungen rſieht, bereits ſo herabgeſunken, daß man alles aufbot, ſich dieſer ſonſt ſo hoch geſtellten und ſo ehrenvollen Würde zu entziehen und dieſelbe von ſich abzuwenden, als eine läſtige, dem Stande des einzelnen Privaten höchſt nachtheilige Verpflichtung, weshalb es auch nicht in Verordnungen der Kaiſer in dem bemerkten Codex fehlt, welche zum Eintrit in den Stand der Decurionen gewiſſermaßen nöthigten. Der Grund lag in den mannigfachen Laſten, die ſtatt des früheren Anſehens und der Ehre, wovon jetzt keine Rede mehr ſeyn konnte, mit dem Stand des Decurio durch die Willkür der Kaiſer verbunden waren, welche ſich ganz der innern Verwaltung der Städte bemächtigt und entweder ſelbſt oder durch ihre Statthalter ſich beſtändige Eingriffe in dieſelbe erlaubten. Man gebrauchte die Decurionen zur Erhebung und Eintreibung kaiſerlicher Steuern, ſie waren für alles verantwortlich, ſelbſt für Nachläſſigkeit, Untreue u. dergl. m., ſie mußten ſogar Ausfälle in den Steuern decken, Grundſtücke, welche von ihren Eigenthümern der allzu hohen Steuern wegen verlaſſen waren, übernehmen und die Steuern entrichten. Dieſes und Ähnliches mußte allerdings die Würde eines Decurio zu einer höchſt beſchwerlichen, mit Aufwand jeder Art verbundenen Laſt herabſetzen und erklärt uns hinreichend ebenſo wol das Streben der Einzelnen, ſich dieſen läſtigen Verpflichtungen zu entziehen (die natürlich um ſo läſtiger wurden, je mehre ſich derſelben entzogen), als die dagegen angewendeten Zwangsmittel. Demungeachtet erhielten ſich dieſe Senate mit dem Schein einer freien ſtädtiſchen Verfaſſung bis in das Mittelalter herab und dieſe ihre Fortdauer iſt für die Erhaltung der römiſchen Verfaſſung in verſchiedenen Städten Italiens während des Mittelalters von bedeutendem Einfluß geweſen 7). Noch bemerken wir, daß die Glieder ſolcher Senate oder die Decurionen einen beſtimmten Vermögenscenſus beſitzen mußten 8) und daß ihre Zahl 9) regelmäßig auf hundert ſich belaufen haben mag, deren Namen in ein Verzeichniß, Album genannt, eingetragen waren und zwar nach Rang und Stellung geordnet. Voran ſtanden die Ehrenmitglieder Patroni genannt, dann die wirklichen Mitglieder oder Decuriones, und zwar nach dem Range der Ämter, welche ſie bekleideten, und da, wo dies nicht der Fall war, nach dem Dienſtalter. In mehren Städten waren auch die zehn erſten Stellen (Decemprimi) ausgezeichnet und damit nicht blos höherer Rang, ſondern ſelbſt gewiſſe Privilegien verbunden, inſofern ſie eine ausgezeichnete Klaſſe der Decurionen waren, keineswegs aber ein beſonderes Collegium oder eine Art von engerem Ausſchuß. Die Direction des Senats führte in der Regel der erſte unter den Decurionen, ſo wie ſie im Album eingetragen waren; er führte den Namen Principalis und war vollkommen das, was wir unter dem Director eines Collegiums uns vorſtellen 10). Noch beſitzen wir ein Album der Stadt Canuſium 11) vom Jahr 223 n. Chr., worin die Decurionen der Reihe nach namentlich aufgeführt werden, und was in dieſer Beziehung höchſt wichtig iſt, um Stellung, Anordnung und Stufenfolge der einzelnen Decurionen kennen zu lernen. (*Bähr.*)

---

[1] S. *Sigon.* De antiq. jur. Ital. II, 4. v. S[illegible]

DECURSIO. Dieſer Ausdruck bezeichnet eine bei den römiſchen Heeren eingeführte Übung, die zwar ſchon in älterer Zeit geherrſcht haben mag, aber durch Auguſt und Hadrian (vergl. Veget. I, 9. III, 4.) eine regelmä-

---

Geſch. d. röm. Rechts im Mittelalter. I. S. 16 ff. Creuzer röm. Antiqq. §. 209. S. 318. Vergl. §. 82. S. 116 ff.

2) v. Savigny a. a. O. I. S. 18. 19.

3) Ebendaſ. S. 30 ff.

4) Ebendaſ. S. 20 ff. das Nähere.

5) Daher z. B. Ausdrücke wie amplissimus ordo oder splendidissimus, sanctissimus, nobilissimus von dem Senat der Decurionen auf Inſchriften und in Stellen der Alten. S. *Heinecc.* Synt. Antiqq. I. App. p. 123.

6) S. den ganzen Titel De decurionibus XII, 1. Creuzer a. a. O. §. 82. S. 116 ff. v. Savigny I. S. 23 ff.

7) Vergl. die Nachweiſungen bei Creuzer §. 82. S. 118.

8) Vergl. Plin. Ep. I, 19.

9) S. v. Savigny I. S. 68 ff.

10) Ebendaſ. S. 58.

11) S. *Fabretti* Inscr. C. 9. p. 598. *Spangenberg.* Antiq. Rom. Monum. Legall. (Berol. 1830.) pag. CXI.

ſchen Concils und einigen Satzungen anderer Synoden, faſt nur Decretalen Alexanders III. Zwar finden ſich darin auch Lehrſchreiben früherer und ſpäterer Päpſte, z. B. Gregors VII., Eugens III., Lucius III., Urbans III., Gregors VIII., Clemens III. Doch ſind dieſe der Zahl nach gering; beſonders ſoweit ſie den Vorgängern Alexanders III. angehören. — Die Decretalen werden bald blos auszugsweiſe, bald ihrem ganzen Umfange nach darin mitgetheilt, öfters auch in mehre Stücke zerlegt. Dabei halten ſich die Compilatoren (was ebenſo, wie das Vorſtehende, auch von den Verfaſſern der ſpäten, weiter unten näher zu charakteriſirenden Decretalenſamlungen gilt), nicht ſtrenge an die Worte des Urtextes ſelbſt; erlauben ſich vielmehr bald größere, bald geringere Abänderungen, wovon indeſſen manche Abweichungen gewiß auch auf Rechnung ungenauer Abſchreiber der Handſchriften zu ſetzen ſind.

Wie ſchon bemerkt machen beide Compilationen im Grunde ein und daſſelbe Werk aus. Auf den erſten Anblick ſcheint dem zwar nicht ſo zu ſeyn. So z. B. beſteht die ältere Samlung aus 50 Theilen mit 571 Abſchnitten oder Kapiteln; die jüngere aus 65 Titeln mit 438 Kapiteln. Ferner ſind im erſten Theile des ältern Werks die Canonen des dritten Lateranenſiſchen Concils mitgetheilt, was dagegen von den erſten Titeln der zweiten Compilation nicht gilt. Auch iſt am Ende dieſer zweiten Samlung (Tit. 57—65.) eine Reihe von Titeln enthalten, welche über das Eherecht ausſchließlich handeln; wogegen eine ſolche Zuſammenſtellung am Schluß der erſten Compilation und überhaupt in dem geſamten Werke ganz fehlt. Dergleichen Abweichungen der beiden Samlungen von einander kommen auch ſonſt noch vor, und das eine Werk ſcheint daher auf den erſten Anblick mit dem andern nicht näher verwandt zu ſeyn. Wirklich aber ſcheint es auch nur ſo. Dazu geben gleich die angeführten beiden Abweichungen einen Beleg. Die in dem erſten Theile der ältern Samlung enthaltenen Canonen des Lateranenſiſchen Concils fehlen nämlich ebenſo wenig in der zweiten Samlung, als die eherechtlichen Texte der zweiten Compilation in der erſten; die Satzungen der gedachten Synode ſind vielmehr in den erſten zwölf Titeln des jüngern Werkes untergebracht worden, und was das am Ende dieſer jüngern Compilation ſich vorfindende Eherecht betrifft, ſo kommen die dazu gehörigen Texte in der ältern Samlung zwar ebenfalls vor, freilich aber an verſchiedenen Stellen zerſtreut, nämlich in Theil 5. 6. 9. 12. 18. 32. 45.

Die angeführten beiden Beiſpiele bezeugen übrigens zugleich das Beſtreben des Verfaſſers der zweiten Samlung, das von ſeinem Vorgänger mitgetheilte Material zweckmäßiger zu ordnen, und wirklich verdient daher ſeine Arbeit den Namen einer verbeſſerten Recenſion. Eine vermehrte Ausgabe kann ſie dagegen nicht genannt werden; denn 112 Kapitel der ältern Compilation ſind daraus weggelaſſen und nur 32 Kapitel dafür neu hinzugefügt worden.

Auf dieſe Decretalenſamlungen folgt zunächſt die Compilation des Bernardus von Pavia [† 1213][34]. — Bernardus ſelbſt gab dieſem Werke, welches um das Jahr 1190 entſtanden iſt, den Titel: Breviarium extravagantium, und zeigt damit zugleich an, daß es einen Nachtrag zum Gratianiſchen Decrete bilden ſollte. Auch war es gerade die Betrachtung, daß das Decret Gratians nach den vielen, ſeit Innocenz II. erlaſſenen, derogatoriſchen Decretalen ſowol für den Hörſaal als die Gerichtshalle nicht mehr ausreichte, wodurch Bernardus zur Veranſtaltung ſeiner Samlung beſtimmt wurde.

Er ſchloß ſich dabei dem Gratianiſchen Decrete inſofern an, als er im Ganzen dieſelben Quellen benutzte, welche Gartian benutzt hatte; er nahm nämlich in ſeine Compilation auf: Excerpte aus den Kirchenvätern, Satzungen der Concilien, vor allem aber päpſtliche Decretalen; weniger jedoch ſolche, die ſchon aus den frühern Zeiten (ſeit Gregor dem Großen) herrührten, aber bei Gratian fehlten, als vielmehr ſolche, die erſt ſeit Gratian (beſonders von Alexander III.) erlaſſen waren. Dagegen wich er in der äußern Anordnung ſeines Breviars von Gratian völlig ab; die einzelnen Kapitel ſtellte er nämlich, unter Beifügung der gehörigen (nicht ſelten übrigens unrichtigen) Inſcriptionen, in Titeln, denen er zugleich die ihrem Inhalte entſprechenden Rubriken vorſetzte, zuſammen, und zerlegte daneben das geſamte Werk in fünf Bücher. Wie es ſcheint ſchwebte ihm bei dieſer Anordnung des Ganzen die Einrichtung des Juſtinianeiſchen Codex vor Augen.

Das Material entlehnte er aus den verſchiedenen, ihm zu Gebote ſtehenden, ältern Samlungen, z. B. aus der Samlung des Burchard von Worms und Ivo von Chartres. Vieles nahm er unter andern auch aus dem Werke Gratians; das meiſte jedoch aus den vorher beſchriebenen beiden Decretalenſamlungen, von denen er indeſſen die jüngere vorzugsweiſe benutzt hat. Auch hat er ſich meiſt an die Ordnung dieſer letztern Compilation gehalten, woraus er ohnehin auch faſt alle Inſcriptionen entlehnt hat. — Über das nähere Verhältniß des Bernardſchen Breviars zu den ältern beiden Decretalenſamlungen gibt die ſynoptiſche Tabelle vollſtändige Auskunft, welche Auguſtin Theiner ſeiner trefflichen Schrift als Accessio prima beigefügt hat[35].

Dieſes Breviar Bernards erlangte, obwol nur Privatarbeit, doch bald eine außerordentliche Auctorität. Überall wurde es ſowol bei den Vorleſungen als in den Gerichten gebraucht. Bernardus ſelbſt fertigte darüber eine Summa an und bald darauf folgte ein ähnliches Werk unter dem Namen: Glossa. Auch ſchrieben viele andere Gloſſatoren darüber. So geſchah es, daß über dem Breviar die beiden frühern Decretalenſamlungen bald ganz vergeſſen wurden und die ältern Canoniſten die Compilation Bernards geradezu als die prima (decretalium) compilatio bezeichneten.

---

34) *J. H. Böhmer* l. c. §. 13. *J. C. Koch* De breviario extravagantium Bernardi Circae; in deſſen Opuscul. jur. can. No. I. (Giess. 1774.). *Aug. Theiner* l. c. pag. 3—12.

35) *Theiner* l. c. pag. 41—46.

Die älteſte Ausgabe iſt von Anton Auguſtinus 1576 zu Jlerda veranſtaltet worden[36]).

An das Breviar des Bernardus Papienſis ſchloſſen ſich zunächſt die Compilationen von Gilbertus, Alanus, Rainerius Pompoſianus und Bernardus Compoſtellanus an[37]). Doch werden dieſe Samlungen der Decretalen hier übergangen, weil die erſte, zweite und vierte nicht bis auf unſere Zeiten geommen ſind, die dritte aber, welche uns zwar erhalen iſt[38]), nur untergeordnete Bedeutung hat. Sie beteht übrigens aus 41 willkürlich zuſammengereihten Titeln, worunter 123 Decretalen von Innocenz III. aus deſſen erſten Regirungsjahren mitgetheilt ſind.

Wichtig wird dagegen wieder die Compilation des Perus Beneventanus, welche auf unmittelbare Vernlaſſung des Papſtes Innocenz III. veranſtaltet, auch örmlich publicirt und mit Geſetzeskraft bekleidet wurde[39]). Es iſt dies die erſte Decretalenſamlung, von welcher olches gilt. Veranlaſſung zu dieſem Werke gaben die ei Innocenz darüber erhobenen Klagen, daß ſo viele Decretalen unter ſeinem Namen in Umlauf geſetzt waèn, die von ihm gar nicht erlaſſen worden. Daher rug dieſer Papſt (1198—1216.) dem Petrus von Benevent auf, aus den echten Regeſten der erſten zwölf Jahre ſeines Pontificats eine neue Samlung zu verantalten. Dieſem Auftrage gemäß legte Petrus natürlich die Regesta ſelbſt zum Grunde; doch hat er ſicherlich auch die Samlungen ſeiner beiden Vorgänger benutzt; b die des Bernardus Compoſtellanus, darüber äßt ſich weil dieſes Werk untergegangen iſt, freilich nicht rtheilen. Daß er hingegen die Compilation des Rainerius Pompoſianus zu Rathe gezogen habe, dürfte m ſo weniger zu bezweifeln ſeyn, als ſich faſt alle Kapitel dieſer Samlung in ſeinem Werke wiederfinden. — Was übrigens die äußere Anordnung des Materials berifft, ſo hielt ſich Peter von Benevent ſtreng an as Bernardſche Breviar an; er hat wie dieſer fünf Bücher unterſchieden und jedes Buch in Titel zerlegt, welche den Titeln Bernards faſt durchgängig entſprechen. —

Der nächſte Nachfolger des Petrus von Benevent war, als Decretalenſamler, Joannes Walenſis[40]). Dieſer entſchloß ſich zu einer neuen Compilation, weil Petrus von Benevent ſich auf die Lehrbriefe Innocenz III. beſchränkt hatte, und ſammelte daher, außer den von Bernardus Papienſis übergangenen Decretalen Alexanders III., die Sendchreiben der ſpätern Päpſte bis auf Innocenz III., alſo die Decretalen Lucius III., Urbans III., Gregors VIII., Clemens III. und Cöleſtins III. — Er ſchloß ſich dabei in der äußern Anordnung ſeines Werkes ebenſo genau, als Petrus Beneventanus, dem Breviar des Bernard von Pavia an, nach deſſen Vorgange er auch verſchiedene Excerpte aus den Concilien und Kirchenvätern aufnahm. — Übrigens unterzog er ſich der Arbeit aus eigenem Antriebe; auch hat ſeine Samlung die Auctorität einer förmlichen Geſetzſamlung ſpäterhin nicht erlangt. Sie wurde aber gleichwol in den Vorleſungen gebraucht und in den Gerichten benutzt. — Den Stoff entlehnte Joannes Wallenſis vorzugsweiſe aus den Compilationen des Gilbertus und Alanus, und (wie es ſcheint) aus den beiden älteſten Decretalenſamlungen.

Obwol das Werk des Petrus Beneventanus älter iſt, als das des Joannes Wallenſis[41]), ſo wird doch das erſte (in Bezug auf das Breviar des Bernardus Papienſis, welches, wie ſchon oben bemerkt worden, mit dem Namen der prima compilatio belegt wird) bei den ältern Canoniſten als die tertia, und das letztere als secunda compilatio bezeichnet. Inzwiſchen erklärt ſich dieſer ſcheinbare Anachronismus hinlänglich daraus, daß Joannes ältere Decretalen geſammelt hat, als Petrus.

Beide Werke haben die älteſte Ausgabe mit dem Breviar des Bernardus Papienſis gemeinſchaftlich. — Die Compilation des Petrus von Benevent beſchränkte ſich auf die von Innocenz III. während der erſten zwölf Jahre ſeiner Regirung erlaſſenen Decretalen und reichte alſo nur bis zum Jahre 1210. Nun iſt aber kein Papſt als kirchlicher Geſetzgeber ſo thätig geweſen als gerade Innocenz III. Sehr natürlich alſo, daß bald eine neue, übrigens von unbekannter Hand angefertigte, Samlung derjenigen Drecretalen dieſes Papſtes erſchien[42]), welche erſt nach dem vorher bezeichneten Jahre publicirt worden waren. Zugleich ſind in dieſer Compilation die Satzungen der im Jahre 1215 unter Innocenz gehaltenen, vierten Lateranenſiſchen Kirchenverſamlung nebſt einigen ältern Decretalen enthalten, welche von Petrus Beneventanus übergangen waren. Der äußern Form nach ſtimmt dieſes Werk mit denen des Bernard von Pavia, Petrus von Benevent und Joannes von Wallia ebenfalls überein; auch ſchließt es ſich an die Samlungen dieſer Männer bei den ältern Canoniſten als Compilatio quarta an. Übrigens iſt es nur eine Privatarbeit, die auch niemals in Geſetzeskraft getreten, indeſſen ſowol bei den Vorleſungen als den gerichtlichen Entſcheidungen benutzt worden iſt. Wie es ſcheint, iſt dieſe Compilation erſt nach dem Tode Innocenz III. erſchienen. Die älteſte Ausgabe fällt mit der Editio princeps der andern drei Compilationen zuſammen.

Die letzte Decretalenſamlung, von welcher noch nähere Rechenſchaft gegeben werden muß, iſt endlich die von **Honorius** III. [1216—1227][43]. Sie enthält außer den Decretalen dieſes Papſtes noch die von **Friedrich** II. „pro libertate ecclesiarum et clericorum, confusione Patarenorum, testamentis peregrinorum et securitate agricultorum“ erlaſſenen Conſtitutionen. Auch dieſe Samlung ſtimmt der äußern Einrichtung nach mit den vier frühern Samlungen, an die ſie ſich als Compilatio quinta anſchließt, überein; wie dieſe zerfällt ſie in fünf Bücher und die einzelnen Bücher in Titel, welche den Titeln der ältern Samlungen entſprechen. Verfaßt iſt ſie auf ausdrücklichen Befehl des **Honorius**, und demnächſt auch förmlich publicirt worden, wie es ſcheint gegen Ende des Jahres 1226. Doch iſt ſie weder lange in Gebrauch geblieben, noch überall in Gebrauch gekommen, weil **Honorius** bald darauf mit Tode abging und ſein Nachfolger **Gregor** IX. gleich nach Beſteigung des päpſtlichen Stuhls den Entſchluß einer (auch ſchon im Jahre 1234 publicirten) neuen Compilation faßte, worin er außer ſeinen eignen Decretalen die in den ältern Compilationen enthaltenen zu einem Ganzen vereinigen ließ[44]. Dies war der Grund, weshalb die Compilatio quinta auch mehr als die frühere, vernachläſſigt und kaum gloſſirt worden iſt. Nicht einmal der Name deſſen, welcher ſie redigirt hat, iſt der Nachwelt aufbewahrt worden.

---

[36] Unter dem Titel: Antiquae collectiones decretalium, ab Ant. Auguſtinus außer unſerer Compilatio prima auch die weiter unten zu beſchreibenden Collectiones secunda, tertia und quarta zuerſt darin heraus.

[37] *Theiner* l. c. p. 13—15.

[38] Sie iſt herausgegeben von St. Baluzius als Prima collectio decretalium Innocentii III. und befindet ſich hinter dem zweiten Buche der von Baluzius edirten Briefe von Innocenz II. pag. 548. Tom. I.

[39] *Theiner* l. c. p. 15—17. C. *Koch* de Innocentii III. P. R. collectione decretalium prima, inter antiquas tertia; in deſſen Opusc. jur. can. Nr. 2.

[40] *J. H. Böhmer* l. c. §. 14. *Theiner* l. c. p. 17—19.

[41] *Theiner* l. c. pag. 18. 19. vergl. mit pag. 8. Note 43.

[42] *Theiner* l. c. pag. 20. *Böhmer* l. c.

Die älteſte Ausgabe iſt von J. **Cironius** beſorgt, und erſchienen unter dem Titel: Quinta compilatio epistolarum decretalium Honorii III. Tolos. 1645. — Die ſpätern Decretalenſamlungen des Mittelalters ſind hier zu übergehen, weil ſie integrirende Beſtandtheile des Corpus juris canonici ausmachen und alſo unter dem Artikel Kanonisches Rechtsbuch näher zu beſchreiben ſind. Bekanntlich ſind es folgende: 1) Die Decretalenſamlung **Gregors** IX. — 2) Die Samlung **Bonifacius** VIII. — 3) Die Samlung **Clemens** V. — 4) Die Samlung der Extravaganten **Johanns** XXII. — und 5) Die Samlung der Extravagantes communes.

Übrigens haben ſich auch in den neuern Zeiten verſchiedene Gelehrte als Samler der aus dem erſten Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung herrührenden Conſtitutionen der Päpſte verdient gemacht; zuvörderſt nämlich der Kardinal **Antonio Carafa**. Seine Samlung geht bis zum J. 1073 und iſt 1591 von **Antonius de Aquino** in zwei Foliobänden herausgegeben. — Eine andere Samlung beabſichtigte P. **Couſtant**. Sie ſollte enthalten die Epistolae Romanor. pontific. a S. Clemente I. usque ad Innocentium III. Allein ſie iſt unvollendet geblieben und der erſte 1721 zu Paris erſchienene Band geht nur bis zum Jahre 430. — Ebenſo iſt das Werk von C. T. G. **Schönemann** nicht vollendet worden, welches bis auf **Leo den Großen** († 461) fortgeführt werden ſollte. Was (Göttingen 1796. 1801.) davon erſchienen iſt, iſt ein bloßer Abdruck der Samlung **Couſtants**. **Schönemann** hat nur einige kleine Bemerkungen nebſt einer zu **Couſtants** Zeit noch unbekannten epistola Anastasii I. hinzugefügt.

Die in den Samlungen des Mittelalters nicht enthaltenen Verordnungen ſind, beſonders ſoweit ſie die neuern Zeiten betreffen, in folgenden Werken zu finden. 1) Bullarium magnum Cherubinorum. Dieſes Werk erſchien zuerſt 1586 zu Rom in einem Foliobande und reichte bis **Sixtus** V., veranſtaltet durch **Laertius Cherubini**. Dann erſchien es, bis zu drei Bänden vermehrt, ebendaſelbſt 1617, und wurde hienächſt bis zum Ende des 17. Jahrhunderts fortgeſetzt. Es bildet zugleich die Grundlage der beiden ſpätern Samlungen. Dieſe ſind: 2) Bullarium magnum Romanum a Leone M. usque ad Benedictum XIV. Luxemburgi 1727—1758. Es beſteht aus 19 Foliobänden. 3) Bullarum, privilegiorum ac diplomatum amplissima collectio; opera et studio Caroli Cocquelines. Romae 1733—1748. Es beſteht aus 14 Theilen (Tomi), welche 28 Foliobände ausmachen. (Dieck.)

Decretum ſ. die Nachträge zu D.

Decretum Gratiani ſ. Gratianus.

DECSANE (ſpr. Detſchane), Decsansky (ſpr. Detſchansky). Eine ſerbiſche Sage erzählt, daß dem Könige Decſansky ſein grauſamer Vater die Augen ausgeriſſen und auf dem Stadtthore aufgehängt habe. Der blinde Decſansky ging nun einſt vor der Stadt ſpazieren. Da erblickte ihn ein Erzengel, erbarmte ſich ſeiner, verwandelte ſich in einen Adler, nahm ſeine Augen von dem Stadtthore weg und gab ſie ihm mit den Worten „odecsi ocsi!“ (da ſind die Augen!) zurück. Decſansky ſah wieder mit den in die Augenhöhlen eingeſetzten Augen und ließ zum Andenken die Stadt Decſane anlegen. (Rumy.)

DECSY (ſpr. Detſchi), Samuel, Doctor der Philoſophie und Medizin, geſt. den 25. Jan. 1816 im 71. Lebensjahre, war ein um die magyariſche Literatur verdienter Mann. Er war zu **Rimaßombat** in der Gömörer Geſpanſchaft von reformirten Eltern geboren und ſtudirte auf teutſchen und holländiſchen Univerſitäten Philoſophie und Medizin. Nach ſeiner Rückkunft ins Vaterland faßte er den Vorſatz, demſelben durch die Herausgabe einer magyariſchen Zeitung in Wien und durch die [illegible]ſung magyariſcher Werke zu nützen. Er gab 27 Jahre lang den Magyar Kurir, theils allein, theils in Verbindung mit Daniel Pánczél heraus. Durch zu viele Anſtrengung ſchwächte er ſeine Geſundheit, was ihn aber nicht abhielt, den Magyar Kurir bis zu ſeinem Tode mit raſtloſer Thätigkeit zu redigiren. Jungen Landsleuten, die nach Wien kamen, erwies er viele Gefälligkeiten und ertheilte ihnen guten Rath. Seine im Druck erſchienen Werke ſind, außer dem Magyar Kurir: 1) Ἰατρὸς φιλοσόφος ισο ϑεος, hoc est: Medicus Philosophus Deo aequalis, effatum Hippocratium commentatione academica illustratum. Trajecti ad Viadrum 17[illegible] p. 57. 4. 2) Osmanografia, az-az: a' Török Birodalom természeti, erköltsi, egyházi, polyári 's hadi [illegible]

---

[43] J. A. *Riegger* de collectione decretalium Honorii III. in deſſen Opuscul. (Friburg. 1773.) pag. 223 seq. *Theiner* l. c. pag. 20—24. [44] Für das Verhältniß der Decretalenſamlung **Gregors** IX. zu den ältern Compilationen ſowol, als für das gegenſeitige Verhältniß dieſer letztern unter einander wird ganz beſonders lehrreich die ſynoptiſche Tabelle bei *Theiner* l. c. pag. 46—70. Über eine in dieſer Tabelle, ohne Schuld des Verfaſſers, entſtandene Verwirrung vergl. *Theiner* pag. 79.

pottyának és a' Magyar Királyok ellen viselt neveze-
esebb hadakozásainak summás leirása. (Osmanogra-
hie, das heißt kurzgefaßte Beſchreibung des natürlichen,
ittlichen, kirchlichen, politiſchen und Kriegszuſtandes
es türkiſchen Reichs und ihrer mit den ungriſchen Köni-
en geführten Hauptkriege.) 3 Theile mit 2 Charten.
Wien 1788. 378, 442 und 772 S. Zweite vermehrte
lusgabe 1789 (fand ſehr viele Leſer). 3) Pannoniai
eniksz, avagy hamvából feltámadott Magyar nyelv.
Pannoniſcher Phönix, oder die aus ihrer Aſche entſtan-
ene magyariſche Sprache). Wien 1790. 274 S. 8.
) A' Magyar szent Koronának és ahoz tartozó tárgya-
nak historiája. (Geſchichte der heiligen ungriſchen Kro-
e und der dahin gehörigen Gegenſtände). Wien 1792.
89 S. Mit vielen Kupfern. (fand auch ſehr viele Leſer).
) Magyar Almanak 1794 esztendőre, mellyben min-
len Europai egyházi 's világi Fejedelmeknek Közönsé-
esen, Különösen pedig a' Két Magyar Hazában Kö-
önséges hivatalokat viselő Hazafiaknak neveik fel vagy-
ak irattatva. (Ungriſcher Almanach auf das Jahr 1794,
welchem die Namen aller europäiſchen, geiſtlichen und
eltlichen Fürſten im allgemeinen, insbeſondere aber der
Ungern öffentliche Stellen bekleidenden Landsleute ver-
eichnet ſind. Wien. 486 S. 8. (der erſte Verſuch eines
Statskalenders in magyariſcher Sprache). 6) Magyar
lmanak 1795 esztendőre, a' Polynesiának históriajá-
al egygyütt. (Ungriſcher Almanach 1795, mit einer Ge-
hichte von Polyneſien). Wien. CXLIV und 304 S. 8.
) Magyar Almanak 1796 esztendőre, a' Hollandiai
espublika Utrekti szövetségén épült első alkotmánnyá-
ak és constitutiójának rövid le rajzolásával egygyütt.
Ungriſcher Almanach auf das Jahr 1796, ſamt kurzer
Schilderung der durch das Utrechter Bündniß geſtifteten
erfaſſung der holländiſchen Republik). Wien. LVIII
nd 292 S. 8. Die Fortſetzung dieſes ungriſchen Al-
anachs unterblieb. (*Rumy*.)

DECUMARIA. Eine von Phil. Conr. Fabri-
ius (Hort. helmst.) zuerſt ſo genannte Pflanzengat-
ung aus der natürlichen Familie der Philadelpheen und
er erſten Ordnung der 12. Linnéſchen Klaſſe (früher zu
er 11. Klaſſe gerechnet). Char. Der Kelch glockenför-
ig mit 7- bis 10zähnigem Saume; 7 bis 10 ablange
orollenblättchen; zahlreiche, fadenförmige Staubfäden
it Zwillingsantheren; ein cylindriſcher Griffel mit
hildförmiger, vielſtrahliger Narbe; eine vielfächerige,
lappenloſe Samenkapſel, mit Griffel und Narbe ge-
rönt; die Samen in ein Häutchen gehüllt. Die einzige
ekannte Art, *D. barbara* L. (Lam. ill. t. 403, D. ra-
icans Mönch. meth., D. Forsythia Michx. am., For-
ythia scandens Walt. car., D. sarmentosa Bosc. Act.
oc. hist. nat. Par. I. p. 76. t. 13.) iſt ein in den Wäl-
ern Carolina's und Virginiens einheimiſcher Strauch
it eiförmig-ablangen, etwas geſägten Blättern und
eißen, wohlriechenden Doldentrauben. Er klettert oft
n Bäumen in die Höhe und erſtickt dieſe bisweilen, wo
r üppig wächſt, daher der Trivialname. (*A. Sprengel.*)

DECUMATES AGRI. Die einzige Stelle der
lten, in welcher von den Dekumaten-Äckern die Re-
e iſt, ſteht Taciti Germania cap. 29, wo nach Erwähnung der Bataver und Mattiaken, als den Römern unterthäniger, germaniſcher Völker auf der Rheininſel und dem rechten Rheinufer, es heißt: „doch unter die Völker Germaniens möchte ich nicht auch die zählen, welche die Dekumaten-Äcker bebauen, obſchon ſie jenſeit des Rheins und der Donan ſich angeſiedelt haben. Galliſches Geſindel, aus Dürftigkeit kühn, beſetzte den, unſicheren Beſitz gewährenden Boden. Nachdem ſpäter der Grenzwall gezogen und die Schanzen weiter hinaus gerückt worden ſind, gelten ſie nun als Vorland (sinus) des Reichs und als Theil der Provinz." Es iſt auffallend, daß keiner der ſpätern Schriftſteller, ſelbſt nicht einmal Tacitus in den Annalen und Hiſtorien, ſo weit wir ſie beſitzen, dieſer Dekumaten-Äcker wieder erwähnt, obſchon häufig Gelegenheit dazu war, da er den limes transrhenanus mehrmals nennt; noch auffallender iſt es, daß das Wort Decumas überhaupt, mit Ausnahme dieſer Stelle, bei den Lateinern gar nicht vorkommt. Deshalb möchte es, um zuvörderſt von dem Namen zu ſprechen, gewagt erſcheinen, denſelben, wie gewöhnlich geſchieht, durch Zehentäcker, Zehentland u. ſ. w. zu überſetzen, als wenn Tacitus geſchrieben hätte: agri decumani, welches allerdings einen Landbeſitz bezeichnen würde, für deſſen Bebauung und Benutzung der Inhaber dem Eigenthümer als Landesherrn den Zehenten zu bezahlen hätte. Wir halten es daher für gerathener, bis die Bedeutung von Decumas, als eine appellative, erwieſen worden iſt, daſſelbe für ein Nomen proprium zu halten, und nach der Bedeutung deſſelben nicht weiter zu fragen. — Die Gegend, in welcher wir die Dekumatenäcker zu ſuchen haben, kann nicht zweifelhaft ſeyn. Jenſeit des Rheins und der Donau und zwar auf der teutſchen Seite dieſer Ströme, müſſen ſie nach des Tacitus Worten liegen, alſo ohne Zweifel in dem Winkel, den der Rhein um die Quellen der Donau bildet und insbeſondere nördlich von dem oberen Laufe der Donau bis nach dem Mittelrheine hin. Auch wird ſich die Stelle noch genauer ausmitteln laſſen. Da Tacitus die Bewohner der Dekumatenäcker nach den Batavern und Mattiaken nennt, von Norden nach Süden fortſchreitend, ſo müſſen ſie ſüdlicher als letztere gewohnt haben und da die Wohnſitze der Mattiaken wegen der aquae Mattiacae (Wisbaden) bekannt genug ſind, ſo haben wir dieſelben am Main, oder zwiſchen Main, Rhein und Donau zu ſuchen. Auf der andern Seite können ſie nicht allzu weit abwärts von der Donau gewohnt haben. Die erſte ſueviſche Völkerſchaft, die Tacitus an der Donau nennt, ſind die Hermunduren, welche einestheils mit den Chatten an der fränkiſchen Saale zuſammenſtießen (Annal. XIII, 57.), anderntheils auch das Donauufer unmittelbar berührten und mit den Römern in ſo freundlichem Verkehre ſtanden, daß ſie Erlaubniß hatten, ohne weiteres über die Donau zu kommen und die Städte Rhätiens zu beſuchen. (Germ. 41.) Weiter abwärts werden aber an die Donau noch geſetzt: Narisker, Markomannen und Guaden. (Germ. 42.) Da alſo der Punkt, wo die Hermunduren die Donau berührten, gewiß zwiſchen Regensburg und Ingolſtadt zu ſetzen iſt, ſo wird für die Dekumanenäcker nur das große

Dreieck übrig bleiben, deſſen eine Seite die Donau von Regensburg an bis zu ihrer Quelle bildet, die andere der Rhein bis nach Mainz, die dritte eine Linie von Mainz bis nach Regensburg. Dieſes, aus obigem hervorgehende Reſultat wird noch dadurch beſtätigt, daß weder Strabo, noch Tacitus, noch Ptolemäos in dieſe Gegenden die Wohnſitze namhafter Völkerſchaften ſetzen, und daß erſt ſpäterhin, als die germaniſchen Völkerſchaften in großen Bünden die römiſchen Grenzwälle zu durchbrechen anfingen, die Allemannen in dieſe Gegenden eindrangen und ſich hier anſiedelten.

Um nun genauer der Entſtehung dieſer räthſelhaften Anſiedelung galliſchen Geſindels auf unzweifelhaft germaniſchem Boden nachzuſpüren, ſo möchte ſich darüber folgendes ergeben. Seit dem 5. Jahrhunderte v. Chr. Geb. hatte die Gallier ein gewaltiger Drang nach auswärtigen Eroberungen ergriffen, deren ſie auch bedurften, um die überhand nehmende Volksmenge abzuleiten. So ward Oberitalien mit galliſchen Anſiedlern überſchwemmt und durch dieſe die alte Macht der Etrusker gebrochen; ſo auch Germanien, von welchem der ganze Strich zwiſchen der Donau und den Alpen (wo dieſer nicht früher ſchon von den rhätiſchen Völkern beſetzt war) und ein großer Theil Landes ſogar zwiſchen dem Main und der Donau in den Beſitz dieſer Gallier gerieth. Jedoch nicht überall erhielten ſich die Gallier in dieſen Sitzen; außer einigen Stämmen, die ſich am Fuße der Alpen anſiedelten, blieben wol nur die Bojer in dem Lande wohnen, das ſie erobert und nach ſich benannt hatten (Böheim), bis auch dieſe ſpäterhin der Macht der Markomannen weichen mußten; das übrige Land fiel bald wieder an ſeine alten Herren zurück. Im Einzelnen können wir dieſes wechſelſeitige Drängen und Treiben der germaniſchen Nationen nicht verfolgen; nur iſt ein anderes hiſtoriſches Factum noch bekannt. Faſt zur ſelbigen Zeit, in welcher die Bewohner Norddeutſchlands, vielleicht durch den Cimbernkrieg angeregt, in großen Schaaren über den Rhein gingen und dort nach Vertreibung der Gallier ſich anſiedelten (was zu der Entſtehung des Namens Germanen Veranlaſſung gab (Tac. Germ. 2.), drangen die Helvetier, auch ein galliſches Volk, über den Rhein vor nach Germanien und ſetzten ſich feſt in dem Lande um die Quellen der Donau und des Neckar. Hier behaupteten ſie ſich nicht nur, ſondern ſie dehnten unter unaufhörlichen Kämpfen mit den Germanen ihr Gebiet allmälig bis an den Main aus. Dieſes erzählen Tac. Germ. 28. und Caes. B. G. I, 1. — Die teutſchen Völkerſchaften, welche auf dieſe Weiſe von den Helvetiern verdrängt wurden, werden uns zwar nicht genannt; doch leidet es keinen Zweifel, daß ſie zu dem Stamme gehörten, der ſpäterhin Sueven genannt wurde. Dieſes Vordringen der gewaltigen und durch Tapferkeit vor allen andern Galliern ſich auszeichnenden Helvetier erfoderte aber und bewirkte von Seiten der Germanen kraftvollere Anſtrengungen, und wurde ohne Zweifel die Veranlaſſung zur Bildung des ſogenannten großen Suevenbundes, von dem uns Cäſar ſo große Dinge erzählt, die ihm zum Theil auch noch Tacitus nacherzählt, obſchon damals der Suevenbund längſt eine Antiquität geworden war. In dem großen Kampfe nun zwiſchen den 100 ſueviſchen Gauen und den verbündeten Helvetiern und Bojern ward die ganze Landſtrecke, welche dieſelben von Teutſchland inne gehabt hatten, zur Wüſte gemacht, indem der Streit nur der Verdrängung oder Vertilgung der Feinde [illegible] hatte, und ſo entſtanden die helvetiſche und die bojiſche Wüſte, von denen noch Strabo und ſogar Ptolemäos erzählen. Dieſes waren denn auch die Wüſten, deren ſich die Sueven bei Cäſar rühmen (B. G. IV, 3.) und von denen ſie behaupteten, daß ſie in einem Umkreiſe von 600 röm. Meilen, d. h. 120 t. M. einen Theil ihrer Grenzen bildeten. Dieſe Kämpfe mochten beendigt ſeyn in dem Jahrzehend, welches dem Auftreten Cäſar's in Gallien vorherging, und mochten auch wiederum Urſache ſeyn, daß die Helvetier, indem ſie ihre überflüſſige Volkszahl nicht mehr nach Germanien ableiten konnten, ſich genöthigt ſahen, dieſelbe in Gallien ſich Wohnſitze ſuchen zu laſſen, ſo wie auch wiederum die ſueviſche Übermacht und der Schrecken, der vor ihrem Namen herging, dem Arioviſt und ſeinem Kriegsgeleite Gelegenheit gab, in Gallien die große Rolle zu ſpielen, aus der er nur mit Mühe von Cäſar wieder verdrängt wird. Jedoch die Niederlage des Arioviſt bei Veſontio, die allmälige Unterwerfung der Gallier und der Belgier, die ſchreckliche Niedermetzelung der Uſipeter und Tenkteren, die mehrmaligen Verſuche Cäſars, über den Rhein zu gehen und in Germanien einzudringen, die Verbindungen, welche er mit einzelnen germaniſchen Völkern ſchloß u. ſ. w., ſchreckten die Sueven und hielten ſie von einem weiteren Vordringen zurück, und ſo geſchah es, daß die ſogenannte helvetiſche und bojiſche Wüſte *wirklich* eine lange Zeit öde und unbebauet liegen blieben. Letztere beſetzten nun freilich nicht lange nachher Hermunduren (cf. *Dio Cassius* fragm. libri LV. ed. Morelli.), Naasker und Markomannen; erſtere aber, welche der römiſchen Herrſchaft näher lag und in einem langen, ſpitzen Keil ſich in den Römern unterworfene Länder hineinſchob, wurde von den ſueviſchen Völkern, zumal da das Land großentheils von rauhen Gebirgen bedeckt war, nicht wieder beſetzt. So geſchah es denn, daß Gallier, die in den zerſtörenden Kriegen Cäſars heimathlos geworden waren, oder ſpäterhin dem drückenden römiſchen Joche zu entgehen trachteten, über den Rhein gingen und in der helvetiſchen Wüſte eine Zuflucht ſuchten. Auch mögen ſich ſpäterhin, nachdem Druſus und Tiber die Rhätier und Vindelicier bezwungen hatten, Flüchtlinge aus Rhätien dahin gezogen haben. Sehr mißlich und zweifelhaft waren allerdings dieſe Anſiedelungen, denn ſie waren verloren, wenn es den Germanen in den Sinn kam, ſich [illegible] weiter ſüdlich auszudehnen; doch da dieſes nicht geſchah, und auch der fruchtbare Boden in den Thälern des Neckars und ſeiner Nebenflüſſe die Anſiedelungen begünſtigte und immer neue Einwanderer anlockte, ſo erwuchſen dieſelben im Ablaufe eines halben Jahrhunderts zu einem nicht unbedeutenden Völkchen, das der Aufmerkſamkeit der Römer nicht mehr entgehen konnte. Die Wichtigkeit dieſes Landſtriches für die Römer ward noch vermehrt, ſeitdem die Römer unter des Auguſtus Herrſchaft die Alpenvölker unterjocht und vertilgt, Helvetien bezwungen und von der äußerſten Grenze Pannoniens an lles Land nördlich von den Alpen bis zur Donau beſetzt atten (A. 15 und 14 vor Chr.) und darauf durch Druus nicht nur das ganze linke Rheinufer durch Caſtelle beeſtigt, ſondern auch der Verſuch gemacht wurde, ins Innere von Teutſchland bis an die Weſer und Elbe vorudringen (13 bis 9 vor Chr.). Seitdem Rhätien eine ömiſche Provinz geworden war und hier eine bedeutende nzahl volkreicher Colonien aufblühete, und auf gleiche Weiſe auch am Rhein 2 germaniſche Provinzen entſtanden nit zahlreichen Städten und ſtarken Beſatzungen, ſo war s unumgänglich nöthig geworden, eine leichtere und ähere Verbindungslinie zwiſchen dieſen Provinzen zu eralten zu gegenſeitiger Unterſtützung und zu ſchnelleren uſammenwirken nach einem Plane; es mußte möglich eyn, von Augusta Vindelicorum (wenn dieſes damals chon wirklich angelegt wurde) unmittelbar und ohne eindliches Land zu berühren, nach Moguntiacum zu geangen, ohne den großen Umweg über den Bodenſee urch die Schweiz und das Elſaß zu machen. Daher leiet es keinen Zweifel, daß Druſus ſchon das Land zwichen der oberen Donau und dem Mittelrhein, d. h. die gri Decumates, beſetzte, Wege bahnte, Caſtelle anlegte nd den Limes zu ziehen begann, welcher ſpäterhin zu eier ſo großen und ſtarken Vertheidigungslinie zwiſchen er Donau und dem Rheine geworden iſt, daß die Übereſte davon noch heute zu Tage ſichtbar ſind. Auch ſagt ieſes ausdrücklich *Florus* IV, 12. 27., invisum atque naccessum in id tempus Hercynium Saltum patefecit, nd von den 50 Caſtellen, von deren Anlegung am heine entlang (per Rheni ripam) durch Druſus unmitelbar vorher geſprochen iſt, wird auch wol ein Theil n dieſem Limes zu ſuchen ſeyn. Sogar von der Strae, welche an der ſüdweſtlichen Seite des Grenzwalles ntlang ging, haben ſich ſtellenweiſe noch unverkennbare puren erhalten. Was Druſus begonnen hatte, wure von Tiberius, ſeinem Nachfolger, fortgeſetzt, ſo wie om Domitius Ahenobarbus und M. Vinicius, welche tztere ſich beſonders große Verdienſte um die Begrünung der römiſchen Herrſchaft in Germanien erworben, nd um die Zeit der Geburt Chr. war gewiß das Werk es Limes vollendet. Zu welcher von beiden Provinzen, b zu Rhätien oder zu Germania superior, das Dekunatenland gehört habe, iſt zweifelhaft; am wahrſcheinichſten möchte es ſeyn, daß es zu beiden gehörte und daß ie Caſtelle, welche zunächſt den Rhätiern lagen, von dort us beſetzt wurden, ſo wie die übrigen von Germanien us. Eigentlich aber wurde es wol zu keiner von beiden rovinzen gerechnet, was man theils aus den Ausrücken: *sinus* imperii et pars provinciae *habetur*, chließen möchte, indem Tacitus hier offenbar verlegen t, mit welchem Worte er das Verhältniß der agri Deumates zum römiſchen Reiche bezeichnen ſoll, theils araus, daß er an einer andern Stelle (Germ. cap. 3.) ies Land *Confinium* Germaniae Rhaetiaeque nennt. berhaupt ſcheinen die Römer zu Tacitus Zeit dieſes Land och ſehr wenig gekannt zu haben und da die Geſtalt deſelben auf der Peutingerſchen Tafel ſehr verſchoben iſt, mochte man ſich in Rom, wo man die Geographie des Reichs nur aus dem Orbis pictus des Agrippa (deſſen Abbild die Peut. Tafel iſt) ſtudirte, von dieſem Sinus Imperii keine rechte Vorſtellung machen, und obſchon zahlreiche kriegeriſche Vorfälle, Märſche, Kämpfe u. ſ. w. an einer Befeſtigungslinie vorfallen mußten, die von Regen[illegible]burg bis Mainz eine Ausdehnung von 50 t. Meilen hatte, ſo ward doch alles, was am Limes geſchah, von den Geſchichtſchreibern ſo dargeſtellt, als wenn es entweder am Rhein oder an der Donau vorgefallen wäre. — Über den Limes ſelbſt haben wir ſehr genaue und gründliche Unterſuchungen, die, wenn ſie denſelben auch noch nicht ganz verfolgt haben, doch den bei weitem größten Theil deſſelben nachweiſen; nämlich J. Ant. Buchner Reiſe auf der Teufelsmauer, Regensburg 1818—21. 2 Theile. Preſcher hiſtoriſche Blätter. Stuttgard 1818. und J. F. Knapp römiſche Denkmäler des Odenwaldes. Heidelberg 1813. u. ſ. w., und daß auch dieſe Unterſuchungen ihre Verfaſſer nicht getäuſcht haben, geht daraus hervor, daß durch eine nicht unbedeutende Anzahl von Inſchriften, die man in der Nähe des Limes entdeckt hat, ſo wie durch zahlreiche Münzen, die noch jährlich gefunden werden, dieſe Schanzen und Steinmauern ſich als wirklich römiſche legitimiren. Das Nähere muß man bei den angeführten Schriftſtellern ſelbſt ſuchen; einen Auszug, der alles Weſentliche enthält, findet man in Wilhelm's verdienſtlichem Werke: Germanien und ſeine Bewohner. Weimar 1823. S. 290—317, und wir wollen hier nur kurz und im Allgemeinen die Richtung deſſelben angeben. Der Limes beginnt an der Donau, 3 M. oberhalb Regensburg an der Mündung der Altmühl, und läuft zuerſt 12 Meilen weit in nordweſtlicher Richtung fort, durchſchneidet zweimal die Altmühl, bis 1 M. über Gunzenhauſen hinaus; dann wendet er ſich plötzlich wieder gegen Südweſt und der Donau zu und geht an Dinkelsbühl und Elwangen vorbei bis zum Zuſammenfluß der Leine und des Kocher und von dort über die Höhe zur Rems über Gemünd bis nach Lorch, welches wahrſcheinlich unter dem Namen Lauriacum ſelbſt ein Caſtell auf dem Limes war. Von Lorch wendet er ſich in einem rechten Winkel faſt gegen Norden und geht in gerader Linie über Welsheim, Murhard, Meinhard, an Öhringen vorbei über den Kocher an die Jaxt bei Jaxthauſen, von dort über Hauſen und Mudau bis an den Odenwald. Bisher beſtand der Limes immer aus einer Mauer von Steinen, die mit Mörtel verbunden waren, die Mauer iſt zum Theil noch 8 bis 10 Fuß hoch und hat auf der Seite nach Germanien einen tiefen Graben, der an manchen Stellen ſich ſogar jetzt noch erhalten hat. Alle halbe Stunden ſtand in der Mauer ein Thurm von beträchtlichem Umfange und in größeren Entfernungen lagen Caſtelle, deren Spuren in Lorch, Welsheim, Murhard, Meinhard und Jaxthauſen noch ſichtbar ſind. So wie der Limes den Odenwald berührt, hört die Mauer auf; von hier an beſtand er nur aus einer Reihe von Caſtellen, die von Mudau bis nach Obernburg an den Main führten und unter einander wol nur durch eine Pfahlhecke verbunden waren, da die Nähe von Mainz ſtärkere Verſchanzungen für unnöthig machten. Von Obernburg an machte nun der Main die Grenze bis nach Hanau; von dort aus aber ging wieder der Limes über Nidda nach Homburg an der Höhe, und von dort über Langenſchwalbach nach Ems über den Taunus und dann weiter bis zum Siebengebirge und bis zur Sieg.

Der Anbau der agri Decumates war im Laufe des 1. Jahrhunderts nach Chr. wahrſcheinlich nur unbedeutend, obſchon gewiß damals auch ſchon römiſche Städte ſowol auf dem rechten Rheinufer zwiſchen Baſel und Mainz lagen, als auch in dem fruchtbaren Neckarthale und auf dem Limes ſelbſt. Jedoch in den unruhigen Zeiten des Reichs ſeit der Regirung des Claudius waren dieſe Anſiedelungen allmälig in Verfall gerathen. Trajan erſt, der ehe er den Thron beſtieg, längere Zeit an dem Rheine und der Donau verweilte, ſtellte dieſe Städte wieder her (urbes trans Rhenum in Germania reparavit Eutrop. VIII, 2.), ſo wie auch inſonderheit Hadrian es ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, die verfallenen Grenzwälle wieder zu erneuern (in plurimis locis, in quibus barbari non fluminibus, sed limitibus dividuntur, stipitibus magnis, in modum muralis sepis, funditus jactis atque connexis, barbaros separavit. Ael. Spart. Hadrianus 12.). Die folgenden Kaiſer wandten noch mehr Mühe auf den Anbau dieſer Gegenden, was ſich daraus ergibt, daß faſt alle Denkmäler, die ſich hier noch erhalten haben, die Namen des M. Aurelius, Antoninus Pius, des Sept. Severus u. ſ. w. tragen; und es wird nicht ohne Grund vermuthet, daß die Anſiedler in dieſen Gegenden vorzüglich Veteranen waren, welche nach der Vermuthung Savigny's (D. Rechtsgeſch. I. S. 64) eine Art von Militärgrenze bildeten (Lampr. Alex. Sev. 58.), obſchon es durchaus unerweislich iſt, daß das Land von der Coloniſirung durch Veteranen (Dig. Lib. XXI. Tit. 2. de evictionibus, 11.) den Namen agri Decumates erhielt. Vielmehr ſind die Bewohner und Bebauer deſſelben nach Tacitus Galliſche Einwanderer, und hätte ein bedeutender Theil der Anſiedler aus Römern beſtanden, ſo würde Tacitus nicht in Verſuchung gekommen ſeyn, dieſelben den Germanen zuzuzählen. — Bis in die Zeit des Alexander Severus und des Maximin ſtieg fortdauernd die Blüthe dieſes Dekumatenlandes; dann aber begannen mit immer ſteigender Heftigkeit die Angriffe der Allemannen, eines Bundes ſueviſcher Völker, der ſeit den Zeiten des Alexander Sev. zuerſt in dieſem Theile Germaniens auftrit. Zu Valerians Zeit (253) war ſchon ein großer Theil des Landes von den Allemannen erobert; freilich vertrieben die tapfern römiſchen Feldherrn Poſthumus und nach deſſen Ermordung Lollianus, dieſelben wieder, aber nach Aurelian's Tode (275) kehrten die Allemannen mit erneuerter Wuth zurück und eroberten das ganze Land, ſo wie den benachbarten Theil Galliens. Der Kaiſer Probus ſchlug noch einmal die Barbaren wieder zurück, tödtete in Gallien 400,000 Allemannen, welche das Land verwüſteten, trieb die übrigen über den Rhein und ſchlug ſie über den Neckar und über die rauhe Alp, und drang ſogar bis in das feindliche Land vor, wo er zur Sicherung des römiſchen Gebiets noch neue Vertheidigungslinien anlegte, in welchen er einen Theil ſeiner Legionen zurückließ (Vopisc. Probus 13.); aber nach dem baldigen Tode des tapferen Kaiſers (282) ging alles wieder verloren. Die Allemannen drangen aufs neue vor, überwältigten die Römer und beſetzten das Land, das ihnen ſeitdem nicht wieder entriſſen wurde. Nun verſchwand der limes transrhenanus, ohne daß wir die genauern Umſtände kennen, und die Allemannen breiteten ſich auch über das Elſaß, Vindelicien und Rhätien aus. Zwar zog gegen ſie der Cäſar Conſtantius Chlorus zu Diocletian's Zeit, indem er von Mainz aus bis an die Donau vordrang (294), doch ſchon 2 Jahre nachher erſchienen die Allemannen aufs neue verheerend in Gallien und Helvetien und ſetzten dieſe verheerenden Einbrüche, oft ſogar bei der Verwirrung des römiſchen Reichs mit den Römern ſelbſt im Bunde, fort, bis 355 der Cäſar Julianus gegen ſie zog und die Allemannen in der Schlacht bei Straßburg ſchlug. In Folge dieſes Sieges verſuchte Julianus mehremale in das allemanniſche Land vorzudringen, doch getrauete er ſich nicht allzu weit in ihre Wälder, ſondern begnügte ſich damit, Frieden und Verträge mit ihren Kriegsfürſten abzuſchließen. 378 erſchien noch einmal Kaiſer Gratian in Allemanien, deſſen Gaue er durchzog, um einen Frieden zu erzwingen, doch blieben die Allemannen im Beſitze des Landes, das von ihnen ſeitdem den Namen Allemanien oder Suevien (Schwaben) erhielt.

Von den römiſchen Städten und Caſtris innerhalb der agri Decumates ſind folgende die wichtigſten: Caſtellum Valentiniani am Neckar bei Manheim, Lopodunum (Ladenburg bei Heidelberg), Solicinum (Schwetzingen), in deſſen Nähe der Berg Pirus (Königſtuhl oder Heiligenberg bei Heidelberg, *vielleicht auch der* Melibocus), Sanctio (Seckingen), *Aurelia Aquensis* oder Aquae (Baden), von Caracalla angelegt oder benannt, Bibium (Iffizheim), Tarodunum (bei Freiburg, vielleicht Zähringen); außerdem noch mehre Städte, deren Überreſte man noch zu Durlach, Ettlingen, Breiſach (der Kaiſerſtuhl), Badenweiler u. ſ. w. ſieht. Ferner Tenedo (Thiengen), Juliomagus (Blumeck an der Wutach), Brigobannis (Breunlingen), Arae Flaviae (Rotweil), Samulocenae (Mühlen), Grinario (Sigmaringen), Alma (?), Brentia (Brenz), Rhiusiava, Alcimoennis (?); ferner ſtanden Caſtelle oder Städte bei Marbach am Neckar, bei Canſtadt, Tübingen, [illegible] am Kocher, bei Lorch, Welsheim, Murhard, Mainhardt, Öhringen, Jaxthauſen u. ſ. w. Mehre Spuren römiſcher Straßen finden ſich, die zum Theil noch brauchbar ſind, beſonders über die Rauhe Alp; Trümmer römiſcher Tempel, z. B. des Mercurius zu Obrigheim am Neckar, des Apollo zu Großbottar, der Diana Abnoba zu Mühlenbach an der Kinzig, andere noch bei Canſtadt und Heilbronn. Noch liegt eine von den Römern ausgehauene Granitſäule 31⅔ F. lang und 4½ F. breit auf dem [illegible]berge im Odenwalde u. dergl. m. — Vergl. auch mit J. Leichten Schwaben unter den Römern 1825.

(Dr. *U. J. H. Be*

DECURIONES[1]). Mit dieſem Namen bezeichnete man in Rom die Glieder der höchſten Regirung hörde, welche nach dem Muſter des römiſchen Senats n den mit freier ſtädtiſcher Verfaſſung begabten römiſchen Municipien und Colonien in Italien angeordnet war; das Collegium ſelber ward mit den Ausdrücken Ordo, Ordo Decurionum bezeichnet, wofür ſpäter auch der Ausdruck Curia und für Decuriones der Ausdruck Curiales in ganz gleichem Sinne und mit ganz gleicher Bedeutung vorkommt 2). An der Spitze dieſes erblichen Senats ſtanden, wie in Rom die beiden Conſuln, ſo hier Duumviri, mit gleichen Rechten begabt, ja ſelbſt mit eigener Jurisdiction 3) und, anfänglich wenigſtens, vom Volke erwählt, das in den einzelnen Municipien und Colonien, wie in Rom, die ſouveraine Gewalt beſaß und ausübte, daher Geſetze gab und die verſchiedenen Behörden durch Wahl beſtellte. Wenn aber ſpäter die Theilnahme des Volks an ſolchen Wahlen verſchwindet und die Beſtellung der einzelnen Behörden auf dieſe Senate 4) überging, ſo iſt dies der Analogie gemäß und ganz dem gleich, was in der römiſchen Kaiſerſtadt ſelber Zeit der Kaiſerzeit geſchah. Es leitete der Senat der Decurionen die ganze innere Verwaltung dieſer kleinen Städte, die wir als ebenſo viele kleine Republiken Italiens betrachten dürfen, er hatte mit uneingeſchränkter Gewalt die geſamte Polizei, ſtädtiſche Adminiſtration, Verwaltung der ſtädtiſchen Einkünfte u. dergl. m. in ſeiner Hand und genoß daher mit Recht eines großen Anſehens und Einfluſſes 5), zumal als nur Decurionen zu den verſchiedenen ſtädtiſchen Magiſtraten beſtellt werden konnten; der Stand des Decurionen war darum mit vieler Ehre und Würde verbunden; was aber freilich nur ſo lange beſtehen konnte, als die freie Verfaſſung dieſer kleinen Stadtrepubliken und ihre freie Verwaltung unangetaſtet blieb und die Deſpotie der Kaiſer das freie öffentliche Leben noch nicht zerſtört hatte, was leider bald nach den Zeiten des Auguſtus und Tiberius der Fall war, wo durch den alles unterdrückenden Deſpotismus der Kaiſer die Würde des Decurionen weder einflußreich noch ehrenvoll bleiben konnte. Der Stand der Decurionen war unter den chriſtlichen Kaiſern, wie man aus vielen m Codex Theodosianus 6) enthaltenen Beſtimmungen rſieht, bereits ſo herabgeſunken, daß man alles aufbot, ich dieſer ſonſt ſo hoch geſtellten und ſo ehrenvollen Würde zu entziehen und dieſelbe von ſich abzuwenden, als eine läſtige, dem Stande des einzelnen Privaten höchſt nachtheilige Verpflichtung, weshalb es auch nicht n Verordnungen der Kaiſer in dem bemerkten Codex ehlt, welche zum Eintrit in den Stand der Decurionen gewiſſermaßen nöthigten. Der Grund lag in den manigfachen Laſten, die ſtatt des früheren Anſehens und er Ehre, wovon jetzt keine Rede mehr ſeyn konnte, mit dem Stand des Decurio durch die Willkür der Kaiſer verbunden waren, welche ſich ganz der innern Verwaltung der Städte bemächtigt und entweder ſelbſt oder durch ihre Statthalter ſich beſtändige Eingriffe in dieſelbe erlaubten. Man gebrauchte die Decurionen zur Erhebung und Eintreibung kaiſerlicher Steuern, ſie waren für alles verantwortlich, ſelbſt für Nachläſſigkeit, Untreue u. dergl. m., ſie mußten ſogar Ausfälle in den Steuern decken, Grundſtücke, welche von ihren Eigenthümern der allzu hohen Steuern wegen verlaſſen waren, übernehmen und die Steuern entrichten. Dieſes und Ähnliches mußte allerdings die Würde eines Decurio zu einer höchſt beſchwerlichen, mit Aufwand jeder Art verbundenen Laſt herabſetzen und erklärt uns hinreichend ebenſo wol das Streben der Einzelnen, ſich dieſen läſtigen Verpflichtungen zu entziehen (die natürlich um ſo läſtiger wurden, je mehre ſich derſelben entzogen), als die dagegen angewendeten Zwangsmittel. Demungeachtet erhielten ſich dieſe Senate mit dem Schein einer freien ſtädtiſchen Verfaſſung bis in das Mittelalter herab und dieſe ihre Fortdauer iſt für die Erhaltung der römiſchen Verfaſſung in verſchiedenen Städten Italiens während des Mittelalters von bedeutendem Einfluß geweſen 7). Noch bemerken wir, daß die Glieder ſolcher Senate oder die Decurionen einen beſtimmten Vermögenscenſus beſitzen mußten 8) und daß ihre Zahl 9) regelmäßig auf hundert ſich belaufen haben mag, deren Namen in ein Verzeichniß, Album genannt, eingetragen waren und zwar nach Rang und Stellung geordnet. Voran ſtanden die Ehrenmitglieder Patroni genannt, dann die wirklichen Mitglieder oder Decuriones, und zwar nach dem Range der Ämter, welche ſie bekleideten, und da, wo dies nicht der Fall war, nach dem Dienſtalter. In mehren Städten waren auch die zehn erſten Stellen (Decemprimi) ausgezeichnet und damit nicht blos höherer Rang, ſondern ſelbſt gewiſſe Privilegien verbunden, inſofern ſie eine ausgezeichnete Klaſſe der Decurionen waren, keineswegs aber ein beſonderes Collegium oder eine Art von engerem Ausſchuß. Die Direction des Senats führte in der Regel der erſte unter den Decurionen, ſo wie ſie im Album eingetragen waren; er führte den Namen Principalis und war vollkommen das, was wir unter dem Director eines Collegiums uns vorſtellen 10). Noch beſitzen wir ein Album der Stadt Canuſium 11) vom Jahr 223 n. Chr., worin die Decurionen der Reihe nach namentlich aufgeführt werden, und was in dieſer Beziehung höchſt wichtig iſt, um Stellung, Anordnung und Stufenfolge der einzelnen Decurionen kennen zu lernen. (*Bähr.*)

---

[1] S. *Sigon.* De antiq. jur. Ital. II, c. [illegible]

DECURSIO. Dieſer Ausdruck bezeichnet eine bei den römiſchen Heeren eingeführte Übung, die zwar ſchon in älterer Zeit geherrſcht haben mag, aber durch Auguſt und Hadrian (vergl. Veget. I, 9. III, 4.) eine regelmä-

---

Geſch. d. röm. Rechts im Mittelalter. I. S. 16 ff. Creuzer röm. Antiqq. §. 209. S. 318. Vergl. §. 82. S. 116 ff.

2) v. Savigny a. a. O. I. S. 18. 19.

3) Ebendaſ. S. 30 ff.

4) Ebendaſ. S. 20 ff. das Nähere.

5) Daher z. B. Ausdrücke wie amplissimus ordo oder splendidissimus, sanctissimus, nobilissimus von dem Senat der Decurionen auf Inſchriften und in Stellen der Alten. S. *Heinecc.* Synt. Antiqq. I. App. p. 123.

6) S. den ganzen Titel De decurionibus XII, 1. Creuzer a. a. O. §. 82. S. 116 ff. v. Savigny I. S. 23 ff.

7) Vergl. die Nachweiſungen bei Creuzer §. 82. S. 118.

8) Vergl. Plin. Ep. I, 19.

9) S. v. Savigny I. S. 68 ff.

10) Ebendaſ. S. 58.

11) S. *Fabretti* Inscr. C. 9. p. 598. *Spangenberg.* Antiq. Rom. Monum. Legall. (Berol. 1830.) pag. CXI.

ſigere Form erhielt und ſelbſt unter dem Namen Ambulatio vorkommt. Dreimal des Monats mußte das Fußvolk mit den Waffen in Reihe und Glied ausrücken und in einer beſtimmten Zeitfriſt (etwa 6¼ Stunden nach unſerem Maß) eine Strecke von 10 Millien in einem beſtimmten militäriſchen Schritt hin und her zurücklegen, wobei beſonders auf Erhaltung der Ordnung während des Marſches, Beobachtung von Reih und Glied geſehen wurde. Eine von Danville gemachte Berechnung zeigt hinſichtlich der Schnelligkeit des Marſchirens eine vollkommene Übereinſtimmung mit dem durch das franzöſiſche Militärreglement vom 14. Mai 1754 vorgeſchriebenen Marſch der Soldaten. S. Lebeau, sur les exercices militaires in den Mém. de l'Acad. d. Inscr. T. XXXV. p. 260. sq. — Livius gebraucht dafür auch den Ausdruck Decursus, ſ. Glossar. Livian. cur. Ernest. p. 186. coll. 185. (*decurrere*).

Dann wird aber auch **Decurſio** geſagt von verſchiedenen Feſtaufzügen gegen Heere oder einzelner Heeresabtheilungen bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei Leichenbegängniſſen ausgezeichneter Männer und ähnlichen feſtlichen Veranlaſſungen. S. G. G. **Schwarz** Observatt. ad Nieupoort. Antiqq. Rom. p. 366. vgl. mit Lipsius zu Tacit. Annall. II, 7. (*Bähr.*)

Decussorium ſ. Trepanation.

DEDAN, Daden, ein Stamm, der in den verſchiedenen Geſchlechtregiſtern des A. T. verſchieden abgeleitet wird, theils von Râma, dem Sohne des Kuſch (Gen. 10, 7. 1. Chron. 1, 9.), theils im zweiten Gliede von Abraham mit der Ketura (Gen. 25, 3. 1. Chron. 1, 32.). Hieraus ſchloß Bochart, welchem Michaelis[1]) u. a. folgen, daß es zwei verſchiedene Stämme dieſes Namens gegeben haben müſſe, was aber durch jene doppelte Angabe in den Geſchlechtsregiſtern nicht hinlänglich verbürgt iſt, da dergleichen Differenzen auch bei anderen Völkerſchaften vorkommen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es nur ein Stamm war, deſſen verſchiedene Niederlaſſungen jene doppelte Abſtammungsangabe veranlaßt haben. Auf jeden Fall hat man aber zwei verſchiedene Niederlaſſungen anzunehmen, die ſich durch Ort und Lebensweiſe weſentlich unterſchieden. Die eine, welche man gewöhnlich als die Linie von der Ketura angibt, muß als Nomadenſtamm im nördlichen Arabien, in der Nähe von Idumäa, geweſen ſeyn. Deutlich iſt dies durch die wiederholten Zuſammenſtellungen Dedans mit Edomitern und Stämmen des wüſten Arabiens (Jerem. 25, 23. 49, 8.), und beſonders aus Ezechiels Drohung (25, 13.): Edom ſolle zur Wüſte werden, von Theman bis Dedan. Euſebius und Hieronymus geben Dedan ſogar als Stadt an, deren Lage ſie ungefähr auf 4 röm. Meilen nördlich von Phana (d. i. Phunon in Idumäa Num. 33, 42.) beſtimmen[2]). Weſentlich unterſcheidet ſich von dieſen die zweite Niederlaſſung, welche zuverläſſig mit den Abkömmlingen Râmas gemeint iſt. Schon Râma, d. i. Rhegma (vergl. die griechiſchen Überſetzer) des Ptolemäus und Stephanus Byzantinus am perſiſchen Golf, mit welchem auch ſonſt Dedan in der Bibel (Ezech. 38, 13.) zuſammengeſtellt wird, führt auf den Ort, wo dieſe zweite Niederlaſſung geweſen iſt. Es kann kaum bezweifelt werden, daß man Dedan in dem arabiſchen **Daden** zu ſuchen habe, nach Bochart a. a. O. (welchem auch Roſenmüller a. a. O. S. 160. folgt) am Südoſtrande von Arabien[3]), beſſer auf den Bahreininſeln ſelbſt, wofür ſich ſchon Michaelis erklärte[4]). Hier, dem Meerbuſen von Kotheif, dem alten gerrhäiſchen Mittelpunkte des Handelsverkehrs zwiſchen dem Orient und Occident, gegenüber, bildeten ſich die Dedaniten zu einem Handelsvolke und ſie werden daher öfters neben anderen, im Alterthume berühmten, Handelsvölkern genannt Ezech. 38, 13. Sie ſtanden mit dem phöniziſchen Welthandel in Verbindung, und ſie ſind es, welche Elfenbein, Ebenholz und koſtbare Teppiche[5]) auf die tyriſchen Märkte bringen Ezech. 27, 15. 20. Daß dieſe indiſchen Produkte ſollten durch indiſche Fahrzeuge zu den Dedaniten gebracht ſeyn, iſt mit nichts zu beweiſen, und man hat keinen Grund zu bezweifeln, daß die Dedaniten dieſe Handelsartikel durch eigene Schifffahrt in ihr Vaterland brachten, und von hier aus durch Caravanen (Jeſ. 21, 13.) zu den Stapelplätzen

---

[1]) *Bochart* Phaleg lib. IV. cap. 6. p. 248.; *Michaelis* spicilegium geographiae Hebraeorum exterae T. I. p. 201.; **Hartmann** Aufklärungen über Aſien. Thl. 2. S. 43. und 69.; **Roſenmüller** Handbuch der bibl. Alterthumsk. Bd. 3. S. 34. und 160.

[2]) *Cellarius*, notitia orbis antiq. Tom. II. p. 682.

[3]) S. dagegen ſchon **Büſching**: Aſien. S. 561. ff.

[4]) S. noch **Hartmann** a. a. O. S. 69. Mannert Geogr. der Griechen und Römer. VI, 1. S. 118. vgl. mit 124. (2 Ausgabe). **Daden** iſt nicht Cathema, wie Aſſemani will, ſondern eine der drei Bahreininſeln (bei d'Anville u. a. **Deren** genannt), und zwar die größte von ihnen, welche vorzugsweiſe auch **Bahrein** genannt wird. Bei ſyriſchen Schriftſtellern kommt ſie öfters unter dem Namen **Dirin** (**Aſſemani** bibl. orient. Th. 3. S. 513. Thl. 4. S. 744.) vor, welcher erſt aus dem Arab. [illegible] corrumpirt zu ſeyn ſcheint, zumal ſich auch **Dadian** findet (Aſſem. Thl. 4. S. 184.). Gegenwärtig heißt ſie **Awal**, wie auch ſchon in Abulfedas Geographie (in **Büſchings** Magaz. Thl. 5. S. 297.). Unmöglich iſt aber dieſer Name ſo alt, daß man daraus könnte mit Brehmer (Entdeckungen im Alterth. [illegible] S. 182.) das Avalites emporium bei Ptolemäus für eine Colonie der vergeſſenen Ikarier erklären. Früher war hier der Sitz eines neſtorianiſchen Biſchofs und noch Abulfeda, welcher den Durchmeſſer der Inſel auf zwei Tagereiſen angibt, rechnet [illegible] Dörfer auf derſelben, ſpricht von der berühmten Perlenfiſcherei, von Weinbau, Palmen, Citronen, einem reichlichen Ackerbau und Weideplätzen. Dieſer frühere Wohlſtand iſt aber jetzt ſehr geſunken, ſo daß Awal nur noch **eine** Stadt und wenige Dörfer enthält. Überhaupt vergl. den Art. **Bahrein**; **Niebuhrs** Beſchreibung von Arabien, S. 329. ff.; **Tanner** in Asiatic [illegible] Bd. 6. S. 464.; **Ritter** Erdkunde. Thl. 2. S. 160. ff.; **Haſſel** Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. IV. Abtheil. [illegible] S. 480. ff.; **Heerens** Ideen. Thl. 1. 2. S. 215—220.; **Brehmer** a. a. O. S. 168—170. Ob man endlich dieſe Bahreininſeln mit dem **Tylus** der alten Schriftſteller combiniren ſolle, darüber iſt vielfach unterſucht worden. S. **Heeren** a. a. O. **Brehmer** a. a. O. S. 174. ff. **Mannert** a. a. O. VI. S. 545. ff. (2. Ausg.) Der Gegenſtand bedarf aber immer noch eigener Unterſuchungen.

[5]) Sehr merkwürdig, daß noch in ſpäterer Zeit bei Aſſemani Thl. 3. S. 145. ff. eine Altardecke erwähnt wird, welche auf der Inſel Dirin gewebt war. Sollten dieſe Teppichwebereien Producte einheimiſcher Induſtrie geweſen ſeyn?

ies alten Handels weiter führten 6). Heerens Lieblingsnſicht, daß die Phönicier ſelbſt am perſiſchen Golf, nanentlich auf den Bahreininſeln, ſollten Beſitzungen geabt haben, wird wol nicht mit Unrecht von Mannert 7) n Anſpruch genommen. Über die Caravanenſtraße äleſter Zeit vom Oſtufer Arabiens haben wir keine ſichere achricht, vielleicht aber doch eine Andeutung in der ngeführten Stelle des Jeſaias, wo ſich die von Feinen gedrängten Caravanen der Dedaniten in der Wüſte erbergen müſſen, und von dem befreundeten Stamme hema [am Weſtrande von Nedjed 8)] Speiſe und Trank rhalten. Hierin liegt doch wol, daß dieſer Weg durch ie Wüſte ein außergewöhnlicher war, und dadurch geinnt die Vermuthung, daß man ſich ſonſt gerade weſtich durch Nedjed nach der Gegend von Mekka wandte, o ſich dieſe Caravanenſtraße mit einer anderen nach amaskus vereinigt. Dieſelbe Straße von Hadjar nach ekka kennt noch Edriſi im Mittelalter (Clim. 2. P. 5.), nd nach Seetzens 9) Berichten iſt ſie noch jetzt beſucht.
(*Tuch.*)

DEDDINGTON, Marktflecken und Kirchſpiel in er engländ. Grafſchaft Oxford, unweit des Birmingam- und Oxfordkanals, mit 274 Häuſ. und 1404 Einohn., welche 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte unterhalen. Der Ort iſt ziemlich gut gebaut und hat, wegen es hier gebrauten guten Ale, den Beinamen Drunkeneddington erhalten. — In der Nachbarſchaft (zu lifton und Aſton) ſind zwei beſuchte Mineralquellen.
(*Leonhardi.*)

DEDEKIND, Friedrich, aus Neuſtadt gebürtig, udirte Theologie zu Wittenberg und ward daſelbſt 1550 agiſter. Seit 1551 bekleidete er eine Predigerſtelle Neuſtadt. Im J. 1575 ward er Paſtor zu Lüneburg. s ſtarb als Inſpector der ſämtlichen Kirchen im Bishum Lübeck den 27. Februar 1598. Sein poetiſches alent entwickelte Dedekind in ſeinem Grobianus, Frankrt 1549. 8. Rein moraliſch war die Tendenz dieſes, in egiſchem Versmaße geſchriebenen Gedichts, welches ach acht Auflagen in lateiniſcher Sprache zum letztenal zu Bremen 1704. in 8. gedruckt ward. Dedekind ellte zum Schein grobe Sitten dar, um ihre Häßlichit anſchaulich zu machen. Auch mehre teutſche Beareiter fand dies Gedicht. Dergleichen Überſetzungen lierten Caspar Scheidt (Worms 1551. 4. 2te Aufl. bend. 1557. 8.) W. Hellbach (1567 ohne Angabe es Druckorts. 8.) und W. Scherffer [Brieg 1640. 8. te Auflage. Ebend. 1708. 8.] *). Ermuntert durch den eifall, den dies Gedicht fand, ſchrieb Dedekind noch nige andere verwandten Inhalts, ebenfalls in lateiniher Sprache, unter andern Grobianus et Grobiana, de incultis moribus et inurbanis gestibus. Franck. 1554. 12. und in mehren Auflagen, zum letztenmal zu Bremen 1704. in 8. gedruckt.

Doch nicht blos in lateiniſcher, auch in teutſcher Sprache verſuchte Dedekind ſein poetiſches Talent; dahin gehören ſein Neuchriſtlich Spiel von einem bekehrten Papiſten, ſein flüchtig gefallener und wieder erlöſeter Leonhard, ſein Ehebetrug und ähnliche dramatiſche Produkte. Zu einem geiſtlichen Spiel, das er 1590 unter dem Titel: Chriſtlicher Ritter herausgab, entlehnte er den Stoff aus einem Briefe des Apoſtels Paulus an die Epheſer. Das Stück hat eine moraliſche Tendenz. Der Held wird durch Paulus, einen Mönch Franciscus, durch das Gewiſſen, den Glauben, die Liebe, die Hoffnung und andere allegoriſche Perſonen, von dem rohen und ſündhaften Soldatenleben wieder zur Buße und Gottesfurcht bekehrt, während Beelzebub, nebſt drei andern Teufeln und zwei Zechbrüdern ſich dieſem chriſtlichen Werke nach allen Kräften widerſetzen **). (*Heinr. Döring.*)

DEDEKIND, Constantin Christian, lebte als kurſächſiſcher Steuerſecretär in der Mitte des 17. Jahrh. Als Dichter führte er den Namen Concordia. Die Ehre, zum kaiſerlichen Poeten gekrönt zu werden, verdankte er hauptſächlich ſeinen geiſtlichen Liedern, welche in den heil. Myrrhenblättern (Dresden 1665. 12.), in der Davidiſchen Herzensluſt (Leipz. 1680. 8.) und in andern von ihm herausgegebenen Samlungen erſchienen †). Geiſtlichen Inhalts ſind auch die meiſten ſeiner Schauſpiele und Opern, wie überhaupt die religiöſe Poeſie ſeinem Talent am meiſten zugeſagt zu haben ſcheint. Seinen Himmel auf Erden, d. i. Gott als Menſch im Freudenſpiele der Geburt Chriſti dargeſtellt, findet man, nebſt ſeinem ſterbenden und ſiegenden Jeſus, in Dedekinds neuen geiſtlichen Schauſpielen, bequemet zur Muſik. (Dresd. 1670. 8. 2. Auflage. Ebend. 1676. 8.) Faſt ohne allen Werth iſt die Charakterzeichnung in dieſen und andern dramatiſchen Produkten Dedekinds. Man wäre verſucht, ſie für Parodien der dramatiſchen Myſterien im 15. Jahrh. zu halten. Durch Weitſchweifigkeit ermüden die Geſpräche, welche Gott der Vater, Chriſtus, mehre Engel, Teufel und andere allegoriſche Perſonen führen. Aber für Aug' und Ohr iſt wenigſtens durch raſche Handlung und durch zahlreiche Recitative und Arien geſorgt. In Dedekinds heiliger Ar-

---

6) S. Hartmann S. 88. Heeren S. 237.

7) a. a. O. hl. 6. 1. S. 118. 123.

8) Roſenmüllers Handb. der bl. Alterthumsk. Bd. 3. S. 29. 30. Geſenius Commentar zu eſaia. Thl. 1. S. 674.

9) S. Heeren a. a. O. S. 712.

*) Ins Engländiſche wurde das Gedicht überſetzt unter dem itel: *Friderik Dedekinds* Grobianus, or the compleat Booy, an ironical Poem, in three Books; done into English rom the Original Latin by *Royer Bull*. London, printed or *T. Cooper*. 1739. 8.

**) S. Jöchers Gelehrtenlexikon. Thl. 2. S. 63. Flögels Geſchichte der römiſchen Literatur. Bd. 3. S. 309. ff. Gottſcheds nöthiger Vorrath zur Geſchichte der teutſchen dramatiſchen Dichtkunſt. Thl. 1. S. 125. 208. 210. Kochs Compendium der teutſchen Literaturgeſch. Bd. 1. S. 160. Jördens Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten. Bd. 6. S. 16. ff. Heinr. Dörings Galerie teutſcher Dichter und Proſaiſten. Bd. 1. S. 214 ff. Bouterweks Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. Bd. 9. S. 432. 473. Raßmanns literar. Handwörterbuch verſtorbener Dichter ꝛc. S. 24.

†) Tägliche Übung mächtig wahrer Gottſeligkeit in lehr- und geiſtreichen Geſängen u. ſ. w. Dresden 1683. 8. Salomons, Königs in Iſrael, lehrvolle Schriften in Geſängen verfaſſet ꝛc. Ebend. 1696. 8. u. a. m.

heit über Freud und Leid der alten und neuen Zeit, in muſikbequemen Schauſpielen angewendet (Dresd. 1676. 8.) findet man ſeine übrigen, jetzt längſt vergeſſenen dramatiſchen Dichtungen; die verſündigten und begnadigten Eltern, Adam und Eva; dem wunderſamen Iſaak und großgläubigen Abraham; Simſon; den Stern aus Jakob und Kindermörder Herodes u. a. m. ††). (*Heinr. Döring.*)

DEDHAM, Hauptſtadt der Grafſchaft Norfolk des nordamerikan. Freiſtats Maſſachuſetts, an der Vereinigung der Flüſſe Charles und Neponſet, mit 1 Rathhaus, worauf die County-Courts gehalten werden, 6 Kirchen, 1 Akademie, 2 Druckereien, 1 Bank, 1 Poſtamt, 1 Gefängniß und 2172 Einwohnern, welche 2 Papier-, 2 Säge-, 2 Walk- und 1 Lohmühle, auch 1 Drathzug unterhalten. — Sie iſt der Sitz des Biſchofs der protestant episcopal church in the eastern diocese of the united states; auch erſcheint hier eine Zeitung (Vergl. Haſſel Erdbeſchr. der V. St. v. N.A. Weimar 1823. S. 306.). (*Leonhardi.*)

Dedi ſ. Dedo.

DEDICATIO. Mit dieſem Worte bezeichneten die Römer den feierlichen Akt der Einweihung eines öffentlichen, zunächſt dem Cultus gewidmeten Gebäudes. Es wird zwar zwiſchen der Dedicatio und Consecratio, ſowie zwiſchen dedicare und consecrare ein Unterſchied gemacht 1), indem man dieſes blos auf die Weihe von Privatgebäuden und Privatanlagen, jenes aber auf öffentliche, dem Cultus beſtimmte Gebäude beziehen will; und in der That läßt ſich auch im Allgemeinen ein ſolcher Unterſchied annehmen, nur darf er nicht auf alle Fälle im Einzelnen als unumſtößlich angewendet werden, indem es ſich leicht aus Ciceros klaſſiſcher Stelle 2) über dieſen Gegenſtand nachweiſen ließe, daß hier wenigſtens Consecrare und Dedicare von einem und demſelben Gegenſtande geſagt wird, von einem ſpeciellen Unterſchied hier alſo nicht die Rede ſeyn kann. Und wer wollte auch die Grenzen des Sprachgebrauchs ſo ſcharf abmarken? Darum kann ebenſo wenig von einem Unterſchied der Art die Rede ſeyn, daß die Dedicatio, — keineswegs aber die Consecratio und in Folge einer Lex, öffentlich geſchehen dürfe, da auch daſſelbe von der Consecratio vorkommt 3).

War die Aufführung eines öffentlichen Gebäudes, zunächſt eines der Götterverehrung beſtimmten, beſchloſſen, ſo wurde zuerſt durch die Augurn der dazu erfoderliche Platz beſtimmt und dann heimlich geweihet, was die Alten mit dem Ausdruck inaugurare 4) bezeichnen, und was mit mehren Feierlichkeiten verbunden war. Der Magiſtrat brachte ein Opfer und legte dann den Grund mit einem großen Steine [Lapis auspicalis 5)]: woraus unter Andern auch die heutige Sitte der feierlichen Grundſteinlegung abzuleiten iſt. Nun wurde der Bau des Ganzen ausgeführt und war er vollendet, ſo erfolgte die Dedicatio und zwar durch einen der höhern Magiſtrate, welcher dazu von Seiten des Senats, an welchen deshalb ſtets ein eigner, förmlicher Antrag geſtellt werden mußte, durch einen Beſchluß der Volksverſammlung beauftragt war 6). Die Handlung war im Ganzen eine religiöſe, denn ſie gab dem Gebäude, auf welches ſie ſich bezog, den Charakter der Heiligkeit, Unverletzlichkeit und Unantaſtbarkeit 7), und darum konnte auch ein ſolches, durch die Dedicatio den Göttern zugeſprochenes, geheiligtes Gebäude keineswegs mehr von Privaten in Anſpruch genommen oder zu irgend einem andern Zwecke benutzt werden; es wäre dies als Frevel, als Sünde gegen die Gottheit betrachtet worden, wenn ein ſolches Göttergut, ſelbſt dann, wenn es zerſtört oder zerfallen war, Privatgut geworden und in ungeweihete Hände gerathen wäre; dies war nur möglich, wenn eine Evocatio vorher ſtatt gefunden, d. h. eine feierliche Ceremonie, wodurch das den Göttern feierlich früher durch die Dedicatio übergebene Gut, ihnen gleichſam wieder abgenommen und ſie ſelbſt den Beſitz dieſes Guts aufgegeben und daſſelbe verlaſſen hatten 8). Dieſe Handlung der Evocatio war aber eben daher ſo gut eine öffentliche Handlung als die Dedicatio. Wenn wir dabei eigene, vom Senat und Volk dazu beſtimmte Magiſtrate thätig ſehen, ſo erklärt ſich dies hinreichend aus dem anderwärts (ſ. den Artikel Decemviri) bemerkten prieſterlichen Charakter der römiſchen patriciſchen Magiſtrate. Indeſſen erſchienen bei der feierlichen Weihe oder Einſetzung, die mit dem Ausdruck Dedicatio bezeichnet wurde, immerhin auch die Pontifices, welche ja in Rom die höchſte geiſtlich-kirchliche Statsbehörde bildeten. Die zu dieſer Feierlichkeit erwählten Magiſtrate, gewöhnlich zwei [Duumviri dedicandis templis 9)] begaben ſich in Begleitung des Pontifex Maximus, eines Pfeifers und eines dritten, der gleichſam als Zeuge die ganze Handlung beobachtete, nebſt einem Herold in den fertig gebauten Tempel, wo, nachdem der Herold Stille geboten, der Magiſtrat, indem er die Pfoſten des Tempels mit der Hand ergriff 10), die feierliche Einweihungsformel, die ihm der Pontifex vorſagte 11), (eine auch

---

††) S. *Neumeisteri* Specimen dissertat. hist. crit. etc. p. 27. Dietmanns kurſächſiſche Prieſterſchaft. Thl. S. 538. Wetzels Hymnopoiographia. Thl. 1. S. 167. ff. Gottſcheds nöthigen Vorrath zur Geſchichte der teutſchen dramatiſchen Dichtkunſt. Thl. 1. S. 219. 228. 237. Dunkels hiſtor.-kritiſche Nachrichten von verſtorbenen Gelehrten. Bd. 2. Thl. 1. S. 43. ff. Richters Lexikon geiſtlicher Liederdichter. S. 50. Jördens Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten. Bd. 6. S. 15. ff. Heinr. Dörings Galerie teutſcher Dichter und Proſaiſt. Bd. 1. S. 213. ff. Bouterweks Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. Bd. 10. S. 325. ff. Raßmanns literar. Handb. verſt. Dichter. S. 68.

1) ſ. Erneſti in der Clav. Cic. s. v. Consecratio und das daſelbſt Angeführte nebſt Creuzer zu Cic. De nat. Deorr. II, 23. p. 297. 2) *Cicero* Pro Dom. 45—56. 3) Vgl. Erneſti a. a. O.

4) Vergl. z. B. *Cicero* pro Dom. 53. 5) ſ. die Inſchrift bei *Guther*. De Iur. Pontif. III, 5. 6) ſ. *Cicero* ad Attic. IV, 2. Pro Dom. 52. 53. 7) ſ. *Heinecc*. Syntagm. Antiq II, 1. §. 2. p. 353. 8) ſ. Heineccius a. a. O. 9) ſ. z. B. *Livius* VII, 28. XXII, 33. XXXV, 41. 10) *Cic*. pro Dom. 47. *Valer. Max*. V, 18. *Liv*. II, [illegible] *Senec*. De Consol. ad Marc. 13. *Phil. Publio*. 14. 11) Dies iſt das Verba praeire bei *Liv*. IX, 46. *Varro* De Ling. Lat. V, 7.

hnlichen religiöſen Handlungen, wie z. B. die Devotio
orkommende Sitte), nachſprach[12], unter Begleitung
er Tibia, und zwar laut und vernehmlich: was eben-
alls bei andern religiöſen Handlungen ausdrücklich ge-
odert wurde. Noch haben ſich ſolche Formeln oder
ebete, die bei dieſem feierlichen Akt ausgeſprochen
urden, erhalten[13]. Nachdem die Ceremonie beendigt
ar, erfolgten Opfer, auch wurden feierliche Spiele
isweilen dem Volke gegeben[14], Luſtbarkeiten und Freu-
enbezeugungen verſchiedener Art. Oftmals wurde dann
uch eine Inſchrift an den Tempel geſetzt, welche Jahr
nd Tag der Dedication ſowie die Namen derer die den
empel gelobt oder deſſen Aufbau angeordnet hatten,
der derjenigen, welche die Dedication aus Auftrag des
enats und Volks vorgenommen hatten. Von welcher
ichtigkeit dies letztere war und wie es als ein beſon-
eres Souveränitätsrecht des Volkes betrachtet wurde,
ehen wir auch aus dem Umſtand, daß dieſes Recht der
rnennung der zu dieſer Handlung beſtimmten Magi-
rate mit den andern Souveränitätsrechten ſpäterhin
uf die Principes oder Kaiſer überging, in deren Rech-
en das jus consecrandi ausdrücklich vorkommt. Ganz
erſchieden davon iſt freilich die Consecratio Imperato-
um[15], d. h. die Weihung oder Seligſprechung verſtor-
ener Kaiſer, die nun als Gottheiten (Divi) Gegenſtand
er Verehrung des Volks wurden. Auch dies war mit
eſondern Ceremonien und Feierlichkeiten verbunden.
er auf Inſchriften mehrmals vorkommende und viel
eſprochene Ausdruck sub ascia dedicare bezieht ſich auf
ie der äußern Ausſchmückung wegen bei Grabmalen an-
ebrachte Überkleidung mit weißen Marmorplatten oder
üncherwerk [albarium][16]. (*Bähr.*)

Dedicatio ſ. Zueignungsschriſt.

DEDINOWO, ein großes Kirchdorf im kolomni-
chen Kreiſe der Stadt Moskau in Rußland, am linken
fer der Oka. Hier werden faſt alle Fahrzeuge und
truſen gebaut, welche zur Fahrt auf der Oka, und be-
onders zur Fortſchaffung des Korns aus den obern Ge-
enden nach Moskau gebraucht werden. Auch ſind hier
wei Jahrmärkte, wo mit Lebensmitteln, Kleinkram und
etreide ein einträglicher Handel getrieben wird.
(*J. C. Petri.*)

DEDO oder Dedi (auch Theodo) iſt zuſammenge-
ogen aus Theoderich, Dietrich. Unter dem Na-
nen Dedo kommen aber mehre hiſtoriſch merkwürdige
erſonen vor. 1) Dedo aus dem Buziziſchen Hauſe
(ſ. dieſen Artikel), war ein Sohn des Grafen Dedo, oder Dietrichs, oder Theodorichs (geſt. 982), Grafen von Wettin, Burgherrn von Zörbig. Dedo war von Kindheit an bei ſeinem Anverwandten, dem Markgrafen Rigdag zu Meißen im Dienſt, und ſtand wegen ſeines heldenmüthigen Geiſtes und ſeiner Tapferkeit in großem Anſehn. Er kämpfte gegen den Kaiſer Otto III., führte die Böhmen bis in das Stift von Zeitz, verheerte die Umgegend und nahm ſeine eigene Mutter, Judith, Gräfin zu Merſeburg, gefangen. Nachher ſöhnte er ſich mit dem Kaiſer aus, und erhielt, nachdem Graf Bio zu Merſeburg in einem Treffen gefallen, deſſen Grafſchaft, die ſich in das Mannsfeldiſche hinein erſtreckte. Nachher brachte er das Burgwart Zurbici (Zörbig), welches ſeine Vorfahren als Reichslehn inne gehabt, für ſich und ſeinen Bruder Friedrich erb- und eigenthümlich an ſich. Er vermählte ſich mit Thietburg, des Markgrafen der nördlichen Grafſchaft, der heutigen Mark Brandenburg, Dietrichs Tochter (Dithmars Chronik, B. 6.). In der Chronik des Petersberger Mönches (p. 201. ed. Mader) heißt ſein Vater egregiae libertatis vir, d. i. Niemandes Lehnsmann, ein Dynaſt, wonach er nicht Graf von Wettin hätte ſeyn können, weil er als ſolcher des Kaiſers Lehnsmann geweſen wäre, (vergl. Buziziſches Haus Nr. 7.), wofern man nicht der Vermuthung Weiße's beiſtimmt, welcher ſagt: „ungeachtet des gräflichen Titels war die Grafſchaft Wettin von jeher eine bloße Herrſchaft oder Dynaſtie des wendiſchen Geſchlechts der Buzizier, das ſpäter von der Burg Wettin, nicht weit von Halle, ſeinen neuen Namen angenommen hatte, der, nach damaliger Sitte allmälig auch auf das Land überging[1]. Dedo blieb in einer Fehde mit dem Markgrafen Wernezo (Werner) 1009, und hinterließ einen Sohn. — 2) Dedo II., welcher vom Kaiſer Heinrich II. ſeines Vaters Grafſchaft und alle Lehen erhielt, und nach dem Tode ſeines Oheims Friedrich auch die Grafſchaft Eilenburg und die Regirung des Gaues Siusli (Seuſelitz?). Außer einer Tochter Hilda hatte er mit Mathildis, Schweſter des Markgrafen von Meißen Eckards II., ſechs Söhne erzeugt: Friedrich, Dedo, Thimo, Gero, Konrad und Rigdag. Im J. 1034 ward er von Eckards Soldaten umgebracht (Annal. Hildesh. ad a. 1034). — 3) Dedo III. war zweimal vermählt, zuerſt mit Oda, der Witwe des Grafen Wilhelm des ältern von Weimar[2], und nachmals mit Adela, der Witwe des Markgrafen Otto von Meißen, gebornen Gräfin von Löwen aus Brabant. Mit ihr erzeugte er Heinrichen, Grafen von Eilenburg und Konrad. Seine Gemahlin bewog ihn, alle Güter, die ihr voriger Gemahl beſeſſen, in Anſpruch zu nehmen. Er fiel daher 1069 in Thüringen ein und beſetzte Beichlingen und Burgſcheidungen; Heinrich IV. aber brach gegen ihn auf, und er ſah ſich, da beide feſten Plätze genommen waren, genöthigt, ſich dem Kaiſer zu ergeben. Seiner Haft wurde er bald entlaſſen, verlor aber einen großen Theil ſeiner Güter.

---

[12] Von dieſem Herſagen der Einweihungs- oder Gebets-
ormel wird daher der Ausdruck Dedicatio ſelber abgeleitet, in-
em dadurch etwas der Gottheit feierlich zugeſagt, als Eigen-
hum zugeſprochen wurde. Daher auch Iſidorus De Origg.
I, 19.: „omne quod deo datur, aut dedicatur aut conse-
ratur. Quod dedicatur, dicendo datur, unde et appella-
ur.“ Daher ſelbſt fanum abgeleitet, a Fano sive a Fando,
ei Feſtus s. v. mit dem die Angabe des Grundes enthaltenden
uſatz: „dum pontifex dedicat, certa verba fatur.“

[13] Z. B. bei *Livius* I. 10. Vergl. *Gruter.* Inscript. p.
XIII, 12. und CCXXIX. [14] Vergl. *Sueton.* Tit. 7.
Ner. 31. [15] Vergl. *Rossini* Antiq. Rom. III, 18.

[16] S. meine Nachweiſungen in Creuzers röm. Antiq. §. 313.
S. 474. 2. Ausg.

[1] Weiße Geſchichte der kurſächſ. Staten. I. 62.

[2] Über dieſe doppelte Vermählung ſ. Ritters älteſte Meisniſche Geſchichte. S. 178 fgg.

Nach dem Tode des letzten Markgrafen aus dem Hauſe Anhalt, Odo's II., der ohne Erben verſtarb, wurde er Markgraf in der Lauſitz. Ob er Markgraf von Meißen geweſen, oder nur die Vormundſchaft für den minderjährigen Ekbert II. aus dem Hauſe Braunſchweig geführt habe, iſt noch nicht völlig aufgeklärt. Nachdem aber Ekbert im Jahre 1090, auf Anſtiften von des Kaiſers Schweſter Adelheid, Äbtiſſin zu Quedlinburg, in einer Mühle zu Eiſenbüttel war ermordet worden, folgte ihm nach des Kaiſers Ausſpruch und mit deſſen Belehnung Dedo's Sohn Heinrich von Eilenburg in Meißen und der Lauſitz, und nach deſſen frühzeitigem Tode vergab der Kaiſer die Mark Meißen an Heinrichs Oheim Thimo von Wettin [3]. Als dieſer kurz darauf in einer Schlacht ſein Leben verlor, führten deſſen Söhne, Dedo und Konrad den markgräflichen Titel fort. — 4) Dedo, Thimo's Sohn, Markgraf zu Landsberg, war mit Bertha, der Tochter des Grafen Wiprecht von Groitſch vermählt, mit welchem ſein Bruder Konrad um die Markgrafſchaft Meißen kämpfte, weshalb er auch Jahre lang von ſeiner Gemahlin getrennt lebte. Gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder beſaß er die Grafſchaft Wettin, die ſich bis nach Halle und über Löbejün nach dem Anhalt-Köthenſchen hin, von da nach Bitterfeld und Niemegk, mit Einſchluß von Brehna, und über Delitzſch bis in die Gegend von Eilenburg erſtreckte. Dedo gründete im J. 1124 auf dem Lauterberge (mons serenus) bei Halle ein Kloſter des heil. Petrus für Auguſtinermönche, von welchem der Berg ſelbſt in der Folgezeit den Namen des Petersberges erhalten hat. Der Bau hatte begonnen, als Dedo eine Wallfahrt nach Paläſtina begann, und ſein Bruder Konrad vollendete den Bau des Kloſters, in welchem er nach einem thatenreichen Kriegerleben ſich ſelbſt als Mönch einkleiden ließ, und in deſſen Kirche er bald darauf (1157) beigeſetzt wurde. Sein Bruder Dedo erkrankte und ſtarb auf ſeiner Rückreiſe von Paläſtina im J. 1124. Seine Tochter Mechthilde wurde mit Roland, Grafen zu Babenberg vermählt. — 5) Dedo, der Dicke, ein Sohn des vorbenannten Konrad, der bald als der Fromme, bald als der Reiche, bald als der Große bezeichnet wird, und der Luitgardis, einer Schweſter Kaiſer Konrads III., war durch die Erbtheilung ſeines Vaters Graf zu Rochlitz und durch Zahlung von 4000 Mark an den Kaiſer, Markgraf in der Lauſitz. Bertha, ſeines Oheims Dedo Gemahlin erzog ihn, nahm ihn an Kindesſtatt an und vermachte ihm die Grafſchaft Groitſch (1144). Er war Schirmvogt des Stifts Naumburg und Zeitz und der Klöſter zu Boſau und Pegau, ſtiftete auch ſelbſt das Kloſter Altenzelle, und ſcheint überhaupt an geiſtlichen Angelegenheiten den meiſten Antheil genommen zu haben. Im Jahre 1190 als er mit Kaiſer Heinrich VI. eine Reiſe nach Apulien machte, wollte er ſich die Beſchwerden derſelben dadurch erleichtern, daß er ſich den Leib aufſchneiden und das Fett herausnehmen ließ, ſtarb aber an dieſer Operation. (Vergl. die Artikel: Meissen, Petersberg, Wettin.)

Außer dieſen werden noch als von Wittekind, als Stammvaters des Geſchlechts der Grafen von Wettin, angeführt ein Urenkel deſſelben, Dedo, Sohn des Grafen Friedrichs, der im Treffen zu Ebsdorf 876 blieb. Dedo ſelbſt, Graf zu Rochlitz, blieb in einem Treffen gegen die Slaven 925. (*Mencken* Script. rer. germ. II. 756.)

Eines Dedo, an welchen nach des Vorigen Tode die Grafſchaft Rochlitz gekommen ſeyn ſoll, wird ſodann gedacht, muthmaßlich als eines Sohnes von Ditmar, dem Bruder Friedrichs. Er war in der Schlacht gegen die Hunnen bei Schkölen im J. 933. In dem Streite zwiſchen dem Herzog Ludolf und deſſen Vater, dem Kaiſer Otto, ſtand er anfänglich auf des erſteren, dann auf des letzteren Seite. Als Sohn Ditmars wäre er ein Bruder Dietrichs geweſen.

Dedo, Sohn des Pfalzgrafen zu Sachſen Friedrichs und der Agnes, Tochter des Meißniſchen Markgrafen Dietrichs, erhielt vom Kaiſer Heinrich III. die ſächſiſche Pfalzgrafenwürde. Das Bergſchloß Goſek an der Saale zwiſchen Naumburg und Weißenfels war damals die Reſidenz der Pfalzgrafen zu Sachſen. Nach Friedrichs Tode brach Dedo nebſt ſeinen Brüdern das alte Bergſchloß ab und erbaueten an deſſen Stelle ein Benedictinerkloſter (ſ. Gosek). Dedo wurde 1050 von einem Geiſtlichen bei dem Dorfe Pölde im Fürſtenthum Grubenhagen erſtochen. Ein natürlicher Sohn von ihm, Friedrich, wurde Abt zu Goſek. (*H.*)

Dedschial ſ. Deggial.

DEDUCTIO (röm. Alterth.) in mehrfachem Sinne vorkommend, gleichwie das Verbum *deducere*, wovon es abgeleitet iſt, und welches z. B. von jungen vornehmen Römern aus den höhern Ständen gebraucht wird, welche, um in die Rechts- und Statswiſſenſchaft praktiſch eingeführt und zu ihrem künftigen Beruf als Redner und Statsmänner gebildet zu werden, wenn ſie die Vorſtudien der Philoſophie gemacht hatten, an einen angeſehenen bedeutenden Juriſten und Advocaten ſich anſchloſſen, um unter ſeiner Anleitung für die Praxis ſich zu bilden, wie wir dies z. B. von Cicero wiſſen, der auf dieſe Weiſe in ſeiner Jugend dem berühmten Juriſten und Advokaten Scävola übergeben, d. h. zu ihm geführt wurde, *deducebatur* [1]. Dann aber wird der Ausdruck ſelbſt von der Braut geſagt, die in das Haus ihres Bräutigams als Gattin feierlich eingeführt wird, ferner beim Seeweſen von Schiffen, die nach Sitte der Alten, nach vollendeter Fahrt ans Land gebracht, hier im Trocknen aufbewahrt und dann für eine neue Fahrt ins Meer hinabgezogen wurden. Letzteres hieß *deducere*, jenes *subducere* (unter die Walzen, auf welchen die Schiffe lagen, das Schiff ans Land bringen). Daher der Grammatiker Servius [2] *deducere* durch *in mare mittere* und *subducere* durch *in terram trahere* erklärt. Dann aber auch kommt der Ausdruck *Deductio* im juriſtiſchen Sinne vor, in Bezug auf eine Formalität, durch welche man den beſtrittenen Beſitzſtand einer Sache, zunächſt eines Fundus andeuten wollte, worüber nun erſt der Proceß vor dem Prätor geführt und deſſen Spruch abgewartet werden ſollte 3). Auch bei Teſtamenten kommt *Deductio* oder *Deducta* 4) vor, wo es auf den Abzug einer beſtimmten Summe geht. (*Bähr.*)

---

[3] Weiße a. a. O. I. 54 fgg.

[1] *Cic.* Lael. s. de amicit. 1.

[2] Zu *Virgil.* Aen. I, 551; vergl. III, 71. S. auch *Virgil.* Aen. IV, 397. Suet. Calig. 47.

Deductio ſ. Beweis, Beweisführung. (Hier in publiciſtiſcher Hinſicht.)

DEDUCTIONEN 1) ſind rechtliche Ausführungen, alſo Schriften, deren Tendenz dahin geht, die Rechtsbeſtändigkeit einer ſtreitigen Angelegenheit überzeugend darzuthun. Aus dieſem allgemeinen Begriffe folgt denn von ſelbſt, daß Deductionen gleichmäßig Stats- und privatrechtliche Verhältniſſe erörtern, und wiederum aus beiden Theilen des Rechts ſich mit Gegenſtänden eines jeden einzelnen Zweigs beſchäftigen können. Allein allerdings denkt man bei jenem Worte hauptſächlich an eine Bearbeitung publiciſtiſcher Controverſen, und in dieſem Sinne machen Deductionen namentlich einen für Geſchichte und Rechtskunde gleich wichtigen Beſtandtheil unſerer teutſchen Literatur aus. Denn einen der glänzendſten Mittelpunkte der gelehrten Thätigkeit unſerer frühern Reichspubliciſten bildeten gerade ihre mannichfachen Deductionen; in geſchichtlicher Hinſicht aber ſind die meiſten und zum Theil wichtigſten Urkunden für allgemeine und ſpecielle teutſche Geſchichte erſt auf Veranlaſſung jener rechtlichen Erörterungen dem Druck übergeben worden 2). Der Gebrauch ſolcher Deductionen beginnt ſchon früh; man kann es dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob gerade Lupold von Bebenburg 3) der erſte teutſche Deductionenſchriftſteller geweſen; gewiß iſt, daß Schriften, welche man ihres ganzen Inhalts halber nach dem geſagten als Deductionen betrachten muß, bereits im 15. Jahrhundert vorkommen 4).

Man begreift, daß es, ebenſo wenig wie bei andern juriſtiſchen Schriften, in Anſehung der Deductionen an der Bildung einer Reihe theoretiſcher Regeln hat fehlen können, die man bei der Anfertigung derſelben empfohlen. Aber ebenſo leuchtet ein, daß dergleichen Regeln, wenn ihnen überhaupt eine practiſche Bedeutſamkeit ſoll beigelegt werden können, ſich immer in ſehr allgemeinen Grundzügen werden halten müſſen. „So wie man — bemerkt ein jene Grundſätze zuſammenſtellender Gelehrter 5) — einen Autor nicht vorſchreiben kann, wie er ſeine Diſſertationen ausarbeiten ſoll, ebenſo ſchwer fällt es, den Deductionen gewiſſe und beſtändige Regeln zu ſetzen.“ Hier greifen Umſtände und Verhältniſſe der mannigfachſten Art ein; der Zweck, den man erreichen will, iſt überall von Einfluß; die Perſonen, welche in Betracht kommen, werden eigene Geſtaltungen herbeiführen müſſen. Demungeachtet bleiben jedoch gewiſſe normative Andeutungen nicht ausgeſchloſſen, wie ſolche namentlich der größte Deductionen-Meiſter Teutſchlands uns überliefert hat 6). Sie werden ſich hauptſächlich auf Form und Einrichtung beziehen.

Hiebei kommt nun vor allem in Betracht, daß Deductionen bald die Geſtalt eines Schreibens, bald einer Bittſchrift, eines Promemoria oder eines wahrhaft gerichtlichen Actenſtücks haben, und daß ſie im letztern Falle ebenſo wol die Stelle einer Klage-, Exceptions-, Replik-, Duplik-, Triplik-, Quadruplikſchrift vertreten, als den Character einer Probations-, Salvations-, Reprobations-, Impugnations- oder einer Läuterungs-, Appellations-, Reviſions-, Reſtitutions- und Supplikationsſchrift annehmen können, wonach denn auch die individuellen Bezeichnungen ſich eigenthümlich geſtalten 7). Nach dieſen Verſchiedenheiten richtet ſich denn natürlich zunächſt die Verſchiedenheit äußerer Anreden und anderweitiger Courtoiſie; das einmal hergebrachte Kanzleiceremoniel bildet hier genau zu beobachtende Schranken. Aber eben wegen der wiederkehrenden Hemmungen dieſer letztern erſcheint es immer, wo irgend thunlich, zweckmäßig, die an beſtimmte Perſönlichkeiten gerichteten Deductionen mit einem beſondern Schreiben zu begleiten, um in der Deduction ſelbſt in der Form eines Memorandum ſich freier bewegen zu können. Bei dieſer wird dann regelmäßig die Trennung des faktiſchen oder geſchichtlichen Stoffs und die juriſtiſche Entwickelung, die Sonderung zweier Haupttheile beſtimmen, wodurch indeſſen keineswegs als unerläßliche Regel geboten wird, jene Sonderung ſo durchgreifend vorzunehmen, daß in der hiſtoriſchen Entwickelung kein Rechtsgrund angedeutet werden dürfte. Dies kann unter Umſtänden vielmehr ſehr ſachgemäß ſeyn; denn der geſchichtliche Theil einer Deduction iſt überhaupt dazu beſtimmt, das Feld deutlich zu bezeichnen und zu begrenzen, auf welchem operirt wird und operirt werden ſoll. Geht man aber von dieſem Geſichtspunkt aus, ſo muß bei jener hiſtoriſchen Auseinanderſetzung alles ungehörige und überflüſſige, wodurch nur die Sachlage verrückt wird, vermieden werden; es muß die Prozeßgeſchichte bewandten Umſtänden nach einen beſondern Platz finden; es ſind insbeſondere am Schluß die Fragen deutlich und beſtimmt anzugeben, um deren Beantwortung und Feſtſtellung es ſich überhaupt handelt, oder es iſt, mit andern Worten, der eigentliche

---

3) *Cic.* pro Caecin. 7. 10. nebſt *Ernesti* in der Clav. Cic. s. v. deduc. p. 24. 26. (T. XVIII. P. II.) *Schütz.* 4) *Cic.* De Legg. II, 20. 21. nebſt Erneſti in der Clav. Cic. s. v. Partitio (T. XIX. P. II.) p. 162. *Schütz.*

1) Agrippa Eliſtranus über rechtliche Ausführungen oder ſogenannte Deductionen, in den Dresdner gelehrten Anzeigen von 1769. Nr. 19. 20.; vermehrt in v. Holzſchuher Deductionsbibliothek. Bd. 1. S. 466—482. — *Ge. Ern. Lud. Preuschen* de litigantium studio iudicis omniumque animos praeoccupandi praesertim praeoccupationis libellis ac deductionibus. Marburg 1752. 4. — Scheidemantel Repertorium des teutſchen Stats- und Lehenrechts. Th. 1. S. 661. 2) Lünigs teutſches Reichsarchiv iſt großentheils durch ſie allein möglich geworden. 3) Pütter Literatur des teutſchen Statsrechts. Th. 1. S. 69. — Eichhorn teutſche Stats- und Rechtsgeſchichte. Th. 3. S. 27 fgg. 4) Dahin gehört z. B. das in Lehmann Speyerſcher Chronik Lib. VII. c. 105. in einer teutſchen Überſetzung befindliche Manifeſt des Kurfürſten Dietrich von Mainz gegen den Grafen Adolf von Naſſau vom Jahre 1462.

5) v. Beck Verſuch einer Statspraxis. (Wien 1778). S. 147. 6) Pütter Anleitung zur juriſtiſchen Praxis. §. 95—123. S. 83—96. der 3ten Aufl. von 1765. — Vergl. Juſti Anleitung zu einer guten teutſchen Schreibart (Leipzig 1769. 8.) S. 606—630. 7) Man ſpricht z. B. von rechtsbegründeten Vorſtellungen, Informationen, Erörterungen, Ausführungen, Bedenken, Gutachten, Abfertigungen, Beantwortungen, Darſtellungen u. ſ. w.

status caussae et controversiae zu fixiren, wobei es indeſſen nach Befinden ſehr der Klugheit angemeſſen ſeyn kann, die Streitfragen nicht immer nackt und kahl hinzuſtellen, ſondern vielmehr die ganze Darſtellung ſo einzurichten, daß jene Fragen dem Leſer ohnedies klar vor Augen treten. — Was ſodann die eigentliche Rechtserörterung, alſo den zweiten Theil einer Deduction, betrifft, ſo ſind hier, wie bei den Gründen eines jeden rechtlichen Urtheils, eben ſowol die zur Seite als die entgegenſtehenden Argumente zu berückſichtigen; ob getrennt von einander, ob die ſogenannten Zweifelsgründe voran, dies iſt ebenſo Sache der eigenen Beurtheilung, wie es derſelben ſtets überlaſſen bleibt, zu unterſuchen, ob nicht gewiſſe Zweifel ganz zu verſchweigen, oder doch nur ſo zu erwähnen ſind, daß ſie ſich mehr vermuthen laſſen, als geradezu ausgedrückt werden. Jedenfalls muß aber aus dem Geſagten als Schluß das gewonnene Reſultat gezogen werden, ſei es nun in der Form einer Bitte, oder in der Einkleidung einer rechtlichen Überzeugung, oder einer juriſtiſchen Anſicht und Meinung. In beiden Theilen der Deduction ſich einer einfachen, ſich nicht in unendliche Perioden verlierenden Schreibart zu befleißigen, die Überſicht des Ganzen durch zweckmäßige Eintheilungen, Überſchriften, Inhaltsanzeigen und Abſätze, vielleicht auch durch Marginalien und Summarien zu erleichtern, ferner Anmerkungen unter dem Text, namentlich in ungedruckten Deductionen, möglichſt zu vermeiden, die Rubriken endlich oder den Titel des Ganzen ſachgemäß einzurichten — dies alles ſind Regeln, welche ſich um ſo gewiſſer empfehlen, wenn man bedenkt, daß gerade Deductionen meiſt Männern in die Hände kommen, welche durch ihre ganze Bildung an Reinheit der Schreibweiſe gewöhnt und ihrer ganzen Stellung nach die Gegenſtände ihrer Thätigkeit möglichſt überſichtlich ſich vorgetragen zu ſehen lieben, weshalb denn auch nach Pütter's Beiſpiel bei beſonders ſchwierigen und weitläufigen Ausführungen, zugleich in einem kürzern Aufſatze das weſentliche wiederholt zuſammenzufaſſen, ſehr angemeſſen ſeyn dürfte. Im übrigen darf nicht unbemerkt bleiben, daß die freie Selbſtändigkeit eines Deducenten dann meiſtentheils eine beſchränktere ſeyn wird, wenn ihm die Widerlegung einer Gegenſchrift obliegt. Hier wird die leztere dem erſtern von ſelbſt den Weg vorzeichnen, welcher zu verfolgen iſt. Es würde jedoch falſch ſeyn, wenn man dies als unverrückbare Regel betrachten wollte; einen in ſich verwirrten Gegner in ſeinen Irrgängen und auf ſeinen Abwegen zu folgen, würde zu immer größern Verwickelungen führen; hier eine eigne Bahn ſich zu ebnen und in dieſe den Gegner hinein und mit ſich fort zu ziehen, führt vielmehr ſicherer zum Ziel, ohne irgendwie den Vorwurf der Regelloſigkeit zu begründen. — Eine beſondere Aufmerkſamkeit dürfte endlich noch den Beilagen zu widmen ſeyn. Hier eine gehörige Auswahl zu treffen und eine Beſchränkung der Maſſe eintreten zu laſſen, iſt ebenſo empfehlenswerth, als eine beſtimmte Ordnung der Aufeinanderfolge zu beobachten und durch beſondern Druck oder Schreibung die beſonders weſentlichen Stellen auszuzeichnen. Für geringfügig wird dergleichen nur derjenige halten, den die Erfahrung noch nicht belehrt, wie großes Gewicht einerſeits gerade Geſchäftsmänner auf Wahrung jener ſcheinbaren Geringfügigkeiten legen und wie ungemein andrerſeits dadurch der behagliche, oft entſcheidende Eindruck einer Arbeit gefördert wird.

Bei weitem die Mehrzahl der vorhandenen Deductionen exiſtirt vereinzelt; viele ſind, gar nicht dem Druck übergeben, ein Beſitzthum der Archive [8]. Um ſo ſchätzbarer iſt der Samlerfleiß eines Lünig [9] und Holzſchuher mit ſeinem Fortſetzer [10], welche in ihren „Deductionsbibliotheken" Nachweiſungen der vorhandenen Deductionen zu geben bemüht geweſen. An Samlungen, worin eine Reihe von Deductionen aufgenommen worden, genügt es, neben einigen ohne Nennung des Autor erſchienenen [11], für Teutſchland an die bekannten Werke von Lünig [12], Moſer [13], Leucht [14] und Reuß [15] zu erinnern, insbeſondere aber auf Pütter's, jedem Publiciſten unentbehrliche „auserleſene Rechtsfälle" [16] zu verweiſen. Ihm blieben während eines langen Lebens die rechtlichen Verhältniſſe kaum einer teutſchen Herrſchaft fremd; das unbegrenzte Vertrauen großer und kleiner, weltlicher und geiſtlicher Potentaten und Republiken wandte ſich vorzugsweiſe ihm zu; aber es bewährten ſich auch bei ihm nicht Moſer's Klagen über ſchlecht bezahlte wichtige Dienſtleiſtungen [17]; denn Pütter wurde, nicht ohne einigen ärger gleich berühmter Collegen [18]), ein wohlhabender, a ein reicher Mann. (*Pernice.*)

---

[8] Verſuch einer Anzeige von einigen vorzüglichen größern und kleinen, öffentlichen und Privatdeductionsſamlungen, in v. Holzſchuher Deductionsbibliothek. Th. 1. S. 513—530.

[9] Bibliotheca curiosa deductionum. Leipzig 1717. 8. 2. Ausg. von Gottl. Aug. Jenichen unter dem Titel: *Bibliotheca deductionum*, anjetzo in eine geſchicktere Ordnung gebracht. Leipz. 1745. 8.

[10] Deductionsbibliothek von Teutſchland nebſt dazu gehörigen Nachrichten. Bd. 1. 2. Frankf. und Leipz. 1778. 79. Der Verfaſſer: Chriſtoph Sigmund Holzſchuher von und zu Harlach, Veſtenbergsgereuth und Thalheim, hat ſich auf dem Titel nicht genannt. — Den 3. und 4. Band, Nürnb. 1781 u. 83, hat Joh. Chriſt. Siebenkees beſorgt.

[11] Collectio nova actorum publ. J. R. G. oder Samlung der in den J. 1750—53 in Teutſchland zum Vorſchein gekommenen Deductionen. Th. 1—8. Nürnb. 1751—53. 8. — Neueſte Samlung auserleſener Deductionen. Th. 1—3. Gießen 1778. Fol.

[12] Grundfeſte europäiſcher Potentaten-Gerechtſame, worin durch auserleſene Deductionen dargethan wird, wie es um aller Potentaten hohe iura, Anſprüche und Präcedenzſtreitigkeiten beſchaffen ſei. Leipz. 1716. Fol. — Selecta scripta illustria. Leipz. 17[illegible] Fol.

[13] Samlung der neueſten und wichtigſten Deductionen in teutſchen Stats- und Rechtsſachen. Th. 1—9. Frankf. u. Leipz. 1752—64. 4.

[14] Ant. Faber europäiſche (alte) Stats-Canzlei (begonnen von Chr. Leop. Leucht [† 1716], fortgeſ. von C. J. Feuſtel und J. K. König. Th. 1—115. und 9 Th. Regiſter. Nürnb. 1697—1750. — Deſſelben neue (vom 41. Th. an fortgeſetzte neue) europäiſche Statskanzlei. Th. 1—55. und 2 Th. Regiſter. Ulm 1761—68.

[15] Deductions- und Urkundenſamlung. Bd. 1—15. Ulm 1785—99. 8. — Teutſche Reichskanzlei. Th. 1—56. Ulm 1783—1803. 8.

[16] Auserleſene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Teutſchland üblichen Rechtsgelehrſamkeit in Deductionen, rechtlichen Bedenken, Relationen und Urtheilen, theils in der Göttingiſchen Juriſtenfakultät, theils in eigenem Namen ausgearbeitet. Bd. 1—4, jeder in 3 Theilen. Götting. 1768—1809. Fol.

[17] Lebensgeſchichte Johann Jakob Moſers. Th. 3. S. 59 folg. — Von ihm hieß es einmal in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, vielleicht aus Pütters Feder, er beſitze weder die Neigung noch die Gabe, Reichthum zu erwerben.

DEDUCTORES, kommen in einer Schrift des Quin us Cicero über das römiſche Wahlweſen und die Bewer ung um die öffentlichen Ämter vor (De petit. consulat.)., vergl. Plin. Ep. IV, 17:), als Leute, die gleich den Clienten und ähnlichen Freunden und Anhängern eines bedeutenden Mannes in Rom an dieſen ſich anſchließen, und ihm insbeſondere dadurch ihre Achtung und Verehrung bezeugen, daß ſie ihn täglich bei ſeinem Ausgang auf das Forum oder die Curie begleiten und ſein Gefolge und damit auch ſein Anſehen vermehren. Daher in der emerkten Stelle der Deductor und deſſen Verpflichtung höher geſtellt wird als der Salutator, der kein weiteres Geſchäft hat, als täglich in der Frühe ſeinen Patronus u beſuchen und zu begrüßen. Auch das Verbum deducere, wovon deductor abgeleitet iſt, kommt in dieſem Sinn ehrenvoller, auszeichnender Begleitung, die man bedeutenden und angeſehenen Männern erweiſt, mehrmals bei Cicero vor; z. B. pro Muren. 34. Cat. maj. 18. ad Familiarr. X, 12. In einer Inſchrift bei Sestini Class. gent. p. 66. findet ſich auch *deductor* als Führer einer Colonie in dem Sinne. in welchem ſonſt Triumviri coloniae deducendae und ähnliche Magiſtrate vorkommen. (*Bähr.*)

DEE, Name mehrer Flüſſe: 1) in England, welcher in Merionethſhire aus zwei von den Höhen zwiſchen Dolgelly und Dinasmouthy herabkommenden Quellenflüſſen im Pimble-Meer zuſammenſtrömt, die Grafſchaft Denbigh durchfließt, bei Cheſter den neuen Kanal ſpeiſt und ſich, 15 engl. Meilen nordweſtlich von dieſer Stadt bei Air-Point, zwiſchen Flint und Cheſhire, durch eine zweite Mündung in das iriſche Meer ergießt; — 2) in Südſchottland, welcher in zwei Quellenflüſſen, Deugh und Kenn entſpringt, die bei Newgalloway den Namen Dee annehmen. Er durchſtrömt den Kennmoreloch und Loch Dee und mündet ungefähr 5 engl. Meilen unter Kirkudbright in den Solway-Frith; — 3) in Mittelſchottland, der auf dem Grampiangebirge an der Grenze von Inverneß entſpringt, ganz Aberdeen und einen Theil von Mearns, wo er bei Strachan den auf dem Mount Batof entſpringenden Dye aufnimt, durchfließt und unterhalb Aberdeen in das teutſche Meer fällt. In dieſem Fluſſe wird ein ſehr ergiebiger Lachsfang betrieben; — 4) Küſtenfluß in der County Louth der iriſchen Provinz Leinſter, welcher ſich in die Dundalkbai mündet. An demſelben liegt die Stadt Atherdee oder Ardee. (*Leonhardi.*)

DEE, lat. Devus, John, Mathematiker und Aſtrolog, ein Wundermann ſeiner Zeit, Sohn eines reichen Weinhändlers zu London, wo er den 3. Julius 1527 geboren war. Mit vorzüglichen Talenten und großer Lernbegierde kam er in ſeinem 16ten Jahre in das Johannis-collegium zu Cambridge, und ſtudirte außer den alten Sprachen beſonders die mathematiſchen Wiſſenſchaften mit ebenſo viel Eifer als Erfolg. Dieſe Studien ſetzte er, nachdem er 1547 Baccalaureus geworden, in Holland fort, kam bald wieder nach Cambridge zurück und beſchäftigte ſich mit aſtronomiſchen Beobachtungen, um den Einfluß der Geſtirne auf die ſublunariſche Welt und ihre Herrſchaft über die Schickſale der Menſchen zu erforſchen. In Löwen, wohin er ſich 1548 begab, wurde er wie ein Orakel verehrt, und in Paris hatte er als Lehrer der Geometrie und Commentator des Euklid großen Zulauf. Das freie Leben einer öffentlichen Bedienung, die ihm angeboten wurde, vorziehend, kehrte er wieder nach England zurück, wurde aber unter der Königin Maria nicht allein der Religion wegen verfolgt, ſondern auch der Zauberei wegen angeklagt und ins Gefängniß geworfen. Ein günſtigeres Loos verſprach er ſich nach der Thronbeſteigung der Königin Eliſabeth, die ihm ſchon vorher Beweiſe ihres Wohlwollens gegeben hatte, und der er in einer beſondern Schrift, nach den Regeln der Aſtrologie, den Tag anzeigte, der zu ihrer Krönung der glücklichſte wäre. Da er aber für ſeine Bemühung die erwartete Belohnung nicht erhielt, ſo verließ er ſein Vaterland von neuem und begab ſich 1563 durch Holland und Teutſchland zu dem Kaiſer Maximilian II. nach Ungern. Dieſem dedicirte er ſein bald darauf im Druck erſchienenes Werk: Monas hieroglyphica, mathematice, magice, cabbalistice, anagogice explicata, ad regem romanum Maximilianum. Antw. 1564. 4.; ein ſeltſames Gemiſch von kabbaliſtiſchen Träumen und größtentheils ſelbſt erdachten pythagoräiſchen Grillen, vermittelſt derer er die Siegel des Hermes und die alten Hieroglyphen enträthſeln und aus denſelben die ganze wahre bisher verborgen geweſene himmliſche Weisheit kund machen wollte. Als Schlüſſel zu dieſem geheimnißvollen Werke iſt zu betrachten ſeine: Propaedeumata aphoristica de praestantioribus quibusdam natura virtutibus, welche er ſchon 1558. 12. hatte drucken laſſen, 1567 und 1573. 4. aber verbeſſert herausgab. Die Königin Eliſabeth, der er nach ſeiner Rückkunft aus Ungern, wo er nicht die günſtigſte Aufnahme gefunden zu haben ſcheint, ſein Werk überreichte, verſprach für ihn zu ſorgen und gab ihm die Anwartſchaft auf die Dechanei zu Gloceſter, die er aber niemals erhielt. Da es ihm an Kenntniſſen und Erfahrungen nicht fehlte, und er auch ganz vernünftig urtheilte, ſobald es nicht auf ſein Lieblingsfach, die geheime und myſtiſche Weisheit kam, ſo gebrauchte ihn die Königin nicht nur als Aſtrologen, ſondern auch bei mehren wichtigen Geſchäften, wie z. B. bei der Reform des Kalenders. Seine ſchriftlichen Ausarbeitungen über dieſen Gegenſtand, ſowie ſeine hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung der von den Engländern in verſchiedenen Welttheilen entdeckten Länder, befinden ſich handſchriftlich in der Cottaſchen Bibliothek. Als 1572 der berühmte Komet im Geſtirne der Caſſiopeia erſchien, gab er 1573 ſeine Schrift De stella admiranda in Cassiopeia asterismo coelitus demissa ad orbem usque Veneris heraus, die den Beifall der größten Aſtronomen erhielt. Zu Heinrich Billingsteys engliſcher Überſetzung des Euklid, die öfters unter ſeinem Namen vorkommt, ſchrieb er Anmerkungen und eine Vorrede, die manches Brauchbare von dem Nutzen der mathematiſchen Wiſſenſchaften enthält. Zu ſeinem Unglück gerieth er in die Bekanntſchaft eines gewiſſen Eduard Kelley, eines Apothekers oder Advokaten, dem man wegen Falſchmünzerei und anderer Vergehungen die Ohren abgeſchnitten hatte. Dieſer liſtige Betrüger, der große Kenntniſſe in der Chemie und den magiſchen Wiſſenſchaften zu beſitzen vorgab, wußte den zur Schwärmerei hinneigenden Dee zu bereden, in ſeiner Geſellſchaft an Erfindung des Steins der Weiſen und andern geheimen Künſten und Erfindungen zu arbeiten. Kelley ſprach viel von Erſcheinungen der Geiſter, mit welchen er in vertrauter Verbindung lebe, und durch deren Dienſt er, vermittelſt einer kryſtallenen Kugel, die Geheimniſſe der göttlichen Weisheit erforſchte. Das Geiſtercitiren und Teufelsbannen nahm den 22ſten December 1581 ſeinen Anfang und dauerte mehre Jahre fort. Dee hielt davon ſehr genaue Tagebücher, von denen ſich eines handſchriftlich in dem Muſeum zu Oxford befindet, das andere aber, aus mehren einzelnen Heften beſtehend, von Merik Caſaubon zum Druck befördert wurde, unter dem Titel: True and faithful relation of what passed for many years between J. Dee and some spirits: with a preface by Mer. Casaubon. Lond. 1659. Fol. mit Kupfern und Portraits; ſehr ſelten. Zu den beiden Kryſtallguckern geſellte ſich 1583 ein vornehmer Pole, Albert Laſky oder Laſko, Woiwode von Siradien, der durch den Ruf von der Weisheit der Königin Eliſabeth nach England gelockt ward. Dieſem ſagten die Geiſter durch den Kryſtall, daß er König von Polen und der Moldau werden würde, daher Dee und Kelley mit ihm heimlich England verließen, um ihr Vorhaben, dem Laſky die Krone aufzuſetzen, zu vollziehen. Sie kamen den 6ten Februar 1584 zu Laſk, dem Stammſchloſſe ihres Beſchützers, in der Woiwodſchaft Siradien in Großpolen an, und begaben ſich von da nach Krakau. Die gehoffte Königskrone wurde dem Laſky nicht zu Theil, und die beiden Kryſtallgucker und Teufelsbanner wanderten nunmehr nach Prag, wo damals der Kaiſer Rudolph II., ein großer Beförderer der mathematiſchen Wiſſenſchaften, aber auch ein Liebhaber der Aſtrologie und geheimen Weisheit, der unaufhörlich von Gauklern und Betrügern hintergangen wurde, ſeine Reſidenz hatte. Sie fanden eine geneigte Aufnahme, da ſie dem leichtgläubigen, oft in Geldnoth ſich befindenden Monarchen, von ihren chemiſchen Verſuchen, dem Geheimniß des Steins der Weiſen und der außerordentlichen Kraft ihres Kryſtalls Wunderdinge zu erzählen wußten. Da aber die kaiſerlichen Miniſter die Betrügereien durchſchauten, ſo brachten ſie es, in Verbindung mit dem päpſtlichen Nuntius, dahin, daß die Gaukler Prag verlaſſen mußten. Sie begaben ſich wieder nach Krakau, wo ihnen Laſky den Zutrit bei dem Könige Stephan verſchaffte. Allein auch dieſer war des Gaukelſpiels bald müde, und Dee irrte lange mit ſeinem Freunde in Polen, Böhmen und Sachſen umher, um ſich bei mehren Großen Gehör zu verſchaffen, gerieth aber allmälig in die bitterſte Armuth, aus der ihn endlich die Königin Eliſabeth zog, die ihn 1580 nach England zurückrief. Außer einigen mäßigen Geldſummen, die ſie ihm ſchenkte, verlieh ſie ihm, entweder aus Mitleiden oder andern geheimen Urſachen, die Präfectur des Collegiums von Mancheſter, wo er ſein reichliches Auskommen hatte und in Ruhe ſieben Jahre verlebte. Nach dem Tode der Königin wandte er ſich 1604 an ihren Nachfolger Jakob I., um ſich von dem Verdacht der Hexerei und Teufelsbannerei, der auf ihm ruhte, zu reinigen. Armuth und Krankheit verbitterten die letzten Jahre ſeines Lebens, und er war eben wieder im Begriff, einer himmliſchen Eingebung zufolge, ſein Vaterland zu verlaſſen, als er im September 1607 ſtarb. Dee war, nach Leibnitz Vermuthung [1]), kein Betrüger, ſondern ein Betrogener. Er hatte viel von geheimer und hoher Weisheit gehört und geleſen, und aus der Kabbala gelernt, daß der Umgang mit Geiſtern einer der höchſten Grade der geheimen Philoſophie ſei. Dieſe Stimmung wußte Kelly liſtig zu benutzen, und wahrſcheinlich ſtand er mit Dee's Gattin im Bunde, um die feurige Einbildungskraft des zur Schwärmerei hinneigenden Mannes immer mehr zu erhitzen. Über ſeinen moraliſchen Charakter und ſeinen ganzen Wandel lauten die Urtheile der Zeitgenoſſen ſehr günſtig. Er lebte unſträflich, nüchtern und mäßig, blieb ſich immer gleich, war wohlthätig gegen die Armen, ſehr religiös und gegen Jedermann gefällig und verträglich. Oft pflegte er zu ſagen: Qui non intelligit, aut discat, aut taceat. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ihn die Königin Eliſabeth zuweilen bei geheimen Verhandlungen und in fremden Ländern als Spion gebraucht hat. Außer den angeführten Schriften iſt nur wenig und unbedeutendes von ihm gedruckt worden, aber die Zahl der Handſchriften, die in der Cottonſchen und Aſhmoliſchen Bibliothek von ihm verwahrt werden, beläuft ſich über 50. Sie haben zum Theil die Aſtronomie und Geographie, meiſtens aber die Aſtrologie und andere Zweige der geheimen Weisheit zum Gegenſtande. Sein ſogenanntes Teſtament ließ Aſhmole in ſeinem Theatro chymico abdrucken [2]). — Dee hinterließ einen Sohn, **Arthur Dee**, der den 14. Julius 1579 zu Mortlac in der Provinz Surry geboren war. Als vierjähriger Knabe begleitete er ſeinen Vater auf di n Wanderungen nach Polen und Böhmen, und ward chon damals deſſen Gehilfe bei den myſtiſchen Arbeiten nd dem Forſchen nach dem Stein der Weiſen. Nachdem er mit ſeinem Vater 1592 nach England zurückgeommen war, beſuchte er die Weſtminſterſchule und udirte zu Oxford die Arzeiwiſſenſchaft, jedoch nur kurze eit; denn bald fing er in London und, da ihm dies ls einem Ungeprüften verboten wurde, in Mancheſter u praktiziren an. Als um dieſe Zeit der Czar von Rußland den König Jakob I. von England erſuchte, hm einen geſchickten Arzt zu ſenden, entſchloß ſich Dee ahin zu gehen, und war nun 14 Jahre lang czariſcher eibarzt zu Moskau. Da er mit ſehr guten Zeugniſſen nd Empfehlungen des ruſſiſchen Hofes nach England urückkam, ſo nahm ihn Karl I. unter ſeine Leibärzte uf. Nach dem Tode deſſelben begab er ſich nach Norwich, theilte ſeine Lebenszeit zwiſchen dem Krankenbette nd dem Schmelztiegel, verarmte über dem Beſtreben Gold zu machen und ſtarb zu Norwich im September 651. Das einzige Buch, welches er drucken ließ, hat en Titel: Fasciculus chymicus, obstrusae hermeticae cientiae ingressum, progressum, coronidem expli- ans. Basil. 1629. Par. 1631. 8. Engländiſch von E. Aſhmole: Chymical collections etc. Lond. 1650. 8. [3]).

---

[18] Wir denken hiebei namentlich an Heyne's Sticheleien n ſeinen akademiſchen Gelegenheitsſchriften. — Noch nach Pütters Tod ſchrieb er, freilich nicht ganz im Einklange mit der Todesanzeige in den Göttingiſchen Anzeigen von 1807. St. 138, am 10. Sept. 1807 an Langer: „Pütter, der alles der Univerſität und ſeine Deductionen und Bücher der Bibliothek zu verdanken hat, ſtarb, ohne dieſer das geringſte Legat zu hinterlaſſen, ſo wie den Armen nichts, den Witwen nichts; und hinterläßt doch entfernten lachenden Erben ein Vermögen von 120 bis 130000 und darunter 92000 baar und in Kapitalien. Seine Memoria wird wol unterbleiben." Vergl. Ebert Überlieferungen. Bd. 1. St. 2. Seite 8.

---

[1]) In einem Briefe in J. D. **Grubers** Prodromus commercii epistolici Leibnitz. p. 1365. [2]) *J. Dee* account of his life and studies for half an hundred years, in der Appendice ad J. Glastoniens. chronica, herausgegeben von Th. **Hearne**. Oxford 1726. 8. Th. 2. Nr. 4. S. 497. *Th. Smithi* vita J. Dee, in deſſen Vitis erudit. et illustr. viror. Lond. 1707. 4. *Beckenhout*, biograph. history. T. I. 45 Mém. pour servir à l'hist. des hommes illustr. T. I. Mem de Niceron. T. I. 353 — 367. (Adelungs) Geſchichte der menſchlichen Narrheit. 7. Th. 1 — 81.

(*Baur.*)

DEELEN, van (Dirk, d. i. Diederich, nach Andern — wol weniger richtig, — Theador), ein aus- ezeichneter holländiſcher Perſpektivmaler im 17ten Jahrhundert, und insbeſondere in der zweiten Hälfte eſſelben. Er war geboren, nach einigen 1607 zu Alkmaar, nach andern 1635 zu Heusden. Er lebte wenig- ens eine Zeitlang an dem letzteren Orte, nachher aber n ſpäteren Jahren zu Armuiden in Zeeland, wo er uch einige Zeit Bürgermeiſter war, ſodann wohnte er daſelbſt als Privatmann, wahrſcheinlich bis an ſeinen Tod, deſſen Jahr nicht bekannt iſt. Als Maler blühete r vorzüglich um das Jahr 1670. Er war in ſeiner Kunſt ein Schüler von Franz Hals, Maler zu Haar- em, der vorzüglich ſchöne, kräftige und höchſt ähnliche Portraits verfertigte. (S. dieſ. Art. II. Sect. 1. Thl. S. 323.) Van Deelen wählte indeß zur Übung ſeiner Kunſt andere Gegenſtände, und beſchäftigte ſich vorzüglich mit dem Perſpektivmalen von Aus- und An- ichten; insbeſondere malte er Kirchen, Paläſte mit Säulen und andere reiche Architektur. Seine Gemälde, als ſehr verdienſtlich, fanden einen vorzüglichen Beifall und machten ihn hochberühmt. Sein Zeitgenoſſe Kornelius de Bie (ſ. dieſ. Art. I. Sect. X. Thl. S. 105) preiſet ihn mit einer beſondern Begeiſterung als einen ausgezeichneten Geiſt und vortrefflichen Künſt- er.

Von van Deelen's Gemälden ſind in und außer Holland noch mehre ſchätzbare Originale vorhanden. — Sie wurden in Holland in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zu 40 bis 50 holländiſchen Gulden und noch theurer verkauft. So galt unter andern, bei einem öffentlichen Gemäldeverkauf zu Amſterdam, im Jahre 1746 am 25. Mai, ein van Deelenſches Stück, das Innere einer Kirche vorſtellend, 160 Gulden. Dieſes Gemälde, 1 Fuß und ½ Zoll hoch; 2 Fuß 2 Zoll breit, iſt von jeher für das ſchönſte gehalten, das man in dieſer Art findet. Bei einer andern Auktion von Gemälden, ebenfalls zu Amſterdam am 10ten Auguſt 1785, kam ein vorzüglich ſchönes Stück von van Deelen vor, 15 Zoll hoch und 21 Zoll breit, vorſtellend ein prächtiges Gebäude mit einem runden Gewölbe und einer Durchſicht auf einen offenen Platz, und auf dieſem wieder ein anderes großes Gebäude, mit einer ſchönen perſpektiviſchen Ausſicht in einen Garten mit Lauben und andern Gegenſtänden. Auf dem Vorgrunde ſtehen ein Herr und eine Dame, die einen Hund bei ſich haben, auch mehre Säulen und andere Zierrathen, — das Ganze eine ſehr kunſt- und effektvolle Architektur. — In Teutſchland, in der vormaligen Herzogl.-Braunſchweigiſchen Bildergalerie zu Salzdahlum, einer Samlung von hohem Range, die 929 Stücke enthielt, und jetzt, nachdem das herzogl. Schloß daſelbſt während der Königl. Weſtphäliſchen Regirung abgebrochen worden, zu Braunſchweig in dem dortigen Muſeum aufbewahrt wird, befanden ſich drei ſchöne Gemälde von van Deelen; das eine auf Holz gemalt, vorſtellend einen Proſpekt von zwei Luſtſchlöſſern, mit einem grünen, bedeckten Gange vor demſelben und verſchiedenen Perſonen im Platz, 1 Fuß 2 Zoll hoch und 1 Fuß 6 Zoll breit, das andere, auf Leinwand gemalt, die innere Anſicht einer gewölbten Kirche, 2 Fuß 8 Zoll hoch und 2 Fuß 6 Zoll breit; und endlich das dritte, ebenfalls auf Leinwand, die Abbildung eines großen, mit Architekturarbeit prächtig verzierten Saals, mit zwei Perſonen an einem Tiſche ſitzend, auf dem ein brennendes Licht ſteht, 2 Fuß 8 Zoll hoch und 2 Fuß 5 Zoll breit. — Sodann iſt in der Kaiſerl. Gemäldegalerie zu Wien auch jetzt noch ein koſtbares van Deelenſches Gemälde befindlich, ein großes Architekturſtück auf Leinwand gemalt. Es ſtellt ein prächtiges Säulengebäude vor, mit einem rückwärts anliegenden Garten, der zur allgemeinen Beluſtigung offen iſt und worin ſich viele Figuren zeigen. Es iſt ſehr ſchön und mit des Künſtlers Namen verſehen *).

(*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Deene ſ. Gheeraerts.

DEENSEN, 1) ein den Grafen Görz von Wrisberg zugehöriges adeliges Gericht und Dorf mit 29 Häuſern und 204 Einw., im Umfange des Amtes Lauenſtein der Provinz Kalenberg des Königreichs Hannover. — 2) Deenſen unter dem Solling, worin die bekannten Sollinger Steinbrüche geöffnet ſind, mit dem v. Campe'ſchen Rittergute, 92 Häuſern und 959 Einw., Geburtsort des berühmten Pädagogen Joach. Heinr. Campe. (Vgl. Thl. XV. S. 47.) (*Leonhardi.*)

---

[3] *Wood* Athenae Oxon. T. II. 141. *Eloy*. dict. de la medicine. (Adelung) a. a. O. 81—85.

*) Quellen: *Corn. de Bie*, het gulden Cabinet van de edel vry Schilder Const. Antwerp. 1661. p. 281. — *A. Houbraken*, Groote Schouburgh der Nederlantsche Konstschilders. III. Deel. Amsterd. 1721. p. 308. — Füßli's allgem. Künſtlerlexikon, 1. Th. Zürich 1779. S. 195. — *Ger. Hoet*, Catalogus van Schilderyen in Holland verkogt. s'Gravenh. 1752. I. Deel, p. 129. 324 u. a. II. Deel, vorzüglich S. 187 u. a. — *Catalogus* van een Kabinet met Konslige Schilderyen, het welk verkogt zal worden 1785 d. 10. August te Amsterdam. p. 27. — Verzeichniß der herzogl. Bildergalerie zu Salzthalen (von Ch. N. Eberlein). Braunſchw. 1776. S. 147. 172. — Gemälde der k. k. Galerie (von Joſeph Roſa) Wien 1796. II. Abth. S. 193.

DEEP, Name mehrer kleinen Flüſſe in Nordamerika. — Deep-Creek, Dorf mit einem Poſtamte in der Grafſchaft Pasquotank des Stats Nordcarolina an dem gleichn. Fluſſe. — Deep-Hole, Hafen, ſ. Wellfleet. (*H.*)

DEEPING-MARKET oder **MARKET-DEEPING**, Marktflecken in der engl. Grafſchaft Lincoln, an dem nördlichen Ufer des Welland, in dem Deepping-Fen, mit 150 alten und ſchlechtgebauten Häuſern und 1016 Einwohner, welche einen Wochen- und fünf Jahrmärkte unterhalten. — In der Nähe liegen die Dörfer Eaſt- und Weſt-Deeping. (*Leonhardi.*)

DEER in Nordamerika: 1) eine der in dem Boſtonhafen gelegenen Inſeln, mit 12 Einwohnern. 2) Name mehrer kleinen Flüſſe. 3) Townſhip mit 674 Einwohnern an dem gleichnamigen Fluſſe, in der Grafſchaft Alleghany des Stats Pennſylvania. — Deer-Creek, Name zweier Ortſchaften an dem Deer, einem Nebenfluß des Scioto, mit 453 Einw. (Grafſch. Pickaway) und 255 Einw. (Grafſch. Madiſon) des States Ohio. (*H.*)

Deer ſ. Derr.

DEERFIELD, Name mehrer Ortſchaften in den vereinigten Staten von Nordamerika: 1) an des, in der Grafſchaft Bennington in Vermont entſpringenden, gleichnam. Fluſſes Mündung in den Connecticut, mit 1 Kirche, 1 Akademie, 1 Poſtamte und 1570 Einw. in der Grafſchaft Franklin des Stats Maſſachuſetts. Im S. erhebt ſich das Gebirge Sugar-Loaves; — 2) in der Grafſchaft Rockingham des Stats Newhampſhire mit 2393 Einw.; — 3) in der Grafſchaft Cumberland, an der Grenze von Salem, in Newjerſey, mit 1 Poſtamte und 1889 Einw.; — 4) in den Grafſchaften Portage (Poſtort mit 394 Einw.), Roß (970 Einw.), Warren (1181 Einw.) und Morgan des Stats Ohio. (*Leonhardi.*)

DEERING 1) Townſhip in der Grafſchaft Hillsborough des Stats Newhampſhire in Nordamerika mit 1563 Einw. — 2) ſ. Deeringia. (*H.*)

DEERINGIA. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Amaranteen und der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe hat Robert Brown (Prodr. fl. N. H. p. 413.) ſo genannt nach dem Arzte zu Nottingham Karl Deering (er hieß eigentlich Döring), einem gebornen Teutſchen, der ſich aber ſeit 1720 in Nottingham niedergelaſſen hatte, wo er 1749 ſtarb. Er war ein Freund von Dillenius und hinterließ: A catalogue of plants naturally growing etc. in England, especially about Nottingham; Nottingham 1738. 8. und Historical account of the town of Nottingham; Ib. 1751. 4. — Char. Der Kelch fünftheilig, von zwei oder drei Bracteen unterſtützt; die Staubfäden an der Baſis breit, unter einander verwachſen, mit zweifächerigen Antheren; der Griffel ſehr kurz oder faſt fehlend, mit drei Narben; die dreilappige, viel- oder dreiſamige Beere enthält an der Baſis die mittelſt der Nabelſtränge befeſtigten Samen. Es ſind nur zwei Arten dieſer Gattung bekannt: D. celosioides *R. Br.* (l. c., Bot. mag. 2717.), ein niederliegender Strauch mit eiförmigen Blättern, in den Blattachſeln und am Ende der Zweige ſtehenden grünlich-weißen Blüthenähren, drei Stützblättchen und vielſamigen rothen Beeren. In Neuholland. — 2) D. indica *Spr.* (Syst. veg. Celosia baccata Retz. obs.), ein Staudengewächs mit aufrechtem Stengel, herzförmigen, lang zugeſpitzten Blättern, in den Blattachſeln und am Ende der Zweige ſtehenden Blüthentrauben, zwei Stützblättchen und dreiſamigen Beeren. — Die Pflanze, welche Adanſon Deringa nannte, iſt Myrrhis canadensis *Moris.* (*A. Sprengel.*)

DEER-ISLAND, kleine bewohnte Inſel in der Paſſamaquoddibai, zur Grafſchaft Washington des States Maine in Nordamerika gehörig, mit einen kleinen Hafen. — Deer-Isle, eine zur Grafſchaft Hancock des States Maine gehörige Inſel im Südoſten der Penobſcotbai; ſie iſt durch das Edgemoggin-Reach vom Feſtlande getrennt, etwa eine QM. groß, hügelig und hat den Southeaſtharbour und eine Ortſchaft, welche 1510 Einw. im Jahre 1810 zählte. Zu derſelben gehören Isle Haute, Little-Deer und Seal, die mit Deer-Isle eine Townſhip ausmachen. — Deer-Park, Townſhip in der Grafſchaft Orange des Stats Newyork, mit 1 Poſtamte und 1230 Einw. — Deer-Spring, Ortſchaft in der Grafſchaft Madiſon des Stats Newyork mit 1070 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

DEES, Dionysiopolis, Desium (ſonſt auch Dyesch), Marktflecken in dem Großfürſtenthum Siebenbürgen, Inner-Solnoker Geſpanſchaft, unterm Zirkel, Deeſcher Bezirk. — Die ſehr alte und in ſchönem Geſchmacke weitläufig erbaute Hauptkirche und die Menge von Ruinen mancher Art, welche man in den Umgebungen von Deeſch findet, laſſen mit Recht vermuthen, daß hier einſt ein bedeutender Ort geſtanden. Dieſe Vermuthung wird noch durch eine Urkunde König Karl Roberts vom J. 1310 beſtätigt, die eines hier befindlichen Auguſtinerkloſters gedenkt, von welchem jetzt keine Spur mehr vorhanden iſt und den Ort ſelbſt villa Deesvar nennt. Das Mährchen, daß die erſten ungariſchen Heerführer, entzückt von der reizenden Gegend, als ſie zuerſt hieher kamen, ausgerufen hätten: Deus, Deus, Deus, liceat hac tellure potiri, und daß von dieſem wiederholten Ausrufe Deus der Ort ſeinen Namen Deeſch erhalten habe, wird noch von manchem in der Geſchichte Unerfahrnen geglaubt. Den Urſprung deſſelben hat eine alte, im J. 1758 wieder erneuerte Inſchrift auf einem viereckigen Thürmchen in den Ruinen des benachbarten Schloſſes Ovár (einſt Déesvár) veranlaßt, welches noch jetzt den Namen Chagvarok Képalno (Kapelle der Ungarn) führt. Heut zu Tage gehört dieſer Flecken zu den Taxalörtern als ein oppidum nobilium, und hat ſeinen eignen Magiſtrat. Hier iſt auch der Sitz des Komitats-Officialats und eine k. Salzlegſtadt, aus welcher das Steinſalz auf der Szamoſch weiter nach Ungarn verführt wird, auch befindet ſich hier ein Franziskanerkloſter. Der Flecken liegt n einer ſehr reizenden Gegend, iſt wohlgebaut und iemlich volkreich. Die Einwohner nähren ſich theils urch Handwerke, theils durch Feld- und Weinbau.

(*v. Benigni.*)

DEESAKNA oder Okna, Dorf im Großfürſtenth. Siebenbürgen Inner-Solnoker Geſpanſchaft, unterm Kreis, Deeſcher Bezirk. — Liegt eine halbe Stunde von Dées zwiſchen Gebirgen und hat zwei ergiebige Steinſalzruben, aus welchen jährlich über 40000 Centner Steinalz über Nagy Banga nach Ungarn verſendet werden.

(*v. Benigni.*)

Defensio, Defension ſ. Vertheidigung.

DEFENSIONAL, eidsgenössisches, ſo werden n der Schweiz Verkomniſſe der Cantone genannt, welhe das Verhältniß beſtimmten, nach welchem jeder einelne Stat des Bundes zur allgemeinen Landesvertheiung beitragen ſollte, immer jedoch ſo, daß er ſein Contingent ſelbſt zu unterhalten hatte; denn von einer llgemeinen Bundeskaſſe war in der Eidgenoſſenſchaft is 1798 keine Rede, die alten Bundesbriefe beſtimmen über die Zahl von Kriegern, welcher jeder Bundesenoſſe zu liefern habe, durchaus nichts; die Größe er Gefahr und der Eifer für das allgemeine Beſte ienten allein zur Richtſchnur. Mehr Regelmäßigkeit ar während der Gefahren des Schwabenkrieges 1499 ntſtanden, wo die Tagſatzungen das Contingent eines eden Ortes und die Vertheilung derſelben auf die verchiedenen bedroheten Punkte beſtimmten. Ebendieſes and einige Male während der italieniſchen Kriege im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts ſtatt. Indeſen waren dieſe Beſtimmungen doch jedes Mal nur ür den Augenblick getroffen, und gaben keinen Maßtab für die Zukunft. Die erſte für dauernd verabreete Beſtimmung wurde 1647 zu Wyl im St. Gallichen gemacht, wo ſich ein eidgenöſſiſcher Kriegsrath erſammelte, als die Einnahme von Bregenz durch die Schweden, und hierauf die Belagerung von Lindau die Beſitzung der nordöſtlichen Grenzen nöthig machte, und ie Furcht vor den Schweden die innern katholiſchen Cantone, die ſich ſonſt jedem Zuſatze zu den alten Bunesbriefen widerſetzten, nachgiebiger gemacht hatte. Der Abſcheid dieſes Kriegsrathes beſtimmt die Zahl der Truppen, die jeder Ort zu liefern habe, nimt aber icht ausſchließend auf die damals freilich nicht genau ekannte Bevölkerung Rückſicht; vielmehr erkennt man eutlich das Mißtrauen der katholiſchen Orte, welches ie zu verhältnißmäßig größern Anſtrengungen vermochte, m das Übergewicht der reformirten Orte zu verhüten. Indeſſen war doch dieſe Übereinkunft ſchon ein Schritt u Erzielung größerer Einheit in dem loſen Statenunde. Sie wurde dann bei ſpätern Gelegenheiten, wo äußere Gefahren das Gefühl der Nothwendigkeit beſſeer Anſtalten erweckten, meiſtens zum Grunde gelegt. Beſonders war dies der Fall 1668, als die Franzoſen plötzlich die Freigrafſchaft Burgund (Franche-Comté beetzten, deren Neutralität in den Kriegen Frankreichs und Spaniens die Eidsgenoſſen durch oft erneuerte Traktate geſichert zu haben glaubten. Der bald nachher rfolgte Aachner Friede verſchaffte zwar Spanien den Beſitz der Freigrafſchaft wieder; aber die Anmaßungen Ludwigs XIV. hatten die Eidsgenoſſen in ſolche Bewegung gebracht, daß das Defenſional nähere Beſtimmungen erhielt, wodurch die Contingente mehrer Orte erhöhet, ein erſter, zweiter und dritter Auszug angeordnet und auch die Vertheilung der Befehlshaberſtellen unter die verſchiedenen Cantone beſtimmt wurde. In letzterer Rückſicht zeigte ſich freilich wieder neben eitler Rangſucht auch die Religionseiferſucht. Der erſte Auszug, der aus 13400 Mann beſtehen ſollte, wurde in zwei Corps getheilt; das eine ſollte zwei Anführer von Zürich und Luzern, das andere von Bern und Uri erhalten; und ebenſo waren die untern Grade nach dem Range der Cantone und der Religion beſetzt; zu der Idee eines allgemeinen oberſten Heerführers, der in der Zeit der Noth frei aus allen Cantonen ſollte gewählt werden, konnte man ſich damals noch nicht erheben. Doch ſuchte man dieſem Mangel einigermaßen durch ein Mittel abzuhelfen, welches die Erfahrung freilich bald als unzulänglich, ja ſogar als ſehr hinderlich erwieſen hätte. Man ertheilte dem Kriegsrathe, zu welchem jeder Ort eine Civil- und eine Militärperſon abordnen ſollte, außerordentliche Vollmachten, ſelbſt zu Abſchließung des Friedens, doch unter Vorbehalt der Ratification, ohne zu bedenken, wie ſehr durch einen ſolchen Kriegsrath die Operationen der Feldherren gehindert werden. Dagegen enthielt dieſer neue Defenſional zweckmäßige Beſtimmungen über die Bewaffnung, die Gerichtsbarkeit u. ſ. w. — Indeſſen machte jetzt ſchon der Canton Schwyz gegen die Ratification dieſes Vertrages Schwierigkeiten, ſchickte aber doch 1674 ſein Contingent nach Baſel zu Beſchützung der Grenzen. Im J. 1677 ſagte ſich dann die Landesgemeinde zu Schwyz förmlich von dem Defenſional los, und erklärte, ſich blos an die Beſtimmungen der alten Bundesbriefe halten zu wollen. Durch boshafte Mißdeutungen und verfälſchte Abſchriften hatte der geweſene Landvogt im Toggenburg, Schorno von Schwyz, den Verdacht erregt, daß die Freiheit der demokratiſchen Orte dadurch beſchränkt werde. Noch hielten die übrigen Orte, mit Ausnahme des katholiſchen Theiles von Glaris, welcher von Schwyz her bearbeitet wurde, an dem Defenſional feſt; allein im folgenden Jahre fanden die Umtriebe dieſer Partei auch in Uri und Obwalden Eingang, und die Landesgemeinden ſagten ſich auch vom Defenſional, und damit auch von Contingenten zu Beſchützung der Grenzen bei Annäherung einer Gefahr los, indem die alten Bundesbriefe die Hilfe erſt im Falle wirklichen Angriffes geboten. Um diejenigen Magiſtratsperſonen dieſer Orte, welche für das Defenſional geſtimmt waren, vor perſönlichen Angriffen zu ſichern, ſahen ſich die übrigen Orte genöthigt, die Siegel der abtretenden von der Urkunde abzulöſen und zurückzuſchicken. Allmälig traten auch noch Nidwalden, Zug und Appenzell, Inner-Rhoden von dem Defenſional zurück; die übrigen Orte hingegen betrachteten daſſelbe fortwährend als giltig. Die letzten Schwierigkeiten über daſſelbe entſtanden im Jahre 1792, als beim Ausbruche des franzöſiſchen Revolutionskrieges die Beſetzung der Baſeler Grenzen zu Erhaltung der Neutralität nöthig wurde. Die übrigen Orte hatten den 12. Mai Baſel vorläufig Hilfe verſprochen; nur Uri, Schwyz und Obwalden verweigerten noch die Zuſtimmung und blieben bei der zweideutigen Zuſicherung getreuen Aufſehens ſtehen. Jetzt traten auch die Geſandten von Nidwalden, Zug, katholiſch Glaris und Appenzell Inner-Rhoden wieder zurück. Indeſſen ſandten die übrigen Orte ihre Contingente nach Baſel, und da man zuletzt übereinkam, des Defenſionals bei dieſer Sache weiter keine Erwähnung mehr zu thun, ſondern dieſe Grenzbewachung als eine freiwillige Übereinkunft zu betrachten, ſo ſandten endlich auch die übrigen Orte ihre Contingente, doch Schwyz zuletzt und nur nach mehrmals erneuerten Auffoderungen. — Durch die ſchweizeriſche Statsumwälzung vom J. 1798 wurde das Defenſional dann gänzlich aufgehoben, und indem hierauf die Mediationsverfaſſung und der dermalige Bundesvertrag vom J. 1815 das Kriegsweſen der Leitung einer Centralbehörde unterwarfen, hat daſſelbe eine den jetzigen Zeiten angemeſſenere und genauere Organiſation und größere innere Kraft gewonnen. *(Escher.)*

DEFENSIONER, war eine Art Landwehr, welche 1613 in Sachſen aus Eingebornen errichtet ward, blos zur innern Vertheidigung des Landes beſtimmt, denn für den Krieg ward das Heer durch freie Werbung zuſammengebracht, wie es damals allgemein üblich war. Die Defenſioner beſtanden aus 2 Regimentern zu Fuß, jedes von 8 Kompagnien zu 520 Mann, und aus 2 Kompagnien Ritterpferde, zu 930 und 690 Mann; ſie betrugen mit den 1344 Mann der Dresdener Beſatzung 11284 und bildeten das ſtehende Heer des Kurfürſten, deſſen Stärke nachher, im J. 1635, über 50,000 Mann geſtiegen war. *(v. Hoyer.)*

DEFENSIV-KASAMATTEN, Vertheidigungsgewölbe, ſind in einer Feſtung diejenigen bombenfeſt gewölbten Räume, welche zugleich zum Gebrauch der Geſchütze oder des kleinen Gewehres eingerichtet, zu einer nachdrücklichen und ſichern Gegenwehr Gelegenheit geben. Am öfterſten finden ſie ſich unter den Flanken der Bollwerke, zu niederer und ſicherer Beſtreichung des Grabens; ſo bei Dürer, Marchi, Caſtriotto, Busca u. A. Der General Chaſſeloup hat bei der neuen Befeſtigung von Alexandria in Piemont in der Flanke der Grabenſcheere (Tenaille) drei gewölbte Geſchützſtände angebracht, zu Beſtreichung des Grabens vor den Baſtionen, ohne von den Contrebatterien getroffen zu werden, weil ſie durch 9′ weite gewölbte Vorſcharten, in einer vorn an der Flanke befindlichen Erdmaſſe gedeckt ſind, die von der Kaſamatte durch eine Art Vorhof geſchieden wird. Eine andere, gewöhnliche Stelle der Defenſivkaſamatten iſt die Contreſcarpe in der Ausrundung der vorſpringenden Winkel, um durch Rückenfeuer den trocknen Graben zu vertheidigen, oder auch als Hauptgalerien zu Verbindung der, unter dem Glacis vorgetriebenen Minenäſte. Sie werden aber hier leicht von dem Belagerer eingenommen und zu Unterſtützung des Übergangs über den Graben benutzt, gegen den ſie eigentlich wirken ſollen. Beſſer erfüllen ſie ihren Zweck in der Kehle vorgelegter Werke, um hier gegen die Umgehung und Erſtürmung zu dienen. Sie ſind zu dem Ende mit Schießlöchern für das kleine Gewehr verſehen, 3 Fuß von einander und 7 Fuß äußerlich über dem Erdboden, damit der Angreifer nicht durch ſie hinein ſchießen kann. Die Breite der Galerie muß wegen bequemen Gebrauch des Gewehres 6 Fuß, ihre Höhe 7 bis 8 Fuß ſeyn. Eine geringere Breite und Höhe hindert das Laden und Einbringen des Gewehres, obgleich man häufig nur 4′ breite, 5½ Fuß hohe Galerien findet, die den Mangel an Kenntniß der Vertheidigung bei ihrem Erbauer beurkunden. Immer bleibt ihnen die Unbequemlichkeit des Pulverdampfes, ſobald ſie in der Erde liegen und nur auf einer Seite Öffnungen haben können; dieſer Nachtheil verſchwindet aber in dem Falle, wo ſie als Bären oder als Verbindungsgalerien quer über den Graben laufen und zu beiden Seiten mit Schießlöchern durchbrochen ſind. Hier ſind ſie mit Einſchnitten oder Verſatzfalzen in den Seitenwänden verſehen, um Balkenſtücken einzulegen und dadurch den Gang gegen das Eindringen des Feindes barrikadiren zu können.

In ältern Feſtungen finden ſich auch zuweilen unter den Facen der Bollwerke Defenſivkaſematten mit Geſchützſcharten; man hat aber dieſe Bauart ſeit dem 17. Jahrhundert aus unbekannten Gründen verlaſſen, des evidenten Nutzens ungeachtet, den eine geſicherte Geſchützaufſtellung hier zu gewähren vermag. Seitdem man nämlich den, bei richtigem Gebrauch des Mörſers ſo außerordentlich wirkſamen, Bombenwurf mit dem Enfilirſchuſſe zu vereinigen gelernt hat; bleibt dem Belagerten auf dem Walle des angegriffenen Bollwerks keine brauchbare Kanone, um ſich dem Baue der für die Feſtung ſo gefährlicher Brechbatterie entgegen zu ſetzen, beſtimmt, jener den Garaus zu machen. Die Kriegsbaumeiſter haben ſich deshalb viel Mühe gegeben: durch Stärke der Futtermauern, durch Überwölben der Strebepfeiler, ſelbſt durch Verbinden derſelben mit ſenkrechten Mauern (Cöhorn) oder durch übermäßige Dicke des Walles die Kraft der Trägheit deſſelben zu erhöhen und das Niederfallen deſſelben durch das feindliche Geſchütz zu verzögern. Faſt keiner fiel darauf, jene früheren Gewölbe unter den Bollwerksfacen — wie ſie ſich an den ehemaligen Befeſtigungen von Dresden, am Schloſſe Sonnenſtein, in Küſtrin und an einigen andern Feſtungen aus dem 16. Jahrh. in Teutſchland und Italien finden — wieder, mit Anwendung auf den beſſeren und vermehrten Gebrauch des Geſchützes, in das Leben zu rufen, bis es von Montalembert geſchahe, den ſeine vielfache Kriegserfahrung dazu berechtigte (er hatte funfzehn Feldzügen und neun Belagerungen beigewohnt, und eine große Anzahl Feſtungen mit Sorgfalt unterſucht); obgleich ihn die franzöſiſchen Ingenieure für einen überſpannten Kopf erklärten. Bei dem unumſtößlichen Grundſatze ausgehend: „daß 2 oder 3 Geſchütze allezeit eins zum Schweigen bringen", ſtellte er ein Befeſtigungsſyſtem auf, das ganz aus Defenſivkaſamatten beſtand und überall auf ein überlegenes Kanonenfeuer gegen die möglichen Aufſtellungen des

Belagerers berechnet war. Nun iſt außer allem Zweifel: daß, auf eine Entfernung von 15 und 70 Ruthen mit 6—10 ſchweren Kanonen beſchoſſen, keine Brech- oder Contrebatterie zu erbauen möglich iſt, obgleich s ein öſterreichiſcher Ingenieur behauptet (öſter. Milit. Zeitſchr. Bd. 2. vom Jahr 1824.) und die franzöſiſchen Ingenieure in ihrem Streite mit dem Marq. v. Monalembertes ſtillſchweigend annehmen (Mémoires sur a fortificat. perpendic. par plusieurs offic. du Corps oyal du Genie 4. 1786.). Ja, käme dieſe Batterie auch zu Stande, darf doch die ihr überlegene Geſchützaufſtellung in der Defenſivkaſamatte ohne Bedenken den Kampf mit ihr beginnen, da ſie wegen des, durch die Reduits beſchränkten Raumes nur 6 Kanonen aufſtellen kann und gegen die Kaſamatte der Unterſtützung durch Bomben entbehret. Wird nun dem Belagerer auf dieſe Weiſe das Öffnen des Walles unmöglich, kann auch kein Sturm und keine Eroberung der Feſtung Statt finden. Die von den Franzoſen gegen dieſe Kaſamatten gemachten Einwürfe, 1) daß ſie durch die Erinnerung an die Gefahr den Muth der Beſatzung ſchwächen; 2) daß ſie durch Einſchießen der Frontmauer bald unbrauchbar werden; 3) daß ſchon der Rauch ſie unbewohnbar macht; 4) daß ſie keine Geſchützbewegungen zulaſſen; und 5) daß ſie die Baukoſten bedeutend erhöhen; ſind theils unſtatthaft, theils durch die Erfahrung hinreichend widerlegt. Es läßt ſich daher auch erwarten: daß dieſe Anwendung der Kaſamatten, bei dem ſo allgemein gewordenen Hohlbau, ſich bald weiter verbreiten und weſentlich zur Verſtärkung der Feſtungen beitragen werde.

Den Defenſivkaſamatten ſind endlich noch die gemauerten Reduten und Caponieren, ſowie die Donjeons und Vertheidigungsthürme beizuzählen, von denen a. a. O. geredet wird.

Die nothwendigen Eigenſchaften aller, zur Vertheidigung mit Geſchütz beſtimmten Gewölbe ſind: 1) Sicherheit gegen den Bombenſchlag; 2) freier Abzug des Pulverdampfes; 3) nöthiger Raum zur Geſchützbedienung; 4) Standfeſtigkeit und 5) möglichſte Trockenheit. Die Mathematiker haben zwar die nöthige Stärke der Gewölbe nach Verſchiedenheit der Wölbungslinie zu finden geſucht (*Prony*, Architectura hydraulica 4.; Mailard, Mechanik. der Gewölbe 8.); nach der Erfahrung ſt jedoch bei jedem halbkreisförmigen oder Tonnengewölbe eine Stärke von 3 Fuß nöthig; wenn ſie nicht durch die Fallkraft der unter Elevation darauf geworenen Bomben zerſchmettert werden ſollen. Liegen jeoch dieſe Gewölbe, wie es häufig der Fall iſt, mit ihem äußern Schluß 3 Fuß unter der Erdfläche; bedarf s nur einer geringern Stärke von 2 Fuß zur Sicherheit gegen den Bombenſchlag. Flache (gedrückte) Gewölbe eiſten jenen nicht genugſamen Widerſtand, der überwölbte (gebürſtete) gothiſche Bogen hingegen, deſſen Höhe größer als der Halbmeſſer iſt, beſitzt eine noch größere Standfeſtigkeit als der Halbkreis; er gewähret daher dieſelbe oder eine noch größere Sicherheit als dieſer. 2) Zur Abführung des Pulverdampfes iſt es am vortheilhafteſten, die Geſchützkaſamatten entweder hinten ganz offen zu laſſen oder wenigſtens mit hinreichend großen Öffnungen zu verſehen; vorausgeſetzt, daß ſie weit und hoch genug ſind, um die Dröhnung bei dem Abfeuern des Geſchützes zu ſchwächen. Rauchfänge helfen nichts; in ſehr hohen Gewölben aber verdichtet ſich der Rauch oben unter dem Schluß und läßt den untern Raum völlig frei. Wenn endlich an den Flanken die Defenſivkaſamatten in einem eingehenden Winkel zuſammenſtoßen; iſt das Verſchließen der einen Scharte durch einen feſten Laden unerläßlich, während aus den andern gefeuert wird, weil außerdem die Gewalt der Exploſion den ganzen Rauch durch die erſtere herein ſtößt. 3) Wenn die Geſchütze auf Rollpferden oder Schiffslaffeten liegen, bedürfen ſie nur 9 Fuß Raum zu ihrer Bedienung und Seitenbewegung; eine 18 Fuß weite Kaſematte nimt daher 2 Zwölfpfünder auf, die mit Einſchluß des 4 Fuß dicken Widerlagers an der Frontmauer 22 Fuß erfodern. Es werden dadurch nicht nur Raum und Koſten gewonnen, ſondern auch andere Vortheile erreichet: daß dieſelbe Artilleriemannſchaft bequem 2 Geſchütze bedienen kann und daß der Rauch in einem größeren und höheren Gewölbe leichter abzieht, als in einem kleineren und niedrigen. 4) Die Standfeſtigkeit eines ſtarken Gewölbes hängt einmal von der Stärke ſeiner Füße, die uneigentlich auch wol die Widerlager heißen und zweitens von der Einwirkung des feindlichen Kanonenfeuers gegen ſeine Frontmauer ab. Maillard a. a. O. hat 4¼ Fuß für die Dicke der Widerlager eines 18′ weiten, 3′ dicken Gewölbes beſtimmt; welches bei den Widerlagern der Defenſivkaſematten um ſo gewiſſer hinreichend iſt, als dieſe in den Nebengewölben hinreichenden Widerſtand gegen den Seitenſchub finden, ſo daß hier kein Umſturz zu beſorgen iſt, wie bei allein ſtehenden Gewölben. So wichtig es aber bei Militärgebäuden ſeyn mag, ihnen die höchſte Sicherheit gegen jeden Zufall zu verſchaffen; iſt doch jede überflüſſige Vergrößerung der Dimenſionen, wie die Verſtärkung der Widerlager auf 5 Fuß und mehr als eine tadelnswerthe Verſchwendung des Materials und folglich des Statsvermögens anzuſehen, welches Gelegenheit zu dem Sprichworte der alten Ingenieure gegeben hat: wenn ein Fürſt eine Feſtung bauen wolle, müſſe er die Augen zu und den Beutel aufthun. Was, zum andern, die Wirkung des feindlichen Stückſchuſſes gegen die Frontmauer betrifft, bringt ſie der Kaſematte keine Gefahr, wenn das Gewölbe derſelben nicht gleichlaufend mit jener iſt und mit dem einen Schenkel auf ihr ruhet, wo die Zerſtörung der Mauer nothwendig auch den Umſturz des Gewölbes zur unmittelbaren Folge haben würde. Es iſt daher durchaus nothwendig, alle dem feindlichen Feuer ausgeſetzte Defenſivkaſamatten ſenkrecht auf die Feuerlinie zu ſtellen, in welchem Falle ſie unbeſchädiget bleiben, wenn auch ihre ganze Schildmauer — was hier die Frontmauer iſt — herunter geſchoſſen wird. Um 5) die Kaſamatten trocken zu erhalten, dient ſchon ihre eben erwähnte Stellung gegen die Frontmauer, welche einen freien Luftzug erzeugt und dadurch die ſich niederſchlagende Dünſte austrocknet. Stehen die Gewölbe, wie gewöhnlich, in der Erde, müſſen ſie auf dem äußern Rücken mit Cement oder waſſerdichtem Mörtel aus ⅓ ungelöſchtem Kalk und ⅔ rheinländiſchen Traß, mit friſch gebranntem und abgelöſchtem Kalk vermiſcht und ſtark mit eiſernen Schaufeln geſchlagen 2 bis 3 Zoll dick überſtrichen werden, der im Schatten unter einer Bedeckung von Bretern und Strohmatten getrocknet, zu Stein erhärtet. Wurzer gibt für dieſen Behuf eine Miſchung an, von 10 Pfd. Alaun, 4 Pfd. Eiſenvitriol (Sulfate de fer) in 84 Pfd. heißem Waſſer aufgelöſt, und mit 2 Theile Kalkmehl, 3 Theile reinen Flußſand und etwas Eiſenfeile zu einem Mörtel gemacht.

Hieher ſind endlich noch Carnots Mörſerkaſamatten zu rechnen, deren zuerſt der ſächſiſche Ingen. Oberſte Franke in einem handſchriftlichen Collegio der Kriegsbaukunſt erwähnt, und die nachher der Schwede Virgin (La défense des places, mise en équilibre avec les attaques savantes et furieuses d'aujourdhui. 4. 1781.) in Verbindung mit gewölbten Ständen für das Rohrgeſchütz vorſchlug. Sie fanden anfangs großen Beifall; man findet ſie häufig bei neuern Bauwerken, bald hinter den ausſpringenden Winkeln, bald auf den Flügeln bombenſichrer Kaſernen, während man vergaß: für die Kanonen zweckmäßige Bedeckungen anzubringen und ihren Gebrauch gegen den Bombenſchlag zu ſichern. Bei näherer Beleuchtung hat man jedoch gefunden: daß der Mörſer wegen ſeines niedrigen und kleinen Schemmels oder Blockes einer ſolchen Deckung weit weniger bedarf, als jedes andere Geſchütz, und daß vielmehr ſein Gebrauch dadurch beſchränkt wird, weil die zehn bis dreißigpfündige Mörſer ohne Schwierigkeit ihre Stelle verändern und an einem andern für ihren Gebrauch und ihre Wirkung gelegnerem Orte aufgeſtellt werden können. Dieſe Mörſerkaſematten ſind 12 Fuß breit, vorwärts etwas höher gewölbt, damit die mit weniger als 45° Elevation geworfene Bombe ungehindert heraus fliegen kann. Gegen die herum fliegenden Stücken der, vor dem Gewölbe einſchlagenden Bomben ſichert eine 4 Fuß hohe Bruſtmauer, und ein 6 F. tiefer Graben, der 2′ lockern Sand auf ſeiner Sohle hat. Man hat ſich in den neueſten Belagerungen einige Male ſolcher Mörſerſtände, mit Balken und Erde bedeckt, bedient. (*v. Hoyer.*)

DEFENSIV-KRIEG wird allezeit durch feindliche Überlegenheit an Streitkräften und Hilfsmitteln bedingt, welche dem kriegführenden State zu temporiſiren gebieten, bis ein günſtiger Zufall die gegenſeitige Lage der kämpfenden Mächte verändert und der ſchwächern angriffsweiſe zu agiren erlaubt. Bis dahin muß dieſe durch wohl überdachte Bewegungen und ausgeſuchte Stellungen den Abgang der wirklichen Kräfte auszugleichen ſuchen; muß es nie auf den ungewiſſen Ausgang eines Treffens ankommen laſſen, ſondern mit Vermeidung deſſelben, den Feind blos ohne Unterlaß beunruhigen, ſeine Zufuhren aufheben, die von ihm belagerten Feſtungen entſetzen und ihn ſelbſt, ſobald es nur mit Vortheil geſchehen kann, bei dem Übergange von Flüſſen und Defileen angreifen. Ein durchſchnittenes Land, das durch Flüſſe, Moräſte, Waldungen, Gebirge, ꝛc. leicht zu haltende Stellungen gewährt; die Überzahl des Feindes unnütz macht, vielmehr Gelegenheit gibt, ihn unverſehens zu überfallen — einzeln zu ſchlagen — iſt dem Vertheidigungskriege beſonders günſtig. Nur muß man ſich hüten: feſten, für unangreifbar geachteten Poſten ein zu großes Vertrauen zu ſchenken; ohne Jovis Blitze würden die Giganten den Himmel erſtiegen haben, — von Menſchen wurden ſchon die höchſten Felſen, die ſteilſten Bergen erklimmt und den Vertheidigern ihre ſicher gewährte Zuflucht geraubt. Der Feldzug von 1812 gibt das Beiſpiel eines gut entworfenen Vertheidigungskrieges, auf deſſen Reſultat auch die Strenge des Klimas und die Fehler der Eroberer günſtig einwirkten. Nachdem die Ruſſen ſich bei Smolensk und Borodino durch zweckloſe, blutige Schlachten unnützer Weiſe geſchwächt hatten, wichen ſie beharrlich zurück, bis der Feind durch den — großentheils ſelbſt verſchuldeten Mangel desorganiſiret, ihnen einen nur weniger kräftigen Widerſtand entgegen zu ſetzen vermochte und in dem harten Winter und dem weiten Rückwege ſeinen Untergang fand. (*v. Hoyer.*)

DEFENSLINIE, Streichlinie, iſt diejenige, welche von dem ausſpringenden Winkel eines befeſtigten Vieleckes durch das Ende des Perpendikels ſchräge rückwärts gezogen wird, um die Flanken und Facen des Bollwerkes zu bekommen. Ihre Länge iſt deshalb auf 60 Ruthen (300 Schritt) geſetzt, welches man für die Weite des Musketenſchuſſes annimt; nimt man jedoch blos auf die Geſchützvertheidigung Rückſicht, kann man die Streichlinie bis auf 100 oder 160 Ruthen vergrößern. Noch mehr iſt jedoch unzuläſſig, weil dann die Entfernung des zu vertheidigenden Punktes den wirkſamen Kanonenſchuß überſteigt und auf keinen Erfolg von dem Feuer zu rechnen iſt. In Hinſicht der Direction iſt übrigens die Streichlinie entweder blos ſtreichend (rasante), wenn ſie genau die Richtung der beſtrichenen Linie hat, daß die Kugel längs dieſer hingeht; oder einbohrend (fichante) wenn ihre Richtung unter einem ſpitzigen Winkel auf jene trifft. Bei den Zangenwerken iſt ſie zugleich die Flanke und darf 50 Toiſen, die Weite eines Flintenſchuſſes, nicht überſteigen. (*v. Hoyer.*)

DEFENSWINKEL (angle flanquant) wird von der Streichlinie und der Flanke gebildet, die dadurch den Namen der Streichwehr erhält. Dieſer Winkel muß ein rechter, oder noch größer als ein ſolcher ſeyn; theils weil der Soldat gewöhnt iſt: immer gerade aus zu ſchießen, theils auch damit die ſich ausbreitenden Kartätſchenkugeln, auf 300 Schritt, nicht über die Bruſtwehr hinein fliegen und die eignen Soldaten verletzen. Da nun die Streuung der Kartätſchenkugeln auf 300 Schritt 75 Fuß beträgt, wird dadurch der Defenswinkel um 6° 6′ vergrößert, und die Flanke muß mit der Curtine einen Winkel von 114° 32′ machen. Vauban gab jedoch ſeinem Defenswinkel nur 81° 34′ um eine einbohrende Vertheidigung der Nebenface, der ielmehr des Wallbruches in derſelben zu erlangen. Auch Cormontaingne und die meiſten Franzoſen haen dieſes Maß des Streichwinkels beibehalten, von dem ich Noizet de Saint Paul viel verſpricht, den aber utzlos zu machen, dem Feinde nicht ſchwer iſt.

(*v. Hoyer.*)

Desforgia Lam. ſ. Forgesia Commers.

DEFILÉ, überhaupt jeder enge Paß, wo die ruppen genöthiget ſind abzubrechen und in einzelnen leinen Abtheilungen zu marſchiren. Im weitern Sinne ehören alle Flußübergänge und dergl. dahin; im eigentlicherem Verſtande aber werden nur die ſchmalen Thäer und Bergſchluchten, die Straßen in den Städten u. ergl. darunter begriffen, wo es möglich wird, mit weig entſchloſſenen Leuten den Marſch eines ganzen Hees aufzuhalten. In Hochgebirgen iſt dies leichter, weil er Feind nicht ſo leicht Mittel findet, die beſetzten und ertheidigten Poſten zu umgehen, vielleicht im Rücken nzugreifen, wie die ältere und neuere Kriegsgeſchichte iele Beiſpiele aufſtellt. Man täuſche ſich aber nicht ber die Unangreifbarkeit eines Poſtens; nach einem alen Sprichwort, kommt ein Menſch da fort wo eine Ziege gehen kann; und den Weg, den einer gegangen ſt, können mehre Hunderte hinter einander betreten. Alexander der Große ließ im Caucaſus einen ſteien Felſenberg, von den ihm feindlichen Sogdianern beetzt, in der Nacht durch 300 ausgeſuchte junge Leute — wenn auch mit großer Gefahr, denn 32 kamen daei um — erklettern, daß ſie mit dem dämmernden Morgen über den Häuptern der Feinde ſtanden, die ſich un ohne alle Gegenwehr dem kühnen Sieger ergaben. Ebenſo erſtieg Otto der Wittelsbacher mit 200 kecken Jünglingen die Felſen des Etſchthales, um Kaiſer Friedrich I. den Rückweg nach Teutſchland zu öffnen, en die Veroneſer unter Alberich bewahrten, die nun on oben und unten gleichzeitig angegriffen, leicht von en Teutſchen überwältiget wurden. Auf ähnliche Weiſe emächtigte ſich Maſſena 1799 des von den Öſterreihern mit 1 Bataillon und 5 Kanonen vertheidigten Luienſteiges in Graubündten, wo ſie den ſteilen faſt unugänglichen Rücken zwiſchen Fläſch und Balzers nicht eſetzt hatten. Während ein Bataillon den Paß vergeens viermal von vorn angriff, erklimmten zwei Abtheiungen franzöſiſche Grenadiere die Felſenwände des Falkniſſes, im Rücken der rechten Flügelredute, und den Fläſchner Berg, ließen ſich von da in das Hornwerk herunter und öffneten den von Balzers heranrückenden den Eingang. Nachdem die Öſterreicher 2 Monat darauf faſt nach der nämlichen Dispoſition, einen Angriff auf den Luzienſteig fruchtlos verſucht hatten, weil der Anführer der erſten Kolonne — der durch das Gampertonthal gehen und von der Meienfelder Alpe her die Verſchanzung im Rücken nehmen ſollte — ſeinen Auftrag nicht gehörig ausgeführt hatte, wiederholten ſie ihn nach 14 Tagen mit beſſerem Glück. 6 Bataillone, 8 Schwadronen mit 21 Geſchützen gingen auf der großen Straße vor, hinderten durch ihr Feuer die Gemeinſchaft zwiſchen Werdenberg und Regatz, und führten Leitern zu Erſteigung der gemauerten Verſchanzungen mit ſich; 3 andere Bataillone hatten ſchon 2 Tage vorher die Meienfelder Alpe erſtiegen, Meienfeld und Melans hinweg genommen und zwei davon die Franzoſen bis über die untere Zollbrücke gedrängt; das dritte aber war in den Rücken des Luzienſteigs gegangen, eroberte das dortige franzöſiſche Lager mit 11 Kanonen und öffnete der erſten Kolonne den Eingang, daß die Kavallerie derſelben, durch raſches Nachdringen beim Verfolgen des Feindes, ſich des Einganges in das Lanquartthal bemächtigen konnte, wohin 5 Bataillone ſchon bei Sewis über die Gamperton Alpe und 4½ Bataillone durch das Montafunerthal, über die Berge von Gavia und Gargella vorgedrungen waren. — Schon 1778 umging der Prinz Heinrich von Preußen die feſten Stellungen der Öſterreicher in den böhmiſchen Gebirgen, indem er mit der Armee durch die, für unwegſam geachteten Thäler der oberlauſitzer Grenze zog und ſeine leichten Truppen bis gegen Prag vorſchob.

Aus dieſer Angriffsweiſe vom Feinde beſetzter Defileen gehen die Grundſätze zu ihrer Vertheidigung von ſelbſt hervor. Dieſe iſt nur allein mit Erfolg möglich, wenn man alle Zugänge — obgleich nur von einzelnen Fußgängern zu erklimmen — bewacht und nahe und hinreichende Reſerven bereit hält, dem Feinde ihre Wegnahme und Benutzung zu verwehren. Die Öſterreicher und Piemonteſer hatten zwar 1794 dieſes bei der Bewahrung des Col de Tenda und der übrigen Päſſe durch die Apenninen beobachtet; die Feſtung Saordgio war mit hinreichender Garniſon und mit allem Nöthigen verſehen, und alle Nebenpäſſe waren beſetzt. Weil jedoch einzelne Poſten ſich ohne Widerſtand zurück zogen, ward die ganze Stellung unhaltbar und von den Franzoſen mit leichter Mühe überwältiget. Einzelne Defileen werden — wenigſtens für den Augenblick — am wirkſamſten vertheidiget, wenn man ſich in der Weite eines Kartätſchenſchuſſes dahinter ſetzt, die dem Defilee gerade überſtehenden Kanonen aber mit Kugeln hinein feuern läßt, dem Feinde das Durch- und Herumziehen zu verwehren. In der Leipziger Schlacht 1813 konnten die Preußen niemals aus dem eroberten Dorfe Möckern hervor brechen, ſo lange die bei Gohlis ſtehende franzöſiſche Batterie von 50 Geſchützen thätig war. Erſt als ihre Reuterei dieſer in die Flanke ging und ſie eroberte, ward es ihnen möglich. Auf dieſelbe Weiſe wurden in allen Kriegen Übergänge über Brücken und Dämme erzwungen; von Guſtav Adolfs Übergang über den Lech 1632 an bis auf Bonapartes Übergang über die Adda bei Lodi, der nie gelungen wäre, wenn die franzöſiſche Kavallerie nicht oberhalb der Brücke durch den Fluß geſchwommen wäre, und die Öſterreicher ſich nicht im entſcheidenden Augenblick zurückgezogen hätten.

(*v. Hoyer.*)

DEFILEMENT, die Sicherſtellung verſchanzter Poſten und Stellungen gegen das feindliche Einſehen und Beſtreichen (Enfilade) von, in wirkſamer Schußweite liegenden Anhöhen, indem man die nothwendige

Höhe der dazu dienenden Bruſtwehren, Bonnets, Traverſen oder Rückenwehren beſtimmt. Könnte man immer den Ort für die anzulegenden Befeſtigungen nach freier Willkür wählen, bedürfte es keines Defilements; allein das Terrain und die zufälligen Umſtände beſtimmen gewöhnlich die Punkte, welche befeſtiget werden ſollen, ohne Rückſicht auf die äußere Beſchaffenheit des Bodens, deſſen Vortheile man alsdann möglichſt zu benutzen, ſeinen Nachtheilen aber auszuweichen oder zu begegnen ſuchen muß. Die relative Höhe der Werke wird dadurch nothwendig verſchieden in Verhältniß der Höhe, der Entfernung und der Lage der Berge, gegen die man ſich decken will. Das Verfahren ſelbſt, um jene relative Höhe zu beſtimmen, war den Kriegsbaumeiſtern längſt bekannt. Vauban und Duvigneau ſind keinesweges als die Erfinder deſſelben anzuſehen. Schon Spekle erwähnt 1589 daſſelbe; Böhm (gründliche Anleitung zur Kriegsbaukunſt. 1776. §. 355 f.) handelt ausführlich davon. Er beſchreibt nicht nur das praktiſche Verfahren, ſondern hat auch die zugehörigen Höhen der Werke über dem Erdhorizonte auf dem Grundriſſe bemerkt. Nothwendig müſſen, wie bei allen Nivellements, die unter dem Horizonte liegenden Gräben und niedrigen Flanken ꝛc. mit minus bezeichnet werden, welches leicht Irrthum veranlaſſen kann. Die Franzoſen haben deshalb es zweckmäßiger gefunden, die Vergleichungsebene (Plan de Compavaison) außerhalb der Höhe des Terrains und der Werke über dem höchſten Punkte der Bruſtwehren anzunehmen, wo denn die Zahlen, welche die verſchiedenen Höhen der Werke und die Abſtufungen des Terrains andeuten, kleiner werden, weil hier der höchſte Punkt = 0 iſt. Legt man jedoch nach Bousmards Vorſchlag die Vergleichungsebene unter den tiefſten Punkt der Gräben ꝛc., wird dieſer Null und die größeren Zahlen bezeichnen auch die größern Höhen. In der That ſcheint dieſes Verfahren deutlicher und deshalb vorzüglicher zu ſeyn als das entgegengeſetzte, wo die kleineren Zahlen die größere Höhe bezeichnen, wie es allgemein von den franzöſiſchen Ingenieuren befolgt wird.

Vor Allem iſt nöthig, das zu befeſtigende Terrain bis auf 3000 Schritte Entfernung ſorgfältig aufzunehmen und zu nivelliren, damit man die Vergleichungsebene beſtimmen und die verſchiedenen Höhen des Terrains auf derſelben mit Zahlen eintragen kann.

Sollen z. B. 2 Polygone ABC Fig. *** zu einer Brückenſchanze angelegt werden, ſo daß jedes von ihnen bei möglichſt kleiner Wallhöhe ſowol gegen die beherrſchenden Terrainpunkte, als gegen Flanken- und Rückenfeuer gedeckt iſt; muß man zuvor unterſuchen, welches wol als die kleinſte Höhe der Werke anzuſehen ſeyn würde? Es findet ſich bei A die Waſſerhöhe 6 Fuß über 0, als dem niedrigſten Punkte, oder der Vergleichungsebene; man muß folglich den bedeckten Weg wenigſtens 8 Fuß über dieſen Punkt erheben, wenn er nicht bei dem kleinſten Anſchwellen des Fluſſes überſchwemmt werden ſoll, da dieſes Anſchwellen oberhalb der Brücke immer um etwas größer iſt, als unterhalb derſelben. Eine von dieſem 8 Fuß hohen Punkte A ausgehende und das höchſte, oder vielmehr das beherrſchende Terrain berührende ſchiefe Ebene (plan de site) bildet die Grundfläche aller Feſtungswerke, den[illegible] ſie in der gehörigen Höhe über ihr aufgeführt, von [illegible] höchſten Terrainpunkten nicht eingeſehen werden kön[illegible]. Zu dem Ende werden auf dem, mit den durch das [illegible] vellirten gefundenen Höhen bezeichnetem, Riſſe nach [illegible] vorzüglich dominirenden Punkten DEFGH aus [illegible] Punkte A Linien gezogen, die gleichſam einen Kegel [illegible] ſtellen, deſſen Spitze in A liegt. Auf dieſen Lin[illegible] werden nun nach einem größern Maßſtabe die Ter[illegible] profile nach ihren gefundenen Höhen eingetragen. [illegible] gleich wird bei allen dieſen Linien die Höhe von 8 [illegible] zum Grunde gelegt; ſie muß daher bei dem Conſtr[illegible] der Terrainprofile von der durch das Nivellement [illegible] gefundenen Höhe abgezogen werden, z. B. auf einer [illegible] wäre die erwähnte Höhe 13′, ſo wird ſie hier 13 − [illegible] = 5; eine andere 11 — 8 = 3; oder 19 — 8 = [illegible] u. ſ. w.; folglich iſt hier in D der Boden um 11 Fuß höher als A, welches zur allgemeinen Höhe der [illegible] ſcarpe und ihres Wallganges 8 Fuß über 0 hat. Die Verſchiedenheit des Maßſtabes auf dem Riſſe hat [illegible] aus keinen Einfluß, weil die Terrainprofile blos [illegible] höchſten Punkte angeben ſollen, durch welche man [illegible] genten AI, AK, AL, AM, AN ziehen kann. [illegible] werden etwa 300—600 Fuß von den ausſpringen[illegible] Winkeln des bedeckten Weges von einer ſenkrechten Eben[illegible] OP durchſchnitten, deren zugehörende Höhen man fin[illegible] det, wenn man von ihr in allen Durchſchnittspunkten der zuerſt gezogenen Linien AE, AF, AG, AH [illegible] letztere Senkrechte errichtet, die bis an die Tangenten AK, AL, AM reichen, um durch ihre Höhen die zugehörige Durchſchnittsfläche zu erhalten und vermittelſt der auf ſie gezogenen Tangenten QR, ST die allgemeine Grundfläche (plan de site) legen zu können, [illegible] dem man diejenige Ebene dazu wählt, welche die gering[illegible] ſte Neigung hat. Um dieſe zu beſtimmen, darf [illegible] nur in jeder von jenen Flächen eine Horizontale ſuchen. denn jede auf letztere ſenkrechte Linie drückt die [illegible] Neigung der Fläche aus. Nun iſt die Höhe der [illegible] gente OP, wo ſie in der ſenkrechten Ebne AH auf [illegible] Terrain trifft, 47 Fuß über jener und folglich 55 Fuß über 0. Ferner iſt die Höhe derſelben Tangenten in der ſenkrechten Ebne AG 18, d. h. über 0 = 26 Fuß; [illegible] muß daher — um die Horizontale in der Fläche A[illegible] zu beſtimmen — in derſelben einen, ebenfalls 26 Fuß über 0 liegenden Punkt ſuchen. Zu dem Ende wird [illegible] Entfernung des höchſten Punktes über HA von A [illegible] meſſen und dadurch der allgemeine Fall des Terrains beſtimmt, der hier = $\frac{47}{594}$ Fuß auf jeden laufenden [illegible] beträgt, weil 55 — 8 = 47 Fuß, und jene Entfernung = 594 Toiſen iſt. Um nun aber eine Horizontale, [illegible] auf HA ebenfalls eine Höhe von 26 Fuß über 0 [illegible] halten, muß man 55 — 26 = 29 Fuß herab[illegible] und daher auf AH nach Verhältniß ſoweit zurück[illegible] bis man 26 Fuß zur Höhe des Terrains über 0 [illegible]

Es iſt aber $\frac{29 \,.\, 594{,}79}{47} = 367$ Fuß; daher wird 594,[illegible] — 367 = 227,79 Fuß, welches den Abſtand des [illegible] uchten Punktes von A auf der Linie AH anzeigt und die Horizontale K1 vermittelſt einer aus A auf ſie geällten Perpendiculare einen Defilements-Maßſtab bekommt. Denn weil A = 8 Fuß über 0, hat nothwendig AK 18 Fuß Neigung; in ſo viel gleiche Theile muß dieſe Linie getheilt werden, zu denen man die Höhe der Bruſtwehren addiret, um ihre Höhe über em Erdhorizonte, oder welches ebenſo viel iſt, ihr Defilement zu haben.

Durch eine ähnliche Horizontale unterſucht man, ob vielleicht die Tangente eine geringere Neigung hat, und deshalb vorzüglicher zur Grundfläche (plan de site) u wählen iſt. Nun gehet die Tangente ST 5 Fuß über AD, daher 13 Fuß über 0 und 3 Fuß höher als QR über AG hinweg, die bei r 25 Fuß über 0 liegt; ſucht man nun auf die vorher angegebene Weiſe auf AG den Punkt, welcher der Höhe von 13 Fuß entſpricht, ſo durchſchneidet die dadurch entſtehende Horizontale den Maßſtab AK zwiſchen 12 und 13, und hat folglich eine ſtärkere Neigung. Die Grundfläche AQR erfodert demnach eine geringere Höhe der Werke und iſt aus dieſem Grunde der Fläche AST vorzuziehen.

Man kann nun weiter zur Aufſuchung einer Grundläche für die Fronte BC fortſchreiten, damit letztere nicht nur gegen die vor ihr liegenden Anhöhen defilirt ſt, ſondern auch zugleich ihre Nebenfronte AB gegen dieſe Anhöhen deckt, ſo wie von ihr gegen die andern Anhöhen gedeckt wird. Nach gefundener Lage des Punkes B in der Abtheilung 20; bemerkt man, daß C um Fuß über dem Waſſerſpiegel erhoben, und daher 6 Fuß hoch werden muß. Iſt die Linie BC beſtimmt, darf man blos die Grundfläche ſuchen, aus der ſich nachher die, ihr parallelen Defilementsflächen, und folglich die Höhen der Werke ergeben.

Wie vorher, werden die Terrainprofile Cd, Ce, Cf ꝛc. verzeichnet und durch eine mit BC parallele Ebne XY durchſchnitten, deren Profil man vermittelſt der auf enen Grundlinien errichteten Perpendicularen beſtimmt. Um in dieſer den Berührungspunkt der Grundfläche u finden, macht man die Projection der Abdachung von BC nach demſelben Maßſtabe und nach der nämlichen Seite, wie die des Abſchnittes XY, indem man BZ 4 Fuß lang auf BC ſenkrecht errichtet, und CZ, parallel mit dieſer, aber die Linie ab ziehet. Dieſes iſt die Tangente der ſenkrechten Ebne XY, in welcher der Punkt, der gerade auf den Berührungspunkt fällt, die Lage der Grundfläche anzeigt, durch die ſich die Fronte BC defiliren läßt. „Die gegenſeitige Deckung der Fronten findet im allgemeinen ſtatt, wenn die Linien AK und Cp ſich außerhalb der Befeſtigung gegen einander neigen und in ihrer Verlängerung zuſammentreffen."

Um endlich die gegenſeitige Ruckendeckung der beiden Fronten zu erhalten, wird in der Ebne eine Horizontale geſucht, indem man auf der Linie Ch — wie oben gelehrt worden — einen mit B in gleicher Höhe liegenden Punkt aufſucht und ihn mit B zuſammenzieht. Die Linie B20 durchſchneidet in B die, der Ebne QR zugehörende Linie 20B und trifft alsdann über 17 auf den Defilements-Maßſtab der Fläche AQR, während die von 20 nach B gezogene Linie bei 15 des Defilements-Maßſtabes der Fronte BC fällt, der durch die Linie B20 conſtruirt worden und ſchon aus dem Vorhergehenden deutlich iſt. Man ſieht leicht, daß man bei mehren, neben einander liegenden Fronten die erfoderlichen Wallhöhen bekommt, wenn man nach jedem Punkte des Polygons von dem Defilements-Maßſtabe eine gerade Linie fällt, zu der zugehörigen Höhe der Grundfläche über 0 aber, die nach der Form der Befeſtigungswerke erfoderliche Höhe über dem Horizonte addirt. Es ſcheint zwar leichter und einfacher, blos einen Punkt in der Kehle des Werkes anzunehmen und aus ihm nach den beherrſchenden Punkten des Terrains L und N Linien zu ziehen und vermittelſt einer Horizontale zwiſchen ihnen die Grundfläche (plan de site) zu beſtimmen. Die mit gleichem Abſtande von 2—3 Ruthen ihr gleichlaufenden Linien geben alsdann zu erkennen, ob bei einer oberhalb des höchſten vorliegenden Punktes angenommenen Vergleichungsebne ſich einzelne Stellen über die Grundfläche erheben? Sie würde in dieſem Falle nicht angenommen werden dürfen. Es fällt jedoch in die Augen, daß dieſes Verfahren überhaupt nicht genüge, ſobald man mehre Seiten der Befeſtigung oder mehre in derſelben liegende Punkte gegen die feindliche Enfilade decken ſoll. Endlich iſt zu unterſuchen, wie viel Erde man für den letztern Zweck anſchütten muß und ob die angenommenen Profile der Gräben ſie liefern werden. Dieſe werden öfters durch Localverhältniſſe beſtimmt, ſo daß man nicht ohne weſentlichen Nachtheil von ihnen abweichen darf. Eine nur wenig größere Vertiefung der Gräben vor einigen Polygonen koſtet wol 8000—12000 Thlr. und kann aus hydroſtatiſchen Gründen leicht das Verſiegen aller Brunnen in der zu befeſtigenden Stadt zur Folge haben.

Wenn die vorliegenden dominirenden Punkte keinen fortlaufenden Höhenzug bilden, ſondern nur aus einzelnen Anhöhen beſtehen, läßt ſich durch Verlängern oder Verkürzen der einzelnen Linien PR, MO durch Öffnen des einen oder des andern Winkels b oder B, oder durch Verrücken des ganzen Umriſſes der Befeſtigung ABCDPRst, dieſelbe öfters der Enfilade TC, zA, LN, VB ganz, oder doch zum Theil entziehen. Finden ſich hier bei dem eigentlichen Feſtungsbau bisweilen durch die Ortslage große Hinderniſſe, ſo daß man ſich zu ungeheueren Wallhöhen gezwungen ſiehet, weil jene ſich nicht beſeitigen laſſen; verhält ſich's doch bei Feldſchanzen anders. Dieſe wird man allezeit ſo legen können, daß die Verlängerung ihrer Feuerlinien auf keinen beherrſchenden Punkt fällt und daher keine Enfilade ſtatt findet; ſobald man ſich nur nicht ſklaviſch an die Regelmäßigkeit der Form bindet und dadurch einen Beweis gibt, daß man ſich nicht von dem Handwerks-Schlendrian entfernen kann. Doch auch bei neuen Feſtungen kann man durch eine, dem Terrain möglichſt angepaßte Lage dem Defilement zu Hilfe kommen und der Nothwendigkeit zu großer Anſchüttungen und dadurch bedingter Ausſchachtungen entgehen. Beſſere Ingenieure haben ſchon den Grundſatz ausgeſprochen, daß man ſich nur nach der Beſchaffenheit des Terrains richten, nicht auf regelmäßigem Umriß mit gleich großen Facen und Flanken beſtehen müſſe, ſobald eine kräftigere Gegenwehr und ein leichterer, wohlfeilerer Bau dadurch erlangt wird. Man darf im Allgemeinen annehmen:

1) Wenn die Anhöhen, welche der zu befeſtigenden Fronte gegenüber liegen, ſowol, als die Grundfläche der letztern gleichförmig fortlaufen, kann man jene ihnen faſt parallel legen, um eine gleichförmige Höhe der Werke zu bekommen.

2) Wenn zwar der Kamm der gegenüber befindlichen Anhöhe von einerlei Höhe iſt, die Grundfläche der Feſtungswerke aber ſich nach einer Seite ſenkt, muß man die letztere von der Anhöhe zurückziehen.

3) Daſſelbe muß ebenfalls ſtatt finden, ſobald die vorliegenden Höhen auf einer Seite beträchtlich ſteigen, obgleich das Terrain der Feſtung ſelbſt eine beinahe horizontale Ebne iſt. Je mehr nun das eine oder das andere, oder wenn beides zugleich in entgegengeſetzter Richtung geſchiehet, müſſen ſich auch die Feſtungswerke in eben dem Verhältniß von den beherrſchenden Bergen entfernen, wie die Höhe derſelben zunimt. Iſt die letztere ſehr bedeutend, oder ihr Abhang ſehr ſteil, indem zugleich das zwiſchen ihr und der Feſtung liegende Terrain dem Feinde Gelegenheit zu Führung der Laufgräben gibt, muß man ihn durch auf dem Berge vorgelegte, ſtarke Werke zwingen, ſeinen Angriff vom weiten anzufangen. So kann man bei Namur von den nahe gelegenen Anhöhen das Innere bombardiren und den Hauptwall niederſchießen, ohne daß es durch das Defilement und durch Traverſen zu hindern iſt; wenn man ſich nicht durch vorgelegte Reduten dieſer Anhöhen verſichert und den Feind zwingt, vorher die Reduten wegzunehmen, wie es in der franzöſiſchen Belagerung von 1746 geſchah. Daſſelbe findet bei einer Menge älterer und neuerer Feſtungen ſtatt, wie ſich leicht aus der Anſicht ihrer Grundriſſe beurtheilen läßt.

4) Auf gleiche Weiſe muß das Einſehen und Beſtreichen der tiefer liegenden Linie, durch auf der Höhe vorgelegte, Werke verhindert werden, ſo daß jene nur von vorn geſehen iſt, wenn die Befeſtigung bergan läuft. Die Höhe der Wälle richtet ſich hier nach dem Abhange des Berges und läuft nachher unten im Thale faſt wagerecht fort. Bei dem Defilement wird eine, durch den höchſten vorliegenden Punkt auf dem Kamme des Berges und durch 2 ausſpringende Winkel des Polygons gehende Ebne zum Grunde geleget. Um die Abdachung dieſer Ebne zu erhalten, zieht man parallel mit der Linie, welche die beiden vorſpringenden Winkel wagerecht verbindet, eine Horizontale, und fället von ihr auf jene eine ſenkrechte Linie. Man gibt hierauf den entſprechenden Fronten die ihnen zukommenden Höhen; auf der Linie am Abhange aber richtet man ſich nach der Abdachung des Terrains.

5) Sollte das Thal nicht ſehr breit und daher die tiefe Fronte von den gegenüber liegenden Bergen eingeſehen ſeyn, findet ebenfalls in Rückſicht der Lage und Höhe ihrer Wälle das oben geſagte ſtatt.

6) Wäre das Thal in der Nähe von zwei Bergen beſchränkt, daß folglich die Feſtungswerke auf der andern Seite wieder anſteigen, ſo wird hier die Höhe der ſteigenden Fronte ebenſo beſtimmt, wie vorher bei der bergablaufenden geſagt worden. Was die vorzulegenden Außenwerke betrifft, dürfen dieſe nicht eben von ganz vorzüglicher Stärke ſeyn, ſobald die Entfernung der Kämme beider Anhöhen nicht über 600 Schritte beträgt, weil der Feind auf keiner der tiefliegenden Fronten vorgehen kann, ohne zu beiden Seiten von den [illegible] liegenden Werken in Flanke und Rücken genommen zu werden. Er muß deshalb drei Angriffe formiren, die ihm mehr Zeit und Menſchen koſten werden, als wenn er ſich gegen eine andere, viel ſtärkere Seite der Feſtung wendet. Iſt hingegen das Thal ſo breit, daß der Angriff der erwähnten Fronten nur von einer Seite wirkſam beſchoſſen werden kann, wird der Feind ſich unfehlbar dahin wenden. Man muß ihm daher die Annäherung an die vorliegenden Werke, wie die Eroberung derſelben nach Möglichkeit zu erſchweren ſuchen, indem man ſie durch alle Mittel, welche die Befeſtigungskunſt darbietet, verſtärkt. Können die vorliegenden Werke von [illegible] höhern Bergen eingeſehen werden, muß man um ſo mehr die Feſtſetzung des Feindes durch ſtarke Forts hindern, ihn zwingen, ſich durch die Einnahme dieſer Forts aufhalten, ehe ihm der Vortheil zu Theil wird, die eigentlichen Vorwerke der Feſtung einſehen und beſtreichen zu können. Daß jedoch eine ſolche Lage weitläufige und koſtſpielige Baue herbei führt und daher nur in ſeltenen Fällen zu wählen iſt, bedarf keines nähern Beweiſes.

7) In einem ſehr engen Thale, das nicht mehr als eine Fortificationsfronte faſſen kann, muß man entweder die beiden Bollwerke auf die Höhen legen und die Courtine quer über das Thal ziehen; oder man muß das letztere durch ein Bollwerk verſchließen und die beiden Courtinen die Höhen hinauf laufen laſſen? Obgleich Vauban erſteres zu Breſt und an einigen andern Orten gethan, ja nicht einmal ein Ravelin vor die Courtine gelegt, ſondern einen kleinen Bach zu einer Überſchwemmung vor ihr benutzt hat, obgleich mehre Ingenieure dieſer Anordnung folgen, ziehet dennoch Noizet von St. Paul nicht ohne Grund die letztere Anordnung vor, das Baſtion in die Mitte des Thales zu legen. Hier treffen 1) die verlängerten Façen, wenn der Bollwerkswinkel ſtumpf iſt, auf die Raveline und ſind dadurch gegen das Enfilement ſicher. 2) Die Flanken liegen ſchon auf dem Fuße der beiden Anhöhen; ſie können daher von ihrem, in die Tiefe fallenden Verlängerungspunkte ebenfalls nicht enfiliret werden, ſo wie bei dem ſtumpfen Bollwerke das ſchräge Beſchießen der Facen ſehr ſchwierig iſt. 3) Da die Spitzen der Raveline auf dem Kamme liegen, können ſie gar nicht enfiliret werden. Eine Traverſe in der Richtung ihrer Kapitale ſchützt die obere Façe, daß ſie nicht von der gegenüber liegenden Anhöhe im Rücken beſchoſſen werden kann. 4) Iſt der Belagerer gezwungen, ſich auf die gewöhnliche Art auf den vorſpringenden Winkel der Raveline feſtzuſetzen; denn er kann ohne den Beſitz beider nichts gegen die Breſche in dem Bollwerke unternehmen. Läuft im Gegentheil die Courtine quer durch das Thal, wird man 1) ſich

durch die größte Öffnung der Bollwerkswinkel nicht verhindern können, daß die Façen, ſo wie die Linien des vorliegenden, bedeckten Weges von den, auf dem Kamme der beiden Anhöhen errichteten Batterien beſtrichen werden, deren Schüſſe ungehindert über das niedriger liegende Ravelin weggehen. 2) Werden die Flanken von den erſten Batterien auf den vorliegenden Anhöhen enfiliret und von anderen im Rücken genommen, die zugleich die abwärts laufenden Façen ſchräge beſchießen. Dieſelben Batterien enfiliren 3) die Façen des Ravelins, den bedeckten Weg deſſelben und die Waffenplätze der eingehenden Winkel. Sie treffen alle Werke ohne Ausnahme durch Senkſchüſſe ſchräge oder im Rücken, daß man ohne eine übermäßige Anzahl Traverſen nicht darin bleiben kann; ſie beſchießen zugleich 4) in gerader Richtung die ganze Fronte von einer Bollwerksſpitze bis zur andern, weil das zu niedrig liegende Ravelin nirgends einigen Schutz gewährt. Der Belagerer darf daher weder Contrebatterien noch Breſchbatterien auf dem Kamme des bedeckten Weges anlegen und kann dennoch durch zwei Bollwerke zugleich in die Feſtung dringen. (*v. Hoyer.*)

DEFINITION. Der Wortbedeutung nach ſo viel als Abgrenzung, Begrenzung und, von Begriffen gebraucht, worauf gewöhnlich der Sinn des Wortes bezogen wird, ſo viel als Beſtimmung, Angabe desjenigen, was in einem Begriff gedacht werden ſoll. Es werden alſo durch eine Definition die Merkmale des Begriffes angegeben, woran man ihn ſtets wieder erkennt und von andern Begriffen unterſcheidet. Dies geſchieht in der logiſchen Ordnung des Denkens durch Claſſification, welche die Gattung (genus) und Art (species) feſtſtellt, denen ein Begriff angehört, weswegen Gattungsmerkmale und ſpecifiſche Merkmale zum Weſen einer genauen Definition gehören. Hieraus folgen zugleich die Regeln für dieſelbe, ſie muß nicht zu weit und nicht zu eng ſeyn, das heißt, die in ihr angegebenen Merkmale müſſen nicht andern Begriffen ebenſo gut zukommen, als demjenigen, der definirt werden ſoll, und ſie müſſen nicht Merkmale ausſchließen, welche dem Begriff angehören. So wäre die Definition: „Ein Zirkel iſt eine regelmäßige krumme Linie,“ zu weit, weil dieſe Merkmale auch den Ellipſen, Hyperbeln u. ſ. w. zukommen. Dagegen wäre die Definition: „Ein Triangel iſt eine regelmäßige Figur von drei geraden Seiten,“ zu eng, weil ſphäriſche Triangel, die doch dem Begriff angehören, durch dieſe Angabe ausgeſchloſſen würden. Außerdem ſei die Definition genau oder abgemeſſen, d. h. enthalte blos die weſentlichen und urſprünglichen Merkmale; ſie treibe ſich nicht im Zirkel herum und ſei verſtändlich und kurz.

Weil zum genauen Denken die Definitionen unentbehrlich ſind, hat man ſie mit Recht für die Wiſſenſchaften gefodert und beſonders in der Jurisprudenz, wo es auf die ſcharfe Beſtimmung gewiſſer Lebensverhältniſſe in Bezug auf Perſonen und Sachen ankommt, von ihnen Gebrauch gemacht. Inzwiſchen iſt auch die Frage dabei entſtanden, ob alle Begriffe wirklich definirbar ſeien? Wenn das Definiren von der Claſſifikation der Begriffe, von der Angabe ihrer Merkmale nach Gattung und Art abhängt, ſo wird es bei ſolchen Begriffen unmöglich ſeyn, welche nicht unter einem höheren Gattungsbegriff geſtellt werden können, oder welche ſich auf gar keine untergeordneten Artunterſchiede mehr beziehen. Erſteres wird eintreten bei den abſtrakteſten Begriffen, letzteres bei denen, deren Inhalt einem Jeden nur durch unmittelbare Anſchauung bekannt iſt. So läßt ſich vom Seyn überhaupt, vom Etwas, vom Nichts keine Definition geben und weil die Philoſophie mit ſolchen abſtrakten Begriffen in vielfachem Verkehr ſteht, ſind in ihr die genauen Definitionen am ſeltenſten und erſchweren die Übereinſtimmung der Denker. Ebenſo wenig wird ein Begriff der einzelſten, unmittelbaren Wahrnehmung definirbar ſeyn, z. B. der Begriff eines beſtimmten Sehens, Hörens, einer beſtimmten Farbe, eines beſtimmten Tons, weil demjenigen, welchem die Empfindung des Sehens, Hörens fehlt, durch keine Merkmale das Denken eines ſolchen Begriffes mitgetheilt werden kann. Hieraus erhellt, daß die wiſſenſchaftliche Verſtändigung durch Definitionen, ſofern dieſelben möglich ſind, ungemein gewinnt, aber nicht allenthalben, wegen Beſchaffenheit der Begriffe, welche in Frage kommen, zu fodern ſteht. (Vergl. Erklärung.) (*Köppen.*)

Deflagrator ſ. Galvanischer Apparat.

DEFONTAINES, Pierre, lebte in gerichtlichen Ämtern in Frankreich unter König Ludwig IX. Hier ſchrieb er ein kleines Buch unter dem Titel: le conseil que Pierre Defontaines donna à son ami, als Unterricht für einen Gerichtsherrn über die Ausübung der ihm zuſtehenden Gerichtsbarkeit. Das Büchlein enthält nichts eigenes; es ſind größtentheils Stellen aus den Pandekten und dem Codex, in das Franzöſiſche überſetzt und ohne Verknüpfung und Verarbeitung roh hinter einander geſtellt. Hin und wieder kommt auch weniges franzöſiſches Recht vor, beſonders die bäuerlichen Verhältniſſe betreffend, und es werden auch einige königliche Geſetze und Coutumes namentlich angeführt. Die Stellen ſelbſt beziehen ſich theils auf das materielle Recht, theils auf den Prozeß und ſind in XXXV. Capitel getheilt. Das Buch iſt gedruckt hinter *Joinville* histoire de S. Louis. Ausgabe von Ducange, Paris 1665. f. P. 3. p. 73 — 160. (S. *Dupin* notices historiques, critiques et bibliographiques hinter *Camus* lettres sur la profession d'Avocat. Ed. 4. T. I. v. Savigny Geſch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. V. S. 499 fg.) (*Spangenberg.*)

DEFRANCIA *Bronn.* (I.) (Paläozoologie). Mit dieſer Benennung belegte Verf. d. Art. im J. 1825 und Holl 1829 zu Ehren des ausgezeichneten Paläontologen Defrance zu Sceaux bei Paris, das Lamourouxſche Geſchlecht Pelagia, deſſen Name von Péron ſchon anderwärts verbraucht und ſeitdem von den Syſtematikern wenigſtens als Subgenus beibehalten worden war. Dieſes Geſchlecht gehört bei Lamouroux in ſeine Abtheilung der Fleiſchpolypen, Familie der Actinarien. Allein obſchon der untere Theil des Polypenſtockes zuweilen etwas runzlig iſt (was man z. B. auch bei den meiſten Cyathophyllen bemerkt), ſo war derſelbe doch ſicher nie von fleiſchiger Beſchaffenheit geweſen, und man würde ſogar verſucht ſeyn, ihn wegen der endſtändigen Sternzelle in die Familie der Caryophyllarien und vielleicht ſelbſt zu einem der Geſchlechter Turbinolla, Cyclolithes und Cyathophyllum zu verſetzen, wenn nicht de Blainville an einem Exemplare von Lamouroux ſelbſt kantige Zellen auf den ſtrahlenförmigen Leiſten wahrgenommen und deshalb dieſes Geſchlecht zu ſeinen Polyparia-solida-millepora in die Nähe von Alveolites geſtellt hätte. Lamouroux hatte folgenden Character genericus gegeben:

Polyparium simplex, pedicellatum; superficie superiore explanata, umbilicata, stellato-lamellosa, radiis elevatis simplicibus aut dichotomis; superficie inferiore aequali aut circulariter subrogosa, planuiscula; pedicello centrali brevi, obverse conico-acuto.

De Blainville hat ihn nachher auf folgende Weiſe abgeändert:

Polyparium calcareum liberum, fungiforme, superne excavatum et marginem versus lamellis radiantibus compositum, inferne convexum, pedicello circulariter rugoso. Cellulae polygonales, irregulares, approximatae, convexo lamellarum margini impositae.

Man kennt nur die eine, von Lamouroux beſchriebene Art, welche im (?) Jurakalke foſſil vorkommt.

1) *D. clypeata.* Bronn Syſt. S. 42. Taf. IV. Fig. 7. Holl Handb. S. 416.

Pelagia clypeata. *Lamx.* Polyp. p. 78. taf. 79. fig. 5. 6. 7. *Defrance* Dict. XXXVIII. 279. u. Atlas foss. fig. 3. a. b. *Blainv.* Zoophyt. p. 375.

Lamouroux ſelbſt hatte ſchon bemerkt, daß dieſer Polypenſtock innerlich ganz aus von der Baſis an divergirenden Röhren oder Zellen zuſammengeſetzt erſcheine, die man erſt nach Wegnahme einer dünnen Lage der Oberfläche wahrnehmen könne. Höhe etwa 4½, Breite 9 Linien *). (*H. G. Bronn.*)

DEFRANCIA *Millet.* (II.) (Zoologie und Paläozoologie). Millet bezeichnete 1826 mit dieſem Namen zu Ehren deſſelben Herrn Defrance eine kleine Gruppe von Conchylien, die er nur der Schale nach und faſt nur foſſil kannte. Sie ſind bisher im Lamarckſchen Syſteme zum Geſchlechte Pleurotoma von Payrandeau u. A. geſtellt worden, jedoch hatte Baſterot ſchon 1825 vorgeſchlagen, daraus eine beſondere Unterabtheilung zu bilden, was Verf. d. Art. 1831 unter dem Namen Pleurotomoides gethan hat, weil der Name Defrancia ſchon ſeit 1825 vergeben war. Bei dieſen Arten liegt nämlich der Ausſchnitt der äußeren Lippe, welcher Pleurotoma charakteriſirt, unmittelbar an (nicht entfernt von) der obern Naht derſelben und ſie beſitzen meiſtens nur geringe Größe; aber ſie eignen ſich, bevor nicht Differenzen in der Organiſation des Thieres nachgewieſen werden, um ſo weniger zur Aufſtellung eines beſonderen Geſchlechts, als in Anſehung der Größe der Schale und in der des Abſtandes jenes Ausſchnittes von der oberen Naht die mannichfaltigſten Übergänge Statt finden. Der von Millet gegebene Geſchlechtscharakter iſt folgender:

Testa fusiformis aut turriculata. Apertura ovata margine dextro partim obtecta, subtus canale brevi subrecto terminata. Labrum dextrum acutum, leviter crenulatum, obtegens, superne sinuatum; extus annulo arcuato ab apertura distante auctum. Labrum sinistrum callo destitutum, superne dente sinus dextri marginis opposito munitum.

Millet hat fünf foſſile Arten beſchrieben, aber noch viele andere, theils lebende, theils foſſile, ſind bisher wegen ihrer unanſehnlichen Größe von den Sammlern überſehen worden. Worüber vergl. Pleurotoma, und Defrancia *Bronn.* *) (*H. G. Bronn.*)

DEFTER, von dem griechiſchen Worte διφθέρα (Fell, Pergament, Buch) abſtammend, bezeichnet im osmaniſchen Reiche das Steuerregiſter, worin die Erhebung der öffentlichen Statseinkünfte eingetragen iſt. Von der Einrichtung des perſiſchen Reiches ging dieſelbe in das osmaniſche über, erlitt aber von Zeit zu Zeit Veränderungen. In der neuen Form iſt die Schriftart von der gewöhnlichen Kanzleiſchrift (Divani) gänzlich verſchieden. Sie heißt auf perſiſch Schikeſte, auf türkiſch Kirma, d. i. die gebrochene, weil die Buchſtaben, von einander getrennt, das Anſehen haben, als wenn ſie gebrochen wären und wirklich nur für die in die Geheimniſſe der Abkürzungen und Zuſammenziehungen des türkiſchen Finanzſtyles Eingeweihten lesbar ſind. *Die Zahlen* werden nicht mit den gewöhnlichen Ziffern, ſondern mit Buchſtabenzeichen, welche nichts als Abkürzungen des Zahlworts ſind, geſchrieben. (Vgl. v. Hammer, des osman. Reichs Statsverfaſſung und Statsverwaltung II, 142.) Wenn man unter altem und neuem Steuerregiſter unterſcheidet, ſo verſteht man darunter die Beſchreibung der osmaniſchen Provinzen zum Behuf der Finanzeinrichtungen; jenes (Defter atik) entſtand unter Suleiman dem Geſetzgeber, dieſes (Defter dschedid) unter ſeinem Sohn und Nachfolger, und darauf gründen ſich die Finanzgeſetze (daſ. I, 335).

Defterbed hieß im perſiſchen Reiche der Finanzminiſter, Defterdar heißt er im osmaniſchen. Der Titel eines ſolchen iſt: Ruhm der Fürſten und der Großen, vereinigend die Eigenſchaften der Rühmlichen und der Großen, begabt mit voller Macht, auf hohes [illegible] bedacht, überhäuft mit den Gnaden des höchſten [illegible] (daſ. I, 452). Zu Anfange des osmaniſchen Reiches ſtand nur ein Defterdar, ſpäterhin gab es deren drei, in Rumeli (Baſchdefterdar genannt), in Anatoli [illegible] n Haleb (der arabiſche oder perſiſche genannt, der aber 904 (1576 n. Chr.) nach Conſtantinopel verſetzt wurde. Hienach beſtimmte ſich auch ihr Rang als Deſterdar der rſten (Deſterdar schikki ewwel), der zweiten (Deſterdar schikki ssani), und der dritten Abtheilung (Deſterdar schikki ssalis). Dieſe unter Suleiman dem Geſetzgeber eingeführte Anordnung wurde nach ihm mehrmals abgeändert, jetzt aber beſteht wieder die urſprüngliche Einrichtung nach drei Abtheilungen. Dem der erſten, als eigentlichem Finanzminiſter oder Kammerpräſidenten, ſt die oberſte Leitung des ganzen Finanzweſens anvertraut, die beiden andern ſind ihm gleichſam als Vicepräſidenten beigegeben. Das Defterdarat ſelbſt iſt ein großes, zwiſchen dem Serai und dem Regirungspalaſte des Weſſirs gelegenes Gebäude, in 27 beſondere Kammern abgetheilt, deren jede einen eigenen Vorſteher hat (Chodschagan, Herr von der Kammer), dem wieder mehre Gehilfen (Chalfa), Sekretäre (Kiatib) und Kanelliſten (Schagird) beigegeben ſind. Das ganze Finanzweſen des Reichs, mit Ausnahme des kaiſerlichen Privatſchatzes, alle Abgaben und Steuern, Beſoldungen und Ausgaben, Lehen und Renten liegen in dem ausgedehnen Wirkungskreiſe des Deſtardarats (daſ. II, 143—64). Jedes Bureau hat noch einen beſondern Keſſedar, der die Aktenſtücke, welche höhere Unterſchrift erfodern, ſammelt, oder des Deſterdars beſondere Befehle n Betreff der endlichen Abfertigung der Geſchäfte einholt. Er iſt der Archivar des Bureaus. Der eigentliche Archivar aber des ganzen Deſterchans, d. i. des Finanzdeparements, iſt der Deſter Emini, Intendant der Regiſter, welcher der ſiebente der Stats-Intendanten iſt. (*H.*)

---

*) Vergl. *Lamouroux* exposition méthodique des genres de l'ordre des Polypiers Paris 1821. fol. pag. 78. tab. 79. fig. 5. 6. 7. *Defrance* im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle. Paris. 8. vol. XXXVIII. (1825). 279. Atlas des fossil. fig. 3. a. b. Bronn Syſtem urweltlicher Pflanzenthiere. Heidelb. 1825. Fol. S. 12. 13. 42. Taf. IV. Fig. 7. F. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dresden 1829. 12. S. 416. *de Blainville* Art. Zoophytes im Dictionn. d. scienc. nat. etc. vol. LX. (1830). p. 375.

*) Vergl. *Basterot* in Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Paris. II. 1825. p. 65—66. Millet über Defrancia, ein neues Conchyliengeſchlecht in den Annales de la Société Linnéenne de Paris V. (1826). 437—441. taf. IX., daraus im Jahrbuch der Mineralogie. 1831, S. 352—353. Bronn in „Ergebniſſe meiner naturhiſtoriſch-ökonomiſchen Reiſen." [illegible] 1831. S. 555—556. und „Italiens Tertiärgebilde." 1831. S. 47—48.

Deſterbed, Deſterchan, Deſterdar, Deſter Emini . Deſter. (*H.*)

Deſterdar Kapussi heißt die Pforte des Deſterdars oder die Kammer, von Kapu, Thor oder Pforte v. Hammer a. a. O. II, 137). (*H.*)

Deſterdar Kiajassi heißt der Sachwalter des Fianzdepartements. (*H.*)

Deſterdar Mekrubschissi Kalemi heißt das Bueau des Kabinetsſekretärs des Deſterdars, eins der wichtigſten des ganzen Deſterchans, welches ſich auch von den übrigen durch den Namen Oda (Kammer) unterſcheidet. Hier werden die Urkunden über alle lebenslänglichen Pachtungen ausgefertigt und alle Amtschreiben des Deſterdars an die Paſcha, Beglerbege u. ſ. f., ie Berichte, Memoirs und die Vorträge entworfen, welche der Deſterdar über jeden wichtigen Gegenſtand an ie Pforte, d. i. an den Großweſſir macht, aber nie an en Sultan ſelbſt, weil das Vorrecht, unmittelbare Vorträge an den Großherrn zu erſtatten, dem Großweſſir llein zuſteht (v. Hammer a. a. O. II, 162). (*H.*)

DEGEER, de Geer (Karl, Baron), ein berühmter ſchwediſcher Naturforſcher, aus einer alten adeligen olländiſchen Familie abſtammend, und Abkömmling es Ludwig Degeer, eines holländiſchen Kaufmanes, der unter Guſtav Adolf mit ſeiner Familie nach Schweden kam und ſich um dieſes Reich hochverdient machte, indem er die Plane des Regenten zur Erhöung des innern Wohlſtandes aufs wirkſamſte unterſtützte. Er war es, der in Schweden das ſogenannte Wallenſchmieden, die Kunſt Gewehre zu verfertigen, eiſerne Kanonen zu gießen, Meſſing zu verarbeiten ꝛc. einführte und zu dieſem Behuf geſchickte Arbeiter aus dem Lüttichſchen und den benachbarten Gegenden berief, die eine Kolonie bildeten, deren Abkömmlinge noch jetzt in dem Diſtrikte von Danmora, wo ſich die ergiebigſten Eiſenminen befinden, anſäſſig ſind. Von dem großen Vermögen, das ſich Degeer erwarb, machte er den gemeinnützigſten Gebrauch, ſtiftete Hoſpitäler, errichtete Schulen, ermunterte das Talent und berief den berühmten Pädagogen Amos Comenius nach Schweden. Unter der Königin Chriſtina rüſtete er eine Flotte aus, um die Küſten zu vertheidigen und den Handel zu ſchützen. Zur Belohnung ſeiner Verdienſte wurde er zum ſchwediſchen Edelmann erhoben und auf andere Art ausgezeichnet. Unter ſeinen Nachkommen hat ſich der Baron Karl Degeer, geboren 1720, am berühmteſten gemacht. Er war ein Sohn Johann Jakobs Degeer, der auf ſeinem Gute Finſpurg lebte. Dieſer brachte ſeinen Sohn, da er vier Jahre alt war, nach Holland, und ließ ihn daſelbſt erziehen. Er ſtudirte zu Utrecht, und die Bekanntſchaft mit Muſſchenbroes nährte ſeine frühe Neigung zu naturhiſtoriſchen Forſchungen. Dieſe Neigung begleitete ihn auch nach Upſala, wo er unter Klingenſtierna, Andr. Celſius und Linné ſeine Studien fortſetzte. Von dem Vermögen, das ihm früh durch Erbſchaft zufiel, machte auch er, wie Ludwig, einen ſehr gemeinnützigen Gebrauch, unter andern durch Sicherung der Eiſenminen von Danmora, an denen er Antheil hatte, vor Überſchwemmungen. Den Armen that er im Stillen viel Gutes, errichtete an mehren Orten Landſchulen, erbauete und verbeſſerte Kirchen, und war in jeder Beziehung ein Mann, der allgemeine Hochachtung verdiente und genoß. Er wurde 1761 Hofmarſchall und Ritter des königlichen Nordſtern-Ordens, 1772 Kommandeur des Waſa-Ordens mit dem großen Kreuze, das Jahr darauf Freiherr, und früher ſchon zählten ihn die Akademien Stockholm und Upſala unter ihre Mitglieder. Das Podagra, welches ihn mehre Jahre lang plagte, führte am 8. März 1778 ſeinen Tod herbei. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm ließ ihm zu Ehren eine Medaille prägen und ſeine Marmorbüſte in dem Saale aufſtellen, in welchem ſeine naturhiſtoriſchen Samlungen aufbewahrt werden, mit welchen ſeine Witwe der Akademie ein Geſchenk machte. Von ſeinem ſechsten Jahre an, da ihm einige Seidenwürmer geſchenkt wurden, hatte Degeer eine beſondere Neigung zur Inſektenkunde, und dieſer Neigung, die ihn durch ſein ganzes Leben begleitete, verdankt man eines der wichtigſten und reichhaltigſten entomologiſchen Werke, das er unter dem Titel herausgab: Mémoires pour servir à l'histoire des insectes. Stockh. 1752 — 1778. Vol. VII. (in 8 Bänden) 4. mit 240 (mittelmäßigen) Kupfertafeln und einem Portrait; der erſte Theil, von dem die meiſten Exemplare durchs Feuer verzehrt wurden, ſelten, überhaupt das ganze ſehr geſchätzte Werk, das der Verfaſſer größtentheils verſchenkte, ſchwer zu finden. Teutſch: Abhandlungen zur Geſchichte der Inſekten, mit Anmerkungen von J. A. E. Götze. Nürnb. 1776—1783. 7 Bde. 4. mit ſehr vielen Kupfern. Ein Auszug aus dem großen Werke, und als ſyſtematiſches Regiſter zu demſelben bequem zu gebrauchen, iſt: Degeer genera et species insectorum e generosiss. autoris scriptis extraxit, digessit, latine quoad partem reddidit et terminologiam insectorum Linnaeanam addidit A. J. Retzius. Lips. 1783. 8. Degeer hat mehr als 1500 Species beſchrieben. Im erſten Theile ordnete er die Inſekten nach ihren Larven in gewiſſe Familien, er verließ aber ſchon beim zweiten Theile dieſe Methode, wählte die Eintheilung in 5 Ordnungen, 14 Klaſſen und 100 Gattungen, und fügte eine Abhandlung von der Zeugung, Nahrung, Wohnung, dem Athemholen und der Verwandlung der Inſekten, nebſt den Charakteren und Synonymen hinzu, wozu noch im dritten Bande die lateiniſche Überſetzung der Charaktere folgte. Überall hat er viel Neues über die Natur der Inſekten, ihren Zuſtand und ihre Veränderungen beobachtet, und die Gattungen und Arten beſſer als vorher beſtimmt. Wenn er in Anſehung der Diction und den Reitz des Vortrages dem Reaumur, ſeinem berühmten Vorgänger, nachſteht, ſo übertrifft er ihn dagegen in der Präciſion des Ausdruckes und in der ſtreng beobachteten Methode, worin Linné ſein Muſter war. Außerdem hat man von Degeer: Om nyttian som insecter tilskynda obs. Stokh. 1747. 8. Orat. tal om insectes nas alstring. Ib. 1754. Teutſch: Rede von der Erzeugung der Inſekten im 1ſten Bande des Stockholmer Magazins und in der neuen Samlung verſchiedener Schriften der größten Gelehrten in Schweden. Kopenh. 1774. Nr. 4.; und mehre Abhandlungen in den Schriften der gel. Geſellſchaft zu Stockholm und Upſala *). (*Baur.*)

DEGENFELD, heißt ein freiherrliches Geſchlecht, welches urſprünglich aus der Schweiz ſtammt, um Aarau ſeinen Sitz hatte, aber um 1280 mit Konrad nach Schwaben zog, wo es von der Herrſchaft Degenfeld an der Lauter unweit Schwäbiſchgmünd ſeinen Namen erhielt. Konrad von Degenfeld ſoll der Erbauer des gleichnamigen Schloſſes ſeyn. Er war Biſchof zu Koſtnitz und Vormund des Herzogs Johann von Schwaben, weshalb er, obwol er an dem Morde, welchen Johann an dem Kaiſer Albrecht beging, keinen Theil hatte, von Heinrich VII. in die Acht erklärt, ſeiner Güter beraubt und ſo arm wurde, daß ſeine Nachkommen ſich des freiherrlichen Titels enthalten mußten. Im J. 1604 theilte ſich durch die zwei Brüder Johann Chriſtoph und Konrad von Degenfeld dieſes Geſchlecht in zwei Linien, die Neuhauſiſche und Fibachiſche, und durch Konrads Sohn, Chriſtoph Martin von Degenfeld, wurde die freiherrliche Würde deſſelben, nach Ferdinands II. Beſtätigung, wieder hergeſtellt. Dieſer Chriſtoph Martin nahm ſchon in früher Jugend Kriegsdienſte, zuerſt unter Wallenſtein und Tilly, dann in den Niederlanden unter Spinola, und nachher als Oberſter der Reuterei unter Guſtav Adolf. Im J. 1633 ſendete Herzog Bernhard von Weimar ihn dem Herzog Julius Friedrich von Wirtemberg zu, welcher Dillingen belagerte. Hier ſchlug er die Kaiſerlichen, von denen er jedoch zwei Jahre darauf auch geſchlagen wurde. Der Eifer und die Treue, womit er Schweden und Frankreich diente, bewogen Ludwig XIII., ihn zum Generallieutenant der teutſchen Reuterei zu ernennen. Als ſolcher war er im J. 1639 bei der Belagerung von Ivoi, und da er ſich hier, weil er mit den franzöſiſchen Generalen zerfallen war, zurückziehen wollte, ernannte ihn der König zum General-Oberſten der ausländiſchen Truppen, welche Stelle nachmals nie ein anderer erhalten hat. Indeſſen ging er doch 1643 in den Dienſt der Republik Venedig über, welcher er als General der Cavallerie gegen Papſt Urban VIII. wichtige Dienſte leiſtete, und größere noch in Dalmatien und Albanien gegen die Türken, wegen deren die Republik ihm eine goldene Ehrenkette zuerkannte und eine Denkmünze für ihn ſchlagen ließ mit der Inſchrift: Dalmatia strenue ſutata. Streitigkeiten, in die er mit dem General Leonardo Foscolo gerieth, bewogen ihn, auch den Dienſt der Republik zu verlaſſen. Er zog ſich nun auf ſeine Güter in Schwaben zurück und ſtarb daſelbſt im J. 1653.

Er hinterließ fünf Söhne und eine Tochter, Maria Suſanna (oder Luiſe). Dieſe war Hoffräulein bei der Gemalin des Kurfürſten von der Pfalz *Karl Ludwig*. Die Kurfürſtin Charlotte, eine Prinzeſſin von Heſſen-Kaſſel, entfernte durch ihren kalten Stolz das Herz ihres Gemals immer mehr von ſich, in ebendem Grade aber fand er ſich durch die Schönheit, den Geiſt, die Kenntniſſe und die Anmuth des Fräuleins mehr und mehr angezogen, und Eiferſucht beförderte, was ſie hatte verhindern wollen. Zwiſchen dem Kurfürſten und dem Fräulein entſtand ein lateiniſcher Briefwechſel, und man hat bemerkt, daß die Briefe ſehr viel Ähnlichkeit mit denen in Euryali et Lucretiae Amoribus von Äneas Sylvius haben. (Amoen. litter. T. 1.) Nach einer nur zu heftigen Scene zwiſchen dem fürſtlichen Ehepaare ſelbſt und dem Verſuche der Kurfürſtin, das Fräulein in Gegenwart des Gemals zu erſchießen, was nur durch den Grafen von Hohenlohe verhindert wurde, kam es zu einer Trennung, wiewol zu keiner förmlichen Scheidung. Der Kurfürſt aber ließ ſich im J. 1657 die Freiin von Degenfeld durch den lutheriſchen Prediger Heiland zu Heidelberg öffentlich an die linke Hand antrauen, und ſie erhielt nachmals mit Einſtimmung aller Agnaten und kaiſerlicher Beſtätigung den Titel einer Raugräfin. Sie lebte mit ihrem Gemal in der glücklichſten Ehe, bis ſie am 18. März 1677 im vierzehnten Kindbette ſtarb. Mit ſeltener Pracht ward ſie zu Mannheim in der Eintrachtskirche beſtattet, und der Kurfürſt ließ eine Münze zu ihrem Andenken prägen.

Von ihren Brüdern hatte der älteſte, Ferdinand, Kapitain in Dienſten der Republik Venedig, erſt 18 Jahre alt, das Unglück, durch einen Schuß beider Augen be-

---

*) Tob. Bergmanns Gedächtnißrede auf ihn: Aminelse-Tal öfver Kal-Mjts Tro-Man Hr. C Degeer. Stockh. 1779. 8. Götting. gel. Anz. 1779. Zug. 665. Lüdeke's ſchwed. Gel. Archiv. 3. Bd. *Boehmeri* bibl. script. hist. nat. P. II. Vol. II. 136.

raubt zu werden, weshalb ihm eine anſehnliche Penſion zuerkannt wurde, die er lebenslänglich bezog, ungeachtet er bei vier auf einander folgenden Kurfürſten von der Pfalz geheimer Rath war, und trotz ſeiner Blindheit zu Geſandtſchaften gebraucht wurde. Die Franzoſen, als ſie im J. 1693 Heidelberg einnahmen, behandelten ihn mit großer Achtung, und geleiteten ihn unter Bedeckung zur Reichsarmee. Er ſtarb, 81 Jahre alt, zu Venedig im Jahre 1710.

Sein Bruder Adolf, Oberſter in Dienſten von Venedig, ſtarb in Candia an einer Kopfwunde im J. 1688. Guſtav blieb als Kapitän in ſchwediſchen Dienſten im J. 1656 vor Kopenhagen. Chriſtoph, zuerſt in Dienſten von Venedig, gab die erſten Proben ſeiner Tapferkeit in Candia, wo er viele Wunden empfing, und nach Übergabe der Stadt der letzte war, welcher auszog und das Waſſerthor hinter ſich ſchloß. Er trat nachher in Wolfenbüttelſche, dann in Kurſächſiſche, zuletzt in Pfälziſche Dienſte, und ſtarb als Generalmajor und Commandant zu Frankenthal im J. 1685. — Maximilian, zuletzt Pfälziſcher geheimer Rath, Vicedom zu Neuſtadt und Adminiſtrator zu Limpurg, ſtarb im J. 1695. — Hannibal legte ebenfalls die erſten Proben ſeiner Tapferkeit in Candia ab, trat dann in Holländiſche und in Baierſche Dienſte, in denen er als Feldmarſchallieutenant beim Entſatz von Wien war. Nachmals wieder in Dienſten von Venedig ſchlug er im J. 1685 die Türken bei Kalamata in Morea, ging zwar, weil er mit Moroſini zerfiel, nach Teutſchland zurück, ward aber von der Republik als Oberfeldherr mit beſondern Vorzügen und einem Sold von 20000 Dukaten zurückberufen, ſtarb jedoch in demſelben Jahre 1691 zu Napoli di Romania.

Maximilians Sohn, Chriſtoph Martin, bevollmächtigter Miniſter beim Oberrheiniſchen, Fränkiſchen und Schwäbiſchen Kreiſe, Ritter des Preußiſchen ſchwarzen Adlerordens, wurde im J. 1716 in den Grafenſtand erhoben. (*H.*)

DEGENFELD, Pfarrdorf im würtembergſchen Oberamte Gmünd, hat 600 Einwohner, von welchen die Hälfte evangeliſch iſt und zu Würtemberg gehört; die andere Hälfte iſt katholiſch und gehört zur Herrſchaft Rechberg. Auf einem nahen Berge ſtand das Stammſchloß der adeligen, jetzt gräflichen Familie von Degenfeld, die den Ort beſeſſen hat; das Schloß iſt ganz verwüſtet und nur noch Steinhaufen davon zu ſehen. In der Kirche ſind noch Grabmäler der Herren von Degenfeld. Die Gegend iſt ſehr reich an Petrefakten, beſonders an Ammonshörnern. Unweit des Orts entſteht der kleine Fluß Lauter, der Forellen führt. (*Röder.*)

Degerando, Cap, ſ. Schouten, Inſ.

DEGERBY, eine der vielen, das zu Åland gehörige Paſtorat Foglö bildenden, kleinen Inſeln mit rußiſcher Zollſtation, der erſten für die von Stockholm nach Åbo ſegelnden Schiffe. Die Inſel hat mehre Wohnhäuſer, Kornfelder, Wieſen und Windmühlen. (*v. Schubert.*)

DEGERFELDEN, Dorf im großherz. badenſchen Bezirksamte Lörrach, $\frac{2}{4}$ teutſche Meil. oſtſüdlich von dieſer Amtsſtadt und $\frac{1}{2}$ Meile nördlich vom Rheine bei Rheinfelden, an der Extrapoſtſtraße von da nach Lörrach, hatte in alten Zeiten, wie ſich aus San-Blaſiſchen und San-Georgiſchen Urkunden des 12. Jahrhunderts wahrnehmen läßt, ſeine eigenen Edeln, die ſich von Tegervelt nannten, wahrſcheinlich eine Linie jenes Geſchlechtes, daß nicht ſehr ferne von hier, zu Tegerfeld an der Aar ſeinen Sitz hatte und als Wapengenoſſe des berühmten ſchwäbiſchen Rittergeſchlechtes von Degenfeld bekannt iſt. — Degerfelden liegt im Umfange der ehemals öſtreichiſchen Herrſchaft Rheinfelden und gehörte mit ſeinen niederen Gerichten dem Gotteshauſe San-Blaſien im Schwarzwalde bis zu den bekannten großen Statsveränderungen unſerer Zeit. Es hat jetzt 600 Einwohner, alle katholiſch und nach Herthen gepfarrt, 88 Häuſer, eine Säge-, Öl- und Reibmühle, und in der Nähe den Hagenbacher- und Gölckenhof, welcher letztere noch im Anfange des 13. Jahrh. ein Dorf war, das durch ein Erdbeben zu Grunde ging, weswegen bis jetzt noch für die dadurch Verunglückten jährlich in der Pfarre Herthen das Andenken gefeiert wird. (*Th. Alfr. Leger.*)

DEGERFORS, ein Paſtorat von 1500 Selen, mit gleichnamigem anſehnlichen Kirchort, in der ſchwediſchen Provinz Weſterbotten, an der Grenze von Lyckſele Lappmark. Die hölzerne Kirche, 5 $\frac{15}{16}$ Meil. von der Stadt Umeå entfernt, wurde im Jahre 1769 von 30 Bauern und 30 Koloniſten mit einem Koſtenaufwande von etwa 400 Bankthalern erbaut. Anfangs Kapellgemeinde von Umeå, bildet Degerfors; ſeit etwa 30 Jahren ein eigenes kleines Paſtorat; die Einwohner zeichnen ſich durch ihren echtchriſtlichen Sinne aus. — Unweit des Pfarrhofes Degerfors fließt der Windel-Elf, der hier den donnernden Waſſerfall, Degerfors genannt, und $\frac{1}{4}$ Meile höher hinauf einen noch bedeutenderen bildet. Bei der Kirche Degerfors endet, gegen Lappland hin, der Fahrweg; es gibt nur Reit-, Fuß- und Bootwege. (*v. Schubert.*)

DEGERLOCH, ein evangeliſches Pfarrdorf im Amtsoberamte Stuttgart und Neckarkreiſe des Königreichs Würtemberg mit 1470 Einwohnern. Der Ort liegt auf der Höhe bei Stuttgart, am Ende der Weinſteige und hat ſtarken Weinbau. (*Memminger.*)

Degernau ſ. Tegernau.

DEGGÂL, (lies Dedschâl), arab. دَجَّالٌ Lügner, Betrüger, vollſtändig المَسِيحُ الدَّجَّالُ der falſche Meſſias, Pſeudochriſt oder Antichriſt der Muhamedaner, welcher nach einer Tradition der Sunna (denn der Koran erwähnt ſeiner nicht) am Ende der Welt, gleich Chriſto auf einem Eſel reitend, aber einäugig (das Wort دَجَّالٌ hat auch dieſe Bedeutung), erſcheinen, aber von Iſa (Jeſus) bei deſſen Wiederkunft beſiegt werden wird. Der Eſel des Antichriſts iſt für die Moslemen Gegenſtand des religiöſen Abſcheu's, wie der Eſel des Iſa Gegenſtand der Verehrung; und man ſagt ſprüchwörtlich: wenn ein hungriger Hund Fleiſch finde, ſo kümmere er ſich wenig darum, ob es von dem Kameele des Propheten Saleh oder von dem Eſel des Antichriſt's ſei. (S. Herbelot bibl. orientale III. S. 558., vergl. dieſe Encykl. IV. S. 294.). (*Gesenius.*)

DEGGENDORF (Br. 48° 49′ 45″, L. 30° 38′ 23″), Stadt und Sitz des gleichn. Landgerichts und Rentamts in dem baieriſchen Unterdonaukreis, am linken Ufer der Donau, über welche eine hölzerne Brücke führt, gelegen, iſt ummauert, gut gebaut und hat 7 Kirchen, 3 Hospitäler, 420 Häuſ. und 2600 Einwohner, welche mit Garn, Leinwand und Vieh handeln und Töpferarbeit, Leinweberei und Obſtbau betreiben. Die Stadt iſt beſonders wegen der Wallfahrt zur Gnade berühmt, welche im J. 1813 gegen 35000, im J. 1766 über 60000 Pilger hieher führte. — Das Landgericht D., welches auf 13,50 Q.Ml. 25520 Einw. in 1 Stadt, 4 Marktflecken, 22 Hofmarken, 200 Dörfern, 388 Weilern und Einödden enthält, wird von der Donau und Iſar durchfloſſen, iſt reich an Korn, Garten- und Hülſenfrüchten, hat gute Holzungen und vorzüglichen Obſtbau, Hornviehmaſtung und Pferdezucht, aber wenig Induſtrie. (*Leonhardi.*)

DEGGINGEN, ehemals Teckingen, ein evangel. Marktflecken im Oberamte Geißlingen und Donaukreiſe des Königreichs Würtemberg, an der Fils mit 1540 Einwohnern, größtentheils Maurer und Gypſer, welche im Sommer auswärts arbeiten, im Winter Spindeln drehen, Körbe flechten und damit oder mit Geißlinger Waren auf den Handel ziehen. Der Ort machte vormals einen Beſtandtheil der Herrſchaft Wieſenſteig aus. (*Memminger.*)

Deggingen ſ. Döggingen.

Degirmenlik ſ. Santorin.

DEGO, Dorf mit 1700 Einwohnern im Königreich Sardinien, an der Bormida, im oberen Montferat, der Provinz Acqvi gelegen, iſt hiſtoriſch merkwürdig. Die Schlacht bei Milleſimo und Dego bezeichnet eigentlich den Wendepunkt des franzöſiſchen Revolutionskrieges in Oberitalien. Der damals nur 26jährige Bonaparte war kaum als Oberfeldherr eines ſehr entmuthigten Heeres aufgetreten, als er in dieſer Schlacht, am 13. und 14. März 1796, über die verbundene öſtreichiſche und piemonteſiſche Armee unter Anführung von Beaulieu und Colli ſiegte. Er eroberte die Gebirgsenge bei Milleſimo und ſchlug die Öſtreicher unter Argenteau und Vukaſſowich aus ihren Verſchanzungen bei Dego bis nach Acqvi, dem Hauptquartiere Beaulieus, zurück. (*H.*)

DEGOLA, Euſtach, geb. zu Genua den 20. Sept. 1761, geſt. den 17. Jan. 1826, nachdem er als Doctor die Gottesgelehrtheit auf der Hochſchule zu Piſa gelehrt, an dem Nationalconcil im J. 1801 und ſpäter an dem Unterricht der Taubſtummen in ſeiner Vaterſtadt thätigen Antheil genommen hatte. Sein Freund der vormalige Biſchof von Blois Gregoire, den er auf ſeinen Reiſen nach England, Holland, Teutſchland, Preußen und der Schweiz begleitete, bezeichnet ihn als einen der gelehrteſten und tugendhafteſten Prieſter der italiäniſchen Kirche [1]). Seine Schriften, alle ohne ſeinen Namen erſchienen, ſind: 1. Annali politico-ecclesiastici. Genoa 1797—1799. In dieſer Zeitſchrift bemühet er ſich darzuthun, daß die politiſche Freiheit und die innere Verbeſſerung des Klerus mit den Anſichten der katholiſchen Kirche vollkommen übereinſtimmen. 2. Istruzioni famigliari sopra la verità della christiana catolica religione. Genoa 1799; eine mit großer Klarheit abgefaßte, wahrhaft populäre Darſtellung des chriſtlichen Glaubens. 3. Précis de la vie du R. P. Tomas Vignoli. 1804. 8. Der im Jahre 1803 verſtorbene berühmte Dominikaner Vignoli ſtand mit dem Verfaſſer in freundſchaftlicher Verbindung. 4. Le Clergé constitutionnel jugé par un évêque; abrégé analitique de l'Apologie du savant Evêque de Noli en Ligurie (Benedikt Solari), avec des notes historiques et critiques. Lausanne 1804. 4. [2]). 5. Justification de Fra Saolo Sarpi, ou Lettres d'un prêtre italien à un magistrat français (den Präſidenten Agier) sur le caractère et les sentimens de cet homme célébre. Paris 1811. 8. Obgleich in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, wurde dieſes Werk in Italien mit Beifall aufgenommen [3]). 6. Catechismo de' Gesuiti esporto ed illustrato in conference storico-teologico-morali. Aprofitto della gioventù, priva gia da tanto tempo di una buona educazione. Ultima edizione corredata dall' editore con note. Lipsia, presco Brockhaus. 1820. VIII. und 688 S., gr. 8. Dieſes mit tiefer Gelehrſamkeit geſchriebene Buch enthält die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Geſchichte und das innere Weſen des Ordens. Bei ſeinem Erſcheinen erregte es großes Aufſehen. Es iſt zwar in mehren teutſchen Zeitſchriften *gewürdiget* [4]) und ſelbſt unter den Werken der teutſchen Literatur aufgeführt worden [5]), doch hat unſeres Wiſſens, Gregoire zuerſt, am angeführten Ort, den Namen des wahren Verfaſſers genannt.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Degomba ſ. Dagwamba.

DEGUELIA. Dieſe Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminoſen (Gruppe der Dalbergieen) und der letzten Ordnung der 17. Linnéſchen Klaſſe hat Aublet (Guj. II. p. 750.) ſo genannt, indem er einem karaibiſchen Worte eine lateiniſche Endung gab. Char. Der Kelch zweilippig, mit ganzrandiger Ober- und dreiſpaltiger Unterlippe; der Wimpel der Schmetterlingscorolle umgekehrt herzförmig, die übrigen Blättchen an Größe übertreffend; die Staubfäden in zwei

---

[1]) Notice biographique sur M. Eustache *Dégola*, prêtre, docteur en théologie de l'Université de Pise. Revue encyclopédique. Paris 1826. Tome XXX. p. 636—[illegible]

[2]) Gregoire ſagt zwar a. a. O. in 8., da er indeſſen den Titel auch nicht genau angibt, ſo folgen wir lieber der [illegible] Barbier's Dictionnaire des ouvrages Anonymes et Pseudonymes. Seconde édition. Paris 1822. Tome I. No. [illegible]

[3]) S. Giornale dell' Italiana Letteratura — a spese de' Signori Niccolo e Girolamo fratelli *da Rio*. Padova [illegible] Tomo XXXV. p. 376.

[4]) Namentlich in C. D. [illegible] allgem. Repertorium der neueſten in- und ausländiſchen Literatur. Leipz. 1820. I. S. 32.

[5]) J. S. Erſch Handbuch der teutſchen Literatur. Neue Ausg. Leipz. 1822. I. Nr. [illegible] wesentlichen Worte „in conferenze“ ſind aber bei Angabe des Titels ausgelaſſen.

Bündeln; die Hülſenfrucht kugelig, zweiklappig, einſamig; der Same kugelig, in eine mehlige Maſſe gehüllt. Die beiden bekannten Arten ſind im tropiſchen Amerika einheimiſch: *D. scandens* Aubl. (l. c. t. 300, Lam. Ill. t. 603.), ein Strauch mit ſich windenden Zweigen, gefiederten, zweipaarigen Blättern, ablangen, unbehaarten Blättchen und in den Blattachſeln ſtehenden, weißen Blüthentrauben. In Guiana und Braſilien. 2) *D. arborescens* Spr. (Cur. post. p. 269., Riveria nitens Humb. B. et K. n. g. VII. p. 266. t. 659.), ein Baum mit gefiederten, zweipaarigen Blättern, glänzenden, parallel feingeaderten Blättchen, geränderten Blattſtielen und wenigblumigen Blüthenſtielen. In Neugranada. (*A. Sprengel.*)

Deguignes ſ. Guignes.

Dehnbarkeit ſ. die Nachträge zu D.

Dei ſ. Dey.

DEI, Giambattista, Genealog am Hofe zu Toscana, geb. 1702 zu Florenz, wo er Director des geheimen Archivs war und den 15. Februar 1789 ſtarb. Als Alterthumsforſcher und beſonders als Genealog und Heraldiker zeichnete er ſich nicht nur durch die Gründlichkeit ſeiner Forſchungen, ſondern auch durch den guten Geſchmack aus, mit dem er das Erforſchte einzukleiden wußte. Mit der Geſchichte ſeines Vaterlandes war er ſehr vertraut, und über die berühmteſten toskaniſchen Familien wußte niemand beſſere genealogiſche Nachrichten zu ertheilen und zierlichere Stammbäume zu verfertigen, als er. Die meiſte Ehre brachte ihm der Stammbaum des herzoglichen Hauſes Medicis, welcher 1761 gedruckt wurde. Alle Archive in Florenz brachte Dei in Ordnung, und dem Archivar des teutſchen Kaiſerhofes theilte er viele alte Dokumente, ſeltene Münzen und dergl. mit *). (*Baur.*)

DEÏANEIRA (Δηϊάνειρα, Deïanira), 1) eine Tochter des Nereus und der Doris, Enkelin des Okeanos (Nereide), wenn nicht Janeira (Il. 18, 74. Hymn. in Cerer. 421.) nach Heyne's Bemerkung zu Apollod. I, 2, 7.) zu leſen iſt. — 2) Tochter des Öneus (oder nach Hygin, des Dionyſos) und der Althäa. Als ihre Schweſtern aus Schmerz über den Verluſt ihres Bruders Meleagros in Perlhühner (Meleagrides) verwandelt wurden, behielten allein ſie und Gorgo ihre Geſtalt. (Hyg. f. 129. Ant. Lib. 2.) Der Stromgott Acheloos bewarb ſich um ſie in mehrfach veränderter Geſtalt, als Stier, als Drache, als Mann mit einem Stierhaupte (Soph. Trach. 11.), Herakles aber erkämpfte ſie; der Vater hatte ſie dem Sieger zugeſagt (ſ. Herakles. Sect. II. Thl. VI. S. 30.). Er erzeugte mit ihr Hyllos, Glenos, Kteſippos und Onites (Apollod. I, 7, 5. und Heyne's Obs.). Über das Geſchenk, welches der Kentaur Neſſos ihr machte, und welches dem Herakles den Tod brachte, ſ. Herakles a. a. O. S. 31. 32. — Nach Sophokles (a. a. O. 940.) erſtach ſich Deïaneira hierauf mit einem Schwerte, nach Andern erhing ſie ſich. (Apollod. l. c. Hyg. f. 31, 36. Diod. 4, 35. ſl.) Nach einer andern Sage bei Hygin (f. 33.) war Deïaneira des Dexamenos Tochter, welcher Herakles, da er ſie der Jungfrauſchaft beraubt hatte, die Ehe verſprach. Bald darauf hielt der Kentaur Eurytion um ſie an, und der Vater ſprach ſie ihm zu. Herakles kam jedoch zur Hochzeit, erſchlug den Bräutigam und nahm die Braut zur Gemahlin. — Pflanze dieſes Namens ſ. Dejanira. (*H.*)

DEICH. Über das Wort Deich und den Anfang des Deichbaues an der teutſchen Nordküſte. — Das Wort Deich heißt im Holländiſchen Dyk, welches wie Deik ausgeſprochen wird, dem ohne Zweifel das teutſche Wort nachgebildet iſt. In den öſtlichen Gegenden des Königreichs Holland indeß wird das Wort zwar auch Dyk geſchrieben, aber wie Diek ausgeſprochen, wie auch ebenſo in Oſtfriesland und an der weitern teutſchen Nordküſte in der plattteutſchen Sprache. Und unſtreitig iſt dieſe Ausſprache die uralte und richtige. Man hat im Angelſächſiſchen das Wort dikan, d. h. graben, und davon Dik, ein aufgegrabener Wall oder Damm. Von dieſem alten Worte dikan ſtammt denn auch das plattteutſche Wort Dyk oder Diek, weil der Deich aus ausgegrabener Erde beſteht und vorzüglich mit dem Spaden gemacht wird. In Beda's Eccles. Hist. gentis Angl. Lib. I. cap. 5., wo die Erzählung vorkommt, daß der Kaiſer Severus den eroberten Theil von Britannien non muro sed vallo umgeben habe, heißt es davon in der angelſächſiſchen Überſetzung des Königs Alfred: And hit begyrde and gefaestnade mid *dice* and mid eorthwealle from sae to sae etc. d. i. und es umgab und befeſtigte mit Deichen und Erdwällen von See zu See ꝛc. Nun aber hat ſich im Verfolg der Zeit das alte angelſächſiſche Wort dikan, in der Bedeutung von graben, in der plattteutſchen Sprache nicht erhalten; doch hat man davon noch die Wörter bedieken, thodieken, d. h. etwas vermittelſt eines Spadens mit Erde überwerfen und bedecken. Im Engländiſchen iſt davon to deg, graben. Weil denn ohne Zweifel die uralten Bewohner der Nordküſte, die Frieſen, Chauken und Sachſen es waren, die daſelbſt zuerſt an einzelnen, dazu bequemen Stellen einige Deiche anlegten, ſo rührt gewiß auch aus ihrer Zeit und alten Sprache der Name her. Sie lernten übrigens die Bedeichung ihrer Küſte ſchon damals, als ſie anfingen, die an dem Meeresufer angeſchwemmten Ländereien zum Ackerbau zu benutzen, und werden etwa durch eigenes Nachdenken nach der Lage der Dinge dazu angeleitet ſeyn. Oder ſie lernten die Anlegung der Deiche zuerſt von den Römern, da dieſe nach Nordgermanien kamen, wo der römiſche Feldherr Druſus längs des größern Rheinarmes einen Deich anlegen ließ, um die bataviſche Inſel vor Überſchwemmung zu ſchützen (*Tacit.* Annal. XIII, 53. Histor. V, 19. — *Alting* Notitia German. inferioris. Amstelod. 1697. Part. I. p. 55.). Daß den Römern der Deichbau nicht unbekannt war, erhellet aus einer Stelle des Cicero (Offic. II, 4.), wo er moles, oppositas fluctibus anführt; und ſo redet auch Virgil in ſeiner

---

*) Biogr. univ. T. X. (von Guillon).

Äneis (II, 496. 497.) insbeſondere von Flußdeichen. Schon früher befanden ſich Deiche in Ägypten, und zwar von einer ausgezeichneten Größe. (Justin. II, 1.) Josephus erzählt (Antiquit. Jud. II, 5.), daß man daſelbſt die Juden auch zum Deichbau gebraucht hätte. Vielleicht mag auch der alte Sirach ſchon etwas von Deichen gewußt haben, wie man aus Sirach 25, 35. hat ſchließen wollen (von Stade Erklärung teutſcher Wörter ꝛc. Bremen 1737. S. 627.). Ja ſchon Jeſaias 19, 6. iſt die Rede von eingedämmten Seen.

Der erſte Anfang der Bedeichung der teutſchen Nordküſte durch die oben genannten Völker mag nun noch ſehr gering und unbedeutend geweſen ſeyn, ſo daß man anfangs nur an einzelnen, dazu beſonders bequem befundenen Stellen Deiche anlegte. Nachher wurden ſie ſowol höher und ſtärker, als auch immer ausgebreiteter längs der Küſte, und mußten wol auch, da ſie länger wurden, ſogleich mit ſogenannten Sielen oder Schleuſen verſehen werden. Insbeſondere melden die frieſiſchen Geſchichtſchreiber, daß in Friesland der dortige König Adgill I. in der erſten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts die Bedeichung ſeines Landes vorzüglich befördert habe *). Wahrſcheinlich ließ er die ſchon vorhandenen Deiche verſtärken und bedeutend verlängern. In der Folge der Zeit, und ohne Zweifel nach mehren wiederholten, wol oft auch mißlungenen Verſuchen, entſtand der ſogenannte Deichband, oder eine an einander hangende Deichlinie an der ganzen Nordküſte. Die Geſchichtſchreiber ſetzen dieſen Zeitpunkt in das zwölfte Jahrhundert **). Beiläufig wird bemerkt, daß im Anfange des 18. Jahrhunderts die ſämtlichen in Oſtfriesland und Innerland befindlichen See- und Flußdeiche 40 Meilen lang waren, jetzt aber allein die oſtfrieſiſchen Deiche eine Länge von 36½ Meilen in ſich faſſen. Dadurch ſowol, als auch durch ihre Höhe von 16 bis über 20 Fuß, und eine damit zuſammenſtimmende untere Breite bis 100 Fuß, und obere Breite (Kappe) bis 12 Fuß, ſind die Deiche an der Nordküſte eine Rieſenanlage, ein wahres Römerwerk.

Andere wollen das Wort Dyk oder Diek in der plattteutſchen Sprache von einem altgermaniſchen Wort Dy ableiten, welches theils aufgegrabene Erde, theils auch einen Abfluß des Waſſers, eine Waſſerlöſe, bedeuten ſoll. (Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch. I. Thl. Bremen 1767. S. 205.)

Der gelehrte altfrieſiſche Sprachforſcher von Wicht findet den Urſprung des Wortes Dyk oder Diek in der Sprache der alten Normänner. Dieſe ſollen einen Erdhügel Dysse genannt haben, und das Aufwerfen eines Hügels, z. B. über ihre Todten, dysia. Von Wicht glaubt nun, daß durch eine auch wol ſonſt in den alten Sprachen gewöhnliche Verwechſelung des y und s mit dem Buchſtaben k aus Dysse das Wort Dyk und aus dysia das Wort dieken entſtanden ſei. Er findet es auch nach dieſer Etymologie wahrſcheinlich, daß die alten Anwohner der Nordküſte das Deichen nicht ſo ſehr von den Römern, als vielmehr von den Normännern gelernt hätten (v. Wicht, oſtfrieſiſches Landrecht. Aurich 1746. S. 870. 871.). Soviel iſt gewiß, daß die Normänner ſchon ſehr früh, nach den alten frieſiſchen Chroniken ſchon im erſten Jahrhundert ***), auf die teutſche Nordküſte, und beſonders auf die frieſiſche, ſehr wüthende Anfälle gemacht haben.

Endlich iſt noch zu bemerken, daß das Wort Deich, zumal wenn man annimt, daß es gleich anfangs [illegible] Deik ausgeſprochen, auch von dem griechiſchen Worte τεῖχος, die Mauer oder eine Schutzwehr, abſtammen könnte, und wirklich auch von einigen Etymologen davon hergeleitet iſt. (v. Wicht a. a. O.) Wenn es nur dabei an einem hiſtoriſchen Zuſammenhange nicht gänzlich fehlte! (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Deichacht, Deichband ſ. Deichrecht.

Deichbau ſ. Damm.

Deichgräle, Deichkabel, Deichlast, Deichpfand, Deichpflicht ſ. Deichrecht.

DEICHOW, Dorf in dem preuß. Regirungsbezirk Frankfurt, am Bober, mit 18 Häuſ. und 120 Einw., welche Eiſengräberei und einen Eiſenhammer unterhalten. In der Nähe die Kroſſener Hütte *Neubrück* mit 1 Hochofen, 1 Stabhammer und 1 *Kupferhammer*; auch iſt hier eine Oberförſterei. (H.)

DEICHRECHT iſt der Inbegriff der rechtlichen Verhältniſſe in Bezug auf die Anlegung und Unterhaltung der Deiche, d. h. wohlverwahrter Erdwälle zur Sicherheit hinter ihnen liegender Grundſtücke, um das über die gewöhnlichen Ufer des Meeres oder der Flüſſe hoch aufſteigende Waſſer abzuhalten.

Die Eindeichung des Meeres und der Flüſſe zu veranſtalten, iſt an ſich ein Recht der Landespolizei, [illegible] dagegen die Verpflichtung, hiezu mitzuwirken und die nöthigen Arbeiten und Koſten zu übernehmen, dem Deichbande obliegt. Man unterſcheidet in dieſer Hinſicht das natürliche und das bürgerliche Deichband. Das erſtere findet zwiſchen allen Grundbeſitzern Statt, deren Ländereien bei einem wirklich entſtandenen oder drohenden Deichbruche der Gefahr der Überſchwemmung ausgeſetzt ſeyn würden; das letztere, wenn die Grundbeſitzer eines gewiſſen Diſtricts den Bau der Deich- und Sicherungswerke, vermöge Geſetzes, oder Vertrags, oder des Herkommens zu übernehmen verpflichtet ſind. Wichtig wird dieſer Unterſchied in Anſehung der Concurrenz zu den Koſten, indem bei dem natürlichen Deichbande nur jene Grundbeſitzer deichpflichtig ſind, deren Grundſtücke durch die Anlegung des Deichs vor Schaden ge

---

*) *Gabbema* Nederlandse Watervloeden: Gouda 1703. p. 15. — *J. J Harkenroht* Kersvloeds kort Ontwerp. Emden 1723. p. 191. etc. — Deſſelben Oostfriesche Oorsprongkelykheden Groning. 1731. p. 431. — *Outhofs* Verhaal van alle hooge Watervloeden. Emden 1720. p. 45. 233. 234.

**) v. Halem Geſchichte des Herzogth. Oldenburg. 1. Bd. Oldenb. 1794. S. 41. 188. — Freeſe Oſtfrieß- und Harrlingerland. Aurich 1796. S. 248.

***) *Westendorp* Jaarboek van en voor de Provincie Groningen. 1. Deel. Groning. 1829. p. 16.

wahrt werden. Die nächſten Entſcheidungsnormen geben überall die Deichordnungen, welche gewöhnlich nur eine Samlung der aus der Natur des Deichweſens allmälig entſtandenen, oft ſehr alten Gewohnheitsrechte ſind.

I. Das Oberaufſichtsrecht des Landesherrn als Inhabers der Landespolizei beſteht in dem Rechte, Deichgeſetze zu erlaſſen, Beamte anzuſtellen, über die Zweckmäßigkeit des Bau's zu beſtimmen und die Deichgerichtsbarkeit handhaben zu laſſen. Die eigentlichen Deichbeamten werden Deichgräfen, Deichrichter, Deichgeſchworne genannt, und ihnen ſteht die Aufſicht über das Deichweſen, die Deichſchau, Deichacht, und in der Regel auch die Deichgerichtsbarkeit zu. Die Deichſchau trit in der Regel jährlich zweimal ein, nämich die Vorſchau im Frühling, um den Deichpflichtigen die entſtandenen Beſchädigungen zu bemerken und die Wiederherſtellung derſelben aufzugeben, und die Nachſchau im Herbſt, um zu unterſuchen, ob die bei der Vorſchau ertheilten Vorſchriften erfüllt worden, und um die Säumigen zu den Deichſtrafen anzuhalten. Zu den Vorrechten des Deichweſens gehört der Deichfriede, vermöge deſſen die Exceſſe gegen Deicharbeiter und Beamte und das Beſchädigen der Deiche ſtreng beſtraft werden, ferner, daß gegen Verfügungen der Deichbeamten, vor Vollendung der Deicharbeit, durchaus keine Rechtsmittel an die Obergerichte zuläſſig ſind, und das Vorugsrecht der zum Deichbau vorgeliehenen Gelder, welhes jedoch nur da gilt, wo es durch das Particularecht ausdrücklich eingeführt iſt.

II. Auf das Deichband können die Grundſätze iner Universitas nicht angewendet werden. Der Deich elbſt wird als ein Ganzes betrachtet, ſo daß niemand in Privateigenthum an demſelben hat, vielmehr wird der Deich inſofern als Statseigenthum angeſehen; daher kann auch ohne Erlaubniß des Stats kein Einzelner den Deich zur Bebauung nutzen. Auch bewirkt die Rückicht, daß nur durch gemeinſchaftliches Zuſammenwirken aller Betheiligten der koſtſpielige Deichbau möglich wird, daß jeder Einzelne, welcher auf eigene Koſten Deiche anegt, dennoch nicht von dem bürgerlichen Deichband, in welchem ſich ein Grundſtück befindet, befreit wird. Ales zwiſchen dem Meere oder Strome und dem Deiche iegende Land heißt Außendeichsland, Vorland, Butenland, wogegen die durch den Deich vor Überchwemmung geſchützten Ländereien das Binnenland heißen. Man betrachtet das Vorland als Acceſſorium es Binnenlandes.

Der Uferbau iſt ein Theil des Deichbau's, ebenſo wie die Anlegung und Unterhaltung der Siele, Syhe, d. h. Abzugskanäle, um das Waſſer des Binnenlanes durch den Deich abzuführen, ſowie der damit in Verbindung ſtehenden Schleußen. Für dieſe Siele beſteht aber hie und da eine beſondere Sielacht oder Sielſchau. Wenn die bisherigen Deiche nicht genug ſichern, ſo muß oft ein neuer Deich, landeinwärts angeegt werden (Einlage), wodurch die zwiſchen dem Strome, oder vor dem neuen Deiche liegenden Ländeeien (ausgedeichte Ländereien) der Gewalt des Stroms Preis gegeben werden. An mehren Orten erhält der Beſitzer deſſelben vom Deichbande keine Entſchädigung, was jedoch da, wo nicht ein Geſetz entgegenſteht, nicht angenommen werden darf, und nur dann, wenn die Rettung des ausgedeichten Landes unmöglich geweſen wäre, paßt es, wenn man keine Entſchädigungspflicht annimt. Wird ein von einem Hauptdeiche entſtandener Anwuchs mit einem neuen Deiche eingefaßt, ſo entſteht eine Bedeichung, wodurch ein neues Deichband veranlaßt werden kann.

III. Die Deichpflicht iſt eine Reallaſt; ſie trifft ohne Exemtion und ohne Rückſicht des Standes den Gutsbeſitzer; die Laſt ſelbſt iſt von dem Gute untrennbar, daher ſich ihrer kein Beſitzer entziehen kann. Auch nicht einmal unvordenkliche Verjährung befreiet, und ſelbſt Verträge, welche zwiſchen den Deichpflichtigen und andern Perſonen wegen der Deichlaſt geſchloſſen werden, wirken zwar unter den Contrahenten, gehen aber das Deichband nicht an. Einige Perſonen können auch servitutis jure deichpflichtig ſeyn. Der Grundſatz der Reallaſt bewirkt die Strenge, daß derjenige, welcher ſeiner Pflicht nicht nachkommt, nach dem Satze: wer nicht kann deichen, der muß weichen, ſein Grundſtück verliert. Hierauf bezieht ſich nach ältern Deichgeſetzen das Spadellands- oder Spadenrecht (jus spadelandicum), nach welchem unter gewiſſen Feierlichkeiten, zu denen die Einſteckung des Spadens gehört, der Deichtheil des Nachläſſigen oder Unvermögenden mit den dazu gehörigen Grundſtücken als herrenlos erklärt und demjenigen zuerkannt wurde, der den Spaden herauszog und die Deichpflicht übernehmen wollte. Indeſſen kann dieſe Strenge nur da eintreten, wo beſondere Statute ſie begründen.

IV. Die Deichlaſt wird in die ordentliche und außerordentliche eingetheilt. Zur ordentlichen gehört die gehörige Unterhaltung eines jeden Deichtheils im ſchaufreien Zuſtande und der Beitrag zu allen ſchon beſtehenden Deichwerken, inſofern jeder Deichgenoſſe des bürgerlichen Deichbandes die Pflicht, dafür zu ſorgen, in Anſehung gewiſſer, ihm beſtimmter Deichtheile ſo übernimt, daß auch niemand, deſſen Grundſtück durch das Deichband begriffen wird, ſich von der Deichlaſt losmachen kann, und keine Immunität der Kirche oder des Standes befreit. Die Koſten der Unterhaltung treffen alle cultivirte Grundſtücke, welche nicht durch ihre Lage ſondern durch den Deich geſchützt werden (kein Deich ohne Land, kein Land ohne Deich); ausgedeichten Ländereien wird die Deichlaſt abgenommen. Die Betreibung des Deichbau's geſchieht entweder nach dem Communionfuß aus einer Deichkaſſe auf allgemeine Koſten, oder durch die einzelnen Deichpflichtigen, deren jedem ein nach Verhältniß des deichpflichtigen Landes zu unterhaltender Deichtheil (Deichkabel, Deichpfand) zugewieſen iſt, zu welchem Zwecke der Deich vermeſſen wird. Bei herrenloſen Deichen und deren Arten (Kief- und Wrackdeichen, welche daraus entſtehen, wenn zwei Nachbaren über die Grenzen ſtreiten und dadurch ein Deichtheil, deſſen ſich niemand annehmen will, liegen bleibt) muß das ganze Deichband die Unterhaltung übernehmen.

Die außerordentliche Deichlaſt trifft als Nothhilfe im Augenblicke der Gefahr alle Bewohner der bedrohten Gegend (Beſtimmung über die Nothwendigkeit der Nothhilfe und ihre Leiſtung ſteht unbedingt der oberaufſehenden Behörde zu); als Beihilfe dagegen die ordentlichen Deichhalter des Deichbandes, in deſſen Bezirk die Arbeit fällt, ſowie auch die benachbarten Deichbänder, nach Beſtimmung abgeſchloſſener Receſſe, des Herkommens oder der oberſten Deichbehörde. Zu dieſer außerordentlichen Deichlaſt gehören alle Unternehmungen, welche die Kräfte des einzelnen Deichhalters überſteigen und daher auf Koſten des ganzen Deichbandes und etwa der benachbarten angelegt und unterhalten werden müſſen, wie z. B. Wiederherſtellung der Grundbrüche, Erhöhung der Deiche, Anlagen von Nothdeichen und alle zur Sicherheit der Deiche mehr oder minder gehörigen Stromwerke, als Staken, Grundbetten ꝛc. (Vergl. *Hackmann* de jure aggerum. Stadae. 1690. 4. Dammert Deich- und Strombaurecht. Hannov. 1816. Mittermaier teutſches Privatrecht. §. 282. flg. der vierten Ausgabe ꝛc.) (*Spangenberg.*)

Deichschau ſ. Deichrecht.

DEÏDAMEIA (*Δηϊδάμεια*, Deidamia), 1) des Königs in Skyros Lykomedes Tochter, mit welcher Achilles (ſ. Achilles, Thl. 1. S. 300) den Pyrrhos (Neoptolemos) erzeugte. Nachhomeriſche Sage. (Bions zweites Idyll. Apollod. III, 13, 6.; vergl. Hygin. f. 96.) — 2) Tochter Bellerophons, Gemahlin Euanders, Mutter Sarpedons II. (Diod. 5, 80.) — 3) S. Hippodameia 5. Sect. II. Thl. VIII. S. 332. — 4) Des epirotiſchen Königs Pyrrhos Tochter (Paus.) oder Schweſter. (Justin. 14, 6.) (*H.*)

DEIDAMIA. Eine von Noronha (in Aub. du Petit-Thouars nov. gen. afr. II. p. 61. t. 20.) geſtiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Paſſifloreen und der vierten Ordnung der 16ten Linnéſchen Klaſſe. Char. Der Kelch corolliniſch, fünf- bis achttheilig; die Krone einfach, aus ſtrahlenförmigen Fäden beſtehend; die Staubfäden an der Baſis zu einem Säulchen verwachſen; drei keulenförmige Narben; die Kapſel drei- bis vierklappig, mit zahlreichen Samen, welche einen fleiſchigen Arillus haben und vermittelſt eines Nabelſtranges an einem langen Mutterkuchen befeſtigt ſind. Die drei bis jetzt entdeckten Arten wachſen als kletternde Sträucher mit achſelſtändigen Gabeln, unpaar-gefiederten Blättern und drüſigen Blattſtielen auf Madagaskar. 1) D. Noronhiana *Cand.* (Prodr. III. p. 337., D. alata Thouars l. c.) mit umgekehrt-eiförmigen, an der Baſis faſt keilförmigen, an der Spitze ausgerandeten Blättchen, zwei- bis dreiblumigen Blüthenſtielen und fünf Staubfäden in jeder Blume. 2) D. Commersoniana *Cand.* (l. c.) mit elliptiſchen, ſtachelicht-ſtumpfen Blättchen, fünf- bis ſiebenblumigen Blüthenſtielen und fünf Staubfäden in jeder Blume. 3) D. Thompsoniana *Cand.* (l. c.) mit elliptiſchen, faſt lederartigen Blättchen, fünf- bis ſiebenblumigen Blüthenſtielen und acht Staubfäden in jeder Blume. (*A. Sprengel.*)

DEIDESHEIM, Marktflecken in dem baierſchen Rheinkreiſe mit 1760 Einwohnern, einer Bergfeſte mit gutem Weinbau.

DEIDRICH, Georg, Magiſter und evangeliſch-lutheriſcher Pfarrer zu Tekendorf in Siebenbürgen, wo er geboren wurde, und wo ſein Vater gleichfalls Pfarrer war *). Die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften ſtudirte er in den vaterländiſchen Schulen zu Biſtritz, Hermannſtadt und Klauſenburg, und ging im J. 1587 auf die Univerſität zu Straßburg. Nachdem er hier verſchiedene Proben ſeiner Kenntniſſe und ſeines Fleißes bekannt gemacht, auch im Jahre 1589 die Magiſterwürde erhalten hatte, machte er eine Reiſe nach Italien. In Rom wurde er wegen eines in einer Geſellſchaft entſtandenen Streites in Verhaft genommen, jedoch durch die Bemühungen eines Jeſuiten-Priors nach einigen Tagen befreit und dem Papſte Sixtus V. vorgeſtellt, der ſich ſogar in ſein Stammbuch eigenhändig einſchrieb **), was ihm jedoch in der Folge unter ſeinen Glaubensgenoſſen viel Verdruß zuzog. Nach ſeiner Rückkunft ins Vaterland erhielt er im J. 1591 das Rectorat an dem evangeliſch-lutheriſchen Gymnaſium zu Hermannſtadt, welches er mit vielem Ruhme verwaltete, und welchem auf ſeine Bemühungen der gelehrte Königsrichter Albert Huet eine Schulbibliothek im J. 1592 ſchenkte, allein er zog ſich viele Neider und Feinde zu. In demſelben Jahre 1592 beſchuldigte ihn ſein College, der Lector Hermann, öffentlich einer ärgerlichen Aufführung zu Rom, indem er daſelbſt dem Papſte den Pantoffel geküßt habe, und daß er der Urheber einiger Pasquille ſei. Die Sache wurde gerichtlich unterſucht, und indeſſen noch vor der Entſcheidung ſowol der Kläger als der Angeklagte ihrer Dienſte entlaſſen und das Rectorat einem Dritten, dem M. Leonhard, zu Theil. Endlich fällte das Hermannſtädter Kapitel am 12. Mai 1593 ein Endurtheil, welches den Deidrich für unſchuldig und den Kläger für einen Verläumder erklärte, der jeder Beförderung unwürdig ſei. Im folgenden Jahre ſtarb Deidrichs Vater, und er erhielt noch in demſelben Jahre deſſen Pfarre zu Tekendorf. Im Jahre

---

*) Er darf nicht mit M. Andreas Deidrich, Rector des evangeliſch-lutheriſchen Gymnaſiums zu Hermannſtadt, welche Stelle er aber im J. 1619 wegen ſeiner ſchwächlichen Geſundheit niederlegte, der einige lateiniſche Schulſchriften herausgab, verwechſelt werden.

**) Deidrich befand ſich in einem Gaſthauſe, in welchem einſt in der Geſellſchaft ſolche Händel entſtanden, daß die ganze Geſellſchaft in Verhaft genommen wurde. Deidrich ſah ſich dadurch als Fremder, der in Rom gar keine Freunde und Bekannte hatte, und als Lutheraner, in keiner geringen Verlegenheit. Sein guter Genius gab ihm ein, ſich an einen Jeſuiten-Prior (denn mit Jeſuiten ſtand er ſchon früher in Klauſenburg in guter Bekanntſchaft und kannte ihre Gefälligkeit gegen Fremde) mit einem lateiniſchen Gedicht zu wenden. Dies brachte die gewünſchte Wirkung hervor. Schon nach einigen Tagen wurde er auf freien Fuß geſtellt und hatte ſogar die Ehre, dem Papſte vorgeſtellt zu werden. Als Sixtus V. vernahm, daß Siebenbürgen ſein Vaterland ſei, ſagte er: „Transylvani pessimi sunt haeretici, ejecerant enim Jesuitas meos." Doch fand Deidrich, obgleich Siebenbürger und Lutheraner, Gnade vor den Augen des heiligen Vaters, denn er ſchenkte ihm nicht nur ſein Bildniß, welches Deidrich ſeinem Stammbuch einverleibte, ſondern unterſchrieb ſich auch eigenhändig: Sixtus V. Pont. Opt. Max. praebebat Georgio Deidricio, filio suo clarissimo.

598 wurde er jedoch von derſelben, wahrſcheinlich durch Kabalen ſeiner Feinde, entfernt. Er war ein fleißiger Schriftſteller. Außer vielen lateiniſchen Gelegenheitsge- ichten, Gelegenheitsreden, Schulprogrammen und The- en, die wir hier übergehen, gab er folgende Werke her- us: 1) Analysis libri VI. Ethicorum Aristotelis ad Ni- omachum, de quinque habitibus intellectus: arte, cientia, prudentia, sapientia et intelligentia. Argento- ati 1589. 4. 2) Hodoeporicon itineris Argentoraten- is insigniumque aliquot locorum et urbium, cum Un- ariae tum vero maxime Germaniae descriptiones, flu- iorum item ac montium quorundam appellationes, hi- toricas denique nonnullas, aliaque lectu non iniucun- la continens. Argentorati 1589. 4. Im elegiſchen Vers- naße. Mehre ſeiner lateiniſchen Gedichte beziehen ſich uf den Fürſten Sigmund Báthori. (*Rumy.*)

DEIGMA (*Δεῖγμα*) von *δείκνυμι*, Etwas, das ge- eigt wird, als eine Probe, ein Probeſtück, in den ver- chiedenartigſten Beziehungen, wie z. B. von einer ſchrift- ichen oder mündlichen Ausarbeitung, von einer Rede, . B. Iſocrat. *παρ. ἀντιδ.* 20. Daher auch eine als Probe usgeſtellte Ware, wie z. B. bei Plutarch Vit. Demos- hen. 23.; und ſo wird denn ſelbſt der Ort, wo zunächſt Fremde auf dem Markt oder in Hafenſtädten ihre Waren ur Schau ausſtellten, als ein beſonderer, für dieſen Zweck er öffentlichen Ausſtellung beſtimmter Platz, mit dem Ausdruck Deigma bezeichnet, wie wir dies namentlich on Athen aus mehren Stellen der Alten erſehen. Aber uch in dem berühmten Handelsplatz Rhodus wird von Polybius (V. 69.) ein ſolches Deigma erwähnt. S. Böckh Statshaushalt. d. Athener. I. S. 63. 64. nebſt Wachsmuth Hellen. Alterthumskunde. II. S. 84. (*Bähr.*)

DEÏKOON (*Δηϊκόων*) 1) Sohn des Herakles und er Megara, Tochter Kreons (Apollod. II, 4, 11. §. 6. ergl. II, 7, 8. §. 9.) — 2) Sohn des Trojaners Per- aſos, wurde von Agamemnon erlegt. (Ilias 5, 534.) (*H.*)

DEÏLEON (*Δηϊλέων*, b. Hygin f. 14. verdorben emoleon), des Phrixos und der Chalkiope (Hyg. a. . O.), nach Andern des Deïmachos (Apollon. Rh. 2, 55.) Sohn, begleitete mit ſeinen Brüdern Autolykos nd Phlogios (andere verſchiedene Namen nennt noch ygin) den Herakles auf ſeinem Zuge gegen die Amazo- en (Hyg.) und geſellte ſich nachmals zu den Argonau- en, als dieſe bei Sinope, der Heimath der Brüder, an- amen. (*H.*)

DEILOSMA. Unter dieſem Namen trennte An- rzejowski (in Besser Enum. pl. Volhyniae etc. p. 82.) inige Arten von der Pflanzengattung Hesperis. Can- olle (Syst. II. p. 448.) behielt den Namen für eine Ab- heilung von Hesperis bei, welche ſich durch umgekehrt förmige Platten der Corollenblättchen, eine drehrunde der faſt viereckige Schote mit häutiger Scheidewand und eflügelte Nabelſtränge auszeichnet; während bei den ei- entlichen Heſperis-Arten (Hesperidium *Cand.*) die latten der Corollenblättchen linienförmig, die Schote iſt zweiſchneidig mit ſchwammiger Scheidewand und die abelſtränge ungeflügelt ſind. Zu der Abtheilung Hesperidium gehören nur zwei Arten: Hesperis alyssifolia *Cand.* und H. tristis (die Nachtviole), welche nur des Abends und Nachts riechen. Alle übrigen Arten von Hesperis (ſ. d. Art.) gehören zu Deilosma, z. B. H. matronalis *L.* (Viola matronalis der Gärtner); ſie verbreiten, wenn ſie überhaupt nicht geruchlos ſind, auch am Tage Wohlgeruch, daher der Name (*δείλη*, Nachmittagszeit, *ὀσμή*, Geruch). (*A. Sprengel.*)

DEÏMACHOS (*Δηΐμαχος*) 1) Vater der Enerate, mit welcher Äolos, Stammvater der Äolier, ſich vermählte und ſieben Söhne und fünf Töchter erzeugte. Jene waren: Kretheus, Siſyphos, Athamas, Salmoneus, Deïon, Magnes und Perimedes; dieſe: Kanake, Alkyone, Peiſidike, Kalyke, Perimede (Apollod. I, 7, 3. §. 4.) — 2) Sohn des Neleus und der Chloris, wurde von Herakles, nebſt allen ſeinen Brüdern, mit Ausnahme des einzigen Neſtor, erlegt. (Daſ. I, 9, 9.) — 3) ſ. Deïleon 1. (*H.*)

DEIMANN. I. Johann Diederich D., zuletzt Prediger an der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde zu Amſterdam. Er war geboren zu Hage, einem Flecken in Oſtfriesland, am 9. April 1732. Sein Vater war Albert Deimann, Prokurator oder, nach damaliger Bedeutung dieſes Charakters, ein unſtudirter Sachwalter daſelbſt; ſeine Mutter hieß Foolke Hiddes. Die Familie ſtammte aus Amſterdam, wo mehre Glieder derſelben vor der Reformation, ſchon ſeit dem J. 1393 bis in die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts bedeutende Mitglieder des dortigen Magiſtrats geweſen waren und ſich um das erſte Aufblühen der Stadt ſehr verdient gemacht hatten. So war vom J. 1566 bis 1576 ein Dirk Deimann Bürgermeiſter daſelbſt. Als indeß im Jahre 1578 die Bürger von Amſterdam das ſpaniſche Joch abwarfen und nun, da das reformirte Glaubensbekenntniß daſelbſt die Herrſchaft erhielt, ſämtliche katholiſche Mitglieder des Magiſtrats nebſt der katholiſchen Geiſtlichkeit aus der Stadt verwieſen wurden, blieben die Deimanne ihrem väterlichen Glauben treu und wanderten aus in die Fremde. Einer derſelben kam nach Oſtfriesland, wo er Gelegenheit fand, ſich häuslich niederzulaſſen und mit dem Handel zu beſchäftigen, was im Verfolg auch ſeine Nachkommen thaten. Von den letzteren nahm im 17ten Jahrhundert einer den lutheriſchen Glauben an, und dieſer war unſers Deimanns Großvater.

Deimann wählte zu ſeiner Beſtimmung den geiſtlichen Stand und beſuchte zur Vorbereitung die lateiniſche Schule in der ſeinem Geburtsort benachbarten Stadt Norden, welcher Anſtalt damals ein Rector, Namens M. Leutholf, vorſtand, der ſich durch Gelehrſamkeit und Methode rühmlich auszeichnete. Deimann muß damals ſchon Luſt und Geſchick zur Poeſie gehabt haben, denn er hielt auf dem Aktus der genannten Schule am 12. Sept. 1749, als einer von acht Perorirenden, eine Rede in Verſen „von den Bewegungsgründen zu glauben, daß die heilige Schrift von Gott ſei“ *). Sodann ſtudirte er die Theologie in Halle, vorzüglich unter Baumgarten, und diſputirte daſelbſt am Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn, zu welcher Diſputation er ein Specimen theologiae de ἀνυποστασία et ἐνυποστασία humanae Christi naturae, Halae 1753. 4. drucken ließ. Hierauf lebte er als Kandidat einige Jahre in Oſtfriesland, ausgezeichnet vor andern durch Gelehrſamkeit und vorzügliche Geſchicklichkeit für ſein Fach. Nebenher beſchäftigte er ſich mit der Dichtkunſt, lateiniſch und teutſch. Von ſeinen teutſchen Poeſien kam heraus: Über das Erhabene, eine Ode. Aurich 1756. 4. und: Einfälle. Leipzig und Aurich 1756. 12. Auch gingen mehre ſeiner Gedichte ſatyriſchen Inhalts in Handſchriften herum. — Es ſcheint indeß, daß dieſe Art, ſeine Talente zu üben und zu zeigen, ihm in Oſtfriesland, das damals noch faſt ganz unter der Wolke des Ungeſchmacks lag, und wo die Beförderung zum Predigtamt von der Wahl der Gemeinden, manchmal von ganz unwiſſenden Menſchen abhängt, nicht zur Empfehlung gedient habe, um eine Predigerſtelle zu erhalten. Er wandte ſich alſo nach dem benachbarten Holland, und indem er daſelbſt, wegen ſeiner gelehrten Kenntniſſe, gern unter die Zahl der lutheriſchen Kandidaten aufgenommen wurde, erwählte ihn im Jahre 1758 am 23. Juli die lutheriſche Gemeinde zu Zierikzen einmüthig zu ihrem Prediger. Er mußte jedoch ſchon im folgenden Jahre dieſe Gemeinde wieder verlaſſen, da man ihn am 3. Juli nach Zwoll berief, wo er am 28. Oct. ſein Amt antrat. Auch hier blieb er nur eine ſehr kurze Zeit, denn ſchon am 28. März 1760 wurde er von der lutheriſchen Gemeinde zu Utrecht faſt einſtimmig zum Prediger erwählt, und fing daſelbſt am 10. Mai des genannten Jahres ſeinen Dienſt an. Hier ſah er ſich in eine Univerſitätsſtadt und in einen größern Wirkungskreis verſetzt und begann bald ſowol in ſeiner Gemeinde durch ſeine Vorträge, als auch durch ſeine Schriften für das theologiſche und ſonſtige Publikum in Holland ſein Licht leuchten zu laſſen. Durch ſeine Studien in Halle und durch ſeine fortgeſetzte Beſchäftigung mit den Schriften der daſelbſt wirkſamen, neuen theologiſchen Schule, war er in der Theologie zu hellern Anſichten gelangt, als man bis dahin weder in der theologiſchen Welt ſeines oſtfrieſiſchen Vaterlandes, noch in Holland gekannt hatte. Und ſo wurde er nun der erſte, der die in Teutſchland hervorgetretene, freiere theologiſche Denkungsart nach Holland verpflanzte und daſelbſt in Predigten und Schriften bekannt machte. Er überſetzte Nöſſelts „Vertheidigung der Wahrheit der chriſtlichen Religion“, wie auch Spaldings „Werth der Gefühle im Chriſtenthum“ und „Nutzbarkeit des Predigtamts“ ins Holländiſche, indem er dazu zugleich eigene gehaltvolle Vorreden ſchrieb. Für den Religionsunterricht in ſeiner Gemeinde verfaßte er ein eigenes Lehrbuch, worin er der neuen teutſchen Lehrart folgte. Von dem Standpunkt derſelben behandelte er auch in ſeinen öffentlichen Vorträgen die Schrifterklärungen, wobei er zugleich der alten Art zu dogmatiſiren und polemiſiren ganz entſagte und immer auf die Ausübung des Chriſtenthums drang. Auf dieſe Weiſe brachte er in Holland, zunächſt in den lutheriſchen Gemeinden, dann aber auch außer denſelben, ſoweit man ſeine Schriften las, bei Geiſtlichen und Laien, nach und nach eine freiere Religionsanſicht hervor, die von der bisherigen in mancher Hinſicht abwich.

---

*) Oſtfrieſiſches Intelligenzblatt, 1749. Nr. 36.

Der Ruf ſeiner vorzüglichen Gelehrſamkeit und ausgezeichneten Amtstreue war die Veranlaſſung, daß man ihn im Jahre 1779 am 11. Februar zum Prediger bei der großen und blühenden lutheriſchen Gemeinde zu Amſterdam erwählte, welche wichtige und bedeutende Stelle er am 3. Mai, mit einer Predigt über 2. Korinth. 4, 5. antrat. Die angeſehenſten Glieder der Gemeinde waren ihm zugethan; andere, von einer weniger liberalen Denkungsart hatten ihn nicht gewünſcht. Die evangeliſch-lutheriſche Gemeinde zu Amſterdam beſtand damals aus ungefähr 30,000 Selen; und ſie war und iſt auch jetzt noch, obgleich die ſogenannte „herstelde“ (wiederhergeſtellte) lutheriſche Gemeinde ſich im J. 1791 wegen anderer Grundſätze davon getrennt hat, eine der größten und anſehnlichſten in der ganzen evangeliſch-lutheriſchen Chriſtenheit, ſowie die Hauptgemeinde derſelben in Holland. Zu derſelben gehören mehre ſehr begüterte Kaufleute und viele ſonſtige gebildete und bedeutende Familien. An dieſer Gemeinde Prediger zu ſeyn, war damals und iſt auch jetzt noch die höchſte Stufe für einen lutheriſchen Theologen in Holland.

Deimann fuhr in Amſterdam in ſeiner bis dahin gewohnten Lehrart fort und fand nicht nur bei einem großen und gerade dem anſehnlichſten Theil ſeiner Gemeinde, ſondern auch bei vielen andern Zuhörern aus den reformirten, remonſtrantiſchen und mennonitiſchen Gemeinden einen außerordentlichen Beifall. Er predigte, wie bisher, mit Gründlichkeit und Wärme, ohne alle Polemik und immer mit einer praktiſchen Tendenz. Auf den Unterricht der Jugend verwandte er einen vorzüglichen Fleiß. Sein Charakter war fleckenlos, ſittlich edel und ganz ſeinem Stande angemeſſen. Doch wurde der Beifall, den er fand, eine Urſache des Neides für ſeine ältern Kollegen. Dieſe ſuchten ſchon im erſten Jahre ſeiner Amtsführung in Amſterdam ſeine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen, weil er in einer Predigt über den erſten Artikel der augsburgiſchen Konfeſſion im Vorbeigehen geſagt hatte, daß er die Beweiſe für die Dreieinigkeit nur aus dem neuen Teſtament hernehmen zu können ſich getraute; und ebenſo in einer Predigt von dem Leiden Chriſti: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ daß dadurch keineswegs die Behauptung nothwendig gemacht würde, als habe Chriſtus Höllenſtrafen erduldet. Beides und mehres, was Deimann gepredigt hatte oder geäußert haben ſollte, wurde von den andern ältern Predigern auf der Kanzel angefochten. Jener ging indeß ſeinen Weg ruhig fort; auch blieb ſelbſt zwiſchen ihm und ſeinen andersdenkenden Amtsgenoſſen äußerlich noch ein gutes Vernehmen. Sein innigſter Freund war indeß ſein jüngerer Kollege, der teutſche Prediger an der Gemeinde, der nachherige oldenburgiſche Generalſuperintendent Mutzenbecher, dem die ältern Kollegen ebenfalls ſehr abhold waren. Durch dieſe Mißhelligkeit zwiſchen den amſterdammer Predigern wurde indeß die oben angeführte Trennung in der Gemeinde vorbereitet, die, nachdem Deimann geſtorben und Mutzenbecher (1789) nach Oldenburg befördert war, im Jahre 1791 wirklich erfolgte. Zu den allererſten Urhebern derſelben ſcheint allerdings auch Deimann zu gehören, und zwar ſchon durch ſein Erſcheinen in Holland und die durch ihn daſelbſt zuerſt angeregte veränderte theologiſche Denkungsart unter den Bekennern des lutheriſchen Glaubens; demnächſt aber und ganz beſonders durch ſeine Anſtellung als Prediger bei der Gemeinde in Amſterdam, wodurch in derſelben eine Verſchiedenheit der religiöſen Anſichten immer mehr hervortrat.

Deimann verheirathete ſich in Utrecht zweimal ſehr glücklich. Seine erſte Gattin war Katharina Eliſabeth Scheltes, Tochter eines angeſehenen Kaufmanns zu Amſterdam, mit welcher er ſich im J. 1761 den 9. Juni verband, und die er bereits im J. 1763 am 12. Januar durch den Tod im Wochenbette verlor, aus dem ſie ihm eine Tochter zurückließ. Nachher verheirathete er ſich abermals im J. 1765 am 4. März mit Anna Pauline van Uchelen, ebenfalls aus Amſterdam, die der Tod im Jahre 1778 am 28. November von ſeiner Seite riß. Von acht Kindern, die ſie ihm geboren hatte, lebten bei ſeinem Tode nur noch ein Sohn und eine Tochter.

Die durch Erfolg und Beifall ausgezeichnete Wirkſamkeit Deimanns zu Amſterdam währte kaum vier Jahre. Im Jahre 1783 am 9. April, gerade an ſeinem Geburtstage, ſtarb er nach einer viertägigen Krankheit, da er noch den Sonntag vorher „über das Glück eines guten Gewiſſens“ gepredigt hatte. Mutzenbecher erwähnte ſeines Todes in der Predigt, die er am folgenden Sonntage über einen Theil der Todesgeſchichte Jeſu zu halten hatte, und ſprach nicht nur ſeinen Schmerz über Deimanns Abſterben in gefühlten Worten aus, ſondern äußerte ſich auch ernſthaft und freimüthig über „die unbilligen Kränkungen“, die derſelbe von „neidiſchen Menſchen“ hätte erdulden müſſen, wobei er aber „bis zur Bewunderung ruhig und heldenmüthig gelaſſen geblieben ſei.“ Die ältern Amtsgenoſſen deuteten dies auf ſich, doch glaubte Mutzenbecher dieſe Erklärung ſeiner eigenen Lage und ſeinem verewigten Freunde ſchuldig zu ſeyn. So viel iſt gewiß, Deimann war ein Mann von ausgezeichneter Gelehrſamkeit und ein vorzüglicher Prediger, zugleich aber auch ein hiſtoriſch merkwürdiger Mann in der holländiſchen Kirchengeſchichte, indem er auf den Zuſtand der lutheriſchen Kirche in Holland einen großen und eine neue Epoche derſelben bezeichnenden Einfluß gehabt hat, und als der erſte Stifter einer freiern theologiſchen Denkungsart in derſelben zu betrachten iſt.

Seine Schriften, die er, außer den obengenannten, vor ſeinem Aufenthalte in Holland verfaßten, faſt alle in Utrecht geſchrieben hat, ſind folgende: Kort Zamenstel der Christelyke Leere. Utrecht 1764. 8. *J. C. Krafft* Onderzoek of Rom. IX—XI. de Leere der gereformeerde Kerk van de verkiezing gevonden worde of niet? Utrecht 1768. 8. (Aus dem Teutſchen überſetzt). — *J. A. Nösselt* Verdediging der Christelyke Religie. Utr. 1770. 8. Aus dem Teutſchen überſetzt, mit einer ausführlichen Vorrede. Verhandeling over den tegenwoordigen toesland van het Christendom en het ongeloof. — Redevoering over Spreuk XVI. 31. ter gedachtenis van den vyftigjaarigen Predikdienst van zynen amptsgenoot J. A. Veltgen. Utrecht 1770. 4. — De Christen in ernstige overweeginge van de waarde der inwendige bevindingen in het Christendom, door *J. J. Spalding*; met een Vorrede. Utr. 1771. 8. — Katechetische Aanleiding tot de Kennis der Christelyke Leere. Utr. 1772. 8. (Die dritte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe dieſes Buchs, die er zu Amſterdam bearbeitet hatte, erſchien daſelbſt 1783 wenige Wochen vor ſeinem Tode. Es iſt in Fragen und Antworten abgefaßt, mit hinzugefügten erklärenden Anmerkungen und mit groſſer Sachkunde und Präciſion geſchrieben, ſchriftmäßig und verſtändig). — De Nuttigheid van het Predikampt, door *J. J. Spalding*; met een Vorrede, Utr. 1776. 8. Lykpredikatie over zyn beroepen amptsgenoot Luc. Reder 1779 *).

II. Johann Rudolph D., Doctor der Medizin und praktiſcher Arzt in Amſterdam, zuletzt auch Leibarzt des Königs von Holland, Ludwig Napoleon, ein jüngerer Bruder des vorhergehenden Deimanns, und ſo wie dieſer zu Hage in Oſtfriesland, von gleichen Eltern und aus der nämlichen, oben genannten Familie geboren am 29. Auguſt 1743. Er war der jüngſte von fünf Geſchwiſtern und noch im erſten Jahre ſeines Lebens, als bereits ſeine Mutter ſtarb. Da er vierzehn Jahr alt war, verlor er auch ſeinen Vater, ohne daß dieſer einiges Vermögen hinterließ, zumal da er bei der preußiſchen Juſtizeinrichtung in Oſtfriesland (1751) als ein unſtudirter Prokurator, der aber dem erfoderlichen neuen Examen nicht gewachſen war, ſeinen Dienſt hatte aufgeben müſſen. Die beiden älteſten Söhne fanden indeß in Holland ein Unterkommen; der älteſte, Johann Diederich Deimann, als ein ſehr geſchätzter Prediger an verſchiedenen Orten, und der zweite, Albert Immanuel Deimann, als ein geſchickter Apotheker in Amſterdam. Dieſe beiden ſorgten edelmüthig für ihren jüngſten Bruder, indem ſie ihn erſt in Leer die Apothekerkunſt erlernen und dann in Halle die Arzneiwiſſenſchaften ſtudiren ließen. Mit der lateiniſchen Sprache war er zwar bekannt, da er die Univerſität bezog, aber die griechiſche war ihm bis dahin fremd geblieben. Doch wußte er ſich, vorzüglich durch eigenen Fleiß, die Kenntniß derſelben bald anzueignen. Beſonders beſchäftigte er ſich zu Halle auch mit dem Studium der Philoſophie und machte darin bedeutende Fortſchritte. Sein vorzüglichſter Lehrer in der Medizin und Chirurgie war der Profeſſor Dr. Phil. Adolph Böhmer; in der Philoſophie hörte er den Profeſſor Meier

---

*) Deimann ſchrieb ſeinen Namen, da er in Holland war, nach dortiger Manier mit einem y; wir haben hier die teutſche Schreibart deſſelben beibehalten, deren ſich Deimann vorher bediente. — (Quellen: Lofrede op *J. R. Deiman*, door Jeromino *de Bosch*. 1810. p. 5. 6. — Mutzenbechers Predigt über einen Theil der Todesgeſchichte Jeſu, nach Deimanns Abſterben ꝛc. Amſterdam 1783. — Deſſen Bericht der allgemeinen kirchlichen Verſamlung der evangel.-luther. Gemeinde zu Amſterdam; aus dem Holländiſchen. Lingen 1792. Vorbericht. S. X. u. f. — und andere beſondere Nachrichten.)

und andere. Im Jahr 1770 am 13. April promovirte er mit Ruhm zum Doctor der Medizin. Seine Diſſertation handelte de indicatione vitali generatim. In der derſelben angefügten Zuſchrift gibt Böhmer ihm das ſchönſte Lob eines beſtändigen Fleißes und einer hohen Wißbegierde, ſo wie ſeiner ausgezeichneten Geiſtesanlagen und rühmt ſeine Diſſertation als eine ausgezeichnete Probe ſeiner Gelehrſamkeit. Ein ähnliches ungewöhnliches Lob in Hinſicht ſeiner philoſophiſchen Einſichten und Kenntniſſe ertheilt ihm in einem gleichartigen, ſeiner Abhandlung angehängten Schreiben auch ſein Lehrer in der Philoſophie, der Magiſter Träger.

Der Wohnſitz ſeiner beiden Brüder in Holland, von welchen er den älteren vorzüglich hochachtete und gleichſam als ſeinen zweiten Vater liebte, veranlaßte ihn, ſich nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien auch nach Holland zu begeben und ſich 1770 in Amſterdam als ausübender Arzt niederzulaſſen. Doch lebte er ohne ſonſtige nähere Bekanntſchaft und beſondere Empfehlung einige Jahre lang in der großen, vielbewegten Handelsſtadt als ein Unbekannter, ſo daß ſeine Praxis anfangs von keiner Bedeutung war. Sie vermehrte ſich indeß im Verfolg der Zeit, als er mit dem Stadtſecretair van Loon bekannt wurde und insbeſondere die damals immer mehr in Gang kommende Einimpfung der Blattern mit vorzüglichem Glücke betrieb. Dann lernte er auch verſchiedene Gelehrte ſeines Fachs zu Amſterdam näher kennen, namentlich die Herren Äneä, Cuthberſon, Paets van Trooſtwyk und andere berühmte Männer. Er wurde 1774 Mitglied der literariſchen Geſellſchaft Concordia et libertate, und erwarb ſich in derſelben bald durch ein paar philoſophiſch-mediziniſche Vorleſungen eine größere Bemerkung und Bedeutung. Nun erweiterte ſich ſeine Praxis immer mehr, zumal da er auch bald als Schriftſteller in ſeinem Fach auftrat. Zu einer vorzüglichen Empfehlung diente ihm zugleich die Freundſchaft des berühmten Amſterdamer Arztes Dr. Wolter Forſten-Verſchüür. Und als dieſer Gelehrte im Jahr 1780 als Profeſſor der Medizin nach Gröningen befördert wurde, ging ein großer Theil ſeiner Praxis an Deimann über, ſo daß der Wirkungskreis deſſelben jetzt einen anſehnlichen und in kurzer Zeit einen ſehr glänzenden Umfang gewann. Die vornehmſten Familien der Stadt bedienten ſich ſeiner ärztlichen Hilfe, und er war daſelbſt wo nicht der erſte Arzt, doch immer einer der erſten, zu dem man ſeine Zuflucht nahm, und den in ſehr ſchwierigen Fällen niemand vorbeiging. Bei der Ausübung ſeiner Kunſt leiteten ihn die gründlichſten Kenntniſſe, ein tiefer Blick in das Innere der Natur, eine vorſichtige, naturgemäße und feſte Methode, eine vorzügliche Menſchenkunde und das herzlichſte, parteiloſeſte Mitleid. Zu ſeinen großen theoretiſchen Einſichten kam eine beſonders lebhafte Faſſungskraft, ein feines Gefühl und ein durchdringendes Urtheil, verbunden mit einer ſtets regen Luſt und Liebe zu ſeinem Geſchäft und einer unermüdeten Thätigkeit in demſelben. Sein Hauptprincip als praktiſcher Arzt war Befolgung der Natur, deren Winke er begriff und darauf immer achtete. Er war in ſeinen ſehr zahlreichen und immer zunehmenden Kuren vorzüglich glücklich und wurde zugleich wegen ſeines perſönlichen Charakters allgemein geſchätzt. Sein Ruhm erklang durch ganz Holland, und von mehrern andern Orten ſuchte man ſeine Hilfe. Der Magiſtrat zu Amſterdam ernannte ihn zum Vorſteher des Krankenhauſes der Stadt, und die Landesregirung übertrug ihm die Oberaufſicht über das Medicinalweſen.

Als Schriftſteller eröffnete Deimann in Holland ſeine Laufbahn zuerſt im Jahr 1775, indem er die holländiſche Überſetzung der von J. Ch. Unzer gemachten und beſchriebenen Verſuche mit dem künſtlichen Magnet herausgab. Im folgenden Jahre lieferte er eine holländiſche Überſetzung eines franzöſiſchen Werkchens über den Bandwurm, mit einer beurtheilenden Vorrede. — Hierauf ließ er als eine Originalſchrift eine Abhandlung folgen, betitelt: Geneeskundige Proeven en Waarneemingen omtrent de gelukkige uitwerking der Electriciteit in verscheiden ziekten. Amsterd. 1779. — Dann erſchien eine andere Originalſchrift, die erſte von einer vorzüglichern Bedeutung, zur Beantwortung einer Preisfrage, welche die Geſellſchaft für Künſte und Wiſſenſchaften zu Utrecht im Jahr 1778 aufgeſtellt hatte. Deimann beantwortete dieſe Frage in Gemeinſchaft mit Paets van Trooſtwyk, und die Preisſchrift erſchien, zu Amſterdam [illegible] gedruckt, unter dem Titel: Verhandeling over het [illegible] van de groei der Boomen en Blanten, tot zuivering der lucht, door J, R, Deiman en A, Paets van Troostwyk. — Einige Jahre nachher beantwortete er auch eine von der Rotterdammer Geſellſchaft der Experimentalphyſik aufgeworfene Frage über den Einfluß der natürlichen Electricität, und erhielt dafür die ausgeſetzte goldene Medaille. Ja ſelbſt von der königlichen mediziniſchen Geſellſchaft zu Paris wurde ihm im Jahr 1785 für ſeine Beantwortung einer von derſelben aufgegebenen Frage über den Nutzen und Schaden der Chinarinde, zugleich mit einem andern gelehrten Arzte zu Amſterdam, Dr. J. P. Mich[illegible] der Preis zuerkannt, und zugleich wurden beide zu correſpondirenden Mitgliedern dieſer Geſellſchaft ernannt. — Auch ließ er mehre in die Arzneiwiſſenſchaft und Philoſophie einſchlagende Abhandlungen, die er in der ſchon oben erwähnten, Amſterdamer literariſchen Geſellſchaft Concordia et libertate, vorgeleſen hatte, in verſchiedenen Zeitſchriften gedruckt erſcheinen. Sie waren ſämmtlich Originalarbeiten und voll neuer Gedanken und Combinationen. Solcher Vorleſungen hielt er blos in der genannten Geſellſchaft innerhalb 32 Jahren 38, und ſonſt noch in andern literariſchen Vereinen ſeiner [illegible] Genug, ſein Name wurde auch wegen ſeiner gediegenen mediziniſchen und phyſikaliſchen Schriften in und außer Holland mit Ruhm genannt.

Der rege Geiſt dieſes denkenden Mannes begnügte ſich aber nicht etwa nur mit einer beſtändigen Fortſetzung des Studiums ſeiner Hauptwiſſenſchaft, der Medizin, ſondern als Lavoiſier ein ganz neues Syſtem der Chemie aufſtellte, ſuchte auch Deimann zur Befeſtigung und Erweiterung deſſelben das Seinige beizutragen. Mit großem Eifer warf er ſich in die dazu gehö en Unterſuchungen, und ſuchte die neuen Lehren in ihem ganzen Weſen und Gehalt zu erfaſſen. In Verbinung mit noch vier andern holländiſchen Gelehrten und Naturforſchern, einem Bondt, Nieuwland, Paets an Trooſtwyk und Lauwerenburgh, arbeitete er nit beſonderem Fleiß an der weitern Ausbildung des euen chemiſchen Syſtems, und es gelang ihm, verſchieene treffliche Verſuche und neue Entdeckungen zu mahen, die von den Franzoſen, namentlich von dem großen Chemiker Fourcroy, eines beſondern Lobes gewürdigt ourden. Deimann und die genannten Gelehrten, die ich zu neuen Forſchungen in der Chemie beſonders mit inander verbanden, und bald unter dem Namen der Amſterdamer und holländiſchen Chemiker in ieſer Wiſſenſchaft rühmlichſt bekannt wurden, enteckten das gaz oléfiant, und unterſuchten die Wirkſameit des Queckſilbers in den wachſenden Subſtanzen, as Waſſerſtoffgas, inſofern es Kohlſtoff enthält, die Salpeterſäure und deren Verbindung mit dem Laugenalz, die Auflöſung und Zuſammenſetzung des Waſſers nit der Electricität und das oxide gazeux d'azote. Auch anden ſie die Möglichkeit der Entzündung ohne Sauertoff. Deimann und Trooſtwyk insbeſondere unteruchten die Auflöſung des Waſſers *). Auch beantworeten dieſe beiden Gelehrten bereits im Jahr 1781 und 7 ein paar wichtige chemiſche Preisfragen, die von der Rotterdamer Geſellſchaft zur Erfahrungsphiloſophie ind von der Haarlemer Geſellſchaft der Wiſſenchaften aufgegeben waren, und erhielten dafür die oldenen Ehrenmedaillen. Übrigens machten Deiann und die ſämtlichen mit ihm verbundenen, oben enannten Naturforſcher mehre ihrer chemiſchen Entdekungen in einem eigenen Werke bekannt unter dem Titel: Recherches Physico-Chemiques. 3 Cahiers. Amsterd. 793; wovon ſie nachher 1799 auch eine holländiſche lberſetzung herausgaben. — Außerdem wurde ſein Verienſt als Chemiker auch dadurch beſonders anerkannt und ewährt, daß die holländiſche Landesregirung ihn veranaßte, in Verbindung mit den Profeſſoren Brügmans zu eiden, Drieſſen zu Gröningen, Verlyk zu Amſterdam ind dem Doctor ten Haaf zu Rotterdam, eine Pharmaopoea Batava zu bearbeiten, die auch im Verfolg vorrefflich ausgeführt, im Jahr 1805 zu Amſterdam geruckt erſchienen iſt.

Neben ſeinen mediziniſchen, phyſikaliſchen und cheniſchen Forſchungen beſchäftigte Deimann ſich zugleich nit dem Studium der Philoſophie. Insbeſondere ichtete er eine theilnehmende Aufmerkſamkeit auf die Werke des großen Königsberger Philoſophen, ie ſeinen denkenden Geiſt, der immer, ſchon ſeit ſeinen Univerſitätsjahren, der Weltweisheit zugewendet geween war, als eine neue, herrliche Erſcheinung in em Gebiet derſelben, ganz vorzüglich anzogen. Aber er tudirte die kantiſche Philoſophie nicht nur für ſich, ſondern wünſchte ſie auch auf den holländiſchen Boden zu verpflanzen, und ſo wurde er der erſte, der ſie daſelbſt näher bekannt machte und in den Kreis der wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen zog, durch einen Vortrag in der genannten Concordia et libertate: „Over de grondkrachten naar de beginselen van Kant (über die Grundkräfte, nach kantiſchen Principien). Er ließ darauf mehre andere Vorträge von ähnlicher Tendenz folgen, die van Hemert, der ihm in dem Studium der kantiſchen Philoſophie beitrat, in ſeinem Magazyn voor de Kritische Wysbegeerte gedruckt lieferte. Noch die letzte Druckſchrift Deimanns iſt eine von ihm ſelbſt herausgegebene Abhandlung: De Geest en Strekking der Kritische Wysbegeerte, in een kort overzigt voorgesteld, Amsterd. 1805, worin er die auch zuletzt von ihm in der Concordia gehaltene Vorleſung: Over het Kenvermogen van waarheid, schoonheid en deugd, volgens Kantiaansche Grondbegrippen, weiter ausgeführt hat.

Deimann war außer der oben angeführten, mediziniſchen Geſellſchaft zu Paris auch Mitglied vieler andern gelehrten, vorzüglich mediziniſchen und phyſikaliſchen Geſellſchaften, namentlich in Holland, der zu Utrecht, im Haag, in Haarlem, in Zeeland, zu Rotterdam u. a. — und außerhalb Holland, der mediziniſch-chirurgiſchen Geſellſchaft zu Brüſſel und der mediziniſchen Geſellſchaft in Antwerpen. Der König Ludwig Napoleon, deſſen Unterthanen im Jahr 1806 die Holländer werden mußten, nahm ihn bald nach dem Antrit ſeiner Regirung zu ſeinem Leibarzte an, ertheilte ihm auch gleich den Verdienſtorden, aus dem im Verfolg der Ritterorden der Union wurde. Dieſer für das Gute und Edle zartgeſtimmte König widmete ihm ein ganz vorzügliches Vertrauen und eine ausgezeichnete Achtung. Ein Beweis davon war, daß noch nach Deimanns Tode unter den Gemälden, die auf dem königlichen Palaſt in Amſterdam im Schlafzimmer des Königs hingen, ſich auch Deimanns Bildniß befand. Und dieſer Bildniſſe waren nur drei, vorſtellend den großen König Friedrich, die Mutter Ludwigs, Madam Lätitia Bonaparte und unſer Deimann. So hat Schreiber dieſes es im Jahr 1809 in dem genannten Schlafzimmer ſelbſt geſehen.

Der perſönliche Charakter Deimanns zeichnete ſich aus durch mehre edle und liebenswürdige Züge. Er war ein durchaus beſcheidener und menſchenfreundlicher Mann, immer bereitwillig zu helfen, auch mit Aufopferung, und ein milder Geber an die Armen. Von Stolz wußte er nichts; jeder konnte mit ihm umgehen wie mit einem alten Bekannten. Er ſtieg in die Keller der Unvermögenden ebenſo theilnehmend hinab, als er in den Paläſten der Großen erſchien. In Geſellſchaften war er geſprächig, mit Geiſt und angenehmer Originalität. Er blieb freilich auch von Tadel und übler Nachrede nicht frei; man ſagte, er beſuche ſeine Kranken nicht oft genug, oder zu kurz. Doch iſt dies nimmer der Fall geweſen, wenn ſeine Anweſenheit durchaus nothwendig war. Und zum bloßen Zeitvertreib für ſeine Kranken war ihm ſeine Zeit zu koſtbar. In politiſche oder

---

*) Mémoire sur la nature des sulfures alcalins, par MM. *Deiman*, *Paets van Troostwyk*, *Nieuwland* et *Bondt*, lans le Journal de Physique, Juin 1792. p. 409. — Annales le Chimie, Tom. V. p. 276. Tom. XIV. p. 311. — Journal le Physique, T. XLIII. p. 321 u. and.

kirchliche Streitigkeiten hat er ſich nie gemiſcht, obgleich es daran zu ſeiner Zeit in Amſterdam nie fehlte. Er war ein Freund des Friedens.

Seit dem 15. Mai 1780 war er mit einer würdigen Gattin, **Sophia Katharina Smit**, ſehr glücklich verheirathet. Sie überlebte ihn nebſt drei Kindern. Er ſtarb den 15. Januar 1808. In ſeinen frühern Jahren hatte er einer ununterbrochenen Geſundheit genoſſen und ſchien ein hohes Alter erreichen zu können; doch nahmen bereits einige Jahre vor ſeinem Tode ſeine Geiſtes- und Körperkräfte, nach zu großer Anſtrengung, langſam ab, und ſo näherte ſich, wie auch ſeine Freunde bemerkten, während ſeiner letzten Krankheit bald ſein Ende. Als der Augenblick ſeines Todes da war, den er wahrnahm, ſchloß er ſeine Augen, faltete die Hände demuthsvoll auf der Bruſt zuſammen und ſchlummerte ruhig und ſanft in die Ewigkeit hinüber, in Gegenwart ſeiner Gattin, ſeiner drei Kinder und des jungen Arztes Dr. A. C. Bonn *). (Dr. *J. Ch. H. Gittermann.*)

Deimas ſ. Dardanos.

DEIMOS und Phobos (Terror Pavorque), Graun und Furcht, als allegoriſche Weſen, ſind beſtändige Gefährten des Ares (Hom. Il. 4, 439.), nach Einigen deſſen Söhne, nach Andern deſſen Roſſe, wenn nicht bei Valerius Flaccus (Argon. 3, 89.) anſtatt Martis equi mit Barth zu Stat. 3, 425. Martisequi zu leſen iſt. (*H.*)

DEINACH, Dorf an der Deinach, in einem engen und tiefen Thale des Schwarzwaldes, im würtembergſchen Oberamt Kalw, hat 380 Einwohner, einen Sauerbrunnen, Kirche und herrſchaftliche Gebäude. Der Sauerbrunnen iſt in mehren Quellen unter einem Gebäude gefaßt und hat als Hauptingredienz Kohlenſäure. Es wird vorzüglich zum Trinken, auch zum Baden gebraucht, dient auch für Verrückte. Außer den herrſchaftlichen Gebäuden ſind noch zwei große Wirthshäuſer hier und ſchöne Natur- und Kunſtanlagen zur Unterhaltung der Kurgäſte. In neueſten Zeiten wird dieſer Kurort nicht mehr ſo häufig benutzt, wie ehemals. Das Waſſer wird auch auswärts getrunken, verliert aber von ſeinem Gehalt durch das Führen. (*Röder.*)

DEINBOLLIA. Dieſe Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 13. Linnéſchen Klaſſe und von unbekannter natürlicher Verwandtſchaft, hat **Schumacher** (Guin. pl. p. 242.) ſo genannt nach dem Propſt **Deinboll**, welcher Unterſuchungen über die Pflanzen von Finmarken verfaßt hat. — **Char.** Polygamiſche Blüthen; der Kelch hinfällig, fünfblättrig, mit kleineren, äußeren Blättchen; fünf concave, ſeidenhaarige Corollenblättchen ſind auf dem Fruchtboden eingefügt; ein drüſiger Ring umgibt den Fruchtknoten; die Staubfäden ſind feinbehaart, auf dem Fruchtboden eingefügt, mit ablangen, aufrechten Antheren; der Griffel cylindriſch, ſtehenbleibend; die lederartigen, feinbehaarten, einſamigen Beeren ſtehen je zwei beiſammen und enth[illegible] große, in einem ſchleimigen Brei liegende Samen. D[illegible] einzige Art, welche Thonning in Guinea fand, D. pi[illegible]nata *Schum.*, iſt ein Baum mit gefiederten Blättern, [illegible]liptiſchen, faſt lederartigen Blättchen und am Ende [illegible] Zweige ſtehenden Blüthenriſpen. Die Beeren [illegible] pomeranzenfarben, von der Größe einer Kirſche, [illegible] ſchmackhaft. (*A. Spren*[illegible]

DEINLEIN, Georg Friedrich, Conſulent [illegible] Reichsſtadt Nürnberg und Profeſſor der Rechte in [illegible]dorf, wo er den 18. December 1696 geboren war. [illegible]dem ihn ſein Vater, Rathsälteſter und Bürgerm[illegible] in Altdorf, durch Privatlehrer hatte unterrichten [illegible] trat er 1711 an ſeinem Geburtsorte die akade[illegible] Studien an und vollendete ſie zu Halle unter Thoma[illegible] Böhmer und Gundling. Zurückgekehrt von einer [illegible] durch Teutſchland hielt er ſeit 1719 in Altdorf [illegible]vorleſungen über Natur-, bürgerliches, Kirchen- [illegible] Lehnrecht, bekam 1729 Zutrit zur Facultät und [illegible]arbeit, und gleich darauf ein außerordentliches [illegible]ſches Lehramt. Die Profeſſur der Logik und eine [illegible]liche Lehrſtelle in der Juriſtenfacultät erhielt er 1731, [illegible] 1740 ernannte ihn die Reichsſtadt Nürnberg zu [illegible] Conſulenten. Der Ruf ſeiner umfaſſenden und [illegible]lichen juriſtiſchen Gelehrſamkeit und ſeiner Verdienſte [illegible] Lehrer und Actenarbeiter war ſo begründet, daß ihm [illegible] Helmſtädt, Gießen und Erlangen Lehrſtellen angetragen wurden, und daß ihm ein großer teutſcher Reichs[illegible] die Stelle eines geheimen Raths anbot; er blieb aber [illegible] Altdorf, wo er den 11. Mai 1757 ſtarb. Seine Schriften beſtehen größtentheils in gründlichen Diſſertationen und Programmen, von denen wir bemerken: De Luthero in exterminando jure canonico frustra laborante. Altd. 1730. 4. De praestationibus gallinariis, sive Hühner-Zinſen. Ib. 1731. 1743. 4. De vidua vasa[illegible] ab usu, fructuaria cautione intuitu dotalitii immuni. Ib. 1739. 4. Legem Falcidiam ad legata piae causae per[illegible]tinere, defenditur. Ib. 1787. 4. Observationes [illegible] miscellae, cap. I—V. Ib. 1740—46. 4. Exercita[illegible]num, quibus institut. Justin. illustrantur, specimina XXI. de obligat. quae quasi ex delict. nasc. et de ac[illegible]nibus. Ib. 1746. 4. De testamento irati valido. Ib. 1747. 4. u. v. andere, wie denn ſeit 1724 bis an ſei[illegible] Tod in Altdorf nur ſehr wenige juriſtiſche akade[illegible] Abhandlungen erſchienen, die er nicht verfaßt oder [illegible]ſentlich verbeſſert hätte. An den Actis eruditis et c[illegible] Franconicis und den Arbeiten der Gelehrten im [illegible] hatte er vielen Antheil, und weil er viele Gedichte [illegible]fertigte, trägt Will kein Bedenken, ihn „unter die [illegible]züglichſten teutſchen Poeten" (!) zu rechnen *). (*Baur*

---

*) **Quellen:** Joh. Rud Deiman, gedacht in eene redevoering door *J. E. Doornik*. M. D. Amsterd. 1808. — Lofrede op J. R. Deiman, door *Jeronimo de Bosch*. Amsterd. 1808. Vor beiden befindet ſich auf dem Titel Deimanns Bildniß in Kupfer geſtochen. — Noch andere eingezogene beſondere Nachrichten.

*) Progr. fun. Altd. 1757. fol. **Wills** Lebensgeſch. [illegible] nebſt deſſen Schriftenverz. und der Trauerrede von [illegible] 1757. Deſſen Bibl. noric., Regiſter, und deſſen und [illegible] Nürnb. Gel.-Lex. Bd. 1 u. 5. **Moſers** Lex. d. [illegible] (Strodtmanns) neues gel. Eur. 14. Thl. 337—364. [illegible] Nachr. v. jur. Büchern. 2. Bd. 30—34. **Weidlichs** [illegible] jetztl. Rechtsgel. 1. Thl. 181. Deſſen zuverl. Nachr. 1. Thl. [illegible] —267 u. 4. Thl. 365—370. *Zeidleri* vitae profes. Ac[illegible] Altd. T. III. 87—97. **Meuſels** Lex. d. verſt. Schriftſt. [illegible] **Baaders** Lex. baier. Schriftſt. 1. Bd. 1. Thl.

Deino ſ. Gräen.

Deinosis ſ. Pathos.

DEINOTHERIUM Kaup. (Paläozoologie), (von
ινός und θήρ = gewaltiges Thier), nannte **Kaup**
829 ein auf mehre im Darmſtadter Kabinette befindliche
nterkiefer- und Zahnreſte gegründetes Dickhäuterge-
chlecht, deſſen auch an mehren anderen Orten gefun-
ene Überbleibſel zwar noch mehre Arten anzudeuten
cheinen, deren Reſte aber dann noch nicht mit denjeni-
en charakteriſtiſchen Theilen gefunden worden ſind, wel-
he bei der Entſcheidung zwiſchen den Sippen Tapir,
ophiodon und Deinotherium allein ſicheren Aufſchluß
ewähren könnten, weshalb wir in Anſehung der Ge-
chlechtsmerkmale nur auf die Beſchreibung der erſten
rt verweiſen können. — **Cuvier** hatte vor **Kaup**
chon mehre Backenzahnkieferreſte und Radii gekannt
nd beſchrieben und ſolche zwar dem Geſchlechte Tapir,
edoch nur mit Zweifel, beigeſellt, indem er die Eigen-
hümlichkeiten in der Zahnbildung nachwies und ſogleich
ermuthete, daß die Entdeckung der Schneide- und Eck-
ähne noch wichtigere Merkmale an die Hand geben wür-
e; denn die Backenzähne ſtimmen durch die viereckige
eſtalt und die zwei quer über die Krone ziehenden,
achförmigen Querjoche faſt völlig mit denen vom Ta-
ir und Lophiodon überein, ſo daß nur jeder hinterſte
ackenzahn oben wie unten durch ſeine rechtwinklige
orm und ganz ausgebildeten drei Querjoche, außerdem
ber die Stockzähne und die Form des Unterkiefers ſehr
edeutend von denen der zwei andern Sippen abweichen.

Dieſe Reſte hat man bis jetzt nur in den — mei-
ens ältern — Tertiärgebilden Teutſchlands und Frank-
eichs gefunden.

1) *D. giganteum.*

a) *D. giganteum* Kaup. Iſis 1829. S. 401—
04. mit Abbild.; und Jahrbuch 1830. I, 387—389.
oll Handb. S. 467—468.

b) *Tapir gigantesque*, espèce ou variété plus
rande *Cuv.* oss. foss. II. i. 166. 167. 174. tab. IV. (ne-
en pag. 222.) fig. 3. (n. vol. V. ii. pag. 504.)

a) Derjenige Überreſt, worauf **Kaup** ſein Ge-
chlecht baſirt hat, iſt ein Backen-Unterkieferaſt, wor-
n zwar der Kronenfortſatz mangelt, jedoch die zwei
intern Backenzähne, der Stockzahn und noch ein vor-
eres Stück des linken Kieferaſtes mit dem Stockzahne
rhalten ſind. — Der Unterkiefer iſt hinten faſt gerade,
erhältnißmäßig ſchwach, neigt ſich vor dem vorderſten
ackenzahne in einem Bogen nach unten und dann wie-
er nach oben; der vordere Theil, woran keine Syn-
hondroſe wahrnehmbar, iſt ausnehmend ſtark gebildet.
er Stockzahn, welcher nur etwa noch bei den Soricis-
en und Delphinus Desmaresti **Riſſo's** ähnlich vor-
ommt, ſitzt in jener maſſiven Spitze des Kiefers
nd hat ſich hier ſo ungeheuer entwickelt, daß zwiſchen
einer und ſeines Nachbars Wurzel kaum 9‴ Zwiſchen-
aum iſt, ſo daß ſelbſt in der Jugend kein Schneide-
ahn-Rudiment mehr zwiſchen ihnen Platz finden konnte.
ieſe Stockzähne ſind von ovalem Durchſchnitte, ſeit-
ich zuſammengedrückt, an der Wurzel faſt gerade, dann
nft aufwärts gebogen und endigen mit abgerundeter
Spitze. Da ſie ſeitlich nicht angeſchliffen ſind und folglich keine Schneidezähne des Oberkiefers auf ſie eingewirkt haben, ſo mangelten dieſe entweder gänzlich, oder ſtanden, wie bei Sorex, über den untern weg. Auch ein Rüſſel konnte ſich nicht zwiſchen jenen Stoßzähnen herabneigen, ſondern höchſtens gerade darüber hin ſtehen. Die Backenzähne dieſes Unterkiefers, ſo wie andere, loſe dabei gefundene, ſind den von **Cuvier** beobachteten nach Vergleichung von Beſchreibungen, Abbildungen und Gypsmodellen vollkommen ähnlich, und ſtehen denen von Tapir und Lophiodon, weniger jenen von Lamantin und Känguruh nahe, da ſich zwei ſcharfe, dachähnliche Querjoche über die Krone ziehen. Ihre ganze Bildung iſt nämlich rechtwinkelig wie beim Tapir, nicht ſchief wie beim Lophiodon, der hinterſte Backenzahn des Unter- wie des Oberkiefers (letzteres nämlich nach der Analogie mit den folgenden Arten zu ſchließen) hat aber drei Querjoche, während dieſe beim Tapir deren auch nur zwei haben würden. — Auch Ref. beſitzt loſe Backenzähne von da. — Mit dieſem Kiefer auf gleicher Lagerſtätte ſind noch viele andere Skelettheile derſelben Thierart allmälig aufgefunden, jedoch noch nicht beſchrieben worden. Hr. Galeriedirector **Müller** in **Darmſtadt** hat ſie lithographiren zu laſſen verſprochen, und die Ausmeſſung hat folgende Verhältniſſe in Pariſer Maß ergeben:

Länge des Unterkiefers	42″	6‴
Umfang des Knochens am Vordertheil	27	—
Länge des Stoßzahnes nach der oberen Krümmung	17	—
Umfang	13	2
Entfernung der Spitzen beider Zähne	4	—
Länge der ganzen Backenzahnreihe	14	7
Länge des vorletzten Backenzahnes	3	—
Breite deſſelben	2	8
Länge des letzten Backenzahnes	3	6
Höhe des Kiefers unter dem Gelenkkopf	13	9
Breite des Gelenkkopfs	7	4

b) Die zwei von **Cuvier** unterſuchten, ganz jungen Backenzähne haben je zwei gekerbte Querjoche und dahinter noch einen Talon. Ihr Horizontaldurchſchnitt iſt faſt quadratiſch. Länge, Breite und Höhe der Krone = 3″ 2‴ : 2″ 7‴ : 1″ 8‴.

Nimt man nun, wie es bei faſt allen Pachydermen eintrifft, die Länge des Unterkiefers zu der des ganzen Körpers = 1 : 5 an, ſo würde ſich für dieſes Thier eine Körperlänge von mindeſtens 18′ und dazu dann eine Höhe = 11′ ergeben, folglich mehr, als bei den amerikaniſchen Maſtodonten.

Vorkommend a) zu **Eppelsheim** bei **Ulzey** in Rheinheſſen in einer tertiären Sandlage, mit Säugethieren meiſt aus der ältern Tertiärperiode; b) theils zu **Arbeichan** zwiſchen **Mirande** und **Auch** (Dept. du **Gers**) 6′ tief in einer Sandſchicht und mit Quarzkörnern incruſtirt, theils ſchwarz, mit feinem, gelblichem Ocker incruſtirt.

2) **Zähne mittlerer Größe.**

a) *Rozier* im Journ. de Phys. 1773. I. p. 135—136. taf. I. fig. 1. 2.

Nr. 2. *Cuv.* oss. II. I. p. 165. tab. II. fig. 2.

b) Nr. 6. *Cuv.* ib. 167. tab. III. fig. 7.

c) ? Nr. 4. *Cuv.* p. 166. tab. IV. fig. 4.

d) *De Joubert* in Mémoires de Toulouse III. 110. tab. VII — X.

Cuvier im Bullet. des scienc. an VIII. Nivos. mit Abbild.

Faujas essay de géologie II. 375.

Nr. 3. *Cuv.* oss. II. I. 165 — 166. tab. V. fig. 1. 2.

Einige andere aufgefundene Beſtandtheile, welche mit den vorigen im Übrigen ſehr übereinſtimmen, ſind etwas kleiner als dieſe und größer als jene der dritten und vierten Art; doch müſſen ſpätere Entdeckungen lehren, ob ſie nicht zur erſten Species gehören, worüber Cuvier ſelbſt in Zweifel geweſen.

a) Ein oberer hinterſter Backenzahn mit drei Querjochen, welche noch nicht abgenutzt, ſondern etwas gekerbt ſind, und hinter (und vor?) welchen noch ein kleiner Talon iſt; dieſe Joche haben eine ſchiefe und eine faſt ſenkrechte Fläche. Die Länge und Dicke des Zahns und die Höhe der Joche = 3″ 6‴ : 2″ 9‴ : 1″ 6‴. Er exiſtirte ehemals im Imbertſchen Kabinette, welches ſpäter nach Lyon kam, wo er aber nicht mehr aufgefunden werden konnte. Ein Gypsabguß in Paris. Wurde durch Gaillard zu Vienne in Dauphiné in 5 — 6 Toiſen Tiefe gefunden.

b) Ein dem vorigen an Geſtalt und Größe ſehr ähnlicher, aber völlig abgenutzter Zahn von 3″ 3‴ Länge, 2″ 6‴ Breite. Zuerſt in Faujas's, dann Rob. Bakewell's Samlung. Aus einem angeſchwemmten Lande an den Ufern der Iſère bei Grenoble.

c) Hiezu vielleicht noch der ſehr abgenutzte und verſtümmelte Zahn, Nr. 4. Cuv., von le Couſerans bei St. Lary im Cominge von Gillet Laumont und Lelièvre.

d) Zwei verſtümmelte Kieferhälften, jede mit fünf Mahlzähnen, welche einen Raum von 12″ 2‴ einnehmen. Sie ſind etwas kleiner als die vorigen, aber noch immer größer als die folgenden, ſo jedoch, daß dieſe Verſchiedenheiten vielleicht nur individuell ſind, ohne daß man entſcheiden kann, ob dieſe Zähne etwa zur vorigen oder folgenden Art kommen ſollen. Der vorderſte derſelben ſcheint dreieckig geweſen zu ſeyn mit gleicher Oberfläche. Die folgenden 2, 3, 4 ſind rectangulär, mit zwei Querjochen, verhältnißmäßig der Dicke um ſo länger, je weiter er nach hinten ſteht, ſo daß der dritte faſt quadratiſch iſt und hinten ſchon einen deutlichen Talon hat und anſcheinend ſogar drei Querjoche beſaß, ſo daß es wahrſcheinlich noch ein Milchzahn iſt. Er iſt nicht ganz ſo dick, aber ebenſo lang als der nachfolgende. Alle Joche dieſer Zähne ſind etwas bogig, von vorn concav, wie an den untern Backenzähnen beim Tapir, der vierte hat 2″ 3‴ Länge und Dicke, der fünfte faſt 3‴ Länge und 2″ 3‴ Dicke. Im Joubertſchen, jetzt Marquis de Dreé'ſchen Kabinette. Gefunden im J. 1783 im Cominge ſeitlich von Benig, 5 Stunden vom Schloſſe Allan, am Louzefluß.

3) **Kleinſte Art.**

a) Nr. 10. *Cuv.* oss. II. I. 168. tb. VIII. fig. 1. 2. 3. 4.

b) Nr. 11. *Cuv.* oss. II. I. 168. tb. IV. fig. 1. 2. 3.

Hieher einige Zähne u. a. Reſte, wovon die erſten nur ¼ kleiner ſind, als von der erſten Art, weshalb Cuvier vermuthete, daß ſie eine beſondere Art bilden müſſen.

a) Fünf mehr oder weniger erhaltene Backenzähne, welche mit einem an beiden Enden beſchädigten Radius und dem unteren Kopfe eines andern gefunden wurden. Ein hinterer Backenzahn, dem fünften der dritten Art ſehr ähnlich hat drei Joche, zwei andere deren zwei, vorn und hinten noch einen Talon, wodurch ſie den obern Backenzähnen des Tapirs ähnlich werden. Der größere [illegible] iſt 2″ 3‴, der kleinere (vordere?) 1″ 10‴ breit und dick, und letzterer mit den obern Backenzähnen des Tapirs dadurch noch mehr übereinſtimmend, daß eine [illegible] Erhöhung am äußeren Rande beide Joche mit einander verbindet. Der Radius iſt ohne die 2 Köpfe noch [illegible] 13″ lang, unten 4″ 1‴ dick, oben dünner, und ſo lang und rund, wie er ſonſt nur beim Tapir vorkommt, ſeine Größe ſtimmt zu der der Zähne, denn auch er iſt [illegible] ſo dick als beim Tapir. — Pariſer Samlung. Alle ſind mit Mergel und gerollten Quarzkörnern incruſtirt und zu Carlat-le-Comte (Dept. de l'Arriège) unter einer [illegible] — 6′ mächtigen Sandſchicht auf einer Sohle von Thonmergel gefunden worden.

b) Vier Backenzähne, wovon einer mit 3 Jochen ebenfalls genau jenem fünften (unter 2. d.) gleicht, aber nur 1″ 11‴ lang und 1″ 8‴ dick iſt, zwei andere aber mit den zweien bei Sömmering (ſ. u.) ſehr übereinkommen. Der vierte hat drei ganz getrennte Joche, welche gleich hoch gekerbt und nur an der hintern convexen Seite (alſo aus dem Unterkiefer) wenig abgenutzt ſind. Er iſt dabei ſchmäler als alle andere, vorn nur 1″ 7‴, hinten 1′ 3‴ breit und 2″ 3‴ lang, daher wahrſcheinlich ein Milchzahn. Im Cabinet du Roi zu Paris. — Gefunden in einer Sandgrube zu Chevilly, 3 Stunden nördlich von Orléans auf dem geraden Wege nach Paris, mit Reſten von Rhinoceros und Maſtodon.

Außerdem kommt noch eine Anzahl ähnlicher Reſte vor, aber zu einzeln, zu verſtümmelt, um ohne Hülfe genaueren Studiums ſie beſſer claſſifiziren zu können.

A. Ein etwas beſchädigter Backenzahn, nach der Zeichnung von 4″ Länge und 3″ Breite. Zu Lyon gefunden. In der Samlung Monconys's, dann Dr. Peſtalozzi's in Lyon.

de Réaumur Mém. de l'Acad. 1715. pag. [illegible] 201 — 203. tab. VIII. fig. 17 — 18.

Nr. 1. *Cuv.* oss. II. I. pag. 165.

B. Ein wahrſcheinlich erſter oberer oder unterer Mahlzahn, noch nicht angegriffen, in Größe etwa denen der dritten Art entſprechend, hinten 1″ 8‴, außen [illegible] 2‴ meſſend, und längs des äußeren Randes mit einer wenig abgenutzten, kammartigen Einfaſſung verſehen, welche vorn und hinten in eine ſtumpf kegelförmige Erhöhung endigt. Eine eben ſolche Erhöhung ſteht vorn und hinten auch am innern Rande, doch ohne Kamm dazwiſchen. Vielleicht jedoch von einem Lophiodon? Im Pariſer Muſeum. In einem kalkigen Trümmergeſt mit Quarzkörnern und Muſchelſtücken von unbekannter Fundſtätte.

Cuv. oss. II. 1. pag. 173. tab. II. fig. 3. 4. 5.

C. Dazu oder zu einer neuen Art ein anderes Zahnſtück, mit einem ſehr niedrigen Querjoche und hinten mit einem höheren Talon. Von Orléans.

Cuv. oss. II. 1. pag. 173. tab. VIII. fig. 7.

D. Ein Bruchſtück eines Backenzahnes, zu Avaray, am ſüdlichen Abhange der Ebene von Beauce, am Rande des Loirethales zwiſchen Mer und Beaugency (Dept. de Loire et Cher) gefunden.

Cuv. oss. II. 1. pag. 168—169.

E. Ein Backenzahn mit noch einem Joche und einem Talon oben, einer 1'' 7''' langen Wurzel unten. Die Krone iſt 2'' 5''' breit, noch (zerbrochen) 2'' lang und 2'' 3''' hoch. Er iſt bedeckt mit Eiſenocker und Glimmer, und wurde 1773 gefunden in einer Sandgrube zu Fürth n Unterbaiern. Samlung der Münchner Akademie.

Mammuthzahn, J. Kennedy in den Abhandl. d. baier. Akad. 1785. IV. 29. tab. II. fig. 6.

Tapirzahn, Sömmering 1818 in der Münchn. Denkſchrift. 1821. VII. 34—35. tab. II. fig. 5. 6.

Nr. 8. *Cuv.* oss. II. 1. p. 167.

F. Einige Unterkinnladen mit Zähnen, welche den übrigen ganz gleich ſind. Nicht genauer beſchrieben. Im aiſerlichen Kabinet zu Wien. Gefunden am Feldsberg n Öſtreich gegen die mähriſche Grenze.

Sömmering a. a. O. S. 35. *Cuv.* l. c. p. 167.

Wenn ich nicht irre, finden ſich auch ganze Tapirſchädel in der Wiener Samlung.

Über noch andere, vielleicht hieher gehörige Reſte ergl. den Artikel Tapir *). (*H. G. Bronn.*)

DEIOKES, Dejoces, Sohn des Phraortes, war er Stifter der erſten Dynaſtie der Könige im eigentlichen Medien, um 700 v. Chr. Um ſeiner Einſichten nd Tugenden, beſonders um ſeiner Gerechtigkeit willen ward er vom Volke zum Könige erwählt, und führte nter ſeinen Landsleuten eigentlich erſt Civiliſation ein. Er ließ die Hauptſtadt Großmediens Ekbatana, urſprünglich mehr Burg, als Stadt erbauen, umgab ſich mit einer Leibwache, führte ein Ceremoniel für ſich ein und brachte Form in die Geſchäfte. Nach einer 53jährigen Regirung folgte ihm ſein Sohn Phraortes. Vergl. Medien. (Herodot. 1, 96. flg. Diod. Fragm.). (*H.*)

DEÏON (Δηΐων), 1) ſ. Deïmachos. — Er wird auch Deïoneus genannt. S. Verheyk zu Ant. Lib. 41. und Munker zu Hyg. 48. 189. Er war König zu Phokis, vermählt mit Diomede, des Xuthos Tochter, und Vater der Aſteropeia, des Änetos, Aktor, Phylakos und Kephalos (Apollod. I, 7, 2.). — 2) Sohn des Herakles und der Megara (bei Apollod. II, 4, 11. §. 6 iſt er nicht genannt, wol aber bei II, 7, 8. §. 9.). (*H.*)

DEÏONEUS (Δηϊονεύς), 1) Vater der Dia, mit welcher Ixion ſich vermälte. Der Schwiegervater drängte dieſen wegen der gebräuchlichen Brautgaben; da lud der Schwiegerſohn ihn zu einem Gaſtmahl und ſtürzte ihn, dem nichts Arges ahnete, in eine mit glühenden Kohlen angefüllte Grube (Schol. Pind. zu Pyth. 2, 40.). Anderwärts wird der Schwiegervater Eioneus genannt (ſ. Munker zu Hyg. 155.). — 2) ſ. Deïon 1. — 3) Sohn des Eurytos, Königs von Öchalia. Ihm gab Theſeus des Fichtenbeugers Sinnis Tochter Perigune, mit welcher er ſelbſt den Melanippos erzeugt hatte, zur Gemahlin (Plut. Thes.). (*H.*)

DEÏOPEA, d. i. von kriegeriſcher Geberde, iſt der Name einer Nereide bei Virgil (Ge. 4, 343.), welcher ſie die Aſiſche nennt, d. i. die Göttin der aſiſchen Wieſen um den Kayſter, der unweit Epheſus ausfließt. (*H.*)

Deïphobe ſ. Sibylla.

DEÏPHOBOS (Δηΐφοβος), 1) des Hippolytos Sohn, welcher den Herakles von dem Morde des Iphitos reinigte. Nach Apollodor (II, 6, 2.) lebte er zu Amyklä; der Scholiaſt Homers (Il. 5, 392.) nennt ihn einen arkadiſchen König. — 2) Des Priamos und der Hekabe Sohn, einer der tapferſten Trojaner. Nachhomeriſche Sage iſt es, daß er ſich ſtets auf des Paris Seite befunden und die Auslieferung der Helena an die griechiſchen Geſandten verhindert habe (Dictys 1, 10.). Nach des Paris Tode bewarben er und Helenos ſich zugleich um Helena; er erhielt ſie, ſei es, daß er ſie mit Gewalt nahm (Eurip. Troad. 959.), oder daß ſie ihm als Preis eines Kampfes zugeſprochen wurde (Lycophr. 168. sq. Schol. ad Il. 24, 251.), weshalb Helenos Troja verließ und nachher verrieth. Bei der Eroberung von Troja war ſein Haus das erſte, welches Odyſſeus und Menelaos zugleich aufſuchten (Odyss. 8, 517.); nach Virgil (Aen. 6, 494. sq.) war es Helena ſelbſt, die den Menelaos in das Schlafgemach des Helden führte, in welchem er grauſam verſtümmelt und ermordet wurde. Nach einer andern Sage erlegte ihn Palamedes in der Schlacht (Dares c. 28.); auch wird geſagt, daß Helena ſelbſt ihn getödtet habe (Hyg. f. 140.). Vergl. Achilles, Helena, Helenos. (*H.*)

Deïphontes ſ. Agelaos und Temenos.

---

*) Literatur. *de Reaumur* observations sur les mines es Turquoises in: Histoire de l'academie royale des sciences de Paris, avec les mémoires etc. année 1715. Paris 1741. ag. 174—202. tab. VIII. fig. 17. 18. Ildef. Kennedy Ab ndlung von einigen in Baiern gefundenen Beinen, in: Neue phi ſophiſche Abhandl. der baierſchen Akademie der Wiſſenſch. IV. München 1785. 4.) S. 1—48. taf. II. fig 6. *Rozier* description d'une dent fossile, in: Observations sur la physique, ur l'histoire naturelle etc. pour 1773. I. Paris 1784. 4. pag. 85—186. tab. I. fig. 1. 2. *de Joubert* in: Histoire et Mé oires de l'academie royale des sciences de Toulouse. III. 788. 4.) pag. 110. tab. VII—X. *Cuvier* im Bulletin des iences, an VIII. Nivose. J. S. v. Sömmering Bemer ngen über einige in der Naturalienſamlung der Akademie der iſſenſchaften befindliche foſſile Zähne ꝛc. in: Denkſchriften der Kö gl. Akademie der Wiſſenſch. zu München f. d. J. 1818—20. VII. München 1821.) Klaſſe d. math. Phyſ. S. 17—40. tab. II. g. 5. 6. *G. Cuvier* recherches sur les ossemens fossiles. ouv. Ed. vol. II. 1. (1822). pag. 165—175. V. 1. (1824). ag. 504. J. Kaup über Deinotherium giganteum. Iſis 1829. . 401—404. mit Abbild.; für's Jahrbuch f. Mineral. 1830. . 387—389. F. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dres n 1829. 12. S. 59 u. 467—468.

DEIPNIAS, Ort in der theſſaliſchen Landſchaft Pelasgiotis, unweit Lariſſa. (Vgl. Thucyd. II, 22.) (*H.*)

DEIPNON (*Δεῖπνον*) iſt bei den Griechen Bezeichnung der Hauptmahlzeit, wie bei den Römern Coena, welcher die Frühmahlzeit oder das *ἄριστον* (prandium) vorangeht. Sie wurde in der Regel erſt ſpät gegen Abend genommen, und daher auch hier und dort mit *δόρπος*, welches eigentlich Bezeichnung der Abendmahlzeit iſt, verwechſelt. Wenn ſich nun aber einige Stellen bei Homer finden, welche dieſer Angabe inſofern zu widerſprechen ſcheinen, als hier das Deipnon offenbar nicht erſt gegen Abend, ſondern weit früher um eine Mittagszeit oder ſelbſt noch früher genommen wird, ſo muß man immer bedenken, daß der Begriff der Hauptmahlzeit das Vorwaltende iſt, während die Nebenbeſtimmung der Zeit, zu welcher ſie genommen wird, natürlich oft von äußeren Umſtänden abhängig iſt, welche, wie z. B. bei einem Heere, das in die Schlacht rücken will, es nöthig machen, nicht um die gewöhnliche Stunde des Nachmittags, ſondern um eine frühere die Hauptmahlzeit einzunehmen, ſo daß alſo die Zeit nach den Verhältniſſen und Umſtänden leicht variiren kann. Vergl. Nitzſch Anmerk. zu Homers Odyſſ. 1, 124. — Ein Mehreres durch einander in Potter's Archäolog. II. S. 624. ff. (*Bähr.*)

DEÏPYLE (*Δηϊπύλη*), des Adraſtos und der Amphithea Tochter, des Tydeus Gemahlin und Diomedes Mutter. (Apollod. 1, 9, 13.) (*H.*)

DEÏPYLOS (*Δηΐπυλος*), 1) ein von Jaſon mit Hypſipyle auf Lemnos erzeugter Sohn. Bei Apollodor (1, 9, 17.) heißt er Nebrophonos (oder Neurophoros); bei Statius (Theb. 6, 342.) Thoas; bei Hygin (f. 15.) Deïphilus. S. übrigens Hypſipyle. — 2) Begleiter des Diomedes vor Troja. (Il. 5, 326.) (*H.*)

Deir ſ. Derr.

DEIRADIOTES (*Δειραδιώτης*), Beiname Apollons zu Argos, weil ſein Tempel mit ſeiner Bildſäule auf einer Höhe ſtand (von *δειράς*, *δέρη*, wie collum: Hals und Höhe). Daſelbſt war ein Orakel, deſſen weiſſagende Prieſterin eine reine Jungfrau ſeyn mußte, die alle Monate das Blut eines geopferten Lammes koſtete und dadurch begeiſtert wurde. (Paus. 2, 24.) (*H.*)

DEISIDÄMONIE (*Δεισιδαιμονία*). In dieſem Worte liegt ſeiner Zuſammenſetzung nach zunächſt der Begriff der Furcht vor dem Dämoniſchen, d. i. Göttlichen, inſofern das Wort *δαίμων*, das urſprünglich wol von *θεός* ſorgfältig zu unterſcheiden iſt und ſchon nach Heſiod[1]) eine ganz andere Klaſſe von Weſen, als die Götter ſelbſt, obſchon dieſen unmittelbar folgend und gleichſam die Mittelſtufe zwiſchen den Göttern und Menſchen bildend, bezeichnet, dann unzähligemal in dem Sprachgebrauche faſt ganz gleichbedeutend mit *θεός* gebraucht und von dieſem, zumal wenn es den Begriff der Gottheit im Allgemeinen enthält und nicht auf eine ſpecielle, beſtimmte Gottheit geht, nicht weiter unterſchieden wird, demnach zur Bezeichnung derſel Ideen von Gottheit, als Schickſalsmacht, Fatum, g tes wie böſes Geſchick, alſo Glück, wie Unglück, u was daran weiter ſich knüpft, gebraucht wird, über wo der unſichtbare, verborgene Grund, der in der hö len Macht der Gottheit liegt, angedeutet werden ſ Dieſe Furcht vor dem Dämoniſchen oder Göttlich welche zunächſt in dem Worte Deiſidämonie lieg läßt ſich vorerſt in gutem Sinne auffaſſen, und iſt a wirklich ſo von den Alten aufgefaßt worden[2]) als Fur d. h. als Achtung und Verehrung des Göttlichen, Erfüllung aller Pflichten gegen die Gottheit und deſſen, was die öffentliche Verehrung der Götter, der Volkscultus und die Statsreligion angeordnet obwol auch hier meiſt die Bedeutung des Wortes etwas im Allgemeinen hält und bald mehr bald min in den eigentlichen Begriff der Furcht, d. h. der Ang vor der furchtbaren Macht des Göttlichen überſt Daher denn Erklärungen der Grammatiker, wie bei des Heſychius von dem Worte *δεισιδαίμων*: *ὁ εὐσεβὴς* *δειλὸς περὶ θεούς*. Überhaupt iſt der Begriff der Furch das Vorherrſchende, und zwar nicht der Gottesfurcht in dem Sinne, in welchem wir das Wort zu nehmen ge wohnt ſind, da Redensarten, wie *φόβος θεοῦ* oder *φο βεῖσθαι θεόν* erſt in der ſpätern, kirchlichen Gräcität dieſem Sinne von Gottesfurcht vorkommen, wäh rend zur Bezeichung dieſes Begriffs von den alten Grie chen lieber Ausdrücke, wie *τιμᾶν*, *σέβεσθαι*, *εὐσεβ* oder die Adjective *εὐσεβής*, *θεοσεβής* und ähnliche ge braucht werden. Wir müſſen daher bei dem Worte Deiſidämonie vorzugsweiſe an eine ſolche Gottesfurcht denken, die nicht ſowol als Frömmigkeit und vernünftige Anſicht oder Verehrung der Gottheit beſteht, ſondern als Furcht im eigentlichſten Sinne des Worts, al Furcht vor der übermächtigen, rächenden und ſtra den Macht der Gottheit, die uns mit Angſt und Zit mit wahrer Furcht erfüllt. Daher will Plutarch[3]), d Worte eines alten Dichters:

„Der Gottheit Macht bringt Furcht (*φόβος*) de
dem Weiſen nur“

dahin umgeändert oder vielmehr berichtigt wiſſen, da man leſe und ſchreibe:

„Der Gottheit Macht bringt Muth (*θάρσος*) de
dem Weiſen nur“;

inſofern Furcht den einfältigen, undankbaren und u verſtändigen Menſchen trifft, weil er ſich das gött Weſen, das Grund und Urſache alles Guten iſt, ſchädlich vorſtellt und deshalb davor zagt und ſich fürch

Auf dieſe Weiſe geht der Begriff der Deiſidä nie in den der nichtigen, übertriebenen Furcht vor d Gottheit über, welche von der wahren Gottes oder Gottesverehrung gerade das Gegentheil iſt, von uns als Aberglauben, von den Römern mit de Ausdrucke superstitio bezeichnet wird. Und in die

---

[1]) S. z. B. Opp. et D. 122.

[2]) S. Wyttenbach zu Plutarchs Moral. II. S. 9

[3]) In der Schrift: „Wie ſoll der Jüngling die Dichter cap. 12. am Schluß, nach meiner Überſetzung der Moralia (Plutarchs Werke XX.) S. 98.

Sinne faßt auch Theophraſt in ſeinen Charakteren[4] die Deiſidämonie auf, als δειλία πρὸς τὸ δαιμόνιον, und das Bild, das er uns von einem ſolchen Menſchen liefert, welcher von der Deiſidämonie ergriffen iſt, gibt dazu die ſprechendſten Belege. Der Abergläubiſche (ὁ δεισιδαίμων), ſagt er unter andern, wäſcht ſich die Hände und beſprengt ſich mit Weihwaſſer, wo er aus dem Tempel heraus geht; läuft ein Wieſel am Wege, ſo geht er nicht eher weiter, als bis jemand drei Steine über den Weg geworfen hat; hat an dem Mehlſack eine Maus ein Stück weggefreſſen, ſo eilt er zu einem derer, der ſich auf die heiligen Schriften verſteht, und fragt ihn, was er thun ſoll, und ebenſo wendet er ſich, wenn er einen Traum gehabt, alsbald zu den Traumdeutern und Propheten, um von ihnen zu erfahren, zu welchem Gott oder zu welcher Gottheit er beten ſoll. Aus dieſen und ähnlichen Zügen geht hinreichend hervor, was die Alten unter δεισιδαιμονία und δεισιδαίμων ſich dachten. Die beſte Belehrung darüber aber können wir aus Plutarchs noch vorhandener Schrift über dieſen Gegenſtand (περὶ δεισιδαιμονίας) gewinnen, müſſen es aber immerhin ſehr beklagen, daß die zahlreichen Schriften anderer alten Philoſophen über denſelben Gegenſtand[5], wie z. B. des Stoikers Antipater aus Tarſus, des Theophraſtus, des Seneca, ſowie des Menander Komödie δεισιδαίμων, aus welcher Plutarch muthmaßlich obigen Vers entlehnt hat, untergegangen ſind. Plutarch ſtellt in jener intereſſanten Schrift, welche den Zweck hat, den Abergläubiſchen von ſeinen irrigen Vorſtellungen von der Gottheit auf den rechten Weg zu führen und ihm richtige Begriffe von der Gottheit beizubringen, Unglauben ἀθεότης Atheismus) und Aberglauben (δεισιδαιμονία) einander gegenüber[6], inſofern beide aus einer Quelle fließen, dann gleichſam verſchiedenen Richtungen folgen; dieſe gemeinſchaftliche Quelle iſt Unwiſſenheit und Unerfahrenheit in göttlichen Dingen; woraus bei ſtarken, kräftigen, hartnäckigen Gemüthern, wie aus einer auf rauhen Boden geſäeten Saat, die Frucht des Unglaubens empor keimt, bei ſanften Selen aber, wie aus einer auf weichen Boden geſteckten Saat, der Aberglaube. Jener, der Atheismus, zeigt ſich als eine irrige Anſicht[7], als ein unrichtiges Urtheil, inſofern er nichts für ſelig und unvergänglich hält, und dadurch die Sele in eine gewiſſe Apathie zu verſetzen ſucht, ſein Zweck alſo, den er mit dem Läugnen der Exiſtenz der Gottheit verbindet, darin beſteht, daß er ſich vor der Gottheit nicht mehr fürchtet. Der Aberglaube hingegen oder die Deiſidämonie iſt ein mit Leidenſchaft verbundener, Furcht erzeugender Wahn, der den Menſchen darniederſchlägt, indem er wol glaubt, daß es Götter gebe, aber ſie für ſchädlich und verderblich hält. Der Atheiſt iſt unbeweglich in Abſicht auf das Göttliche, der Abergläubiſche wird ergriffen und bewegt, aber nicht ſo, wie er es ſollte, ſondern auf eine verkehrte Weiſe. Die Unkenntniß ſtößt dem einen Unglauben in Beziehung auf das ein, was nützt, den andern bringt ſie gar auf die Meinung, als ſei es ſchädlich; daher der Atheismus ein irriger Grundſatz iſt, der Aberglaube oder die Deiſidämonie hingegen eine Leidenſchaft, welche aus einem falſchen Grundſatz entſteht. Auf dieſe Definition folgt bei Plutarch eine Reihe von ebenſo intereſſanten als fruchtbaren Erörterungen, wobei er beſonders auf den dem Worte Deiſidämonie zu Grunde liegenden Begriff der Furcht Rückſicht nimt, die, eben weil ſie unvernünftig iſt, im Leben insbeſondere in Unthätigkeit, Verlegenheit und Rathloſigkeit ſich kund gibt, die Sele bindet und verwirrt [daher die mit δέος, δείδω verwandten oder vielmehr aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel abzuleitenden Ausdrücke δεῖμα und ähnliche[8])], was aber nirgends mehr hervortrit als in dieſer wichtigen und übertriebenen Furcht vor dem Göttlichen, in der Deiſidämonie oder dem Aberglauben, deſſen Weſen, Natur und Charakter Plutarch aufs treffendſte gezeichnet hat. Der Atheiſt, ſagt er unter andern[9], glaubt nicht an die Exiſtenz der Götter, der Abergläubiſche (ὁ δεισιδαίμων) will zwar nicht glauben, glaubt aber gegen ſeinen Willen, denn er fürchtet ſich, nicht daran zu glauben. Er möchte wol gern ebenſo die Furcht wie ein Tantalus den Stein, der über ihm ſchwebt, entfernen, da er von ihr nicht weniger ſich gedrückt fühlt; ja er würde den Zuſtand des Atheiſten als Freiheit glücklich preiſen. So aber iſt der Atheiſt vom Aberglauben gänzlich frei, der Abergläubiſche aber fühlt ſich zu ſchwach, um von den Göttern zu glauben, was er will; er iſt es eigentlich, der den Atheismus entſtehen macht und ihm dann, wenn er entſtanden iſt, eine Vertheidigung an die Hand gibt, welche freilich unrichtig iſt, aber immerhin einigen Schein für ſich hat, inſofern nämlich das lächerliche und übertriebene, leidenſchaftliche Weſen der Deiſidämonie manche zu der Behauptung veranlaßt, es wäre beſſer, wenn es keine Götter gäbe, als ſolche, welche an Dingen der Art Gefallen und Behagen finden, und ſo kleinlich und empfindlich ſich darſtellen. So gibt es denn [dies ſind die Schlußworte der herrlichen Schrift[10]] keine Krankheit, welche mit ſo vielen Irrthümern und Leidenſchaften angefüllt und mit ſo entgegengeſetzten und widerſprechenden Anſichten vermiſcht iſt, als die Deiſidämonie oder der Aberglaube; daher muß man ihn vermeiden auf eine gefahrloſe und uns zuträgliche Weiſe, nicht wie manche, indem ſie einem Anfalle von Räubern, wilden Thieren oder einer Feuersbrunſt unüberlegt und unbedachtſam entgehen wollen, in Abwege gerathen, die zu Schlünden und Abgründen führen. Denn gerade ſo fallen auch manche, die dem Aberglauben entgehen wollen, in einen rauhen und hartnäckigen Atheismus, indem ſie die Frömmigkeit, die in der Mitte liegt, überſpringen. (*Bühr.*)

DEISMUS iſt der allgemeinſten Bedeutung nach diejenige Lehre von Gott, welche nicht auf eine göttliche

---

[4] S. Nr. XVI.

[5] S. Wyttenbach a. oben a. O . 998.

[6] S. den Eingang cap. I.

[7] S. cap. 2. 477. Bd. IV. meiner Überſetzung.

[8] S. ebendaſ. cap. 8. p. 478.

[9] Ebend. cap. 11. am Schluß p. 494. 495.

[10] Ebend. cap. 14. p. 497.

Offenbarung ſich ſtützt, ſondern durch eigenes Nachdenken vermöge des Gebrauches der Vernunft und des Verſtandes gewonnen wird. In dieſem Sinne fällt der Deismus mit demjenigen zuſammen, was auch wol Vernunftreligion oder natürliche Religion genannt worden, und die chriſtlichen Theologen haben das Unzulängliche deſſelben ins Licht geſtellt, deſſen Ergänzung und höhere Glaubensüberzeugung im Chriſtenthum gegeben ſei. In neuerer Zeit hat ſich dieſer Gegenſatz mehr in den des Supernaturalismus und Rationalismus verloren, weil erſterer nämlich aus der Quelle göttlicher Offenbarung, letzterer aus Vernunftgründen ſeine Lehre ſchöpft. Doch iſt zwiſchen Deismus und Rationalismus der Unterſchied, daß dieſer gewiſſen Vernunftprincipien gemäß die Offenbarung ſelber auszulegen und ſo den reinen Inhalt des Chriſtenthums zu entwickeln trachtet, während jener alle Auslegung beſeitigt und mit dem Inhalt geoffenbarter Lehre die Gemeinſchaft ablehnt. Darum iſt der Deismus mehr als ganz entſchiedner Gegner einer geoffenbarten Religionslehre zu betrachten.

Was für Lehrſätze nun der Deismus aufſtelle, wird von dem Gange der Vernunftſpeculation abhängen, durch welchen er zu Stande gekommen. Er kann Naturalismus ſeyn, d. h. ein erſtes Grundweſen (Natur) unter dem Namen der Gottheit vorausſetzen, welches mit einer blinden, ihrer ſelbſt nicht bewußten Kraft Erſcheinungen in der Welt bewirkt und nach gewiſſen Geſetzen fortwährend thätig iſt, ohne daß dabei an Vorſehung und einen moraliſchen Zweck der Schöpfung gedacht werden darf, oder die Menſchheit unter einer beſondern Leitung Gottes ſteht. Er kann aber auch eine Vorſehung annehmen und das höchſte Weſen als ſeiner ſelbſt bewußt in höchſter Vollkommenheit und die Welt nach weiſen Zwecken regirend vorausſetzen. Hienach wird ſich richten, ob der Deismus des Atheismus zu beſchuldigen ſei oder nicht; welche Beſchuldigung im erſten Falle begründet ſeyn möchte, aber keineswegs im zweiten. Um dieſen Unterſchied zu bezeichnen, hat man in neueren Zeiten den urſprünglich gleichen Wörtern Deismus und Theismus eine eigenthümliche Bedeutung gegeben. Kant, dem andere gefolgt ſind, ſagt: „da man unter dem Begriffe von Gott nicht etwa blos eine blind wirkende, ewige Natur, als die Wurzel der Dinge, ſondern ein höchſtes Weſen, das durch Verſtand und Freiheit der Urheber der Dinge ſeyn ſoll, zu verſtehen gewohnt iſt, und auch dieſer Begriff uns allein intereſſirt; ſo könnte man nach der Strenge dem Deiſten allen Glauben an Gott abſprechen und ihm lediglich die Behauptung eines Urweſens oder einer oberſten Urſache übrig laſſen. Indeſſen, da niemand darum, weil er etwas ſich nicht zu behaupten getraut, beſchuldigt werden darf, er wolle es gar läugnen, ſo iſt es gelinder und billiger zu ſagen, der Deiſt glaube einen Gott, der Theiſt aber einen lebendigen Gott (summam intelligentiam.).“ (Krit. der rein. Vern. S. 659.). (*Köppen.*)

DEISTEN ſind Anhänger irgend einer Lehre von Gott, die ſich nicht auf göttliche Offenbarungen ſtützt. Im weiteſten Sinne wären dann alle Philoſophen mit dieſem Namen zu nennen, welche durch Vernunftſpeculation den Gedanken eines höchſten Weſens beſtimmen, beſonders die heidniſchen Philoſophen, denen keine göttliche Offenbarung zu Theil geworden. Wollte man im engern Sinne Deiſten und Theiſten unterſcheiden (ſ. den Art. Deismus), ſo würden dann nur einige Philoſophen — auch unter den Heiden — Deiſten heißen, etwa diejenigen der ioniſchen und eleatiſchen Schule unter den Griechen, oder die Anhänger der franzöſiſchen Philoſophie des 18. Jahrhunderts, nicht aber Sokrates und Plato, ungeachtet dieſen das Licht der Offenbarung fehlte. Das Chriſtenthum hätte dann in der neuern Zeit für die Verbreitung des Theismus bedeutend eingewirkt, ſelbſt bei ſolchen, welche in ihren Überzeugungen nicht entſcheidend durch bibliſche oder kirchliche Lehre geleitet wurden. Je mehr die Philoſophen ſich den Grundwahrheiten des Chriſtenthums annäherten und dadurch Theiſten würden, deſto mehr müßte ſich die Zahl der eigentlichen Deiſten vermindern. (*Köppen.*)

DEISTLINGEN, ein kathol. Pfarrdorf im Oberamte Rottweil und Schwarzwaldkreiſe des Königreichs Würtemberg mit 1490 Einwohnern. Ruinen der Burg der ehem. Herrn von Deiſtlingen, und nicht weit davon der Bubenhof mit den Ruinen der Burg der Herren von Bubenhoven. (*Memminger.*)

DEIZISAU, ein evangel. Pfarrdorf im Oberamte Eßlingen und Neckarkreiſe des Königreichs Würtemberg am Neckar mit 870 Einwohnern. Dabei lag die im J. 1292 zerſtörte Burg Kerſch. (*Memminger.*)

DEJANIRA. So nannten Chamiſſo und Schlechtendal (Linnaea I. p. 195.) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gentianeen und der erſten Ordnung der vierten Linnéſchen Klaſſe, welche Martius ſchon früher Callopisma genannt, aber in einem einige Monate ſpäter erſchienenen Werke (Nov. gen. II. p. 107.) erſt bekannt gemacht hat und welche in Sprengel's Cur. post. (p. 41.) zu Exacum gezogen iſt. Char. Der Kelch glockenförmig, viertheilig, mit kielförmigen Fetzen; die Corolle trichterförmig, mit gleich weiter, cylindriſcher Röhre, nacktem Rachen und viertheiligem Saume; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt; die Antheren mit zwei Ritzen und an der Spitze mit doppelten Löchern ſich öffnend; die zweilappige Narbe ſteht aus der Corolle hervor; die Kapſel einfächerig, vielſamig, in zwei Hälften theilbar, mit einwärts gebogenen, die Mutterkuchen tragenden Klappen. Martius kennt zwei Arten, welche als perennirende, glatte Kräuter mit ſtraffem, drehrunden Stengel, über Kreuz geſtellten, ungeſtielten Blättern und ſtraußförmigen, am Ende des Stengels ſtehenden, roſenrothen oder weißen Blüthen, in den braſiliſchen Provinzen St. Paul und Minas Geraes wachſen. 1) C. perfoliatum *Mart.* (l. c. p. 108. t. 183.) mit einfachem Stengel und ablangen, an der Baſis mit einander verwachſenen Blättern. Dejanira erubescens und pallescens Cham. et Schl. (l. c. p. 196.) ſind nur verſchiedene Formen derſelben Art, jene mit rothen Corollen und ſchmäleren Blättern, dieſe mit weißen Corollen und breiteren Blättern. 2) C. amplexifolium *Mart.* (l. c. p. 1[illegible] t. 184., Dejan. nervosa *Cham.* et *Schl.* l. c. p. 1[illegible]

oberhalb meiſt äſtigem Stengel und ablang-lanzett-
igen, halbſtengelumfaſſenden Blättern.
(*A. Sprengel.*)

Dejeania, Desvoidy (Insecta) ſ. d. Art. Myodarii.

Dejoces ſ. Deiokes.

DEJOTARUS (Δηϊόταρος), war zu der Zeit der rö-
hen Bürgerkriege zwiſchen Pompejus und Cäſar eins der
rhäupter in Galatien oder Gallogräcien, welche den
l Tetrarchen führten. Deren gab es in den Mithri-
ſchen Kriegen nur noch zwei, Dejotarus und deſſen
wiegerſohn Kaſtor, den jener aber, um zur Allein-
ſchaft zu gelangen, ſoll haben ermorden laſſen (Stra-
2. p. 852). Plutarch erzählt von ihm, er habe auch
ſeine Söhne umgebracht, um den erſtgebornen deſto
ker zu machen (de Stoic. contr.). Sollten ſeine An-
er bei Cäſar dies alles nicht geltend gemacht, und
e bei dem Lobe, welches Cicero dem Dejotarus im
eſicht Cäſar ertheilte, dieſer den Redner nicht der Un-
rheit beſchuldigt haben? Sein Verhältniß zu ſeiner
ahlin Stratonike (ſ. dieſe) ſpricht nicht für ſeine
uſamkeit, und ſein Benehmen gegen ſeinen andern
wiegerſohn Bragitarus, den Cicero impurum homi-
ac nefarium nennt, ſpricht nur für ſeine gerechte
enge und Religioſität (de harusp. resp. 13.). Wie
nun ſei, Cicero's Zeugniß iſt überall gegen jene. Er
nt an ihm nicht nur viel wahrhaft Königliches (a. a.
, nicht blos ſeine Klugheit und Tapferkeit, ſondern
ſeinen Charakter, den er wohl kennen konnte, da
es Dejotarus Gaſtfreund war und ſein Sohn und
ſe eine Zeitlang bei dem jüngeren Dejotarus lebte
. epp. ad Att. V, 17. ed. Schütz. III. 63.). Wollte
Cicero's Zeugniß indeß verdächtig finden, weil ihm
rend ſeines Proconſulats in Cilicien (703 d. St. R.)
otarus viele nützliche Dienſte leiſtete und eine große
ebenheit bewies; ſo wird man doch wenigſtens das,
Cicero faſt überall, wo er ſeiner gedenkt, wieder-
, als giltig anerkennen müſſen, daß Dejotarus gegen
ns Senat und Volk die größte Treue und Ergebenheit
es (a. a. O. und Epp. ad Div. XV, 4. ed. Schütz.
158.), wofür ihm der Titel eines Königs und die
rſchaft über Kleinarmenien zuerkannt wurde. Da er
r auf des Pompejus Seite geſtanden und dieſem die
glichſte Unterſtützung gewährt hatte, ſo war Cäſar
ſehr abgeneigt, zumal da er ſich ihm während ſeines
ſulates ſehr günſtig bezeigt hatte, wie ihm Cäſar
ſt vorwarf (Hirt. de bello Alex. 67 fg.). Ungeachtet
nach der Pharſaliſchen Schlacht alles that, um ſich
ſarn geneigt zu machen, ſo ſcheint doch des Brutus
dringliche Beredſamkeit nöthig geweſen zu ſeyn, um
ſars Groll zu mildern (Cic. epp. ad Att. XIV, 1. ed.
ütz. VI, 7.). Cäſar nahm ihm einen Theil von
latien und Kleinarmenien (Cic. de divin. 2. Dio
ss. 42, 45.). Zwar ſchrieb er ihm nachher, er ſolle
e Kummer ſeyn, es werde alles gehen wie er wünſche,
eint aber nichts deſto weniger einen Groll gegen ihn
twährend genährt zu haben. (Quis enim cuiquam
micior, quam Dejotaro Caesar? — Cic. or. Phil. II.
). Darauf baute nun auch des Dejotarus Enkel Ka-
r, als er nach Cäſars Ankunft in Rom daſelbſt erſchien,
und auf das Zeugniß eines Sklaven geſtützt ſeinen Großvater anklagte, er habe die Ermordung Cäſars, als dieſer das Gaſtrecht bei ihm genoß, beabſichtigt gehabt. Gegen dieſe Anklage iſt die Vertheidigungsrede gerichtet, welche Cicero vor Cäſar in deſſen Palaſte hielt (Orat. pro Dejotaro. Wegen Cicero's eigenem Urtheil über dieſe Rede ſ. Cicero Thl. 17. S. 223.). Cäſar ließ die Sache unentſchieden. Nach Cäſars Tode ſendete D. zwar Geſandte an Antonius, um das ihm Entriſſene wieder zu erkaufen (Epp. ad Att. XIV, 12. ed. Sch. VI, 28.), es ſcheint aber, daß er es ohne Zahlung wieder genommen habe (Or. Phil. a. a. O.), woraus ſich auch erklärt, warum er von der Partei des Antonius zu der des Auguſtus überging (Plut. Anton.). Sein älteſter Sohn, dem der Senat auch den Königstitel zugeſtanden hatte (epp. ad Att. V, 17. ed. Sch. III. 63.) ſtarb noch vor ihm, und ſo erloſch mit ihm ſein Geſchlecht. (*H.*)

DEKADIK iſt dasjenige Zahlenſyſtem, deſſen Grundzahl zehn iſt (ſ. Zahlensystem). Die nach dieſem Syſteme ausgedrückten Brüche (künſtliche Brüche) werden Decimalbrüche genannt. Daß dieſes Syſtem faſt bei allen bis jetzt bekannten Völkern der Erde das übliche und darum auch in deren Sprachen ſo feſt verwachſen iſt, daß es nicht leicht möglich ſeyn würde, ſtatt ſeiner ein anderes in Gebrauch zu bringen, hat ſeinen Grund höchſt wahrſcheinlich in der Anzahl der Finger. So wie nämlich der Menſch ſeine Längenmaße urſprünglich faſt alle von Gliedern ſeines Körpers und deren Gebrauche entlehnt hat (z. B. Fuß, Zoll, Schritt, Spanne, Klafter u. ſ. w.): ſo war es ihm natürlich, beim Abzählen gleichartiger Dinge ſeine Finger als Verſinnlichungsmittel für die zu beſtimmende Anzahl zu gebrauchen, wie dies auch durch manche Redensarten angedeutet wird (z. B. „das kannſt du dir an den Fingern abzählen", „er ſieht aus, als könne er nicht fünf zählen" u. dergl.). Einzelne Völker ſollen indeſſen dennoch nach andern Syſtemen die Zahlen aufzufaſſen gewohnt geweſen ſeyn, z. B. eine thrakiſche Völkerſchaft nach der Tetraktik (ſ. Tetraktik) zufolge Aristot. Problem. Sect. 15, 3.; und die Jaloffen am Senegal nach dem pentadiſchen Syſtem. Montucla Hist. des mathém. Nouv. édit. T. I. p. 44—46.
(*Gartz.*)

DEKADISCHE ZAHL oder Decimalzahl heißt jede nach dem dekadiſchen Zahlenſyſteme ausgedrückte ganze oder gebrochene Zahl. Über die Bezeichnung dieſer Zahlen ſ. den Artikel Ziffern. (*Gartz.*)

DEKAN, Deccan, die indiſche Halbinſel. Der Sanskritname iſt Dakſchina, d. h. Süd, und dieſer trit ſchon in dem griechiſchen Zeitalter deutlich hervor; der Verf. vom Periplus Maris erythr.[1] kennt nämlich die Weſtküſte, oder die von Barygoza ſüdwärts hinunterlaufende Küſtenſtrecke unter dem Namen Δαχιναβάδης, und bemerkt dabei ausdrücklich, daß in der Landesſprache der Süden Δάχανος heißt. In ältern Schriften führt ſie auch die Benennung Dwipa (Deu, Diu) d. h. Inſel, und nach Wilfords kühner Muthmaßung war ſie es auch, ein vom Meere umſpültes Land. Da[illegible] erſcheint, in

---

[1] *Vincent*, Peripl. III. p. 103.

ſcharfem Gegenſatz gegen die Ganges-Länder, der Schauplatz der Kämpfe der Hindus, in den beiden älteſten epiſchen Gedichten der Nation als ein unbekanntes, wildes, romantiſches Fabelland, eine Welt für ſich; hier hauſet das Volk der Affen und der Bären unter ſeinen Königen und Beherrſchern, ſowie der Zauberfürſt der Rakſchuſas auf der noch ferneren Wunderinſel Lanka (Ceilon). Bei Hinduiſchen Erdbeſchreibern erſtreckte ſich der Name Dekan nur auf den Länderſtrich zwiſchen Nerbudda und Kriſchna, und bezeichnete alſo die ſüdlichſte Subah des Mongolenreiches 2)‚ denn weiter ſüdwärts, jenſeits des Kriſchna, reichten nie ſeine Grenzen; in demſelben Sinne wird noch in Nordindien dieſer Name genommen. Nur europäiſche Geographen dehnen ihn auf die ganze Halbinſel aus. Der älteſte unabhängige Beherrſcher Dekans war Sultan Allah ud Din Huſſein Kangoh (1337—1357), Gründer der Bhameni-Dynaſtie, deren Sitz in Kalberga war. Als dies mächtige Reich im J. 1518 zerfiel, löſte es ſich in folgende Staten auf: Bedſhapur oder Adil Schahi, Golkonda oder Kuttub Schahi, Berar oder Ommand Schahi, Ahmednuggur oder Nizam Schahi und Bider oder Bired Schahi. Schon ehe Aurengzeb den Thron beſtieg, untergrub er viele Throne dieſer Patan-Fürſten; als er aber zur Regirung gelangte, vollendete er im J. 1690 die Unterjochung des Ganges und theilte Dekan in folgende Subahs: Khandeſch, Aurungabad, Bider, Heiderabad, Bedſhapur, Berar, Gundwana und Oriſſa. Jetzt aber traten die Mahratten, ein bisher kaum gehörter Name, hervor und beſchäftigten ihn ſein ganzes Leben hindurch. Was ſein gewaltiger Geiſt nur mit Mühe zuſammenhalten konnte, löſte ſich unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern völlig auf. Die Mahratten und der Nizam theilten ſich in die Herrſchaft, bis die Briten ſeit dem J. 1803 ſich Eintrit auch in das Innere der Halbinſel erzwangen, und ſeit dem J. 1817 den größten und beſten Theil in Beſitz nahmen. — Wir nehmen hier Dekan in dem weiteſten Sinne, darunter alſo auch die Südhälfte der Halbinſel inbegriffen, und geben hier eine allgemeine geographiſche Skizze; fernere Erörterungen ſind unter den einzelnen Rubriken nachzuſuchen. — Ihrer Geſtalt nach iſt ſie ein Dreieck; ihre nördliche Einfaſſung iſt das in der Mythologie berühmte Vindhiagebirge, das in dreifachen, mit einander parallel fortziehenden Bergſtufen, — Bindia-chal, die Panna-Kette und die Bandairgebirge 3) — in das Tiefland der Dſchumna herunterſteigt. Ihre beiden übrigen, dem Meere zugewandten Seiten werden auch von Gebirgen gebildet, beide werden Ghats genannt, haben aber, außer dem Namen, wenig mit einander gemein. Schroff, kühn und waldbekrönt erhebt ſich der weſtliche Ghat an der Mündung Tapti's und zieht, nahe an dem Meere ſich haltend, bis 11° nördl. Br. hinunter gegen Süden. Hier iſt die berühmte, 13 geogr. Meilen breite Erdſpalte oder
Öffnung 4), Gap 5) genannt; ſüdwärts erhebt
der das Küſtengebirge und umzieht eine eigene
Einen ganz andern Charakter aber hat der öſtliche
er iſt weit weniger hoch (überhaupt nur 3000 Fuß,
mehr zerſplittert, meiſtens nackt, wüſt und
doch ohne die erhabene Majeſtät ſeines
mensverwandten; auch hält er ſich von dem
ner größeren Entfernung. Die größeren
quellen auf dem Weſtghat, fließen die ganze
durch und brechen ſich durch die Schluchten des
ſo Godaveri, Kiſtna oder Kuſchna und
Tapti iſt hier der einzige (denn Nerbudda
Hindoſtan zu), welcher eine entgegengeſetzte
von O. bis W. nimt. Mit Ausnahme der
liegt die Hauptmaſſe Dekans innerhalb der
und bildet ein Tafelland von mäßiger Erhöhung;
iſt zwar nicht höher als 3 bis 5000 Fuß, reicht
einen bedeutenden Unterſchied in der Luftwärme
organiſchen Naturerzeugniſſen, im Gegenſatze
brennenden Küſtenlande oder dem ſchwülen
biete, nicht aber unter dieſen Breitengraden eine
wickelung des Gewächslebens nachtheilige Kälte
zubringen. Im Binnenlande 6) unter 17° Br.
Wärme in den drei kälteſten Monaten ſelten über 7°
ſinkt aber oft zu 1° hinunter; doch iſt auch die
den andern Monaten nichts weniger als gelind
reicht wol 32° [im März] 7) und darüber. Hat
Grenzmauern überſtiegen, ſo wird der, welcher
übrige Indien kennt, ſich in eine andere Weltgegend
ſetzt glauben, ſo verändert iſt hier alles: Luft,
zeiten, Natur, Vegetation, ja der Menſch ſelbſt.
die Ghats als Wetterſcheiden in den beiden Küſtenſtrichen
auf eine ganz eigenthümliche Weiſe die Witterung
mitteln, iſt allgemein bekannt; der SW.-Munſun
nämlich an beiden Küſten vom Mai bis Sept., bringt
ganz entgegengeſetzte Witterung hervor; in
iſt er anfangs mit Donner, immer mit ungeheuern
gengüſſen begleitet, während Koromandel von einer
ausſtehlichen, austrocknenden Hitze leidet; derſelbe
der an jener Küſte Thieren und Menſchen ein
des, kühles, verjüngendes Frühlingsleben
wird an dieſer wie ein giftiger, glühender
fühlt, deſſen Dünſte niemand ohne Lebensgefahr
athmen darf. Wenn aber im Oct. der NO.-
eintrit, bringt er auf der Oſtküſte Regen, der
lich mäßig iſt, auf der Weſtküſte aber Dürre und
heit mit. Das Binnenland dagegen nimt Theil
Munſunen der beiden Küſtenländer, hat alſo
genzeiten, aber der Niederſchlag iſt hier ſanft,
ropa's Frühlingsregen, und die gewöhnlichen
gen des Lebens werden dort, wie an den Küſten,
unterbrochen. Ein Hauptzug der Phyſiognomie des
nenlandes iſt kahle Nacktheit; es iſt eigentlich
birgsland, doch auch keine lombardiſche Ebene,

---

2) *Orme*, Hist. of military Transact. in Indostan. London 1763. T. I. p. 1.

3) *J. Franklin* in Transact. of the As. Soc. London 1826. Vol. I. p. 259. Dieſe Bergzüge heißen auch Ghats.

4) *Fr. Buchanan*, Journey. T. II. p. 316. Ritter,
kunde. I. 766.

5) Auch im Schwediſchen findet ſich
Wort mit derſelben Bedeutung vor.

6) Wallace,
würdigk. von Indien. Frankf. 1826. S. 305.

7)
ti's Reiſe. Th. 1. S. 461.

ſmehr eine große wellige Fläche, von niedrigen Berg-
en und Hügeln durchzogen. Die Fruchtbarkeit iſt nur
ßig, aber ſie findet ſich überall ein, wo die Bewäſſe-
g nicht fehlt. Dabei iſt das Land weit geſunder als
Geſtade. Auf der Hochebene gedeihen nicht mehr die
igen Gewürze Malabars, als Pfeffer und Zimmt,
h der Kokosnußbaum und der Bananus. Dagegen
jen ſich europäiſche Gemüſe und Agrumen, wie Oran-
 und Granaten, Pfirſiche, Weintrauben, deren Cul-
freilich eine größere Aufmunterung verdiente; über-
ıpt ſchickt ſich das Land für europäiſche Landwirth-
ıft; es wird hier viel Reis gebaut, aber noch mehr
ıizen und Mais; Baumwolle und Zuckerrohr ſind Sta-
waren. Indeß erinnern die Areapalmen, der wild-
chſende Ingwer, die Mangobäume, der hie und da ge-
ınzte Kaffeebaum an eine ſüdliche Breite. Das Pferd,
s in dem heißeren Indien ſchnell ausartet, gedeiht hier
mlich gut, und ihm verdanken die Mahratten, wie noch
Sikhen am Indus, die Wahabiten Hindoſtans den
eg auf ihren eiligen Räuberzügen. Freilich können
 die Mahratten ſelbſt, die ehemaligen Herrſcher des
chlandes, nicht an Körpergröße, würdiger Haltung
d kriegeriſchem Adel mit den Radſchputen, den Bewoh-
n des Hochlandes Indiens, vergleichen; aber den
wächlichen, kleinmuthigen Bewohnern des Tieflandes
genüber, ſind ſie ein ſtämmiger, ausdauernder Men-
enſchlag. — Die Halbinſel breitet ſich zwiſchen 7° 56′
s 24° 48′ nördl. Br. und zwiſchen 86° 9′ bis 104° 52′
l. Länge aus, und enthält 24,740 geogr. QM. 8),
 von etwa 50 Mill. Menſchen bewohnt werden. Die
te (mongoliſche) geographiſche Eintheilung beſteht noch,
ewol mit häufig veränderten Grenzen; ſo zerfällt das
gentliche Dekan in folgende Provinzen 9): Gund-
ana, Oriſſa, die nördlichen Circaren, Khan-
ſch, Berar, Bider, Heiderabad, Aurunga-
d und Bedſchapur; dann kommen die Provinzen
 Süden von Kiſtnah: Canara, Malabar, Kot-
hin, Travankore, die Balaghaut (the Ba-
ghaut ceded Districts), Meiſſur, Coimbatur,
alem und Barramahal, und Carnatik.

(*Palmblad.*)

DEKAPOLIS (Decapolitana regio, a numero op-
dorum bei Plinius) lag auf der Oſtſeite vom Jordan,
dem weiten Bezirke von Peräa. Aus einer unrichtigen
uffaſſung von Mark. 7, 31. ſetzen andere den ganzen
iſtrict auf die Weſtſeite des Jordan, wogegen ſchon
ghtfoot (Opera Tom. II. p. 417 fg.) aus Plinius und
oſephus das Gegentheil behauptete, welches durch ein
ısdrückliches Zeugniß des Euſebius 1) unterſtützt wird.
ur Skythopolis, welches entſchieden dieſen Städten
igezählt wird, lag auf der Weſtſeite des Jordan. Doch
t es wahrſcheinlich, daß dieſe Stadt in ſpäterer Zeit
ide Ufer des Jordan einnahm, und daß wenigſtens ihr
Gebiet auf der Oſtſeite des Fluſſes lag 2), wodurch jede Schwierigkeit, welche den ausdrücklichen Zeugniſſen entgegen zu ſtehen ſcheint, wegfällt. Dem Namen Dekapolis begegnen wir aber erſt um die Zeit des N. T. und etwas ſpäter herab, bis endlich die beſtimmtere Eintheilung der aſiatiſchen Beſitzungen in römiſche Provinzen (ganz Peräa wurde zu Arabia gerechnet) auch dieſen Namen wieder bis auf wenige Spuren verdrängte. Zur Zeit der althebräiſchen Königreiche findet ſich nichts davon, denn zu der Abſonderung jener ſogenannten Zehn-Städte gab der Umſtand die Veranlaſſung, daß die aus dem Exil zurückgekehrten Juden jene Städte von Heiden (Syrer und Griechen) beſetzt fanden, denen ſie dieſelben nicht zu entreißen im Stande waren, ſondern ſich nur geduldet neben denſelben anſiedeln konnten 3). Deutlich iſt das Verhältniß noch zur Zeit der Makkabäer in Skythopolis 2. Makk. 12, 29 ff. Joſephus nennt daher wenigſtens Gadara und Hippos [auch Gaza] 4) beſtimmt Hellenenſtädte (Antiq. 17, 11, 4. B. J. 2, 6, 3.), und die in der evangeliſchen Geſchichte gegebene Notiz von der Schweinezucht der Gadarener (Mark. 5, 13. Luk. 8, 32.) iſt ein unzweideutiger Beweis, daß die Stadt nicht blos von Juden bewohnt war. Es gelang zwar dem ſonſt ſchwankenden Waffenglücke des Alexander Jannäus, mehre der Dekapolitenſtädte an ſich zu bringen, namentlich Dium, Skythopolis, Gadara (Hippos, Geraſa), und die unglücklichen Bewohner von Pella mußten ihre Anhänglichkeit an die vaterländiſchen Götter mit der Zerſtörung ihrer Stadt büßen (Jos. Antiq. 13, 15, 3. 4. vgl. B. J. 1, 4, 2. 8.). Allein Pompejus trennte ſie wieder vom jüdiſchen Reiche, gab ſie ihren früheren Beſitzern zurück, ſtellte ſie unter die Eparchie von Syrien und machte ſich, mit Gabinius, vielfach um die Wiederherſtellung derſelben verdient (Ant. 14, 4, 4. B. J. 1, 7, 7. 8, 4.). Später erhielt Herodes mit mehren Küſtenſtädten auch einige von Dekapolis (Gadara und Hippos Ant. 15, 7, 3. vergl. 10, 2.), allein nach dem Tode des Herodes trennte Auguſtus dieſe Hellenenſtädte auf immer vom jüdiſchen Reiche, und ſie blieben unter römiſcher Oberherrſchaft (Ant. 17, 11, 4. B. J. 2, 6, 3.). Noch im letzten römiſch-jüdiſchen Kriege zeigt ſich die jüdiſche Bevölkerung der Dekapolitenſtädte als der bei weitem ſchwächere Theil, und die meiſten dieſer Städte werden, angefeindet von den Juden (Jos. vita c. 9. 65. 74.), Schauplätze gegenſeitiger blutiger Gräuelthaten, welche die verzweifelte Nation bis zu ihrem Untergange begleiteten (B. J. 2, 18, 1. 3—5.). Die Dekapolis hat übrigens nie eine zuſammenhängende Landſchaft ausgemacht, wenn gleich jede Stadt ein beſonderes Stadtgebiet mit dazu gehörenden Dörfern (Jos. vit. 9.) beſeſſen hat. Die Zehn-Städte bilden nur ein Ganzes in Bezug auf gewiſſe Gerechtſame und Vorzüge, welche ſie, ungewiß, ob ſchon von den ſyriſchen Königen, entſchieden aber von den Römern genoſſen. Sie lagen in einer ſchönen, fruchtbaren

---

8) Haſſel vollſt. Handb. d. Erdbeſchr. Weimar 1822.
h. XIV. S. 360.

9) *W. Hamilton*, Descript. of Hind.
. p. 1., deſſen East-Ind. Gazetter. I. 483.

1) S. dieſes mit anderen aus Plin., Joſeph. und Epiphan.
i Reland Paläſt. S. 203. und Wetſtein zum N. T. Th. 1.
. 284.

2) S. Mannert Geogr. der Gr. und R. Th. 6, 1. S. 230. (2. Ausg.) vergl. mit S. 251., Röhr Paläſtina. S. 146 f.

3) S. Talmud bei Lightfoot a. a. O. S. 412. §. 2.

4) Nicht Geraſa, wie fälſchlich Roſenmüller Handb. der bibl. Alterthumskunde. Bd. 2, 2. S. 12. angibt.

(geſchätzt ſind die kleinen Oliven von Dekapolis, Plin. N. H. 15, 4.) Gegend und zeichneten ſich vor andern durch Bevölkerung, Betriebſamkeit, durch helleniſche Sitten, Cultus und griechiſchen Kunſtſinn aus. Daher entſtanden in dieſen Städten ſeit Pompejus die herrlichſten Bauten, Amphitheater, Tempel, Bäder, Säulenhallen und andere Produkte der Architektur (mit Inſchriften aus Hadrians und Mark Aurels Zeit), deren großartige Überreſte, trotz aller Verwüſtungen im Mittelalter, immer noch den Forſcherfleiß Seetzens, Burkhardts und Buckinghams auf überraſchende Weiſe zu belohnen im Stande waren. Kein Wunder daher, wenn ſich auch andere Städte anzuſchließen ſuchten. Zu dieſer Annahme ſcheint theils das Schwanken zu berechtigen, welches über die Anzahl der hieher zu ziehenden Städte ſchon Plinius (N. H. 5, 16.) angibt, theils der Umſtand, daß Stephanus Byzantinus (unter Geraſa) wirklich τεσσαρεςκαιδεκάπολις gebraucht, was Salmaſius (ad Solin. p. 435.) ohne hinreichenden Grund emendirt wiſſen will. Zugleich geht aber auch hieraus die Unmöglichkeit hervor, alle jene Städte beſtimmen zu können, welche man ehedem zu Dekapolis gerechnet hat. Nach Plinius [5]), welcher die gewöhnlichſte Anſicht geben will, erſtreckt ſich Dekapolis ſehr weit nach Norden, denn er rechnet nicht bloß 1) Damaskus, ſondern auch 2) Rhaphana, bei andern Raphaneä [6]), am nördlichen Ende des Libanon dazu. Die ſüdlichſte Ausdehnung gibt 3) Philadelphia, auch von Joſephus B. J. 2, 18, 1. neben andern Dekapolitenſtädten genannt, gegen welche ſich die empörten Juden wandten. Ferner rechnet Plinius hieher 4) Skythopolis, das alte Beth-Schean, die ſüdlichſte Grenzſtadt von Galiläa (Jos. B. J. 3, 3, 1.), nach Joſephus die größte Stadt in Dekapolis (B. J. 3, 9, 7.), woraus hervorzugehen ſcheint, daß er Damaskus nicht mit zuzählte. 5) Gadara und 6) Hippos, wahrſcheinlich Suſitha der Talmudiſten, deſſen Einwohner zum größten Theile aus Heiden beſtanden (ſ. Lightfoot a. a. O. S. 226. 418.). Beide Städte werden auch von Joſephus zu Dekapolis gezählt; denn als Juſtus von Tiberias die Dörfer der genannten Städte abgebrannt hatte (vita 9.), ſo beſchweren ſich die Einwohner der Dekapolis darüber beim Veſpaſian (ebend. 65. 74). 7) Dion, Stadt Cöleſyriens bei Stephan., wird von Joſephus wenigſtens oft neben Gadara genannt. 8) Pella, Grenzſtadt von Peräa bei Joſephus B. J. 3, 3, 3.; deutlich von Epiphanius (adv. haer. l. 30, 2., de mens. et pond. c. 15.) zu Dekapolis gerechnet. 9) Geraſa (nicht Galaſa), zu dieſer Städtezahl von Stephan. Byz. gezählt, vergl. mit Joſ. B. J. 2, 18, 1. u. a. 10) Canatha, bei Joſ. B. J. 1, 19, 2. Stadt Cöleſyriens. Aus Ptolemäus (5, 15.), der die meiſten dieſer Städte, theilweiſe entſtellt, ebenfalls unter Cöleſyrien nennt, läßt ſich für die Beſtimmung von Dekapolis nichts gewinnen, da der Zuſatz in einigen Mſcpt., durch welchen Ptolemäus ohnehin 18 Ortſchaften hieher rechnen würde, nicht hinlänglich ſicher geſtellt iſt, zumal
ganze Capitel vielfache Corruptelen erlitten ha
muß daher auch dahin geſtellt bleiben, ſo wahrſch
es an ſich iſt, ob Ptolemäus Capitolias zu Deka
rechnet habe, welches Mannert (S. 249.) unbede
hin zieht. Den meiſten Anſtoß in dem Kataloge
nius gaben aber immer Damaskus und Rhapha
man iſt vielfach bemüht geweſen, andere Städ
Stelle derſelben zu ſetzen. Lightfoot (S. 419 f.
ſtützend auf talmudiſche Stellen, ſchlägt vor Ka
mach, Beth-Gubrin, Kaphar-Karnaim und
Philippi zu Dekapolis zu rechnen; Cellarius (II.
ſtimmt für Cäſarea Philippi und Gergeſa;
(S. 254.) will außer Capitolias noch Gadora
d'Anville) Abila hieher ziehen; andere noch ande
iſt übrigens möglich, daß mehre der hier vorgeſch
Städte zu Dekapolis gehört haben, und wahrſch
wenn die oben geäußerte Vermuthung wahr iſt. (T

Dekaprotoi ſ. Decemprimi.

DEKATEPHOROS, Beiname Appollons
entweder weil ihm der zehnte Theil von der Krieg
gebracht wurde, oder weil ſeine, ägyptiſchen Sch
dern gleichende, Bildſäule aus dem Zehnten eine
errichtet war (Paus. 1, 42.).

DEKELEIA, Stadt in Attika, unweit des
nes, 120 Stadien von Athen und ebenſo weit der
böotiſchen Grenze entfernt [1]), gehörte nach dem
zu den von Kekrops gegründeten 12 Städten [2]) u
hauptete als ſolche ihre Unabhängigkeit, bis The
ganz Attika zu einem State umformte [3]). Als
Tyndariden ihre von Theſeus geraubte Schweſter He
wieder aufſuchten, verriethen die Dekeleer den Aufenth
derſelben und erhielten zur Belohnung dafür von
Spartanern verſchiedene Vergünſtigungen und Ehr
zeugungen, die ihnen in der erſten Zeit des pelopo
ſchen Krieges noch zum Vortheile gereichten, inde
Spartaner ihre Stadt verſchonten [4]). Im 19ten
des peloponneſiſchen Krieges befeſtigte Agis, des
damos Sohn [5]), auf den Rath des Alkibiades,
mals als Verbannter in Sparta lebte [6]), Dekeleia
fügte den Athenern von dort aus großen Schaden
theils durch häufige Excurſionen in Attika, theils
Hemmen der Communication mit Euböa, welche
Athenern einen großen Theil ihres Getreidebed
ferte [7]). Daher heißt auch die zweite Hälfte des
neſiſchen Krieges der dekeliſche Krieg, wie
von dem Urheber deſſelben den Namen des Archi
ſchen erhalten hat [8]). — Unter den Produkten vo
leia zeichnete ſich beſonders der Weineſſig aus [9]). —
Demos gehörte es zu dem Stamme Hippothoontis.

(*Dr. Grau*

---

[5] Der Text der Stelle iſt aber mehrfach corrumpirt, worüber *Salmasius* ad Solinum S. 435. gelehrt commentirt hat.

[6] S. Weſſeling zu Hierokles. S. 712. Mannert a. a. O. S. 336.

[1] Thukyd. VII, 19. [2] Strabo IX, 1. 20.
[3] Thukyd. II, 15. [4] Herodot. IX, 73. m
ſeling zu dieſer Stelle. [5] Thukyd. VII, 19.
Thukyd. VI, 91. VII, 18. Cornel. Nep. Alkib. 4.
Thukyd. VII, 27 ff. Xen. Hellen. I, 1, 33.
Sik. XIII, 72. [8] Demoſth. gegen Eubul.
und unter den Lexikographen beſ. Etymol. magn. und La
guer. s. v. *Δεκελεικὸς πόλεμος*. [9] Athen.
II, 67. e.

DEKEN, Agathe, eine ausgezeichnete holländiſche Dichterin und Verfaſſerin mehrer Romane, die nicht nur in ihrem Vaterlande, ſondern auch außer demſelben mit beſonderem Beifall aufgenommen ſind und zu den vorzüglichſten Originalwerken und Zierden der holländiſchen Nationalliteratur in neuerer Zeit gehören. — Sie iſt ſchon einmal in dieſem Werke vorgekommen, nämlich in Gemeinſchaft mit Eliſabeth Bekker (ſ. dieſ. Artikel, Sect. I. Th. VIII. S. 396.), und iſt hier nur nachzuholen, was beſonders ihre Perſon betrifft. Sie war geboren im J. 1741 am 10. December in der Nähe des Dorfes Amſtelveen, unweit der Stadt Amſterdam. Ihre Eltern waren wohlhabende Landleute, die aber durch Unglücksfälle herunterkamen und in Armuth ſtarben, indem ſie ihre Tochter, kaum drei Jahre alt, hilfsbedürftig zurückließen. Hierauf nahmen die Vorſteher des Waiſenhauſes der Rhynsburger Kollegianten, einer kleinen proteſtantiſchen Nebenſekte in Holland, wozu indeß Agathens Eltern nicht gehört hatten, blos aus edelmüthigem Mitleid das verlaſſene Kind in dieſe zu Amſterdam befindliche Anſtalt auf und ließen es ſorgfältig erziehen und unterrichten. Ihr Charakter erhielt hier eine ſo ernſte und fromme Stimmung, und in ihrem Gemüth wurzelten die Grundſätze der ſtrengen Moral, die ihre Schriften ausſprechen, zugleich aber gewann ſie bei den freiſinnigen Kollegianten in den Glaubenslehren die liberalen Anſichten, wovon ebenfalls ihre Schriften zeugen. Schon als Waiſenmädchen gab ſie beſondere Beweiſe von einer vorzüglichen Liebe und Anlage für die Dichtkunſt, ſo daß dadurch einige der vornehmſten Glieder der Amſterdamer literariſchen Geſellſchaft Diligentiae omnia ſich bewogen fanden, ihr zu ihrer ferneren geiſtigen Ausbildung behilflich zu ſeyn. Im Verfolg kam ſie als Geſellſchafterin zu einer Jungfrau Maria Boſch, deren Eltern ſie zum Beiſtand dieſer ihrer kränklichen Tochter zu ſich ins Haus nahmen. Die beiden jungen Frauenzimmer harmonirten ganz an Geiſt und Geſinnung, und Maria, ebenſo ſehr als Agathe, liebte und übte die Dichtkunſt. So lebten ſie in zarter Frömmigkeit und gegenſeitiger Liebe einige Jahre zuſammen und beſchäftigten ſich mit religiöſer Poeſie, bis Maria im J. 1773 in einem Alter von 32 Jahren ſtarb. Agathe gab hierauf im J. 1775 von ihren und ihrer verſtorbenen Freundin Gedichten eine Samlung heraus, unter dem Titel: Stichtelyke (erbauliche) Gedichten van M. Bosch en A. Deken, die ſehr günſtig aufgenommen wurden. Agathens Gedichte in dieſer Samlung tragen das Gepräge eines ernſthaften Gemüths und einer aufrichtigen Frömmigkeit; ſie ſind geiſt- und herzvoll und andachterweckend. Ausgezeichnet darunter ſind: Eusebia, of the godvruchtige Dienstmaagd, worin ſie ſich ſelbſt ſchildert und ein Trauergedicht auf den holländiſchen Hiſtoriographen Jan Wagenaar (ſt. 1773). Sehr rührend beſingt ſie auch das Krankenbette und fromme Ende ihrer Freundin Maria. — Nach deren Tode lebte ſie eben nicht in günſtigen Umſtänden; doch wurde ihr der erlittene Verluſt wieder vergütet, indem ſie von der Witwe des Predigers Wolff, Eliſabeth Bekker, nach dem Abſterben ihres Mannes 1777 am 29. April eine Einladung erhielt, um im Verfolg ihre Geſellſchafterin zu ſeyn. So begab ſie ſich alsbald zu derſelben und lebte mit ihr zuſammen in der innigſten Freundſchaft, erſt in Ryp und dann mehre Jahre in Beverwyk, auf dem angenehmen Landhauſe Lommerluſt. Obgleich beide von großen Geiſtestalenten, waren ſie von einem ſehr verſchiedenen, faſt contraſtirenden Charakter; die Wolff war lebhaft, fröhlich und zur Satyre geneigt, die Deken dagegen ſanft und ernſthaft. Dennoch lebten dieſe beiden Frauenzimmer 28 Jahre lang in einer ungeſtörten Harmonie und faſt beiſpiellöſen, treuen Freundſchaft. — In dieſem ſchönen Zuſammenleben wurden ſie die Schöpferinnen des holländiſchen Originalromans, und ſchrieben mit einander die in dem Artikel Bekker angeführten Werke. Zugleich aber verfaßte die Deken auch einige Stücke ganz allein und für ſich beſonders, namentlich: de Tranen, gestort voor Bellamy; de voorregten van den Godsdienst, und noch andere, die alle ſehr verdienſtlich ſind. Auch ſind, außer dieſen durchaus eigenen Arbeiten der Deken, von den von ihr und ihrer Freundin gemeinſchaftlich verfaßten Werken die Brieven van Abraham Blankaart, wo nicht ganz, doch größtentheils von ihr, und ebenſo die naiven, froh- und durchaus reinſinnigen Oeconomische Liedjes. Haag 1782. 3 Bände. 8.

Zur Zeit der holländiſchen Mißhelligkeiten zwiſchen dem Erbſtatthalter Wilhelm V. und den ſogenannten Patrioten, hielten Agatha und ihre Freundin es mit den letzteren und führten auch gelegentlich für ſie die Feder. Als nun im J. 1787 die Preußen in Holland einrückten, hielten ſie es für rathſam, mit andern Gegnern der ſtatthalteriſchen Partei nach Frankreich auszuwandern. Sie nahmen ihren Aufenthalt in Trevoux und lebten daſelbſt ſehr angenehm, beſangen auch die dortige Gegend in einigen maleriſchen Gedichten, die im J. 1789 im Haag unter dem Titel: Wandelingen door Bourgogne ans Licht traten. Als aber nachher in Frankreich die Schreckensperiode erfolgte und auch an ihrem ſonſt ſtillen und friedlichen Aufenthaltsorte die Guillotine ihr blutiges Spiel trieb, kam insbeſondere die Wolff in große Gefahr. Sie wurde vor den Blutrath gefodert und entging nur durch ihre große Geiſtesgegenwart und gewandten Antworten dem Mordbeil. Zugleich hatte ein treuloſer Freund in Holland, dem die Wolff ihr ganzes bedeutendes Vermögen, und auch die Deken ihre ganze zu Geld gemachte Habe anvertraut hatte, ſie beide auf eine trügeriſche Weiſe darum gebracht, ſo daß ſie in Frankreich, wenn nicht eine dort gefundene, treue und edle Freundin ſich ihrer freundlich und thätig angenommen hätte, in die äußerſte Verlegenheit gerathen wären.

Nach der in Holland im J. 1795 erfolgten Umwandlung der Dinge kehrten ſie dahin zurück und nahmen ihren Wohnſitz im Haag. Doch war das Vaterland ihnen ſeit der langen Abweſenheit fremd geworden; ein neues Geſchlecht war aufgetreten, das der franzöſiſchen, wie nicht weniger der neuen bataviſchen Freiheit huldigte, daran die beiden Freundinnen eben keinen Geſchmack fanden. Zu ihrer vormaligen literariſchen Thätigkeit verging ihnen dadurch die ſonſtige Luſt, die erlittenen Widerwärtigkeiten hatten ihren Geiſt getrübt, auch begannen bereits die körperlichen Kräfte zu ſinken. Die Wolff beſchäftigte ſich blos mit Überſetzen, doch lieferte die Deken auch ſeitdem noch einige urſprüngliche Werke, namentlich: Myne Offerhande aan het Vaderland, noch immer leſenswerth; Liederen voor den Boerenstand, Leyden 1804. 8., die als klaſſiſch betrachtet werden, und zuletzt Liederen voor Kinderen, nicht lange vor ihrem Tode. Auch erhielt von ihr das neue Geſangbuch der Mennoniten zu Haarlem (Christelyke gezangen en liederen) mehre treffliche Beiträge. In allen dieſen Stücken entfalten ſich wahre dichteriſche Anlagen, eine ſanfte, ernſthafte Gemüthsſtimmung und eine innige Frömmigkeit.

So verlebten die beiden Freundinnen ihre letzten Jahre in ſtiller herzlicher Gemeinſchaft, bis endlich der Tod zuerſt die Wolff aus den Armen der Deken wegriß, den 5. November 1804. Die letztere wurde dadurch ſo tief in ihrem innerſten Leben erſchüttert, daß man ihren Tod als eine Folge davon anſehen muß. Anfangs war ſie gelaſſen und ſchien ruhiger, als die Freunde dachten, die ſie tröſten wollten; aber ſchon der folgende Tag warf ſie auf das Krankenbette; ſchnell ſchwanden ihre Kräfte, und ſie ſtarb bereits am neunten Tage nach ihrer Freundin, am 14. November 1804, worauf ſie zwei Tage nachher auf dem Kirchhofe zu Scheveningen an der Seite derſelben beerdigt wurde. Sie zeichnete ſich ebenſo ſehr durch ihr edles Betragen, durch ihr reines Herz, durch ihre ungeheuchelte Frömmigkeit und allgemeines Wohlwollen aus, als durch die vorzüglichen Anlagen ihres Geiſtes. Ihr Verhalten als Freundin war muſterhaft und iſt über alles Lob erhaben. Sie begleitete die Wolff in die weite Fremde, theilte ihre Bedürfniſſe und Schickſale, verließ ſelten ihr Krankenlager, verſagte ſich alle Vergnügungen, und in dem Maß, worin die Leiden ihrer Freundin zunahmen, mehrte ſich ihre Treue. Sie hatte aber auch die Freude, ihre Liebe durch die herzlichſte Zuneigung und Dankbarkeit erwiedert zu ſehen. Sie gehörte zur reformirten Confeſſion, doch mit weniger ſtrengen dogmatiſchen Anſichten. Die Abtheilung der bataviſchen Geſellſchaft für Sprache und Dichtkunſt zu Amſterdam feierte am 14. März des nächſtfolgenden Jahres das Gedächtniß der beiden verdienſtvollen vaterländiſchen Dichterinnen, wobei der remonſtrantiſche Profeſſor Kongnenburg ihnen eine Lobrede hielt, und der geiſt- und geſchmackvolle Dichter M. C. van Hall ein ſchönes Gedicht vortrug. Und allerdings verdient Agathe Deken nicht nur als eine der verdienſtlichen Schöpferinnen des holländiſchen Romans, ſondern auch als ſittliche, fromme und reine Religions- und Volksdichterin in ihrem Vaterlande ein fortdauerndes Andenken und einen hohen Nachruhm *).

(Dr. J. Ch. H. Gittermann.)

Dekeris ſ. Schiff.
Dekka ſ. Dakka.

DEKKER de, Jeremias, ein berühmter holländiſcher Dichter, aus der Zeit des frühern Aufblühens der holländiſchen Poeſie, in dem erſten Jahrhundert der jungen ſelbſtändigen Republik, nach Beendigung der Revolution, welche die vereinigten Niederlande von Spanien trennte. Solche entſcheidende Zeiten pflegen auch einen beſonderen Aufſchwung des Geiſtes nach ſich zu ziehen und neue Blüthen der Literatur und der Kunſt zu erzeugen. Holland beſaß bis zu jener Epoche nur platte Reimereien, durchſpickt mit fremden Worten, oder ſonſtige, zum Theil unverſtändliche Lehrgedichte, in welchen nur hin und wieder einige wenige echt poetiſche Funken durchſchimmern. Nun aber, in der erſten, kräftigen Jugendperiode der neuern holländiſchen Republik, traten in derſelben mehre Männer auf, die ſich in Poeſie und Proſa als talentvolle Schriftſteller auszeichneten. Die Grundlage dieſer früheren äſthetiſchen Bildung in Holland waren die alten griechiſchen und römiſchen und insbeſondere auch die neuern italiäniſchen Klaſſiker. — Zu den vorzüglichſten Männern aus jener Periode gehört Jeremias de Dekker, ein damals ausgezeichneter Dichter. Alle ſeine Werke tragen das Gepräge einer echt poetiſchen Anlage und eines gereinigten Geſchmacks, und man rechnet ihn zu den klaſſiſchen holländiſchen Dichtern ſeiner Zeit.

Er war geboren zu Dortrecht, im Jahr 1609 oder 10. Sein Vater Abraham de Dekker war gebürtig von Antwerpen (1582) und ſtand erſt im Militärdienſt, worin er die Stadt Oſtende gegen den Erzherzog Albert drei Jahre lang mit vertheidigte. Dann nahm er die reformirte Religion an, verheirathete ſich mit Maria van den Bremden, und ließ ſich erſt zu Dortrecht, dann zu Amſterdam als Krämer nieder, worauf er endlich an letzterem Orte Mäkler wurde. Er verſtand Lateiniſch, war mit der Geſchichte vertraut, und ein Mann von Beleſenheit, Geſchmack und erprobter Bravheit. Viel Sorge wandte er auf die Erziehung ſeiner ſechs Kinder, und insbeſondere auch auf die Ausbildung ſeines älteſten Sohns Jeremias, der ſchon ſehr früh poetiſche und ſonſtige beſondere Geiſtesanlagen verrieth. Er ſuchte ihn bereits in der erſten Jugend auch zu merkantiliſchen Geſchäften anzuleiten, womit ſich indeß der Sohn nicht begnügen wollte. Vielmehr beſchäftigte ſich dieſer in ſeinen Nebenſtunden mit wiſſenſchaftlichen Studien, wobei zugleich auch ſein Vater ihm Führer war, und insbeſondere lernte er ohne alle Anleitung und blos durch Bücher, die lateiniſche, franzöſiſche, italiäniſche und engländiſche Sprache, und übte ſich darin durch Überſetzen, unter andern auch der Geſchichte des Älius Sejanus von P. Matthien, die er nachher verbeſſerte und 1661 herausgab. Zugleich ſuchte er ſeine Mutterſprache gründlich kennen zu lernen und ſchrieb zu ſeinem eigenen Gebrauch eine holländiſche Grammatik. Er beſaß einen lebhaften Verſtand und ein ungemein ſtarkes Gedächtniß; aber das

---

*) Quellen: *Witsen-Geysbeek* Biographisch Woordenboek der nederduitsche Dichters. I. Deel. Amsterd. 1821. p. 351. II. Deel, Amst. 1822. p. 142, etc. VI. Deel, Amst. 1827. p. 544. etc. — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek II. Deel, Zütph. 1821. p. 300.

vorherrſchende und am meiſten entwickelte Element ſeiner Individualität war das Gefühl. Ungeachtet ſeiner großen Liebe zu den Wiſſenſchaften, mußte er, da ſein Vater älter wurde und kränkelte, die Sorge für den Beſtand des Hausweſens faſt ganz allein wahrnehmen, und verzichtete deswegen auf die Freuden des ehelichen Lebens. Seine vorzüglichſte Nebenbeſchäftigung war indeß die Dichtkunſt. Sein erſtes größeres Produkt in derſelben war eine Bereimung der Klaglieder des Jeremias. Dann folgten Überſetzungen aus dem Horaz, Ovid, Lucrez, Juvenal, Perſius, Martial, Auſon, Sannazar, Prudenz, Buchanan und Owen. So wie das Gefühl den vorzüglichſten Theil ſeines Temperaments ausmachte, ſo wurde es auch der Hauptcharakter ſeiner Gedichte. Er nährte es insbeſondere an der zarten Flamme der Liebe zu ſeinen Eltern und Geſchwiſtern, und an dem Altar der Religion. Daher ſind ſeine ſchönſten Gedichte diejenigen, die ſeine Familienverhältniſſe betreffen, unter andern eine Elegie auf den Tod ſeines Vaters (1658), an ſeine Mutter gerichtet, und ganz vorzüglich eine Elegie an ſeinen Bruder, da dieſer zu Batavia geſtorben war. Beide Gedichte ſind höchſt rührend und im Ausdruck meiſterhaft, ſind auch von dem Prof. Siegenbeek in Leiden, in ſeinen Proben der niederteutſchen Dichtkunſt, als Muſter mit aufgenommen. Beſonders ſchön ſind auch ſeine Gedichte auf den Tod Chriſti, unter dem Geſamttitel: de goede Vrydag (der Charfreitag); ſowie auch ein paar andere innig gefühlte Poeſien, betitelt: Morgenstord (die Morgenſtunde) und Lentelied (Frühlingslied). Bei ſeinem empfindungsvollen Gemüth empörte ihn die harte Behandlung der Waldenſer in Piemont, und mit ſehr ſtarken, kräftigen Farben ſchrieb er ein Gedicht über die Verfolgung derſelben, das auch zu ſeinen ſchönſten lyriſchen Arbeiten gehört. So wie er ſich nun als Elegiker und Lyriker auszeichnete, ſo gelangen ihm auch verſchiedene ſatyriſche Gedichte und Epigramme. Zu den erſteren und beſten derſelben gehört ſein Lof der Geldzucht, ein muſterhaftes Seitenſtück zu des Erasmus Lob der Narrheit, worin die Geldbegierde, wie bei Erasmus die Narrheit, redend eingeführt wird und den Werth des Geldes ironiſch beweiſet. Auch ſeine Epigramme, 740 an der Zahl, obgleich nicht zu ſeinen vorzüglichſten Erzeugniſſen zu rechnen, tragen dennoch den Stempel des wahren, urſprünglichen Dichters und fanden zu ihrer Zeit viel Beifall. Auch Sonette hat er geſchrieben, die zum Theil nur ſchwach ſind, wovon aber doch einige ſich durch Genialität auszeichnen, z. B. ein Sonett an den Prinzen Moriz. Alle ſeine Gedichte haben außer der tiefen Empfindung, wodurch ſich die meiſten auszeichnen, für ſeine Zeit eine ungemeine Eleganz, die ſonſt, wie bekannt, im 17. Jahrhundert, im Gebiet der ſchönen Wiſſenſchaften zu den Seltenheiten gehörte.

De Dekker war nicht ſehr geneigt, ſeine Gedichte drucken zu laſſen. Doch gab er endlich auf Zureden mehrer Freunde im J. 1656 eine Samlung derſelben heraus, gedruckt zu Amſterdam bei Colom. Sie war bald vergriffen und iſt jetzt ſehr ſelten, ſo daß ſie in Holland auf Auctionen um einen hohen Preis verkauft wird. Es folgten 1659 und 1702 neue und vermehrte Ausgaben. Die beſte iſt unter dem Titel: Rymoefeningen van *de Decker*, door M. Brouerius *van Nidek*, met het leven des Dichters. Amst. 1726. 2. Thl. 4.

Dekker ſtarb im J. 1666, ſowol wegen ſeines moraliſchen Charakters, als auch wegen ſeines vorzüglichen Dichtertalents und der daraus hervorgegangenen poetiſchen Werke eine beſondere, ſchöne Erſcheinung ſeiner Zeit *). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DEKKER (Künſtler). 1) Franz, geb. zu Harlem 1684, wurde von Romeyn de Hooghe und Bartolomeo Engels in der Malerei unterrichtet. Unter den vielen Bildniſſen der angeſehenſten Perſonen ſeiner Vaterſtadt, welche er verfertigte, iſt die Tafel der Regenten im großen Pfrundhauſe ſein vorzüglichſtes [1]. — Jacob de D., in den Niederlanden geboren, erhielt in Rom, wo er ſich ausbildete, den Namen Guldenreigen [2]. — 8) Johann, ein Niederländer, deſſen Geburtsort und Jahr unbekannt ſind, war ein trefflicher Landſchaftsmaler; ſein Colorit iſt wahr, die Wirkung gut und die Behandlung kräftig. — Von Cornelius Dekker wiſſen wir nur, daß er ſchöne Landſchaften malte, die Figuren aber von andern Künſtlern ausführen ließ [3]. (*A. Weise.*)

DEKNATEL, Johannes, ein gelehrter Theolog der Mennoniten, dergleichen in der ältern Geſchichte dieſer kleinen Kirchengeſellſchaft, an deren Entſtehung Fanatismus, übertriebener Religionseifer, einſeitige Vorſtellungen und Mangel an gründlichen Kenntniſſen einen großen Antheil hatten, ſich nicht ſehr viele beſonders hervorgethan haben. Die meiſten Prediger unter den Mennoniten in älterer Zeit waren unſtudirte Perſonen, nur Männer von einer vorzüglichern religiöſen Kunde und Begeiſterung, größtentheils durch ſich ſelbſt gebildet. Nur einige wenige beſaßen Sprach- und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe. Zu dieſen gehörte Deknatel. Er wurde geboren zu Norden in Oſtfriesland im Jahr 1697. Sein Vater war ein dortiger Bürger, zu der mennonitiſchen Gemeinde gehörend, die ſich daſelbſt ſchon im 16. Jahrhundert neben der großen lutheriſchen Hauptgemeinde gebildet hatte, und auch noch jetzt, obgleich ſie nur klein iſt, in verſchiedenen, zum Theil wohlhabenden Mitgliedern ungeſtört fortdauert. Deknatel widmete ſich dem geiſtlichen Stande und beſuchte zu dem Ende in ſeiner Geburtsſtadt die dortige lateiniſche Schule, welcher damals der Magiſter Leutholf, ein Mann von ausgezeichneter Gelehrſamkeit und Frömmigkeit, als Rector vorſtand. Dann ſtudirte er in den Niederlanden bei den mennonitiſchen Lehrern, die mit wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen ihres Fachs verſehen waren, und

---

*) Quellen: *Witsen-Geysbeek* Biographisch Woordenboek der nederduitsche Dichters. II. Deel. Amsterd. 1822. p. 114. etc. — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek. II. Deel. Zütphen 1821. p. 302. — und andere zerſtreute Notizen.

[1] *van Gool* T. 2. p. 49. [2] *Houbraken* T. 3. p. 102. [3] Mannlich Beſchr. der Gemäldeſ. zu München ꝛc. T. 1. p. 128.

einzelne, zum geiſtlichen Stande beſtimmte Jünglinge ihres Glaubens unterrichteten. Er wurde, nachdem er in einigen kleinern Gemeinden das Lehramt verwaltet, zuletzt Prediger bei der mennonitiſchen Gemeinde zu Amſterdam, der größten und blühendſten ſeiner Kirchengeſellſchaft, wo er ſich auch mit dem Unterrichte der Jünglinge von ſeiner Kirchengeſellſchaft, die Prediger werden wollten, beſchäftigte, zu welchem Unterricht im Jahr 1735 zu Amſterdam ein eigenes theologiſches Seminarium errichtet wurde, woran denn ſeitdem auch Deknatel einer der ordentlichen Lehrer war. Er ſtarb daſelbſt 1759 am 22. Januar. — Außer verſchiedenen Predigten ſchrieb er: Aanleiding tot het christelyke Gelove, 1747; und Menno Simons in t Kleine, 1753 †). (Dr. *Gittermann.*)

DELA. Unter dieſem Namen ſtellte Adanſon diejenigen Arten der Pflanzengattung Athamanta als beſondere Gattung auf, deren Früchte haarig und tief gefurcht ſind. Haller und Mönch begriffen ſie unter dem Namen Libanotis. (*A. Sprengel.*)

DELAHAYE, Guillaume Nicolas, einer der vorzüglichſten franzöſiſchen Landkartenſtecher, war 1725 zu Paris geboren, wo ſein Vater dieſelbe Kunſt trieb und der Lehrer ſeines Sohnes wurde. Von dieſem hat man gegen 1200 Karten und Plane, die wegen ihrer Genauigkeit, Reinheit, der geſchmackvollen Einrichtung und des ganzen gefälligen Anſehens allgemeinen Beifall fanden. Er hat alle Karten zu d'Anville's Werken geſtochen, und dieſer berühmte Geograph zeichnete ihn vor Andern aus. Der Atlas von Mannevillette und der größte Theil von Robert de Vaugandy's Karten ſind ebenfalls von ihm geſtochen. Ferner die Plane der Campagnes de Maillebois en Italie, die Karte der Alpen von Bourcet, der Grenzen zwiſchen Frankreich und Piemont, der Diöceſe von Cambray, des Waadtlandes, des Genfergebiets ꝛc. Das Meiſterwerk, die große Carte des chasses du roy aux environs de Versailles, hat er angefangen. Als er den 25. Februar 1802 zu Charenton ſtarb, hinterließ er mehre geſchickte Schüler, die rühmlich in ſeine Fußſtapfen traten *). (*Baur.*)

Delambre ſ. die Nachträge zu D.

Delametherie ſ. Metherie.

DELANY, Patrik, ein irländiſcher Gottesgelehrter, Sohn eines armen Pachters, geboren um 1680, kam in das Trinitatis-Collegium zu Dublin, erhielt eine Lehrſtelle an demſelben und wurde Doctor der Theologie. Eine Zeitlang bekleidete er das Amt eines Kanzlers der beiden Kathedralkirchen zu Dublin, legte aber dieſe Stelle wegen Streitigkeiten nieder und lebte von einer Präbende der Kathedralkirchen, bis er 1768 ſtarb. Unter den Gottesgelehrten ſeiner Zeit ſtand er wegen ſeiner gründlichen Kenntniſſe und als Vertheidiger der Offenbarung gegen die Angriffe Tiedals, Morgans, Bolingbrokes und anderer Freidenker in Achtung und Anſehen, konnte aber über die Gegner um ſo weniger einen Sieg erlangen, da er zu beweiſen ſuchte, daß Alles wichtige und würdige Beſtandtheile der göttlichen Offenbarung wären, was die Bibel von Iſaaks Opferung, von Jakobs Argliſt, von Joſephs Unſchuld, von Bileams Eſel, von Davids Verbrechen, von Paulus Mantel ꝛc. erzählt. Seine Beurtheilungskraft ſtand daher mit ſeiner Gelehrſamkeit in keinem richtigen Verhältniß. Die bekannteſten unter ſeinen Schriften ſind: Revelation examin'd with candour. Lond. 1732; 1735. Vol. II. 8. Teutſch v. H. C. Lemker. Läneb. 1738. 8. Reflexions upon polygamie. Lond. 1737. 8. Teutſch: Danzig 1742. 8. Historical account of the life and reign of David, King of Israel, interspersed with various conjectures, digressions and disquisitions. Lond. 1740. Vol. III. 8. Teutſch (mit vielen Anmerkungen) von C. E. v. Windheim u. Vorr. von Mosheim. Hannov. 1748. 3 Bde. 8. Als Prediger wurde er vorzüglich geſchätzt, und ſeine Sermons (1744; 1764) ſind auch ins Teutſche überſetzt worden von J. D. Miller. Leipz. 1747. 8. Mit Swift ſtand er in freundſchaftlicher Verbindung, und in deſſen Werken findet man auch einige Gedichte von ihm. — Seine zweite Gattin, eine Tochter des Lord Landsdowne, zeichnete ſich als Malerin aus. Man hat von ihr eine Flora oder Samlung von 980 ſehr gut gemalten Pflanzen *). (*Baur.*)

DELARIA. Eine von Desvaux (Annal. des sc. nat. IX. p. 404.) geſtiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminoſen (Gruppe der Sophoreen) und der erſten Ordnung der zehnten Linnéſchen Klaſſe. Char. Der Kelch fünfzähnig, ſcheidenartig, verwelkend; der Wimpel der Schmetterlingscorolle größer als die übrigen Blättchen, meiſt offenſtehend; der Fruchtknoten geſtielt oder ungeſtielt; die Narbe ſpitz; die Hülſenfrucht lang, wenigſamig. Die beiden Arten, welche Desvaux kennt, ſind Sträucher mit abwechſelnden, einfachen Blättern. 1) *D. ovalifolia* Desv. (l. c. t. 52., Cassia simplicifolia Desv. journ. de bot. 1814 p. 72.) in Braſilien und 2) *D. pyrifolia* Desv. (l. c. t. 53.) in Guinea. (*A. Sprengel.*)

Delas ſ. Diala.

DELATIO, DELATORES. Beide Ausdrücke ſind abzuleiten von deferre nomen, eigentlich den Namen (eines Andern) angeben beim Prätor, um die Befugniß zu einer gerichtlichen Klage gegen denſelben zu erhalten; erfolgte dieſe Befugniß, nahm der Prätor den Namen (und damit alſo die Klage) an, ſo begann der Rechtsſtreit oder Proceß 1). Inſofern auf dieſe Weiſe die *Delatio* (nominis) eine Klage bewirkte, wird dann der Ausdruck auch für die Anklage ſelber genommen, in ähnlicher Weiſe wie *postulatio* und *postulare* 2). Der Ausdruck *Delator* findet ſich beſonders häufig in den frü ern Zeiten Roms ſeit der Periode des Auguſtus, wo bereits dieſer in der Folge ſo berüchtigt gewordene Name orkommt, um einen öffentlichen Angeber zu bezeichnen,)elcher von einem begangenen Verbrechen der betreffenen Behörde die Anzeige macht und den Schuldigen anibt. Durch eine beſondere Belohnung, welche durch die Lex Papia Poppaea 3) ſolchen Menſchen für ihre Anzeie zugeſichert war, hatte Auguſtus die wohlwollende Abicht, Übertretung dieſes Geſetzes zu verhüten und ſorgältige Wachſamkeit zu veranlaſſen. Aber bald artete, ınter Tiberius, dies auf eine furchtbare Weiſe aus, inem ſich nun eine Claſſe von Menſchen bildete, welche ls Auflaurer und Polizeiſpione eines argwöhniſchen und rauſamen Tyrannen durch falſche Angaben jeder Art das Wohl der Familien und die Sicherheit aller rechtlichen Bürger, insbeſondere der Reicheren und Angeſehenen, geährdeten. So konnte wol Tacitus 4) von dieſer Claſſe on Menſchen ſagen: Delatores, genus hominum publio exitio repertum et poenis quidem nunquam satis oercitum, per praemia eliciebantur. Kein Haus, keie Familie war nun ſicher oder frei von der Gefahr, einer chändlichen Anklage, die meiſt Tod oder Verbannung der Verluſt des Vermögens nach ſich zog, zu unterlieen, da die Delatores zugleich zu Werkzeugen eines urchtbaren Despotismus dienten, als ein Mittel, um uf einem ſcheinbar rechtlichen Wege ſich derjenigen zu ntledigen, die durch Reichthum, Anſehen oder Redlicheit und Uneigennützigkeit des Charakters vor den Übrien hervorragten. Daher die Anklage insbeſondere auf as Verbrechen der beleidigten Majeſtas oder des Hocherraths ſich erſtreckte. „Unter dem Kaiſer Tiberius, agt Seneca 5), war die Wuth, Leute in Anklageſtand u verſetzen, häufig und faſt allgemein, und dies ſetzte den Bürgern, ohne daß ſie die Waffen gegen einander trugen, chwerer zu als aller Bürgerkrieg. Man fing die Auſſaen von Trunkenen auf und die unſchuldigſten Scherze. Nichts war ſicher, jede Gelegenheit zu wüthen war erwünſcht. Und man war auf das Schickſal der Angeklagen nicht mehr begierig, da es nur eines war,“ d. h. Verrtheilung. Und die Anekdote, welche darauf Seneca olgen läßt, liefert davon einen hinreichenden Beweis, elbſt wenn uns nicht Tacitus eine Menge von Zügen dieer öffentlichen Auflaurer und Spione, die in ihrem chandbaren Gewerbe durch reiche Belohnungen aufgenuntert wurden, aufbehalten hätte. So waren bald Verordnungen nöthig, dem ſchändlichen Unfuge zu ſteuern, welcher von dieſen Delatores mit ſolchen falſchen und rdichteten Anklagen getrieben wurde; ſchon Nero 6) gab ald nach dem Antritte ſeiner Regirung die Verfügung, aß die bisher übliche Belohnung, die meiſt in dem vieren Theil der Strafſumme beſtand, zu welcher der Schuldige verurtheilt war, auf ein Viertel dieſer Summe herabgeſetzt werden ſollte, und noch ſtrengere Strafen wandte Titus 7) zur Unterdrückung eines Übels an, das bei der moraliſchen Verderbtheit ſeiner Zeit ſchwer auszurotten war, und das unter Domitian 8) aufs äußerſte geſtiegen war. Titus ließ unter andern ſolche Delatores auf dem Forum zu Tode ſtäupen, oder ſchickte ſie auf die rauheſten Inſeln ins Exil. Indeſſen mag es ihm doch nicht möglich geworden ſeyn, das Übel von Grund aus zu tilgen, ſonſt hätte Trajan nicht nöthig gehabt, ſo ſtrenge Strafen in Anwendung zu bringen, wodurch es ihm jedoch, wie ſein Lobredner Plinius 9) berichtet, gelungen, das ſchreckliche Übel von Grund aus zu vertilgen. Mit einer Schar von Straßenräubern und zwar ſolchen, die nicht auf verborgenen, einſamen Pfaden, ſondern auf offenen Straßen, auf dem Forum Alles umlagern, vergleicht Plinius dieſe Auflaurer, vor denen kein Haus, keine Familie, kein Rechtszuſtand, kein Teſtament ſicher iſt, vor denen nichts ſchützt, nichts rettet. Das Verdienſt, ein ſolches Übel, vermehrt durch der Kaiſer Habſucht, von Grund aus getilgt zu haben, iſt es, was Plinius dem Trajan zuerkennt, der darum freilich die härteſten Strafen in Anwendung bringen mußte, dergl. Todesſtrafen jeder Art, gewaltſame Verbannung oder Verſetzung auf Schiffe, die man den Stürmen Preis gab 10). Und allerdings ſcheint er damit dem Übel ein Ende gemacht zu haben, das, wenn es auch ſeinem Weſen und ſeiner Natur nach unmöglich in einer ſolchen Zeit ganz auszurotten war, doch in der furchtbaren Geſtalt, in welcher es unter einem Tiberius, Caligula, Domitian erſcheint, nicht mehr wieder hervorgetreten iſt.

---

†) Quellen. Reershemius Oſtfriesländiſches Prediger-Denkmal. Aurich 1765. S. 609. — *Rahusen* Lyk-en Kerk-Reede ter Gedachtenis van Marcus Arisz. Aurich 1785. p. 47. 48. — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek. II. Deel. Zutphen 1821. p. 390.

*) Gaspari's u. Bertuchs geograph. Ephemer. 1802. Jul. 71. Biogr. univ. T. X. (von Auguis).

*) Götters gel. Europa. 3. Th. 430. Beiträge zur Hiſt. d. Gelehrſ. 3. Th. 239. Lemkers Vorr. zu der oben gen. Ueberſ.

1) S. Clav. Cic. s. v. deferre. Vom Prätor, welcher d. Klage annimt, heißt es dann: recipit nomen. 2) S. Clav. Cic. s. v. postulare vergl. mit Corte zu Cic. ad Famil. VIII. 6

(*Bähr.*)

DELAUNEY, 1) Nicolas, geboren zu Paris 1739, ein Schüler von Lempereur, behauptet unter den neuern franzöſiſchen Kupferſtechern einen ausgezeichneten Rang. Im Jahr 1777 wurde er Mitglied der Malerakademie. Er lieferte mehrentheils Blätter in großem Format, worin die Figuren richtig gezeichnet ſind und die techniſche Behandlung allen Beifall verdient. — 2) Robert, des Vorhergehenden Bruder, geboren zu Paris im J. 1754, war Schüler ſeines Bruders und verdient in ſeinen Ausführungen gleiches Lob; er arbeitete vorzüglich nach guten franzöſiſchen und niederländiſchen Meiſtern. — 3) Marguerite Thereſe, geboren zu Paris im Jahr 1736. Dieſe Künſtlerin gehört nicht zu der Familie der Vorhergehenden. Sie hat ſich durch den Stich mehrer artigen Landſchaften bekannt gemacht. (Huber's Handb. Thl. 8. S. 272.) (*A. Weise.*)

Delaware ſ. die Nachträge zu D.

DELBENE, del Bene, d'Elbene (Alfons), Bi

---

3) S. *Bach* Histor. jurisprud. Rom. Lib. III. cap. 1. Lex ap. Popp. cap. LVIII vel XIV. pag. 347. *Tacit.* Annal. III, 28.

) S. Annal. IV. 30.

5) De benefic. III, 26. nach Roſers Überſetzung in der Saml. von Tafel, Oſiander u. Schwab. No. 45. — In ähnlichem Sinne ſagt *Suetonius* Vit. Tiber. 61: „Nemini delatorum fides abrogata. Omne crimen pro capitali acceptum, etiam paucorum simpliciumque verborum.“

) S. *Sueton.* Ner. cap. 10.

7) *Sueton.* Vit. Tit. cap. 8.

8) *Suet.* Vit. Domit. 12. *Tacit.* Agricol. 45.

9) Im Panegyricus cap. 34.

10) „Excidisti intestinum malum (ſagt Plinius a. a. O.). Contigit desuper intueri delatorum supina ora, retortasque cervices. Congesti sunt in navigia raptim conquisita ac tempestatibus dediti: abirent fugerentque vastatas delationibus terras.“ Vergl. auch die Abhandlung von *Brencmann* de fatis calumniantium sub Impp. in Thes. Otton. Jur. Rom. Tom. III.

ſchof von Alby, zu Lyon im 16. Jahrhundert aus einer angeſehenen florentiniſchen Familie geboren, welche durch politiſche Gährungen aus ihrem Vaterlande vertrieben worden war. Nachdem er unter Cujaz die Rechte ſtudirt hatte, erhielt er 1550 die Abtei Hautecombe in Savoyen, und der Herzog Karl Emanuel ernannte ihn zu ſeinem Hiſtoriographen. Er vertauſchte ſeine Abtei gegen die von Mezières in Burgund, wurde 1588 Biſchof von Alby und ſtarb den 8. Februar 1608 in ſeinem 68. Jahre. Er war ein Freund und Kenner der Gelehrſamkeit und der Gelehrten, ſtand mit mehren der letztern als Mäcen in Verbindung und gab ſelbſt einige Schriften heraus, die noch jetzt nicht ohne Werth ſind: De gente et familia Hugonis Capetis, origine justoque progressu ad familiam regiam. Lugd. 1595. 1605. 8. De rebus Burgundiae Transjuranae et Arelatis, in quibus pleraeque res gestae vicinarum gentium brevissime continentur, libris tribus. Lugd. 1604. 4. Par. 1609. fol.; die Geſchichte geht bis zum Jahr 1031. Tractatus de gente et familia marchionum Gothiae, qui postea comites sancti Aegidii et Tholosates dicti sunt. Lugd. 1592. 1607. 8.; eine Genealogie der Grafen von Touloufe. Mehre Werke, die er handſchriftlich hinterließ, werden in den Bibliotheken zu Paris, Turin und Genf verwahrt. Er war auch Dichter, und einige franzöſiſche Verſe von ihm findet man in dem Tombeau d'Adrien Turnèbe. 1565. 4. *) (*Baur.*)

DELBRÜCK, Delbrügge, Marktflecken in dem Kreiſe Paderborn des preuß. Regirungsbezirks Minden, am Hauſtenbach, mit einer Kirche, wohin ſonſt zahlreiche Wallfahrten zum heil. Kreuz gingen, 1 Armenhauſe, 1 vorzüglichen Landſchule, 260 Häuſ. und 1900 Einw., welche Handwerke, Tabaksſpinnerei und Handel mit Hanfgarn und Leinwand unterhalten; auch iſt hier ein Poſtwärteramt. — Der Ort gehörte früher zu dem, in einer moraſtigen Gegend zwiſchen der Lippe und Ems gelegenen, gleichn. Küchenamte oder Droſtei des Hochſtifts Paderborn, und wird als Geburtsort des ausgezeichneten kaiſerl. Generals Grafen Johann v. Sporck († um 1680) genannt. (*Leonhardi.*)

DELBRÜCK, Johann Friedrich Gottlieb, geb. zu Magdeburg den 22. Aug. 1768, war der Sohn des dortigen Rathsmanns (Mitgliedes des damals zugleich die ſtädtiſche Gerichtsbarkeit verwaltenden Magiſtrats), Friedrich Heinr. Delbrück. Dieſer, ein durch Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens gleich ausgezeichneter Mann, wurde ſeiner Vaterſtadt ſchon im 47. Jahre ſeines Alters durch den Tod entriſſen. Die allgemeine tiefe Trauer über dieſen Verluſt zeigte ſich in der Stadt auf die rührendſte Weiſe und hatte wol einen großen Antheil an der Wirkung, welche der frühzeitige Tod eines geliebten Vaters auf den älteſten, damals 15jährigen Sohn hervorbrachte, indem von dieſem Ereigniſſe an ein bis dahin nicht gezeigter Ernſt ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigte und angeſtrengter Fleiß ihn vor vielen ſeiner Mitſchüler auf der Domſchule zu Magdeburg auszuzeichnen begann. Hier zählte ihn der verewigte Funk ſpäterhin zu ſeinen liebſten Schülern; des Einfluſſes aber, den ſeine treffliche Mutter auf ſeine geſammte Bildung gehabt hat, hat Delbrück bei jedem Anlaſſe mit innigſter Dankbarkeit gedacht. Dieſer wackern Frau, die in vielen Beziehungen den ſeltenern ihres Geſchlechts beigezählt werden konnte, wurde für die wahrhaft religiöſe Ergebung, mit der ſie das frühe Scheiden des innigſt geliebten Gatten, wie ſpätere harte Schläge des Schickſals ertrug, und für die Kraft der Sele und Stärke des Geiſtes, mit der ſie, faſt mittellos, tauſendfache Schwierigkeiten beſiegend, die Erziehung von acht Kindern vollendete, der ſchöne Lohn zu Theil, ſechs derſelben (zwei, bereits erwachſen, wurden ihr durch den Tod entriſſen) eine Reihe von Jahren hindurch, — ſie ſtarb hochbetagt im Jahre 1814, — in glücklichen Amts- und Familienverhältniſſen, wenn auch theilweis entfernt von ihr, den Beweis führen zu ſehen, was treue, ausdauernde Mutterliebe und weiſe, mütterliche Führung zu leiſten vermag.

Delbrück war um Oſtern 1786 zur Univerſität vorbereitet; es war in Halle bereits eine Wohnung für ihn gemiethet und alles ſonſt zu ſeinem Abgange eingerichtet, als Baſedow, welcher damals in Magdeburg lebte und ſich nicht ſelten mit dem Jünglinge beſchäftigt hatte, ihn beſtimmte, noch ein Jahr auf der Schule zu bleiben; die gütige Mutter willigte, ſo manches Opfer ſie dies auch koſtete, dennoch zum Beſten des Sohnes in den Aufſchub, und dieſer hat vielfach Baſedows Rath geprieſen, da er ſpäterhin inne geworden, wie heilbringend deſſen Befolgung für ſeine Ausbildung ſich gezeigt habe. Schon als Knabe hatte Delbrück eine große Vorliebe für das Predigtamt kund gegeben und oft den Stuhl als ſeine Kanzel beſtiegen. Er bezog daher auch die Univerſität Halle, wo er in dem ſeiner Mutter befreundeten Niemeyerſchen Hauſe wohnte und freundliche Unterſtützung fand, in der Abſicht, Theologie zu ſtudiren. Dieſer Abſicht blieb er auch dem Hauptſatze nach getreu; durch Wolf und Eberhard angeregt, wandte er ſich aber auch mit Eifer den humaniſtiſchen Studien zu. Um Michaelis 1790 erlangte er nach Vertheidigung ſeiner Diſſertation: Aristotelis ethicorum nicomacheorum adumbratio accommodate ad nostrae philosophiae rationem facta. die philoſophiſche Doctorwürde, und kehrte bald darauf in die Vaterſtadt zurück, wo er einem vom dortigen Magiſtrate noch während ſeiner Anweſenheit in Halle an ihn ergangenen Rufe zufolge eine Lehrerſtelle an der Altſtädter Schule, die damals noch ein Gymnaſium war, übernahm. Die Abſicht des Magiſtrats, durch ihn die Schule zu heben, zeigte ſich ſehr bald der Erfüllung zuſchreitend, als Delbrück zu einem erweiterten Wirkungskreiſe gerufen wurde. Der Propſt Rötger nämlich, der bald ſeinen Werth erkannte, trug kein Bedenken, dem jungen Manne die erledigte Rectorſtelle am Pädagogium des Kloſters U. L. Frauen zu Magdeburg anzuvertrauen. Zu Oſtern 1792 trat er dies Amt an

---

*) *Mazzuchelli* scritt. d'Italia. Biogr. univ. T. X. (von Weiß u. Pillet). Von mehren Gelehrten dieſes Namens und dieſes Geſchlechts, die aber hier übergangen werden können, gibt Mazzuchelli Nachricht, und nach dieſem Adelung in den Zuſätzen zum Jöcher s. v. Beno.

eſſen Verwaltung doppelt ſchwierig für ihn ward, da
nehre Lehrer der Anſtalt, die älter an Jahren waren
ls er und ſchon lange ſich in ihrem Amte befanden, zum
Theil mit großem Widerſtreben den neuen Anordnungen
es jüngern Mannes folgten, und da es ein Hauptzug im
Charakter des letztern war, in dem, was er für recht,
gut und nützlich erkannt hatte, nicht nachzugeben, ſon-
ern feſt in ſeinem Streben zu beharren. Er ſcheute we-
er das Opfer einer ruhigen, freundlichen Genoſſenſchaft
nit ſeinen Mitarbeitern, die er häufig unterbrochen ſe-
en mußte, noch das für ſein vom reinſten Wohlwollen
urchdrungenes Herz noch viel ſchwerere Opfer, welches
r nicht ſelten dadurch, daß er anderen wehe that, zu
ringen durch ſeine Pflicht ſich genöthigt ſah. Wie ſehr
r ſich aber an ſeinem Platze befand, und wie richtig der
Weg war, dem er unabläſſig folgte, dafür zeugt der kräf-
ige Beiſtand, den ihm Rötger nie verſagte, und die
wahrhaft zärtliche Freundſchaft, mit der er ihm bis zu
einem Tode zugethan blieb; dafür zeugt, daß ſeine Geg-
er ſpäterhin, die Lauterkeit ſeines Strebens erkennend,
ie Reinheit ſeines Sinnes und Wandels hochachtend, ſich
n ſeine Freunde verwandelten und ihn mit Schmerz aus
einem Verhältniſſe ſcheiden ſahen; dafür zeugt endlich
ie dankbare Verehrung, mit der ſeine zahlreichen Zög-
inge aus der Zeit ſeiner Amtsverwaltung am Kloſter ſei-
er gedenken.

Im Juli 1800 ward Delbrück unvermuthet zu dem
ach Magdeburg gekommenen Miniſter und Generalcon-
roleur der Finanzen, Grafen von der Schulenburg-
Kehnert gerufen, der ihm eröffnete, daß der König
hn zum Erzieher des Kronprinzen, damals im 5. Jahre
eines Alters, auserſehen habe. Es wurde ſchleunige
Erklärung über die Annahme dieſes ebenſo hochwichtigen
ls ehrenvollen Berufes von ihm gefodert und ihm da-
urch der ſchwere Kampf erſpart, den er ſonſt nach ſeiner
Gewiſſenhaftigkeit zwiſchen dem Reize, den für jeden
Wohlgeſinnten der Eintrit in einen bedeutenden, folgen-
eichen Wirkungskreis hat, und dem Zweifel über die
Tüchtigkeit dazu, zu beſtehen gehabt haben würde. Bei
Delbrück ſiegte jener Reiz, weil dem Zweifel keine Zeit
gelaſſen wurde, aufzukommen, und den dritten Tag nach
er ihm geſchehenen Eröffnung eilte er bereits ſeiner
euen Beſtimmung zu. Bald wurde ihm auch die Erzie-
ung des zweiten Sohnes des Königs, des Prinzen
Wilhelm, anvertraut, und neun Jahr hindurch blieb
r in einem Verhältniſſe, das ihm für ſein ganzes Leben
ine der reichſten Quellen wahrhaftigen Glückes gewor-
en iſt. Das Vertrauen des Königs und der verewigten
Königin gewährten ihm die in ähnlichen Lagen gewiß ſel-
ene Gunſt, in dem ſeinen Händen anvertrauten Werke
rei nach eigner Anſicht zu handeln; die ſchönen Anlagen
einer Zöglinge, ihr herrliches Gemüth, ihre Liebe zu
hm, führten ſeine Bemühungen ihrem hohen Ziele im-
ner raſcher entgegen. Das Unglück des Vaterlandes brach
erein und drängte das hohe Königshaus in den äußer-
ten Winkel der Monarchie; Delbrück war ein naher Zeu-
ge der Selengröße und der herrlichen Tugenden, welche
König und Königin und alles, was ihnen angehörte,
ntfalteten; ihm war vergönnt, ſeine fürſtlichen Zöglinge
auf dieſes erhabene Beiſpiel hinzuweiſen, und in den jungen Gemüthern die Eindrücke ſich entwickeln und die Wirkungen ſich befeſtigen zu helfen, welche von dem Anſchauen großer Geſchicke, von dem Durchleben harter Prüfungszeit unzertrennlich ſind.

Gegen Ende des Jahres 1809 ward Delbrück, da das Ziel, zu welchem er die Prinzen führen ſollte, erreicht war, ſeines Verhältniſſes entbunden; den Prinzen, insonderheit dem Kronprinzen, wurde die Trennung von dem geliebten Führer überaus ſchwer; ſie erfolgte daher nach und nach; der Kronprinz kehrte noch in Begleitung Delbrücks im Jahre 1809 nach Berlin zurück und hatte ihn auch dort noch bis gegen Ende des Jahres 1810, wo Delbrück nach ſeiner Vaterſtadt Magdeburg ging, viel um ſich. In der Mitte des Jahres 1811 trat Delbrück von Magdeburg aus, wo er ſich bis dahin mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt hatte, eine Reiſe durch einen Theil von Frankreich, die Schweiz, Italien und das ſüdliche Teutſchland an. Sie ſollte zwei Jahre dauern, und die Gnade des Königs hatte ihm dazu, außer der ihm bei ſeiner Entlaſſung bewilligten, bedeutenden, lebenslänglichen Penſion, eine beſondere Summe angewieſen. Die Ereigniſſe des Frühjahres 1813 führten ihn vor Ablauf jener zwei Jahre nach Teutſchland zurück; er ging zunächſt nach Prag, ſpäterhin nach Berlin, wo er an mehren Vereinen, welche die Zeitbegebenheiten gebildet hatten, thätigen Theil nahm. Vorzugsweiſe widmete er ſeine Thätigkeit der Luiſenſtiftung, als einer ihrer Vorſteher, und dies führte ihn zu einem Glücke, deſſen er, der Natur der Sache nach, während ſeines Verhältniſſes als Erzieher der königlichen Prinzen hatte entbehren müſſen, und das er nachher wol geſucht, aber, ſo ſehr er dafür geſchaffen war, nicht gefunden hatte, — zur Ehe Eine in der Luiſenſtiftung gebildete Erzieherin bei derſelben, Emilie Meklenburg, feſſelte ihn, und ihr reiches, ſchönes Gemüth erkannte das ſeinige und ließ ſie den Unterſchied der Jahre nicht erblicken. Sie verbanden ſich im J. 1816, wo Delbrück das 47. Lebensjahr bereits zurückgelegt und ſeine Gattin das 20. noch nicht erreicht hatte. Dieſer Ehebund gehörte ungeachtet dieſes Unterſchiedes der Jahre zu den glücklichſten, die gedacht werden können; leider wurde er ſchon im J. 1823 durch den Tod der liebenswürdigen Gattin gelöſt.

In Delbrück war die frühe Neigung zum Predigtamte wieder rege geworden; er lehnte daher Anträge zum Eintrit in den Statsdienſt ab, und übernahm im Juli 1817 das Paſtorat an der Michaeliskirche zu Zeitz und die damit verbundene Superintendentur. Ungeachtet es ihm in dieſem amtlichen Wirkungskreiſe an mancherlei Kämpfen nicht fehlte, die ihm aus ſeinem durch die reinſte Geſinnung hervorgerufenen, immer auf die Sache gerichteten, aber in den Mitteln zuweilen irrenden und die gebotenen Formen nicht immer ſorgfältig beachtenden Eifer, Gutes zu wirken, erwuchſen, ſo blieb doch auch hier ſeiner Thätigkeit ein lohnender Erfolg nicht aus. Von dem größten Theile der Geiſtlichen und Schullehrer ſeiner Ephorie, von der geſamten Einwohnerſchaft in Zeitz, insonderheit aber von der ihm anvertraut geweſenen Gemeinde, der er im wahrhaftigen Sinne des Wortes Selſorger geweſen war, geachtet, geliebt und beweint, ſtarb er den 4. Juli 1830, noch ehe er den durch mehrjähriges Kränkeln nöthig gewordenen Entſchluß, ſeine Ämter niederzulegen, hatte zur Ausführung bringen können.

Seine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ſind von minderer Bedeutſamkeit, als ſein geſamtes perſönliches Wirken. In ſeinem Nachlaſſe hat ſich eine Angabe von Schriften, deren Bearbeitung und Herausgabe er ſich für die Zeit ſeines Ruheſtandes vorgeſetzt hatte, gefunden. Schwerlich würde er aber, auch bei einem längeren Leben, ſeine Vorſätze ausgeführt haben; die große Regſamkeit ſeines Geiſtes war der Ausdauer hinderlich, welche zur Hervorbringung größerer, gediegener Werke unentbehrlich iſt *). Seine Hauptſtärke lag überhaupt weniger in der Kraft ſeiner Feder, als ſeiner Zunge und ſeiner geſamten Perſönlichkeit. Dieſe hatte ihre Quelle in einem raſtloſen, bei allem Wechſel der Verhältniſſe ſich ſtets gleich bleibenden, die eigene Anſicht mitunter wol zu hoch ſtellenden, aber dennoch höchſtlöblichen, auf das Weſenhafte gerichteten Streben.

Wenn ſchon oben geſagt iſt, daß ſein Verhältniß zum königlichen Hauſe eine der reichſten Quellen des Glückes ſein ganzes Leben hindurch für ihn geworden ſei, ſo muß hier wiederholt werden, daß er bis zu ſeinem Lebensende von den erlauchten Gliedern der königlichen Familie die zahlreichſten Beweiſe der Huld und inſonderheit von ſeinem erhabenen Zöglinge, dem Kronprinzen, wahrhaft rührende Beweiſe dauernder Zuneigung empfangen hat, die ſich bei ſeiner unerwarteten Todesnachricht durch Äußerungen des lebhafteſten Schmerzes kund gab und noch fortdauernd in der großmüthigſten Sorge für die verwaiſeten Kinder des Verſtorbenen, einem Sohne und einer Tochter, offenbar wird. Ihre Zukunft iſt durch die huldvollſten Zuſagen des Königs geſichert. *(H.)*

Del credere ſ. Credere (Thl. XXI. S. 434).

DELDEN, Kantonſtadt in dem Bezirk Almelo der niederländ. Provinz Overyſſel mit 3857 Einw. — In der Gegend liegt das Schloß Twickeloo, welches mit der gleichn. Herrlichkeit der adeligen Familie Waſſenaer gehört. (H.)

Delegant, Delegat, Delegatar ſ. Delegation.

DELEGATION iſt, in ſeiner ſtatiſtiſchen Bedeutung, bei der italiäniſchen Verwaltung etwa das, was in der franzöſiſchen die Präfectur iſt, und ſie unterſcheidet ſich im Kirchenſtate von der Legation dadurch, daß an ihrer Spitze kein Kardinal ſteht. Sein Zutritt verwandelt in Rückſicht ſeines unmittelbaren Verhältniſſes zu dem Papſte, die Delegation in Legation. In der Verfaſſungsurkunde des lombardiſch-venedigſchen Königreichs vom 24. April 1815 werden die oberſten Verwaltungsſtellen der Provinzen, welche 9 an der Zahl unter der Regirung zu Mailand und ihrer 8 unter Venedig ſtehen, Delegationen genannt, und ihre Geſchäftsführung geſchieht unter der Leitung und Verantwortlichkeit des delegato reggio oder Vice-delegato. Ihr Geſchäftskreis begreift alle Verwaltungsrechte in der Provinz, welche ſie entweder nach Anordnung der Regirung vollziehen oder ſelbſt ausüben, oder inſofern dieſelben zu den ſtändiſchen, kirchlichen, ſtädtiſchen und gutsherrlichen Befugniſſen gehören, in Aufſicht haben; und ſie ſind zugleich die vorgeſetzte Behörde der ſtädtiſchen und grundherrlichen Gerichte. Der Delegat leitet die Wahl der 4 bis 8 Mitglieder der landſchaftlichen Verſamlung, beeidigt ſie und hat den Vorſitz in dieſer Verſamlung, welche die Steuergeſchäfte und die nicht dem State, ſondern nur der Provinz zur Laſt fallenden Wege- und Waſſerbauſachen, den Haushalt der Gemeinden und die Wohlthätigkeitsanſtalten beaufſichtigt, ihre Kaſſe für ſich, aber die Regiſtratur und Schreiberei mit der Delegation gemeinſchaftlich hat. Ihre Abſtimmung iſt nur gutachtlich, erhält aber für die Unterbehörden entſcheidende Kraft, wenn der Delegat ſie genehmigt. Er muß die Befehle, welche die Verſamlung in dieſen Sachen an die Behörden erläßt, neben dem Referenten (ihrem berichtenden Beamten) und einem Mitgliede unterſchreiben und für die Competenzmäßigkeit haften. Er ſcheint ſonach ſtärker als der franzöſiſche Präfect zu ſeyn, obgleich er unter dem [illegible] Regirungscollegium und nicht unmittelbar unter einem fernen Miniſter ſteht, weil er nicht mit perſönlicher, oft wechſelnder, Geſchäftsanſicht und Behandlung, ſondern mit collegialiſcher, in Norm und Form ſtetiger Amtsführung über ſich zu thun hat, weil er in dieſer Stellung ebenſo ſelbſtändig als jener, aber geſicherter und ge[illegible]ter arbeitet, weil er keine verwaltenden, ſondern nur obergerichtliche und militäriſche Behörden neben ſich hat, auch zu der landſchaftlichen Verſamlung ſeines [illegible] und der Ständeverſamlung zu Mailand oder Venedig weniger in Mißverhältniß kommen kann, als jener durch ſeinen Departementsrath und die dortigen Intereſſen der Pairs und Deputirten zu Paris, und weil er überall vermittelnd einſchreiten kann, wo er Unzuträgliches zwiſchen Berechtigten und Verpflichteten bemerkt. Iſt er ſtärker als jener, ſo iſt der Stat doch vor dem Mißbra ſeiner Gewalt auch zugleich geſicherter, denn er verwaltet unter den Augen der ihm nahen Regirung, und ein Collegium ſieht bekanntlich, wenn nicht ſo ſchnell, doch vielſeitiger und ſchärfer als der Einzelne, es kann aber dazu hier noch überdem das Urtheil der Mitglieder von den Landſtänden zu Hilfe nehmen.

---

*) Außer mehren Aufſätzen ethiſchen, pädagogiſchen und philologiſchen Inhalts, die in Eberhards philoſophiſchem Magazin, Rötgers Jahrbuch des Pädagogiums U. L. Frauen in Magdeburg, der Berliner und der Teutſchen Monatsſchrift, dem Archiv für das Herzogthum Magdeburg zerſtreut ſind, die es aber verdienten, in einer beſondern Samlung der Vergeſſenheit entriſſen zu werden, ſind von ihm erſchienen: Teutſche ſinnverwandte Wörter, vorzüglich in Hinſicht auf Sprache, Seelenlehre und Moral. Leipz. 1796. Schade, daß von dieſer, mehr anthropologiſch als ſprachlich wichtigen Schrift nur die erſte Samlung erſchienen iſt. — Beiſpiele einer analytiſchen Methode beim grammatiſchen Unterricht im Griechiſchen. Leipz. 1796. (Nachträge dazu in Rötgers Jahrbuch.) — Wohlthätig in ſeine Zeit einzuwirken ſuchte er durch ſeine Schrift: Über das Jubelfeſt der Reformation (Berl. 1817.) und ſeine Predigten in Hinſicht auf den kirchlichen Zeitgeiſt und die Geſchichte des Vaterlandes (Berl. 1816). Beide enthalten ſehr viel, auch jetzt noch, Beherzigenswerthes, und es iſt zu wünſchen, daß ſein ſchöner Traum von dem Jubelfeſte 1917 in Erfüllung gehe. Am wichtigſten für die Charakteriſtik des Verfaſſers ſelbſt ſind unſtreitig ſeine Anſichten der Gemüthswelt (Magdeb. 1811). Gemüthswelt iſt ihm das All der Erſcheinungen, welche im Gebiete des geiſtigen Lebens aus der Empfänglichkeit für die Ideen des Wahren und Rechten, des Großen und Guten, des Schönen und Heiligen entſpringen. Hierüber enthält dieſe Samlung von Aufſätzen, die ein geſchloſſenes Ganzes ausmachen, ebenſo viel Belehrendes als Erhebendes. Das größere Werk, welches dieſem folgen ſollte, iſt nicht erſchienen; aber auch dieſes ſchon iſt ein ſehr ſchätzbarer Beitrag zur Beförderung der Einheit des Unterrichts bei der öffentlichen und häuslichen Erziehung.

Dieſe Einrichtung der Delegationen ward im Kirchenſtate durch die Verordnung *) vom 5. Juli 1831 nachgeahmt, aber unvollſtändig, weil Rom ſelbſt davon ausgeſchloſſen blieb, und weil in der Hauptſache die Verwaltung in geiſtlichen Händen gelaſſen wurde. Der Delegat ſteht unmittelbar unter den oberſten Behörden zu Rom, und übt mit Ausnahme der geiſtlichen und fiskaliſchen Sachen und deſſen, was ausſchließlich vor die Gerichte gehört, die Regirungsrechte in der Provinz mit Hilfe eines rechtsgelehrten Beiſitzers und eines Generalſecretairs aus. Er hat dazu vier Räthe zur Seite, welche unter ſeinem Vorſitze die Regirung (congregazione governativa) bilden, aber mit Ausnahme von Abſtimmungen über Finanzſachen, nur gutachtliche Stimmen haben. Sie werden alle drei Jahre theilweiſe erneuert und von dem Papſte ernannt, welchem nur Perſonen dazu vorgeſchlagen werden dürfen, die in der Delegation geboren, anſäſſig oder ſeit 10 Jahren wohnhaft ſind. Wie unter ihnen, ſo führt auch der Delegat den Vorſitz in dem Provinzialrathe, welcher jährlich e 15 Tage zuſammentrit und deſſen Mitglieder von den Gemeinden gewählt und vom Papſte beſtätigt werden. Der Delegat löſt den Provinzialrath auf und veranlaßt neue Wahlen, wenn derſelbe ſich mit andern als den innern Angelegenheiten der Provinz befaſſen will, deren Rechnungen er abzunehmen, wie die Ausgaben und ihre Aufbringung zu ordnen und über die Anſchläge zu öffentlichen Bauten zu beſchließen hat, alles unter Vorbehalt päpſtlicher Genehmigung. Er wählt, und die Regirung beſtätigt die drei Mitglieder, welche die Commiſſion zur Verwaltung des eben angeführten Kaſſenweſens bilden. So viel Einfluß der Delegat auf den Provinzialrath hat, ſo wenigen hat er auf die Gemeindeverwaltung, der ein freier Spielraum jedoch mit großer Beſchränkung der Geldmittel gelaſſen iſt. Er iſt im Vergleich mit dem lombardiſchen Delegaten in einer ſehr nachtheiligen Stellung. Er hat zwar in der Regirung eine entſcheidende Stimme, außer in den Finanzſachen, muß aber die Sitzungsprotokolle mit Aufführung der Abſtimmung jedes Rathes nach Rom ſenden, und hat dort nicht ein Regirungscollegium, ſondern eine Menge geiſtlicher Behörden über ſich. Es ſcheint, daß er auf ſeinem Standpunkte den Geſchäftskreis in feſtem Verbande ſelbſt mit der geordnetſten Militärhilfe nicht halten könne, da er kein Recht und alſo auch keine Kraft gegen die kirchlichen und fiſkaliſchen Verwaltungen haben ſoll, die ſeinen Geſchäftskreis von allen Seiten durchſchneiden, der die grundherrlichen und ſtädtiſchen Verwaltungen nur ſchwach berührt. Er kann das Statsintereſſe für Landwirthſchaft und Gewerbe nicht geltend machen, ohne auf verfehlte Verwaltungen und mißbrauchte Vorrechte zu ſtoßen, und dawider nicht einſchreiten, ohne ſeinen Geſchäftskreis zu überſchreiten; und er darf weder im Provinzialrathe den Plan berathen, in den milden Stiftungen ſtatswirthſchaftliche Ordnung zu machen, noch von den Regirungsräthen das Schulweſen oder die Klagen wider Kirchen- und Schatzbeamte unterſuchen laſſen. Er hat die Gewalt mehr dem Schein als der That nach, und er iſt nur mächtig, wenn er Geiſtlicher von dem Einfluß und der Verbindung iſt, worauf die Rechnung, ob richtig oder unrichtig, gehört nicht hieher, gemacht zu ſeyn ſcheint. In dem römiſchen Delegationsweſen iſt der Vergleich nicht zu verkennen, durch welchen den Weltlichen Theilnahme an der Verwaltung der Provinzen, aber nicht an der Regirung zu Rom zugeſtanden worden. Es iſt ausdrücklich das Recht vorbehalten, zum Delegaten, wie ſchon erwähnt, einen Kardinal als Legaten zu ernennen, und auch ſein Wirkungskreis iſt nach dieſem Regirungsintereſſe und nicht nach den ſtatswiſſenſchaftlichen Erfoderniſſen beſtimmt. Wie ſchwankend und ſchwach ſeine Verwaltung ſei, hat die Erfahrung bereits bewieſen, aber ebenſo wenig hat blos die volle Gewaltübung eines Legaten der Erwartung entſprochen. Man ſieht, daß neue Verwaltungsformen mit alten haben verbunden werden ſollen, daß die Verbindung aber nicht geglückt iſt, und daß man nur ein Werdendes, aber nicht ein Gewordenes vor ſich hat.

Delegation *) in ihrer rechtlichen Bedeutung hat einen doppelten Urſprung und Sinn. I. Die päpſtliche Kanzlei hat darunter in und mit der Idee von der oberſtrichterlichen Gewalt, welche überall einſchreiten, leiten und entſcheiden könne, und auch in Nachahmung der außerordentlichen Gerichtsbarkeit (ſ. dieſen Artikel), der altrömiſchen Delegaten, die Übertragung ſowol von richterlichen als von diplomatiſchen Befugniſſen verſtanden. Da unſere diplomatiſche Sprache viele ihrer Kunſtausdrücke angenommen hat, ſo erklärt ſich auch daraus, daß wir noch jetzt die Vertretung eines Geſandten durch den andern, Subdelegation nennen und ähnliche Verhältniſſe auf gleiche Weiſe bezeichnen, wie denn auch im Lateiniſchen delegare officium sive provinciam, aber nicht delegatio gleich dem italieniſchen delegazione für Geſandtſchaft, gebraucht wird, ſondern beſonders für folgendes Geſchäft. — II. In dem bürgerlichen Rechte bedeutet Delegation **) die Art der Novation, wodurch eine Schuld von einem Gläubiger an den andern, oder von einem Schuldner an den andern mit Einwilligung aller Betheiligten überwieſen wird. Sie erfodert ein beſtehendes Schuldverhältniß, einen überweiſenden Gläubiger oder Schuldner, den Deleganten, einen überwieſenen Schuldner, den Delegaten, und einen bleibenden Gläubiger, den Delegatar; ſowie die gegenſeitige ausdrückliche Einwilligung, das beſtehende Schuldverhältniß aufzulöſen und das neue einzugehen. Dadurch unterſcheidet ſich die Delegation von der Expromiſſion, wodurch Jemand die Schuld eines andern ohne oder wider deſſen Willen übernimt, und von der Ceſſion, wodurch der Gläubiger ſeine Foderung einem andern ohne Weiteres abtrit. Die Delegation wird nicht vermuthet. Sie wirkt, daß die urſprüngliche Schuldverpflichtung mit allen ihren Abfolgen völlig aufgehoben wird, der neue Gläubiger kann weder die Vorrechte des alten, noch Entſchädigung wider ihn geltend machen und ebenſo wenig den Verzug oder die Straffälligkeit des alten Schuldners wider den neuen. Der neue Schuldner ſeinerſeits kann die Einreden nicht einwenden, welche der alte gegen den Gläubiger hatte, und er kann auch nicht wegen Erſtattung von Verluſt gegen den alten Schuldner klagen. Wenn z. B. die Schuldfoderung eines Waiſenhauſes durch Delegation an einen Kaufmann kommt, ſo kann er in dem Concurſe die Stelle des bevorrechteten Waiſenhauſes nicht in Anſpruch nehmen; und wenn ein Handelshaus die Rechnung aus einem bäuerlichen Ablöſungsvertrage wie Delegat nicht findet, ſo kann es dem Gutsherrn weder die rechtsbegründeten Einreden des bisher Gutspflichtigen wegen fehlender gerichtlicher Beſtätigung u. dergl. entgegenſetzen, noch von dem letztern Schadenerſatz verlangen. Die Delegation iſt alſo für den urſprünglichen Schuldner unbedingt vortheilhaft, auch für den urſprünglichen Gläubiger empfehlenswerth, für die übrigen Theilnehmer aber ein Geſchäft, welches mit aller Vorſicht behandelt ſeyn will. (*v. Bosse.*)

---

*) Einen Auszug davon enthält die Allgemeine Zeitung in der Beilage 284 fg. von 1831.

*) Glück, Pandektencommentar. Th. 3. Abth. 1. über delegirte Gerichtsbarkeit. S. 130 fg. Klüber, Selbſtändigkeit des Richteramtes. S. 58.

**) De novationibus et delegationibus. Buch 46. Tit. 2. der Pandekten.

DELEGATORIUM iſt die päpſtliche Ernennungsurkunde zu einem richterlichen Amte oder zu einer Sendung. S. Delegation. (*v. Bosse.*)

DELÉMONT, teutſch **Delsberg** oder **Delsperg**, ein berner Oberamt, das zu den ſogenannten leberbergiſchen Ämtern dieſes ſchweizeriſchen Kantons gehört. Es wird von den berner Oberämtern Bruntrut, Saignelegier und Münſter und von den Gebieten von Baſel, Solothurn und Frankreich begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 108740 Jucharten, wovon 20400 das Ackerland, 24100 das Wieſenland, 32300 die Weiden und 31400 die Waldungen einnehmen *). Die 13528 Einwohner ſind alle katholiſch, in den weſtlichen Ortſchaften teutſchen Stammes, während die übrigen ein franzöſiſches Patois reden. Alle ſind in die nachſtehenden 35 Gemeinden vertheilt, welche 27 Pfarren bilden: Baſſecourt, Blauen, Boecourt, la Bourg, Bourrignon, Brislach, Courfaivre, Courroux, Courtetelle, Delémont, Develier, Dittingen, Duggingen, Ederſchwyler, Glovelier, Grellingen, Lauffon (Stadt), Liesberg, Mettenberg, Montſevilier, Movelier, Nenzlingen, Pleigne, Rebeuvelier, Rebévilier, Röſchenz, Roggenburg, Sauley, Soulce, Soyhières, Untervilier, Wahlen, Vermes, Vicques und Zwingen. — Der Delsberger iſt zwar arbeitſam, verſinkt indeſſen immer tiefer in Schulden. Der ſchlechte Betrieb der Landwirthſchaft, bei welcher faſt noch durchgängig die Brache Statt findet, der Mangel an Feldwegen und das Walderecht erſcheinen als die größten Hinderniſſe irgend einer Verbeſſerung. Dem Wieſenbau, zu deren zweckmäßiger Bewäſſerung die Birs, die Sorne und die Scheulte leicht benutzt werden könnten, ſchadet zunächſt das Erzwaſchen. Getreide wird nicht genug für den Bedarf erzeugt, weswegen das Volk zu Hülſenfrüchten und beſonders zu Kartoffeln ſeine Zuflucht nimt. Bedeutender als der eigentliche Landbau iſt die Viehzucht und der Viehhandel; auch wird aus den beträchtlichen Waldungen viel Holz ausgeführt. Zu Courroux ꝛc. ſind reiche Eiſenerzgruben, deren Gewinn in den Hochöfen und Hammerwerken zu Untervilier, Correndelin, Bellefontaine u. a. O. von 700 Menſchen verarbeitet wird. Die 1447 in der Brandkaſſe verſicherten Gebäude ſind zu einem Werthe von 2,191000 Franken abgeſchätzt. Hinſichtlich der maleriſchen Schönheiten dieſer ganzen Landſchaft, zu denen die Überreſte zahlreicher Schlöſſer und Burgen weſentlich gehören, verweiſen wir auf Bridels Schilderungen ſeiner Course de Bale à Bienne par les vallées du Jura. Avec une Carte de la route. Basle 1789. 8. (*Graf Henckel von Donnersmark.*)

DELÉMONT, iſt als Hauptort des eben erwähnten Oberamts der Sitz des Oberamtmannes, des Amtsſtatthalters, des Amtsſchreibers und zweier Amtsgerichte, wovon das eine lediglich für den teutſchen Theil des Bezirkes errichtet ward. Von 1571 bis zu ihrer Auflöſung bei der Beſitznahme des Landes durch die Franzoſen wohnten daſelbſt die Stiftsherrn von Münſter-Grandval und bedienten die Stifts- oder Collegialkirche. Das im Jahre 1719 neu erbaute, geräumige Schloß war die gewöhnliche Sommerreſidenz des damaligen Landesherrn, d. h. des Biſchofs von Baſel; jetzt gehört daſſelbe einem Privatmanne. Die hübſche Lage der kleinen, freundlichen, mit Laufbrunnen verzierten Stadt in einem weiten Thale des Jura läßt ſich aus dem [illegible]ten, dem helvetiſchen Almanach für das Jahr 1821 beigegebenen Kupfer entnehmen. Der Ort liegt unter 25°20′ der Länge und 47°18′ der nördl. Breite in dem ſogenannten Salzgau an der Sorne. Das im Jahre 1703 geſtiftete Urſulinerkloſter ward vom Biſchofe Joſeph von Roggenbuch (geſt. 1794) in eine Erziehungsanſtalt für arme weibliche Waiſen verwandelt, deren Fortbeſtehen durch das ihr zu Theil gewordene Vermächtniß eines Landmannes aus Oberweil, Namens Wehrlin, das nicht weniger als 30000 Flor. beträgt, geſichert iſt. Auch findet man hier für den Unterricht der männlichen Jugend ein „Collège" mit einem „Principal" und drei Profeſſoren. Nicht weit von der Stadt, bei der Vereinigung der Birs mit der Sorne, hat der Straßenbauer J. A. Watt Überreſte von römiſchen Bädern entdeckt. In der Nähe des petit Champois gibt es auch eine jetzt vernachläſſigte Heilquelle, deren Bridel [1]) erwähnt und der ſel. Theodor Zwinger unter nachſtehendem Titel eine eigne Schrift gewidmet hatte: Examen et usage de l'eau minérale de la fontaine, qui est dans le pe

---

*) Dieſe Zahlen ſind aus dem in Bernoulli's Schweizer. Archiv für Statiſtik. Baſel 1827. I. S. 67. abgedruckten Aufſatze: „Zur Statiſtik der leberbergiſchen Ämter des Kantons Bern. Nach den Ergebniſſen des neuen Katasters". entlehnt.

Champois de la vacherie de Fortsbourg, appartenant à la ville de Delémont proche du près de Noëte. Basle 1710. 4. — Zu den bekannteren Männern, die aus Delémont gebürtig ſind, gehören der in Bern wohnende Landſchaftsmaler Juillerat, der im J. 1585 geborene und im J. 1631 als Profeſſor der Arzneikunde zu Padua verſtorbene Johann Prévot (ſiehe dieſen Artikel), der gelehrte Ciſterzienſer zu Lucelle Dom Marcel Moreau, deſſen wir in dem Artikel Corbau (Encyklop. Th. XIX. S. 264.) gedacht haben und der Dr. F. J. Verdat, dem man eine vortreffliche Abhandlung über die Verwandlungsgeſchichte eines Zweiflügers [Simulia sericea] [2] verdankt, die dem Viehe in der Gegend von Delémont beſchwerlich fällt. Endlich gedenken wir noch der in den Etrennes helvétiennes et patriotiques pour l'an de grace MDCCCXIX. p. 416. beſchriebenen feierlichen Eidesleiſtung der fünf Leberbergiſchen Oberämter, die am 24. Juni 1818 zu Delémont ſtatt fand. Die Republik Bern hat zum ewigen Gedächtniß dieſer Feierlichkeit eine ſehr ſchöne Denkmünze prägen und austheilen laſſen. Auf der Vorderſeite ſteht man das Wapen des Kantons, auf der Kehrſeite lieſt man die Worte: CIVIB. IVRAN. IN COMMVNEM PATRIAM RECEPTIS HOMAG—PRESTIT. DELEMONTII. 24. Junii 1818. Im Abſchnitt ſteht der Spruch: FIDES VTRIMQVE FALLERE NESCIT. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Delesseria (Palaeophytologie), ſ. Delesserites.

DELESSERIA. So nannte Lamouroux eine Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Algen, nach dem als Mitglied der Deputirtenkammer Frankreichs, als Beſitzer eines ſehr reichen Herbariums und als Herausgeber der von Turpin gezeichneten Icones selectae zu Candolle's Syſtem rühmlichſt bekannten Baron Benjamin de Leſſert. Da aber die Candolleſche Gattung Lessertia aus der Familie der Leguminoſen allgemein angenommen iſt, ſo hat Sprengel (Syst. veg. IV. p. 331.) den Namen Wormskioldia für Delesseria vorgeſchlagen. — Einige Arten gehören zu der Gattung Rhodomela Ag. (*A. Sprengel.*)

DELESSERITES (Palaeophytologie). Einige foſſile Fucoiden, welche den Habitus des Geſchlechtes Delesseria beſitzen, doch nicht hinreichend genau zu unterſuchen ſind, um die hiedurch begründete Vermuthung über ihre Sippe außer Zweifel zu ſetzen, werden bei den „Fucoiden" von Ad. Brongniart in ſeine Unterabtheilung Delesserites geſtellt, von v. Sternberg mit dem daneben eingeſchalteten Namen (Delesseria) aufgeführt. Es ſind F. Spathulatus, *F. Lamourouxii*, *F. Bertrandi* und F. Gazolanus *Ad. Brongn.* S. Fucoides und foſſile Pflanzen[*]. (*H. G. Bronn.*)

DELET, eine Meerenge im Süden des bothniſchen Meerbuſens, zwiſchen den åländiſchen Inſeln Wårdö und Kumlinge, 3½ Meilen breit; hier geht die Poſtſtraße von Stockholm nach Åbo. (*v. Schubert.*)

Delfin ſ. Delphinium.

Delfino ſ. Delonia.

DELFINO, gewöhnlich Delfin oder auch Dolfin genannt, ein noch jetzt in Venedig blühendes Geſchlecht, das zwar nicht zu den ſogenannten zwölf Apoſteln, doch zu den alten herzoglichen Häuſern und zwar zu denen gehört, die von den Tribunen abſtammen[1]. Es beſitzt unter anderen Kunſtſchätzen eine Kreuzabnahme mit einer ſchönen Landſchaft, der Mutter Gottes und dem heiligen Nicodemus und Joſeph, als deren Maler „Johannes Bellinus 1527" erſcheint[2]. — Wir gedenken dieſes Bildes hier, weil man in dem dieſem Künſtler in der Encyklopädie Thl. VIII. S. 452. gewidmeten Artikel ihn bereits im Jahre 1514 ſterben läßt. — Einige der ausgezeichnetſten Mitglieder der Familie Dolfin mögen nachſtehend erwähnt werden:

1) Andrea, geſtorben als Procuratore di San Marco. In der Parochialkirche Santiſſimo Salvatore zu Venedig ſieht man ein ihm und ſeiner Frau, Benedetta Piſani, gewidmetes Grabmal aus Marmor. Die Büſten ſind von Girolamo Campagna und die übrigen Figuren von Julius Mauro aus Verona[3].

2) Daniele, war 1692 einer der Vorſteher des Zeughauſes, wie die am Eingangsthore dieſes weltberühmten Gebäudes befindliche Marmortafel es bekundet[4].

3) Giampaolo, Biſchof zu Brescia in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Mit der treueſten Erfüllung ſeines geiſtlichen Hirtenamts verband er gründliche literariſche Kenntniſſe. Ihm hat der berühmte Pater Lorenzo Maſcheroni ſeine Eloquenza del Pulpito gewidmet[5].

4) Giovanni D. befehligte gemeinſchaftlich mit Paolo Loredan in der Eigenſchaft eines Proveditore in der von den Ungern belagerten Stadt Treviſo, als man ihn zum Nachfolger des am 8. Auguſt 1356 verſtorbenen Doge Johann Gradenigo erwählte. Nur durch Liſt gelang es ihm, durch die Reihen der Belagerer zu dringen und ſich nach Venedig zu begeben. Seine Regirung, die bis

---

1) Etrennes helvetiennes et patriotiques pour l'année MDCCCXVIII. Vevey. 263. 2) S. Meisner's naturwiſſenſchaftlichen Anzeiger der allgemeinen ſchweizeriſchen Geſellſchaft für die geſammten Naturwiſſenſchaften. V. S. 11. und das daſelbſt 1822 Nr. 9. abgedruckte „Mémoire pour servir a l'histoire des *Simulies*, genre d'insectes de l'ordre des Diptères, famille des Tipulaires, lu à la réunion de la Société helvétique des Sciences naturelles à Bâle, le 25. Juillet 1821. Avec une planche."

*) Vergl. *Ad. Brongniart* Observations sur les Fucoides, in den Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Paris I. p. 11. *Ad. Brongn.* Histoire des végétaux fossiles Paris 1828. pet. fol. I. 64—67. Derſ. im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle LVII, 1828. p. 33. *Ad. Br.* Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles. Paris 1828. p 20. K. von Sternberg Verſuch einer geognoſtiſch-botaniſchen Darſtellung der Flora der Vorwelt. Regensb. Fol. Hft. IV. 1825. S. V.

1) Vergl. d. Encyklop. Art. Contarini, und Darù's Histoire de la République de Venise. Troisième édition VII. p. 222. 2) *Gianantonio Moschini* Guida per la città di Venezia all' amico delle belle arti. Venezia MDCCCXV. II. p. 561., wo dieſes ſchöne Bild näher gewürdiget wird. 3) Moſchini a. a. O. I. 544. 4) Moſchini a. a. O. I. 70. 5) Storia della letteratura italiana del cav. ab. Girolamo *Tiraboschi* compendiata dall' abate *Lorenzo Zenoni*. In Venezia 1801. VIII. p. 11.

zum 11. Juli 1361 dauerte, wo er erblindet ſtarb, iſt faſt nur durch Unglücksfälle bezeichnet, welche die Republik nach einander trafen. Zwar hatte Venedig kurz zuvor mit den Genueſern Frieden geſchloſſen, doch erlitt es auswärts mancherlei Demüthigungen und mußte, als Folge eines mißlichen Feldzuges, am 18. Februar 1358 ſeine ſchönſte Provinz, Dalmatien, an den ſiegreichen König Ludwig von Ungern abtreten und auf den Titel eines Herzogs von Dalmatien und Croatien, den der Doge führte, Verzicht leiſten[6]. Dazu geſellten ſich noch die Verheerungen der Peſt.

5) **Giovanni**, Biſchof von Vicenza und Kardinal. Er ſtarb 1522. Sein Denkmal in der Kirche auf der Inſel San Michele bei Venedig iſt mit ſeiner Büſte und ſchönen Bildſäulen vom Cavaliere Gian-Lorenzo Bernini verziert[7].

6) **Giovanni**, Patriarch von Aquileja. Er ſtarb zu Udine als Kardinal 1699 im 88. Jahre ſeines Alters. Seine Dialoghi poetici ſind im erſten Bande der Miscellanea di varie operette. Venezia 1740 abgedruckt; doch erwarb er ſich einen noch größern Ruhm durch ſeine vier Trauerſpiele: Cleopatra, Lucretia, Medoro und Creſo, die geſammelt unter folgendem Titel erſchienen und mehrmals nachgedruckt worden ſind: Tragedie, alla vera lezione ridotte ed illustrate. Padova 1733. 4. mit Kupfern.

7) **Giuſeppe**, einer der berühmteſten Seehelden, deren die Republik ſich rühmen darf. Er bewachte die Dardanellen mit 16 Schiffen, zwei Galeaſſen und 8 Galeeren, als am 6. Juli 1654 eine aus Conſtantinopel abgeſegelte türkiſche Flotte von 75 Schiffen auf ihn ſtieß. Sofort gibt er den Befehl zum Angriffe, verbrennt dem Feinde zwei Schiffe, tödtet ihm über 8000 Mann und nachdem er Wunder von Tapferkeit verrichtet hat, gelingt es ihm, ſiegreich aus einem der ungleichſten Kämpfe hervorzugehen, deren die Geſchichte der Seekriege gedenkt[8].

8) **Pietro**, geboren zu Venedig im Jahre 1444. In ſeinem 18. Jahre trat er in den Camaldulenſer Orden, deſſen General er 1480 ward und bis 1515 blieb. Zehn Jahre ſpäter ſtarb er am 16. Januar 1525. Als Schriftſteller hat er ſich durch ſeine: Epistolae. Venet. 1524. Fol. bekannt gemacht. In Martene und Durand's Veterum scriptorum et monumentorum ecclesiasticorum amplissima collectio, ſtehen Band III. von ihm: 1. Epistolae 242, quae in editis desiderantur, und 2. eine Oratio ad Leonem X, pontificem. Über dieſen gelehrten Mann und ſeine kirchengeſchichtlichen Verdienſte findet man Nachrichten in **Moſchini** a. a. O. II. S. 392., in den Annal. Camaldulens. libr. LXVI, und in einer Lobrede auf ihn von **Euſebius** P… Dieſe letzte iſt in der eben erwähnten Marten… Durandſchen Samlung abgedruckt.

(*Graf Henckel von Donnersma…*)

DELFSHAVEN, Marktflecken am rechten Ufe… Maas in dem Bezirk Rotterdam des niederländiſchen … vern. Südholland, mit einem Hafen, worin die … Schiffe anlegen, und 2680 Einw., welche Härings… Stockfiſchfang betreiben und Geneverbrennereien … halten. Der Ort iſt gut gebaut und verdankt ſeinen … ſprung den Einwohnern von Delft, denen Herzog Al… 1389 geſtattete, von dem Dorfe Overſchie an, aus der … in die Maas einen Kanal zu führen, an deſſen Mü… 1451 der Hafen und ſpäter die Werfte und Magazine … oſtindiſchen Compagnie angelegt wurden. — Hier iſt de… berühmte Admiral Peter Hein geboren. (*Leonhar…*

DELFT (Br. 52° 0′ 49″, L. 22° 1′ 30″), … ſtadt in dem Bezirk Rotterdam des niederländ. Gouver… ments Südholland. Sie liegt in einer fruchtbaren Ge… gend an der Schie, iſt von Kanälen durchſchnitten, … gelmäßig gebaut und hat 7 Thore, 6 Kirchen, ein … ßes Zeughaus[*], 4870 Häuſer und 12900 Einwohn… Merkwürdig ſind: der Prinzenhof, worin Wilhelm I. … Oranien 1584 ermordet wurde, das ſchöne Rathhaus, … ches 1618 erbaut, 84 Fuß in der Breite und 90 F. … der Tiefe hat und viele Gemälde, beſonders von … reveld und Heemskerk enthält, die neue Kirche mit … nem 300 F. hohen Thurme, einem ſchönen Glockenſp… und den Mauſoleen des Prinzen Wilhelm und des H… Grotius († 1645), die alte Kirche mit den Sarkophage… der Admirale Tromp und Peter Hein und des Naturfor… ſcher Leeuwenhoek und die 1802 erbaute Kirche der … Delft geſtifteten **Geſellſchaft Chriſti**. Man find… große Tuchfabriken mit ihren Walkmühlen, Färbere… und Preſſen, welche vornehmlich Texelſche Wolle … arbeiten, eine große Schmiede für die Artillerie und … kettenmacherei, Siedereien von Marſeiller und … ler Seife, große Geneverbrennereien, mehre Fayence… Steingutfabriken (welche ſtatt früher 7000, … 150 bis 180 Menſchen mit Verfertigung des ſogenann… **Delfter Zeug** beſchäftigen) und eine Werkſtätte … mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten. … Handel treibt die Stadt über den Hafen von Delfs… ven, wohin ein Kanal führt. — Die Stadt ſol… von Herzog Gottfried von Lothringen erbaut ſeyn; … wurde ſie durch eine Feuersbrunſt faſt ganz zerſtör… — wie auch nach den großen Bränden in den J… 1654 und 1742 — ſchöner wieder aufgebaut. Während … Revolutionszeit war D. die Hauptſtadt des Departem… **Delf**, ſowie früher des Amtes **Delfland** in der … vinz Holland der vereinigten Niederlande und die … Stadt dieſer Provinz. Sie iſt der Geburtsort des … rühmten Hugo Grotius, Leeuwenhoek's und des Ra… penſionairs A. Heinſius[**]. (*Leonhar…*

---

[6] **Daru** a. a. O. II. 139.

[7] **Moſchini** a. a. O. II, 395.

[8] Meiſterhaft beſchreibt **Daru** dieſes Seetreffen a. a. O. VI. S. 83.; von dem er ſehr richtig ſagt: „La campagne — s'ouvrit par un de ces combats également glorieux et déplorables, qui affaiblissent encore plus qu'il n'illustrent les armes des vainqueurs.“ — „L'amiral (Joſeph Delfin) ſetzt er an einer andern Stelle hinzu — „sort du dédroit au milieu des ennemis frappés d'admiration; et confondus d'une telle résistance.“

[*] Die früher hier beſtandene Cadettenſchule wurde in … 1827 aufgehoben, als die niederländiſche Militärakademie … errichtet ward.

[**] Nach **Haſſel** und d. Itinéraire du … Pays-Bas (Amsterd., Maaskamp. 1824. 12.) I, 127 f.

DELFT (97° 25′ Länge, 9° 35′ Breite), britiſche Inſel auf der Nordweſtküſte von Ceilon, zum Diſtricte Jaſnapatam gehörig. Sie hat gute Pferdeweiden.

(*H.*)

DELFT, Jakob Willemsen, ein berühmter holändiſcher Porträtmaler und Vater einer ausgezeichneen holländiſchen Künſtlerfamilie. Er war geboren zu Delft, wovon auch ſein Name herrührt. Im J. 1592 malte er eine Schützencompagnie ſeiner Vaterſtadt, welches große Gemälde nebſt andern von ihm noch zu Delft auf der Doele oder Schützenherberge zu ſehen iſt. Als daſelbſt im Jahre 1654 das Pulvermagazin in Brand gerieth und in die Luft flog, wurde dabei auch ie Doele zerſtört, und jenes Gemälde ſchwer beſchädigt und zerriſſen, doch durch die Verwendung eines von Delfts Enkeln, des mit ihm gleichnamigen Malers Jaob Willemſen Delft, wieder ausgebeſſert und ergeſtellt und forthin auf der neuen Doele aufbewahrt. Zu ſeinen ſchönſten Gemälden gehören die Porträts von hm ſelbſt, ſeiner Gattin und ſeinen drei Söhnen, alle n Lebensgröße. Er ſtarb in ſeiner Geburtsſtadt 1601, n einem hohen Alter mit Hinterlaſſung der eben angeührten drei Söhne, die er alle zu ſeiner Kunſt angeleiet und darin mit ſolchem Erfolg unterwieſen hatte, daß ie ſich ſämtlich als vorzügliche Künſtler ausgezeichnet aben. Der älteſte war Kornelius Jakobſen Delft. Außer bei ſeinem Vater, der zuerſt ſein Lehrmeiſter war, lernte er die Malerkunſt noch bei dem ebenfalls erühmten Maler Kornelius Kornelieſſen van Haarlem. Er lieferte ſchöne Stillleben und war zugleich ein vorüglicher Glasmaler. — Als ein ſolcher hat auch nacher ſein Sohn Nikolaus, auch Klaudius, Kornelieſſen Delft, ſich ausgezeichnet. Dieſer war geboen 1571. Von ſeinen Glasmalereien ſind in Holland n einigen Kirchen und andern Gebäuden noch verſchieene vorhanden.

Der zweite Sohn des Jakob Willemſen Delft war Rochus Jakobſen Delft, ein guter Porträtmaler.

Der dritte Sohn hieß Willem Jakobſen Delft, eboren zu Delft am 19. Nov. 1580, ebenfalls Maler und zugleich ein ſehr geſchickter Kupferſtecher. Er heiathete eine Tochter des vorzüglich berühmten Malers n Delft, Michael Janſſen van Miereveld, der Apelles ſeiner Zeit genannt, und hat die meiſten von emſelben gefertigten ſchönen Porträts in Kupfer getochen. Er ſtarb zu Delft 1638 am 11. April, mit Hinterlaſſung eines Sohns, des oben erwähnten Jakob Willemſen Delft, geb. zu Delft 1619, am 24. Januar. Dieſer war ebenfalls ein vorzüglicher Porträtmaler, nicht um des Vortheils willen, ſondern aus Liebe zur Kunſt. Unter andern ſchönen Stücken malte er die Ober- und Unterofficiere der Schützencompagnie zu Delft, ein meiſterhaftes Gemälde, das auch auf der dortigen Doele, neben dem Gemälde ſeines Großvaters, einen Platz erhielt. Er war zugleich Rathsverwandter und Hafenmeiſter zu Delft und ſtarb daſelbſt 1661 am 12. Juni. Seine nachgebliebene Gattin, Anna van Hoogenhouck, ließ ihm auf ſeinem Grabe ein koſtbares marmornes Denkmal errichten *).

(*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DELFZYL oder Delfsiel, wie es ſo an Ort und Stelle ausgeſprochen wird, eine holländiſche Feſtung in der Provinz Gröningen, an der weſtlichen Seite der Emsmündung, der oſtfrieſiſchen Küſte gegenüber, und nicht weit von derſelben entfernt. Sie liegt unmittelbar an der Nordſeite des Damſter-Tiefs oder Kanals von Appingadam, und zwar an dem Ausfluſſe deſſelben in die Ems, vor dem ſich neben einander zwei Siele oder Schleuſen befinden, vorher aber drei dergleichen vorhanden waren. An der andern Seite des Kanals, ſüdlich von Delfzyl, und ſehr nahe daran liegt das alte Dorf Farmſum, zu dem anfangs erſteres gehört haben mag. Der Kanal, der hier durch die beiden Siele ausfließt, wird von einigen für das von Gröningen her kommende Flüßchen Fivel gehalten 1), iſt aber ohne Zweifel eine angelegte Waſſerleitung, die ſchon in alter Zeit aus der Fivel, wo dieſe damals eine mehr nördliche Richtung nahm, bis in die Emsmündung ausgegraben worden. Der Kanal hatte anfangs, wenigſtens noch im Jahre 1248, den Namen Delf 2), von dem altfrieſiſchen Wort delven, ausgraben. Ein Delf heißt deswegen ein ausgegrabener Kanal. Nachher, da die frieſiſche Sprache nach und nach ausſtarb, nannte man den bisherigen Delf das Damſter-Tief, oder von Appingadam, wegen der Berührung deſſelben mit dieſer Stadt. Schon in alter, jedoch unbekannter Zeit, wahrſcheinlich bald oder unmittelbar nach der Ausgrabung des Kanals, wurde die Mündung deſſelben mit einem Siel eingefaßt, und dies mag die Veranlaſſung geweſen ſeyn, daß ſich dabei einige Anſiedler niederließen, und ſo unter dem Namen Delfzyl ein Dorf entſtand, das ſeinen Namen von dem Siel und dem damals noch geltenden, alten Namen des Kanals erhielt, an dem es angelegt wurde.

Die Feſtung Delfzyl iſt von der Stadt Gröningen 3 Meilen und von dem Städtchen Appingadam eine Stunde entfernt. Sie ſteht mit beiden Orten durch den Kanal, woran ſie liegt, in Verbindung, worauf täglich zu mehren beſtimmten Stunden nach und von Gröningen ſogenannte Treckſchuiten, — Poſtſchiffe durch Pferde gezogen, — hin und her fahren und in der dorti-

---

*) Quellen: *A. Houbraken* Groote Schouburgh der nederlantsche Konstschilders. I. Deel. Amsterd. 1718. p. 61. II. Deel. Amsterd. 1719. p. 56. *K. van Mander* Leven der Nederlandsche etc. Schilders, door *de Jongh.* II. Deel. Amsterd. 1764. p. 84. 90. 163. 199. (In dieſem Buche befinden ſich auch die in Kupfer geſtochenen Bildniſſe von Jakob Willemſen Delft, dem älteren, auf dem Blatt KK. Nr. 3., von Jakob Willemſen Delft, dem jüngern, Blatt JJ. Nr. 3., von Nikolaus Kornelieſſen Delft, auf Blatt PP. Nr. 2. und von Kornelius Jakobſen Delft, Blatt SS. Nr. 1.) — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek. II. Deel. Zutph. 1821. p. 305.

1) Vergl. 1. Section. 22. Thl. S. 103. 2) *Menconis* Chronicon in *Matthaei* Analecta veteris aevi. Tom. II. Hagae 1738. p. 149. *Westendorp* Jaarboek van de Provincie Groningen. I. Stuk. Groning. 1829. p. 310.

gen Gegend eine beſtändige Communication unterhalten. Delfzyl iſt wie eine Stadt gebaut, zwar nur klein, aber ſehr reinlich, mit breiten, geraden und gutgepflaſterten Straßen, auch mit einer nächtlichen Erleuchtung. Es hat 3 Thore: das Waſſerthor am Hafen, öſtlich; das Farmſumer Thor, ſüdlich, und das Landthor, nördlich; eine reformirte Kirche, die vor einigen Jahren neu gebaut iſt, indem die alte, im J. 1613 erbaute, ſehr baufällig und zu klein geworden, ſodann auch eine kleine katholiſche Kirche, die durch Unterſtützung des Königs 1816 zuerſt daſelbſt gebaut iſt. Die Zahl der Einwohner, meiſt zur reformirten Confeſſion gehörig, beläuft ſich auf 800 Menſchen, die vom Handel, Schifffahrt und andern bürgerlichen Gewerben leben. Die Hauptnahrungsquelle iſt der Hafen und was damit in Verbindung ſteht. Zwiſchen Delfzyl und Emden fährt täglich ein Fährſchiff hin und her, womit Reiſende überfahren und Sachen ſpedirt werden, und dadurch eine beſtändige Communication zwiſchen beiden Orten und den Ländern, welchen ſie angehören, unterhalten wird. Die Feſtung hat an der Landſeite ſieben Baſtionen, ſehr hohe und ſchöne Wälle und einen tiefen Graben, und an der Seeſeite gegen den Hafen eine Mauer, zum Theil auch einen Wall. Zudem iſt noch ein treffliches Außenwerk vorhanden, Koſtverloren genannt. Auf dieſe Weiſe beſtreicht die Feſtung Delfzyl die ganze Fahrt auf der Ems, und iſt auf dieſer Seite der Schlüſſel von ganz Gröningerland, kann auch durch Überſtrömung der Umgegend noch mehr geſichert werden. Die Einwohner ſtehen in Rechtsſachen zunächſt unter dem Friedensgericht zu Appingadam und haben zur Polizeiverwaltung einen eigenen Bürgermeiſter.

Wann das urſprüngliche Dorf Delfzyl, das in der ſogenannten ſächſiſchen Fehde über die Erbſtatthalterſchaft in Friesland, am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts, zuerſt als ein befeſtigter Ort in der Geſchichte vorkommt, ſeine erſte Befeſtigung erhalten habe, iſt unbekannt. In jener Fehde befand ſich daſelbſt eine feſte Burg mit einer darum angelegten Verſchanzung, die wahrſcheinlich von den Einwohnern ſelbſt in den anarchiſchen Zeiten des 13. Jahrhunderts, da die frieſiſche Republik ſich auflöſete, zuerſt mag angelegt ſeyn. Dieſe wol nicht ſehr bedeutende Feſte wurde ſeit 1500 bald von den Sachſen beſetzt, bald von dem oſtfrieſiſchen Grafen Edzard I., der mit in die ſächſiſche Fehde verwickelt war, und wurde zuletzt (1516) von den Gröningern eingenommen und völlig geſchleift. Als 1568 der Graf Ludwig von Naſſau Gröningen belagerte, faßte er den Plan, zu Delfzyl, wegen der ſo ſehr geeigneten Lage deſſelben, abermals eine Feſtung anzulegen, und machte dazu bereits einen Anfang. Die Ausführung wurde aber durch ſeine Niederlage bei Jemgum (am 21. Jul. 1568) gänzlich gehindert. Jetzt kam ſein ſtolzmüthiger Sieger, der Herzog von Alba, auf den Gedanken, Delfzyl nicht nur wieder zu einer Feſtung, ſondern zugleich eine Stadt daraus zu machen. Er beabſichtigte zugleich, der Stadt Emden dadurch zu ſchaden, wo die reformirten Flüchtlinge aus den Niederlanden eine freundſchaftliche Aufnahme fanden, und [illegible] dort die Mißvergnügten in den Niederlanden auf [illegible] lei Weiſe unterſtützt wurden. Die Wälle und [illegible] der neuen Stadt waren ſchon abgeſteckt, das [illegible] gende Dorf Farmſum ſollte mit hinein gezogen [illegible] auch hatte Alba bereits beſtimmt, daß ſie Mar[illegible] heißen ſollte. Die Gröninger ſtellten jedoch dem [illegible] zoge vor, daß die neue Stadt für ſie nachtheiliger [illegible] würde als für die Emder, und daß die Anlegung [illegible] ſelben ihre Freiheiten und Gerechtſame ſchmälern [illegible] Der Herzog ließ demnach ſeinen Plan ſchwinden [illegible] begnügte ſich mit der Vollendung der Feſtung zu [illegible] zyl, mit deren Anlegung der Graf Ludwig von [illegible] bereits einigen Anfang gemacht hatte. Als [illegible] die Provinz Gröningen einſtweilen an die [illegible] niederländiſchen Staten kam, äußerten die [illegible] den Wunſch, daß die Delfzyler Feſtung wieder [illegible] hen möchte, doch fanden die Generalſtaten ſolches [illegible] rathſam, ſondern ließen dieſelbe nach dem Jahr 159[illegible] da der Graf Wilhelm von Naſſau ſie den Spaniern [illegible] genommen hatte, noch mehr befeſtigen. Zugleich [illegible] der Seedeich davon getrennt, auch in der Feſtung [illegible] neue Häuſer gebaut und ſo der Ort merklich [illegible]

Im J. 1595 wurde zu Delfzyl, unter [illegible] der Generalſtaten, zwiſchen dem oſtfrieſiſchen Grafen [illegible] zard II. und der Stadt Emden, die dem Grafen [illegible] ren Gehorſam aufgekündigt hatte, ein Vergleich [illegible] ſchloſſen, wodurch es der Stadt Emden gelang, [illegible] Vorrechte und faſt eine republikaniſche Verfaſſung, [illegible] wenig Abhängigkeit von ihrem Landesherrn, zu erlangen. Die Delfzyler ſahen das eigenartige Schauſpie[illegible] daß der Graf von Oſtfriesland, der nebſt ſeinem Kan[illegible] ler und einigen oſtfrieſiſchen Edelleuten dort ſelbſt [illegible] weſend war, mit den Abgeordneten einer gegen ihn [illegible] pörten, kühnen Stadt, die er mit Gewalt nicht zur [illegible] nung zu bringen vermochte, in ſeiner Verlegenheit [illegible] terhandelte und ſeine Rechte zum Opfer brachte, [illegible] er einen Vergleich einging, der für ihn und ſein [illegible] ſehr nachtheilig war und erſt im 19. Jahrh[illegible] durch Napoleons Übermacht ganz wieder [illegible] wurde. — Im J. 1672 wurde die Feſtung Delfzyl [illegible] dem Biſchof zu Münſter, Bernhard von Galen, [illegible] gegen die Gröninger einen Kriegszug unternahm, [illegible] bedroht. Doch erſchien unvermuthet der [illegible] Ruiter mit der holländiſchen Flotte, aus 14 [illegible] beſtehend, die aus Oſtindien zurückkehrte und bei [illegible] bank einer engländiſchen Flotte glücklich vorbei [illegible] war, auf der Rhede von Delfzyl, fuhr in den [illegible] Hafen ein und verſah die Feſtung mit noch [illegible] nonen und andern Kriegsbedürfniſſen, ſo daß der [illegible] ſchof den Muth verlor, ſie anzugreifen.

Im Verfolg der Zeit wurden die Feſtungs[illegible] Delfzyl durch den berühmten holländiſchen [illegible] Coehoorn, nicht lange vor ſeinem Tode (170[illegible]), [illegible] anſehnlich vergrößert und verſtärkt. Zuletzt iſt [illegible] auch von den Franzoſen im J. 1813 noch mehr [illegible] ſtärker befeſtigt worden. Als nämlich damals die [illegible] zoſen, durch die ſiegenden Heere der Ruſſen und [illegible]

en und durch die Einwohner Hollands ſelbſt gedrängt,
ieſes Land wieder verlaſſen mußten, ſuchten mehre fran-
öſiſche Soldaten, etwa 1200 an der Zahl, und einige
ranzöſiſche Beamten, ſich noch in der Feſtung Delfzyl
u halten. Sie verſtärkten dieſe ſo viel ihnen möglich
nd verſahen ſich mit Lebensmitteln, machten auch wie-
erholte Ausfälle in die Umgegend, um deſto mehr Vor-
ath zu erhalten. Um ſolches zu verhindern und die
ranzoſen wo möglich aus ihrem Schlupfwinkel zu ver-
reiben, beſetzte die Bürgerſchaft und Landwehr von
röningen, wie auch einige Mannſchaft aus Friesland
nd der oſtfrieſiſche Landſturm nebſt der Königsberger
andwehr, die nach Oſtfriesland gekommen war, im No-
ember 1813 die Gegend bei Delfzyl. Die nächſten An-
ohner hatten durch die fortdauernden Ausfälle der
ranzoſen auf ihre Belagerer viel zu leiden, ſelbſt zwei
örfer wurden dabei ganz niedergebrannt. Die Feinde
ehaupteten ſich bis zum Frieden im Monat Mai des
olgenden Jahres, da ſie Delfzyl verließen. Die Kirche
aſelbſt gebrauchten ſie mit zu einem Magazin und Zeug-
aus. Bei den Mitteln, die ſie in Händen hatten, muß
an ihnen das Zeugniß geben, daß ſie beſonnen und
chonend gehandelt haben; ſonſt hätten ſie unter dem
ngeordneten und der Sache ſehr ungewohnten Heer-
aufen, der ſie einſchloß, auch bei den zum Theil unge-
bten Anführern derſelben, viel Unglück anrichten kön-
en. Außerdem liefen die Koſten der Belagerung für
ie Unternehmer derſelben ſehr hoch.

Der Hafen zu Delfzyl war vorher tiefer als jetzt,
enigſtens damals, als der Admiral de Ruiter mit ſei-
er Flotte in demſelben anlegen konnte. Jetzt iſt der
rund darin mehr angeſchlämmt; doch iſt er immer
och einer der beſten des Königreichs. Es iſt der Mühe
erth, dieſen ſchönen Hafen, die treffliche, weite Rhede
or demſelben und den herrlichen, breiten Emsſtrom
nzuſchauen, indem auch die Schifffahrt hier noch ziem-
ich lebhaft iſt, und durch die tägliche Berührung mit
röningen und Oſtfriesland hier immer ein reges Le-
en unterhalten wird 3). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DELGADA, Ponta del Gada, Hauptſtadt auf der
zoren-Inſel S. Miguel. (S. dieſ. Art.) (*H.*)

DELGOVITIA, Stadt der Brigantes im römi-
chen Britannien, muthmaßlich das jetzige Städtchen
Vigthon oder das benachbarte Godmonham. (*H.*)

DELHI, Provinz, Bezirk und Stadt in Indien.
ie Provinz grenzt in N. an Gurwal, in NO. an Ne-
al, in SO. an Audh, in S. an Agra, in W. an
dſchmir, in NW. an Lahore, wovon ſie von Set-
edſch getrennt wird. Der Flächeninhalt 1) beträgt
32465 engl. = 1610 geogr. QM. Dſchumna und Ganges durchſtrömen neben einander das Land; im O. laufen die beiden Nebenflüſſe des letzteren, Ramgunga, nur 7 Monate im Jahre ſchiffbar, und Kali (Gogra's oberſter Lauf); zwiſchen dieſen beiden, an der Grenze Audhs, entquillt Gumti. Der weſtliche Theil hat nur Steppenflüſſe, die zwiſchen hohen Ufern aber waſſerarm hinziehen und ſich bald in dem Sande verlieren; ein ſolcher iſt der Gaggar oder Caughur, der den in der Mythologie hochgeprieſenen, jetzt aber faſt ſpurlos verſiegten Saraswati aufnimt; ein ſolcher iſt auch der Dſchittung, der ehemals ſich erſt 48 engl. Meilen ſüdweſtlich von Hiſſar endigte, jetzt aber nur bis Dſchind, ja in der trockenen Jahreszeit nur bis Daltſchur reicht. Wenn man die Naturbeſchaffenheit dieſer Provinz im Allgemeinen charakteriſiren will, muß man den nördlichen Theil zwiſchen dem Ganges und den Hochgebirgen ganz aus dem Spiele laſſen. Dieſer, Rohilkund, iſt der berühmte Garten Indiens, von Strömen (Ram Gunga, Koſila, Kali u. a.) reichlich bewäſſert. Es iſt eine durchaus wagerechte Ebene, 500 Fuß über dem Meere, im N. O. und S. von großen Waldungen umkränzt. Trefflich ſind ihre Hauptprodukte 2), Zucker, Baumwolle und Reis; dabei findet man Dattel- und Toddypalmen nebſt Platanen, und den vom Süden herkommenden Fremden erfreut der ungewohnte Anblick von Weintrauben, Wallnüſſen, Äpfeln, Birnen, Rauchbeerſträuchern. Der Nordſaum des Landes iſt ein Theil der Terriani: ſo heißt nämlich ein ungeheurer langer Streif, der von Setledſch bis Burramputter, am Fuße des Himalaja hinzieht, hier aber nur zwei Tagereiſen breit; er beſteht aus Sumpfboden, bald von ſtattlichen Bäumen, bald von Gras üppig bewachſen, aber vom März bis November von Menſchen wie von Thieren wegen ſeiner verpeſteten Miasmen ängſtlich vermieden. Sobald der Reiſende eine Weile nordwärts von Parelli gekommen iſt, liegt ihm dieſer Wald als eine ſchwarze, gerade, wie mit einem Lineal gezogene Linie vor; über dieſen erhebt ſich die untere Vorpoſtenkette des Himalaja, und fern am Horizonte ruhen in majeſtätiſcher Stille in einer Entfernung von 150 engl. Meilen die Schneegipfel, wie Alabaſter flimmernd. — Wenn alſo Rohilkund die unterſte Stufe iſt, worauf der Himalaja in das Tiefland hinunterſteigt, ſo bildet das übrige Delhi einen Übergang von Steppe zum Culturland, ja der weſtlichſte Strich iſt gar eine wenig verbeſſerte Fortſetzung der Sindhwüſte, ohne die Ströme wäre er es völlig. Doch nicht alle Flüſſe bringen Fruchtbarkeit; vielmehr iſt die Dſchumna ſo mit Salpeter geſchwängert 3), daß ſie, ſtatt die Vegetation zu befördern, dieſelbe vielmehr zerſtört. Außerdem iſt faſt überall Mangel an Bewäſſerung; die Brunnen liegen tief und ſind meiſtens brakkiſch. Hier kommt alles darauf an, das Waſſer der wohlthätigen Ströme durch Kanäle über das Land zu

---

3) Quellen: *Hoogstraten* Algemeen historisch Woor-
enboek IV. Deel. Amsterd. 1727. p 55. *Kremer* Beschry-
ing der Provincie Groningen. Groning. 1818. p. 77. 129.
de Gelder Beschryving van het Koningryk Holland. Am-
terd. 1809. p. 122. *J. J. Harkenroht* Oostfriesche Oor-
rongkelykheden. Groning. 1731. p. 95. 388. Wiarda's
ſtfrieſiſche Geſchichte. II. Thl. S. 291 ff. III. Thl. S. 262. — und
igene Anſicht.

1) *Hamilton* Descript. of Hindostan. Lond. 1820. Vol. I.
407.

2) *Heber* Travels. Lond. 1828. 3. Edit. Vol. II. p. 122

3) Daſelbſt S. 286. *W. Hamilton* East India Gazetteer. 2. Ed. Lond. 1828. Vol. I. p. 493.

verbreiten; das geſchah auch in den glücklichern Zeiten des Großmogols; in ihrem oberen Lauf iſt die Dſchumna noch rein und ſüßwäſſerig; von da bis Kurnaul und ferner von Kurnaul in dem tieferen Lande liefen damals nach verſchiedenen Richtungen mehre Graben aus, z. B. Schah Nahr oder Nahr Beheſcht (der oberſte Kanal), Duab oder Zabata-Khans Kanal (er ging von der Dſchumna in der Nähe ihrer Herabkunft vom Gebirgslande, lief durch Saharanpur, Rampur Schamli ꝛc., und nach einem Laufe von 150 engl. Meilen vereinigte er ſich wieder mit dem Mutterſtrom, faſt Delhi gegenüber), Ali Merdans Khans Kanal (er erſtreckte ſich von Kurnaul bis Delhi) und Firuz-Kanal (er trennte ſich ein wenig unterhalb Kurnaul von Ali Merdans Khans Kanal, ſtrich weſtwärts durch Hurriana, den Städten Hanſi und Hiſſar vorbei, nach den Grenzen Bihanirs. Damals, wo dieſe und andere Kanäle noch floſſen, waren die Zeiten, wo das Subah Delhi, nach Abul Fazil 4), an mehren Stellen dreifache Ernten im Jahre gab; doch unter den Stürmen, die den Thron des Großmogols erſchütterten, wurden die Graben verſchüttet, die Wüſte rückte bis an die Thore Delhi's heran, und die Natur nahm ihren urſprünglichen, dürren, kargen und ſtiefmütterlichen Charakter wieder an. Sobald aber die Engländer die Provinz in Beſitz nahmen, waren ſie bald darauf bedacht, die Bewäſſerungsanſtalten wieder herzuſtellen; die Bauten ſind jetzt wenigſtens zum Theil vollendet. Als Ali Merdans Khans Kanal, ein helles, lauteres Waſſer leitend, am 11. Februar 1820 an die Kaiſerſtadt heranrückte, wurde er von den Einwohnern, die bisher nur ein bitteres Waſſer aus der untern Dſchumna und den Stadtbrunnen tranken, mit freudigem Jauchzen begrüßt. Da aber, wohin die Fluthen dieſer oder anderer Gräben ſich nicht erſtrecken, iſt alles dürr, baum- und waſſerlos; der Boden iſt theils Sand, theils ſteifer Lehm und Thon. Darum wird nur wenig Reis gebaut; Waizen iſt die Hauptſaat; Zucker und Baumwolle aber Stapelwaren. Darum iſt die Volkszahl (wiewol doch 8 Millionen, ein Gemiſch von Hindus, Muhammedanern, Rohillas, von afghaniſcher Geburt und Sikhs) nur klein, und das Land auf lange Strecken ohne Städte oder Dörfer. Die Provinz zerfällt in folgende Diſtrikte: Barelli, Moradabad, Nord-Shahdſhehanpur, Süd-Shahdſhehanpur und das Jaghir Rampur (welche zuſammen das vormalige Rohilkund bilden), ferner die ſogenannten Aſſigned Territories, als der Familie des Großmogols zum Unterhalte angewieſen; ſeit 1820 haben aber die Engländer den Bezirk unter ihre unmittelbare Verwaltung genommen, der Name iſt abgeſchafft und heißt jetzt der Diſtrikt Delhi; ferner Nord-Saharanpur, Süd-Saharanpur oder Merut, Hurriana, Sirhind und Pattialah, nebſt mehren kleinen Sikh-Staten.

Die Stadt D. — Unter dem im Mahâbhârata gefeierten Namen Indrapraſtha 5) war ſie einſt der Hauptſitz der Pandus, der Sonnenkinder, deren Reich [illegible] das Hauptreich Indiens geſchildert wird, und deſſen [illegible] Ptolemäus erwähnt (Regnum Pandionis). Die Gründung der Stadt wird dem Radſhja Dehlih zugeſchrieben 6): [illegible] Straßen waren mit Gold gepflaſtert, mit den [illegible]ſten Eſſenzen benetzt, die Bazars voll Koſtbarkeiten [illegible] der Palaſt der Pandus ſtrahlte von Diamanten [illegible] andern Edelſteinen." Mit der Dynaſtie ſelbſt [illegible] die Stadt von der Nacht der Zeit umhüllt. Die [illegible]dus, welche ſich ſpäterhin den Titel Bal gegeben [illegible]ben ſollen, mußten den Muhammedanern weichen [illegible] nach Malabar (wo Bali-patna) und Koromandel [illegible] Maha-bali-puram) zurückziehen 7). Ums Jahr [illegible] vor Chr. erbaute aber auf ihren Ruinen der Uſur[illegible] Delu 8) das heutige Delhi und gab ihr ſeitdem [illegible]nen Namen, wie von einigen behauptet wird, [illegible] erſten Anleger entweder nicht kennen oder nicht [illegible] kennen, und erwählte es zur Reſidenz. Radſhjas [illegible] Indrapraſtha oder Dehli werden von muhammedaniſchen Geſchichtsſchreibern ſchon im Jahre 1008 erwähnt, und im J. 1011 wurde die Stadt vom Sultan [illegible]mud von Ghizni genommen und geplündert, aber [illegible]der ihrem Radſhja als zinspflichtig zurückgegeben. Nachdem dies Geſchlecht im J. 1195 von dem [illegible]hammedaniſchen Sklaven Kuttub (Kothbeddin [illegible] bei Herbelot), dem Begründer der Afghan-Dynaſtie [illegible]ſtürzt ward, wurde Delhi Mittelpunkt eines noch [illegible]tigern Reichs, und ihr Glanz und Reichthum war [illegible]mer im Steigen; als Timur 9) ſie plünderte, beſtand ſie aus drei verſchiedenen Städten, und die Beute, [illegible] er dort an Edelſteinen, Gold und Silber fand, überſteigt alle Vorſtellung. Sein Enkel, Sultan Baber, vertrieb die Afghanen im Jahre 1625 und errichtete den Großmogolſchen Thron, und ſeitdem wurden Delhi und Agra wechſelsweiſe Reſidenzen. Das [illegible] Delhi wurde neben den Ruinen des alten auf [illegible] Weſtufer der Dſchumna im J. 1632 von Shah Dſche[illegible]han Ghir gegründet und erhielt von ihm den Namen Shuhdſchehanabad, welchen es noch in öffentlichen Dokumenten führt. Er umſchloß 10) es [illegible] eine Mauer von mehr als zwei Stunden im Umfange mit ſieben Prachtthoren, die nach den Hauptſtädten [illegible] Reichs, zu denen ſie führten, genannt wurden. [illegible] Nordende erhob ſich der Kaiſerpalaſt von rothem [illegible]nit, 84378 Qu. Toiſen im Umfange, herrliche [illegible] nicht beſonders große Gärten umſchließend, [illegible]

---

4) Ayeen Acberi.

5) Perſiſch Indraput; Polier ſchreibt Aindrapreſt.

6) „Bhagirut, fils du Rajah Dehlih, auquel on [illegible]bue la fondation de la cité de Dehli." *Polier* Mythol. [illegible] Indous. Tom. I. 606, II. 263. Heeren Ideen. India [illegible] S. 261., der dem Raja Bhagiwut (ein Druckfehler ſtatt [illegible]) die Gründung zuſchreibt, hat dieſe Stelle unrichtig [illegible] indem er au quel auf Bhagirut bezieht; die Zweideutigkeit [illegible] aber durch den Beiſatz: „Bhagirut . . avait dès son enfance [illegible] au monde . . ." beſeitigt.

7) Nach Feriſhta; [illegible] Acberi aber heißt der Gründer Aurungapani vom Stamm Tenore 429 nach Vikramadityo's Ära.

8) [illegible] Erdkunde. Th. 1. S. 715.

9) Scherifeddin Timur [illegible] T. II. p. 67.

10) K. Ritter Länderkunde von [illegible] im Berliner Kalender auf das Jahr 1829. S. 185. [illegible] Voyage.

heen, Pavillons, Springbrunnen und Bädern, alles on Marmor und mit Moſaikbildern eingelegt, darun- er Orpheus, den Beſtien vorſpielend, alſo ein Werk ines europäiſchen Meiſters. Alle dieſe Wunder irdi- cher Herrlichkeit, die da zu ſehen waren, übertraf doch er Tukt-Taus, der berühmte Pfauenthron, der im Dewankhas, dem Audienzſaale, einer offenen, mit Mar- norarkaden umgebenen Terraſſe, reichlich mit Moſaiken nd Hautreliefſculpturen verziert, ſtand; aus maſſivem Gold funkelte er von Diamanten, Rubinen und Sap- hiren; zwei Pfauen mit ausgebreiteten, emporgehobe- en Schweifen ſtanden ihm zur Seite und zwiſchen die- en ein Papagei in natürlicher Größe, aus einem einzi- en Smaragd geſchnitten. Innerhalb der Mauern die- er nunmehr baufälligen Burg, die Schah Nadir im J. 1739 und ſpäter im J. 1759 Ahmed Abdallah ih- er ſchönſten Koſtbarkeiten beraubte, „lebt jetzt die Zierde der Welt, das Aſyl der Völker, der König der Könige“, der Schattenkaiſer, im glänzenden Elend von inem zwar bedeutenden, aber doch für ſeine 700 männlichen Verwandten und deren 19000 Weiber, un- ureichenden Gnadenbrod [11]. Sein eigenes Harem eſteht aus 300 Weibern; zuweilen ſieht man Se. Kaiſerl. Majeſtät in dero ſchön lackirtem Statswagen von Kuſawurzeln fahren, von ſeinen Emirn und ſeinem Armuth verrathenden Jumarri (Hofſtate) umgeben, welche Roſenwaſſer auf ſeine Equipage ſprengen. Der Strom ſelbſt, der einſt die Oſtſeite des Palaſtes be- pülte, hat ſich eine weite Strecke von ihm zurückge- ogen. Übrigens ſind hier vielfache Überbleibſel einer lücklichern Zeit zu bewundern. Darunter gehört die Dſchumma Muſchid, die Prachtmoſchee mit drei Kuppeln aus weißem Marmor mit vergoldeten Spitzen nd ſtolzen Minarets; die Verzierungen ſind [12]) zwar weniger blumenreich und das Gebäude weniger ma- eriſch als das glänzende Imambarra zu Lucknau, ber die Lage auf einem Hügel iſt weit gebieteriſcher, nd an Größe, Solidität und Reichthum der Materia- en (theils dunkelrother Sandſtein, theils weißer Mar- mor) übertrifft dies Gebäude alle, die von ſeiner Art Indien zu ſehen ſind. In dem Felſen, worauf dieſe Moſchee ruht, ließ Schah Dſchehan einen Brunnen aus- prengen, woraus das Waſſer durch eine zuſammenge- tzte Maſchinerie heraufgefödert wurde. Ferner des atan-Kaiſers Firuz antike Burg in Alt-Delhi, in ei- er einfachen Bauart, mit einer großen ſchwarzen Säule von gegoſſenem Erz, einſt einem Hindutempel ehörig und mit alten Inſchriften bedeckt; ferner die te Moſchee, die großartigſte und ſchönſte ihrer Art Indien, welche auch als Vorbild für die Haupt- oſchee diente, die Timur in Samarkhand erbauen ließ; ne Menge anderer Hindupagoden, Moſcheen und Grab- onumente zu geſchweigen, die man anderswo überall ſtaunen würde. Sehenswerth, wiewol nicht mit je- er verſchwenderiſchen Pracht, die man in Agra's Grabmonumenten bewundert, ausgeſtattet iſt immer Sultan Humajuns Mauſoleum, jetzt die Grabſtätte der kaiſerlichen Familie, etwa eine geogr. Meile ſüdweſtlich von der Stadt; es iſt vielmehr in einem einfachen, aber reinen und edeln, gothiſchen Styl, mit ſchwarzem und weißem Marmor in- und auswendig überzogen. Ganz zerſtört iſt aber Schahlimar, der Kaiſergarten, doch vorher durch einen ewigen Geſang [13]) der Unſterblichkeit überliefert. Auf deſſen Platz ſteht jetzt ein Orangenhain, wo der britiſche Reſident in einem Gebäude, das ein Theil des Naphter Schah Dſchehans war, wohnt. Unmittelbar außerhalb der Stadt ſteht Gentur Muntur, die Sternwarte, im J. 1724 erbaut, mit einem koloſſalen Gnomon und andern Inſtrumenten; noch denkwürdiger iſt aber Kuttub Minar, eine 242 p. Fuß hohe, thurmähnliche Säule aus Ziegelſteinen [14]), aber mit ſchönem Granit bekleidet, mit den zierlichſten Inſchriften aus dem Koran und einer Wendeltreppe inwendig; dabei ſtehen niedrige Säulen und hohe Gewölbebogen, alles von dem Erbauer, dem erſten Patankaiſer zum Eingang zu einer großen aber nie vollendeten Moſchee beſtimmt, welche, auf den Ruinen eines Hindutempels aufgeführt, den Sieg des Islam über das brahmaniſche Heidenthum vorbilden ſollte. In die Stadt wieder eintretend, blickt man mit Grauen auf der Straße Tſchandni Tſchoke die Moſchee Ruſchenud Daulahs, denn es war von einem ihrer Dome, wo der erzürnte Timur zuſah, wie 20000 Menſchen von ſeinen Soldaten geſchlachtet wurden, bis, nachdem das Blutbad vom Morgen bis Abend gedauert hatte, ein Derwiſch vortrat, ſagend: „Unüberwindlicher! biſt du ein Gott, ſo ſei gnädig, wie er; biſt du ein Prophet, ſo unterrichte uns über den Weg der Seligkeit; biſt du ein König, ſo höre auf zu morden, ſteige auf unſern Thron herauf und mache uns glücklich“; worauf Timur antwortete: „ein Gott bin ich nicht, denn ich kann nicht verzeihen; ein Prophet nicht, denn ich will nicht unterrichten, und euer König bin ich auch nicht; aber der, welchen der Herr in ſeinem Zorn ſendet, um die Völker der Erde zu züchtigen, der bin ich.“ — Die Wahl der Lage für eine Stadt, die beſtimmt war, eine Metropole zu Nordindien zu ſeyn, und die es ſeit Jahrtauſenden bis auf die Zeiten der brittiſchen Herrſchaft wirklich geweſen iſt (in der öffentlichen Meinung der Eingebornen gilt ſie noch immer als ſolche), ſcheint weniger glücklich; zwar liegt ſie an einem großen Strome, aber dieſer iſt während der trocknen Jahreszeit nur für kleinere Fahrzeuge ſchiffbar, und ringsum verbreitet ſich eine einförmige, baumloſe, ſandige, wenig fruchtbare Landſchaft; erſt nach der Wiederherſtellung des Ali Merdans Khans Kanals (ſ. oben), die nützlichſte von allen Anlegungen, hatten die Einwohner gutes Trinkwaſſer; früher wurde das Waſſer theuer verkauft; erſt ſeitdem blühen die Gärten Delhi's. Von den 2,000000 Menſchen, welche die Stadt einſt [15]) beherbergte, ſind jetzt kaum

---

[11] Die Einkünfte des Kaiſers ſind jetzt auf 15 Lack Rupien 150000 Pf. Sterl. oder etwa 1,000000 Thaler erhöht worden.

) *Heber* II, 296.

[13] Th. *Moores* in Lalla Rookh.

[14] Nach Heber, nicht aus rothem Granit, wie Ritter ſagt.

[15] *Bernier* Voyage Tom. II.

200000 übrig [16]; doch iſt ſie noch ein Mittelpunkt des Handels und durch Gewerbe blühend. Hier treffen jährlich Karavanen von allen Richtungen ein; die, welche die theuerſten Waren mitbringen, ſind aus Kaſchmir und Kandahar; auch hat ſich in den letzten Zeiten der Verkehr mit Bengalen belebt; hier wohnen viele Große und Reiche des Landes; hier wird viel Tabak und beſonders Indigo gebaut, viel Baumwolle geſponnen und zu Zeuchen gewebt, und die Schuhmacher und Steinſchneider liefern vorzügliche Arbeit. Die Straßen ſind meiſtens eng und winkelig; nur zwei, die Hauptſtraße Tſchandni Tſchoke und die Lahorſtraße, zeichnen ſich durch ihre Breite (90 Fuß), Regelmäßigkeit und Schönheit der Gebäude aus. Die mathematiſche Lage iſt 28° 41′ nördl. Br. und 94° 39′ öſtl. Länge [17]; ſie hält 7 engl. Meilen im Umfang, aber die Trümmer der Altſtadt bedecken eine Fläche von 20 QM. Von der uralten Indrapraſta ſind nur Schutthaufen zu ſehen. (*Palmblad.*)

Deli ſ. unter Türkei: Türkisches Heer.

DELIA, Beiname der Artemis. — Delios, des Apollon, — Delion, Tempel Apollons; von Delos (ſ. dieſes). (*H.*)

Delia, Desvoidy (Insecta) ſ. Myodarii.

DELIADES, Bruder Bellerophons, fand durch dieſen wider Willen ſeinen Tod *). (*Schincke.*)

Delias ſ. Delos.

DELIAS, *Hübner* (Insecta). Eine Gattung der Tagſchmetterlinge, ausländiſche Arten umfaſſend, deren Oberflügel bunt, die untern an der Wurzel roth gefleckt ſind. Sie gehört nach der neuern Eintheilung (ſ. d. Art. Lepidoptera) zu den Helikoniern und umfaßt die Arten Papilio Egialea, Porsenna und Thisbe Cramers. (*D. Thon.*)

Delictum ſ. Verbrechen.

DELIGNON, Jean Louis, geb. zu Paris im J. 1755. Nachdem er ſich bei Delauney dem ältern mit dem Grabſtichel und der Radirnadel hinlänglich bekannt gemacht hatte, lieferte er als ſelbſtändiger Künſtler Blätter ſowol für das Cabinet von Poullain und für die Galerie des Palais Royal, als auch für die Voyage pittoresque de la Grèce und für die Description générale et particulière de la France. Auch ſtach er eine bedeutende Anzahl Vignetten nach Moreau, Marillier und andern. (Huber Handb. Thl. 8. S. 342.) (*A. Weise.*)

DELILIA. Unter dieſem Namen ſtiftete Sprengel (Bullet. de la soc. philom. 1823. p. 54. t. 1.) eine Pflanzengattung zu Ehren des rühmlich bekannten Profeſſors der Botanik zu Montpellier, Alire Raffeneau Delile, Ritters der Ehrenlegion, welcher als Botaniker Napoleon nach Ägypten begleitete, den botaniſchen Theil der Description de l'Egypte (Florae aegyptiacae illustratio, Par. 1813. fol.) ausarbeitete, ſich einige Zeit in Nordamerika aufhielt und dann Candolle's Nachfolger in Montpellier wurde. Die Gattung Delilia iſt [illegible] nach des Autors eigenem Urtheil (Spr. gen. pl. II. p. 641.) im Weſentlichen nicht verſchieden von Milleria *Martyn.* (ſ. den Art.) (*A. Sprengel.*)

DELILLE, Jacques, geb. 1738 in der Nähe von Clermont in der Auvergne. Schon als Kind verlor er ſeinen Vater und erhielt ſeine Schulbildung in einem Pariſer Gymnaſium, wo ſich ſeine Talente frühzeitig entwickelten. Lange Zeit war er ſelbſt Gymnaſiallehrer [illegible] zu Paris, dann zu Amiens, dann wieder zu Paris, wo er ſich zuerſt durch einige Oden und Epitres vortheilhaft bekannt machte. Seinen Ruhm begründete er durch ſeine poetiſche Überſetzung der Georgica, welche er zwar ſchon in Amiens angefangen hatte, aber erſt in Paris [illegible] herausgab. Mit Recht bewundert man darin die Kunſt, womit er die, bei der poetiſchen Armuth der franzöſiſchen Sprache und der Abneigung der franzöſiſchen Poeſie vor kleinlichen Details, faſt unüberſteiglichen Schwierigkeiten dieſer Arbeit ebenſo glücklich als anmuthig überwunden hat. Er hat darin unſtreitig alles geleiſtet, was man von einer franzöſiſchen Überſetzung in Verſen billigerweiſe nur verlangen kann. Das nämliche Talent hat er in ſpäteren Jahren auch in ſeiner Überſetzung der Äneis und des verlornen Paradieſes bewährt. Voltaire war ſo entzückt von dieſer Arbeit, daß er den ihm noch völlig unbekannten Verfaſſer der Akademie zur Aufnahme dringend empfahl. Auch wurde Delille von der Akademie ſchon 1772 gewählt, doch verſagte der König ſeine Einwilligung wegen zu großer Jugend des Candidaten, und die wirkliche Aufnahme erfolgte erſt nach einer zweiten Wahl 1774. Einige Jahre ſpäter, 1780, erſchien ſein erſtes Originalwerk: Les Jardins, ou l'art d'embellir les paysages, in 4 Geſängen, welches ſich durch viele glückliche Naturſchilderungen, welche überhaupt ihm am beſten gelangen, auszeichnete und nicht wenig dazu beitrug, den in Frankreich noch wenig bekannten Geſchmack an ſogenannten engliſchen Gärten zu verbreiten. Als ſein Freund Choiſeul Gouffier nach Conſtantinopel als Geſandter ging, nahm er ihn dahin mit, bei welcher Gelegenheit er die Ruinen von Athen beſuchte, ſich beinahe ein Jahr lang in Conſtantinopel aufhielt und viel an ſeinem Poëme sur l'imagination arbeitete, welches indeß erſt 1806 in 8 Geſängen erſchien. Bis zur Revolution lebte er nun ruhig und glücklich in Paris, wo er ſehr bewunderte Vorleſungen über Juvenal, Horaz und Virgil hielt, und der Freigebigkeit des Hofes ein ſehr bedeutendes Einkommen verdankte, welches er faſt gänzlich bei den ausgebrochenen Unruhen verlor. Er hielt es ſogar ſeiner Sicherheit wegen für nöthig, Paris zu verlaſſen, weil er auf Robespierre's [illegible], welcher zur Feier des Feſtes de l'être suprême eine Ode von ihm verlangte, nach langer Weigerung endlich in 24 Stunden ſeinen Dithyrambus sur l'immortalité de l'ame geſchrieben hatte, welchen man den Anſichten des Tages nicht angemeſſen fand. Er zog ſich daher 1794 zuerſt nach St. Diez, im Departement der Vogeſen, und ſpäter nach Baſel zurück. Längere Zeit lebte er dann an den Ufern des Bieler-Sees, wo er ſein zweites [illegible] ſtualwerk: L'homme des champs, ou les Géorgiques rançoises vollendete, welches 1800 erſchien. Eben das elbſt arbeitete er an den 1809 erſchienenen: Les trois règnes de la nature. Das Unglück ſeines Vaterlandes eranlaßte ihn noch, das Gedicht: Le malheur et la pi-ié, in 4 Geſängen, zu ſchreiben, welches 1803 gedruckt ourde. Er ging darauf nach England, wo er 2 Jahre erlebte und in Zeit von 15 Monaten mit großer Begei-terung, aber ſehr frei, das verlorne Paradies überſetzte; s erſchien 1805. Bei dieſer Arbeit traf ihn der erſte Anfall von Apoplexie, welche auch ſpäter ſeinem Leben in Ende machte. Er kehrte 1801 nach Paris zurück, vo er, wie die obigen Angaben zeigen, die meiſten ſei-er Werke nach und nach dem Drucke übergab. Hier er-chien auch noch von ihm 1802 eine Samlung unter dem Titel Poésies fugitives, die Überſetzung der Äneis 1804 und das Gedicht La conversation 1812.

---

[16] Nach Le Gour de Flu**i**x 1,700,000; nach dem Verfaſſer von Sketches of India 400000; nach W. Hamilton höchſtens 200000.

[17] *W. Hamilton* East India Gazetteer, London 1828. 2. Edit. Vol. p. 491.

*) Apollod. II, 3, 1. Einige Codd. haben *Ἠλιάδην*, *Ἰλιαδῆν* und *Ἰλιάδαν*.

Alle dieſe Werke ſind einzeln mehremale gedruckt und l'homme des champs iſt 1808 von Dubois ins La-einiſche überſetzt worden. Seine ſämtlichen Werke ſind benfalls mehremale in 4., in 8. und in 18., die Nach-rücke nicht gerechnet, erſchienen. Die Samlung in 17 Bänden in 8. iſt die vollſtändigſte von allen. Delille hat-e ein ſo außerordentliches Gedächtniß, daß er ganze gro-ße Werke im Kopfe ausarbeiten, daran beſſern und fei-en konnte, ohne ſie eher aufzuſchreiben, als bis er ſie em Drucke übergeben wollte. So iſt es gekommen, aß ſein letztes Werk, ein Gedicht über das Alter, wor-n er noch kurz vor ſeinem 1813 erfolgten Tode arbei-ete, verloren gegangen iſt, weil er nichts davon auf-eſchrieben hatte. In allen ſeinen Werken, Überſetzun-en ſowol als eignen Arbeiten, zeigt ſich eine große echniſche Fertigkeit, eine glänzende Diction, eine ſeltene Gabe poetiſcher Beſchreibungen, aber ungleich weniger Talent für Erfindung und künſtleriſche Anordnung. Er at die dichteriſche Sprache der Franzoſen wie wenige n ſeiner Gewalt gehabt, ohne doch im höheren Sinne igentlich ein Dichter zu ſeyn. Auch iſt er nicht von ei-ner gewiſſen Monotonie und Manier freizuſprechen. Man kann ihn ſeinem Zeitalter und ſeiner Kunſtmanier ach den letzten größeren Dichter der klaſſiſchen Zeit der Franzoſen nennen. (*Blano.*)

DELIMA L. Eine Pflanzengattung aus der na-ürlichen Familie der Dillenieen und der erſten Ordnung er 13. Linnéſchen Klaſſe. Char. Der Kelch fünfblätt-ig, ſtehenbleibend; meiſt fünf rundliche Corollenblätt-hen; zahlreiche, haarförmige Staubfäden mit rundli-hen Antheren; der Griffel cylindriſch mit einfacher Nar-e; durch Fehlſchlagen der Geſchlechtstheile werden die Blüthen bisweilen diöciſch; die Kapſel lederartig, ein-ächerig, meiſt zweiſamig; die Samen mit einem ſchwam-igen, zerfetzten Arillus verſehen. (Gärtn. de fruct. 106.). Die ſieben bekannten Arten ſind tropiſche, meiſt kletternde Sträucher, oft mit rauhen Blättern, die zum Poliren hölzerner Geräthe gebraucht werden (da-her der Gattungsname): 1) *D. sarmentosa* L. (Burm. ind. p. 122. t. 37. f. 1., Lam. ill. t. 475., Bot. mag. 3058., Tetracera Vahl symb.) mit elliptiſchen, ſehr ſcharf anzufühlenden, ſteifen, geſägten Blättern, riſpenförmigen Zwitterblüthen ohne Corollenblättchen und unbehaarten Kapſeln. Auf Ceilon und der Küſte Malabar. 2) *D. tripetala* Blum. bijdr. mit umgekehrt-eiförmigen, an der Spitze ſtachlichtſtumpf-gezähnten, ſehr ſcharf anzufühlenden Blättern, riſpenförmigen Zwitterblüthen mit drei Corollenblättchen und feinbehaarten Kapſeln. Auf Java. (D. intermedia Blum. bijdr. p. 4. iſt eine Abart). 3) *D. hebecarpa* Cand. (Syst. I. p. 407., Deless. ic. sel. t. 72.) mit umgekehrt-eiförmigen, feingekerbten, ſcharf anzufühlenden Blättern, riſpenförmigen Zwitterblüthen mit fünf Corollenblättchen und feinbehaarten Kapſeln. Auf Java und den Philippinen. 4) *D. mexicana* Sessé (et Mociñ. fl. mex. med. Cand. syst. l. c.) mit elliptiſchen, ſtumpfen, geſägten, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern, unten braunroth-zottigen Blattadern und diöciſchen, büſchelförmigen Blüthen mit fünf Corollenblättchen. In Mexiko. 5) *D. nitida* Cand. (l. c., Tetracera Vahl symb.) mit ablang-lanzettförmigen, ſcharf anzufühlenden, faſt ganzrandigen Blättern und riſpenförmigen Zwitterblüthen mit vierblättrigen Corollen. Auf Trinidad. 6) *D. guianensis* Rich. (in Cand. l. c.) mit glatten, ablangen, ſchwach geſägten, an beiden Enden verſchmälerten Blättern, diöciſchen, in den Blattachſeln ſtehenden, kurzgeſtielten Blüthen und feinbehaarten Kapſeln. In Gujana. 7) *D. Piripu* Cand. (l. c., Piripu Rheed. mal. VII. p. 101. t. 54) mit ablangen, gekerbten, weichen Blättern und riſpenförmigen Zwitterblüthen. In Malabar gebaut. Die beiden letztgenannten Arten ſind zweifelhaft.

(*A. Sprengel.*)

Delina, *Desvoidy* (Insecta) ſ. Myodarii.

Delion ſ. Delia.

DELI ORMAN, Hauptort eines nur von Bulgaren bewohnten Bezirks im türkiſchen Ejalet Rumili, Sandſchak Siliſtria, mit vielen Dörfern, die ſich von Ackerbau und Viehzucht nähren. (*H.*)

Delios ſ. Delia.

DELI, Paul, ein magyariſcher Held, der ſich mehrmals im Kriege gegen die Türken auszeichnete. Im J. 1537 gerieth er bei Eßék in die türkiſche Gefangenſchaft, als er im Gefecht den Janitſcharen den Leichnam ſeines tapfern Feldherrn Paul Bakics (Bakitſch) entreißen wollte. Valentin Török bot dem türkiſchen Paſcha Amurath für Deli's Auslieferung tauſend Stück Dukaten an. Der treuloſe Türke nahm zwar das Gold, ſchickte aber den armen Deli mit eigener Hand in die andere Welt. (*Rumy.*)

Delirium ſ. Geisteskrankheiten.

DELISCHES PROBLEM nennt man die berühmte Aufgabe von der Verdoppelung eines Würfels (τὸν κύβον διπλασιασμὸν), d. i. die Seite eines Würfels zu finden, der doppelt ſo groß als ein gegebener Würfel ſei, welche Aufgabe in der Geſchichte der Mathematik beſonders darum Epoche macht, weil ſie zur genaueren Betrachtung der krummen Linien und mithin zur Erfindung der höheren Geometrie Veranlaſſung gab. Aus dieſem Grunde hat für Jeden, welcher gern die ſtufenweiſen Fortſchritte der Wiſſenſchaft kennen lernt, die Geſchichte des deliſchen Problems ein hohes Intereſſe

Ein kurzer Abriß dieſer Geſchichte mag daher auch hier eine Stelle finden: Bei allen Körpermeſſungen, insbeſondere beim Gebrauche der Hohlmaße für Getreide, Flüſſigkeiten u. ſ. w. mußte ſich den Menſchen gewiß ſchon in den früheſten Zeiten die ſogenannte deliſche Aufgabe aufdrängen, da man gewiß bald einen Würfel, deſſen Seite irgend eine feſtgeſetzte Länge hatte, als das einfachſte Körpermaß erkannte, und auch wol durch Erfahrung ſehr bald darauf geleitet wurde, daß ſich ähnliche Körper wie die Cubi ihrer ähnlich liegenden Seiten verhalten, wodurch jede nach einem beſtimmten Verhältniſſe vorzunehmende Vergrößerung oder Verkleinerung eines Körpers mit Beibehaltung ſeiner Form auf die nach demſelben Verhältniſſe vorzunehmende Vergrößerung oder Verkleinerung eines Würfels reducirt wird. Das Alterthum kleidet indeſſen, ſeiner Gewohnheit nach, die erſte Anregung dieſer für das früheſte bürgerliche Leben ſchon ſo wichtigen Aufgabe in einen Mythos, welchen Eratoſthenes in einem von Eutokios[1]) aufbewahrten Briefe an den König Ptolemäos folgendermaßen erzählt: Der König **Minos** von Kreta befahl, das ſeinem Sohne **Glaukos** zu Ehren errichtete Grabmal, welches die Geſtalt eines Würfels hatte, mit Beibehaltung derſelben Geſtalt doppelt ſo groß zu machen. Die Bauleute glaubten dieſem Befehle dadurch nachzukommen, daß ſie einen Würfel machten, deſſen Seite doppelt ſo lang als die des vorigen war, fanden aber bald, daß ſich auf dieſe Weiſe das Volumen des erſten Würfels verachtfachte. Dies veranlaßte nun die Geometer zuerſt, wie Eratoſthenes ſagt, die Frage aufzuwerfen, wie ein gegebener Körper, vornehmlich ein Würfel, ſich mit Beibehaltung ſeiner Geſtalt verdoppeln laſſe. — Verlaſſen wir das Gebiet der Sage, ſo finden wir zuerſt den **Hippokrates** von Chios (ſ. d. Art. Hippokrates) als wiſſenſchaftlichen Bearbeiter des deliſchen Problems genannt, und zwar gebührt ihm die Ehre der Entdeckung, daß ſich die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auf die andere Aufgabe zurückführen laſſe: zwiſchen zweien gegebenen geraden Linien zwei mittlere Proportionallinien zu finden[2]). Hippokrates fand nämlich den Satz, daß zwei Würfel zu einander in dem dreifachen Verhältniſſe der Seite des einen zur Seite des andern ſeien, daß alſo, wenn A die Seite des gegebenen Würfels und $A : B = B : C = C : 2A$ und mithin $A : 2A$ das Dreifache des Verhältniſſes $A : B$ iſt (vergl. meine allg. Größenlehre, vornehmlich die Lehre von den Verhältniſſen und Proportionen nach Euklidiſchen und neuern Anſichten S. 46. 47.), alsdann der gegebene Würfel zu dem Würfel von der Seite B in dem Verhältniſſe $A : 2A$, letzterer alſo das Doppelte des erſteren ſei[3]). Wie nun
aber die beiden Proportionallinien B und C zu fin
ſeien, entdeckte Hippokrates nicht, und konnte es
bei den ihm blos noch zu Gebote ſtehenden Hilfsm
der Elementargeometrie nicht entdecken. — Als nic
lange nachher, zur Zeit des Platon, eine anſteck
Krankheit in Griechenland wüthete und die Delier
Orakel fragten, wodurch ſich der Zorn der Götter
ſänftigen ließe, wurde ihnen zur Antwort, ſie ſo
den Altar des Apollon verdoppeln. Dieſer Altar hatte
Geſtalt eines Würfels. Die Delier glaubten an
fangs dem Orakelſpruche ſchon dadurch zu genügen,
ſie einen andern, ebenſo großen Würfel hinzufügten,
durch natürlich der Altar ein längliches Parallele
don wurde. Als aber die Krankheit nicht nachließ,
fragten ſie das Orakel aufs Neue und erhielten
Antwort, die Würfelform müſſe beibehalten werden
Da ſie hiemit nicht zu Stande kommen konnten,
ſandten ſie Abgeordnete an den **Platon**, welcher
mals als Philoſoph und Geometer im höchſten Anſehen
ſtand. Platon erklärte ihnen, daß es dem Gotte
lich gar nicht um die Verdoppelung ſeines Altars zu
ſei, daß vielmehr Apollon die Griechen nur veranl
wolle, ihre ewigen Kriege ruhen zu laſſen und ſich
mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen; was übrig
die Verdoppelung des Würfels betreffe, ſo möchte
ſich deshalb an ſeine Schüler, den **Eudoxos** von
dos und den **Helikon** von Kyzikon, wenden. Hie
wurden die Anhänger Platons zum eifrigen Forſchen
der Auflöſung dieſes Problems ermuntert, welches
dem den Namen deliſches Problem erhielt. So erz
Plutarch[4]) und **Philoponos**[5]) in der Hauptſa
übereinſtimmend dieſe Begebenheit; *Valerius Maxi*
mus[6]) läßt die Delier vom Platon an den Geomete
Euklides verweiſen, was offenbar ein Irrthum iſt,
Euklides der Geometer viel ſpäter lebte und von dem Ph
loſophen Euklides von Megara hier nicht die Rede ſ
kann. — Platon ſah ein, daß die Betrachtung der
raden Linien und Kreiſen zur Auflöſung des Prob
zwei mittlere Proportionale zwiſchen 2 gegebenen
den Linien zu finden, nicht ausreiche, und fing da
an, die Eigenſchaften anderer krummen Linien, w
er durch Schnitte geometriſcher Körper entſtehen l
zu unterſuchen. Zur Fortſetzung dieſer Unterſuchu
munterte er auch ſeine Schüler auf, durch deren B
hungen nun die höhere Geometrie entſtand[7]). Da
Platon ſelbſt wird vom Eutokios die Erfindung e

---

[1]) *Eutoc.* ad prop. 2. lib. II. *Archimedis* de sphaera et cylindro. Eratoſthenes beruft ſich auf einen alten, von ihm nicht genannten Dichter, der die Geſchichte des Glaukos zum Stoffe einer Tragödie gemacht hat. Wahrſcheinlich iſt **Euripides** gemeint. Vergl. *Valkenaer* de fragm. Eurip. p. 203.

[2]) *Eratosthen.* l. l. *Proklos* in commentar. in Euclid. element. lib. I. p. 59. edit. Basil. 1533.

[3]) Es erhellet leicht, daß auf dieſelbe Weiſe jede beliebige Vervielfältigung oder Theilung des Würfels von der Seite A bewerkſtelligt werden könne, indem ebenſo nur zwiſchen A und nA zwei mittlere Proportionallinien B
und C gefunden zu werden brauchen; eine Bemerkung, die
dem Hippokrates wol nicht entging. Daß die Aufgabe, wen
Rechnung anwenden wollte, durch Ausziehung einer Kub
aufzulöſen ſei, erkannten die Alten ebenfalls ſehr bald;
Arithmetik war damals noch ſo wenig ausgebildet, daß
wo ſich es irgend thun ließ, genauer und bequemer fand,
nungsaufgaben durch geometriſche Conſtructionen aufzulö
jede Einmiſchung der Rechnung in die Geometrie ſo viel
lich vermied.

[4]) De genio Socratis VII. (Plutarchi Mo
lia ed. Wyttenbach. T. 3. p. 335.) Plutarch weicht dar
daß er die Delier denſelben Fehler, den die Bauleute des
begingen, noch einmal begehen läßt.

[5]) Ad Aristot. an
post. lib. I. cap. 7. (fol. 24. ed. Venetae 1534.)

[6])
VIII. c. 12.

[7]) *Proklos* l. l. p. 19.

Art von Parallellineal, welches zur mechaniſchen Auflöung der Aufgabe dienlich iſt, zugeſchrieben. Eratoſthenes aber, obgleich, der Zeit nach, dem Platon bedeutend näher, ſcheint von einer ſolchen Erfindung Platons nichts zu wiſſen, und da Eutokios hier nicht, wie er onſt zu thun pflegt, die Quelle ſeiner Relation angibt, o ſchrieb vielleicht nur die Sage dies Inſtrument dem Platon zu, welcher vielmehr nach andern ſichern Nachrichten das Problem ſtreng geometriſch aufgelöſt wiſſen wollte [8]). — Der Pythagoräer **Archytas** von Tarent, Platons vertrauter Freund (ſ. den Art. Archytas), gab ine Auflöſung, die zwar ſcharfſinnig, aber nicht ganz rein geometriſch, ſondern eher phoronomiſch iſt, indem ſie auf gewiſſen Bewegungen eines Halbkreiſes und eines Dreiecks und dadurch erzeugten Durchſchnitten einer Cylinder- und Kegelfläche beruht. Eine andere Auflöſung, welche auf der Conſtruction gewiſſer von ihm erfundenen und in einem eigenen, nicht mehr vorhandenen Werke beſchriebenen Curven beruhete, gab der ſchon vorher erwähnte **Eudoxos**, die jedoch vom Eutokios, vielleicht mit Unrecht, nicht der Aufbewahrung für werth gehalten wurde. Ein Schüler des Eudoxos und ſpäter des Platon, **Menaichmos**, erfand die ſogenannten Kegelſchnitte und wendete ſie zur Auflöſung des deliſchen Problems an. Ob **Ariſtaios**, welcher nachher fünf Bücher über die Kegelſchnitte und fünf andere über die körperlichen Örter ſchrieb, ſich auch mit dem deliſchen Probleme beſchäftigt habe, iſt unbekannt, da ſeine Werke nicht auf unſere Zeit gekommen ſind; wol aber wiſſen wir, daß dieſe Werke von ſpätern Mathematikern bei der Auflöſung des Problems benutzt wurden [9]). Auch vom **Euklides** iſt nicht mit Sicherheit bekannt, ob er in ſeinen verloren gegangenen Büchern über die Kegelſchnitte und über die geometriſchen Örter an einer Oberfläche unſer Problem mit abgehandelt habe. — **Archimedes** ſetzt in ſeinen Büchern über Kugel und Cylinder II. Satz 2.) die Auflöſung der Aufgabe: Zwei mittlere Proportionallinien zwiſchen zweien gegebenen geraden zu finden, als bekannt voraus. Bei ſeinen vielen mechaniſchen Arbeiten, beſonders bei Verfertigung ſeiner Kriegsmaſchinen, gebrauchte er vermuthlich ein für die Praxis hinreichend genaues und bequemes Inſtrument, worüber er aber nichts mittheilt; wahrſcheinlich weil ihm nur rein wiſſenſchaftliche Gegenſtände des Aufzeichnens werth ſchienen. **Apollonios** von **Pergä** ſcheint nach einer Stelle des Pappos (collect. mathem. lib. 3. prop. 4.) eine rein geometriſche und eine andere mechaniſche Auflöſung des deliſchen Problems gegeben zu haben; nur letztere iſt uns vom Eutokios a. a. O. aufbewahrt und ſtimmt mit den von **Heron** aus Alexandrien und **Philon** von Byzanz in ihren Werken über die Wurfmaſchinen gegebenen organiſchen Auflöſungen, welche gleichfalls Eutokios mittheilt, im Weſentlichen überein. — Eine andere organiſche Auflöſung erſann **Eratoſthenes**, welcher darüber den ſchon oben erwähnten Brief an den Ptolemaios ſchrieb und das dazu nöthige Inſtrument mit einem Epigramma als Weihgeſchenk in einem Tempel aufhängen ließ. — Bald darauf erfand **Nikomedes**, durch Nachdenken über das deliſche Problem veranlaßt, die Konchoide und ein Inſtrument zur Zeichnung derſelben, wodurch ihm nicht allein die Verdoppelung des Würfels, ſondern auch die Triſection des Winkels gelang. Nikomedes Schrift über die Konchoide iſt verloren gegangen; die darin vorkommende Auflöſung des deliſchen Problems haben aber Eutokios und Pappos in ihren ſchon angeführten Werken aufbehalten. — **Diokles**, deſſen Zeitalter nicht genau bekannt iſt, der aber, nach einer Stelle des Proklos zu ſchließen, ſchon vor Chriſti Geburt blühete, ſchrieb ein Werk *περὶ πυρίων*, welches nicht mehr vorhanden iſt, das indeſſen ein Feuerbrände ſchleuderndes Wurfgeſchütz abgehandelt zu haben ſcheint. Bei dem Baue dieſer Geſchütze kam wieder, wie bei den andern von Heron und Philon behandelten Wurfgeſchützen, zur Beſtimmung der verhältnißmäßigen Dicke des Seils an den größeren und kleineren Maſchinen dieſer Art, die Aufgabe in Anregung, den Durchmeſſer eines Cylinders zu beſtimmen, welcher zu einem gegebenen Cylinder ein gegebenes Verhältniß haben ſoll; was ſich, wie alle ähnliche ſtereometriſche Aufgaben (vergl. das Eingangs dieſes Art. Geſagte), auf das deliſche Problem zurückbringen läßt. Diokles erfand zur Auflöſung des deliſchen Problems eine neue Curve, die Kiſſoide, und dieſe Auflöſung hat uns Eutokios a. a. O. aufbehalten. — Der mehre Jahrhunderte ſpäter als Diokles lebende Pappos gibt die nämliche Auflöſung mit ſehr geringer Veränderung [10]), ohne des Diokles zu erwähnen, vielleicht um ſich allein die Ehre der Erfindung zu vindiciren. Dieſelbe Auflöſung wiederholte, dem Eutokios zufolge, der vermuthlich bald nach Pappos lebende **Sporos**, oder, wie andere Codices leſen, **Poros** von Nikäa. — Von den übrigen Verſuchen der alten Geometer zur Auflöſung des deliſchen Problems iſt uns nichts erhalten worden. Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung beſchäftigte man ſich wieder häufig mit dieſem Problem, jedoch meiſtens unglücklich; es ſei hier genug, die Namen einiger Mathematiker, welche darüber geſchrieben haben, zu nennen: Der Kardinal **Nicolaus de Cuſa**, **Joh. Werner** aus Nürnberg, **Orontius Finäus** (Oronce Finée), **Joh. Buteo**, **Bernh. Salignac**, **Joſ. Juſt. Scaliger**, **Jo. Alfons de Molina**, **Adrian Metius**, **Vieta**, **Joh. Bapt. Villalpandus**, **Claud. Richard**, **Joh. Molthe**[illegible]**escartes**, welcher mit Recht als Urheber der neuern analytiſchen Geometrie angeſehen wird, zeigte zuerſt, daß die geometriſche Auflöſung des deliſchen Problems nichts weiter als ein beſonderer Fall von der Conſtruction kubiſcher Gleichungen ſei und daher am einfachſten mittelſt einer Parabel und eines Kreiſes aufgelöſt werde (vergl. den Art. Gleichung). Nachher verallgemeinerte **de Sluſe** in ſeiner Schrift: Me-

---

[8]) *Plutarchi* Convival. Disput. lib. 8. probl. 2. [9]) *Pappi* collect. mathem. latine ed. Fed. Commandinus. Bonon. 1660. pag. 7.

[10]) *Pappos* l. l. libr. III. et VIII. propos. 11. cf. Eutoc. l. l.

ſolabum, die zuerſt 1654 und in einer vermehrten Auflage 1668 erſchien, die Conſtruction der Gleichungen durch Anwendung der geometriſchen Örter, und zeigte, wie ſich durch den Kreis und unzählige Hyperbeln oder Ellipſen das deliſche Problem löſen laſſe. — Newton zeigte in einem Anhange zu ſeiner Arithmetica universalis, wie durch die Konchoide ſehr einfach und elegant nicht blos die Probleme über die Duplication des Würfels und die Triſection des Winkels gelöſt, ſondern auch alle kubiſche und biquadratiſche Gleichungen leicht conſtruirt werden könnten. Hiebei erinnerte er mit Recht gegen Descartes, daß beim Gebrauche einer krummen Linie mehr auf die Einfachheit der Conſtruction dieſer Linie ankomme als auf den Grad, welchen die Gleichung der Linie erreiche; daß daher die leichter zu conſtruirende Konchoide den Kegelſchnitten für den wirklichen Gebrauch vorzuziehen ſei. — Faſt alle übrigen berühmten Mathematiker des 17. Jahrhunderts, wie Huygens, Renaldini, Barrow, Viviani, haben ſich auch mit dem deliſchen Probleme beſchäftigt, und auch in den neueren und neueſten Zeiten ſind noch Schriften darüber erſchienen, die indeſſen hier nicht weiter anzuführen nöthig ſind, da durch Descartes und Newton hinreichend gezeigt worden iſt, worauf es bei der ſtreng geometriſchen Auflöſung ankomme, und Verſuche von organiſchen und anderen annähernden Auflöſungen, die zum Theil von Perſonen herrühren, welche gar nicht hinreichende mathematiſche Kenntniſſe beſitzen, in unſerer Zeit nicht mehr beachtenswerth ſind. Die Pariſer Akademie hat darum auch ſchon im J. 1775 beſchloſſen, keine das deliſche Problem betreffende Abhandlung ferner zu prüfen[11]).
(*Gartz.*)

DELISEA. So haben Fée und Lamouroux zu Ehren des beſonders um kryptogamiſche Gewächſe ſehr verdienten Bataillonschefs Dominique Deliſe (Verfaſſers mehrer botaniſchen Abhandlungen in den Mém. de la soc. Linn. du Calvados und Herausgebers einer Sammlung franzöſiſcher Flechten: Lichens de France. Vire 1828. 4.) zwei Pflanzengattungen genannt, welche aber nicht angenommen werden können, da ſie im Weſentlichen mit ſchon bekannten Gattungen übereinſtimmen. Delisea *Fée* ſ. Sticta *Schreb.*; Delisea *Lamx.* ſ. Wormskioldia *Spr.*
(*A. Sprengel.*)

DELISLE, de l'Isle, auch de Lisle, lat. Insulanus, Vater und Söhne, berühmte franzöſiſche Gelehrte, die ſich beſonders um Erdkunde, Geſchichte und Aſtronomie anerkannte Verdienſte erworben. Der Vater, Claude Delisle, war der Soh[illegible]s Arztes zu Vaucouleurs in Lothringen, wo er den [illegible] November 1644 geboren war. Er ſtudirte zu Pont a Mouſſon, wurde Doctor der Rechte und fing an zu advociren, bald [illegible] entſagte er dieſer Beſchäftigung, ſtudirte Geſchichte [illegible] Erdbeſchreibung, und gab zu Paris in beiden Wiſſenſchaften mit großem Beifall öffentlichen Unterricht. [illegible] ſonen vom höchſten Range, z. B. der nachmalige [illegible] gent Herzog von Orleans und der Kanzler d'Agueſ[illegible] benutzten ſeinen Unterricht, und er ſtarb den 2. [illegible] 1720 im Genuß einer allgemeinen Achtung. Man [illegible] von ihm einige Schriften, die zwar nicht ohne Verdienſt [illegible] ſind und Forſchungsgeiſt verrathen, aber doch zu [illegible] Schluſſe berechtigen, daß er die Geſchichte beſſer mündlich vorgetragen als geſchrieben haben müſſe: Relation historique du royaume de Siam. Par. 1684. 12. A[illegible] historique et généalogique. Ib. 1718. 4.; in Kupfer geſtochen, ein Theil davon beſonders unter dem Titel: Tables gén. et hist. des rois de France et des princes issus d'eux. Ib. 1718. 4., beſteht aus 14 Tabellen. Abrégé de l'hist. universelle, dépuis la creation du monde jusqu'en 1714. à la Haye 1731. Vol. VII. 8. mit Karten, herausgegeben von Lancelot. Traité de chronologie, bei dem Abrégé chron. de Pétau, trad. par Macroix. Par. 1730. Vol. III. 8. Introduction à la géographie avec un traité de la sphère. Ib. 1746. Vol. II. 12.; eine Compilation aus den Heften, die er ſeinen Schülern dictirte[1]). — Er iſt Vater folgender 4 Sö[illegible]

I. Delisle, Guillaume, geboren zu Paris am [illegible] Februar 1675. Unter der Leitung ſeines Vaters entwickelte ſich früh ſein ausgezeichnetes Talent für das Studium der Erdkunde und der damit verwandten Wiſſenſchaften. Schon als neunjähriger Knabe zeichnete er Karten zur alten Geſchichte, und der Unterricht Caſſini's förderte ihn ungemein auf der betretenen Laufbahn. Bei Fortſetzung ſeiner Studien entgingen ihm die zahlloſen Fehler nicht, die man damals in geographiſchen Karten antraf, und er beſchloß, in ein mit mechaniſcher Nachläſſigkeit betriebenes Geſchäft wiſſenſchaftliche Genauigkeit und Sicherheit zu bringen, dem ganzen Gebäude der Geographie eine neue Grundlage zu geben, und die von aſtronomiſchen Beobachtungen abhängige, ſtereographiſche Projectionsmethode einzuführen. Der Erfolg bewies, [illegible] er dieſem ſchwierigen Unternehmen gewachſen war, [illegible] ihm gebührt in der genannten Beziehung der Ruhm eines Begründers des geographiſchen Syſtems der Neuern. Die erſten Früchte ſeiner Studien, welche 1700 erſchienen, waren eine Karte von der Erdkugel, Karten von Europa, Aſien, Afrika und Amerika, eine Karte von Italien, von dem alten Afrika, von Carthago [illegible] an die Meerenge von Gibraltar, nebſt einer Erd- und Himmelskugel. Unverkennbar waren die Vorzüge, [illegible] ſeine Arbeiten vor denen ſeiner Vorgänger hatten. [illegible] gab er z. B. dem mittelländiſchen Meere, ſtatt 1160 [illegible] 860 Meilen, verkürzte Aſien um 500, ertheilte in [illegible] ſpäteren Karte der ſo nahen Grafſchaft Artois [illegible] Flüſſe, die man ihr entzogen hatte, und nahm [illegible] die man ihr ſchenkte, einer Menge anderer Fehler, [illegible] er verbeſſerte, nicht zu gedenken. Auf der ruhmvoll betretenen Bahn unabläſſig fortſchreitend, lieferte er mit jedem Jahre neue und beſſere Arbeiten, ſo daß die Zahl der von ihm zur Geographie der alten und neuen Welt gelieferten Karten zuletzt über 100 ſtieg [2]). Unter dieſen zeichnen ſich beſonders aus: ſeine Monde connu aux anciens; ſeine Karten von Italien, Griechenland, von den afrikaniſchen Biſthümern, die ſich vor einer neuen Ausgabe von Optatus Milevitanus befindet; eine Karte des griechiſchen Reichs im Mittelalter nach der Beſchreibung, die der Kaiſer Conſtantin Porphyrogeneta im 10. Jahrhunderte verfertigte; noch mehre andere Karten zur Erdkunde des Mittelalters, z. B. eine neue von der Diöceſe von Toul, damals civitas Leucorum genannt; eine neue, von der vorigen ganz verſchiedene Karte von Perſien; eine Karte von Artois zu Maillarts Commentaire sur la coutume de l'Artois; eine Karte vom kaspiſchen Meere, die er auf Verlangen Peters I. zeichnete. Als dieſer Monarch ſich zu Paris aufhielt, kam er mehrmals zu Deliſle in ſeine Wohnung und machte ſich es zum Vergnügen, ihm beſondere Anmerkungen über Rußland mitzutheilen und zugleich ſich von einem Manne belehren zu laſſen, der in mancher Beziehung das ruſſiſche Reich beſſer kannte als ſein Beherrſcher. Selten erſchien damals eine Reiſebeſchreibung oder ein Werk über Geſchichte, deren Verfaſſer nicht eine Karte von Deliſle zu bekommen gewünſcht hätte. Seine großen Verdienſte anerkennend, nahm ihn die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ſchon 1702 unter ihre Mitglieder auf, und Ludwig XV., den er in der Erdbeſchreibung unterrichtete, und für den er mehre Karten verfertigte, ertheilte ihm 1718 den vorher ungewöhnlichen Titel des erſten königl. Geographen. Mehre ausländiſche Fürſten, unter andern der Czar Peter und der König von Sardinien, der ſeine Karte von Sicilien äußerſt genau fand, ſuchten ihn in ihre Dienſte zu ziehen, allein die glänzendſten Anerbietungen waren nicht im Stande, ihn ſeinem Vaterlande untreu zu machen, das am 5. Januar 1726 ſeinen unvermutheten Tod beklagte, indem ihn auf der Straße der Schlag rührte und nach wenig Stunden tödtete. Seine letzte Arbeit war eine Karte von Malta, die er an ſeinem Todestage vollendete. Außer den ſchon genannten verdient beſonders die letzte ſehr verbeſſerte Ausgabe ſeiner Erdkarte vom Jahr 1724 bemerkt zu werden, weil ſie den Standpunkt angibt, auf dem ſich die Erdkunde 2 Jahre vor ſeinem Tode befand. Selbſt die großen Fortſchritte, welche dieſe Wiſſenſchaft ſeitdem gemacht hat, konnten ſeine Karten nicht ganz unbrauchbar machen, denn man findet auf ihnen öfters Beſtimmungen, welche ſpätere Geographen vernachläſſigt haben. Als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften ſchrieb er mehre Abhandlungen, die in der Recueil de l'acad. des sciences abgedruckt ſind: Conjecture sur la position de l'ile Méroé. 1708. Observation sur la variation de l'aiguille aimantée. 1710. Justification des mesures des anciens en matière de géographie 1714. Sur la longitude du détroit de Magellan. 1716. Détermination de la situation et de l'étendue des différentes parties de la terre. 1720. u. m. a. [3]).

---

[11] Mém. de l'acad. de Paris. A. 1775. Hist. p. 61. — *Montucla* Hist. des recherches sur la quadrature du cercle, avec une addition concernant les problèmes de la duplication du cube et de la trisection de l'angle. Paris 1754. nouv. edit. (mit einigen Zuſätzen von Lacroix). 1831. in 8. — *Reimer, Nic. Theod.*, Hist. problematis de cubi duplicatione s. de inveniendis duabus mediis continue proportionalibus inter duas datas. Gottingae 1798. in 8.

[1] Sein Leben bei dem oben genannten Abrégé de l'[illegible] Nouv. Dict. hist. s. v. Lisle. Biogr. univ. T. XI. ([illegible]) s. v. Delisle. Cat. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. p. 1198.

II. Delisle, Simon Claude, geboren zu Paris im Dec. 1675, widmete ſich, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, dem Geſchichtsſtudium und übernahm deſſen hiſtoriſche Lehrſtunden, ſtarb aber ſchon 1726. Man hat von ihm einige kleine Schriften über die franzöſiſche Geſchichte, eine neue Ausgabe der Tables chronol. du P. Pétau, und er ſoll den größten Antheil an der Défense de l'antiquité de la ville et siége épiscopal de Toul. Par. 1702. 8. haben [4]).

III. Delisle, Joſeph Nicolas, geb. zu Paris den 4. April 1688, das neunte von den zwölf Kindern ſeines Vaters, dem er den erſten Unterricht verdankte, bis er in das mazariniſche Collegium aufgenommen wurde. In dieſem widmete er ſich beſonders dem Studium der Mathematik und Aſtronomie, worin er bald bewunderns-würdige Fortſchritte machte. Die totale Sonnenfinſterniß, welche am 12. März 1706 eintrat, zog ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich und entſchied über ſeine ferneren wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. Von der Zeit an ſtellte er beſtändig aſtronomiſche Beobachtungen an, von denen mehre ſehr wichtig ſind, und ſein Genie ergänzte ihm anfangs den Mangel gehöriger Inſtrumente. Dieſes ſeltene Talent bewog die Akademie der Wiſſenſchaften, ihn 1714 unter ihre Eleven aufzunehmen, und er rechtfertigte dieſe Wahl aufs vollkommenſte durch die Beobachtungen und Abhandlungen, die er der Akademie mittheilte. Der Regent, Herzog von Orleans, ernannte ihn zum Gehilfen des Hofaſtrologen Baulainvilliers, allein er wurde deswegen der wahren Wiſſenſchaft nicht untreu, ſondern that unter andern 1720 Vorſchläge, die Geſtalt der Erde durch Beobachtungen in Frankreich zu beſtimmen, die einige Jahre nachher vollzogen wurden. In England, wohin er ſich 1724 begab, bewieſen ihm Newton und Halley ausgezeichnete Achtung; der erſte ſchenkte ihm ſein Bildniß, der andere ſeine aſtronomiſchen Tafeln, die erſt lange hernach öffentlich bekannt gemacht wurden. Der Czar Peter der Große, der ihn in Paris kennen und ſchätzen gelernt hatte, ſuchte ihn in ſeine Staten zu ziehen, und da nach ſeinem Tode die Kaiſerin Katharina I. die Einladung wiederholte, begab er ſich 1726 nach St. Petersburg und gründete daſelbſt eine aſtronomiſche Schule, die in kurzer Zeit fröhlich aufblühte. Er ſchrieb für ſeine Zöglinge Elementarbücher, erklärte ſie ihnen, verſchaffte ihnen Schriften und Inſtrumente und theilte unter angemeſſenen Feierlichkeiten Preiſe aus. Er beobachtete 1740 in Sibirien den Durchgang des Merkurs durch die Sonne,

---

2) Ein Verzeichniß derſelben gibt Fréret im Mercure de France. Mars 1726. p. 475. u. Lenglet-Dufresnoy in ſeinem Méthode pour étudier la géogr. Ed. IV. T. I. p. 356. mit Angabe der von Buache gemachten Verbeſſerungen.

3) Eloge par Fontenelle in der hist. de l'acad. des scienc. an 1726. p. 103. edit d'Amst. u. in den Oeuv. de Fonten. T. III. 416. ed. à la Haye 1728. Mercure de France. Mars 1726. p. 468—491. Mém. de Niceron. T. I. 219. Teutſch 2. Th. 6—18. Lamberts Gel.-Geſch. d. Reg. Ludw. XIV. 3. Bd. 494. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. l. c. Baurs Galerie hiſt. Gem. 6. Bd. 39—44. 4) Biogr. univ.

hatte vielen Antheil an dem Kyrilawſchen Atlas des ruſſiſchen Reichs, und ſeine Reiſen in verſchiedene Provinzen deſſelben waren fruchtbringend für Phyſik und Erdkunde. Erſt 1747 kehrte er nach Paris zurück, ſetzte ſeine akademiſchen Beſchäftigungen fort und obſervirte auf dem Hotel von Cluni mit einem Eifer, den weder Alter noch Kränklichkeit zu ſchwächen vermochten. Als Profeſſor am königlichen Collegium bildete er Zöglinge, die ſeiner würdig waren, unter andern de la Lande und Meſſier. Unter ſolchen Beſchäftigungen erreichte er ſein 80. Jahr und ſtarb zu Paris den 11. September 1768. Die meiſten gelehrten Geſellſchaften in Europa hatten ihn unter ihre Mitglieder aufgenommen. Er war zwar nicht der Wiederherſteller der aſtronomiſchen Geographie in Europa, wie ihn der franzöſiſche Patriotismus zuweilen genannt hat, aber doch ein um dieſe Wiſſenſchaft ſehr verdienter Gelehrter. Beweiſe davon enthalten unter andern ſeine Beobachtungen und Aufſätze in den Memoiren der Akademien zu Paris, Berlin und St. Petersburg, und in mehren Zeitſchriften, ſowie verſchiedene aſtronomiſche und geographiſche Karten, die er heraus gab und nach den Entwürfen ſeines Bruders Guillaume vollendete, und die beſonders gedruckten Schriften: Mémoires pour servir á l'hist. et aux progrés de l'astronomie, de la géographie et de la physique. St. Petersb. 1738. 4. Mémoire sur les nouvelles découvertes au nord de la mer du sud. 1752; aug. 1753. 4. mit Karten. Eclipses circumjovialium, sive immersiones et emersiones quatuor satellitum Jovis, ad annos 1734, 1738 et menses priores 1739. Berol. 1734. 4.; herausgegeben von Eph. Kirch. Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25. Juin. Paris 1748. 8. [5]).

IV. Delisle, Louis, la Croyère genannt, nach einem von mütterlicher Seite angenommenen Beinamen. Auch er ſtudirte die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften, wurde in die königliche Akademie zu Paris aufgenommen und begleitete ſeinen Bruder Joſeph Nicolas 1726 nach Rußland. Um die Lage mehrer wichtigen Standpunkte aſtronomiſch zu beſtimmen, bereiſte er die Küſten des Eismeeres, Lappland und das Gouvernement von Archangel. Darauf durchwanderte er Sibirien, begab ſich nach Kamtſchatka, ſchiffte ſich 1741 auf der Eskadre des Kapitän Berings ein, ſtarb aber den 22. October dieſes Jahres, als er eben von der amerikaniſchen Küſte zurückgekommen war. In den Schriften der Akademien zu Paris und St. Petersburg ſtehen von ihm einige aſtronomiſche Abhandlungen, und der 2. Band des Abrégé des mathematiques pour l'usage de sa majésté imper. iſt faſt ganz ſeine Arbeit [6]). *(Baur.)*

DELISLE, Dom Joseph, Abt von St. Leopold zu Nanci, geb. zu Baſſigny in Lothringen um 1690, war kurze Zeit Soldat, trat dann in den Benedictinerorden, lehrte Humaniora, Philoſophie und Theologie, erhielt die Abtswürde zu Nanci und ſtarb den 24. Januar 1766. Von ſeinen theils aſcetiſchen, theils kirchenhiſtoriſch Schriften bemerken wir: Vie de M. Hugy, calvi converti. Nanci 1731. 12. Traité hist. et dogma touchant l'obligation de faire l'aumone. Neufcha 1736. 8. Hist. du jeûne. Par. 1741. 8. La vie St. Nicolas, l'hist. de sa translation et de son c Nanci 1745. 8. Hist. de l'ancienne abbaye de Michel, et de la ville, qui en porte le nom. 1758. 4. *). *(Ba*

DELISSEA. Dieſe Pflanzengattung (welche nahe mit Lobelia verwandt iſt, ſo daß ſie wol nur Untergattung der letzteren bildet) aus der erſten nung der fünften Linnéſchen Klaſſe und der natürl Familie der Lobelieen, hat Gaudichaud (Voy. de cinet; Botan. p. 457.) ſogenannt nach dem franzöſi Naturforſcher Deliſſe, welcher Baudins Exped nach der Südſee begleitete und gegenwärtig Apothek auf der Inſel Frankreich iſt. — Char. Der Kelch iſt dem Fruchtknoten verwachſen, mit freyem, fünf gem, ſtehenbleibendem Saume; die Corolle röhrig, bogen, hinfällig, mit cylindriſcher, ungetheilter und fünftheiligem, faſt zweilippigem Saume; die Sta fäden zu einer freien Röhre verwachſen, mit zuſammen hängenden Antheren, von denen die beiden unteren tig ſind; die Narbe zweilappig, mit Haaren umgeb die Kapſel beerenartig, mit dem Kelche gekrönt, fächerig, nicht aufſpringend, mit ſehr vielen Sa gefüllt. Die drei Arten, welche Gaudichaud hieher net, ſind als Sträucher, die Milchſaft enthalten, zerſtreuten, ungetheilten Blättern und achſelſtändigen, blaßroſenrothen Blüthentrauben auf den Sandwich-ſeln einheimiſch. 1) D. subcordata Gaud. (l. c. t. mit äſtigem Stengel und eiförmigen, ſcharfgezähnt unbehaarten Blättern. 2) D. undulata Gaud. (l. t. 78.) mit einfachem Stengel und ablangen, und großgezähnten, unbehaarten, am Rande wellen migen Blättern. 3) D. acuminata Gaud. (l. c. t. mit äſtigem Stengel und ablangen, doppelt-gezähnten, auf beiden Flächen kurz- und ſteifbehaarten Blättern. *(A. Spreng*

DELITZSCH, Kreisſtadt im königl. preuß Regirungsbezirk Merſeburg, am Flüßchen Lober gele wohlgebaut, mit freundlichen Umgebungen, Sitz eines richtsamtes, ſonſt eines Juſtizamtes, 3 Meilen von zig und ebenſoweit von Halle, mit 3842 gewerbe ackerbautreibenden Einwohnern, 535 Wohngebäude Kirchen, nämlich zu Peter und Paul, der Georgen Hoſpital- und der Marienkirche, von denen die ein ſchönes Gebäude, eine ſehr bedeutende Orgel und dem 1392 geſtifteten Georgenhoſpital, welches Arme verpflegt.

Delitzſch (Delitz, Dölitz, Delz) iſt, wie der Name, welcher tief bedeutet, anzeigt, von den So benwenden (angeblich im 10. Jahrhundert) erbaut, che neben der jetzigen Stadt eine ihrer Hauptfeſtung

---

5) Eloge par de la Lande in den Mém. de l'acad. de Par. und in dem Necrologe de France 1770. p. 1. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. l. c.

6) Die angeführte Eloge von de la Lande. Journal des Sav. 1729. Biogr. univ.

*) *Calmet* bibl. Lorr. Biogr. univ. l. c. (von Eck

atten. Die Stadt gehörte damals zum pagus Coledizi
Bisthum Merſeburg) und zu der, ſpäter ſogenannten,
ark Lauſitz. Nach Konrad des Großen Tode, welcher
ieſe Mark mit der von Meißen vereinigte, kam D. an
eſſen Sohn Dietrich, Markgrafen der Lauſitz, der die
auern der jetzigen Stadt, welche im Mittelalter für
ehr feſt galt, erbaut haben ſoll. Dieſem folgte ſein
ruder Dedo, Graf von Rochlitz und Groitzſch, im Be-
tze ſeiner Länder, und als auch deſſen Linie mit ſeinem
ohne Konrad erloſch, fiel D. den Markgrafen von
eißen wieder anheim. Aus dieſer Zeit finden ſich die
rſten ſicheren Urkunden über D., nach welchen im J.
207 der oben erwähnte Konrad, im J. 1222 aber Lud-
ig von Thüringen, in Vormundſchaft von Heinrich dem
rlauchten, Landtage für das Oſterland, wozu D. jetzt
ezählt ward, in dieſer Stadt hielten. Heinrich dem
rlauchten folgte 1263 ſein Sohn Dietrich, Markgraf
om Oſterlande und Landsberg, in der Herrſchaft über
. Dietrich ſtarb 1283, und unter ſeinem Sohne und
achfolger, Friedrich Tuta, wurde D. wieder mit den
anden der Markgrafen von Meißen vereinigt.

Bei der Auseinanderſetzung des ſpäteren Kurfürſten
on Sachſen, Friedrich des Streitbaren, mit ſeinem
ruder Wilhelm und ſeinem Vetter Friedrich dem Fried-
rtigen, im Jahre 1410, erhielt Wilhelm die Stadt D.,
elche indeſſen nur bis zu ſeinem Tode 1425 von den
ändern ſeines Bruders getrennt blieb. Durch die
heilung zwiſchen den Söhnen Friedrich des Sanftmü-
igen fiel D. dem Herzog Albert zu. Später wurde
s durch das Teſtament Johann George I. von den Haupt-
ndern der albertiniſchen Linie abgezweigt, indem das
mt D. zu den Landestheilen gehörte, welche die Be-
tzungen des Hauſes Sachſen-Merſeburg bildeten. Das
chloß zu D., im 30jährigen Kriege zerſtört und 1691
ieder aufgebaut, war der Witwenſitz des gedachten
üſtenhauſes, und im J. 1734 ſtarb daſelbſt die Herzo-
in Henriette Charlotte, Herzog Moritzens Gemahlin,
us dem Hauſe Naſſau-Idſtein.

Seit dem Erlöſchen der Linie von Sachſen-Merſe-
urg im Jahre 1738 theilte D. die Schickſale der übri-
en kurſächſiſchen Lande, bis zu deren theilweiſen Abtre-
ung an Preußen. Unter den Monographien, welche
. betreffen, ſind bemerkenswerth: Delitiae Delitia-
um sive Delitium in Misnia, Libelli II. Wittebergae
617. 4. ein Lobgedicht des damaligen Conrectors in D.
I. Hieronymus Heidenreich und: Geſchichte der
irche unſerer lieben Frauen in Delitzſch von J. G.
ehmann. Delitzſch 1830. 8.

Die bei D. gelegene Vorſtadt Grünſtraße ſoll
chon zu Karl des Großen Zeiten bekannt geweſen ſeyn,
ndem hier eine Heerſtraße vorbeigeführt habe. Noch iſt
as Delitzſcher Bier, Kuhſchwanz genannt, zu erwäh-
en; es wird dem Merſeburger an Güte gleich geachtet
nd war früher ein bedeutender Erwerbszweig für die
inwohner. *(v. Egidy.)*

DELIUS, Heinrich Friedrich, Profeſſor der Me-
izin zu Erlangen, geb. den 8. Jul. 1720 zu Wernin-
erode am Harz, wo ſein Vater Konſiſtorialrath und Prediger war. Die Familie, von der er abſtammte, hatte in früheren Zeiten den Adel geführt, und in Holſtein und Mecklenburg Güter beſeſſen, ihn aber (vermuthlich wegen Verfall des Vermögens) freiwillig abgelegt; der letzte, der ihn führte, Lukas von Delien, war ein gelehrter Mann und Leibarzt am ſchweriniſchen Hofe geweſen. Da die Nachkommen deſſelben, bis auf einen, der Kirche gedient hatten, ſo wünſchten Heinrich Friedrichs Eltern, daß auch er dieſen Stand wählen möchte, und ſuchten ihm eine Neigung zu demſelben einzuflößen. Allein Natur- und Arzneiwiſſenſchaft hatten für ihn größere Reize, und nachdem er die Schule zu Werningerode und zwei Jahre das akademiſche Gymnaſium zu Altona beſucht hatte, begab er ſich 1740 nach Halle und lag ſeinen Lieblingsſtudien mit großem Eifer ob. In Berlin, das er 1742 zu ſeinem Wohnort wählte, beſchäftigte er ſich eine Zeit lang beſonders mit anatomiſchen und chirurgiſchen Übungen, beſuchte fleißig die Hoſpitäler, und nachdem er im Herbſt 1743 nach Halle zurückgekehrt war, nahm er daſelbſt die medizíniſche Doctorwürde an. In ſeiner Vaterſtadt, wo er nunmehr zu praktiziren anfing, erlangte er durch viele glückliche Kuren Zutrauen, Beifall und Anſehen, trat mit mehren Gelehrten in Briefwechſel und machte ſich durch einige Schriften ſo vortheilhaft bekannt, daß ihn nicht nur die kaiſerliche Akademie der Naturforſcher 1747 unter ihre Mitglieder aufnahm, ſondern auch der Markgraf Friedrich als Hofmedikus und Landphyſikatsadjunct zu ſich nach Baireuth berief. Dieſe Stelle vertauſchte er im Anfange des Jahres 1749 mit einer ordentlichen mediziniſchen Profeſſur in Erlangen, welche er mit einer Rede de medicina elegantiore antrat. Von nun an folgte eine Ehrenbezeugung und Beförderung der andern; er wurde 1764 vorderſter Profeſſor in ſeiner Fakultät, 1775 brandenburgiſcher geheimer Hofrath und 1788 Präſident der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher, mit der Würde eines Edeln des heiligen römiſchen Reichs, kaiſerlichen Raths, Leibarztes und Pfalzgrafen. Die Akademien zu München, Montpellier, Rouen, Paris, Harlem, St. Petersburg und andere gelehrte Vereine beehrten ihn mit ihrem Diplome, und er ſetzte ſeine gelehrten Beſchäftigungen mit nie ermüdendem Eifer fort, bis er den 22. October 1791 ſtarb. Delius hat als Arzt, Chemiker und Naturforſcher durch Schriften und mündlichen Unterricht ſehr viel Gutes gewirkt, und ſein Name wird in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, denen er mit ſeltenem Fleiße oblag, mit Ehren genannt, denn er trug nicht nur das Bekannte deutlich vor, ſondern er fand auch auf dem Wege der Unterſuchung und Beobachtung manches Neue und Nützliche, das durch ihn zum Gemeingut wurde. Außer der Botanik hat er in allen Fächern der Medizin mit großem Beifall mündlichen Unterricht ertheilt, und viele gelehrte Ärzte verdankten ihm ihre Bildung. Die meiſten Verdienſte erwarb er ſich um die Chemie, und er war in Erlangen der erſte, welcher das Fach der theoretiſchen und praktiſchen Chemie gründete. Seine Unterſuchung über die Salze in den Körpern, über das Berlinerblau,

über die Echtheit des Weins, über die Beſtandtheile mehrer Geſundbrunnen und über andere Gegenſtände der Chemie, ſind überaus belehrend. Zu ſeinen Schwachheiten gehörte, daß er allen Veränderungen und Neuerungen in der Philoſophie wie in der Arzneikunſt abgeneigt war und ſein einmal angenommenes Syſtem mit Hartnäckigkeit vertheidigte. Daher beſtritt er z. B. die Inoculation der Blattern und nahm ſich, unziemlich genug, des Volksglaubens an, man ſterbe an geimpften wie an natürlichen Blattern auf gleiche Art, wenn das Ziel des Lebens da ſei *). Auch gegen Hallers Lehre von der Reizbarkeit kämpfte er mit ſehr unzulänglichen Gründen **). Der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher, die durch die Schwäche ſeines Vorgängers (F. J. Baier) ſehr geſunken war, verlieh er als Präſident durch ſeine Thätigkeit ihren vorigen Glanz wieder; ihr Anſehen ſtieg durch den Beitritt berühmter Mitglieder, und ihre gelehrten Schätze wuchſen zuſehends unter ſeinem Vorſitze. Als praktiſcher Arzt liebte er die einfachſte Behandlungsart, und ſo lange es die Krankheit nur irgend erlaubte, verordnete er immer ganz einfache Arzneien und ſogenannte Hausmittel. Von ſeinem ungemeinen Fleiße zeugt beſonders die große Zahl von Schriften, die er zum Druck beförderte, und die ſich unter 3 Klaſſen bringen laſſen, nämlich eigentliche Bücher und ſogenannte Opuscula, dann Programme, akademiſche Reden und Diſſertationen und endlich periodiſche Werke. Zur erſten Klaſſe gehören: Amoenitates medicae circa casus medico-practicos haud vulgares. Decades V. Lips. 1745—47. 8. Rudera terrae mutationum particularium testes possibiles pro diluvii universalis testibus non habenda. Ib. 1747. 4.; ſteht auch im Anhange zum 9. Bande der Act. phys. med. Acad. nat. curios, Primae lineae semiologiae pathologicae, seu H. Boerhavii instituti. semiot. auct. et praelectt. acad. accommodatae. Erl. 1776. 8. Principia diaetetica, seu H. Boerh. institutt. hygieines, digestae, auct. et praelectt. acad. accommod. Ib. 1777; 1781. 8. Synopsis introductionis in medicinam universam ejusque historiam literariam. Ib. 1779. 8., ein dem damaligen Standpunkt der Wiſſenſchaft entſprechendes Kompendium, welches das Nothwendigſte für Lehrende und Lernende kurz andeutet; De Cholelithis observationes et experimenta. Ib. 1782. 4. mit Kupf.; enthält die Krankengeſchichte eines Mannes, von dem ein ſehr beträchtlicher Gallenſtein abging. Aus den mit demſelben gemachten Verſuchen zieht der Verfaſſer den Schluß, daß der Gallenſtein ein animaliſches Harz ſei, und beſtätigt dieſe ſonſt paradoxe Meinung mit trefflichen Gründen. — Aus der zweiten ſehr zahlreichen Klaſſe ſeiner Schriften, die alle zu Erlangen in 4. gedruckt wurden, bemerken wir: De theoria et foecundo in medicina usu principii: Sensationem sequitur motus sensationi proportionatus, conformis, conveniens. 1749; ins Teutſche (fehlerhaft) überſetzt im Hamb. Magaz. Bd. 16. S. 191—217. Catalepsis, fectus rarissimi, historia, causa, curatio. 1749; 1754; verbreitet ein helles Licht über dieſe ſchw Materie. Theoria appetitus. 1750. Or. de pr medico et principum in rem medicam et me meritis 1750. De vena cava, plena malorum De sugillatione, quatenus infanticidii indicio 17 auch in Schlegels collect. opusc. sel. ad medic rens. spect. T. I. Vol. VII; manches Selbſtge über eine ſchwierige Materie. Or. de meritis Fra rum in rem medicam et physicam 1754. Cicatr callus, idea nutritionis 1755. Nonnulla ad diae castrensem spectantia 1757. Pathemata gravior flatuum caussa occulta oriunda 1759; teutſch v. P. Geßner. Nürnb. 1762; 1766. 8.; damals das Buch über Blähungen. De revolutionibus mor 1759. Species laetificantes 1763; teutſch: Von d Mitteln der Fröhlichkeit, nach den Gründen der Arz gelahrtheit. Nürnb. 1764. 8. De pulsu intestinali 17 teutſch umgearb. 1784. 4. De dosibus refractis me camentorum 1765. Meditationes physico-oeconomica saeculi ingenio accommodatae 1766. Primae lineae miae forensis 1771. Or. de educatione medica morali 1777. Initia medicinae extemporaneae mesticae 1780. Nonnulla officium medici duplex, nicum et forense, spectantia 1787. Die meiſten ſei akademiſchen Schriften nebſt vielen andern hat der Ve faſſer in eine Samlung gebracht und unter dem Ti herausgegeben: Adversaria argumenti physico-med Fasciculi VI. Erl. 1778—1790. 4. — Unter den pe diſchen Werken, die Delius herausgab, und welche d dritte Klaſſe ſeiner Schriften bilden, iſt das vorzüglichſte: Fränkiſche Samlungen von Anmerkungen aus der Na turlehre, Arzneigelahrtheit, Ökonomie und den damit ve wandten Wiſſenſchaften. Nürnb. 1755—1768. 8 B oder 48 Stücke 8.; ein reichhaltiges, größtentheils v dem Herausgeber ſelbſt bearbeitetes Journal. Viele Be träge lieferte er ferner zu den von ihm herausgegeben Novis act. acad. imper. nat. curiosorum, den Erlang ſchen gel. Anzeigen, Crells chemiſchen Annalen ꝛc. I früheren Jahren ließ er Aufſätze, ernſthaften und m tern Inhalts, in den Leipziger Beluſtigungen des Ve ſtandes und Witzes, und in den zu Erlangen herau kommenen Verſuchen in den Werken des Geſch drucken, und verfaßte auch ſonſt viele Gelegenh gedichte ***). (Ba

DELIUS, Christoph Traugott, k. k. Hofrath

---

*) Fränkiſche Saml. Stck. 13. S. 17 f.

**) Animadversiones in doctrinam de irritabilitate. Erl. 1752. 4. — Sprengels Geſch. der Arzneik. 5. Thl. 185.

***) Das genaueſte Verzeichniß ſeiner Schriften, m gabe aller einzelnen Abhandlungen, findet man in Meuſels ſt. Schriftſt. 2. Bd. 308—325.; und in Fikenſchers gel von Erlang. 2. Abth. 31—71. Sein Bildniß vor dem 5. der fränk. Saml. und in Bode Saml. v. Bild. Hft. 4. Me mor. Delii (von Harleß). Erl. 1791. 4. Börners N von berühmten Ärzten. 1. Bd. 52. 908. 2. Bd. 422. 369. 635. Baldingers Bif. 35. Meyers Nachr. v. Gelehrt. 33. *Denina* Prusse lit. T. I, 357. Schlichteg Nekrol. 1791. 1. Bd. 305. Hartenkeils med.-chir. Zeit. Beil. zu Nr. 24. S. 440. Eickens Gedächtnißblätt. 1. B Baurs Gall. hiſt. Gem. 3. Thl. 46.

Referent in Bergwerks- und Münzſachen in Wien, geb. 728 zu Wallhauſen in Thüringen, wo ſein Vater Land- ommiſſär war. Seine Familie war von altem Adel, m 30jährigen Kriege aber in Armuth gerathen. Die orbereitenden Studien trieb er auf den Gymnaſien zu Quedlinburg und Magdeburg, und in Wittenberg fing r an die Rechte zu ſtudiren, wandte ſich aber bald, einer Neigung folgend, zur Naturkunde und Mathema- ik. Nachdem er einige Zeit Kriegsdienſte gethan hatte, egab er ſich nach Wien, trat zur katholiſchen Kirche ber, legte ſich vorzüglich auf die Bergwerkswiſſenſchaf- en, wurde 1756 Markſcheider bei den Bergwerken in ngern, 1761 Bergverwalter und 1770 Profeſſor der Metallurgie und praktiſchen Chemie bei der Bergakademie u Schemnitz, wie auch kaiſerlicher Rath und Beiſitzer es Obriſt-Kammergrafenamts daſelbſt. In der Folge ard er (1772) nach Wien berufen, wo er das Berg- nd Münzdepartement errichten half und zum wirklichen ofrath und Referenten in Bergwerks- und Münzſachen rnannt wurde. Seine vielen Arbeiten beim Berg- und üttenweſen und ſein unermüdlicher Fleiß verurſachten, aß er an arthritiſchen Beſchwerden und der trockenen olik, einer Folge von chemiſchen and beſonders metal- urgiſchen Arbeiten, viel leiden mußte. Er ſuchte durch en Gebrauch der Bäder zu Piſa ſeine Geſundheit wieder erzuſtellen, ſtarb aber zu Florenz den 21. Jan. 1779. In ſeinem Geſchäftsleben zeichnete er ſich nicht nur durch en regſten Dienſteifer, ſondern auch durch ſeltene Ein- ichten und den Geiſt der Verbeſſerung aus, mit dem r alle ſeine Arbeiten betrieb. Unter andern führte er ine neue Manipulation des Kupfers ein, die dem kai- erlichen Schatze einen anſehnlichen Gewinn brachte, nd um das Studium der Metallurgie überhaupt hat er ch große Verdienſte erworben durch ſeine gehaltvollen Schriften: Abhandlung von dem Urſprunge der Gebirge nd der darin befindlichen Erzadern, oder der ſogenann- en Gänge und Klüfte, ingleichen von der Vererzung der Metalle und inſonderheit des Goldes; herausgeg. vom ofr. und Prof. Schreber. Leipz. 1770. 8. Beſonders erkwürdig iſt in dieſer Abhandlung die Beſchreibung es von Delius entdeckten Erzes zu Nagiay, das eigent- ch ein Golderz genannt zu werden verdient; eine für en Stat wichtige Entdeckung wegen der großen Ein- ünfte, die daraus floſſen †). Die in dieſem Werke ent- altenen Hypotheſen hat Juſti in der Geſchichte des rdkörpers zu widerlegen geſucht, S. 41. f. Anleitung der Bergbaukunſt nach ihrer Theorie und Ausübung, ebſt einer Abhandlung von den Grundſätzen der Berg- meralwiſſenſchaft. Wien 1773. 4. mit 24 Kpf.; ein f Koſten des Kaiſerhofes mit einem Aufwande von 00 Dukaten gedrucktes, für jeden Mineralogen wich- ges Werk, von dem der berühmte Mineralog Ferber rſichert, daß zu den ſehr genauen Beſchreibungen der ergwerke und des Grubenbaues in den meiſten öſtreichiſchen Erbländern nur ſehr wenig noch hinzuzuſetzen ſei **). Das Werk wurde auf Befehl und Koſten des franzöſiſchen Hofes ins Franzöſiſche überſetzt, unter dem Titel: Traité sur la science de l'exploitation des mines etc. trad. par Mr. Schreiber. Vienne et Par. 1778. Vol. II. 4. ***). (*Baur.*)

Delivrance, Kap ſ. Louisiade.

DELLAMCOTTA, Feſtung, die den vornehmſten Eingang in Butan beherrſcht, früher als uneinnehmbar angeſehen, bis ſie von den Briten im J. 1773 eingenommen wurde, was eine große Beſtürzung unter den Gebirgsbewohnern verbreitete. (*Palmblad.*)

DELLE, Dattenried (lat. Dela, Datira), Canton im Bezirk Belfort des franz. Departements Oberrhein, am Fuße des Jura gelegen, deſſen Vorgebirge ihn durchſchneiden, enthält mehre Waldungen, viele Wieſen und Torfmoore und in 27 Gemeinden 10821 meiſt katholiſche Einwohner. Hauptort dieſes Cantons iſt die gleichnamige Stadt an der Alaine mit 940 Einwohnern. — Dattenried war ehemals Hauptort einer Herrſchaft und kommt ſchon in einer Urkunde vom J. 728 vor, wodurch Graf Eberhard, Sohn des elſaſſiſchen Herzogs Adelbert dieſen Ort der Abtei Murbach ſchenkte. Im 13. Jahrh. war es in die Hände der Grafen von Mömpelgard gekommen, aus denen es an den Kaiſer Albrecht I. überging, deſſen Sohn Leopold es im J. 1320 den Grafen von Pfirt (de Ferretti) zu Lehen gab. Durch Heirath gelangte es an das Haus Öſtreich und wurde im Frieden von Münſter mit dem übrigen Sundgau an Frankreich abgetreten. Das auf einem Felſen gelegene, gleichn. Schloß wurde im J. 1674 von den Franzoſen verwüſtet. (S. Joh. Friedr. Aufſchlager: das Elſaß ꝛc. Thl. II. S. 167 fg.)

(*Leonhardi.*)

DELLEN, Nord- und Süd-Dellen, zwei beträchtliche Landſeen im nordöſtlichen Theile der nordſchwediſchen Provinz Helſingland, die mittelſt eines ſich theilweiſe zu einem See erweiternden Fluſſes ihre Gewäſſer in den Kirchſpielen Idnor und Njutånger unterhalb der Stadt Hudikswall dem bothniſchen Meerbuſen zuführen. Beide Seen werden durch einen etwa 50 Ellen breiten und ¼ Meile langen Kanal, über welchen eine Brücke zur Kirche Norrbo am ſüdlichen See führt, verbunden.

(*v. Schubert.*)

DELLI, kleiner Stat und Stadt auf der Inſel Sumatra bei einem gleichbenannten Fluſſe. Die Stadt enthielt 1200 Selen im J. 1820. Der Sultan nennt ſich Allum Schah, d. i. König der Welt. (*Palmblad.*)

DELLIGSEN, Marktflecken in dem Leinediſtrict des Herzogthums Braunſchweig an der Wiſpe, mit 84 Häuſern und 707 Einwohnern, welche eine Papiermühle und Garn- und Leinenhandel unterhalten, auch einen

---

*) Vergl. die Beurtheilungen in der Allgem. teutſch. Bibl. 7. Bd. 253. Götting. gel. Anz. 1771. S. 477. Comment. ips. Dec. III. Suppl. 815. Beckmanns ökon. phyſik. Bibl. Bd. 495.

**) Ferbers Abh. über die Geb. und Bergw. in Ungern. Berl. 1780. im Vorber. S. 3. u. a. Ort. Man ſ. die Beurth. des Werks in der Allgem. teutſch. Bibl. 34. Bd. 513. Comm. Lips. Dec. III. Suppl. 813. Beckmann a. a. O. 6. Bd. 315.

***) Memoria Delii in den Nov. act. nat. curios. T. VII. app. p 24.; im Auszug in Crells chem. Annal. 1. Bd. 379. Hocks Nachr. v. Ökonomen ꝛc. 57. Meuſels Lexik. d. verſt. Schriftſt. 2. Bd.

Jahrmarkt haben. Dabei **Karlshütte**, eine landesherrliche Eiſenhütte an der Wispe, mit einem Hochofen, zwei Friſchfeuern und einem Zainhammer, welche 150 Arbeiter beſchäftigt. *(H.)*

Dellingur ſ. Nordische Mythologie.

DELLIUS (Deillius), Quintus, der Geſchichtſchreiber, ein Kriegsgefährte des Horaz unter Brutus und Caſſius, wird von Seneca (Suasor. 1, 6.) ein Parteigänger in den bürgerlichen Kriegen genannt; denn er ſtand anfangs auf der Seite des Antonius, ging von dieſem aber, aus Furcht, daß die von ihm beleidigte Kleopatra ihm nach dem Leben ſtelle, zu Cäſar über (Plut. Anton. c. 85). Nach der Niederlage des Brutus und Caſſius trat er im J. R. 723 zur Partei des Octavianus und ſtand nachher bei Auguſtus in großer Gunſt (Seneca de clem. 1, 10.). Horaz hat an ihn ſeine dritte Ode des zweiten Buches gerichtet. S. über ihn **Ruhnken** zu Vellej. 2, 48. und **Fabricius** zu Dio Cass. 49, 39. *(H.)*

DELLON, C., ein franzöſiſcher Arzt, als Reiſebeſchreiber rühmlich bekannt. Er war um das Jahr 1649 geboren, ſchiffte ſich, um fremde Länder zu ſehen, im J. 1668 zu Port-Louis nach Oſtindien ein, beſuchte die Inſeln Bourbon, Madagaskar, Surate, die Küſte von Malabar bis nach Cananor, ſah auch China und reiſte zu Lande nach Daman, wo er die Arzneikunſt ausübte und in glücklichen Verhältniſſen lebte. Ein ungerechter Verdacht lieferte ihn in die Hände der portugiſiſchen Inquiſition, die ihn im J. 1674 nach Goa bringen ließ, wo er mit barbariſcher Härte behandelt und endlich verurtheilt wurde, mit Einziehung ſeines Vermögens, fünf Jahre in Portugal auf den Galeeren zu dienen. Im Dec. 1676 kam er in Liſſabon an, und der Verwendung des Leibarztes der Königin von Portugal hatte er ſeine Befreiung zu danken. Er begab ſich im Auguſt 1677 nach Bayonne und ſcheint als praktiſcher Arzt in Frankreich ſich Achtung erworben zu haben, weil er im J. 1685 gewählt wurde, die Prinzen von Conti als Reiſearzt nach Ungern zu begleiten. Seine fernern Schickſale ſind unbekannt, und man weiß nur, daß er im J. 1709 noch am Leben war. Was er auf ſeinen Reiſen ſah und beobachtete, hat er in gefälliger Einkleidung lehrreich und glaubwürdig beſchrieben, und in Beziehung auf Naturgeſchichte, herrſchende Krankheiten, Sitten, Gebräuche ꝛc. dankt man ihm manche beſſere Nachrichten, als man bis auf ſeine Zeit hatte: Relation d'un voyage fait aux Indes orientales. Par. 1685. Vol. II. 12., mit Kupfern; am Schluſſe des zweiten Theiles findet man: Traité des maladies particulières aux pays orientaux et dans la route. Eine neue Ausgabe erſchien zu Amſterd. 1699. 12. Engl. Lond. 1698. 12. Teutſch Dresd. 1700. 12. Von ſeinen Schickſalen in der Inquiſition handelt ſeine merkwürdige und noch immer leſenswerthe Relation de l'inquisition de Goa. Leide 1687; Par. 1688. 12., mit Kpfrn. Beide Schriften zuſammen: Voyages de Mr. Dellon, avec sa relation de l'inquisition de Goa. Amsterd. 1709. Vol. II. 12.; und zu Köln aug. de diverses pièces cur. et de l'hist. des dieux qu'adorent les gentils des Indes. Vol. II. 1709 — 1711. 12., mit Kupfern. Die Inquiſitionsgeſchichte auch in den Mém. hist. pour servir à l'hist. des Inqui
Colog. 1716. Vol. II. 12. *). (

DELM oder Delmb, ein adeliges Gericht
zogthum Bremen, nicht weit von der Stadt
gelegen, das von Süden gegen Norden etwa 2
und von Oſten gegen Weſten etwa 1 Meile
Es theilt ſich in das Apenſer und Blindersdorfer
welche Benennungen von den beiden im Bezirk
liegenden Kirchſpielen Apenſen und Blindersdorf
nommen ſind, und hat einen ergiebigen Hanfbod
(Schlicht

DELME, kleiner Fluß, welcher bei dem old
ſchen Dorfe Tuciſtringen entſpringt, unter Köb
ſen in das hannoverſche Gebiet trit, bei dem
Harpſtädt vorbei geht, dann bei Brink wieder in
denburgiſche zurücktrit, durch die Stadt Delm
ſtrömt, unterhalb derſelben die **Welſe** aufnim
der Nordſeite des Dorfes **Haßbergen** in die
fällt. *(Le*

DELMENHORST, 1) Kreis in dem Gr
thum Oldenburg, welcher die vormalige Grafſch
menhorſt und das hannoverſche Amt Wildeshauſ
faſt, im N. an den Kreis Oldenburg, im N.O.
Weſer, die es von der hannoverſchen Provinz
und dem Gebiete der freien Stadt Bremen ſcheid
S.O. an die hannov. Prov. Hoya, im S. an den
Vechta, im S.W. an den Kr. Kloppenburg grenzt,
auf 17,84 Q. M. gegen 28500 Einw. in 4813 Feuer
enthält, welche unter 15 Kirchſpiele in den vier
Delmenhorſt, **Berne**, **Ganderkeſa** und
deshauſen vertheilt ſind. — 2) *Das Amt* D
menhorſt enthält in den vier Kirchſpielen **Delmen**
horſt (324 H. 1072 E.), **Hasbergen** (
1332 E., darin das Dorf **Iprump** mit 39 H.
und ſtarkem Holzhandel), **Schönemoor** (136 H.
und **Stuhr** (254 H. 1526 E.) 946 Häuſ. mit
Einw. — 3) Die Stadt **Delmenhorſt**, unter
12″ Br. 26° 16′ 18″ L., an der Delme gelegen
1 Kirche, 1 lateiniſche Stadtſchule, 242 H. u
Einw., welche ſich meiſtens von der Landwirthſch
einigen Gewerben nähren und 4 beſuchte Pferde
halten. Hier iſt der Sitz eines Landesgerichts, des
und eines Poſtamts. Das alte gräfl. Reſidenzſch
1712 abgebrochen worden. — Graf Otto II., ei
rer Bruder des Grafen Chriſtian III. von Olden
kaufte und ertauſchte von den Mulen von Brunſten
ſallen des Erzſtiftes Bremen, die anſehnlichen
welche dieſe um die Delme und Stuhr beſaßen
bauete 1247 zwiſchen der Delme und der Horſt (d.
hohen und trocknen Grund) das Schloß **Delmen**
welches, nebſt der gleichnamigen Herrſchaft, nach
Tode ſeines vor ihm verſtorbenen Bruders Chr
Söhne Johann und Otto III. erbten. Otto, welcher
Delmenhorſt regirte, erbaute 1263 in dem Flecken
Kirche, bei welcher er ein Collegium Canonicorum

---

*) Acta eruditor. Suppl. T. I. 61 — 71. *Mém.*
hist. Vol. II. P. I. 356. Vol. I. P. II. 273. Biogr. univ.
(von Eyriès).

ete und ertheilte ihm 1270 Stadtgerechtigkeit. Nach einem kinderloſen Ableben fiel die Herrſchaft 1299 an eines Bruders Söhne, Chriſtian den jüngeren und Otto IV., welcher letztere zuerſt den Namen eines Gra- en von Delmenhorſt annahm. Die übrigen Schickſale der Grafſchaft ſ. unter dem Art. Oldenburg. III. Sect. II. Thl. S. 9 ff. — Das Wapen von Delmenhorſt iſt in goldenes, unten zugeſpitztes Kreuz im blauen Felde. (*Leonhardi.*)

DELMINIUM (Dalmion b. Strabo, Dalminon b. Stephanus), eine Stadt in Dalmatien, daher auch Dalmatarum urbs bezeichnet. Marcius ließ dieſelbe anzünden (Flor. 4, 12, 11.). Jetzt ſteht an ihrer Stelle der Flecken Dalmino in Bosnien an der Drina. (*H.*)

DELOGIREN heißt zwar: Jemanden von ſeiner Stelle vertreiben, den Feind aus einem von ihm beſetzten Poſten; beim Kriegsweſen aber: die Truppen Bataillons- und Compagnienweiſe in die Cantonirungen vertheilen. Der Entwurf zu ſolcher Vertheilung auf einer Specialkarte wird daher ein Delogirungsplan genannt. (*v. Hoyer.*)

DELONIA 1) Sandſchak im osmaniſchen Ejalet Rumili, liegt 37° 22′ — 38° 24′ öſtl. Länge und 39° 18′ — 40° 3′ nördl. Br., grenzt in N. an Aulona, in S. und SO. an Janina, in SW. und W. an das ioniſche Meer und die Straße von Korfu und enthält 110 QM. Das Gebirge Kimara (Pindus) trennt das Land [illegible]on Aulona, der Acheron oder Fanar auf einer Strecke von Janina. Das Land hat nur unbedeutende Bäche, die im Sommer häufig austrocknen, einen trocknen Boden und liefert Olivenöl, hat etwas Holz, gute Viehzucht, und n der Küſte Fiſcherei und etwas Salzſchlämmerei. Der Sandſchak macht einen Theil von Niederarnauth, dem alten Theſprotien, aus, wird von Arnauthen und Griechen bewohnt und zählt 24 Siamet (Großlehen) und 164 Timars (Lehengüter). D[illegible] Chaß (Krongut) des Sandſchakbegs betrug bisher 157132 Aſpern. Die Hauptſtadt — 2) Delonia, gewöhnlich Delfino genannt, liegt auf einem Abhange des Kimara, zwei Meilen vom Meere, iſt gut befeſtigt, hat, nach Palma, 2000 Einwohner, mehre Moſcheen, ſtarken Ölbau und Handel. — 3) Hafen auf der Inſel Chio im Archipelaus, von einem großen und feſten Thurm beſchützt. (*H.*)

DELORME, Philipert, Baumeiſter Königs Heinrichs II. von Frankreich, hat im J. 1567 zuerſt einen Tractat über den Fugenſchnitt der Gewölbſteine geſchrieben, dem Traité sur la maniére de bien batir et à petits frais 1561 voran ging, und ein größeres Werk über die Baukunſt in 10 Büchern Fol. 1568 folgte. Er ſtarb im J. 1577. — 2) Ein anderer de Lorme war Commandant einer franzöſiſchen Mineurcompagnie und hat einen Theil der Gegenminen vor der linken Flügellünette des doppelten Kronwerkes zu Metz nach einem beſondern Syſteme angelegt, S. des Cases genannt, weil die unter dem Glacis vorlaufenden Gänge einander rechtwinklig durchſchneiden und ſo viereckige Räume (Cases) bilden, in welchen der Belagerer nur mit Schwierigkeit und Zeitverluſt unter der Erde vorrücken kann, um die Gegenminen durch Globes de Compression zu zerſtören. Die Anlage erfodert aber durch die Länge der Gallerien ſehr große Koſten, und dennoch läßt ſie ſich durch unbeſetzte Schachtminen ſchnell genug unwirkſam machen. De Lorme blieb im J. 1747 in der Belagerung von Bergen op Zoom. — 3) Marion, ein ſchönes Mädchen aus Chalons ſur Marne, zur Zeit Ludwigs XIII., Geliebte des Cinq Mars, nachher des Kardinals Richelieu und des Prinzen Condé; war genöthigt nach England zu fliehen, um der ihr als einer Anhängerin der Fronde drohenden Verhaftung zu entgehen, nachdem ſie die Nachricht ihres Todes verbreitet hatte. Sie heirathete einen reichen Mann und kehrte nach dem baldigen Tode deſſelben nach Frankreich zurück, wo ſie von Straßenräubern aufgegriffen, die Gefährtin des Anführers derſelben ward. Nach dem Abſterben deſſelben lebte ſie noch 30 Jahr zu Marins und ſtarb im J. 1695. (*v. Hoyer.*)

DELORME, A., ein berühmter holländiſcher Maler, deſſen Arbeiten zu den vorzüglichſten Meiſterwerken gerechnet werden. Er wird auch geſchrieben de l'Orme und de Lorme, ohne daß ſein Taufname näher bekannt iſt. Man weiß ebenfalls nichts von der Zeit ſeiner Geburt und ſeines Todes, ſowie auch ſonſt in den alten holländiſchen Malerbüchern von ihm gar keine Lebensbeſchreibung vorkommt; deswegen auch Gerard Hoet, in ſeinem Katalog holländiſcher Gemälde *), ihn nebſt andern zu den „übergangenen Malern" rechnet. Füeßli meint, daß er zu Rotterdam um das Jahr 1660 geblüht habe. Seine Werke aber ſcheinen einer ſpätern Zeit anzugehören, und ſo mag Füeßli ſich in der Zeitbeſtimmung vergriffen haben, wenn auch die Ortsangabe richtig ſeyn kann, vielleicht auch Rotterdam ſein Geburtsort geweſen iſt. — Er war ein Perſpektivmaler vom erſten Range. Seine meiſten Bilder ſtellen das Innere von Kirchen und prächtigen Gebäuden vor. Sie werden jetzt wenigſtens den perſpektiviſchen Darſtellungen eines van Dülen, Neefs und anderer Meiſter in der Architektur gleichgeſtellt. Von ihm befand ſich eine Kirche, im Innern mit Kerzen erleuchtet, in dem Kunſtkabinet Braamkamps zu Amſterdam, welches Gemälde für 500 Gulden verkauft wurde **). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DELOS, *ἡ Δῆλος*, jetzt Sdilli, Sdiles und Sdilus (d. i. *εἰς Δήλους*, denn die Neugriechen nennen die beiden Inſeln, Delos und Rheneia, zuſammen Sdilli und unterſcheiden ſie wieder, jenes als Klein-Delos, dieſes als Groß-Delos, von einander) gehörte zu den kykladiſchen Inſeln im ägäiſchen Meere und lag nach der Meinung der Alten in deren Mitte [1]). Es liegt aber ungefähr unter dem 23° der Länge und dem 37° der

---

*) Der vollſtändige Titel dieſes Buches iſt: Catalogus of Naamlyst van Schildergen, met derzelver Prysen, zedert een langen reeks van Jaaren zoo in Holland als op andere Plaatzen in het openbaar verkogt. Benevens een Verzameling van Lysten van verscheyden nog in wezen zynde Cabinetten. Uitgegeven door *Gerard Hoet*, in 2 Deelen; s'Gravenhage 1752.

**) Quellen: J. R. Füeßli, Allgem. Künſtlerlexikon. I, S. 381. — *R. van Eynden* en *A. van der Willigen*, Geschiedenis der vaderlandsche Schilderkonst. I. Deel. Haarlem 1816. p. 283.

[1]) Dionyſ. Perieg. 526. Strab. 10. S. 485. Plin. 4, 22. *Isidor.* origg. 14, 6.

Breite, wenigſtens iſt die nahe gelegene Weſtſpitze von Mykonos von Gauttier auf 23, 1, 7, 1. und 37, 29, 15, 7. beſtimmt worden. Ihr Flächeninhalt beträgt zuſammen mit Rheneia 1,70 □Meilen und ihr Umfang nach Plinius 5 Millien, alſo eine Meile, und damit ſtimmt Thevenot überein; Tournefort gibt aber 6 bis 7 franz. Meilen. Die Meerenge zwiſchen beiden Inſeln ſoll nicht viel über 100 Ruthen breit ſeyn; nach Tournefort un demi-mille; Strabon 2) hat vier Stadien. Daher konnte der Athenäer Nikias, als er die athenäiſche Theorie nach Delos führte, eine Brücke, zu welcher er das Material von Athenä mitgebracht hatte, über die Meerenge ſchlagen 3); und als Polykrates von Samos die Inſel Rheneia erobert hatte und ſie dem deliſchen Apollon widmete, ſo ließ er ſie mit einer Kette an Delos befeſtigen 4). In dem Kanal zwiſchen beiden Inſeln liegen zwei Klippen, jetzt Rematiari genannt, von welchen die eine der Artemis geweiht war und nach dem Suidas 5) Inſel der Hekate oder auch Pſammite, nach einer Art Kuchen, die der Artemis dargebracht wurden, hieß. Den Namen Rematiari haben ſie aber, wie Choiſeul-Gouffier meint, von der Strömung erhalten, die ſich dort findet. Die Inſel iſt dreimal ſo lang als breit und dehnt ſich von Norden nach Süden aus. In dieſer Richtung zieht ſich der Berg Kynthos durch dieſelbe hin, den Strabon 6) zwar als ein beträchtliches Gebirge beſchreibt, der nach Choiſeul-Gouffier aber nichts weiter als ein ſteiler Felſen iſt, deſſen Höhe von Wheler auf 20 bis 30 Toiſen angegeben und von Tournefort der Höhe nach mit dem Berge Valerien bei Paris verglichen wird, welches aber Choiſeul-Gouffier noch für eine Übertreibung hält. Der Berg beſteht aus Granit, weshalb denn auch viele Bauwerke der Inſel aus dieſem Geſtein aufgeführt waren, wie ihre Trümmer noch jetzt beweiſen. Dieſes Granitgebirge liefert ſchon einen hinreichenden Beweis gegen den buchſtäblichen Sinn der alten Mythe, daß Delos einſt ein auf dem Meere ſchwimmendes Eiland geweſen und erſt nach der Geburt der beiden Götter feſtgeſtellt worden ſei. Choiſeul-Gouffier verwirft auch die Behauptung, daß ſie vulkaniſchen Urſprungs ſei, denn er fand dafür keine Spuren auf der Inſel, ſo daß man alſo auch die Angabe des Euſtathios 7), Hephäſtos gab der Leto die Inſel, dahin zu erklären nicht berechtigt iſt. Wenn aber Choiſeul-Gouffier, um den Namen Delos zu erklären, der Meinung iſt, die Inſel könne durch ein Erdbeben plötzlich aus dem Meere emporgehoben ſeyn, oder das Meer ſich geſenkt haben, ſo daß dieſelbe zum Vorſchein kommen konnte, ſo läßt ſich gegen dieſe Anſicht zwar an und für ſich nichts einwenden, aber daß dieſelbe durch den Namen Delos eine Stütze erhalte, müſſen wir zurückweiſen. Darüber unten mehr. Der religiöſe Glaube der Hellenen war freilich auch gegen die Annahme eines Erdbebens, denn ſie behaupteten, daß Delos nie ein Erdbeben erfahren habe, daß es feſt und unerſchütterlich ſtehe; — daher bei Pindaros 8): *χθονὸς εὐρείας ἀκίνητον τέρας* und *τέσσαρες ὀρθαὶ πρέμνων ἀπώρουσαν χθονίων*, dazu Strabon 9), ſowie Herodotos 10) bezeugt, [illegible] Ausbruche des perſiſchen Krieges habe Delos das [illegible] Erdbeben erfahren, wobei er einen Orakelſpruch [illegible] „Delos will ich bewegen, ſo unbeweglich es [illegible] deſſen Echtheit jedoch, wenigſtens bei Herodotos, [illegible] von J. Gronov nicht ganz ohne Grund bezweifelt [illegible] Inzwiſchen ſagt Herodotos ausdrücklich, daß Delos [illegible] Ausbruche der Perſerkriege zum erſten und letzten [illegible] bis auf ſeine Zeit von einem Erdbeben erſchüttert [illegible] ſei, und daß der Gott durch dieſes Wunder den [illegible] ein Zeichen von den bevorſtehenden, unglücklichen [illegible]niſſen gegeben habe; wiederum aber findet ſich auch [illegible] Thukydides 11) die Nachricht von einem Erdbeben [illegible] Delos beim Anfange des peloponneſiſchen Krieges, [illegible] auch Thukydides ſpricht dabei aus, daß Delos, [illegible] ſich die Hellenen erinnern könnten, vorher noch [illegible] nem Erdbeben zu leiden gehabt habe. Und doch [illegible] nes vom Herodotos berichtete erſt 70 Jahre vor dem, [illegible] welchem Thukydides ſpricht, vorgefallen. Auch iſt das [illegible] auffallend, daß Herodotos von dem letzten Erdbeben [illegible] Kunde hatte, da er in demſelben Kapitel und [illegible] dieſer Gelegenheit auch des peloponneſiſchen [illegible] denkt. Es beweiſt das ohne Zweifel, daß [illegible] Thukydides ziemlich zu gleicher Zeit, ohne von einander [illegible] wiſſen, geſchrieben haben, jener in Unteritalien, [illegible] in Hellas; hätte Herodotos in Hellas geſchrieben, ſo [illegible]de ihm wol ebenſo wenig, als dem Thukydides, [illegible]de von dem Erdbeben auf Delos entgangen ſeyn. [illegible] dritten Mal litt die Inſel nach Kalliſthenes von dem gro[illegible]ßen Erdbeben Olymp. 101, 4. = 373 vor Chr. Geb., welches beſonders die Peloponneſos verwüſtete und [illegible]mentlich die beiden Städte Helike und Bura gänzlich [illegible]tilgte. Auch Mucianus 13) führte zwei Erdbeben [illegible] Delos an, doch ohne [illegible]here Beſtimmung. Ferner [illegible]ben Tzetzes und Euſtathios 14) von einem Orte [illegible]mon, auf oder bei Delos, welcher ſeinen Namen von [illegible] Erderſchütterungen der Inſel erhalten habe; allein [illegible]ſehen davon, daß ſie die einzigen Zeugen in dieſer [illegible] ſind, ſcheint auch nicht einmal der Text des [illegible] eine ſolche Erklärung zuzulaſſen.

Der Boden der Inſel iſt uneben und bis auf [illegible] Thäler unfruchtbar 15); doch kaufte Nikias ein [illegible] Land für 10000 Drachmen, von deſſen Ertrage die [illegible]lier Opferſchmäuſe geben ſollten, und es ſcheint, [illegible] habe dieſes Gütchen auf Delos gelegen 16). Der [illegible]liche Theil der Inſel iſt jetzt mit dichtem Geſtrüpp [illegible]wachſen. Strabon 17) nennt ein Flüßchen auf [illegible]

---

[2] Strab. 10. S. 486. [3] Plut. Nic. 3. [4] Thuc. 3, 104. 1, 13. Schol. Theok[illegible]t. 17, 70. [5] s. v. *Ἑκάτης νῆσον*. Dazu Athen. 14, 53. [6] Strab. a. a. O. Ariſtoph. Wolken: *Κυνθίαν ἔχων ὑψικέρατα πέτραν*. [7] Euſt. Dionyſ. Perieg. 498.

[8] Proſod. 1. unter den Fragm. [9] Strab. 10. [illegible] [10] Herod. 6, 98. Euſt. Dionyſ. 525. [11] Thuc. [illegible] [12] Senec. nat. quaest. 6, 26. [13] *Plin.* H. N. [illegible] [14] *Tzetz.* Lycophr. 387. 402. 1141. Euſt. Dionyſ. [illegible] 528. Odyſſ. 10, 3. [15] Daher Orpheus Argon. [illegible] *κραναή*, Pindar. Iſthm. 1, 3. *τραχεῖα καὶ πετρώδης*. [illegible] Eumenid. 9. *Δηλίαν χοιράδα*, Euripid. Troad. 89. *Δήλιαι* [illegible]*ραδες*. Dazu Hymnos auf Apoll. 54, Kallim. Del. 268. [illegible] ventosissima wird ſie bei Liv. 36, 43. genannt. [16] [illegible] Nic. 3. [17] Strab. 10. S. 485. *Ποταμὸς δὲ διαῤῥεῖ* [illegible] *νῆσον Ἰνωπὸς, οὐ μέγας, καὶ γὰρ ἡ νῆσος μικρά.*

en Inopos, welchen Tournefort im nordöſtlichen Theile er Inſel in einem Brunnen, welcher 12 Schritte im Durchmeſſer hatte und von Felſen oder Gemäuer einge- aßt war, wiederzufinden meinte. Richtiger weiſt Choi- eul-Gouffier dieſen Bach ziemlich in der Mitte der In- el mit der Mündung im Hafen Fourni, Rheneia gegen- ber, nach. Von dem Inopos fabelten indeß die Alten, aß er vom ägyptiſchen Neilos ſeinen Urſprung herleite nd daher auf dieſelbe Weiſe und zu derſelben Zeit, wie ieſer, anſchwelle und abnehme [18]. Auch ein kreisförniger See wird von Herodotos und andern [19] auf De- os genannt; es ſcheint derſelbe zu ſeyn, den Spon und Wheler, und nach ihnen auch Tournefort im Nordoſten er Inſel fanden, und der nach letzterem 20 Schritt Breite hat und oval iſt.

Obgleich Kallimachos [20] die Inſel πολύπτολις nennt, o ſcheint ſie doch nur eine Stadt gleiches Namens ge- abt zu haben, welches auch ſchon bei dem geringen Um- ange derſelben begreiflich iſt. Allein dieſe Stadt war anz offen [21] und lag ziemlich in der Mitte der Inſel m Fuße des Kynthos, wo ſich noch jetzt ihre Ruinen nden. An die Anhöhe war das Theater gelehnt, deſſen berbleibſel Choiſeul-Gouffier noch ſah. Dort fand er uch einen in den Granit gehauenen Weg, der auf die öhe des Kynthos führte, und ein Thor, den ganzen rt aber mit Marmor- und Granitblöcken überſäet, ſo aß er glaubt, es habe das Thor zu einer Akropolis ge- ührt. Darf man dies annehmen, ſo müßte dieſe Burg iner ſpätern Zeit angehören, und vielleicht der des Ha- rianus. Nämlich nahe bei der alten Stadt, der Mee- esküſte zugewandt, ließ der Imperator Hadrianus einen rt von den Athenäern anlegen und Olympieion nen- en [22]. Bei dieſer neuen Anlage ſcheinen auch neue empel erbaut zu ſeyn, z. B. des Herakles und des Po- eidon. Es iſt jedoch zu bezweifeln, ob dieſe neue Anlage ugleich neben der alten Stadt beſtand, denn durch des ithridates Feldherrn Menophanos wurde die Inſel änzlich verwüſtet, die damals auch als Handelsort in oher Blüthe ſtand. Es mag zu der Zeit wol wenig on der alten Stadt und der früheren Herrlichkeit der In- el übrig geblieben ſeyn [23]. Auch iſt wol des Hadrianus tadt nie wieder zu der Höhe früherer Zeiten emporge- ommen, denn wir ſind ſo wenig über ihre Blüthe als ber ihren Untergang unterrichtet; nur noch Trümmer eden vom ehemaligen Glanze der Inſel, und auch dieſe erſchwinden immer mehr, da, nach Sonnini's Verſiche- ung, die Bewohner der nahe gelegenen Inſeln von dort- er unaufhörlich Baumaterialien holen. So iſt denn die inſt ſtark bevölkerte Inſel, nach welcher jährlich die Hel- enen von allen Seiten wallfahrteten, jetzt eine menſchen- eere Einöde und höchſtens von den Bewohnern der Inſel Mykonos der Jagd wegen beſucht, oder es halten ſich Seeräuber in ihren Buchten verborgen.

Das Sehenswertheſte aber und Berühmteſte, welches Delos im Alterthume aufzuweiſen hatte, war neben den Tempeln der Leto und Artemis der Tempel des Apollon. Er lag nur 100 Schritte von der Küſte [24]. Nach den Ruinen zu ſchließen, war er von bedeutendem Umfange und aus pariſchem Marmor erbaut. Seine erſte Anlage wird dem Eryſichthon, des Kekrops Sohn, zugeſchrieben [25]; er ſoll aber in der Folge unabläſſig verſchönert worden ſeyn. Seine Bauart läßt ſich aus den Trümmern nicht mehr beſtimmen. Die Säulen hat man 14½ Fuß lang und ihren unteren Durchmeſſer von 2 Fuß 8 Zoll gefunden. Als ein beſonderes Kunſtwerk in dieſem Tempel wird der Altar genannt, welcher aus den rechten Hörnern [26] der wilden Ziegen ohne irgend ein Bindungsmittel zuſammengeſetzt war, daher *βωμὸς κεράτινος* genannt. Nach der Sage hatte Artemis die wilden Ziegen auf dem Berge Kynthos erlegt [27]. Hinter dieſem Altar ſtand ein anderer, der Altar der Frommen, auf welchem kein blutiges Schlachtopfer dargebracht wurde, ſondern nur Opferkuchen ohne Feuer [28]; man pries ihn als den älteſten Altar auf Delos [29]; er führte auch den Namen *βωμὸς ἀναίμακτος*. An dieſem Altare verehrte einſt Pythagoras den Apollon Genator und zog die Bewunderung der Delier auf ſich [30]. Ob es nun dieſer Altar war, oder ein dritter, welcher durch die von Platon aufgelöſte geometriſche Aufgabe berühmt geworden iſt, iſt ungewiß. Die Delier nämlich befragten den Apollon bei einer Seuche, ob ſie ſeinen Zorn beſänftigen und von der Plage befreit werden könnten. Die Antwort war, ſie ſollten ſeinen Altar noch einmal ſo groß bauen. Sie verdoppelten ihn alſo nach jeder Seite hin und erkannten bald, daß in dieſem neuen Altar der vorige achtmal enthalten ſei. Deshalb wandten ſie ſich an Platon, der ſich damals nach ſeiner Rückkehr aus Ägypten an der kariſchen Küſte befand, um Aufſchluß und Belehrung über dieſe Foderung des Gottes. Platon erwiederte ihnen, der Gott verhöhne damit die Hellenen, welche, die Wiſſenſchaften und die Gelehrſamkeit nicht achtend, ſich nur mit innern Kriegen beſchäftigten und dadurch aufrieben, und er ertheilte ihnen die verlangte Belehrung über die Verdoppelung eines Kubus [31]. Ein anderer Altar des Apollon, an welchem der Palmbaum ſtand, unter welchem Leto den Apollon und die Artemis gebar, ſtand aber keinesweges in dem Tempel, ſondern nur neben demſelben [32]).

---

[18] Strab. 6. S. 271. Plin. 3, 103. Kallim. Del. 206. 63. Pauſ. 2, 5.

[19] Herod. 2, 170. Kallim. Del. 261. heogn. 7.

[20] Kallim. Del. 266.

[21] Strab. 10. . 485. Pauſ. 3, 23. Cicero pro lege Man. 18, 55. De- os parva sive muro nihil timebat.

[22] Steph. Byz. un- er Ὀλυμπίειον.

[23] Pauſan. 3, 23. 8, 33. Ein altes Schnitzbild des Apollon ſoll bei jener Verwüſtung nach Böa in La- onien von den Wellen geführt ſeyn.

[24] Wheler und Tournefort nach der Lage der Ruinen.

[25] *Euseb.* chron. p. 28. *Syncell.* ed. Dind. 1. p. 290. Cedren. 67, 16. Phanodemos bei Athen. 9, 47. Pauſan. 1, 31. 18.

[26] *Plut.* sollert. anim. 35. vd. Thes. 21. Diog. Laert. 8, 13. *Martial.* spect. 1. Scholion zu des Doſiadas Altar in Jakobs anthol. palat. II. p. 606. Plutarchos hat irrig die linken Hörner angeführt. Daß der Altar auf dem Berge Kynthos geſtanden habe, wie Neuere wollen, liegt nicht in dem Schol. zu Doſiad. Altar. Palatin. Anthol. Th. 3. S. 826., wo es heißt: *οὐδ' ὃν Κυνθογενής· Κύνθος δὲ ὄρος Δήλου, ὅπου κεράτινος βωμός.*

[27] Kallim. Apoll. 60.

[28] Diog. Laert. 8, 13 nach *Aristoteles* resp. Del. *Porphyr.* de abstin. II. p. 152. 154.

[29] Klemens strom. p. 304, 32. ed. Sylb.

[30] Jamblich. Pythag. 5. 7. *Philostrat.* vit. Apollonii Tyan. 1, 1.

[31] *Plut.* de genio Socrat. 7. de εἰ Delphic. 6. *Joh. Philopon* analytic. post 1, 7. *Vitruv.* 9. praef. 13. Vergl. den Art. Delisches Problem.

In dem Tempel ſtand die Statue des Gottes, die ſo alt war, daß man glaubte, ſie ſei von den Meropern errichtet (ſiehe darüber den Artikel Kos). Sie hielt in der rechten Hand einen Bogen, in der linken die Chariten, von denen die eine eine Leier, die andere Flöten und die dritte eine Syrinx trug. Plutarchos ſtützt darauf ſeine Meinung, daß Apollon der Erfinder der Muſik ſei [33]). Auch eines alten *ξόανον* zu Delos, von Eryſichthon errichtet, wird von Plutarchos gedacht [34]), aber ohne Angabe, wo es ſtand und wie es beſchaffen war.

In der Nähe des Tempels und wahrſcheinlich vor demſelben war indeß noch eine koloſſale Statue des Apollon aufgeſtellt, die, nach den noch vorhandenen Bruchſtücken zu urtheilen, eine Höhe von 24 Fuß erreichte. Aufgefunden hat man jedoch in neuerer Zeit von dieſer Statue nur ein Stück vom Bauche und von den Beinen, ſowie von dem Rücken, aus welchem zu erkennen war, daß das Haupthaar über die Schultern herabhing. Gehörte das daneben gefundene Piedeſtal dieſer Statue an, ſo war dieſelbe von den Naxiern errichtet; denn an dem Fußgeſtelle lieſt man *ΝΑΞ ΙΟΙ ΑΠΟΛΛΟΙ*. Vom Plutarchos erfahren wir aber, daß der Athenäer Nikias ebenfalls vor dem Tempel als Weihgeſchenk einen ehernen Palmbaum aufſtellte und daneben eine Säule mit einer Inſchrift, die ſich auf dieſe Schenkung bezog. Allein dieſer eherne Palmbaum wurde in der Folge vom Winde umgeworfen, ſtürzte auf den Koloß der Naxier und warf ihn nieder [35]).

Endlich war mit dem Tempel des deliſchen Apollon auch eine Weiſſagung verbunden; allein der Gott ertheilte dort nur während des Sommers ſeine Ausſprüche und verkündigte während des Winters ſeine Orakel zu Patara. Daher Virgilius Än. 4, 143.

> Qualis, ubi hibernam Lyciam Xanthique fluenta
> Deserit; ac Delum maternam invisit Apollo.

Vergl. dazu Servius: Constat, Apollinem sex mensibus hiemalibus apud Pataram — — dare responsa etc. [36])

Was die Namen der Inſel anbetrifft, ſo werden derſelben, außer dem gewöhnlichen Delos, noch folgende bei den alten Schriftſtellern beigelegt: Ortygia, Aſteria, Pelasgia, Chlamydia, Kynthia, Kynthos, Kynäthos, Lagia, Pyrpile, Skythias, Anaphe und Agathuſa [37]). Um aber [illegible] Namen näher zu beleuchten und ihre Bedeutung [illegible] Entſtehung möglicher Weiſe zu erläutern, müſſe[illegible] zuvörderſt die Sagen und religiöſen Inſtitute, welch[illegible] Hellenen mit der Inſel verknüpften, kennen lernen.

Als die Urbewohner der Inſel Delos werden [illegible] die Karer und Phöniker genannt [38]), und [illegible] mag der Name Pelasgia zu erklären ſeyn, denn [illegible] dieſem großen, weit verbreiteten, vorhelleniſchen [illegible] ſtamme gehörten ohne Zweifel jene beiden Völker. [illegible] dieſer pelasgiſchen Zeit mag daher der Urſprung [illegible] ligen Sagen auf Delos zu ſuchen ſeyn. Da aber [illegible] nachdem ſich die Hellenen in den Beſitz dieſer Inſel [illegible] der Kykladen überhaupt geſetzt hatten, dieſer urſprüng[illegible] pelasgiſche Cult mit helleniſchen Zuſätzen und Glauben[illegible] ren ausgeſtattet wurde, ſo läßt ſich auch bei aller Sorg[illegible] und Aufmerkſamkeit die Trennung des Pelasgiſchen [illegible] Helleniſchen nicht mehr ausmitteln. Überall tritt uns [illegible] der helleniſchen Geſchichte Delos als Heiligthum [illegible] Apollon und der Artemis, mit welcher zugleich ihre [illegible] ter Leto verehrt wurde, entgegen. Es iſt aber [illegible] O. Müller in den „Doriern“ bewieſen, daß [illegible] eine helleniſch-doriſche Gottheit ſei, deren Cult vom [illegible] Tempe, dem Urſitze der Dorier, ausgehend, ſich [illegible] durch Hellas ausbreitete und Hauptorte wieder [illegible] in Delphi, Delos und auf Kreta. Ob nun [illegible] apolliniſche Heiligthum auf Delos von Kreta aus [illegible] auf der alten doriſchen Wanderung nach Kreta gegründe[illegible] oder vielmehr an das dort vorgefundene pelasgiſche Heiligthum angeknüpft wurde, iſt nicht mehr zu entſcheiden. So viel iſt gewiß, daß die Gründung des deliſchen Tempels und ein uraltes Schnitzbild dem Eryſichthon zugeſchrieben wird [39]). Berichtet wird uns auch, daß Eryſichthon während einer Theorie nach Delos ſtarb, daß [illegible] auch ein hölzernes Bild der Eileithyia nach Attika brachte [40]); ebenfalls führt Pauſanias an, daß die Th[illegible] der Hyperboreer ihren Weg über Attika nahm. Mit [illegible] ſen unzweifelhaften Angaben wird uns der pelasgiſch[illegible] Urſprung [41]) des deliſchen Heiligthums genügend [illegible] ſen. Aber nicht minder deutlich ſind die Spuren, [illegible] welchen man eine Verbindung zwiſchen Delos und Kr[illegible] gewahrt. So finden wir Kreter als Diener an den [illegible] ſchen Altären, Virgil. Än. 4, 146.

> mixtique altaria circum
> Cretes Dryopesque fremunt, pictique Agathy[illegible]

Auch Anios, der ein Sohn des Apollon und [illegible] Rhöo genannt und von dem Gotte ſelbſt zu ſeinem [illegible] ſte erzogen und geweiht wurde, wird zugleich Pr[illegible] und König von Delos genannt und vom kretiſchen R[illegible] damanthys eingeſetzt [42]). Ferner opferte, nach Ph[illegible]

---

32) *Eustath.* Odyss. 6. 162. Pauſan. 1, 23. 8, 48. *Cicero* de legg. 1, 1. *Theophr.* h. pl. 4, 13. *Plut.* Nic. 3. Kallim. Del. 208. Eurip. Iphig. Taur. 1068. Hekab. 458. Aelian. v. h. 5, 4.
33) *Plut.* de musica. 14. Nach Pauſ. 2, 32. 9, 35. hatten Angelion und Tektäos dieſes Bild verfertigt, deren Schüler Kallon um die 60ſte Olymp. lebte. Es mögen alſo dieſe beiden Künſtler das Bild nur nachgebildet haben.
34) *Plut.* Fragm. T. X. p. 291. ed. Hutten. — War dies vielleicht daſſelbe *ξόανον*, von welchem Pauſanias 3, 23. anführt, daß es bei der Zerſtörung der Stadt Delos durch die Feldherren des Mithridates ins Meer geworfen und vom Winde an die lakoniſche Küſte getrieben, in Böa aufgeſtellt wurde, und dem Heiligthum den Namen Epidelion erwarb?
35) Vgl. Tournefort und Choiſeul-Gouffier, dazu Plut. Nik. 3.
36) Vergl. Spanheim zu Kallim. Delos. 89.

37) Plin. N. G. 4, 22. Steph. Byz. unter *Δῆλος*. [illegible] lim. Delos. Heſych. Doch iſt in Hinſicht des letztern Nam[illegible] Lesart bei Heſychios nicht ſicher.
38) Herodot. 1. [illegible] Thuk. 1, 8.
39) Siehe oben Anmerkung 25. Plut. Fra[illegible] Th. 10. S. 291. Hutten.
40) Pauſan. 1, 18. [illegible] Selbſt die unblutigen Opfer im deliſchen Tempel verrathen [illegible] Pelasger. Vergl. oben Anmerkung 28. 29. 30. Dazu P[illegible] 8, 2, 1. —
42) Diodor. 5, 62. 79. Pherekyd. S. 20[illegible]. [illegible] Dionyſ. Halikar. 1. 50. Virg. Än. 3, 80. Dazu Servius. [illegible]

des[43]), **Theſeus** bei ſeiner Fahrt nach Kreta für ſeine glückliche Rückkehr dem Apollon Ulios und der Artemis Ulia, unter welchen Namen die beiden Gottheiten zu Miletos und Delos verehrt wurden[44]. Daß Theſeus aber dieſes Opfer auf Delos darbrachte, darf aus ſeiner Landung auf der Inſel bei der Rückkehr geſchloſſen werden, da er denn das Feſt, die Delia, ſtiftete[45], das heißt wol nichts anderes, als ſeitdem wurde die altpelasgiſche Verbindung mit dem Tempel, welche durch die doriſche Beſitznahme unterbrochen war, wieder angeknüpft. Ebenſo wird dieſe Verbindung zwiſchen Delos und dem kretiſchen Knoſſos durch den Dienſt der Eileithyia beſtätigt, der auf Delos uralt und von den Hyperboreern dahin gebracht war, und bei welchem ein Hymnos des Olen geſungen wurde. Derſelbe Dienſt findet ſich aber wiederum in der knoſſiſchen Landſchaft in der Stadt Amniſos[46]. Nicht minder weiſen jene apolliniſchen Chorgeſänge mit Pantomimen begleitet — die **Hyporchemata** — welche ſich unſtreitig in dem Geranos, den Theſeus bei ſeiner Rückkehr von Kreta nach Delos gebracht haben ſoll, wiederfinden, auf eine Verbindung zwiſchen beiden Inſeln hin[47].

Hier iſt es ferner der Ort, die in Delphi und auf Delos heimiſche **Hyperboreerſage** und die Theorienverbindung der Hyperboreer mit dem deliſchen Heiligthume anzuführen. Bei den Hyperboreern war Leto geboren; von dorther kam ſie als Wölfin, von Here verfolgt[48]. Auch wird die Freundſchaft der Hyperboreer mit den Hellenen, beſonders aber mit den Athenäern und Deliern bezeugt[49]. Beſonders aber gehört hieher die Erzählung des Herodotos von den Opfergaben, welche die Hyperboreer nach Delos ſandten[50]. Herodotos führt aber eine zwiefache Sendung der Hyperboreer nach Delos an. Zuerſt wären zwei Jungfrauen **Arge** und **Opis** nach Delos gekommen, um der Eileithyia Gelübde darzubringen; mit ihnen wären die beiden Gottheiten — Apollon und Artemis — angekommen. Arge und Opis wurden dann auf Delos verehrt, und dabei ein Hymnos, den der Lykier **Olen** gedichtet[51], von den verſammelten Weibern geſungen. Von den Deliern ging der Brauch, die Arge und Opis zu beſingen, auf die Inſelbewohner und die Joner über; bei der Feierlichkeit wurde die Aſche von den verbrannten Schenkeln auf das Grab der beiden Jungfrauen geſtreut. Nach dieſen kamen zwei andere Jungfrauen **Hyperoche** und **Laodike** von den Hyperboreern nach Delos und mit ihnen fünf Männer **Perpherees**, auch **Amallophoroi** und **Ulophoroi** *) genannt. Da aber dieſe Abgeſandten nicht wieder nach Hauſe kamen, ſo banden die Hyperboreer ihre Opfergaben in Weizenſtroh und ſchickten ſie von Volk zu Volk, bis ſie nach Delos kamen. Jene Perpherees ſtanden indeß bei den Deliern in großen Ehren, und auf die Gräber der beiden Jungfrauen legten die deliſchen Mädchen vor ihrer Hochzeit eine mit einer Haarlocke umwundene Spindel, die Jünglinge aber einen mit Haaren umwickelten jungen Schößling. — Der Weg, den dieſe Opferſpendungen nahmen, ging nach Herodotos von den Hyperboreern zur Adria, dann über Dodona, durch Theſſalien, Euböa und Tenos; von dort wurden ſie dann mit Flöten, Syringen und Kitharn begleitet nach Delos gebracht[52]. — Einen anderen Weg dieſer hyperboreiſchen Theorie führt Pauſanias an. Dieſer ging über Sinope nach Praſiä in Attika, wo auch Eryſichthon, der während einer Theorie ſtarb, ſein Grabmal hatte. Die Athenäer aber brachten die Gaben dann nach Delos.

Dieſe Erzählungen ſind von großer Bedeutung; ſie beweiſen nämlich zuerſt, daß der Urſprung des Apolloncultes am Pontos zu ſuchen iſt und ferner, welchen Weg der pelasgiſch-phönikiſche Völkerzug nahm, der ſich über Hellas und weiterhin ausbreitete, ſo daß auch dieſe Erzählungen dem Glauben an eine Einwanderung von Ägypten oder dem dieſem Lande angrenzenden Phönikien her geradezu entgegen ſind. So kamen nach Melanopos' Hymnos die Opis und Hekaerge zuerſt nach Achaia, d. h. nach Theſſalien; ſo beſang Olen die nach Delos gekommene Hyperboreerin Achaija[53]; ſo hießen die Feſtbröde auf Delos ἀχαιῖναι *); ſo lag ein Praſias auch am Pangäos[54]. Auch erzählt Herodotos[55], daß die thrakiſchen Weiber der Artemis ihre Opfergaben nie ohne Weizenſtroh darbrächten. Hieher gehört auch der heilige Ölbaum auf Delos. Herakles brachte denſelben von den Hyperboreern nach Hellas. Daß aber mit Olen, dem Lykier, der übrigens auch ein Hyperboreer genannt wird[56], der deliſche Cult zuſammenhängt, ſteht nicht im Widerſpruch mit Herodotos Erzählung von dem Wege, den die Opfergaben der Hyperboreer nach Delos nahmen, auch damit nicht, daß Pauſanias einen andern Weg über Sinope und Attika anführt, denn Herodotos redet von zwei Sendungen, einer früheren und einer ſpäteren; Apollon aber entführt ſelbſt die Sinope[57], und ein Fluß **Lykos** mündete in den Mäotis[58], weshalb denn auch Leto als Wölfin nach Delos kam.

Wir kommen nun auf die Verbindung zwiſchen Delos und Attika, welche, wie wir geſehen haben, ſchon in der Hyperboreerſage angedeutet iſt; allein die erneuerte Anknüpfung und Unterhaltung des Verkehrs der Athenäer mit dem apolliniſchen Heiligthume auf Delos, wie denn auch nicht minder mit dem zu Delphi und Knoſſos auf Kreta, wird auf den Theſeus zurückgeführt. Denn ſeit Theſeus Zeitalter blieb die regelmäßige Theorienverbindung mit Delos. Es iſt daher begreiflich, wie

---

Metam. 13, 632 ff. Tzetzes zu Lykophr. 570. Klemens Strom. 5. 12, 6. Sylb. [43] Macrob. Saturn. 1, 17. Pherekyd. S. 198. [44] Strab. 14. S. 635. Mäandrios bei Macrob. a. O, Plat. Phädon. 2, 3. [45] Plut. Theſ. 21. Pauſan. 9, 40. [46] Pauſan. 1, 18. [47] Schol. Pind. Pyth. 2, 127. Athen. 5, 10. Simonides bei Plut. Sympoſ. 9, 5. [48] Antigon. Karyſt. c. 61. Schol. Apollon. Rhod. 2, 124. Ariſtot. hist. anim. 6, 35. [49] Hekatäos bei Diodor. 2, 47. [50] Herod. 4, 33 ff. [51] Auch der Kumäer Melanopos beſang die Opis und Hekaerge. Pauſan. 5, 7. Kallimachos nennt die Upis, Loxo und Hekaerge. Spanheim zu Kallim. Del. 292. Klem. Proteropt. S. 29. Verſ. des Axiochos in Bekkers Ausgab. des Platon. 3, 3. S. 515. *) *Porphyr. de abstinent.* 2, 19.

[52] *Plut. de mus.* 14. [53] Pauſan. 5, 7. *) Nach Semos' Deliaka bei Athen. 3, 74. [54] Herod. 5, 16. 17. [55] Herod. 4, 33. [56] Pauſan. 10, 5. [57] Diodor. 4, 72. [58] Herod. 4, 123.

das deliſche Heiligthum im Verlaufe der Zeit ioniſirt werden konnte. Thukydides[59]) verſichert, daß ſchon in alten Zeiten ein groſzer Zuſammenfluß der Joner und der umherwohnenden Inſelbewohner auf Delos ſtattgefunden habe, das heißt, an das deliſche Heiligthum war die Amphiktyonie der ioniſchen Bewohner der Kykladen geknüpft, und die Delia waren eine Panegyris der ioniſchen Inſelbewohner[60]). Thukydides führt zum Beweiſe ſeiner Angabe den homeridiſchen Hymnos auf Apollon an, wo es V. 145—150 alſo heißt:

Aber, Phöbos, am meiſten erfreut dein Herz ſich an Delos,
Wo ſich Joner verſammeln in lang nachſchleppenden Kleidern,
Mit den Kindern zugleich und ihren würdigen Weibern;
Sie dann deiner gedenkend erfreun ſich am Fauſtkampf und Tanze
Und am frohen Geſang, wann ſie den Wettkampf geordnet.

Dieſe Worte beweiſen, daß das Heiligthum auf Delos ſchon ioniſirt war. Es kann dies aber unmöglich vor der doriſchen Wanderung geſchehen ſeyn, in deren Folge ſich erſt die Wanderung der Joner und ihre Beſitznahme von den Inſeln und der Küſte Kleinaſiens ereignete. War nun der deliſche Cultus durch die minoiſche Thalaſſokratie zu einem hohen Grade von Bedeutung gekommen, ſo daß ſich noch in den troiſchen Zeiten jener oben genannte Anios auf der Inſel als Prieſterkönig findet, ſo iſt zu begreifen, wie durch die aus Attika, von wo ſeit Theſeus eine regelmäßige Theorienverbindung beſtand, hervorgehende Wanderung der Joner Delos zum religiöſen Mittelpunkte der Kykladen — *ἱστίη Κυκλάδων*[61]) — werden konnte. Als nun aber das deliſche Heiligthum einmal ioniſirt war, ſo mußte dieſer Umſtand ohne Zweifel auch eine Veränderung in dem Cult und religiöſen Glauben hervorbringen. Und dahin ſcheint zunächſt der Mythos vom Umherſchwimmen der Inſel zu gehören, der jedenfalls jünger iſt als der homeridiſche Hymnos auf Apollon, der doch ſchon die ioniſche Panegyris kennt. Ebenſo gehört dahin der Mythos von der Geburt Apollons, ſowie der Artemis, auf Delos, der durchaus nicht von den Doriern und bei dem delphiſchen Heiligthume anerkannt zu ſeyn ſcheint. Dahin gehört endlich der mit dem Apolloncult verbundene Artemiscult.

Es kann alſo keineswegs auffallen, wie Athenä als Metropole des ioniſchen Stammes die Hüterin des deliſchen Heiligthums werden und bis in ſpäte Zeiten hinab bleiben konnte. Daher ſind denn die verſchiedenen Reinigungen der Inſel zu erklären. Die Athenäer unternahmen ſie, indem ſie ſich zugleich an die Spitze der Amphiktyonie ſtellten. Es ſcheint aber dieſes deliſche Heiligthum während der Zeit, da es von Kreta abhing, durch die minoiſche Thalaſſokratie ein ſo bedeutendes Anſehn erlangt zu haben, daß der Glaube entſtand, das Übergewicht zur See hänge mit der Aufſicht über das deliſche Heiligthum zuſammen. So ließ ſich denn Athenä von deliſchen Wahrſagern die Herrſchaft über das Meer prophezeien[62]).

Die erſte Reinigung nun, von welcher wir unternahm der Kreter Epimenides noch vor 46, f.[63]); allein dieſe Bemerkung ſteht ſo abge und dürftig da, daß wir Zweck und Zuſammenhang ſer Reinigung nicht wol einſehen, es müßte denn daß ſich darin noch ein ſchwacher Verſuch finden den kretiſchen Einfluß auf Delos zu erhalten, und gerade dieſer Verſuch gleich darauf den Peiſiſtra in deſſen Zeitalter ſich bei den Athenäern der einer Seemacht deutlich zu erkennen gibt, dahin ſtimmte, ſich an die Spitze der ioniſch-deliſchen phiktyonie zu ſtellen. Die Reinigung, welche tos vornahm, erſtreckte ſich jedoch nicht über die Inſel, ſondern er ließ die Leichname nur in dem derſelben, den man von dem Heiligthume aus hen konnte, ausgraben und in einer anderen der Inſel wieder einſcharren[64]). Daher erklärt es nun auch, wie Polykrates von Samos, deſſen ben nach Seeherrſchaft unverkennbar iſt, nach dem ſtratos, gegen Ende der 63ſten oder zu Anfange der Olympiade, ſich mit dem deliſchen Heiligthume in bindung ſetzen mochte *).

Aber nach Beendigung der perſiſchen Kriege nach dem Verrathe des Pauſanias Olymp. 77, 4, Athenä's Hegemonie in ganz Hellas anerkannt wurde das Übergewicht zur See begründet war, bekam das deliſche Heiligthum eine höhere Bedeutung; denn nun wurde dort der Bundesſchatz niedergelegt, und dem Heiligthume wurden die Verſamlungen gehalten Von einer wiederholten Reinigung erfahren wir aber Olymp. 88, 3=426 vor Chr. Geb. im Winter des Jahres des peloponneſiſchen Krieges[66]). Es ſetzten aber die Athenäer dieſe Reinigung Olymp. 89, 3=422 Chr. Geb. dadurch fort, daß ſie die bisherigen ner der Inſel unter dem Vorwande, daß ihnen die hörige Reinigkeit mangelte, vertrieben und Kleruchen an ihre Stelle ſetzten[67]). Den vertriebenen Deliern gab der Perſer Pharnakes zu Adramyttion Kleinaſien Wohnſitze, von wo ſie nach Verlauf Jahres auf Mahnung des delphiſchen Orakels von Athenäern zurückgerufen wurden. Bei dieſer Reinigung der Inſel wurden indeß alle Leichname und Gebeine der ganzen Inſel ausgegraben und nach der Inſel neia hinübergeſchafft, und zugleich wurde feſtgeſetzt, hinfort keine Leiche auf der Inſel geduldet, und Frau dort gebären ſollte, ſondern daß alle Leichen ſchwangere Frauen nach Rheneia gebracht werden ten. Auch durften keine Hunde mehr auf Delos ten werden[68]); ein Verbot, welches wol ſchwerlich Haſen und Kaninchen zu Liebe gegeben worden iſt, es ſpäter erklärt wurde, ſondern vielmehr in naher bindung mit dem Reinigungsprozeß geſtanden muß. Auch wurde von Olymp. 88, 3 an die alte negyris — die Delia — die ſeit der Niederlegung

---

59) Thuk. 3, 104.

60) Strabon 10. S. 485. Pauſan. 4, 4. Spanheim zu Kallim. Del. 325.

61) Kallim. Del. 325.

62) Semos bei Athen. 8, 3.

63) *Plut.* conviv. I. cap. 14.

64) Herod. 1 Thukyd. 3, 104.

*) Thuk. 3, 104.

65) Thuk. 1

66) Thuk. 3, 104. Diodor. 12, 58.

67) Thuk. 5, 1.

68) Strab. 10. S. 486.

Schatzes auf der Inſel verjüngt war, alle fünf Jahre egelmäßig gefeiert, und es wurden damit wieder die Kampfſpiele, wie ſie in älteren Zeiten beſtanden, verbunden und ſogar erweitert[69].

Fragt man nun nach der Urſache dieſer großen und durchgreifenden Reinigung der Inſel, wobei ſogar die bisherigen Bewohner derſelben verjagt wurden, ſo kann dieſelbe nur darin geſucht werden, daß ſich die Athenäer dadurch, bei ihrer zu der Zeit ſchwankenden politiſchen Stellung, in eine engere Verbindung mit dem Heiligthume ſetzen und einen noch entſchiedenern Einfluß auf die bei demſelben beſtehende Amphiktyonie erlangen wollen. Und dafür zeugt erſtlich Diodoros[70], wenn er agt, die Athenäer hätten darum die Delier aus ihrem Beſitzthume verjagt, weil ſie dieſelben beſchuldigt hätten, ſich in eine geheime Verbindung mit den Spartianen eingelaſſen zu haben. Ferner ſcheinen ſeitdem die Athenäer die deliſchen Amphiktyonen geradezu ernannt zu haben und zwar vier für jede vierjährige Periode, alſo für jedes Jahr eine Perſon[71]. Daß es aber bei dieſer von den Athenäern angemaßten Verwaltung des deliſchen Heiligthums zu Streitigkeiten mit den zum Theil wieder zurückgekehrten Deliern kam, da dieſe die ihnen von den Athenäern gewaltſam entriſſene Verwaltung ihres Tempels nicht verſchmerzen konnten, beweiſt das marmor Sandwicense, nach welchem die Delier Olymp. 01, 1 = 376 vor Chr. Geb. die athenäiſchen Amphiktyonen aus dem Tempel warfen und abprügelten, wofür dann jeder der Thäter mit einer Geldbuße von 10000 Drachmen belegt wurde.

Sehen wir nun auf die deliſchen Feſte ſelbſt, ſo müſſen wir durchaus die Theorien der einzelnen Orte von der großen Panegyris, dem in jedem fünften Jahre gefeierten Amphiktyonenfeſte, unterſcheiden. So ging nämlich alljährlich eine Theorie von Athenä nach Delos, und ihre regelmäßige Abſendung wird auf den Theſeus zurückgeführt; denn ſonſt iſt dieſer athenäiſchen Theorie ein viel höheres Alter, wie oben gezeigt iſt, nicht abzuſprechen, da ſchon Eryſichthon auf einer ſolchen Fahrt geſtorben und dann in Praſiä beſtattet ſeyn ſoll. Die zu dem Feſte geſandten Perſonen hießen aber Theoren*) — *θεωροί* — oder Deliaſten — *δηλιασταί* —; und das Geld, welches zu dieſen heiligen Sendungen vom State bewilligt wurde, hieß Theorikon[72]. Das Schiff endlich, auf welchem die Theoren die Reiſe machten — Theoris oder Delias — war nach dem Glauben der Athenäer noch daſſelbe, auf welchem Theſeus bei ſeiner Rückkehr von Kreta nach Delos gekommen war; denn ſie erhielten es bis auf die Zeit des Demetrios Phalereus in der Art, daß ſie beſtändig die daran ſchadhaft gewordenen Stellen ausbeſſerten, weshalb das Fahrzeug das Beiwort ἀειζώων — das immer dauernde — erhielt. Daher pflegten die Philoſophen dieſes Schiff anzuführen, wenn ſie vom Wachsthum der Dinge ſprachen, da denn einige behaupteten, es ſei daſſelbe, andere, es ſei ein ganz neues Schiff[73].

Wie hoch ſich das Theorikon oder das Reiſegeld für die Theoren aus der Statskaſſe belief, iſt nicht mehr auszumitteln. Bei Ariſtophanes[74] ſcheinen zwei Obolen angegeben zu werden, allein das mag nur in einem beſonderen Falle geſchehen ſeyn und keineswegs als Regel gegolten haben. Jedenfalls war es eine Ehre, Theoros zu ſeyn, und derſelbe mußte der Würde ſeines Stats Genüge leiſten[75]. Der Architheoros oder Archetheoros oder Vorſteher der ganzen Theorie bekam, wenigſtens bei dem großen Feſte, ein Talent, womit er aber den Aufwand, den er machen mußte, gewiß nicht beſtritt, wie dies aus der Geſchichte des Nikias einleuchtet, der als Architheoros nach Delos ging. Er ließ nämlich von Rheneia nach Delos hinüber eine mit Teppichen, Kränzen, Vergoldungen und Malereien geſchmückte Brücke bauen und hielt über dieſe ſeinen feierlichen Einzug in den deliſchen Tempel[76]. Sobald der Prieſter des Apollon den Hintertheil der Theoris bekränzte, begann die Theorie[77], und dann opferte der Prieſter jeden Tag im Delion zu Marathon[78], ſowie auch während der Dauer der Theorie keine Hinrichtungen in Athenä vorgenommen werden durften. Daher wurde des Sokrates Tod noch um 30 Tage hingehalten[79]. Aus der Todesgeſchichte des Sokrates erhellt aber nicht blos, daß die Theorie zu dem kleinen Feſte unterſchieden werden müſſe von der zu dem großen, denn Sokrates ſtarb Olymp. 95, 1. das große Feſt dagegen fiel auf Olymp. 95, 3.; ſondern auch daß die kleine Theorie jährlich nach Delos ging[80]. Das große Feſt wurde ohne Zweifel am ſechſten und ſiebenten des Monats Thargelion gefeiert, als an den Geburtstagen der beiden Götter, welches in unſern Mai fällt. So lautete wenigſtens die Sage der Delier, Artemis ſei am ſechſten Thargelion, Apollon am ſiebenten geboren[81], weshalb er auch Hebdomagenes oder Hebdomagetos hieß[82]. Ebenſo ſcheint auch das jährliche kleine Feſt am ſechſten Thargelion begonnen zu haben, an welchem Tage die Athenäer die große Reinigung ihrer Stadt vornahmen.

Die mit dem Feſte, wenigſtens mit dem großen*), verbundenen Tänze und Kampfſpiele wurden ebenfalls zum Theil auf den Theſeus, als ihren Stifter und Anordner, bezogen. Denn als derſelbe von Kreta zurückkehrte, opferte er nicht blos dem Apollon, ſondern er tanzte auch mit ſeinen Gefährten den hyporchematiſchen Tanz, Geranos genannt, um den Hornaltar, der, nachdem ſich die Tänzer in einen Bogen um den Altar und an den beiden Enden die Führer — γερανουλκοί — geſtellt hatten, in verwickelten Wendungen und Beugungen nach einem gewiſſen Takt beſtand. Auch möchte man aus Heſychios Worten ſchließen, daß der Tanz mit Scherz und Poſſe verbunden war[83]. Bei den Kampfſpielen, welche Theſeus auf Delos anordnete, ertheilte er den Siegern Palmzweige.

---

[69] Thuk. 3, 104. Pollux 8, 107.

[70] Diodor. 12, 73.

[71] Nach dem marmor Sandwicense, einer für die deliſchen Verhältniſſe ſehr wichtigen Inſchrift, die ſich auf die vier Jahre von Olymp. 100, 4 bis 101, 3 bezieht. Vergl. Boeckhs Statshaushalt. Thl. 2. S. 214 ff.

*) Daher Apollon zuweilen auch Theorios genannt wurde. Heſych.

[72] Heſych. Pollux 8, 3. Schol. Plat. Phäd. 2.

[73] Plut. Theſ. 23. Kallim. Del. 314.

[74] Ariſtoph. Weſpen 1183.

[75] *Demosth.* de fals. leg.

[76] Plut. Nik. 3.

[77] Plat. Phäd. 3.

[78] Philochoros in den Schol. Sophok. Oedip. Kol. 1040.

[79] Xenoph. Memorab. 4, 8, 2. Plat. a. a. O.

[80] Zu vergleichen die angeführt. Stellen.

[81] Diog. Laert. 2, 44. 3, 2. *Plut.* quaest gr. 9. Sympoſ. 8, 1.

[82] Proklos zu Plat. Tim. 3. und zu *Hesiod.* op. et dies. p. 168. 169. ed. Heins.

*) Thuk. 3, 104.

Nicht blos über den Aufwand bei dem großen Feſte, ſondern überhaupt auch über den Tempelſchatz liefert das marmor Sandwicense treffliche Bemerkungen[84]. In dieſer Inſchrift werden die Rechnungen der athenäiſchen Amphiktyonen des deliſchen Tempels aus den Jahren Olymp. 100, 4. bis Olymp. 101, 3. geliefert. Das Eingegangene in dieſer Rechnung bezieht ſich nur auf die drei erſten Jahre und erwuchs aus eingezogenen Gütern, Strafgeldern, verkauften Pfändern, Pachten und Miethen. Es beläuft ſich auf die Summe von 8 Talenten, 4644 Drachmen, 2½ Obolen. Dazu werden Rückſtände aus den Städten für vier Jahre angegeben auf 12 Talente, 4246 Drachmen, 3 Obolen; ferner Rückſtände von Privatleuten außer dem, was in der Inſchrift verlöſcht iſt, 3855 Drachmen. Die Ausgabe aber zu dem in jener Zeit gehaltenen großen Feſte belief ſich auf 4 Talente, 43 Drachmen. Boeckh ſchließt aus dieſen Angaben, daß ſich das Capital des Tempelſchatzes auf etwa 40 Talente anſchlagen laſſe — mithin, da attiſche Talente zu verſtehen ſind, 55000 Rthl. Conventions-Geld.

Wenden wir uns jetzt zu den der Inſel beigelegten Namen, ſo verdient keiner derſelben einer frühern Erwähnung als der Name Ortygia. Es wird dieſer Name der Inſel bald ohne alle Erläuterung beigelegt[85], bald mit derſelben. Von dieſen Erklärungen wird hier alſo zunächſt die Rede ſeyn müſſen. Phanodemos[86] leitet den Namen von den Scharen von Wachteln — ὄρτυγες — her, die auf Delos zuerſt geſehen wären, und dieſer Erklärung treten dann viele Schriftſteller der Alten bei[87]. Eine zweite Erklärung des Namens ging dahin, daß Aſteria, die Schweſter der Leto, als ſie vom Zeus geliebt und verfolgt wurde, in eine Wachtel verwandelt worden ſei[88]. Endlich behauptete Phanodikos (in den Deliaka) und Nikandros (in den Ätolika), daß nach einer Ortygia in Ätolien auf dem Berge Chalkis, Delos dieſen Namen erhalten habe[89]; auch hätten alle anderen Ortygien von jener ätoliſchen den Namen entlehnt, und zugleich wird der Sage von der Aſteria mit Beſtimmtheit widerſprochen. — Es
aber der Name Ortygia überhaupt vier Orten bei
1) einem Orte auf dem ätoliſchen Berge Chalkis,
nem Haine bei Epheſos, 3) der Inſel Delos, 4)
nen ſyrakuſiſchen Inſel. Was nun die Inſel Del
trifft, ſo finden ſich unzweifelhafte Spuren der
des Namens Ortygia von Delos. Es heißt näm
dem orphiſchen Hymnos auf Leto[90], dieſelbe ha
Phöbos auf Delos, die Artemis aber in Ortygia ge
Daſſelbe findet ſich im homeridiſchen Hymnos auf
lon V. 16.; überhaupt weiß dieſer Hymnos
Apollons Geburt auf Delos V. 119. Wiederum
wir beim Ariſton[91], der im erſten Jahrhun
Chriſti Geb. lebte, Artemis ſei in Ortygia bei Ep
Apollon auf Delos geboren. Unter Tiberius
behaupteten aber die Epheſier ſogar, beide Götter
in ihrer Ortygia geboren[92]. — Wir ſehen hieraus,
die Sage allmälig verpflanzt und erweitert wur
dieſes Verfahren finden wir hauptſächlich bei de
ſchen Volksſtamm; der doriſche hielt feſter am Al
Hergebrachten. Es iſt aber der Name Ortygia
helleniſchen Mythen eng verwebt mit dem Arte
daher wird auch in dem orphiſchen und home
Hymnos die Geburt der Artemis nach Ortygia ge
und Odyſſ. 5, 123. tödtet Artemis den Orion in
Daraus können wir folgern, daß damals, als d
ligthum zu Delos ioniſirt wurde, und als die Geb
hyperboreiſchen Apollon, wie oben gezeigt iſt, dur
Joner an Delos geknüpft wurde, noch nicht vo
Artemiscult auf Delos die Rede war, ſondern daß
Gottheiten getrennt und ohne alle Verbindung un
ander verehrt wurden.

Es bleibt nun noch übrig, eine Unterſuchung ü
jene viel beſprochene Stelle — Odyſſ. 15, 402. —
gen zu laſſen, wo es heißt:

> Eines der Meereiland' heißt Syria, wenn du es
> Über Ortygia hin, wo ſind die Wenden der Sonne.

J. H. Voß behauptet[93], daß die Geſchichte nu
Ortygia kenne, nämlich die kleine Inſel, hinter
die Korinthier Syrakuſä erbaueten, obgleich
Prieſterſage den Namen nach Delos und Epheſ
und er glaubt daher, dieſe ſyrakuſiſche Ortygia ſei
ſer Stelle und Odyſſ. 5, 123. gemeint, wie über
in den übrigen angeführten Stellen. Dieſer Anſi
ſens läßt ſich dadurch ſchon begegnen, daß unm
der Odyſſee ſchon der erſt Olymp. 11, 2. oder
K. O. Müller will, Olymp. 5, 3. gegründeten St
gedacht ſeyn könne, oder man müßte denn, wi
Grund, annehmen, daß die ſyrakuſiſche Inſel ſch
der korinthiſchen Anſiedlung den Namen Ortygia
da doch offenbar der Dienſt der Artemis und zugl
Name Ortygia mit den peloponneſiſchen Coloniſten
getragen wurde. Es iſt nämlich nach Pindaros (
6 zu Anfg.) nicht zu bezweifeln, daß auch Bewoh

---

[83] Plut. Theſ. 21. Pollux 4, 14, 101. Heſych. unter Δήλου κακὸς βωμός. Dazu aber auch Schol. Kallim. Del. 321.

[84] Böckh's Inscript. T. 1. p. 124. Statshaushalt. Thl. 2. S. 214 ff.

[85] So Strab. 10. S. 486. Euſtath. zu Dionyſ. 525. Virg. Än. 3, 124. Heſych. s. v.

[86] Athen. 9, 47.

[87] Euſtath. Odyſſ. 5, 123. 6, 162. Isidor. origg. 14, 6. Solinus.

[88] So Schol. Apoll. Rhod. 1, 308. Euſtath. Odyſſ. 5, 123. Tzetzes zu Lykoph. 401. Lutat. zu Stat. Theb. 4, 796. Hygin 53. Antonin. Itinerar. S. 527. Schol. Kallim. Apoll. 59. Aber Servius zu Än. 3, 72 ſagt bloß: post partum Latonae — Ortygia dicta est, quae ante Delos nominabatur et postea Delos. Dagegen wieder Schol. Pindar. ὑποθες. Πυθίων: τίκτει Ἄρτεμιν καὶ Φοῖβον ἐν Δήλῳ νήσῳ τῇ πρότερον Ὀρτυγίᾳ καλουμένῃ.

[89] Schol. Apollon. Rhod. 1, 419.

[90] Ausgabe von Geßner S. 228.

[91] Sch
Nem. 1, 1.

[92] Tac. ann. 3, 61.

[93] Alte Be
in den kritiſchen Blättern. Thl. 2. S. 295. Da „über
gia" im teutſchen Muſeum. 1780. 4. Stück. S. 3

Piſa an der korinthiſchen Colonie, die unter Archias Fühung nach Sikelien ging, Theil nahmen; und aus den Scholien zu jener Stelle erſehen wir, daß auch Jamiden, eine berühmte Prieſterfamilie in Elis, die dann auch in Unteritalien angetroffen wird[94]), bei dieſer Aniedlung zugegen waren. Was iſt alſo natürlicher, als daß durch dieſe Colonie und namentlich durch die ſie begleitenden Jamiden der Dienſt der Artemis Alpheion nach Sikelien und zunächſt nach Syrakuſä kam. So ntſtand die Sage, daß der Alpheios in der Quelle Arehuſa wieder erſcheine. Wurden nun aber auf die Artemis Alpheion Symbole und Mythen übertragen, die urprünglich einem andern Artemiscult angehörten, ſo onnte Pindaros freilich ſagen[95]):

> Heilige Ruhe des Alpheios, der ruhmvollen Syrakuſä Sproß,
> Ortygia, Lager der Artemis, Delos Schweſter.

ukianos[96]) ging aber noch weiter und ſagte, Delos ſei on Sicilien losgeriſſen.

Es iſt wol jetzt nach Müllers Unterſuchungen als rwieſen anzunehmen, daß die Artemisdienſte von Epheos, Delos und Ätolien, ſo wie der Cult der Artemis Alpheion nichts als den Namen der Göttin mit einander gemein hatten, und daß erſt im Verlaufe der Zeit von einem Cultus auf den anderen Übertragungen ſtatt fanden. Daher entſtanden die vielen Attribute der Göttin[97]). Wir glauben alſo auch nicht zu viel gewagt zu haben, wenn wir oben annahmen, daß die Verbindung des Aremisdienſtes mit dem des Apollon auf Delos erſt nach der Joniſirung des deliſchen Heiligthums entſtand, und daß damit zugleich der Name Ortygia auf die Inſel überragen wurde. Von woher konnte nun aber dieſe Überragung des Namens kommen? Von der ſyrakuſiſchen Ortygia gewiß nicht, denn dort entſtand der Name ohne Zweifel viel ſpäter als auf Delos. Es bleibt alſo nur die ätoliſche und die epheſiſche Ortygia übrig. Für die Abſtammung von der ätoliſchen Ortygia haben wir zwei namhafte Zeugen, den Phanodikos und Nikandros; für die epheſiſche Ortygia ſpricht der Connex der Joner beim Heiligthum zu Delos, und dieſe Anſicht findet ſich im V. Theile der Encyklopädie S. 444. ausgeſprochen. Indeſſen ſcheint dieſe Meinung nicht mit gehörigen Gründen geſtützt werden zu können. Denn da die Artemis im deliſchen Cult auch als hyperboreiſche Eileithyia erſcheint, — auch die hyperboreiſchen Jungfrauen Opis und Arge kommen nach Delos, um der Eileithyia Gelübde darzubringen, — ſo könnte der Dienſt dieſer Gottheit ſich wol auch über Ätolien verbreitet haben. Erinnern wir uns nun der hyperboreiſchen Opferſendungen über Dodona, ſo wird der Zuſammenhang noch wahrſcheinlicher. Auch ſpricht gegen die epheſiſche Ableitung, daß die Joner bei ihrer Ankunft in Aſien zu Epheſos eine uralte weibliche Naturgottheit vorfanden, die der nachherigen deliſchen Göttin durchaus ferne ſteht, und auch hinfort immer durch den Beinamen der Epheſiſchen unterſchieden wird. Daher wird man bei dem Dunkel, in welches die Entſtehung dieſes Mythos überhaupt gehüllt iſt, wol nicht Unrecht thun, wenn man dem Phanodikos und Nikandros folgend annimmt, daß ſich der Name Ortygia von jener Ortygia, die auf dem ätoliſchen Berge Chalkis lag, ſowol nach Delos, als nach Epheſos verpflanzte; ja daß Delos wol gar das Mittelglied zu der Übertragung nach Epheſos ward. Der Glaube an die Geburt der Göttin auf Delos entſtand dann auf gleiche Weiſe, als der an Apollons Geburt auf der heiligen Inſel, und die Göttin mußte nun ſogar noch um einen Tag eher geboren werden als der Gott, um ſogleich als Eileithyia der Leto bei Apollons Geburt Hilfe zu leiſten. Wir dürfen daher nicht zweifeln, daß in dem orphiſchen, ſo wie in dem homeridiſchen Hymnos unter Ortygia jene ätoliſche gemeint ſei, denn auf die ſyrakuſiſche Inſel kann es ſicherlich nicht bezogen werden. Auch zweifeln wir ebenſo wenig, daß in der Odyſſee (5, 123.) unter Ortygia die auf dem Berge Chalkis zu verſtehen ſei, denn nur dort konnte Orion, der Held des nahe gelegenen Böotiens, von der Artemis getödtet werden. Auch nehmen wir wirklich eine Spur der Verbreitung des Dienſtes der ätoliſchen Artemis gegen Oſten hin wahr, denn zu Naupaktos wurde ſie verehrt[98]). Wir können daher nicht umhin, auch in der zweiten Stelle (Odyſſee 15, 402.) Ortygia für jene ätoliſche zu nehmen; denn daß es in dieſer Stelle Delos nicht ſeyn könne, welches auch Odyſſ. 6, 162. vorkommt, geſtand Voß richtig ein. Verſtehen wir die ätoliſche Ortygia darunter, ſo hat die Stelle keine Schwierigkeit mehr, denn der Berg Chalkis liegt von Ithaka aus hinter der Niederung Dulichion gerade im Aufgange der Sonne, und in der geradeſten Linie über den Chalkis hinaus findet ſich die Inſel Syros. Eumäos will daher dem Odyſſeus mit dem Zuſatz *Ὀρτυγίης καθύπερθεν* — über Ortygia hin — nur die Himmelsgegend bezeichnen, in welcher die Inſel Syros zu ſuchen ſei. So braucht man auch die Worte *ὅθι τροπαὶ ἠελίοιο* nicht mehr, wie es ſo häufig geſchehen iſt, z. B. von Bochart, auf Syros zu beziehen, ſondern wie es ſich am natürlichſten gibt, auf Ortygia, das heißt auf den Berg Chalkis.

Die Namen Skythias und Aſteria, welche der Inſel beigelegt werden, ſcheinen nicht minder den hyperboreiſchen Urſprung des deliſchen Cultus zu verrathen. Die Erklärungen, welche wir von dem letzteren dieſer Namen bei den Alten, beſonders bei den Scholiaſten, finden, ſind übrigens ebenſo wunderlich, als die bei Ortygia angeführten. So wird der Name von der Geſtalt der Inſel abgeleitet[99]), welches doch ſchon darum völlig unannehmbar iſt, da die Geſtalt der Inſel auch nicht die mindeſte Ähnlichkeit mit einem Sterne hat. Andere bezogen den Namen auf die Titanide Aſteria und ihre Verwandlung in eine Wachtel, wie ſchon oben angeführt iſt[100]). Solche Erklärungen gehörten ohne Zweifel einer ſpätern Zeit an. Dagegen findet ſich eine andere Überlieferung, nach welcher der Name Delos an die kykladiſche Inſel Aſteria oder Aſterios geknüpft wird. Leto kam nach der Inſel Aſteria und gebar dort die Artemis und den Apollon [1]). Auch Kreta hieß einſt Aſteria [2]); und Önomaos von Gadara führt aus einem Orakel einer Weiſſagerin Aſteria an, daß die Bewohner und Prieſter auf Delos von den Hyperboreern gekommen wären [3]). Sehr auffallend erſcheint hier eine Weiſſagerin Aſteria in Verbindung mit dem Orakel von der hyperboreiſchen Herkunft deliſcher Prieſter. Aus dieſem allen läßt ſich ſchließen, daß die Inſel vor der Beſitznahme des Heiligthums durch die Joner noch unter dem Namen Aſteria anerkannt wird, ſeitdem aber, und als der Glaube an die Geburt Apollons auf Delos bei den Jonern aufkam, wurde die Inſel allgemein Delos genannt. Damit iſt nun die Entſtehung und die Bedeutung des Namens gefunden, der, ſo wie die anderen Namen der Inſel, ſpäter dadurch ſehr nüchtern erklärt wurde, daß das deliſche Orakel das, was Menſchen zu finden nicht vermöchten, deutlich machte [4]), oder weil die Inſel aus dem Meere aufgetaucht ſei und ſichtbar geworden wäre [5]). Aber auch Stephanos wußte recht wol, daß die Inſel den Namen Delos ſeit der ioniſchen Wanderung führte, als der Glaube an die Geburt des Apollon auf derſelben angenommen wurde [6]). Deshalb kannte auch ſchon Homeros den Namen Delos [7]). — Den Namen Kynäthos von dem Feuer der Jagdhunde ableiten zu wollen, muß darum ſchon Widerſpruch erregen, weil nicht einmal Hunde auf der Inſel geduldet wurden. Wahrſcheinlich bezieht ſich dieſer Name, wie jener Pyrpile oder Pyrpole auf den Apollon als Sonnengott. Der Name Kynthos ſcheint aber nur durch Verkürzung aus Kynäthos entſtanden zu ſeyn.

---

[94]) Herod. 5, 44. 45.

[95]) Pind. Nem. 1, 1.

[96]) *Lucian.* dial. mar. 10.

[97]) Vergl. hierüber auch den V. Thl. der Encyklopädie unter Artemis.

[98]) Pauſan. 10, 38.

[99]) Schol. Apollon. Rhod. 1, 307.

[100]) Zu den Anm. 88. angeführten Stellen noch: Apollod. 1, 4, 3. Kallim. Del. 37.

Politiſche Verhältniſſe der Inſel. Daß Delos um die Zeit des troiſchen Krieges noch unter Prieſterherrſchaft ſtand, ſcheint aus den Verhältniſſen des ſchon oben erwähnten Anios zu erhellen. Ganz ohne hiſtoriſchen Grund und Boden iſt dieſer Prieſterkönig gewiß nicht, wenn man auch einräumen muß, daß durch die kypriſchen Gedichte vieles auf ihn übertragen und in ſeiner Geſchichte ausgeſchmückt wurde [8]). Dahin gehört die Mythe, nach welcher ſeine drei Töchter Öno, Spermo und Elais vom Dionyſos die Kraft erhielten, alles was ſie berührten, in Wein, Getreide und Öl zu verwandeln [9]). Es mag ſeyn, daß damit nur der Wohlſtand und die Blüthe der Inſel in jenem Zeitalter bezeichnet werden ſollte. Agamemnon wollte daher dieſe Jungfrauen holen laſſen, damit ſie ſein Heer verproviantirten, aber vom Dionyſos in Tauben verwandelt entflohn ſie ſeinen Geſandten. — Wie ſich Peiſiſtratos und wiederum Polykrates der Inſel mächtigen ſuchten, haben wir oben geſehen. in die Zeit der Perſerkriege übten die Athenäer noch keinen entſchiedenen Einfluß über die Inſel denn ſonſt möchten wol die Perſer, ungeachtet ligkeit des Tempels [10]), welche die Inſel freilich gegen feindliche Überfälle ſchützte, derſelben nicht geſchont haben. Denn als die Perſer Datis und phernes gegen Athenä und Eretria zu Felde zogen flüchteten die Delier nach der Inſel Tenos. ließ bei ſeiner Ankunft vor Delos ſeine Flotte Rheneia vor Anker gehn und ſandte einen die geflüchteten Delier, ſie zurückzurufen nach ſel, denn er habe von ſeinem Könige Befehl, de, wo die beiden Götter geboren wären, kein zufügen. Darauf verbrannte er auf dem Altar Pfund Weihrauch zu Ehren der Götter [11]). weiſe ſchickte Xerxes bei ſeinem Feldzuge gegen den Gobryas ab, um die Inſel zu ſchützen [12]), er die den Athenäern gehörigen Heiligthümer von aus vernichtete. Auf den Zeitraum ſeit Peiſiſtra während der Perſerkriege bezieht ſich daher lich, was Thukydides [13]) unter den Ereigniſſen wegen welcher die Kampfſpiele, und was dahin in Vergeſſenheit gerathen wären. Als aber die nach dem Kriege mit dem Xerxes die Hegemonie las und die Herrſchaft zur See erlangten, ſo waren genöthigt, die Kykladen zu behaupten, wenn ſie ſich Übergewicht zur See ſichern wollten [14]), und es ihnen ſehr daran liegen, das deliſche Heiligthum als Mittelpunkt ihrer Symmachie in ihre Gewalt bringen, ſo wie die Spartiaten durch das delphiſche ligthum die ihrige zu ſanctioniren ſuchten. wurde auch, auf Ariſteides Vorſchlag, der beim deliſchen Tempel niedergelegt, und dort die ſamlung der Deputirten gehalten; allein die ernannten die Hellenotamiä oder Schatzmeiſter [15]), vielleicht auch ſchon in dieſer Zeit die Amphiktyonen dem Tempel. Es erregte daher bald Unzufrieden unter den Bundesgenoſſen, als der Bundesſchatz Athenä verlegt wurde, ein Verfahren, welches auch Ariſteides als ungerecht gemißbilligt, aber doch für lich erklärt wurde. Ungewiß iſt das Jahr, in es geſchah, ob in der 78. oder 79. Olympiade; wiß, wer die Verlegung veranlaßte, ob Perikles die Samier [16]). Unſtreitig wurde der Unwille durch rikles Verſchwendung geſteigert. Zugleich ſank da an die Bedeutung des Heiligthums. Völlige nahme von der Inſel ſetzt indeß die große derſelben durch die Athenäer Olymp. 88,3 = Chr. Geb. voraus, und es wird dieſe Anſicht da ſtätigt, daß die Athenäer im zehnten Jahre des onneſiſchen Krieges Olymp. 89,3 = 422 vor Chr. Geb. ie Delier von der Inſel vertrieben [17]). Den flüchtigen eliern gab damals der Perſer Pharnakes Wohnſitze zu dramyttion in Kleinaſien, von wo ſie aber ſchon nach erlauf eines Jahres auf Mahnung des delphiſchen rakels von den Athenäern in ihre Heimath zurückgeru n wurden [18]); doch mögen ſie erſt im zweiten Jahre zu ückgekehrt ſeyn, und auf dieſe Weiſe mag Diodoros mit hukydides zu vereinigen ſeyn. Allein nicht alle Vertrie enen kehrten wieder in ihr Vaterland zurück; ein guter heil von ihnen war von dem Perſer Arſakes verlockt nd meuchleriſch niedergemacht worden [19]). So konnten enn wol die nach Delos geführten athenäiſchen Kle uchen auf der Inſel neben den zurückgekehrten alten Ein ohnern bleiben, und auf jene Athenäer bezieht ſich da er der in einer Inſchrift bei Gruter vorkommende Aus ruck: ὁ δῆμος Ἀθηναίων τῶν ἐν Δήλῳ. Durch dieſe leruchen behaupteten die Athenäer unſtreitig ihren Ein uß auf das Heiligthum und ihr politiſches Übergewicht ber die Inſel. Behielt alſo auch die Inſel ihre eigene nd zwar demokratiſche Verfaſſung — es kommen nämlich verſchiedenen Inſchriften bald das Volk, bald Volk nd Rath vor, und das Volk faßt Beſchlüſſe auf ein Pro uleuma des Rathes; auch werden jährlich wechſelnde eliſche Archonten genannt — ſo mußten doch alle Be hlüſſe in Athenä beſtätigt werden, und damit iſt die errſchaft der Athenäer über die Inſel genügend beur undet [20]). Ein Mißverhältniß zwiſchen den alten deli hen Einwohnern und den Athenäern und eine Sehnſucht ach Unabhängigkeit blieb übrigens noch lange bei den rſteren. Zuerſt äußert ſich dies am Ende des peloponne ſchen Krieges, d. i. am Ende der 93. Olympiade, in em Geſuche der Delier bei dem ſpartiatiſchen Könige auſanias, des Pleiſtoanax Sohn, um Zurückgabe ihres eiligthums, alſo um Freiheit von der athenäiſchen Herr haft. Nach der Erzählung bei Plutarchos [21]) zu ſchlie en, mögen ſich die athenäiſchen Kleruchen auf Delos n dem bei dem Tempel aufgeſtellten Geſetze, daß auf der nſel niemand beſtattet werden und keine Frau gebären ürfe, vergangen haben, denn darauf legten die Delier in beſonderes Gewicht. Pauſanias handelte dabei ſehr enig ſtatsklug, wenn er die Delier mit der ſchnöden Be nerkung zurückwies: wie kann doch das euer Vaterland eyn, wo weder jemand von euch geboren iſt, noch nach einem Tode beſtattet wird. — Einen zweiten Beweis für en Unwillen der Delier auf die Athenäer finden wir in em ſchon oben angeführten, da in der Olymp. 100 die elier die athenäiſchen Amphiktyonen aus dem Tempel arfen. Ein dritter Fall bietet ſich uns in der 107. oder 08. Olympiade dar. Die Delier führten nämlich Klage egen die Athenäer bei den pyläiſchen Amphiktyonen und uchten ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Bei ieſem Streite ſprach Hyperides in ſeiner ſogenannten deliſchen Rede für die Athenäer [22]). Die Rede des Hyperides war ſehr wichtig für die älteſte Geſchichte von Delos, denn daraus ſuchte er zu beweiſen, daß die Athenäer ein Recht an dem Tempel hätten.

---

[1] Etymol. magn. s. v. Δῆλος. Schol. Il. 1, 9. Menekrates in den Lykiſchen Geſchichten bei Anton. Liberal. 5.

[2] Heſych. unter Ἀστερίη.

[3] *Euseb.* praep. evang. 5, 28. Οἰκητὰς Δήλοιο θυώδεος ἠδ' ἱερῆας.

[4] Steph. Byz. unter Δῆλος.

[5] Plin. N. G. 2, 89. Pind. Olym. 5. *Isidor.* origg. 14, 6. Servius Än. 3, 72. Euſtath. Dionyſ. 525. Hygin. 140. u. a. m.

[6] Steph. Byz. a. a. O. ἡ παρὰ τὰς γονάς — ἱερὸν γὰρ Δῆλος τοῦ Ἀπόλλωνος, τοῦ θεοῦ πρῶτον ἐν αὐτῇ γενομένου.

[7] Odyſſ. 6, 162.

[8] Diodor. 5, 62. Dionyſ. Halik. 1, 50. 59.

[9] Pherekyd. S. 200. Tzetz. Lykophr. 570. Ovid. Metam. 13, 623 ff. Servius Än. 3, 80. Diktys Cret. 1, 23.

[10] Cicer. Verr. 1, 18. Liv. 44, 29.

[11] Herod. 6

[12] Verf. des Axiochos in Bekkers Plat. 3, 3. S. 51

[13] Thuk. 3, 104. ὑπὸ ξυμφορῶν.

[14] Darüber Ariſteides Panathen. aus T. 1. p. 96. ed. Jebb.

[15] 1, 96. Diodor. 11, 47. Plut. Ariſt. 24.

[16] Plut. Perikl. 12. Diodor. 12, 38.

In dem Zeitalter des Alexandros hatte die Inſel ihre Verfaſſung noch, welches daraus zu ſchließen iſt, daß Ariſtoteles in ſeinem Werke über die Statsverfaſſungen auch die deliſche darſtellte [23]). Allein unter den Athenäern muß Delos in jener Zeit noch immer geſtanden haben, denn in dem erſten Kriege, den die Römer mit dem Könige von Makedonien führten, hatte dieſer es ihnen entriſſen, und ſie erhielten es nebſt Paros, Imbros und Skyros, Olymp. 145,3 = 198 vor Chr. von den Römern wieder zurück [24]). Auch im zweiten makedoniſchen Kriege entriß der König Perſeus die Inſel den Athenäern, und ſie empfingen ſie zum zweitenmal von den Römern zurück [25]), Olymp. 153,2 = 167 vor Chr. Geb. Ob nun die Delier noch immer im Andenken an die verlorene Freiheit während dieſer Kriege den Makedoniern die Hände geboten und an den Athenäern Frevel verübt hatten, wird zwar nicht ausdrücklich erzählt, allein folgern möchte man es aus einem Fragment des Polybios [26]). Die Delier waren nämlich zum zweitenmal von ihrer Inſel vertrieben und hatten ſich mit ihrer Habe zu den Achäern geflüchtet. Von dieſen waren ſie nicht blos aufgenommen, ſondern ſie hatten auch das achäiſche Bürgerrecht erhalten. Olymp. 155,2 = 159 vor Chr. Geb. fingen nun die Delier einen Rechtsſtreit mit den Athenäern an vermöge des Tractats, welcher zwiſchen dem achäiſchen Bunde und den Athenäern beſtand, daß bei Rechtsſachen zwiſchen Bürgern dieſer beiden Staten eine Appellation von dem einen Stat an den andern ſtatt finden ſollte; und ſomit verlangten jetzt die Delier als achäiſche Bürger nach achäiſchem Rechte gerichtet zu werden [27]). Die Athenäer aber verweigerten den Deliern dieſe Foderung, und deshalb ſuchten dieſe bei dem achäiſchen Bunde um die Erlaubniß nach, gegen die Athenäer Repreſſalien gebrauchen zu dürfen, — wahrſcheinlich foderten ſie alſo Kaperbriefe, denn man möchte glauben, daß die Delier auf Erſtattung des Werthes ihrer liegenden Gründe auf der Inſel gegen die Athenäer klagten. Es kam alſo nun zu einer Streitſache beider Parteien vor dem römiſchen Senat, und dieſer entſchied dahin, daß er alles, was von den Achäern in Sachen der Delier nach ihren Geſetzen geſchehen wäre, beſtätige. In dem Fragmente des Polybios iſt zwar über den Erfolg des Prozeſſes nichts bemerkt, jedoch ſcheint in dem Ausſpruche des Senats zu liegen, daß die Delier ihren Zweck erreichten. Daß die Delier jemals wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt ſind, bezeugt kein Dokument des Alterthums. Es müſſen daher alle Inſchriften, welche das Volk und den Rath der

---

[17]) Vergl. oben Anmerk. 65, 66, 67. [18]) Thukyd. 5, 32. Diodor. 12, 77. [19]) Thuk. 8, 108. [20]) Vergl. Corsini faſti. Thl. 1. S. 370 ff. Thl. 2. S. 435 ff. Reineſius 3, 67. 7, 23 ff. Beſonders gehört hieher das marmor Sandwicenſe bei Böckh, wovon ſchon oben geredet iſt. [21]) Plut. akon. Apophthegm.

[22]) Phot. S. 1482. Schott. Demoſthen. von d. Krone. S. 271. Reiske. Leben d. zehn Redner bei Plut. 6. Apollonios Leben des Äſchines. Bekkerſche Ausg. 3. S. 247. [23]) Athen. 7, 47. [24]) Liv. 33, 30. [25]) Polyb. 30, 18. [26]) Polyb. 32, 17. und Freinsh. Supplem. des Livius 46, 3. [27]) So muß man die Worte: ἐβούλοντο τὸ δίκαιον ἐκλαβεῖν παρὰ τῶν Ἀθηναίων κατὰ τὸ πρὸς τοὺς Ἀχαιοὺς σύμβολον, verſtehen.

Delier nennen, in eine frühere Periode gehören. Übrigens war aber auch die Herrſchaft der Athenäer über die Inſel ſeit der Zeit, da die Römer anfingen, ſich in die inneren Angelegenheiten von Hellas zu miſchen, unſtreitig ſehr beſchränkt. So beſchwerten ſich Olymp. 153,4 die Rhodier bei den Römern, ſie beſchränkten ihnen ihre Einkünfte dadurch, daß ſie Delos für einen Freihafen erklärt hätten [28]. In dieſe ſpätere Zeit mögen daher die Inſchriften geſetzt werden, in denen es heißt: Ἀθηναῖοι κατοικοῦντες, und παρεπιδημοῦντες ἐν Δήλῳ; ſo wie θυσίαι ὑπὲρ τοῦ δήμου τῶν Ἀθηναίων καὶ τοῦ δήμου τῶν Ῥωμαίων [29]. Übrigens ſtand auch in dieſer Zeit des Verfalls von Hellas das deliſche Heiligthum noch immer in hoher Achtung. Das beweiſen vornehmlich die Verſchönerungen des Tempels durch die aſiatiſchen Fürſten, den König Antiochos Epiphanes von Syrien, Nikomedes Philopator von Bithynien und Mithridates Eupator von Pontos [30]. Dieſes Anſehn des Tempels und der Zuſammenfluß von Menſchen bei demſelben mochte ſchon längſt Handelsleute nach Delos gezogen haben, — wenigſtens erſehen wir aus einer Inſchrift bei Spon und Wheler, daß die tyriſchen Kaufleute, welche ſich auf Delos niedergelaſſen hatten, bei den Athenäern um die Erlaubniß anhielten, dem tyriſchen Herakles einen Tempel zu bauen. Seitdem der Ort aber durch die Römer ein Freihafen ward, mag dieſer Handel noch lebhafter geworden ſeyn. Aber entſcheidend wirkte die Zerſtörung von Korinthos, Olymp. 158,3 = 146 vor Chr. Geb., auf den deliſchen Handelsverkehr ein. Es ſammelten ſich nämlich die flüchtigen Überbleibſel der korinthiſchen Bürger unter dem Schutze des Heiligthumes auf Delos und trugen ihre Induſtrie und ihren Handelsbetrieb nach der heiligen Inſel. Hingezogen wurden ſie aber unſtreitig auch durch die Vorzüge des Hafens und die bequeme Lage deſſelben zum Stapelplatze für den Handel von Italien und Hellas nach Aſien. Die ſelbſt ſo tief geſunkene, ſonſt ſtets eiferſüchtige Athenä konnte indeß dem Aufblühn dieſer neuen Niederlaſſung kein Hinderniß in den Weg legen. Die Handelsverbindungen auf Delos wuchſen ſeitdem ſchnell heran, und vorzüglich wurde es der Hauptmarkt für den Sklavenhandel. Denn da die Seeräuberei in jener Zeit täglich zunahm, in Rom aber ſeit der Zerſtörung von Korinthos und Carthago die Schwelgerei immermehr einriß, ſo konnten um das Jahr 100 vor Chr. Geb. an einem Tage 10000 Sklaven auf Delos abgeſetzt werden. Daher in Beziehung auf den dortigen Handel das Sprichwort entſtand: Lande, Kaufmann, lade aus, du wirſt alles abſetzen. Strabon nennt Delos deshalb τὸ ἐμπορεῖον μέγα καὶ πολυχρήματον [31]. Dieſe Blüthe der Inſel dauerte indeß nur bis zum erſten mithridatiſchen Kriege (88 bis 84 vor Chr. Geb.). Beim Ausbruche deſſelben ſchickte Athenion, welcher ſich, geſtützt auf die Streitkräfte des Mithridates, zum Tyrannen in Athenä aufwarf und dem Sulla erlag, den Apollikon nach Delos, um ſich des Tempelſchatzes zu bemächtigen. Apollikon wurde aber von dem römiſch Prätor Orbius an der Küſte der Inſel überfallen u 600 der Seinigen wurden niedergemacht, 400 gef genommen [32]. Allein Delos gewann durch dieſe des Römers nur eine kurze Friſt ſeiner Erha Denn bald darauf, ungewiß ob aus eigenem Über oder auf Befehl ſeines Königs, der ſelbſt zur Verſ rung und Verherrlichung des Tempels beigetragen überfiel der pontiſche Feldherr Menophanes di ſel, hieb die Fremden gleichwie die Delier nieder, derte die Tempel aus, verkaufte Weiber und Kin Sklaven und machte die Stadt dem Boden glei Die Römer beſetzten die Inſel zwar nach dem Ab mithridatiſchen Heeres wieder, aber Strabon ver daß ſie bis auf ſeine Zeit in dürftigem Zuſtande geb ſei; und dieſer Verſicherung widerſpricht nicht, wa von der Ausplünderung derſelben durch Dolab 20 Jahre nach dem Überfalle des Menophanes, bei ro [34] leſen, denn ſie bezog ſich nur auf Statuen, dieſe mögen, wenn das Material die Räuber nicht ſo wie die Tempel unverletzt geblieben ſeyn. Übr gehörte Delos, nach Strabon, auch zu der Zei Athenäern. In dieſer traurigen Lage ſcheint die aber während des ganzen erſten Jahrhunderts nach ſtus Geb. geblieben zu ſeyn, und auf dieſen Zeitraum ziehen ſich daher drei Epigramme der Anthologie [35], in es unter anderem heißt: τίς [illegible] τὸν Δῆλον ἐρημοτέρην. Es wollte deswegen der Imp tor Hadrianus der Inſel durch eine athenäiſche Co nie wieder aufhelfen. Dieſe neue Stadt wurde in Nähe der alten angelegt und vom *Hadrianus* ſelbſt Olympieion, von den Athenäern *die neue* adria niſche Athenä genannt, wie dies der Hiſtoriker Phlegon in ſeinen Olympiaden erzählte [36]. Es mag dam wol wenig von der alten Stadt und der früheren Her lichkeit der Inſel übrig geweſen ſeyn, wie ſich dies aus der angeführten Stelle Cicero's ſchließen läßt; auch die neue Anſiedlung führte die Inſel nicht wie der alten Blüthe zurück, denn Pauſanias ſagt, iſt, wenn man die ausnimt, welche von den Athen kommen, um das Heiligthum zu bewahren, wa Delier anbetrifft, von Einwohnern entblößt [37]. konnte denn Tertullianus [38] von Delos ſagen: I nulla jam dicitur. Und ebenſo heißt in den ſibyll Orakelſprüchen [39] und in dem Synekdemos des rokles [40]: Δῆλος ἄδηλος.

Schriftſteller über Delos. Es läßt ſi warten, daß ein Ort von ſo hoher Bedeutung in giöſer und politiſcher Beziehung, als Delos unte

---

[28] Polyb. 31, 7.

[29] Bei Gruter 26 u. 181, und bei Reineſius.

[30] Polyb. 26, 10. und verſchiedene Inſchriften bei Spon, Wheler u. Tournefort.

[31] Strab. 10. S. 486. 14. S. 668.

[32] Athen. 5, 53. Plut. Sulla 12 ff. Appian. Mith

[33] Pauſ. 3, 33. Appianos nennt den Feldherrn Me nes, und ſchreibt die Unterjochung der Kykladen überhau Archelaos zu, welches ſich mit Pauſanias Berichte läßt, indem Archelaos den Oberbefehl führte. Strab daher, die Feldherrn des Mithridates hätten die Inſel ver

[34] Cic. in Verr. act. 2, 1, 17. 18.

[35] Palatin Th. 2. S. 144. No. 408. Thl. 2. S. 195. No. 550 S. 35. No. 100.

[36] Steph. Byz. unter

[37] Pauſ. 8, 33.

[38] *Tertull.* de pall. 2.

[39] 405. 8. S. 717.

[40] Ausgab. Weſſeling. S. 646.

Hellenen war, viele Gelehrte fand, welche ſeine Geſchichte und Alterthümer zum Gegenſtande ihrer Darſtellung und Forſchung machten. Doch ſind ſie alle für uns, theils bis auf unbedeutende Bruchſtücke, theils nur bis auf den bloßen Namen verloren gegangen. Indeß ſcheint es der Vollſtändigkeit wegen nothwendig, doch auch dieſe zu überliefern. **Demades** ſchrieb nach Suidas[41]) eine Geſchichte von Delos und eine Abhandlung über die Geburt des Apollon und der Artemis. Daß dieſer aber mit dem athenäiſchen Redner gleiches Namens m Zeitalter des Philippos einerlei Perſon ſei, wie Suidas will, dürfte ſchwerlich erwieſen werden können. Wenigſtens kann man aus Quintilianus (2, 17.) entnehmen, daß jener Redner kein Hiſtoriker geweſen ſei. — **Hyperides** aber, der athenäiſche Redner, war in ſeiner eliſchen Rede, deren oben gedacht iſt, für die Geſchichte und die Alterthümer der Inſel, unſtreitig eine wichtige Quelle. — Daſſelbe muß vom **Phanodikos**, der Deliaka ſchrieb, aber leider bis auf ein unbedeutendes, wiewol wichtiges Bruchſtück, nur dem Namen nach be- annt iſt, gelten[42]). — **Nikochares** ſchrieb wahrſchein- ich Parodien, worin er das Schmarotzerleben der De- er verſpottete[43]). — **Semos** dagegen verfaßte unter dem Titel Delias eine deliſche Geſchichte, deren be- eutender Umfang ſchon daraus beurtheilt werden mag, daß vom Athenäos das achte Buch angeführt wird[44]). — Ferner ſchrieb **Paläphatos** von Abydos in dem Zeit- lter des Alexandros Deliaka[45]). — Endlich darf **Ari- oteles** hier nicht unerwähnt bleiben, der ſich in ſei- en Politien auch über die deliſche Verfaſſung verbrei- te[46]).

In neuerer Zeit lieferte der Franzoſe **Sallier** eine istoire de Delos in den memoires de l'académie des inscriptions. T. III. p. 376., jedoch von keiner Bedeu- ung. Gründlich iſt dagegen **Dorville's** Abhandlung: xercitatio, qua inscriptiones Deliacae illustrantur in en miscellan. observatt. Amstel. T. VII, 1.

(*L. Zander.*)

DELPHAX, *Fabricius* (Insecta), **Keulenzirpe**. ine Cicadengattung zur Abtheilung Homoptera der Ord- ung Hemiptera und zur Familie Fulgorellae (*Germar* *Thon's* Entomol. Archiv. II. 2. p. 45.) gehörig, mit lgenden Kennzeichen. Die Fühler ſtehen vor den Au- n vor und haben ein cylindriſches Endkeulchen, wel- es länger als das Wurzelglied iſt, die hintern Schien- ine ſind am Ende mit einem ſchwertförmigen Fortſatz rſehen. — Der Kopf iſt vorn etwas ſtumpf, die Stirn rlängert, ſchmal, dreikielig, an der Spitze abgeſtutzt. as Stirnſchild zeigt ſich als verlängerter, pfriemenför- iger, von der Stirn unterſchiedener Fortſatz. Die Lefze klein, fadenförmig; der Rüſſel iſt halb ſo lang, als r Körper; die Augen ſitzen auf, auf jeder Seite befin- t ſich unter dem Stirnrand ein kleines Punktauge. Die Fühler ſitzen in einer Ausrandung des untern Augenrandes, ſind lang, cylindriſch, das zweite Glied iſt länger, auf ſeiner Spitze ſitzt die Borſte.

Germar hat (a. a. O.) 16 Arten aufgezählt, wovon die meiſten in Teutſchland und Schweden, eine in Nordamerika einheimiſch. Sie finden ſich meiſtens auf Wieſen und ſind klein. Als Typus heben wir aus: D. limbata *Fabricius*. Röthlichgelb, die Flügeldecken glashell, braungefleckt, mit ſchwarzpunktirten Nerven. — Kommt meiſt ungeflügelt (als Larve), blaß, mit abgeſtutzten, an der Spitze braunen Flügeln, deren Nerven ſchwarzpunktirt, auf Juncusarten vor.

(*D. Thon.*)

DELPHI, *οἱ Δελφοί*, jetzt **Kaſtri**, lag im Gebirge **Parnaſſos** unter zwei hohen und ſchroffen Felſenſpitzen deſſelben, **Nauplia**, *Ναυπλία*[1]), weſtlich, **Hyampeia**, *Ὑαμπεία*, öſtlich, zwiſchen deren ſenkrechten Felſenwänden ein nur 6 Schritt breiter Thaleinſchnitt iſt, wo man noch jetzt die kaſtaliſche Quelle findet. Die Bergſpitze Hyampeia ſetzt ſich in einem ſüdöſtlichen Bogen um die alte Stadt Delphi in die ſchroffen **phädriadiſchen** Felſen, die ſich gegen 200 Fuß über die Stadt und 2000 Fuß über das Meer erheben, fort[2]). Von dieſen Felſen ſtürzte man die Verräther der Götter hinab[3]); doch behauptet Plutarchos, daß dieſe Execution ſpäter von der Hyampeia nach der Nauplia verlegt ſei. Die Phädriaden begrenzen von der Nordſeite das Thal des Fluſſes **Pleiſtos**, *ὁ Πλειστός*, und ſtanden nördlich bei dem Orte Anemoreia mit einem Gebirgszuge, **Katopterios**, *Κατοπτήριος χῶρος*, in Verbindung, auf welchen dann noch weiter gegen Norden die ſteile Bergſpitze **Lykoreia**, *Λυκώρεια*, folgte, die wahrſcheinlich ihren Namen von der Verehrung des Apollon als Lykios[4]) erhielt, und nach welcher jetzt der ganze Parnaſſos den Namen **Liakura** führt. Dieſer Bergſpitze gegenüber liegt nordweſtlich die zweite hoch hervorragende Kuppe **Tithorea**, *Τιθορέα* und *Τιθοραία*[5]), zwiſchen beiden aber muß das Städtchen **Neon**, *Νέων*, — auch Tithorea genannt — von Delphi über die Berge 80 Stadien entfernt, am Flüßchen **Kachales**, *Καχάλης*, der ſich nordwärts in den Kephiſſos ergießt, geſucht werden[6]). Dieſe Kuppen ſind indeß keineswegs, wie wol einige Reiſende behauptet haben, beſtändig mit Schnee bedeckt, doch hält er ſich dort eine Zeitlang, und daher *νιφόεις Παρνασός*[7]), ſondern ſie ſind meiſtentheils mit Fichten bewachſen[8]) und haben in den Thälern Myrthen, Arbutus und Valloniaeichen; ſie erheben ſich aber ſo bedeutend vor den übrigen Höhen des Parnaſſos, daß man ſie von der Burg zu Korinthos ſehen konnte[9]), — deſ-

---

41) Suid. unter *Δημάδης*. 42) Schol. Apollon. Rhod. 419. 43) Ariſtot. Poet. 2. Dazu Tyrwhit und Span- im zur Einleit. in Kallim. Del. 44) Athen. 3, 74. 4, 74. 3. 11, 37. 14, 40. 53. 15, 19. 45) Suidas unter *Πα- λαίφατος*. 46) Diogen. Laert. 8, 13. Athen. 7, 47.

1) So ſcheint es nach *Plut.* de sera num. vind. 12. Herod. 8, 39. **Dodwells** Reiſe, teutſche Überſetz. 1. S. 331. 2) *Holland* trav. 19. 3) Suidas s. v. *Αἴσωπος*. *Ἔωσεν. Φαιδριάς*. Euripid. Ion. 1222. 1268. Lukian. Polar. 1, 6. 4) Kallim. Ap. 19. Suid. und Steph. Byz. — Von dorther war ein Theil der Bevölkerung nach Delphi gekommen. Strab. 9. S. 418. Schol. Apollon. Rhod. 2, 711. 5) Pauſ. 10, 32, 6. 6) Herod. 8, 31. 22. Pauſ. a. a. O. 7) Dionyſ. Perieg. 439. Pauſ. 10, 8. — Sibthorp bei Walpole Mem. S. 72. 8) *Καταειμένον ὕλῃ* Odyſſ. 19, 431. 9) Strab. 8. S. 379. Spon und Wheler. Thl. 2. S. 54. Amſtd.

wegen bei den Alten häufig biceps Parnassus, *δικόρυφον σέλας*. Von Tithorea ſenkt ſich das Gebirge auf der Weſtſeite der Stadt Delphi zur kriſſäiſchen Ebene hinab. Es lag alſo Delphi in dem eigentlichen Hochgebirge des Parnaſſos, von welchem auf der Nordſeite der Stadt ein Thalkeſſel gebildet wird, in welchem ſich die berühmte **korykiſche Grotte** [10] am Fuße der Höhe Lykoreia und ein See findet, welcher mit der kaſtaliſchen Quelle unter der Erde in Verbindung ſteht; in der Nähe dieſes Sees lag aber Deikalions Lykoreia, jetzt **Diagorea** genannt. Im Süden der Stadt Delphi und des Parnaſſos erhebt ſich der Berg **Kirphis**, *Κίρφις*, jetzt **Zimeno**, eine rauhe Felſenkette, welche das Thal des Pleiſtos auf der Südſeite, alſo den Phädriaden gegenüber, begrenzt und ſich zum korinthiſchen Meerbuſen ſenkt. Der Pleiſtos aber wendet ſeinen Lauf bei Delphi ſüdweſtlich und zwiſchen dem Kirphis und der ſanften Abdachung des Tithorea an der kriſſäiſchen Ebene hinfließend, ergießt er ſich in den kriſſäiſchen Meerbuſen. — Soweit die Beſchreibung der Umgegend der Stadt Delphi. Wir wenden uns nun zur Beſchreibung der Haupttheile dieſer Gegend.

Die **korykiſche Grotte**, *ἄντρον Κωρύκιον*, deren Lage beſtimmt iſt, war 60 Stadien von Delphi entfernt und bei den Alten ſehr bekannt und geprieſen wegen ihrer Schönheit [11], iſt aber noch immer nicht gehörig unterſucht worden. Am meiſten wiſſen wir noch von ihr durch Raikes bei Walpole. Ihre Öffnung iſt 17 F. breit und ungefähr 8 Fuß hoch; die Decke bogenförmig, gegen 100 Fuß hoch und breit; überall ſind Stalaktiden in Menge. Gell und Raikes fanden nicht weit vom Eingange an der rechten Seite eine Inſchrift, die eine Dedication des Euſtratos an den Pan, den Beſchützer des Ortes, und an die Nymphen enthält. Auch fand Raikes eine Patera in der Höhle.

Eine andere Grotte iſt ſüdlich von Delphi im Kirphis und wird jetzt die Höhle von Jeruſalem genannt. Dodwell ſuchte und fand ſie. Von den helleniſchen Schriftſtellern wird ſie nur vom Antoninus Liberalis (c. 8.) angeführt, der nach dem Nikandros erzählt, es habe darin einſt ein Ungeheuer **Sybaris** gehauſt und ſei vom Eurybates getödtet; das Flüßchen Sybaris aber, welches ſich etwas öſtlich von der kaſtaliſchen Quelle in den Pleiſtos ergießt, habe daher ſeinen Namen empfangen.

Dieſe **Quelle der Kaſtalia**, *τὸ ὕδωρ τῆς Κασταλίας*, ſtand nach dem Glauben der Alten mit dem Kephiſſos in Verbindung [12], allein nach den Unterſuchungen der Neueren hat ſie einen unterirdiſchen Zuſammenhang mit dem oben erwähnten See bei Lykoreia. Das Waſſer bricht aus dem Felſen Hyampeia hervor [13], iſt klar und rein, bringt aber nicht mehr die Wirkung hervor, die die Alten von ihm rühmten. Es ward in einem tiefen Behältniß geſammelt und war zum Gebrauche der Pythia und der Prieſter der Weiſſagung beſtimmt. Dodwell fand noch die Spuren von einer in den Felſen gehauenen Treppe, die zu dem Bade hi[illegible] führte. Geſchmückt wird die Quelle durch herab[illegible] den Epheu und einen großen Feigenbaum; ihr [illegible] aber fließt in einem tief ausgehöhlten Bette durch [illegible] Stadt zum Pleiſtos hinab.

Die Quelle **Kaſſotis**, *Κασσωτίς*, entſpringt [illegible] falls unter den Felſen der Stadt [14], und war ſon[illegible] das Adyton des Tempels zu der prophetiſchen Höh[illegible] leitet. Dodwell fand ſie wieder und berichtet, d[illegible] jetzt **Krene** genannt werde, ſich aber in der Mi[illegible] Dorfes Kaſtri beim Hauſe des ehemaligen Aga ver[illegible] — Auch wird noch eine Quelle **Delphuſa** in D[illegible] genannt [15]. Es mag dieſelbe damit gemeint ſeyn, [illegible] che von Plutarchos [16] die ſtygiſche genannt und in [illegible] Nähe des Heiligthums der Gäa geſetzt wird, be[illegible] cher einſt ein Tempel der Muſen ſtand. Auf jeden [illegible] iſt die von Plutarchos bezeichnete Quelle von der [illegible] liſchen zu unterſcheiden; dafür ſpricht ſchon die Lage [illegible] ſelben nach jener Ortsbeſchreibung, auch würde P[illegible] chos, wenn er die kaſtaliſche Quelle gemeint hätte, [illegible] ſen allgemein bekannten Namen gewiß nicht unange[illegible] gelaſſen haben. Nicht unwahrſcheinlich iſt es übrig[illegible] daß Steph. Byz. in jener Stelle interpolirt iſt, [illegible] wurde Steph. auch durch den homeridiſchen Hymnus [illegible] Apollon, wo man ſonſt gewöhnlich unrichtig [illegible] anſtatt *Τιλφοῦσα* las, verleitet, eine Quelle jenes [illegible] mens bei Delphi zu ſuchen.

In der **Stadt Delphi**, welche theaterförmi[illegible] ſchen den phädriadiſchen Felſen lag [17], und einen [illegible] fang von 16 Stadien hatte, müſſen drei Theile un[illegible] ſchieden werden [18], der obere — **Pytho**, mittlere — **Nape**, untere — **Pyläa**. Daher ſetzt Ptolemäos [19], die Tempelgebäude — *Πυθία* — fünf Minuten, das kleinſte Maß der Entfernung bei ihm, nordöſtlich [illegible] der Stadt; dort liegt jetzt das Dorf Kaſtri, und [illegible] in demſelben finden ſich die Trümmer von den pyth[illegible] Gebäuden. Der obere Theil von Delphi, ἡ Π[illegible] auch *Πυθών* genannt, war durch eine Mauer [illegible] deutendem Umfange, *ἱερὸς περίβολος* [20], eingeſchl[illegible] welche viele Ausgänge hatte. Weil ſich aber in [illegible] Stadtheil nur dem Tempel und Orakel angehörig[illegible] bäude fanden, ſo bedienten ſich ſelbſt die ſpäteren S[illegible] ſteller des Ausdrucks: nach Pytho ſenden [21]. E[illegible] aber dieſes Pytho ebenſo abſchüſſig und ſteil, a[illegible] übrige Stadt, wie Pauſanias verſichert. De[illegible] nennt es Homeros [22] mit Recht felſicht — [illegible] und Juſtinus [23] ſagt, Delphi werde nicht durch M[illegible] ſondern nur durch ſteile Felſen und Abgründe ge[illegible] Der mittlere Stadttheil, *Νάπη*, *Ἀπολλωνία* [illegible] lag unmittelbar an dem Peribolos von Pytho [illegible] war der eigentlich bewohnte Stadttheil. Dagegen ſcheint die untere Stadt, ἡ *Πυλαία*, eine Anlage aus der Zeit geweſen zu ſeyn, da das delphiſche Orakel ſchon einen weit verbreiteten Ruf erworben hatte, und mag zuerſt eine Art Vorſtadt geweſen ſeyn[26]. Den Namen erhielt ſie ohne Zweifel durch die Amphiktyonen, ohne daß man darum anzunehmen brauchte, die Amphiktyonen hätten dort ihre Sitzungen gehalten[27].

---

[10] Pauſ. 10, 32, 5.

[11] Strab. 9. S. 417. Pauſ. 10, 32.

[12] Pauſ. 10, 8, 5.

[13] Herod. 8, 39.

[14] Pauſ. 10, 24, 5.

[15] Steph. Byz. s. v. [illegible]

[16] *Plut.* pyth. orac. 17.

[17] Strab. 9. S. 418. [illegible] *δες χωρίον, θεατροειδές.*

[18] Schol. Pind. Pyth. [illegible]

[19] Ptolem. Geogr. 3, 15.

[20] Pauſ. 10, 8. 3[illegible]

[21] Herod. 1, 54.

[22] Ilias 2, 519. Pind. Olym[illegible]

[23] Juſtin. 24, 6. Dazu Theokr. Epigr. 1, 4.

[24] [illegible] Pyth. 6, 8. 5, 38. *κοιλόπεδον νάπος θεοῦ.* Heſych. s. v. [illegible] *ξιον βουνός.* Hymnos auf Apollon 284.

[25] Pind. [illegible] zu Anfg. und dazu Böckh.

Innerhalb des Peribolos von Pytho befand ſich außer dem berühmten Tempel und dem Orakel des Apollon jene unermeßliche Menge von Weihgeſchenken, welche nicht blos bei Gelegenheit ertheilter Orakelſprüche aus allen Gegenden von Hellas, ja ſogar aus entlegenen Län ern, ſondern auch als Zehnten nach Siegen und andern rohen Begebenheiten dahin gebracht waren. Von der elben kann man ſich kaum einen Begriff machen; denn ungeachtet der wiederholten Plünderungen, die das del hiſche Heiligthum zu erleiden hatte, ſchon in vorhiſtori cher Zeit von den Phlegyern am Kephiſſos[28], dann im eiligen Kriege durch die phokäiſchen Feldherrn Onomar hos, Phayllos und Phaläkos[29], deren Raub ſich auf 0000 Talente betragen haben ſoll, danach durch den ylla im mithridatiſchen Kriege[30], und nachdem Nero 00 Statuen weggeſchleppt hatte[31], ſo fanden ſich doch och in Plinius Zeit daſelbſt 3000 Statuen[32] und ſpä er im Zeitalter der Antonine eine große Anzahl von Weih eſchenken aller Art, ſo daß er damit beinahe das ganze ehnte Buch ſeines Werkes ausfüllt; allein die eigentli hen Schätze an edlen Metallen waren ſchon zu Stra ons Zeit gänzlich verſchwunden. Das bedeutendſte nun on dem, was ſich noch zu Pauſanias Zeit in dem Peribo os an Gebäuden und Statuen fand, iſt folgendes. Zu ächſt eine große Anzahl von Theſauren oder Schatzge äuden als der Sikyonier, Thebäer, Athenäer, Knidier, yrakuſier, Potidäer[33], Korinthier[34], Klazomenier, gylläer[35], Spiniter[36], Siphnier[37], Akanthier[38], aſſilioten[39]. Es waren dies größtentheils Prachtge äude zur Aufbewahrung der Weihgeſchenke; daher konnte er Athenäer Polemon ein eigenes Buch über die Theſau en in Delphi ſchreiben[40]. Gewöhnlich hatten dieſe ebäude eine runde Form, und die Ruinen eines ſolchen ntdeckte Gell unten im Dorfe Kaſtri, und fand, daß es 3 Fuß im Diameter hatte. — Ein anderes höchſt in ereſſantes Gebäude war die **Leſche** der Knidier, ge ert durch die Gemälde des Thaſiers **Polygnotos**, elcher der Malerkunſt zuerſt eine höhere Richtung gab nd außer vielen Tempeln auch die Pökile in Athenä hmückte. Die delphiſche Leſche verſchönerte er durch orſtellungen aus dem troiſchen Sagenkreiſe[41]. Ferner gehören hieher des Neoptolemos Grabmal[42], das Buleuterion[43], die Stoa der Athenäer, die ſie von Beutegeldern im peloponneſiſchen Kriege erbauten[44]. Außerhalb des Peribolos werden uns folgende Gebäude genannt. Wenn man auf der heiligen Straße der attiſchen und peloponneſiſchen Theorien nach Delphi kam, ſo ſtanden gleich am Eingange drei Tempel hinter einander, von denen aber der erſte zu Pauſanias Zeit in Ruinen lag, der zweite von Bildniſſen und Statuen leer war; in dem dritten fanden ſich jedoch einige Bilder von römiſchen Kaiſern [*]. Dann folgte der Tempel der Athene Pronäa [**], in deſſen Vorhalle eine von den Maſſilioten geweihete, eherne Bildſäule der Göttin ſtand; welche größer war, als die im Innern des Tempels. In der Nähe dieſes Tempels lag das Heiligthum des Heroen Phylakos und etwas weiter hin das des Heroen Autonoos, welche, nach der Sage der Delphier, ihnen im Kriege des Xerxes Beiſtand gegen die Perſer geleiſtet hatten. In dieſer Gegend muß auch das Gymnaſion geſucht werden, welches nach Pauſanias nur drei Stadien vom Pleiſtos entfernt lag. Am Ende der heiligen Straße unweit des Peribolos traf man auf die kaſtaliſche Quelle. Dies alles lag auf der Oſtſeite der Stadt. Auf der weſtlichen Seite ſtieß zunächſt an den Peribolos das Theater [***]; und etwas weiter hinunter zur Seite von Nape war das Stadion erbaut, welches Herodes Atticus mit penteliſchem Marmor verziert hatte [†]. — Aber das merkwürdigſte von allem war der Tempel des Apollon und das pythiſche Orakel.

Tempel des Apollon. Der erſte delphiſche Tempel war eine Hütte aus Lorbeerzweigen geflochten, die man dazu aus dem Thale Tempe geholt hatte; den zweiten hatten nach der delphiſchen Sage Bienen aus Wachs und Federn zuſammengeſetzt, weshalb ihn Strabon τὸν πτέρινον d. h. ἐκ πτερῶν nennt.[45] Man möchte glauben, daß dieſe Sage erſt entſtand, als das pyläiſche Heiligthum der Demeter, deren Prieſterinnen Meliſſen d. h. Bienen hießen[46], mit dem pythiſchen durch die Amphiktyonie in Verbindung trat. Von Späteren wurde es aber daher erklärt, daß der Baumeiſter Pteras geheißen habe[47]. Der dritte Tempel ſollte aus Erz gebaut ſeyn, wie in Sparta der Tempel der Athene Chalkiökos, er ſollte aber nach einigen in die Erde verſunken, nach andern vom Feuer vernichtet ſeyn. Den vierten Tempel bauten **Trophonios** und **Agamedes** aus Steinen[48], und zum Lohne für ihren Bau verlieh Apollon ihnen ſanft annahenden Tod als das beſte für den Menſchen[49]. Dieſer Tempel wird noch in dem Homeridenhymnos auf Apollon V. 294 angeführt:

---

[26] *Plut.* de pyth. orac. 29.

[27] Wie Reiske zu lut. a. a. O. behauptet.

[28] Euſtath. Il. 12, 302.

) Pauſ. 10, 7. Dieſer Raub hatte auf den Werth des Geldes in ellas großen Einfluß. Athen. 6, 19.

[30] Plut. Sylla 12. *Dio assius* fr. peirerc. 122. p. 110. ed. Sturz.

[31] Pauſan. a. O.

[32] Plin. N. G. 34, 7.

[33] Pauſ. 10, 11.

) Pauſ. 10, 13.

[35] Strab. 5. S. 220.

[36] Strab. S. 214.

[37] Pauſan. 10, 11. Herod. 3, 57.

[38] lut. Lyſand. 1.

[39] Diod. 14, 93.

[40] Plut. Sym ſ. 5, 2. Polemon lebte um 200 vor Chr. Geb.

[41] Pauſ n. 10, 25—31. Polygnotos war Zeitgenoſſe des Kimon und Perikles. Über ihn ſ. Böttigers Archäologie der Malerei. 262 ff.

[42] Pauſ. 10, 24.

[43] *Plut.* de pyth. or. 9.

[44] Pauſ. 10, 11.

[*] Pauſan. 10, 8, 4.

[**] Pauſan. a. a. O. Herod. 8, 39. Überhaupt ſind dieſe beiden Schriftſteller die Zeugen für das nächſtfolgende.

[***] Pauſan. 10, 32. Heliod. Äthiop. 4, 19.

[†] Pauſ. a. a. O. Heliod. 4, 1.

[45] Pauſan. 10, 5, 5. Strab. 9. S. 421.

[46] *Hesych.* s. v. *Μέλισσαι.* Pind. Pyth. 4, 106. Dazu d. Schol. *Porphyr.* de antro Nymph. p. 261.

[47] Pauſan. a. a. O.

[48] Pauſan. a. a. O. und 9, 37, 5.

[49] *Pindar. Pæan.* fr. 3.

Den Grund legt Phöbos Apollon
Breit hin und weit ausgedehnt; doch ſetzten über demſelben
Dann die ſteinerne Schwelle Trophonios und Agamedes,
Beide die Söhn' Erginos, zugleich den Unſterblichen Freunde.
Ringsum bauten den Tempel unzählige Stämme der Menſchen
Aus behauenen Steinen, berühmt für immer zu bleiben.

Was hier die ſteinerne Schwelle, λάινος οὐδός betrifft, ſo findet ſich dazu eine Parallelſtelle in der Ilias 50), wo von dem unglaublichen Schatze zu Pytho die Rede iſt und es heißt:

Welchen die ſteinerne Schwelle des Treffenden drinnen bewahret
Phöbos Apollons Schatz in Pytho's Felſengeklüften.

Nimt man nun des Stephanos von Byzantion Nachricht hinzu 51), daß das Adyton in Delphi zuſammengefügt und ein Werk des Trophonios und Agamedes ſei, ſo muß man mit Schlegel 52) darunter einen Theſaurus verſtehen. So verſtanden auch wol ſchon Onomarchos oder Phayllos im heiligen Kriege dieſen Ausdruck, denn ſie ließen den Fußboden des Tempels aufnehmen und die Erde durchwühlen, wobei ſie aber ein Erdbeben überfiel und aus dem Heiligthume trieb 53).

Als nun dieſer Tempel Olymp. 58, 1., da Erxikleides in Athenä Archon war, abbrannte, ſo gaben die Amphiktyonen den Bau des neuen, alſo fünften Tempels in Verdung, und die damals vom Peiſiſtratos aus ihrem Vaterlande vertriebenen Alkmäoniden übernahmen denſelben für 300 Talente, wovon der vierte Theil auf die Delphier fiel. Dieſe reiſten darauf umher, um freiwillige Beiträge zu ſammeln, und kamen bis Ägypten, wo ihnen der König Amaſis 1000 Pfund Alaun gab, die Hellenen aber, welche dort wohnten, 20 Minen zuſammenbrachten 54). Die Alkmäoniden ließen indeß den Tempel durch den Korinthier Spintharos prachtvoller, als es ausbedungen war, aufbauen, namentlich die Vorderſeite aus pariſchem Marmor 55).

Von der Form dieſes Tempels wiſſen wir leider nichts mehr; auch nicht einmal aus den Ruinen ſcheint etwas ausgemittelt werden zu können. Cyriacus von Ancona glaubte ihn zwar in den Trümmern eines runden Gebäudes gefunden zu haben 56), allein dieſe Meinung wird mit Recht bezweifelt, da dieſe Tempelform in Hellas nicht vorkommt. Dagegen ſcheint er richtiger auf Münzen als ein viereckiger Peripteros vorgeſtellt zu werden 57). In den Giebelfeldern (und daß der Tempel dieſe hatte, mag ſchon beweiſen, daß er ein Peripteros war) — es waren alſo keine Akroterien — waren Bildniſſe vom Athenäer Praxias angebracht 58), nämlich, wie es ſcheint, an der Oſtſeite Artemis, Leto, Apollon und die Muſen, an der Weſtſeite die untergehende Sonne, Dionyſos und die Thyiaden. Praxias ſtarb aber während der Arbeit und der Athenäer Androſthenes vollen dieſe Bildwerke der Giebelfelder — τὰ ὑπολειπομεν ἐν τοῖς ἀετοῖς κόσμου.

Im innerſten Theile des Tempels ſtand noch z ſanias Zeit ein goldenes Bild des Apollon 59). Ob aber die Hauptſtatue des Tempels war, denn auße nennt er uns in demſelben auch die Statue des A Möragetes, erhellt nicht aus ſeinen Worten. In ne ren Zeiten wird der berühmte Apollon des Belvede eine Nachbildung der delphiſchen Statue gehalten, a Canova war der Meinung, daß das Original aus Br ze geweſen ſeyn müſſe, und fand dies an der Dra des Apollon von Belvedere 60).

Im Pronaon, der Vorhalle des Tempels, h die Amphiktyonen jene inhaltſchweren Sprüche h ſcher Weisheit anſchreiben laſſen, als: erkenne ſelbſt; Nichts zu ſehr; Leiſte Bürgſchaft und das S ben iſt nahe, und andere 61). Dunkel aber und v Philoſophen des Alterthums vielfach gedeutet w Inſchrift Εἰ, ſo daß uns Plutarchos darüber ein läufige Abhandlung hinterlaſſen hat. Am einf und ſo geſchah es wol auch am gewöhnlichſten, w Inſchrift: „Du biſt" mit jener andern: „Ken ſelbſt" in Verbindung geſetzt und als Anerkenn ewigen Seyns gegen das Unvollkommene und V liche genommen.

Das delphiſche oder pythiſche Or Bei demſelben müſſen als Haupttheile unterſchieden den: der Nabel, der Erdſchlund und der Dreif — Häufig genannt findet man bei den alten Schriftſtell den **Nabel** oder den **Nabel der Erde** zu Delphi — ὀμφαλὸς τῆς γῆς, ὀμφαλὸς χθονός, μέσος ὀμφαλός, μέσον γᾶς ἔχων μέλαθρον — 62) welcher nach dem geme Glauben den Mittelpunkt der Erde, oder wie die Er ren, z. B. Strabon bei erweiterter Erdkunde me von Hellas bezeichnete. In Beziehung hierauf be tete man, Zeus habe zwei Adler oder Raben Schwäne 63) von dem öſtlichen und weſtlichen En aufſliegen laſſen, um den Mittelpunkt der Erde zu teln. Die beiden Vögel wären aber an einer g Stelle in Pytho oder Delphi zuſammengetroffen dann durch einen Stein bezeichnet und über demſ beiden Vögel aus Gold angebracht wären; die le wurden jedoch im heiligen Kriege von den Phoki raubt 64). Dem Orakel wurden aber dieſes Om wegen Namen beigelegt: μεσόμφαλον ἵδρυμα χθο νὸς oder μεσόμφαλον μαντεῖον. Es hatte ſich das thos gewiß keines hohen Alters zu rühmen, w auch Strabon dafür als Zeuge gelten kann 65); de den wir es auch nicht ſelten, daß die Alten den

---

Plut. consol. ad Apollon. T. I. p. 335. Hutten. Dialog. Axiochos 10. *Cic.* tuscul. quaest. 1, 47.

50) Ilias 9, 404.

51) Steph. Byz. unter Δελφοί. — Ἔνθα τὸ ἄδυτον ἐκ πέντε κατεσκεύασται λίθων, ſo haben dort alle Mss. und die Vulgata.

52) In der Recenſion von Niebuhrs röm. Geſchichte.

53) Diodor. 16, 56. Strab. 9. S. 421. Vergl. Müllers Orchomenos S. 244.

54) Herod. 2, 180.

55) Herod. 5, 62. Dazu Pauſan. a. a. O. — Auf dieſen Tempel bezieht ſich Pindar. Pyth. 7, 10—14.

56) Cyriac. Anconit. Inscriptt. No. 196.

57) Kruſe's Hellas. Th. 2, 1. S. 43.

58) Pauſan. 10, 19.

59) Pauſan. 10, 24, 4.

60) Dodwell. Thl. 1. S

61) *Plut.* de garrul. 17. Consol. ad Apoll. p. 354. in Protag. c. 28. Auch Dionyſios der Thraker be strom. 5. p. 568.

62) Äſchyl. Choeph. 1034. Eu 330. Phöniſſ. 224. Ion. 223. Pind. Pyth. 4, 74. 8, 62. 11, 10. Nem. 7, 33. Dazu Pauſan. 10, 16, 2. 9, 419.

63) *Plut.* de def. orac. init.

64) Pind. Pyth. 4, 6. Diod. 16, 23.

65) Er ſagt h πλάσαντες καὶ μῦθον.

Heiligthum, das zu hohem Anſehen gekommen war, prä-icirten, es liege in der Mitte der Erdſcheibe. Daher inden wir bei den Hellenen mehre dergleichen Nabel aufgeführt, z. B. in der Peloponneſos[66] Paphos[67], bei Knoſſos auf Kreta das omphaliſche Gefilde — ὀμφάλιον έδον[68]; ja ſogar bei den Juden[69]. Wir müſſen uns ie Sache alſo denken, wozu wir auch ſchon bei alten Schriftſtellern eine Anleitung finden[70]. Weil der Ort, wo der Gott ſeine Orakelſprüche — ὀμφαί — ertheilte und von woher ſein begeiſternder Hauch — ὀμφή, ὀσμή — ausging, Omphalos genannt wurde, der Omphalos aber am Schilde und am Joche zugleich die Mitte bezeichnete, ſo wurde aus dem delphiſchen Omphalos die Mitte der Erdſcheibe. Dieſe Idee fand um ſo größern Nahrungsſtoff, da das delphiſche Orakel einen ſo weit verbreiteten Ruf erhielt, wie denn derſelbe nicht ſelten der gemeinſchaftliche Tempel der Erde, das Orakel aller Menſchen genannt wird[71]. Müllers[72] Vermuthung, daß die Orakelgrotte ſelbſt urſprünglich Omphalos geheißen habe, hat daher vieles für ſich. Da ſich nun aber in Bild des Omphalos aus weißem Marmor mit goldenen Vögeln darüber in Delphi befand, ſo fragt ſich, wie ſich dieſes damit vereinigen laſſe, daß die Orakelgrotte elbſt unter dem Omphalos verſtanden werden könne. Dieſes marmorne Bild des Omphalos befand ſich im Adyon. Auf Strabons Ausdruck „in dem Tempel" (ἐν τῷ αῷ) iſt kein großes Gewicht zu legen, denn er ſchreibt nicht aus eigener Anſchauung — φασὶ δ' εἶναι τὸ μαντεῖον ἄντρον κοῖλον. Dagegen ſagt Pindaros[73] von der Pythia „ſitzend neben den goldenen Vögeln des Zeus", womit ohne Zweifel der Omphalos bezeichnet wird, der demnach in der Nähe der eigentlichen Weiſſagung geweſen eyn muß. Dieſe Weiſſagung aber — τὸ μαντεῖον, τὸ χρηστήριον —, das heißt der Ort, wo ſich die Höhle — τὸ χάσμα —[74] und der Dreifuß befanden, gehörte zwar ebenfalls zum Tempel, lag aber tiefer als jener und muß ſich zum Theil unter freiem Himmel befunden haben. Für das letztere ſpricht namentlich, daß der Ort mit Lorbeerbäumen umſchattet war; denn es heißt ausdrücklich, nahe am Dreifuß ſtehe ein Lorbeer, welchen die Pythia, wenn ſie weiſſagte, ſchüttele[76]. Auch war die Quelle Kaſſotis nach Pauſanias[77] ins Adyton geleitet, welches doch ſchwerlich auf das eigentliche Tempelgebäude zu beziehen iſt. Demnach muß ſich der marmorne Omphalos vor dem Erdſchlunde, der prophetiſchen Höhle — τὸ χάσμα — befunden haben, und er ſcheint eine kegelförmige Geſtalt gehabt zu haben. Für dies alles ſcheint das Gemälde auf der Vaſe des Prinzen Chriſtian von Dänemark, welche Thorlacius beſchrieben hat[78], zum Beweiſe zu dienen. In demſelben iſt der Lorbeerbaum gezeichnet und zwiſchen dieſem und dem Dreifuß ein kleiner Cylinder oder Kegel netzförmig geriefelt, und deshalb hält es Thorlacius für ein Netz, womit Klytämneſtra den Agamemnon im Bade bedeckt habe. Gegen dieſe Erklärung lehnt ſich Kruſe[79] mit vollem Rechte auf, weil ein Netz nicht ſtehen könne und es überhaupt gegen den dabei ſtehenden Oreſtes viel zu klein ſei, um einen Menſchen zu bedecken; allein er verſieht ſich ohne Zweifel, wenn er es für den Holmos hält. Es iſt nichts anders als der Omphalos, der auch ſonſt auf Münzen geſtreift, punktirt und wie ein Netz in Vierecke getheilt vorkommt[80], und damit wäre dann auch wol das ὀμφαλὸς τεταινιωμένος bei Strabon erklärt, oder vielmehr eins erklärt das andere.

An oder über dem Schlunde ſtand alſo der Dreifuß, von welchem herab die Pythia weiſſagte. Dieſer Dreifuß war von bedeutender Größe und Höhe[81]. — Um ſich aber eine richtige Vorſtellung von demſelben zu machen, muß man den eigentlichen Dreifuß, d. h. das dreifüßige Geſtell, von dem Aufſatz — τὸ ἐπίθημα — unterſcheiden. Zu dem Aufſatz gehörte ferner das Becken — ὁ ὅλμος, der Ring — ὁ κύκλος, und der Stuhl — ἡ τράπεζα μαντική. Der Holmos beſtand aus einem unteren und oberen Becken[82]. Das untere Becken wurde in dem dreifüßigen Geſtell befeſtigt. War nun der Dreifuß zum Sitze für die Pythia nicht eingerichtet, ſo wurde dieſer Holmos durch einen ebenfalls beckenartigen Deckel geſchloſſen, und deshalb hieß wol auch dieſer Deckel Holmos; der Aufſatz hatte dann eine Kugelform — σφαῖρα τοῦ ἐπιθήματος, und ſo finden ſich Dreifüße auf Münzen dargeſtellt. Sollte die Pythia aber den Dreifuß beſteigen, ſo wurde der Ring — ὁ κύκλος — in den unteren Holmos oder das eigentliche Becken gelegt[83]. Dieſer Kyklos war ein kreisförmiges Gitter, in welchem endlich der prophetiſche Stuhl — ἡ τράπεζα μαντική — ruhte. Dieſer Sitz der Pythia kommt auf Münzen häufig als eine einem Lehnſtuhl ähnliche Erhöhung vor[84]. Es war alſo der pythiſche Dreifuß ein ordentliches Gerüſt, und zum Theil maſſiv golden, zum Theil vergoldet.

Geleitet wurde das delphiſche Orakel durch das Collegium der fünf lebenslänglichen Hoſii — οἱ ὅσιοι — an deren Spitze der Prophetes geſtanden zu haben ſcheint[85]. Sie wurden aus den edeln delphiſchen Geſchlechtern gewählt, die ihren Stammbaum bis auf den Deukalion zurückführten; dahin gehörten die Thrakiden [86], die Laphriaden [87], die Äoden [88]. Das Opferthier, welches bei der Wahl eines Hoſios geſchlachtet wurde, hieß Hoſioter — ὁσιωτὴρ [89]. Die Orakelſprüche wurden anfänglich von jedem Beliebigen, der ſich der prophetiſchen Höhle näherte, gegeben [90]; außerdem wird Olen als der erſte Wahrſager genannt [91]. Darauf wurde eine Jungfrau zur Wahrſagerin erkoren, und als die erſte wird Phemonoe angeführt [92]. Dieſe Sitte wird erſt ſeit der Zeit entſtanden ſeyn, als das Orakel an die Dorier überging, bei denen bekanntlich die Frauen in höherem Anſehen ſtanden, als bei den übrigen Stämmen der Hellenen. Bei der Wahl dieſer Wahrſagerinnen oder Prieſterinnen — *αἱ Πυθίαι* — ſcheint zuerſt nicht auf das Alter derſelben geſehen worden zu ſeyn; als aber einſt der Theſſalier Echekrates zu dem Orakel kam, ſich in die Pythia verliebte und ſie entführte, ſo wurde feſtgeſetzt, daß nur eine Frau von mehr als 50 Jahren zur Pythia berufen werden ſollte [93]. Auch ſah man bei der Wahl einer Pythia darauf, daß ſie vor allen eine Delpherin und von ehrlicher Herkunft, wenn auch von armen Eltern war, dann daß ſie einen unbeſcholtenen Lebenswandel geführt hatte [94]; ſie verließ dann den Tempel nicht wieder. Eine Zeit lang hatte man drei Pythien, von denen zwei abwechſelnd den Dienſt im Tempel verſahen, die dritte aber für beſondere Fälle in Bereitſchaft blieb [95]. Indeß ſcheint dieſe Sitte nur in der Zeit beſtanden zu haben, als das Orakel in ſeiner höchſten Blüthe ſtand und ungewöhnlich viel befragt wurde. Auch eine Anzahl Tempeldienerinnen von niederem Grade gab es bei dem Heiligthume, um Ungeweihte abzuhalten — *πρόσπολοι γυναῖκες* [96]; und bejahrte Frauen unterhielten das immerwährende heilige Feuer im Tempel [97], wobei nur Tannenholz gebrannt und mit Lorbeer geräuchert werden durfte [98]. Nach Kalliſthenes und Alexandridas [99] wurde urſprünglich nur am ſiebenten Tage des Monats Byſios — *βύσιος* — Orakel ertheilt *). *Βύσιος* iſt gleich *πύθιος* nach delphiſchem Dialekte, in welchem *β* für *π* geſprochen und *σ* mit *θ*, wie bei den Doriern überhaupt, verwechſelt wurde [1]. Den ſiebenten Tag des Monats wählte man darum, weil er für den Geburtstag des Apollon gehalten wurde; da der Gott aber dann auf viele Fragen zu antworten hatte, ſo hieß er Polyphthoos — *πολύφθοος* — d. h. der auf viele Fragen Antwort ertheilt [2]. Als das Orakel aber mehr beſucht wurde, durfte man in jedem Monate daſſelbe befragen [3].

---

[66] Pauſan. 2, 13, 7.
[67] *Hesych.* s. v. γῆς ὀμφαλός.
[68] Kallim. Zeus 45.
[69] *Cellar.* geogr. 1, 4.
[70] *Phurnutos* de nat. deor. p. 94. Lukian. Nero 10.
[71] Strab. 9. S. 419. Eurip. Jon. 366. Liv. 38, 48.
[72] De tripode Delph. p. 15.
[73] Pyth. 4, 4.
[74] Diodor 16, 26.
[75] So ſagt *Plut.* de def. orac. 51: ἡ Πυθία κατέβη εἰς τὸ μαντεῖον.
[76] Schol. Ariſtoph. Plut. 213. φασὶν ὡς πλησίον τοῦ τρίποδος δάφνη ἵστατο, ἣν ἡ Πυθία, ἡνίκα ἐχρησμῴδει, ἔσειεν.
[77] Pauſ. 10, 24, 5.
[78] Kopenhagen 1826. Vas pictum, Orestem ad Delphicum tripodem supplicem exhibens etc.

[79] Hellas. Th. 2, 1. S. 38.
[80] Vergl. die Münzen bei Bröndſted und was er zur Erläuterung beibringt. Th. 1. S. 114.
[81] Strabon: ὑπερκεῖσθαι τοῦ στομίου τρίποδα ὑψηλόν. Auch Diod. 16, 26.
[82] Mit Recht vertheidigt Kruſe a. a. O. die keſſelförmige Geſtalt des Holmos durch Ilias 9, 147., Schol. zu Ariſtoph. Weſpen 208. Heſych. s. v. Dazu noch Athen. 11, 86.
[83] Über den Unterſchied zwiſchen dem Kyklos und dem Holmos, Pollux 10, 81. Der Holmos iſt alſo ganz das lateiniſche cortina. Daher kommen die Ausdrücke ἔνολμις oder ἔνολμος vom Apollon und der Pythia, und ἐν ὅλμῳ εὐνάζειν. Etymolog. magn. s. ἔνολμις. Schol. Ariſtoph. Plut. 9.
[84] Eine Abbildung eines vollſtändigen pythiſchen Dreifußes findet ſich auf einer delphiſchen Münze bei Bröndſted. Thl. 1. S. VI. Dazu vergl. S. 115 fg.
[85] *Plut.* quaest. gr. 9. Herod. 8, 36.

Sollte die Pythia Orakel ſprechen, ſo bereite ſich durch ein dreitägiges Faſten und durch Ba der Kaſtalia dazu vor [4], opferte dann Lorbeer und Gerſtenmehl im heiligen Feuer [5] und ging aus einfach gekleidet, ohne von Purpur zu glänzen von Salben zu duften, in das Adyton [6]. Dann ſie aus der Quelle Kaſſotis, die in den Erdſchlu leitet war [7], und geführt von dem Propheten ſetz ſich auf den Dreifuß, der mit Lorbeer geſchmückt wa käuete Lorbeerblätter [9], ſchüttelte den neben dem fuß ſtehenden Lorbeerbaum [10] und gerieth dur Dämpfe und Räucherwerke [11] endlich in Verzückun und in ſo heftige Bewegung, daß der Dreifuß erſch wurde [13] und ſie ſelbſt ſich zuweilen den Tod zuzo Was nun in dieſem Zuſtande von ihr ausge ward [15], wurde von den Prieſtern zum Theil in den Fragenden mitgetheilt, zum Theil erſt in ter umgeformt, zu welchem Zwecke wol auch cher beim Tempel gehalten wurden [16].

Das Orakel zu befragen, ſtand nur zu [17]; kamen aber mehre Fragende zu gleicher Ze mußten ſie über die Reihenfolge looſen [18]. Geſch mußte übrigens jeder darbringen, der ſich dem nahte, auch der, welcher keinen Orakelſpruch ein ſolcher, der nur der Verehrung und Andacht gen in den Tempel kam, brachte wenigſtens chen [19]. Wer aber das Orakel zu befragen kam, te nach der Weihung mit dem heiligen Waſſer kränztes Schlachtvieh und andere Gaben [20]. Opferthier wurde dann erſt geprüft, und den Stier Mehl, den Schweinen Kichererbſen vorgeworfen; ßen ſie nicht auf der Stelle, ſo wurden ſie für unge ſund erklärt. Sehr häufig ſcheinen Ziegen geopfert ſeyn. Dieſe mußten am ganzen Leibe zittern, konnte kein Orakel ertheilt werden, und dieſen Zu ſuchte man durch unabläſſiges Begießen hervor gen [21]. Nach dargebrachtem Opfer wurde der de in ein Tempelgemach geführt, das von den nehmſten Gerüchen duftete, die aus dem Adyton ſtrömten [22], und dann führten die Prieſter i Adyton ſelbſt.

Außer dem pythiſchen Orakel und durchaus abhängig von demſelben ertheilten auch noch Delpher auf ihre Hand Weiſſagungen. Sie Pyrkoi — *πυρκόοι*, weil ſie aus Opferſen Aſche — *ἐξ ἐμπύρων* — weiſſagten [23]. Dieſelbe Pyromantik finden wir beim Tempel des Apollo menios zu Thebä [24], woraus nicht blos ein

---

86) Diodor. 16, 24. Lyk. geg. Leokr. 196. 87) Heſych. s. v. 88) Derſelbe s. v. 89) Plut. a. a. O. 90) Diodor. 16, 26. 91) Pauſan. 10, 5. 92) Pauſan. a. a. O. Strab. 9, 419. 93) Diodor. a. a. O. 94) *Plut.* de pyth. orac. 22. Eurip. Jon. 92. 95) *Plut.* de def. or. 8. 96) Eurip. Jon. 522. 97) Äſchyl. Choeph. 1037. Plut. Numa 9. 98) *Plut.* de εἰ delph. 2. 99) Nicht Anaxandridas, wie beim Plutarchos ſteht. Beide Männer wurden häufig mit einander verwechſelt. Man ſehe Hemſterhuis zu Pollux 9, 6, 59. Alexandridas war ein Delpher und ſchrieb eine delphiſche Geſchichte. Vergl. Caſaub. zu Athen. 6, 80. *) *Plut.* quaest. gr. 9. 1) Vergl. *Maittaire* de dial. ed. Sturz. p. 184. 2) Plut. a. a. O. 3) Plut. ebendaſelbſt.

4) Schol. Eurip. Phön. 230. 5) *Plut.* de pyth 6) Derſelbe daſelbſt. 7) Pauſan. 10, 24, 5. *Lu* accus. 1. 8) Schol. Ariſtoph. Plut. 439. 9) *L* bis accus. 1. 10) Schol. Ariſtoph. Plut. 213. *cian* Jup. trag. 30. 12) Schol. Ariſtoph. Plut. 39. Lukian wie vorher. 14) *Plut.* de def. or. 51. *μετρα καὶ ἄμετρα* Strab. 9. S. 419. 16) *Plut.* or. 5. 19. Strab. a. a. O. 17) *Plut.* de εἰ del 18) Äſchyl. Eumen. 32. 19) Eurip. Jon. 9. S. 421. Pauſan. 10, 11 ff. 21) *Plut.* de def. orac. 51. 22) *Plut.* ibid. 50. Daher bei Pindar. *εὐῶδες ἄδυτον.* 23) Heſych. unter *πυρκόοι.* Soph. Öd. Tyr. 20. Herod. 8, 134.

menhang dieſes thebäiſchen Apolloncultes mit dem py-
hiſchen zu erkennen iſt; ſondern daß auch dieſe Empy-
romantik in Delphi ſchon ein alter Gebrauch geweſen
eyn muß. Schwer aber iſt zu erklären, was Pinda-
os damit meinte, von dem Dache jenes delphiſchen
Tempels aus Erz hätten goldene **Keledonen** — etwa
„Zauberſängerinnen" — geſungen 25) — *χρύσεαι δ' ἐξ*
ὑπερῴον ἄειδον Κηληδόνες. Man muß es mit Pauſa-
ias für eine bloße Erdichtung halten, wenn dabei
icht etwa jene *μαντικὴ ἀπὸ κληδόνων* — Orakel aus
ufälligen Lauten — zum Grunde liegt, die ſich eben-
alls in Thebä beim Altare des Apollon Spondios
and 26).

Urſprung des delphiſchen Orakels. Nach
er delphiſchen Sage kamen einſt weidende Ziegen an
en Erdſchlund, die nachherige prophetiſche Höhle, ſa-
en hinein und machten ſonderbare Sprünge, ja ſie
chienen ſogar eine andere Stimme anzunehmen. Der
Hirte, **Koretas** ſoll ſein Name geweſen ſeyn, wurde
adurch aufmerkſam gemacht, ſahe ebenfalls in den
Schlund und erfuhr an ſich dieſelbe Wirkung; er ge-
ieth in Ekſtaſe und ſagte zukünftige Dinge vorher.
Nun bekam der Ort Ruf und man ſchrieb die von dort
usgehende Weiſſagung der **Gäa** — Erde — zu. Weil
s aber geſchah, daß die dort Orakel Suchenden zu-
eilen in den Erdſchlund hinabſtürzten, ſo beſtellte
nan eine eigene Perſon zu dieſem Geſchäft und errich-
ete zur Sicherheit den Dreifuß über dem Erdſchlunde.
So lautet die Sage 27), doch ſchon bei den Alten fand
ie wenig Glauben. Das aber wird allgemein bezeugt,
aß das Orakel urſprünglich der **Erde** angehört habe,
nd Pauſanias führt dabei an, die Gäa habe die Berg-
nymphe **Daphne** als Prophetin — *πρόμαντις* — ein-
eſetzt. Darin liegt ſchon eine Annäherung des Apol-
loncultes an die alte Naturreligion. Die Sage wurde
ber vielfältig ausgeſchmückt; und in den Eumolpia
es Muſäos gehörte das Orakel der Gäa und dem Po-
eidon, deſſen Diener Pyrkon — bedeutſam wegen der
ben genannten delphiſchen Pyrkoi — die Weiſſagun-
en ausſprach. Die Gäa aber trat ihren Antheil an
em Orakel der Themis ab, und von dieſer erhielt es
pollon, der den Poſeidon durch Kalauria entſchädigte.
Der Mythos ſetzt hinzu, Apollon habe nun den Dra-
en **Pytho**, der das Orakel bewachte, alſo auch je-
er Naturreligion angehörte, getödtet und ſich in den
Beſitz deſſelben geſetzt 28).

Eine andere Sage, die zu dieſer hinzutrit, iſt die
yperboreiſche, welche in Delphi wie auf Delos ein-
eimiſch war. So ſang die Delpherin **Böo** in einem
eiligen Hymnos: Pagaſos und der göttliche Agyieus,
ie Söhne der Hyperboreer, errichteten dort das berühmte
rakel. Und nachdem ſie auch die Namen anderer Hy-
erboreer angeführt hatte, nannte ſie am Ende des
ymnos den Olen, „welcher der erſte Prophet des Phö-
bos war und zuerſt alter Worte Geſang zimmerte 29). Auch nannte Mnaſeas von Patara alle Delpher ihrem Urſprunge nach Hyperboreer 30). Derſelben Sage folgte Alkäos im Päan auf Apollon 31) und ließ den neugebornen Gott Apollon auf Zeus Befehl mit einem Schwanengeſpann nach Delphi fahren; allein Apollon ließ die Schwäne zuerſt zu den Hyperboreern fliegen. Als ihm aber die Delpher Chöre um den Dreifuß geſtellt und ihn angerufen hatten, kam er mit ſeinem Schwanengeſpann zurück. Daher gehe Apollon nach Ablauf der großen (8jährigen) Zeitperiode zu den Hyperboreern, und ſpiele und tanze mit ihnen vom Frühlingsäquinoctium bis zum Aufgange der Pleiaden 32). Die Schwäne haben wir auch oben beim Omphalos gefunden und der kleinere Homeridenhymnos 33) auf Apollon erwähnt ſingende Schwäne am ſtrudelnden Peneios. Sie alſo (wie oft kommt nicht Kyknos in Berührung mit Apollon?) gehören beſonders dieſem Gott an, und durch dieſe Verbindung mit dem Apollon kam es dann wol erſt, daß ihnen der Geſang beigelegt wurde 34).

Die Urſitze des doriſchen Stammes ſind am Oſſa und Olympos, alſo um das Thal **Tempe** 35). Dort auf dem Gebirgsjoche des Olympos lag der Tempel des pythiſchen Apollon, das Pythion, und ein Ort gleiches Namens 36), und ein uralter Altar ſtand in der Schlucht des Peneios 37). Apollon iſt aber ein echt helleniſch-doriſcher Gott, weshalb Doros auch ein Sohn Apollons heißt 38) und der Gott ſelbſt den Beinamen **Tempeitas** hat 39). Hieraus kann man nun ſchon ſchließen, daß der Dienſt des Apollon vom Tempe nach Delphi durch die Wanderung der Dorier und ihre Beſitznahme von Dryopis, der Landſchaft, die ſeitdem Doris oder die doriſche Tetrapolis hieß, gekommen iſt. Aber ein unzweideutiges Zeugniß führt dieſe Annahme zur völligen Evidenz. Älianos erzählt bei ſeiner Beſchreibung des Thals Tempe 40), daß der pythiſche Apollon nach der Erlegung des Drachen Pytho nach Tempe geflohen wäre, um ſich dort auf Befehl des Zeus zu reinigen, und nachdem er ſich dort mit Zweigen vom Lorbeer bei dem Altare, der in dem Thale Tempe ſtehe, bekränzt und einen Lorbeerzweig in die Rechte genommen hätte, er nach Delphi zurückgekommen und nun im Beſitz der Weiſſagung geweſen wäre. Noch jedes neunte Jahr, fährt er fort, ſchickten die Delpher edle Knaben und einen von ihnen als Architheoren nach Tempe. Die brächten dort herrliche Opfergaben dar und brächen von demſelben Lorbeer — er hieß **Dyareia** 41) — von welchem der Gott ſich einſt bekränzt hatte, Zweige zu Kränzen und

---

25) Pauſan. 10, 5. *Böckh Pind.* expl. p. 568. 569.
6) Pauſan. 9, 11, 5. 27) Diodor. 16, 26. Pauſan. 10,
, 8. *Plut.* de def. orac. 42. 46. 28) Homeridiſcher Hym-
os auf Ap. 300. 372.

29) Pauſan. 18, 5, 4. 30) Schol. Apollon. 2, 676. 31) In Proſa bei Himerios, or. 14, 10. 32) Hekatäos und andere bei Diodor. 2, 47. 33) Es iſt der zwanzigſte in der Samlung bei Wolf. 34) Anderes mehr, das zur Hyperboreerſage gehört, ſiehe im Artik. **Delos**. 35) Herod. 1, 56. 36) Plut. Qu. 15. Pythoum bei Liv. 44, 2. 32. 35. 42, 53. Steph. Byz. unter *Πύθιον*. Auch Meliſſeus Delphika gehört hieher bei Tzetzes zu Heſiod. W. u. T, S. 86. Heinſius. 37) Älian. v. h. 3, 1. 38) Apollod. 1, 7, 6. 39) Nach einer Inſchrift bei Walpole trav. p. 505. *ΑΠΛΟΥΝΙ ΤΕΜΠΕΙΤΑ*. 40) Älian. v. h. 3, 1. 41) Heſych. s. v.

zögen des Weges, welcher Pythias oder der heilige Weg[42]) genannt wurde, nämlich durch Theſſalien, Pelasgien, das Land der Malier und der Änianen, über den Öta, durch Doris und das weſtliche Lokris. Überall fand die Theorie bei dieſen Völkerſchaften gaſtliche und ehrende Aufnahme. Fragt man nun, weswegen dieſe Theorie nicht den gewöhnlichen Weg durch die Thermopylen genommen haben mag, ſondern den entlegeneren und zugleich beſchwerlicheren über das Ötagebirge, ſo ſcheint die Antwort dahin geſtellt werden zu können, daß dies der Weg ſelbſt war, den die Dorier in früheren Zeiten auf ihrer Wanderung vom Tempe nach Doris nahmen, und wo ſie den Apolloncult überall verbreiteten und daher freundliche Aufnahme fanden. Für das Letztere ſprechen wenigſtens einzelne Notizen, die ſich uns erhalten haben. So kam der Zug vom Tempe nach dem Flecken Delpnias in der Nähe von Lariſſa, dort hatte Apollon, als er nach der Reinigung und Sühnung am tempeiſchen Altare nach Delphi zurückkehrte, nach beendigten Faſten zuerſt wieder gegeſſen, und der Knabe, welcher den ſühnenden Lorbeerzweig bei der Theorie trug, der Daphnephoros, aß dort ebenfalls zuerſt nach der heiligen Handlung[43]). Der Ort hatte alſo offenbar ſeinen Namen daher erhalten, und das iſt ein Zeugniß für das Alter der Sage. Auch die Dienſtbarkeit des Gottes beim Admetos wurde von dem Knaben bei dieſer Theorie dargeſtellt[44]), und darum wird dieſe auch Pherä berührt haben. Der Gott ſelbſt mußte nämlich dem Admetos als Knecht dienen, um die Schuld abzubüßen; denn er, der Gott der inneren Reinheit (daher Phöbos, *Φοῖβος*, der Reine, Unbefleckte) war durch den Kampf mit der unreinen Natur befleckt worden, darum büßte er in Dienſtbarkeit und wurde geſühnt am Altare in Tempe. Wieder gereinigt kehrt er dann nach Pytho zurück, um den Menſchen des Zeus Ordnungen — *θέμιστες* — das heißt, was in den verwickelten Lagen des irdiſchen Lebens Ordnung und Recht erheiſchen, zu verkündigen. In der Erlegung des Pytho liegt daher nur der Sieg der göttlichen Kraft über die unreine Welt. Mit Recht nennt Müller[45]) „das im Apollon ſich ausſprechende Gefühl des göttlichen Weſens im Gegenſatz der Naturreligionen ein ſupranaturaliſtiſches, indem es ihm eine vom Leben der Natur verſchiedene und außerhalb ſtehende Thätigkeit zuſchreibt, ähnlich dem, aus welchem die Religion Abrahams hervorgegangen iſt.“

Sage von der Verbindung der Kreter mit dem delphiſchen Orakel. Ein Zuſammenhang zwiſchen Delphi und Kreta, wo ſchon aus den Urſitzen der Dorier am Olympos eine Niederlaſſung gegründet war[46]), liegt am Tage. Daher findet ſich an der nordöſtlichen Küſte von Kreta der Apolloncultus mit denſelben Gebräuchen wie in Tempe, und die Reinigungen Apollons wurden in Kreta, wie zu Delphi, angenommen; dort ein omphaliſches Geſild, hier der Omphalos. Da mögen Theorien von Kreta[47]) nach Delphi über dem Homeridenhymnos auf Apollon zum Grunde li So war der erſte delphiſche Hymnode Chryſothemis der kretiſchen Tarrha[48]). In jenem homeridiſchen Hy nos hat ſich aber dieſe kretiſch-delphiſche Sage er ten. Der Gott ſelbſt gründet ſich, vom Olympos he kommend, ſein heiliges Haus zu Pytho, und als er überlegte, welche Männer er zu Prieſtern in der fe ten Pytho beſtellen ſollte, ſo ſah er ein ſegelndes S auf dem Meere, welches viel edle Kreter vom ſchen Knoſos trug. Sogleich leitete er es als De nach Kriſa, und die Kreter ſtiegen ans Land. D ſchien ihnen Apollon in ſeiner Herrlichkeit, führte ſeinem Heiligthume am Parnaſſos und verkündigte ih daß ſie dort ſeine Prieſter ſeyn ſollten. Sie fol ihm zwar, erſchraken aber über die unfruchtbare rauhe Gegend. Apollon lächelte und foderte von ih ihm nur immer mit dem Opfermeſſer in der Re Schafe zu ſchlachten und ſeinen Tempel zu hüten, werde ihnen alles reichlich zufließen. Allein er ſch mit den Worten, andere Männer würden ihnen de Gebieter — *σημάντορες ἄνδρες* — ſeyn, denen ſie ſtändig untergeben ſeyn würden. Man ſieht hie daß Apollon die Kreter nur zu Prieſtern von gering Range einſetzt. Es werden alſo jene Gebieter kein dern ſeyn können, als jene ſchon erwähnten deuka niſchen, mithin altdoriſchen, Geſchlechter, aus den namentlich die fünf *ὅσιοι* beim Tempel gewählt wurde und die auch Euripides in mehren Stellen bezeichnet als „die Edlen der Delpher, durchs Loos erwählt, dem Dreifuß nahe ſitzend“ und als „die pythiſchen Herrſcher und delphiſche Fürſten.“ Somit ſcheint auch hiedu beſtätigt zu werden, daß nach der alten Sage die G dung des Apolloncultus zu Delphi nicht von den Kr tern ausgegangen war. Ihre ariſtokratiſche D ganz gemäß den Worten des Hymnos, bezeugten deukalioniſchen Geſchlechter zu verſchiedenen Zeiten vornehmlich aber durch ihre Verbindung mit den f tigen Alkmäoniden gegen die Tyrannis des Peiſiſtrate

Ausbreitung des Apollonkultes von D phi aus. Es gehört nicht hieher, die Apollonculte welche von Kreta ausgingen und ſich in allen R gen beſonders an den Küſten des ägäiſchen Meeres ſeinen Buchten finden, zu verfolgen und aufzuzähle nach aller Wahrſcheinlichkeit verbreitete ſich der D des pythiſchen Gottes auch von Delphi aus, und zunächſt über Böotien. Er erſcheint nämlich in Landſchaft in dem Orakel an der Quelle Tilphuſa, in Tegyra, welches ſich ſogar die Geburt Apollo eignete und bei dieſer Behauptung weniger Wider in Delphi fand als Delos, ferner in dem Ismen zu Thebä, wo ſich dieſelben ennaeteriſchen Feſte fa Aber auch nach Attika verbreitete er ſich, wahr mit der Anſiedelung der Joner, denn Jon wird n und Zögling des pythiſchen Apollon genannt; und ttika wird der Gott ſogar als väterlicher Apollon *Ἀπόλλων πατρῷος* — verehrt[53]). Daher ging denn jährlich im Frühlinge eine Theorie — **Pythai-** [54]) — von Athenä nach Delphi auf der heiligen pythiſchen Straße, welche durch die eleuſiniſche ne auf Önoe, durch den Paß von Dryoskephalä auf ſpiä oder Thebä, Lebadeia, Chäroneia über Pano- und Daulis zwiſchen dem Parnaſſos und Kirphis r den Phädriaden hinweg führte.

---

[42] *Plut.* de def. or. 14. 21. de musica 14.

[43] Steph. Byz. unter *Δειπνιάς*.

[44] *Plut.* de def. orac. 15.

[45] Dorier. Thl. 1. S. 307.

[46] Odyſſ. 19, 177. *Δωριέες τριχάϊκες* auf Kreta. Strab. 10. S. 475. Steph. Byz. unter *Δώριον*. Diodor. 5, 80. 4, 60.

[47] Plut. Theſeus 16.

[48] Pauſan. 10, 7.

[49] Ion. 428. 1233. 1236. 1265.

[50] Herod. 5, 7

[51] Herod. 5, 62. 2, 180.

[52] Darüber Müllers D Thl. 1. S. 215—232.

Aber bei weitem wichtiger wurde für die Verbrei- des Dienſtes des pythiſchen Apollon die Heraklei- oder doriſche Wanderung. Seitdem wurde Apol- herrſchender Gott in der **Peloponneſos**, denn er der Gott des ſpartiatiſchen States, ihm brachten ſpartiatiſchen Könige als erſte Statsbeamte am er- und ſiebenten jeden Monats Opfer dar. Aber von arta aus, wie es denn bald in der Peloponneſos ſchend wurde und beſonders ſeit der Unterwerfung Meſſenien, ging der Dienſt des pythiſchen Gottes auf die übrigen Gegenden über, wenn gleich die ader und Achäer demſelben nicht die erſte Stelle äumten. Auch ein frühzeitiges Mißverhältniß zwi- n den Meſſeniern und den Spartiaten beweiſt wahr- inlich, daß jene ſich dem deliſchen Heiligthum, das nach der doriſchen Wanderung ioniſirt wurde, an- oſſen. Es dichtete nämlich Eumelos[55]) ein Proſo- für einen meſſeniſchen Chor nach Delos um Olymp.

Die Spartiaten hingegen hielten ſtrenge am delphi- n Tempel, ſchützten ihn ſtets, erhielten ſeine Auto- nie und machten es bei Friedensſchlüſſen zur erſten ingung, daß jeder nach dem Herkommen — *κατὰ τὰ ρια* — ſeine Theorie dahin anſtellen, dort opfern das Orakel befragen ſolle[56]). Es iſt bei dieſer über- genden Macht der Dorier in der Peloponneſos wie- um ſehr natürlich, daß der doriſche Hauptgott, der hiſche Apollon, nun auch einen großen Einfluß auf urſprünglich achäiſche Panegyris zu **Olympia** ge- nn. Daher trat nun Apollon dort neben dem Zeus , und er erhielt den Beinamen **Thermios**, weil der mpiſche Gottesfrieden **Therma** hieß. Seitdem wurde h der Ölbaum von den Hyperboreern nach dem hei- en Hain Altis verpflanzt, ſeitdem wurde die Feier olympiſchen Spiele nach der pythiſchen Ennaeteris rdnet. Die ganze achtjährige Zeitperiode beſtand näm- aus 99 Mondenmonaten; deswegen theilte man zu ympia dieſe Periode in zwei Abſchnitte, den einen von , den andern von 49 Mondenmonaten. Daher fiel Feſt auch in verſchiedene Monate, einmal in den ollonios, das andere Mal in den Parthenios[57]). Auf ſem Wege wurde der pythiſche Apollon eine Gottheit geſamten helleniſchen Volkes.

Pyläiſch-delphiſche Amphiktyonie. Von ausnehmender Wichtigkeit wurde alſo ſeit der doriſchen Wanderung das delphiſche Heiligthum, denn es vereinigte mehr und mehr die verſchiedenen Stämme des helleniſchen Volks. Geſchah dies nun wirklich von der religiöſen Seite, ſo konnte dies mit gleicher Wirkſamkeit auch in politiſcher Beziehung zu Stande gebracht werden, ſeitdem die beim Tempel der Demeter beſtehende pyläiſche Amphiktyonie mit dem delphiſchen Tempel in Verbindung trat. Es wurden durch dieſe Verknüpfung eines pelasgiſchen Heiligthums mit einem helleniſchen auch ſelbſt dieſe beiden Stämme enger mit einander verſchmolzen. Daher fällt die Blüthezeit dieſes Inſtituts in den Zeitraum unmittelbar nach der doriſchen Wanderung. Allein die Ausdehnung und Vervielfältigung der doriſchen und ioniſchen Staten zerriß ſehr bald das Band, welches ſich auf dieſe Weiſe auch politiſch um alle Hellenen hätte ſchlingen können. Wir finden daher die pyläiſch-delphiſchen Amphiktyonen hauptſächlich nur damit beſchäftigt, die Heiligthümer der pythiſchen und pyläiſchen Gottheiten, hauptſächlich aber das delphiſche Orakel, in ihren Rechten und Beſitzungen zu ſchützen. Demnach war der Einfluß, den dieſe Amphiktyonie auf die helleniſchen Völkerſchaften ausübte, faſt nur religiöſer Art durch das Orakel, und gerade in der Zeit, wo ſich die Amphiktyonie als ein politiſches Inſtitut hätte geltend machen können, in den Perſerkriegen, erkennen wir, wie ungemein wenig ſie bedeutete, und daß ſie Berathungen, die politiſche Verhältniſſe zum Zwecke hatten, faſt gar nicht mehr anſtellte. Dagegen kommen ſchon vor den Perſerkriegen mehre, und nach denſelben unzählig viele Fälle vor, wo das delphiſche Orakel bei politiſchen Verhältniſſen Ausſprüche that, die den gemeinſamen Sinn und die Einigkeit des Volks nicht allein nicht beförderten, ſondern die die Kriege unter den Hellenen ſelbſt ſogar anfachten oder unterhielten; und die Amphiktyonen ließen es ſpäter ſogar geſchehen, daß Siegestrophäen aus den bürgerlichen Kriegen beim Tempel aufgeſtellt wurden.

Gebiet des delphiſchen Tempels. Urſprünglich mag dieſes Gebiet, **Delphis** genannt[58]), nicht von großer Bedeutung geweſen ſeyn, denn das rauhe Gebirge und die engen Felsſchluchten mochten wol im Allgemeinen nur Viehzucht, höchſtens etwas Weinbau zulaſſen. Als aber nach dem heiligen oder kriſſäiſchen Kriege Olymp. 46, 1. bis Olymp. 47, 2., den die Amphiktyonen betrieben, das Gebiet von Kriſſa oder Kirrha dem delphiſchen Tempel zugeſprochen ward, ſo erhielt derſelbe eine bedeutende Landſchaft, worin ſich vornehmlich die fruchtbare kriſſäiſche Ebene auszeichnete. Es fragt ſich nun, von wem dieſes Gebiet angebaut wurde, denn daß es unbenutzt liegen geblieben ſei, wird wol niemand zu glauben geſonnen ſeyn. Daß es aber die zum Tempel beſtellten Geſchlechter, jene delphiſchen Herren und Fürſten, nicht bebaut haben werden, kann man ſchon aus dem Homeridenhymnos ſchließen; denn als die vom Apollon berufenen Prieſter über den f[illegible]chten Boden und den kümmerlichen Erwerb aus dem Ackerbau trauerten, ſo gebot ihnen der Gott, ihm nur ſtets zu opfern, und es werde ihnen alles reichlich zufließen. Es läßt ſich alſo nicht anders glauben, als daß es Tempelſklaven oder Bauern — **Hierodulen** — gab, denen die Benutzung und der Anbau des Tempelgebiets oblag. Und wirklich kommen dergleichen Leute häufig vor 59). Plutarchos berichtet 60), die Eretrier und Magneten hätten den Gott mit Erſtlingen von Menſchen beſchenkt. Mithin erhielt der Tempel ſolche Unterthanen durch Schenkung, aber auch durch Kauf 61). Es waren alſo eine Art von Leibeigenen, Tempel- oder Prieſterbauern, deren Zuſtand wahrſcheinlich milder war, als ſonſt in den Statsverhältniſſen, namentlich der Dorier, da an ihnen beſtändig herausgehoben wird, daß ſie unter dem Schutze des Gottes ungekränkt und frei leben könnten; und wenn jemand ſie angreife, um ſie in Sklaverei zu bringen, ſo ſollte dies ebenſo geſtraft werden, als wenn man ſich an einem Freien vergreife. Daher heißt es 62), die Hierodulen fürchten Niemanden.

---

[53]) *Demosthen.* de coron. 274. [54]) Steph. Byz. un- *Πυθώ*. [55]) Pauſan. 4, 4. 33. [56]) Z. B. im Frie- des Nikias Olymp. 89. 3. Thuk. 4, 118. 5, 18. [57]) chs expl. zu Pind. Olymp. 3, 18. S. 138.

[58]) Etymolog. magn. s. v. *Λυκώρεια*.

Pythiſche Kampfſpiele. Schon in älteſter Zeit ſollen muſiſche Kampfſpiele, Hymnen auf den Gott, in Delphi beſtanden haben und bei denſelben Kampfpreiſe ausgeſetzt geweſen ſeyn. Es wird erwähnt, daß Chryſothemis, Karmanoes Sohn, von Tarrha, darauf ſein Sohn Philammon und ſein Enkel-Thamyris einen ſolchen Preis als Hymnoden gewannen. Nach dieſen war Eleuther Sieger 63). Es wurden aber dieſe Hymnen zur Kithara geſungen und Heſiodos deswegen nicht zugelaſſen, weil er dies nicht leiſten konnte 64). Dieſe älteſten Kampfſpiele waren aber ennaeteriſch. Als nun Olymp. 47,3. der Amphiktyonenkrieg gegen Kirrha unter Anführung des Aleuaden Eurylochos und des Sikyoniers Kleiſthenes mit der Eroberung von Kirrha beendigt war, ſo ſetzten die Amphiktyonen zuerſt auch Preiſe aus für gymniſche Kämpfe — *ἀγὼν χρηματίτης*. Dies wird aufs Beſtimmteſte bezeugt vom Scholiaſten zu Pindaros. und dem marmor Parium 65), und bei beiden wird zu der Zeit Simon Archon zu Athenä genannt. Nun heißt es aber bei dem Scholiaſten, ſechs Jahre nachher, als Damaſias Archon zu Athenä war, wären Kränze für die Sieger ausgeſetzt — *ἀγὼν στεφανίτης*. Das würde alſo in Olymp. 49, 1. fallen. Weil ſich aber nicht beweiſen läßt, daß in dem Jahre pythiſche Spiele angeſtellt ſind, denn dieſe fielen ſtets in das dritte Jahr einer Olympiade, ſo legte Corſini dies in Olymp. 48, 3.; allein ohne allen Grund. Dagegen hat das marmor Parium unter Olymp. 49, 3. den Damaſias als athenäiſchen Archon und die Einrichtung des *ἀγὼν στεφανίτης*. Hieraus geht hervor, daß auch die erſte Pythiade neuerer Einrichtung noch ennaeteriſch war 66), und wenn Pauſanias die erſte Pythiade in Olymp. 43, 3. zu ſetzen ſcheint, ſo nur eben dies überſehen, denn er wußte wohl, zweite Pythiade in Olymp. 49, 3. fiel. Weil Pythiaden ſeitdem beſtändig vierjährig waren, er auf Olymp. 48, 3. als die erſte Pythiade legte in dieſes Jahr, was richtiger in Olymp. gehörte. Seit Olymp. 49, 3. wurden aber die ſchen Spiele regelmäßig in jedem dritten Jahre der piade gefeiert.

Schwierig iſt die Jahreszeit und der Monat ſtimmen, in welchem die Kampfſpiele angeſtellt Clinton 67) ſucht zu beweiſen, daß ſie in den oder dritten Monat des dritten Jahres der fielen, und das würde gegen Ende des Auguſt Anfange des Septembers unſerer Zeitabtheilung, hin gegen den Herbſt ſeyn. Dagegen ſetzt Böckh gleich nach dem Monat Elaphebolion, alſo in den fang des Monats Munychion, und das würde erſte Drittheil unſeres Aprils fallen. Dieſe aber ſchon darum vieles für ſich, weil die tyonen, die die Vorſteher und Kampfrichter bei den len waren, jeden Frühling ihre Zuſammenkünfte delphiſchen Tempel hielten. Der Preis des war ein Lorbeerkranz von jenem heiligen Baume im Tempe 69). Der Hippodromos lag in der Ebene 70).

Übrigens blieben neben den gymniſchen len auch fortwährend die muſiſchen, und in der Pythiade traten auch Flötenſpieler und Kithariſten Geſang zum Wettſtreit auf. Bei dieſen ſuchten die Delpher die Schickſale des Gottes durch ſikaliſche Compoſitionen darzuſtellen, und ſo entſtand pythiſche Satzweiſe — *νόμος πυθικός*, — welche in Folge Timoſthenes, der Admiral des Königs Philadelphos, zu einer großen Compoſition Gegenſtand dieſer Compoſition war der Kampf mit dem Drachen Pytho, und es beſtand dieſelbe der *πεῖρα*, einer Vorbereitung und Einleitung in Muſik und den Kampf. Sie zerfiel wieder in das ſpiel, *ἀνάκρουσις*, die *ἄμπειρα*, das Auftreten lons auf den Kampfplatz, und den *κατακελευσμός*, Gottes Herausfoderung des Drachen unter der Parnaſſier. 2) Aus den *ἴαμβοι*; der Gott mit dem Drachen und erlegt ihn. Sie zerfielen *σάλπιγξ* und den *ὀδοντισμός*; dadurch wurden die wünſchungen und Schmähungen gegen den Drachen, das Zähneknirſchen und die Wuth deſſelben 3) Aus den *δάκτυλοι*, dem Siegesliede nach Kampfe. 4) Aus den *σύριγγες*, der Drache thut Geziſch die letzten Athemzüge, wobei hauptſächlich Flöte gebraucht wurde.

Delphiſche Verfaſſung. Wir haben

---

59) Eurip. Andrem. 1092. *λαὸς οἰκήτωρ θεοῦ*.

60) De pyth. or. 16. *ἀνθρώπων ἀπαρχαῖς*.

61) Eurip. Jon. 322. 1299. Vieles zur Beſtätigung des hier Geſagten hat Böckh aus Urkunden, die ſich ebenfalls theils auf Schenkung, theils auf Kauf beziehen, in Hirts Hierodulen, Berlin 1818, geſammelt.

62) Schol. Eurip. Phön. 243.

63) Pauſan. 10, 7. Plut. Sympoſ. 2, 4.

64) Pauſan. a. a. O. Strab. 9. S. 421.

65) Hypotheſ. d. Schol. Pindar. Pyth. S. 298. und Böckhs explic. zu Olymp. 12. S. 206 ff. Marmor Parium ep. 38.

66) Bei dem pindariſchen Scholiaſten muß daher *ἐνναετῇ* anſtatt geleſen werden. Vergl. Müllers Dorier. Th. 2. S.

67) Fasti hellenici ed. Krüger. p. 207 seq.

68) inscriptt. I. p. 812.

69) Älian. v. h. 3, 1.

70) ſan. 10, 7. 37. Heliod. Äthiop. 4. zu Anfg.

71) ſen Gegenſtand: Strab. 9. S. 421. Pollux 10, 84. d. Schol. Pindar. Pyth.; zugleich Böckhs Pindar. I. S.

ben geſehen, daß die delphiſche Verfaſſung ohne Zweifel ligarchiſche Prieſter- und Adelsherrſchaft war. Schon ie σημάντορες des Homeriden-Hymnos, dann die ὅσιοι, elche nur aus deukalioniſchen Geſchlechtern genommen erden konnten, dienen zum Beweiſe. Auch hielt es die ythia beſtändig mit den Ariſtokraten, z. B. mit den lkmäoniden, die ſogar ein Darlehn aus dem Tempel- hatz erhielten[72], vornehmlich aber mit der ariſtokra- ſchen Sparta. Von der eigenthümlichen Beſchaffenheit r delphiſchen Oligarchie ſind wir aber leider nicht un- rrichtet. Es kommen nur gelegentlich ein Archon, nach elchem das Jahr benannt wurde, — Gylides Olymp. 7, 3. und Diodoros Olymp. 49, 3.[73], — ferner ein önig[74], ein Rath, ein Vorſteher des Raths, ein rophet, ein Hieromnemon, Nomophylakos und Äſy- anten[75] vor. Doch wird auch eine Volksverſamlung r Delphier — ἐκκλησία — genannt, und in Statsge- häften iſt von einer πόλις der Delpher die Rede; allein n delphiſcher Demos kommt nicht vor. Wie ſich aber eſe Statsgewalten zu einander verhalten, ob ſie nach- nander, oder alle neben einander beſtanden haben, iſt cht auszumitteln.

Verfall und Untergang des delphiſchen rakels. Außer den allgemeinen Urſachen, die den erfall und Untergang ſolcher Inſtitute des Alterthums hon mit ſich führten, und die hier auseinanderzuſetzen cht der Ort iſt, liegen als beſondere Gründe des Sin- ns der delphiſchen Weiſſagung die Selbſtſucht und der igennutz der delphiſchen Prieſter am Tage. Dieſe aber igen ſich bei ihnen ſchon ſehr frühe und zeichnen ſie vor anchen anderen Prieſterſchaften in Hellas aus. Denn s welchem anderen Grunde geſtatteten ſie jeglichem usländer, woher er auch kommen mochte, den Zutrit ihrem Heiligthume, das doch ſeit der doriſchen Wan- rung auf den Gemeinſinn der Hellenen hätte einwirken nnen, wenn es ein Nationalinſtitut geblieben wäre? ar aber der Fremdling nur freigebig, ſo konnte er n den Delphiern alles verlangen. Wir haben dafür nen traurigen Beweis in der Geſchichte des Kröſos. ls der lydiſche König ſeine großen und wahrhaft kö- glichen Geſchenke nach Delphi geſchickt hatte, die He- dotos noch ſah und bewunderte, ſo gaben die Delphier m ſelbſt und den Lydern Promantie (Vorrang bei dem rakel), Atelie (Abgabenfreiheit) und Proedrie (Vorſitz); was das Schmählichſte war, jeder Lyder konnte, enn es ihm beliebte, delphiſcher Bürger werden, und s auf alle Zeiten[76]. Bei ſolcher Geſinnung iſt es frei- h nicht wunderbar, daß auch ſchon vor den Perſerkrie- n Beiſpiele von Beſtechlichkeit der Pythia vorkom- en[77]. Die Habſucht der delphiſchen Prieſter war da- r zum allgemeinen Sprichwort geworden[78]:

In Delphi kaufe Fleiſch, wenn du geopfert haſt.

enn daß der Opfernde von ſeinem Opferthier ein Opfer- ahl veranſtaltete, ward ihm dort nicht erlaubt, alles nahmen die Prieſter an ſich. Auf dieſem Wege mußte das Orakel ſeinem gewiſſen Verfall entgegen gehen, und nicht erſt der Sturz des Heidenthums zog auch ſeinen Fall nach ſich. So verſichert uns Strabon, daß es zu ſeiner Zeit in der Meinung der Menſchen ungemein geſunken ſei. Und faſt um dieſelbe Zeit finden wir beim Lucanus[79]:

— — non ullo saecula dono
Nostra cavent majore deum, quam Delphica sedes
Quod siluit.

und an einer andern Stelle:

— — muto Parnassos hiatu
Conticuit pressitque deum.

Auf ähnliche Weiſe drückt ſich Juvenalis aus[80]: Delphis oracula cessant. Dennoch ſcheinen hie und da beim Anfange des 2. Jahrhunderts noch Orakelſprüche zu Delphi ertheilt worden zu ſeyn, wie ſich aus Lukianos ſchließen läßt[81]. Wiederum behauptet Minucius Felix[82], daß das vorſichtige und zweideutige Orakel des pythiſchen Apollon zu ſeiner Zeit verſtummt ſei, da die Menſchen gebildeter und weniger leichtgläubig geworden wären. Endlich befragte der Imperator Julianus das delphiſche Orakel wirklich noch, woraus wenigſtens erhellt, daß es dem Namen nach noch beſtand. Er erhielt aber zur Antwort: Saget dem Könige, der kunſtvolle Wohnſitz iſt in den Staub geſunken, Phöbos hat nicht mehr ein Obdach und keinen weiſſagenden Lorbeer, auch keine redende Quelle; verſiegt iſt das ſchöne Gewäſſer. — Claudianus ſagt daher[83], Apollon habe ſich von Delphi wieder zu den Hyperboreern zurückgezogen:

pulcher Apollo
Lustrat Hyperboreas Delphis cessantibus aras.

(*L. Zander.*)

DELPHIN (*Δελφίν*), ein mythiſches Seethier der alten Völker, deſſen Begriff aus dem bekannten Seeſäugethier Delphinus, Delphis des Linné, dem Tümmler, nicht aber wie Andere wollen, aus dem Manatus entſtanden war. S. *Beckmann* ad Antigon. Caryst. p. 110; *Schneider* ad Aelian. H. A. II, 52. In Ägypten war es eins der Attribute des Nil, denn Delphine ſollten aus dem Mittelmeere den Nil hinaufſteigen (Strab. X. p. 780.) und dort mit Krokodilen kämpfen (Senec. Quaest. nat. IV, 11.). Es ward alſo als ein wohlthätiges, das Schädliche bekämpfende Geſchöpf angeſehen, und war gleichſam Symbol des Mittelmeers ſelbſt und darum des Gottes Neptun, vielleicht zu einem alten Fiſchdienſt der Küſtenvölker dieſes Meeres gehörig, denn von den alten Telchinen heißt es, ſie hätten es zu den heiligen Fiſchen gerechnet (Athenaeus VII. p. 282. E. p. 30 Schweigh.). Seeſtädten und Seefahrern diente es zum beſondern Wahrzeichen. Schon Ulyſſes ſoll es in ſeinem Schilde und ſogar im Siegelringe geführt haben (Lycophr. Cass. 655. und daſelbſt Tzetzes), weil ein freundlicher Delphin einſt ſeinen ins Meer gefallenen Sohn Telemach gerettet habe (*Plut.* de solert. animal. p. 985 B.). Zwei Eigenſchaften deſſelben nämlich werden vorzüglich hervorgehoben, ſeine Schnelligkeit und ſeine Menſchenfreundlichkeit. In der erſtern Hinſicht verglich man ihn mit dem Pferde. Was dieſes auf dem Lande war, war der Delphin zur See. Er beherrſchte gleichſam dadurch die Waſſer und bezeichnete alſo ſymboliſch, auch bei Neptun, die Meeresherrſchaft. Der mythiſche Grund aber, warum Neptun das Thier liebte, war, daß es ihm durch ſeine Klugheit und Treue den Beſitz der geliebten Amphitrite verſchafft hatte, wofür er es auch zur Belohnung unter die Sterne verſetzte. Auch zur Amymone nach Lerna trug es den liebenden Gott (Lucian. Meergöttergeſpr. Thl. VI. S. 105 Bip.). Überall zeigte er ſich als gütig und menſchenfreundlich, ſanftgeſittet, ſogar die Muſik liebend. Küſtenvölker wußten gar vieles von ſeiner Anhänglichkeit an Menſchen, beſonders Kindern, zu erzählen. Hatte doch einſt ein Delphin den berühmten Sänger Arion gerettet und war dafür zu den Sternen erhoben worden. Apollo, der Vorſteher des Geſanges und der Tonkunſt, nahm daher ſeine Geſtalt an, als er das Heiligthum von Delphi ſtiften wollte. Sein Erſcheinen warnte den Schiffer vor dem kommenden Sturm. Er bezeichnete alſo das ruhige Meer, auf dem das Schiff ſanft und ſchnell dahin gleitet, die beſänftigte Flut, die glückliche Fahrt, den verſöhnten, freundlichen Meergott. Dieſem geben ihn Künſtler bald in die Hand, bald unter die Füße (Paus. Phoc. 34.). Es dient auch ſeinen Söhnen und Günſtlingen mit gleicher Bereitwilligkeit. Zur Hochzeit des Peleus und der Thetis reitet Eros ſelbſt auf einem Delphin (Basrelief bei Zoëga Baſſir. Nr. 53.); das deutete auf das Glück der Verbindung. Überhaupt liebten die Künſtler die Darſtellung dieſes Thieres wegen der geſchwungenen Wellenlinie ſeiner Geſtalt. Der Umſtand, daß Seefahrer oft Delphine als Symbole von Seeſtädten erblickten, mag zu vielen Erzählungen von durch ſie geretteten Menſchen Anlaß gegeben haben, wie z. B. das Bild eines Delphin auf Tänaron in Lakonien zu der Fabel vom Arion. Auch Tarent hatte einen Delphin zum Wahrzeichen, weil der Neptunsſohn Taras, ſein Stifter, auf einem Delphin an die Küſte gekommen oder des Taras Sohn durch einen ſolchen gerettet worden ſei. (Probus und Pompon. Sabinus ad Virg. Georg. II, 197.) — Endlich ſpielt auch in Bacchiſchen Mythen der Delphin eine Rolle. Im 5. Hom. Hymn. auf Bacchos verwandelt der Gott die tyrrheniſchen Schiffer in Delphine, und einer von ihnen wird das Sternbild am Himmel (Hyg. poet. Astron. XVII. p. 460 Staver). Ja man nannte ſelbſt den Delphin Tyrrhenus piscis (Seneca Agam. 451.), eben als Symbol des Landes und der Schifffahrt der Tyrrhenier. In den Sagen von Naxos erzählte man von Delphinenmenſchen. (Vergl. Nonnus Dionys. XXIII, 292. XXXVIII, 371. XLIII, 191, 288.) Nach Paus. Cor. c. 3. ſtand die Bildſäule des Palämon, des Sohnes der Ino, die den Dionyſos erzogen, auf einem Delphin, denn Palämon gehörte mit zu den Seegottheiten.

---

[72] *Demosth.* in Mid. 561, 17. Thuk. 1, 121.
[73] Hy- th. d. Schol. Pind. Pyth.
[74] *Plut.* quaest gr. 12.
5) *Corsini* fasti att. II, 469 seq.
[76] Herod. 1, 54.
) Herod. 5, 63. 90. 6, 65.
[78] Plut. Sympoſ. 7, 6.

[79] Pharſal. 5, 111. 131.
[80] Satir. 6, 555.
[81] *Lucian.* in pseudom.
[82] *Minuc. Fel.* in Octav. 26.
[83] *Claud.* de sext. cons. Hon. 25.

Delphin 2) ein bekanntes Sternbild nahe an der Milchſtraße, weſtlich vom Pferde, nördlich vom Waſſermann, öſtlich vom Adler und ſüdlich vom Schwane. Das Mythiſche von dieſem Bilde iſt ſchon erzählt. Vier Sterne
α, von der dritten, β, γ, δ, der vierten Größe,
nahe zuſammenſtehend, eine Rhomboide und
am Kopfe des Fiſches; unter ihnen ſüdlich iſt ein
ε der vierten Größe im Schwanze. Außerdem
das Sternbild noch 7 Sterne der fünften, 8 der
und mehre der ſiebenten und achten Größe. Den
ε nennen die Araber Dseneb el dulfîn, Schw
Delphin, oder auch Amûd el-salîb, Stiel des K
weil ſie ſich auch die Figur eines Kreuzes denken,
obern Theil die 4 Sterne bilden und daher El-ak
salîb, der Knoten des Kreuzes, heißen, von Okda
ten, d. h. die Verbindung der Querhölzer des Kr
Man kann aber auch akûd für den Plural von Ik
hen; dann bezeichnet es die Perlen und Steine
mit ein zum Schmucke dienendes Kreuz beſetzt
Nach dem Scholiaſten des Germanicus S. 124
die Alten dies Geſtirn auch Musicum signum,
ſich der Grund aus dem mythiſchen Begriffe des
phin ergibt. (P

Delphinapterus *Lacépède* (Mammalia), ſ. De
phinus. (T

Delphinat ſ. Dauphiné in den Nachträgen.

Delphinia ſ. Delphinios.

Delphinia *Desvoidy* (Insecta), ſ. Myodarii.

DELPHININ, Delphinium (nicht Delphium
eigenes, brennendſcharfes, giftiges Pflanzenkal
Rud. Brandes 1819 gleichzeitig mit Laſſaign
Feneulle in den Samen von Delphinium S
sagria, an Äpfelſäure gebunden, fand und ſo
lehrt: Man kocht die Körner mit Alkohol von
einige Zeit gelinde und filtrirt die Flüſſigkeit
heiß; die beim Erkalten niederfallende, *flockige*,
Subſtanz wäſcht man mit kaltem Alkohol möglichſt
aus. Oder man kann auch die wäſſerige Auskoch
der Samen durch Ammonium überſättigen und de
haltenen Niederſchlag mit Alkohol auskochen, den
ſiedend durchſeihen und erkalten laſſen, damit
Delphinin in weißen Flocken ausſondere, davon
5 Proc., zum kleinern Theil an Säuren gebunden,
gens außer Verbindung mit denſelben im Samen
ren. — Nach Laſſaigne zieht man mit Äther
Cotyledonen aus, von denen der ſcharfe Geſchm
Stephanskörner herrührt, kocht ſie dann in etwas
ſer, filtrirt, läßt die Flüſſigkeit über reiner, geb
Bittererde aufwallen, filtrit abermals, kocht hier
gut abgewaſchenen Bittererderückſtand mit 40g
Weingeiſt und verdunſtet dieſen an freier Luft,
das Kaloid in der Schale zurückbleibe.

Nach den vorläufigen Verſuchen ſind die
ven Beſtandtheile deſſelben höchſt wahrſcheinlich
ben des Morphin und Strychnin, von welchen
ſogleich durch ſeinen, in der Siedhitze der Öle
reichlich ſich entwickelnden, eigenen, ſcharfen
durch den Mangel an Kryſtalliſationsfähigkeit
ſein ganz anderes Verhalten gegen Säuren
unterſcheidet, als durch den ausgezeichnet brennen
fen Geſchmack ſeiner Salze, da es ſelbſt im ungeb
nen Zuſtande faſt ganz geſchmacklos iſt.

Getrocknet ſtellt das Delphinin, nach Bra ein graulichweiſſes, undurchſichtiges, ſehr feines, im Sonnenlichte glänzendes, in feuchter Luft unveränderliches, faſt geruch- und geſchmackloſes (nach Laſſaigne aber erſt etwas bitteres, dann ausnehmend ſcharf ſchmeckendes) Pulver dar. Zwiſchen den Fingern ballt es ſich blos etwas zuſammen, ohne mit Wachs formbar zu ſeyn, ſchmilzt aber gleich dieſem, wird beim Erkalten hart und brüchig, zerſetzt ſich bei einer höhern Temperatur, wird ſchwarz, ſtößt einen weißen, eigen riechenden, entzündlichen Rauch aus und hinterläßt eine ohne Rückſtand verbrennliche Kohle.

Nur von ſiedendem Waſſer wird das Delphinin merklich beim Erkalten getrübt; Alkohol und Äther löſen es beim Sieden vollſtändig auf, die ganz farbloſe und durchſichtige Löſung ſelbſt trübt ſich erſt durch Abkühlung und ſetzt flockige, blättrige Häutchen ab; Terpentinöl löſt es ſchnell und leicht auf; mit Mandelöl kaum einige Minu- en erwärmt, entwickelt es außerordentlich ſcharfe, die Lunge heftig reizende Dämpfe, weit ſtärker als dies beim Verbrennen deſſelben über der Lichtflamme geſchieht. Die Entwickelung des ſcharfen Princips erfolgt vorzüglich bei einem gewiſſen Punkte der Zerſetzung des Delphinin, und dieſer Punkt dürfte durch jenen des Siedepunkts er Fettöle mehr fixirt werden und mit dieſem gerade uſammenfallen.

Die geiſtige Auflöſung des Delphinin färbt geröthe- es Lackmuspapier weit ſchneller wieder blau, als das Morphin. Einwirkungen auf Menſchen und Thiere ſind noch nicht verſucht worden.

1) **Schwefelſaures Delphinin**, ein ſehr auflösliches Neutralſalz, in prismatiſchen, luftbeſtändigen, usnehmend bitterbrenne..d ſchmeckenden Kryſtallen, de- en Löſung Ätz- und Mildkali, Ammonium und ſalz- aur. Baryt ein wenig trübt, das Lackmuspapier aber nicht verändert. Das neutrale Salz beſteht, nach Feneulle, aus 100 Delphinin und 2,136 Schwefelſäure, das baſiſche aus 100 Delph. und 1,194 Säure und das aure aus 100 Delph. und 4,272 Säure.

2) **Salpeterſaures Delphinin**, ſchwierig in leine Prismen kryſtalliſirend, leicht zerfließlich, von rennendem Geſchmack. Aus ſeiner Löſung fällen Ätz- ali, Ätzammonium, Natron und Mildkali weißliche Flocken.

3) **Salzſaures Delphinin**, eine dichte, nicht ryſtalliniſche, ſcharfbrennend ſchmeckende, an der Luft eucht werdende Salzmaſſe, die, in Waſſer gelöſt, durch Ätz- und Mildkali, Ammonium und ſalpeterſ. Silber ei- e Trübung erleidet.

4) **Eſſigſaures Delphinin**, dem ſalpeter- und alzſauren faſt analog.

5) **Oxalſaures Delphinin**, ein in Waſſer ſchwer lösliches Salz [*]. *(Th. Schreger.)*

DELPHINION, Delphinium, 1) Hafen in Böotien, nachmals zu Attika gehörig, eine Stunde öſtlich von Oropus (Strabo 9. p. 279.). Muthmaßlich jetzt Mancopaldo. — 2) Eine ehedem große Stadt auf der Inſel Chios, auf der Oſtküſte gelegen, mit einem Hafen, welcher jetzt Hafen Delfino heißt. Eine Flotte von 80 Schiffen konnte darin vor Anker liegen. — 3) ſ. Delphinios. *(H.)*

DELPHINIOS, Beiname Apollons. Über deſſen Urſprung ſ. Apollon, Thl. IV. S. 419. Apollon hatte unter dieſem Beinamen einen Tempel zu Athen: Delphinion, in welchem ein beſonderer Gerichtshof war (τὸ ἐπὶ Δελφινίῳ), welcher über zwar vorſätzlichen, aber mit rechtlicher Befugniß, z. B. zur Selbſtvertheidigung oder an einem ertappten Ehebrecher begangenen Todſchlag erkannte (Plut. Solon c. 37. Demosth. in Aristocr. p. 644.). Theſeus, als er den Pallas und deſſen Söhne getödtet, ſoll zuerſt hier Recht genommen haben (Paus. I, 28.). Vergl. Ephetai. — Delphinia hießen die dem delphiniſchen Apollon geweiheten Feſtſpiele zu Ägina (Schol. Pind. Ol. 7, 156. Pyth. 8, 88.). *(H.)*

DELPHINIUM (Ritterſporn). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Helleboreen der natürlichen Familie der Ranunculeen und aus der dritten Ordnung der 13. Linnéſchen Klaſſe. Der Name findet ſich zuerſt bei Dioskorides (δελφίνιον, mat. med. III, 77.). Char. Der Kelch corolliniſch, fünfblättrig, das oberſte Blättchen zu einem Sporn verlängert; die Corolle vierblättrig (oft durch Verwachſung einblättrig); die oberen Blättchen ſind nach hinten gehörnt, die unteren bisweilen geſpalten; die Staubfäden kurz, an der Baſis breit, mit am Ende ſtehenden, elliptiſchen, zweifächerigen, nach außen ſich öffnenden Antheren; drei bis fünf kurze Griffel mit ausgerandeten Narben; eine, drei oder fünf häutige, balgartige Kapſeln, auf der Nath die Placenta; die Samen winklig, mit Eiweiß (Reichenb. Aconit. t. 5. 6.). Von den 50 bekannten Arten ſind 21 Sommergewächſe; ſie ſind im ſüdlichen Europa, beſonders an den Küſten des Mittelmeers und in Perſien einheimiſch. Ebenfalls an den Küſten des mittelländiſchen Meeres finden ſich drei zweijährige Arten. Von den übrigen perennirenden Arten, die ſich meiſt durch hohe Stengel und ſchöne blaue Blüthen auszeichnen, wachſen nur zwei auf den teutſchen Alpen (aber auch in andern Ländern): *D. intermedium* Ait. (Hort. Kew. ed. 1. p. 243., *D. alpinum* Kit. hung. III. p. 273. t. 246. D. elatum L.) und *D. montanum* Cand. (Fl. fr. V. p. 641., *D. elatum* Allion. ped.); die übrigen in Mittelaſien, Sibirien, Nordamerika, eine im nördlichen Afrika und in Portugal (*D. pentagynum* Lam. enc., Desf. atl. I. p. 427. t. 111.) und eine in Mittelitalien (*D. velutinum* Bertol. exc. p. 12.).

Alle Arten ſcheinen die flüchtige Schärfe, welche überhaupt den Ranunculeen eigen iſt, in höherem oder geringerem Grade zu beſitzen. Das Kraut einiger Arten, wenn es unter das Viehfutter gemiſcht war, hat Blutharnen und Durchfall hervorgebracht. Beſonders deutlich zeigt ſich aber dieſer ſcharfe Stoff in den Samen mehrer Arten. Faſt alle Delphinien eignen ſich zu Zierpflanzen.

---

[*] Vergl. Rud. Brandes in Schweigger's N. Journ. Ch. u. Ph. XXV, 4. S. 369 ꝛc. — Trommsdorff's neues Journ. d. Pharm. 1819. III, 2. S. 143 ꝛc. — Laſſaigne und Feneulle im Journ. d. Pharm. Jan. 1823; teutſch in Hän- e's Magaz. d. Pharm. 1823. Mai. S. 171 ꝛc.; vergl. Gilbert's Ann. d. Phyſik. 1820. 10. Stck. S. 373 ꝛc. u. Schweigger's N. Journ. 1824. XII, 1. S. 116 ꝛc.

vorzüglich hervorgehoben, ſeine Schnelligkeit und ſeine Menſchenfreundlichkeit. In der erſtern Hinſicht verglich man ihn mit dem Pferde. Was dieſes auf dem Lande war, war der Delphin zur See. Er beherrſchte gleichſam dadurch die Waſſer und bezeichnete alſo ſymboliſch, auch bei Neptun, die Meeresherrſchaft. Der mythiſche Grund aber, warum Neptun das Thier liebte, war, daß es ihm durch ſeine Klugheit und Treue den Beſitz der geliebten Amphitrite verſchafft hatte, wofür er es auch zur Belohnung unter die Sterne verſetzte. Auch zur Amymone nach Lerna trug es den liebenden Gott (Lucian. Meergöttergeſpr. Thl. VI. S. 105 Bip.). Überall zeigte er ſich als gütig und menſchenfreundlich, ſanftgeſittet, ſogar die Muſik liebend. Küſtenvölker wußten gar vieles von ſeiner Anhänglichkeit an Menſchen, beſonders Kindern, zu erzählen. Hatte doch einſt ein Delphin den berühmten Sänger Arion gerettet und war dafür zu den Sternen erhoben worden. Apollo, der Vorſteher des Geſanges und der Tonkunſt, nahm daher ſeine Geſtalt an, als er das Heiligthum von Delphi ſtiften wollte. Sein Erſcheinen warnte den Schiffer vor dem kommenden Sturm. Er bezeichnete alſo das ruhige Meer, auf dem das Schiff ſanft und ſchnell dahin gleitet, die beſänftigte Flut, die glückliche Fahrt, den verſöhnten, freundlichen Meergott. Dieſem geben ihn Künſtler bald in die Hand, bald unter die Füße (Paus. Phoc. 34.). Es dient auch ſeinen Söhnen und Günſtlingen mit gleicher Bereitwilligkeit. Zur Hochzeit des Peleus und der Thetis reitet Eros ſelbſt auf einem Delphin (Basrelief bei Zoëga Baſſir. Nr. 53.); das deutete auf das Glück der Verbindung. Überhaupt liebten die Künſtler die Darſtellung dieſes Thieres wegen der geſchwungenen Wellenlinie ſeiner Geſtalt. Der Umſtand, daß Seefahrer oft Delphine als Symbole von Seeſtädten erblickten, mag zu vielen Erzählungen von durch ſie geretteten Menſchen Anlaß gegeben haben, wie z. B. das Bild eines Delphin auf Tänaron in Lakonien zu der Fabel vom Arion. Auch Tarent hatte einen Delphin zum Wahrzeichen, weil der Neptunsſohn Taras, ſein Stifter, auf einem Delphin an die Küſte gekommen oder des Taras Sohn durch einen ſolchen gerettet worden ſei. (Probus und Pompon. Sabinus ad Virg. Georg. II, 197.) — Endlich ſpielt auch in Bacchiſchen Mythen der Delphin eine Rolle. Im 5. Hom. Hymn. auf Bacchos verwandelt der Gott die tyrrheniſchen Schiffer in Delphine, und einer von ihnen wird das Sternbild am Himmel (Hyg. poet. Astron. XVII. p. 460 Staver). Ja man nannte ſelbſt den Delphin Tyrrhenus piscis (Seneca Agam. 451.), eben als Symbol des Landes und der Schifffahrt der Tyrrhenier. In den Sagen von Naxos erzählte man von Delphinenmenſchen. (Vergl. Nonnus Dionys. XXIII, 292. XXXVIII, 371. XLIII, 191, 288.) Nach Paus. Cor. e. 3. ſtand die Bildſäule des Palämon, des Sohnes der Ino, die den Dionyſos erzogen, auf einem Delphin, denn Palämon gehörte mit zu den Seegottheiten.

Delphin 2) ein bekanntes Sternbild nahe an der Milchſtraße, weſtlich vom Pferde, nördlich vom Waſſermann, öſtlich vom Adler und ſüdlich vom Schwane. Das Mythiſche von dieſem Bilde iſt ſchon erzählt. Vier Sterne
α, von der dritten, β, γ, δ, der vierten Größe,
nahe zuſammenſtehend, eine Rhomboide und
am Kopfe des Fiſches; unter ihnen ſüdlich iſt
ε der vierten Größe im Schwanze. Außerdem
das Sternbild noch 7 Sterne der fünften, 8 der
und mehre der ſiebenten und achten Größe. Den
ε nennen die Araber Dseneb el dulfîn, Sch
Delphin, oder auch Amûd el-salîb, Stiel des
weil ſie ſich auch die Figur eines Kreuzes denken,
obern Theil die 4 Sterne bilden und daher El-
salîb, der Knoten des Kreuzes, heißen, von Ok
ten, d. h. die Verbindung der Querhölzer des
Man kann aber auch akûd für den Plural von
hen; dann bezeichnet es die Perlen und Ste
mit ein zum Schmucke dienendes Kreuz beſetz
Nach dem Scholiaſten des Germanicus S. 124
die Alten dies Geſtirn auch Musicum signum,
ſich der Grund aus dem mythiſchen Begriffe
phin ergibt. (R

Delphinapterus *Lacépède* (Mammalia).
phinus.

Delphinat ſ. Dauphiné in den Nachträgen.

Delphinia ſ. Delphinios.

Delphinia *Desvoidy* (Insecta), ſ. Myodari

DELPHININ, Delphinium (nicht Delphi
eigenes, brennendſcharfes, giftiges Pflanzenalk
Rud. Brandes 1819 gleichzeitig mit Laſſaig
Feneulle in den Samen von Delphinium
sagria, an Äpfelſäure gebunden, fand und ſo
lehrt: Man kocht die Körner mit Alkohol
einige Zeit gelinde und filtrirt die Flüſſigkeit
heiß; die beim Erkalten niederfallende, flockige,
Subſtanz wäſcht man mit kaltem Alkohol möglich
aus. Oder man kann auch die wäſſerige Auflö
der Samen durch Ammonium überſättigen und
haltenen Niederſchlag mit Alkohol auskochen, den
ſiedend durchſeihen und erkalten laſſen, damit
Delphinin in weißen Flocken ausſondere, deren
5 Proc., zum kleinern Theil an Säuren gebunden,
gens außer Verbindung mit denſelben im Samen
ren. — Nach Laſſaigne zieht man mit Äther
Cotyledonen aus, von denen der ſcharfe Geſch
Stephanskörner herrührt, kocht ſie dann in
ſer, filtrirt, läßt die Flüſſigkeit über reiner, ge
Bittererde aufwallen, filtrit abermals, kocht
gut abgewaſchenen Bittererderückſtand mit
Weingeiſt und verdunſtet dieſen an freier Luft,
das Kaloid in der Schale zurückbleibe.

Nach den vorläufigen Verſuchen ſind die
ven Beſtandtheile deſſelben höchſt wahrſcheinl
ben des Morphin und Strychnin, von welchen
ſogleich durch ſeinen, in der Siedhitze der Öle
reichlich ſich entwickelnden, eigenen, ſcharfen
durch den Mangel an Kryſtalliſationsfähigkeit
ſein ganz anderes Verhalten gegen Säuren
unterſcheidet, als durch den ausgezeichnet bre
fen Geſchmack ſeiner Salze, da es ſelbſt im
nen Zuſtande faſt ganz geſchmacklos iſt.

Getrocknet ſtellt das Delphinin, nach B

ulichweiſſes, undurchſichtiges, ſehr feines, im
lichte glänzendes, in feuchter Luft unveränder-
faſt geruch- und geſchmackloſes (nach Laſſaigne
ſt etwas bitteres, dann ausnehmend ſcharf ſchme-
) Pulver dar. Zwiſchen den Fingern ballt es ſich
was zuſammen, ohne mit Wachs formbar zu ſeyn,
aber gleich dieſem, wird beim Erkalten hart und
, zerſetzt ſich bei einer höhern Temperatur, wird
, ſtößt einen weißen, eigen riechenden, entzünd-
Rauch aus und hinterläßt eine ohne Rückſtand ver-
che Kohle.

ur von ſiedendem Waſſer wird das Delphinin
) beim Erkalten getrübt; Alkohol und Äther löſen
Sieden vollſtändig auf, die ganz farbloſe und
htige Löſung ſelbſt trübt ſich erſt durch Abkühlung
t flockige, blättrige Häutchen ab; Terpentinöl löſt
ll und leicht auf; mit Mandelöl kaum einige Minu-
värmt, entwickelt es außerordentlich ſcharfe, die
heftig reizende Dämpfe, weit ſtärker als dies beim
nnen deſſelben über der Lichtflamme geſchieht.
twickelung des ſcharfen Princips erfolgt vorzüglich
em gewiſſen Punkte der Zerſetzung des Delphinin,
eſer Punkt dürfte durch jenen des Siedepunkts
röle mehr fixirt werden und mit dieſem gerade
nenfallen.

ie geiſtige Auflöſung des Delphinin färbt geröthe-
ckmuspapier weit ſchneller wieder blau, als das
in. Einwirkungen auf Menſchen und Thiere ſind
cht verſucht worden.

) Schwefelſaures Delphinin, ein ſehr auf-
es Neutralſalz, in prismatiſchen, luftbeſtändigen;
mend bitterbrennend ſchmeckenden Kryſtallen, des-
ſung Ätz- und Mildkali, Ammonium und ſalz-
Baryt ein wenig trübt, das Lackmuspapier aber
erändert. Das neutrale Salz beſteht, nach Fe-
e, aus 100 Delphinin und 2,136 Schwefelſäure,
ſche aus 100 Delph. und 1,194 Säure und das
s 100 Delph. und 4,272 Säure.

Salpeterſaures Delphinin, ſchwierig in
riſmen kryſtalliſirend, leicht zerfließlich, von
dem Geſchmack. Aus ſeiner Löſung fällen Ätz-
tzammonium, Natron und Mildkali weißliche

Salzſaures Delphinin, eine dichte, nicht
miſche, ſcharfbrennend ſchmeckende, an der Luft
werdende Salzmaſſe, die, in Waſſer gelöſt, durch
Mildkali, Ammonium und ſalpeterſ. Silber ei-
ung erleidet.

4) Eſſigſaures Delphinin, dem ſalpeter- und
faſt analog.

5) Oxalſaures Delphinin, ein in Waſſer
lösliches Salz *). (*Th. Schreger.*)

DELPHINION, Delphinium, 1) Hafen in Böotien, nachmals zu Attika gehörig, eine Stunde öſtlich von Oropus (Strabo 9. p. 279.). Muthmaßlich jetzt Mancopaldo. — 2) Eine ehedem große Stadt auf der Inſel Chios, auf der Oſtküſte gelegen, mit einem Hafen, welcher jetzt Hafen Delfino heißt. Eine Flotte von 80 Schiffen konnte darin vor Anker liegen. — 3) ſ. Delphinios. (*H.*)

DELPHINIOS, Beiname Apollons. Über deſſen Urſprung ſ. Apollon, Thl. IV. S. 419. Apollon hatte unter dieſem Beinamen einen Tempel zu Athen: Delphinion, in welchem ein beſonderer Gerichtshof war (τὸ ἐπὶ Δελφινίῳ), welcher über zwar vorſätzlichen, aber mit rechtlicher Befugniß, z. B. zur Selbſtvertheidigung oder an einem ertappten Ehebrecher begangenen Todſchlag erkannte (Plut. Solon c. 37. Demosth. in Aristocr. p. 644.). Theſeus, als er den Pallas und deſſen Söhne getödtet, ſoll zuerſt hier Recht genommen haben (Paus. I, 28.). Vergl. Ephetai. — Delphinia hießen die dem delphiniſchen Apollon geweiheten Feſtſpiele zu Ägina (Schol. Pind. Ol. 7, 156. Pyth. 8, 88.). (*H.*)

DELPHINIUM (Ritterſporn). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Helleboreen der natürlichen Familie der Ranunculeen und aus der dritten Ordnung der 13. Linnéſchen Klaſſe. Der Name findet ſich zuerſt bei Dioskorides (δελφίνιον, mat. med. III. 77.). Char. Der Kelch corolliniſch, fünfblättrig, das oberſte Blättchen zu einem Sporn verlängert; die Corolle vierblättrig (oft durch Verwachſung einblättrig); die oberen Blättchen ſind nach hinten gehörnt, die unteren bisweilen geſpalten; die Staubfäden kurz, an der Baſis breit, mit am Ende ſtehenden, elliptiſchen, zweifächerigen, nach außen ſich öffnenden Antheren; drei bis fünf kurze Griffel mit ausgerandeten Narben; eine, drei oder fünf häutige, balgartige Kapſeln, auf der Nath die Placenta; die Samen winklig, mit Eiweiß (Reichenb. Aconit. t. 5. 6.). Von den 50 bekannten Arten ſind 21 Sommergewächſe; ſie ſind im ſüdlichen Europa, beſonders an den Küſten des Mittelmeers und in Perſien einheimiſch. Ebenfalls an den Küſten des mittelländiſchen Meeres finden ſich drei zweijährige Arten. Von den übrigen perennirenden Arten, die ſich meiſt durch hohe Stengel und ſchöne blaue Blüthen auszeichnen, wachſen nur zwei auf den teutſchen Alpen (aber auch in andern Ländern): *D. intermedium* Ait. (Hort. Kew. ed. 1. p. 243., *D. alpinum* Kit. hung. III. p. 273. t. 246. D. elatum L.) und *D. montanum* Cand. (Fl. fr. V. p. 641., *D. elatum* Allion. ped.); die übrigen in Mittelaſien, Sibirien, Nordamerika, eine im nördlichen Afrika und in Portugal (*D. pentagynum* Lam. enc., Desf. atl. I. p. 427. t. 111.) und eine in Mittelitalien (*D.* [illegible]*m* Bertol. exc. p. 12.).

Alle Arten [illegible] flüchtige Schärfe, welche
überhaupt den [illegible] in höherem oder
[illegible]erem Gr[illegible]ut einiger Arten,
[illegible]s unter[illegible]war, hat Blut-
[illegible]und D[illegible]beſonders deut-
[illegible] ſich a[illegible]ten meh-
[illegible]en. [illegible] Zier-
[illegible]n.

---

*) Vergl. Rud. Brandes in Schweigger's N. Journ.
Ph. XXV, 4. S. 369 ꝛc. — Trommsdorff's neues
d. Pharm. 1819. III, 2. S. 143 ꝛc. — Laſſaigne u.
ville im Journ. d. Pharm. Jan. 1823; teutſch in Hä
Magaz. d. Pharm. 1823. Mai. S. 171 ꝛc.; vergl. Gilbert
Phyſik. 1820. 10. Stck. S. 373 ꝛc. u. Schweigge
1824. XII, 1. S. 116 ꝛc.

Die einzige Art, welche auch im nördlichen Teutſchland wächſt, *D. consolida* L. (Fl. dan. t. 83., Gemeiner Ritterſporn), ein Sommergewächs mit unbehaartem, äſtigem Stengel, ausgebreiteten Zweigen, vielfach getheilten, glatten Blättern, ſchmalen Blättchen, ſchlaffen Blüthentrauben, Blüthenſtielen, welche länger ſind als die Stützblättchen und unbehaarten Kapſeln, iſt vielleicht urſprünglich nur im ſüdlichen Europa einheimiſch, kommt aber jetzt faſt überall vor, wo Getreide gebaut wird. Die Blüthen ſind bitter und etwas ſcharf; ſie wurden gegen Augenkrankheiten, Steinbeſchwerden und als Emmeniagogon empfohlen (Flores Calcitrapae s. Consolidae regalis). Die Samen ſcheinen ebenſo kräftig zu wirken, wie die Stephanskörner; ſie werden in der Tinctur gegen krampfhafte Engbrüſtigkeit gebraucht (Semina Consolidae).

Am häufigſten in Gärten zieht man: *D. Aiacis* L. (Garten-Ritterſporn; Abb. Clus. hist. II. p. 206. f. 1.), ein Sommergewächs mit einfachem, oberhalb äſtigem Stengel, vielfach getheilten, glatten Blättern, ſchmalen Blättchen, dichten Blüthentrauben, Blüthenſtielen, welche mit den Stützblättchen von gleicher Länge ſind, und feinbehaarten Kapſeln. Im ſüdlichen Europa und in der Krimm einheimiſch. In Gärten hat man zahlreiche Spielarten: mit gefüllten, blauen, rothen, weißen und violetten Blüthen. Nach Linné (Hort. Cliff. 213.) iſt dies der Hyacinthus der Alten, daher der Trivialname; in der That findet ſich bei Dioskorides (a. a. O.) *ὑάκινθος* unter den eilf Synonymen des *δελφίνιον*, welches D. Aiacis iſt. Allein der wahre Hyacinthus der Alten (*πολύθρηνος ὑάκινθος* Nicand.) ſcheint nicht ein Ritterſporn, ſondern der Schwertel (Gladiolus communis L., *ξιφίον* bei Theophraſt und Dioskorides) zu ſeyn. Eine dritte Art, *D. Staphisagria* L. (Stephanskraut; Abb. Sibth. et Sm. fl. gr. t. 508.) wächſt, als eine zweijährige Pflanze mit krummhaarigen Stengeln und Blattſtielen, handförmigen, fünf- bis ſiebenlappigen Blättern, ſchlaffen Blüthentrauben, Blüthenſtielen, die länger ſind als die Stützblättchen und ſehr kurzem, knieförmigem Sporn, in Griechenland, Italien, im ſüdlichen Frankreich und auf Teneriffa, beſonders in altem Gemäuer. Die Kapſeln ſind groß, bauchig, behaart. Die Samen (Semina Staphisagriae, Stephanskörner) ſind unregelmäßig dreiſeitig, braun, grubig, netzförmig-runzlig, faſt ſo groß als Erbſen; innen ſind ſie ſchmutzig weiß. Sie riechen beim Zerreiben ſehr unangenehm und ſchmecken ſehr ſcharf und bitter *). Man hat ſie ſchon zu Dioskorides Zeiten (Diosc. mat. med. IV. c. 153. *σταφὶς ἀγρία, φθειροκλίνον*) als Salbe gegen das Ungeziefer des Hauptes und gegen Krätze, gekaut gegen Zahnſchmerz e wandt; außerdem gebrauchte man ſie aber auch Eingeweidewürmer. In neueren Zeiten hat ma ihren Gebrauch, als eines gefährlichen, heftig brechen, Purgiren und Darmentzündung veranla Mittels, faſt ganz aufgegeben. (*A. Spr*

Delphinorynchus *Blainville* (Mammalia), ſ. phinus.

DELPHINSÄURE, acidum delphinicum tin- oder Fiſchthranſäure), nimt Chevreul eine eigenthümliche animaliſche Säure im Fette d phinus globiceps u. a. Cetacien an, ſie ſoll aber, Andern, nichts anders ſeyn, als die mit dem Wal fette vermiſchte Talgſäure (ſ. Cetin). Auch will ma im Safte von Viburnum Opulus gefunden haben.

Da dieſe Säure flüchtig iſt, ſo läßt ſie ſich dem ſüßen Princip im Thrane der Wallthiere wenn man ſolche mit kryſtalliſirtem Barythydrat traliſirt, verdunſtet und hierauf mit ſo viel phorſäure übergießt, als zur Auflöſung aller phosphorſauren Baryterde erfoderlich iſt. Man aus der einige Stunden ruhig geſtandenen a) eine wäſſerige Flüſſigkeit, welche ſaure, ſaure Baryterde nebſt etwas Delphinſäure enthält, b) eine ölähnliche Flüſſigkeit, die, leichter als die von dieſer geſchieden werden muß und die reine ſäure darſtellt. Dieſe iſt theils farblos, theils blaß gelb von Farbe, riecht ſtark aromatiſch, wie Butter (ſ. oben), ſchmeckt ſehr ſtechend, nachher ätherhaft, nettenähnlich, und läßt auf der Zunge einen Flecken zurück. Die in Dunſt verwandelte Säure ha einen zuckrigen Äthergeſchmack; von ihr bleibt auf der Zunge, wie auf Glas und Papier, ein ſehr feſt haften der, dem Delphinthran ganz ähnlicher Übelgeruch Bei 54° Fahr. iſt ihr ſpecifiſches Gewicht = 0,9 Alkohol löſt ſie reichlich auf, Waſſer weniger; die ſungen röthen ſtark die Lackmustinctur.

Die ölähnliche Delphinſäure, welche als ein zu betrachten iſt, beſteht, nach Chevreul, aus Säure und 40 Waſſer und gibt mit allen ſalzfäh Baſen Salze, ſo namentlich: 1) die delphinſau Baryterde, die aus 117 Säure und 99 Erde be und nicht ſo verwittert, wie 2) die delphin Strontianerde in langen Prismen; ebenſo kry ſirt 3) die delphinſaure Kalkerde, ohne verwittern und eine weiße, undurchſichtige Farbe nehmen. 4) Das delphinſaure Blei iſt aus 55 Säure und 135 Bleioxyd. (Vergl. Th Syst. of Chimistry. IV. p. 385 etc. — Annal. de C de Ph. VII. p. 264 etc. 367 etc.) (*Th. Schr*

DELPHINULA (Paläozoologie). Außer den im fernen indiſchen Meere einheimiſchen Arten nach Defrance dreißig foſſile in tertiären For nen, und zwar, wie es ſcheint, zumal in den älter unter. Nur eine iſt lebend und foſſil zugleich. ſind nur etwa 15 davon bis jetzt beſchrieben word und nicht alle tragen in genügendem Maße die zeichen dieſes Geſchlechts, ſondern manche ſind nur

---

*) Sie beſtehen aus einem eigenen narkotiſchen Pflanzenkaloid (ſ. Delphinin), einem durch eſſigſaures Blei fällbaren, braunen Bitterſtoff, einem flüchtigen und einem fetten Öle, Eiweisſtoff, einer animal. Materie, Pflanzenſchleim und Schleimzucker, Äpfelſäure, einem gelben, durch eſſigſaur. Blei nicht fällbaren Bitterſtoff, aus baſiſch kohlenſ. Kali, kohlenſ. Kalk, vielem phosphorſ. Kali, vielem baſiſchen phosphorſ. Kalk, ſchwefelſaur. Kali und Kalk, ſalzſaur. Kali und Kieſelerde. (Laſſaigne u. Feneulle in Gilberts Ann. d. Phyſik. 1820. 8. Stck. S. 373; vergl. Brandes Analyſe in Trommsdorffs N. Journ. d. Pharm. III.): (*Th. Schreger.*)

mehr negativen Gründen hieher verſetzt worden, da ſie noch minder gut ſich zu andern Geſchlechtern eignen würden.

1) *D. Warnii*. D. testa grandi, orbiculato-depressa, transvers. undulato-striata, sulcisque elevatis ongitudinalibus et transversis quadrate-clathrata, umbilico cavernoso, crenulato, intus laevi, apertura primum expansa, marginibus dein introrsum reflexis.

D. Warnii *Defr.* *Lamck.* hist. nat. VI. II. 232. nr. 7. *Defr.* Dict. XII. 544.

Eine ſehr zierliche Art. Die Querſtreifen ſehr fein, doch ſehr deutlich. Breite 1″. In den Muſchelgruben m ältern Tertiärgebiete zu Hauteville bei Valogne.

2) *D. Gervillii*. D. Gervillii *Defr.* Dict. XII. 544.

Iſt der vorigen nahe verwandt, doch ſtets kleiner, nur 6‴ breit, die Querrippen ſtehen weiter aus einander, und die Einfaſſung der Mundöffnung iſt mehr entwickelt und ausgezackt. Ebenfalls zu Hauteville.

3) *D. scobina*. D. testa orbiculato-convexa, an-ractibus longitudinaliter squamoso-sulcatis, carinatis, upra carinam squamis majoribus armatam planiuscu-is, umbilico haud marginato, apertura rotundissima *Bast.*

a) Testa grosse squamoso sulcata, superne subnodosa.

b) Testa granulato-sulcata, superne aequali, quamis carinae fornicatis; squamis carinae depressis.

Turbo scobina. *Al. Brongn.* Vicent. p. 53. ab. II. fig. 7. *Defr.* Dict. XLVI. 521.

Delphinula scobina. *Bast.* Bord. p. 27. Bronn Reiſen II. 573. u. Tertiärgeb. S. 65. Nr. 337.

Schale 12‴—15‴ breit und 11‴—13‴ hoch. Kaum iſt ein erheblicher Unterſchied zwiſchen dieſer Art und D. calcar von Paris, wegen unmerklicher Über-änge, obſchon dieſe Art über doppelt ſo groß wird als D. calcar, ihre Schuppen deutlicher und ihre Mundöffnung meiſt runder iſt. Die Übergangsformen finden ſich umal um Hauteville (Baſt.) — Mein Exemplar von Bordeaux hat oben nur 4 dicke Längenrippen, un-er dem Kiele bis zum Nabel 6—7. Die italiäniſchen haben deren oben 6, unten meiſt 16—17. Gewöhnlich ind die Schuppen breit; aber an einem der italiäniſchen Exemplare ebenfalls von oben zuſammengedrückt wie bei D. calcar, womit dieſe Art vielleicht in der Folge vereinigt werden wird. Foſſil im Tertiärkalke von Bordeaux (Dax) (a), im ältern meeriſchen Tertiärkalke m Caſtell'gomberto (b) und Hauteville bei Valogne.

4) *D. calcar*. D. testa orbiculato-convexa, an-ractibus longitudinaliter squamuloso-sulcatis scabris, medio carinatis, carina spinis compressis simplicibus armata, spira brevi obtusa. a) Minor, spira depressa, b) major, spira convexa.

D. calcar. *Lamck.* Ann. mus. IV. 110. nr. 1. VIII. ab. 36. fig. 1., hist. nat. VI. II. 231. nr. 1., Encyclop. ab. 451. fig. 2. a. b. — *Defr.* Dict. XII. 544. — Bronn urweltl. Conch. tab. II. fig. 24. — Holl Pe-refakt. S. 296.

Verwandt mit Turbo calcar *Lin.* Mit den Dornen 9″—11″ breit. In der ältern Tertiärformation zu Grignon (a) und Hauteville (b), oft doppelt ſo groß als dort.

5) *D. lima*. D. testa orbiculato-convexa, scabra, spiraliter striata, striis squamulis concavis echinatis, anfractibus subangulatis, teretibus.

D. lima. *Lamck.* Ann. mus. IV. 110. nr. 2.; hist. nat. VI. II. 231. n. 2. — *Defr.* Dict. XII. 544.

? Turbo *Brand.* Foss. Hant. p. 10. tab. I. fig. 7—8.

Der vorigen verwandt, doch ohne jene ſpornartigen Fortſätze. Die Schale iſt kurz und ſtumpf kegelförmig, die Umgänge ſind cylindriſch, außen etwas kantig mit parallelen, hohlſchuppigen Längenſtreifen. Nabel innen größtentheils glatt. Breite 10‴. In ältern Tertiärbildungen zu Courtagnon.

6) *D. conica*. D. testa conico-pyramidata, anfractibus laevibus carinatis, ultimo bicarinato, saepius disjuncto.

D. conica. *Lamck.* Ann. mus. IV. 110. nr. 3. VIII. 78. tab. 36. fig. 4.; hist. nat. VI. 232. nr. 3. *Defr.* Dict. XII. 545.

Niedliche Art, ſpitz, 4‴ hoch, 2‴—3‴ breit, mit glatter Oberfläche, ohne Höcker und Schuppen; Nabel enge, etwas wendeltreppenartig; die 2 Kiele entfernt ſtehend. In den ältern Tertiärſchichten zu Grignon, um Paris, zu Ven bei Pontchartrain.

7) *D. turbinoides*. D. testa breviter et obtuse conica, anfractibus longitudinaliter obsolete 2—3 carinatis, striisque longitudinalibus tenuibus, verticalibus minimis, umbilico simplici.

D. turbinoides. *Lamck.* Ann. mus. IV. 111. nr. 4. VIII. 78. n. 2. tab. 36. fig. 2. *Defr.* Dict. XII. 545.

Höhe 2—3 Linien. Innen perlmutterglänzend. Oberfläche noch mit röthlichen Flecken. Zu Grignon.

8) *D. marginata*. D. testa orbiculato-convexa, anfractibus sublaevibus, umbilico-margine incrassato, crenato, pliculasque eradiante.

D. marginata. *Lamck.* Ann. mus. IV. 111. nr. 5. VIII. tab. 36. fig. 6.; hist. nat. VI. II. 232. nr. 4. — *Defr.* Dict. XII. 545. — *Baster.* Bord. p. 27. nr. 1. — Holl Petref. S. 296. — Bronn Reiſen II. 573. Deſſ. Tertiärgeb. S. 85. Nr. 338.

Plattkugelig, mit 4 Lin. Querdurchmeſſer, völlig glatt, Umgänge 4—5, die obern ganz, der letzte zuweilen noch nächſt dem oberen Rande mit feinen, ſenkrechten Streifen. Nabel an ſeiner Mündung durch einen faltigen Ring verengt. Oft begleitet von dem kalkartigen Deckel. An den Exemplaren von Dax erkennt man noch Spuren ehemaliger Färbung; kleine, rechtwinkelige, weinhefenfarbene Flecken, in regelmäßigen Querbinden ſtehend. Im ältern meeriſchen Tertiärkalke von Grignon und ? Caſtell' gomberto, und in jenem von Dax bei Bordeaux.

9) *D. striata*. D. testa orbiculato-convexa, anfractibus spiraliter subangulatis, striatisque, umbilico spirali.

D. striata. *Lamck.* Ann. mus. IV. 111. nr. 6. VIII.

p. 78. tab. 36. fig. 5.; hist. nat. VI. II. 232. nr. 6. — *Defr.* Dict. XII. 545.

Querdurchmeſſer 2½—3 Linien; noch mit rothbraunen, ſchief-ſcheitelrechten Strahlen. Ähnlich der D. turbinoides, doch niedriger, und abweichend durch den wendeltreppenähnlichen Nabel und den etwas aufgeblaſenen, äußeren und ausgeſchnittenen, innern Mundrand. Zu Grignon.

10) *D. varia.* *Defr.* Dict. XII. 546.

Der vorigen naheſtehend, doch etwas größer und hauptſächlich verſchieden durch violette Längenbinden. Manche Individuen ſind ungeſtreift, andere mit 2—4—6 Kielen ohne oder mit ſtarker Längenſtreifung verſehen. Zu Hauteville.

11) *D. sulcata.* D. testa orbiculato-convexa, depressiuscula, anfractibus profunde sulcatis, labro serrato.

Var. *β.* sulcis minoribus.

Var. *γ.* anfractibus superne subcanaliculatis. *Bast.*

D. sulcata *Lamck.* Ann. mus. IV, III. nr. 7. VIII. tb. 36. fig. 8.; hist. nat. VI. II. 232. nr. 6. — *Defr.* Dict. XII, 546. — *Baster.* Bord. p. 28. nr. 3. — Holl Petrefk. S. 296.

Breite 2½—6 Linien; Furchen auffallend tief, den ſägeförmig-bogigen Mundrand bildend. Zu Grignon und Hauteville, hier doppelt ſo gr[illegible], als dort; *γ.* zu Léognan bei Bordeaux.

12) *D. canalifera.* D. testa orbiculato-convexa, laevigata, umbilico margine subplicato, canali spirato umbilicum intus obvallante.

D. canalifera *Lamck.* Ann. mus. IV, 112. nr. 8.; — VIII, 78. tb. 36. fig. 7. — *Defr.* Dict. XII, 546.

Etwas kleiner als D. sulcata, die Schale glatt mit drei Umgängen. Nabel am Rande gefältelt, innen mit einer ſpiralförmigen Rinne; — violett, mitten auf den Umgängen mit einem weißen Bande. Zu Grignon.

13) *D. goniostoma* nr. 6. D. testa pusilla, depressa, superne carinata, inferne concava, umbilicata, apertura trigonata.

D. trigonostoma *Bast.* Bord. p. 28. tb. IV. fig. 10. (non *Lamck.* hist. nat. VI. II. 232. *Blainv.*)

Breite 5 Linien. Im Tertiärkalke von Dax.

14) *D. solaris.* D. testa anfractibus laeviusculis, ad suturam subnodosis, depressis, extus carinatis, carina in processus compressos radiantes producta; ultimo subtus alia spirularum adpressarum serie ornato; umbilico squamoso-radiato; apertura? rotundato-triangulari (ex icone).

Trochus solaris (*Lins. Brocch.* Conch. 357—358. tb. V. fig. 13. (non *Lin.*) — Bronn Reiſen II, 567. Ital. Tertiärgeb. 60. n. 321.

Dauphinule cadran *Defr.* Dict. XII, 546.

Delphinula solaris *Serr.* terr. tert. 103.

Wäre nach Brocchi nur eine leichte Varietät des im ſüdamerikaniſchen Meere lebenden Trochus solaris *Lin.*, von der ſie abweiche durch die ſchuppigen Strahlen, welche vom Nabel ausgehen (an der Stelle von vier abwechſelnd kleineren, knotigen Reifen um den Nabel und der krauſen, leiſtenartigen Streifen ganzen Unterſeite der Umgänge) und durch die nur an der Naht allein knotigen Umgänge (ſtatt bei Tr. sol. *Lin.* mit knotigen Längenrunzeln ganzen Breite bedeckt ſind. In den blauen unter dem Calcaire moëllon um Montpelli dann in Italien auf Iſchia.

15) *D. costata.* D. testa, ovato-acuta; ctibus superne plano-depressis, extus longitudi costato-carinatis, ubique verticaliter pliculatis; tura ovata, deorsum dilatata, extus acuta, sub sa; umbilico angusto.

Delphinula costata *Bronn.* Heidelb. Katal. 139.; Reiſen II. S. 573. und Ital. Tertiärgeb. Nr. 339.

Nerita (Stomatia) costata *Brocch.* Conch. tb. I. fig. 11. *Bors.* oritt. piem. p. 106.

Purpura costata *Sow.* gen. shelés. — *Defr.* LI, 72. — *Bast.* Bord. p. 50.

Sigaretus costatus *Serr.* terr. tert. p. 127.

b. monstrosa; anfractibus solutis subteretibus.

Die Schale hat 9‴ Höhe auf 6‴ Breite, und 4 Umgänge, dieſe außen mit 7 Längenkielen. terſcheidet ſich von den übrigen Delphinula-Arten, ſofern bei wohlerhaltenen Exemplaren der Nabel der weit und meiſt halb bedeckt iſt. Doch näh ſich beſonders durch die Monſtroſität b. wieder dieſem Geſchlechte. Von einer unteren Ausrandung Mundes aber iſt keine Spur vorhanden. Im meer kommt ein ziemlich ähnliches Konchyl vor. ſil in den jüngern meeriſchen Tertiärformationen, gelben Sande und den blauen Mergeln Italiens um Caſtell' arquato und zumal im Andona-Thale; dann gelben Sande im ſüdlichen Frankreich um Montp ller; auch zu Dax bei Bordeaux.

16) *D. spirorbis Lamck. Defr.* Dict. XII, von Grignon; und

17) *D. cristata Defr.* Dict. XII, 546. von teville, ſind noch nicht näher bekannt geworden.

In Südfrankreich kommen nach Marcel de res noch Kerne andrer, zum Theil ſehr großer im Moëllon und darüber liegenden Meeresſande Endlich verweiſet von Schlotheim ſeinen He gyrans aus älterem Kalkſtein der Schweiz, und Hel. propinquus (aus der Gegend von Aachen) Lamarckſchen Geſchlechte Delphinula, doch ſind Reſte nicht genauer bekannt geworden und dürften ſchwerlich hieher gehören *). (*H. G. Br*

---

*) Literatur. *De Lamarck* mémoires sur les des environs de Paris; in den Annales du Muséum d'his naturelle de Paris. 4. IV. 1804. 108—112. (u. Expl des Planches) VIII. 1806. 77—78. tb. 36. *Brocchi* Con logia fossile subapennina Milano. 1814. 4. II, *Borson* Saggio di orittografia Piemontese, — in den M della R. accademia delle Scienze di Torino. T. XIV *Defrance:* Artikel Dauphinule, im Dictionaire des d'histoire naturelle. Paris 8. vol. XII. (1818.) 54 v. Schlotheim die Petrefaktenkunde. Gotha 1820. 8. S. Nr. 7. *De Lamarck* Histoire naturelle des Animaux

DELPHINULA *Lamarck* (Mollusca). Eine chneckengattung, aus Turbo *Linné's* geſondert, zur amilie Turbinea der Unterordnung Pomatostoma und r Ordnung Ctenobranchia in der Klaſſe Gasteropoda ehörig (*Menke* Synopsis molluscorum ed. 2. p. 53.), n Montfort Delphinulus genannt. Letzterer hat nöthiger Weiſe aus einer foſſilen Art die Gattung ippistes, Marryot aus andern Cyclostrema gebil- t. Feruſſac ſtellt ſie wieder als Untergattung zu rochus (*Rang* Manuel de l'histoire naturelle des ollusques p. 201.).

Das Thier iſt nicht bekannt. Die Schale iſt ſehr ck, faſt ſcheibenförmig oder kegelförmig, mit weitem abel, die Windungen rundlich, ungleich oder eckig, mit- ter nicht zuſammenhängend. Die Mündung ganzran- g, rund oder dreieckig, ohne Spindel, der Saum voll- mmen vereinigt (keine Lippen bildend), meiſt wulſtig er gefranzt. Der Deckel kalkartig, mit wenigen Win- ngen, außen höckerig. — Meiſtens iſt die Schale chelig, oder mit allerlei laubartigen Verlängerungen ſetzt.

Blainville (Manuel de Malacolog. p. 562.) theilt Gattung, von der wenige lebende Arten bekannt ſind.

a) Mündung vollkommen rund, ohne Falten — lphinula.

1) D. laciniata *Lamarck* (*Chemnitz* Conchyl. ab. V. tab. 175. f. 127—85. Turbo Delphinus. *nné*), faſt ſcheibenartig, dick, die ganze Oberfläche mit ſchuppten oder körnigen Furchen bedeckt, von denen ige größere, lappige, mehr oder weniger lange Fort- ze tragen. Die Farbe roth und gelb. Aus den indi- en Meeren. Erreicht eine Größe von 2 Zoll.

2) D. distorta *Linné* (*Chemnitz* V. t. 175. f. 1737 39.), wie vorige Art geſtaltet, aber purpurroth, alle indungen oben eckig, der Länge nach gefaltet, die chale gefurcht, die Furchen höckerig, die letzte Win- ng von den übrigen getrennt.

b) Etwas gethürmt, Mündung dreieckig mit Fal- (Trigonostoma.).

3) D. trigonostoma *Fovanne* Conchol. pl. 79. f. (foſſil). (*D. Thon.*)

Delphinulus **Montfort** (Mollusca) ſ. den Art. lphinula.

DELPHINUS, der Heilige, aus deſſen früherm Le- n man nichts Beſtimmtes kennt, machte ſich als Bi- of von Bordeaux durch Verfolgungseifer der Ketzer bemerkenswerth. Er war einer von denen, welche die Priscillianer von der Erde zu vertilgen ſuchten, und ſoll auf dem Concil zu Saragoſſa 381 am meiſten zur Verdammung der genannten Secte beigetragen haben. Von jetzt an ruhete er nicht eher, bis es ihm gelungen war, ſie auch aus Aquitanien zu verjagen, wo ſie ſich aus den Gegenden der Garonne und der Loire nach dem Po zogen. Als aber kurz darauf ihr Anhang wieder laut wurde und einige derſelben zu Biſchöfen ernannt worden waren, brachte der eifrige Delphin 385 ein Concil zu Stande, auf welchem Priscillianus, Inſtantius u. a. von neuem verdammt und ihrer Würde entſetzt wurden. Auch wird ganz beſonders von ihm erzählt, daß er den nachmals heiligen Paulinus getauft und durch ſeinen Unterricht den Grund zu dem gefeierten heiligen Leben des Mannes gelegt haben ſoll. Der Tag der Verehrung des heil. Delphin iſt der 24. December (S. Martyrol. Rom. ad d. 24. Decbr.; S. *Paullinus* in Epistolis.). (*Fink.*)

DELPHINUS, Peter, General der Camaldulenſer, machte ſich verdient um die Verbeſſerung ſeines Ordens, vorzüglich im Hauptpunkte des Gehorſams. Da die Menge der Obſervanten und Conventualen ſich unabhängig gemacht hatte von den Einſiedlern des Ordens, ſo verſchaffte Delph. mit Zuziehung des frommen Paul Juſtinian durch Leo X. der Einſiedelei zu Camaldoli 1513 die Obergewalt wieder, und die Vereinigung des ganzen Ordens kam hauptſächlich dadurch zu Stande, daß aus den Mönchen der Obſervanz und aus den Einſiedlern der General wechſelsweiſe gewählt wurde. (*Fink.*)

DELPHINUS, Aegidius, General der Minoriten von der Obſervanz ſeit 1500, wird als ein unruhiger Kopf getadelt, der in allen Dingen der Obſervanz entgegen arbeitete und ſo viele Spaltungen veranlaßte, daß endlich ſelbſt die Conventualen nicht mit ihm zufrieden waren. Die dem Papſt Julius II. von ihm als leicht auszurichten dargeſtellte Vereinigung der Conventualen und Obſervanten mißglückte ſo ſehr, daß die Kardinäle dem unruhigen General riethen, ſein Amt ſelbſt niederzulegen, damit ihn nicht Ärgeres treffe. Nach langem Streite gab man ihm endlich 1510 das Erzbisthum von Raguſa, damit er, wie Helyot ſchreibt, das Amt nicht ohne einige Ehre verließe. (*Fink.*)

DELPHINUS *Linné* (Mammalia), **Delphin**. Eine Gattung der Wallthiere (Cetacea, ſ. den Art.) oder Wallfiſchartigen, und zwar der zweiten Familie, der ſogenannten Blaſer, d. h. derjenigen, welche mit Spritzlöchern [1]) verſehen ſind. Ihr Hauptkennzeichen beſteht darin, daß ſie lauter einfache, meiſt kegelförmige Zähne in beiden Kinnladen haben. Dieſe Zähne ſind oft in großer Anzahl vorhanden und ſteigen von $\frac{9-9}{9-9}$ zu $\frac{50-50}{50-50}$, ja **Cuvier** ſpricht ſogar von 60; nur bei einigen Arten finden ſich in der Regel in dem Unterkiefer nur zwei gekrümmte, oder gar keine Zähne, was zum Theil das

---

tèbres Paris 8. vol. VI. 11. (1822) 231—232. *Al. Brong- rt* Mémoire sur les terrains de sédiment supérieurs cal- éo-trappéens du Vicentin. Paris 1823 fol. *Defrance* ta- au des corps organisés fossiles. Paris 1824. 8. p. 114. *Basterot* description géologique du Bassin tertiaire du -ouest de la France (Bordeaux) in den Mémoires de la iété d' hist. naturelle de Paris II. 1. 1825. p. 1—100. ll Handbuch der Petrefaktenk. Dresden 1829. 12. S. 296. *rcel de Serres* géognosie des terrains tertiaires. Montp. is 1829. 8. p. 108. **Bronn** Ergebniſſe meiner ökonomiſch- urhiſtoriſchen Reiſen. II, 1831. S. 567 und 573. **Br.** Ita- s Tertiärgebilde und ihre organiſchen Einſchlüſſe. 1831. S. 60 . 65.

1) Über dieſe, ſowie über das Anatomiſche dieſer Thiere überhaupt und auch das der Delphine, vergl. d. Art. Cetacea.

von herrührt, daß dieſe Thiere überhaupt die Zähne ſehr leicht verlieren. Bei einigen finden ſich zahnähnliche Erhöhungen im Gaumen. Die Schnauze iſt verſchmälert, platt, die Spritzlöcher ſind in eine verticale, mondförmige Öffnung, deren Ausbiegung meiſt nach der Mundſeite gerichtet iſt, vereinigt, der Körper iſt lang und verdünnt ſich nach der Schwanzfloſſe zu, auf dem Rücken ſteht eine oder ein Paar Floſſen, die indeſſen mitunter auch fehlen. An der Bruſt ſtehen die zwei gewöhnlichen Floſſen, welche bekanntermaßen nichts anderes als die Vordergliedmaßen ſind. In den Weichen ſtehen zwei Zitzen.

In der Größe geben viele Delphine kleinen Wallfiſchen nichts nach; das Spritzloch öffnet ſich auf einer verticalen Fläche, welche meiſt an den hintern Augenrand anſtößt. Die Rückenfloſſe von dreieckiger Geſtalt iſt nichts, als eine Hautfalte mit Fett gefüllt, und fehlt ſelbſt manchmal denjenigen Arten, welchen ſie eigentlich angehört, theils in Folge einer urſprünglichen Mißbildung, theils der Verwundung in den verſchiedenen Kämpfen, welche dieſe Thiere ſich bald unter einander, bald mit andern großen Seethieren liefern. Die Brüſte liegen zu den Seiten der After- und Geſchlechtsöffnungen. Der Rand der Geſchlechtsöffnung iſt bei Männchen und Weibchen lebhaft roſenroth gefärbt, die Ruthe der Männchen, obgleich mit einem Knochen verſehen, iſt doch in den Grund einer Vulva zurückziehbar, welche aus zwei Längswülſten gebildet wird, ſo daß es auf den erſten Anblick ſchwer wird, die Männchen von den jungen Weibchen zu unterſcheiden. Mehre Arten ſind nicht allein durch das auffallende Größenverhältniß ihres Schädels, ſowie durch die Größe ihres Gehirns, ſondern auch durch die Größe und Tiefe deſſelben merkwürdig.

Die enthuſiaſtiſchen Verehrer der alten Erzählungen, welche dem Delphin eine ſo freundſchaftliche Zuneigung zu dem Menſchen, ja man möchte ſagen, eine Art von Bildung zuſchreiben, könnten die Maße für ſich benutzen, nach welchen **Ebel** und **Sömmering** die Verſtandeskräfte der Thiere ermeſſen. Nach dieſem Maß, welches in dem Verhältniß des größten Gehirndurchmeſſers zu dem des Rückenmarks an ſeiner Wurzel beſteht, würde der Delphin um die Hälfte mehr Verſtandeskräfte als der Menſch beſitzen, welches offenbar eine Übertreibung wäre, weshalb denn auch **Desmoulins** aus dieſer Thatſache die Unrichtigkeit eines ſolchen Maßſtabes beweiſen zu können glaubt. Auch hat derſelbe Schriftſteller in ſeiner Anatomie und Phyſiologie des Nervenſyſtems gezeigt, daß ungeachtet der Anzahl und Tiefe der Hirnwindungen beim Delphin ſein Gehirn im Verhältniß zur Totalmaſſe ungefähr halb ſo klein als das des Menſchen iſt, daß alſo die Maſſe der Verſtandeskräfte, welche ſich aus der Berechnung der Gehirnfläche zu der übrigen Körpermaſſe ergibt, der Wahrheit viel näher kommt, als andere angenommene Verhältniſſe. Der eigentliche Urſprung aller ältern und neuern Erzählungen über die Zuneigung des Delphins zum Menſchen, ſeinen Verſtand und ſelbſt ſeinen Geſchmack für die eigentlich menſchlichſten Künſte, Dichtkunſt und Muſik,
möchten aber ihren Grund in folgenden Thatſa
ben. Große Truppen Seefiſche, welche um ſo
cher ſind, als die Schiffe zahlreich bemannt ſi
je mehr Schiffe zuſammenſegeln, begleiten fort
die Schiffe. Dieſe Legionen von Fiſchen werde
den Auswurf der Schiffsküchen und andern Unr
gezogen, in welchem ſie eine reiche Nahrung fin
Delphine, welche ebenſo wie die Haye dieſe Ma
Fiſchen verfolgen, ſammeln ſich alſo um die
und halten ſich in der Nähe derſelben, um
leichte und reiche Beute zu haben. Der Menſch
iſt alſo keineswegs die Veranlaſſung und der
warum ſie den Schiffen folgen. In ihrer Be
finden ſich immer die gefräßigen Haye, welche
ſchenfreunden zu machen, ſicherlich Niemanden
wird, und dennoch ziehen ſie aus derſelben Urſ
wie die Delphine. Da aber dieſe letztern in
rer Organiſation ſich nur mit kleiner Beute
müſſen, ſo hat der Menſch in abgeſchmackter
menheit von ſeiner Dankbarkeit dieſen Thieren
dienſt aus ſolcher Nothwendigkeit gemacht, aus
andern Grunde, als ihm dies auch hinſichtl
Nebenmenſchen zu begegnen pflegt. Endlich
es auch blos aus reiner Spielerei, daß die
dem Schiffe folgen. **Quoy** ſah ſie oft bei ſeine
auf der Urania, der Fregatte, welche in einer
9 bis 11 Knoten zurücklegte, ebenſo voran eilen
etwa Hunde ſich ein Vergnügen daraus machen,
nem ſchnell rollenden Wagen herzuſpringen. Au
Weiſe ſieht man zwei, drei oder vier Delphine,
mal auch blos einen einzigen, ihre Geſchwindigke
gen anſtellen, und indem ſie im Zickzack unter dem
ſpriet des Schiffs oft während ganzer Tage lan
ſchwimmen, oft **vier** bis **fünfmal** den We
chen, den ein Schiff zurücklegt, welches in der
4 und 5 Knoten zählt. Dieſe Thatſache reicht
um eines Theils die unermüdete Geſchwindigke
Thiere, andern Theils den Ungrund der von ih
ſtirenden Erzählungen darzuthun, welche letzter
ſtens noch bei den Leuten Glauben finden kön
in ihrem Leben nie zur See waren.

Bei der Beobachtung ſolcher Maſſen von
nen hat nun **Moreau de Jonnés** Gelegen
habt, die Bemerkung zu machen, daß man di
keinesweges, weder nach den Farben, noch
Vertheilung derſelben unterſcheiden kann und de
dem dieſe ſelbſt nach den Individuen ſich ver
zeigen. Die eigentlichen Kennzeichen müſſen
lett und hauptſächlich vom Schädel hergenom
ben. Dieſer letztere iſt nach **Cuvier** (Osseme
siles VIII, 1.) bei den Delphinen ſehr erhab
kurz, hinten ſehr gewölbt, die Hinterhauptle
gibt oben den Kopf und ſteigt ſeitlich in der
Schlafbeinkämme herab, die ſich viel weiter
ten ziehen als jene. Die große gewölbte Hinter
fläche wird durch das Hinterhauptsbein, das
ſchenbein und die Seitenwandbeine, welche
in ein Stück verwachſen, gebildet. Die

ine ſteigen an jeder Seite in der Schläfengegend zwi-
en den Schläfen und dem Stirnbein herab und errei-
n dort das hintere Keilbein. Vorn und oben endigen
ſe Seitenwandbeine hinter der Hinterhauptsleiſte,
d die Kieferbeine nähern ſich ihnen ſehr zur Seite.
eraus folgt, daß das Stirnbein außen nur eine
male Binde darſtellt, welche ſich an jedem Ende er-
itert, um den Augenhöhlenrand zu bilden. Wenn
n aber das Kieferbein, welches eben dieſen
nd der Augenhöhle und faſt die ganze vordere
hädelfläche verdoppelt, wegnimt, ſo ſieht man, daß
s Stirnbein in der That bei weitem größer iſt,
s es außen ſcheint. Wie bei den andern Cetaceen
en die beiden mehr oder weniger kubiſchen Naſenkno-
n in zwei Höhlungen in der Mitte dieſes Stirnbein-
ndes. Die Naſenlöcher dringen ſenkrecht vor dieſen
ochen ein, ihre hintere Wand wird durch den Kör-
des Ethmoidalknochens gebildet, der meiſtens ganz
durchbohrt iſt und höchſtens Löcher für die Gefäße
t. Das Pflugſcharbein, die Scheidewand der Na-
löcher, hängt mit dem Ethmoidalbein wie gewöhnlich
ammen. Hinter der Schnauze erweitern ſich die Kie-
nbeine in ein breites Blatt, welches den ganzen Au-
bogen und die Hirnſinus des Stirnbeins bedeckt,
Ausſchluß der Binde, welche ſie vom Hinterhaupts-
n trennt. Sie treiben auf dieſe Weiſe die obere
fnung der Naſenlöcher bis an den Naſenknochen, die
ſchenkieferbeine begrenzen die Naſenöffnung von vorn,
erſtrecken ſich bis an das Ende der Schnauze ober-
b und zwiſchen den Kieferbeinen. Das Jochbein bil-
die Augenhöhle von unten und iſt nach vorn mit
Kiefer- und Stirnbein verbunden, es verlängert
nach hinten in einen rückenförmigen Fortſatz, der
mit dem Jochfortſatz verbindet. Dieſer Fortſatz
mit der hintern Augenhöhlenapophyſe des Stirn-
ns verbunden, woraus hervorgeht, daß der ganze
entliche Jochbeinbogen dem Schläfenbein angehört,
eigentliche Jochbein ſteht nicht damit in Verbin-
g; das Felſenbein und die Trommelhöhle, welche
hzeitig in ein Stück verwachſen, ſind mit Bändern
eine Wölbung befeſtigt, welche durch vorſpringende
itter des ſeitlichen Hinterhauptbeins, des Grund-
ns, des flügelförmigen Fortſatzes des Keilbeins und
Schläfenbeins gebildet werden, auch das Seiten-
ndbein hat Antheil an dieſer Wölbung, und ſo fin-
ſich denn das Schläfenbein faſt ausgeſchloſſen von
Bildung der Hirnwände. Die Zähne endigen ziem-
vor der Augenhöhle, indem das Kieferbein nur zur
rn Wölbung derſelben, nicht aber zur untern und
lichen Wand beiträgt; die Gaumenbeine, die innern
elförmigen Fortſätze des Keilbeins entwickeln an je-
Seite hinter den Naſenlöchern weite Zellen, welche
ch Säcke von Schleimhäuten, wie die Kieferbein-
Stirnbeinſinus bei andern Säugethieren, ausgeklei-
ſind. Jedes Gaumbein biegt ſich in einen unregel-
ßigen Ring auf ſich ſelbſt zurück, um die Baſis der
ßen Höhle zu bilden, welche das Kieferbein oben
t. Die Öffnung, durch welche der zweite Aſt des
ften Nervenpaares trit, befindet ſich oberhalb der
Augenhöhle. Man bemerkt weder einen Thränenknochen noch eine Thränenhöhle. Das Sehloch, an ſeiner gewöhnlichen Stelle, iſt von mittlerer Größe. Die Höhe der Hirnhöhle iſt größer als ihre Länge, der türkiſche Sattel iſt faſt verſchwunden. Nach Bärs Unterſuchung iſt der Braunfiſch zwar allerdings mit Riechnerven verſehen, indeſſen nur in verkümmertem Zuſtande (Isis XIX, 944.).

Die Sinne der Delphine ſcheinen ebenſo ſtumpf, als die der Wallfiſche und Cachelots zu ſeyn. Die Ohrhöhle, verſenkt in die dicke Maſſe des Felſenbeins, ſcheint nur ein geringes Gehör anzudeuten, eben ſo kann der Geruch nach dem eben angegebenen nur ſchwach ſeyn, und der Ge[illegible]ack nicht minder, wegen der feſt gewachſenen Zunge. Nur das Geſicht ſcheint wegen der Bildung der Spinnwebenhaut, deren concave Fläche bei einigen Arten eine perlgraue Farbe hat, etwas beſſer zu ſeyn, auch läßt dieſes Thier ſich in grünem Waſſer leichter nahe kommen, als in ganz durchſcheinendem.

Weder über die einzelnen Arten dieſer Thiere, noch über ihre Naturgeſchichte iſt man ganz im Reinen, da man zu wenig Gelegenheit hat, dieſelben zu beobachten und viele Beſchreibungen, ja ſelbſt Abbildungen nur auf flüchtigen Beobachtungen auf der offenen See beruhen, viele Autoren auch nur immer wieder die ältern Angaben abgeſchrieben und ohne Kritik Arten aufgeſtellt haben.

Man hat die Arten in mehre Abtheilungen gebracht, welche als Untergattungen betrachtet worden ſind. Nach ihnen wollen auch wir die Arten aufzählen.

I. Delphinorhynchus *Lacépède*. Die Schnauze ſehr lang und dünn, nicht durch eine Furche von der Stirn getrennt; die Kiefern faſt linienförmig, mit zahlreichen Zähnen beſetzt; auf dem Rücken eine einzige Floſſe oder ſtatt deren eine ſchwach erhabene Längsfalte.

1) D. Geoffroyi *Desmarest*. (Mammal. 512. 753. — D. frontatus *Cuvier*. Ossemens fossiles V. t. 22. f. 8. Cran. — D. rostratus *Shaw?* — D. Shawensis *Desm.?* — Dauphin à bec mince *Cuv.* regne animal.). — Die ſchmalen Kiefern ſind ſehr lang, linienförmig, die Stirne ſtark gewölbt, der Körper iſt oben perlgrau, unten weiß, auf dem Rücken mit einer einfachen Längsfalte. Im Ganzen wenig bekannt. Geoffroy Saint Hilaire hat ein Exemplar von Aſſabon gebracht, welches auf jeder Seite der Kiefern 24 oder 25 Zähne hat. Es iſt 7 Fuß lang, die Schnauze 8 bis 10 Zoll, der Rücken iſt grau, der Bauch und die Augenkreiſe weiß, und es iſt unbeſtimmt, ob ſie urſprünglich dieſe Farbe hatten, oder ſie erſt durch die Präparation erhielten. Der Körper iſt lang und cylindriſch, das Vaterland unbeſtimmt.

D. canadensis *Desmarest*, mit ſehr erhabener Stirn, ſehr ſpitziger, ſcharf abgeſetzter Schnauze und weißer Körperfarbe, aus dem canadiſchen Meer, iſt eine unbeſtimmte Art, vielleicht zur eben beſchriebenen gehörig.

2) D. coronatus *Fremenville* (Bull. d. l. Soc.

philom. III. n. 56. t. 1. f. 2. A. B. — *Cuv. Lesson* etc.). — Die Kiefern ſind in eine ſehr lange, ſpitzige Schnauze ausgezogen, der Unterkiefer iſt länger, von den ſehr ſpitzigen Zähnen finden ſich im obern auf jeder Seite 24, im untern 15, die Rückenfloſſe iſt nur klein, etwas näher und ſteht mehr nach dem Schwanz zu, die Schwanzfloſſe iſt mondförmig, auf der Stirn ſtehen zwei gelbe, concentriſche Kreiſe, die Länge beträgt 30 bis 36 Fuß, und das Vaterland iſt das Eismeer bei Spitzbergen.

3) D. Bredanensis *Cuvier* (Ossem. foss. V. t. 21. f. 7. 8. Cran. — D. rostratus id. Annal. de Mus. XIX, 9.). Die Schnauze iſt von mittelmäßiger Länge, platt gedrückt, in jeder Kinnlade ſtehen auf jeder Seite 21 bis 23 dicke Zähne, [illegible] Stirn iſt mehr flach, die Rückenfloſſe mondförmig und ſteht faſt in der Mitte des Rückens. Die Länge beträgt 8 Fuß, und es findet ſich dieſe Art an den Küſten der Niederlande.

4) D. Gangeticus *Lebeck*. (Neue Schriften der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin. III. t. 2. — *Home* in Phil. Transactions 1818. t. 20. Platanistae *Plinius* hist. nat. IX. c. 15. *Cuvier* Oss. foss. V. t. 32. f. 8 — 10. — Susuk der Indier). Die Schnauze ſehr lang, ſehr ſchmal, zuſammengedrückt, oben und unten jederſeits etwa 30 Zähne, die Rückenfloſſe ſehr kurz, die Bruſtfloſſen faſt fächerförmig, an der Spitze abgeſtutzt, der Körper oben gräulich, unten weißlich, die Haut ſehr glänzend. — Von allen Delphinen hat dieſer die längſte Schnauze, denn ſie mißt mehr als $\frac{3}{5}$ des Kopfes; am Ende iſt ſie etwas ſtärker. In der Jugend ſind die Zähne alle lang, gerade, zuſammengedrückt, ſehr ſpitzig, und die vordern länger als die hintern. Mit zunehmendem Alter nutzen ſie ſich an der Spitze ab und erweitern ſich an der Wurzel, wo ſie eine ſtreifige Form annehmen und eine Art von ſehr kleinen Wurzeln bekommen, nach dieſer Formveränderung aber ausfallen, wenn ihre Höhlung gefüllt iſt. Das Spritzloch bildet eine gerade Längslinie. Das größte Individuum neuerer Zeit, von Duvaucel eingeſendet, iſt 7 Fuß 3 Zoll lang. Die Schnauze mißt 14 Zoll bis an die Stirn und 17 bis an das Ende der Mundöffnung. Die Bruſtfloſſe iſt 1 Fuß lang und am Ende 7 bis 8 Zoll breit. Der auffallendſte Charakter am Schädel dieſer Art beſteht darin, daß die Kieferbeine, nachdem ſie wie bei den andern Delphinen die Stirnbeine bis an die Kämme der Schläfenbeine bedeckt haben, jedes eine große Knochenwand bildet, welche ſich nach der andern hinneigt und mit derſelben eine große Wölbung oberhalb des Spritzapparats bildet. Dieſe beiden Knochenplatten ſind feſt auf den zwei vordern Dritttheilen ihres innern Randes mit einander verbunden, hinten aber entfernen ſie ſich von einander, um einen Durchgang für das Spritzloch zu bilden. Die Vereinigung dieſer beiden Knochenwände unterſtützt den Kamm, der äußerlich auf der Stirne dieſes Thieres ſich zeigt. Der größte Theil des Raumes, den ſie bedecken, iſt mit einer dicht faſerigen, harten Subſtanz erfüllt. Der Kopf dieſes Delphins unterſcheidet ſich außerdem von denen aller andern Arten durch die Größe des Jochfortſatzes der Sc
beine, der im Verhältniß mit der Größe des S
ſteht, er verbindet ſich mit dem hintern Fortſa
Stirnbeins für die Bildung der Augenhöhle u
wenigſtens doppelt ſo groß, als der größte jede
dern Art. Die Maſſe der Trommelhöhle und de
ſenbeins iſt alſo ganz zwiſchen das Schläfenbein u
benachbarten Theile des Hinterhauptbeins ein
Die Symphyſe erſtreckt ſich wie bei den Cachelo
an den letzten Zahn, und iſt halb ſo lang als de
Kopf. Die Nackenwirbel ſind ſo deutlich wie b
vierfüßigen Thieren, und ziemlich ſtark, obglei
Am vierten, fünften und ſechsten dieſer Wirbel
det ſich eine zweite Reihe von ihrem Körper au
der Querfortſätze, welche länger ſind, als die ihr
logen Normalen. Es finden ſich 11 oder viel
Rückenwirbel, und die Zahl der übrigen betr
Am erſten Finger befindet ſich nur ein Glied,
den drei folgenden, zwei am letzten. Dieſer D
lebt haufenweiſe im Ganges und ſteigt in dieſe
ſo weit herauf, als derſelbe ſchiffbar iſt, hält ſi
am zahlreichſten in dem das Delta bildenden A
ſelben auf.

II. Delphinus *Blainville*. Mit mittelmä
ger Schnauze, die in der Baſis breit, an der S
gerundet und von der Stirn durch eine Furche g
iſt; die Kiefern ſind an der Wurzel erweitert u
ganzen Länge nach mit zahlreichen Zähnen be
Nur eine Rückenfloſſe.

5) D. Boryi *Desmarest* (Mammal. 514.
Dictionaire classique d'hist. nat. planch. fasc. 2.
f. 1.). Die Schnauze ziemlich lang, ganz platt
drückt, am Kopfe am breiteſten, der Kopf wenig
haben, die Rückenfloſſe in der Mitte zwiſchen Kor
Schwanz; der Körper oben zart mäuſegrau,
blos aſchgrau mit verloſchenen, blaugrauen (nac
Tode verſchwindenden) Flecken, die Seiten de
weiß, ſcharf abgeſchnitten. Von der Größe de
nen Delphin, im Ocean zwiſchen Madagaskar un
de France, auch an den weſtlichen Küſten Neuho

6) D. Delphis *Linné* (Delphinus, *Plinius*
den ältern Autoren, Δελφίς *Aristoteles*. — S
der Säugethiere. Taf. 343. *Cuv.* Ossem.
t. 21. f. 9. 10. Schädel. — *Guérin* Iconogr.
mif. pl. 47. f. 1.). Gemeiner Delphin, Tümler,
ler, eigentlicher Delphin, Saufiſch, Springer.
phin franzöſiſch, bei den Matroſen Oie de mer,
ländiſch Dolphyn.

Mit mittelmäßig großer, platt gedrückter S
ze, welche etwa halb ſo lang als der Kopf
beiden Seiten unten und oben mit 42 bis
gelförmigen, ſpitzigen Zähnen, die Rückenfloſſ
vorſtehend, etwas jenſeit der Körpermitte na
ſtehend, an der Spitze gebogen und der Kö
ſchwärzlich, unten weiß. — Dieſer Delphin
fähr 6 bis 7 Fuß lang, ſeine Bruſtfloſſen
mittelmäßiger Größe und ſichelförmig, die S
floſſe iſt in der Mitte ausgerandet, ihre bei
ner nicht ſehr ſpitzig und wenig verlängert, der S

i vor den Wurzel etwas zuſammengedrückt und er-
heint ſo unten und oben kielförmig. Die ſchwarze
arbe des Rückens bildet nach der Seite einen herab-
eigenden Winkel, die Seiten ſind graulich, der Bauch
eißlich. Der Schädel dieſer Art iſt an der ſchmalen,
ingen Schnauze mit etwas längerem Oberkiefer kennt-
ch, die oben gewölbt, unten platt iſt; der Hinterkopf
i faſt halbkugelig; die Schläfe treten in einen vor-
ringenden, abgerundeten Winkel nach hinten; die Na-
nbeine ſind etwas mehr breit als lang; die Mitte
es Gaumens bildet einen Längsvorſprung, der von der
pitze bis an die Pyramide der hintern Naſenöffnung
h erſtreckt, zur Seite derſelben liegt eine längliche
ertiefung, und das Gaumengewölbe wird erſt gegen
e Spitze hin flach. Die Zunge dieſes Delphins iſt
ſonders gegen die Wurzel mit ſehr kleinen Wärzchen
ſetzt, vorn in ſchmale ſehr kurze und ſtumpfe Lappen
rſchlitzt, übrigens ſehr fleiſchig und gilt für ein gu-
s Gericht. Die beiden Spritzlöcher vereinigen ſich
eine Öffnung, welche faſt oberhalb des Auges liegt,
is letztere Organ befindet ſich faſt in der Richtung des
ißerſten Punktes der Vereinigung beider Kiefern; der
ehörgang erſcheint äußerlich als eine ſehr enge Öff-
ing. Der Kraft, welche dieſes Thier in ſeiner
chwanzfloſſe hat, verdankt es ſeine große Behendig-
it, welche ſich namentlich auch in bedeutenden Sprün-
n über die Waſſerfläche zeigt. Die Haut iſt ganz
att, fühlt ſich ſanft an und iſt glänzend in Folge des
immer bedeckenden Fettes; unter derſelben liegt
ich eine dicke Fettlage; das Fleiſch iſt hart und meiſt
n übelm Geruch. Das Weibchen ſoll 9 oder 10 Mo-
ite trächtig ſeyn, ein, höchſtens zwei Junge gebä-
n und dieſelben ſorgſam führen und kräftig verthei-
gen. Auch Männchen und Weibchen ſollen treulich
ſammenhalten. Dieß iſt derjenige Delphin, von dem
an annimt, daß er daſſelbe Thier ſei, welches die
lten unter dieſem Namen kannten. Man ſtützt ſich
i dieſer Annahme auf die platte Schnauze, welche
eſes Thier in den alten Abbildungen zeigt. Indeſſen
ſcheinen eben dieſe Abbildungen keinesweges ſo der Na-
ir getreu, als man dieſe Treue ſonſt von den alten
ildnern gewohnt iſt; und dieſe mitunter von einander
hr abweichenden Abbildungen, verglichen mit den Be-
hreibungen von der Lebensweiſe und den Sitten die-
s Thieres, haben Cuvier zu genauern Nachforſchungen
id Prüfungen veranlaßt, als deren Reſultat ſich er-
bt, daß die Alten unter dem Delphin, theils wirk-
h dieſes Thier, theils auch Hayfiſche verſtanden. —
ieſe Art lebt überhaupt in den europäiſchen Meeren.
uch findet man auf Guadeloupe foſſile Knochen, welche
eſer oder einer nahe verwandten Art angehören möchten.

Zu vorſtehender Art dürfte vielleicht gehören D.
ernettyi *Desmarest* (*Pernetty* Voyage. p. 99. t. 2.
1.). Der Kopf vorn aufgeſchwollen, die Schnauze
emlich ſpitzig, Oberkiefer länger als unterer, zahlrei-
e ſpitzige Zähne, Rückenfloſſe näher am Schwanz als
m Kopf, Rücken ſchwarz, Bauch hellgrau, ſchwarz
nd ſtahlblau gefleckt.

Ungewiß, ob eigene Arten, ſind folgende Delphine, da ſie meiſt nur im Meere, näher nicht beobachtet wurden.

8) D. cruciger *Quoy* et *Gaimard* (Voyage de Freycinet. t. 11. f. 3. 4.). Der Körper mit einem ſchwarzen Kreuze gezeichnet. Im Meere zwiſchen Neuholland und dem Cap Horn unter 49 Grad ſüdlicher Breite.

D. albigena, *iidem* (ib. f. 2.). An den Seiten des Kopfes eine weiße Binde. Im neuholländiſchen Ocean unter 50° Breite. Vielleicht [illegible]s Junge vom vorigen.

9) D. maculatus *Lesson* et *Garnot* (Voyage de la Coquille. p. 183.). Der Kopf in eine lange, ſchmächtige Schnauze verlängert, der Körper im Verhältniß ſeiner Länge ſchmächtig, die Floſſen ſtark und groß, die Rückenfloſſe an der Spitze oft geſpalten, der Körper oben graugrün, an den Seiten und am Bauche ſchmutzig, mit runden, weißen, roſenroth eingefaßten Flecken. Sechs Fuß lang. Bei den Geſellſchaftsinſeln u. ſ. w.

10) D. dubius *Cuvier* (Ossem. foss. V, 295.). Der Kopf kleiner als bei Delphis, die Schnauze ſchmäler, mehr zugeſpitzt, der Unterkiefer faſt kegelförmig, in der Mitte nicht angeſchwollen, auf beiden Seiten oben und unten 36 bis 38 Zähne. Nur nach Schädeln beſtimmt. Das Vaterland unbekannt.

11) D. Tursio *Fabricius* (Fauna groenlandica. p. 49. — *Bonaterre* Cétologie. t. 11. f. 1. — Schreber Säugethiere. Taf. 344. Bottle nose whal *Hunter* Philos. Trans. 1787. t. 18. Dauphin vulgaire *Camper* Cetacés. t. 35. 36. 39. 40. Schädel. — *Cuvier* Oss. foss. V. t. 21. f. 3. 4. Schädel. t. 23. f. 23. 29. Wirbel. f. 22. a. Humerus. t. 23. f. 18. Schulterblatt). Der große Delphin, franz. le souffleur. Die Schnauze kurz, breit, platt, auf beiden Seiten oben und unten 21 bis 23 kegelförmige, meiſt abgeſtumpfte Zähne, die Rückenfloſſe näher am Schwanz ſtehend, der Körper ſehr dick, oben ſchwärzlich, unten weißlich. — Dieſe Art mißt 9 bis 10 Fuß in der Länge. Ihr Schädel verhält ſich zu dem von Bredanensis wie der vom Dubius zum Delphis. Die Schnauze iſt breiter, kürzer, flacher, aber die Schläfe haben dieſelbe verhältnißmäßige Größe, die Naſenbeine ſind kleiner und reichen nicht bis an die Zwiſchenkieferbeine; das Pflugſcharbein wird an zwei Stellen der untern Seite ſichtbar, einmal zwiſchen den Kiefern und Gaumenbeinen und dann weiter nach vorn zwiſchen den Zwiſchenkieferbeinen und den Kieferbeinen. Die Halswirbel, obgleich ſchwach, ſind doch immer deutlich, Rückenwirbel ſind 13, und außerdem 38 Endwirbel vorhanden; am erſten Bruſtbeinknochen findet ſich kein Loch, und deſſen Seitenwinkel ſind weniger ſcharf als bei Delphis. Dieſe Art lebt im mittelländiſchen und grönländiſchen Meere und im Ocean, und man hat dergleichen bei Sturmfluthen in der Seine bis faſt nach Paris heraufſteigen ſehen.

12) D. niger *Lacépède* (Mém. du Mus. d'hist. nat. IV. 475.). Die Schnauze ſehr lang, ſehr flach; auf beiden Seiten, oben und unten, mehr als 12 Zähne; auf dem Rücken eine ſehr kleine Floſſe, der Schwanzfloſſe näher als den Bruſtfloſſen; der Körper ſchwarz,

der Mundwinkel, ſowie der Rand der Bruſtfloſſen und der Schwanzfloſſe weiß. Nach einer japaniſchen Abbildung aufgeſtellt.

13) *D.* Malayanus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coquille. t. 9. f. 5.). Der Schwanz an der Baſis kielförmig, die Rückenfloſſe ſteht in der Mitte des Körpers und iſt an der Spitze ausgeſchnitten; das Spritzloch ſteht nahe an den Augen; der Kopf iſt ſtark gewölbt, die Stirne plötzlich abſchüſſig und an der Wurzel der langen Schnauze mit einer tiefen Rinne ausgefurcht; die Zähne ſind zahlreich, der Körper einförmig grau. Faſt 6 Fuß lang. Ward im Meere zwiſchen Borneo und Java gefunden.

14) D. lunatus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coq. t. 9. f. 4. Funenas in Chili). Die Formen plump, die Schnauze zugeſpitzt, die Rückenfloſſe zugerundet, der Körper oben blaß braungelb, unten weiß, welche Farben auf den Seiten in einander übergehen, auf dem Rücken vor der Floſſe ein brauner, halbmondförmiger Fleck. Die größte Länge 3 Fuß. In der Conceptionsbai in Chili.

15) D. minimus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coq. p. 185.). Mit zugeſpitzter Schnauze, braunem Körper und einem weißen Fleck an der Spitze der Schnauze. Größte Länge 2 Fuß. Haufenweiſe in dem Äquinoctialmeere bei den Salomonsinſeln.

D. Bertini *Desmarest* (Mammal. p. 516. 768. Dauphin de Bertin *Duhamel* Traité des pêches II. t. 10. f. 3.). Die Stirne ſtark gewölbt, die Schnauze ſehr dick, die Augen über und nahe an der Mundfläche liegend, der obere Kiefer zahnlos, die Bruſtfloſſen ſtark erhöht, die Rückenfloſſe ſehr klein. — Iſt vielleicht ein junger Cachelot (Physeter). Das Vaterland iſt unbekannt.

III. Oxypterus *) *Rafinesque*. Der vorigen Untergattung ähnlich, aber mit zwei Rückenfloſſen.

D. Mongitdri *Rafinesque* (Précis de Sémiologie. p. 13.). Mit zwei Rückenfloſſen. Im mittelländiſchen Meere bei Sicilien.

16) D. Rhinoceros *Quoy* et *Gaimard* (Voyage de Freycinet. t. 11. f. 1.). Auf der Stirne (?) eine hornförmige Floſſe, der Körper oben ſchwarz und weiß gefleckt. Doppelt ſo groß als die folgende Art. Im Äquinoctialocean unter 5° 28′ der Breite. — Iſt noch eine ſehr ungewiſſe Art, da ſie nur auf der hohen See, nicht ganz in der Nähe beobachtet wurde.

IV. Phocaena *Cuvier*. Die Schnauze kurz, gewölbt, die Zähne zahlreich, unregelmäßig, auf dem Rücken eine Floſſe.

17) D. Phocaena *Linné* (Fauna suecica. 2. p. 17. 51. Schreber Säugethiere. Taf. 342. — *Lacépède* Cétac. t. 20. f. 2. Skelett. Pander und d'Alton die Skelette der Cetaceen. — *Geoff.* et *Cuv.* Mammifères. Vol. III. — Phocaena *Rondelet*, *Gesner* etc. *Φώκαινα*, Tursio, Marsouin *Belon*. Meerſchwein Martens Spitzbergen. S. 92. — Niser *Egede* Grönland. S. 66. — Porpesse *Shaw*. General Zo II. t. 229. 230. 231.) Meerſchwein, Braunfiſch, zöſiſch Marsouin, engl. The porpoise. Die Schnauze kurz zugerundet; beiderſeitig oben und unten 21 bis Zähne, welche zuſammengedrückt, zugerundet und weder glatt oder geſtreift ſind, welches letztere viel vom Alter herrührt; die Rückenfloſſe ſteht faſt der Mitte des Körpers; die Farbe iſt oben ſchwarz unten weißlich. Dieſes Thier findet ſich faſt in Meeren, mit Ausnahme des mittelländiſchen, es reicht eine Länge von 9 Fuß und hat die Geſtalt nes in die Länge gezogenen Kegels, der Kopf erſcheint ebenfalls als ein ſehr kurzer Kegel, deſſen Baſis der des Körpers verbunden iſt. Oberhalb der Au iſt der Kopf etwas aufgeſchwollen, die Augen ſind klein, liegen in einer Höhe mit der Mundſ haben eine gelbliche Iris und eine dreieckige Pu Oberhalb derſelben liegt die ganz kleine Ohröffnung. Die Mündung der Spritzlöcher bildet einen nach gekehrten halben Mond und liegt oberhalb des Ra mes zwiſchen Auge und Mundöffnung. Die ſehr liegende Bruſtfloſſe ſteht dem Raume zwiſchen Au und Rückenfloſſe gegenüber, die Schwanzfloſſe iſt zwei große Lappen ausgerandet. Die Haut des Thieres fühlt ſich ſehr ſanft an und iſt oben tief dunkelblau oder eigentlich ſchwarz gefärbt. Sie bedeckt eine dicke Lage Fett, aus dem Thran gewonnen wird, weshalb man ihn ſtark verfolgt. Der Braunfiſch nährt ſich nur von kleinern Fiſchen, Lachſen, Heringen ꝛc. Die Begattung fällt in den Auguſt, und es ſollen dann oft 10 bis 15 Männchen einem Weibchen ſo eifrig folgen, daß oft eins und das andere auf den Strand geräth. Das Junge ſoll im Juni zur Welt kommen, wird lange geſäugt und ſoll der Mutter ein Jahr lang folgen.

18) D. leucocephalus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coquille. p. 184.). Die Rückenfloſſe verlängert gespitzt, der Körper tiefgrau, Kopf und Hals ganz weiß, der Kopf kurz zuſammengedrückt. Länge 6 Fuß. Im gefährlichen Archipel.

19) D. bisittatus *Lesson* et *Garnot* (Bull. des Sc. nat. et de Géologie. VII. p. 373.). Die Schnauze kurz, kegelförmig; der Körper verkürzt, oben und in den Seiten ſchwarz, unten weiß, breite, unterbrochene Binden in der Mitte des Körpers, welche auf beiden Seiten in die ſchwarze Farbe hin ragen; die Rückenfloſſe von mittlerer Größe, die Schwanzfloſſe ausgeſchnitten, die Bruſtfloſſen ſchwach, vorn ſchwarz gerandet. Im ſüdlichen Ocean.

20) D. superciliosus *iidem* (Zool. de la taf. 9. f. 2.). Mit 30 Zähnen auf jeder Seite Oberkiefers, im untern 29. Schnauze kegel Körper oben ſchieferfarben, in den Seiten und weiß, über den Augen eine weiße, bis an die vorragende Binde. Vier Fuß lang. Im ſüdl Ocean.

21) D. Orca *Linné*, (Mantissa Plantarum. 523. — *Fabr.* Schreber Säugethiere. Taf. Delph. gladiator *Bonaterre*. — *Lacépède*. D.

---

*) Dieſen Namen führt auch eine Vogelgattung, aber erſt in neuerer Zeit.

Plinius? — *Gèrard* Dict. d. Sc. n. *Desmarest*. — D. Duhamelii *Lacépède*, Gèrard l. c. — D. Gram- us *Desm.* Nouveau Dict. d'hist. nat. — D. ven- ricosus *Hunter* Philos. Trans. 1787. t. 16? — *La- cépède*. t. 15. f. 3? *Schreber*. t. 341.? alior.? — Pho- caena Gladiator *Lesson* Man. de Mammal. — P. Grampus *ib.* — P. ventricosa? *ib.* — Orca *Ron- delet*, *Gesner* Butzkopf. Martens Spitzb. Butskopf der *Egede* Grönland. Ej. Schwertfiſch *ib.* f. p. 48. excl. Desor. — Epaulard *Cuv.* regn. anim. — Os- sem foss. V. t. 22. f. 3. 4. Cran. — Agluck *Pallas* Zoogr. ross. — Aguluch *Chamisso*, Nov. Act. nat. cur. XII. t. 20. f. 9.) Butzkopf, Buttkopf, Nordkaper fälſchlich Pottfiſch), Sturmfiſch, Speckhauer, Sä- elfinne, Schwertfiſch. — Die Schnauze ſehr kurz ugerundet, oben und unten auf beiden Seiten 11 ſtar- e, kegelförmige, faſt hackige Zähne, die hintern in die Quere abgeplattet, die Stirne ſehr gewölbt, die Rücken- loſſe ſehr hoch ſpitzig, Körper und Schwanz in die änge gezogen, jener oben nebſt einem Fleck über den Augen weiß. Der Schädel hat eine breite, kurze Schnau- e wie bei Phocaena, aber die vordere Gegend an den Naſenlöchern iſt vertieft, ſtatt gewölbt, die Naſenkno- chen ſind klein, das Pflugſcharbein wird am Gaumen icht ſichtbar, die Schläfe, tief ausgehöhlt, ſind vom Hinterhaupt durch Kämme getrennt, welche ſtärker vor- pringen, als die Schläfenkämme ſelbſt. Es iſt dies ie größte Art der Gattung, welche 20 bis 25 Fuß ang wird; ſie lebt viel von Heringen, welche ſie in großer Anzahl verzehrt, iſt aber auch der gefürchtetſte Feind des Wallfiſches, der von dieſen Delphinen ſo lan- e gehetzt werden ſoll, bis er den Rachen öffnet, wor- uf ſie ihm die Zunge ausfreſſen. Der Butzkopf lebt n großer Menge in den nördlichen Meeren, verirrt ch aber mitunter auch in die größern Flüſſe. So ward im J. 1787 in der Themſe einer von 24 Fuß Län- e, im J. 1793 ein anderer von 30 Fuß Länge, und n der Loire einer von 18 Fuß Länge gefangen.

D. intermedius *Gray* (Annals of Philos. new Ser. 1827. n. 11. 376.). Der Schädel kommt im Bau ſehr mit dem der folgenden Art überein, aber im Ober- iefer ſtehen auf beiden Seiten 11, im Unterkiefer 10 Zähne. Von der vorigen Art, mit welcher dieſe hin- ichtlich der Anzahl der Zähne übereintrifft, weicht ſie b durch die kleinern Schläfengruben, durch die Breite er Schläfennath, durch den großen Raum, an den ch die Hinterhauptsmuskeln anheften, und welcher icht weniger als 7 Zoll breit iſt.

22) D. griseus *Cuvier* (Annales du Mus. XIX. 1. Schreber Säugethiere. Taf. 345.). Die Schnauze kurz und ſtumpf, die Stirne gewölbt, nur wenige Zähne, welche ſogar oft in der obern Kinnlade fehlen, die Rückenfloſſe hoch und zugeſpitzt, die Farbe ben ſchwarzblau, unten weißlich, welche beide Far- en an den Seiten in einander übergehen. Dieſe Art rreicht eine Länge von 7 bis 11 Fuß, die Rückenfloſſe ſt 14 Zoll hoch, an der Wurzel 16 Zoll breit. In den uropäiſchen Meeren.

D. Rissoanus *Cuvier* (l. c. XIX. p. 12. t. 1. f. 4.). Dieſe Art aus dem mittelländiſchen Meer iſt mit der eben angegebenen vielleicht identiſch. Sie erreicht eine Länge von 9 Fuß, der Kopf iſt ſtumpf, etwas gerundet, die Rückenfloſſe iſt mittelmäßig hoch, hinten ausgeſchnitten und ſteht dem Schwanze näher als dem Kopfe, die Bruſtfloſſen ſind groß, zugeſpitzt und ſitzen ſehr tief, der Körper iſt oben dunkel, unten weiß, und der weiße Fleck über den Augen fehlt.

23) D. globiceps *Cuvier* (Annales du Mus. XIX. t. 1. Ossem. foss. V. t. 21. f. 11. 12. 13. Schädel. — *Schreb.* t. 345. f. medioc. — D. melas *Traill* Nichols. Journ. XXII. 810. fig. — D. deductor *Scoresby* — Catodon Swinewal *Lacépède* Cétac. — Narwal edenté *Camper* Cétac. t. 22—34. Schädel.). Die Schnauze ſehr kurz, zugerundet, Zähne oben und unten auf beiden Seiten 9 bis 13, welche indeſſen oft auch fehlen, der Kopf iſt ausnehmend ſtark gewölbt, die Rückenfloſſe nicht ſehr hoch, ausgeſchnitten und ſteht näher am Schwanze, die Bruſtfloſſen ſind ſehr ſchmal, der Körper iſt oben glänzend ſchwarz, grau oder ſchwarz, und hat unten eine weiße Längsbinde, welche auf der Kehle ſich mitunter in eine Querbinde erweitert. Die Jungen haben noch keine Zähne, in mehr vorgerücktem Alter zählt man 10 in jedem Kiefer. Bei den Alten fallen die Zähne aus, ſodaß im Oberkiefer keine, im Unterkiefer nur 8 oder 10 übrig bleiben. Von 60 Stücken, welche an der franzöſiſchen Küſte geſtrandet waren, hatten einige die Rückenfloſſe ganz oder zum Theil verloren. Scoresby ſah bei Spitzbergen Züge von 1000 Stück, welche eines der großen Individuen anzuführen ſchien. Im Jahre 1815 trieb man 310 Stück auf die ſchottländiſchen Küſten, im December 1806 ſtrandeten 92 an einer der Orcaden. Als an der Nordweſtküſte von Frankreich ein Junges aufs Trockne getrieben wurde und ſchrie, folgte ihm die ganze Heerde von 70 Stück, und alle geriethen aufs Trockne, wo ſie ſtarben. Nur ein altes Männchen lebte 5 Tage. Sie ächzten ſehr laut, es waren unter ihnen nur 7 erwachſene Männchen und 12 Junge, wovon das kleinſte nur 7 Fuß maß. Die Euter der Mütter waren voll gelblich weißer Milch. In den Mägen fand man Überbleibſel von Stockfiſch und Sepien, das Fleiſch wurde gegeſſen. In den nördlichen europäiſchen Meeren.

D. feres *Bonaterre* (Cetac. p. 27.), gehört vielleicht zu dem eben beſchriebenen. Die Schnauze iſt kurz und zugerundet, die Kiefern ſind von gleicher Länge, in jeder ſtehen 20 ungleiche, eiförmige, zweilappige, an der Spitze zugerundete Zähne, der Körper iſt einfarbig ſchwärzlich. Vielleicht iſt dieſe Art, welche ſich im mittelländiſchen Meere findet, die Orca des Plinius.

V. Delphinapterus *Lacépède*. Der Kopf ſtumpf, die Schnauze kurz, kegelförmig, oder verlängert, die Anzahl der Zähne verſchieden; die Rückenfloſſe fehlt.

25) D. Leucas *Pallas* (Reiſe. III. t. 79. — D. albicans *Fabricius* Fauna Groenl. — Delph. Beluga *Lacépède* Cetac. — Balaena albicans *Klein* Miss. de Pisc. II. — Weißfiſch Martens Spitzb. Hirtfish *Scoresby* Account II. t. 14. *Cuv.* Oss. foss. V. t. 22.

f. 5. 6. Schädel.). Weißfiſch, Beluga. Der Kopf ſtumpf, die Schnauze kegelförmig, kurz, oben und unten auf beiden Seiten 9 ſtumpfe, kurze Zähne, die obern ſind nach vorn, die untern nach hinten gerichtet. Dieſe Art wird 12 bis 18 Fuß lang. Statt der Rückenfloſſe bildet ſich eine eckige, ſchwache Erhabenheit, die Bruſtfloſſen ſind kurz und eiförmig, die Schwanzfloſſe iſt ſchwach ausgerandet und hat ſpitzige Lappen. Die Alten verlieren die Zähne bald. Dieſe Art lebt in den nördlichen Meeren, lebt von Fiſchen, ſoll im Frühjahr ein blaues Junges werfen, gibt wenig Thran, ihre Erſcheinung aber wird als Zeichen eines guten Wallfiſchfanges angeſehen.

25) D. Peronii *Lacépède* (Cétac. p. 317. — D. leucorhamphus *Péron* Voyage. I. p. 217. t. 1. — *Lesson* et *Garnot*, Zool. de la Coq. t. 9. f. 1. *Cuv.* oss. foss. V. t. 21. f. 5. 6. Schädel.). Die verſchmälerte Schnauze iſt vom Kopfe durch eine tiefe Furche getrennt, auf beiden Seiten oben und unten ſtehen 39 Zähne, der Körper iſt zierlich gerundet, oben blauſchwarz, die Spitze der Schnauze, die Seiten, die Bruſt und Schwanzfloſſen ſind ſilberfarben, der Rand der Floſſen braun. Die Länge beträgt 5 Fuß 8 Zoll, der Umfang 24 Zoll, die Rückenfloſſe fehlt gänzlich. Gegen den Südpol unter dem 45ſten Grad ſüdlicher Breite.

D. Kingii *Gray* (Annal. of Phil. New. Ser. n. 11. 1827. p. 375.). Die Form und Structur des Schädels kommt der des Weißfiſches am nächſten, doch iſt die Schnauze über die Hälfte kürzer, der Kiefer in der Gegend der Spritzlöcher viel ſchmäler, der Schädel mehr kugelig und das Spritzloch der Schnauze näher, im Oberkiefer ſtehen auf jeder Seite 9 bis 10, im Unterkiefer 9 kleine, gebogene, kegelförmige Zähne. Von dieſer Art iſt nur der Schädel bekannt, welcher von Neuholland gebracht wurde und vielleicht einer der oben beſchriebenen neuholländiſchen Arten angehört.

VI. Hyperoodon, Anarnacus *Lacépède*, Monodon *Fabricius*, Uranodon, Ancylodon *Illiger*, aliorq. — Heterodon *Blainville*. Epiodon *Rafinesque*. — Wenige oder keine Zähne. Der Oberkiefer länger und breiter als der untere. Meiſt eine, ſeltener keine Rückenfloſſe.

26) D. Dalei *Geoffr.* et *Cuvier* (Mammif. fasc. 53. D.? edentulus Schreber. t. 347. D. bidens id. t. 346. — D. bidentatus *Desmarest*. D. Diodon *Gérard*. — D. Hunteri *Desmar.* D. Sowerbyi *id.*. D. Chemnitzianus *id.* Heterodon Chemnitzianum, Sowerbyi, Dalei, Hunteri, *Lesson* Manuel. — Balaena rostrata *Chemnitz*, Beſchäft. d. Geſ. nat. Freunde z. Berlin. IV. 183. — Bottle nose whale. *Dale* History and Antiquities of Herrich. p. 44. — *Hunter* Philos. Trans. 77. taf. 19. Dauphin à deux dents *Bonat.* Cetar. t. 11. f. 3. — D. Diodon *Lacépède*. t. 13. f. 3.). — Die Stirn gewölbt, die Spritzlöcher nach vorn gerichtet, der Gaumen glatt, an der Rückenfloſſe eine kielförmige Linie.

Dieſe auch Butzkopf genannte Art iſt, wie die Citate zeigen, unter mancherlei Namen beſchrieben worden. Der Körper iſt ſpindelförmig, der Kopf einigermaßen vom Rumpf unterſchieden, die Kiefern bilden eine faſt cylindriſche Schnauze, von der Stirn unterſchieden, di
fallen bald aus, die Bruſt und Rückenfloſſe klei
Schwanzfloſſe ſehr breit und iſt auf beiden Seiten
oder weniger deutlich gekielt. Die Farbe iſt oben
ſchwarzgrau, unten weißlich. In den europäiſchen
lichen Meeren.

28) D. Hyperoodon *Desmarest* (Mammal.
784. — *Cuv.* Ossem. foss. V. t. 24. f. 19 — 21.
del. f. 22. Kiefer. f. 23. Schulterblatt. D. Bu
Nouv. Dict. d'hist. nat. IX. Hyp. Butzkopf *La*
Cétac. — *Gérard* Dict. d. sc. nat. — *Isid. G.*
St. Hil. Dict. classiq. d'hist. nat. n. VIII. — Bal
rostrata. *Camper* Cétac. t. 13 — 16.). Die Sch
platt und zugerundet, die Röhren des Spritzloches
hinten gebogen, Unterkiefer und Gaumen mit ſ
Zähnchen beſetzt. Der Schädel weicht bedeuten
dem der Delphine ab. Er iſt beſonders durch di
dung der Kiefern merkwürdig, an deren Seitenw
ſich an jeder Seite ein ſenkrechter Kamm gleich ei
Mauer erhebt, denn die beiden Kämme vereinigen
nicht wie bei dem Ganges-Delphin um eine Wölbun
bilden. Der Gaumen iſt etwas kielförmig, welches
Verwandtſchaft mit den Wallfiſchen anzeigt. Die H
wirbel ſind alle mit einander verwachſen, und von
38 andern ſind 9 mit Rippen verſehen. In dem Un
kiefer ſtehen nur 2 Zähne, welche nicht einmal imme
ßerlich ſichtbar zu ſeyn ſcheinen, die Höcker im Gau
welche oben erwähnt wurden, haben ziemlich das An
von Zähnen. Die gemeinſchaftliche Öffnung der bei
Spritzlöcher hat das Anſehn eines Halbmondes, de
Spitzen jedoch nicht wie bei den andern Delphinen na
vorn, ſondern nach dem Schwanze zu gerichtet ſind, de
noch aber ſind die innern Kanäle der Spritzlöcher ſo ge
richtet, daß der Waſſerſtrahl nach vorn ausgewo
wird. Die Floſſen haben folgende Stellung: die Br
floſſen ſtehen ſehr niedrig und ſind weniger als $\frac{1}{12}$ ſo
als das ganze Thier, die Rückenfloſſe iſt um $\frac{1}{3}$ kürzer
die Bruſtfloſſe, ſie ſteht nicht weit von der Schwanz
welche $\frac{1}{4}$ der ganzen Länge mißt und deren Lappen au
randet ſind. Das Thier wird gegen 24 Fuß lang un
von dem vorigen vielleicht nicht verſchieden, mit
chem es Cuvier wenigſtens verbindet. Im nörd
atlantiſchen Ocean.

D.? spurius *Fabric.* (Fauna groenl.) und D. E
don. (Epiodon Urganantus *Rafinesque*) ſcheinen
vorigen Art, der erſte vielleicht der Gattung nicht
gehören.

Die Verwirrung in dieſer iſt groß. Möchten
Naturforſcher, welche an Küſten wohnen, oder
Seereiſen machen, baldigſt einiges Licht in die Sy
tik dieſer Thiere zu bringen ſuchen. Nicht einmal
aber iſt man einig, welcher Art dies oder jenes
angehört *). (*D. T.*

DELPHINUS (Paläozoologie). Außer den
16 von Lacépède, Gerardin, Cuvier u. A. au
ſtellten lebenden Arten von Delphinus (einſchließlich P
caena), welche unter allen Breiten, zumal aber in

---

*) S. den Art. Cetacea.

Nähe des Eismeeres vorkommen, und 7 bis 24′ Länge rreichen, kennt man die foſſilen Reſte von 5 Arten, de- en eine oder zwei identiſch mit den vorigen ſind.

A) Subgenus *Delphinus* Cuv.

1) *Delphinus*. . . . ? . . . . *Silv. Grateloup* in An- al. général. des scienc. phys. III. 58. *Cuv.* oss. V. i. 16. *Delphinus, Delphis* (Lin.). Holl Petref. 70; on Lin.

Dieſe Art, ſo weit man ſie kennt, iſt dem gemeinen elphin ähnlich, nur ſind die Zähne etwas anders ge- rümmt, ihre Wurzeln höher und die Knochenleiſte längs er innern Seite der Zahnreihe fehlt.

Man hat das Stück eines Unterkiefers von 0$^{\mathrm{m}}$,08 änge, 0,026 Höhe und 0,013 Dicke mit 8 Zähnen und er Alveole eines neunten. Die Zähne ſind 0,008 hoch, ,005 an der Baſis dick, 0,004 von einander entfernt, ünn und ſpitz, mit etwas verdickter Baſis, ein- und ickwärts gebogen, mit ſchwarzem, glänzendem Schmelze berzogen, während der Knochen ockerbraun iſt. Die urzeln ſind 0,01—0,013 dick, oberwärts verdickt, un- rwärts hakenförmig. — Größe und Form der übrigen heile ſo genau als möglich wie am gemeinen Delphin; ur daß die eine Breite längs der Zahnfurche des Kie- rknochens fehlt, wie das auch bei D. dubius, D. leu- rhamphus, die ähnliche Zähne haben, eintrifft. In r Samlung Grateloups. Zu Sort, 2 Stunden n Dax, im Dept. des Landes von Borda ent- ckt, in einem conchylienreichen Sande der Tertiärfor- ation.

2) *D. Bordae*. Gavial, *Lacépède* hist. quadru- ed. ovip. 289. Dauphin à longue symphyse. *Cuv.* s. V. i. 312—315. tab. XXIII. fig. 4. 5. 9. 10. 11.

Delphinus Bordae. Holl Petref. S. 70.

Länge 9′, alſo ¼ mehr als bei D. Gangeticus. Die ei Unterkieferäſte vorn ſehr lang verwachſen, wie nur i D. Gangeticus und D. frontatus; die Symphyſe brei- r als hoch, die Zähne ſpitz, kegelförmig, zurückgebo- n, mit dicker Baſis und einem kleinen Höckerchen hin- r derſelben, größer, zahlreicher und dichter als bei . frontatus.

Man hat einen Unterkiefer, welcher vorn und hin- n abgebrochen iſt, ein Bruchſtück des Oberkiefers mit nigen Zähnen, welche noch mit glänzend braunem chmelze überzogen ſind; die Knochen ockerbraun.

Das Unterkieferſtück iſt im Ganzen nah 0,44 lang, rn mit noch ſehr langer Symphyſe von 0,24, hinten t einem noch auf 0,2 Länge erhaltenen Schenkel. Aus eſer Geſamtlänge (= 16″) darf man wol auf einen lang geweſenen Unterkiefer ſchließen. Der Vorder- nd iſt 0,035 breit, 0,028 hoch, die Breite gleich hin- r der Symphyſe = 0,05. Der Durchſchnitt des ver- achſenen Theiles iſt oben geradlinig, unten convex, iderſeits ſchief, wo die Zahnreihe ſitzt. Längs der erwachſung ſieht man beiderſeits noch 8, und hinter rſelben im längern Aſtſtücke 10 Zähne. Dieſe ſind ke- lförmig, ſpitz, an der Baſis dick und an deren hin- rer Seite mit einem ſtumpfen Höckerchen, ihre Spitze etwas zurückgebogen, ihre Wurzel dick, rund, nicht ef eindringend, die Dicke der Baſis = 0,011, die Höhe über derſelben 0,015, ihre Entfernung = 0,02, doch ſind die hinteren kleiner und ſtehen dichter.

Das Oberkieferſtück iſt noch 0,16 lang, hinten 0,055, vorn 0,047 breit und daſelbſt 0,05 hoch, an beiden Enden abgebrochen. Eine tiefe Furche läuft längs der Mitte der Unterſeite, und beiderſeits derſelben ſind die Nähte, welche den Vomer vom Kieferknochen trennen. Auf der Seite iſt die Naht vom Kiefer- und Zwiſchenkieferbein ſichtbar. Letzteres ſcheint an ſeinem äußeren Stande vertikal geweſen zu ſeyn. Der Form nach nähern ſich dieſe Theile am meiſten jenen bei D. frontatus, und ſie ſcheinen ziemlich weit vorn, am ſechſten bis ſiebenten Zahne, gelegen zu haben. Das ganze Bruchſtück iſt von einer im ſenkrechten Durchſchnitte eiförmigen Höhle durchzogen, die ſich nach unten verſchmälert. Die Zähne ſind kegelförmig, etwas ein- und rückwärts gekrümmt, mit einem nur ſehr ſchwachen Höcker an der hinteren Baſis. An der Baſis ſind ſie 0,011 lang, 0,009 breit und über derſelben 0,016 hoch. Die Wurzeln verdicken ſich und gehen rückwärts ziemlich tief in den Knochen.

Die lange Verwachſung der 2 Unterkieferäſte iſt vielmehr ein Charakter von Phyſeter als von Delphinus und findet ſich unter den Delphinen nur bei D. frontatus und der Art vom Ganges. Aber die Zähne des Oberkiefers und die Anordnung der Knochen an demſelben können nur einem Delphin angehören. Der Oberkiefer unterſcheidet ſich auch dadurch von dem des Gavial, weil er bei dieſem breiter als hoch, ohne Längenfurche, ohne Vomer, ohne ſo weit zwiſchen den Kieferbeinen fortſetzenden Zwiſchenkieferbeinen und mit einem quadratiſchen Naſenkanal verſehen iſt.

Indeſſen ſind die zwei eben erwähnten lebenden Delphinarten kleiner als die foſſilen; der D. Gangeticus hat eine weit mehr zuſammengedrückte Symphyſe (während ſie hier breiter als hoch iſt) und anders geſtaltete Zähne. Bei D. frontatus dagegen ſind ſie viel kleiner, dichter und zahlreicher. Die ganze Länge des Thieres mag 9′ betragen haben, alſo ¼ mehr als bei D. frontatus. — In den Naturalienſamlungen der Stadt Dax und im Pflanzengarten zu Paris. Fundſtätte ebenfalls zu Sort, — mit voriger Art.

3) *D. stenorhynchus*. *Cuv.* oss. V. i. 317—318. tab. XXIII. fig. 38.

D. stenorhynchus (*Cuv.*) Holl Petref. 70.

Der die hintern Naſenöffnungen umſchließende, unter- und rückwärts ſich pyramidenförmig erweiternde Vorſprung an der Unterſeite des Oberkiefers iſt bei den hinterſten Backenzähnen noch nicht bemerkbar.

Man hat von dieſer Art nur ein Oberkieferſtück, beſtehend in einem großen, vorn und hinten abgebrochenen Theile des Zwiſchenkiefer- und des rechten Kieferbeines, längs deſſen äußerem Rande ſich die Wurzelhöhlen von 17 der hinterſten Zähne erhalten haben. Bis zum zwölften derſelben bleibt der Knochen ziemlich gleich breit, nachher trit er aber mit der Zahnreihe etwas nach außen. Die 17 Alveolen nehmen eine Länge von 0,16 ein, bei der erſten bis zwölften iſt der Knochen auf eine Erſtreckung von 0,12 nur 0,025 breit, bei der ſiebzehnten aber = 0,04. Von dieſer bis zum abgebrochenen Ende hat er noch 0,09 Länge und hier 0,07 Breite, obſchon der äußere Rand etwas abgerieben iſt. — Dieſes Bruchſtück, rückwärts mit dem Gaumenbeine fortſetzend, iſt wenig convex, ſonſt aber ohne Unebenheit, während kein Delphin bekannt iſt, bei dem der pyramidenförmige, die hintern Naſenöffnungen umfaſſende Vorſprung ſich nicht ſchon bei den hinterſten Backenzähnen zu zeigen begönne. Im Pariſer Naturaliencabinette. Aus einem conchylientrümmerreichen, tertiären Kalke des Dep. de l'Orne, neben Reſten von Phoken und Lemantinen.

B) Subgenus *Phocaena Cuv.*

4) *D. platyrhynchus.* Brocchi Conchiol. I. 177—178. *Cortesi* Saggi geologici p. 46—50. tab. II. fig. 1. *Cuv.* oss. foss. V. 1. 309—312. tab. XXIII. fig. 1. 2. 3. Bronn Reiſen I. 629 Anmerk.

D. platyrhynchus (*Cuv.*). Holl Petrefk. 70.

Thier 12′—13′ lang, Kopf von der Länge wie bei D. globiceps, aber ¼ ſchmäler, mit längerer Schnauze und $\frac{13}{13}$ Zähnen beiderſeits; die Augenhöhlen kleiner, der Unterkiefer niedriger, der vorderen Bruſtbeinknochen quadratiſch, mitten nicht durchbohrt, der dritte aber hinten mit einem tiefen und engen Einſchnitte.

Man hat davon ein vollſtändiges und mehre unvollſtändige Skelette. Erſteres bietet einen faſt ganzen Oberſchädel, einen halben Unterkiefer, 7 Hals-, 26 Bruſt-, Lenden- und Schwanzwirbel, 13 Rippen von einer, 7 von der andern Seite, 4 viereckige Knochen vom Bruſtbein u. e. A. Der Kopf iſt 1′ 10″ 9‴ (oder 0m,62) lang, 9″ (0,245) breit; die Blaſelöcher ſtehen 1′ 9″ (oder 0,568) hinter der Spitze der Schnauze. — Der Unterkieferaſt iſt 1′ 5″ oder 0,46 lang. Zähne ſind viermal 14 vorhanden, kegelförmig, ſpitz, einwärts gekrümmt, die vorderen kleiner werdend, die längſten 2″ lang, alle noch mit blauem Schmelz überzogen. — Dieſer Kopf iſt daher im Verhältniß ſeiner Länge viel ſchmäler als bei D. globiceps, welcher 10, vielleicht aber auch 14 Zähne viermal hat, deſſen Kopf ebenfalls 0,62 lang, aber nur 0,43 an den Augenhöhlen breit iſt. An Foſſilen ſind ferner die Augenhöhlen kleiner, die Einſenkungen vor den Naſenhöhlen ſchmäler und tiefer, die Schnauze verhältnißmäßig länger, der Ausſchnitt zwiſchen der Augenhöhle und der Schnauze iſt ſchmäler und tiefer, der Unterkiefer verhältnißmäßig minder hoch als bei D. globiceps, letzteres auch minder als bei D. gladiator.

Wirbel und Rippen ſind im Allgemeinen wie bei andern Delphinen. Der erſte und zweite Halswirbel ſind mit einander verſchmolzen; der Hals hat 3″ 11‴ Länge. Dreizehn Bruſtwirbel nehmen 2′ 1″ 7‴ Länge ein. Darauf folgen 13 Lenden- und Schwanzwirbel. Aber noch viele der letzteren fehlen. Nach dieſen Proportionen muß der aufgefundene Theil 12′, das ganze Thier aber 13′ Länge gehabt haben.

Ein erſter Bruſtknochen iſt wie bei andern Delphinen gebildet, ſo breit als lang, in ſeiner Mitte nicht durchbohrt und daher dem des D. tursio ähnlicher als dem des D. globiceps, wo er ſchmäler und durchbohrt iſt. Der zweite Bruſtknochen hat nichts charakteriſtiſches; der dritte iſt länglich, hinten ſchmal geſpalten, vorn wie bei D. griseus, aber ſchmäler und tiefer. — Extrem
fehlend oder undeutlich.

In den Samlungen Corteſi's zu Piac
dann des Consiglio delle miniere zu Mailan
den blauen Mergeln der jüngern Tertiärformation
Caſtell' arquato im Piacentiniſchen. Das
Skelett wurde 1793 daſelbſt 120′ hoch über dem
des Stramonte an einem Hügel, Torrazz
funden.

* *D. Phocaena* Lin. *Mantell* Geol. Tr
S. III. 201.

Überreſte dieſer noch lebenden Art, wobei ei
langer Schädel, wurden in der Grafſchaft Su
jugendlichen Alluvialablagerungen voll Trümmern
dort lebenden Sumpf- und Seeconchylien g
Der Schädel 10′ tief in blauem Thone an der M
des Cuckmere, andere Reſte in den Beeding
Unter den zahlreichen Reſten des Piacentiniſchen,
Brocchi und Corteſi gedenken, würden viell
andere Arten zu erkennen ſeyn *). (H. G. B

DELPHUS, Ägidius, oder Gilles de Delf, D
der Sorbonne und Profeſſor der Theologie zu P
Anfange des 16. Jahrhunderts, von Gyraldi und
mus als lateiniſcher Dichter geprieſen, ſchrieb: I
sis ortus mortisque Christi; Par. s. a. (wahrſch
um 1511.). 4.; ein Gedicht in Hexametern. Se
psalmi poenitentiales, noviter metrice compo
s. a. (um 1497). Erf. 1516. 4.; angehängt ſind
andere geiſtliche Gedichte. Eine Überſetzung des
Pauli an die Römer, in lateiniſchen, heroiſchen V
Paris 1507, und mit einem Commentar von Gi
Couſin, in den Werken des letztern, *Baſel 1562.*
S. 168. Fol. Commentarius in *Ovidium* de rem
amoris. Par. 1495. 4. — Öfters wird dieſer Aut
einem andern Ägidius Delphenſis, einem D
zu Paris, der zu Ende des 12. Jahrhunderts leb
wechſelt. Von dieſem letztern hat man einen C
tar über Petri de Riga Aurora, eine Art von A
der Bibel in elegiſchen Verſen, und ein Gedicht
nis apud inferos, worin er die Ewigkeit der H
fen vertheidigt. — Johann Delpus oder D
von Delf, Coadjutor des Biſchofs von Straßburg,
te 1641 dem Religionsgeſpräch zu Worms bei und
De potestate pontificia. Colon. 1580. 8. und l
ecclesiae †).

---

*) Vergl. *Silv. Grateloup* in den Annales géné
sciences physiques III. 58. *Brocchi* Conchiologia fos
apennina. Milano 1814. 4. I. 175—180. *Giuś.* Co
gi geologici degli Stati di Parma e Piacenza. 181
p. 45—67. tab. II. fig. 1. *Gerardin* (Art. Cé
Dictionnaire des sciences d'hist. naturelle. Paris.
(1817). 38—83. Krüger urweltliche Naturgeſchichte
niſchen Reiche. Quedlinb. 1825. I. 220. *Cuvier* rech
les ossemens fossiles. Paris. V. 1. (1824). 273—
—318. u. 400. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde
12. 1829. S. 70. H. G. Bronn Ergebniſſe meiner
riſch-ökonomiſchen Reiſen I. (1826). 528—531 Anm
(1831). 466. 468.

†) *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 53 u. 60. *Le*
poet. med. aevi. 786 u. 750. 990. Catal. bibl. Bu
Vol. III. p. 2029. Biogr. univ. T. XI. (von Bur

DELPHUSA kommt in dem Homeridiſchen Hym-
s an Apollon V. 244, 247, 256, 276. der früheren
sgaben vor, an den übrigen Stellen *Τελφοῦσα*, an-
t *Τιλφοῦσα* oder *Τιλφοῦσσα*, d. i. *Τιλφόσσα*, wie
Paus. 9, 33. (S. daſ. Sylburg). Der wahre Name
h äoliſchem Dialekt der Böozier iſt *Τιλφῶσσα*, wie in
dars Fragment b. Athen. II. p. 41. (S. Heyne zu
ollod. 3, 7, 3. u. daſ. not. crit.). — Tilphuſa war eine
elle bei Haliartos in Böozien. Nach dem angeführten
mnus verleitete die Quellennymphe den Apollon,
t an ihrem Quell, ſondern zu Delphi ſeinen Orakel-
pel zu errichten. Als Apollon ſich dadurch getäuſcht
d, ſtürzte er einen Berggipfel auf den Quell und er-
tete ſich in einem benachbarten Hain einen Altar, auf
chem man ihm opferte, und wovon er den Beinamen
lphuſios (Delphuſios) erhielt (Strabo 9. p. 283.).
übrigens Tilphussa. (*H.*)

DELPHYNE, auch Delphine und Delphines, —
n er kommt männlich und weiblich vor (Schol. zu
ollon. Rh. 2, 708.) — hieß der Drache, welcher nach-
s Pytho genannt wurde. S. Pytho. (*H.*)

DELRIO, Del-Rio (Martin Anton), ein gelehr-
Spanier, Sohn eines ſpaniſchen Edelmanns, der
ße Güter in den Niederlanden hatte, war den 17.
i 1551 zu Antwerpen geboren. Frühe ſchon äußerte
ebenſo viel Neigung als Talent zu den Wiſſenſchaf-
, und nachdem er in Paris die Rhetorik und Philo-
ie ſtudirt hatte, begab er ſich nach Douai und dann
) Löwen, wo er den juriſtiſchen Lehrcurs machte, und
de 1574 auf der hohen Schule zu Salamanca Doc-
der Rechte. Nach ſeiner Rückkehr in die Niederlande
de er Senator bei dem Obergerichte von Brabant,
n Intendant bei der Kriegsmacht, Vicekanzler und
lich Generalprokurator. Der Freiheitskampf der Nie-
änder gegen ihren grauſamen Unterdrücker, den Kö-
Philipp II. von Spanien, hatte damals begonnen,
da das Feuer der Zwietracht immer weiter um ſich
f, ſo entſagte Delrio dem Geſchäftsleben, ging nach
anien und trat 1580 zu Valladolid in den Jeſuiten-
en. Seine Obern ſandten ihn nach Löwen, um die
ologie zu ſtudiren, und nachdem er dieſelbe abſol-
hatte, lehrte er Sprachen, Philoſophie und Theolo-
in den Collegien ſeines Ordens zu Douai, Lüttich,
inz, Gräz und Salamanca, wohin er 1604 kam. Zu-
wurde er wieder nach Löwen geſandt, ſtarb aber
lbſt den 29. Oct. 1608, drei Tage nach ſeiner An-
ft. Sein Eifer zum Studiren war ſo groß, daß er
rs ganze Tage über den Büchern ſaß, ohne etwas
eres zu genießen, als des Morgens einen Biſſen Brod
Wein getunkt. Er beſaß viele, beſonders philolo-
he und hiſtoriſche Kenntniſſe, verſtand überhaupt
r als zehn Sprachen, war ſehr beleſen, hatte aber
ig Beurtheilungskraft, war ſehr leichtgläubig und
ieb einen zwar reinen, aber affectirten und rauhen,
iniſchen Styl. Die bekannteſte, aber nicht die beſte
er ſeinen Schriften, in welcher er die magiſchen
nſte, Teufelsbeſitzungen, Zaubereien und dergl. in
hutz nimt und ſeine Behauptungen mit einer Menge
von Mährchen und unglaubwürdigen Erzählungen unterſtützt, führt den Titel: Disquisitionum magicarum libri VI. Lovan. 1599. 4.; ſeitdem ſehr oft: Mogunt. Ursell. Colon. Francof. bis 1679; zuletzt Venet. 1746. Vol. III. 4.[1]. Weit mehr Werth haben folgende unter ſeinen vielen Schriften: C. Solini polyhistor a Delrio emendatus. Antw. 1572. 8.; eine neue Recenſion nach Manuſcripten, doch oft ohne Nachweiſung des Grundes der Veränderung, aber merkwürdig als das Produkt eines 22jährigen Gelehrten, den Baillet deswegen unter die enfants celébres ſetzte. In Claudiani poemata notae. Antw. 1572. 12., mehrmals gedruckt, z. B. in der Ausgabe Claudians von Clavier. Paris 1602. 4,[2], Syntagma tragoediae latinae in tres partes distributum. Antw. Vol. III. 1593. 4. in 2 Bänden. Par. 1620. Vol. III. 4. in einem Band[3]. Miscellanea scriptorum universi juris civ., duobus tomis distincta, opus nunc a mendis stud. ac diligentia Pt. Brassaei repurgatum et auctum. Lugd. 1606. 4.; vorher Par. 1580. 4. Florida Mariana, seu de laudibus virginis. Antw. 1598; auct. Lugd. 1607. 8. Commentarius rerum in Belgio gestarum. Colon. 1611. 4. (unter dem anagrammatiſchen Namen Rolandus Miriteus Onatinus). Adagialia sacra veteris et novi testamenti. Lugd. 1612. 4. Da man ſeine Arbeit, in Beziehung auf das neue Teſtament, zu kurz und unbefriedigend fand, ſo ſchrieb Andr. Schott: Adagialia in nov. Test. Antw. 1626. 4. Delrio's lateiniſche Commentare über die Geneſis (unter dem Titel Pharus sacrae sapientiae), über das hohe Lied und des Jeremias Klaglieder in 3 Quartbänden, ſind nicht unverdient vergeſſen[4], wie ſeine polemiſchen Schriften gegen Joſ. Scaliger und mehre andere[5]. (*Baur.*)

Delsberg ſ. Delemont.

---

[1] Niceron ſagt: Il entasse sans examen quantité de fables et de contes, que l'auteur adopte malgré leur puérilité et leur peu de vraisemblence. Vergl. Haubers bibl. magic. 1. Bd. 122. 2. Bd. 552.; und Thomaſius vom Urſprung und Fortgang der Inquiſ. wider die Hexen 48. — Andr. Duchesne hat Delrio's Disq. mag. mit Abkürzungen ins Franz. überſ. Par. 1611. 4. und 2 Bde. 8. Die Überſetzung wird dem Original vorgezogen.

[2] S. *P. Burmannus*, minor, in praefat. ad Claudianum. p. III—VI.

[3] Inhalt: Tom. I. Prolegomenon lib. I; de tragoed lib. 1.; de L. A Senecae vita et scriptis lib. 1.; de versibus tragicis, maxime Senecae lib. 1.: fragmenta veterum tragicorum; opinationes in easdem. Tom II L. A. Senecae tragoediae novem; incerti auctoris Octavia: adversaria in has tragoed. Tom. III. Commentarius novus in easdem et indices. — Die erſte (Antwerpen) Ausgabe enthält daſſelbe und iſt etwas ſchöner gedruckt.

[4] Niceron ſagt davon: L'auteur savoit le latin, le grec, l'hébreu et le chaldaique. Mais il faut qu'il n'ait su ces dernières langues que legérement, ou qu'il lui ait manqué quelque autre chose pour s'appliquer utilement à l'explication de l'ecriture; puisque les savans n'ont pas témoigné faire beaucoup de cas de tout ce qu'il a fait en ce genre.

[5] Vita ejus, brevi commentariolo expressa. Antw. 1609. 4. Ribadeneira et Alegambe bibl. script. soc. Jesu. Bayle dict. und deſſen Reponse aux questions d'un Provincial. T. I. 105. Pope-Blount censur. 885. Baillet jugemens. T. II. 199. T. V. 61. Crenii animadv. philol. P. IV, 76. P. IX, 199-202. 251. J. Alb. Fabricii centuria plagiariorum 52. Joh. Fa-

DELSBO, ein Paſtorat, im Jahr 1815 mit 3005 Seelen, in der nordſchwediſchen Provinz Helſingland, ſeit 1756 mit Poſtamt, dem einzigen in Nordhelſingland, bisher auch für die etwa 15 Meilen entfernte Provinz Herjeådalen. Die ſchöne, 1741 erbaute, ſteinerne Kirche hat, nächſt Gefle, die größte Orgel in ganz Helſingland und Geſtrikland, und Gemälde von hohem Kunſtwerth. Das Kirchen-, Schul- und Armenweſen iſt vorzüglich eingerichtet. Viehzucht und Kornbau ſind Hauptnahrungszweige. Die geſchmackvolle und zweckmäßige Tracht des weiblichen Geſchlechts iſt ſeit Jahrhunderten üblich. (*v. Schubert.*)

DELTA. Über das Delta in Ägypten ſ. Ägypten und Nil; über die Entſtehung der Delta's ſ. Fluss. — Das aſtronomiſche D. ſ. Triangel. (*H.*)

DELTHYRIS (Paläozoologie) — von δέλτα und θύρις = deltaostiolum = Deltaöffnung —, iſt ein Geſchlecht, welches Dalman 1827 hauptſächlich für jene ſchwediſchen Terebratuliten aufgeſtellt hat, welche ein dreieckiges Schloßfeld, und an deſſen Mitte eine dreieckige oder deltaförmige Öffnung, aber dabei einen gebogenen Schloßrand beſitzen, da die ähnlichen Arten, mit jedoch geradem Schloßrand, von Dalman in ſein Geſchlecht Cyrtia gebracht werden; ſo daß beide zuſammen dem Geſchlechte Spirifer *Sow.* oder Trigonotreta *König* entſprechen; denn die Spiralrollen ſind im Innern der Spirifer-Schalen weder bei allen Arten vorhanden, noch dieſem Geſchlechte allein zuſtändig.

Dethyris: Testa aequilatera inaequivalvis, valva utraque convexa, saepius in medio jugata, vel canaliculata. Margo cardinalis transversus rotundatus, nate interruptus. Valva major rostro incurvo, imperforato, et sub rostro foramine deltoideo praedita.

Dalman beſchreibt 6 ſchwediſche Arten, nämlich: D. elevata, D. cyrtaena, D. crispa, D. subsulcata, D. ptychodes, D.? cardispermiformis, welche alle in jüngerem Übergangs- (Berg- oder Encriniten-) Kalk vorkommen, die D. subsulcata jedoch außerdem auch in älterem Übergangs- (Orthozeraliten-) Kalk. D. psittacina und D. jugata *Wahl.* werden nur zweifelhaft zu dieſem Geſchlechte gerechnet. L. von Buch hat indeſſen noch D. verrucosa und D. rostrata aus Württemberger Lias hinzugefügt, und eine beträchtliche Anzahl anderer Arten würde noch hinzukommen müſſen. Da jedoch D. von den Arbeiten ſeiner Vorgänger zu wenig Kenntniß gehabt, und uns eine allgemeine Monographie aller Terebratuleen noch mangelt, nach welcher erſt zu beſtimmen ſeyn würde, ob Delthyris beibehalten wird oder nicht; ſo verweiſen wir die Klaſſifizirung und Beſchreibung der Arten auf den Artikel Terebratula.

(*H. G. Bronn.*)

DELTOCHILUM *Eschholz* (Insecta), gattung aus der Familie der Blätterhörner in der Section oder den Pentameren, nach Sisyphus von Eſchholz in ſeinen „Entomographien“ aufgeſtellt und folgendermaßen charakteriſirt: die palpen mit zwei großen, flachen Gliedern, von das Wurzelglied innen hakenförmig; Lippe faſt eckig; die vorderen Schienbeine innen gezähnt, Tarſen; der Thorax tief ausgerandet; Fühler 9glie die hintern Schienbeine verlängert, nicht erweitert. angezogenen Ort iſt D. dentipes, als Typus Taf. I abgebildet. (*D. T*

DELTOÏDES *Latreille* (Insecta). Un ſem Namen hat Latreille früher eine Abtheilu ner Nachtſchmetterlinge, der Pyralis *Linnés*, ſtellt, welche die Gattungen Botys, Hydrocam Aglossa umfaßte. In der neuen Ausgabe des animal Cuvier's hat er dieſe Benennung nic aufgeführt. (*D. T.*

Deltoton ſ. Triangel.

DELUC, Jo. Andreas (eigentlich De Lu der verdienſtvollſten, unermüdlichſten und ſcha ſten Naturforſcher in der zweiten Hälfte des 1 hunderts, geboren zu Genf 1727, ſtarb zu 8. Nov. 1807. — Die Neigung des Knaben thematik, Phyſik und Naturgeſchichte nährte der dieſer, ein geſchickter Uhrmacher, auf alle Weiſe; kob Franz Deluc, welcher 1780 in hohem nahm auch an den innern Bewegungen zu Genf gen Theil, und von ihm ſind einige, dieſe Unruhen fende Flugſchriften im Druck erſchienen, ſowie ei lemiſch-theologiſche Schrift: Lettre sur les quelques savans incrédules. Genève 1762. — Jo dreas D., ein Freund von Rouſſeau blieb den Un ebenſo wenig fremd. Bei denjenigen des Jahres handelte es ſich vorzüglich um die Frage, ob d meine Bürgerverſamlung das Recht habe, ſich den beliebigen Gegenſtand zu berathſchlagen u den Rath Klage zu führen. Der Rath widerſ und behauptete, es dürfe der Verſamlung nichts vorgetragen werden, als was zuerſt vor den vorgebracht worden; dies nannte man das Droi tif, und daher entſtanden die Parteinamen der oder Anhänger des Rathes, und Repräſentante Mitglieder der Volkspartei. An dieſem Streit ſich die Frage, ob dem großen Rathe der Titel veräns ferner ſolle geſtattet werden. Deluc ge den eifrigen Repräſentanten und erſcheint 17 der Zahl der Bürgerausſchüſſe. Im J. 1768 in dieſen Angelegenheiten von der Repräſentan nach Bern und nach Paris geſandt, wo ihm ſe ſenſchaftlichen Verdienſte ſehr günſtige Aufna dem Herzoge von Choiſeul verſchafften. Nach

---

bricii hist. bibl. P. III, 340. Mém. du Niceron. T. XXII, 377. Sweertii Athenae belg. 551. Foppens bibl. belg. T. II, 847. Eberts bibliogr. Lex.

*) *J. W. Dalman* Uppställning och Beskrifning af de i Sverige funne Terebratuliter, Stockholm 1828. 8. p. 9. 15. 36. 64. 67. 68. tab. III. fig. 3—8. (aus Kongl. Handlingar för år 1827. Stockh. 1828.) *L.* recueil de planches de pétrifications remarquables (1831.) pl. VII.

Rückkehr wurde er 1770 zum Mitgliede des großen Rathes gewählt, verließ aber bald nachher Genf und begab ſich nach London, um ſich ganz ſeinen Lieblingsſtudien zu widmen. Während der Unruhen zu Genf im J. 1781 reiſte er von London wieder nach Paris. Die mit vieler Einſicht abgefaßte Denkſchrift über den ganzen Zuſammenhang der Unruhen, welche er dem Miniſter Starganers übergab, findet man in Schlözers Statsanzeiger Bd. 1. Stck. 4. S. 473.). — Deluc wurde von den königlichen Societäten der Wiſſenſchaften zu London, Dublin und Göttingen zum Mitgliede aufgenommen, und m J. 1773 erhielt er die Stelle eines Vorleſers der Königin. – Mit andern gelehrten Geſellſchaften, namentlich mit den Akademien der Wiſſenſchaften zu Paris und Montpellier blieb er als Correſpondent in Verbindung; auch die holländiſche Societät wählte ihn zum Mitgliede. Im J. 1798 wurde er zum Profeſſor der Philoſophie zu Götingen ernannt; er hielt ſich aber von 1798 bis 1802 u Berlin, dann zu Hannover und hierauf bis 1806 zu Braunſchweig als Vorleſer der Herzogin auf. Nach der Schlacht bei Jena ging er nach England. — Die Früchte einer vorzüglich in naturwiſſenſchaftlicher Beziehung gemachten Reiſen durch die Schweiz in den Jahren 1765 und 1770 findet man im 2. Bande ſeiner Recherches ur les modifications de l'atmosphère (Génève 1772. 4.), uch beſonders unter dem Titel Relation de différens Voyages dans les Alpes du Faucigny, par Mr. D. Deluc) et D. (Dentan, ein Genferiſcher Gelehrter im Haag) Maestricht 1776[1]). Eine ſpätere Reiſe, die er 774 und 1775 durch die Schweiz und vorzüglich durch ie Alpen in Begleitung einer Engländerin machte, beſchreibt er in den Lettres sur quelques Montagnes de uisse, die anfänglich den erſten Theil ſeiner Lettres physiques et morales sur les montagnes et sur l'histoire de la terre et de l'homme (à la Haye 1778) usmachten, dann aber abgeſondert erſchienen. Außer en naturwiſſenſchaftlichen Belehrungen enthält dieſe Reiſebeſchreibung auch viel ſtatiſtiſche Angaben. Andre aturhiſtoriſche Reiſen machte er 1777 in dem Harzgeirge und 1778 in den Rheinlanden; letztere vorzüglich n geognoſtiſcher Rückſicht. Die Ergebniſſe findet man uch in den Lettres physiques et morales. — Um die Verbeſſerung des Barometers hat ſich Deluc bedeutende Verdienſte erworben. Schon im J. 1762 hat er ſein Werk Recherches sur les modifications de l'atmosphère vollendet; es erſchien aber erſt 1772 (Génève . Bd. 4. und teutſch. Leipz. 1776 und 1778). Untereſſen gab la Lande, dem es zur Prüfung übergeben war, nen Auszug (in der connoissance des mouvemens céstes. 1765), welcher Delucs Ruf begründete. Die Beobachtung, daß das Queckſilber immer höher ſteht, enn die Oberfläche der Säule ſich in einem weitern Theile der Röhre befindet, niedriger aber, wenn ſie in nem engern Theile ſteht, daß es daher in Gefäßbarometern immer niedriger ſtand als in andern, und daß es keinen Unterſchied mache, ob das Queckſilber gekocht iſt oder nicht, — dieſe durch vielfältige Verſuche von ihm gemachte Beobachtung führte ihn darauf, den beiden Queckſilberflächen gleiche Durchmeſſer zu geben und zu der einfachſten Art der Heberbarometer zurückzukehren. Seine Barometer beſtehen daher aus einer durchaus gleichweiten Röhre, welche unten ſo gebogen iſt, daß beide Schenkel genau parallel laufen. Neuere Unterſuchungen haben jedoch gezeigt, daß wegen der ungleichen Wölbung des Queckſilbers im luftleeren und im offenen Schenkel die Degreſſion deſſelben nicht in beiden die nämliche iſt, wodurch der Vorzug des Heberbarometers vor dem Gefäßbarometer wegfällt. — Deluc erkannte auch, daß der wahre Vortheil des Kochens des Queckſilbers nicht blos darin beſtehe, daſſelbe, wenn das Barometer im Finſtern geſchüttelt wird, leuchtend zu machen, ſondern daß auf dieſe Weiſe erſt der Einfluß der Wärme auf das Barometer eine gewiſſe Regelmäßigkeit erhält. Durch das Abkochen allein wird nämlich die Luft, welche ſich in dem leeren Raume aus dem Queckſilber ſammelt, auf eine beſtimmte, äußerſt geringe Quantität gebracht, und der Stand der Barometer übereinſtimmend gemacht, indem in einem Barometer nur ungefähr ſoviel Luft als in dem andern bleibt. Deluc war der erſte, der über dieſen für die Berichtigung der Barometerſtände, für Höhenmeſſungen ꝛc. ſehr wichtigen Punkt genauere Unterſuchungen angeſtellt hat. Ebenſo hat er wichtige Verdienſte um die Verbeſſerung der barometriſchen Höhenmeſſungen, theils durch ſeine eignen Verſuche, theils durch die weitern Unterſuchungen, wozu er den Anſtoß gab. Die große Ungleichheit in den Höhenangaben Anderer gaben ihm vorzüglich Veranlaſſung zu den unausgeſetzten Unterſuchungen über das Barometer. Seine Unterſuchungen über die Atmoſphäre ſind in dieſer Rückſicht von bleibendem Werthe. — Die Barometerveränderungen ſelbſt ſuchte er zuerſt in den Recherches sur les modifications de l'atmosphère aus der größern Leichtigkeit der Dünſte im Verhältniſſe zur Luft zu erklären. Durch die aufſteigenden Dünſte würde nämlich die Luft aus den Stellen, welche von Dünſten eingenommen werden, verdrängt; es würde alſo die mit Dünſten angefüllte Luft leichter als die reinere Luft, und das Queckſilber müſſe fallen; ſobald aber die Dünſte herabgefallen, ſo kehre die ſchwerere Luft an ihre Stelle zurück und das Queckſilber müſſe ſteigen. Allein ſpäterhin gab er dieſe Meinung ganz auf und erklärte in den neuen Ideen über die Meteorologie (Berlin und Stettin 1787. 2. Bde. 8.) den Gegenſtand ſo: die aufgeſtiegenen Dünſte würden in der Atmoſphäre durch einen unbekannten Prozeß in wirkliche Luft verwandelt, die dann nachher wieder zerſetzt und in Waſſer umgeſchaffen werde. Durch dieſe Verminderung oder Vermehrung der Luft werde nun der geringere oder ſtärkere Druck derſelben auf das Queckſilber erklärlich. — Die Ausdünſtung ſelbſt iſt nämlich nach Deluc keineswegs eine Auflöſung des Waſſers durch die Luft, und er unterſcheidet die Dünſte von den luftförmigen Flüſſigkeiten. Der Waſſerdampf iſt nach ihm das unmittelbare Produkt der Ausdünſtung, und aus einer ſchweren Subſtanz oder Baſis, und einem leitenden Fluidum, von welchem er ſeine Elaſticität hat, zuſammengeſetzt. Seine ſpecifiſche Schwere iſt um die Hälfte geringer als diejenige der gemeinen Luft. Das leitende Fluidum aber iſt das Feuer oder die Wärme. Auf welche Art nun die Wärme ſich mit Waſſer verbinden mag, ſo wird das mit derſelben vermiſchte Waſſer leichter als Luft, muß alſo durch das leitende Fluidum in die Höhe gehoben werden. So oft alſo Waſſer verdünſtet, ſo wird ein expanſibles Fluidum erzeugt, welches aus Waſſer und Feuer zuſammengeſetzt iſt, und mit der umgebenden Luft gleiche Elaſticität hat, ſo lange es die Dampfgeſtalt behält, aber durch einen gewiſſen Grad und Druck und durch Abkühlung zerſetzt wird 2). Dieſe Theorie hat beſonders Parrot (in Voigts Magazin der Naturkunde 3. 1.) zu widerlegen geſucht. — Auf dieſe Anſichten von der Ausdünſtung gründet ſich dann natürlich Delucs Theorie von den wäſſerigen Lufterſcheinungen, die er in den Neuen Ideen über Meterologie (Th. 2. Kap. 1.) entwickelt. Nicht weniger verdienſtlich ſind Delucs Unterſuchungen über das Thermometer. Durch ſehr mühſame Verſuche gelang es ihm zuerſt, eine genaue Vergleichung des Reaumurſchen Weingeiſtthermometers mit dem nach dieſem graduirten Queckſilberthermometer zu Stande zu bringen. Überdies aber wies er zuerſt genau die Vorzüge des Queckſilbers vor dem Weingeiſte für die zu wiſſenſchaftlichen Beobachtungen beſtimmten Thermometer nach, weil es ſpäter verdünſtet und kocht als alle andern flüſſigen Materien, ſpäter gefriert, ſich dabei nicht ausdehnt, bis zum Gefrieren ſich regelmäßig verdichtet, ſich leichter von Luft reinigen läßt, ſehr große Grade der Hitze und Kälte erträgt und größere Empfindlichkeit für die Veränderung der Wärme zeigt. Da übrigens der ſtärkere oder ſchwächere Druck der Atmoſphäre in Rückſicht auf den zum Sieden des Waſſers erfoderlichen Wärmegrad einen wichtigen Unterſchied macht, die Wärme des ſiedenden Waſſers aber als der obere feſte Punkt des Thermometers angenommen iſt, ſo ſtellte Deluc auch darüber ſorgfältige Verſuche an, um ein Geſetz über dieſen Einfluß des Drucks der Atmoſphäre auszumitteln, und die von ihm aufgeſtellten Formeln haben ſich als ziemlich richtig erprobt. Er war auch einer der Mitglieder der im Jahr 1777 von der Societät der Wiſſenſchaften zu London ernannten eignen Commiſſion zu Unterſuchung der feſten Punkte des Thermometers. Deluc war ferner einer der erſten Phyſiker, welche mit Gründen nachwieſen, daß die Sonnenſtrahlen an ſich nicht warm ſind, alſo nicht durch Mittheilung erwärmen, ſondern daß ſie nur die in den Körpern befindliche Wärme rege machen. (S. Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme, adressées à la Reine de la Grande-Bretagne. à la Haye 1779. Tom. 5.; teutſch mit einigen Abkürzungen: phyſikaliſche und moraliſche Briefe über die Geſchichte der Erde und des Menſchen). —

---

[1] Teutſch, in den Beiträgen zu der Naturgeſch. des Schweirlandes, mit Anmerk. von Wyttenbach. Bd. 1. Thl. 2. Auch im hannöverſch. Magaz. 1777. und beſonders gedruckt. Leipz. 1777.

Seine Theorie von der Wärme gründet ſich auf das
giſtiſche Syſtem, und er iſt der entſchiedenſte Gegne
Lavoiſiers antiphlogiſtiſchem Syſtem geblieben.
er auch die wirkliche Erzeugung des Waſſers durc
Verbrennen des Sauerſtoff- und Waſſerſtoffgaſes
gab. Er behauptete fortwährend die Einfachheit des
fers. Das Feuer ſetzt er unter die Claſſe der
welche er von den luftförmigen Stoffen unterſche
Die Stoffe beider Gattungen aber beſtehen nach
aus einem ſchweren Stoffe und aus einem leite
Fluidum. Dieſes macht ſich von ſelbſt von dem
ren Stoffe frei, gibt ihm aber auch, wo es in grö
Menge vorhanden iſt, mehr ausdehnende Kraft.
leitende Fluidum oder die Urſache der Flüſſigke
Feuers, mithin aller Flüſſigkeit, iſt das Licht; und
der erſte, welcher lehrte, daß das Licht mit den
ten eine chemiſche Verbindung eingehe und dem
eine bleibende, elaſtiſche Form gebe. Den ſchweren
nennt er Feuermaterie (Brennſtoff, Phlogiſton).
die Verbindung des Lichtes mit der Feuermaterie
nun die Wärme erzeugt, welche die Wirkung des
Feuers in andern Subſtanzen iſt, oder der
Grad der ausdehnenden Kraft des Feuers. Mit
ausdehnenden Kraft des Feuers iſt die Wärme der
ſtanzen im Verhältniſſe, nicht aber mit ſeiner
tigkeit, d. h. mit ſeiner Menge in einem gegebene
me. — Er behauptet, daß die meiſten Körper
genes Feuer enthalten, und daß beſonders in den
förmigen Stoffen das Feuer das leitende Fluidum
mache. Nach ihm hängt der Grad der fühlbaren
mehr von der Erzeugung und Zerſetzung der luftförmi
flüſſigen Stoffe, als von der Capacität der Körpe
ab, und die reine und brennbare Luft enthält beſo
ders viel Feuer. Die Unterſchiede der Luftarten
er von den verſchiedenen Verwandtſchaften ihrer
theile mit dem Feuer her. Übrigens erklärt er ſich
gen die Meinung einer abſoluten Leichtigkeit des
Das Feuer hat nach ihm als expanſible Flüſſigke
Beſtreben, ſich nach allen Seiten auszubreiten,
auch, wie alle atmoſphäriſche Flüſſigkeiten, geg
Erde ſchwer und folgt daher bei ſeiner Verbreitun
der Atmoſphäre den allgemeinen Geſetzen ela
Stoffe. Die einzige Subſtanz, welche unſere Erde
laſſen kann, iſt das Licht; nicht als ob daſſelbe ga
Schwere habe, ſondern nur wegen der Eigenſchaft
Theile, ſich in geraden Linien zu bewegen. We
Theile der übrigen expanſiblen Flüſſigkeiten dieſelb
genſchaft beſäßen, ſo würde die Erde gar keine
ſphäre haben. So aber ändern ſie ihre Richtun
aufhörlich, und da die Gravitation ſie aufhalte,
ben ſie auf der Erde zurück. Deluc erklärte ſich
auch entſchieden gegen Büffons Meinung von zune
der Erkältung der Erde. Man ſieht übrigens, bei
Erklärungen ſich auf das atomiſtiſch-mechaniſche
von Leſage ſtützen, das blos auf Stoß und
beruht. Prieſtleys Materialismus hingegen wide
er in den Briefen über die Geſchichte der Erde un
Menſchen mit großer Sorgfalt und Ausführlich

---

2) Grens Journal der Phyſik. VIII, 141.

Nicht weniger anhaltend als die Bemühungen für Ver- beſſerung des Barometers und Thermometers waren De- lucs Unterſuchungen, um zu feſten Grundſätzen zu gelan- gen, nach welchen ein genaues Hygrometer zu verferti- en wäre. Es war dies beſonders für ſeine Theorie über die Dünſte in der Atmoſphäre wichtig. Er gibt hievon ſehr umſtändliche Nachrichten, theils in den Neuen Ideen über Meteorologie (Thl. 1. Abtheil. 1. Kap. 2 u. .), theils in den Philoſoph. Transactions (Vol. 81. 1791 und 82. 1792, überſetzt in Grens Journ. d. Phyſ. Bd. 5. St. 279. und Bd. 8. S. 141.). — In eben dieſem Werke (Thl. 1. §. 265.) entwickelt er auch ſeine Theorie von der Electricität. Er nimt ein einziges electriſches Fluidum an, welches mit den Waſſerdünſten große Ähnlichkeit habe, und wie dieſe aus einem leiten- den Fluidum und einer blos ſchweren Materie beſtehe. Erſteres nennt er das electriſche, leitende Fluidum, letz- ere die electriſche Materie. Gegen Volta, welcher die Entſtehung der atmoſphäriſchen Electricität einzig von der Ausdünſtung herleitet, behauptet er, daß in der At- moſphäre durch gewiſſe, noch unbekannte Operationen electriſches Fluidum gebildet und wieder zerſetzt werde, wobei nach ſeiner Vermuthung vorzüglich das Licht wirk- am ſei. Daher vermuthet er auch, daß der Blitz durch ine plötzliche Erzeugung einer großen Menge electri- ſcher Materie entſtehe, indem die electriſche Materie in der Atmoſphäre nicht eher vorhanden ſei, als bis ſie ſich durch Wirkungen zeige. Die Ähnlichkeiten und Verſchie- denheiten des electriſchen Fluidum und der Waſſerdünſte ſucht er auf ſcharfſinnige Weiſe darzuſtellen, und ſo wie r überall auf Verbeſſerung der Beobachtungswerkzeuge ausging und dabei ſein Räſonnement auf ſorgfältige Verſuche gründete: ſo ſtrebte er auch ein ſogenanntes Fundamentalelectrometer aufzufinden, nach welchem dann andere Electrometer für alle Fälle größerer oder gerin- gerer Intenſität der Electricität könnten verfertigt wer- den, wofür er dann electriſche Megameter und Mikro- meter angab. (Neue Ideen üb. Meteorol. Thl. 2. 894.)

Sehr merkwürdig iſt ferner Delucs geologiſches Syſtem. Einen Theil deſſelben, den er die histoire moderne nennt, und welcher mit der Sündfluth beginnt, hatte er ſchon in den Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre etc. entwickelt. Die histoire ancienne hingegen, oder die phyſikaliſchen Urſachen der Entſtehung des Erdballes und der urſprünglichen Gebirge ſtellte er erſt ſpäter dar in den Lettres sur l'histoire physique de la terre, adressées à M. le Professeur Blumenbach, renfermantes de nouvelles preuves géologiques et historiques de la mission divine de Moyse. Paris 1798 (teutſch im Goth. Magaz. Bd. 8. Stck. 4 u. Bd. 9. Stck. 1 u. Stck. 4.). Durchweg zeigt ſich das Beſtreben, die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte als zuverläßig zu begründen, und angenommen auch, daß Deluc keine Ahndung hatte, daß dieſe vorgefaßte Meinung Einfluß auf ſeine Vorſtellungen und Erklärungen der beobachteten Naturerſcheinungen habe, ſo iſt doch nicht zu vergeſſen, daß eine vorgefaßte Meinung oft ſo viel Einfluß hat, daß unwillkürlich alle Erſcheinungen ſich in dem Vorſtellungsvermögen zu Unterſtützung derſelben geſtalten. — Er nimt urſprünglich eine primitive, aus blos ſchweren Elementen beſtehende Materie an, lockere Körner ohne Zuſammenhang und Verwandtſchaft. Erſt nachdem das Licht geſchaffen war (das, wie oben bemerkt worden iſt, bei ihm eine ſo wichtige Rolle ſpielte), wurden chemiſche Operationen möglich, welche das Ganze bildeten. Durch das Licht (das leitende Fluidum) entſtand nun Feuer und Waſſer, und es wurde ein ſchlammiges Gemenge von Elementen hervorgebracht, das gleich Anfangs Umdrehung und durch dieſelbe ſphäroidiſche Geſtalt erhielt. Allmälig entſtanden durch Verwandſchaften Niederſchläge feſter Theile, welche um die Erde eine Rinde von Granit bildeten, während zugleich aus entwickelten, expanſibeln Flüſſigkeiten der Luftkreis entſtand. Aber unter dem Granit blieb eine Schlammſchicht zurück und in der Mitte ein Kern von ſtaubartigen Theilen. Über dem Granit ſtand Waſſer, in welchem dann andere Niederſchläge Gneis, Schiefer und Wacke bildeten; aber das Waſſer drang nach und nach durch die Granitrinde in die innere Schlammſchicht. Dadurch entſtanden Einſenkungen der verhärteten Maſſe, es bildeten ſich Ungleichheiten und Höhlen, deren Decken endlich einſtürzten; das Waſſer ſtürzte hinein, und es kam mehr feſtes Land zum Vorſchein. Auf dieſe Weiſe entſtand das feſte Land, auf welchem ſchnell, jedoch noch ohne Einwirkung der Sonne die Vegetation begann. Nun fing auch die Sonnenmaſſe an ſich zu zerſetzen, und in Vereinigung mit dem Lichte ſelbſt nun Licht auf die Erde zu ſenden. Dadurch erhielt die Erde eine beſtändige Wärme. Dann wurden die Thiere des Meeres geſchaffen, und durch neue Niederſchläge bildeten ſich Secundärformationen, Schichten von Kalkſtein, die ſich an den Granit anlegten, und worin man die erſten Spuren von Seethieren findet. Ein zweiter Einſturz unter dem Meere, in welchem er heftige Strömungen und Strudel annimt, iſt die Urſache der ungeordneten Lage der Geſteine in den jetzigen großen Gebirgen, indem ſich die Trümmer an die Scheidewände ſchief anlehnten. In dieſe Zeit ſetzt Deluc auch, jedoch nur als Vermuthung, die Anfüllung der Klüfte mit Erzen. Andere Niederſchläge bildeten neue Kalkſteinformationen, die viele Verſteinerungen enthalten. Es folgten die Sandſteinflöze und die Salzlager, und die Vulkane begangen, indem das Waſſer ins Innere drang, Schwefel und Eiſen antraf und ſie in Gährung ſetzte. Dieſe Periode dauerte nun bis zu einer großen Revolution der Erde, in welcher Deluc die Sündfluth erkennt, und mit deren Ausbruch er die Histoire ancienne ſchließt. Er weiſet nun nach, daß ſeine Hypotheſe mit der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte ganz übereinſtimme, in welcher er zwar auch willkürlich die ſogenannten Schöpfungstage für Perioden hält, deren Dauer ſich aber nicht beſtimmen laſſe. — Es kann hier natürlich nicht der Ort ſeyn, die Frage zu unterſuchen, ob die Erzählung der Geneſis Philoſophem, Hieroglyphe, Mythus oder wahre Geſchichte ſey, und wie vielen Einfluß die letztere Annahme auf die Delucſche Hypotheſe gehabt habe; aber begreiflich iſt es, daß das moſaiſche „Es werde Licht, und es ward Licht“ noch ehe die Sonne geſchaffen wird, auf Deluc wegen ſeiner Theorie vom Lichte einen ganz beſondern Eindruck machen mußte. — Die jetzige Geſtalt, fährt er dann fort, erhielt nun die Erde durch die Sündfluth. Durch die Ausbrüche der Vulkane ward der Boden des Meeres gehoben und weit herum das Land unterhöhlt. Hier und dort brachen einzelne Stellen, worunter auch waldige Inſeln, ein; und daraus erklärt Deluc die große Menge foſſilen Holzes. Zugleich mußte das Waſſer in ſolche Einbrüche einſtürzen; dadurch ſank die Oberfläche des Meeres, aber es verſtärkte auch die Gewalt des vulkaniſchen Feuers, wodurch das urſprüngliche feſte Land ganz unterhöhlt und das furchtbare Gericht vorbereitet wurde, welches die Allmacht über das Menſchengeſchlecht verhängte. Aus den Tiefen brach das vulkaniſche Feuer hervor, ein großer Theil des feſten Landes ſtürzte in den Abgrund, das Meer ihm nach, und bedeckte das bisherige feſte Land, indeſſen ſein bisheriges Bette allmälig trocken und zum feſten Lande wird. Von daher kommt die jezige Geſtalt der Erde; das urſprüngliche feſte Land liegt hingegen im Abgrunde des Meeres begraben. Das Alter des jetzigen Landes ſteigt daher nicht über 4000 Jahre, alſo nicht höher hinauf als die Sündfluth. Dies ſucht Deluc aus der nicht beträchtlichen Dicke der Dammerde zu beweiſen, indem er aus der Darſtellung ihrer Entſtehung und Vermehrung durch die Vegetation ſchließt, daß ſie nicht von früher her datirt werden könne. Zu Beurtheilung dieſer Theorie iſt vorzüglich zu vergleichen: Reimarus über die Bildung des Erdballs und insbeſondere über das Lehrgebäude des Herrn de Luc. 1802.

Die in dieſer kosmogoniſchen Theorie ſich darlegenden theologiſchen Anſichten bilden nun den Übergang zu einem andern Zweige literariſcher Thätigkeit, welchen Deluc in ſpätern Jahren mit Lebhaftigkeit cultivirte, ohne jedoch bei unbefangenen Kennern auf dieſem Felde diejenigen Lorbern einzuernten, welche er ſich auf dem Gebiete der Phyſik geſammelt hatte, ſo daß man zu ſeiner Ehre wünſchen möchte, er hätte ſich nie auf daſſelbe gewagt; wir meinen hiemit ſeine theologiſchen Streitſchriften gegen Teller. Deluc wagte ſich hier auf ein Feld, das ihm durchaus fremd war; es fehlte ihm Kenntniß des Alterthums, namentlich auch des Orients und ſeiner Sprachen, ſo wie er überhaupt in allem theologiſchen Wiſſen ganz fremd war; in der Philoſophie war er nicht mit ſeiner Zeit fortgeſchritten, und Baco ſchien ihm alles Mögliche geleiſtet zu haben. Überdies war er der teutſchen Sprache nicht ganz mächtig, und dennoch wagte er ſich in einen Streit mit einem teutſchen Theologen über teutſche theologiſche Schriften. Solche Anmaßung iſt jedoch eine gewöhnliche Erſcheinung bei beſchränkten theologiſchen Eiferern, bei denen eine vermeintliche Rechtgläubigkeit erſetzen muß, was ihnen an philoſophiſchem Geiſte und ſtrengern Studien abgeht. Bei Deluc kam noch das geologiſche Syſtem, in welches er ſich eingeſponnen hatte, hinzu, und welches bei ihm durch die nach ſeiner Meinung erſt nachher aufgefundene Übereinſtimmung mit der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte beſ
ſere Feſtigkeit erhielt. Daher dann die Machtſp
die er ſich erlaubte, als ob durch ſeine geologiſchen
theſen die wichtigſten theologiſchen Streitfragen en
den würden. Die Veranlaſſung zu dieſem Streite
das „Sendſchreiben an Se. Hochw. Hrn. Oberconſi
rialrath und Propſt Teller von einigen Hausvätern
ſcher Religion“ (Berlin 1799). In demſelben erkl
einige jüdiſche Familienväter, daß ſie zwar die Grun
der moſaiſchen Religion als vernunftgemäß feſthi
dagegen aber das Rituale und die politiſche Verfa
des Judenthums als nicht mehr zeitgemäß anſehen.
daher von den hindernden Banden des Judenthums
freit zu werden, durch Anerkennung der allgem
Grundwahrheiten des Chriſtenthums in die Gemein
Chriſten überzutreten und zum vollen Genuſſe der R
chriſtlicher Statsbürger zu gelangen wünſchten, zu
chem Ende ſie ſich auch der Taufe, inſofern ſie als
Initiationsritus angeſehen werde, unterwerfen; da
aber verlangen ſie, daß man ſie nicht zur unbed
Annahme des kirchlichen Dogma, namentlich vom S
Gottes, ſo wie dieſer Begriff von vielen Theologen
geſtellt wird, verpflichte, ſondern ihnen freiſtelle,
vernunftgemäßen Überzeugung zu folgen. Sie bitten
Teller um Rath, welches öffentliche Bekenntniß ſie b
ner Veränderung ihrer Verhältniſſe ablegen ſollen,
mit ihrem Gewiſſen in Widerſpruch zu kommen.
ſchwierige Frage enthielt alſo eigentlich den Punkt
Anerkennung einer beſondern Geſellſchaft in der chri
chen Kirche, welche, ohne das kirchliche Dogma anzun
men, doch die bürgerlichen Vortheile von Mitglied
der Kirche genießen ſollte. — Teller beantwortete d
Sendſchreiben in der „Beantwortung des Sendſchreib
einiger jüdiſchen Hausväter an mich, den Propſt Tell
(Berlin 1799) ſo, wie es von dem gelehrten, philoſo
ſchen Theologen und menſchenfreundlichen Manne
warten war. In ſeiner amtlichen Stellung mußt
zwar die Löſung des politiſchen und ſtatsrechtlichen
les der Frage ablehnen, aber als Privatmann ſprach
ne individuellen Überzeugungen unverhohlen aus.
ihr Sendſchreiben haben ſie hinlänglich bewieſen, d
Chriſti Sinn haben, ihre Losſagung von dem Ce
niengeſetze ſollte für einen chriſtlichen Stat hinrei
ihnen das Bürgerrecht zuzugeſtehen. Wenn ſie Ch
werden wollten, ſo würde das erſte ſeyn müſſen, d
Chriſtum für den Stifter der beſſern moraliſchen Re
annehmen. Dagegen überlaſſe er die Lehrmei
gen, die auch das Chriſtenthum bald mehr, bald w
ger entſtellt haben, im Gegenſatze gegen die Grund
ren, ihrer eignen Wahl. „Um dieſen zu huldigen,
wenigſtens ich keine Chriſtenſele an jene binden; ich
de fürchten, ihr nur ein Joch anderer Art aufzulegen
das war, wovon Chriſtus uns, ſeine Bekenner, b
hat.“ — Noch ehe Tellers Antwort erſchienen
machte nun Deluc ganz unberufen folgende Sch
kannt: Lettre aux auteurs Juifs d'un mémoire adr
à Mr. Teller (Berlin 1799, und zugleich eine teut
Überſetzung). Man erkennt hier den beſcheidenen N
forſcher nicht mehr; er trit als anmaßender Zel

t gegen die Abgötterei los, die in dieſen letzten Zeiten
Unglaubens mit der menſchlichen Vernunft getrieben
de, und führt den jüdiſchen Hausvätern zu Gemüthe,
ſie auf einem verkehrten Wege wandeln. So wie die
ſtliche Religion in chriſtlichen, beſonders den teut-
n Staten nur darum die herrſchende ſei, weil in der-
en das Bekenntniß abgelegt werde, daß ſie unmittel-
göttlichen Urſprungs ſei und poſitive Verordnungen
alte, wobei man gar keine eignen Meinungen haben
fe: ſo werden auch die Juden in chriſtlichen Staten
deswegen geduldet, weil ſie an die unmittelbare Of-
arung des alten Teſtaments glauben; die Urſache die-
Duldung höre aber auf, wenn dieſer Glaube, wie
aus dem naturaliſtiſchen Sendſchreiben zeige, nicht
r vorhanden ſei.“ — Von Tellers Antwort auf das
dſchreiben und von einer andern kleinen Schrift eben
s Gelehrten, „die Zeichen der Zeit“ (worin Teller
Geiſt der damaligen Zeit vorzüglich in Beziehung auf
lgion, Predigerſtand und Kirchenweſen ſchildert und
ſchläge macht, wie von Seiten der Prediger dem Nach-
ligen in demſelben könne entgegen gearbeitet werden),
m nun Deluc Anlaß, gegen Teller ſelbſt aufzutreten
überhaupt die gründlichere teutſche Theologie anzu-
en, die ſich frei von Autoritätsglauben durch ſelbſtän-
s Forſchen in den letzten Decennien des 18. Jahrhun-
s entwickelt hatte. Im J. 1801 erſchienen Lettres
e Christianisme, adressées à Mr. le Pasteur Teller,
denen im folgenden Jahre eine teutſche Überſetzung
uskam (Göttingen 1802). Es ſind dies neun Brie-
worin Deluc ſeine Anſichten von der abſoluten Noth-
digkeit einer unmittelbaren Offenbarung, von dem
mmenhang des ganzen alten Teſtaments mit dem
ſtenthume und von der einzig richtigen Auslegungs-
der heil. Schrift aufſtellt. Den wahren Charakter
Zeit findet er darin, daß das erſte Buch Moſis, wel-
nach ſeiner Meinung die Grundlage des ganzen Ge-
es der göttlichen Offenbarung iſt, mit Gleichgiltigkeit
achtet werde, und er ſagt geradezu: „die Chriſten-
slehre iſt entweder die Erfüllung aller Weiſſagun-
des alten Teſtaments ſeit jener dem Adam von Gott
benen Verheißung des Meſſias (das ſogenannte Prot-
gelium), oder ſie iſt die allerunförmlichſte Erfindung.
iſt kein Drittes möglich.“ Er ſuchte daher die Aus-
ngsregeln der neuern, gründlichen Exegeſe, die Be-
ng der höhern Kritik, der Geſchichte und Philologie
unrichtig zu bekämpfen; aber ſeine von völliger Be-
inktheit und Unkenntniß alles theologiſchen Wiſſens
enden Begriffe ſind ſo ſchwach und enthalten nur
nde, die ſchon ſo oft widerlegt waren, daß es ſich
der Mühe verlohnte, dies noch einmal zu thun.
eſſen beantwortete Teller dieſe Briefe doch in der
ift: „D. M. A. Teller über die neuere Schriftausle-
in Antwort auf die an ihn gerichteten Briefe des
J. A. de Luc“ (Berlin 1801, u. franzöſ. Eclaircisse-
s sur la nouvelle Exegese etc. Berlin 1801), wor-
Deluc wieder antwortete: „Sendſchreiben an den
Oberconſiſtorialrath Teller, deſſen nähere Erklä-
gen über die neue Exegeſe betreffend“ (Hannover
2). Hier trit er mit noch weit größerer Anmaßung

und auf eine Weiſe auf, die man leicht als Verketzerung erklären könnte. Er behauptet die Inſpiration jedes Buchſtabens des alten Teſtaments vom erſten bis zum letzten; nehme man dieſe nicht an, ſo ſei kein Unterricht vorhanden, woraus der Menſch lernen könne, was er ſei und was aus ihm werde, und ſo könne er ſich ſchlechterdings keine göttliche Vorſehung denken. Aus den Anführungen des alten Teſtaments von Chriſtus und den Apoſteln ſchließt er, man könne ſchlechterdings kein Chriſt ſeyn, wenn man die Echtheit des kleinſten Theiles der Bibel und der darin erzählten Wunder bezweifle. Die Idee von zweierlei Fragmenten, die ſich in der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte finden, iſt ihm wahrhaft gottesläſterlich. Überall ſtützt nun Deluc ſeine Behauptungen auf ſeine geologiſchen Hypotheſen. In dieſem Sendſchreiben ſagt er: „Die Geologie beweiſet die Wahrheit, folglich die göttliche Eingebung des erſten Buch Moſis. Und alſo ſteht das ganze Gebäude auf dieſer ſeiner erſten Grundlage feſt.“ Es ſei unmöglich, daß ein Menſch im hohen Alterthume dieſes wahre geologiſche Syſtem, wozu ſo viele phyſikaliſche, mineralogiſche und chemiſche Kenntniſſe gehören, aus ſich ſelbſt habe aufſtellen können. Bekanntlich ſind aber gerade Delucs geologiſche Hypotheſen mit ſtarken Gründen angegriffen worden, und es iſt dies nicht der vorzüglichſte Theil ſeiner phyſikaliſchen Leiſtungen, obſchon er ſich darauf am meiſten zu Gute thut. — Schon bei Überſendung der Lettres sur le christianisme hatte übrigens Deluc von Teller eine mündliche Unterredung über die Streitfragen verlangt, der aber Teller, der die Fruchtloſigkeit vorherſah, auswich. Es knüpfte ſich aber ein Briefwechſel an, der vom 6. April 1801 bis 22. Mai 1802 dauerte, dann aber von Teller, da Deluc in ſeiner wirklich beleidigenden Anmaßung immer weiter ging, plötzlich abgebrochen und hierauf von Deluc bekannt gemacht wurde (Correspondance particulière entre le Docteur Teller et J. A. de Luc. 1803. und teutſch 1804). Teller hatte ſelbſt die Erlaubniß zur Bekanntmachung gegeben, unter Bedingung, daß ſeine Briefe mit abgedruckt würden. Deluc erſcheint in dieſer Correſpondenz wo möglich noch weniger achtungswürdig als in den öffentlichen Streitſchriften; namentlich trit hämiſche Verketzerungsſucht gegen die teutſchen Theologen, ſein Eigendünkel, ſeine Unwiſſenheit in der Theologie, ſeine Unfähigkeit, Theologie und Religion zu unterſcheiden, ſeine Anhänglichkeit an die abgeſchmackteſten Behauptungen der alten Theologen, wie von einem Protevangelium im Paradieſe, hier ſehr ſtark hervor. Man ſieht daher auch, wie bald Teller dieſer unnützen Correſpondenz müde war, und in der That läßt ſich mit Recht fragen, warum Teller ſich mit Deluc einließ, der durch das Schreiben an die jüdiſchen Hausväter ſeine anmaßliche Beſchränktheit ſchon genug gezeigt hatte. Übrigens ſtand Deluc mit dem intoleranten Berliniſchen Hermes, der unter Wöllner eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, in genauer Verbindung. — Noch gehört hieher eine andere Schrift von Deluc, die gegen Tellers „Älteſte Theodicee oder Erklärung der 3 erſten Capitel der erſten vormoſaiſchen Geſchichte,“ gerichtet war; der Titel iſt: Principes de Théologie, de Théodicée et de Morale,

en reponse à Mr. Teller sur son écrit intitulé: la plus ancienne Théodiceé (1803). Ferner: Lettre sur l'essence de la Doctrine de Jesus Christ. (1804). Lettre sur l'éducation réligieuse de l'enfance (1800). — In Beziehung auf ſein geologiſches Syſtem ſteht: Abrégé de principes et de faits concernant la cosmologie et la géologie (1802), eigentlich eine Streitſchrift gegen die Schmiederſche Kosmologie. — Es erregt in der That Bedauern und Mitleiden, einen Mann, deſſen große Verdienſte um die Naturwiſſenſchaften unläugbar ſind, der ſich in dieſem Zweige des menſchlichen Wiſſens gerade durch Unbefangenheit, durch ſtrenges Prüfen, durch beharrliches Streben nach Berichtigungen und Verbeſſerungen auszeichnete, in ſeinem hohen Alter voll Eigendünkels eine Bahn einſchlagen zu ſehen, auf welcher er, ſtatt des gehofften Ruhmes, Spott verdient und Verachtung einerntet, und auf welcher die Leidenſchaft ihn ſo fortreißt, daß nicht nur von der Empfänglichkeit für Verbeſſerungen und für neue Ideen, die er bei phyſikaliſchen Gegenſtänden bewies, keine Spur ſich findet, ſondern ſein Charakter ſelbſt in zweideutigem Lichte erſcheint. Indeſſen könnte ein allzuſtrenges Urtheil über ihn leicht wirklich ungerecht ſeyn, und wenn ſich auch ſein Benehmen nicht ganz entſchuldigen läßt, ſo wird es doch erklärlich. Fürs erſte iſt nicht zu vergeſſen, daß Deluc erſt in ſeinem 72. Lebensjahre auf dieſem Felde erſcheint, und zwar, wie oben geſagt wurde, mit Hermes (der mit dem Verf. des Handbuchs der Religion und mit demjenigen von Sophiens Reiſen nicht zu verwechſeln iſt) in Verbindung ſtand. Dieſer Einfluß und die größere Befangenheit der theologiſchen Anſichten, die wenigſtens ſehr häufig in höherm Alter eintrit, würden ſchon an ſich Vieles erklären. Dazu kommt dann aber noch die Beſchaffenheit der Religionsbildung, welche er in ſeiner frühern Jugend erhielt. Wenn wir auch keine nähern Angaben darüber haben, ſo läßt ſich doch aus der oben angeführten Schrift ſeines Vaters (Lettre sur les écrits de quelques savans incrédules) und dem damals noch zu Genf geltenden, ſtreng orthodoxen Syſtem mit großer Wahrſcheinlichkeit auf die Beſchaffenheit dieſes Religionsunterrichts ſchließen. Weder ſeine Studien noch ſein Aufenthalt in England machten ihn dann mit den neuern Forſchungen der teutſchen Theologen bekannt. Später erhielt ſein Geiſt durch die Ausbildung ſeines geologiſchen Syſtems und deſſen vermeintliche Übereinſtimmung mit der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte eine mehr aufs Theologiſche ſich lenkende Richtung. Nun aber wurde er durch ſeinen Aufenthalt in Teutſchland plötzlich mit ganz andern theologiſchen Anſichten bekannt, zu deren richtiger Auffaſſung und Würdigung ihm Kenntniſſe und Vorbereitung fehlten. Sein ganzes geologiſches Lieblingsſyſtem, an welches ſich ſeine theologiſchen Meinungen knüpften, gerieth dadurch in Gefahr, die frühern Jugendeindrücke lebten, wie es ſo oft der Fall iſt, mit erneuerter Lebhaftigkeit im hohen Alter auf, und ohne ſeine Kräfte zu berechnen, nur von blindem Eifer geleitet, begann er für die vermeintliche Rechtgläubigkeit einen Kampf, in welchem ſeine gänzliche Niederlage ſchon von Anfang an keinem Unbefangenen zweifelhaft ſeyn konnte.
— Wir haben dieſe verſchiedenartigen Richtungen
Delucs Thätigkeit ausführlicher dargeſtellt, weil
dings eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinu
bietet. — Von ſeinen phyſikaliſchen Schriften ſi
anzuführen: Introduction à la physique terres
les fluides expansibles, précedée de deux Mem
la nouvelle Theorie chimique, (1803, als Fo
der Modifications de l'Atmosphère). Traité
taire sur le fluide electro-galvanique (1803).
de la philosophie de Bacon et des progrès, qu'o
les sciences naturelles par ses préceptes et son e
(1800). Einzelne Abhandlungen finden ſich von
mehren engländiſchen und franzöſiſchen Zeitſchrift
Senebier führt dieſelben in der Histoire litteraire de G
an. Die Histoire du passage des Alpes par A
(Genève et Paris 1818.) iſt von ſeinem Sohne
Anton D. (E

DELUC, Wilhelm Anton, der Bruder de
gen, geb. zu Genf 1729, geſt. daſelbſt den
1812, zeigte auch von Jugend auf große Neigu
turwiſſenſchaftliche Forſchungen. Es wird ver
meldet, daß er ſich ſchon im 14. Jahre eine nicht
tende naturhiſtoriſche Samlung gebildet hatte,
dann beſonders an Foſſilien fortwährend vermeh
den phyſikaliſchen Unterſuchungen und Beobachtu
nes Bruders hatte er großen Theil, und beglei
auf ſeinen frühern Reiſen. In den Recherches
modifications de l'Atmosphère und in den Lettres
ques (ſ. Deluc, J. A.) ſind mehre Abhandlun
Wilhelm Anton. Nachher waren ſeine Unterſu
vorzüglich auf die verſteinerten Schaalthiere ge
und er hat die Identität von etwa hundert jetzt no
ſtirenden Arten nachgewieſen. Mehre geologiſ
handlungen finden ſich von ihm im Journal de ph
in der Bibliothèque Britannique und im Me
France. Er beſtreitet die neuern geologiſchen
und iſt, wie ſein Bruder, Vertheidiger der m
Schöpfungsgeſchichte. Er wurde 1775 zum
des großen Rathes gewählt, verlor zwar dieſe
den Unruhen des Jahres 1782 im April, wurde
Juli wieder in dieſelbe eingeſetzt. (E

Delvenau ſ. Steckenitz.

DEMACHY, de Machy, (Jacques Fr
Apotheker und Chemiker zu Paris, wo er, der
nes Kaufmanns, den 30. Auguſt 1728 geboren
Nachdem er im Collegium von Beauvais ſeine
vollendet hatte, kam er zu einem Apotheker,
eigenes Geſchäft an, entſagte ihm aber wieder
25 Jahre lang öffentliche Vorleſungen über C
materia medica. Die Regirung übertrug ihm
eines erſten Apothekers bei dem Militairhoſpi
Denis, ernannte ihn ſpäter zum Director der
pharmacie in den bürgerlichen Hoſpitälern, un
lehrten Geſellſchaften zu Rouen und Berlin,
kaiſerl. Akademie der Naturforſcher nahmen
ihre Mitglieder auf. Er ſtarb den 7. Juli 1
lich bekannt durch mehre Schriften, die viel
enthalten, ob er gleich das Syſtem der neue
ſten verwarf, gegen die neuen Entdeckungen

niſch war und die pneumatiſche Chemie öffentlich be-
npfte: Examen chimique des eaux des Passy. 1756.
Ex. chim. des eaux de Verberie. 1757. 12. Elé-
nts de chimie suivant les principes de Becher et
ihl, par Junker, trad. du lat. avec des notes. 1757
61. Vol. VI. 12. Dissertations chim. de Pott, rec.
rad. 1759. Vol. IV. 12. Opusc. chim. de Markgraf.
62. Vol. II. 12. Instituts de chim. 1766. Vol. II. 8.
océdés chim. rangés methodiquement et definis.
69. 8. Teutſch: Chemiſcher Laborant im Großen; mit
Struve's Anmerk. und Abhandlungen von Wiegleb,
rſ. mit Zuſ. v. S. Hahnemann. Leipz. 1784. 2 Bde. 8.
Kpf. Recueil de dissertt. physico-chim. 1774. 8.
rt du distillateur d'eau forte et du liquoriste. 1775.
Teutſch Leipz. 1785. 8. L'art du vinaigrier. 1774.
tſch m. Anm. u. einem Anhang v. S. Hahnemann.
z. 1787. 8. Manuel du pharmacien. 1788. Vol. II.
Er beſaß auch Talente zur Dichtkunſt, und in dem Almanach des Muses, Mercure und andern Journalen ſind
e ſeiner Gedichte mit und ohne Namen abgedruckt, auch
ieb er Nouveaux dialogues des morts. 1755. 12. und
re Komödien, die aber Manuſcript blieben*). (*Baur.*)

DEMADES (Δημάδης), Redner in Athen, war von
riger Herkunft und in ſeinen frühern Jahren Ruder-
ht auf den atheniſchen Galeeren, ſchwang ſich aber
h ſeinen Geiſt zum höchſten Anſehn in der Republik
en einem Phocion und Demoſthenes empor. Seine
kſamkeit fällt in die Zeit, in welcher Philipp von Ma-
nien, ſein Sohn Alexander und Antipater nach der
rherrſchaft in Griechenland ſtrebten, und Athen in
g und Frieden in vielerlei Verhältniſſe mit ihnen ver-
elt war. Er hatte die Redekunſt nicht ſtudirt, ſprach
aus dem Stegreif, kräftig und — auch durch ſeinen
z — eindringlich. Zum erſten Male trat er gegen
noſthenes in der olynthiſchen Angelegenheit auf (Sui-
. Nach der für Athen unglücklichen Schlacht bei
roneia befand er ſich unter den Gefangenen. Da Phi-
, trunken vom Sieg und Weine, durch deren Reihen
und ihres Geſchickes ſpottete, rief Demades ihm
iſt's nicht Schande für dich König, dem das Schick-
Agamemnons Rolle zugetheilt hat, daß du die des
rſites ſpielſt? Der König fühlte die Gerechtigkeit des
wurfs, gab dem freimüthigen Gefangenen die Frei-
und behielt ihn bei ſich, wo er die Befreiung aller
angenen und ein Bündniß Philipps mit Athen be-
te (Diod. S. 16; 87.). Er ſelbſt wurde mit Gütern
özien beſchenkt. Als nach Philipps Tode die Athe-
in Verbindung mit Theben gegen Alexander ſich ein-
hatten, und dieſer von Athen die Auslieferung der
Redner verlangte, die das Volk gegen ihn aufge-
, übertrug man ihm nebſt Phocion die Geſandtſchaft
lexander, und es gelang ihnen nicht nur, die Rache
Siegers abzuwenden (Diod. S. 17, 15. Plut. im
oſth. 28.), ſondern auch noch Vortheile für Athen
ewirken. Die Gunſt, in welcher er bei Philipp ge-
ſen, erhielt er ſich auch bei Alexander, und wußte ſie ſehr zu ſeinem Vortheil zu benutzen, denn er war eben ſo habſüchtig, als verſchwenderiſch und luxuriös. Plutarch ſagt von ihm, nur um ſeines Bauches willen habe er ſich dem Dienſte des Volkes unterzogen, und weil er geglaubt, von Athen für ſeine Schlemmerei nicht genug ziehen zu können, ſo habe er ſich auch von Makedonien her verproviantirt (de cup. divit.). Zu Phocion, deſſen Tiſch er nur ganz gemein beſetzt fand, ſagte er verwundert: wenn du nicht anders tafeln willſt, warum gibſt du dich denn mit den Statsangelegenheiten ab? (daſ.). Ein andermal äußerte er gegen Phocion, er wolle, wenn dieſer es wünſche, ein Geſetz vorſchlagen, die ſpartaniſche Lebensweiſe in Athen einzuführen; Phocion aber erwiederte, daß ſich dies für ihn, der einen ſo koſtbaren Mantel trage und ſo nach Salben dufte, gar nicht ſchicken werde (Plut. Phoc.). Wie weit ſeine Verſchwendung ging, ſieht man beſonders daraus, daß er zum Hohn des Geſetzes, welches dem, der einen fremden Sänger auf das Theater bringe, eine Geldbuße von 1000 Drachmen auferlegte, einſt deren 100 brachte und die Strafe (eine Summe von 16600 Thalern) zahlte. (Plut. Phoc.). Ob die Vorſchläge, die er that, dem State heilſam ſeyn möchten, kümmerte ihn wenig, wenn ſie nur gefielen; und was gefiel dem Volke nicht, welches den edeln Phocion zum Tode verurtheilte, aber den zu Gunſten des Feindes von dem damaligen Verwalter der öffentlichen Einkünfte Demades gemachten Vorſchlag, das vorräthige Geld zu Weinſpenden für das Feſt zu vertheilen, dem patriotiſchen, es zu einer Ausrüſtung der Flotte zu verwenden, vorzog! (Plut. pol. praec.). Freilich dachte man anders davon, wenn die ſchlimmen Folgen eintraten, und ſo war Demades zu Anfange des lamiſchen Krieges für ſieben geſetzwidrige Vorſchläge die Geldbuße ſchuldig, und durfte, weil er nicht bezahlen konnte, als ehrlos die Rednerbühne nicht beſteigen. (Plut. Phoc.). Wegen eines Vorſchlags, Alexandern zum dreizehnten olympiſchen Gotte zu ernennen, war er mit einer Geldbuße von 100 Talenten beſtraft worden (Aelian. V. H. 13, 12.). Die neue Noth, in die man gerathen war, befreite ihn damals. Antipater, mit dem es nach Alexanders Tode die Athener zu thun hatten, kannte den Demades recht gut. Er habe, ſagte er, in Athen zwei Freunde, Phocion und Demades, jenen könne er nie bereden, etwas von ihm anzunehmen, dieſem nie genug geben. Ein andermal ſagte er von ihm, es ſei an ihm, wie an einem zubereiteten Opferthiere, nichts mehr übrig, als der Bauch und die Zunge. Als ihm in ſeinem Greiſenalter die Athener, um ſich von der makedoniſchen Beſatzung in Munychia zu befreien, die Geſandſchaft an Antipater aufgetragen, waren dieſem ſo eben aufgefangene Briefe des Demades an Antigonus (Plut. Phoc., oder Perdikkas Plut. Demosth.) eingehändigt worden, aus denen ſich ergab, daß der Verräther an ſeinem Vaterlande (Paus. 7, 10.) auch auf Verrath gegen ihn geſonnen und ihn verſpottet hatte. Er ließ deshalb ihn und ſeinen Sohn Demeas hinrichten (Diod. S. 18; 48. Nach Plutarch im Leben Phocions that es Kaſſander). Dies geſchah Ol. 115, 2. v. Chr. 319. Das atheniſche Volk, welches ihm Statuen errichtet hatte, ſchmolz dieſelben nachmals zu Nachtgeſchirren um.

---

*) Erſch's gel. Frankr. s. v. Machy. Biogr. univ. T. XI. Demachy. (von Cadet Gaſſicourt).

Nach Alexanders Tode hielt Demades eine Rede zur Rechtfertigung ſeines Benehmens während der zwölf Jahre von deſſen Regirung (ὑπὲρ τῆς δωδεκαετίας), wovon noch ein, jedoch nicht unbezweifelt echtes, Bruchſtück übrig iſt. S. Oratores graeci von Reiske. Bd. 4. Daſelbſt findet man auch **Hauptmanns** Diss. *de Demade*. (Gera 1768. 4.). Vergl. *Ruhnken,* Historia critica oratorum graec. p. 71 — 75. zu Rutilius Lupus. (*H.*)

DEMAGOGIE [1]), d. i. **Volksführung, Volksleitung,** und Demagog (δημαγωγός), urſprünglich ein **Volksführer,** ohne weiteren Nebenbegriff, ſondern in dem Begriff, der in der Natur der Sache, in dem griechiſchen Gemeinweſen und den Elementen des freien, insbeſondere attiſchen Volksthums lag und daraus hervorgegangen war. Wenn nämlich das Weſen dieſer freien Verfaſſungen zunächſt in die **Iſonomie** und **Iſegorie** [2]) geſetzt wurde, d. h. in die vollkommene Gleichheit aller bürgerlichen Rechte für die Einzelnen und die daraus hervorgehende, einem Jeden in gleicher Weiſe zukommende Theilnahme an der Berathung und Entſcheidung aller öffentlichen Angelegenheiten; ſo war damit die politiſche Gleichſtellung und Gleichheit aller einzelnen, zu dem Ganzen eines Statskörpers verbundenen Individuen begründet, von deren Geſamtwillen, der freilich durch Einzelne gelenkt und geleitet werden konnte, die Entſcheidung in allen Dingen und der Gang der öffentlichen Angelegenheiten abhängig war. Wo alſo eine Herrſchaft des geſammten Volkes (δῆμος) begründet war, da mußte nothwendig auch eine Leitung dieſer Maſſe (δημαγωγία) durch einzelne, mit Talent, Kenntniß und Lebenserfahrung begabte und dadurch einflußreiche Männer eintreten; es lag ganz in der Natur der Sache, daß Einzelne durch ihre perſönlichen Eigenſchaften, durch größere Talente oder höhere politiſche Einſicht und Erfahrung, beſonders durch die Gabe der Rede einen Einfluß auf ihre Mitbürger gewinnen mußten, deren Willen ſie in der Verſamlung, welche der letzte Grund, die letzte Triebfeder aller öffentlichen Ereigniſſe und ſomit des ganzen politiſchen Lebens war, und wo die freie Rede alles leitete, beſtimmen und in der letzten Entſcheidung auf das, was ihnen das geeignetſte ſchien, führen konnten. Blicken wir zunächſt auf Athen, wo dieſes freie griechiſche Volksthum als Iſonomie und Iſegorie am ausgebildetſten hervortrit, wovon wir auch die meiſten Nachrichten beſitzen, und betrachten wir näher die dadurch begründete Souveränität oder höchſte Gewalt des Volkes (δῆμος) und deſſen Herrſchaft (Democratie), ſo ſehen wir hier alsbald Männer, welche das freie, unabhängige Volk blos durch ihren perſönlichen Einfluß, den ausgezeichnete Talente, hohe Bildung und ausgebreitete Lebenserfahrung ihnen verliehen, nach ihrem Willen zu lenken und leiten, oder vielmehr dem Willen des Volkes eine beſtimmte Richtung zu geben und von dem eigenen abhängig
verſtanden, und welche ſich ſo zu **Führern**
(**Demagogen**), ja zu **Vorſtehern** deſſelb
warfen und auf dieſem Wege eine größere Macht
ſelbe ausübten, als manche Herrſcher [3]), obwol
in keiner amtlichen Stellung dem Volke gegen
ren, alſo auch ohne den Einfluß, den ein hohes
deutendes Amt in einem Freiſtat zu verleihen
Denn das auf ſeine Rechte eiferſüchtige Volk ſu
mehr das Thun und Treiben der von ihm erwäh
eingeſetzten Beamten einzuſchränken und ihren
ihre Gewalt zu hemmen, ſo weit es nur möglich
gab ſich nur denen hin, welche ohne ein öffentlich
blos durch ihren Verſtand, durch ihre Kenntn
durch ihre Rednertalente die Mittel beſaßen,
an ſich zu ziehen und auf die Dauer an ſich zu feſſ
liegt demnach in dem Weſen einer ſolchen Vol
rung oder **Demagogie** und in dem Begr
Volksführers oder **Demagogen** urſprüngl
Schlimmes oder Arges. Beides, Sache und
mit dem Weſen und der Entwickelung des freien
ſchen Volksthums und der Idee von der Herrſ
Demos gegeben, und ſo finden wir auch bei den
wirklich dieſe Ausdrücke mehrmals in dieſem
braucht, ohne daß immer ein ſchlimmer Nebenbe
damit verbindet, wie dies ſpäterhin der Fall
mit der Entartung dieſes freien Volksthums auch
aus hervorgegangene Begriff der Volksleitung eine
Richtung nehmen und gleichfalls, wie die Sache
entarten mußte. Jeder, der unter ſeinen Mit
eine Stellung einzunehmen und politiſchen *Einfluß*
winnen ſuchte, jeder, der für das *Beſte des Stats*
wollte, war genöthigt, mit dem Volke zu verkehr
mußte ſuchen, das Volk in der Verſamlung durch
und Rede, als das einzige Mittel, für ſeine Zwe
Abſichten, oder, wenn er ein Beamter war,
Walten zu gewinnen, ſeinem Willen eine beſtimm
tung zu geben und das Volk dahin zu leiten.
das Weſen der Demagogie im Allgemeinen und
ſelbſt die Ausdrücke δημαγωγεῖν und πολιτεύειν
ganz gleichbedeutend [5]). Wer freilich das
Schlimmen zu leiten ſuchte, wer es zur Nicht
beſtehenden Geſetze, zu Schlechtigkeiten ꝛc. zu ver
und zur Erreichung eigner Zwecke und Abſichten
nen ſuchte, der war denn gleichfalls ein Volksfü
Demagog, aber in ganz anderem Sinne des
und ſein Treiben ebenfalls eine **Demagogie,**
verändertem Begriff. Wort und Ausdruck waren
ben, die Sache ſelbſt aber, das Weſen verändert
Hiezu bietet uns Athen den beſten Beleg, um
griechiſchen Staten (wie z. B. Syrakus), wo
Verhältniſſe ähnliche Erſcheinungen hervorrie
zu reden. In Athen war viele Jahre hindurch

---

[1]) S. über Begriff und Bedeutung dieſes Wortes: *Valcken.* Diatrib. in Eurip. Fragm. p. 253 sqq. **Wachsmuth** hellen. Alterthumskunde. I, 2. p. 24 ff. 153 ff. Vergl. mit Fr. **Paſſow** zur Geſch. d. attiſchen Demagogie in **Wachlers** Philomath. Th. III. S. 267 ff. insbeſondere S. 275 ff. 283 ff.

[2]) S. meine Note zu Herodot III, 80. vergl. V, 37. **Wachsmuth** a. a. O. I, 2. S. 21 ff.

[3]) So ſagt von Perikles, der in ſolchem Sinne
gog Athen regirte, Thucydides II, 65.: ἐγίγνετο
δημοκρατία, ἔργῳ δὲ ὑπὸ τοῦ πρώτου ἀνδρὸς
S. **Wyttenbach** zu Plut. Moral. I. S. 252.
bei **Wachsmuth** a. a. O. I, 2. S. 25. Note 15.
Moeris s. v. πολιτεύειν p. 326 Piers.

ne ein öffentliches Amt zu bekleiden, der eigentlich ihrer und Leiter des geſamten Volks 6), er lenkte ds durch das Anſehen ſeiner Perſon, durch ſeine per nlichen, großartigen Eigenſchaften, insbeſondere durch n ungemeines Rednertalent den Willen deſſelben und tete ſo ausſchließlich eine Reihe von Jahren die Ange genheiten ſeiner Republik, er war auf dieſe Weiſe als ihrer des Volks (δημαγωγός) zugleich deſſen Vor her [προστάτης] 7) geworden. Indeſſen zeigt ſich on hier eine Richtung zum Schlimmeren, die freilich ch in Volk und Stat von dieſer Zeit an ſchon bemerk h zu werden anfängt, inſofern nämlich ſchon Perikles, t ſich in dieſem perſönlichen Anſehn, in dieſer Vorſte rſchaft zu erhalten und die ausſchließliche Leitung der entlichen Angelegenheiten zu behalten, ſich genöthigt), den Leidenſchaften und Gelüſten der Menge zu fröh n und ihrem Stolze zu ſchmeicheln, obwol ſein gewal es Talent, ſeine uneigennützige Vaterlandsliebe, ver nden mit dem großen Anſehn ſeiner Perſon, die nach iligen Folgen eines ſolchen Verfahrens immer wieder entfernen oder zu verhüten wußte; indeſſen war doch mal ein für die Folge höchſt verderbliches und daher h ſpäterhin oft wiederholtes Beiſpiel gegeben, das nſchen, welche nicht die Talente, die Klugheit und Patriotismus eines Perikles beſaßen, zum Verder des Stats mißbrauchen konnten und auch leider ge ßbraucht haben. So verband ſich bald nach Perikles de um die Zeit des peloponneſiſchen Krieges mit dem orte Demagogie und Demagogos ein anderer, limmerer Begriff. Das attiſche Volk war durch Pe les allerdings zur unmittelbaren Leitung aller öffentli n Angelegenheiten berufen, es war durch ihn als lbſtherrſcher dargeſtellt worden, obgleich ſeine Perſon wahre Triebfeder aller Handlungen war und ſein Geiſt es lenkte, leitete und regirte. An dieſe Thätigkeit im giren gewöhnt, ſuchte das Volk dieſe Thätigkeit auch nerhin, als Perikles geſtorben war, auszuüben, wäh d der Zügel, den Perikles ihm angelegt, und die Be nenheit, mit welcher dieſer große Mann die wilden igungen der Menge zu zügeln und zu leiten verſtanden te, mangelte. Daher nahm bald bei dem Volke Hef keit, Leidenſchaftlichkeit und Frechheit jeder Art über nd, und wer deſſen Lüſten, bei ſeiner trotz der geprie en Unabhängigkeit des Selbſtbeherrſchens fortdauern Neigung, ſich dem Willen einer bedeutenden, ihm zu enden Perſon zu fügen und ihr ſich in die Arme zu wer , zu dienen und zu fröhnen wußte, wer durch den Zau der Rede bei einem Volke, welches vor allem dem ßlichen Eindruck einer glanzvollen Rede lieber folgte einer ruhigen, beſonnenen und vernünftigen Prüfung Überlegung, welches die Sache meiſt nur in dem Ge nd betrachtete, in welchem der Redner es ihm darzu len verſtand, Eindruck zu machen und es durch Schmeichelei für ſich zu gewinnen wußte 8), der war der Erreichung ſeiner Zwecke gewiß, der hatte die Leitung des Volkes und der öffentlichen Angelegenheiten, er war Volksführer (δημαγωγός), aber freilich im ſchlimmern Sinne des Worts. Um dieſen Standpunkt zu gewinnen, ſehen wir nach des Perikles Tode eine Reihe von Männern, welche voll Begier, die erſten zu ſeyn und die ausſchließliche Leitung des Volkes zu gewinnen, das öffentliche Wohl ihren Privatintereſſen aufopfernd, um die Gunſt des Volkes auf jede Art buhlten und daſſelbe auf jedem Wege und durch jedes Mittel, vor allem aber durch Befriedigung ſeiner Lüſte und ſeiner Habſucht, zu gewinnen ſuchten. Sie ſchmeichelten dem Volke und kitzelten ſeinem Ohr, verbargen oder entſtellten ihm die Wahrheit, wenn ſie den eigenen Intereſſen nachtheilig erſcheinen konnte oder in dem Volke ein unangenehmes Gefühl befürchten ließ, ſie ſcheuten weder Verläumdung noch Intrigue jeder Art, wenn ſie dadurch ihre Zwecke erreichen zu können glaubten, die nur zu oft mit den wahren Intereſſen des Stats im Widerſpruch waren, von denen ſie das Volk abzulenken wußten. So wurden ſie aus Führern des Volks zu Verführern deſſelben 9), Demagogen im ſchlimmen Sinne des Worts, und ihr Treiben (Demagogie) ein den wahren Intereſſen des Stats und der Wohlfahrt des Volkes höchſt nachtheiliges und gefährliches. Daher auch die Richtung dieſer Demagogen gegen alle Beamte und Magiſtrate, gegen welche ſie das bei einer Maſſe ohnehin immer leicht zu erregende Mißtrauen zu ſteigern und zu heben ſuchten, um dadurch das Anſehen der eigenen Perſon und den eigenen Einfluß zu vermehren. Welche Nachtheile dies auf den Gang des öffentlichen Lebens und die Statsangelegenheiten haben mußte, liegt zu klar am Tage, als daß es einer weitern Erörterung bedürfte, die uns die Geſchichte der attiſchen Republik in der befriedigendſten Weiſe liefert. Je wilder, je aufgeregter und je zügelloſer die Volksmaſſe, je ungeſtümer in ihrem Begehren, deſto leichter war das Treiben dieſer Demagogen, die dem Volke ſchmeichelten und ſeinen Launen fröhnten, wenn auch gleich eine ſolche Demagogie den Haß aller Edlern und Beſſergeſinnten erregte, die aber zu ſchwach waren, um den Strom zu hemmen und innerhalb ſeiner Schranken zu halten. Daher mußten ſie, die Guten (οἱ ἀγαθοί, καλοκαγαθοί, ἄριστοι 10)), im Kampfe mit jenen Demagogen unterliegen, welche, je toller ſie es trieben, deſto ſicherer auf den Beiſtand der Menge rechnen konnten, dadurch aber den Stat ins Verderben geſtürzt haben. Dies iſt in Athen und andern Orten der alten Welt ebenſo gut geſchehen, als es aller Orten und zu allen Zeiten geſchehen wird, wo ähn-

---

6) S. die Note 3 angeführte Stelle des Thucydides, wo es von Perikles heißt: κατεῖχε τὸ πλῆθος ἐλευθέρως καὶ οὐκ το μᾶλλον ὑπ᾽ αὐτοῦ ἢ αὐτὸς ἦγε. 7) S. Wachs th I, 2. S. 25. 436. Vergl. *Plut.* Polit. VIII. p. 565 C. οῦν ἕνα τινὰ ἀεὶ ὁ δῆμος εἴωθε διαφερόντως προΐστασθαι τοῦ καὶ τοῦτον τρέφειν τε καὶ αὔξειν μέγαν.

8) Vergl. *Aristotel.* Pol. IV, 4, 5.: ὁ δ᾽ οὖν τοιοῦτος δῆμος ἅτε μόναρχος ὢν ζητεῖ μοναρχεῖν, διὰ τὸ μὴ ἄρχεσθαι ὑπὸ νόμου καὶ γίνεται δεσποτικός· ὥστε οἱ κόλακες ἔντιμοι. Καὶ ἔστιν ὁ τοιοῦτος δῆμος ἀνάλογον τῶν μοναρχιῶν τῇ τυραννίδι – καὶ ὁ δημαγωγὸς καὶ ὁ κόλαξ οἱ αὐτοὶ καὶ ἀνάλογον καὶ μάλιστα δ᾽ ἑκάτεροι παρ᾽ ἑκατέροις ἰσχύουσι. 9) Die ſchlimme Bedeutung der Wörter δημαγωγός, δημαγωγία, δημαγωγεῖν in verſchiedenen Beziehungen ſ. bei Wyttenbach a. a. O. S. 252. 263. Vergl. Wachsmuth I, 2. S. 154 ff. 10) S. Wachsmuth I, 2. S. 440. vergl. S. 46. *Welcker.* ad Theogn. p. XXIV sq.

liche Verhältniſſe und ein ähnliches Treiben in den Statsverhältniſſen und deren Leitung durch die Volksgemeinde eintrit. Blicken wir von dem alten Griechenland und Attika ab zunächſt auf Rom und die römiſche Republik, ſo konnte hier in der frühern Zeit, wo keine politiſche Gleichheit der Bürger war, keine Iſonomie und Iſegorie herrſchte, auch von keiner Herrſchaft des Volkes und ſomit auch von keiner Leitung des Volkes, oder von Demagogie, die Rede ſeyn. Wenn daher weder Sache noch Ausdruck in dem frühern Rom vorkommt, und daher auch die römiſche Sprache keinen dem griechiſchen *Δημαγωγός* entſprechenden Ausdruck darbietet, man müßte denn etwa Ausdrücke wie Vir popularis (von populus – δῆμος) dafür nehmen wollen, die aber doch immerhin nicht das enthalten, was das griechiſche *Δημαγωγός* und *Δημαγωγία*, und die eben entwickelten Begriffe dieſer Wörter nur einem Theil nach in ſich ſchließen: ſo iſt doch in den ſpätern Zeiten der römiſchen Republik die Sache ſelbſt den Römern nicht fremd geblieben, nur hat ſie dort einen andern Charakter angenommen und eine andere Richtung erhalten, als in Athen. In Rom ward dieſe Volksführung und Volksleitung geſucht von einigen der erſten Geſchlechter, welche, andern ariſtokratiſch-republikaniſch geſinnten Geſchlechtern gegenüber, den Einfluß der letztern auf die Statsangelegenheiten zu untergraben und durch den Beiſtand der Maſſe, die ſie durch allerhand Mittel und Künſte an ſich zu ziehen und für ihr Intereſſe zu gewinnen ſuchten, den eigenen Einfluß zu mehren und dadurch zur ausſchließlichen Leitung und Regirung des Stats zu gelangen ſuchten, welche in dieſem Beſtreben die Verfaſſung vom ariſtokratiſchen Princip immer mehr zu entfernen in eine mehr demokratiſche herüber zuziehen und den Einfluß der Maſſe, die ſie dann als ein Mittel zur Erreichung monarchiſcher Zwecke benutzten, zu heben bemüht waren. Von einer ſolchen, den Sturz der Republik und die Gründung einer Monarchie beabſichtigenden Demagogie, zu der ſich in Rom in dieſen Zeiten auch die plebejiſchen Schutzbehörden der Tribunen insbeſondere hingaben und gebrauchen ließen, können wir ſelbſt die edeln Scipionen und ihren Anhang nicht ganz freiſprechen; ſie machten den Anfang und betraten zuerſt einen Weg, der nach ihnen von allen denen bald mit mehr, bald mit minder Glück betreten wurde, welche nach ausſchließlicher Leitung der Angelegenheiten der römiſchen Republik ſtrebten, die, mit einem Worte, die Erſten in Rom ſeyn wollten; bis es dem Cajus Julius Cäſar gelang, auf dieſem Wege, verbunden mit militäriſcher Gewalt, eine Alleinherrſchaft in Rom zu gründen und das geſteckte Ziel, wonach ſo viele geſtrebt, zu erreichen. Ganz anders in Athen. Hier waren dieſe Volksführer oder Demagogen 11), welche nach Perikles ſich der Leitung der Statsgeſchäfte bemächtigten, meiſt hervorgegangen aus der Hefe des Volks, oft ohne weitere Bildung und Talente, blos ſtark und einflußreich durch die Kraft der Rede, oder vielmehr der Keckheit, Unverſchämtheit und Dreiſtigkeit, mit welcher ſie vor
Volke auftraten, welches ſich ihnen, weil ſie ſeinen
ſten fröhnten und ſeinem Stolze ſchmeichelten, in die
geworfen hatte; ihnen ſtand entgegen die geringe
der wahren Vaterlandsfreunde, die, meiſt den höhern
ſchlechtern angehörig, mit edler Aufopferung ein
chen Demagogie ſich entgegenſetzten und in
Kampfe, welchen durchzuführen ſie allerdings zu
waren, alles aufboten, Athen vor dem Untergange,
eine ſolche Volksleitung ihm bereitete, zu
Gleich nach Perikles Tode ſtrebten nach dieſer Lei
tung durch Volksgunſt Lyſikrates, ein Viehhä
welchen Aſpaſia geheirathet, dann Eukrates,
Flachshändler; beide aber nur vorübergehende Er
nungen, die bei dem Auftreten des Gärber Kle
verſchwinden, der, in die Rolle des Perikles ein
ein Volksführer und Demagog in jener verderbl
Richtung wurde, welche die Demagogie ſeit des
kles Tode genommen hatte. An Unverſchämthei
Dreiſtigkeit gleich dem Pöbel, den er bearbeitete,
Schreier als Redner, wußte er bald die Maſſe an
ziehen und die wenigen Stimmen der Einſichtsvollen
Beſonnenen verſtummen zu machen, bis er im
zu Amphipolis den Tod fand. Inwiefern ſein poli
Treiben und ſeine Volksleitung durch die eigenen
lichen Intereſſen geleitet und beſtimmt war, bewei
ter andern der Umſtand, daß er, anfänglich arm,
die Volksleitung übernahm, bei ſeinem Tode an
Talente hinterließ. Aber nach ſeinem Tode war
Übel noch ärger; das wankelmüthige, leichtſinnige
tragen des Volks, der Mangel an allen leitenden Gr
ſätzen bei denen, welche ſich nun zur Leitung der Ge
ſchäfte herzudrängten, meiſt nur von ſchmutzigem
niedrigem Eigennutz geleitet, brachte Alles in Ver
rung und löſte die Bande der Statsordnung nach
nach völlig auf. Als ſolche Demagogen oder Volksfü
rer zu Athen werden uns genannt der gemeine Hy
bolos, welcher durch den Oſtracismus aus Athen
bannt wurde, eine Strafe, die bisher nur gegen
ſehene, ehrenvolle Männer in Anwendung gebracht
da ſie gleichſam entweiht zu ſeyn ſchien an einem
bolos, nicht weiter in Anwendung gebracht wurde
ner Kleophon, ein Fremder, der ſich in Athen
drängt hatte, und wie andere Fremde der Ar
Kleigenes, Archedemos, durch Dreiſtigkeit
Gemeinheit ſich emporzuſchwingen und die Volksl
zu übernehmen trachtete, auch Theramenes,
Mann von Einſicht und Beredſamkeit, aber ohne
keit und Charakter in ſeinen politiſchen Geſinnu
und einige andere, die keine größere und allge
Bedeutung erlangt haben.

DEMANTELIREN (Schleifen), einer F
um ſie vertheidigungslos zu machen und in eine
Stadt zu verwandeln, indem man ſie ihrer
Außenwerke beraubt, geſchieht auf einem zweifach
ge: a) mit dem Spaten, durch Handarbeit, indem

---

11) S. über die einzelnen Demagogen nach Perikles: Kortüm Beiträge zur Geſch. hellen. Statsverf. S. 176 ff. Wachsmuth 1, 2. S. 181 ff.

12) S. philoſophiſche Beiträge aus der Schweiz. S.
nebſt Wachsmuth 1, 2. S. 182.

ie Mauern abbricht, die Anſchüttungen einebnet und ie Gräben ausfüllt. Geſchieht es im Gefolge eines achtheiligen Friedens mit einem überlegenen Feinde, o wird dasjenige Mauerwerk dabei möglichſt zu erhalten eſucht, deſſen Herſtellung die meiſte Zeit und Koſten er odert. Man läßt hier die Mauern der Eſcarpe und ontreſcarpe ſtehen, ſoweit ſie nach dem Ausſchütten er Gräben in der Erde ſtehen, ſprengt blos die Ver indungsgallerien des Minengewebes und verkauft die aſamatten, mit Bewahrung des Wiederkaufs, an die ürger. b) Durch Pulverexploſionen, indem man die uttermauern durch hinter ihnen angelegte Minenkam nern zugleich mit dem Walle in den Graben wirft und lle bombenfeſte Gewölbe, beſonders die Flankenkaſemat en und Magazine, in die Luft ſprengt. Auf dieſe Art aben die Franzoſen immer verfahren, um den von ih en eroberten und wieder verlaſſenen Feſtungen die rauchbarkeit und die Möglichkeit zur Gegenwehr zu auben. Haben die Wälle Contreminen unter ſich, ſo wer en ſie durch das Sprengen der neben den Gallerien aſelbſt angelegten Kammern unfehlbar umgeſtürzt, nur ürfen die Ladungen nicht zu ſchwach genommen werden, m die Abſicht nicht zu verfehlen und bloße Trichter uszuheben. Um das Schloß von Verona zu zerſtören, urden die Kammern hinter der Futtermauer, um die oppelte Dicke der letztern von einander entfernt, mit 51 Pfund Pulver jede geladen, und der ganze Minen ang bis 30 Fuß hinter die beiden äußerſten Kammern erdämmt. Die gleichzeitig ſpielenden Minen ſtürzten ie Bollwerksface ein. Auf ähnliche Art wurden am ort La Brunette bei Suſa zwei Paar gekoppelte Kam nern, jede zu 41 Fuß kürzeſte Widerſtandslinie mit 0000 Pfd. geladen, mit Erfolg als Druckkugeln ange endet. Um bloße Gallerien zu zerſtören, iſt es hinrei hend, in die Seitenmauern oder Widerlagen, mit 6 F. Entfernung, 3 Fuß tiefe Löcher zu bohren und mit 5 — Pfd. Pulver zu laden. Die Widerlagen werden durch ie Exploſion umgeworfen, und das Gewölbe rollt ein. Da zwei Mineurs ſtündlich einen ſolchen Schuß laden, eſetzen und fertig machen, ſo können ſie in 12 Arbeitsſtun en ſechs laufende Ruthen Gallerien einſtürzen machen. Wenn keine Minengallerien unter dem Walle liegen, o werden zur Demolirung aus dem trocknen Graben Gänge durch die Futtermauer gebrochen und hinter der elben mit einer Wendung rechts oder links, 24 Fuß on einander, Kammern in oder neben die Strebepfei er gelegt, wenn ſie weniger als 12 F. dick ſind. Auf olche Weiſe wurden in Turin und Metz Walltheile ge prengt. Erlaubt ein Waſſergraben nicht, unten hinein u brechen, ſo hat der franzöſiſche Kapit. Boule 1740 ehre Futtermauern durch Schachtminen umgeſtürzt, ie auf dem Wallgange blos vermittelſt eines Stichſpa ens und einer krummen Schaufel (Erdſcharre) mit lan em Stiele abgeteuft und mit 150 Pfund Pulver in inem Kaſten geladen waren. Man würde durch die etzt üblichen Schächte, von 2 und 3 Fuß ins Gevierte, nten mit Kammern neben ſich, noch leichter zum Zweck ommen. Sind die Gräben eines Bergſchloſſes in Felſen gehauen, ſo muß man den letztern ſelbſt ſprengen, um die darauf befindlichen Bauwerke einzuſtürzen: In Tortona bediente man ſich hiezu einer Poterne nach dem Graben, um 24 Fuß hinter der äußeren Mauerfläche, rechts und links, 30 Fuß lange Minengänge zu treiben, die ſich an ihrem Ende 6 Fuß rückwärts bogen, und deren Kammern bei 30 Fuß kürzeſter Widerſtandslinie jede mit 5500 geladen waren. Die ganze, mit Einſchluß eines Säulenganges und einer bombenfeſten Kaſerne, 72 Fuß breite Curtine ſtürzte in den Graben, und große Steinblöcke davon wurden bis auf den bedeckten Weg geſchleudert. Um die Thürme zu zerſtören, welche gewöhnlich zu Beſtreichung der Mauern ſolcher alten Schlöſſer dienen, heißt zwar ſchon Vauban kleine Kammern in den Umfangsmauern derſelben, oder bei kleinern Thürmen, unter ihrem Fundamente anbringen. Es erfodert aber, nach der Erfahrung, weniger Arbeit und Pulver, wenn man die Ladung in einem Kaſten in die Mitte des Gebäudes ſtellt und ringsherum gegen die Wände abſteift. Auf dieſe Weiſe ward ein runder Thurm im Schloſſe von Ormea, 55 F. hoch, 26 F. dick und 12 F. inwendig weit, durch 102 Pfd. Pulver zerſtört. Ein anderer, 80 F. hoher Thurm ebendaſelbſt, mit 12′ dicken Mauern, der $\frac{1}{3}$ ſeines Umfanges in Felſen ſtand, ward durch 344 Pfd. Pulver, in Verbindung mit vier Kammern in der nach dem Thurme führenden Gallerie, jede ebenſo ſtark geladen, geſprengt. Die Mauern rollten ſtückweiſe den Berg hinab; die vordere Fläche des Thurms aber rückte 12 Toiſen vor und blieb daſelbſt aufrecht ſtehen. Im Fall ſich nahe Gebäude bei einem ſolchen Thurme befinden, dürfen die Ladungen nicht zu ſtark ſeyn, um nicht jene durch die Trümmern zu verſchütten, wie es bei der Zerſtörung des Forts Saorgio 4—5 Bauerhäuſern geſchah. Bei einem 75 F. hohen, viereckigen Thurme des Schloſſes von Verona, der auf einem ſteilen Abhange wol 50 F. über den höchſtens 60 F. entfernten Häuſern der Stadt ſtand, beobachteten die franzöſiſchen Mineurs die erwähnte Vorſicht. Sie legten zwei Minenkammern — mit Schonung der gegen die Stadt gekehrten Seite — rückwärts derſelben auf die andere Seite, jede mit 50 Pfund geladen. Drei Seiten wurden völlig umgeworfen, die vierte gegen die Stadt aber blieb unberührt. Bei anderen bombenfeſten Gebäuden, als Pulvermagazinen und dergl. bedarf es keiner ſolchen Vorſicht; man berechnet die zu ihrer Zerſtörung nöthige Pulvermenge nach dem inneren Umfange, den man für die Länge einer Futtermauer von der Dicke der Widerlager annimt, um die Zahl der einzelnen Kammern und ihre Ladungen nach der Beſchaffenheit des Mauerwerks zu bekommen. Die Summe aller Ladungen, um die Hälfte vermehrt, gibt das zu dem Einſtürzen des Magazins erfoderliche Pulver. Ein Magazin von 60 Fuß Länge, 21 F. Breite und 6 Fuß Mauerſtärke würde demnach als eine $2.\,60 + 2.\,21 =$ 162 Fuß lange Futtermauer $\frac{162}{6} = 27$ oder 13 $\frac{1}{2}$ Kammern erfodert haben, jede mit 44 Pfd. Ladung (nach den Tafeln der franzöſiſchen Mineure zu 24 Pfd. auf 1 Würfeltoiſe). Wirklich waren $694 + 297 = 891$ Pfd. vollkommen hinreichend, das Magazin umzuwerfen. Auch bei größeren Magazinen erwies ſich die auf erwähnte Art gefundene Ladung als genügend zu ihrer Zerſtörung. Eins von 5760 Quadratfuß Flächenraum, mit Einſchluß eines herumlaufenden Corridors von 8 F. Breite, und ein zweites von zwei Stockwerken und 6278 Q.F. Flächenraum in Tortona, wurden jenes durch 1304 Pfd., und dieſes durch 1600 Pfd. Pulver gänzlich umgeſtürzt, nachdem ſich die Decken einige Fuß hoch gehoben hatten und wieder in den innern Raum zurückgefallen waren. Ebenſo machten 1600 Pfd. Pulver, in vier Haufen in die vier Winkel des untern Raumes eines 75 Fuß hohen Thurmes zu Verona vertheilet, der bei 15 F. innerer Weite vier Gewölbe über einander und 11 F. ſtarke Umfangsmauern hatte, in 10 F. großen Steinblöcken zuſammenſtürzen. Bombenfeſte Ciſternen werden auf die nämliche Weiſe zerſtört, indem man die dazu nöthige Pulvermenge auf einer Flöße anbringt, die den ganzen Waſſerſpiegel bedeckt. Andere, nicht gewölbte Gebäude laſſen ſich mit geringeren Mitteln zum Einſturz bringen, durch Ausbrechen der Ecken und 3 Zoll weite Bohrlöcher in den ſtehenden Pfeilern zwiſchen den Fenſtern, die mit 3—5 Pfd. geladen und zugleich gezündet unſtreitig die gewünſchte Wirkung leiſten. Will man jedoch Zeit ſparen, ſo laſſen ſich dergleichen Gebäude auf die vorher angeführte Art vermittelſt einer im Keller angebrachten Ladung ſprengen. So eine, nicht zu große Kirche bei Capua mit 300 Pfd. ſchlechtem Pulver. In Saragoſſa waren jedoch bei den ſtärker gebaueten Häuſern 14—16 Centn., ja bei einigen 29 Cntr. dazu nöthig. Um das Fort St. Felice bei Verona mit einem Schlage zu vernichten, ward im untern Gemach eines 80 F. hohen Thurmes mit 12 F. dicken Mauern eine Ladung von 8128 Pfd. in vier Kaſten in den vier Winkeln angebracht, die Thüre und eine Schießſcharte mit Holz verſetzt, und der übrige Raum des Behältniſſes mit Erde und Steinen ausgefüllt (man hatte, wegen des alten feſten Mauerwerks 35 Pfd. auf die Würfeltoiſe gerechnet, und die ſprengende Maſſe zu 58 $\frac{9}{12}$ W. Toiſen angenommen, welches 2052 Pfd. auf die ganze Ladung gab, wovon man — vielleicht aus Mangel — etwas weniger als das Vierfache nahm). Die Wirkung war ungeheuer! Der eben erwähnte Thurm, ein anderer daran ſtoßender, welcher mit ihm den Eingang des Schloſſes bildete, ein 12 F. weites Pulvermagazin im Graben, mit 6 F. dicken Mauern und 6 F. von dem erſtern Thurme entfernt, ſtürzten in Trümmern zuſammen; die an die beiden Thürme ſtoßenden Umfangsmauern nebſt dem darauf ſtehenden, alten Commandantenhauſe wurden auf der einen Seite 13 Toiſen, auf der andern 20 Toiſen lang, hinweg geblaſen, andere 7—10 Toiſen von der Mitte des geſprengten Thurmes entfernte Gebäude ſtürzten ein oder wurden ganz unbrauchbar. Hier erlangte man durch 8100 Pfd. eine Wirkung, zu der man 1744 bei der Zerſtörung des Schloſſes Demont (w. n. l.) über 3000 Centner verbraucht hatte.

Nächſt dem oben angeführten Grunde des Schleifens der Feſtungswerke: einem nachtheiligen Frieden, hat
dieſe Operation öfters noch eine andere Urſache: di
freiung der Einwohner einer großen, gutgebaueten
von der Furcht einer Belagerung, beſonders eines
bardements. Hier werden, aus unrichtiger Beurth
der militäriſchen Verhältniſſe des States und Ort
Gräben zugeſchüttet, die Wälle abgetragen und in
menaden verwandelt, die Vertheidigungsgebäude z
dern friedlichen Zwecken beſtimmt; weil die Lag
States überhaupt keinen nahen Krieg beſorgen
oder man ſich auf dieſer Seite durch die polit
Verbindungen ſicher glaubt. Ein durch ſeine Be
ſenheit wichtiger Terrainpunkt, der in dieſem Augen
keinen militäriſchen Werth hat, kann denſelben in
der Zeit oder durch eine widrige Geſtaltung der
niſſe bekommen. Man ſieht ſich dann genöthiget,
nun wichtig gewordenen Punkt aufzugeben, oder m
he und verlornem Aufwande die demolirten Wer
neuem zu ſchaffen, ohne ihnen ihren frühern Gra
Vollkommenheit und Feſtigkeit zu geben, um ſie
Zeit lang gegen feindlichen Angriff vertheidigen z
nen. Scheint auch die ungünſtige Lage und ſch
Beſchaffenheit einer Feſtung die Schleifung ihrer
zu fodern, um auf einem anderen, zweckmäßigeren P
eine ſtärkere Feſtung zu bauen; ſo erfodert doch das
reißen beſtehender Bauwerke ſchon einen nicht ge
Aufwand, und ſelbſt große und reiche Staten k
neue Feſtungsbaue nie ohne Erſchöpfung ihrer b
Mittel unternehmen; wie das Beiſpiel von Frank
beweiſt, deſſen theils neue, theils von Vauban u
bauete und verbeſſerte Feſtungen gewiß keinen unb
tenden Antheil an der Erſchöpfung des Landes hat
durch die binnen weniger als 100 Jahren die Revolutio
herbeigeführt ward. Dazu kommt noch, daß während d
langen Zeit, welche ein ſolcher Feſtungsbau erfodert,
dere Verhältniſſe eintreten können, die ſeine Au
rung hindern; ſo daß es meiſtentheils gerathener
die einmal ſchon vorhandenen Befeſtigungen beſteh
laſſen, um ſie nöthigen Falles gebrauchen zu könn
(v. H

DEMARATOS (Δημάρατος). 1) Sohn des ſp
taniſchen Königs Ariſton. Dieſer hatte zwei Gem
nen wegen Unfruchtbarkeit verſtoßen, und erwarb
durch eine liſtige Wette von ſeinem Freund Agetos d
ſchöne Frau, die ihm im ſiebenten Monat den Dem
tos gebar. Da er die Nachricht hievon erhielt, al
eben im Rath der Ephoren ſaß, ſchwur er, dieſer
ſein Sohn nicht ſeyn, welche Äußerung in der Folg
Sohne Königthum und Vaterland koſtete. Er
nämlich ſeinem Vater zwar in der Königswürde,
aus Haß und Eiferſucht machten Kleomenes und
chides Ariſtons einſtige Rede geltend, daß Dem
deſſen Sohn nicht ſei, und deshalb nicht König ſein
ne. Zugleich beſtachen ſie das delphiſche Orakel;
da dieſes ihre Ausſage beſtätigte, ſo verlor Dema
die Königswürde, die nun an Leotychides kam. H
de Äußerungen von dieſem reizten ihn nachher, ſein
terland ganz zu verlaſſen. Er begab ſich nach Aſi
Dareios I., von welchem er ehrenvoll aufgenommen

it einem Gebiet beſchenkt wurde (Herodot. 6, 67—70.). eine Nachkommen Euryſthenes und Prokles beherrſch n daſſelbe noch (Xenophon. Hist. gr. 3, 1.). — Demara s war eben nach Suſa gekommen, als unter des Da ios Söhnen Streit über die Erſtgeburt und das Recht r Thronfolge war; durch des Demaratos Rath kam die s Recht an Xerxes (Herodot. 7, 3.), dem er nachmals f ſeinem Kriegszuge gegen Griechenland folgte, jedoch ne anderen Antheil zu nehmen, als durch Rath, den r König aber meiſt erſt als gut erkannte, wenn es zu it war (Diod. S. 11, 6.). Plutarch hat mehre Anek ten von Demaratos (Lacon. apophth.) aufbewahrt. ergl. Suidas.)

2) Demaratos (bei Dionys von Halikarnaß, bei ius u. A. Damaratos) aus Korinth, Stammvater s Tarquiniſchen Geſchlechts in Rom. S. Tarquinier.

3) Ein anderer Korinther, angeſehen bei Philipp d Alexander von Makedonien, welchem letzteren er s ſchöne Pferd, das er in allen Schlachten ritt, n Geſchenk gemacht hatte (Diod. S. 17, 76. Plut. ophth. reg.). Der Demaratos, deſſen Freiheit Pho n von Alexander erbat, war ein Rhodier (Aelian. H. I, 25.).

4) Der Verfaſſer einer Geſchichte von Arkadien, ſen Plutarch gedenkt. (*H.*)

DEMARCATIONSLINIE zur Bezeichnung der ge ſeitigen Grenzen bei einem Waffenſtillſtande oder Frie sſchluſſe, wird auf einer topographiſchen Karte ent rfen und auf dem Terrain durch ausgeſetzte Poſten. rch eine ſolche D.-L. ward bei dem Frieden Preußens rdteutſchland abgeſchieden und gegen die Einfälle der ien Republikaner geſchützt; der Übergang derſelben r den Rhein auf dem neutralen Terrain beim Eichel nm aber nicht verhindert, wodurch die Öſtreicher auf er rechten Flanke umgangen und zurückgedrängt wur . (*v. Hoyer.*)

Demarchos ſ. Demen.

Demarete ſ. Gelo und Hiero.

Demaroon ſ. Phönizische Kosmogonie.

DEMARTEAU, Gilles, der ältere, geb. zu Lüt im J. 1722. Wenn auch dieſer Meiſter nicht der er iſt, welcher in der Zeichnungsmanier auf Kupferplat arbeitete, indem ſchon François im J. 1740 Verſuche in machte, welche 1757 an das Licht traten, ſo bleibt doch ausgemacht, daß er dieſen Theil der Stichgat g durch neue gelungene Verſuche verbeſſerte. Will n dieſen Künſtler nach ſeinen Leiſtungen gehörig beur ilen, ſo betrachte man nur das von ihm nach Cochins chnung vortrefflich ausgeführte Blatt, welches den im fruhr verwundeten Lykurg darſtellt, eine Arbeit voll en und Ausdruck, welche ihm auch die Aufnahme in königliche Malerakademie verſchaffte. Dieſer fleißige nſtler ſtarb zu Paris im J. 1776, und hat über 560 ätzenswerthe ausgeführte Arbeiten hinterlaſſen. (S. rtſch Anleitung zur Kupferſtichkunde. Bd. 1. Thl. 4. 247. und Menſel Miscellaneen artiſt. Inhalts. ft 15. S. 149.) (*A. Weise.*)

DEMARTEAU, Gilles Antoine, der jüngere d Vetter des Vorhergehenden, geboren zu Lüttich und wohnhaft zu Paris, arbeitete als Schüler des Gilles in derſelben Manier und lieferte ausgezeichnete Blätter. (*A. Weise.*)

DEMAS *) war ein Begleiter des Paulus, der in der römiſchen Gefangenſchaft als Gehilfe bei ihm war (Col. 4, 14. Philem. 24.), nachmals aber ſich von ihm trennte und nach Theſſalonich ging, „weil er dieſe Welt lieb gewonnen" (2. Tim. 4, 10.). Epiphanius (adv. haeres. lib. 2, 51. sect. 6.) erzählt, Chriſtus ſei auch von Demas und Hermogenes für einen bloßen Menſchen gehalten, welche dieſe Welt liebgewonnen und den Weg der Wahrheit verlaſſen hätten. Andere hingegen laſſen den Demas zu Paulus zurückkehren (ſ. Petavius zu Epiphan. Thl. II. S. 88 der Anm.). Dieſe Traditionen haben aber weiter keinen Grund als die willkürliche Auffaſſung der genannten Stellen der pauliniſchen Briefe. (*Tuch.*)

DEMATIUM. Eine von Perſoon (Syn. fung. p. 694.) aufgeſtellte Gewächsgattung aus der Gruppe der Fadenpilze (Untergruppe Inomycetes) der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Linnéſchen Klaſſe. Die hieher gehörigen Pilze beſtehen aus niederliegenden, äſtigen, verwirrten, ſchwachen Flocken. Alle bisher zu Dematium gerechneten Gewächſe ſcheinen nur unausgebildete Formen anderer Gattungen, namentlich: *Cladosporium* Link. und *Rhacodium* Pers. zu ſeyn. Andere Arten gehören zu den Gattungen *Sporotrichum* Link, *Chloridium* Link, *Helmisporium* Link, *Monilia* Hill, *Himantia* Pers. und *Byssus* Dillen. (*A. Sprengel.*)

DEMAVEND, Demaawend, Damaawend, Dumbaawend, 1) nennt man im Allgemeinen die ganze Bergkette, die ſich durch den Diſtrikt Taberiſtan in der weſtperſiſchen Provinz Maſanderan hinzieht, bei den Alten mons Jasonius (*Ἰασόνειον ὄρος*, Strabo, Ptolem., Amm. Marc.), ein Aſt des Parachoatras; im Beſondern wird ſo der höchſte Gipfel der ganzen Kette genannt, von welchem die Orientalen ſagen, daß er die Sterne begrüße. Er erhebt ſich kegelförmig, kann über 50 Meilen weit geſehen werden und iſt ſtets mit Schnee und Eis bedeckt und ganz ſchroff. Die Höhe des ganzen Berges wird auf 3 Meilen berechnet. Der parſiſche Mythus ſagt, daß Feridun (König aus der erſten Dynaſtie) den Dämon Zohak in dieſen Berg eingeſchloſſen habe (Bundehesch 30.). — 2) Perſiſche Stadt in der Provinz Irak-Adſchemi, gegen 6 Meilen öſtlich von Kasbin. (*H.*)

DEMBEA, Dembia, Landſchaft in Abyſſinien, zu Anchara gehörig, rings um den See Dembea gelegen, deſſen Umfang man auf 90 Meilen berechnet und der 12 Inſeln umfaßt, deren größte zum Gefängniß für Statsverbrecher gebraucht wird. Dieſer See nimt viele auf den Gebirgen von Damot und Goſam entſpringende Flüſſe in ſich auf, und von Weſten her ſtrömt in denſelben der größte Fluß Abyſſiniens, der Bahr-el-Azrek, den man oft für den wahren Nil erklärt hat. Südöſtlich trit er wieder aus dem See heraus, und während ſeines Laufes durch denſelben iſt er genau von ihm zu unterſcheiden.

---

*) *Δημᾶς*, wahrſcheinlich Abkürzung aus *Δημήτριος*. S. Wetſtein zum N. T. Thl. II. S. 366.

Nördlich in der Landſchaft liegt in einer fruchtbaren Gegend die Hauptſtadt Gondar. Der ganzen anmuthigen und fruchtbaren Landſchaft haben ſich jetzt die ſüdlichen Gallas bemächtigt. (S. Salts Reiſe nach Abyſſinien.) (*H.*)

Dembo ſ. Kongo.

DEMEAS [richtiger Dameas [1])] aus Kroton, ein eben nicht gefeierter Künſtler im Erzguß, goß die Statue ſeines Landsmanns Milon, Sohnes des Theotimos, welcher in den olympiſchen und pythiſchen Spielen oft als Sieger ausgerufen worden war [2]). Die Stärke und Gewandtheit ſeines Körpers wurden allgemein bewundert und ſollen in ſeinem Standbilde, welches er ſelbſt in die Altis trug, angedeutet ſeyn. Faſt ſcheint es, als hätte Philoſtratos [3]), was Pauſanias von ihm erzählt, auf ſein Bild übergetragen. Sein Bild, ſchreibt er, ſtand mit eng an einander geſchloſſenen Füßen auf einem Schilde (er kämpfte, auf einem mit Öl beſtrichenen Diskos ſtehend, Paus.); in der Linken hielt es einen Granatapfel und die Finger der Rechten ſtreckte es nahe an einander gehalten gerade aus; (einen Granatapfel hielt er ſo feſt in der Hand, daß er ihm nicht mit Gewalt genommen werden konnte, und doch drückte er ihn nicht, Paus.); um das Haupt war eine Binde geſchlungen. (Eine Schnur band er feſt um den Kopf, hielt den Athem an ſich und trieb das Blut mit ſolcher Gewalt nach dem Kopfe, daß die angeſchwollenen Adern die Schnur zerſprengten.) Entweder ſind Milons Stärke und Kraftthaten im Bilde ausgedrückt, oder die künſtleriſchen Andeutungen beziehen ſich, wie Apollonios bei Philoſtratos meint, auf das von ihm bekleidete Prieſterthum im Tempel der Here: Binde, Granatapfel, und auf den zu Here Betenden, auf dem Diskos ſtehend. Die eng an einander gepreßten Finger ſollen das Kindheitsalter der Kunſt bezeichnen. Sei das Eine, oder das Andere; gewiß iſt, Demeas lebte zu Milons Zeit, wahrſcheinlich zu Kroton. Danach beſtimmt ſich ſeine Blüthezeit. Milons Siegsruhm fällt Ol. 62. [4]). Dieſer Zeit entſpricht auch die Stufe, welche ſeine Kunſt nach der freilich nicht ganz entſcheidenden, angeführten Bemerkung des Apollonios erſtiegen zu haben ſcheint. — Sein Namensgenoſſe

Demeas gemeinhin [5]), wird auch Dameas [6]) und Damias [7]) genannt. Er ſtammte aus Klitor in Arkadien und hatte Polykletos aus Argos zum Lehrer [8]). Er zeichnete ſich unter dieſes Meiſters Schülern aus, und arbeitete an der von Lyſander nach dem bei Ägos-Potamos
(Ol. 93, 4.) errungenen Siege nach Delphi gew
großen broncenen Statuengalerie, die ihn und ſ
terbefehlshaber mit zwei aus Gold gebildeten
des Kaſtor und Pollux umfaßte, mit. Er
Landsmann Athenodoros ſtellten 4 Statuen
Neptun, den Lyſander krönend, und Diana;
Apollon und Zeus. Steht ſein Meiſter hoch, ſo
er einen berühmten Namen haben. Seine kün
Thätigkeit dauerte über den peloponneſiſchen
aus, bis Ol. 95. (S.

DEMEN (δῆμοι) von Attika. I. Begrif
Wortes und Erhebung der Demen zu
abtheilungen der Phylen durch Klei
ſ. unter Attika, Theil VI. S. 227 f. Hier nur
des als Berichtigung des dort Geſagten. In de
findet man blos einen Demos, Kydathen
naion und Limnai waren nie Demen, und haben
Namen nur der Unkunde ſpäterer Grammatiker
danken [1]). Die Stadtquartiere Kerameikos,
Eretria, Melite, Kollytos entſtanden wah
dadurch, daß die Stadt, als ſie ſich an der Nord
Akropolis erweiterte, auf den Grund und
gleichnamigen Demen gebaut wurde, und die
nun ein Stück dieſer Gauen von den Haupt
ſchnitt [2]). Daß dieſe Theile der Demen, als
Stadt gezogen wurden, von den Demen ganz
worden ſeien, läßt ſich um ſo weniger annehmen,
Eigenthümer der einzelnen Grundſtücke doch ihr
thumsrecht nicht verlieren und aus ihrem Verh
ihrem Demos nicht heraustreten konnten.

II. Die Unterordnung der *Demen in*
len. Was dieſen Punkt betrifft, *ſo ſcheint* die
me mehrer Gelehrten, daß Kleiſthenes nur 100
in die 10 Phylen [3]) vertheilt habe, ungegrün
ſeyn [4]), da ſich nur 2 in ſpäterer Zeit hinzugek
men, Berenikidai und Apollonia, die dem
und Attalus zu Ehren gegründet wurden,
ſen. Bei der Bildung der beiden neuen Phylen
nis und Demetrias, wie bei der ſpäterhin erfolg
Ptolemais und Attalis, ſcheint jeder neuen Ph
Demos aus jeder alten Phyle zugetheilt worden
wie überhaupt manchmal einzelne Demen aus ih
len herausgeriſſen und andern Phylen zugetheilt
vielleicht nur um ein richtiges Verhältniß der
zahl hervorzubringen. Daß die dem Kaiſer
Ehren geſtiftete Phyle Hadrianis größtentheils
kleinen Inſeln um Attika, wie Corſini und
haupten, gebildet ſei, iſt ungegründet, indem
ſeln Helena und Eleuſa nie unter die Zahl der
Demen gerechnet ſind. Die Hadrianis wurde

---

1) Pauſan. VI, 14, 2. gibt Δαμέας, kein Cod. eine andere Lesart. S. Siebelis z. d. St. Thl. 3. S. 53.

2) Pauſan. l. l. *Diodor.* Sic. XII, 9. Anthol. Pal. T. II. p. 631.

3) *Philostrat.* Vit. Apol. IV, 28.

4) *Euseb.* Chron. p. 41. S. *Sillig.* Catal. Art. p. 179. Meyer Geſch. d. K. 2. Abth. S. 87. Winckelmanns Werke VI, 1. S. 8.

5) Plin. XXXIV, 19, 6. und Sillig bemerkt a. a. O. ubi codd. et editt. ex vulgari dialecto Demeas habent. Thierſch Epoche d. K. III Anm. S. 80. hält Demeas nicht für echt, aber es ſei als ioniſch dem äoliſchen Δαμέας nachzuſetzen.

6) Pauſan. X, 9, 4. hat Δαμέας.

7) Und Δαμίας. Siebelis ad h. l. Vulgo. Harduin bei Plinius hat Damias. Dieſe Namensendung iſt nach Thierſch a. a. O. mit der in έας in Streit.

8) Plin. l. l. Thierſch will ſtatt Clitorium leſen Clitorios und dieſes auf Athenodoros mit beziehen.

---

1) K. O. Müllers Zuſätze zu Leake's
Athen, überſ. v. Rienäcker. S. 464. 2) Eben

3) Die Namen derſelben waren: Erechtheïs, Aige
Leontis, Akamantis, Oineïs, Kekropis, Hippoth
Antiochis. 4) Das Wort δέκα bei Herodot V.
heißt: δέκα δὲ καὶ τοὺς δήμους κατένεμε ἐς
doch wol zu φυλάς bezogen werden, und iſt
Zwecke wegen vorgeſchoben. S. Wachsmuth Hell
kunde I, 1. S. 271 Note 36.

e die vorher genannten Phylen durch Zutheilung eines
emos aus jeder alten Phyle gebildet[5]. — Ein Ver-
chniß der attiſchen Demen nach den Phylen iſt
ar ſchon in dem erwähnten Artikel Attika gegeben wor-
n; da aber in neuerer Zeit ſich die Materialien ſo bedeu
ıd gemehrt und die vielfachen Forſchungen über dieſen
genſtand neue Reſultate genug geliefert haben, ſo mag
r ein kurzes alphabetiſches Verzeichniß wol an
ner Stelle ſeyn[6].

. Ἀγγελή — Pandionis.
. Ἀγκύλη — Aigeis.
. Ἀγνοῦς — Akamantis, dann Demetrias, endlich Attalis.
. Ἀγριάδαι (ob: Ἀχνιάδαι?) — Hippothoontis.
. u. 6. Ἀγρυλή oder Ἀγραυλή καθύπερθεν u. Ἀ. ὑπένερθεν — beide zur Erechtheis, ſpäter zur Attalis gehörig.
. Ἀζηνία — Hippothoontis.
. Ἄθμονον oder Ἀθμονία — Kekropis, ſpäter Attalis.
. Αἰγιλία oder Αἴγιλος — Antiochis.
0. Αἰθαλίδαι — Leontis, dann der Antigonis oder Demetrias zugetheilt[7].
1. Αἰξωνή — Kekropis.
2. Ἁλαὶ Αἰξωνίδες — Kekropis.
3. Ἁλαὶ Ἀραφηνίδες — Aigeis.
4. Ἁλιμοῦς — Leontis.
5. Ἀλωπεκή — Antiochis.
6. Ἀμαξάντεια — Hippothoontis.
7. Ἀμφιτροπή — Antiochis.
8. Ἀναγυροῦς — Erechtheis.
9. Ἀνακαία — Hippothoontis.
0. Ἀνάφλυστος — Antiochis.
1. Ἀπολλωνία — Attalis.
2. Ἀραφήν — Aigeis.
3. Ἀτήνη — Antiochis, ſpäter Attalis.
4. Αὐρίδαι — unbekannt.
5. Ἄφιδνα — Aiantis, dann Leontis, dann Ptolemais, zuletzt Hadrianis.
6. Ἀχάρναι — Oineis.
7. Ἀχερδοῦς oder Ἀχραδοῦς — Hippothoontis.
8. Βατή — Aigeis.
9. Βερενικίδαι — Ptolemais.
0. Βῆσα — Antiochis, ſpäter Hadrianis.
1. Βουτάδαι oder Βούτεια — Oineis, ob zu anderer Zeit zur Aigeis[8], iſt ungewiß.
2. Γαργηττός — Aigeis.
3. Γεφυρεῖς[9] — unbekannt.
4. Δαιδαλίδαι — Kekropis.
5. Δειράδες — Leontis.
6. Δεκέλεια — Hippothoontis.
7. Διόμεια — Aigeis.
8. Εἰρεσίδαι — Akamantis.
9. Ἑκάλη — Leontis.
0. Ἐλαιοῦς — Hippothoontis, ſpäter Hadrianis[10].
1. Ἑλεεῖς[11] — unbekannt.
42. Ἔλευσις — Hippothoontis.
43. Ἐπιεικίδαι oder Ἐπεικίδαι — Kekropis.
44. Ἐπικηφισία oder Ἐπικηφησία — Oineis.
45. Ἐρετρία[12] — unbekannt.
46. Ἐρίκεια — Aigeis.
47. Ἕρμος — Akamantis.
48. Ἐροιάδαι — Hippothoontis.
49. Ἑρχία — Aigeis; ob zu anderer Zeit zur Aiantis, iſt ungewiß.
50. Εὐπυρίδαι — Leontis.
51. Εὐώνυμος oder Εὐωνυμία — Erechtheis.
52. Ἐχελίδαι — unbekannt.
53. Ἡφαιστιάδαι oder Ἰφιστιάδαι — Akamantis.
54. Θημακός oder Θημακοί — Erechtheis, ſpäter Ptolemais.
55. Θόραι — Antiochis.
56. Θόρικος — Akamantis.
57. Θρία — Oineis.
58. Θυμοιτάδαι oder Θυμαιτάδαι — Hippothoontis.
59. Θυργωνίδαι — Aiantis, ſpäter Ptolemais[13].
60. Ἰκαρία — Aigeis.
61. Ἱπποταμάδαι — Oineis.
62. Ἱστιαία oder Ἑστιαία — Aigeis.
63. Ἰτέα oder Εἰτέα — Akamantis.
64. Ἰωνίδαι — Aigeis.
65. Κειριάδαι — Hippothoontis.
66. Κεραμεικός — Akamantis.
67. Κεφαλή — Akamantis.
68. Κηδαί — Erechtheis.
69. Κηττοί — Leontis.
70. Κηφισία — Erechtheis.
71. Κίκυννα — Akamantis.
72. Κοθωκίδαι — Oineis.
73. Κοίλη — Hippothoontis.
74. Κολλυτός (nicht Κολυττός) — Aigeis.
75. Κολωνός — Antiochis, ſpäter Aigeis.
76. Κονθύλη — Pandionis, nachher Ptolemais.
77. Κόπρος[14] — Hippothoontis.
78. Κορυδαλλός — Hippothontis, nachher Attalis.
79. Κριῶα — Antiochis.
80. Κρωπίδαι oder Κρώπεια — Leontis.
81. Κυδαθήναιον — Pandionis.
82. Κυδαντίδαι — Aigeis, ſpäter Ptolemais.
83. Κύθηρος — Pandionis.
84. Κύκαλα — Aiantis.
85. Κυρτιάδαι oder Κυρτίδαι — Akamantis.
86. Λακιάδαι oder Λακίδαι — Oineis.
87. u. 88. Λαμπτραὶ παράλιοι u. Λ. καθύπερθεν — Erechtheis.
89. Λέκκον — Antiochis.
90. Λευκονόη oder Λευκόνιον — Leontis.
91. Λευκοπύρα — Antiochis.
92. Λουσιά — Oineis.
93. Μαραθών — Aiantis.
94. Μελαῖναι — Antiochis.
95. Μελίτη — Kekropis.
96. Μυῤῥινοῦς — Pandionis.
97. Μυῤῥινοῦττη — Aigeis.
98. Ξυπέτη — Kekropis.
99. Ὄα oder Ὦα — Pandionis, ſpäter Hadrianis.
100. Ὀή oder Οἰή — Oineis.
101. Οἰνόη (bei Eleutherai)— Hippothoontis, ſpäter Ptolemais.
102. Οἰνόη (bei Marathon) — Aiantis, ſpäter Attalis.
103. Οἶον Δεκελεικόν — Hippothoontis.
104. Οἶον Κεραμεικόν — Leontis.

---

[5] Die bis jetzt bekannten 5 Demen der Hadrianis ſind
igſtens aus 5 verſchiedenen Phylen in dieſelbe gekommen.
hidna aus der Ptolemais, Beſa aus der Antiochis, Elaius
der Hippothoontis, Oa aus der Pandionis, Phegaia wahr-
nlich aus der Aigeis. Daſſelbe läßt ſich von den Demen der
lemais und Attalis zeigen.

[6] In dieſem Verzeichniß iſt
den wirklichen Demen ein Platz eingeräumt. Die Auctoritä-
liefert außer Meurſius und Corſini meine Diſſertation de de-
sive pagis Atticae. Goett. 1829.

[7] Böckh zum
p. inscr. gr. n. 111. Daß der Demos Αἰθαλίδαι auch in
der beiden neueren Phylen, Ptolemais oder Attalis, verſetzt
iſt nicht wahrſcheinlich, da Heſychius, der immer die Zeiten
r Phylen berückſichtigt, dieſen Demos der Leontis zuſchreibt.
Steph. Byzant. s. v.

[9] Etymol. magn. s. v. Vergl.
ıbo IX, 1, 24.

[10] S. Böckh zum Corp. inscr. graec.
184.

[11] Etymol. magn. s. v.

[12] K. O. Müllers Zuſätze zu Leake's Topographie von Athen, überſ. von Rienäcker. S. 464.

[13] Da die Verſetzung aus der Aiantis offenbar vor der Errichtung der Ptolemais (ſ. Böckh zum Corp inscr. gr. n. 172. u. oben Ἄφιδνα) erfolgt iſt, ſo muß der Demos der Thyrgoniden in der Zwiſchenzeit noch zu einer anderen Phyle gehört haben, die uns unbekannt iſt.

[14] S. Böckh zum Corp. inscr. gr. I. p. 216 und 908.

105. Ὀτρυνεῖς. — Aigeis.
106. Οὐσιά [15]) — unbekannt.
107. u. 108. Παιανία καθύπερθεν und Π. ὑπένερθεν — Pandionis.
109. Παιονίδαι — Leontis.
110. Παλλήνη — Antiochis.
111. Παμβωτάδαι — Erechtheis.
112. Πειραιεύς — Hippothoontis.
113. Πεντελή — Antiochis.
114. Πεπάρηθος — unbekannt.
115. Περγασή — Erechtheis.
116. Περιθοῖδαι — Oineis. und ſpäter vielleicht Attalis [16]).
117. Περρίδαι [17]) — Aiantis, dann Antiochis.
118. Πήληκες — Leontis.
119. Πίτθος oder Πίθος — Kekropis.
120. Πλώθεια — Aigeis.
121. Πόρος — Akamantis.
122. Ποταμός — Leontis.
123. Πρασίαι — Pandionis.
124. Προβάλινθος — Pandionis.
125. Πρόςπαλτα — Akamantis.
126. Πτέλεα — Oineis.
127. Ῥακίδαι — Akamantis.
128. Ῥαμνοῦς — Aiantis.
129. Σαλαμίς — unbekannt.
130. Σημαχίδαι — Antiochis.
131. Σκαμβωνίδαι — Leontis.
132. Σούνιον — Leontis, ſpäter Attalis.
133. Στειρία — Pandionis.
134. Συβρίδαι — Erechtheis.
135. Συπαληττός — Kekropis.
136. Σφενδάλη — Hippothoontis.
137. Σφηττός — Akamantis.
138. Τάρσος — Ptolemais [18]).
139. Τίθρας — Aigeis.
140. Τιτακίδαι — Aiantis, ſpäter Antiochis.
141. Τρικόρυθος — Aiantis.
142. Τρινεμεῖς — Kekropis.
143. Τυρμίδαι — Oineis, ſpäter Attalis.
144. Ὑβάδαι — Leontis.
145. Φαληρός — Antiochis, ſpäter Aiantis.
146. Φηγαία — Aiantis, dann Aigeis, zuletzt Hadrianis.
147. Φηγαία — Pandionis.
148. Φηγοῦς — Erechtheis.
149. Φιλαΐδαι — Aigeis.
150. Φλύα — Kekropis, dann Ptolemais.
151. Φρεάῤῥοι — Leontis.
152. Φυλή — Oineis.
153. Φυρν..... — Antiochis.
154. Χ. (wahrſcheinlich Χαστιεῖς) — Erechtheis.
155. Χολαργός — Akamantis.
156. Χολλίδαι — Aigeis, dann Leontis.
157. Ψαφίδαι — Aiantis.
158. ....θόνιοι — Leontis [19]).

Die übrigen Namen, die bisher noch für Demennamen gehalten wurden, als: Αἰολλίδαι, Βραυρών, Γοργύνη, Ἑλένη, Ἐλεοῦσα, Ἐρεχθία, Ἐρινεεῖς, Εὐκόνθη, Ζωστήρ, Κάλη, Κυνόσαργες, Κώλυπες, Ληναῖον, Λίμναι, Μίλητος, Σπόργιλος, Ὑσίαι, Φορμίσιοι, Χιτώνη, Ὠρωπός haben erweislich nie dazu gehört und verdanke weiſe falſchen Lesarten ihren Urſprung.

III. Topographie der Demen; ſ. Attik

IV. Innere Einrichtung der Demen. kann nicht bei allen Demen gleich geweſen ſeyn, d Solons Geſetzen jeder Genoſſenſchaft die Geſetzg über ihre innere Verwaltung, natürlich in ſo we keinen ſchädlichen Einfluß auf die Geſamtverw ausübte, zuſtand. Gemeinſame Grundzüge der V ſung laſſen ſich aber doch wol annehmen, und mögen etwa folgende geweſen ſeyn.

A. Behörden der Demen.

1) **Die geſetzgebende Gewalt** in den D gebührte, wie wir ſchon geſehen haben, blos der ſamlung der Demoten, die zum Unterſchiede allgemeinen Volksverſamlung, deren Namen bekan ἐκκλησία war, ἀγορά genannt wurde [20]). Der ſer Verſamlung war wahrſcheinlich meiſtentheils Stadt [21]). Die Zuſammenberufung beſorgten marchen [22]), die auch die Vertheilung der Stim chen (ψῆφοι) vorzunehmen hatten [23]). Daher hei Beſchluß einer Demotenverſamlung ψήφισμα [24]). der Legislation wurden in der ἀγορά auch die der verwaltenden Behörden jährlich vorgenommen, zwar ſcheint unter den Vornehmeren (εὐγεν πρόκριτοι) das Loos entſchieden zu haben [25]). D ρά war ferner verpflichtet, dafür zu ſorgen, daß Fremde ſich das Bürgerrecht anmaßten und ſtimm halb, wenn das ληξιαρχικὸν γραμματεῖον (das Ver niß der Demoten, in welches jeder junge Bürger ei ſchrieben wurde), abhanden gekommen war, auch in andern wichtigen Fällen (z. B. bei großen Verände den) über die einzelnen Demoten ab (διαψήφισις Ehrenbezeugungen (Kränze, Vorſitz im Theater des mos, Befreiung von Gemeindeabgaben, namentlich ἐγκτητικόν u. ſ. w.) konnte der Demos in der ἀγο ſchließen, ſowol für Demoten, als auch für Fr die ſich um den Demos, die Phyle oder das Va verdient gemacht hatten [27]).

2) **Die executive und adminiſtrati walt** war in den Händen weniger Beamten.

a) **Der Demarch** oder Gemeindevorſteher, jährliche Magiſtratsperſon, verſammelte, wie w geſehen haben, die Demoten bei vorkommenden und gab ihnen die ψῆφοι. Er hatte die Aufſicht üb ληξιαρχικὸν γραμματεῖον [28]) und beſorgte die gung des Grundkataſters [ἀπογραφὴ χωρίων [29]).

---

15) Arcadius Gramm. ined. ap. Ruhnk. ad Hesych. v. Λούσιος: Κηφισιὰ καὶ Οὐσιὰ καὶ Λουσιά, ὀνόματα δήμων. 16) Wenn nämlich ΠΙΟΙΔΑΙ in n. 194. des Corp. inscr. gr. ΠΕΡΙΘΟΙΔΑΙ geleſen wird. 17) Dieſer kleine Demos ſcheint mit dem bedeutenderen Aphidna vereinigt worden zu ſeyn, denn Heſychius ſagt: Περρίδαι, τῆς Ἀττικῆς δῆμος ἐν Ἀφίδναις. 18) Da von keinem Schriftſteller erwähnt wird, daß dieſer Demos erſt in ſpäteren Zeiten hinzugekommen ſei (wie er überhaupt bei keinem alten Schriftſteller vorkommt), ſo muß man vermuthen, daß er früher einer andern Phyle angehört habe. 19) S. Böckh zu dem Corp. inscr. gr. n. 281.

20) Corp. inscr. gr. n. 70. Äſch. gegen Kteſiph. Böckh zum Corp. inscr. gr. I. p. 106 u. 125. 2 inscr. gr. n. 70. und Böckhs Bemerkungen dazu. gegen Eubul. S. 1302. 22) Harpokrat. s. v. 23) Demoſth. u. Harpokr. a. a. O. 24) Corp. ins n. 88. Demoſth. gegen Eubul. 1301 u. öfter. 25) gegen Eubul. 1313 f. 26) Hierüber ſiehe beſonde des Demoſth. gegen Eubulides. 27) Corp. ins n. 101. u. n. 214. 28) Demoſth. gegen Eubul. S. gegen Leoch. S. 1091. Harpokrat. s. v. Δήμαρχος. pokr. a. a. O., wonach Suidas und der Schol. zu Ari V. 37. zu verbeſſern. Vergl. Böckhs Staatsh. d. Ath. II

r Liſten der zum Kriegs- oder Seedienſt Berufenen [30]). ſammelte die Gemeindeabgaben ein [31]), foderte die chuldner des Demos zur Bezahlung auf [32]) und wurde gar zur Eintreibung von Statsgeldern gebraucht, we- zſtens zeichnete er mit Hilfe einiger Buleuten das Ver- ögen des Statsſchuldners zum Behufe der Einziehung f, und führte als Polizeibeamter die Pfändenden in m Hauſe des Auszupfändenden ein [33]). Auch die Ver- eilung der Spenden, des Schauſpielgeldes u. ſ. w. [34]) z ihm ob. Die Demarchen beſorgten auch den Auf- z an dem Feſte der Panathenäen [35]); kurz ſie traten nz in die Stelle der ſoloniſchen Naukraren [36]). Am nde des Jahres mußten ſie bei einem Euthynen und igen Beiſitzern, die von dem Demarchen des folgen- n Jahres beeidigt wurden, Rechnung ablegen [37]). — die 1000 Drachmen, welche nach dem Pſephisma Plotheier (Corp. inscr. gr. 82.) an den Demarchen ahlt ſeyn ſollen, eine Beſoldung ſind oder zum Be- n des Stats von dem Demarchen verwandt werden lten, iſt wol ungewiß.

b. Zwei ταμίαι, Schatzmeiſter, die jährlich erneuert rden, beſorgten gewöhnlich die Ausgaben des Demos, zu namentlich die Beſtreitung der Koſten für Heilig- imer, Feſte, Opfer, Ehrenſäulen u. ſ. w. gehören [38]). Hinſicht auf die Rechnungsablage gilt auch bei die- , was oben von den Demarchen geſagt iſt [39]).

c. Die ἱεροποιοί und σωφρονισταί, wie der κήρυξ, in dem Pſephisma der Aixoneer in n. 214. des Corp. cr. gr. belobt werden, ſcheinen, wenn gleich vom De- s gewählt, doch blos Beziehung auf den Cultus der be, nicht auf den ganzen Demos, gehabt zu haben.

B. Vermögen der Demen. Die Demen hat- Gemeindegüter verſchiedener Art, die, um den Er- g zu erhöhen, gewöhnlich meiſtbietend verpachtet wur- . So verpachteten die Aixoneer die dem Demos ge- ige φελλίς, d. h. ſteinige, auf Bergen gelegene Strecken, en in Attika ſehr viele vorkamen [40]); ſo die Bewohner Piräeus ihr Theater [41]), das dem Demos zugehörige eresufer (παραλίαν καὶ ἁλμυρίδα), das Theseum und übrigen heiligen Äcker [42]). Die Eintreibung der Pachtgelder beſorgte, wie wir geſehen haben, der Demarch.

Zu den Einkünften des Demos gehörte noch das ἐγκτητικόν, eine Steuer, die, nicht zu dem Demos gehörende, attiſche Bürger entrichten mußten, wenn ſie Grundbeſitz in demſelben erwerben wollten [43]). Auch eine εἰκοστή wird in einem Pſephisma eines unbekannten Demos als zu den Einkünften deſſelben gehörig erwähnt [44]).

C. Culte und Mythen der Demen. Über dieſe läßt ſich nicht mehr ſagen, als daß beinahe jeder Demos ſeinen eigenen Cultus und ſeine eigenen Mythen gehabt habe. Von Vereinigung mehrer Demen zu einem Feſte, wenn ſie nicht, wie die Tetrapolis und die Epakria in näherer Beziehung zu einander ſtanden, iſt nur ſelten die Rede. Eine Aufzählung der bekannten Culte und Mythen würde nichts helfen, da ſie doch wegen Mangel an Nachrichten nur ſehr ſpärlich ausfallen dürfte. *(G. L. Grotefend.)*

DEMÉNDI, eine ungriſche Familie, deren Vorfahren unter dem Könige Karl I. Robert aus Italien eingewandert waren. Benedict Deméndi war Hofchirurg des Königs Karl I. Weil er aber ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann war, ernannte ihn der König zum Propſt von Neutra und nach einigen ſogar ſpäter zum Biſchof. Als ſeine Brüder Bartholomäus und Nikolaus von ſeinem Glücke hörten, kamen ſie auch aus Italien nach Ungern und erhielten von dem gegen ſeine italiäniſchen Landsleute freigebigen Könige das Dorf Deménd in der Honter und das Dorf Pravota oder Pravotitz in der Trentſchiner Geſpanſchaft. *(Rumy.)*

DEMÉNFALVA oder Demanova, ein ſlaviſches Dorf im Liptauer Comitat Ungerns, in deſſen Nähe ſich die ſehenswerthe, bei drei Stunden lange Höhle befindet, Eſierna (die ſchwarze), oder auch die Drachenhöhle genannt, wo die Natur aus der an der Decke der Höhle ſich ſammelnden, dann in weißen Tropfen herabfallenden und zu Stein werdenden Feuchtigkeit, Bergmilch (Calcereus lactiformis) oder auch Mondsmilch genannt, den ſchönſten Tropfſtein und aus dieſem wieder die wunderbarſten Gebilde bereitet. Der Schulrector Georg Buchholz lieferte davon nach genauer Selbſtanſicht eine Zeichnung und Beſchreibung, welche in *Matth. Belius* Hungariae antiquae et novae Prodromus abgedruckt iſt. Auch Bredetzky unterſuchte und beſchrieb ſie. S. deſſen Beiträge zur Topographie des Königr. Ungern. 1. Bdch. S. 140—156. *(Gamauf.)*

DEMENICZA, Dömenek, Marktflecken im osmaniſchen Sandſchak Tichala, von Griechen bewohnt, welche verſchiedene Fabriken unterhalten. *(H.)*

DEMER, ſchiffbarer, fiſchreicher Fluß in der belgiſchen Provinz Limburg, welcher nördlich von Tongern entſpringt, Bilſen und Haſſelt vorbeigeht, verſtärkt durch die Herk, Gheete und Velp, Dieſt in mehren Armen durchfließt, Sichem und Arſchot berührt und ſich, zwiſchen Löwen und Mecheln, bei dem Dorfe Werchten mit der Dyle (ſ. d.) vereinigt. (*Leonhardi.*)

---

[30] Demoſth. gegen Polykl. S. 1208.

[31] So die εἰ- ιή (vergl. Böckh zu dem Corp. inscr. gr. n. 89.) und das ητικόν (Böckh Statsh. d. Ath. I. S. 319).

[32] De- th. gegen Eubul. S. 1318.

[33] Ἀπεγράφετο τὰς οὐσίας στῶν πρὸς τὰ δημόσια ὀφλήματα. Lex. Seguer. p. 237 u. Vergl. Böckh Statsh. d. Ath. II. S. 48. Auch ſoll er Sold der Reuter, der wahrſcheinlich während der Herrſchaft 30 Tyrannen bezahlt worden war, wieder einſammeln. Corp. r. gr. n. 80. und Böckh zu dieſer Inſchrift.

[34] Demoſth. n Leoch. S. 1091.

[35] Schol. zu Ariſtoph. Wolk. 37. Ebendaſ.; ſ. auch Harpokr. s. v. Δήμαρχος.

[37] S. das hisma der Halaier im Corp. inscr. gr. 83. und Böckh zu die- Inſchrift. Vergl. auch n. 70. und Böckhs Bemerkungen dazu. dem Umſtande, daß die Halaier einen Beſchluß hierüber faſ- ſcheint hervorzugehen, daß dieſe Einrichtung nicht in allen De- ſtatt fand.

[38] S. das Pſephisma der Plotheier im p. inscr. gr. n. 82. und das der Myrrhinuſier ebendaſ. n. 100. letzterem finden ſich ſtatt zweier ταμίαι, ein ταμίας und ein ιγραφεύς.

[39] Vergl. Note 37.

[40] Corp. inscr. n. 93. Vergl. Böckh zu n. 214.

[41] Ebendaſ. n. 102. Ebendaſ. n. 103. Vergl. Böckhs Statsh. d. Ath. I. S. 329.

[43] Demoſth. gegen Polykl. S. 1208 f. Böckh Statsh. d. Ath. I, 319. Note 3.

[44] Corp. inscr. gr. n. 89. und Böckhs Bemerk. zu dieſer Inſchrift.

DEMERARY, Fluß in der ſüdamerikaniſchen Küſtenlandſchaft Guayana. Er entſpringt im Lande der Arowaken an einer Gebirgsreihe, welche den Eſſequebo auf ſeiner rechten Seite begleitet, ſtrömt von S. nach N. und iſt an ſeiner Mündung bei Stabroek (6° 45′ n. Br. 40° 19′ weſtl. von Ferro) 2 engl. M., oberhalb dieſer Stadt 1¼ engl. M. breit. Die Barre an ſeiner Mündung läßt Schiffe zu, die nicht über 18′ tief gehen, und gewährt für ſolche und kleinere einen vortrefflichen, ſichern und ſehr großen Hafen, deſſen Eingang durch das Fort **Wilhelm Friedrich** vertheidigt wird. Seine Schiffbarkeit für größere Schiffe (4 bis 6 Faden Tiefe) erſtreckt ſich etwa 100 engl. M. landeinwärts, die Pflanzungen an ſeinen Ufern aber noch 100 M. weiter. — Ein Arm dieſes Fluſſes iſt, nach Bolingbroke, der Küſtenfluß **Mahaica**, welcher etwa 20 engl. M. landeinwärts für kleine Schiffe zugänglich iſt. — Im J. 1748 fanden ſich zuerſt Holländer aus Eſſequebo, bald nachher Engländer aus Weſtindien als Pflanzer am Demerary ein, deren Plantagen ſo gediehen, daß ſchon 1774 dieſe Colonie, bis dahin von Eſſequebo abhängig, der Sitz des Gouvernements und Stabroek als Hauptſtadt angelegt wurde. Im J. 1781 wurde Demerary mit Eſſequebo von einem engl. Kaper für Großbrittannien in Beſitz genommen, zwar im Frieden von 1783 an Holland zurückgegeben, aber ſchon 1796 von den Engländern wieder genommen, welche dieſe Colonien im J. 1803 auf kurze Zeit verloren und ſeitdem in deren ungeſtörtem Beſitze blieben. Durch den Tractat vom 29. Aug. 1814 von der niederländiſchen Regirung an Großbritannien förmlich abgetreten, bilden beide Colonien das Gouvernement **Eſſequebo-Demerary** des britiſchen Guayana. (S. dieſ. Art.) *Leonhardi.*)

DEMETER (*Δημήτηρ*) bei den Griechen, Ceres bei den Römern 1), der Name der hehren Göttin des Ackerbaues, ſowie der ſittlichen und ſtatsbürg Cultur, an deren Begriff ſich ſelbſt reinere Relig ren von der Einheit Gottes, von der Beſtimm Menſchen und von ſeinem Schickſale nach dem knüpft zu haben ſcheinen. Die erſte Idee einer des Ackerbaues konnte bei den Menſchen (ob bei den nen zuerſt, möchte kaum wahrſcheinlich ſeyn) ſi leicht entwickeln. Das Wunderbare der Vegetation haupt, ihr Emporwachſen aus der Erde, ihr ſinken in die Tiefe, wenn die Zeit des Winters und ihre Erneuerung, wenn mit dem Frühlinge die kraft der Sonne wieder wirkſam wird, mußte für kindliche Phantaſie der Urvölker ein um ſo höheres tereſſe haben, je mehr ihr eigenes Wohl und von abhing. Um dieſen Punkt, überhaupt über den lauf des Jahres und die daſſelbe regirenden, großen melslichter, drehen ſich, wie um einen feſtſtehen die Mythen der meiſten Götterweſen, und ſie ſelbſt den der Ausdruck der verſchiedenen Anſchauungsart

---

1) *Δημήτηρ*, auch in der Form *Δήμητρα* (**Weſſeling** zu Diod. XII. p. 16.; **v. Staveren** zu Hyg. f. 147. p. 257.; **Heyne** zu Apollod.), doriſch *Δάματερ*, iſt ein Compoſitum, nach der gewöhnlichen Erklärung von *Δή* und *μήτηρ*; *Δή* aber (ohne Aſpiration *ᾶ*, *ῆ*, mit derſelben *γᾶ*, *γῆ* oder *δᾶ*, *δῆ*, oder auch in anderer Form ohne Spiritus *αἶα* und mit demſelben *γαῖα*) bedeutet die Erde, alſo das Ganze **Erdmutter**, d. h. die mütterliche, wohlthätige Erdgöttin, die Kraft der Erde, vermöge der ſie die Pflanzen hervortreibt. S. Cic. de N. D. II. 26. und daſelbſt Creuzer und Diod. l. c. **Sickler** im Hymn. an Demeter S. 72. und im Kadmus I, 71. ſucht den Namen aus dem Semitiſchen zu erklären, aus דְמַת־אוֹר (Damath-Or.) das **Licht der Erde, Erdlicht**, auf welchen Begriff ſich das Fackeltragen an ihrem Feſte und die Feuerläuterung des Demophon beziehe, desgleichen ihr Beiname *Ἑλήγηρυς* bei Hesych. T. I. 658., denn dieſer ſei ſo viel als הֵלִיגֵרֶשׁ, das **hervortreibende Licht**. Es werde alſo in dieſer Göttin die zur Vegetation durchaus nöthige Lichtkraft der Erde perſonifizirt, ſowie in ihrer Tochter die von der Lichtkraft ausgehende oder davon abhängige Sonnenkraft, die ohne Verbindung mit jener keine Frucht treiben könne, obgleich ſie eine Zeit lang von ihr getrennt und im Schooße des Dunkels verborgen bleiben müſſe. Den wohlthätigen und nothwendigen Einfluß des Lichts auf die Vegetation ſtellte man alſo als ein beſonderes Erdenlicht vor, erkannte ſeine Verbindung mit dem Helios, dem Sonnenlichte, ſowie in der von ihm abhängigen Erz ſeine Verknüpfung mit dem Erdgrunde (Aidoneus). — **Schelling** in den Gotth. von Samothr. bemerkt S. 5 Begriff Erdmutter ſei nicht der urſprüngliche, ſondern teter. **Saint Croix** (Verſ. über die Myſt. S. 104. Überſ. v. Lenz) hält Demeter für die wörtliche Überſetz ägypt. *Μωὺθ* (Mouth), Mutter, worunter Iſis verſtanden und **Jablonski** (Panth. Aeg. III. 5. p. 121.; Opusc. p. 151.) erklärt dies Wort für ein Compoſitum aus Ma d. i. Weltmutter, wogegen aber **Silveſtre de Sac** im Koptiſchen ſei ein ſolches Compoſitum nicht zuläſſig, zweifle er, ob es im Altägyptiſchen ſtatt gefunden habe. E iſt wol gewiß, daß viele Götternamen der Alten aus dem ſtammen, daß die Griechen ebenſo, wie die Römer, die deutung nicht mehr wußten, ſie alſo aus der herrſchenden abzuleiten und dem gemäß zu ſchreiben ſuchten. Man denke an Cicero's Erklärung von Jupiter durch juvans pater, da die erſte Sylbe unſtreitig das alte Jov, d. h. der ſehr alte tesname iſt, den die Hebräer Jehovah ausſprachen und aus ihrer Sprache ableiteten, obgleich es nicht unwahrſchein daß ihn Moſes aus dem innern Heiligthum der ägypt pel hergenommen habe, wo er den Herrſcher aller Gött höchſten Gott und Urgott bezeichnete.

Der lateiniſche Name Ceres (Keres) wird ebenſo den erklärt. Bei Cicero de N. D. II. 26. wird er von a gerendis frugibus abgeleitet. Creuzer denkt an das Wort Cerus, d. h. Schöpfer, wovon creare ſtatt cereare kommen in den ſaliariſchen Gedichten der Römer ein Cerus pfer und ein Cerus Manus, i. e. creator bonus vor. S. Fe p. 237.; Scaliger ad Festum s. v. caerimoniarum p. XXX ed. Scal.; Isidor Origg. VIII. 10.; Scal. ad Varron. p und p. 91 sq.; Ignarra ad Hym. in Cer. v. 122.; Lanz gio di ling. Etrusc. p. 514. 518. Scaliger ad Varron p nahm das griechiſche *γῆρυς* als das Stammwort für Ce Dabei kann man an **Sicklers** *Ἑλήγηρυς* (ſ. oben) **Kanne** in d. Myth. d. Gr. und **Schwenk** in den tungen. p. 107. denkt an *ἔρα*, Erde, alſo Ceres *κ-ἔρης*, Erdgöttin, mit dem vorgeſetzten Guttural **Schelling** (Gotth. v. Samothr. p. 17. und 68 sq. Not leitet Ceres vom hebräiſchen Cheres her und dieſes von aravit, womit aber noch der Begriff des Zaubers verb Auch ließe ſich wol an das von Sickler angeführte חרס (Sonne, denken, womit ſein Begriff von Demeter üb würde. Andere Ableitungen ſehe man im Etymol. a. Sa ſius in voc.; *Villoison* (Eclairciss. zu Saint Croix Re ches. T. II. p. 204 sq. sec. ed.) und **Ignarra** zu Hym. in Cer. v. 122.

roßen Naturerſcheinungen. Aus der Erde keimten die flanzen und wuchſen unter dem Einfluſſe der Sonne nd des Mondes empor. Es war alſo eine in der Erde lbſt liegende Götterkraft, die dem Menſchen ſeinen Un rhalt reichte, und dieſen Erdgeiſt nannte der Grieche emeter, Erdmutter, Erdlicht, wie es Sick r will, ſchöpferiſcher Geiſt, wenn der Name Ce s dies bedeutet. Mit dieſem Erdgeiſte ſtand die onnenkraft in unmittelbarer Verbindung; dies deutete an durch eine ſchweſterliche und eheliche Vereinigung ider an, und das Kind, was ſie zuſammen erzeugten, ar die in jugendlicher Schönheit emporſproſſende Pflan nwelt. Aber mit dem Winter erſtarb dieſe; die Kraft, elche ſie belebte, zog ſich gleichſam in die Tiefe der Erde rück. Das gab denn einen Mythos vom Raube der hönen Tochter durch einen finſtern Dämon der Unter elt und von den Klagen der Mutter, welche die Ge ubte überall ſuchte. Da erbarmten ſich ihrer die Himm ſchen. Der dunkle Gott durfte die Liebliche nicht gan halten, mit dem Frühlinge kehrte ſie zurück, aber da einmal in der Unterwelt geweſen war und ihre Koſt noſſen hatte, ſo mußte ſie mit jedem Winter aufs neue m Gemahl ſich verfügen, und die Götter erklärten eſen Wechſel für ein Naturgeſetz. War dies vielleicht r erſte Begriff, den man mit den eleuſiniſchen Göttin n verband, und den die alten Pelasger wol ſchon aus rer Urheimath mitgebracht hatten, ſo modifizirte ſich rſelbe in der Folge dahin, daß die Kraft des Erdgeiſtes ſonders auf den Getreidebau bezogen wurde. Die nach ellas wandernden Stämme fanden daſelbſt wenig von lbſt wachſende Früchte, die ihnen zur Nahrung dienen nnten. Eicheln, berichtet die Sage, war ihre Koſt. eſonders ſchwer war der Unterhalt in dem an ſich ſteini n und unfruchtbaren Attika. Da wurde denn aus der remde das Getreide, insbeſondere zuerſt Gerſte, hieher rpflanzt. Kekrops ſoll dies ſchon gethan haben. Er ar den Berichten der Alten nach ein Ägypter 2) und achte die Verehrung ägyptiſcher Gottheiten mit in das neue Vaterland. In Ägypten aber kannte man ſchon eine Vorſteherin des Ackerbaues, die Göttin Iſis, und dieſe ſcheint denn, allen Nachrichten zufolge, als Demeter, als Erdmutter, von den Griechen gedacht worden zu ſeyn. Dieſe erſte Erfindung des Getreidebaues ſcheint aber wieder verloren gegangen und unter Erechtheus zum zweiten Male nach Attika gekommen zu ſeyn, von welcher Zeit an ſie auf immer befeſtigt wurde. Auf dieſes Verlorengehen und Wiederfinden wurde der Mythos vielleicht mit bezogen und die Einführung heiliger Gebräuche ſollte einen nochmaligen Verluſt für immer unmöglich machen. Jetzt ward die allgemeine Vegetationskraft der Erde im ausſchließenden Sinne die Geberin des wohlthätigen Samenkorns. Attika ward ihr Lieblingsland, und von da aus ließ ſie durch ihre Günſtlinge die ſegensreiche Erfindung über alle Länder der Erde verbreiten. Im Mythos deutete nun der Raub der Tochter beſtimmter theils auf den Verluſt der früher ſchon erhaltenen Wohlthat, theils auf das Einſenken des Samens in den Schooß der Erde, ihre Rückkehr zur Mutter aber auf die Erneuerung des Ackerbaues und die in Jugendſchöne aus der Erde wieder aufſproſſende Saat. In ſolchen Bildern belehrten nun die Verſtändigern des Volks, d. h. die Prieſter, die zugleich im Beſitze der alten Überlieferungen geblieben waren, den großen, nur das Sinnlichfaßbare begreifenden Haufen. Doch iſt es gar nicht nothwendig zu denken, daß die Sprache des Mythos eine von ihnen künſtlich und mit Vorbedacht erfundene Art des Ausdrucks war, wie etwa wol jetzt die Kinderwelt von ihren Lehrern unterrichtet zu werden pflegt; ſie war vielmehr ihnen ſelbſt natürlich, eine, ich möchte ſagen, inſtinktartige Form der Darſtellung und wurde, als das Abſtraktionsvermögen ſich weiter ausbildete, als heilige Sprache auch dann noch beibehalten, wo ſowol die Bildung des Volks als ihre eigene eine andere erlaubt hätte.

Der Ackerbau ward die Mutter aller geiſtigen und bürgerlichen Cultur, daher war denn auch dieſe ein Geſchenk der Göttin, die den Samen gebracht hatte. Sie ward die Geſetzbringerin (Thesmophoros) und Culturſtifterin, und daran knüpften ſich wieder religiöſe Ideen und ſittliche Wahrheiten höherer Art. Dieſe hatten, wie man aus den vorhandenen Nachrichten mit hoher Wahrſcheinlichkeit ſchließen kann, zum Gegenſtande: die Lehre von der Einheit Gottes, d. h. die Lehre, daß alle im Volkscultus angebetete Gottheiten nur Offenbarungen und Kräfte des einen höchſten Urweſens ſeien, von dem alles Daſeyn herrührt; die Lehre vom Falle der Geiſter, dem Herabſteigen der Gefallenen in ſinnliche Körper, um darin ihre Strafe zu leiden, ſich von Sünden durch ein der Sinnlichkeit entſagendes Leben zu reinigen und ſo zur Wiedervereinigung mit Gott und dem Reiche reiner und ſeliger Geiſter wieder geſchickt zu machen; die mit dieſer Unterweiſung unmittelbar verknüpfte Lehre von der Selenwanderung, vom Schickſale der Guten und Böſen nach dem Tode und von der ewigen Fortdauer der Sele. Die für dieſen Unterricht gebrauchten Bilder waren von den Erſcheinungen des Jahres und dem Laufe der Geſtirne hergenommen und alſo dem Cultus einer Göttin ganz anpaſſend, die ſelbſt dem Jahre und ſei

---

2) Der Widerſpruch, welchen ein verdienſtvoller Forſcher ge n dieſe Abkunft erhebt, iſt bekannt; aber wenn auch dieſelbe t in den Zeiten nach Pſammetich behauptet wird, ſo folgt dar s noch nicht, daß alte Überlieferungen nicht ebenfalls dafür ge ochen hätten. Die erneuerte Bekanntſchaft mit Ägypten friſchte r die alten Sagen wieder auf. Die Erzählungen des Moſes aus r Periode der Abrahamiden bezeugen offenbar einen Verkehr des illandes mit der Fremde, die Trümmer von Theben ſogar, daß Schiffahrt hatte. Die Nachricht von ſeiner Abgeſchloſſenheit daher gar nicht ſo ſtrenge zu nehmen. Überdies fällt die Zeit, hin jene Auswanderungen geſetzt werden, mit der Periode der kſos und ihrer Vertreibung zuſammen. Mit ſolchen innern türmen ſind gewöhnlich auch Auswanderungen verbunden. Ja wäre nicht unwahrſcheinlich, daß die Aufhebung des Verkehrs it dem Auslande erſt nach der Verjagung der Hirtenvölker eine litiſche Maßregel geworden wäre. Das Ägyptiſche im Ceres d andern Götterdienſten iſt unverkennbar. Voß glaubt, es wäre Folge einer ſpätern Veränderung im Cultus geweſen, aber eine bedeutende Umwandlung läßt ſich bei religiöſen, für ſo heilig haltenen Gebräuchen nicht wohl denken, und ſelbſt der National lz der Griechen müßte dem ſich widerſetzt haben, der weit eher der Behauptung geneigt war, daß von ihnen alles ausgegan n und zu den Barbaren gebracht worden ſei, als daß ſie von eſen etwas empfangen hätten.

nen Wechſeln vorſtand und in der Ausſaat des Samens und ſeinem Emporkeimen aus dem Reiche der Verweſung ein ſo treffendes Symbol von dem Tode und dem einſt wieder erneuerten Leben des Menſchen aufſtellte. In den ſpätern, zum Theil auch ſchon in den frühern Schulen der Philoſophen, obgleich hier mehr in den Schleier einer dunkeln, ſymboliſchen Sprache gehüllt, wurden dieſe Lehren laut und öffentlich verkündet; in dem geheimen Cultus des Bakchos und der Ceres aber waren ſie Gegenſtand eines Myſteriums. Warum man dieſe Hülle für nöthig fand, davon ſcheint mir die Urſache gerade darin zu liegen, daß die erwähnten Lehren durch Überlieferungen aus dem Orient zu den Vorſtehern der Tempelinſtitute und zwar in einer ſehr frühen Zeit gekommen waren, wo es in Hellas noch keine philoſophiſchen Speculationen gab. Wären ſie erſt ſpäter in die Myſterien aufgenommen worden, ſo war kein Grund da, ſie als Geheimniß zu behandeln, da ſie ſchon in den Schriften der Philoſophen, mehr oder weniger beſtimmt, vorkamen. Die Vorſteher der Myſterien aber geradezu für abſichtliche Betrüger erklären zu wollen, die nur egoiſtiſcher Zwecke wegen den Geheimdienſt ſo umgewandelt hätten, ſcheint mir doch eine zu harte Anklage, die, um für wahr gehalten zu werden, eines ſtrengen Beweiſes bedarf. Überdies ſcheint es faſt einem Wunder ähnlich, daß dieſelben Lehren an den Ufern des Ganges und auf den Höhen des Albordj, wie in Eleuſis, Samothrake und andern Orten, durch philoſophiſche Speculationen erfunden ſeyn ſollen, ohne daß eine Übertragung geſchehen wäre. Weit wahrſcheinlicher iſt es, an einen alten Zuſammenhang des Orients mit dem Occident zu glauben, der ſich übrigens auch mit ziemlicher Gewißheit nachweiſen läßt. Ritter in ſeiner Vorhalle bemüht ſich dies zu thun, und wenn er auch in manchem Einzelnen ſich irren mag, ſo ſcheint doch das aus ſeinen Unterſuchungen ſich zu ergeben, daß durch Buddhiſten- oder Brahmanenkolonien, welche ſich von den Gangesländern aus durch das mittlere Aſien bis zum kaſpiſchen Meere und von da nach Kolchis und dem Palus Mäotis, ja vielleicht noch weiter bis nach der Bergkette des Hämus und Thrakien zogen, ein Weg für die Mittheilung heiliger Lehren aus der Buddha- und Brahmareligion eröffnet war und zwar in einer Zeit, die über die geſchichtliche Periode bedeutend hinausgeht. Mögen auch, wie wol nicht zu zweifeln iſt, alle dem Orpheus zugeſchriebenen Geſänge erſt in ſpätern Zeiten verfaßt ſeyn, ſo konnten ſie doch unmöglich nur einigen Glauben finden, wenn nicht eine alte Sage von einem oder mehren Orpheus, d. h. von prieſterlichen Inſtituten in Thrakien, welche Religion und Cultur nach Hellas gebracht hätten, ihnen vorangegangen wäre. Selbſt der Inhalt dieſer Lieder mußte mit den Traditionen von der Lehre dieſer Schulen wenigſtens im Allgemeinen übereinſtimmen, wenn nicht der Betrug ſogleich hätte entdeckt werden ſollen. Auf dieſem Wege alſo und außerdem auch über Ägypten und Phönikien kamen jene Lehren nicht als philoſophiſche Speculationen, ſondern als heilige, göttliche Offenbarungen zu den griechiſchen Prieſterinſtituten und namentlich nach Eleuſis, wo ſie am reinſten und deutlichſten dargeſtellt worden zu ſeyn ſcheinen. Als
göttliche Offenbarung wurden ſie Gegenſtand ein
ſteriums, denn nur das Göttliche iſt von der
es durchaus nicht profanirt und nur Wohlgeprüft
Bewährterfundenen anvertraut werden kann.
heimhaltung ſchien nöthig, da der Inhalt der
dem öffentlichen Cultus in vielen Hinſichten gerad
gegen war, da man dem Volke überhaupt nicht
lichkeit für ſo Hohes und Großes zutraute und
Veröffentlichung eine Ausartung des Heiligen für

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß auch die
Prieſter die wahre Quelle ihrer Geheimlehren nic
kannten. Die Erinnerung daran war im Laufe von
hunderten verloren gegangen. So konnte es
manchen ſymboliſchen Ausdruck, manchen My
ben, von dem ſie ſelbſt keine weitere Rechenſch
legen vermochten, als daß er ihnen von den
ſo übergeben worden ſei. Jene viel beſtrittene
deutete Entlaſſungsformel der Eingeweiheten:
om pax, kann alſo immer in der Sanskritſpr
gründet ſeyn, aber die Prieſter wußten ſelbſt
ſie nicht mehr zu deuten und nahmen ſie für
Schallworte. Überhaupt ſcheint Manches erſt
und dem Sinne der alten Lehre gemäßer gedeut
den zu ſeyn, als kurz vor und nach den Zeiten
ders die Nation ſelbſt mit dem Orient näher
ward. Die Neuplatoniker insbeſondere bemühten
die Vorſtellungen des Morgenlandes ſich anzueign
über zu philoſophiren und ſie ihren Syſtemen ein
ben. Aus dieſem Grunde, glaube ich, iſt ihr,
ſpätes, Zeugniß doch nicht zu verwerfen, wenn
ſtiſche und religiöſe Gebräuche und Lehren aus de
ſtellungsart des Oſtens zu erklären ſuchen. Die
bräuche und Symbole waren ſeit uralten Zeiten da,
eine Erklärung konnten ſie erſt durch die nähere
kanntwerdung mit den Vorſtellungen des Auslan
den, und ſo möchten denn wol ihre Deutungen
Wahre getroffen haben. Es war wol ſchwerlich
ihre Abſicht, dem ſinkenden Polytheismus wieder
zuhelfen und ihn gegen das Chriſtenthum zu
wenn ſie in dem alten Glauben reinere und
Begriffe zu entdecken ſuchten; ſie ſprachen wol
theils aus wahrer Überzeugung, nicht um abſich
die Religion der Hellenen etwas einzufälſchen,
darin lag. Die frühere Zeit hatte ſich oft ſelbſt
verſtanden, man hatte dies und jenes genau eben
macht, wie die Vorfahren, aber den Sinn davon
begriffen. Dieſen erkannten nun weiſe, des
kundige Männer aus der alexandriniſchen Sch
entdeckten ſo auch eine ehrwürdige Seite des
ſchen Polytheismus, während er, wenn man
tungen verwirft, kaum mehr als eine Spiel
Phantaſie und wenig von dem eigentlich religiö
rakter zeigt. Mir ſcheint daher Creuzer, der
Symbolik und Mythologie auf jene Deutungen
und ſie noch genauer zu entwickeln und darzuleg
nicht den falſchen, ſondern den wahren Weg ei
gen zu haben. Sind auf demſelben auch nicht al
irrungen der Phantaſie zu vermeiden, ſo wird

it weniger der richtigen Straße vorbeigehen, als
nn man zum Studium der Mythen nichts weiter als
kalten Verſtand mitbringt, der nun alles das, was
ht zu ſeinem Syſtem paſſen will, verwirft, für Trug,
itere Erfindung und Umdeutung erklärt. Auch darin
Creuzer nicht Unrecht, wenn er erklärt, daß zum
ythologen ein gewiſſermaßen angeborner Sinn gehöre,
ſchnell das Symbol und die darin liegende Deutung
ſe. Ob er auch das Richtige gefunden habe, das
ß freilich auf dem Wege des Verſtandes durch Dar-
ung der hiſtoriſchen Data ausgemittelt werden. Zu
ſer geſchichtlichen Begründung gehört ganz vorzüglich
Betrachtung der beim Tempeldienſt eingeführten Ge-
uche, des Ceremoniellen der Götterfeſte und der
ıboliſchen Darſtellung der Gottheiten ſelbſt in alten
dwerken. Gerade in ſolchen Dingen beurkundet ſich
höheres Alterthum, denn alles dies iſt als etwas
liges und Ehrwürdiges weit weniger Veränderungen
erworfen, als die in der Sage und von Dichtern fort-
flanzten Mythen. Aber ſchwer iſt es allerdings, von
m Symboliſchen immer den richtigen Sinn zu finden.
iſt eine Hieroglyphenſchrift, deren Schlüſſel nur durch
ſorgfältigſten und umſichtigſten Combinationen und
auch dann nur mit größerer und geringerer Wahr-
inlichkeit gefunden werden kann. Auch hiezu gehört
eigener theils angeborner, theils durch viele Übung
gebildeter Takt, der ſchnell das Richtige zu treffen
ß.

Doch es iſt Zeit, dieſe Apologie einer Anſicht zu
ießen, welche die Zukunft einſt gewiß als die rich-
anerkennen wird, und zu dem Mythos von der er-
enen Demeter und ihrer Tochter uns ſelbſt zu wenden.

Erzeugt von dem alten Zeitgotte Kronos und der
Frucht gebärenden Rhea (das Feuchte oder auch die
e, je nachdem man an die Ableitung von ῥέω, ich
ie, oder von Ῥαῖα ſtatt αἶα, Erde, denkt), theilte ſie
Schickſal ihrer übrigen Geſchwiſter und wurde mit
n, als der erhabene Ordner Zeus den Thron beſtieg,
h das von dem weiſen Verſtande, Metis, angege-
Mittel wieder ins Daſeyn gerufen, um in dem ge-
eten Jahre regelmäßig ihr hohes Amt zu verwalten.
, die Schöngelockte und Hehre, gebar aus der Um-
ung ihres Bruders und Gatten (Verbindung der Him-
s- und Erdkraft, des Sonnen- und Erdlichts) eine
liche Tochter, Perſephone[3]) (das Pflanzenge-
cht), die, ſchnell zur reizenden Jungfrau herange-
hſen, die Liebe des Königs der Unterwelt, der Erdkraft in der Tiefe, gegen ſich erweckte. Nach Ovid Met. V, 362. war es Eros, der, von ſeiner Mutter gereizt, ſeine Herrſchaft auch über die Unterwelt ausdehnen wollte und daher ſeinen Bogen gegen den König des Schattenreichs ſelbſt aufſpannte. Aber der Dunkelgelockte wagt es nicht, die Tochter des Lichts ſelbſt um Gegenliebe anzuflehen, und wendet ſich an den Vater mit der Bitte, ihm die Jungfrau zur trauten Gattin zu geben. Dieſer verſpricht es ohne Wiſſen der Mutter, und nun benutzt der finſtere Aïdoneus eine ſich darbietende Gelegenheit, die Geliebte mit Gewalt zu rauben. Einſt erluſtigte ſich die Jungfran, wie der homeriſche Hymnus erzählt, auf den reizenden Gefilden von Nyſa[4]) mit ihren Geſpielen, den Töchtern des Okeanos, die das befruchtende Waſſer über die Erde ausgießen, mit Phäno, Leukippe, Elektra, Janthe, Melithe, Jache, Kalliroe,

---

[3]) Nach einer orphiſchen Kosmogonie bei Athenagoras (Le-
pro Christ. p. 18 sq. ed. Colon. 1686) ward Perſephone
Zeus und Demeter in Kreta erzeugt. Zeus, heißt es, ver-
ſeine Mutter Rhea oder Demeter, die, um ſich ihm zu ent-
n, Schlangengeſtalt annimt. Aber auch er umſtrickt ſie als
ange und erzeugt ſo die Perſephone. Dieſe hatte außer den
natürlichen Augen noch zwei Augen auf der Stirn, im Na-
ein Thiergeſicht und Hörner auf dem Kopfe. Erſchrocken über
Mißgeſtalt, entfloh die Mutter und reichte ihr die Bruſt
, daher hieß ſie in der myſtiſchen Sprache Ἀθηλα, die Nicht-
igte. Das war eine myſtiſche Geburt mit Symbolen, die
kosmogoniſche Deutung hatten und in die bakchiſchen My-
n gehörten, wo der Sohn dieſer Perſephone und des Zeus der myſtiſche Zagreus iſt. Ihre Geſtalt zeigt offenbar eine orientaliſche Symbolik.

[4]) Der Name Nyſa wird ſehr vielen Ortſchaften beigelegt. Nach Voß iſt Homers Nyſa, Il. VI, 133. ein thrakiſcher Berg, der nach Steph. am See Theſtideion lag. Von da aus, glaubt er, wurde allmälig der Name nach Makedonien, Theſſalien, Böotien und Euböa (welches letztere bei Sophokl., Antigon. 1131 cfr. 1148. und Euripides, Bacch. 546. zu verſtehen ſei), auch nach Naxos (Schol. Hom. Steph. Hesych.), kurz überall hin verſetzt, wo ein bedeutender Dienſt des Dionyſos war, deſſen Name eben den Gott von Nyſa ausdrückte, daher auch nach Lydien und andern Morgenländern bis Babylon (Hesych. Schol. Soph. Aj. 699.), als nämlich der phrygiſche Bakchos mit dem helleniſchen Dionyſos verſchmolzen worden ſei; darauf, wegen Vermiſchung des Oſiris mit Dionyſos, nach Ägypten, Arabien, Syrien, Äthiopien, Lybien, endlich durch Alexanders Lobredner nach Indien auf den dortigen Kaukaſos und zuletzt an den Ganges. Bekanntlich nimt Creuzer dieſe Folge in ziemlich umgekehrter Ordnung an, weil er den Dionyſoscultus aus Indien ableitet. Das Nyſa, wo Perſephone geraubt worden, findet Voß in Böotien und hält es für einen zum Helikon gehörigen Berg. Sein Hauptgrund iſt die Erwähnung der Narziſſe, denn der in dieſe verwandelte Narkiſſos war ein Theſpier, des böotiſchen Stromgottes Kephiſos Sohn, auch ſei in jener Gegend die gedachte Blume häufig gefunden worden. S. Voß ad Hym. in Cer. p. 12 sq. Sickler erklärt den Namen aus dem Semitiſchen und nimt ihn überhaupt für Blumengefilde. Ad Hym. in Cer. p. 93. Creuzer denkt mit andern Auslegern an das kariſche Nyſa, wo ein ſehr berühmter Ceresdienſt war; doch leugnet er nicht, daß auch das böotiſche wegen des dortigen ebenfalls alten Cerescultus gemeint ſeyn könne. — Übrigens wird der Ort des Raubes ſehr verſchieden angegeben, je nachdem dieſe oder jene Gegend den Dienſt der Göttin früher gehabt haben wollte oder Lokalumſtände ſich dazu eigneten. Nach dem Scholiaſten bei Hes. Theog. 913. p. 303. nannten viele Sicilien, Bakchylides Kreta, dem auch Tzetz. ad Hes. Ἔργ. 33. folgt, die orphiſche und thrakiſche Sage eine Inſel des Okeanos (Orph. Argon. v. 1201; aber nach Orph. Hym. XII. führt Pluto die Braut über das Meer nach Eleuſis in eine Grotte, wo ein Eingang zur Unterwelt ſeyn ſollte), Phanodemos Attika, Demades Napä (bei Methymna auf Lesbos oder auch in Epiros). Noch Andere nennen Hermione in Argolis, Pheneos in Arkadien (Strab. VIII. p. 575. Paus. VIII, 15. Conon. 15.), Kyzikos in Myſien (Propert. III, 21, 4.). Mehre Karien. S. auch Spanh ad Callim. H. in Cer. v. 9. Vorzüglich ward das ſiciliſche Enna, ausgezeichnet durch üppige Blumenflur und einen berühmten Tempel der Ceres, als Ort des Raubes genannt. Zeus hatte der Demeter und Perſephone ganz Sicilien, insbeſondere aber die Inſel Ortygia bei Syrakus, auch Agrigent, der letztern zum Brautgeſchenke übergeben, und ihr Lieblingsort war die Violenwieſe bei Enna. Allerdings mußte das ſo fruchtbare und beſonders an Getreide ſo ergibige Sicilien ganz vorzüglich geeigner ſeyn, als Wohnplatz der Getreidegöttinnen zu gelten, und es

Rhodeia, Tyche, Melobosis, Okyroe, Janeira, Akaste, Chryseïs, Admete, Pluto, Rhodope, Kalypso, Styx, Urania und Galaxaura[5]). Ja ſelbſt die hehren Göttinnen Artemis und Athene waren ihre Geſpielen[6]). Entfernt von der Mutter pflückten die Sorgloſen ſich Roſen und Krokus, Violen und Hyakinthen (Schwertlilien), aber vor allen andern reizte eine herrliche Narkiſſosſtaude[7]) die Luſt der Perſephone. Hundert Blumen erhoben ſich aus einer Wurzel und erfüllten die umher mit balſamiſchen Düften. Denn dem u ſchen Könige zu Gefallen hatte Gaia die Blu üppiger Pracht hervorwachſen laſſen, um das zu bethören. Da ſpaltete ſich plötzlich der Bo auf goldenem Wagen, von ſchwarzen Roſſen ſtürzte der Herrſcher der Schatten aus dem Erd auf, riß die Jammernde zu ſich und führte ſie m meseile über Land und Meer bis zur weſtlichen der Unterwelt [ſ. Voß Hym. an Dem. S. 15. ſchreiend rief ſie die Götter und den Vater um aber keiner der Unſterblichen noch der Sterblich den Laut, nur des Perſes Tochter Hekate vern Klageton in ihrer felſigen Höhle[9]) und He Allesſchauende; Zeus aber überhörte den Hilfe er befand ſich entfernt in ſeinem Tempel, über dem tauſendſtimmigen Flehen der Erdebew lange noch die Jammernde Erde und Meer und d kenden Geſtirne erblickte, tröſtete Hoffnung ih ihr Rufen erſcholl unaufhörlich. Aber als ſie dem Wagen in die finſtere Kluft hinabſank, ihre Stimme und nur den letzten klagenden nahm die herrliche Mutter. Von Schmerz zerriß ſie den Schleier um die ambroſiſchen Lock ſich in ein dunkles Gewand[10]) und durcheilte, ein Vogel, Land und Meer, die Geraubte Neun Tage umſchweifte ſo die erhabene Deo Händen die brennende Fackel, rundherum die

---

war nicht zu verwundern, wenn ſeine Einwohner behaupteten, daß von ihrer Inſel der Segen über andere Länder ausgegoſſen worden ſei.

5) Sämtliche Namen dieſer Nymphen ſind bedeutend und paſſen zu der Frühlingskraft Proſerpina, die vereint mit der Feuchtigkeit den Schmuck der Fluren aus der Erde treibt. Die vier erſten Namen bezeichnen Quellnymphen: Phäno, die Blickende, Glänzende, Leukippe, die Nährerin weißer Roſſe, auch wol mit Anſpielung auf Perſephonens Beinamen Leukippos, Elektra, die Bernſteinklare, Janthe, die Blumenerfreuerin, Melite, die Honigſüße (Proſerpina ſelbſt hieß Melitodes, die Honigreiche, und die Biene überhaupt iſt ein bedeutendes Symbol im Cerescultus). Die folgende Jache, vom Toſen des Meeres ſo genannt, ſcheint eine Nereïde zu ſeyn, vielleicht mit Anſpielung auf eine Stelle in der XXIV. Orph. Hymne, nach der die Nereïden zuerſt die geheime Feier der Ceres und Proſerpina gelehrt haben ſollen, denn das Waſſer gehörte mit zu den Hauptentſündigungsmitteln. Die folgenden fünf Nymphen ſind Bachnymphen, die auch bei Heſiodos (Theog. 351 sq.) genannt werden, nämlich: Rhodeia, die Roſenumblühete, Kalliroe, die Schönfließende, Melobosis, die Schafe und Ziegen Weidende, Tyche, die Glücksgöttin, Okyroe, die Schnellfließende. Die folgenden fünf gehören ebenfalls bei Heſiodos zu den Okeaniden: Janeira, die Männererfreuende, Chriseïs, die Goldige, Goldſandne, Akaſte, die Wohlgeordnete, Regelmäßig-Umpflanzte, Admete, die Unbezwingbare, auch im Sommer nicht Verſiegende, Pluto, die Befruchtende, Bereichernde (Proſerpina wird ja auch Gemahlin des Reichthumgebenden). Die Nymphe Rhodope, die Roſenwangige, nennt Hygin unter den Okeaniden. Kalypſo, die Umhüllende, ſchützte durch ihre überwachſene Quellgrotte die Hirten und Heerden gegen die Sonne. Die unterirdiſche Styx, bald der Proſerpina näher verwandt, und die vom wolkigen Berggipfel herabkommende Quelle Urania (daher eben die Himmliſche) bezeichnen wol durch ihren Gegenſatz die Doppelnatur der Perſephone, als Tod und Leben, als Nacht und Licht, als die Göttin der Unterwelt und des Himmels. Galaxaura, die Luftſäugerin, deutet im Namen auf den ſanft dahin fließenden, die Luft gleichſam mit ſeiner Milch erquickenden Bach. Voß Anmerk. z. d. H. an Dem. S. 118.

6) Die Erwähnung der Artemis und Athene iſt gleichfalls nicht ohne Bedeutung. Ihre Theilnahme am Blumenpflücken behauptete man ziemlich allgemein, ſo daß nach Paus. VIII, 31. zwei in Arkadien vor Demeter und Perſephone ſtehende Bildniſſe von einigen für Töchter des Demophoon, von andern für Athene und Artemis erklärt wurden. Ebenſo halten ſie römiſche Dichter für weſentliche Perſonen. S. Val. Fl. V, 345. Stat. Ach. IV, 150. Claud. XXXIII, 28. Ein orphiſches Gedicht (Arg. 1192) erzählt ſogar, ſie hätten ſelbſt Perſephone verlockt, um ſie dem Entführer in die Hände zu ſpielen. Die Sicilier ſprachen gleichfalls von der Verbindung der drei Göttinnen. Sie wurden hier zuſammen erzogen, pflückten mit einander Blumen und webten gemeinſchaftlich ein Gewand für den Vater Zeus. Der Artemis wurde ſogar daſſelbe Beſitzthum zugeſchrieben, das der Perſephone beigelegt ward, nämlich die Inſel Ortygia. Schon vor Äſchylos findet man auch die Behauptung, daß Artemis und Perſephone ein Weſen wären, auch erſtere ſei die Tochter der Demeter (Paus. Arc. 37. Cfr. Schol. Pind. Nem. I, 3. p. 664. Heyn.), und Cicero de N. D. III, 23. berichtet, daß Perſephone mit Jupiter die erſte Diana, welche vom Hermes den Eros geboren, erzeugt habe, alſo jene Ilithyia, die nach dem alten Olen Mutter des Eros iſt. Das waren alles Lehren der Myſterien, nach welchen die Begriffe der einzelnen Götter in ein Weſen zuſammen ſchmolzen.

7) In den meiſten Angaben iſt die Narziſſe die Täuſchungsblume, durch welche ſich Perſephone verlocken läßt. In Sicilien wollte man zwar die Violen da gegen aber eifert der alte Pamphos, der auch Feſthymne dichtete, und ſpricht ſich beſtimmt für Paus. IX, 31. Der bekannte Mythos von der Ver jungen Narkiſſos in die Blume ſeines Namens iſt myſteriöſer und wird von Pauſanias für uralt erklärt. kissos. Es iſt aber die Narziſſe ſchon im Namen Unterwelt, denn er bedeutet die einſchläfernde, Todesblume. Die Wurzel des Wortes iſt in der wo Nark die dunkle, finſtere Unterwelt bedeutet. die Erwähnung der Blumen keine müſſige Spielere ſich ſämtlich auf Leben und Tod, Licht und Dunk die Bedeutungen aus dem Semitiſchen zu erklären ſen Hym. in Cer. p. 85.

8) Dem Gange d im Hom. H. zufolge muß man allerdings annehmen, pina nicht durch dieſelbe Erdkluft, aus welcher P in die Unterwelt geführt worden ſei. Übrigens zeigte auch andere Höhlen, durch welche die Hinabfahrt ge

9) Hekate hatte bei Zerynthos auf Samothrake ei hete Höhle, außerdem aber auch bei jedem Tempel, ſtiſcher Gottesdienſt gefeiert wurde. Mit Proſerpina, ſcherin der Unterwelt, ſteht ſie in genauer Verb

10) So lange noch nicht alles Grün der Flur ge lange hofft noch der Menſch und hält das Ab vorübergehende Erſcheinung; aber wenn der Hauch nun plötzlich alles vertilgt, wenn jede Vegetations ſtere Tiefe hinabgeſunken iſt, da hört ſeine Hoffnung tönt nur noch die Stimme des Schmerzes, da tur alle ihre Freudenkränze und umhüllt ſich mit kenſchleiern, wie im Hymnus Demeter. Die An Erlöſchen des menſchlichen Lebens bietet ſich von ſelbſt

11) Die neun Tage des Suchens ſind Anſpielung tägige Feier der Eleuſinien. In der ſiciliſchen Sage 4, der auch Ovid Met. V, 422. folgt, zündet Demeter an den Flammen des Ätna an. Bei den Eleuſinien ziehung darauf einen Fackelzug. In unſerem Mythos

der mit ambroſiſcher Koſt, noch mit ſüßem Nektar
labend, noch den ermatteten Leib durch die Friſche
Bades erquickend. Am zehnten Tage erſt kam ihr
kate entgegen und rieth ihr, ſich beim Helios zu er-
digen[12]. Dieſer berichtete der Göttin, daß mit Be-
ligung des Zeus deſſen nächtlicher Bruder das Mäd-
n geraubt und zu ſeiner Gattin ſich erkoren habe,
ſtend, daß er ein würdiger Gemahl ſei für die lieb-
e Tochter. Aber dennoch ſenkte ſich Unmuth und
n gegen Kronion in ihre Bruſt, und zürnend ſchied ſie
Olympos und aus dem Rathe der Götter. In die Geſtalt einer ſchwächlichen Greiſin gehüllt, ſenkte ſie ſich zu den Städten der Menſchen hinab und ſetzte ſich nahe dem Wege am Jungfrauenborn[13], wo die Mädchen von Eleuſis Waſſer zu ſchöpfen pflegten. Zu dieſem Zwecke kamen nun gerade auch die Töchter des Herrſchers Keleos[14] herbei, Demo, Kallidike, Kleiſidike und Kallithoe, und fragten die trauernde Fremde um ihre Herkunft und die Urſache ihres Verweilens auf dem freien Felde. Freundlich berichtete ihnen die Göttin, ſie ſei eine Kretenſerin, Dos [Dois][15] mit Namen, und von Räubern weggeführt worden. Als dieſe nun bei Thorikos[16] gelandet und ſie mit ihnen das Schiff verlaſſen hätte, um am Ufer mit Speiſe und Trank ſich zu erquicken: da habe ſie die Flucht ergriffen und ſei in dieſe Gegend gelangt, ohne Kunde des Orts und der Bewohner. Sie bäte alſo, ſie in irgend ein Haus zu führen, wo ſie Aufnahme fände, denn ſie verſtehe die Kunſt, den Haushalt zu führen und ein Kind zu erziehen. Ihr antwortete die reizende Kallidike: Keiner der Edlen unſerer Stadt, die vermählt ſind, weder der weiſe Triptolemos[17], noch Diokles, noch Polyxenos, noch der

---

e auf die gewöhnliche Art, wie alle Götter, durch inwohnende
vungkraft, nach andern aber vermittelſt des Drachengeſpanns,
Schlangen zu ihren Symbolen als Erdgöttin gehörten. Der
ne Deo, Δηῶ, kommt hier zuerſt vor, ſpäter bei Sophokles
tig. 1120) und Euripides (Suppl. 230.). Nach Klemens
tr. p. 12.) war es der heilige Name der Göttin in den My-
n. Man könnte ihn geradezu für identiſch mit Δή nehmen,
ß nur noch die weibliche Endung ω angefügt wäre, um die
in zu bezeichnen. Voß l. c. p. 23. will ihn aber nicht als
erſten Theil des Namens Demeter erkennen, ſondern leitet ihn
Eustath. ad Hom. Od. XI, 115., von δήειν, finden, ab.
deutet alſo die Findenwerdende, die nicht vergeblich
hende. Creuzer, der im Teutſchen Ddo ſchreibt, denkt an
ν, brennen, und bezieht ihn auf den Begriff der Feuerläute-
. Sickler leitet ihn vom ſemitiſchen דָּוָה her, welches die
uer, das Hinſchmachten, die Sehnſucht bedeutet.
Dichter gibt alſo der Göttin von ihrem Gemüthszuſtande den
en. Vielleicht könnte man auch geradezu an das indiſche
oa, Gottheit, denken und ihn eben deswegen für eine eigen-
liche Benennung in den Myſterien halten. Auch das Beiwort
ός, das gleich im erſten Verſe der Demeter gegeben wird
on dem Voß ſagt, daß es erſt nach Heſiodos üblich gewor-
ſei und vornehmlich der Demeter und Perſephone beigelegt
, ſcheint ein erſt durch die Myſterien bekannt gewordener
ruck zu ſeyn und von dem indiſchen Saman abzuſtammen, wel-
emand bedeutet, der ſeine Leidenſchaften beſiegt und getödtet
alſo ein heiliges, reines Leben führt, woher denn die Sa-
er, Schamanen ihren Namen haben. Auch im Griechiſchen
tet es heilig, hehr, ehrwürdig. Das könnte wol auch auf
Zuſammenhang zwiſchen Eleuſis und den Gangesländern hin-
. Auch die Furien heißen σεμναὶ θεαί, um ebenfalls das
, Strenge, Ehrfurcht und Scheu Einflößende in ihrem Be-
auszudrücken. Paus. I, 28, 6. 31, 2. Derſelbe Begriff lag
in Ceres und Proſerpina, beſonders im myſtiſchen Sinne.
heißen die Myſterien in Eleuſis in unſerm Hymnus V.
uch σεμνά und der Tempel der Ceres τὸ σεμνὸν ἀνάκτο-
αῖν θεαῖν. Es ſcheint alſo dies Beiwort ein kirchlicher
uck zu ſeyn, und gerade deswegen könnte er aus dem Orient
en und überliefert ſeyn. Sickler glaubt, daß Ceres als
Kabire in den ſamothrakiſchen Weihen dieſen Beinamen habe.
Nach Ovid Met. V, 586. war es die Nymphe Arethuſa (ein
in Sicilien), die der Demeter den Räuber anzeigte, denn
hrer unterirdiſchen Wanderung von Elis nach Sicilien hatte
Ort entdeckt, wo Perſephone verborgen war. Konon (15)
meldet, daß die Arkadier zu Phaneos der Göttin den Schlund
, der die Geraubte aufgenommen. Nach Apollodor I, 5. 1.
aſ. Heyne, erkundigte ſich Ceres auch bei den Hermionern in
s, und ſiciliſche Sagen erzählen: die Nymphe Kyane (in
Sprache die Dunkle, Schwarze, in Beziehung auf die
velt) habe ſich dem Pluto beim Raube widerſetzen wollen,
er Schmerz über den Verluſt der geliebten Gebieterin oder
er Zorn des Räubers habe ſie in eine Quelle zerfließen laſ-
In dieſe ſei der Gürtel der Proſerpina gefallen und als nun
utter geſucht, habe ſie dieſen oben auf ſchwimmen laſſen, wor-
enn Ceres auf das Vorgefallne geſchloſſen. Ovid. Met. V.

[13] Voß glaubt, daß im Hymnos dieſer Jungfrauenbrunnen von dem ſpäter genannten Kallichoros unterſchieden werden müſſe. Nach Pauſanias I. 39. lag auf dem Wege nach Megara der Blumenbrunnen und das ſei nach Pamphos der geweſen, wo die Göttin geſeſſen. Der Brunnen Kallichoros, wo der Tempel ſtand, lag nach Paus. I. 38. auf der Straße nach Athen hin am rhariſchen Felde. Dieſer hieß Brunnen des ſchönen Reigens von den Feſttänzen und Geſängen der eleuſiſchen Jungfrauen, ein alſo erſt nach der Stiftung der Eleuſinien entſtandener Name. Der erſtere konnte ſeine Namen haben vom Waſſerſchöpfen oder Blumenſuchen der Eleuſinerinnen, oder auch um die jungfräuliche Reinheit des Waſſers zu bezeichnen. Ceres ſaß hier auf der Einfaſſung des Brunnens. Andere mehr ausgebildete oder den myſtiſchen Ausdruck beſtimmter darſtellende Sagen bei Apollod. I, 5. 1. Nicand. Ther. 486. laſſen ſie auf den Stein Agelaſtos, den Stein, wo man nicht lacht, den Stein des ernſten Schmerzes und der Trauer, ſich niederlaſſen und ſetzen dieſen Stein bei dem Brunnen Kallichoros. Daher unterſcheiden einige den Jungfrauenbrunnen nicht vom Kallichoros, was dem Pauſanias zu widerſprechen ſcheint. In Megara, nahe beim Prytaneum, zeigte man auch einen Stein, wo Demeter die verlorne Tochter gerufen habe und nannte ihn Ἀνακληθρίς, den Stein des Rufens. Ruhnken ad Hom. Hym. in Cer. v. 199, 200. Paus. I. 42, 2.

[14] Keleos, der Sohn oder Abkömmling des Heros Eleuſinos, Fürſt der Stadt. Statt ſeiner wird auch Hippothoos, Neptuns Sohn, und Rharos genannt. Weiterhin werden in der Hymne noch mehre Häuptlinge in Eleuſis angeführt, die auch wol den Namen Könige führen. Ilgen ſchließt daraus auf einen jährlichen Wechſel der oberſten Gewalt, Voß aber ſieht darin und wol mit Recht nur Edle, die den Erbkönig Keleos in der Regirung und im Rechtſprechen unterſtützen. Die genannten Töchter waren die vier jüngſten, die noch im Hauſe bei der Mutter waren und die Wirthſchaft mit beſorgten; ſpäter kommen in der Hymne die drei ältern, ſchon verheiratheten, vor und dieſen überträgt Ceres das Prieſterthum.

[15] Δώς wahrſcheinlich ein verſchriebener Name. Ruhnken lieſt dafür Δωρίς, die Geberin, ein Name, den Ceres wirklich führte. Fontein will Δηώ geſetzt wiſſen, aber wenn dieſer die Findenwerdende bezeichnet, ſo kann ſie freilich jetzt ſich nicht ſelbſt ſo nennen, da ſie ja noch am Finden verzweifelt. Hermann ſchreibt Δωΐς, welches ebenſo von δώω, wie Δωρίς von δώρω gebildet wird und dieſelbe Bedeutung hat. S. Voß ad H. in C. p. 44.

[16] Thorikos iſt ein attiſcher Flecken am Meere, nördlich von Sunium. Wahrſcheinlich hatte man eine Sage, daß Demeter ihre Myſterien aus Kreta über Thorikos nach Eleuſis gebracht habe.

[17] Mit Abſicht hebt hier der Dichter ſchon den Triptolemos und

treffliche Eumolpos, noch Dolichos, noch unſer edler Erzeuger ſelbſt wird dir die Aufnahme verweigern. Aber gefällt es dir, ſo wollen wir ſofort unſerer Mutter Metanira[18]) berichten. Denn ein ſpäter Sprößling iſt ihr noch geboren worden, der der Wartung und Pflege bedarf. Reicher Lohn würde dir werden, wenn du ſie übernähmeſt. Die Göttin winkte Gewährung, und bald kamen ſie voll Freude wieder, die Fremde zum väterlichen Hauſe zu geleiten. Voll Betrübniß, das Haupt dicht umſchleiert, vom ſchwarzen Gewande umwallt, folgt ihnen die Göttin. Und als ſie über die Schwelle des Saales trat, wo Metanira mit dem Säuglinge ihrer wartete, da ſchien ihr erhabener Wuchs bis zum Balken zu reichen und göttlicher Schimmer den Eingang zu erfüllen[19]). Von Erſtaunen ergriffen, voll Scheu und bleichen Entſetzens, ſtand die Königin von ihrem Seſſel auf und bot ihn der erhabenen Fremden zum Ausruhen. Doch in beſcheidener Demuth niederblickend, ſchlägt ſie das ehrende Anerbieten aus und begnügt ſich mit dem niedern Schemel, mit ſilberflockigem Schafvließ[20]) bedeckt, den die Dienerin Jambe[21]) ihr reichte. Hier ſaß ſie
und tief verſchleiert, keines Zuſpruchs achtend,
lich die muthwilligen Scherze der Jambe ſie
und ein Lächeln ihr abnöthigten. Dennoch

---

auch den Eumolpos hervor. Den erſtern verherrlichen die Sagen als den Verbreiter des Getreidebaues. Ihm, dem Diokles, Keleos und Eumolpos übertrug Ceres ſelbſt das Rituale ihres öffentlichen Dienſtes, ihm aber auch nebſt dem Polyxenos und Diokles die Beſorgung der geheimen Feier. Den Nachkommen des Eumolpos blieb das erhaltene Ehrenamt für immer. Die Sage nennt ihn einen Thrakier und macht ihn zu einem Sohne des Poſeidon und der Boreastochter Chione, d. h. zu einem über das Meer hergekommenen Nordländer. In der That ſcheint ein Theil des eleuſiniſchen Cultus aus Thrakien zu ſtammen, alſo vielleicht im Zuſammenhange mit der Buddhareligion zu ſtehen. Man ſchreibt dem Eumolpos auch Geſänge zu, deren Gegenſtand die Weihen der Demeter und des Dionyſos geweſen. Der Name heißt im Griechiſchen der gute Sänger.

18) Metanira (*Μετάνειρα*) iſt des Keleos Gattin und Mutter des Demophon, des jetzt noch ohne Namen erwähnten, ſpäten, männlichen Sprößlings einer töchterreichen Ehe. Bei einigen heißt ſie auch Meganira, Neära, Neris u. ſ. w. S. Heins. ad Ovid. Fast. IV. 589; Verheyk. ad Anton. Lib. p. 57, 160. Sickler leitet den Namen aus dem Semitiſchen her und erklärt ihn durch מַטַּע - בִּירָה, die urbar gemachte Pflanzung. Dies paßt denn überhaupt zu ſeiner Hypotheſe über die Hieroglyphik des Hymnus, nach welcher Keleos (von קָלִי das Röſten der Ähren) den die Früchte Ausdreſchenden und Röſtenden, das Kind Demophon aber die Erdgewächskraft bedeutet; ſ. unten. Welcker leitet Keleos, der nach Pauſ. IV, 1, ſowie auch ſein Sohn, in Meſſenien den Namen Kaukon führt, von *χάω*, *καίω*, ich brenne ab und denkt dabei an die Feuerläuterung, die durch beide perſonificirt werde.

19) Unmöglich iſt bei dieſer Stelle des Hymnus ſchon an die volle Offenbarung der Göttin zu denken. Der Dichter will nur das Erhabne und Majeſtätiſche in der angenommenen Menſchengeſtalt beſchreiben. Ungeachtet der Niedrigkeit, will er ſagen, in welcher ſie erſcheinen will, ſchimmerte doch ein Abglanz ihrer Göttlichkeit durch. Sie ſchien gleichſam höher, wie andere Sterbliche und ein von ihr ausſtrömender Glanz den Eingang zu erfüllen. Metanira ſieht noch nicht in ihr die Göttin, ſondern nur eine Sterbliche von erhabner Abkunft und beut ihr, von Ehrfurcht ergriffen, den eigenen Seſſel zum Ausruhen; aber in dem Augenblicke zeigt ſich auch die Göttin wieder in ihrer vorigen Demuth und ſchlägt den Ehrenſitz aus.

20) Zum Andenken dieſer Erniedrigung ſaß auch in dem Heiligthum zu Eleuſis das ſchwarzumhüllte Bild der Göttin auf einem gemeinen Stuhl. In Beziehung auf das Schaffell, womit der Stuhl bedeckt war, mußten auch die Myſten nach dem Baden auf ein ſolches Fell treten. Das Griechiſche Wort *κωας*, Schaffell erklärt Sickler aus dem Semitiſchen und findet darin zugleich eine Paronomaſie mit einem
andern Worte, das Beraubung und Unfruchtbarkeit
bezeichnet ſich alſo Demeter dadurch, daß ſie den Sitz
die der Tochter beraubte und Unfruchtbare, gleichſam
dolorosa, und ſo ſoll es auch bei den Myſten anzeigen,
dem Augenblicke ihrer Einweihung an aller Sinnenluſt
ſen.

21) Die Erzählung des Hymnos findet ſich
lodor 1. 5. und dem Schol. des Nikander (Alex. 130)
ripides (Or. 965.). Apollodor allein nennt die Magd
der eine Thrakerin und ſein Scholiaſt, ſowie der
eine Tochter der Echo und des Pan. Sie habe in
Scherze vorgetragen, daher der Name des iambiſchen
ſes. Nach Nat. Comes III, 16. war es Philochoros
göttliche Abkunft zuerſt angab. Voß glaubt, daß
tere Erfindung ſei, da der arkadiſche Pan erſt nach
bei Salamis den Athenern bekannt geworden und Ech
pho, erſt bei Ariſtophanes vorkomme, als Geliebte
erſt im ptolemäiſchen Zeitalter erſcheine. Creuzer
dieſer ſpäten Entſtehung von der Herkunft der
ebenſo ſymboliſch, wie der Mythos, Pan habe mit
(dem Wohllaute) den Krotos (den Takt bei der Mu
Böttiger das Beifallklatſchen) erzeugt, und zugleich
chen gegründet, die nicht ſo leicht geändert würden.
Erzählung ſei alſo nichts als ſymboliſcher Ausdruck
bräuche. Erſt ſitzt Demeter auf dem Steine der
(Trauer- und Feſttag der Thesmophorien), dann
Scherze aufheiternde Jambe (nach dem Trauertage
luſt, in neckenden und ſpottenden Scherzen beſtehend).
ben extemporiſirte man ſolche neckende Spöttereien,
biſche Metrum für die Satyre. Auch Voß glaubt,
den frühern Myſterien eine ſolche Luſtigmacherin
könne, da bei Saat- und Erntefeſten immer eine
ſtigkeit ſtatt fand. Ein ähnliches Beiſpiel geben
die Faſtenzeit und die darauf folgenden Maskeraden.
Scenerien der Eleuſinien erſchien die muthwillige Jambe
einer Luſtdirne (Hesych. v. *Γεφυρις*) oder einem
Manne geſpielt. Auch während des Feſtzuges
henen Bürger und in das Lachen und Scherzen
Zug ein. — In einer Orphiſchen Erzählung, bei
aufbewahrt, um einen Beweis von den Obſcönitäten
rien zu geben, heißt die Magd Baubo. Sie reizt
Entblößen, ſowie der Knabe Jakchos durch freches
zum Lächeln und dadurch zum Trinken. S. Clem. Alex.
p. 17.; Arnob. adv. Gent. V. p. 175.; Euseb. Pr. E
Vergl. Fragmm. Orph. p. 475. Die Bedeutung
Baubo iſt unbekannt; er könnte wol eine ſemitiſche
vielleicht an jene Urnacht Bauut, das weibliche
Schöpfung, erinnern. Wenn bei einem Feſte der
ten Weiber daſſelbe thun, ſo könnte doch auch
ſeyn. Der Phallusdienſt lehrt, daß man gerade im
thum nicht die ſpätern Begriffe vom Obſcönen hatte.
dann der Sinn darin liegen: Jakchos weckt durch
die ſchlafenden Fruchtkeime (*βαυβᾶν* heißt ſchlafen;
eines Satyrdrama's bei Valkenaer Diatrib. S. 204).
V. 4. neckten auch die Sicilier bei ihren 10tägigen
ander durch unzüchtige Reden, weil darüber die trauern
gelacht habe, und nach Cleomed. Meteor. II. p. 235
die Weiber an den Thesmophorien in den niedrigſten
Noch eine Erzählung gibt es von einem Lacher und
Geſchichte der trauernden Ceres. Eine Magd Mi
Ant. Lib. 24. reicht der durſtigen Göttin den Miſch
trinkt gierig alles aus. Da lacht ihr Knabe Askala
man ſolle doch für die Säuferin lieber gleich ein ganz
holen. Die ergrimmte Göttin beſpritzt ihn mit
des Getränkes, und ſogleich wird er zur Sterneidechſe
die von den auf ihn gefallnen Tropfen geſteckt und der Cer
ren Dienern ein Greuel iſt.

icht von dem Weine, den Metanira ihr bot, ſondern erlangte ein Getränk, wie es ihr, der Trauernden, emte, von Waſſer und Mehl und zartem Polei. Dies iſcht ihr denn Jambe, und ſo empfing ſie zuerſt den rank, der den ihr Geweiheten gereicht wird [22]. Me- nira ſpricht nun zu ihr tröſtende Worte und überträgt r die Wartung des kleinen Demophon. Die Göttin mt den Auftrag an und verſpricht, das Kind aufzuzie- n und gegen jeden Nachtheil und böſen Zauber zu jützen. Unter ihrer Pflege wuchs nun daſſelbe kräftig ran zur Freude und zum Staunen der Eltern. Sie ihrte es weder mit Muttermilch, noch mit Speiſe, aber n Tage ſalbte ſie es mit Ambroſia, als wäre es ein ötterentſproſſener, und hauchte mit ihrem Odem ihm ttliche Kraft ein; des Nachts aber legte ſie es in die lut des Herdes, ohne Wiſſen von Vater und Mutter. r Wille war, ihm Unſterblichkeit und ewige Jugend verleihen, aber die Thorheit der Mutter verſtand die ndlung der Göttin nicht und vereitelte durch Verzagt- it und Mangel an Glauben die wohlthätige Abſicht ſelben. Einſt lauſchte ſie in der Nacht, was doch wol Fremde mit dem Kinde beginne, und als ſie es in der mmenden Aſche liegen ſah, ſchrie ſie laut auf vor hreck und ſtörte dadurch auf immer das heilige erk [23]. Voll Zorn über die Mißtrauende nahm ſie das Kind aus der Glut und legte es auf den Boden, und ſtrafend erhob ſie ſo gegen die Mutter die zürnende Rede: Thörichte Sterbliche, unwiſſend, was gut und böſe für euch ſei! Auch du haſt durch deine Thorheit unheilbaren Schaden dir gebracht. Denn, mit dem Göttereide ſei es geſchworen, Unſterblichkeit und nie alternde Jugend hätte ich deinem Sohne geſchenkt und unvergängliche Ehre, aber nun kann er weder dem Tode, noch dem harten Schickſale entrinnen. Doch da er auf meinem Schooße zu ſitzen vermocht und mir in den Armen geſchlummert, ſo mag unvergängliche Ehre ihm bleiben. Daher werden nach rollender Jahre Vollendung die Kinder von Eleuſis ihm zu Ehren entſetzlichen Krieg mit den Jahreszeiten immerwährend unter einander führen. [24] —

---

[22] Dieſer Trank, den Ceres ſich gefallen läßt, führt den nien *κυκεών*. Er ward aus Waſſer, Mehl (Gerſtenmehl) Polei bereitet und als herzſtärkendes Hausmittel gebraucht, welchem Falle man auch ſtatt des Waſſers Wein nehmen konn- eine Vertauſchung, die in den Myſterien verboten war. Der Pa- ſollte durch ſeine gewürzhafte Bitterkeit den geſchwächten und orbenen Magen ſtärken. In den Myſterien war die Formel: h habe den Kykeon getrunken," das Zeichen, daß die Weihe empfangen habe. Man könnte die ganze Cere- ie auf die Verpflichtung zur Mäßigkeit deuten, doch ſcheint dings noch ein tieferer Sinn damit verbunden zu ſeyn. Sick- leitet *κυκεών* aus dem Semitiſchen her und erklärt es für ein s großes Trinkgefäß. Vermittelſt der Paronomaſie aber mit ei- andern Worte ſei es die Hieroglyphe des ſtillen Nach- kens. Durch Paronomaſie liege dann in *ἄλφι* (Mehl), vom iſchen Alphon, die Bedeutung von Lehre, Lernen und in *γλή-* (Polei) vermöge einer Paronomaſie aus dem Syriſchen die eutung: Offenbarung, ſo daß alſo der Sinn des Gebrauchs und Formel wäre: Durch ſtilles Nachdenken erhalte man re (Unterweiſung) und Offenbarung.

[23] s Kind hieß Demophon, Demophoon (*Δημοφῶν*, *Δημοφόων*). Name wird verſchiedentlich erklärt. Aus dem Griechiſchen liegt Bedeutung eines Volkswürgers, Volkstödters ganz e, und dafür ſcheint auch die Stelle des Hymnos V. 265—267. ſprechen, wo von einem Kampfe und Kriege die Rede iſt. In em Sinne nimt es Creuzer. Welcker in d. Zeitſchr. f. K. p. 129. erklärt den Namen als den Opfernden, von *δημός*, Fett, in welches das Opferfleiſch gewickelt wurde, und *φάειν*, *ειν*, leuchten, brennen, ſo daß alſo darin der Begriff der rei- nden, läuternden Opferflamme liege. Sickler erklärt ihn aus Semitiſchen durch דמה־עם־און, die Erdgewächs- fr, und indem er damit ſeine Erklärung von Metanira verbin- heißen die Worte: „Demophon iſt ein Sohn der Metanira,“ iel als: „aus dem urbar gemachten Felde ſteigt das junge Ge- s empor.“ Daß die Göttin ihn Nachts in Feuer legt, deutet uf die nächtliche Wärme, die den Pflanzenwuchs vorzüglich be- ert. — Die Idee der Feuerläuterung iſt uralt, zuerſt wol den kern des Orients (Indiern, Perſern, Syrern, Ägyptern, Ju- eigen, dann auch den Hellenen. Thetis will auch beim Achilles Sterbliche verbrennen, um das Himmliſche zu kräftigen. Apollon. IV, 869. Durch Feuer werden Herakles und Semele zu Gottheiten, Elias fährt im feurigen Wagen gen Himmel, und aus der Jugendgeſchichte dieſes Propheten erzählt Epiphanius: Als ſeine Mutter ihn gebar, hatte ſein Vater Sobab ein Geſicht: es traten weißſchimmernde Männer zu dem Knaben, ſprachen ihm zu und wickelten ihn ſtatt der Windeln in Feuer ein. Aber in Geheim, verborgen vor ungeweihten Augen, mußte die heilige Handlung geſchehen. Darum vereitelt ſie der Metanira Angſtruf, wie beim Achilles der des Peleus. Die Göttin legt das Kind auf den Boden; es iſt nun der Erde wiedergegeben, ein gewöhnlicher Sterblicher, der ſie nichts mehr angeht. Darum entfernt ſie ſich auch nach der ſtrafenden Rede, ohne ſich weiter um ihren ſonſtigen Liebling zu bekümmern. Es iſt nun der von der Gottheit abgefallene Sterbliche und Mühe und Noth, endlich der Tod, ſein Loos. In dem Begriffe der Feuerläuterung liegen auch noch andere Ideen. Das Feuer iſt brennend und Schmerz erregend; was es verzehrt, iſt der materielle Stoff. Das ſoll es bei Demophon und Achilles thun, damit ein ganz reines Weſen hervorgehe. Es iſt daher auch Symbol der irdiſchen Leiden, welche die Gottheit uns zuſendet, um uns von der Sinnenwelt loszureißen und dem Himmliſchen zuzuwenden. Wohl dem, der auf dieſe Art ſich läutern läßt und den feſten Glauben an Gott behält. Das iſt ſelten bei dem irdiſchen Menſchen der Fall. Er kann die Abſicht Gottes nicht begreifen. Er wird verzagt und bricht in verzweifelnde Klagen aus, wie Metanira. Sein irdiſcher Sinn verwehrt ihm, das Wahre durch den Schleier der Maja zu ſchauen, wie ein Hindu ſagen würde. Es geht der Metanira, d. h. dem Menſchen, wie jener Maina im indiſchen Mythos. Dieſe vermag in den grauſigen und wüſten Formen, in denen ihr der erhabene Mahadewa erſcheint, um ſie zu prüfen, auch nicht den reinen Glanz der Gottheit zu erkennen. Sie ſchreiet auf voll Schrecken und Verzweiflung, wie hier die Mutter. Da kann denn die Reinigung nicht vollkommen geſchehen, der Menſch bleibt dem Staube überlaſſen und gelangt nicht zur reinen Geiſtigkeit. Daß auch dieſe Ideen in unſerm Mythos liegen, lehrt der Anfang der Rede der Göttin. Ihr ſeid thörichte Sterbliche, ſagt ſie, ihr wißt nicht, was euch gut und ſchädlich iſt. Ihr ſtoßt euch an den äußern Schein, ihr blickt nicht durch die Schale auf den innern Kern. Die Abſicht Gottes iſt immer gut; er will durch Leiden und Schmerzen euch zu ſich emporziehen, aber euer Mangel an Glauben macht, daß ihr der Erde verfallen bleibt.

[24] Dieſe Stelle des Hymnos iſt dunkel und wird verſchiedentlich erklärt. Sie heißt im Texte nach Voß:

Ὥρησιν δ' ἄρα τῶ γε, περιπλομένων ἐνιαυτῶν,
Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνὴν
Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισι συνάξουσ' ἤματα πάντα.

Voß überſetzt:

Ihm in dem Zeitmaß aber, nach rollender Jahre Vollendung,
Werden Eleuſis Söhne zu Krieg und gräßlichem Aufruhr
Stets durch heimiſche Rotten gewirrt ſeyn alle die Tage.

Der Sinn iſt, ſagt er: Wenn ihm, dem Demophon, die vom Schickſal beſtimmte Zeit, des Vaters Würde zu verwalten, gereift ſeyn wird (alſo *ὥρη* als beſtimmte, vollendete Zeit), dann wird unter ſeiner Regirung ſein Volk in einheimiſchen Kriegen gegen einander aufſtehen, ſo lange er lebt. Es enthalten alſo dieſe

Ich bin Demeter, die geehrteſte der Göttinnen, die Sterblichen und Unſterblichen das höchſte Labſal, die reinſte Freude verſchafft. — Nachdem ſie dieſes geſprochen, befiehlt ſie, daß das Volk ihr einen Tempel und Altar gründe, nahe an der Stadt auf dem [illegible] Hügel über dem Brunnen Kallichoros 25), wo ſie ihre Orgien 26) und wie ihr Zorn zu ſühnen [illegible] Sterblichen lehren wolle. Schnell ſtand jetzt die [illegible]bene in göttlicher Geſtalt vor ihr; anmuthige [illegible] füllten den Raum um ſie her, und ſtrahlender [illegible] durchzuckte wie ein Bliz das Gemach, als die [illegible]lockte Demeter es verließ. Aber betäubt und [illegible] ſtand Metanira, ſelbſt des auf der Erde [illegible] Kindes vergeſſend. Sein Klagegeſchrei weckte die [illegible]ſtern. Sie eilten herbei. Eine nahm es ſogleich [illegible] Arme und hüllte es ſorgſam in ihr Gewand, um [illegible] erwärmen, eine andere ſchürte die glimmende [illegible] dem Herde zur Flamme an, um ein heilſames [illegible] bereiten. Doch nichts vermochte den theuern [illegible] zu beſänftigen, denn es fehlte ihm die höhere [illegible] der Göttin. Die ganze Nacht durch ſuchten ſie [illegible] Zorn der Ceres zu ſühnen, und mit Anbruch des [illegible] erzählten ſie dem Vater das Geſchehene, der [illegible] das Volk verſammelte und den Tempel zu bauen [illegible] wie es die Himmliſche geboten. Dieſe nahm [illegible]

Verſe eine Ankündigung des trüben Schickſals, das dem Demophon bevorſteht, weil die Göttin ihre Abſicht nicht erreichen konnte. Von Demophons Regirung meldet die Sage nichts, und in der Geſchichte der Eleuſinier iſt auch weiter nicht von ihm die Rede. Nach einigen Mythen, z. B. Apollod. I. 5. 1. ſoll er ſogar im Feuer wirklich umgekommen ſeyn. Dagegen erſcheint ſtatt ſeiner als Liebling der Ceres, der auch in unſerm Hymnos hervorgehobene Triptolemos, der von einigen ſein älterer oder auch des Keleos Bruder genannt wird. Nach Hyg. fab. 147. iſt es ſogar dieſer Triptolemos, des Königs Eleuſinos jüngerer Sohn, der im Feuer geläutert wird und der nach Vollendung ſeiner agrariſchen Miſſion (ſ. Triptolemos) ſtatt des ältern Bruders Keleos den Thron von Eleuſis beſteigt und die Thesmophorien einſetzt. Von einem Bürgerkriege in Eleuſis melden die Sagen nichts. Dagegen ſprechen attiſche Sagen von einem Kriege der Eleuſinier unter Eumolpos gegen den atheniſchen König Erechtheus, deſſen Vater Pandion zur Zeit der Ankunft der Ceres in Eleuſis lebte. Thuc. II. 15.; Isocr. Panath.; Schol. Eur. Phoen. 861.; Apollod. III. 14. 7. Von dieſem Kriege, glaubt Voß, könne wol die Rede ſeyn. Es ſcheint, ſagt er, daß die aus Thrakien gekommenen Anſiedler (Eumolpos) vielleicht ſchon unter dem alten Keleos in Eleuſis eine Partei bildeten, die mächtig genug war, erbliche Anſprüche auf Athen mit den Waffen zu behaupten, wodurch denn Demophons ganzes Leben beunruhigt wurde. Zu dieſer Partei gehörte wol Triptolemos ſelbſt, denn deſſen Tochter Deiope (Schol. Soph. Oed. C. 1051.) ward mit des Eumolpos Sohn Keryx vermählt und Mutter des jüngern Eumolpos, dem Einige die Einrichtung der Eleuſinien zuſchreiben. Daraus iſt denn begreiflich, warum die Eumolpiden und Keryken den Triptolemos vorzüglich ehrten und ihn ganz dem Demophon unterſchoben, als die dunkler gewordene Sage es verſtattete. — Dieſe Erklärung erhält in der That durch das gänzliche Verſchwinden des Demophon in der Sage ein großes Gewicht. Aber zum Zuſammenhange in der Rede der Ceres, wie ſie der Hymnos gibt, ſcheint ſie doch nicht zu paſſen. Die Göttin ſagt: ich wollte deinen Sohn zu einem Gotte machen, das haſt du vereitelt, aber da er in meinen Armen geruhet hat, ſo ſoll ihm unvergängliche Ehre bleiben. Daß er dem Tode, wie jeder andere Sterbliche, nicht mehr entgehen kann, hat ſie ihm ſchon angekündigt; man erwartet alſo in der That zu hören, worin die ihm verſprochene Ehre beſtehen ſolle. Eine unruhige, mit Krieg erfüllte Regirung kann dies unmöglich ſeyn, um ſo weniger, da der Krieg, den Eumolpos erregte, eben kein ſehr glänzendes Reſultat für Eleuſis darbot. Die Erechthiden behielten die Oberkönigswürde über Eleuſis und die Eumolpiden nur das Hoheprieſterthum der Ceres. Creuzer glaubt daher den von der Göttin erwähnten Krieg anders verſtehen zu müſſen. Er nimt das ἤματα πάντα nicht, wie Voß, von der Lebensdauer des Demophon, ſondern für immerwährend, ewig, wie es auch V. 260. gebraucht wird. Dem Demophon zu Ehren alſo, ſagt die Göttin, ſollen die Eleuſinier einen immerwährenden Krieg in jedem Jahre führen. Das kann alſo kein eigentlicher, ſondern nur ein ſymboliſcher Krieg ſeyn. Es ſind die Feſtkämpfe und Jahresſpiele, die zu Eleuſis gefeiert wurden. Dieſe ſollten einen ſehr ernſten, immer dauernden Krieg ſymboliſch andeuten, den Krieg, den die wahren Jünger der Ceres gegen Rohheit und Sinnlichkeit zu führen hätten. Ein ſolcher Kampf ſei der Grundcharakter der ganzen Cerealiſchen Religion, darum heiße es auch von dem Cerescultus der Pheneaten bei Pauſanias VIII. 15.: Am großen Jahresfeſte der Göttin ſchlage der Ceresprieſter, mit der Maske der Göttin bekleidet, alſo dieſe ſelbſt darſtellend, die ἐπιχθονίους, d. h. die auf der Erde Lebenden, die Menſchen. Alſo Ceres ſchlägt die Menſchen, ſie kämpft gegen die irdiſchgeſinnten, ſinnlichen, rohen Naturen; ſie will das vertilgen, was dem Geiſte widerſtrebt. Das Schlagen bei den Pheneaten iſt alſo daſſelbe Symbol, wie die Feuerläuterung des Demophon, und ſo könnten denn alſo die Feſtkämpfe zu Eleuſis füglich denſelben Sinn haben. Dann aber geſchehen ſie dem Demophon zu Ehren. Er war der erſte, der dieſen Kampf beſtand; ſein Andenken mußte alſo bei [illegible] immer fortleben. Das iſt die Ehre, die ihm Ceres [illegible] ſcheint dieſe Erklärung von Creuzer ſehr genügend. [illegible] auch in der Geheimlehre des Demophon ausdrücklich [illegible] könnte man daraus ſchließen, daß ſein Name in einem [illegible] vorkommt, während die öffentliche Sage von ihm ſchweigt [illegible] prieſterlicher Hymnos iſt derſelbe jedenfalls; er war [illegible] die Eingeweihten beſtimmt und dieſen ganz verſtändlich. [illegible] iſt es bekannt, daß das Alterthum den ethiſchen Kampf des [illegible] mit dem Böſen, des Lichtes mit der Finſterniß, in Bildern [illegible] die von Jahresſpielen oder wirklichem Kriege hergenommen [illegible] Man ſehe nur die Stellen im N. Teſt. Epheſ. 6. V. 10 [illegible] 9. V. 24.; Matth. 10. V. 34 u. a. Auch das Weſen der [illegible] Zoroaſters war ein beſtändiger Kampf gegen Ahriman und [illegible] Geſchöpfe und zwar in demſelben ethiſchen Sinne. Der Name [illegible]mophon wäre dann ſymboliſch und bedeutete allerdings den [illegible]würger, d. h. den Ausrotter des Gemeinen, Neben [illegible]ſchen, oder auch den Opfernden, den, der ſein [illegible] ſinnliche Natur, zum Opfer bringt, um das Geiſtige zu [illegible] Auch Sickler, der in der Überſetzung mit Creuzer über[illegible] ſucht die Stelle des Hymnos nach ſeiner Hypotheſe zu [illegible] bezieht zuvörderſt die Verſe auf einen agrariſchen Sinn und [illegible] ſie von dem großen Kampfe, den die Eleuſinier um den [illegible] immerwährend gegen die Jahreszeiten unter einander fü[illegible] von dem Eifer und Kampfe, den ſie um des Getreideg[illegible]ſen (zu deſſen Ausſaat, Pflege und Ernte) in allen Jah[illegible] beſtehen haben würden. Doch gibt er auch eine höhere [illegible]ſer Kämpfe in den Orgien zu, wie ſie Creuzer entwickelt. Der uralte Tempel der Ceres, den die Sage zu der [illegible]leos erbauet werden läßt, ſtand an der Oſtſeite von Ele[illegible] Athen hin, am rhariſchen Felde, auf einem Hügel über [illegible]nen Kallichoros. Nach ſeiner Verbrennung durch die Per[illegible]dot. IX. 64.) wurde er noch größer und prächtiger auf [illegible] Stelle gebaut. 26) Orgien, ſagt Voß, ſind [illegible]heimnißvolle Religionsgebräuche mit begeiſterten Gebeten [illegible]rufungen. Das myſtiſche Wort ὄργια, das hier im [illegible] vorkommt, ſcheint von ὀργή, heftige Regung, abzuſtammen [illegible] ſcheint es, als ob ein der ſemitiſchen Sprachen gan[illegible] richtiger aus dieſen ableiten würde. Die erſte Silbe [illegible] das hebräiſche אור. Licht, ſeyn und daher das Wort [illegible] Offenbarung bedeuten. Dann würde es den Ce[illegible] Myſterien ſehr genau bezeichnen. Die zweite Sylbe [illegible] mit גאה. hoch, erhaben, zuſammenhängen, alſo das [illegible] erhabene Offenbarung andeuten.

nſelben ihren Sitz, voll Gram um die Tochter und
rnend die Götterverſamlung fliehend. Ihr Wille war,
rch Hunger das Menſchengeſchlecht zu vertilgen, da-
t die Götter der frommen Verehrung und des Duftes
r Opfer beraubt würden; daher traf ihr Fluch die Er-
, daß nirgends ein nahrunggebendes Kraut ſproßte
d kein Same der gepflügten Furche entkeimte. Aber
us bemerkte ihre Abſicht und ſandte die Iris zur Göt-
, um ſie zur Rückkehr zum Olympos einzuladen, und
dieſe ſie nicht zu erbitten vermochte, den ganzen Chor
r ſeligen Götter, um durch Verheißung vieler herr-
hen Gaben und von ihr ſelbſt gewählter Ehrenämter
en Zorn zu ſühnen. Aber ſtarren Sinnes erklärte ſie,
ht eher den Höhen des Olympos zu nahen und den
uch von der Erde zu wenden, als bis ſie die geliebte
chter wieder erblickt hätte. Da ſandte denn Zeus
n ſchnellen Hermes zum Erebos, um den Pluto zu ver-
gen, daß er die Tochter wieder an das Licht zur Ver-
nlung der ewigen Götter brächte, damit die Mutter
ſähe. Unmuthsvoll ſaß Perſephone neben dem Gat-
auf dem Lager, als Hermes die Botſchaft über-
achte, doch der finſtere Aïdoneus gewährte die Bitte
d befahl der Perſephoneia, zur ſchwarzumhüllten
utter zu gehen, damit ihr Unmuth ſich lege, denn er
ihr kein unwürdiger Gatte, und mächtig würde ſie
ben ihm herrſchen über alles, was lebet, und der höch-
n Ehren genießen 27), Strafe aber werde den treffen,
ſie nicht ehre und dem heiligen Brauche gemäß durch
ſergaben ſie ſühne. Freudig hörte die herrliche
rſephoneia dieſe Rede und ſprang entzückt vom Sitze
f. Aber ehe ſie noch den Gemahl verlaſſen konnte,
ndte dieſer ſie nach ſich hin und ſteckte ihr einen ho-
gſüßen Granatkern in den Mund, damit ſie nicht für
mer bei der erhabenen Mutter bleibe, ſondern zur Be-
uſung des Gatten wieder zurückkehre 28). Jetzt ſpannte er ſelbſt die unſterblichen Roſſe an den goldenen Wagen, Hermes beſtieg mit ihr denſelben, ergriff Zügel und Geißel und eilte aus dem Hofe des Palaſtes. Schnell wurden die Meeresfluth, die Ströme, Thäler und Berghöhen überſchritten und der Wagen hielt vor der Pforte des Tempels, wo die ſchöngekränzte Demeter weilte. In ſtürmiſcher Entzückung flogen ſich nun die Göttinnen in die Arme, und Demeter fragte ſogleich, ob ſie von der Speiſe der Unterwelt etwas gekoſtet habe, denn dann müſſe ſie wieder zum Gemahl zurückkehren und einen Theil des Jahres bei ihm bleiben. Perſephone bejahet dies 29) und erzählt nun die Geſchichte ihrer Entführung. Nun wird der Schmerz der Mutter geſtillt, und Freude ſenkt ſich wieder in ihre Bruſt. Auch Hekate 30) kommt, die geliebte Freundin zu begrüßen, und wird nun ihre beſtändige Dienerin und Begleiterin. Zeus aber ſendet die Rhea 31), um die Gattin und Tochter nach dem Olymp zu geleiten und der letztern den Schluß des Schickſals bekannt zu machen, daß ſie ein Drittheil des Jahres im Dunkel des Erebos verweilen, zwei Drittheile aber bei der Mutter und den andern Göttern bleiben ſolle 32). Die Göttinnen folgen nun

---

27) Auch Voß findet in dieſer Stelle ſchon eine Verkündigung
Fortlebens nach dem Tode. Denn als Königin der Unterwelt
n Perſephone nur über das Todte herrſchen, aber der Gemahl
t ihr, über Lebende, über die durch den Tod zum neuen, beſ-
Leben Erwachten, werde ſie walten. Die Göttin iſt alſo jetzt
Tödrende und Belebende, und der in die Erde verſenkte und
der aufſprießende Same als Bild der Unſterblichkeit betrachtet.
her ſingt der Orphiker XXIX, 15.:

Leben und Tod du allein den arbeitſeligen Menſchen
Perſephoneia; denn ſtets du erzeugſt und tödteſt du alles.

mit denn auch die Idee verbunden ward, daß ſie ſtreng auf die
mmigkeit der Menſchen achte, indem es Hym. LXX, 4. von
heißt:

Die rings ſchaut auf das Leben der Sterblichen, ob man geſündigt.

r glaubt Voß, daß dieſe Lehre von der Fortdauer erſt nach
mer in die Myſterien gekommen, wogegen wir mit Creuzer
Lehre des Orients darin erkennen, die mit den Myſterien ſelbſt
den Hellenen gebracht ward.

28) Es wird gerade nicht
agt, daß Perſephone während ihres bisherigen Aufenthalts in
Unterwelt gefaſtet habe, und Voß glaubt daher, daß ſie die
öhnliche Götterkoſt, Ambroſia und Nektar, genoſſen, nur die
chte der Unterwelt, deren Genuß an dieſe feſſelt, vermieden ha-
erſt in ſpätern Fabeln ſei von Faſten die Rede. Ob aber auch
der Unterwelt Nektar und Ambroſia genoſſen wurde, ob man
t doch, um Perſephone's Eſſen der Granatfrucht zu erklären,
ehmen müſſe, ſie habe ſich bis dahin der Nahrung enthalten, ſo
nun der Gemahl beim Abſchiede zu ihr ſagen konnte: Genieße
wenigſtens etwas vorher, um dich zur Reiſe zu ſtärken? In der Freude vergaß ſie es, daß ſie dadurch mit der Unterwelt unauflöslich verbunden würde, und aß. Dieſer Schickſalsſpruch iſt übrigens auch ein Satz der Myſterien. Wer einmal, ſoll er deuten, von der Sinnlichkeit gekoſtet hat, der bleibt ihr Eigenthum. Daher der myſtiſche Mythos: die rein geſchaffenen Selen ließen ſich von den Reizen der ſinnlichen Natur berücken und ſehnten ſich nach derſelben; darum mußten ſie in die Sinnenwelt hinabſteigen und für ihre Luſt in groben Körperhüllen büßen. Dieſer Mythos hat denſelben Sinn, wie der bibliſche von der verbotenen Frucht, deren Genuß auch mit dem Todesverhängniß verbunden iſt; oder wie der indiſche vom Falle der Geiſter, die durch Stolz und Ehrſucht, alſo auch durch das Sinnliche, zur Empörung verleitet und dafür in die Feſſeln der Materie verſtoßen werden; oder auch wie der perſiſche, wo der Dew Ahriman das erſte Menſchenpaar zum Genuß einer Frucht verleitet und es dadurch unglücklich macht. — Im phyſiſchen Sinne deutet der Granatapfel auf Fruchtbarkeit, Proſerpina genießt davon, da ſie bald als fruchttragendes Samenkorn zur Oberwelt emporſprießen ſoll. Nach andern Mythen pflückt Proſerpina ſelbſt den durch ſeine Schönheit reizenden Granatapfel in Pluto's Garten und genießt von ihm 7 oder 3 Kerne. Ovid. Met. V, 535. In den Thesmophorien enthielt man ſich der Granatkerne, weil Perſephone dadurch getäuſcht worden. Wieder ein Symbol der Lehre von der Vermeidung des ſinnlichen Genuſſes.

29) Nach Apollodor. II, 5, 12. leugnet Perſephone den Genuß einer Speiſe in der Unterwelt, aber e...weder Styx, oder Orphne, oder des Acherons Sohn Askalaphos bezeugen das Geſchehene. Zur Strafe wälzt Ceres auf den letztern einen Felſen, von dem ihn erſt Herakles befreiet. Vergeblich, kann man deuten, leugnet der Menſch, wenn er in die Feſſeln der Sinnlichkeit gefallen iſt. Die Mächte der Unterwelt, denen er dadurch eigen geworden, d. h. ſeine eigenen böſen Handlungen, bezeugen es.

30) Hekate, die im Himmel, auf der Erde und im Meere mitwaltende Segensgöttin, wie Heſiod ſie ſchildert, wurde auch in den Myſterien mit den eleuſiniſchen Göttinnen verbunden, weil dieſe mit Rhea zu einer Göttin vereinigt gedacht wurden, die, als Königin der ganzen Natur, im Himmel, auf der Erde, im Meere und unter der Erde allgewaltig herrſche.

31) Rhea erſcheint ebenfalls nicht ohne Bedeutung als die Zurückführerin der Göttinnen, da ſie mit dieſen im Begriffe als ein Weſen gedacht wurde. Sie iſt auch die Mutter, wie Demeter, und mit der phrygiſchen Kybele eins.

32) In den älteſten Zeiten theilte man das Jahr nur in Sommer und Winter, warme und heitere, kalte und bewölkte Jahreszeit. Dann unterſchied man 3 Jahreszeiten: Frühling vom Ende des Februar bis in den Mai, Sommer bis zum October, dann Saat-

der erhabenen Mutter zum Olymp, der Fluch, der die Erde belaſtet, wird aufgehoben, und ſchnell entkeimt der ausgeſäete Same dem geöffneten Boden und ſchießt zur üppig wallenden Saat empor. Aber den Fürſten von Eleuſis, dem Triptolemos, Diokles, Eumolpos und Keleos, lehrte Ceres die Ordnung ihres heiligen Dienſtes und den ältern Töchtern der Metanira, der Diogeneia, Pammerope und Säſara, ſo wie dem Triptolemos, Polyxenos und Diokles die Geheimniſſe ihrer Orgien, dieſer erhabenen Weihen, deren theilhaftig zu werden man weder verabſäumen, noch deren Inhalt man erforſchen, noch bei denen man traurig ſeyn darf, denn die Trauer der Götter muß jeden menſchlichen Schmerz verſchließen [33]). Selig ſind diejenigen, welche dieſes Heilige ſchauen, unglücklich der, der ihm fremd bleibt, denn ſein Loos iſt einſt nach dem Tode ein ganz anderes, als das der Geweihten [34]). Nach der Bekanntmachung dieſer Lehre und nach Einrichtung des Gottesdienſtes wandelten nun die Unſterblichen vereint zur hohen Götterverſamlung und wohnten im Beſitz der höchſten Ehren mit Kronion zuſammen [35]).

So erzählt denn der Homeriſche Hymnos den berühmten Mythos von der Einführung des Getreidebaues in Attika und des Feſtes der Eleuſinien. Auf dem rhariſchen Felde war es, wo die erſte Gerſte in üppigen Halmen emporwuchs, und von dieſem Felde empfingen alle Länder den wohlthätigen Samen. Ceres übertrug das Geſchäft der weitern Verbreitung dem Triptolemos. Sie gab ihm ihren geflügelten Drachenwagen, und a
ſem durchreiſte er vornehmlich das Weſtland eben
Bakchos das Oſtland, überall den Menſchen den
bau lehrend und in wohlgeordnete Geſellſchaften
einend. Aber auch Widerſtand fand er, wie
Doch die Göttin ſchützte ihn gegen den feindſelig
kos und Karnabon, und als er nach Eleuſis zurück
war, weiheten ihm die Einwohner im Tempel der
tin ſelbſt einen heiligen Dienſt. (Das Nähere ſieh
Art. Triptolemos.) Ihren Verächter und Feind
ſichthon (ſ. d.) ſtrafte die Göttin auf eine empfi
Art, dagegen belohnte ſie auch ihre Freunde
dem Phytalos einen Zweig von einem Feigenbaum
rend, wie er dies Gewächs anbauen ſollte, den
dareus aber beſchenkte ſie mit der Gabe, ſo viel
als er wollte, ohne daß es ihm ſchadete. — Manches
dieſem iſt vielleicht ſpätere Angabe oder Ausſchmück
aber die älteſte uns bekannte Erwähnung der Göt
der ihr beigelegten Function iſt das, was Hom
Heſiodos (Od. V, 125. Theog. 969.) von ihr
In Kreta, heißt es, wurde ſie von dem [illegible] ihr
ten Jaſion (dem Heilmanne, Segensgeber)
mal geackertem Felde umarmt. Sie gebar ih
Plutos (den Reichthum an Getreide), aber der
ſüchtige Zeus erſchlug den Geliebten mit dem
Dieſer Mythos zeigt uns alſo die Göttin in einem
andern Lande, in einer Verbindung, von der der Ho
riſche Hymnos nichts weiß, und wir ahnen ſchon,
an dieſelbe ſich noch ſo manche andere Idee knüpfen
de, die wir aus dem Inhalte jenes Hymnos noch
haben erſchließen können.

Wir werden alſo die Frage zu beantworten hab
was die eleuſiniſchen Göttinnen ihrem Grundweſen
waren, und was noch ſonſt für Begriffe, außer den
Ackergottheiten, ſich an dieſelben knüpften?

Ehe wir zur Beantwortung dieſer Frage ſchr
wollen wir einige Bemerkungen über die Quellen
Mythos voranſchicken. Die Hauptquelle iſt der Ho
riſche Hymnos, nach dem wir den Mythos ſelbſt
erzählt haben. Es hat aber dieſer Hymnos ein be
tendes Alter. Sein unbekannter Verfaſſer war
ſcheinlich aus Attika und, wie man beſonders aus
Schluſſe ſieht, ſelbſt im Dienſte der eleuſiniſchen
heiten und ein Eingeweihter. Voß ſetzt ihn bald
Heſiodos gegen die 30. Olympiade oder 660 vor
Aber wenn er auch um dieſe Zeit erſt verfaßt wur
kann man doch ſicher annehmen, daß die darin
tenen Ideen viel älter ſind. Der Hymnos ſelbſt
Feſtgeſang, für die Eleuſinien insbeſondere gedichte
das in der Sprache darſtellend, was als Scene
dem Tempel zu Eleuſis vor den Augen der Einge
aufgeführt wurde. Solche Feſtgeſänge auf Demete
ßen überhaupt Ἴουλοι, Οὖλοι, Δημητρίουλοι,
Garbenlieder. Spanh. ad Callim. H. in Cer. p.
Auch für andere Orte, wo ein Ceresdienſt war,
dergleichen gedichtet. So weiß man, daß der be
Laſos von Hermione in Argolis einen ſolchen
hat, deſſen Athenäos (X, 455. C. p. 170 Schw
XIV, 624 E. p. 263 Schweigh.) gedenkt, und

---

zeit und Winter. Endlich 4 Jahreszeiten, indem man noch den Herbſt vom Winter trennte. Nach der römiſchen Sage blieb Proſerpina 6 Monate bei dem Gemahl und 6 im Olymp. Ovid. Met. V, 564. Fast. IV, 613. Hyg. fab. 146. Stat. Theb. VIII, 64. Die Saat nämlich fiel auch in den October und 6 Monate ſpäter die Ceresfeier in den April. Daher die Abweichung.

[33] Der Sinn dieſer Stelle iſt offenbar: Dieſe heiligen Weihen darf der Menſch, dem ſein Glück lieb iſt, durchaus nicht vernachläſſigen, er muß ſich ihrer theilhaftig zu machen ſuchen. Aber man darf auch nicht ihre Geheimniſſe zu erforſchen ſtreben, um ſie nachher zu verrathen, und ebenſo wenig darf man ſie durch traurige Ausrufungen, durch ſchmerzvolle Klagen entheiligen, denn das, was die Götter gelitten haben, iſt für den Sterblichen etwas Unausſprechliches, es kann nur durch Schweigen geehrt werden. Mit dieſer Erklärung von Voß ſtimmt auch größtentheils Creuzer überein. Wenn, ſagt er, den Eingeweihten in den Myſterien die Leiden der Abgeſchiedenen vor Augen geſtellt werden, ſo ſollen ſie nicht klagen und jammern, denn die Leiden der Göttin (der Ceres und Perſephone) ſind viel größer, weil ihre Herrlichkeit größer war, ehe ſie in dieſe Leiden kamen. Daher verbot die griechiſche Religion den Ausbruch von Trauer bei den Götterfeſten, und wen eigener Schmerz in Leid verſetzte, durfte am Feſte der Demeter nicht Theil nehmen.

[34] In dieſer Stelle iſt deutlich die Rede von dem Glücke, das die Eingeweihten nach dem Tode erwartet und deſſen die Verächter der Geheimniſſe nicht theilhaftig werden. Es muß alſo in den Myſterien die Lehre von Belohnung und Beſtrafung nach dem Tode und vom Verhalten des Menſchen in Beziehung auf beide vorgetragen worden ſeyn.

[35] Demeter alſo, verbunden mit der Himmelskönigin Rhea und der unterirdiſchen Herrſcherin Perſephone, erſcheint nun im höchſten Sinne als die allgewaltige und eine Naturgöttin, die mit Zeus die Weltherrſchaft theilt und daher in ſeinem eigenen Palaſte, nicht abgeſondert wie die andern Götter, ihren Wohnſitz nimt. In den Myſterien alſo ward dieſe dreieinige Götterpotenz als die höchſte Gottheit ſelbſt vorgeſtellt. Sie iſt nicht mehr die Ackergöttin des öffentlichen Cultus, ſondern das All-Eine ſelbſt, der über alles Materielle und Geiſtige herrſchende Gott, der Geber irdiſcher und himmliſcher Güter.

Anfang deſſelben anführt. Beſonders reich aber
c Attika an ſolchen Gedichten. Nach dem Arundeli-
n Marmor I, 14. ſoll ſchon unter Erechtheus ein Ge-
t über den Mythos der Ceres vorhanden geweſen
n, und Pauſanias gedenkt I, 39. IX, 31. (cfr. IX,
X, 5. VII, 21.) eines alten atheniſchen Dichters
mphos, der einen Hymnos auf die Demeter verfaßt
e, und den er in das vorhomeriſche Zeitalter zwiſchen
n, den älteſten Dichter der Hellenen, und den Or-
us ſetzt [36]. Auch dem Orpheus werden Hymnen an
Ceres zugeſchrieben (wir haben noch die XXXIX. ad
.), die vielleicht vom Onomakritos im Zeitalter der
iſtratiden herrühren mögen. Ob indeſſen daraus
ge, daß ſeine von der Göttin gebrauchten Ausdrücke
h erſt in dieſem Zeitalter entſtanden und nicht viel-
r Nachklänge einer alten Tempelpoeſie ſind? Dieſe
ge ſcheint mir doch eher zu Gunſten des Alterthums
einer ſpätern Zeit beantwortet werden zu müſſen.
nn beſitzen wir noch einen Hymnos des Kallimachos
das Gedicht des Claudianus über den Raub der Pro-
ina. Sehr vieles iſt allerdings verloren gegangen.
ßerdem aber ward auch des Cultus der Göttinnen in
en andern Schriften erwähnt, wozu Creuzer alle
net, welche über Kreta, Argos, Dodona, Böotien,
mothrake und Thrakien ſich verbreiteten, desgleichen
welche von dem Cultus der Kabiren und des Bak-
handelten, die Herakleen und Theſeiden, ſo wie
re Tragödien, z. B. den Triptolemos des Sophokles
. m. Beſonders wurden die attiſchen Myſterien der
genſtand mehrer Abhandlungen. Der Scholiaſt des
ſtophanes in den Vögeln V. 1073. und Athenäos
II, 325. C. p. 195 Schweigh.) führen ein ſolches
rk vom Melanthios an. Auch dem Menander, Kra-
s, Philochoros und der Pythagoreerin Arignote
den Schriften darüber beigelegt. Mehre andere
rgehen wir und bemerken blos noch, daß auch Ge-
htſchreiber, wie Herodot, Diodor u. a., ſo wie der
ograph Pauſanias viele brauchbare Notizen liefern.
igens ſehe man Meurſius in der Graecia feriata und
en Eleuſinien, desgleichen Heyne zum Apollodor und
uzers Symbolik IV, 4 f.

Der Hauptbegriff, den man mit den eleuſiniſchen
theiten verband, war unſtreitig der, daß ſie als Vor-
erinnen des Getreides, überhaupt des Ackerbaues
alles deſſen, was damit zuſammenhing, angeſehen wurden. Auch Gartenbau und Bienenzucht ſtanden mit unter ihrer Obhut. Wie ein ſolcher Begriff nebſt einem Mythos über die Entführung der Tochter ſich entwickeln konnte, darüber haben wir uns ſchon oben ausgeſprochen. Doch können wir die ſcharfſinnige Darſtellung nicht übergehen, die Kanne in ſeiner Myth. d. Gr., ſo wie Sickler in ſeiner Ausgabe des Hymnos an die Demeter gegeben hat.

Um, ſagt Kanne, überhaupt die Vegetationskraft der Natur zu erklären, dachte ſich der Grieche einen die Erde durchdringenden, lebendigen Geiſt, Deo, die Erdgöttin. Überall, wo die Erde grünte und blühete, da waltete dieſe Göttin als lebende und ſchaffende Kraft. Sie war alſo zuerſt die Geberin der wilden Früchte und Pflanzen, von denen die alten Pelasger lebten. Es dauerte lange, ehe nach vielem Hin- und Herwandern und gegenſeitigem Verdrängen dieſer oder jener Haufen einen feſten Wohnſitz ſich erwarb. Das, als neu entſtandenes und dem Meere abgewonnenes Uferland, noch ſteinige und weniger fruchtbare Attika ward zuerſt ein ſolcher feſter Sitz, denn eben ſeine Unfruchtbarkeit ſchützte die Bewohner vor dem Verdrängtwerden, wie Thukydides bemerkt. Aber eben hier mußten nun auch die Wilden zuerſt auf ſichere Nahrungsmittel denken. Sie kamen alſo entweder ſelbſt oder vermittelſt Belehrung durch Morgenländer auf den Gedanken, den Samen des Getreides, das ihnen ſchon früher, wie jede andere Pflanze, zur Speiſe gedient hatte, in die Erde zu ſtreuen, um den nöthigen Vorrath davon zu gewinnen; kurz Attika ward das erſte Land, wo Ackerbau getrieben wurde, und von da aus wurde er den übrigen Theilen von Griechenland bekannt. Nun wurde die allgemeine Pflanzengeberin Deo im vorzüglichen Sinne die Göttin des Getreides. Mit dem Ackerbau entſtand Eigenthum und Eigenthumsrecht und die Erntefeſte, an denen man zuſammen kam, veranlaßten die erſten Beſtimmungen und Geſetze über Eigenthum und bürgerliche Verhältniſſe. Dieſe ſicherte und befeſtigte man durch den Begriff der Heiligkeit, den man mit ihnen verband; es wurden göttliche Geſetze, und wer konnte ſie anders gegeben haben, als die wohlthätige Göttin ſelbſt, die den Samen geſchenkt hatte? So bildete ſich denn der Begriff einer Demeter Thesmophoros, und man weihete ihr in dieſer Beziehung die Feſte der Thesmophorien.

Aber ſchon, als noch Deo die allgemeine Pflanzengeberin war, hatte ſie neben ſich eine feindliche Göttin, die alle Jahre ihr ſchönes Werk zerſtörte und den Wilden zwang, wieder von der Jagd zu leben. Man nannte ſie Perſephone oder Perſephatta, die zerſtörende Tödterin, ſetzte ihre Wohnung in die Unterwelt und machte ſie zur Gattin des Königs derſelben. Daher war ſie denn auch eine Tochter der Styx (wovon aber Homer und Heſiodos noch nichts weiß) und alſo dem Nachtreiche durch und durch befreundet. Mit jedem Winter kam ſie herauf und zerſtörte die blühende Flur der Deo. Das mußte dieſe freilich ſchmerzen und laut erſchallten ihre Klagen durch den Mund des Menſchen. Die erſten Herbſtfeſte der Deo waren daher Trauerfeſte. Man ſahe darin die Göttin weinen und jammern, die Perſephone aber, von ihrem Gemahl abgeholt, dem ſie zu lange auf der Oberwelt verweilte, in das Nachtreich zurückkehren. Aber nach Erfindung des Ackerlandes verlor ſich vieles von dem Sinne der erſten religiöſen Pantomimen; der Menſch brauchte ſelbſt nun nicht mehr zu klagen, weil er Vorräthe hatte; die Klagen der Deo hatten daher für ihn die alte Bedeutung verloren und nun wurde der Satz: Deo weint über die Perſephone, in den verwandelt: Deo beweint die Perſephone. Das Abholen der letztern durch Aïdes ward zum Raube der geliebten Tochter durch den finſtern König, und Deo iſt nun die darüber betrübte Mutter. Wo nun ein ſolcher Cultus war, da war auch der Raub geſchehen, und daraus bildete ſich der Mythos von einem Wandern der Demeter, um ihre Tochter zu ſuchen. Wo nun die betrübte Göttin hinkam, da nahmen ſie die Einwohner auf und erhielten dafür von derſelben den Getreidebau; die Erzählung davon aber ſchloß ſich zugleich an die Geſchichte des Orts an, wie in Attika. Seit Erfindung des Ackerbaues waren die Trauerfeſte fröhliche Erntefeſte geworden. Aber zuerſt ſtellte man immer noch den Schmerz der Mutter pantomimiſch vor, darauf folgte dann Scherz und Freude. Dies erzeugte den Mythos von der Jambe. Die Feuerläuterung des Demophon wird nun ſo erklärt: lange hatten die Griechen die Getreidefrucht roh genoſſen, dann erfanden ſie die Kunſt, ſie durch Feuer eßbarer zu machen. Nun heißt im Semitiſchen die im Feuer geröſtete Ähre Kali (קָלִי), daraus machte der Mythos einen König Keleos, deſſen Kind die Göttin im Feuer glühet. Dieſer Mythos blieb lange nur den Myſterien eigen, in der hiſtoriſchen Sage aber war Keleos Vater des Triptolemos geworden und, in der Sage bei Panyaſis (Hyg. fab. 147.) ward Triptolemos der König ſelbſt, zu dem die Göttin gekommen. So ward denn an ihn die weitere Verbreitung des Getreidebaues geknüpft, und Demophon blieb nun der im Feuer Umgekommene.

---

[36] Voß widerſpricht hier. Olen, ſagt er, lebte ſogar nach
odos, denn die Hyberboreer, welche dieſer nur dunkel kannte,
t Olen ſchon als Verehrer des deliſchen Apollo, einer Vereh-
, deren die Homeridiſche Hymne an Apollo noch gar nicht ge-
t. Pamphos machte nach Paus. IX, 27. eine Hymne an den
s, den Homer auch nicht kennt und Heſiodos in der ältern Form
anführt. Ja Pamphos erſcheint ſogar durch den Ausdruck
λίνος jünger als Sappho, den nicht dieſe, wie Pauſanias
29. wolle, vom Pamphos, ſondern er ſelbſt von der Dichterin
rgt habe. Es ſei daher der Verfaſſer des dem alten Urahn
Pamphiden zugeſchobenen Hymnos ſehr jung und könne erſt um
50. oder um 570 vor Chr. gelebt haben. Aber ſollte nicht
Pauſanias, der an ſo vielen Stellen ſein hohes Alter behaup-
Gründe dafür gehabt haben, die triftiger ſind als die, welche
gebrauchten Ausdrücken auf ein ſpäteres Alter ſchließen wollen?

Böttigers Anſicht ſtimmt im Ganzen mit der unſern überein. Er bezieht die Entſtehung des Mythos vom Raube vornehmlich auf den zwar unter Kekrops ſchon eingeführten, aber nachher wieder verloren gegangenen, unter Erechtheus zum zweiten Male erfundenen und nun, um nochmaligen Verluſt zu hindern, an heilige Weihen und Feſte geknüpften Getreidebau.

Eine eigenthümliche Anſicht ſtellt Sickler auf. Er erklärt den Homer. Hymnos, dem äußern und öffentlich zu machenden Zwecke nach, für ein Naturgedicht. Der Dichter perſonificirt zwei hohe Naturkräfte als Gottheiten und ſucht mythiſch den Satz darzulegen: in der Natur gibt es zwei zur Erhaltung und Fortpflanzung der Gewächſe nöthige Kräfte, von denen die eine das Gewächs an und für ſich, die andere den Samen oder die Frucht deſſelben entwickelt. Die erſte, als die Haupt- oder Mutterkraft, iſt eine der Erde eigene Lichtkraft, die andere, ihr untergeordnete oder Tochterkraft, iſt eine von jener ausgehende oder abhängige Samenkraft, die zur Bildung, Entwicklung und Auflöſung des Samens oder der Frucht verdeckt wirkt. Keine von beiden Kräften kann von der andern abſolut getrennt werden, die eine iſt während des ganzen Wachsthums ſo nöthig, als die andere; aber nöthig iſt es auch, daß die zweite untergeordnete Kraft eine Zeitlang von der höhern getrennt ſei, von der Oberwelt geſchieden und innerhalb der Erddecke aufgenommen werde, um daſelbſt, mit der Grundkraft der Erde vermählt, die Auflöſung des Samens zu bewirken, damit die Erdlichtkraft aus demſelben ein neues Gewächs erzeugen könne. — Dieſer Satz, fährt er fort, ruhet auf der zu jeder Zeit dem Verſtande ſehr nahe liegenden Erfahrung, daß das Licht überhaupt das erſte Princip alles Wachsthums iſt, und daß das andere der Samenentwickelung im materiellen Stoffe der Erde liege. Die Naturbeobachtung der Alten ſtellte nun das im Gewächsreiche auf der Erde thätige Licht als ein beſonderes Erdlicht auf, das auf der einen Seite mit dem Sonnenlichte in Wechſelwirkung und Verbindung ſtand, auf der andern durch die Tochterkraft mit dem Erdgrunde ſelbſt (Aïdoneus) verknüpft und verwandt war. Dieſe Verhältniſſe drückte nun der Hymnos, der angenommenen Perſonification gemäß, mythiſch aus. Als Erdlicht künde ſich Demeter durch das Symbol der Fackeln und durch die Feuerläuterung an, weil mit dem Lichte zugleich die Wärme verbunden ſeyn müſſe, wenn das Wachsthum der Pflanze erreicht werden ſolle. Perſephone, welchen Namen er, dieſer Hypotheſe zufolge, aus dem Semitiſchen ableitet (ſ. d. Art.) und darin eine Fruchtverbergerin, desgleichen eine den Samen mit Kraft zum Wachſen erfüllende, ſowie in der Proſerpina der Römer eine den Samen durch Wärme auflöſende Kraft findet, iſt alſo die erwähnte zweite, niedere Naturkraft. Die Bildung des Samens beginnt in der Oberwelt mit der Blüthe, aber wenn dieſe gebrochen, vernichtet iſt, muß er in die Erde hinabſinken, wenn die ihm eigene Kraft ſich weiter entwickeln ſoll. Die Göttin wird alſo von der Mutter nach dem Blumenpflücken getrennt, vom Aïdoneus geraubt und deſſen Gattin. Aber nur ein Drittheil des Jahres darf dieſe Verbindung dauern, dann ſteigt die Samenkraft wieder zur Oberwelt empor und vereinigt ſich mit der Lichtkraft. Die andern im Hymnos genannten Gottheiten ſind auch Perſonificationen von Naturkräften, die bei der Erzeugung der Gewächſe wirkſam ſind, wie Zeus, Gäa, Hekate, Aïdoneus, Rhea, Hermes, Helios, Iris und die Okeaniden. Die übrigen Perſonennamen aber bezeichnen Handlungen, die zum Feldbau gehören, und deren Folgen, oder auch die Gegenſtände ſelbſt, an denen jene Handlungen geſchehen, wie Metanira und Demophon. — Bei dieſer phyſiſchen Erklärung nimt aber auch Sickler noch den geheimen, in den Myſterien hervorgehobenen Sinn an, wie er von Creuzer und andern Auslegern behauptet wird, und ſtellt auch dieſen Sinn als einen uralten, nicht erſt ſpäter entſtandenen auf.

In der Erklärung von Kanne könnte man es vielleicht bedenklich finden, die Proſerpina in einem doppelten Begriffe als Feindin und als liebende Tochter der Demeter dargeſtellt zu ſehen. Zwar heißt ſie bei Apollodor I. 3. 1. eine Tochter der Styx, welches wol auf ein feindliches Verhältniß deuten könnte; aber dieſes Verhältniß ſelbſt wird nirgends erwähnt, und überdies iſt die Abſtammung von Demeter die allgemein angenommne und gewiß die älteſte, da ſie auch Heſiodos und unſer Feſthymnos hat. Als Herrſcherin der Unterwelt, als die alles Lebende in ihren Schoß hinabreißende Göttin kann ſie recht wohl eine Tochter der Styx heißen; aber wenn ſie im Hymnos auch als die über das Leben herrſchende und ans Licht wieder hervortretende, ans Licht bringende Göttin dargeſtellt wird, und wenn dieſe Ideen eben darum, weil ſie in einem kirchlichen, zum Feſtgebrauche gedichteten Liede ſtehen, gewiß mit zu den Urvorſtellungen gehören, da das Kirchliche und die damit verknüpften Gebräuche gewöhnlich conſtant und wenigſtens in Hauptſachen nicht leicht einer Veränderung unterworfen ſind, da ein ſolches ſchon die Heiligkeit verbietet: ſo möchte wol auch Perſephone ſchon im Urbegriffe die Tochter der Demeter ſeyn und in ihrem Namen nicht blos die Tödterin, ſondern auch die ins Leben rufende Kraft bedeuten. Wir geben daher denen unſern Beifall, die im erſten Theile des zuſammengeſetzten Namens etwas anders finden, als was der letzte Theil zu ſagen ſcheint, nämlich den auch ſonſt mit dem Worte Perſe verknüpften Begriff von Klarheit, Reinheit und Licht. Es war ja Pars dem alten Zendvolke das Lichtland und Berezeſeng heißt in der Zendſprache das in der Erde befindliche Feuer; die Okeanide Perſe iſt des Helios Gemahlin und Mutter der Paſiphaë, der Allen Leuchtenden; im Sonnenhelden Perſeus aber finden Creuzer und Herr von Hammer (Wiener Jahrb. 1820. S. 18 flg.) einen verwandten Begriff mit Mithras, dem Sonnengotte, ja denſelben eins mit Berſin, dem erſten Begründer des Feuerdienſtes vor Zoroaſter. — Gegen Sicklers gewiß auch ſehr ſcharfſinnige Deutung möchten wir nur bemerken, daß die Idee einer Erdlichtkraft eben nicht natürlich ſcheint. Der Einfluß des Lichts auf die Pflanzen war freilich bemerkbar genug, um auch von den Alten beobachtet zu werden, aber da ſie ja deutlich ſahen, daß dieſes Licht von der Sonne kam, warum hätten ſie nicht vielmehr an eine Sonnen- als an eine Erdkraft denken ſallen, wenn ſie ſeine Wirkung mythiſch darſtellen wollten.

Die zweite Frage, welche andere Begriffe noch außerdem mit den eleuſiniſchen Gottheiten verbunden worden ſind, bezieht ſich vorzüglich auf die Vorſtellungen, welche der myſteriöſe Cultus an dieſelben knüpfte. Dieſer erſcheint noch wichtiger, als der öffentliche, denn gerade hier erwarten wir, mit dem wahren Weſen der großen Göttinnen bekannt zu werden. Auch hier müſſen wir zweierlei Grundbegriffe unterſcheiden. Die ſymboliſchen Darſtellungen der Ceres und der Proſerpina nämlich an den verſchiedenen Orten ihrer Verehrung, die mit ihren Feſten verbundenen Gebräuche und die daraus entſtandenen Mythen deuten theils eine Beziehung derſelben auf aſtronomiſche Erſcheinungen[37], auf Jahreslauf und phyſiſche Begebenheiten an, theils ergibt ſich aus ihnen, daß man mit dem Cultus derſelben auch höhere, religiöſe und moraliſche Ideen verknüpfte, und daß im myſtiſchen Sinne beide Göttinnen nicht nur unter ſich, ſondern auch mit den übrigen weiblichen Gottheiten Griechenlands in einen hohen Begriff zuſammenſchmolzen, einen Begriff, der am klarſten und reinſten in der vereinigten Ceres-Perſephone ſich abſpiegelt. Hierin möchten wol alle Ausleger ziemlich ganz einſtimmig ſeyn; aber was ſie trennt, iſt die Frage: liegen dieſe Ideen urſprünglich in dem Begriffe der Göttinnen, oder ſind ſie erſt nach und nach im Laufe der Zeit hineingelegt worden? Eine beſtimmte Beantwortung dieſer Frage iſt allerdings ſchwierig und kann immer nur zu einem gewiſſen Grade von Wahrſcheinlichkeit gebracht werden, da ſo Vieles aus dem höhern Alterthume, was uns darüber Aufſchluß geben könnte, im Strome der Zeit ſeinen Untergang gefunden hat. Es hängt dieſe Frage zugleich mit einer andern zuſammen: kamen die Göttinnen von Eleuſis urſprünglich aus der Fremde, d. h. aus dem Orient, zu den Griechen, oder waren ſie eine eigene Erfindung der Phantaſie dieſes Volkes, ſo daß das Fremdartige in ihrem Begriffe und Cultus nur die Folge einer ſpätern Übertragung iſt. Nimt man das Erſtere an, ſo iſt es nicht ſchwer zu zeigen, daß die meiſten der Begriffe, welche in ihrem Mythos gefunden werden, ſchon urſprünglich darin lagen und in ſpätern Zeiten nur wenige und nicht weſentliche Abänderungen, alſo nur weitere Entwickelungen, erlitten; aber gegen eine ſolche Annahme erheben ſich ſehr gewichtige Stimmen. Man kann nämlich in dieſer Hinſicht die Alterthumsforſcher in zwei Parteien theilen, eine ältere, an deren Spitze der gelehrte und mit dem griechiſchen Alterthume wohlvertraute Voß ſteht, und welche nichts für alt und urſprünglich anerkennen will, was nicht aus den älteſten vorhandenen Dichtern, Homer und Heſiodos, bewieſen werden kann, und eine jüngere, die den Orient als Hauptquelle der griechiſchen Mythen angeſehen wiſſen will und das unbedingte Anſehen des Homer verwirft, ſobald vom kirchlichen und geheimen Cultus der Götter die Rede iſt. An ihrer Spitze ſteht vornehmlich der ebenſo gelehrte und gewichtige Creuzer. Wir haben uns ſchon darüber erklärt, auf welche Seite wir treten, wollen aber auch die Anſicht der erſtern Partel dem Leſer kürzlich vorlegen und wählen dazu in Beziehung auf unſern Mythos die Darſtellung, welche Voß in ſeiner Ausgabe des homeriſchen Hymnos in den Anmerkungen dazu gegeben hat.

---

[37] *Dupuis* in ſeinem Origine de tous les cultes; T. VI. p. 307 sq., cfr. IV. p. 89, 116 sq. nimt ſogar den ganzen Ceresmythos rein aſtronomiſch. Ceres iſt ihm die Jungfrau am Himmel, die Ährenleſerin, Perſephone die nördliche Krone, denn dieſer Name ſei aus dem chaldäiſchen Pher, die Krone, und Tzephon, Norden, zuſammengeſetzt, der Name Perſephatta aber, den ſie auch führt, aus Pher und dem arabiſchen Phetta, aufgelöſt, bedeute die aufgelöſte Krone und entſpreche dem lateiniſchen Libera; endlich der römiſche Name Proſerpina bezeichne die vor der Schlange hergehende Krone, indem das Geſtirn in der That vor der Schlange hergehe und gleichſam dieſelbe ankünde. Es ſei aber Perſephone Tochter der Ceres, weil die Krone unmittelbar nach der Jungfrau aufgehe. Dann erklärt er aus der Lage der Krone und Jungfrau gegen andere Sternbilder das Verhältniß beider Göttinnen zum Jupiter, Bakchos, Triptolemos und Jaſion, die Fabel vom Raube, vom Blumenleſen, die ihnen gewidmeten Saat- und Erntefeſte ꝛc. was man bei ihm ſelbſt nachleſen muß.

In Kreta, ſagt er, ward Rhea zuerſt mit den Gebräuchen der phrygiſchen Kybele verehrt, d. h. der orgiaſtiſche Cultus dieſer Göttin in Phrygien war dorthin gekommen, und die daſigen Prieſter hatten den Begriff der kretiſchen Rhea mit dem der guten Bergmutter vereinigt und zwar in nachhomeriſcher Zeit, da der Sänger der Ilias von dieſer ganzen Myſtik noch nichts weiß. Hier in Kreta ſei nun auch Demeter mit dieſer myſtiſchen Göttermutter Eins geworden und ihr Dienſt von da aus nach Eleuſis, Samothrake und zu den Kikoniſchen Orphikern gekommen. Dies ſei vor der Zeit des Verfaſſers jenes homeriſchen Hymnos geſchehen, daher er auch die Demeter für eine Kreterin ſich ausgeben laſſe, aber eben deswegen könne auch das Alter des Hymnos nicht über die 30ſte Olympiade hinausgehen. In Eleuſis alſo, wo bisher Demeter nur die Ackergöttin war, wie ſie es auch urſprünglich laut der Stelle im Homer in Kreta geweſen, ſei nun eine Religionsveränderung entſtanden, Demeter habe eine höhere Würde als allgemeine Naturgöttin bekommen, und die Klugheit der Prieſter habe dieſen neuen Begriff in die älteſten Zeiten zurückzufabeln gewußt. Nach mancherlei vorhergegangenen leiſen Andeutungen habe der Gnoſter Epimenides (um 600 v. Chr.), oder ſonſt jemand unter deſſen Namen, es gewagt, die umgebildeten Sagen und Gebräuche als uralte zu beſingen. Die früheſte Spur einer zur Erdgöttin erhobenen Demeter finde man nach Strabo IX. S. 393. bei Heſiodos, wenn er erzählt, daß ihr in Eleuſis ein Drache gedient habe. Vermöge der aus Kreta empfangenen Geheimlehre ſei nun auch der Ort, wo Perſephone entführt worden, ſo verſchieden angegeben worden. (Man ſollte doch denken, dieſe verſchiedenen Angaben beruheten auf einheimiſchen Lokalſagen und könnten faſt unmöglich durch fremde Einflüſterungen entſtanden ſeyn.) Das gute Vernehmen mit den kretiſchen Vätern müſſe noch im Zeitalter des hom. Hymnos beſtanden haben, da derſelbe auf Kreta anſpiele, aber bald nachher ſeien andere Verhältniſſe eingeführt worden. Der angebliche Pamphos wolle von einer kretiſchen Demeter nichts mehr wiſſen und ſpreche von einer argeiſchen Frau, in deren Geſtalt Demeter den Töchtern des Keleos erſchienen ſei. Nach Argos nämlich wären früher auch die Geheimniſſe der Demeter aus Phrygien gekommen, aber als in den vierziger Olympiaden Ägypten den Hellenen geöffnet worden ſei, ſo ſeien auch ägyptiſche Sinnbilder eingemiſcht worden, welche Prieſtertrug ſchon durch des Danaos Töchter habe einführen laſſen, die aber durch ſpätere Unruhen (durch den Einfall der Dorer) wieder verdrängt worden ſeyn ſollten. Der gläubige Herodotos habe dies alles für Wahrheit genommen und daher ſeine Meldung II, 171. Nun ſei das geſchehen, was Pauſanias I. 14, 2. berichtet: unter den Hellenen wetteifern zumeiſt mit den Athenern die Argeier wegen des Alters und wegen der empfangenen Göttergaben. Das heißt: beide Völker ſtritten darum mit einander, wo zuerſt die Gottheiten Demeter und Perſephone verehrt und wem dieſe zuerſt den Getreidebau gebracht hätten. (Man ſollte denken, ein Streit hätte gerade am erſten den Betrug der Prieſter offenbaren müſſen.) Endlich hätten es auch die eleuſiniſchen Prieſter dem Zeitgeiſte gemäß gefunden, ägyptiſche Weisheit von den Nebenbuhlern für eine verbeſſerte Anordnung ihrer Geheimniſſe zu entlehnen *) und durch einen neuen Tempelgeſang unter des Pamphos Namen die aus Argos aufgenommenen Gebräuche in das Alterthum zu verlegen, und eine alte Verbindung mit Ägypten durch Neuerungen in den Fabeln von Io, Danaos und Melampus zu beglaubigen. — So weit Voß in dem angezogenen Werke. Daß er nun alles, was die ſpätern Philoſophen in den Mythen finden, beſonders die Erklärungen der Neuplatoniker für leeres Geſchwätz, Trug und abſichtliche Umbildung hält, um neuen Träumereien einen alten Anſtrich zu geben, das verſteht ſich von ſelbſt. Hellas verdankt nach dieſer Anſicht dem Morgenlande nichts; es ſchuf ſeine ganze Religion aus ſich ſelbſt, und war doch in der Folge thöricht genug, von ſeinen Prieſtern ſich einbilden zu laſſen, es habe alles aus dem Auslande hergeholt.

Aber ſollte ſo vieler Trug, ſo viele Umdeutung möglich ſeyn, ohne daß eine Entdeckung geſchehen wäre? Oder was bewog die Prieſter zu allen den Verdrehungen, deren ſie beſchuldigt werden? War es nicht vielmehr dem helleniſchen Nationalſtolze angemeſſen, das Fremde für das Eigene zu erklären, oder wenn dies nicht anging, ihm den Eingang zu verwehren, als es aufzunehmen und dann dem Volke zu ſagen, daß es ſchon lange vorhanden geweſen? Doch, ſagt man, daß es ſo war, lehrt das Zeugniß der Geſchichte. Homer iſt der älteſte Dichter der Griechen, ihm verdanken ſogar dieſe, wie ſelbſt Herodot ſagt, ihre ganze Götterlehre. Wovon er alſo in ſeinen Werken ſchweigt, das muß man als etwas Neues, als einen ſpätern Zuſatz anſehen. Dieſer Schluß ſcheint mir durchaus nicht zuläſſig. Schon Herodots Worte, daß Homer den Hellenen ihre Götter gegeben habe, können nicht im eigentlichen Sinne genommen werden. Wie ſoll der Einzelne, mag ſein Anſehn auch noch ſo groß ſeyn, einem ganzen Volke ſagen können, was es für Götter verehren müſſe? Das war nur möglich, wenn er unter göttlicher Auctorität, als Verkünder einer göttlichen Lehre auftrat und ſich als einen ſolchen zu beglaubigen wußte. Aber davon iſt auch nicht die kleinſte Spur vorhanden. Nicht einmal zu den Prieſtern gehörte der Sänger; er war nur Dichter, und was er von den Göttern ſagte, konnte unmöglich ganz ſeine eigene Erfindung, es mußte vielmehr aus dem ſchon vorhandenen Glauben des

---

*) In der That eine Reſignation, die außerordentlich iſt! Sollte man nicht weit eher denken, die Prieſter hätten lieber geſucht, das aus der Fremde zu den Nebenbuhlern gekommene als verwerflich darzuſtellen? Wie konnten ſie die Annahme ihrem Intereſſe gemäß finden, wenn ſie überzeugt waren, das angebliche Alte ſei nur trügeriſche Neuerung? Welches Intereſſe wurde dadurch befördert?

Volks geſchöpft ſeyn. Er ſchmückte die vorgefundenen eligiöſen Sagen und Ideen aus, wie es ſeinem Zwecke emäß war; das konnte er als Dichter thun, aber die Sagen von den Göttern zuerſt erfinden, war unmöglich. Überdies dauerte es lange, ehe ſeine Gedichte im eigentlichen Hellas allgemein bekannt wurden. Lykurg oll die erſten Töne derſelben nach dem Peloponnes gebracht haben, aber noch beſtimmter weiß man dies von den Piſiſtratiden. Bis dahin waren ſie in Vorderaſien bei den helleniſchen Colonien mündlich durch Geſang der Rhapſoden fortgepflanzt und ſo erhalten worden. Aber ſo wenig Homer der erſte Urheber der Mythologie ſeyn kann, ſo wenig kann man auch vorausſetzen, daß er alles von den Göttern geſagt habe, was der alte Glaube von ihnen wußte, ja nicht einmal, daß er alle Götter, die Gegenſtände der Verehrung waren, genannt habe. Das kann man vom Religionslehrer, nicht vom Dichter erwarten. Dieſer nimt nur das auf, was gerade zu ſeinem Zwecke paßt, das Übrige übergeht er. Von der myſteriöſen Verehrung der Götter ſcheint er überhaupt entweder nichts gewußt, oder ſie doch unbrauchbar für die Poeſie gefunden zu haben. Das iſt auch gar nicht zu verwundern. Es konnten in Eleuſis, in Samothrake und andern Orten ſchon Geheimniſſe exiſtiren, aber ſie waren damals nur wenigen bekannt, allein auf die Prieſterinſtitute ſelbſt beſchränkt, denen ſie angehörten. Das Volk kannte nur den öffentlichen, ſichtbaren Dienſt, nur die Begriffe, die im allgemeinen Cultus aufgeſtellt wurden. So auch Homer. Erſt in ſpätern Zeiten ward es bekannter, daß es auch eine geheime Verehrung der Götter und geheime Lehren von denſelben gebe, erſt da ward die Aufnahme in die Myſterien allgemeiner, und die Vorſteher derſelben, die früher den ausſchließenden Beſitz des Heiligen in Anſpruch genommen hatten, fanden es nun in ihrem Intereſſe, auch Andere zuzulaſſen und die Lehre zu verbreiten, daß die Theilnahme an den Geheimniſſen Glück und Segen in dieſer und jener Welt gewähre. Dieſe Lehre und die geheime Anſicht von den Göttern ward alſo erſt nach Homer, vielleicht ſeit 800 oder 700 vor Chr. bekannt, aber daraus folgt nicht, daß ſie in den Myſterien nicht ſchon früher vorhanden geweſen. Offenbar mußte das, was man zu verbergen hatte, etwas ſeyn, was dem allgemeinen Volksglauben theils widerſprach, theils durch eine innere Heiligkeit und Würde über die Begriffe des großen Haufens erhaben war; es mußte etwas ſeyn, was man nur Auserwählten, deren Treue und Verſchwiegenheit erprobt war, offenbaren konnte. Einen ſolchen Charakter kann ich aber nicht in ſelbſt erſchaffenen, myſtiſchen Ideen oder in Sätzen einer philoſophiſchen Phantaſie (sit venia verbo), ſondern nur in einer vom Auslande gekommenen und für göttlich gehaltenen Überlieferung finden. Dieſe aber, denke ich, beſtand in dem vom erſten Urſprunge des Menſchengeſchlechts an datirenden Glauben an Einen Gott und an eine göttliche Offenbarung ſeines Willens. Wenn wir annehmen, daß der Menſch mit vollkommen ausgebildetem Körper auf die Erde trat, ſo konnte auch ſein Geiſt keine ungebildete Kinderſele ſeyn, in der noch alle Begriffe und Kräfte ſchlummerten. Aber er war auch kein Verſtand- und Vernunftweſen, denn dieſe intellectuellen Kräfte entwickeln ſich erſt an der Hand der Erfahrung. Ihre Abweſenheit mußte dem erſten Menſchen durch etwas anderes erſetzt werden, wenn er ſein Daſeyn ſollte behaupten können. Dieſer Erſatz war der Inſtinkt. Vermöge deſſelben erkannte er auch die Gottheit als ſeinen Schöpfer und Vater, denn es war kein thieriſcher, ſondern ein menſchlicher Inſtinkt, dem die höhere, geiſtige Seite nicht fehlen konnte. Wenn man dieſen erſten Zuſtand des Menſchen mit dem ſomnambuliſtiſchen vergleicht, ſo hat man die Wahrheit wol ſo ziemlich getroffen. Was alſo jetzt ſeine Sele von höheren, geiſtigen Begriffen anſchauete, das mußte ihm als eine göttliche Offenbarung erſcheinen, denn ſein Nachdenken hatte es nicht gefunden; er wußte es, ohne zu wiſſen, woher. Sowie nun aber mit Ausbildung des Verſtandes und der Vernunft der Inſtinkt immer ſchwächer wurde und der äußere Menſch den innern immer mehr verdunkelte, da blieb zwar der Glaube an Gott, Vergeltung und Unſterblichkeit in ſeinen Grundelementen zurück, artete aber in mancherlei äußere Religionsformen aus, die mehr oder weniger eine Zertheilung der Einen Gotteskraft in viele annahmen und ſelbſt Kräfte und Erſcheinungen der Natur als Götter aufſtellten. Doch bei den Beſſern und Weiſern blieb der Glaube an jene höheren Wahrheiten reiner, und ſie wurden theils Stifter von Religionen, die man faſt ganz für echten Monotheismus erklären kann, wie der Brahmaismus, Parſismus und Moſaismus; theils, wenn ſie unter fremde, unwiſſende, der Vielgötterei ſchon ergebene Völker geriethen, legten ſie ihre Überzeugungen in Myſterien nieder und wurden Stifter eines Geheimdienſtes, den ſie an dieſen oder jenen öffentlichen Cultus knüpften. So, glaube ich, entſtanden die Myſterien in Ägypten und Hellas. Aus dieſen aber ging allmälig ein Theil der darin vorkommenden Vorſtellungen auch in das öffentliche Leben über, und daraus bildeten andere Weiſe philoſophiſche Syſteme und gelangten ſo auf dem Wege des Nachdenkens zu ähnlichen Reſultaten, wie ſie in den Myſterien gelehrt wurden. Dieſe Syſteme wirkten aber auch wieder auf die Myſterienlehre zurück und trugen dazu bei, daß dieſe ſelbſt ſich mehr entwickelte, und daß ihre Inhaber die darin liegenden Ideen ſich klarer und beſtimmter dachten. Zugleich ſchöpften aber auch die Philoſophen Vieles aus dem Orient, aus Ägypten z. B., aus Perſien, ja ſelbſt aus Indien, und eben dadurch waren ſie im Stande, alte Gebräuche und Symbole des Gottesdienſtes, welche ſeit alter Zeit aus dem Orient ſtammten, beſſer auszulegen und gründlicher zu erklären, als es früher möglich geweſen war, und das ſind denn eben jene Umdeutungen, von denen Voß ſpricht. Aber es waren keine, ſondern nur genauere Erklärung deſſen, was dem gewöhnlichen Blicke bisher unenthüllt geblieben war. Wenn alſo jetzt verſichert wurde, daß dieſes oder jenes aus dem Orient herſtamme, ſo war dies nichts Untergeſchobenes, ſondern nur ein richtigesres Anerkennen des Wahren, und wenn man ſagte, daß dies oder jenes Symbol ſo oder ſo ausgelegt werden müſſe, ſo war dies keine Erdichtung, ſondern nur ein Wiederfinden oder eine weitere Entwickelung der alten Idee, die urſprünglich darin gelegen hatte. Auch Voß gibt zu, daß in den Myſterien die Lehre von Einem Gotte, von Unſterblichkeit und Vergeltung vorgetragen worden, aber er hält dies für eine ſpätere, durch Philoſophie entſtandene Neuerung; wir aber glauben, es war eine alte und urſprüngliche Idee, nur in der ſpätern Zeit deutlicher gedacht und klarer ausgeſprochen. Als eine heilige, göttliche Offenbarung hatten Weiſe des Auslandes den Eingeweihten in Hellas dieſen Glauben überliefert, und als dieſe mußte er daſelbſt auch ein Geheimniß bleiben. Dies blieb er aber auch, als ſchon Philoſophen den aus derſelben Quelle geſchöpften Inhalt derſelben veröffentlichten; denn er war bei dieſen etwas anderes, ein Reſultat des wiſſenſchaftlichen Denkens, in den Myſterien aber eine göttliche Wahrheit. Nur wenn man annimt, daß der Inhalt der Myſterien als eine göttliche Offenbarung aus der Urzeit angeſehen wurde, kann die Behauptung der Prieſter zu Eleuſis einen Sinn haben: daß die Einweihung ganz vorzüglich den Beifall und die Gnade Gottes verſchaffe, daß ſie allein ſchon zu Anſprüchen auf die Seligkeit nach dem Tode berechtige, und daß den Nichteingeweihten ein hartes Schickſal jenſeits erwarte. Es war dies dieſelbe Schlußfolge, die frühere Theologen des Chriſtenthums machten, vermöge der allein der Chriſt den Himmel ererben könne. Nur dann laſſen ſich die Lobeserhebungen der Eleuſinien erklären und jener Ausſpruch des Pauſanias X. 31.: „daß die ältern Hellenen die eleuſiniſche Religion ebenſo hoch über alle andere Religionsanſtalten geſetzt hätten, als ſie die Götter über die Heroen erhaben gehalten.“ Viele Philoſophen mochten freilich wol das Göttliche in dieſer Anſtalt nicht anerkennen wollen und jene Behauptung der Gottheit unwürdig halten, und darum weigerten ſie ſich, an der Aufnahme in die Myſterien Theil zu nehmen.

Nach dieſer Erklärung wollen wir unſere Anſicht von den Göttinnen in Eleuſis darzulegen ſuchen. Sie wird im Ganzen mit der Crenzerſchen übereinſtimmen, aber wenn dieſer auf analytiſchem Wege zu den Grundideen zu gelangen ſucht, wollen wir gleich den ſynthetiſchen einſchlagen und aus ſeinen und anderer Mythologen Unterſuchungen die Beweiſe für unſere Darſtellung zu entnehmen ſuchen.

In Indien, aus dem wir alle polytheiſtiſchen Syſteme der Welt und ſelbſt den Monotheismus der Perſer und Hebräer herleiten zu dürfen glauben, dachte man ſich die Gottheit in einem abſoluten und relativen Sinne. In dem erſtern iſt ſie das Allesumfaſſende, allein und durch ſich ſelbſt von Ewigkeit Exiſtirende. Dieſes höchſte Weſen faßt von Ewigkeit her den Entſchluß, eine Welt zu ſchaffen, die das ſichtbare Zeichen ſeiner Herrlichkeit und Liebe ſeyn ſollte. Zu dem Ende ſetzt es ſich ſelbſt aus ſich heraus und erſcheint ſich in einer Doppelgeſtalt, als höchſte Intelligenz und Allmacht (männliche Gotteskraft) und als erſter Urſtoff des Werdenden, Maja (weibliche Gotteskraft). In die Maja blickt das Urweſen, wie in einen Spiegel, und ſchauet ſich darin gleichſam ſelbſt an. Es wird nun aus dem unoffenbarten der offenbarte Gott, aus dem abſoluten der relative, d. h. der in Beziehung auf die Welt gedachte. Dieſe Maja dachte ſich der Indier als das weibliche Princip, das gleichſam das männliche durch Liebe zur Zeugung reizt. Aber was erzeugt wird, iſt nur ein Schein, ohne weſentliches Seyn, denn dieſes hat nur die Gottheit. Sie iſt daher die Täuſchung und webt um Brehm den Nebel bunter Geſtalten, in deren Anſchauen er ſeiner ſelbſt vergißt und von der Liebe zur Maja hingeriſſen, als zeugender und ſchaffender Gott ſich offenbart, während er, der Hervorbringer des Veränderlichen und des täuſchenden Scheins, in ſeinem Urweſen ewig der Unveränderliche und das Wahre bleibt *). Die erſten Erzeugungen der beiden Urkräfte, d. h. die erſten Offenbarungen Gottes, ſind die Kraft zu ſchaffen, zu erhalten und wieder aufzulöſen, perſonifizirt als die 3 großen Götter: Brahma, Wiſchnu, Schiwen. Maja ſelbſt offenbart ſich in den Gemahlinnen dieſer Götter, als die Intelligenz und Weisheit in Saraswati, als die Beglückende und Segenſpendende in Lakſchmi oder Sri, als die Feuerkraft der Liebe und der Zeugung in Bhawani-Parwadi, d. h. in jedem der 3 Götter entwickelt ſich ebenſo ein männliches und ein weibliches Princip, wie im Urgotte, und letzteres iſt der Inbegriff ſeiner thätigen Kräfte, ſeine Schakti, wie es die Indier nennen. Nun folgen die Emanationen weiter durch alle Stufen des Daſeyns, und in jeder erſcheint Maja als die weibliche und gebärende Kraft, als die Göttin des Reizes und der Liebe. Als Urſtoff dachte man ſich Maja als das Feuchte, Waſſer, d. h. als einen Grundſtoff, der zur Annahme aller möglichen Geſtalten die Fähigkeit hatte, zugleich aber auch als Nacht, im Gegenſatze des Urlichtes, welches man als das Weſen der Gottheit annahm, obgleich ſie in Beziehung auf das Geſchaffene ſelbſt Licht iſt. Das Feuchte, die Nacht, wurde von dem Geiſte, dem Urlichte durchdrungen und ſo fähig gemacht, alle möglichen Stufen und Formen des Lebens aus ſich zu entwickeln. So ward denn Maja die Mutter der Welt. Dieſe Idee ward in Ägypten, welches Land eine unmittelbare Verbindung mit Indien hatte, wie man jetzt wol als bewieſen annehmen kann, beſonders ausgeprägt. Maja ward hier Athor, die Nacht, das Urfeuchte und die Liebesgöttin, und Iſis, die ebenfalls die Mutter der Welt heißt. Dann erſcheint die Idee auch bei den Phönikiern, wie die Kosmogonie des Sanchuniathon, bei den Hebräern, wie der Anfang

---

*) Als Weberin des Weltalls wird Maja unter dem Bilde einer webenden Spinne vorgeſtellt. Als die die wahre Geſtalt der Dinge dem Menſchen verhüllende Göttin trägt ſie einen Schleier. Die Hellenen ſprachen auch von einer webenden Venus, Athene, Proſerpina und Artemis (ſ. unten), und Venus hieß bei ihnen ebenfalls die Täuſcherin.

er Geneſis beweiſt, und bei den Hellenen, wie die Kosmogonien der Orphiker und ſelbſt des Heſiodos lehren. Die Nacht als Urprincip heißt bei den erſtern ſogar auch Maja, obgleich ich dabei nicht an das indiſche Wort, ſondern lieber an Ma, Mutter, denken möchte. Sie iſt die Erſtgeborne, d. h. die erſte Offenbarung Gottes, ebenſo aber auch Phanes, die männliche Lichtkraft. Die hohe Potenz dieſer Nacht aber zeigt die Stelle des Orphikers bei Procl. in Plat. Tim. p. 63. und 96. an, nach welcher die Gottheit mit derſelben über die Bildung der Welt rathſchlagt. In dieſem höheren Sinne iſt das weibliche Urprincip nur Nacht und Finſterniß in Beziehung auf das männliche, aber für ſich genommen, auch Licht, nur weibliches, ſchwächeres Licht. Daraus ergibt ſich denn ein Dualismus in dieſem Weſen. Es iſt gut und böſe, Licht und Dunkel, thätig und leidend, je nachdem es in dieſer oder jener Beziehung gedacht wird. In Indien z. B. wurde daraus die alles Daſeyn verleihende Bhavani und die zerſtörende Kali, in Ägypten die wohlthätige Iſis und die ſchädliche, zürnende Nephthys und Tithrambo; in Weſtaſien und Hellas erſcheint der Dualismus oft in einer und derſelben Göttin, wie in Juno, Venus, Athene, Diana, Ceres, Proſerpina, um blos das Helleniſche zu erwähnen. Sichtbare Symbole dieſer hohen Götterkräfte wurden Sonne und Mond, da von dieſen großen Himmelslichtern alle Erſcheinungen des Jahres und der Natur auf der Erde, ſomit das Wohl und Wehe der Sterblichen, abhingen. Die Sonne ward als männlich, als Symbol der geiſtigen Lichtkraft der Urgottheit gedacht, der Mond als Symbol der weiblichen. In dieſe beiden Lichter laſſen ſich zuletzt alle männliche und weibliche Gottheiten der alten Welt auflöſen. Die Sonne iſt in Indien Brahma, Wiſchnu, Schiwa, bei den Phönikiern und Babyloniern die verſchiedenen Baalims, in Ägypten Knaph, Ammon, Phthas, Oſiris, Horos ꝛc., in Perſien Ormuzd und Mithras, bei den Griechen Zeus, Mars, Apollo, Hermes ꝛc.; der Mond in Indien die Gemahlin der großen Götter, beſonders Lakſchmi und Parwati, in Ägypten Athor, Iſis, Bubaſtis, Nephthys, in Phönikien und Babylon Baaltis, Aſtarte, die ſyriſche Göttin, die arabiſche Alilat, in Vorderaſien die Göttin von Komana und Epheſus, auch die perſiſche Anahid, bei den Hellenen Juno, Venus, Athene, Artemis, Ceres, Proſerpina ꝛc. Das irdiſche Symbol von Sonne und Mond war faſt überall der Stier und die Kuh, und daher die mancherlei Mythen und feſtlichen Gebräuche, wobei Stier und Kuh eine Rolle ſpielen. Da durch Sonne und Mond das Jahr beſtimmt wird, ſo bezogen ſich auch Stier und Kuh auf die Monate desſelben oder vielmehr auf Sonnen- und Mondlauf in den 12 himmliſchen Zeichen. Der jährliche Umlauf der Sonne zerfiel wieder in 2 Theile, in das Licht- und Nachtreich, das erſtere der Lauf in den aufſteigenden Zeichen, vom Steinbock bis Krebs, das letztere der in den niederſteigenden, vom Krebs bis Steinbock. Beim Monde war der Zeitraum vom Neu- bis zum Vollmonde das Lichtreich, der vom Voll- bis zum Neumonde aber das Reich des Dunkels. Endlich wurde auch die Erde ſelbſt oft durch die Kuh ſymboliſirt, eine Vorſtellung, die beſonders in Indien, aber auch in Ägypten und Hellas vorkommt. Nach dieſen allgemeinen Vorerinnerungen wird uns nun vieles im Mythos der Ceres und Proſerpina und in den Feſtgebräuchen ihrer Tempel deutlicher werden. Wir werden uns aus den Zuſammenſtellungen Creuzers, die wir von jetzt an benutzen wollen, überzeugen, daß in Demeter und Perſephone in der That jene große weibliche Gottheitskraft ſich ganz vorzüglich ausdrückte und beide, ſomit auch die übrigen weiblichen Götterweſen, ihrem Weſentlichen nach in ſich vereinigte.

Wenn man den oben erzählten Mythos von den eleuſiſchen Göttinnen mit dem der Iſis vergleicht, ſo leidet es faſt keinen Zweifel, daß die griechiſche Demeter nur ein Abdruck der ägyptiſchen Göttin iſt. Auch dieſe iſt Lehrerin des Ackerbaues und aller Cultur, Geſetzgeberin, Ordnerin der Religion und Milderin der Sitten. Auch ſie verliert durch einen böſen Dämon den Gemahl, ſucht ihn, den im Kaſten verſchloſſenen (mit einem ſolchen Kaſten erſcheint auch Ceres oder Proſerpina oft in Bildwerken, z. B. Paus. Arc. 37.) überall in Geſtalt einer trauernden Greiſin, wird Kinderwärterin in einem Königshauſe und ſpielt hier dieſelbe Rolle, wie Ceres beim Keleos. Dies deutete bei der Iſis auch auf Jahreserſcheinungen, wie bei Demeter. Sie iſt zuvörderſt die Erde, insbeſondere Ägypten, welches trauert und klagt, wenn der Sonnengott getödtet wird, in das Nachtreich hinabſinkt, aber auch freudig emporſchaut, wenn er mit dem Lenze wieder zum Leben erwacht. So denn auch Demeter, im engern Sinne das klagende Attika, im weitern die trauernde Erde. Proſerpina aber bezeichnet nicht nur die junge aufkeimende Saat und Pflanzenwelt, ſondern auch den Frühling, denn nach Theopompos bei Plutarch de Isid. p. 378. E. p. 549. Wyttenb. wird ſie in den Weſtländern, z. B. Sicilien, in der That dafür genommen. Indeſſen war dieſer Begriff, da er ſo nahe lag, auch wol den Hellenen nicht fremd, wenigſtens deutet die XXIX. Orph. Hymne und ſelbſt die Homeriſche darauf hin, wenn ſie die Jungfrau unter ihren Geſpielinnen der Frühlingsblumen ſich freuen und V. 402. die Mutter zu ihr ſagen läßt:

> Wann mit Blumen die Erd' in des duftenden Lenzes Erneuung
> Tauſendfältig erblüht, alsdann aus dem nächtlichen Dunkel
> Steigſt du empor, ein Wunder den ſterblichen Menſchen und Göttern.

Aber Iſis iſt in Ägypten ganz vorzüglich der Mond und hat deswegen Stier- oder Kuhhörner, überhaupt die Kuh zum Symbole. Auch als Mond klagt ſie, wenn die Sonne zu den winterlichen Zeichen hinabſteigt, weil er, da er als weibliche Kraft die männliche des Sonnengottes empfängt und das Empfangene an die Erde abgibt (Plut. de facie in orb. Lun. p. 827. Wyttenb.) von dem ſelbſt kraftlos gewordenen nichts mehr empfangen kann. Als Iſis iſt daher auch Ceres der Mond und zwar insbeſondere der wachſende volle Mond (Iſis heißt ja die Fülle), ihre Tochter aber der abnehmende, zum Nachtreiche hinſinkende, d. h. die vom Aïdoneus geraubte und ihm vermählte. Doch für immer vermag er ſie nicht zu behalten. Mit dem Neulichte ſteigt der Mond wieder zur Oberwelt, und Demeter freuet ſich, daß ihre Tochter in ihr nun bald in vollem Lichte ſtrahlen werde. Perſephone iſt alſo die Tödtende, die den Mond hinab in das Dunkel würgt, aber auch Licht und Leben, und dieſer Doppelbegriff liegt in ihrem Namen, wie wir ſchon oben angedeutet haben. Im abnehmenden finſtern Monde iſt ſie gleichſam der Sonne zürnend und zeigt ihr ihre kalte, die Liebe zurückſtoßende Natur. Daher ein ἱερὸς λόγος bei Plutarch: Hermes habe der Luna Gewalt anthun wollen, ſie aber habe ihr Antlitz verwandelt und ſei ihm fürchterlich erſchienen. Oder wie er bei Cicero de N. D. III. 22. ausgedrückt iſt: Hermes habe ſich der Proſerpina mit unzüchtig aufgeregter Natur vorgeſtellt, und dieſe ſei darüber heftig erzürnt. Proſerpina will alſo vom Sonnengotte nichts empfangen und alſo auch an die Erde nichts abgeben. Denn wenn die Sonne in den ſüdlichen Zeichen ſteht, ſo befindet ſich um die Zeit des Neulichts der Mond auch daſelbſt, aber dann ſtrömt keine Befruchtungskraft auf die Erde. Die Sonne will wol das Ihrige thun, aber der Mond entzieht ſich ihr und macht ein zürnendes, finſteres Geſicht.

Als Herrſcherin der Unterwelt iſt Perſephone die Todesgöttin, die Alles in ihren dunkeln Schooß hinabziehende Würgerin. Als dieſe brachten ſie die Danaïden nach Argolis und ſtifteten ihr zu Ehren das herbſtliche Trauer- und Saatfeſt der Thesmophorien. Herodot. II. 171. An mehren Orten in Argolis ward ein ſolcher Todtendienſt der Perſephone gefeiert und mit Feſtgebräuchen, die alle auf den Begriff hindeuten: Perſephone zieht die Monate des Jahres in das dunkle Nachtreich hinab. In Argos pflegte man offenbar in dieſer Beziehung brennende Fackeln in die Grube zu werfen. Paus. Cor. c. 37. Bei der neuen Stadt Hermione aber war ein Heiligthum der Ceres Chthonia, d. h. der Unterirdiſchen (alſo Ceres mit Perſephone als Eins gedacht) und der daſelbſt verehrte Gott war Klymenos, der Rufer, d. h. Hades, der Alles unter die Erde ruft. Paus. III. 14.; II. 35. Bei dem Feſte der Chthonien daſelbſt gab es eine eigene Ceremonie. Eine wilde, widerſtrebende Kuh ward zum Tempel geſchleppt, ſie will nicht folgen, aber ſobald ſie den Eingang erreicht, wird ſie zahm, und vier alte Frauen vermögen ſie zu überwältigen. So geht es auch mit der zweiten, dritten und vierten Kuh. Nach einer andern Nachricht aber des Ariſtokles bei Älian H. A. XI. 4. wird ein ſtarker Stier, den kaum 10 Männer bändigen können, von einer einzigen alten Frau zum Altare geführt. Ähnliches lieſt man von dem Feſte der Perſephone in Karien bei Nyſa, wo man auch eine Höhle zeigte, durch welche Perſephone in die Unterwelt gelangte. Starke Jünglinge ſchleppten den Opferſtier zur Höhle, ließen ihn los, und nach einigen Schritten fiel er todt zur Erde (unſtreitig die Folge mephitiſcher Dämpfe). Strab. XIV. p. 640. 581. Tzsch. Auch in Sicilien, wo Herakles, als er mit den Geryonsſtieren dahin kam, von der Entführung der Proſerpina hörte, ſtiftete er ihr ein jährliches Feſt und Opfer, und ſtürzte ſelbſt den beſten ſeiner Stiere in die Quelle Kyane. Diod. Sic. IV. c. 23. Im myſiſchen Kyzikos aber opferte man ihr unter dem Namen Kore *), der Retterin, ein ſchwarzes Rind. So Ähnliches an andern Orten. Das hohe Alterthum ſolcher Feſtgebräuche ergibt ſich von ſelbſt, und die weite Verbreitung derſelben beweiſt die gemeinſame Abſtammung derſelben von einem Urſymbole, das offenbar nach Ägypten hinweiſt, wo im Cultus der Iſis eine ähnliche Symbolik erſcheint. Es ſind Sonnenſtiere, die in die Todeshöhle geſtoßen werden, d. h. die Monate des Jahres. Sie widerſtreben anfangs, werden dann aber, je näher ſie kommen, ganz matt. Muthig und kühn ſteigen nämlich die Monate des Frühlings und des Sommers am Himmel herauf, die ganze Natur ſtrotzt voll übermüthiger Kraft, aber dieſe nimt gegen das Ende des Jahres immer mehr ab, und mit leichter Mühe von ſchwachen Händen werden die Stiere dem Tode zugeführt oder fallen auch von ſelbſt in die Grube. Im Mythos von der kretiſchen Paſiphaë (der Allen leuchtenden), welche, wie Creuzer zeigt, mit der Iſis-Proſerpina ganz einerlei, d. h. auch der Mond iſt, wird dieſe von Liebesluſt gegen den Stier entbrannt und will mit ihm buhlen. Das iſt alſo die Mondkuh, die den Sonnenſtier zur Befruchtung reizen will, wie bei Cicero umgekehrt der Sonnenſtier die Luna-Proſerpina. Daſelbſt iſt alſo Perſephone der Neumond im Frühlinge, der von der Sonne die befruchtende Kraft empfangen will, damit die Erde in neuer Pflanzenpracht aufblühe. Auf die befruchtende Kraft der Ceres deutet auch ihr Beiname der Goldſchwertigen (Chryſaoros). Creuzer erinnert dabei an denſelben Beinamen des Jupiter, an den Golddolch des perſiſchen Dſchemſchid, womit er die Erde öffnet, an den Mythos von Zeus, der als goldener Regen in den Schooß der Danae herabſtrömt, d. h. die trockene Erde durch befruchtenden Frühlingsregen erquickt, endlich an Mithras, der mit dem Dolche die Bruſt des Frühlingsſtiers öffnet, damit ſein Blut ſegnend auf die Erde ſtröme. In dieſem Sinne kann daher auch Ceres das Goldſchwert führen, womit denn auch im Homeriſchen Hymnos V. 4. die Verbindung der Worte: *Δήμητρος χρυσαόρου ἀγλαοκάρπου*, der goldſchwertigen, mit reichen Früchten prangenden Demeter, wohl übereinſtimmt.

Ein anderer Mythos von der Ceres deutet dagegen auf telluriſche Erſcheinungen. In Arkadien nämlich kommt ſie nebſt der Perſephone mit Poſeidon in Verbindung. Als Demeter, heißt es, bei den Arkadiern ihre Tochter ſuchte, verfolgte ſie Poſeidon mit ſeiner Liebe, und da ſie ſich, um ihm zu entgehen, in ein Roß verwandelt, nimt er dieſelbe Geſtalt an und umarmt ſie. Ihr Zorn entbrennt und ſie bekommt davon den Beinamen Erinnys; doch ſie beſänftigt ſich wieder, badet im Fluſſe Ladon und gebiert nun eine geheimnißvolle Tochter, deren Namen nur der Geweihte erfuhr, die das Volk aber Despoina, die Herrſcherin, nannte; zugleich aber gebiert ſie auch das Wunderroß Arion mit meerblauer Mähne (Paus. Arc. 25.; cfr. 37. und Antimachi Reliqq. p. 64 sq. Schellenberg und Creuzer Comment. Herodott. I. p. 219. not. 200.). Auf dieſen Mythos mag ſich das alte Bild der Ceres zu Phigalia in Arkadien beziehen. Es hatte einen Pferdekopf mit Mähne und Bilder von Schlangen und andern Thieren; in der einen Hand hielt es einen Delphin (Attribut des Neptun), in der andern eine Schlange; der übrige Leib war in ein ſchwarzes Gewand gehüllt, weswegen ſie die ſchwarze Ceres genannt wurde. Es ſcheint, daß man bei dieſem Mythos, wie bei dem vom Streite der Athene mit Neptun, an einen agrariſchen Sinn denken müſſe. Die wilde Meeresflut überſchwemmt das Land und will die Ceres gewältigen, d. h. den Anbau vernichten; ſie zürnt und trauert. Aber endlich wird das Meer gebändigt, die Flut eingedämmt, daher Verſöhnung und Vereinigung in Liebe, das Waſſer wirkt von jetzt an nur wohlthätig und befördert die Fruchtbarkeit. Nun iſt ebenſowol das dunkle Meeresroß, als Despoina-Perſephone das Kind der Ceres. Außerdem könnte man auch daran denken, daß mit dem Wechſel der Mondphaſen auch die Erſcheinungen der Erde und des Meeres wechſeln, und daß ſie auf das Pflanzenreich einen ſichtbaren Einfluß haben. Despoina iſt die Schweſter des dunkeln Meerroſſes, zum Olymp aber fährt ſie aus dem Reiche des Pluto mit weißen Roſſen empor und heißt deswegen Leukippos; alſo ein Gegenſatz zwiſchen Nacht und Licht, abnehmendem und wachſendem Mond.

---

*) Kore, das Mädchen, iſt ein gewöhnlicher Name der Proſerpina, Ceres die Mutter, ſie ihr Mädchen, ihre Tochter. In den bakchiſchen Weihen führt ſie dieſen Namen beſonders als Braut und Schweſter des Jakchos. Er iſt der Koros (der Jüngling), ſie die Kore. Vielleicht könnte man auch bei dieſen Namen an das alte orientaliſche Wort Kor, die Sonne, denken; dann wären Jakchos und Proſerpina die männliche und weibliche Sonnenkraft, d. h. Sonne und Mond.

Ceres und Proſerpina haben wir nun als Mondgöttinnen kennen gelernt, aber Mondgöttinnen ſind auch in vieler Hinſicht Artemis und Minerva, woraus eine Identität aller dieſer Weſen im Grundbegriffe folgen würde, und das haben auch wirklich die Alten ſchon anerkannt, beſonders die Identität der Ceres-Proſerpina mit Artemis. Unweit Akakeſium in Arkadien war ein Heiligthum der Despoina. Am Eingange ſtand der Tempel der Artemis Hegemone, der Führerin, und ihre Bildſäule trug Fackeln. Im Tempel der Despoina ſtand Ceres, in der Rechten eine Fackel und die Linke auf Despoina gelehnt; dieſe hält in der Rechten einen Zepter, als Herrſcherin, und legt die Linke an die auf ihren Knien ruhenden Kiſte *). Neben der Ceres ſtand Artemis, in der einen Hand eine Fackel, in der andern zwei große Schlangen. Dieſe Zuſammenſtellung ſcheint zunächſt auf eine nahe Verwandſchaft der eleuſiſchen Göttinnen mit der Artemis im Weſen ihres Begriffes zu deuten. Dann haben wir aber auch ſchon oben geſehen, daß die Inſel Ortygia ſowol ein Eigenthum der Artemis als der Proſerpina genannt werde, und bei der Stelle, wo Pindar die Inſel das Lager der Artemis nennt, bemerkt der Scholiaſt (Pind. Nem. I. 3. p. 664. Heyne), daß Artemis und Proſerpina Eins ſeien. Auch Äſchylos (Paus. Arc. 37.; Herodot. I. 1.) hatte die Artemis eine Tochter der Ceres genannt, nämlich als die ägyptiſche Bubaſtis, der Iſis Tochter. Endlich nach Cicero de N. D. III. 23. war Perſephone Mutter der erſten Diana, die vom Hermes den erſten Eros gebar, d. h. jener Ilithyia des alten Olen, die in den Religionen Vorderaſiens, namentlich in Epheſus, als das weibliche, alles gebärende Grundprincip der Natur auftrit, und das im Cultus der Hellenen mit der Artemis für identiſch genommen wird. Bildwerke und mythiſche Angaben ſtimmen alſo darin überein, daß die Begriffe Ceres, Proſerpina und Artemis ſich gegenſeitig durchdringen, und daß dieſes ſchon in einem hohen Alterthume erkannt werde. Was alſo in der Myſtik der alten Religionen als Eine Grundkraft genommen wurde, ward nur im öffentlichen Cultus als ein in verſchiedenen Strahlen ſich Offenbarendes gedacht und bildete für das Volk einzelne, mit beſondern Funktionen begabte Gottheiten.

Als ein hohes Princip künden ſich auch Ceres und Proſerpina im Kabirendienſte an. Dieſe Religion erſcheint als uralt, ſchon den alten Pelasgern zugehörig. Sie ſtammte theils aus Ägypten, theils aus Phönikien, hatte aber auch thrakiſche Elemente aus den orphiſchen Inſtituten aufgenommen. In Samothrake war ihr Hauptſitz und daſelbſt mit berühmten Myſterien verbunden, die manches Ähnliche mit den eleuſiniſchen, aber auch mit den bakchiſchen gehabt zu haben ſcheinen. Außerdem findet man Spuren derſelben in Böotien, Attika, Meſſenien, Kreta, Italien und vielen andern Weſtländern. Ideen von der Bildung der Welt, von großen planetariſchen Mächten, die auf die Erde wirkten, von geheimen Zauberkräften in der Natur, von unterirdiſchen, in der Tiefe hauſenden Göttern, die der Kunſt, Metalle zu bearbeiten, vorſtanden, knüpften ſich in dieſer Religion, bei der in den früheſten Zeiten ſogar das Semitiſche die Sprache des Cultus, wenigſtens des geheimen, geweſen zu ſeyn ſcheint, an die Namen der verehrten Gottheiten, die in verſchiedener Zahl und mit verſchiedenen Benennungen aufgeführt werden, ſo daß es während der langen Dauer dieſes Götterdienſtes mehrerlei Syſteme gegeben haben muß, deren eines die eleuſiniſchen Göttinnen aufgenommen hatte. Man erzählte von einer Jungfrau Kleoböa, welche die Geheimniſſe der Ceres in der myſtiſchen Kiſte von der Inſel Paros nach Thaſos gebracht hatte (Paus. Phoc. c. 28.). Jener Jaſion aber, deſſen Verbindung mit Ceres Homer und Heſiodos erwähnen, der Sohn des Jupiter und der Plejade Elektra, alſo ſchon in ſeiner Abſtammung einer der Sterngötter, wie ſie Samothrake verehrte, gehörte mit zu den Kabiren und erſcheint daſelbſt bald als Gott, bald als höherer Götterdiener. S. Jasion. In dem kabiriſchen Mythos von der Hochzeit ſeiner Schweſter Harmonia gewinnt

---

*) Das iſt eben die Kiſte der Iſis mit dem geſtorbenen Oſiris, die ſie von Byblos nach Ägypten zurücktrug.

Ceres ihn lieb wegen ſeiner Schönheit, und in Kreta ziert ſie ihm den Getreidereichthum. Nach einem andern Mythos aber iſt er der Gemahl der Kybele, mit der er den Korybas erzeugt, worauf ſein Bruder Dardanos und dieſer Korybas den Dienſt der Kybele in Aſien ſtiften, wodurch alſo Kybele und Ceres ſchon als verwandte, in der Idee einander durchdringende Weſen erſcheinen, und zugleich eine Verbindung der ſamothrakiſchen und phrygiſchen Religion ſich ergibt. In dem Syſteme von kabiriſchen Gottheiten nun, in welches Ceres, ihre Tochter und Hades aufgenommen wurden, war Demeter der erhabene Axieros, die göttliche Urkraft, Proſerpina aber Axiokerſa, die Fruchtbringerin, alſo die weibliche gebärende Naturkraft und Hades Axiokerſos, der aus der Tiefe herauf wirkende Befruchter. Da die kabiriſchen Götter vorzüglich die Schifffahrt beſchützten, ſo wird auch Ceres eine Schiffsgöttin und erſcheint mit den Symbolen von Ruder, Füllhorn und Ährenkranz auf Münzen, um ſie als die Herrſcherin über Land und Meer zu bezeichnen. Sie iſt jetzt einerlei mit der Seegöttin Leukothea, der weißen Göttin, die mit ihrem rettenden Schleier dem Odyſſeus in ſeiner Noth auf dem Meere hilfreich erſcheint. Dieſe hatte in Kolchis einen Tempel und bedeutenden Cultus, und war daſelbſt wahrſcheinlich keine andere als Iſis, der Mond, denn nach Kolchis war überhaupt mit Colonien ägyptiſcher Gottesdienſt gekommen. Ihr Zuſammenhang mit Samothrake aber erhellet daraus, daß ſie als Ino den Kadmos zum Vater hatte, der wieder als Kadmilos unter den kabiriſchen Gottheiten erſcheint. Von Kolchis alſo ſcheint der Begriff nach Samothrake gekommen zu ſeyn und hatte von da aus ſeinen Weg weiter nach dem Weſten fortgeſetzt, ſo daß ſelbſt die Römer dieſe Göttin als Matuta, Morgengöttin, verehrten; in Etrurien aber ward ſie zur Schickſalsgöttin Fortuna, und wurde daſelbſt in einem ſehr hohen Sinne genommen, wie wir unten ſehen werden.

In Samothrake iſt Proſerpina die Axiokerſa, aber eben dieſe iſt in einem andern Syſteme auch Venus, die Göttin der Liebe und Gemahlin des Ares, mit dem ſie die Harmonia zeugt. Sie iſt alſo daſelbſt eine kosmogoniſche Potenz und das harmoniſch gebildete Weltall ihre Tochter, denn aus Streit und Liebe wurden nach einer alten Vorſtellungsart alle Dinge erzeugt, welche Idee wieder mit der in unſerer Phyſik übereinſtimmt, daß zwei Grundkräfte, Ausdehnungs- und Anziehungskraft, die Formen aller Dinge bildeten. Es ſind alſo auch Venus und Proſerpina im kabiriſchen Syſteme identiſch und letztere ebenfalls jene große, alles gebärende Naturkraft, die als Liebesgöttin den Namen Venus führt, in Indien als Maja und in Ägypten als Athor und Iſis erſcheint. Aber auch in andern, obgleich damit zuſammenhängenden Beziehungen iſt Venus mit Proſerpina Eins, denn erſtere iſt auch Todesgöttin, d. h. die Alles in ihr finſteres Dunkel hinabziehende Naturkraft, in welchem Sinne ihr die Römer den Namen Libitina gaben. Dieſe Venus iſt Eins mit jener kretiſchen Paſiphaë, die in Kreta mit dem Stiere buhlt und bald als Liebes- und Zeugungsgöttin, bald als böſe, verderbliche Zauberin erſcheint und, wie Creuzer zeigt, mit einer theſſaliſchen Paſiphaë einerlei iſt, von der ein Mythos ſagt, daß ſie die wildgewordenen Geryoniſchen Rinder des Herakles durch Liebeslockungen gebändigt habe, in einer alten Inſchrift aber ausdrücklich den Namen Venus-Perſephaaſſa, d. h. Venus-Perſephone führt. Vermöge ihrer Abſtammung aus dem kolchiſchen Sonnengeſchlechte iſt ſie offenbar der Mond und daher eben ihr dualiſtiſcher Charakter, wie er auch in der Perſephone liegt.

Dieſelbe Identität zwiſchen Venus und Perſephone ſcheint ſich auch im Lande der Moloſſer zu ergeben, einem der älteſten Sitze der Hellenen und des Mondcultus, wo ein uraltes Heiligthum des Jupiter von Ägypten aus zu Dodona geſtiftet worden war. Hier iſt Jupiter Gemahl der Dione, der Mutter der Venus, und daher Dione ſelbſt Venus. Im gewöhnlichen Mythos ward Aphrodite aus den ins Meer gefallenen Blutstropfen des Uranos erzeugt, d. h. ſie iſt eine Tochter der männlichen, Alles erzeugenden Kraft und der weiblichen, Alles gebärenden, welche das Element des Waſſers ſymboliſirte. Eben dieſen Sinn hat auch die Abſtammung in Dodona, denn Dione iſt als Okeanide ebenfalls das Waſſer. In beiden Mythen iſt alſo Venus das feuchte Element ſelbſt, aber in Dodona war ſie wieder vorzüglich Todesgöttin, die alles Lebende, mit Liebesarmen es umſtrickend, in ihren feuchten Schooß hinabzieht. Denn das Moloſſer Land iſt ganz ein Abbild der Unterwelt; hier wälzt ſelbſt der Acheron ſeine ſchwarzen Fluten, und ein König Aidoneus herrſcht daſelbſt, deſſen Gemahlin Proſerpina der atheniſche Held Theſeus für ſeinen Freund Pirithoos rauben will, aber dabei in die Netze des Allempfängers fällt und der Unterwelt eigen wird, bis ihn der Sonnenheld Herakles wieder befreiet. Dieſe Perſephone iſt nun gewiß keine andere als jene Dione-Venus, ihr Gemahl aber der unterirdiſche Jupiter, der Dionyſos Chthonios. In Dodona ſind ebenſowol Tauben das Symbol ſeiner Göttin, wie ſie es von der Venus Erykina in Sicilien waren, desgleichen in Syrien, wohin nach einem indiſchen Purana Schiwa's Gemahlin Parwadi unter dem Namen Semirama als Taubengöttin, d. h. als Venus mit dem Taubenſymbole kam; Proſerpina aber heißt in dem Namen Perſephatta, wie ihn Porphyrios de Abstin. IV. p. 352. Rhoes. erklärt, auch eine Taubenträgerin oder Taubennährerin, d. h. ſie iſt ebenfalls eine Venus mit dem Taubenſymbole. Aber in Dodona ſind ſchwarze Tauben (Herodot. II, 57.), denn ſie ſind das Symbol einer Venus Libitina, die der Unterwelt angehört. Zugleich aber ſollen ſie auch die Enthaltſamkeit und Strenge ſymboliſiren, denen die dortigen Diener der Göttin in Beziehung auf Sinnenluſt ſich unterwerfen mußten, weswegen auch Proſerpina den Beinamen einer Sancta, einer Reinen und Heiligen, führte.

Es iſt alſo Proſerpina dem Weſen des Begriffes nach im griechiſchen Cultus mit Artemis, Venus, Kybele und Dione identiſch; ſie wird es alſo wol auch mit Juno und Minerva ſeyn. Wir geben darüber ebenfalls die Entwicklung von Creuzer. Im pontiſchen und kappadokiſchen Komana verehrte Aſien eine Göttin, in der

der Grieche bald ſeine Diana und Luna, bald ſeine Venus und Minerva wieder erkannte. Sie war einerlei mit der ſogenannten perſiſchen Artemis und der armeniſchen Anaïtis, aus dem perſiſchen Anahid entſtanden, und im Begriffe einerlei mit der Mithra (vom perſiſchen Mihir, Liebe, abgeleitet), die ebenſo die weibliche Feuerkraft perſonifizirte, wie Mithras die männliche, alſo mit der Venus der Abendländer identiſch war. Sie hatte nach Plutarch einen Tempel in Paſargadä und wahrſcheinlich auch einen Geheimdienſt, indem es heißt, daß Artaxerxes Mnemon beim Antritte ſeiner Regirung daſelbſt die Weihe empfangen habe. Plut. in Artax. p. 1012. D. cap. 3. Dieſer Schriftſteller nennt ſie aber geradezu eine Minerva. Unſtreitig war ſie alſo ein Abſtrahl jenes erſten weiblichen Princips, das in Aſſyrien Mylitta, bei den Arabern Alilla, in Syrien Venus Urania, in Ägypten Athor und im altperſiſchen Dienſte, oder noch richtiger im Prieſterſyſteme der Magier, Mithra hieß, welche letztere, da ſie mit dem Mithras, der ausdrücklich auch Perſes heißt, genau verbunden war, gewiß auch den Namen Perſe führte, ſo daß Perſephone wol dieſes Wort im erſten Theile des Namens noch enthalten möchte. Darum hat denn das Bild dieſer hohen Naturkraft Ähnlichkeit mit ſo vielen Göttinnen der Hellenen, ſo daß es von der Darſtellung der ſyriſchen Göttin zu Mabog heißt, ſie gleiche der Minerva, Venus, Rhea, Selene, Diana und der Schickſalsgöttin. Dieſes erklärt Plutarch (in vit. Crassi c. 17. p. 553. F.) mit Recht daher, weil ſie eigentlich die Natur vorſtelle, durch die Alles entſtanden ſei, und die dem Menſchen den Anfang zu Allem, was gut iſt, weiſe. Eine ſolche hohe Kraft iſt daher auch Minerva, und um ihren Zweck zu erreichen, muß ſie auch kämpfen und iſt daher die Kriegerin, aber auch die Siegerin, die Alles zu einem guten Ende führt. Nach Mondphaſen wurden Berathſchlagungen gehalten, der Krieg angefangen und geführt; Minerva iſt daher die weiſe und kriegeriſche Göttin als Mond. Dann liegt aber auch ein Dualismus in ihr, denn im Kriege iſt ſie der würgende und ſchadende Mond, die ägyptiſche Nephthys, die auch für Venus und Siegesgöttin und für das Ende, die Vollendung (Plut. de Isid. p. 459 Wyttenb.) erklärt wird, aber als Typhons Gattin die Würgerin iſt. Von der Minerva heißt es ferner, daß ſie von der Praxidike erzogen ſei, Heſychios aber erklärt die Praxidike für eine Göttin, die alles Reden und Thun zur Vollendung bringe, wie denn auch der Name ſelbſt die Vollſtreckerin des Rechts bedeutet. Endlich heißt auch Proſerpina ſelbſt Praxidike (Orph. Hymn. XXIX, 5.). Das heißt denn alſo: ſowol in Minerva als in Proſerpina verehrte man eine Göttin, die Alles zur Vollendung bringt, ein Princip, das den Anfang zu allem Guten weiſet, wie Plutarch ſagt, d. h. ein Weſen, in dem die Ideen des glücklichen Anfangens und Vollendens, der bürgerlichen Ordnung, der Vertheidigung des Vaterlandes u. ſ. w. liegen, das alſo der Urgrund aller Dinge, die Anfängerin aller Zeit und Zeitordnung, alſo der Mond iſt. Eben dieſe Begriffe ſind auch mit jenen Göttinnen Aſiens verbunden, und darum ſind ſie mit Athene und Proſerpina Eins und dieſe beiden fallen in ihnen zuſammen. Daran ſchließt ſich nun auch der Begriff einer Glücksgöttin, die wieder beſonders mit der Proſerpina wie mit der Ceres verbunden erſcheint. Dieſe hieß in Athen die Erſtgeborne, und ihr Altar daſelbſt ſtand neben dem Altar des Jupiter Kteſios (des Schutzgottes alles Eigenthums). In Präneſte heißt die Fortuna auch die Erſtgeborne, und ihre Bildſäule trägt den Knaben Jupiter im Arm und ſäugt ihn. Sie iſt alſo die Mutter und Säugamme des Jupiter ſelbſt, und wenn Mnaſeas ap. Suid. et Phot. v. *Πραξιδίκη* berichtet, daß Praxidike mit ihrem Bruder Soter (dem Heilande) den Kteſios, die Eintracht und Tugend erzeugt habe, was offenbar heißen ſoll, wo das Eigenthum geſchützt iſt, da iſt Heil, Eintracht und jede Tugend, ſo möchte das wol heißen, daß auch Proſerpina als Praxidike des Jupiters Mutter ſei, daß alſo Proſerpina und jene Fortuna zu Präneſte im Begriffe Eins ſeien, nämlich eben jenes hohe aſiatiſche Urprincip, das im Bilde auch als Schickſalsgöttin erſchien, und daß beide eben darum die Erſtgeborne heißen. Minerva iſt alſo Anfang und Vollendung, Weisheit, Krieg und Sieg, Mond im dualiſtiſchen Sinne, aller Anfang und Vollendung des Guten und daher Schickſalsgöttin und darum ſelbſt dem höchſten Gotte vorangehend. Alles dies aber iſt auch Proſerpina, ſomit beide im Urbegriffe übereinſtimmend und Ausſtrahlungen eines und deſſelben Naturweſens, das in Aſien noch als Einheit gedacht wurde. In eben dieſem Weſen iſt denn auch Juno mit Proſerpina zuſammenfallend. Sie iſt ebenfalls Mond und mit der Venus Urania der Phönikier und Karthager, mit der ſyriſchen Göttin zu Mabog und der Geburtsgöttin Ilithyia, alſo mit der epheſiſchen Diana und ägyptiſchen Iſis, einerlei. Sie iſt auch eine Göttin des Lebens und des Todes, und die in Latium, dem Sabinerlande und bei den Rutulern verehrte Juno Feronia heißt ſogar ausdrücklich Perſephone (ſ. Creuzer Symb. u. M. II. S. 567 u. 584). Mit Recht kann man daher ſagen, daß ſie nebſt Proſerpina, Artemis und Minerva aus Einem Grundweſen, das wir oben in der indiſchen Maja fanden, entſtanden ſei.

In Ägypten endlich, fährt Creuzer fort, entſcheidet ſich die Einheit der gedachten Gottheiten völlig. Nach Plutarch de Isid. p. 453. Wyttenb. iſt die ſaïtiſche Neith (die helleniſche Athene) auch Iſis. Inſofern nämlich Iſis als höchſte und allgemeine Gottheit Ägyptens auch alle übrigen Göttinnen durchdringen muß, iſt ſie auch jede Einzelne von ihnen. Als Neith aber hat ſie vorzüglich und ſomit auch Ceres und Proſerpina ihre höhere Würde. Nach Euſebius (Pr. Ev. III. p. 115. ed. Colon.) nannten die Ägypter die Kraft der himmliſchen und der irdiſchen Erde Iſis, die himmliſche aber war ihnen der Mond, die irdiſche unſer Wohnplatz. Das heißt nun offenbar: Iſis umfaßte ſowol die Ceres als die Proſerpina, denn nach Plutarch (de facie in orb. Lun. p. 818 sq. Wyttenb.) bezeichnet Ceres die Erde und die Herrſcherin alles deſſen, was der Erde angehört, Proſerpina aber iſt im Monde und herrſcht über das, was im Monde iſt. Für den Mond wird aber p. 797. auch Athene erklärt und p. 731. ſowol Artemis als Athene. Nun erklärt ſich Porphyrios und Proklos ad Plat. Tim. p. 51 sq. über das Verhältniß zwiſchen Athene und Proſerpina dem Sinne nach ſo: von der Athene kommt alle Trefflichkeit, alle Tüchtigkeit zum Guten, und von ihr gehen aus die hinaufläuternden und (zur Gottheit) zurückführenden Kräfte, d. h. ſie iſt die Gottheit, durch deren Beiſtand und Einfluß der Menſch immer mehr von ſeinen Mängeln gereinigt und geheiligt, dadurch aber tüchtig gemacht wird, ſeine angeſtammte Glorie als reiner Geiſt wieder in Beſitz zu nehmen. Sie iſt der ſchöpferiſche Geiſt des Vaters Zeus, die ewige immaterielle Weisheit und darum eben aus dem Haupte des Vaters geboren, um ſie als die erhabenſte und göttlichſte Kraft zu bezeichnen. Sie vermittelt alle Gegenſätze im Weltall, d. h. von ihrem Standpunkte aus verſchwindet jeder Gegenſatz, und das Böſe (eine Folge des Truges der Maja) wird in Gutes aufgelöſt. Sie iſt die Einheit, die allen, auch den mannigfaltigſten und entgegengeſetzteſten Formen im Weltganzen zum Grunde liegt; durch ſie wird bewirkt, daß ungeachtet der Zerſplitterung des Weltſtoffes in eine unendliche Menge von Individualitäten, doch Alles unter Einer Einheit begriffen, Alles nach Einem ewigen Ideale von der Weberin Proſerpina-Maja gewebt iſt. Darum durchdringt ſie auch alle Ordnungen von der höchſten bis zur niedrigſten. Alle Weſen des Himmels und der Erde, vom höchſten Geiſte bis zum niedrigſten Staube empfangen von ihr ihren Zweck und ihre Beſtimmung. Sie iſt der Äther, durch welchen alle Geſtirne leuchten, durch ſie haben Proſerpina (der Mond) und Ceres (die Erde) ihren Glanz. Sie iſt die erſte Weberin des Weltalls und Proſerpina die zweite, die nach ihrem Muſter arbeitet, in ihr aber auch die erſte. Um aber dieſe Einheit zu erhalten, iſt ſie auch die Kriegerin, kämpft gegen alles Unreine, beſiegt es und führt ſo alle Kräfte vollkommen gereinigt wieder in das göttliche Urweſen zurück. Darum iſt ſie auch die Schutzgöttin aller Heroen, denn alles Große und Edle in dieſen hat ſeine Quelle darin, daß ſie von ihrem Geiſte beſelt ſind. Inſofern nun Ceres-Proſerpina von Minerva durchdrungen iſt, iſt ſie ebenfalls jenes erſte und höchſte Princip, die allen Formen zum Grunde liegende Iſis und Athor. Sie iſt alſo, wie Minerva, jene höchſte weibliche Potenz Maja ſelbſt, die in Oberaſien zuerſt in ihrer Reinheit gedacht und dann auf ihrer Wanderung durch die Weſtwelt in vielerlei Strahlen zertheilt und unter verſchiedenen Namen angebetet wurde. In der Iſis und Athor iſt daher auch Ceres Ein Weſen mit Proſerpina, das zwar der öffentliche Cultus in Zwei trennte, die Myſterien aber in ſeiner Einheit darſtellten. Es iſt in dem hohen Begriffe der Neith-Athene das Weſen, von dem die ſaitiſche Inſchrift ſagt: Ich bin, was war, was iſt und was ſeyn wird, meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt. In die Nacht dieſes Weſens kehrt alles Lebende zurück, aber unaufhörlich wirkt es auch aus dem Todten neues Leben. Darum waltet Proſerpina-Ceres in der Unterwelt, auf der Erde und im Himmel. Sie iſt die Geberin aller irdiſchen, aber auch aller himmliſchen Güter, und darum eben waren ihre Myſterien die erſten und berühmteſten unter allen in Hellas, denn die Eingeweihten empfingen in ihnen eine reinere Lehre von Gott und von des Menſchen Schickſalen und Hoffnungen.

Das führt uns denn auf die Frage, worin wol die Lehren beſtanden, die man den höhern Eingeweihten als etwas Göttliches vorlegte.

Das Erſte, wovon auch ſchon zu den Eingeweihten der niedern Grade die Rede ſeyn konnte, war die Schilderung des rohen, geſetzloſen Zuſtandes der Wilden in Hellas vor Einführung des Ackerbaues (Proclus ad Plat. Polit. p. 369), Hervorhebung der hohen Wohlthaten, welche durch dieſe Erfindung den Menſchen erwieſen worden, und dankbare Feier des Andenkens an die erſten Lehrer, Entwilderer und Culturſtifter. Das zeigt die ſchon bemerkte Stelle aus dem Panegyrikus des Iſokrates (c. 6. p. 132. ed. Batt.) ſehr deutlich. Eine Stelle bei Cic. Tusc. Disp. I, 13. könnte darauf hindeuten, als habe man den Eingeweiheten höherer Grade gelehrt, alle Götter des Cultus ſeien ehemalige Menſchen geweſen. Auch dies konnte in mancher Hinſicht geſchehen, denn in mythiſchen Sagen vermiſcht ſich immer das Göttliche und Menſchliche, und was wohlthätige und ungerechte Fürſten in der Vorzeit thaten, wurde in der Mythe als Handlungen guter oder böſer Gottheiten vorgeſtellt; aber hätte man weiter nichts gethan, als ein Syſtem des Euhemerus aufgeſtellt, ſo war es unmöglich, mit dem Enthuſiasmus von dem Göttlichen in den Myſterien zu reden, und Eingeweihte, wie Herodot, Plutarch und Andere hätten auf keinen Fall mit der Achtung von den vaterländiſchen Göttern ſprechen können, wie es doch der Fall iſt. Auf jeden Fall mußten alſo die Götter aus einem andern, dem religiöſen, Geſichtspunkte dargeſtellt werden. Selbſt nicht blos als perſonificirte Naturkräfte und Naturtheile konnte man ſie ſchildern, denn auch dieſe Anſicht vernichtet die religiöſe Idee völlig; aber wenn man zeigte, wie alle Götter von Hellas Ausſtrahlungen des Einen ewigen Urweſens waren und in ihm, wie in einem Centrum, ſich vereinigten, ſo ward dadurch das Religiöſe gerade auf ſeinen höchſten Gipfel gehoben, und der Glaube an die einzelnen Götter erhielt durch ſeine Erhebung zum Glauben an Einen Gott die würdigſte und reinſte Heiligung. Dieſe Lehre war alſo gewiß in der eigentlichen Epoptie ein Gegenſtand des Unterrichts. Indem man zeigte, wie alles Getrennte doch im innern Weſen in Einen Begriff zuſammenfiel, in den Begriff eines vollkommenſten, unendlichen, ewigen Urgeiſtes, des Schöpfers alles Vorhandenen, des liebenden Vaters der Menſchen, unterrichtete man zugleich auf die anſchaulichſte und faßlichſte Art von dieſem Zielpunkte aller Religion. Aber nicht durch metaphyſiſche Schlüſſe wurde dieſe Einheit Gottes bewieſen, nicht als aus der menſchlichen Vernunft entſproſſen dargeſtellt, ſondern als eine hohe göttliche Offenbarung, die von den älteſten Zeiten her in den Myſterien niedergelegt und den Stiftern derſelben übergeben worden ſei.

Mit dieſer Lehre mag nun ferner die vom Abfalle s Menſchen von der Gottheit verbunden worden ſeyn d zwar theils als Abfall des wirklichen Menſchen, enn er ſich von der Sinnlichkeit hinreißen läßt, theils s ein vor ſeiner Geburt ins Leben geſchehener Abfall r präexiſtirenden Sele, die nun zur Strafe und Beſſe ung in die Feſſeln eines materiellen Körpers hätte ein hen müſſen. Es ſcheint nämlich, daß eine Kenntniß s im Saſtra des Brahma erzählten Mythos von einer mpörung der Geiſter vor dem Daſeyn der Körperwelt nter Mahaſur und Rhabun, von ihrem Sturze in die inſterniß und der ihnen gegebenen Hoffnung zur Be nadigung, wenn ſie in den um ihretwillen geſchaffnen nd ihnen zum Aufenthalt angewieſenen Körpern ſich eſſern und vom Böſen reinigen würden, bis nach Ägyp n, Hellas und andern Weſtländern in früher Zeit ge ommen ſei. Pythagoreer, Platoniker und andere Phi oſophen erwähnen ausdrücklich einen Fall der Selen or ihrem Eintritt in Körper und geben ſelbſt jenen als rſache von der Einſchließung des Geiſtes in dieſen an. berall war mit dieſer Vorſtellung die Lehre von der Selenwanderung verbunden; auch war damit zugleich ie ganze Dämonologie Ägyptens und Griechenlands ge eben, die aber gerade ein Hauptgegenſtand der Myſte ien geweſen zu ſeyn ſcheint. Schwerlich wußten die Vorſteher der Geheimniſſe, wo die Grundquelle des My hos zu finden war. Er war zu ihnen als durch fort gehende Tradition aus den älteſten Zeiten her verpflanzte göttliche Offenbarung gekommen, und ſo ward er gewiß uch in den Myſterien den Eingeweiheten bekannt ge nacht. In Indien hatte der Mythos unſtreitig einen thiſchen Sinn, und auch dieſer mag in Eleuſis hervor gehoben worden ſeyn. Dazu konnte die Geſchichte der Proſerpina ſelbſt benutzt werden. Als die Reine und Makelloſe erſcheint zuerſt die Tochter der Ceres auf den eligen Gefilden von Nyſa oder Enna. Harmlos pflückt ie mit den Geſpielen die lieblichen Kinder des Lenzes, aber die Blume Narkiſſos, die im Namen und als Sym bol des Sinnenreizes wahrhafte Todesblume, läßt ſie hrer ſelbſt vergeſſen; ſie entfernt ſich von den Freun dinnen und wird eine Beute der finſtern Mächte. Den ſelben Sinn hat das Eſſen des Granatapfels, den ihr Pluto reicht, oder den ſie, von ſeiner Schönheit be hört, ſelbſt pflückt. Man ſollte bei dieſem letztern Mythos zu dem Glauben verſucht werden, daß auch jene hebräiſche und zum Theil auch altperſiſche Sage vom Eſſen der verbotenen Frucht im Paradieſe und den dar aus entſtandenen ſchädlichen Folgen nach den Weſtlän dern gekommen ſei. Proſerpina iſt nun die Gefallne, hren Schmerz drückt der Kummer und die verwandelte Geſtalt der Ceres aus, aber ihre Reue findet Begnadi gung, die Gottheit erlaubt ihr wieder, in die Gefilde der Seligen zurückzukehren. Denſelben Sinn hat auch der gleichfalls als eine Darſtellung in den Myſterien anzu ſehende Mythos von Amor und Pſyche, während der vom Narkiſſos blos den Fall der von Sinnenluſt verführten Sele und ihr Verſinken in die Todesgrube andeutet. Die oraliſchen Anwendungen, die nun davon in den Eleuſinien gemacht worden ſeyn mögen, ergeben ſich von ſelbſt. Wir haben ſchon oben in den Anmerkungen gezeigt, daß die Religion der Ceres, wie die perſiſche, eine Religion des Kampfes gegen das Böſe ſeyn ſollte. In beiden ſind die wahren Gläubigen Krieger und Streiter gegen das Fleiſch und ſeine Lüſte, und daher hießen die Eingeweiheten in der myſtiſchen Sprache die Kriegliebenden. In dieſem Kampfe ſind die großen, gefeierten Helden der Vorzeit, ein Triptolemos, Jaſion, Herakles, Theſeus ihre Vorbilder, denen ſie nachahmen ſollen. Auch ſie wurden durch die Schule des Leidens bewährt und gingen gereinigt und geläutert in den Kreis der Götter zurück. Eben dieſe zu ſeligen Genien gewordenen Heroen werden als hilfsreiche Schutzgeiſter in dem Kampfe ihnen beiſtehen. Wer aber mit dem irdiſchen Tode noch nicht gereinigt erfunden wird, der muß ſeine Wanderung noch fortſetzen und von neuem irdiſche Körper bewohnen, bis er das Ziel in der von der Gottheit beſtimmten Friſt (in Indien und Perſien 12000 Jahre) erreicht hat. Wer auch dann noch nicht geläutert iſt, der wird, wie der indiſche Mythos ſagt, auf ewig an den Ort der Qual verſtoßen. Damit war denn auch in Eleuſis die Lehre von der Unſterblichkeit der Sele und einer einſtigen Belohnung und Beſtrafung gegeben. Die Eleuſinien erſcheinen dadurch als ein zur Beförderung der Sittlichkeit abzweckendes Inſtitut, nur daß, wie faſt immer, auch hier die Bekanntmachung mit dem Mittel für die Anwendung des Mittels ſelbſt gehalten wurde. Daher denn der Glaube, daß ſchon die bloße Einweihung die Götter verſöhne und den Eingeweiheten ausſchließend Anſprüche auf die Seligkeit nach dem Tode gebe.

Als ein Beiſpiel, zur Nachahmung aufgeſtellt, mag denn auch in den Myſterien das reine, unſchuldige Leben einer früheſten Vorwelt geſchildert worden ſeyn. Dieſes reinere Leben, wo man ſich der Fleiſchſpeiſen und jeder phyſiſchen und ſittlichen Unreinigkeit enthielt, oder Beides vielmehr noch nicht kannte, und fern von Leidenſchaften in heiliger Ruhe mit Gott und heiligen Gegenſtänden ſich beſchäftigte, heißt bei den Alten das orphiſche, weil es von orphiſchen Prieſtern beobachtet worden ſeyn ſollte. Pythagoras machte es ſeinen Schülern zur Pflicht, und offenbar iſt die Idee davon wieder aus Indien gekommen, wo die Brahminen der höhern Grade als Einſiedler, die ſich von allem Irdiſchen losgeſagt haben, gerade ſo einfach und unſchuldig unter heiligen Betrachtungen ihre übrigen Lebenstage vollbrachten. In Beziehung darauf hießen die Prieſterinnen in Eleuſis, ja vielleicht alle Eingeweihten, Meliſſen, Bienen, denn dieſe Thiere waren den Alten ein ſehr reichhaltiges Symbol von Unſchuld und Einfachheit, von reiner Nahrung, von Abſcheu gegen alles Unreine, von Gefühl für Wohllaut und Rhythmus in jedem Sinne, von immerwährendem Gerüſtetſeyn zum Kampfe gegen jedes Verderbliche, von Liebe zur Heimath und zum Vaterlande. So weit ſie ſich auch entfernen, immer kehren ſie zum heimiſchen Herde zurück, und ſo ſollen es auch die wahren Eleuſinier machen. Die Heimath der Sele iſt nicht die Erde, ſondern der Himmel; dorthin ſoll alſo ihr Streben immer gerichtet, ſie daher immer auf die Rückkehr bedacht ſeyn, wenn ſie ſich von ihrem Wege verirrt haben. Wir verweiſen den Leſer auf die ſchöne Schilderung, die Creuzer IV. S. 365 f. von dem Bienenſymbol entworfen hat.

Als ſittliches Inſtitut zeigen auch die ſogenannten Geſetze des Triptolemos die Eleuſinien. Mit dem Ackerbau entſtand Eigenthum, daraus Rechte und Geſetze für das bürgerliche und häusliche Leben, regelmäßiger Eheſtand, Familienverbindung und religiöſe Bande. Darum ward denn Demeter eine Thesmophoros, eine Satzungen bringende Göttin, denn θεσμός, Satzung, iſt das alterthümliche Wort für νόμος, Geſetz. An ein heiliges Feſt, die Thesmophorien (ſ. d.) knüpften nun die erſten Bildner Attika's und anderer Gegenden Griechenlands die Vorſchriften, welche ſie zur Behauptung der bürgerlichen und ſittlichen Ordnung für nothwendig hielten. Auf Tafeln eingegraben, wurden ſie an dem Feſte in feierlicher Prozeſſion herumgetragen. In Attika ſind es ſehr wahrſcheinlich diejenigen, welche den Namen Geſetze des Triptolemos führen, und von denen ſich drei in einem Fragment des Hermippos bei Porphyrios de Abstin. IV. c. 22. erhalten haben. Sie heißen:

I. Du ſollſt die Götter durch Früchte des Feldes erfreuen.
II. Du ſollſt die Thiere nicht verletzen.
III. Du ſollſt deine Eltern ehren.

Das erſte Geſetz erinnert ſogleich an jene unblutigen Opfer, welche nach den orphiſchen Lehren den Göttern die angenehmſten waren, und an den älteſten Gebrauch der Brahmareligion in Indien, nur Vegetabilien der Gottheit darzubringen. Es foderte alſo geradezu auf, jener patriarchaliſchen Religion treu zu bleiben. Die Götter geben die Früchte des Feldes, ihnen wird alſo der dankbare Menſch auch die Erſtlinge, das Kräftigſte und Beſte der Ernte darbringen. Um aber den Göttern ein ihrer würdiges Opfer immer weihen zu können, wird er auch allen Fleiß und alle Sorgfalt auf den Feldbau verwenden, und ſomit ſollte dieſes Geſetz zugleich eine Ermunterung zur unausgeſetzten Betreibung des Ackerbaues ſeyn. — Das zweite Geſetz möchte ebenſo wenig ſeinen öſtlichen Urſprung verleugnen können. Der indiſche Brahmin darf noch jetzt kein Thier tödten, ja nicht einmal verletzen, beſonders aber iſt ihm das Rind ein heiliges Thier. Dies letztere mag auch wol der Geſetzgeber vorzüglich verſtehen. Ohne Hilfe deſſelben iſt der Ackerbau für den Menſchen äußerſt beſchwerlich und mühſam, ja er konnte nur erſt recht vervollkommnet werden, als man gelernt hatte, den Ochſen vor den Pflug zu ſpannen und ihn dem Willen des Menſchen zu unterwerfen. Aber dann iſt er auch ſein treuer Mitarbeiter, und eine gewiſſe Pietät verlangt ſchon, daß ſein Leben geſchont werde. Daher ſtand auch der Pflugſtier vorzüglich unter dem Schutze der Ceres. Späterhin ward man freilich entweder durch Bedürfniß genöthigt, oder durch Luſt gereizt, ihn zu ſchlachten, aber die alte Sitte blieb doch nicht vergeſſen, und über den Mörder des Stieres wurde in Athen an den Diipolien eine Art Scheingericht gehalten. S. Diipolia. Das dritte Geſetz bezieht ſich auf das Familienleben. Die Kinder ſollen ihre Eltern ehren. Dies ſetzt alſo zuvörderſt den Eheſtand voraus. Nur, wenn Vater und Mutter in treuer, heilig gehaltener Verbindung mit einander leben, iſt eine gute Erziehung der Kinder möglich, und das Band gegenſeitiger Liebe und Hochachtung kann alle Glieder des Hauſes vereinigen. Da kann dann der Geſetzgeber den Kindern ſagen: ehret und ſeid gehorſam euren Eltern. Beſonders ſcheint auf den Gehorſam der Kinder in Beziehung auf abzuſchließende eheliche Verbindungen die Rede zu ſeyn, da das Geſetz nach dem vorigen folgt und Mann und Weib unter dem Bilde eines Zweigeſpanns oft dargeſtellt werden, um ihnen anzudeuten, daß ſie zu gleichen Arbeiten und Laſten, ſowie zu gleichen Freuden mit einander verbunden ſind. Verheirathet euch alſo nicht gegen den Willen eurer Eltern, ſagt das Gebot, folgt ihrer reifen Einſicht auch in dieſem Falle, der nun gleichſam die Grenzſcheide zwiſchen ihnen und euch wird; dann wird ihr Segen euch beglücken und, wie ſie, werdet ihr, mit dem Gatten in Liebe und Treue, zu gleicher Bürde und gleicher Erholung verbunden, ein den Göttern wohlgefälliges und glückliches Leben führen.

Die Verehrung der Ceres bei den Römern war der griechiſchen im Ganzen nachgebildet. In ihrem Tempel zu Rom hatte man die römiſchen Geſetze eingegraben. Auch fielen ihr die Güter derer zu, die einen Volkstribun verletzt hatten. Von den der Göttin zu Ehren gefeierten Cerealien ſehe man den beſ. Art. In Sicilien feierte man ein den Thesmophorien ſehr ähnliches Feſt im Anfange der Saatzeit und zur Zeit der Reife das Feſt der Proſerpina.

Die Griechen unterſchieden nach Pollux l. 1. 37. p. 25. Hemsterh. drei Arten von Ceresfeſten: Demetria, Thesmophoria, Eleusinia. S. d. beſ. Art.

Zu den griechiſchen Beinamen der Göttin gehören folgende:

1) Beinamen, die von ihren Functionen hergenommen ſind: Aliteria, Aloas, Amäa, Anaxidora, Aneſidora, Biodoros, Chloe, Chryſaoros, Chthonia, Daduchos, Erinnys, Euchloos, Ereteria, Euryanaſſa, Gephyräa, Helegeros, Luſia, Malophoros, Ompnia, Pädophile, Pampanos, Pheresbios, Phloia, Plutodotera, Polyphorbe, Poteriophoros, Proſtaſia, Proſymna, Pylagora, Sito, Soteira, Tekrotrophos, Thermeſia, Thesmia, Thesmophoros, Xiphephoros, Xanthe, Zedoros.

2) Beinamen von den Örtern ihrer Verehrung: Aktäa, Amphiktyonis, Eleuſina, Mykaleſſia, Myſia, Panachäa, Paträa, Pelasgis, Proſymna, Rharias, Stiritis.

Bei den Römern hatte ſie folgende:

1) von ihren Functionen: Alma, Arcana, Deserta, Flava, Legifera, Mammosa, Rubicunda, Spicifera, Taedifera, Late Regina, Mater agrorum.

2) Von Örtern der Verehrung: Aetnea, Ennea, Catinensis.

Über die wichtigſten dieſer Beinamen ſehe man die beſondern Artikel.

Zu dem Beinamen der Ceres, Sito, erlaube ich mir folgende Bemerkung. Das Wort bedeutet Getreide und ſcheint mir ſprachlich mit dem Namen Sitta, der Gemahlin des indiſchen Rama; zuſammenhängen. Im Sanskrit heißt Sitta terrae versura, solum fructiferum, die Furche des Bodens, der gepflügte und nun Früchte tragende Acker, daher heißt es auch in ihrem Mythos, ſie ſei mit dem Pfluge aus dem Boden hervorgepflügt worden. Sie iſt daher im Begriffe ganz Eins mit Proſerpina, die aus dem geackerten Boden hervorkeimende Saat. Auch hat ihr Mythos manche Ähnlichkeit mit dem der Proſerpina. Auch ſie wird von einem böſen Dämon, Rawana, dem mächtigen Könige der Rakſchaſas, geraubt, und dieſer erſcheint in ſeinem ganzen Weſen wie ein unterirdiſcher Pluto. Die Sonnenkraft Rama befreiet ſie wieder aus der finſtern Höhle und nimt ſie als Gattin aufs neue zu ſich, aber vorher muß ſie ſich auch durch die Feuerprobe von dem Verdachte der Untreue reinigen, wobei man an die Feuerreinigung des Demophon denken kann, aber auch daran, daß Proſerpina ebenfalls durch ihre Bethörung als eine Gefallne erſcheint. Zuletzt verſinkt auch Sitta in die Erde, aber ihr Geiſt, ein Awatar der Lakſchmi des Wiſchnu, alſo eins mit dem hohen kosmogoniſchen Prinzip Maja, ſchwingt ſich zum Paradieſe ihres Gemahls empor. Sie iſt daher auch eine in der Ober- und Unterwelt Herrſchende wie Proſerpina, Licht und Nacht, Sonne und Mond, das Samenkorn unter und über der Erde. Es wäre wol nicht unmöglich, daß ihr Mythos in Indien den in Hellas veranlaßt habe.

Was endlich die Abbildung der Ceres betrifft, ſo bemerkt Hirt im archäologiſchen Bilderbuche S. 28, daß ſie ganz den Charakter der Juno darſtelle, dieſelbe hohe Geſtalt, daſſelbe Matronenanſehen, doch im Ganzen milder. Das Auge iſt weniger geöffnet und ſanfter blickend; die Stirn niedriger und ſtatt des Diadems das Haupt mit einem Ährenkranze umwunden, oder ſtatt deſſen mit einem bloßen Bande. Die Falten der Tunika fallen geradlinig zu ihren Füßen herab; nur das kurze Übergewand unterbricht dieſe Einfachheit durch zierliche Faltenenden. Ihr Mantel fällt hinten über den Rücken und verhüllt nichts von der Vorderanſicht der Geſtalt. In Bildern, wo ſie dem Triptolemos die Ähren reicht, erſcheint ſie mehr eingehüllt und mit verſchleiertem Hinterkopfe. Sie ſcheint jetzt zugleich die myſteriöſe Göttin zu ſeyn. Zu ihren Attributen gehören das königliche Zepter, Ähren und Mohnköpfe, die ſie theils in der Hand hält, theils als Kranz um das Haupthaar gewunden trägt; außerdem noch der Drachenwagen, der geheimnißvolle Korb (cista mystica) und die Fackeln.

(J. A. L. Richter.)

Ende des dreiundzwanzigſten Theiles der erſten Section.

DEC 23 1915

Gedruckt bei Friedrich Ruff in Halle.

Dampf.

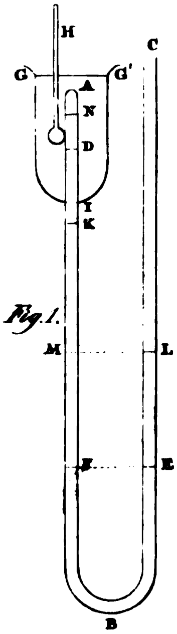

H
C
G
G'
A
N
D
I
K
M
L
F
E
B

Fig. 1.

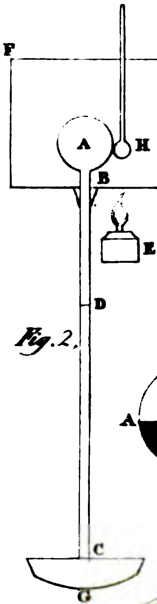


Fig. 2.

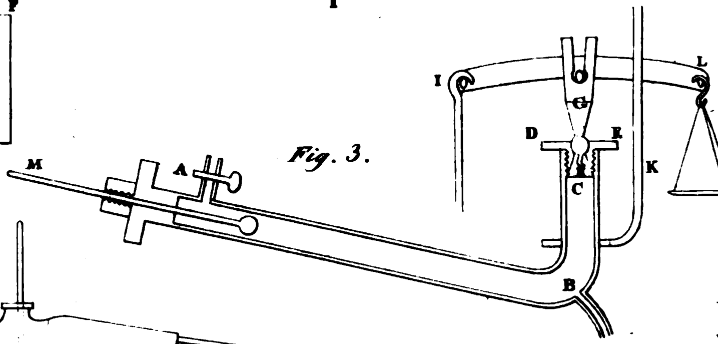

I
L
G
D
E
C
K
M
A
B

Fig. 3.

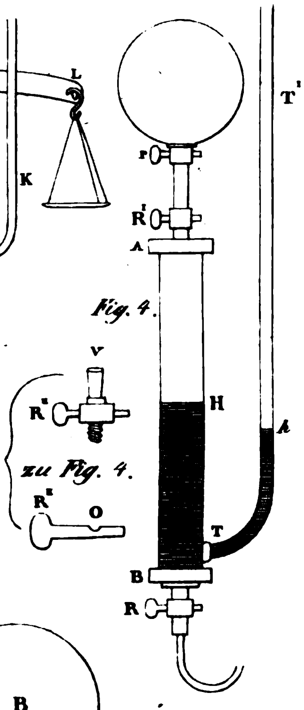

T'
P
R'
A
H
h
T
B
R
V
R²
zu Fig. 4.
R²
O

Fig. 4.

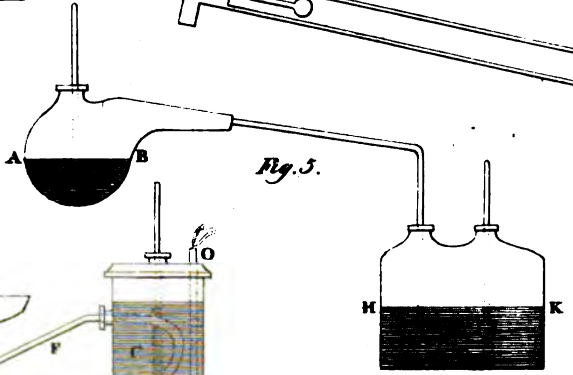


Fig. 5.

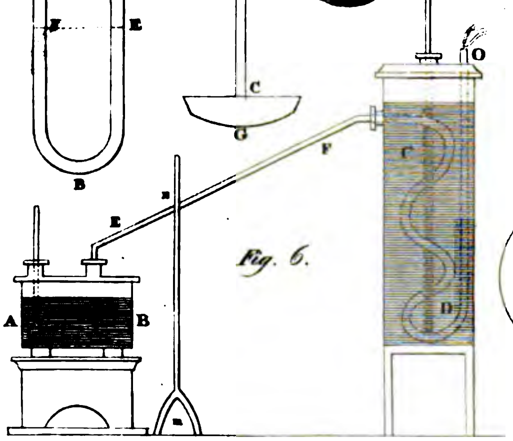


Fig. 6.

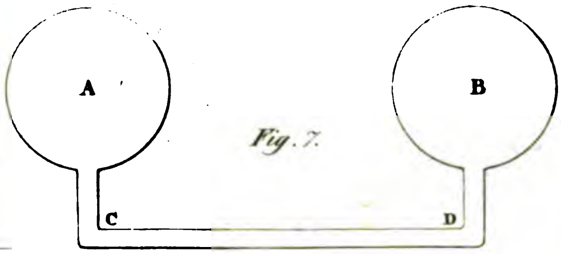


Fig. 7.

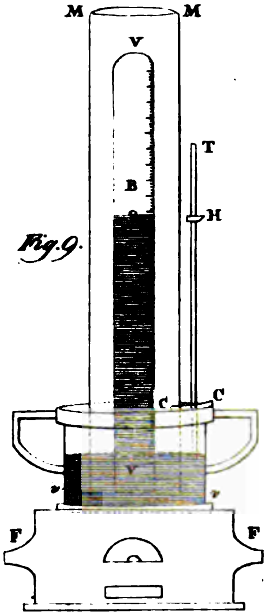

M
M
V
B
T
H
C
C
V
v
v
F
F

Fig. 9.

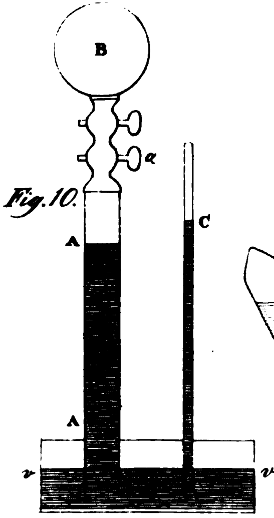


Fig. 10.

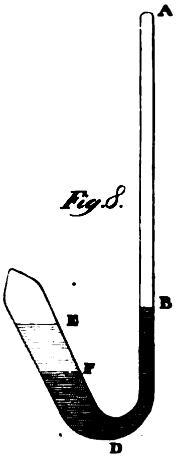


Fig. 8.

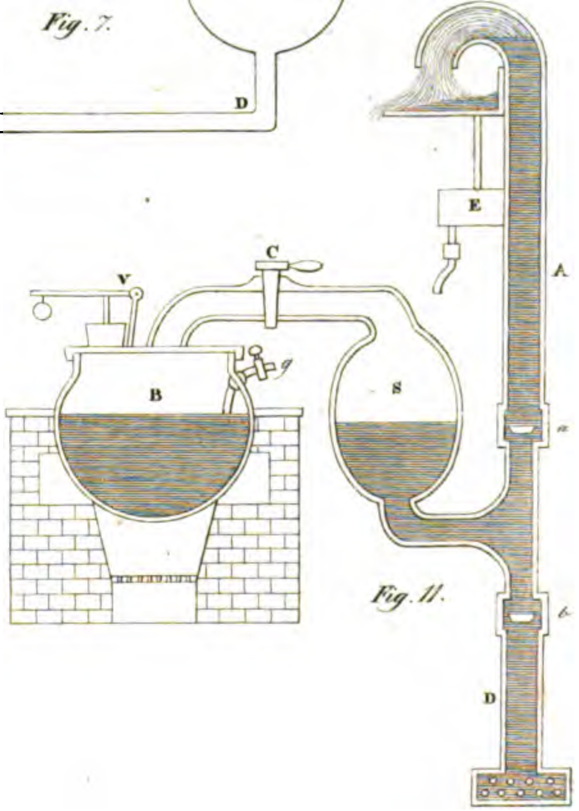

E
A
C
V
g
B
S
a
b
D

Fig. 11.

Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dampf.

Fig. 1.

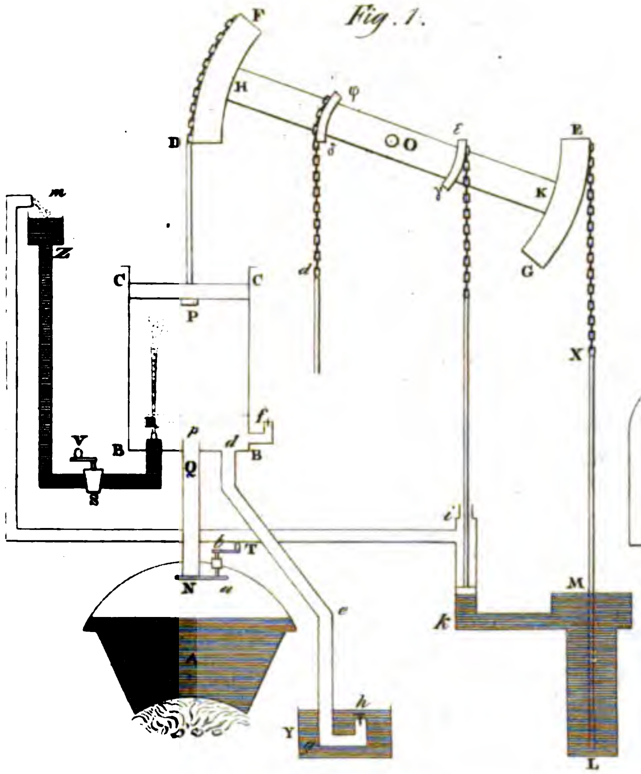

F
H
φ
D
δ
O
ε
E
γ
K
G
d
m
Z
C
C
P
X
V
R
B
p
d
f
B
Q
i
T
N
a
e
k
M
h
Y
g
L
S

Fig. 2.

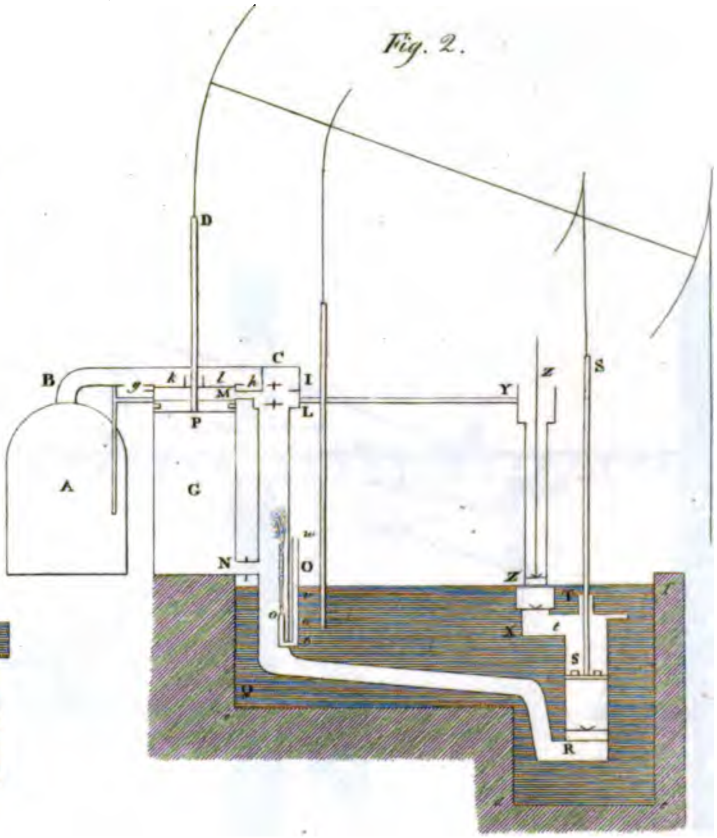

D
B
g
k
l
k
C
I
M
P
L
Y
Z
S
A
G
N
w
O
Z
T
X
t
S
Q
R

Fig. 3.

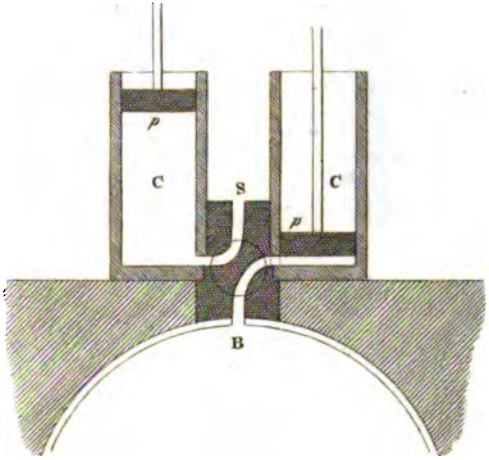


Fig. 4.

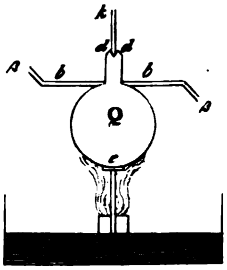
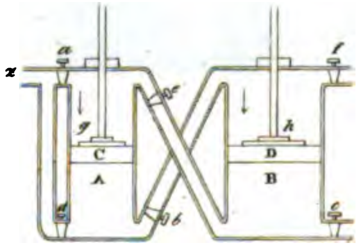
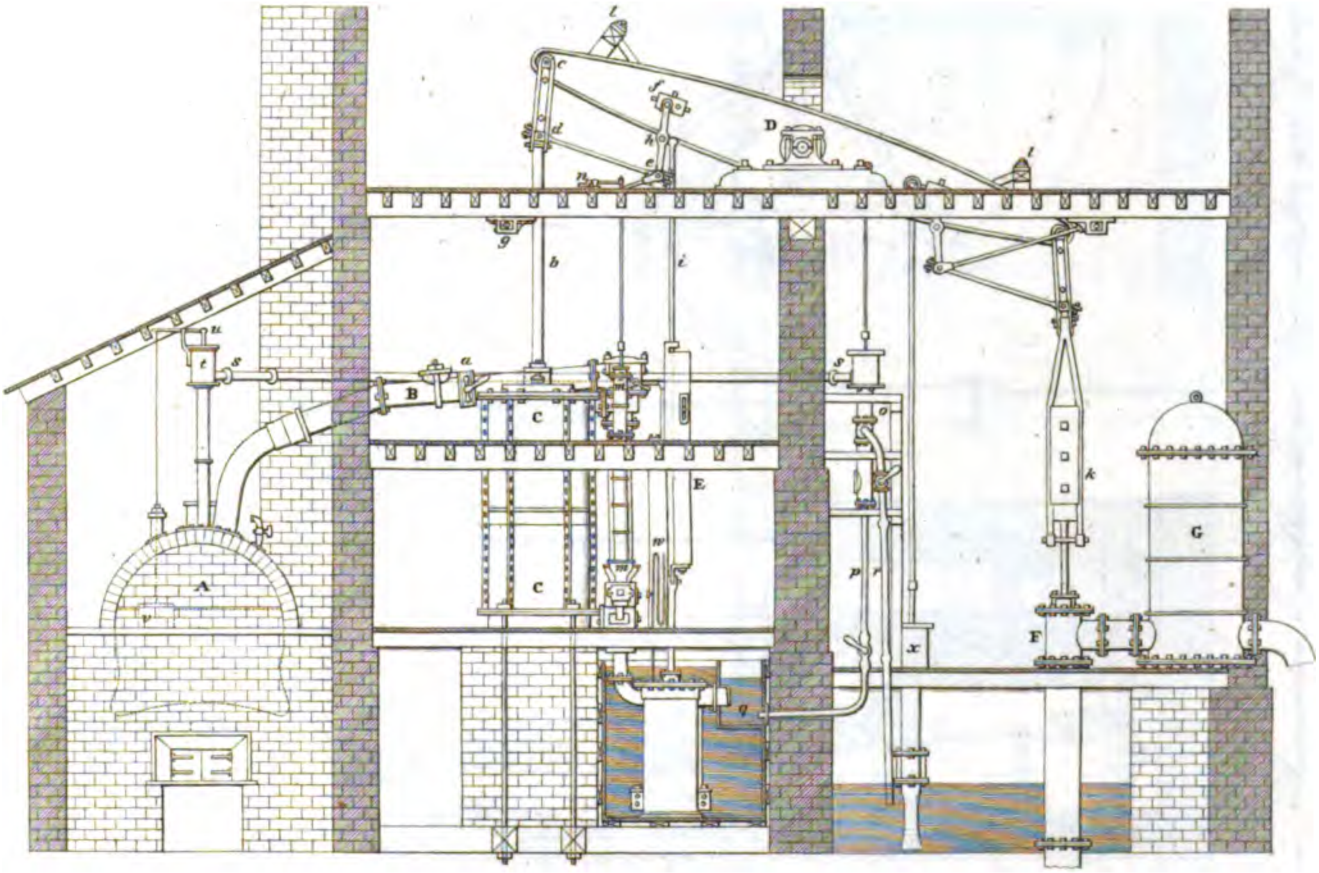


Fig. 5.


a
f
z
g
C
A
D
h
B
d
b
e

Taf. III.

Dampf.

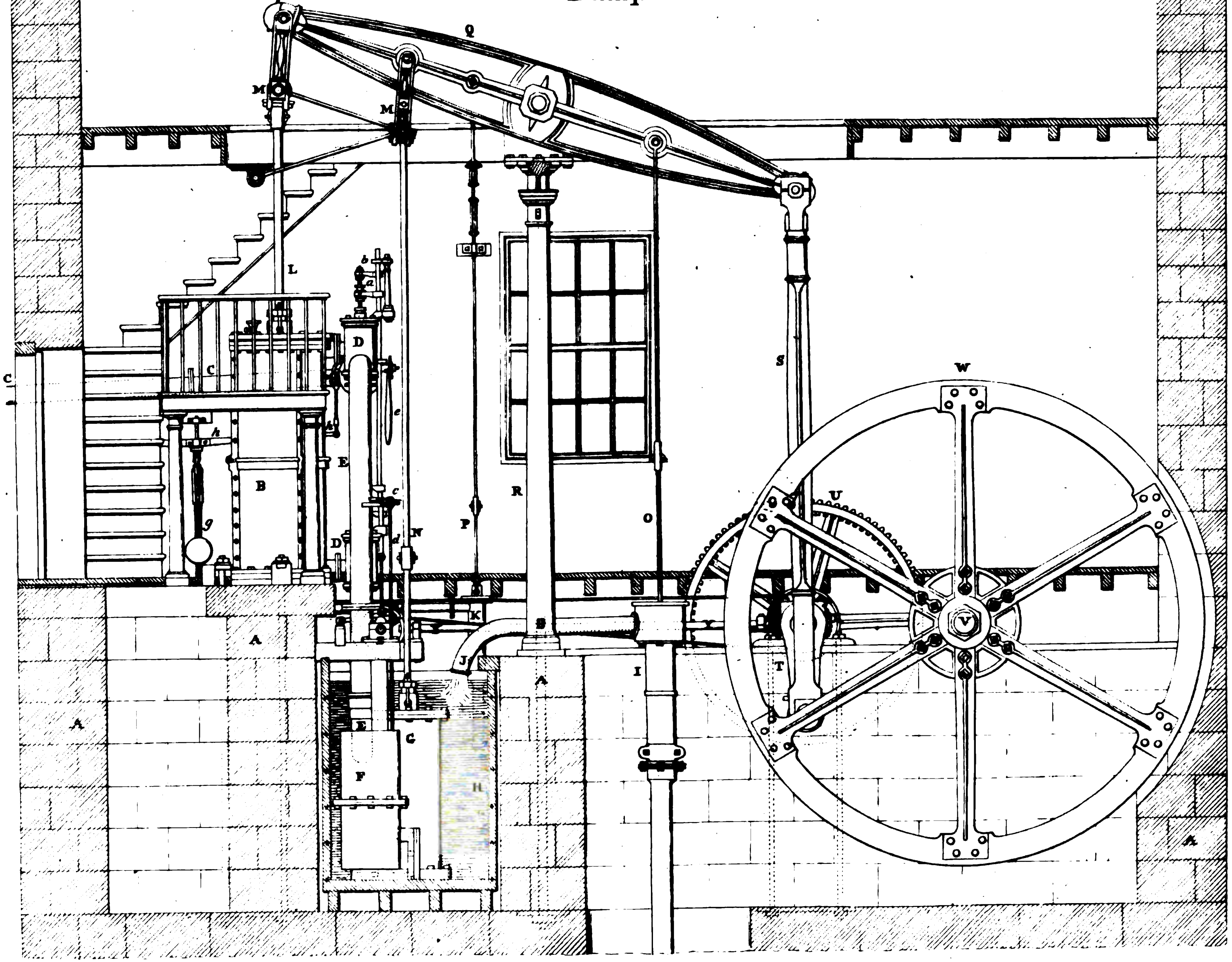


l
c
f
D
d
h
e
n
l
g
b
i
u
t
s
a
B
C
S
o
E
k
G
A
v
w
m
C
p
r
x
F
q

I C Böhme sc.

Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dampf.


Q
M
M
L
b
a
D
C
C
h
E
e
B
c
g
D
d
N
P
R
O
S
W
U
V
K
S
J
I
T
A
A
A
A
E
G
F
H

J. C. Böhme sc.

Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dampf.

Fig. 1.

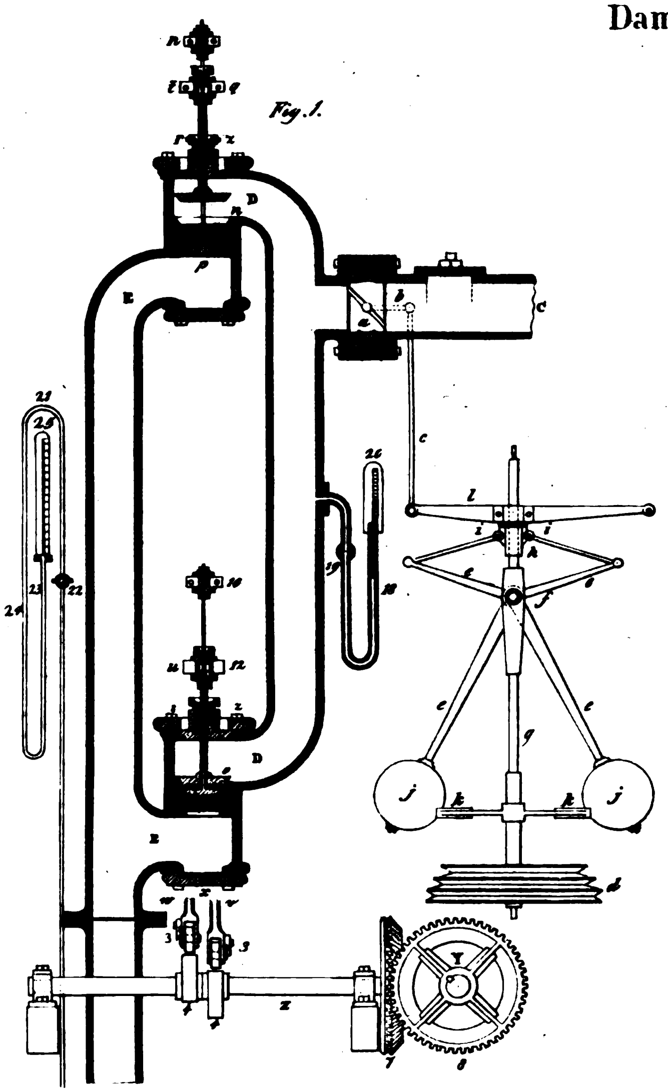

R
t
q
r
x
D
n
p
E
C
a
b
c
l
i
h
e
f
g
j
k
d
21
25
24
23
22
26
19
18
10
u
m
z
o
w
x
v
3
4
2
z
Y
7
8

Fig. 2.

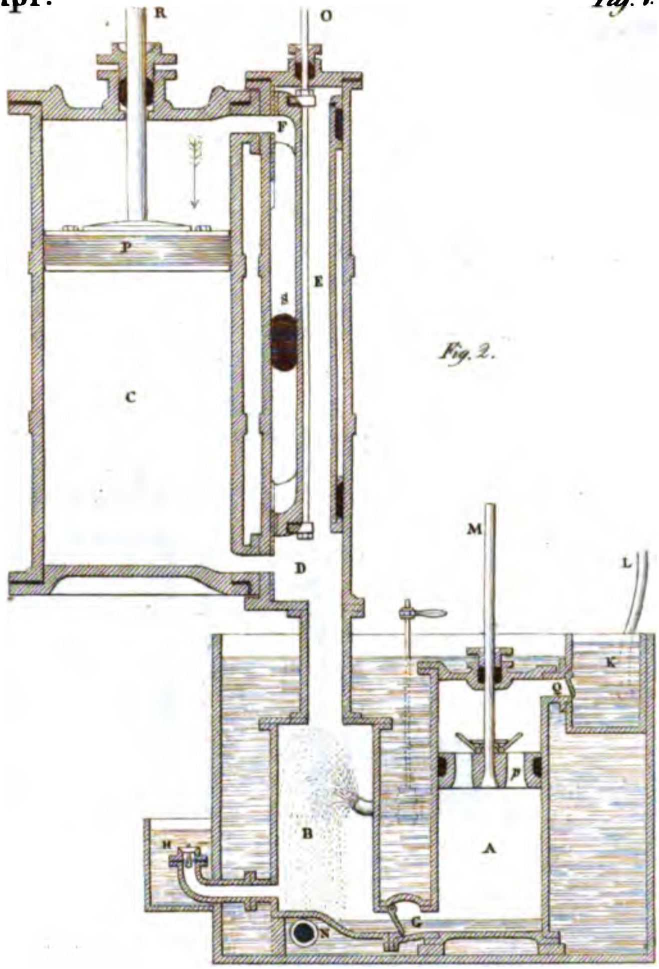

R
O
F
P
E
S
C
D
M
L
K
Q
p
B
A
H
N
G

Fig. 3.

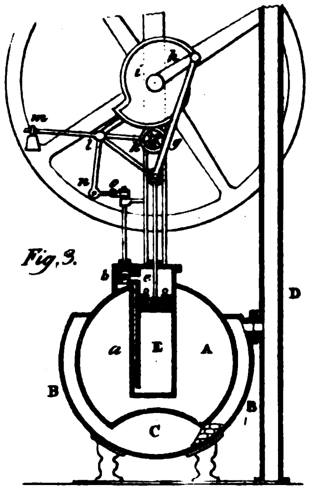

h
i
m
l
k
g
n
e
d
b
c
E
a
A
B
C
D

Fig. 4.

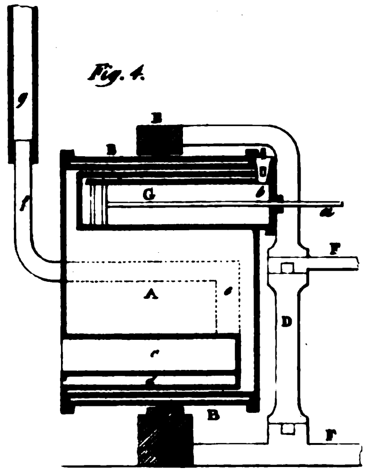
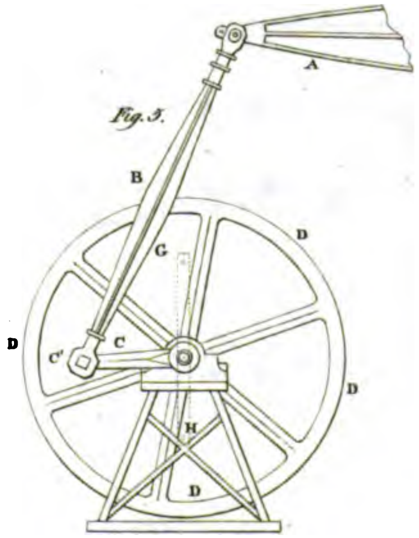

g
f
B
G
a
F
A
e
c
D
B
F

Fig. 5.


A
B
G
D
C
C'
H
D
D
D

I. C. Böhme sc.

Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Dampf.

Fig. 1.

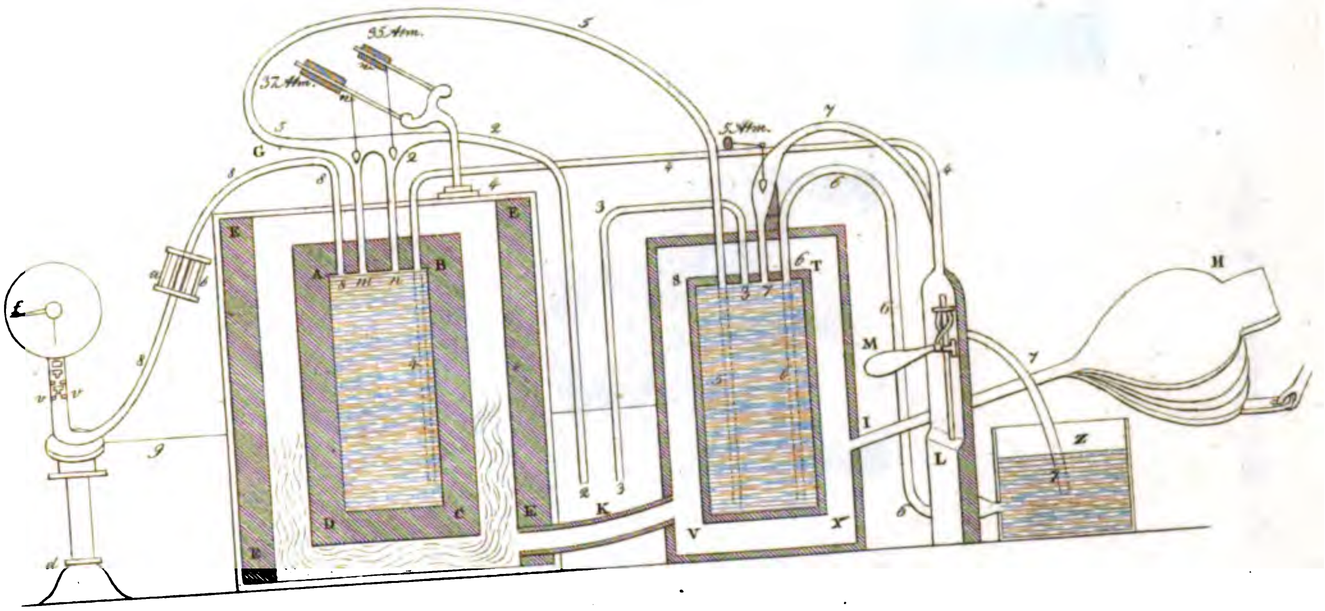

5
35 Atm.
37 Atm.
2
5
G
8
4
5 Atm.
7
6
3
E
A
m
n
B
D
C
K
S
T
V
X
M
I
L
H
Z
f
a
b
v
d
9

Fig. 2.

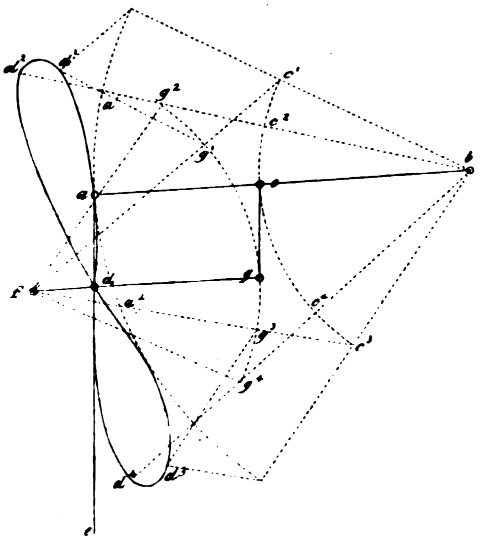

d²
a¹
c¹
g²
c²
g¹
b
a
e
f
d
g
e¹
c³
g³
g⁴
d⁴
d³

Fig. 3.

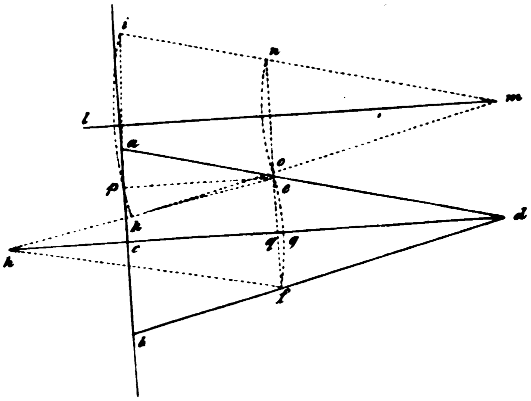
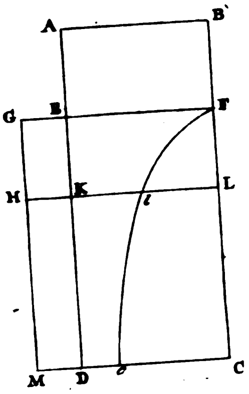

i
n
l
m
a
o
p
e
d
h
k
c
q
g
f
b

Fig. 4.


A
B
G
E
F
H
K
L
l
M
D
o
C

Dampf.

Fig. 1.

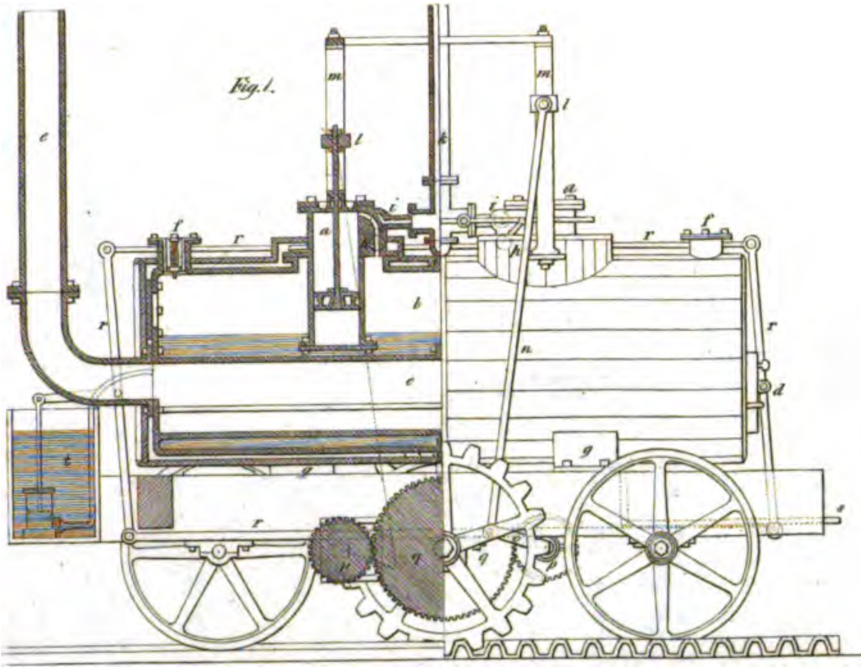

e
m
l
m
l
k
i
i
a
f
r
r
f
h
b
c
d
t
g
p
q
s

Fig. 2

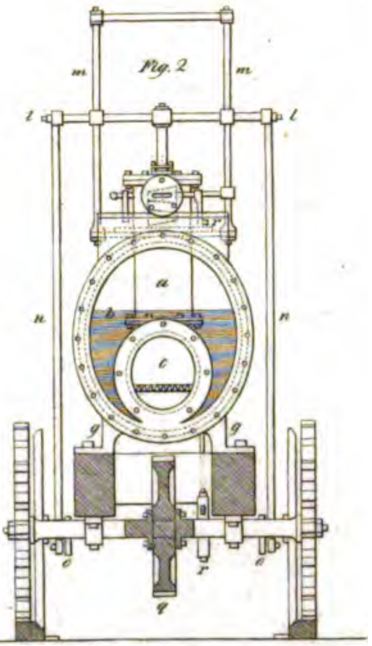
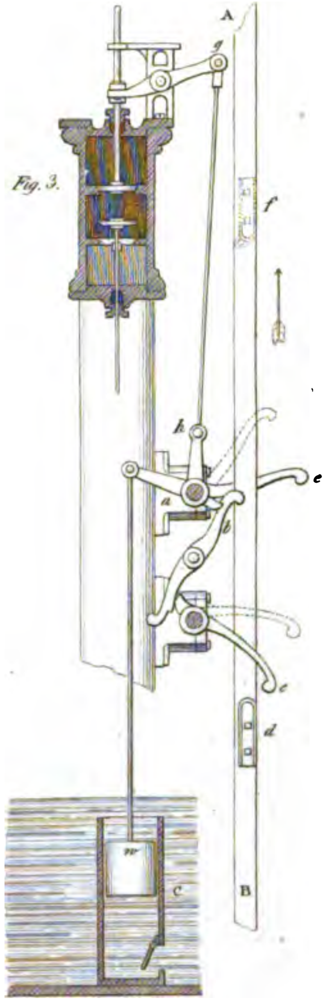

m
m
l
l
a
b
c
g
g
n
n
o
o
r
q

Fig. 3.

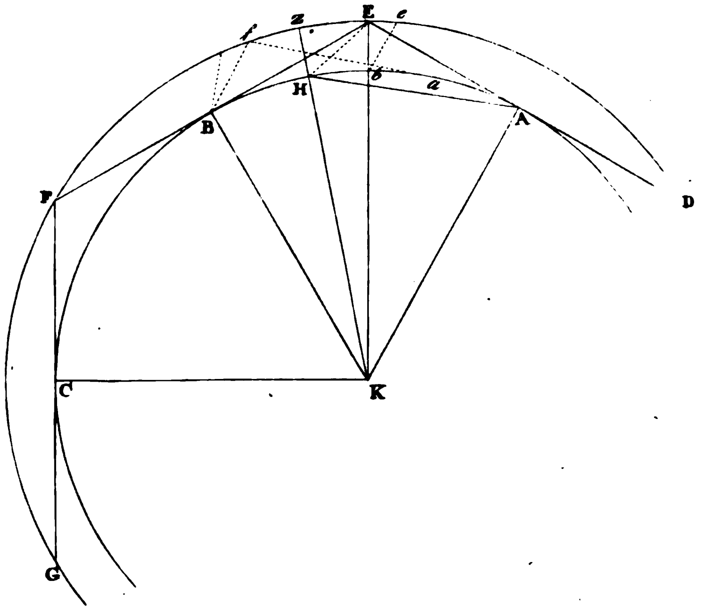

A
g
f
h
e
a
b
e
d
w
C
B

I. C. Böhme sc.

Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

Taf. I

Dämmerung.

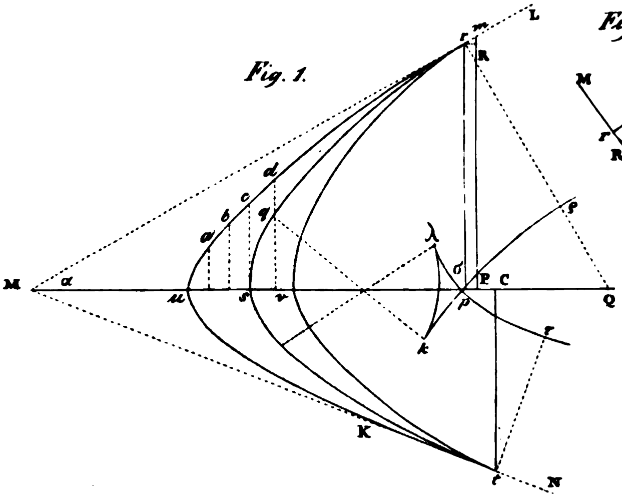


z
E
e
f
b
a
H
B
A
F
D
C
K
G

Taf. II.

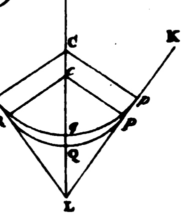
Damm.

Fig. 1.



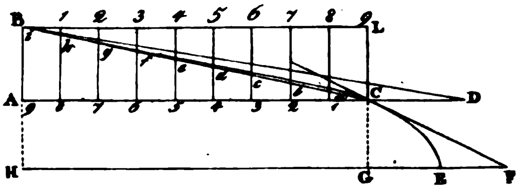
r
m
L
R
d
c
b
q
a
M
α
u
s
v
λ
σ
P
C
Q
ρ
φ
k
r
K
t
N

Fig. 2.



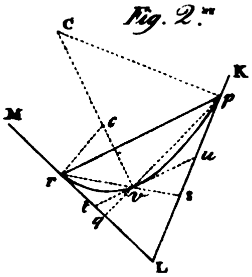
C
c
K
r
p
R
q
P
Q
L

Fig. 3.



B
1
2
3
4
5
6
7
8
9
L
i
h
g
f
e
d
c
b
a
C
D
A
9
8
7
6
5
4
3
2
1
H
G
E
F

Fig. 2.m



C
K
M
p
c
u
r
v
s
t
q
L

Fig. 4.

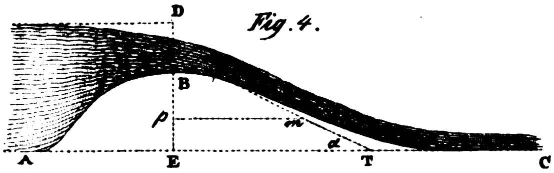


Fig. 4.m

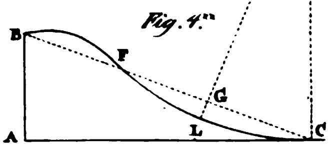
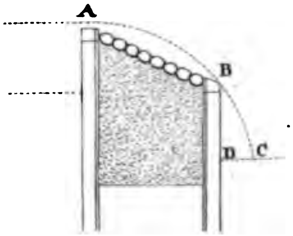
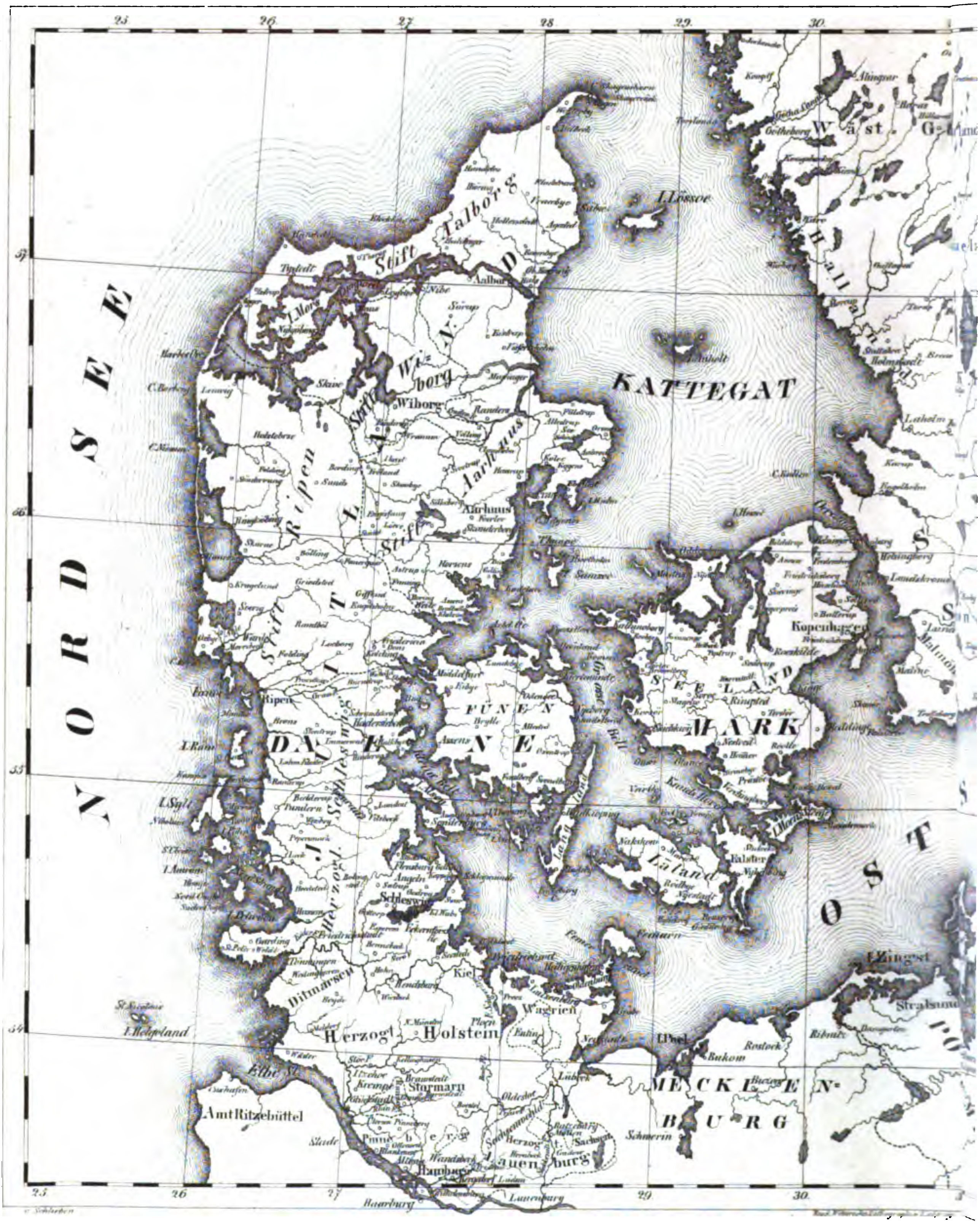


Fig. 5.



Zur Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

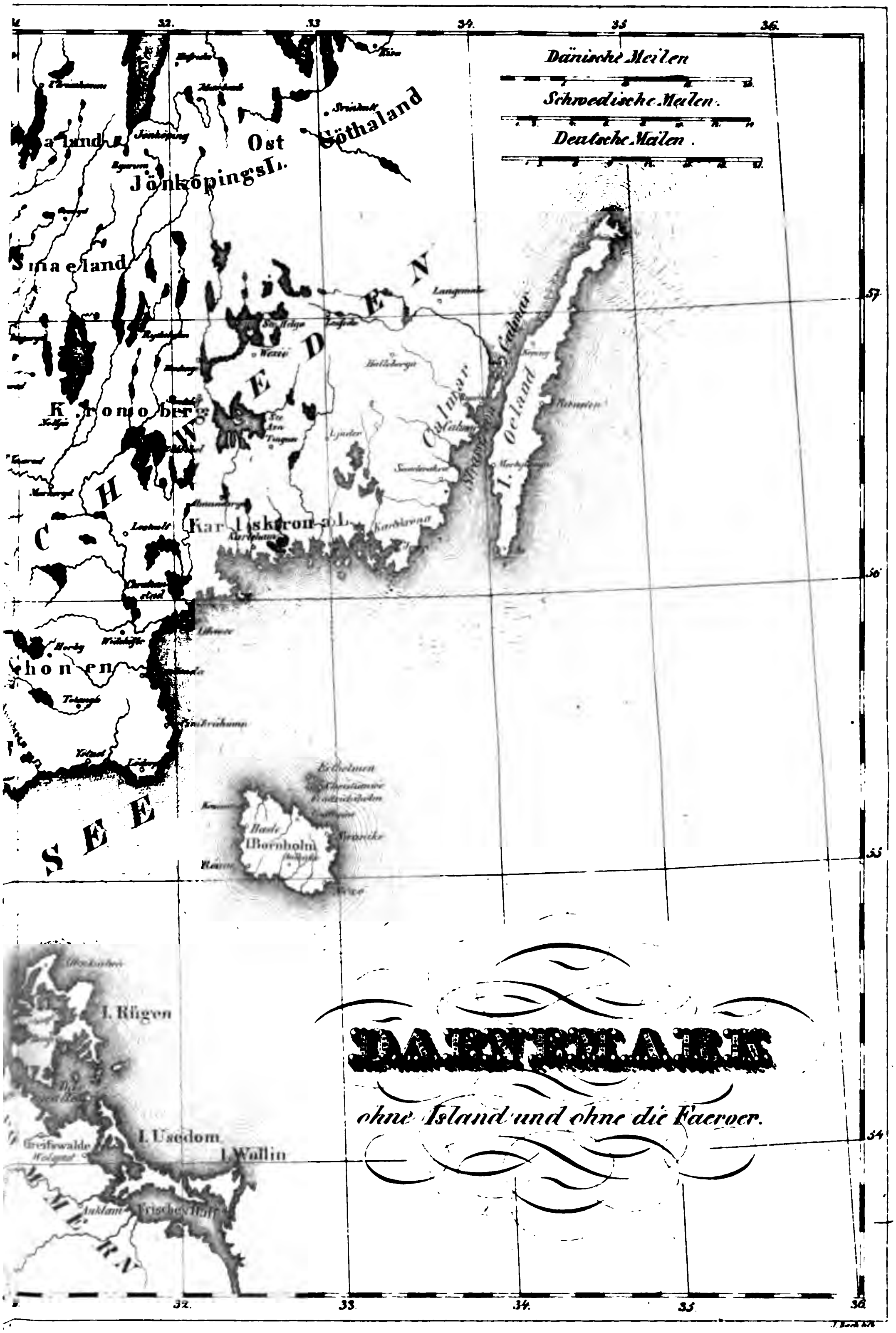
NEUE GEOGR



25
26
27
28
29
30
57
56
55
54
NORD SEE
KATTEGAT
OST SEE
JÜTLAND
DÄNNEMARK
Stift Aalborg
Stift Wiborg
Stift Aarhuus
Stift Ripen
Aalborg
Wiborg
Randers
Aarhuus
Horsens
Skive
Lemvig
Holstebro
Ripen
FÜNEN
SEELAND
Kopenhagen
Roeskilde
Ringsted
Laland
Falster
I. Moen
Herzogt. Schleswig
Schleswig
Flensburg
Angeln
Friedrichstadt
Tönningen
Ditmarsen
Kiel
Rendsburg
Wagrien
Herzogt. Holstein
Plön
Eutin
Stormarn
Itzehoe
Glückstadt
Pinneberg
Altona
Hamburg
Lübeck
Herzogt. Lauenburg
Amt Ritzebüttel
Cuxhafen
Stade
Elbe St.
I. Helgoland
I. Sylt
I. Röm
I. Lässoe
I. Anholt
Gr. Belt
Kl. Belt
Langeland
Samsoe
Femern
I. Poel
Bukow
Rostock
Ribnitz
MECKLENBURG
Schwerin
I. Zingst
Stralsund
Wäst Göthland
Götheborg
Halland
Laholm
Helsingborg
Landskrona
Malmö
Harburg
Lüneburg

Zur Allg. Encyclopaedie der Künste und Wissenschaf

APHIE.


Dänische Meilen
Schwedische Meilen.
Deutsche Meilen.
Ost Göthaland
Jönköpings L.
Jönköping
Smaeland
Kronoberg
S C H W E D E N
Wexiö
Karlskrona L.
Karlskrona
Christianstad
Schonen
Cimbrishamn
Langemale
Calmar
Calmar Sund
I. Oeland
Ertholmen
I. Bornholm
Rönne
Nexö
S E E
I. Rügen
I. Usedom
I. Wallin
Greifswalde
Wolgast
Anklam
Frisches Haff
P O M M E R N
32.
33
34.
35
36.
57
56
55
54
DAENEMARK
ohne Island und ohne die Faeroer.

en von Ersch und Gruber gehörig.

DECKE.

Tab. I.

Fig. 1. A.

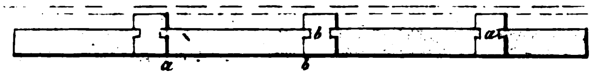


Fig. 1. B.

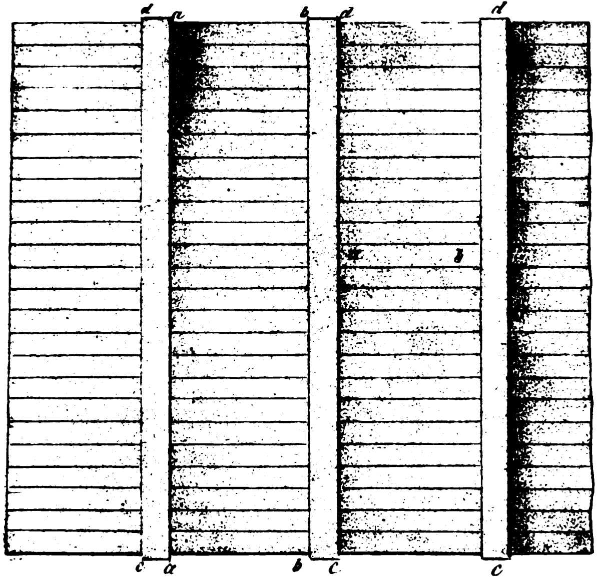

d
a
b
d
d
a
b
c
a
b
c
c

Fig. 2. A.

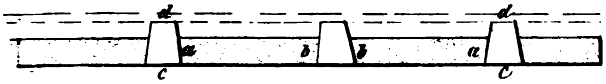


Fig. 2. B.

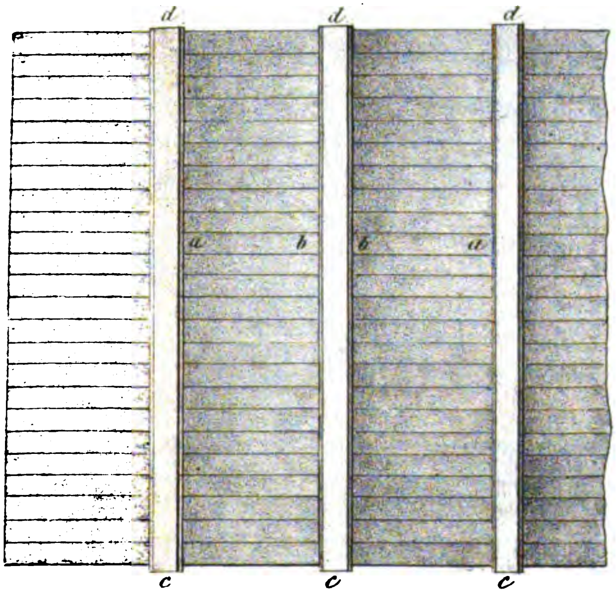

d
d
d
a
b
b
a
c
c
c

Fig. 3. A.

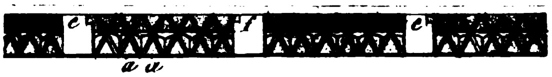
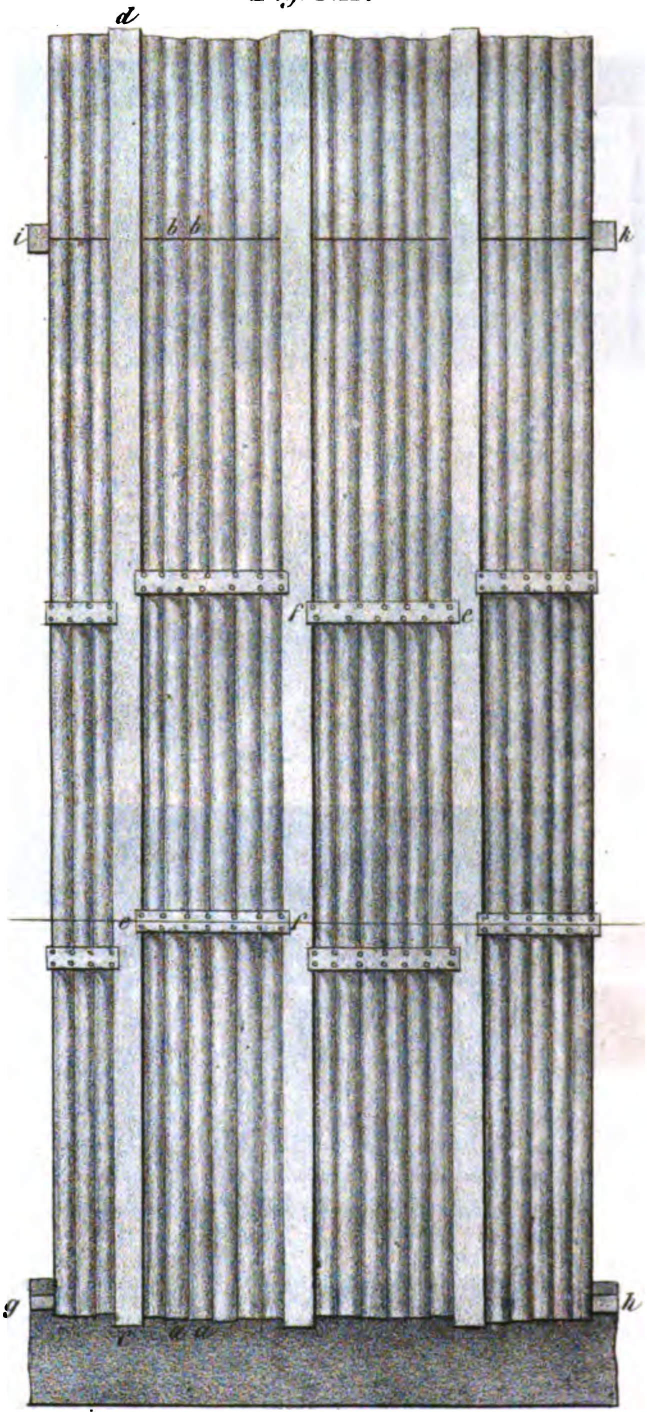
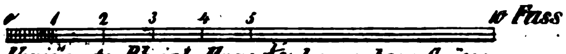


Fig. 3. B.


d
i
b b
k
f
e
e
f
g
h
c
a a


0
1
2
3
4
5
10 Fass

Verjüngtes Rheinl. Maas $\frac{1}{48}$ der wahren Grösse.

DECKE.

Fig. 4. A.

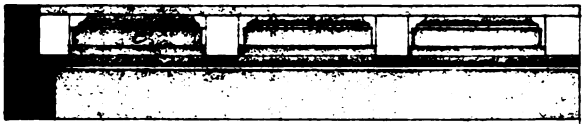


Fig. 4. B.

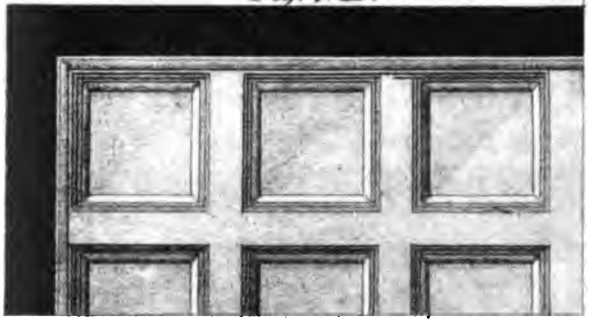


Fig. 6. A.

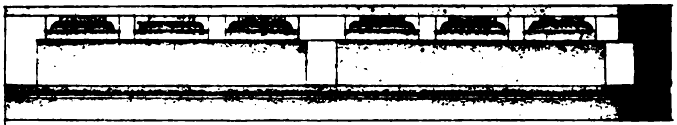


Fig. 6. B.

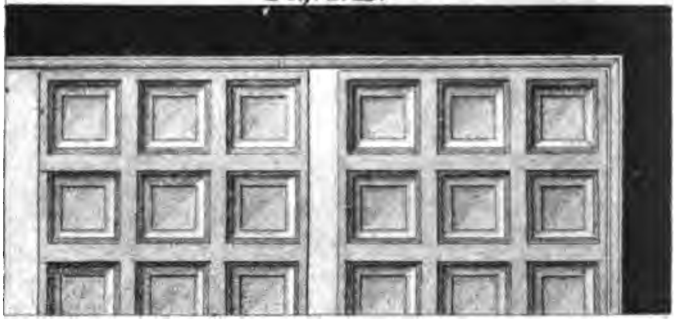


Fig. 5. A.

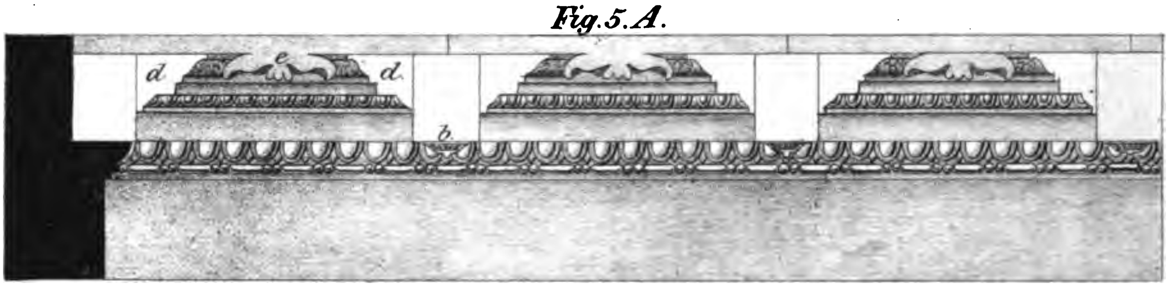
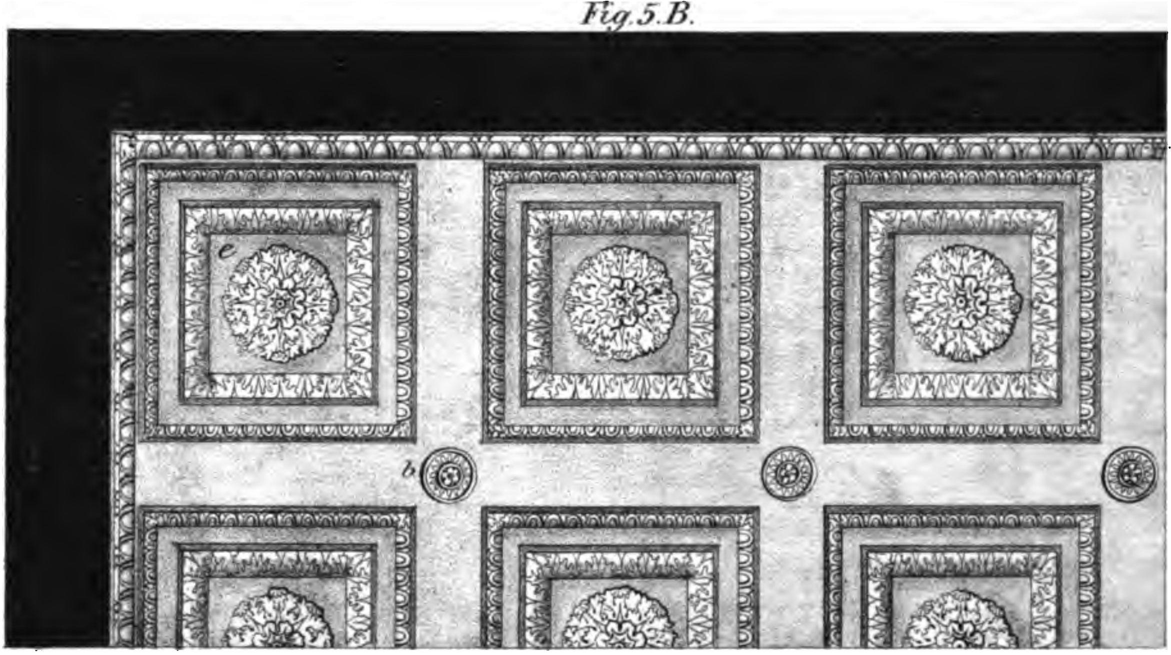


Fig. 5. B.



0
1.
2.
3.
4.
5.
10.
Fuss.

Verjüngtes Rheinl: Maas 1/48 der wahren Grösse. Maasstab für Fig. 4. u. 6.

0
1.
2.
3.
4.
5
Fuss.

Verjüngtes Rheinl: Maas. 1/24 der wahren Grösse Maasstab für Fig. 5.

DECKE.

Fig. 7. A.

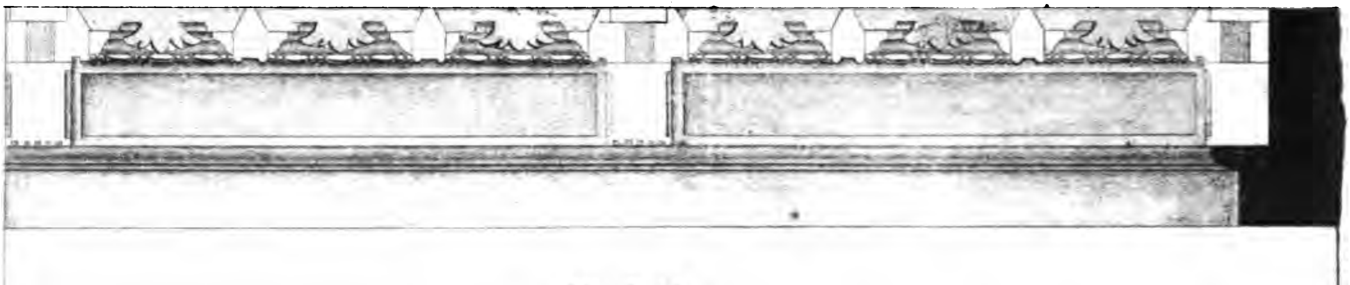


Fig. 7. B.

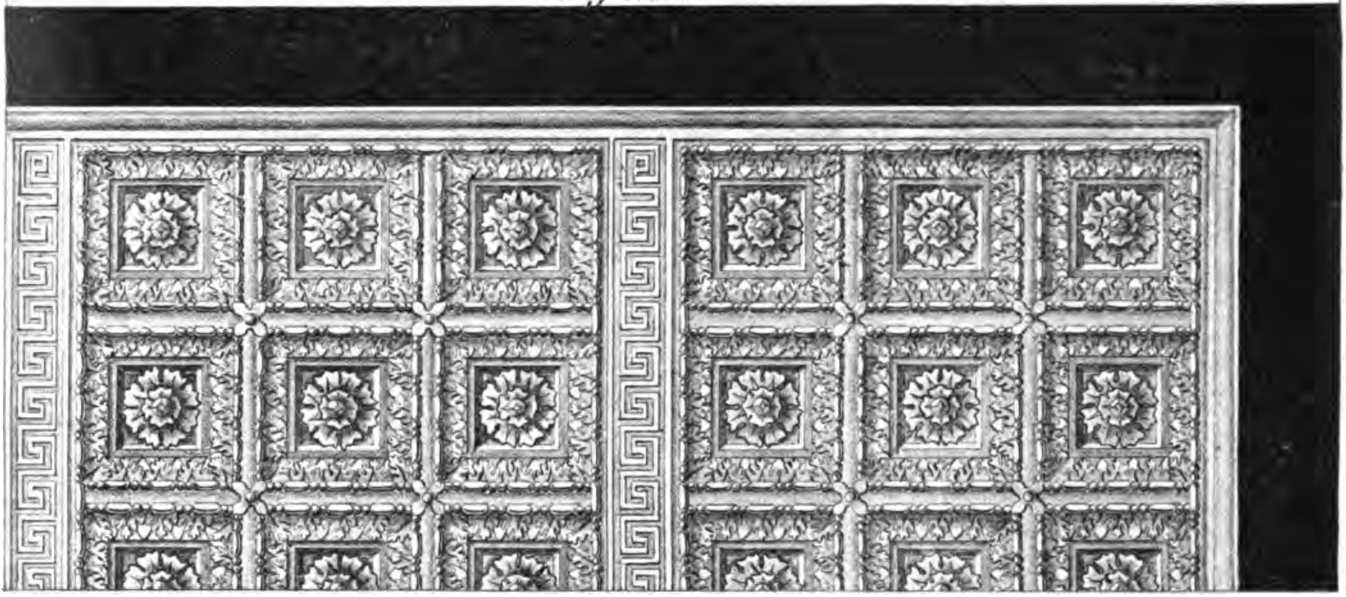


Fig. 8. A.

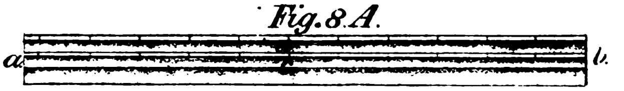


Fig. 8. B.

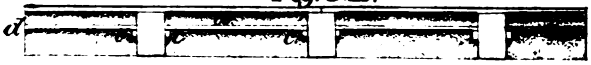


Fig. 8. E.

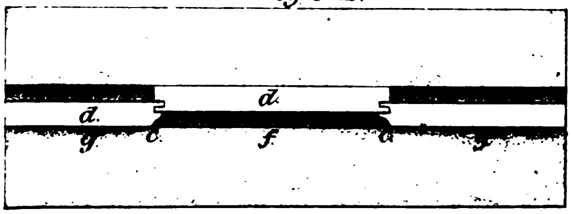


Fig. 8. C.

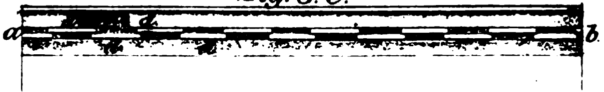
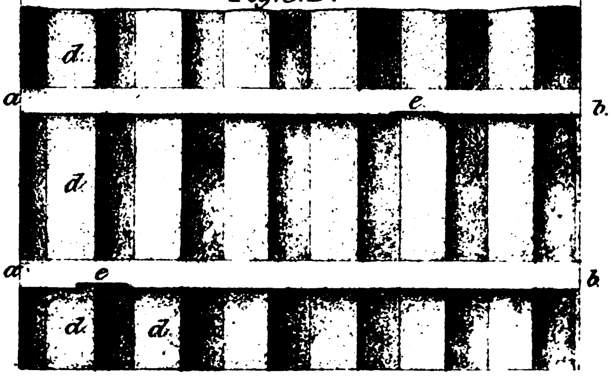
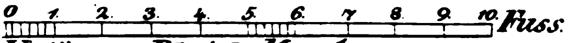
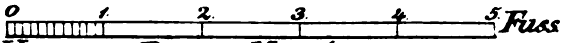


Fig. 8. D.


d
a
e
b
d
a
e
b
d
d


0
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
Fuss

Verjüngtes Rheinl. Maass $\frac{1}{48}$ d. wahr. Grösse. Maasstab für Fig. 8. A. bis Fig. 8. D.


0
1
2
3
4
5
Fuss

Verjüngtes Rheinl. Maass $\frac{1}{24}$ d. wahren Grösse. Maasstab, für Fig. 7.

Fig. 9. A.

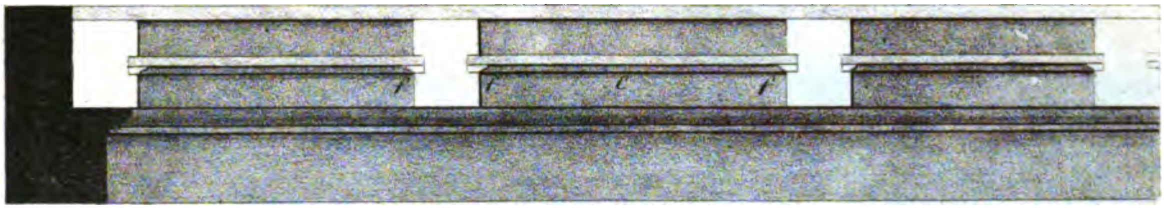


Fig. 9. B.

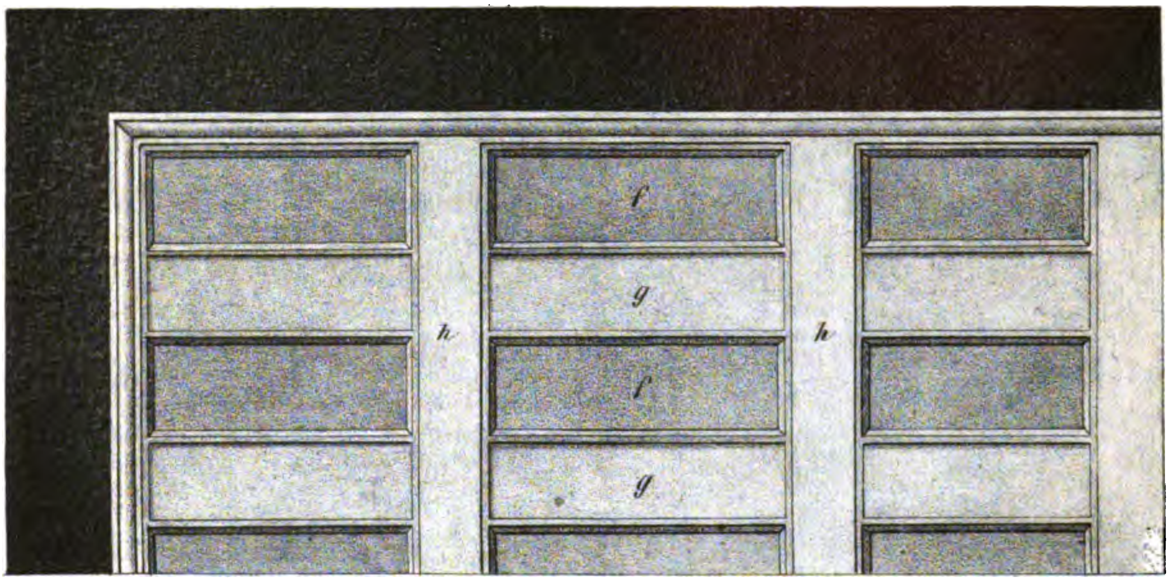


Fig. 10.

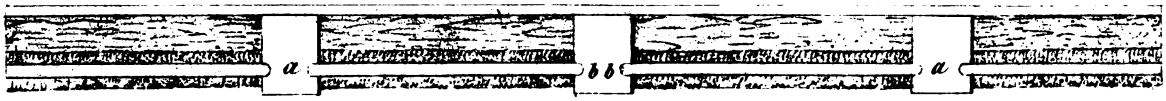


Fig. 11.

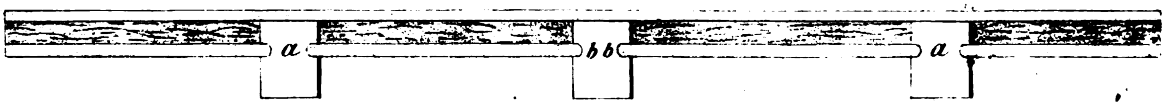
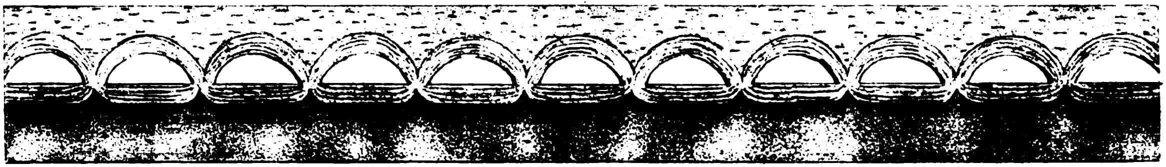


Fig. 12.



0
1
2
3
4
5
6
Fuss

Verjüngtes Rheinl. Maas 1/24 der wahren Grösse.

DECKE.

Fig. 13, A.

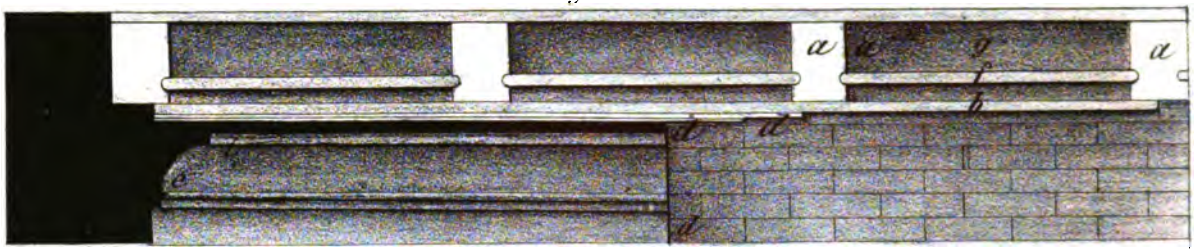

a
e
g
f
b
a
d
d
c
d

Fig. 13, B.

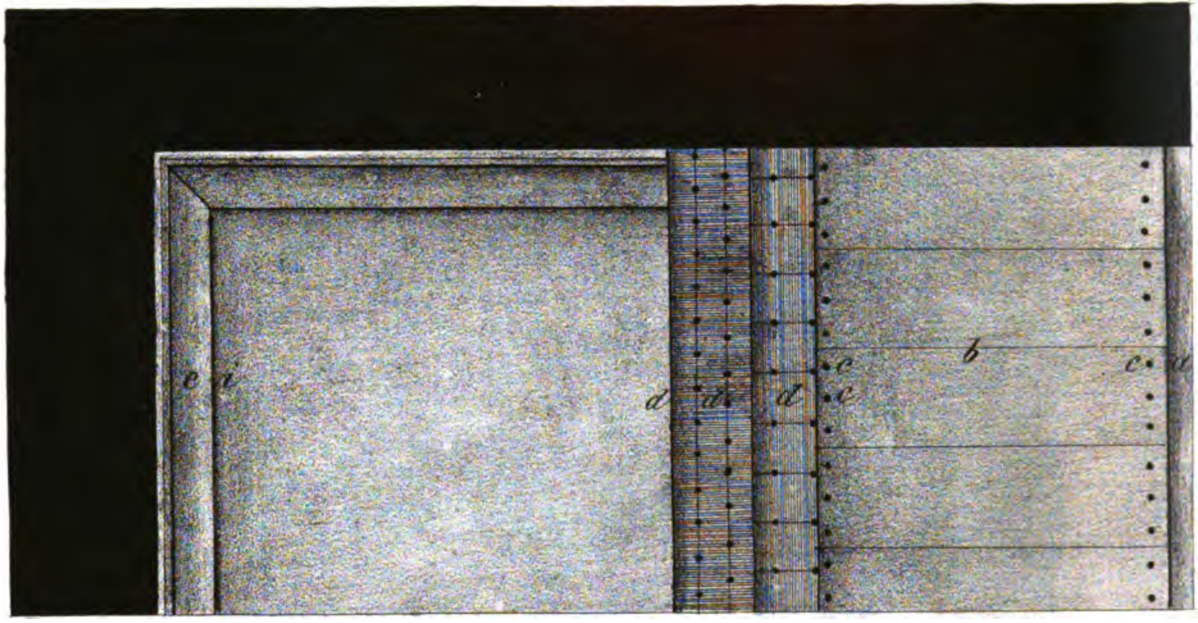

e
i
d
d
d
c
c
b
c
a

Fig. 13, C.

Fig. 13, D.

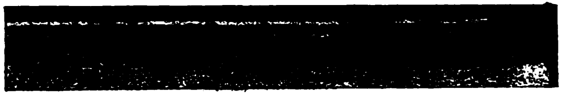


Fig. 13, E.

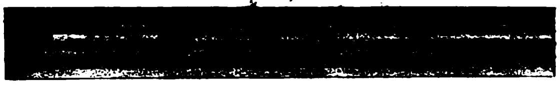


Fig. 13, F.

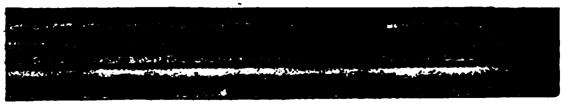


Fig. 13, G.

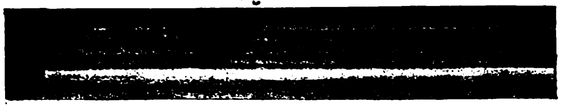
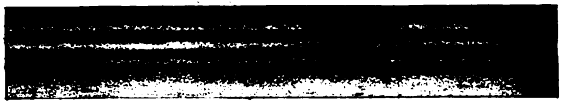
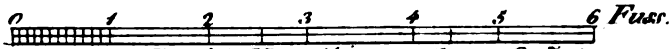


Fig. 13, H.




0
1
2
3
4
5
6 Fuss.

Verjüngtes Rheinl. Maas 1/24 der wahren Grösse.

DECKE.

Tab. 17.

Fig. 14.

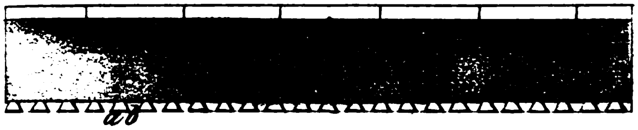


Fig. 15.

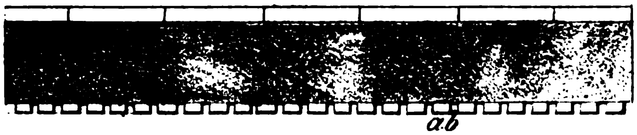


Fig. 16, A.

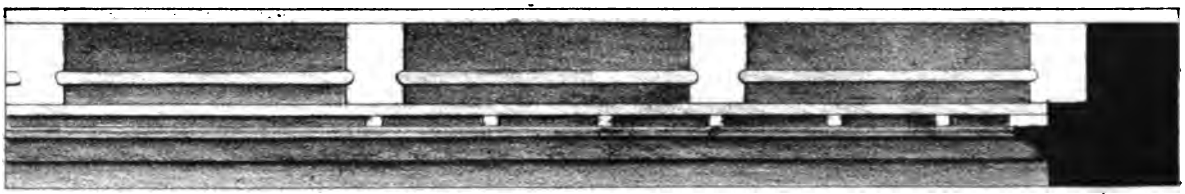


Fig. 16, B.

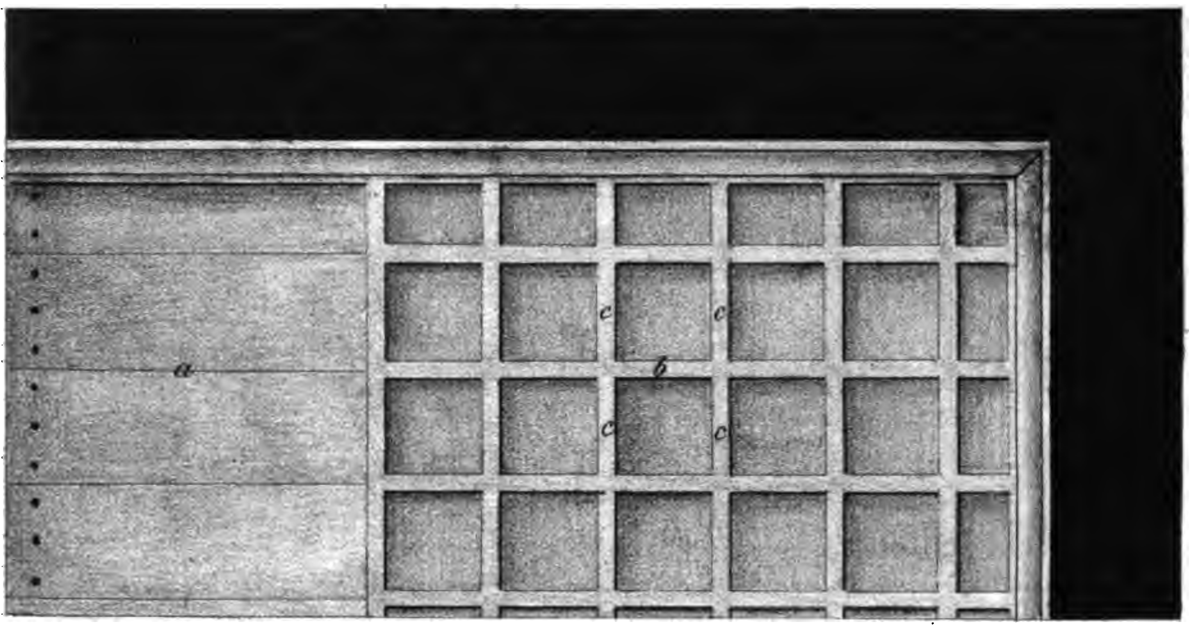


Fig. 17.

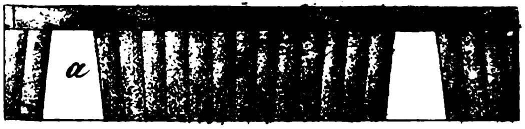


Fig. 18.

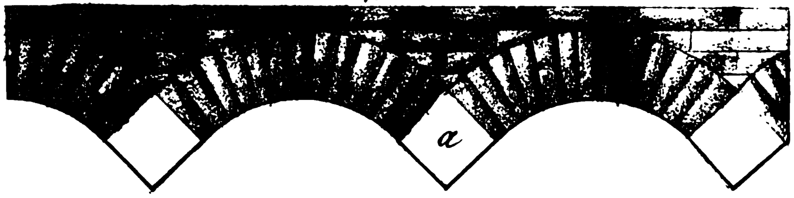
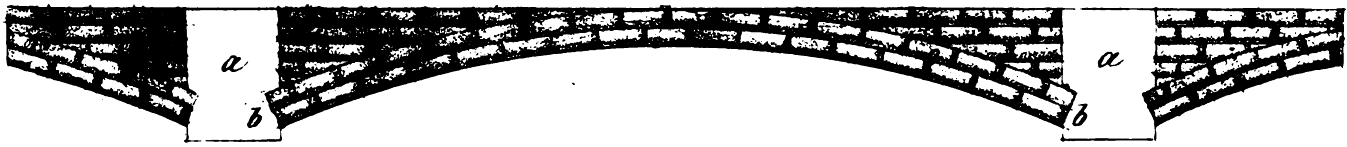
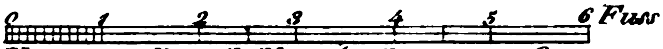


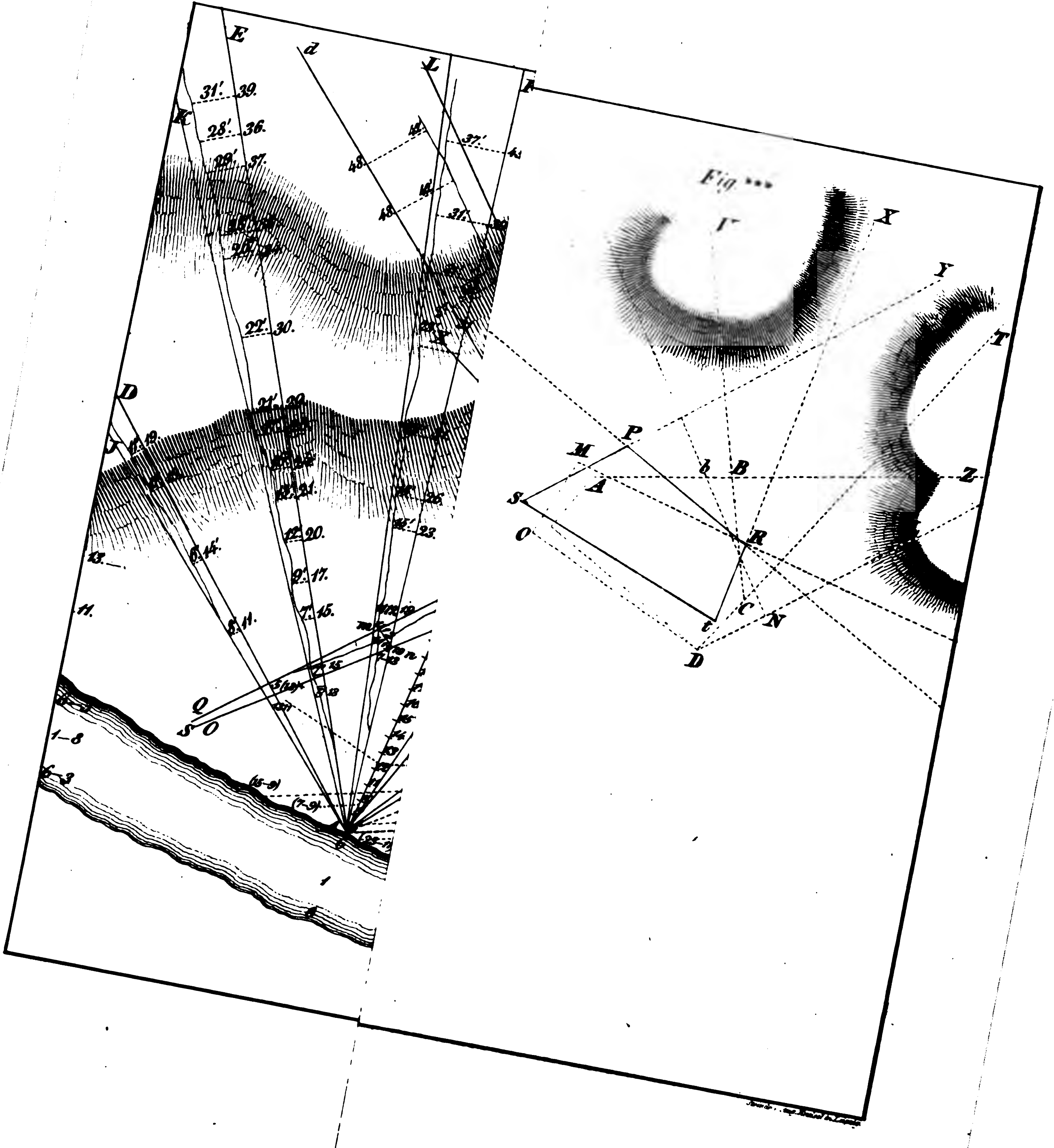
Fig. 19.




0
1
2
3
4
5
6 Fuss

Verjüngtes Rheinl. Maas 1/24 der wahren Grösse.

Zur Allgemeinen Encyklopaedie der Wissenschaften u. Künste.


E
d
L
K
31′. 39.
28′. 36.
29′. 37.
27′. 30.
21′. 29.
12. 20.
9′. 17.
7. 15.
6. 14′.
8. 11.
13.
11.
D
J
Q
S
O
1–8
6–3
1
Fig.
X
Y
T
Z
P
M
A
b
B
S
O
R
C
N
t
D